Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für die

gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in funfzehn Bänden.

Dreizehnter Band.

Salieri bis Sprachlehre.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Dreizehnter Band.

Salieri bis Sprachlehre.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Dreizehnter Band.

Salieri bis Sprachlehre.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

S.

Salieri (Antonio), berühmter ital. Tonsetzer, geb. zu Legnano im Venetianischen 19. Aug. 1750, hatte seinen ältern Bruder Francesco und den Organisten Simoni zu Lehrern im Violinspielen, Singen und Klavierspielen und kam dann im Alter von 15 J. nach Venedig, wo ein Edelmann aus der Familie Mocenigo seine weitere musikalische Ausbildung durch Pescetti, zweiten Kapellmeister an der Markuskirche, und durch den Sänger Pacini vermittelte. Um diese Zeit kam der wiener Hofkapellmeister Florian Gaßmann nach Venedig, der den talentvollen Jüngling mit nach Wien nahm. Hier studirte S. fleißig unter Gaßmann's Leitung die höhere Composition und brachte dann 1770 seine erste Oper «Le donne letterate» mit Erfolg zur Aufführung. Diesem Werke folgten zunächst bis ins J. 1774 acht andere Opern (z. B. «L'amore innocente», «Don Chisciotto», «Armida», «La secchia rapita» u. s. w.), die seinen Ruf so befestigten, daß er dem 1774 verstorbenen Lehrer Gaßmann als kaiserl. Kammercompositeur und Dirigent der ital. Oper nachfolgen konnte. Nachdem er von 1775 an für Wien noch die Opern «La finta scema», «Delmita e Daliso» und das Oratorium «La passione di Gesù Cristo» geliefert, besuchte er 1778 Italien und schrieb daselbst die Opern «Europa riconosciuta», «Il talismanno» (für Mailand), «La scuola de' Gelosi» (für Venedig), «La partenza inaspettata» und «La dama pastorella» (für Rom). Er kehrte hierauf 1780 nach Wien zurück und componirte für das inzwischen vom Kaiser Joseph eingerichtete Nationalsingspiel die Operette «Der Rauchfangkehrer», welche 1781 mit glänzendem Erfolg zur Aufführung kam. Sodann machte er sich an eine Arbeit von größerer Tragweite, indem ihm der greise und erschöpfte Gluck die Composition des aus Paris mitgebrachten Libretto zu den «Danaïdes» übertrug. Nach Vollendung dieser Oper schrieb Gluck an die Direction der Großen Oper in Paris, daß ihm ein Schüler bei der Arbeit geholfen habe, und daß er das Werk in solcher Gestalt in Paris in Scene bringen werde. Das geschah denn 1784 mit großem Erfolge. Erst nach der 13. Vorstellung erschien aber in den pariser Journalen ein Brief Gluck's, der S. für den alleinigen Componisten der «Danaïdes» erklärte. S., noch 1784 wieder nach Wien zurückgekehrt, schrieb die Opern «Il ricco d'un giorno», «Semiramide», «La grotta di Trofonio» und «Prima la musica, poi le parole». Er begab sich sodann 1786 zum zweiten mal nach Paris, wo er in demselben Jahre «Les Horaces», aber mit geringem Erfolg, 1787 «Tarare» (Text von Beaumarchais) hingegen mit größtem Beifall in Scene brachte. Diese letztere Oper überarbeitete er 1788 für die ital. Bühne, und sie machte in dieser Umgestaltung als «Axur, rè d'Ormus» sowie in der Uebersetzung als «Axur, König von Ormus» auch in Deutschland viel Glück. Um diese Zeit starb der Hofkapellmeister Bonno, dessen Stelle er nun erhielt. Dagegen überließ er 1790 die Operndirection seinem Zögling Jos. Weigl. S. setzte seine Thätigkeit als Componist bis 1804 fort und schrieb in dieser Zeit noch eine Reihe Opern: «Il Pastor fido», «La cifra», «Il mondo alla rovescia», «Palmira», «Falstaff», «Annibale in Capua» (1801 für Triest), «Il moro» u. s. w. Nachdem er 1824 in Ruhestand getreten, starb er 7. Mai 1825. Bei seinen Obsequien wurde ein von ihm für diesen Zweck componirtes Requiem aufgeführt. Außer Opern hat S. eine große Zahl von Kirchensachen aller Art, Gelegenheitscantaten, kleinere Vocalsachen, Instrumentalstücke u. s. w. componirt. Seine Vorzüge als Tonsetzer bestehen in Melodienreichthum, Formenglätte und vortrefflicher Handhabung aller Kunstmittel. Tiefgehend ist er nur ausnahmsweise, und eine besondere Individualität des Stils ist ihm nicht eigen.

Saline, s. Salz.

Salis, eine alte adeliche, in Graubündten verzweigte und vielfach einflußreiche Familie, hat ihre uralten Hauptstammsitze Soglio und Seewis im Süden und Norden des Cantons. Viele Mitglieder dieser Familie traten in ausländischen Kriegsdienst und fochten schon im 17. Jahrh.

bald unter den Fahnen Oesterreichs und Spaniens, bald unter denen Frankreichs. — **Karl Ulysses von S.**, geb. zu Marschlins 1728, verlegte 1771 die 10 J. zuvor in Haldenstein gegründete Erziehungsanstalt an seinen Geburtsort, wurde 1757 Podesta im Veltlin und 1768 franz. Geschäftsträger (Minister) in Graubündten. Den Wirren der Revolution entzog er sich 1794 durch die Flucht, lebte eine Zeit lang mit seiner Familie in Tirol und starb als Verbannter, nachdem sein Vermögen eingezogen worden war, zu Wien 1800. Er ist Verfasser mehrerer geschätzter Schriften über Sicilien und Neapel und besonders über die Geschichte des mit Bündten verbundenen Veltlins sowie der Grafschaften Cleven und Worms. — **Johann Ulrich von S.-Soglio**, geb. 16. März 1790 zu Chur, erst zum Kaufmann bestimmt, trat später als Offizier der Cavalerie in bair. Dienste und machte unter Fürst Wrede die Feldzüge von 1813 und 1814 mit, wo er sich bei Hanau und Brienne auszeichnete und beidemal verwundet wurde. 1815 trat er als Hauptmann eines schweiz. Infanterieregiments in die holländ. Armee, worin er auch nach Auflösung der Schweizerregimenter bis 1840 fortdiente. Die Tagsatzung hatte ihm 1844 den Oberbefehl über die nach dem Wallis aufgebotenen Interventionstruppen bestimmt. 1847 nahm S. die Ernennung zum Oberbefehlshaber der Armee des Sonderbunds an und ward im Treffen bei Gislikon (23. Nov.) verwundet. Er bewährte sich auch damals als persönlich muthig, zeigte sich jedoch seinem Gegner Dufour (s. d.) an Führertalent nicht gewachsen. Nachdem er längere Zeit im Auslande gelebt, nahm er seinen Wohnsitz wiederum zu Chur.

Salis-Seewis (Joh. Gaudenz, Freiherr von), deutscher Dichter, der vorerwähnten Familie angehörig, geb. 26. Dec. 1762 zu Malans in Graubündten, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, dann lebte er einige Zeit bei Pfeffel in Kolmar. 1785 wurde er Hauptmann bei der Schweizergarde in Versailles. Im Winter 1789 lernte er auf einer Reise Goethe, Wieland, Herder und Schiller kennen und vertraute Freundschaft und Aehnlichkeit des dichterischen Talents verband ihn auch aufs innigste mit Matthisson. Im Anfange der Revolution diente er unter dem General Montesquiou in Savoyen, dann lebte er in der Zurückgezogenheit in Paris den Studien. 1793 kehrte er in sein Vaterland zurück, vermählte sich zu Malans mit Fräulein von Pestalozzi und lebte als Privatmann zu Chur. Wegen seiner Mitwirkung für den Anschluß Graubündtens an die Schweiz von seinen Landsleuten vielfach angefeindet, ging er nach Zürich und wurde Generalinspector der helvet. Truppen und Generaladjutant in Masséna's Generalstabe, später Mitglied des helvet. Cassationsgerichts. Nach der Einführung der Mediationsacte 1803 kehrte er zum Heimatssitze zurück, wo er eidgenössischer Oberst wurde und verschiedene andere Aemter bekleidete. Später zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und lebte in Malans, wo er 29. Jan. 1834 starb. Weder die Pracht des franz. Hofs, noch das Sittenverderbniß der Residenz, in welcher S. seine Jugendzeit verlebte, noch später das Getümmel des Kriegs hatten seinen Sinn für ländliche Natur, für Freundschaft und Unschuld verwischt. Seine Lieder sind ohne Ausnahme von geringem Umfange und schildern Naturscenen unter dem Eindrucke verschiedener Gemüthsstimmungen. In den meisten herrscht eine sanfte Melancholie; doch läßt die Wahrheit und Innigkeit seines Gefühls die Einförmigkeit, welche allerdings vorhanden ist, weniger hervortreten. Eine Sammlung seiner «Gedichte» erschien zuerst zu Zürich 1793 (neueste Aufl., Zür. 1848). Vgl. die Biographie von Röder (St.-Gallen 1863).

Salisbury, Hauptstadt der engl. Grafschaft Wiltshire, Municipalstadt, Parlamentsborough und in einem lieblichen Thale zwischen dem Avon und Bourne gelegen, ist als Bischofssitz City und ungeachtet ihres Alters eine freundlich gebaute Stadt, deren breite und gerade, meist macadamisirte Straßen sich in rechten Winkeln kreuzen. Die Stadt zählt 12278 E., die sich mit der Fabrikation von Scheeren und von Messerschmiedewaaren beschäftigen, und bedeutenden Getreide- und Viehhandel treiben. Sie hat ein Rathhaus, ein Grafschaftsgefängniß, eine Lateinschule, eine Bibliothek, ein Museum, ein Theater und einen Concertsaal. Der Schmuck und Stolz der Stadt ist die Kathedrale mit dem anstoßenden Kapitelhause. Dieser Bau, der 1219 begonnen und 1258 vollendet wurde, bildet in seiner Basis ein doppelarmiges Kreuz und steht auf einem weiten Wiesengrunde, der rings mit Bäumen eingefaßt ist, zwischen denen, theilweise in Gärten, die Wohngebäude des Bischofs und der Präbendarien liegen. Das Ganze stellt eine gewisse Schwerfälligkeit heraus, bewährt aber doch den Eindruck eines einheitlich durchgeführten Werkes, während alle Einzelheiten das Gepräge des reinsten goth. Stils tragen. Bei einer Länge von 474 und einer Höhe von 74 F. hat die Kirche 12 Thüren, 365 Fenster (in drei Reihen übereinander) und, nach der Anzahl der Stunden im Jahre 8766 Pfeiler und Säulen oder Säulchen. Außerdem besitzt der Bau vor den meisten Kathedralen den Vorzug gänzlicher Vollendung. Dasselbe gilt von dem 200 J. später aufgesetzten 404 F. hohen schlanken Glocken-

thurme, dem höchsten in England. Vorzüglich schön ist die von den herrlichsten Pfeilern getragene Chorkapelle. Die Glasmalereien stammen aus neuerer Zeit, und unter den Grabdenkmälern sind die zwei merkwürdigsten das des ersten Grafen von S. aus dem 13. Jahrh. und das eines Grafen von Malmsbury von Chantrey's Meißel. Nördlich von S. in einförmiger Steppe liegen die Trümmer des Rotten-Borough Old-Sarum, von welchem aus unter Heinrich II. im 12. Jahrh. das jetzige S., das deshalb in früherer Zeit auch New-Sarum hieß, gegründet wurde. Dieser Ort, der 1851 nur 4 E. zählte, aber trotzdem vor der Reformacte einen Abgeordneten ins Parlament schickte, ist das alte Sorbiodunum, das angelsächs. Searobyrig, schon durch Cerdic's Sieg 552 bekannt, im 11. Jahrh. Sitz des Bischofs von Sherborne, wo mehrere Reichsversammlungen gehalten wurden, wie 1086 und 1328. In der Nähe von S. liegen der seit 1814 der Familie Nelson gehörige Trafalgarpark nebst Schloß, früher Sandlynchhouse genannt, und Wiltonhouse, der schöne Landsitz des Grafen von Pembroke, mit ansehnlichen Schätzen von Kunstsachen und Alterthümern.

Salisbury, ein engl. Adelstitel, der ursprünglich von den Besitzern der Stadt und des Schlosses dieses Namens geführt wurde. Patricius von Evreux, Statthalter von Aquitanien, ein Anhänger der Kaiserin Mathilde (s. Plantagenet) in ihren Kämpfen gegen König Stephan, erhielt von dieser das Schloß S. mit der Grafenwürde, in der ihn Heinrich II. bestätigte. Seine Enkelin, Ela, heirathete William, genannt Longespée, natürlichen Sohn Heinrich's II. von der schönen Rosamunde, der mit den Besitzungen seiner Frau auch den Titel eines Grafen von S. überkam. Er war einer der gewaltigsten Krieger seiner Zeit und starb, angeblich an Gift, auf seinem Schlosse S. 1226. Sein Sohn, William Longespée der Jüngere, fiel 1250 im Kampfe gegen die Sarazenen vor Damiette. Dessen Enkelin, Margaret, vermählt mit dem Grafen von Lincoln, führte als einzige Erbin ihres Vaters den Titel einer Gräfin von S., den sie auf ihre Tochter Alice, Gattin Thomas Plantagenet's, Grafen von Lancaster, übertrug. Als dieser 1321 wegen Hochverraths hingerichtet worden, belehnte Eduard II. den William de Montacute, der mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen war, mit dem Schlosse S., und Eduard III. erhob ihn 1337 zum Grafen von S. Seine Gemahlin war es, die der Sage nach zur Entstehung des Hosenbandordens (s. d.) Veranlassung gab. Er starb 1343. Sein Sohn, William de Montacute, zweiter Graf von S., war ein berühmter Feldherr und starb 1397. Ihm folgte sein Neffe John als dritter Graf von S. Ein Günstling Richard's II., ließ er sich nach der Absetzung dieses unglücklichen Fürsten in eine Verschwörung gegen Heinrich von Lancaster ein und wurde 1400 umgebracht. Seine Besitzungen wurden confiscirt, bald jedoch nebst dem Grafentitel seinem Sohne Thomas zurückgegeben, der 1428 bei der Belagerung von Orléans fiel. Der Gatte seiner einzigen Tochter Alice, Richard Neville (s. Neville) nahm den Titel eines Grafen von S. an, der auf seinen Sohn, den hochberühmten Grafen Warwick (s. d.), überging. Die jüngere Tochter desselben, Isabel Neville, heirathete Georg, Herzog von Clarence, Bruder Eduard's IV., der 1472 auch zum Grafen von Warwick und S. ernannt wurde. Seine Tochter Margaret, die letzte aus dem Hause Plantagenet und Gattin Sir Richard Pole's, empfing 1513 von Heinrich VIII. den Titel einer Gräfin von S., verfiel aber dem tyrannischen Argwohn dieses Monarchen und wurde 1541 in einem Alter von 70 J. enthauptet. Die neuere Linie der Grafen von S. geht zurück auf den großen Minister der Königin Elisabeth, William Cecil, den Sohn Richard Cecil's, eines Hofbeamten Heinrich's VIII. William Cecil (s. d.) wurde von der Königin zum Baron Burleigh erhoben und starb, nachdem er 40 J. lang das höchste Staatsamt verwaltet, 1592. Lord Burleigh war zweimal verheirathet. Sein Sohn Thomas, aus erster Ehe, der ihm als zweiter Baron Burleigh folgte, wurde von Jakob I. 1605 zum Grafen von Exeter ernannt und so der Gründer dieses adelichen Hauses; sein Sohn aus zweiter Ehe, Robert Cecil, erlangte, nachdem er 1603 zum Baron Cecil, 1604 zum Viscount Cranborne ernannt worden, 1605 die Würde eines Grafen von S. Schon Elisabeth hatte ihn zum Staatssecretär ernannt; unter Jakob I. erhielt er, nach des Grafen Dorset Tode, das Großschatzmeisteramt. Er starb 17. Febr. 1612. James Cecil, vierter Graf von S., wurde unter Jakob II. dem Könige zu Gefallen katholisch und zog sich hierdurch nach der Revolution von 1688 eine lange Gefangenschaft im Tower zu; die übrigen Mitglieder der Familie blieben jedoch Protestanten. James Cecil, der siebente Graf, geb. 14. Sept. 1748, ward 1789 zum Marquis von S. erhoben und starb 13. Juni 1823. Dessen Sohn, James Brownlow William, zweiter Marquis von S., geb. 17. April 1791, nahm infolge seiner Heirath mit der reichen Miß Gascoigne den Namen Gascoigne-Cecil

an, und ist Lord-Lieutenant von Middlesex, Mitglied des Geheimen Raths und Ritter des Hosenbandordens. Als consequenter Tory und Protectionist bekleidete er während des kurzen Ministeriums Derby vom Febr. bis Dec. 1852 das Amt eines Großsiegelbewahrers. Unter seinen zahlreichen Kindern (acht aus erster und vier aus zweiter Ehe) ist Sir Robert Cecil bekannt, der durch den Tod seines ältesten Bruders, James Emilius William Cecil, im Juni 1865 Erbe der Peerswürde wurde und als solcher den Titel eines Viscount Cranborne annahm. Er wurde geboren 3. Febr. 1830, kam 1857 als Mitglied für Stamford ins Unterhaus und stieg während der letzten Amtsverwaltung Lord Palmerston's durch seine Beredsamkeit und sein von scharfem Verstande und gründlicher Sachkenntniß getragenes Debattirtalent zu bedeutendem Ansehen. Gemäß den Traditionen seiner Familie, aber auch aus ehrlicher Ueberzeugung vertrat er in allen Dingen die Forderungen einer hochtoryistischen Politik. Während des amerik. Bürgerkriegs sah man ihn in den ersten Reihen der Bewunderer der Südstaaten, und die wiederholten Versuche, eine officielle Anerkennung derselben seitens der engl. Regierung zu erwirken, fanden an ihm den unermüdlichsten Vorkämpfer. Bei den Debatten über die Russell-Gladstone'sche Reformbill von 1866 verfocht er mit Talent und Energie die von den Ultratories befürwortete Ansicht, daß nicht nur jene Reformbill schlecht, sondern daß überhaupt keine Parlamentsreform nöthig sei. In Anerkennung seiner Talente wurde ihm nach dem Sturz des Russell'schen Ministeriums (Juli 1866) von Lord Derby die Stelle des Ministers für Indien übertragen, ein Amt, das er mit mehr als gewöhnlichem Erfolg verwaltete. Die Einbringung der Derby-D'Israeli'schen Reformbill in der Session von 1867 veranlaßte ihn jedoch, sich von seinen schmiegsamern Collegen zu trennen und sein Amt niederzulegen.

Salisches Gesetz (Lex Salica) heißt das alte, in verderbtem Latein aufgezeichnete Volksrecht der Salischen Franken, welches zur Zeit, als die Franken noch heidnisch waren, im 5. Jahrh., nach einem Beschlusse der Häupter des Volks von vier dazu erwählten rechtskundigen Männern niedergeschrieben, später aber durch Chlodwig, Childebert und Chlotar mit einigen Aenderungen und Zusätzen versehen wurde. Aus den zahlreichen erhaltenen Handschriften ergibt sich ein vierfacher Text des Gesetzes: ein ältester in 65 Titeln (Pactus), verfaßt im nördl. Gallien vor Ausbreitung der fränk. Herrschaft über die Somme, eine Ueberarbeitung in 65, eine andere in 99 Titeln und endlich eine in 70 Titeln, welche in der karoling. Zeit in officiellem Gebrauch war. Als Anhang wurden noch Gesetze der meroving. Könige beigefügt und im 9. Jahrh. auch eine hochdeutsche Uebersetzung des Gesetzbuchs verfaßt, von welcher sich einige Bruchstücke erhalten haben. Das Gesetz beruht zwar im wesentlichen auf dem althergebrachten und bis dahin ungeschriebenen Gewohnheitsrechte, ist aber nicht eine unmittelbare und vollständige Aufzeichnung desselben, sondern eine ganz neue, durch die veränderten Verhältnisse des Volks nothwendig gewordene Codification, bei welcher mehrere Theile jenes Gewohnheitsrechts eine Fortbildung und Umgestaltung erfuhren. Doch eben dieser vorherrschenden Grundlage und seines hohen Alters wegen ist es eine der wichtigsten Quellen für die Kenntniß des altgerman. Rechts. Die Handschriften der ersten und zweiten und auch einige der dritten Textesklasse enthalten oft mitten im Satze unter der Bezeichnung Malberg (Gerichtsberg, Gerichtsstätte) oder Malb. eingeschobene Wörter, die sog. malbergische Glosse, aber in einer so verderbten Gestalt, daß selbst über die Sprache, der sie angehören, ein langer und heftiger Streit entbrannt war. Die natürlichste Annahme, daß sie nicht, wie Leo behauptete, der celt., sondern der altfränk. Sprache selbst zugehören, hat durch gelungene Entzifferung einer ziemlich bedeutenden Anzahl derselben hinlängliche Bestätigung gefunden. Sie finden sich in der Regel an Orten, wo von Bußbestimmungen die Rede ist, und geben entweder die Art des Vergehens, oder den geschädigten Gegenstand, oder die Buße, oder eine Verweisung auf Ortsrechte an. Unter den vielen Ausgaben des Gesetzbuchs sind besonders auszuzeichnen diejenige von Pardessus («Loi salique», Par. 1843) wegen ihres Reichthums an Material und trefflichen Erläuterungen, und die von Merkel (Berl. 1850) wegen der Vollständigkeit und kritischen Sichtung des Textes. Die Hauptarbeiten über die malbergische Glosse lieferten Leo («Die malbergische Glosse», 2 Hefte, Halle 1842—45), Clement («Die Lex Salica», Manh. 1843) und Jak. Grimm (in seiner «Geschichte der deutschen Sprache» und in der Vorrede zu Merkel's Ausgabe). Vgl. W. H. Müller, «Der Lex Salica u. s. w. Alter und Heimat» (Würzb. 1840); Waitz, «Das alte Recht der Salischen Franken» (Kiel 1846). Der Grundsatz des fränk. Rechts, von der Erbnachfolge in Stammgüter (wegen deren polit. Bedeutung) das weibliche Geschlecht gänzlich auszuschließen, ging über auf das Thronfolgerecht in der fränk. und später der franz. Monarchie. Im eigentlichen Deutschland fand er hierfür nur bedingte Anwendung, und in England und Spanien galt

nach dem angelsächs. und dem westgoth. Rechte die cognatische Succession, welche auch die Thronfolge der Frauen erlaubte. In Spanien ward die Thronfolge nach dem sog. Salischen Gesetze eingeführt durch Philipp V. (1713) und unter dem Einspruche der verwandten Fürstenhäuser wieder aufgehoben durch Ferdinand VII. 29. März 1830. (S. Spanien.)

Sallet (Friedr. von), deutscher Dichter, von einer franz. Réfugiéfamilie abstammend, wurde 20. April 1812 in Neisse in Schlesien geboren. In Breslau erzogen, kam er 1824 in das Cadettencorps in Potsdam, 1826 in das zu Berlin und 1829 als Lieutenant nach Mainz. Unbefriedigt in dieser Stellung, schrieb er 1830 eine satirische Novelle über den Militärstand. Er wurde deshalb kriegsgerichtlich zur Cassation und zu 10 J. Festungsarrest verurtheilt; ein zweites Kriegsgericht ermäßigte diese Strafe auf zwei Jahre, die Gnade des Königs auf zwei Monate. Nachdem er die Strafe in Jülich abgesessen, wurde er nach Trier versetzt; dann besuchte er 1834 die Kriegsschule in Berlin, wo er sich vorzüglich mit Geschichte und Hegel'scher Philosophie beschäftigte. Gegen Ende 1838 nahm er seinen Abschied und wendete sich nach Breslau, um ausschließend geistiger Thätigkeit zu leben, starb aber 21. Febr. 1843 in Reichau bei Nimptsch. S. zeigte schon in früher Jugend ein sehr bedeutendes dichterisches Talent; später gesellte sich zu der sentimental-romantischen Richtung die derb-humoristische und satirische, welche sich in mehrern Entwürfen zu Lustspielen und Novellen aussprach. Allmählich aber nährte in ihm das ernste Studium Schiller's und Goethe's, dann der Geschichte und Philosophie ein immer tieferes Streben nach Erkenntniß der Wahrheit, besonders auch im religiösen Gebiete. Oeffentlich trat er zuerst mit einem Bändchen «Gedichte» (Berl. 1835) auf. Diesen folgten eine Sammlung Epigramme: «Funken» (Trier 1838), «Die wahnsinnige Flasche; ein heroisches Epos» (Trier 1838), ein gehaltvolles Märchen «Schön Irla» (Trier 1838) und neue «Gesammelte Gedichte» (Bresl. 1843). Sein Hauptwerk jedoch ist das 1839 geschriebene «Laienevangelium» (6. Aufl., Bresl. 1861), eine moderne Evangelienharmonie, in welcher er den herkömmlichen kirchlich-theol. Anschauungen über Christenthum und Sittlichkeit entgegentritt. Nahe damit verwandt ist die aus seinem Nachlaß herausgegebene Abhandlung «Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit» (Lpz. 1844; 2. Aufl., Hamb. 1852), in welcher er den Pietismus als den wahren Atheismus bezeichnet. Weniger bedeutend ist seine «Erläuterung zum zweiten Theile vom Goethe'schen Faust für Frauen» (Bresl. 1844). S. besaß eine hohe Begabung und rastloses Streben nach dem Höchsten. Doch gelangte er nicht zu völliger Reife, und seine Leistungen sind von Freunden, die ihn fast als einen Religionsstifter priesen, überschätzt worden; so z. B. in der Schrift «Leben und Wirken Friedr. von S.'s» (Bresl. 1844). Seine «Sämmtlichen Schriften» erschienen in fünf Bänden (Bresl. 1845).

Sallustius (vollständig Cajus S. Crispus), einer der ausgezeichnetsten röm. Geschichtschreiber, geb. 86 v. Chr. zu Amiternum im sabinischen Gebiete, stammte aus einer angesehenen plebejischen Familie, erhielt eine sorgfältige Erziehung und zeigte schon frühzeitig eine große Vorliebe für das histor. Studium, die jedoch durch den in ihm fast zugleich sich entwickelnden Ehrgeiz, im öffentlichen Leben zu glänzen, wieder zurückgedrängt wurde. Sein erstes Auftreten in Staatsämtern fällt in die Zeit des zwischen Pompejus, Cäsar und Crassus gebildeten Triumvirats, und nachher finden wir, wie er 52 v. Chr. während der innern Parteikämpfe seine Stelle als Volkstribun dazu benutzte, seinen Privatfeind Milo in den heftigsten Reden anzugreifen und zu stürzen. Aber schon 50 v. Chr. wurde er, wahrscheinlich infolge seiner freundschaftlichen Verhältnisse zu Cäsar, durch den Censor Appius Claudius Pulcher aus dem Senate gestoßen, bei dem Ausbruche des Bürgerkriegs jedoch auf Cäsar's Betrieb als Quästor wieder in denselben aufgenommen. Seinem Gönner folgte er später nach Afrika und leistete ihm hier wesentliche Dienste, sodaß er nach Beendigung des Kriegs zum Proconsul der neuen Provinz Numidien ernannt wurde. Während dieser Verwaltung hielt sich S. von Habsucht nicht frei, da er bei seiner Rückkehr aus Numidien im Besitze großer Reichthümer war und sich außer Cäsar's Villa zu Tibur zugleich einen prachtvollen Garten am Quirinal erwarb, der in der Folge sogar den Kaisern als Lieblingsaufenthalt diente. Sowie er daher in seinen Jugendjahren den Ruf der Unsittlichkeit sich zugezogen hatte, so fiel er jetzt in den Verdacht unredlicher Gelderpressungen. Von öffentlichen Geschäften entfernt, beschäftigte er sich in den letzten Jahren bis an seinen Tod, um 35 v. Chr., ausschließend mit der Ausarbeitung seiner geschichtlichen Werke. Unter diesen Werken nahm dem Umfange und der Bedeutsamkeit nach seine «Röm. Geschichte» («Historiarum Libri V») den ersten Platz ein, welche den Zeitraum von Sulla's Tod bis zur Verschwörung Catilina's darstellte, aber nur in wenigen Bruchstücken vorhanden ist. Wir besitzen jedoch noch zwei kleinere, in früherer Zeit verfaßte Schriften von ihm, deren eine: «De

conjuratione Catilinae», die bekannte Verschwörung des Catilina, die andere: «De bello Jugurthino», den Krieg der Römer gegen den numidischen König Jugurtha zum Gegenstande der Behandlung hat. Beide Werke verrathen ein sehr sorgfältiges Studium sowol der ältern röm. als auch der griech. Geschichtschreiber und Redner, besonders seines Vorbildes Thucydides, und geben uns in einer treuen und lebendigen Darstellung ein ausdrucksvolles Gemälde von den Zerwürfnissen und dem Verfalle der großen röm. Republik. S. verstand es namentlich, mit Uebergehung des Geringfügigen das Wichtige durch wenige starke Züge beredt und anschaulich hervorzuheben und da, wo es nöthig erschien, den fernliegenden Ursprung der Thatsachen und ihre ganze Entfaltung mit großer Klarheit anzugeben, dagegen aber auch mit besonnener Mäßigung den Stoff zu beherrschen und jeder Ermüdung durch rechtzeitiges Abbrechen vorzubeugen. Dabei beleben und erläutern die eingeflochtenen Reden, die von Kraft und Würde des Ausdrucks zeugen, den Gang der Erzählung. Besonders ausgezeichnet sind seine Charakterbilder hervorstechender Persönlichkeiten, doch ist bei der Beurtheilung S.' festzuhalten, daß derselbe entschiedener Anhänger Cäsar's war und daß namentlich die «Catilinarische Verschwörung» mit der Tendenz geschrieben ist, die Cäsar'sche Partei gegen den Vorwurf enger Verbindung mit Catilina zu vertheidigen. Seine dem gewichtigen Inhalte angemessene Sprache empfiehlt sich zwar nicht durch den leichten Fluß eines Cäsar oder die Redefülle eines Cicero, wol aber durch Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks, durch edle Einfachheit, nervige Kürze und einen alterthümlichen Anstrich, der frei von Affectation ist. Den Charakter und schriftstellerischen Werth hat vorzüglich Löbell in der Schrift «Zur Beurtheilung des S.» (Bresl. 1818) in ein klares Licht zu stellen gesucht. Wichtig sind auch die umfassenden Arbeiten von Brosses (s. d.) für das Verständniß des S. und seines Zeitalters. Unter den Ausgaben sind außer den ältern von Wasse und Corte hervorzuheben die von Gerlach (3 Bde., Bas. 1824—31; auch 1832 und 1853), Kritz (3 Bde., Lpz. 1828—53), Fabri (2 Bde., Nürnb. 1831—32) und Dietsch (2 Bde., Lpz. 1843—46; kritische Ausgabe, Lpz. 1859). Deutsche Uebersetzungen lieferten Schlüter (2 Bde., Münst. 1806—7 und 1818), Woltmann (Prag 1814), Strombeck (Gött. 1817), Ernesti (2 Bde., Münch. 1829—31), Dietsch (2 Bde., Stuttg. 1858) u. s. w.

Sallustius, ein cynischer Philosoph und Rhetor im 5. und 6. Jahrh. n. Chr., hielt sich längere Zeit theils in Athen, theils in Alexandria auf und erwarb sich dort als Lehrer der Redekunst einen bedeutenden Ruf. Unter seinem Namen besitzen wir noch eine kleine Schrift «Von den Göttern und der Welt», worin die Unsterblichkeit der Seele und die Ewigkeit der Welt gegen die Epikuräer bewiesen werden soll, die aber von andern einem Neuplatoniker gleiches Namens zugeschrieben wird. Diese Schrift wurde am besten von Orelli (Zür. 1821) herausgegeben und ins Deutsche von Schultheß übersetzt (Zür. 1779).

Salm, s. Lachs.

Salm hießen bis zum franz. Revolutionskriege zwei deutsche Grafschaften: die gefürstete Grafschaft Obersalm mit dem Städtchen Salm im Wasgau und die Grafschaft Niedersalm in den Ardennen. Das uralte Geschlecht der Grafen S., welches die Grafschaften besaß, theilten die beiden Söhne des Grafen Theodorich 1040 in zwei Linien. Obersalm erhielt Heinrich, dessen Nachkommen mit den Brüdern Simon II. und Johann IV. in zwei Aeste sich ausbreiteten und ihr Besitzthum theilten. Die Linie Simon's II. erlosch 1475, und die Hälfte der Grafschaft Obersalm fiel durch die Erbtochter an deren Gemahl, den Rhein- und Wildgrafen Nikolaus V., der sich nun Graf von S. nannte. Die Linie Johann's IV. erlosch 1597 und es kam der andere Theil der Grafschaft durch Verheirathung der Erbtochter an Lothringen. Nikolaus II., ein Enkel Johann's IV., erwarb die Grafschaft Neuburg am Inn und gründete die Linie S.-Neuburg, die 1784 ausstarb. Des obengenannten Heinrich Bruder, Karl, erhielt Niedersalm. Seine Nachkommen erwarben das Herzogthum Limburg; seine Linie erlosch 1413 mit Heinrich IV. Des letztern Erbe war ein Verwandter, Johann VI., Graf von Reifferscheidt (in der Eifel). Sonach ist das alte Haus des Grafen von S. erloschen und es stehen die beiden Familien, welche jetzt diesen Namen führen, in durchaus keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse.

Das Haus Niedersalm theilte sich 1639 in zwei Linien, die beide den Titel Altgraf und Altgräfin führen, auch wenn sie dem fürstl. Stande angehören. Die ältere bekam die Grafschaft S. und die Herrschaft Reifferscheidt und nannte sich nun S.-Reifferscheidt, die jüngere die Herrschaft Dyck und nannte sich S.-Reifferscheidt-Dyck. Die ältere Linie theilte sich wieder in drei Zweige: a) das fürstl. Haus S.-Reifferscheidt-Bedbur. Dasselbe verlor im Luneviller Frieden seine reichsständischen Besitzungen Reifferscheidt und Bedbur und erhielt dafür 1803 Ländereien in Franken, die 1804 zu einem Fürstenthume Krautheim erhoben wurden, das durch

den Rheinbund unter die Souveränetät von Würtemberg und Baden kam. Seitdem führte die Linie den Namen S.-Reifferscheidt-Krautheim. Die Besitzungen unter würtemb. Hoheit, auf der linken Seite des Jaxtflusses, verkaufte sie 1826 an Würtemberg und die unter bad. Hoheit später ebenfalls an Baden. Sie ist katholisch und residirt auf dem Schlosse Hersberg am Bodensee. Standesherr ist Fürst und Altgraf Leopold, geb. 14. März 1833. b) Das Haus S.-Reifferscheidt-Hainspach, welches allein noch den Grafentitel führt, ist katholisch und hat seine Güter in Böhmen. Der jetzige Altgraf ist Franz, geb. 31. Mai 1819, Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsraths auf Lebenszeit. c) Das Haus S.-Reifferscheidt-Raitz erbte die Majoratsherrschaften der 1784 ausgestorbenen S.-Neuburger Linie, wurde 1790 in den Fürstenstand erhoben und residirt zu Raitz bei Brünn. Der gegenwärtige Fürst und Altgraf Hugo, geb. 15. März 1803, ist ebenfalls erblicher Reichsrath des österr. Kaiserthums. — Die jüngere Linie S.-Reifferscheidt-Dyck wurde für die infolge der franz. Occupation verlorenen Feudalrechte im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit Grundeigenthum entschädigt, 1816 vom Könige von Preußen in den Fürstenstand erhoben und 1827 ihr eine Virilstimme in dem ersten Stande der rhein. Provinzialstände verliehen. Das Haus ist katholisch und dessen Wohnsitz Dyck bei Neuß am Rhein. Der jetzige Fürst und Altgraf Alfred, geb. 31. Mai 1811, ist preuß. Oberst-Marschall und erbliches Mitglied des Herrenhauses. Sein Oheim, Fürst Joseph, geb. 4. Sept. 1773, gest. 21. März 1861, war Gatte der als Dichterin bekannten Fürstin Constanze Marie von S.-Dyck (s. d.). Vgl. Fahne, «Geschichte der Grafen, jetzigen Fürsten von S.-Reifferscheidt» (Köln 1867 fg.).

Das Haus Obersalm theilte sich ebenfalls in mehrere Zweige, von denen der ältere den Namen S., die übrigen aber den Namen Wild- und Rheingrafen führten, bis sie diesen 1816 mit dem Namen Fürsten von S.-Horstmar vertauschten. Gegenwärtig sind noch drei Aeste des Hauses vorhanden: a) das fürstl. Haus S.-Salm. Dasselbe verlor infolge der Französischen Revolution die ihm bis dahin verbliebene halbe obere Grafschaft S. im Wasgau sowie die wild- und rheingräfl. Länder; dagegen behielt es die Grafschaft Anholt an der Grenze von Westfalen und Holland und bekam zur Entschädigung 1803 ein Fürstenthum im ehemaligen Bisthum Münster. Der Fürst Konstantin Alex. Joseph von S.-Salm trat 1. Aug. 1806 als Souverän zum Rheinbunde, verlor aber seine Souveränetät durch den Senatsbeschluß vom 13. Dec. 1810 und kam unter franz. Hoheit. Der Wiener Congreß stellte seine Besitzungen als Standesherrschaften unter preuß. Landeshoheit. Infolge seines Uebertritts zur prot. Kirche 1826 mußte der Fürst Konstantin Frankreich verlassen und starb zu Karlsruhe 1828. Sein Enkel ist der gegenwärtige Fürst Alfred, geb. 26. Dec. 1814, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Die Söhne von des letztern Vater, dem Fürsten Florentin (geb. 17. März 1786, gest. 2. Aug. 1846), aus dessen dritter Ehe mit Katharina, geb. Bender (gest. 13. März 1831) führen den Titel S.-Hoogstraaten. b) Das fürstl. Haus S.-Kyrburg. Für den Verlust der Grafschaft Kyrburg und seinen Antheil an den wild- und rheingräfl. Gütern wurde es 1803 im Münsterschen mit einem Drittheil der Aemter Bocholt und Aahaus entschädigt, welchen Antheil es 1825 ganz an S.-Salm abtrat. Es trat 1806 ebenfalls als Souverän dem Rheinbunde bei, verlor aber auch 1811 seine Souveränetät und kam später unter preuß. Hoheit. Es bekennt sich zur kath. Kirche. Gegenwärtiger Standesherr ist Friedrich V. Ernst, geb. 5. Nov. 1823. Sein Vater, Fürst Friedrich IV., geb. zu Paris 14. Dec. 1789, verlor sehr frühzeitig seinen Vater, den Fürsten Friedrich III., der während der Schreckensherrschaft in Paris 25. Juli 1794 unter der Guillotine starb, und wurde nun durch seine Tante, die Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen, erzogen. Für den franz. Kriegsdienst bestimmt, kam der Prinz 1806 auf die Militärschule zu Fontainebleau. Durch die Siege Napoleon's entflammt, verließ er Fontainebleau heimlich und ging nach Polen, wo sich das Hauptquartier der Großen Armee befand. Zum Lieutenant in einem Husarenregiment und bald darauf zum Ordonnanzoffizier des Kaisers ernannt, wohnte er dem Feldzuge von 1807 rühmlich bei. In Portugal, unter Junot, wurde er sodann zu den schwierigsten Expeditionen verwendet. In Madrid war er während des Aufstandes 1808 großen Gefahren ausgesetzt. Nachher zum Grand von Spanien erster Klasse ernannt und von Napoleon zur Besorgung wichtiger Depeschen verwendet, wurde er von den Spaniern gefangen genommen und nach Tarragona abgeführt, wo er neun Monate in harter und gefahrvoller Gefangenschaft blieb. Auf sein Ehrenwort nach Deutschland entlassen, ertheilte ihm Napoleon den Befehl, sich zur Armee in Deutschland zu begeben. Er wohnte der Schlacht bei Wagram bei, dann ging er als Oberst und Commandeur des 14. Chasseurregiments nach Italien. Nach dem Frieden verließ der Prinz den franz. Militärdienst, vermählte sich mit der Freiin

Cäcilie Pavelot von Bordeaux und hielt sich seitdem abwechselnd auf seinem Schlosse Aahaus in Westfalen und in Ormesson bei Paris auf. Er starb 14. Aug. 1859. c) Das fürstl. Haus S.-Horstmar, das von der Grumbach'schen Linie der Wild- und Rheingrafen abstammt. Für die 1802 an Frankreich verlorenen Erbgüter auf dem linken Rheinufer erhielt es das Amt Horstmar im Bisthum Münster, das 1810 gleichfalls mit Frankreich vereinigt wurde und 1815 unter preuß. Oberhoheit kam. 1817 erhob der König von Preußen den bisherigen Wild- und Rheingrafen Friedrich von S.-Grumbach in den fürstl. Stand, worauf dieser den Titel Fürst von S.-Horstmar, Wild- und Rheingraf, annahm. Das Haus bekennt sich zur evang. Kirche und hat seinen gewöhnlichen Wohnsitz zu Schloß Varlar bei Koesfeld. Gegenwärtiger Standesherr ist Otto, geb. 8. Febr. 1833, Mitglied des preuß. Herrenhauses, der infolge Cession vom 27. März 1865 in die Erstgeburtsrechte seines ältern Bruders Karl eintrat.

Salm-Dyck (Constanze Marie, Fürstin von), aus dem altadelichen Geschlechte de Théis in der Picardie, geb. zu Nantes 7. Sept. 1767, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und wurde sehr früh besonders durch die Poesie angezogen. 1789 heirathete sie den Chirurgus Pipelet, folgte ihm nach Paris und schrieb hier die lyrische Tragödie «Sappho» (1794), welche lange Zeit mit großem Beifall aufgeführt wurde, und zu der Martini die Musik gesetzt hatte. Auch ihre «Epître aux femmes», das Ausgezeichnetste, was sie in dieser Gattung leistete, wurde mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Nachdem sie sich 1803 als Witwe mit dem damaligen Grafen Joseph von Salm-Reifferscheidt-Dyck, der 1801 von seiner Gemahlin, einer Gräfin von Hatzfeld, geschieden worden war, vermählt hatte, ließ sie mehrere «Éloges» und «Discours académiques» erscheinen, von denen einige sich der akademischen Auszeichnung zu erfreuen hatten. Das Bedeutendste davon ist die «Éloge de Lalande». Von ihren übrigen Productionen verdient besonders ihr Roman in Briefen: «Vingt-quatre heures d'une femme sensible» (neue Aufl., Par. 1825; deutsch von Gathy, Kiel 1841), in welchem sich eine gewandte Darstellung bekundet, rühmliche Erwähnung. Ihre Gedichte erschienen unter dem Titel «Poésies» zuerst 1811 und dann in einer erweiterten Sammlung 1817. Daran schließen sich «Mes soixante années, ou mes souvenirs poétiques et littéraires» (1833) an. Eine vollständige Ausgabe ihrer Werke erschien in vier Bänden (1843). Sie starb zu Paris 13. April 1845.

Salm-Reifferscheidt (Niklas, Graf von), der Vertheidiger Wiens, wurde zu Niedersalm in den Ardennen 1458 geboren. Er focht bei Granson und Murten wider die Burgunder, dann wider die Ungarn, wider Venedig und wider die Franzosen. In der Schlacht bei Pavia 1525 nahm er den König Franz I. gefangen und 1529 schlug er die Anhänger des Johann Zapolya in Ungarn. Das größte Verdienst aber erwarb er sich bei der Vertheidigung Wiens gegen des Sultans Soliman II. Angriff. Er starb an einer beim letzten Sturme der Türken erhaltenen Wunde 4. Mai 1530. Das ihm von Karl V. und Ferdinand I. errichtete Denkmal befindet sich jetzt auf der Salm'schen Herrschaft Raitz bei Brünn.

Salmanassar (Salman asir, d. i. Gott Salman ist günstig) heißen mehrere assyr. Könige. Vor der Entdeckung der Keilschriften war nur der letzte Monarch dieses Namens, bisjetzt S. VI., bekannt, der von 726—721 v. Chr. regierte. Dieser Herrscher, Sohn Teglatphalaser's (in der Bibel Tiglathpilesar), hatte den israel. König Hosea tributpflichtig gemacht. Letzterer verband sich mit So (Sabako), König von Aegypten, um sich dieser Obliegenheit zu entziehen. Da belagerte ihn S. in Samaria. Vor dem Ende der dreijährigen Belagerung dieser Stadt wurde S. durch Sargon (s. d.) entthront und wahrscheinlich getödtet. Sargon machte dann dem israel. Reiche ein Ende. Außerdem kennt man unter den gleichnamigen Königen den ältesten aller bekannten Herrscher von Ninive, ferner S. II., den Erbauer Kalachs, und S. IV. gegen 900 v. Chr., den Obeliskenkönig, wie er nach dem Obelisken von Nimrud genannt wird. Dieser König führte Kriege vom Kaukasus bis nach Phönizien und bekriegte Ahab, den er citirt, wie auch Hesael und Jehu, von dem er Tribute empfing. Er regierte 29 J. und wurde von seinem Sohne Sardanapal IV. (Asurdannichabal) entthront.

Salmasius (Claudius), eigentlich Claude de Saumaise, ausgezeichneter Gelehrter des 17. Jahrh., geb. 15. April 1588 zu Sémur-en-Auxois, widmete sich zu Paris und seit 1606 zu Heidelberg dem Studium der Philosophie und Jurisprudenz, betrat dann in Frankreich als Anwalt die gerichtliche Laufbahn und folgte 1631 dem Rufe als Professor nach Leyden. Hierauf erhielt er von Frankreich den Titel als Staatsrath und andere Auszeichnungen, zog sich aber, als er 1649 auf Betrieb des verbannten Königs von England, Karl's II., für dessen Vater die «Defensio regia pro Carolo I.» verfaßte und mit ungemessenem Eifer darin das Königthum vertheidigte, die Misbilligung des engl. Parlaments und seiner republikanischen Freunde in Hol-

land in dem Grade zu, daß er 1650 sehr gern die Einladung der Königin Christine nach Schweden annahm. Allein schon im darauffolgenden Jahre kehrte er, da ihm das dasige Klima nicht zusagte, nach Holland zurück und begab sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit 1653 in die Bäder von Spaa, wo er 3. Sept. starb. Unter seinen zahlreichen Werken, die sämmtlich das Durcharbeiten des aufgehäuften Materials vermissen lassen und eine große Hinneigung zur Polemik verrathen, nehmen die «Plinianae exercitationes in Solinum» (2 Bde., Par. 1629; neue Aufl., Utr. 1689) den ersten Platz ein. Von den Ausgaben alter Schriftsteller sind zu erwähnen: die der «Scriptores historiae Augustae» (Par. 1620 und Lond. 1652), des Florus (Heidelb. 1609 und Leyd. 1638), von Tertullian's «De pallio» (Par. 1622 und Leyd. 1656), des Achilles Tatius (Leyd. 1640) und von des Simplicius «Commentarius in Epictetum» (Leyd. 1640); von den sprachlichen und antiquarischen Schriften: «De usuris» (Leyd. 1638), «De modo usurarum» (Leyd. 1639), «De foenore trapezitico» (Leyd. 1640), «De mutuo» (Leyd. 1640), «De lingua hellenistica» (Leyd. 1643), «Funus linguae hellenisticae» (Leyd. 1643), «De annis climactericis et de antiqua astrologia» (Leyd. 1648) und «De re militari Romanorum» (Leyd. 1657). Auch seine «Epistolae» (Leyd. 1656) enthalten manche charakteristische Beiträge zur Gelehrtengeschichte jener Zeit.

Salmiak, auch Chlorammonium oder Chlorwasserstoffammoniak nennt man ein aus Salzsäure und Ammoniak bestehendes, in feinen, federartig gruppirten, farblosen, stechend salzig schmeckenden Nadeln krystallisirendes, im Handel meist in Form großer, concav-convexer Brote von strahliger Textur vorkommendes Salz. Dasselbe läßt sich aus allen ammoniakhaltigen oder bei ihrer Zersetzung Ammoniak bildenden Substanzen gewinnen. Sonst bediente man sich dazu in Aegypten des Mistes und Harns der Kamele. Jetzt erzeugt man durch Erhitzung von Knochen, Horn u. s. w. in verschlossenen Gefäßen unreines kohlensaures Ammoniak, welches man mit Schwefelsäure sättigt. Das schwefelsaure Ammoniak gibt dann bei Behandlung mit Kochsalz Glaubersalz und S. Letzterer wird, da er flüchtig ist, durch Sublimation gereinigt. Neuerdings werden die sonst als werthlos weggeworfenen ammoniakalischen Flüssigkeiten der Gasfabriken auf S. verarbeitet. Auch sammelt man in größern Städten, wie in Paris und Wien, den Harn der öffentlichen Plätze auf und stellt daraus S. dar. In neuerer Zeit hat sich auch die Möglichkeit der vortheilhaften Darstellung des S. als Nebenproduct bei der Gewinnung des Eisens durch den Hohofenproceß gezeigt. Der S. löst sich leicht im Wasser unter starker Abkühlung, wird theils in der Medicin, theils als Flußmittel beim Löthen, Verzinnen u. s. w., als Beize in der Tabacksfabrikation, zu Darstellung anderer Ammoniaksalze, in der Färberei u. s. w. angewendet; außerdem dient er bei der Gewinnung des Platins und der Darstellung des Platinschwamms.

Salomo, David's jüngster Sohn von der Bathseba und auf deren Antrieb, mit Zurücksetzung seiner ältern Brüder, von dem altersschwachen David zum Thronerben ernannt, war 40 J. lang, 1020—980 v. Chr., König von Israel. Nach grausamer orient. Sitte begann er seine Regierung mit der Ermordung des rechtmäßigen Thronfolgers Adonia, des Feldherrn Joab und anderer Misvergnügter. Die durch die glücklichen Kriegsthaten seines Vaters erweiterten Grenzen des Reichs behauptete er gegen innere Aufstände und äußere Angriffe, im Süden mit ägypt. Hülfe. Die Reste der im Lande zurückgebliebenen Kananäer zwang er zu harter Knechtschaft, legte zum Schutz gegen die Nachbarstämme eine Reihe von Festungen an und brachte sein Kriegsheer durch Vermehrung der Reiterei und der aus Aegypten bezogenen Streitwagen auf eine achtunggebietende Höhe. Doch sein Hauptaugenmerk war nicht auf den Krieg, sondern auf die innere Befestigung seiner Herrschaft und auf den ruhigen Genuß des Erworbenen gerichtet. Unter ihm traten die Israeliten zuerst in die Reihe der morgenländ. Culturvölker ein. In Verbindung mit König Hiram von Tyrus benutzte er die günstige Lage des Landes zur Eröffnung eines lebhaften Handels- und Schiffahrtsverkehrs mit Arabien und Persien, der ihm unermeßliche Reichthümer einbrachte. Der schon von seinem Vater erstrebten polit. und gottesdienstlichen Concentration gab er durch den Bau des Tempels und des Königschlosses zu Jerusalem einen äußern Ausdruck. Die Priester mußten die überall im Lande zerstreuten heil. Stätten verlassen und erhielten eine einheitliche Organisation. Aber die verschwenderische Pracht der königl. Bauten und die üppige Hofhaltung verschlang unermeßliche Summen, zu deren Bestreitung das Volk mit Steuern, Lieferungen und Fronen bedrückt werden mußte. Trotzdem war der König einmal genöthigt, 20 galiläische Orte für 120 Talente Goldes an Hiram von Tyrus zu verpfänden. Ein orient. Sultan im echten Sinne des Worts, umgab er sich mit einem glänzenden Hofstaate, einem zahlreichen Beamtenheere und einem mit

Hunderten von Frauen bevölkerten Harem. Uebrigens war er ein kluger und geistvoller Fürst, dessen verständige Richtersprüche, dessen Spruchweisheit und Räthselkunst auch von Fremden bewundert wurden. Die nationale Ueberlieferung sah in seiner Regierung das goldene Zeitalter des Volks und malte seine Pracht und Weisheit in desto lichtern Farben, je mehr die Schattenseiten seines despotischen Regiments der Erinnerung entschwanden. Dennoch hat seine Verschwendung, sein Steuerdruck, seine Verletzung manch altgeheiligter Sitten, namentlich auf religiösem Gebiet, und gegen Ende seines Lebens auch seine Hinneigung zu den heidnischen Culten der Nachbarvölker den Grund zum Verfalle des Reichs gelegt. Wenn auch der Aufstandsversuch des Jerobeam, der namentlich in der Unzufriedenheit der nördl. Stämme, aber auch bei dem gegen Ende der Salomonischen Regierung vernachlässigten Prophetenthum seine Stütze fand, glücklich gedämpft wurde, so blieb doch im Volke eine tiefe Misstimmung zurück, die nach S.'s Tode den Zerfall des Reichs in zwei Theile herbeiführte. Im Alten Testament werden dem S. verschiedene Bücher (das Hohelied, der Prediger, die Sprüche Salomonis und das apokryphische Buch der Weisheit) sowie mehrere Psalmen beigelegt. Das Hohelied (s. d.), welches die angeblichen Versuche des Königs S. schildert, die Liebe eines schlichten, seinem Bräutigam treu ergebenen Hirtenmädchens zu gewinnen, malt die Pracht des Hofs und die Ueppigkeit des Haremslebens in frischen Farben, welche geringe Zeitferne, aber eine dem prunkliebenden und wollüstigen Könige eben nicht günstige Stimmung verrathen. Die Spruchsammlung verdankt ihre Zurückführung auf S. dem Umstande, daß dieser der spätern Erinnerung als Vater der gnomischen Dichtung erschien, obwol das, was uns geschichtlich von seiner Spruchweisheit überliefert ist, weit mehr auf die sonstige orient. Gnomen- und Räthseldichtung, wie sie noch heute bei den Arabern zu Hause ist, hinweist. Der «Prediger» ist ein Denkmal sadducäischer Weltanschauung der spätern nachexilischen Zeit; das «Buch der Weisheit» endlich stammt gar erst aus den Kreisen der jüd.-alexandrinischen Religionsphilosophie. Noch spätern Ursprungs sind die pseudoepigraphischen Psalmen Salomonis (nicht zu verwechseln mit den im Psalmbuch unter Salomo's Namen erhaltenen Liedern). Solomo's Weisheit und Glück sind bei der Nachwelt sprichwörtlich, und die Märchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perser und Araber feiern ihn als einen fabelhaften König, dessen Herrlichkeit und Weisheit in ihren Darstellungen zu Zauberei wird. Der Siegelring S.'s war nach diesen Dichtungen der Talisman seiner Weisheit und Zauberkraft und hat, wie der Salomonische Tempel, in den Geheimnissen der Freimaurerei und Rosenkreuzerei symbolische Bedeutung.

Salomonsinseln (engl. Solomon-Islands), früher auch Archipel von Neugeorgien genannt, eine austral. Inselgruppe östlich vom Südende Neuguineas, zwischen 5 und 11° südl. Br., 172 und 181° östl. L. gelegen und, obgleich schon 1567 vom Spanier Mendaña entdeckt und mit dem erstern Namen belegt, doch noch sehr ungenügend erforscht. Die Gruppe besteht aus sieben oder acht großen und einer Menge kleiner Inseln, die sich in Südostrichtung in zwei Reihen ausdehnen. Man hat das Areal des Archipels auf 572 Q.-M. geschätzt. In der östl. Reihe liegen die Inseln Bougainville oder Neugeorgia mit Buka oder Winchelsea (etwa 130 Q.-M.), Choiseul (107½), Ysabel (114) und jenseit der Straße Indispensable, der einzigen sichern und gut fahrbaren im ganzen Archipel, Carteret und Malaita oder die Arsacideninsel (50 Q.-M.); in der westl. Reihe Georgia in der Hammondgruppe, Guadalcanal oder Gera (68 Q.-M.) und Bauro oder San-Christoval (67 Q.-M.). Außerdem liegt noch eine Reihe flacher Lagunengruppen an der Ostseite des Archipels, die, wie diese ganze Gegend des Oceans, wenig bekannt sind. Die Schiffahrt zwischen den einzelnen Inseln ist wegen der vielen Korallenriffe, die namentlich auch an ihren Westküsten liegen, sehr gefährlich. Alle Inseln haben eine südöstl. Längenausdehnung bei nur geringer Breite, alle sind hoch und gebirgig, die Bergspitzen von bedeutender Höhe. Der Pic Lammas auf Gera steigt 7509, der Pic Balbi auf Bougainville 9438 par. F. auf; in Bauro und Malaita erreichen die Berge nur gegen 4000 F. Höhe. Die Inselchen Simbu (Eddystone) und Sesargo (zwischen Malaita und Gera) haben thätige Vulkane. Der Archipel ist dicht bewaldet, die Vegetation überhaupt reich und üppig. Die Haupterzeugnisse sind Kokospalmen, Bananen, Zuckerrohr u. s. w. Das Klima ist bei der großen Feuchtigkeit der Wälder nicht gesund. Die anscheinend auf einigen Inseln zahlreichen Bewohner sind Australneger, die den westlicher wohnenden an Bildung überlegen zu sein scheinen. Sie treiben Landbau in ausgedehnterm Maße und zeigen in der Verfertigung ihrer Boote und Geräthe großes Geschick. Gegen die Europäer sind auch sie stets scheu und mistrauisch aufgetreten. Der Menschenfresserei sind sie in hohem Grade ergeben. Verbindung mit den Europäern besteht nur wenig. Doch haben sie sich auf Simbu und den umliegenden Eilanden in den letzten

Zeiten mehr an den Verkehr mit Handelsschiffen, namentlich aus Neusüdwales, gewöhnt und diesen besonders Schwefel und Schildpatt geliefert. Kath. Missionare haben ohne Erfolg das Christenthum einzuführen gesucht; protestantische sind jetzt in den südlichsten Inseln damit beschäftigt.

Salomonssiegel, s. Convallaria.

Salon heißt in einer franz. Wohnung dasjenige Zimmer, welches gewöhnlich größer und stattlicher ausmöblirt ist als die andern Wohnzimmer, und in dem man Besuche empfängt und Gesellschaften abhält. Im figürlichen Sinne versteht man auch darunter die gute Gesellschaft, die elegante und vornehme Welt, die Salonwelt. Bei den Franzosen hat das Wort diesen Sinn vorzugsweise im Plural, wenn von den S. oder feinern Cirkeln der Hauptstadt die Rede ist. Außerdem wird in Paris die periodische Ausstellung von Werken lebender Künstler le Salon genannt, weil der große Saal des Louvre, wo die ersten Ausstellungen dieser Art im 17. und 18. Jahrh. gehalten wurden, schlechtweg der S. hieß. Daher kommen auch die pariser Localausdrücke: Critiques de Salon und Livrets de Salon, womit man die Zeitungsberichte oder Flugschriften über jene Kunstausstellungen und die Kataloge der ausgestellten Kunstwerke zu bezeichnen pflegt.

Salona, die Hauptstadt der griech. Eparchie Phocis in der Nomarchie Phthiotis und Phocis, 16 M. nordwestlich von Athen, am Fuße des Liakura oder Parnassus, 2 St. nördlich von der Bai von S. oder von Galaxidi (Sinus Crissaeus), ist der Sitz eines Bischofs und hat eine Citadelle, die auf den Ruinen der Akropolis der alten Stadt Amphissa (s. d.) erbaut ist, und von der man eine schöne Aussicht auf die fruchtbare Umgegend, die ehemalige Krisſäische Ebene hat. Die Stadt ist von Cypressen-, Oliven- und Pomeranzenhainen umgeben, hat zwei hellenische und eine Gemeindeschule, ein Friedensgericht und zählt 4000 E., welche Oel-, Tabacks- und Getreidebau und Corduanfabrikation betreiben und außer ihren Erzeugnissen noch Wein, Oel, Baumwolle und Getreide aus den benachbarten Thälern zur Ausfuhr bringen, und zwar aus dem armseligen Hafenort Skala, dem alten Chalaeum, in der Nähe der Ruinen von Kirrha ((s. d.) und der alten Stadt Krissa. Zu S. wurde die Verfassung Griechenlands vom 11. Nov. 1821 unterzeichnet, und in den folgenden Jahren erfochten hier die Griechen mehrere Siege über die Türken. Westlich am Eingang zur Bai von S. liegt der ziemlich lebhafte Hafenort Galaxidi, das alte Oanthe oder Oanthia, dessen 4000 E. Schiffbau und Schiffahrt treiben; er wurde 2. Oct. 1821 von den Türken verbrannt.

Salona, ein Dorf in der Präfectur und 3 Miglien nordöstlich von der Stadt Spalato im österr. Königreich Dalmatien, am Fuße des Bergs Koziak und am Flusse Salona, bewahrt das Andenken von Salona oder Salonä, der alten Hauptstadt Dalmatiens, in deren Nähe des Kaisers Diocletianus großer Palast lag, und die 641 von den Avaren zerstört wurde. Als Kaiser Franz 1818 diese classische Gegend besuchte, verordnete er, jährlich eine gewisse Summe auf Nachgrabungen zu verwenden, welche aber nur einige Jahre mit Eifer betrieben wurden, und deren Ausbeute an Alterthümern zum Theil in Spalato aufgestellt ist. In neuerer Zeit hat Carrara die Ausgrabungen fortgesetzt und die Umfangsmauer, das Bad, das am Meeresstrande gelegene Theater, das große Amphitheater u. a. m. an das Tageslicht gebracht. Das Ergebniß seiner Forschungen legte er in der «Topografia e scavi di S.» (Wien 1853) nieder.

Salonichi, türk. Selanik, das alte Therma oder spätere Thessalonich (s. d.) in Macedonien, nächst Konstantinopel die wichtigste Fabrik- und Handelsstadt der europ. Türkei, Hauptort des Ejalets Selynik und Sitz eines Generalgouverneurs wie eines griech. Erzbischofs, liegt malerisch am Ende des durch viele Anschwemmungen sehr seicht gewordenen Thermäischen oder Meerbusens von S. zwischen zwei Vorgebirgen, am Fuße des über 4000 F. hohen Hortasch. Die Stadt ist mit hohen, crenelirten und bethürmten Mauern und Festungswerken umgeben und im türk. Stile gebaut, zeichnet sich aber vor andern türk. Städten durch Reinlichkeit aus und zählt etwa 70000 E., darunter ungefähr 30000 Türken, 20000 Griechen, 20000 Juden und Franken. Unter den 30 (darunter 12 größere) Moscheen sind die beiden ehemaligen, der heil. Sophia und dem heil. Demetrius geweihten griech. Kirchen die vorzüglichsten. Auch gibt es in S. mehrere griech. Kirchen, einige griech. Klöster und eine kath. Kirche. Der sichere Hafen faßt gegen 300 Schiffe. Seit dem 17. Jahrh. machten in S. Italiener, Engländer, Deutsche und Franzosen bedeutende Handelsgeschäfte, Geld- und Wechselhandel nach Wien und Smyrna; auch war die Stadt blühend durch ihre Türkischroth-Färbereien, durch Teppich-, Baumwoll-, Seiden-, Tuch-, Saffian-, Stahlwaaren- und andere Manufacturen. In neuerer Zeit hat infolge der übermächtigen Concurrenz des europ. Gewerbfleißes, der namentlich die Türkischroth-Färbereien in Macedonien ganz vernichtete, die Industrie und damit die Blüte der Stadt sehr

abgenommen, obschon sie noch immer bedeutenden Handel mit den Naturproducten Macedoniens treibt und dessen Stapelplatz ist. 1861 liefen 671 Schiffe ein, und der Import betrug über 7 Mill., der Export über 9 Mill. Thlr. Die Stadt hat mit ihrer nächsten Umgebung noch mehrere Ueberreste aus dem Alterthum und dem Mittelalter aufzuweisen. Die Citadelle Bedi-Kuleh oder das Heptapyrgion (sieben Thürme), größtentheils venet. Ursprungs, nimmt die Stelle der alten Akropolis ein und umschließt die Ruine eines Triumphbogens des Marc Aurel. Das Propyläum des Hippodromos, von den dort wohnenden span. Juden Incantadas genannt, ist eine großartige korinth. Colonnade von fünf Pilastern nebst Gebälk. Die große Area des Hippodromos lag zwischen dem Meere und der Rotunde, die, nach dem Muster des Pantheon in Rom erbaut, für einen Tempel aus Trajan's Zeit gehalten wird. Die Moschee Eski-Dschauma war ein Tempel der thermäischen Venus und hatte auf jeder Seite 12 ionische Pilaster. Das Wardarthor am Westende der Stadt war der Triumphbogen des Octavianus Augustus zur Erinnerung an dessen Sieg bei Philippi, aus großen Marmorblöcken errichtet, 18 F. hoch und 12 F. breit. Am entgegengesetzten Ende stand der aus Backsteinen aufgeführte, mit Marmor bekleidete Triumphbogen Konstantin's d. Gr. In der Umgebung, die ungesund, von der Malaria heimgesucht ist, befinden sich schöne Landhäuser der fremden Consuln und auch Schwefelquellen.

Salpeter und **Salpetersäure**, s. Nitrum.

Salpetersaures Silberoxyd, s. Höllenstein.

Salpiglossis, Name einer von den span. Botanikern Ruiz und Pavon entdeckten und benannten Gattung südamerik. Kräuter aus der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Scrophularineen, ausgezeichnet durch ihre großen, prächtig gefärbten Blumenkronen, deren lange, röhrig-trichterförmige Röhre am Schlunde sich glockenförmig erweitert und in einen schiefen, zweilippigen Saum mit ausgerandeten Lippen übergeht. Innerhalb derselben befindet sich neben den vier didynamischen Staubfäden ein fünfter ohne Staubbeutel. Die Frucht ist eine zweifächerige, mehrsamige Kapsel. Die in Chile wachsenden Arten dieser Gattung sind einjährige Kräuter mit buchtig gezähnten oder fiederspaltigen Blättern und langgestielten Blüten, welche in den Winkeln von Deckblättern am obern Theile des Stengels stehen. Die schönste Art ist S. sinuata, von welcher durch die Kunst der Gärtner eine Menge von Sorten mit prachtvollen, bald purpurrothen, bald blauen oder violetten, bald gelben, bald gestreiften Blumen entstanden sind. Dieselben gehören zu unsern schönsten Sommerzierpflanzen, gedeihen im Freien und pflegen Trompetenblumen genannt zu werden. Man säet die Samen in Töpfe oder Frühbeete und versetzt im Mai oder Juni die Pflänzlinge ins freie Land.

Salsette, die größte der bei Bombay gelegenen Inseln, von den Eingeborenen Jhalta, von den Portugiesen, ihren frühern Besitzern, Canaria genannt, hat einen Flächenraum von 7 Q.-M. und über 50000 E. Sie ist mit der Insel Bombay im Norden durch einen Damm und eine steinerne Bogenbrücke verbunden und gehört zum gegenüberliegenden continentalen District Tannah oder Nord-Concan (257,6 Q.-M. mit 815849 E.), dessen 15000 E. zählende Hauptstadt Tannah wiederum mit Bombay durch eine Eisenbahn in Verbindung steht, deren weitere Fortsetzung durch diesen District als erste Section des Indian-Peninsular-Railway 16. April 1853 eröffnet wurde. Mitten auf der Insel, neben dem Dorfe Kennery sieht man die ungeheuern, in den Felsen eingehauenen Höhlentempel, welche, ähnlich denen von Ellora, der Insel ihre Berühmtheit verliehen haben. Der größte, 100 Schritte lang und 40 breit, im Innern von 30 Säulen, meist mit Elefanten zu Capitälen, getragen, war ein Buddhatempel, der lange Zeit den Portugiesen während der Zeit ihrer Herrschaft in Indien zur Kirche diente, weshalb auch die in demselben befindlichen Bildhauerarbeiten meist vernichtet worden sind. Beim Eingange in eine andere sieht man noch zwei kolossale Statuen und auf einem Pfeiler des Porticus sowie an den Wänden im Innern Inschriften. Alles ist in diesen Tempeln mit Bildwerken geziert. Die größern, zum Theil aus mehrern Stockwerken übereinander bestehend, sind von kleinen Grotten umgeben, und zwischen ihnen befinden sich verschiedene Treppen, freie Plätze und heilige Teiche. Sicher sind diese Felsenhöhlen buddhistischen Ursprungs und dienten zugleich als Tempel und Klöster der Buddhisten.

Salt-Lake, Great-Salt-Lake, der Große Salzsee, der größte See im Territorium Utah (s. d.) der Vereinigten Staaten von Amerika, in einer Depression des Plateau, welches seit Frémont das Große Bassin des Salzsees genannt wird, westlich am Fuße des Wahsatchgebirgs gelegen, soll schon 1689 dem Baron La Hontan durch Aussagen der im Westen des Mississippi hausenden Indianer bekannt geworden sein, wurde dann 1776 von dem span. Pater Escalante wirklich aufgefunden und von diesem Laguna-Timpanogo genannt, aber erst 1843

von dem nordamerik. Colonel Frémont genauer erforscht und beschrieben. Der See liegt 3949 par. F. über dem Meere, ist 15⅙ M. lang, bis 7½ M. breit, hat sehr unregelmäßige Umrisse und ohne die kleinen Einbuchtungen nur 63 M. Umfang. Seine nördl. Hälfte wird durch eine südwärts vorspringende Landzunge in zwei große Buchten getheilt. Er ist im allgemeinen flach, auf weite Strecken nur 2—3 F. tief. Auch ist er fast überall von flachen Ufern umgeben, die je nach den vorherrschenden Winden trocken liegen oder unter Wasser gesetzt und besonders im Frühjahre weithin überschwemmt werden. Der See umschließt sechs größere und mehrere kleinere Inseln, hat keinen Abfluß, klares, durchsichtiges, aber außerordentlich salziges Wasser, das 22 Proc. Kochsalz nebst einigen andern Salzen enthält und eine der stärksten Salzsolen bildet, die es gibt. Es ist dies ein um so merkwürdigeres Phänomen, da der See bedeutende Zuflüsse süßen Wassers aufnimmt, wie von Nordosten her den Bärenfluß (Bear River). Das Wasser beherbergt kein lebendes Wesen, obwol gewaltige Scharen von Wasservögeln die Ufer besuchen. Das Bad in ihm ist erfrischend, stärkend, erfordert indeß ein anderes in süßem Wasser, um das Salz zu entfernen. Frisches Fleisch, 12 St. lang in das Seewasser gelegt, ist ziemlich gut gepökelt. Getrunken erzeugt das Wasser Würgen und Erbrechen. Durch einen 7½ M. langen Kanal, den **Jordan**, der Stromschnellen bildet, starkes Gefälle und mehrere Mündungsarme hat, empfängt der Große Salzsee im Süden das süße Wasser des **Utah-Sees** oder **Timpanogos-Sees**, der 94 F. höher in ein grasreiches, anbaufähiges Becken eingesenkt ist, 6½ M. Länge, 2⅕ M. Breite, 16½ M. Umfang hat und durch zahlreiche Gebirgswasser gespeist wird, welche alle süßes Wasser führen und, wie der See selbst, reich an Lachsforellen und andern Fischen sind. Beide Seen erhalten das Wasser von einem etwa 520 Q.-M. großen Gebiete. Auf dem schmalen Gürtel Culturlandes längs der Wasserstraße des Jordan, in dem sog. Mormonenthal, haben sich seit 1847 die Mormonen (s. d.) angesiedelt. Von geringer Bedeutung für die Bodencultur ist die südl. Umgebung des Salzsees, völlig unbrauchbar die Nord- und Westküste. Die Hauptstadt der Mormonen, **Salt-Lake-City** oder **Great-Salt-Lake-City**, sonst auch wol **Mormon-City**, **Neujerusalem** und **Neuzion** genannt, liegt am rechten Ufer des Jordan, 2⅕ M. im Süden von dessen Mündung, 4080 F. über dem Meere, am Fuße eines Hügelrückens, der sich vom Wahsatchgebirge westwärts abzweigt. Die Stadt ist 1847 gegründet und auf eine große Ausdehnung berechnet. Die Straßen, 132 engl. F. breit, durchschneiden sich winkelrecht und umschließen Quadrate von je 660 F. Länge und Breite, die in eine bestimmte Anzahl von Grundstücken, jedes von 1½ Acres Areal, getheilt sind. Die Häuser sind von Adobe oder getrockneten Lehmsteinen erbaut, klein und einstöckig. Jedes muß 20 F. von der Straßenfront zurücktreten und der vor ihm liegende Raum mit Bäumen und Buschwerk bepflanzt werden. Von einem wasserreichen Bache, der die Stadt durchfließt, sind nach allen Seiten Kanäle geleitet, die zur Bewässerung der Gärten und anderer Anpflanzungen dienen. 1860 hatte die Salzseestadt eine Bevölkerung von 8218 Seelen, während ihr Gebiet, die Grafschaft Salt-Lake, 11295 E. zählte. Die wichtigsten Gebäude der Stadt sind der 1853 begonnene große Mormonentempel, ein goth. Bau von 150 F. Länge und 60 F. Breite; das Zehnthaus (Tithing House), wo der Zehnt von aller Production des Territoriums zum Nutzen der Kirche niedergelegt wird; das Gesellschaftshaus (Social Hall), welches zu Tanz- und andern Vergnügungen stark benutzt wird, wie früher auch zu theatralischen Vorstellungen, die aber jetzt in einem eigenen, plump in dorischem Stil aufgeführten Theater stattfinden. Die Lage der Stadt ist sehr malerisch. Nach Vollendung der Pacific-Eisenbahn (Central Pacific Railroad), die von der Küste Californiens ostwärts über die Rocky-Mountains führen und die Salzstadt berühren wird, dürften in der bisher dem Weltverkehr so entlegenen Mormonenmetropole bedeutende Veränderungen vorgehen. Vgl. Burton, «The City of the Saints» (Lond. 1861).

Salta, der nordwestlichste und nach Buenos-Ayres der größte Staat der Argentinischen Conföderation in Südamerika, im Norden von Bolivia, im Westen von Chile, im Süden von Catamarca und Tucuman, im Südosten vom argentin. Theile des Gran-Chaco begrenzt und im Osten durch den Rio-Vermejo von dem paraguitischen Theile desselben getrennt, zählte mit der im Osten gelegenen Tenenoia oder Statthalterschaft Oran 1864 auf 2985 Q.-M. (nach andern 2800) etwa 80000 E. Das Land ist nur geringern Theils, im Osten, eben; sonst gebirgig, besonders im äußersten Westen, wo die Cordillerengipfel bis 18000 F. aufsteigen und die Plateaux 4000 F. hoch liegen. Das Gebirge ist metallreich. Gold, Silber, Kupfer, Nickel, Eisen und Blei sollen vielfach vorkommen; aber Bergbau wird noch nicht betrieben. Die Bewässerung ist theilweise reichlich und der Bodencultur günstig. Die wichtigsten Flüsse, außer

dem Vermejo an der Grenze, sind dessen Zufluß Lavayen und der Rio-Juramento, der unter dem Namen Rio-Salado gegen Südosten dem Paraná zuströmt. Nur der Vermejo ist schiffbar. Das Klima ist nach der Höhenlage der einzelnen Landstriche sehr verschieden. In der Ebene eignet es sich bis zu 2000 F. Höhe für den Anbau des Zuckerrohrs und der meisten tropischen Früchte, zwischen 3500—8000 F. für den Anbau von Getreide, Wein und den meisten europ. Fruchtbäumen. Höher hinauf gedeihen noch Gerste, Kartoffeln und Futterkräuter. Die höhern Theile des Gebirgs und die Plateaux sind waldlos. Auf den untern Abfällen und in den Thälern finden sich jedoch schöne Waldungen, und in Oran haben dieselben den tropischen Charakter des Gran-Chaco. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus Mischlingen von Spaniern und Calchaqui-Indianern. Ihre Hauptbeschäftigung ist Acker- und Gartenbau, in geringerm Maße Viehzucht. Man producirt Weizen, Mais, viel Wein, namentlich vortrefflichen Calchaqui, sowie Luzerne, Tabacк und Baumwolle, vorzüglich aber Zuckerrohr. Außer der Zuckerfabrikation, die bedeutende Fortschritte gemacht, gibt es keinen Industriezweig von Belang. Hauptausfuhrartikel sind Rindvieh, Pferde, Maulthiere und Esel für Bolivia, wofür Coca, Chocolade und Silber eingeführt wird. Auch der Binnenhandel beschäftigt viele Menschen und Lastthiere. Die geistige Cultur ist noch sehr zurück; in den meisten Districten fehlt es noch ganz an Schulen. Administrativ zerfällt der Staat in 17 Departements, von denen 3 auf Oran kommen. Die Hauptstadt S., vollständig San-Miguel de S., in einer von mehrern Bergströmen durchflossenen, aber nicht sonderlich angebauten Ebene des Thales von Lerma gelegen, 1582 vom damaligen Gouverneur von Tucuman, Hernando de Lerma, gegründet, Sitz eines Bischofs, ist regelmäßig gebaut, mit breiten, größtentheils gepflasterten Straßen und mit einem Hauptplatz, an welchem das Regierungsgebäude (Cabildo) und die alte baufällige Kathedrale stehen. Außerdem hat die Stadt noch zwei Kirchen, ein Colegio-Nacional für den Secundärunterricht, ein Waisenhaus (Colegio de Educandas), ein öffentliches Hospital mit einem wunderthätigen Crucifix. Die Häuser sind meist sehr einfach. Die Stadt zählt 11300 E., ist ziemlich lebhaft und treibt viel Speditionshandel nach Bolivia.

Saltarello, ein ital. Tanz von sehr schneller, immer zunehmender Bewegung, den der Tänzer mit der Guitarre begleitet, wird fast bei allen Festlichkeiten auf dem Lande, namentlich von Winzern und Gärtnern getanzt. Besonders lieben ihn die Römer.

Salto mortale (ital.), eigentlich ein lebensgefährlicher Sprung, wie ihn Aequilibristen auszuführen pflegen, nennt man überhaupt ein mit Gefahr verbundenes Wagniß.

Salutiren bezeichnet in der Militärsprache unter den Ehrenbezeigungen oder Honneurs diejenigen, welche durch Senken des Degens oder der Fahne geschehen. Der Offizier salutirt, wenn die Mannschaft das Gewehr präsentirt oder wenn die Fahne abgeholt oder zurückgebracht wird. Letztere wird zum S. gesenkt, wenn Truppen in der Paradeaufstellung oder Ehrenwachen das Gewehr präsentiren, also bei dem Erscheinen des Fürsten oder Befehlshabers, der die Parade abnimmt. — Das S. der Schiffe erfolgt bei Begegnung mit andern und bei Annäherung an befestigte Plätze durch eine gewisse Anzahl blinder Schüsse. Auch salutiren die Schiffe, wenn eine hohe Person an Bord empfangen wird, während bei ihrem Abschiede die Mannschaft die Raaen bemannt und ein Hurrah ruft. Das im Range höhere Schiff dankt durch weniger Schüsse, die Festung aber, wenn nicht durch einen Parlamentär etwas anderes verabredet ist, durch einen Schuß weniger, sodaß sie stets in gerader Zahl erwidert und nicht vor dem dritten Schusse beginnt. Die Bestimmungen des engl. Seerechts sind dabei fast überall maßgebend. Eine andere Art des S. ist das Auf- und Niederholen der Flagge, welche ebenso erwidert wird.

Saluzzo (franz. Saluces), Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Cuneo, durch die Eisenbahn mit Turin und Cuneo verbunden. Die Stadt besteht aus der Ober- und Unterstadt, ist der Sitz der Unterpräfectur, eines Tribunals und eines Bischofs, hat ein altes Castell, die Residenz der alten Markgrafen von S., in welchem nach der Sage die tugendhafte Griseldis gefangen saß, und welches seit 1828 in eine Strafanstalt verwandelt worden ist, eine schöne Kathedrale, die Pfarrkirche S.-Bernardo mit den Denkmälern der Familie della Torre, Grafen von Luserna, die Kirche S.-Domenico mit dem Denkmale, welches Margaretha von Foix 1504 ihrem Gemahle, dem Markgrafen Ludwig II., errichtete, ein Lyceum, ein Gymnasium und eine technische Schule, ein bischöfl. Seminar, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Die 16208 Köpfe starke Bevölkerung (Ende Dec. 1861) betreibt Seidenspinnerei, Gerberei, Hutfabrikation, Handel mit Wein, Getreide, Vieh und Eis. Im frühern Mittelalter findet sich der Ort unter dem Namen Salutiae. Die Königin Bertrada hielt hier 770 eine Zusammenkunft, um ihre Söhne Karl und Karlmann zu versöhnen. Zu Anfang des 12. Jahrh. herrschte hier

Manfred, Sohn des Markgrafen Bonifacio del Vasto. Die Familie der Markgrafen, welche, seit 1363 Vasallen von Savoyen, mit mehrern hohen Häusern verschwägert waren, erlosch im 16. Jahrh. Frankreich machte nun gegen Savoyen seine auf die Verschwägerung mit dem Hause Foix begründeten Erbansprüche mit den Waffen geltend. Im Vertrage zu Lyon (1601) gab jedoch Heinrich IV. das Marquisat dem Herzoge Karl Emanuel I. von Savoyen gegen Abtretung von Bresse, Bugey und andere Gebiete zurück.

Salva y Perez (Don Vincente), gelehrter span. Buchhändler der neuern Zeit, geb. zu Valencia, wo er sich dem Studium der Philosophie, Theologie und Jurisprudenz, insbesondere aber dem der griech. und hebr. Sprache mit solchem Eifer widmete, daß er in seinem 20. J. an der Universität von Alcalá de Henares zum Professor der griech. Sprache ernannt wurde. Der Einfall der Franzosen 1808 zwang ihn, sich nach seiner Vaterstadt zurückzuziehen, wo er indeß fortfuhr, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, bis er 1809 zu dem Entschlusse kam, sich dem Buchhandel zu widmen. Seit dieser Zeit beschäftigte er sich mehr mit dem Studium der lebenden Sprachen, besorgte auch selbst mehrere seiner Verlagswerke. Nach Wiederherstellung der Constitution von Cadiz 1820 wählte man ihn zum Deputirten in die Cortes. Als solcher zeichnete er sich durch patriotischen Eifer aus, sodaß er nach der Restauration von 1823 nach England auswandern mußte, wo er eine span. Buchhandlung etablirte und von seinem reichen Bücherlager 1826 und 1829 Kataloge mit bibliogr. und kritischen Bemerkungen herausgab. Nebenbei gab er durch Anmerkungen bereicherte Abdrücke von classischen und andern nützlichen Werken heraus, wie von Mendoza's «Historia de las guerras de Granada» (Valencia 1830), von Depping's «Romancero» (Lond. 1825) und von Soane's «Diccionario ingles-español». Finanzielle Verhältnisse nöthigten ihn 1830 nach Paris überzusiedeln, wo er die Herausgabe älterer Werke mit Erfolg fortsetzte, auch die Literatur durch eigene Arbeiten bereicherte. So veröffentlichte er unter anderm eine «Grammatica castellana segun ahora se habla» (Par. 1830 u. öfter), eine Schulgrammatik, als Auszug aus dem größern Werke (5. Aufl., Par. 1852), einen mit mehr als 20000 Artikeln bereicherten Abdruck des Wörterbuchs der Akademie (Par. 1846 u. öfter), eine ebenfalls sehr bereicherte Auflage von Valbuena's «Diccionario latino-español» und die mit Anmerkungen versehene Uebersetzung des Cornelius Nepos (2. Aufl., Par. 1844). 1833 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland, erklärte aber, davon keinen Gebrauch zu machen, bis nicht auch diese Erlaubniß auf seine Gefährten ausgedehnt würde, und erst als dies 1835 erfolgte, ging er nach Valencia zurück. 1836 wurde er zum Deputirten in die constituirenden Cortes und von diesen zum Secretär gewählt. Seitdem hielt er sich abwechselnd in Valencia, Madrid und zu Paris auf, wo er mit seinem Sohne eine span. Verlagsbuchhandlung unterhielt. Dabei veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften, wie im «Liceo Valenciano», tüchtige Aufsätze über die span. Literatur und Bibliographie. S. starb zu Valencia 1851.

Salvandy (Narcisse Achille, Graf), franz. Staatsmann, Publicist und Dichter, geb. 11. Juni 1796 zu Condom im Depart. Gers, studirte im Lycée Napoléon, welches er ohne Vorwissen seiner Aeltern verließ, um in die Armee zu treten. Er diente 1813 und 1814 als Freiwilliger, wurde bei Brienne verwundet und stieg durch Talent und Muth bis zum Adjutant-Major. Nach der ersten Restauration bei den königl. Haustruppen angestellt, begleitete er im März 1815 die Prinzen an die Grenze. 1819 erfolgte seine Ernennung zum Requêtenmeister im Staatsrathe, welcher Stelle er 1821 vom Minister Peyronnet wegen einer liberalen Flugschrift entsetzt wurde. Er unternahm nun eine Reise nach Spanien. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit der Tochter des Fabrikbesitzers Oberkampf und lebte unabhängig der Literatur. Eine Frucht dieser Muse war der Halbroman «Don Alonzo, ou l'Espagne» (4 Bde., Par. 1824; deutsch, 5 Bde., Bresl. 1825), ein Gemälde der Halbinsel, das den Historiker und Publicisten mehr befriedigte als die Kunstkritik. Sodann erschien sein «Islaor, ou le barde chrétien, nouvelle gauloise» (Par. 1824; deutsch von Erlach, Heidelb. 1825). Offen und im constitutionellen Sinne sprach er sich auch über wichtige Zeitangelegenheiten in verschiedenen Flugschriften aus, die viel Eindruck machten. Als Historiker versuchte er sich in einer Biographie Napoleon's (1824) und mit entschiedenerm Erfolge in der «Histoire de Pologne avant et sous le roi Jean Sobieski» (2. Aufl., Par. 1830; deutsch, Stuttg. 1827). 1827 wurde S. unter Martignac zum Staatsrathe ernannt, legte aber unter dem Ministerium Polignac diese Stelle wieder nieder. Bekannt von ihm ist das prophetische Wort: «Nous dansons sur un volcan», welches er kurz vor dem Ausbruch der Julirevolution auf einem Balle des Herzogs von Orléans sprach. Nach der Revolution von 1830 trat er als Deputirter des Depart. Eure in die Kammer, deren Mitglied er seitdem für verschiedene Wahlbezirke bis 1848 blieb. Er schloß sich hier den Doc-

trinaires an und unterstützte entschieden die sog. Widerstandspolitik der Regierung. 1835 erfolgte seine Wahl zum Mitgliede der Französischen Akademie. Im Ministerium Molé übernahm S. an Guizot's Stelle 15. April 1837 das Portefeuille des Unterrichts, das er bis zum Rücktritte Molé's im März 1839 führte. Nachdem er hierauf eine Zeit lang als Vicepräsident der Deputirtenkammer fungirt, ging er 1841 als Gesandter nach Madrid, wo ein Etikettenstreit mit Espartero ihn bald zur Rückkehr nöthigte. 1843 wurde er in den Grafenstand erhoben und als Gesandter nach Turin geschickt. Doch legte er diese Stelle schon 1844 wieder nieder, indem er sich mit Guizot und dem franz. Hofe in Bezug auf die legitimistische Bewegung überwarf. Anfang Febr. 1845 folgte er Villemain als Minister des öffentlichen Unterrichts und Großmeister der Universität. In dieser Eigenschaft entwickelte er eine sehr fruchtbare Thätigkeit, welcher die Februarrevolution von 1848 ein Ende machte. S. beschloß hiermit seine öffentliche Laufbahn. Er blieb seiner Vergangenheit treu, indem er sich sowol gegen die Republik als gegen den Bonapartismus erklärte. S. starb 15. Dec. 1856 auf seinem Schlosse Graveron (Eure).

Salvator Rosa, s. Rosa (Salvator).

Salve oder Massenfeuer heißt das gleichzeitige Abschießen einer Anzahl Gewehre oder Geschütze. Der Erfolg einer S., wenn sie gut abgegeben wird, liegt nicht allein in dem großen Verluste des Feindes, sondern noch mehr in der Plötzlichkeit desselben, welche auch moralisch erschütternd wirkt. Im Quarré gegen Cavalerieangriffe werden die S. gliederweise gegeben. Sie kommen mit blinden Patronen auch als Ehrenbezeigungen bei Begräbnissen von Offizieren vor. Geschützsalven werden nur in seltenen Fällen angewendet, z. B. zum Breschelegen.

Salve regina misericordiae, d. i.: Sei gegrüßt, Königin der Barmherzigkeit, heißt eine in der kath. Kirche zu Ehren der Maria als Himmelskönigin gebräuchliche Antiphonie, die man sonst am Schlusse des Gottesdienstes und an manchen Festen außer der Fastenzeit zu singen pflegte, jetzt aber vorzugsweise in diesen Kirchenzeiten und in den Klöstern nach dem Completorium (d. h. bei dem Gottesdienste abends nach eingenommener Mahlzeit, weil nun die Ausübung aller Pflichten für den Tag erfüllt ist) anwendet. Als Verfasser nennen einige Petrus Compostella, andere Hermann Contractus.

Salvi (Giambattista), s. Sassoferrato.

Salviānus, ein gelehrter Presbyter zu Marseille im 5. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus der Gegend von Köln gebürtig, hinterließ außer mehrern Briefen zwei nicht unbedeutende Schriften: «Adversus avaritiam» und «De gubernatione Dei», die uns einen tiefen Blick in das Sittenverderben jener Zeit und namentlich in die Entartung des damaligen Klerus thun lassen. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke mit den Commentaren von Rittershus, Adam, Sitzmann u. a. besorgte Baluze (Par. 1663, 1669 und 1684).

Salvus conductus oder Sicheres Geleit war ein im Criminalproceß des Mittelalters häufig vorkommendes, auch in der peinlichen Gerichtsordnung Karl's V. anerkanntes Rechtsinstitut, wonach dem Angeklagten bei seiner persönlichen Gestellung vor Gericht die Nichtverhaftung und die Erlaubniß des ungehinderten Weggangs nach geschlossenem Verfahren zugesichert wurde. Es erscheint zunächst als Schutzmittel gegen die Rache der Verwandten, wird aber auch benutzt, um Angeschuldigte zur Rückkehr oder zum Verlassen ihres verborgenen Zufluchtsortes zu bestimmen, dafern ihre Aussagen zur Ueberführung von Mitschuldigen, zur Beseitigung eines falschen Verdachts oder zur Minderung der Folgen eines Verbrechens beitragen könnten. Wo die Gesetzgebung dieses Gestellungsmittel noch beibehalten hat, wird das freie Geleit von den Verwaltern der Justizhoheit ertheilt und darüber ein Geleitsbrief ausgestellt.

Salz, im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, bezeichnet das aus Chlor und Natrium bestehende und daher auch Chlornatrium oder Natriumchlorid genannte Kochsalz. (Ueber den chemischen Begriff des S. s. Salze.) Das Kochsalz ist eine der materiellen Grundlagen unsers Culturlebens, und zwar in doppelter Weise. Einerseits ist es von großer physiol. Bedeutung im thierischen und pflanzlichen Leben, dessen naturgesetzlicher Vollzug an die Mitwirkung des S. als Nahrungsmittel geknüpft ist, wie schon seine Wichtigkeit für Mast und Düngung beweist. Andererseits dient es als Rohstoff der Industrie und bietet dieser die unerschöpfliche Quelle, aus der sie ihren ungeheuern Bedarf an Alkali vorzugsweise schöpft. Aus dieser ungewöhnlichen Wichtigkeit für das praktische Leben hat sich ein massenhafter Verbrauch an S. entwickelt, dessen Deckung durch das ebenfalls massenhafte Vorkommen des S. in der Natur gesichert ist. Das S. tritt in der Natur in vier verschiedenen Hauptformen auf: als Bestandtheil des Meeres, als Bestandtheil der Salzseen und Salzwüsten, als Steinsalz und, was eng damit zusammenhängt, als Bestandtheil der Salzsolen. Eine unermeßliche Menge S. ist aufgelöst im

Wasser der Meere enthalten, von welchem der Gehalt an reinem Kochsalz ungefähr 2½ Proc. ausmacht, während dieses und die fremdartigen S. zusammen 3—4 Proc. betragen. Salzige Landseen finden sich ebenfalls (z. B. das Todte Meer, der Eltonsee in Rußland, der Salzsee in Utah), sie sind aber für die Salzgewinnung von geringerer Wichtigkeit. Dagegen haben um so größere Bedeutung dafür die häufig vorkommenden salzhaltigen Quellen (Salzquellen, Solquellen), deren Wasser man mit dem Namen Sole, Salzsole bezeichnet. In fester Gestalt wird das S. als Steinsalz angetroffen, welches in sehr ausgedehnten Lagern (z. B. zu Wiliczka und Bochnia in Galizien, im österr. Salzkammergut, zu Staßfurt, Hall in Tirol, Rappenau in Baden u. s. w.) fast rein, an mehrern Orten auch in Thon u. s. w. eingesprengt vorkommt. Die Anstalten zur Gewinnung des S. werden Salzwerke oder Salinen genannt. Wo Steinsalz in derber (unvermengter) Gestalt vorhanden ist, wird dasselbe bergmännisch ausgebracht und zu großem Theile in rohem Zustande verbraucht. Alle andern Methoden der Salzbereitung laufen übereinstimmend darauf hinaus, eine natürlich vorhandene oder künstlich dargestellte Auflösung des S. in Wasser abzudampfen, bis das S. fast vollständig herauskrystallisirt. An den Meeresküsten wird vielfältig dieses Abdampfen mit dem Meerwasser in sog. Salzgärten vorgenommen, wo das Wasser in großen seichten Bassins der Luft- und Sonnenwärme ausgesetzt ist. Das so gewonnene Seesalz (Baisalz) enthält aber viele Unreinigkeiten und muß zu vielen Zwecken erst noch raffinirt werden. Die gewöhnlichste Art, Salzauflösungen abzudampfen, besteht im Sieden derselben, wozu man sich großer niedriger Salzpfannen von starkem Eisenblech bedient, welche über einem Feuerherde eingemauert sind. Die Salzwerke, worin dieses Verfahren ausgeübt wird, heißen im besondern Salzsiedereien. Dieselben verarbeiten entweder Meerwasser, oder eine Auflösung des rohen Seesalzes in Wasser, oder die Sole der Salzquellen, oder eine von Steinsalz bereitete Auflösung. Das Meerwasser in seinem natürlichen Zustande sowie das Wasser der meisten Salzquellen ist viel zu wenig salzreich, um mit Vortheil direct versotten werden zu können. Um an Brennmaterial und Abdampfungszeit zu sparen, müssen solche Wasser vor dem Versieden angereichert werden, was auf zwei Wegen geschehen kann: entweder indem man See- oder Steinsalz darin bis zur Sättigung auflöst, oder indem man durch Verdunstung an der freien Luft (s. Gradiren) einen großen Theil Wasser vorläufig entfernt. Wo Steinsalzlager durch Bergbau oder durch Bohrlöcher aufgeschlossen sind, leitet man öfters in dieselben süßes Wasser und versiedet dasselbe, nachdem es sich mit S. gesättigt, also in eine künstliche Sole verwandelt hat. Beim Salzsieden setzt sich eine steinartige Kruste, großentheils aus Gips bestehend, an den Siedepfannen ab: der sog. Salzpfannenstein. Nach Ausscheidung des S. bleibt eine Flüssigkeit zurück (die Salzmutterlauge), welche eine Auflösung von etwas Kochsalz mit viel Chlormagnesium, Chlorkalium, Chlorcalcium u. s. w. ist. In manchen Ländern wird die Salzgewinnung als ein ausschließlich der Staatsregierung zustehender Betrieb gesetzlich angesehen. Dieses Salzregal, Salzmonopol bringt naturgemäß auch den Salzhandel in die Hände der Regierung, welche demnach im Stande ist, zum Zweck indirecter Besteuerung beliebige Preise für dieses so nothwendige Bedürfniß zu setzen. Staaten, welche den Salinenbetrieb für Private freilassen, pflegen wenigstens das producirte S. ansehnlich zu besteuern und so mittels der Salzsteuer mehr oder weniger ebenfalls dahin zu gelangen, daß das S. eine bedeutende Einnahme für die Staatskasse abwirft. Das eine wie das andere Verfahren kann höchstens durch den Geldbedarf des Staats gerechtfertigt werden, hört aber dadurch nicht auf, sehr drückend und selbst ungerecht zu sein. Außerdem sind hiermit eine Menge Plackereien verbunden, wie: Verbot der Salzeinfuhr aus fremden Staaten, Verpflichtung der Unterthanen, jährlich eine bestimmte Menge S. auf den Kopf abzunehmen, aber auch nicht über eine gewisse Menge anzukaufen u. s. w. S., welches für das Vieh oder als Material für chem. Fabriken bestimmt ist, pflegt geringer besteuert oder wohlfeiler verkauft, dann aber zur Verhütung von Unterschleif mit unschädlichen fremdartigen Substanzen vermischt zu werden, welche es zum Küchengebrauch untauglich machen.

Salza (Hermann von), einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, war um 1180 auf dem Stammschlosse Salza (d. i. Langensalza) in Thüringen geboren, wurde an dem Hofe des Landgrafen Konrad von Thüringen erzogen und trat später in den Deutschen Orden, der ihn erst zu seinem Marschall und nach dem 12. März 1210 erfolgten Tode Hermann Barth's zum Meister erwählte. S. war der Reihenfolge nach der vierte Ordensmeister, aber der erste, welcher mit dem Range eines Reichsfürsten zu der Würde eines Hochmeisters erhoben wurde. Der große persönliche Einfluß S.'s bei dem Kaiser, den er zu Gunsten des Ordens benutzte, ver-

bunden mit der Achtung, welche sich letzterer durch seine Kämpfe im Morgenlande unter allen Ständen erwarb, trugen wesentlich dazu bei, die zukünftige hohe Macht und Bedeutung der Deutschen Ritter zu begründen. Nachdem S. sich an der Spitze der Seinigen bei dem Kampfe um Damiette (1218—19) ausgezeichnet und 1221 die ihm übertragene Uebergabe dieses Platzes an den Sultan bewirkt hatte, kehrte er ins Abendland nach Apulien zurück, wo der Kaiser damals verweilte. Seit dieser Zeit in allen Angelegenheiten, welche die Häupter der Christenheit beschäftigten, zu Rathe gezogen und zu den schwierigsten diplomatischen Sendungen verwendet, wohnte er zunächst 1222 zu Veroli, 1223 zu Ferentino den Berathungen im Interesse des christl. Morgenlandes bei, machte im Auftrage des Papstes und Kaisers 1223—24 eine Reise ins Morgenland und ging darauf nach Deutschland, um mit den Fürsten des Reichs wegen eines Kreuzzugs zu verhandeln. Für das hohe Vertrauen, welches Kaiser und Papst in S.'s Umsicht und Redlichkeit setzten, spricht der Umstand, daß er von beiden in einem zwischen ihnen ausgebrochenen heftigen Zwist zum Schiedsrichter erwählt wurde. Er war als Gesandter eben in Italien beschäftigt, die Aufregung in den lombard. Städten zu beschwichtigen, als eine Gesandtschaft des Herzogs Konrad von Masovien anlangte, welche unter Erbieten einer Schenkung des Culmerlandes und anderer Gebiete den Hochmeister aufforderte, eine Anzahl Ordensritter zur Bekämpfung der heidnischen Preußen abzusenden. Kaiser und Papst gaben die Zustimmung zu diesem, einen so großen Erfolg verheißenden Unternehmen. 1228 langte der Präceptor Hermann Balk mit einer Ritterschar bei dem Herzog von Masovien an, worauf 1230 die blutige Unterwerfung Preußens begann (s. Deutsche Ritter), durch welche der Grund zu der welthistor. Bedeutung des Ordens gelegt wurde. Unterdessen war S.'s Thätigkeit im Süden in Anspruch genommen. Obgleich der Bannfluch über den Kaiser gesprochen war, blieb er doch diesem unerschütterlich treu, schiffte sich mit demselben 1228 nach Palästina ein und suchte von Jerusalem aus denselben mit dem Papste zu versöhnen, wie er auch später bis zum Aug. 1230 als Botschafter und Vermittler beständig zwischen Papst und Kaiser unterwegs war. Nachdem endlich 1. Sept. 1230 zu Anagni die Aussöhnung erfolgt war, verweilte S. den folgenden Winter in Angelegenheiten seines Ordens in Deutschland, kehrte jedoch im April 1231 nach Italien zum Kaiser zurück, wohnte unter anderm als Bevollmächtigter des letztern der Versammlung bei, die die Häupter des Lombardenbundes 1232 zu Padua hielten, ging dann 1235 mit Friedrich II. nach Deutschland und betheiligte sich bei allen wichtigen Fragen, die theils zu Regensburg und Hagenau, theils auf der Reichsversammlung zu Mainz zur Sprache kamen. Im Sommer 1236 wieder nach Italien gesendet, gelang es ihm hier 1237, die Vereinigung des Deutschen Ordens mit den Schwertbrüdern ins Werk zu setzen. Kaum waren die Angelegenheiten des Ordens auf dem Kapitel zu Marburg geordnet, als die verwickelten Verhältnisse in Italien abermals seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. 1238 in Kriegsgeschäften für das Heer nach Deutschland gesendet, kehrte er erkrankt im Juli 1238 nach Italien zurück, kam mit dem Kaiser zu Verona zusammen, ging dann, um seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, nach Salerno, starb aber hier 20. März 1239. Seine irdischen Reste wurden in der Kapelle des Ordenshauses zu Barletto beigesetzt. S. gehört unstreitig zu den seltensten und erhabensten Gestalten der zweiten Hälfte des Mittelalters. Gleich geachtet vom Kaiser wie vom Papste, zeigt er sich als ein vorzüglicher Krieger und Staatsmann von Beredsamkeit und ungemeiner Umsicht, dessen Handeln stets von Rechtschaffenheit und Menschenfreundlichkeit geleitet wurde. Sein Bruder, Hugo von S., bekannt als Minnesänger, pflanzte den Hauptstamm des alten thüring. Dynastengeschlechts der S., das sich urkundlich bis 932 hinauf verfolgen läßt, weiter fort, bis dieser 1409 mit Hermann von S., Herrn von Döllstedt, ausstarb. Nebenzweige erhielten sich in Braunschweig, der Oberlausitz, Schlesien, Böhmen, Estland und Schweden. Vgl. Karl von S., «Regesten der Familie S.» (Lpz. 1853).

Salzach oder Salza, im Alterthume Juvavus, der bedeutendste Zufluß des Inn, größtentheils zum Herzogthume Salzburg gehörig, dann die Grenzscheide zwischen Oberbaiern und Oberösterreich bildend, entsteht aus der Vereinigung zweier Gletscherbäche unweit der tiroler Grenze. Der nördliche oder die Salze kommt 6600 F. hoch aus einem Gletschersee am Geierjoch im Nordosten vom Gerlosberge und im Norden der Zillerquelle. Der südliche oder die Krimler Ache kommt noch höher von den Krimler Tauern am Dreiherrnspitz, bildet vier Wasserfälle, von denen der oberste, der höchste in den deutschen Alpen, 1000 F. von einer Felswand donnernd und in Wasserwolken aufgelöst, in den Abgrund hinabstürzt, die andern in drei Absätzen abermals 1000 F. tief herabfallen. Die so entstandene S. fließt zunächst ostwärts durch das düstere Längenthal Pinzgau (s. d.) über Mittersill, Taxenbach und Lend bis St.-Johann,

dann nordwärts durch das enge Querthal Pongau, weiterhin in dessen erweiterter Fortsetzung über Hallein. Bei Salzburg, wo der Flußspiegel noch 1241 F. über dem Meer liegt, verläßt der Fluß die Voralpen, tritt in die Ebene, in welcher aber das Flußbett immer noch steil eingerissen bleibt, geht über Laufen, Tittmoning gegen Nordwesten, zuletzt aber gegen Nordosten über Burghausen und mündet bei Winkelheim in 1048 F. Seehöhe. Die S. ist 42 M. lang und von Hallein abwärts fahrbar, wird aber meist nur zum Holzflößen benutzt. Ihr Gebiet beträgt 109 Q.-M. Sie nimmt rechts 30 Zuflüsse auf, darunter bei Bruck die Fusch vom Großglockner her, bei Taxenbach die Rauriser Ache vom Rauriser Goldberge, bei Lend die Gasteiner Ache mit dem 190 F. herabstürzenden Bärenschleier (Abfluß des Pockhartsees), dem Band-, Kessel- und Windbadfall; zwischen Schwarzach und St.-Johann den Großen und den Kleinen Arlbach von der Glingspitze; oberhalb Werfen die Fritz; bei Golling die Lammer aus der Abtenau; unterhalb Salzburg den Abfluß des Wallersees. Linke Zuflüsse sind: der Abfluß des Zellersees; die vom Hirschbühl kommende Königsseer Ache, die bei Berchtesgaden den Abfluß des Königssees aufnimmt; die Saale (s. d.), die Sur, der Oichenbach oder Abfluß des Wagingersees.

Salzätherweingeist, süßer Salzgeist, Spiritus muriatico-aethereus, Spiritus salis dulcis, ist eine durch Destillation von Weingeist, Schwefelsäure, Kochsalz und Braunstein erhaltene wasserhelle, angenehm ätherartig riechende Flüssigkeit, die als krampfstillendes und nervenstärkendes Mittel entweder für sich oder als Zusatz zu andern Arzneien benutzt wird.

Salzbrunn oder Obersalzbrunn, ein Dorf im Kreise und $^3/_4$ M. von der Stadt Waldenburg des preuß. Regierungsbezirks Breslau, am Fuße des Hochwaldes im schweidnitzer Gebirgslande, 1243 F. über dem Meere gelegen, mit 2652 E. (worunter 220 Katholiken), einer kath. und seit 1742 einer schönen prot. Kirche, zieht sich mit Nieder- und Neusalzbrunn, zwei Dörfern von 1000 und 600 E., in dem fast 3 St. langen, weiten und freundlichen Thale des Salzbachs hin und ist besonders seiner sieben Mineralquellen wegen berühmt. Von diesen werden der Ober- oder Salzbrunnen und der Mühlbrunnen zum Trinken, der Alte und Neue Heil-, der Kramer-, der Wiesen- und der Sonnenbrunnen zum Baden benutzt. Die erste und wichtigste dieser Quellen gehört zu der Klasse der alkalisch-salinischen Säuerlinge und wird besonders bei chronischen Brustleiden, z. B. hartnäckigen Katarrhen, beginnenden Schwindsuchten der Respirationsorgane u. s. w., bei Unterleibsbeschwerden, Stockungen im Pfortadersysteme, Hämorrhoidalkrankheit, chronischen Uebeln der Harnwerkzeuge, Drüsenverhärtungen u. s. w. mit vielem Nutzen angewendet, wobei die übrigen Quellen oft als Unterstützungsmittel der Hauptcur in Gebrauch gezogen werden. Ihrer auffallend starken Wirkungen wegen waren die Quellen schon im 14. Jahrh. bekannt; doch geriethen sie namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg wieder in Verfall und Vergessenheit, bis sie zu Anfange dieses Jahrhunderts durch Mogalle und Ebers wieder mehr in Aufnahme gebracht wurden. Seit dieser Zeit ist der Ruf des Bades fortwährend im Steigen geblieben, wozu die daselbst errichtete großartige Molkenanstalt und die vielen, zur bessern Aufnahme der Badegäste getroffenen Anstalten nicht wenig beitrugen. Die Zahl der Curgäste beläuft sich jährlich auf 4000; versendet werden gegen 165000 Flaschen. Die Umgegend bietet interessante Punkte, z. B. Altwasser (s. d.), den alten und neuen Fürstenstein, die Kohlengruben bei Waldenburg u. s. w., und anziehende Spaziergänge genug dar, um den Badegast auch die von der Cur nicht unmittelbar beanspruchte Zeit angenehm ausfüllen zu lassen. Vgl. die Schriften von Lange (Berl. 1837), Zemplin (2. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1844) und Natorp (Berl. 1852).

Salzburg, Herzogthum und Kronland des österr. Kaiserstaats, von Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol und Baiern umgrenzt, zählt auf 124,52 Q.-M. eine Bevölkerung von 147000 E., die durchaus Deutsche sind und mit Ausnahme von 2600 Protestanten sich zum Katholicismus bekennen. Das Land ist ein Alpenland und besteht eigentlich aus dem Thal der von Hallein an schiffbaren Salzach von deren Ursprung bis zum Austritt aus den Gebirgen und den zahlreichen Nebenthälern derselben, welche fast alle von reißenden Wildbächen durchströmt werden, die hier den Namen Ache führen. An der südl. Grenze streichen die Norischen Alpen, im Lande nach den verschiedenen Uebergängen Krimler-, Felber-, Fuscher-, Rauriser-, Naßfelder- und Radstädter-Tauern genannt. Die höchsten Spitzen dieses Urgebirgszugs, eine fast ununterbrochene Kette von Gletschern (Kees) bildend, sind der Venediger (11622 wien. F.), das Wiesbachhorn (11313 F.), der Großglockner (12008 F.), der Hohe Narr (11309 F.), der Ankogl (10290 F.) u. s. w. Die Kalkkette, welche die Centralalpen nördlich begleitet, bildet die Landesgrenze auf den übrigen Seiten und erhebt sich in ihrem höchsten Punkte 8382 F. über

das Meer. Offen ist das Land nur gegen NNW., wo die Salzach aus den Gebirgen tritt und eine fruchtbare Ebene bildet. Die Salzach, welche sich in den Inn (einen Nebenfluß der Donau) ergießt, ist der Hauptfluß des Landes. Die Saalach, ein Nebenfluß der Salzach, bildet eine Strecke lang die Grenze zwischen S. und Baiern. Außerdem fließen die Ens und die Mur durch einen Theil des Landes; auch gibt es zahlreiche Alpenseen, unter denen der Zellersee 2 St. lang und $^1/_2$ St. breit ist. Die Salzach bildet die 3 M. langen Pinzgauer Sümpfe, welche neuerdings zum großen Theil auf Staatskosten urbar gemacht sind. Unter den vielen Mineralwässern ist die heiße Quelle von Gastein (s. d.) am berühmtesten. Einen großen Reichthum besitzt S. an schönen, pittoresken Wasserfällen. Der Fall der Krimler Ache ist der imposanteste der österr. Monarchie; in fünf Absätzen stürzt der Bergstrom aus einer Höhe von mehr als 2000 F. herab, zuletzt einen prachtvollen Bogen bildend. Unter den übrigen sind der Gollingerfall, 300 F., der Radstädter Tauern-Fall, 200 F. hoch, und der gasteiner Schleierfall ausgezeichnet. Das Klima ist rauh, vorherrschend kalt und veränderlich, aber größtentheils gesund. Der einst so berühmte Bau auf edle Metalle hat sehr abgenommen, bedeutender ist die Ausbeute an Kupfer, Eisen, Blei und Arsenik. Groß ist der Reichthum des Salzbergs Hallein und der Marmorbrüche am Untersberge. Das Land erzeugt Getreide nicht hinreichend, aber zum Theil von vorzüglicher Güte. Wein fehlt ganz, nicht unerheblich ist dagegen die Obstzucht. Sehr wichtig ist die Viehzucht, sowol der Rinder auf den trefflichen Alpenweiden als der Pferde, welche im Pinzgau von besonders starkem und großem Schlage sind. Das Wild verliert sich immer mehr, doch gibt es noch Hochwild, Gemsen, Murmelthiere, Gemsgeier, Auer- und Schildhühner. Berühmt sind die Biber. Bei Salzburg (Hellbrun) ist die Centralanstalt für künstliche Fischzucht. Die Salzburger sind ein kräftiger Menschenschlag, aber im Hochgebirge hager und von blasser Gesichtsfarbe. Kretinen sind häufig. Vorurtheile und Aberglaube, aber auch viel natürlicher Verstand, Biederkeit und Fleiß charakterisiren das Volk, welches sehr an seinen alten Festen und Spielen hängt. Die Industrie ist unbedeutend, der Gebirgsbauer fertigt seine Kleidung großentheils selbst. Doch sind die halleiner Strumpfstrickereien in gutem Rufe.

Das Land war schon unter der Römerherrschaft gut bevölkert, und frühzeitig fand hier das Christenthum Eingang. Durch Hunnen, Ostgothen und andere barbarische Völker wurde es verwüstet, doch schnell erhob es sich wieder. Den Grund zum Entstehen des spätern deutschen Reichslandes S. gab die Errichtung eines Bisthums, welche der bair. Herzog Theodo bewirkte. Der erste Vorstand soll um 582 der heil. Rupert geworden sein. Zur Dotirung wurden ihm von Theodo und vielen Edeln Güter um Salzburg (Juvavia), wo Rupert seinen Sitz aufgeschlagen hatte, übergeben. Zu diesen Besitzungen traten dann später die Erwerbungen Lungaus, Pinzgaus und Gasteins, das erstere durch Schenkung Kaiser Heinrich's II., die beiden letztern, welche nach dem Aussterben der Grafen von Plain an Baiern gefallen waren, im 13. Jahrh. durch Kauf. Unter Arno wurde das Bisthum 798 zum Erzbisthum erhoben. Der Erzbischof Gebhard, Graf von Helfenstein, gest. 1088, erhielt vom Papste die immerwährende Würde eines Legaten aller deutschen Kirchen. Wie bisher, nur mit kurzer Unterbrechung, so kam das Land auch, bis es vom Krummstabe befreit wurde, zu keiner Ruhe, indem die Erzbischöfe entweder mit dem Kaiser, mit Oesterreich und Baiern, oder mit ihren eigenen Landständen und Unterthanen in offenem Kriege und argem Hader lagen. Erzbischof Leonhard II., 1495—1519, der 1498 alle Juden vertrieb und hinterlistigerweise die gegen ihn verschworenen Großen seines Landes gefangen nehmen ließ, erweiterte wenigstens das Gebiet des Erzstifts durch bedeutende Ankäufe. Dagegen verschwendete Wolfgang Dietrich, 1587—1611, die reichen Einkünfte des Landes und die drückenden Abgaben der Unterthanen durch glänzende Hofhaltung. Mit seinem Kapitel beschwor er 1606 das Statut, welches für ewige Zeit alle österr. und bair. Prinzen aus demselben ausschloß. Unter dem Erzbischof Leopold Anton Graf von Firmian wurden nach harten Verfolgungen und trotz der Verwendung des Corpus evangelicorum alle Protestanten, angeblich weil sie eine Verschwörung beabsichtigt, als sie sich weigerten, zur kath. Kirche überzutreten, aus dem Lande getrieben. So verließen 1731 und 1732 gegen 30000 fleißige und ruhige Unterthanen (Salzburger Emigranten) das Land, die namentlich in Preußen eine willkommene Aufnahme fanden. Der letzte Erzbischof war der 1772 erwählte Hieronymus, Graf von Colloredo, gest. in Wien 1812, der mit Energie die Regierung führte und manche Gebrechen abschaffte, aber durchaus die Liebe seiner Unterthanen nicht zu gewinnen vermochte. Uebrigens hatten die Erzbischöfe von S. große Vorrechte. Sie konnten in den Adelstand erheben, hatten mit den Herzogen von Baiern das Directorium im Bairischen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrathe und ab-

wechselnd mit Oesterreich, welches aber immer den Anfang machte, das Directorium im Reichsfürstencollegium. Auch erhielten sie von dem Kaiser, selbst wenn sie nicht aus fürstl. Häusern waren, den Titel Ew. Liebden, während die geistlichen Kurfürsten in diesem Falle nur Ew. Andacht genannt wurden. Es war seit dem Westfälischen Frieden außer den drei geistlichen Kurfürstenthümern das einzige Erzbisthum in Deutschland. Es umfaßte damals ein Areal von 180 Q.-M. mit 190000 E. Die Säcularisation erfolgte 1802, und im Vertrage zu Paris vom 26. Dec. 1802 wurde S. nebst Eichstädt, Berchtesgaden und einem Theile von Passau dem Erzherzoge von Oesterreich und Großherzoge von Toscana, Ferdinand (s. d.), zur Entschädigung für das im Luneviller Frieden abgetretene Toscana gegeben und derselbe unter die Zahl der Kurfürsten aufgenommen. Durch den Presburger Frieden von 1805, zufolge dessen der Kurfürst Ferdinand Würzburg erhielt, kam S. an Oesterreich und Eichstädt und Passau an Baiern. Der Wiener Friede von 1809 stellte S. zur Verfügung Napoleon's, der es 1810 an Baiern abtrat. Nach dem Pariser Frieden von 1814 wurde es von Baiern wieder an Oesterreich vertauscht, mit Ausnahme eines Theils vom linken Salzachufer, welcher nebst Berchtesgaden bairisch blieb. Es bildete hierauf unter dem Titel eines Herzogthums (mit Ausnahme einiger zu Tirol geschlagenen kleinen Bezirke) den Salzachkreis des Landes ob der Ens, bis es 1849 losgetrennt, zu einem selbständigen Kronlande mit drei Bezirkshauptmannschaften (Salzburg, Zell, Werfen) constituirt wurde und 1. April 1861 nach langer Zeit wieder den ersten Landtag erhielt. Vgl. Pichler, «S.s Landesgeschichte» (Salzb. 1861); Koch-Sternfeld, «S. und Berchtesgaden» (2 Bde., Salzb. 1810); Storch, «Skizzen einer naturhistor. Topographie des Herzogthums S.» (Salzb. 1858); Woldrich, «Versuch zu einer Klimatographie des salzburg. Alpenlandes» (Lpz. 1867); Keil, «Topogr. Reise- und Gebirgskarte der Umgebung von S.» (Salzb. 1866); Meiller, «Regesta archiepiscoporum Salisburgensium» (Wien 1866); «Jahrbuch der Geschichte für salzburger Landeskunde» (Salzb. 1867).

Salzburg, das alte Juvavia oder Juvavium, die Hauptstadt des ehemaligen Erzstiftes und Kurfürstenthums sowie des jetzigen Kronlandes gleiches Namens, liegt an beiden Ufern der dreifach überbrückten Salzach in reizender Gegend. Der Mönchsberg am linken, der Kapuzinerberg am rechten Ufer, zwei isolirte Hügel, bilden eine Thalenge, in welche die Stadt hineingebaut ist, sodaß die äußersten Häuserreihen der Vorstädte Stein und Mülln an den Felsen hängen. Die Stadt besitzt schöne und große Plätze. Die Straßen sind jedoch meist eng und krumm, die Häuser mit flachen Dächern versehen und solid gebaut. Die Baulust der Erzbischöfe schmückte die Stadt mit vielen Prachtgebäuden, meist im ital. Stil. Sie ist theilweise noch von Mauern und Basteien umgeben; an Stelle der abgetragenen hat man neuerdings einen neuen Stadttheil begonnen. Unter den 18000 E. (1857: 17235) befinden sich nur etwa 300 Protestanten. S. ist Sitz des Erzbischofs von S., der Regierung, eines Stationscommandos, eines Landesgerichts, einer Berg-, Salinen- und Forstdirection und anderer Behörden. Ausgezeichnete Gebäude sind die prachtvolle Domkirche, 360 F. lang, 220 hoch, 150 breit, mit einer Façade von weißem Marmor, einer großen Orgel und vorzüglichen, aber infolge des Brandes von 1859 beschädigten Gemälden, erbaut 1614—68; die Kirche zu St.-Peter mit vielen Denkmälern bis ins 14. Jahrh. hinauf und auch mit Mich. Haydn's Denkmale; die Margarethenkirche, ein schöner Bau von 1485 (restaurirt 1864), in der Mitte des sehr interessanten alten Friedhofs; die schöne Universitätskirche, die Kirche der Benedictinerinnen auf dem Nonnberge mit herrlichen Glasmalereien von 1480 und die nach dem Brande von 1818 neuerbaute St.-Sebastianskirche mit des Theophrastus Paracelsus Denkmale. Im ganzen hat die Stadt 20 Kirchen und außerdem eine protestantische, die 1865 vollendet wurde. Das ehemalige Residenzschloß der Erzbischöfe ist jetzt den Behörden eingeräumt. Ein zweites prachtvolles Schloß der Erzbischöfe, Mirabell, welches Eigenthum des Kaisers ist, wurde nach dem Brande von 1818 ebenfalls neu aufgebaut. Der ehemalige erzbischöfl. Marstall für 130 Pferde, jetzt eine Cavaleriekaserne, war einer der schönsten in Europa. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: der Neubau am Residenzplatz; die ehemalige Universität; das Priesterseminar mit der ehemaligen Pagerie; das Benedictinerkloster von St.-Peter; das Cajetankloster, jetzt Militärspital u. s. w. Ueber der Stadt steht das alte weitläufige Schloß Hohensalzburg mit neurestaurirten alten und gothisch ausgestatteten Sälen und Zimmern. Vor dem Dome befindet sich Hagenauer's schöne Marienstatue aus Erz. Am Ausgange des Neuthors, welches 150 Schritt lang, 22 breit, 24 hoch ist und 1767 unter dem Erzbischof Sigismund III., Grafen von Schrattenbach, durch den Mönchsberg gebrochen wurde, steht in einer Blende Hagenauer's Statue Sigismund's. Den Residenzplatz zieren ein 1668 aus weißem Marmor aufgeführter, 45 F. hoher Springbrunnen und das Denkmal Mozart's,

bei dessen Grundlegung man 1840 einen herrlichen Mosaikboden aus der Römerzeit auffand. Ein röm. Bad, noch wohlerhalten, findet sich im Johannisspital. Ueber der Hauptwache erhebt sich ein Thurm mit dem berühmten Glockenspiel. Von Klöstern bestehen zu S. drei für Männer und ebenso viel für Frauen. Die 1620 gestiftete, 1625 vom Papste bestätigte Universität wurde 1804 erweitert, einige Jahre nachher aber aufgehoben. Gegenwärtig sind von höhern Unterrichtsanstalten vorhanden eine theol. Facultät, eine medic.-chirurgische Lehranstalt, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, ein erzbischöfl. Priesterseminar, ein Schullehrerseminar, eine Handelsschule und das Mozarteum. Die wissenschaftlichen Bestrebungen werden unterstützt durch das Landesmuseum mit Bibliothek (40000 Bände), die Studienbibliothek und die Bibliothek im Stifte von St.-Peter, ein Zoologisches Museum und ein Physikalisches Cabinet. Vereine bestehen für Kunst, für Musik, für Landeskunde, wozu noch eine Oekonomische Gesellschaft und ein Gewerbverein mit einer Handelskammer kommen. Für die Wintersaison ist auch ein Theater vorhanden. Besonders reich ist S. an Stiftungen aller Art, an Versorgungs- und Unterstützungsanstalten, welche größtentheils ansehnliche Fonds besitzen. Industrie und Handel sind im Aufblühen begriffen. Auch ist der Fremdenverkehr im Sommer von Bedeutung für die Stadt, welche durch Eisenbahnen östlich mit Wien, westlich mit München (Reichenhall), südlich mit Innsbruck und der Brennerbahn verbunden ist. Der Versuch mit Einrichtung einer Dampfschiffahrt auf der Salzach hat den Erwartungen nicht entsprochen. Die Umgebung S.s zieren eine Menge Parks und Villen sowol ältern als neuern Ursprungs. Dahin gehören die kaiserl. Lustschlösser Hellbrunn und Kleßheim (Eigenthum des Erzherzogs Ludwig Victor), der fürstl. Schwarzenbergische Park zu Aigen, das Lustschloß des Königs Ludwig von Baiern (Leopoldskron), das gräfl. Arco'sche Schloß im normann. Stile zu Anif und viele andere Villen von Privaten. Im nahen Leopoldskronermoos finden sich auch mehrere Schlamm- und Moorbäder, unter denen das zu Mittermoos (Marienbad) das ansehnlichste ist. S. ist der Geburtsort Mozart's, dessen Geburtshaus in der Getreidegasse, das Wohnhaus am Hannibalsplatze steht. Das Mozart-Archiv befindet sich gegenwärtig im landschaftlichen Chiemseehof. Zu S. fand 18.—23. Aug. 1867 eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und Napoleon III. statt. Vgl. Zanner, «Chronik von S.» (fortgesetzt von Gärtner, 11 Bde., Salzb. 1813); «Fremdenführer durch S.» (Salzb. 1867).

Salze sind nach der ältern Chemie Verbindungen einer Säure mit einer Basis. Es paßte jedoch diese Definition nur auf die sog. *Amphidsalze*, wie schwefelsaures Natron, salpetersaures Kupfer u. s. w., die man aus einer Sauerstoffsäure und Sauerstoffbase bestehen ließ. Bei den *Haloidsalzen* mußte man dagegen annehmen, daß beim Zusammentritt einer Wasserstoffsäure (wie Chlorwasserstoff) und einer Sauerstoffbase (etwa Natron) sich nur das Metall (hier das Natrium) der Basis mit dem Salzbildner oder Halogen der Säure (hier dem Chlor) zu einer binären Verbindung einigt, während der Wasserstoff der Säure und der Sauerstoff der Basis Wasser bilden. Die neuere Chemie faßt, auf vorurtheilsfreie Betrachtung aller einschlägigen Thatsachen gestützt, die Sache folgendermaßen auf: Jede Basis und jede Säure (s. d.) ist nach ihr eine Wasserstoffverbindung; sie unterscheidet nicht mehr Sauerstoff- und Wasserstoffsäuren. Wenn nun eine Säure auf eine Basis wirkt, so verbinden sie sich nicht, wie früher angenommen, direct, sondern es tritt das Radical (s. d.) der Basis an die Stelle des Wasserstoffs der Säure (oder das Radical der Säure an die Stelle des Wasserstoffs der Basis), und der Wasserstoff geht mit Sauerstoff zu Wasser zusammen. Das neue Molecul heißt ein «Salz». Eine Säure und eine Basis setzen sich mithin allemal (was man früher nur bei den Haloidsalzen annahm) zu einem Salz und Wasser um. Bei Bildung eines Salzes wirken Säure und Basis in dem Verhältniß aufeinander, daß die Mengen beider gleichviel Wasserstoff enthalten. Die *Haloidsalze* unterscheiden sich von den übrigen jetzt nur dadurch, daß sie durch Säuren mit einfachem Radical gebildet werden. Als Beispiel ihrer Bildung mag das Chlornatrium (Kochsalz) dienen:

$$\underbrace{\left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Chlor}\end{matrix}\right\}}_{\text{Salzsäure}} + \underbrace{\left.\begin{matrix}\text{Natrium}\\ \text{Wasserstoff}\end{matrix}\right\}\text{Sauerstoff}}_{\text{Natron}} = \underbrace{\left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Wasserstoff}\end{matrix}\right\}\text{Sauerstoff}}_{\text{Wasser}} + \underbrace{\left.\begin{matrix}\text{Natrium}\\ \text{Chlor}\end{matrix}\right\}}_{\text{Chlornatrium.}}$$

Säuren mit zusammengesetztem Radical geben *Oxysalze* (Sauerstoffsalze) und *Sulfosalze* (Schwefelsalze). Jene entstehen aus Oxysäuren und Oxybasen, diese aus Sulfosäuren und Sulfobasen. Jedes Oxysalz ist vom Typus (s. d.) Wasser; z. B. das salpetersaure Kali:

$$\underbrace{\left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Salpetersäure-}\\ \text{radical}\end{matrix}\right\}\text{Sauerstoff}}_{\text{Salpetersäure}} + \underbrace{\left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Kalium}\end{matrix}\right\}\text{Sauerstoff}}_{\text{Kali}} = \underbrace{\left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Wasserstoff}\end{matrix}\right\}\text{Sauerstoff}}_{\text{Wasser}} + \underbrace{\left.\begin{matrix}\text{Kalium}\\ \text{Salpeter-}\\ \text{säureradical}\end{matrix}\right\}\begin{matrix}\text{Sauer-}\\ \text{stoff.}\end{matrix}}_{\text{Salpetersaures Kali.}}$$

Ist der zum Typus gehörige Wasserstoff in der Säure vollständig durch ein Metall oder in der Basis vollständig durch ein Säureradical ersetzt, so heißt das Salz ein normales. Ist jener Ersatz blos ein theilweiser, so ist es im erstern Falle ein saures, im zweiten ein basisches Salz. Doppelsalze entstehen durch Vereinigung zweier Salzmolecule. (S. Doppelsalze.)

Salzgitter, ein Marktflecken mit 1900 E., im Amte Liebenburg des hannov. Fürstenthums Hildesheim, am Warmbach, $5^1/_4$ M. im SSW. von Braunschweig, an der Eisenbahn nach Kreiensen gelegen, hat eine Handschuh- und mehrere Wollwaarenfabriken sowie die (mit Braunschweig gemeinschaftliche) Saline Salzliebenhall, welche bisher jährlich 12000 Ctr. Salz lieferte. Im Dec. 1850 wurde von neuem in 730 F. Tiefe ein mächtiges Lager des reinsten Steinsalzes erbohrt.

Salzkammergut, eine zu Oesterreich gehörige Alpenlandschaft und kaiserl. Domäne von $11^3/_4$ Q.-M. mit 18000 E., bildet den südl. Theil des ehemaligen Traunkreises und ist eine der reizendsten Gegenden Deutschlands, wegen ihrer zahlreichen Alpenseen und andern Naturschönheiten auch die Oesterreichische Schweiz genannt. Verschiedene Zweige der Norischen Alpen berühren sich hier und lassen größern Thälern wenig Raum. Das Hauptthal ist das der Traun (s. d.). Zwischen der Salzach und der Ens ziehen von Westen gegen Osten die Salzkammergut-Alpen oder Kammeralpen, fast ganz ein Kalkgebirge, das noch mehr als das Berchtesgadener Bergland durch seeerfüllte Einsenkungen in Gruppen zerfällt wird. Oestlich von dem $3^1/_2$ St. langen, bis 7761 F. hohen Tännengebirge, welches an der Salzach den Paß Lueg bildet (s. Pinzgau), und im Süden des Hallstätter Sees liegt die kolossale, 8940 F. hohe Masse des Dachsteins mit dem ungeheuern Felsthurme des 9313 F. hohen Torsteins (Thorsteins), der fast senkrecht aus Gletschern aufsteigt. Die weiter östlich folgende Gebirgsmasse bildet das eigentliche Kammergebirge. An der Nordwestecke, westlich von Hallstatt, liegt das für Maler und Geognosten berühmte Gosauthal oder die Gosau; im Nordosten, durch die Ausseer Niederung davon getrennt, die Gruppe des 6900 F. hohen Todten Gebirges, an dessen Nordrande sich der Große Priel 7750 F. hoch erhebt. Zwischen dem Traun- und Attersee dehnt sich das breite Höllengebirge aus; zwischen Atter-, Mond- und Wolfgang- oder Abersee erhebt sich der 5550 (5460) F. hohe Schafberg, der Rigi Oesterreichs, von dem man 19 Seen erblickt. Die Bevölkerung des S. ist, da die gebirgige Natur des Landes Feldbau fast gar nicht zuläßt, theils mit Viehzucht, Holzcultur und Jagd, größtentheils aber (6—7000 Arbeiter) in den höchst merkwürdigen Salzwerken beschäftigt, welche 1865 nicht weniger als 1,001198 Zollctr. Sud-, 5283 Ctr. Stein- und 8674 Ctr. Industrialsalz geliefert haben. Im Mittelpunkte des S. liegt der Badeort Ischl (s. d.). Andere merkwürdige Orte sind die Marktflecken St.-Wolfgang am Abersee (s. d.) und Hallstatt (s. d.), das Städtchen Gmunden (s. d.) und das malerisch gelegene Dorf und Schloß Traunkirchen. — Das sog. Steiermärkische S. oder der nordwestlichste Theil des Herzogthums Steiermark hat zum Hauptorte den Marktflecken Aussee an der Traun, im Mittelpunkte des herrlichen Thalkessels unter dem Dachstein, auf dem die drei Flüsse Traun entstehen, in der Nähe des Grundel-, Altenau- und Oedensees und des 2700 F. hohen Salzbergs Sandling, dessen Salzstock 4800 F. tief ist und 7—800000 Eimer Sole, 250000 Ctr. Kochsalz liefert.

Salzmann (Christian Gotthilf), berühmt als Stifter der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal (s. d.), geb. 1. Juni 1744 zu Sömmerda, wo sein Vater Pastor war, studirte seit 1761 zu Jena Theologie, wurde 1768 Pfarrer zu Rohrborn im Erfurtischen und 1772 Pastor an der Andreaskirche zu Erfurt, wo er als Prediger viel Beifall fand. Durch Rousseau und Basedow angeregt, wendete er der Erziehung der Jugend große Aufmerksamkeit zu, wurde später bei der Beschäftigung mit den eigenen Kindern sich seines Berufs als Pädagog bewußt und trat als solcher zuerst mit seinem «Krebsbüchlein, eine Anweisung zur unvernünftigen Kinderzucht» (Erf. 1781 u. öfter) hervor. 1781 legte er seine Stelle nieder und ging als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin nach Dessau, verließ aber wegen der dort herrschenden Zwietracht und Verwirrung diese Stellung 1784 wieder, um auf dem von ihm erkauften Landgute Schnepfenthal im Gothaischen eine Erziehungsanstalt für Knaben aus den höhern Ständen zu gründen. S.'s literarischer Ruf, seine ihm hülfreich zur Seite stehende Gattin, tüchtige Mitarbeiter, wie André, Bechstein, der Philolog Lenz, Glatz, Guts Muths, Weißenborn, Blasche, die drei Brüder Ausfeld, sowie das frische, gesunde Leben in Schnepfenthal, durch vortreffliche Einrichtungen gefördert, machten die Anstalt bald zur berühmtesten in Deutschland und führten ihr Zöglinge aus fast allen Ländern Europas zu. Da S.'s Schwiegersöhne und Töchter und später auch sein dritter Sohn Karl sich an der Sorge für das körperliche und geistige Wohl der

Zöglinge betheiligten, so waltete in der ganzen Anstalt das Wesen eines großen Familienkreises, über welchem S. als Vater und Autorität hochverehrt stand. Nachdem er noch die Katastrophe erlebt, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh. über Deutschland hereinbrach, starb er 31. Oct. 1811. Als Erzieher wie als pädagogischer Schriftsteller hat S. gleichviel Gutes gewirkt. Alle seine Schriften zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit und Einfachheit aus. Hervorzuheben sind: der Roman «Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend» (6 Bde., Lpz. 1783—86); «Der Himmel auf Erden» (Schnepfenthal 1797); der «Thüringer Bote» (Schnepfenthal 1788 fg.); von seinen Erziehungs- und Jugendschriften (gesammelt, 12 Bdchn., Stuttg. 1845—46) «Sebastian Kluge»; «Konrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung»; «Heinrich Gottschalk»; «Ameisenbüchlein, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher»; «Joseph Schwarzmantel». Nach S.'s Tode übernahm dessen Sohn **Karl** S. die Anstalt, die er mit demselben Streben und Eifer wie sein Vater leitete, dabei kräftig unterstützt von seiner Gattin Thusnelda, geborene Lenz (gest. 14. Juni 1867). Bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums der Anstalt wurde er zum herzogl. sächs. Hofrath und an seinem 80jährigen Geburtstage von der Universität Jena zum Doctor der Philosophie ernannt. 1848 übergab Karl S. die Anstalt seinem Neffen Wilhelm Ausfeld.

Salzpflanzen oder **Halophyten** nennt man diejenigen Gewächse, welche zu ihrem Gedeihen des Chlornatriums und anderer Salze bedürfen und deshalb in einem salzhaltigen Medium wachsen. Sie sind theils Landsalzpflanzen, theils Wassersalzpflanzen. Die erstern, welche auf dem festen Lande wachsen, zeichnen sich durch eine matte, ins Graue ziehende Färbung und durch eine fleischige, saftige Textur der Blätter aus. Sie sind Strand-, Salinen- oder Steppenpflanzen. Zu den ersten gehört der gewöhnliche Meersenf (Cakile maritima L.) und die Strandwinde (Calystegia Soldanella), zu den zweiten das krautartige Glasschmalz (Salicornia herbacea L.), Meerstrandswegebreit (Plantago maritima L.) und die Strandsternblume (Aster Tripolium L.), welche sowol am Meeresstrande als auch an Salinen wachsen, und zu den letzten der größte Theil der **Salsolaceen**, unter andern der in den südruss. Steppen heimische silberfarbene **Salzstrauch** (Halimodendron argenteum Dec.), der wegen seiner schönen rosenrothen Blüten und silbergrauen Blätter auch bei uns häufig in Gärten gezogen wird. Die zu den apetalischen Dikotyledonen gehörenden Salsolaceen sind der Mehrzahl nach Halbsträucher und Sträucher. Ihre zahlreichen, verschiedene Gattungen bildenden Arten sind namentlich in den um das Mittelländische Meer herum gelegenen Strand- und Steppengebieten (besonders derjenigen Spaniens und Nordafrikas) und in den asiat. Steppen und Wüsten heimisch. Sie bilden meist gesondert wachsende Stöcke und Büsche von graugrüner Farbe, zwischen denen der nackte Erdboden hervorschimmert. Die Wassersalzpflanzen werden hauptsächlich von den Meeralgen gebildet, welche sich durch den Mangel der grünen Farbe und durch eine häufig knorpelige oder lederartige Beschaffenheit auszeichnen. Auch der gemeine **Wasserriemen** (Zostera marina L.), welcher als Seegras allgemein bekannt ist, gehört zu den Wassersalzpflanzen, hat aber die gewöhnliche grüne Färbung. Die S. nehmen das Salz auch in sich auf und enthalten daher in ihrem Gewebe bald mehr, bald weniger Salz. Sie werden deshalb zum Theil zur Gewinnung solcher Salze benutzt; so unter den Landsalzpflanzen das gemeine **Salzkraut** (Salsola Kali L.), das langblätterige Salzkraut (Salsola Soda L.) und besonders die südeurop. **Sodapflanze** (Halogeton sativus Mocqu.), die **Barilla** der Spanier. Diese Pflanze, ein Sommergewächs, wird noch jetzt in den Salzsteppen von Südvalencia und Murcia zur Gewinnung von **Sodastein**, worunter man die aus ihren Blättern und Stengeln durch deren Verbrennung in Gruben gewonnene Sodamasse versteht, angebaut, aber lange nicht mehr in so großem Maßstabe wie früher, wo Spanien fast ganz Europa mit seiner Barilla versorgte. Die Meerpflanzen enthalten auch Jod und Brom, weshalb man dieselben, besonders die sog. Tange, z. B. den Blasenseetang (Fucus vesiculosus L.), den knotigen Seetang (Fucus nodosus L.), den gesägten Seetang (Fucus serratus L.) u. a., zur Gewinnung von sog. Kelp (Soda) und Jod sammelt.

Salzsäure oder **Chlorwasserstoffsäure** nennt man die aus Chlor und Wasserstoff bestehende Säure, welche man erhält, wenn man Kochsalz mit wasserhaltiger Schwefelsäure destillirt. Sie bildet im concentrirtesten Zustande eine rauchende, stechend riechende, farblose, in der Sonne durch Zersetzung und Chlorbildung leicht gelblich werdende Flüssigkeit von 1,2 specifischem Gewicht und sehr ätzenden Eigenschaften. Wasserfrei kann sie nur als Gas bestehen. Sie löst die meisten Metalle unter Entwickelung von Wasserstoffgas und Bildung von Chlormetallen auf. Mit Alkalien und Erden bildet sie salzsaure, krystallisirbare Salze, welche Chlormetalle (s. **Chlor**) genannt werden. In Vermischung mit Salpetersäure wird sie unter Bildung von Chlor zersetzt,

und die Mischung, **Königswasser**, löst daher Gold und Platina auf. Die S. wird als Auflösungsmittel in der Chemie und Pharmacie, als Aetzmittel, zur Darstellung von Chlor u. s. w., auch in der Medicin angewendet. Sie dient ferner zur Fabrikation des Salmiaks, des Leims und des Phosphors, zur Auflösung verschiedener Metalle, wie Zinn und Zink, und zur Darstellung der Kohlensäure bei der Mineralwasserfabrikation.

Salzsee, s. Salt-Lake.

Salzungen, Stadt und Badeort im Herzogthum Sachsen-Meiningen, 2½ M. südlich von Eisenach und 4 M. nordnordwestlich von Meiningen schön an der Werra und der Werrabahn gelegen, ist Sitz eines Verwaltungsamts und eines Kreisgerichts und zählt 3180 E. (1864). Unter den Gebäuden sind das alte Schloß Schnepfenburg (1792 neuerbaut und Sitz der Staatsbehörden), die Stadtkirche und das Rathhaus hervorzuheben. Die vorzüglichsten Erwerbsquellen der Bewohner sind Landwirthschaft (nebst Garten- und Obstbau) und Gewerbebetrieb. Von industriellen Etablissements sind zu nennen die Fabriken für künstliche Mineralwässer, für Tabak und Cigarren (drei), Strohhüte, Maschinen, ferner eine Korkschneiderei, die nicht unbedeutende Vereinsbrauerei und drei Mühlen. Ihren Ruf verdankt die Stadt jedoch besonders ihrem Salzwerke und ihrem Solbade. Die Saline, welche früher ihren Bedarf an Sole aus verschiedenen Brunnen bezog, erhielt 1321 vom Abte Heinrich zu Fulda ihre ersten Privilegien, die dann öfters, zuletzt 1678, erneuert wurden. Der regelrechte Betrieb begann erst 1740. Im Aug. 1840 begann man die Bohrung des Bernhardsbrunnens, der 498 F. tief ist und eine sehr gesättigte Sole (27½ Proc. Salz) liefert, weshalb auch die früher ausgedehnten Gradirhäuser bis auf ein einziges eingehen konnten. 1861 wurde ein neues stattliches Siedehaus aufgeführt. Die Saline gehört einer Genossenschaft (Pfännerei) und producirte in letzter Zeit jährlich etwa 60000 Ctr. Kochsalz, 10000 Ctr. Viehsalz und 1000 Ctr. Düngsalz. Nachdem die Sole schon seit 1801 auch zu Bädern benutzt worden, entschloß sich die Pfännerei 1821 zur Errichtung einer öffentlichen Badeanstalt, die in neuerer Zeit, besonders seit Eröffnung der Werrabahn, zu den besuchtesten Solbädern des mittlern Deutschland gehört. Dicht bei der Stadt liegt der Burgsee (42 Acker groß), an welchem bisweilen ein eigenthümliches Aufwallen (Kochen) bemerkt wird. An seinem Ufer bildet die Anhöhe Seeberg einen besuchten Vergnügungsort mit schöner Aussicht. Im **Amtsbezirke** S. (4½ Q.-M. mit 16000 E.) liegen noch das als Badeort bekannte Kirchdorf Liebenstein (s. d.), das als Luther's Geburtsort bekannte Pfarrdorf **Möhra** (mit 500 E. und seit 1861 einem Denkmal Luther's) und die beiden Flecken **Schweina**, mit 1500, und **Steinbach**, mit 1350 E. Vgl. «Solbad S., Skizze für Badegäste und Reisende» (Salzung. 1864).

Salzwedel, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der hier schiffbaren Jeetze, in einer niedrigen und morastigen Gegend, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts sowie eines Hauptsteueramts und zählt 7902 E. (3. Dec. 1864). Der Ort theilt sich in die Alt- und Neustadt und hat zwei Vorstädte und fünf Kirchen. Die alte Burg, früher im Besitz der Familie von Hitzacker, wurde 1864 vom König von Preußen angekauft. Das Gymnasium zählte einst Winckelmann und den Turnvater Jahn zu seinen Schülern. Die Fabrikindustrie S.s erstreckt sich auf Tuch, Wollzeug, Baumwollstoffe, Leinwand, Leder, Färberei, Draht, Oel, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Zuckerraffinerie. Der Handel ist nicht unbedeutend. Der Altmärkische Verein widmet sich der vaterländischen Geschichte und Industrie. S., früher in niederdeutscher Form Soltwedel, war vormals eine der Hauptstädte der Altmark und gab der Ottonischen Linie der Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Askanien, die 1317 mit Johann V. ausstarb, den Namen. Auch war die Stadt Mitglied des Hansabundes. Im heutigen **Kreise** S., der den westl. Theil der Altmark umfaßt und auf 22,14 Q.-M. nur 49423 E. (1864) zählt, liegt noch die Stadt **Kalbe**, an der Milde, im Kalbeschen Werder, mit 1753 E. Vgl. Pohlmann, «Geschichte der Stadt S.» (Halle 1811); Danneil, «Kirchengeschichte der Stadt S.» (Halle 1842); derselbe, «Geschichte der königl. Burg zu S.» (Salzwedel 1865).

Salzwerke, s. Salz.

Samāra, ein russ. Gouvernement auf der Ostseite der Wolga, das erst durch Ukas vom 6. (18.) Dec. 1850 aus den Kreisen S. und Stawropol des Gouvernements Simbirsk, den Kreisen Bugulma, Buguruslan und Busuluk des Gouvernements Orenburg und den Kreisen Nikolajewsk und Nowo-Usensk des Gouvernements Saratow zusammengesetzt worden ist. Das Gouvernement zählte 1. Jan. 1864 auf 2885,36 Q.-M. 1,690729 E. (370671 mehr als bei seiner Errichtung und 140740 mehr als bei der letzten Revision von 1858) und kann bei seiner

Fruchtbarkeit und vortheilhaften Lage mit fortschreitender Cultur eine der blühendsten Provinzen des russ. Reichs werden. Es breiten sich hier auf der Ost- oder Wiesenseite der Wolga mächtige, meist nur flach gewellte Ebenen aus, die, mit reicher Dammerde bedeckt, die herrlichsten Feldfluren verheißen, zum größten Theile aber jetzt noch weite Steppen darbieten. Auch das weiter ab liegende, zum Theil von niedern Ausläufern des Ural durchzogene Land trägt eine starke Humusschicht, bildet aber größtentheils gleichfalls noch Steppen mit den üppigsten Pfriemgrasfluren. Nur an der Südost- und Südgrenze, wo der uralische Höhenzug des Obtscheisyrt sich erhebt, hat das Land einen mehr steinigen und bei dem Mangel an Wasser dürren Boden. An diesem entstehen, außer dem Sok, die meisten der zahlreichen Nebenflüsse der Wolga, wie die 54 M. oder mit den kleinern Windungen 70 M. lange Samara mit dem Kinel und Tok rechts und dem Busuluk links, der Irgis-Jelan, der Kleine und Große Irgis und der die Südgrenze bildende Targun mit dem Jeruslan. Die eigentlichen Steppengegenden haben indeß kein Holz, oder dasselbe ist fast verschwunden und verkümmert. Nadelholz findet sich nirgends. Gegenwärtig ist der ganze fruchtbare Landstrich an der Wolga von der Mündung des Großen Irgis (gegenüber Wolsk) abwärts in einer Breite von 7, ja sogar gegenüber von Saratow in einer Breite von 17 M., und dann wieder weiter unterhalb bis zur Südgrenze in einer Breite von 3 M. völlig von Deutschen und Schweizern colonisirt. In dem erstern Districte liegen das stadtähnliche Jekaterinstad, die Colonien Solothurn, Zug, Friedenthal, Philippsthal, Weizenfeld, Alexanderdorf, Rosenthal am Jeruslan u. s. w. Das weiter ab liegende, bis 22 M. weit von der Wolga entfernte, ebenso fruchtbare Steppenland, das sog. Baschkirenland, wartet noch der Ansiedelung und regelmäßigen Bebauung. Man baut weniger Roggen als Weizen, auch Hafer, Gerste, Hirse, Buchweizen und in den deutschen Colonien auch Taback, nirgends Flachs und Hanf. Die Ernten sind ungeheuer; allein es treten oft drei bis vier völlige Misjahre ein, die selbst zu Hungersnoth führen. Die Viehzucht ist im allgemeinen gering. Eine Hauptquelle der Nahrung und des Reichthums bildet der Fischfang. Die ansässige Bevölkerung des Gouvernements besteht vorzugsweise aus Großrussen, dann auch aus Kleinrussen, Deutschen, Tataren, die aus Kasan, Mordwinen, die aus Pensa eingewandert sind. Am Jeruslan gibt es eigene Colonien von Nogaiertataren, welche Korn bauen und gute Viehzucht treiben. Die östl. Steppen durchziehen nomadisirende Baschkiren und Kirgisen mit ihren Heerden. Die Hauptstadt S., an der Mündung der Samara in die Wolga gelegen, 1586 als Vormauer gegen die Baschkiren und Nogaier gegründet und deshalb mit einem Erdwall und tiefen Gräben umgeben, von denen aber jetzt so wenig wie von der 1703 an ihrer Stelle errichteten Festung zu sehen, ist der Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, hat einen Flußhafen, zwei Kathedralen und zwei Pfarrkirchen, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, seit 1856 ein Gymnasium mit Bibliothek, physik. Cabinet und andern Sammlungen, ansehnliche Fabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, große Getreidespeicher und andere Magazine und zählt 34131 E. (1863). Die Stadt ist in neuester Zeit einer der wichtigsten Handelsplätze an der Wolga geworden, indem sie namentlich durch ihren aufblühenden Getreidehandel Simbirsk überflügelt. Nächst dem Getreide sind Mehl und Salz die Hauptgegenstände des Umsatzes, in zweiter Linie Leinsamen, Fische und Kaviar. Jährlich finden zwei große Märkte statt. Es kommen von hier die meisten feinen Lämmerpelze, welche die Kasimowschen Handelstataren herbeibringen. Kreisstädte sind Bugruslan, Busuluk, Bugulma, Stawropol, Nikolajewsk und Nowo-Usensk. Im Kreise Busuluk liegt 17,7 M. im Nordosten von S., am Sok, die Landstadt Sergijewsk mit 2991 E. und dabei das sehr besuchte Schwefelbad Sergijewsk. Von dem am Zusammenfluß der Samara und des Kinel gelegenen Flecken Alexjewsk, der einst Festung war, zog sich die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. angelegte «Samarische Festungslinie» gegen 50 M. weit über den Obtscheisyrt nach Orenburg. Vgl. Ucke, «Das Klima und die Krankheiten der Stadt S.» (Berl. 1863).

Samarang, Hauptstadt der Residentschaft gleiches Namens auf der Insel Java, an der Mündung des Kali S. oder Demak in das Sundameer gelegen. Die Stadt, welche 35000 E. (darunter 700 Europäer, 2000 Chinesen, der Rest Malaien und Javanen) zählt, steht auf angeschwemmtem Boden in ungesunder Lage. Südlich von ihr erhebt sich das prachtvolle Bergtheater der mitteljavanischen Vulkane Gunung-Sindoro, Merbabu, Merapi und Unarang. Wie fast alle Städte im niederländ. Indien zeigt auch S. drei Abtheilungen von ganz verschiedenem Ansehen, deren Bewohner auch verschiedenen Nationen und Rassen angehören. Den größten Raum nimmt, wiewol mit der kleinsten Bevölkerung, das aus steinernen Häusern bestehende europ. Quartier ein. In ihm liegt das schöne Regierungsgebäude, der Sitz des Residenten, die Kirchen, ein Militärhospital, ein Invalidenhaus und die Kasernen. Das Viertel der

Malaien und Javanen (Kampong-Malaya) besteht aus Bambushütten. Die Chinesen haben in ihr Quartier ganz die Bauart, Sitten und Gebräuche ihrer Heimat verpflanzt. S. war bis 1824 Festung, ist aber jetzt nur durch die Citadelle Prinz von Oranien gegen etwaige Aufstände der Eingeborenen geschützt. Einen eigentlichen Hafen besitzt die Stadt nicht, dagegen eine gute Rhede, von der regelmäßig Dampfer nach Batavia gehen. S. ist der Ausgangspunkt der einzigen bisher auf Java bestehenden, 1865 eröffneten Eisenbahn, die sich in einer Länge von 22 M. bis Surakarta und Dschokdschokarta hinzieht. Der Handel mit Kaffee, Reis, Zucker, Thee als Ausfuhr- und europ. Manufacturen als Einfuhrwaaren ist bedeutend.

Samaria (hebr. Schomron), eine Stadt in Mittelpalästina, 2 St. westlich von dem alten Sichem (Nablus), auf einem dominirenden Bergkegel gelegen, wurde 920 v. Chr. von Omri, dem sechsten israel. Könige, erbaut und bildete seitdem die Hauptstadt des Reichs Israel, welches auch nach ihr Reich Samarien genannt wurde. Von Salmanassar ein Jahrhundert später zerstört, erhielt der Ort fremde Colonisten, welche sich mit den zurückgebliebenen einheimischen Elementen zu dem Mischvolke der Samaritaner verschmolzen. S. wurde nun der Name der ganzen Landschaft, welche im Norden von Galiläa, im Süden von Judäa begrenzt, den Mittelraum von Westpalästina einnimmt. Der Hasmonäer Johann Hyrkan zerstörte abermals die Stadt S., aber Herodes d. Gr. baute sie prachtvoll wieder auf und zierte sie mit einem Tempel des Kaisers Augustus, dem zu Ehren er sie Sebaste nannte. Noch jetzt führt ein auf der großartigen Trümmerstätte befindliches Dorf diesen Namen (Sebastieh).

Samariter oder Samaritaner hießen seit der nachexilischen Zeit die Bewohner des nach der Stadt Samaria (s. d.), der frühern Hauptstadt von Israel, benannten Landes Samaria, d. h. des mittlern Theiles von Palästina. In dieser Gegend war aus der von den assyr. Eroberern im Lande zurückgelassenen israel. Bevölkerung und den aus Babel, Cutha (daher bei den spätern Juden Cuthäer so viel als Samariter), Hamath und andern Orten dahin verpflanzten heidnischen Colonisten ein Mischvolk entstanden, welches den althebr. Gottesglauben vielfach mit heidnischen Elementen versetzte. Als diese Samaritaner an dem Bau des zweiten jüd. Tempels theilzunehmen wünschten, wurden sie als Unreine von der gesetzesstrengen Partei der Juden zurückgewiesen, wodurch sich eine allmählich wachsende Feindschaft zwischen ihnen und den Juden bildete. Sie richteten infolge dieser Trennung und mit Unterstützung eines aus Jerusalem ausgewanderten Priesters Manasse einen eigenen Cultus ein und bauten auf dem Berge Garizim bei Sichem (dem heutigen Nabulus) einen Tempel, wodurch das Schisma zwischen Juden und Samaritanern vollendet wurde (409 v. Chr.). Dieser Tempel wurde 129 v. Chr. von Johannes Hyrkanus zerstört, aber die Stelle, wo er gestanden, blieb den Samaritanern die heil. Stätte der Anbetung bis auf diesen Tag. Sie berufen sich dafür auf 5 Mos. 27, 4, wo in ihrem Texte Garizim steht statt Ebal. Im vorigen Jahrhundert gab es noch Samaritaner in Aegypten, in Damaskus, Askalon, Gaza, Cäsarea und andern Orten. Jetzt finden sich deren nur noch in Nabulus, wo sie bis auf ungefähr 20 Familien zusammengeschmolzen sind, aber immer noch streng an ihrem Glauben festhalten. Der Pentateuch ist ihnen das einzige heil. Buch und Moses der einzige wahre Prophet; alle andern Bücher der jüd. Bibel verwerfen sie, alle übrigen Propheten gelten ihnen als falsche Propheten. Den König Salomo nennen sie einen Zauberer und Götzendiener, und Esra's Namen sprechen sie nie ohne Verwünschung aus. Doch scheinen sie zu diesem schroffen Gegensatze gegen die spätere religiöse Entwickelung des Judenthums erst allmählich fortgeschritten zu sein. Die Einheit Gottes halten sie mit aller Strenge fest. Zu ihren Hauptdogmen gehört außerdem die Schöpfung der Welt aus nichts. Sie unterscheiden eine sichtbare und eine unsichtbare Welt, letztere die Wohnung der Engel, durch deren Vermittelung das Gesetz offenbart worden. Alles Heil beruht auf Haltung des Gesetzes, besonders des Sabbats und der Beschneidung. Sie feiern die im mosaischen Gesetze vorgeschriebenen Feste wenigstens mit Gebet und Fasten, da sie die Opfer, gleich den Juden, längst haben aufgeben müssen. Sie glauben auch an Auferstehung, künftiges Leben und Verdammniß. Ob sie um Christi Zeit einen Messias erwarteten, ist trotz Joh. 4, 25 zweifelhaft. Die neuern Samaritaner betrachten den Messias auf Grund der Stelle 5 Mos. 18, 15 und 18 als einen großen Propheten, einen zweiten Moses, der die Völker zum Cultus von Garizim bekehren und sein gläubiges Volk beglücken werde. Sie nennen ihn Haschaheb oder Hataheb, d. i. der Wiederkehrende. Ihr Pentateuch, der übrigens in einem ältern Schriftcharakter (der sog. samaritanischen Schrift) überliefert und noch ohne Vocalzeichen geschrieben ist, weicht nicht blos von dem bei den Juden hergebrachten Texte in vielen einzelnen Stellen ab, sondern ist auch in einem eigenen, aber mit vielen hebr. Wörtern und Formen versetzten aramäischen Dialekt, der samaritanischen Sprache, ge-

schrieben. In demselben Idiom sind ihre Liturgien und Ritualien sowie eine Anzahl religiöser Lieder oder Psalmen verfaßt, letztere theilweise mit Endreim der Verse und die Strophenanfänge öfters nach dem Alphabete geordnet. Seit aber das Arabische ihre Umgangssprache geworden ist, haben sie nicht nur den Pentateuch, sondern auch diese Lieder und Liturgien ins Arabische übersetzt. In arab. Sprache besitzen sie noch ein sog. Buch Josua, d. i. eine Chronik von Josua's Zeit bis auf Konstantin d. Gr. (herausg. von Juynboll, Leyd. 1848), eine andere Chronik von Abu-l'-Fatch, die bis ins 14. Jahrh. herabreicht, und einige dogmatische und exegetische Schriften. Die Zustände der neuern Samaritaner wurden besonders dadurch näher bekannt, daß einige europ. Gelehrte, wie Jos. Scaliger, Hiob Ludolf, Silv. de Sacy u. a., hebr. oder arab. Briefe an sie schrieben und ihnen so Nachrichten über ihre Glaubenssätze, Sitten u. s. w. ablockten. Eine Sammlung dieser Correspondenz veranstaltete de Sacy in den «Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi» (Bd. 12, Par. 1831). Sonst vgl. Juynboll, «Commentarii historiae gentis Samaritanae» (Leyd. 1846); Bargès, «Les Samaritains de Naplouse» (Par. 1855).

Samarkand, einst die Hauptstadt, jetzt die zweite Stadt des Khanats Bokhara, am Särafschan im Thale Sogd, im Süden des Felsplateau Tschupan Ata, in einer von Bächen bewässerten und deshalb fruchtbaren Gegend gelegen. Die Stadt bildet innerhalb der Festungsmauern ein verschobenes Viereck mit einem Umfange von beinahe 2 M.; ihre Einwohnerzahl wird verschieden von 10—30000 geschätzt. Die Straßen sind sehr eng, aber mit Wasserkanälen versehen. Die Häuser bestehen aus Fachwerk, die öffentlichen Gebäude dagegen sind massiv. Unter diesen zeichnet sich aus die Citadelle Arik, die Moschee mit dem großen blauen Stein, vor welchem die Emire von Bokhara nur einmal im Leben beten, sowie die prächtige große Moschee Bibi-Chanym und die alte Moschee mit Timur's Grabstätte. S. ist noch immer ein wichtiger Platz für den Handel in den turkomanischen Khanaten, hat aber viel von seiner einstigen polit. Bedeutung verloren und wurde in commerzieller Beziehung von Bokhara weit überflügelt. Die Bewohner, Usbeken, Perser, Tadschicks, Inder und Juden, beschäftigen sich vorzugsweise mit dem Spinnen und Färben von Seide und Baumwolle sowie mit der Verfertigung von Lederwaaren. Bei den Griechen hieß S. Marakanda und war die Hauptstadt der Provinz Sogdiana. Alexander d. Gr. soll sie zerstört haben. Nach ihm hieß sie bei den Eingeborenen Tschin. Als 643 der Araber Samar den Islam brachte, wurde sie als S. «ein Asyl des Friedens und der Gelehrsamkeit» und, von 833 bis 1000, Residenz des Geschlechts der Samaniden. 1219 wurde sie von Dschingis-Khan erobert. 1369 machte sie Timur zu seiner Residenz, der dorthin 150000 Menschen verpflanzte, namentlich Seidenweber und Waffenschmiede. Aus dieser Zeit ihres höchsten Glanzes sind noch Ruinen, nördlich vor der Stadt, erhalten, namentlich der einst prächtige Palast Timur's mit hoher Kuppel. Da jedoch der Säraffschan seinen Lauf veränderte, so hat das heutige S., diesem Lauf folgend, eine andere Lage als jenes Timur's. S. ist bisher nur von vier gebildeten Europäern besucht worden; 1404 von dem Spanier Clavijo, 1841 von Lehmann und Chanykow, 1863 von Vambery. Durch den russ.-bokharischen Krieg 1865—67 litt der Handel S.s bedeutend, und mehrere Gefechte fanden dicht vor ihren Mauern statt.

Sambre (lat. Sabis), ein linker Nebenfluß der Maas, entspringt östlich von den Scheldequellen im Walde von La-Haye-Cartigny im franz. Depart. Aisne, berührt dann, das Westende der Ardennen durchfließend, im Nord-Departement die Städte Landrecy und Maubeuge und tritt hierauf in Belgien ein, wo sie nach einem Laufe von 25 M. bei Namur mündet. Die S. ist bereits von Landrecy an, im ganzen 22 M. weit schiffbar. Ihre Thalränder sind meistens steil, mitunter felsig und eng. Ihre Zuflüsse sind in Frankreich die Kleine und die Große Helpe rechts, in Belgien die Haute und Heure rechts, der Piéton und Orneau links. Der Sambrekanal führt südwärts in die Oise, verbindet so das Maas- und Seinegebiet und ist 9 M. lang. Das ehemals franz. Depart. Sambre-Maas hatte 82 Q.-M. mit 181000 E. und zur Hauptstadt Namur; 1815 wurde es theils zur belg. Provinz Namur, theils zu Lüttich geschlagen. An den Ufern der S. wurden verschiedene Schlachten geliefert. So schlug hier schon Cäsar 56 v. Chr. die Nervier. In den Gefechten vom 10. Mai bis 4. Juni 1794 forcirten die Franzosen unter Jourdan die Sambrelinie der Verbündeten durch die Gefechte bei Rouvroi, Merbes-le-Château und Gosselies.

Sambücus, s. Flieder.

Samen (sperma) heißt die bei Mensch und Thier in den männlichen keimbereitenden Geschlechtstheilen (Hoden) abgesonderte Flüssigkeit, welche, wenn sie einen gewissen Grad von Vollkommenheit (Reife) erreicht hat, das reife Eichen des Weibes zu befruchten im Stande ist.

(S. Befruchtung.) Der menschliche S., welcher bedeutend schwerer als das Wasser und bei seiner Aussonderung noch mit dem Secrete der Samenbläschen, Vorsteherdrüse und der Cowper'schen Drüsen sowie mit Harnröhrenschleim vermischt ist, stellt frisch entleert eine weißliche, schleimig-kleberige, gallertige Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruche dar, wird beim Stehen nach einiger Zeit ziemlich dünnflüssig und beim Eintrocknen gelblich. Der reife S. besteht aus einer geringen Menge Flüssigkeit, in welcher sich eigenthümlich gestaltete und scheinbar willkürlich sich bewegende, mikroskopisch kleine Fäden (die sog. Samenfäden, Spermatoiden, Spermatozoen oder Spermatozoiden, Samenthierchen) befinden. Diese Samenfäden, welche sich in dem fruchtbaren S. aller Thiere vorfinden, haben auch bei den meisten derselben ziemlich ähnliche, wiewol unterscheidbare Formen, nämlich einen runden, ovalen oder birnförmigen Knopf und an diesem einen langen, allmählich spitz zugehenden Faden oder Schwanz. Der Kopf der menschlichen Samenthierchen ist eiförmig abgeplattet, von der Seite birnförmig, mit dem spitzern Ende nach vorn und hier leicht napfförmig ausgehöhlt. Der Schwanz ist vorn, wo er durch eine Einschnürung mit dem breitern Ende des Kopfes sich verbindet, breiter und ebenfalls platt und läuft allmählich in eine ganz feine, kaum sichtbare Spitze aus. Das Eigenthümlichste der Samenfäden ist die scheinbar willkürliche schlängelnde Bewegung, welche auch veranlaßt hat, daß man sie lange Zeit für Infusionsthierchen hielt. In der That hat dieser Vergleich auch insofern etwas Zutreffendes, als viele sog. Infusorien nichts anderes sind als die den Samenfäden entsprechenden Schwärmsporen niederer Pflanzen (Pilze, Algen). Die Beweglichkeit behalten die Samenfäden auf lange Zeit bei, sobald nur das Verdunsten des S. verhindert wird. Die Bildung der Fäden geschieht innerhalb des Hodens, und zwar in Bläschen oder Zellen mit Kernen, sodaß in jedem Kerne ein Samenfaden als ein an der Innenwand desselben spiralig mit zwei bis drei Windungen angelagerter Körper vorhanden ist. Es bersten sodann die Kerne, und die Fäden derselben kommen nun zu 10—20 Stück in die Zelle zu liegen, und zwar ganz regelmäßig mit den Köpfen und Schwänzen zusammen. Endlich platzen auch diese Zellen, und die Samenfäden werden so ganz frei; dies geschieht im Nebenhoden. In der Jugend und im Alter, wo der S. unfruchtbar ist, finden sich anstatt der Samenfäden und Samenzellen oder neben diesen kleine helle Zellen. Die Samenkörperchen sind auch neben mehr oder weniger vollkommen ausgebildeten Samenfäden in der Feuchtigkeit enthalten, welche bei dem sog. Samenfluß (Spermatorrhöe), einem Schwächezustande, tropfenweise aus der Harnröhre abfließt. Die Befruchtung des Eichens durch den S. ist die nothwendige Bedingung für die Entwickelungsfähigkeit des Eichens. Ueber diesen räthselhaften Vorgang weiß man nur, daß das Eichen mit den Samenfäden in unmittelbare Berührung kommen muß; beim Weibe findet dieser Vorgang in der Gebärmutterhöhle oder in einem der Eileiter statt.

Samen (botanisch) nennt man das aus dem befruchteten Pflanzenei entstandene Fortpflanzungsorgan der Phanerogamen (s. d.), welches in seinem Innern stets die Anlage zu einer zukünftigen Pflanze, den Keimling oder Keim birgt. Ueber die Entwickelung und den Bau des Pflanzeneis und über die Art und Weise der Befruchtung sowie die Bildung des Keims in dem befruchteten Ei s. Befruchtung und Keim. Das Pflanzenei oder die Samenknospe erscheint anfangs als eine zellige Anschwellung an der Innenwandung, oder im Grunde der Fruchtknotenhöhle, oder an den daselbst etwa befindlichen Samenträgern. Sehr bald tritt am Grunde dieses Zellenkörpers eine einfache oder doppelte ringförmige Falte auf, welche, mit dem Zellenkörper zugleich heranwachsend, diesen als einfache oder doppelte Haut (Eihaut) umgibt und an der Spitze eine Oeffnung (den Eimund) zeigt, während der darin befindliche herangewachsene Zellenkörper als Eikern unterschieden wird. Nicht bei allen Gewächsen sind die Eichen in einen Fruchtknoten eingeschlossen; bei den Nadelhölzern unter andern liegen sie frei und offen da, von Schuppen umgeben oder an solche angewachsen. Dann sind natürlich auch die daraus entstehenden S. nackt. (S. Gymnospermen.) Die Eierchen sind nach festen, bei einer und derselben Gattung und derselben natürlichen Gruppe sich gleichbleibenden Gesetzen stehend oder hängend, gerade oder gekrümmt, aufrecht oder umgekehrt, einzeln, paarig, übereinander geschichtet u. s. w. Indem das befruchtete Eichen sich zum reifen S. ausbildet, schließt sich der Eimund völlig; doch ist er auch an reifen S. gewöhnlich noch zu bemerken, wie bei der Bohne, und wird nun Keimmund genannt. Der reife S. besteht aus den weiter entwickelten Eihäuten, welche die Samenschale bilden, und dem darin befindlichen Kerne, dem Samenkern, welcher entweder von der jungen Pflanze (dem Keimling) allein, wie bei Bohne, Apfel, Mandel, oder zugleich noch von einer mit dem Keimling nicht organisch verbundenen Zellenmasse (dem Eiweiß, albumen) gebildet wird. Letzteres geht aus dem Endosperm oder dem Zellgewebe hervor,

welches nach der Befruchtung sich im Keimsack bildet und diesen anfüllt. Dieses Eiweiß ist bei den Gräsern mehlig und verleiht den Getreidearten ihre große Wichtigkeit als Nahrungsmittel. Bei den Palmen ist das Eiweiß knorpelig, horn- oder holzartig, und bei der Elfenbeinpalme (Phytelephas) so hart und weiß wie Elfenbein, sodaß es auf gleiche Weise zum Drechseln verwendet wird. Wo der Keimling mit dem Eiweiß zugleich vorkommt, da liegt er bald in demselben völlig eingeschlossen, wie bei dem Pfaffenhütchen, der Esche, oder an der Seite des Eiweißes, wie bei den Gräsern, oder er umgibt das Eiweiß wie ein Ring, wie bei der Kornrade, oder endlich er umschließt das Eiweiß ringsum von allen Seiten, wie bei dem Zürgelbaume (Celtis). Selten ist der Keimling in den reifen S. noch unausgebildet und noch nicht in die einzelnen Theile unterschieden, wie bei den Orchideen, wo er als ein rundliches oder ovales, gleichförmiges Zellenkörperchen sich darstellt. Beim Keimen bricht der Keimling aus der Samenschale und zwar stets aus dem Samenmunde hervor und entwickelt sich zur neuen Pflanze. Der S. ist entweder sitzend oder durch einen längern oder kürzern Nabelstrang gestielt; die Stelle am Grunde des S., mit welcher er im Innern der Frucht fest aufsaß oder auf der Spitze des Nabelstrangs befestigt war, wird Samennabel (hilum) genannt. Besonders groß ist dieser Samennabel bei der Roßkastanie. Die Samenschale besteht bald aus einer einzigen, bald aus mehrern Gewebschichten. Sie kann holzig, häutig, lederartig, fleischig, gallertartig sein. Oder ihre äußern Zellenschichten sind weich und safterfüllt, die innern holzig (z. B. bei den S. der Stachelbeere). Die S. mancher Pflanzen sind von einer besondern Hülle, dem Samenmantel (arillus), locker umgeben (z. B. die S. des Pfaffenhütchens, der Muskatnuß, des Eibenbaums). Auch kommen an der Samenschale mancherlei Fortsätze und Auswüchse vor, z. B. die bekannten «Flügel» an den S. unserer Nadelhölzer. Bei manchen Pflanzen sind die S. mit Haaren bedeckt oder am Nabel mit einem Wollschopf versehen (z. B. bei den Weiden, Pappeln, den Arten von Epilobium, bei der Schwalbenwurz, dem Oleander, der Tamariske u. a.). Auch die Baumwolle besteht aus langen Haaren, welche an den S. der Arten von Gossypium sitzen. Bei den blütenlosen Pflanzen oder Kryptogamen (s. d.) werden die den S. vergleichbaren Organe Sporen (s. d.) genannt.

Sämischgerberei, s. Gerben.

Samland, eine der Landschaften Ostpreußens, in welche dasselbe zu den Zeiten des Deutschen Ordens eingetheilt wurde, umfaßt das von dem Pregel, dem Frischen Haff, der Ostsee, dem Kurischen Haff und der Deime inselartig umflossene Land, den jetzigen Kreis Fischhausen im Westen, den nördl. Theil des Kreises Königsberg in der Mitte und ein Stück vom Kreise Labiau im Osten, mit den Städten Fischhausen, Pillau, Königsberg, Tapiau und Labiau, und ist reich an geschichtlichen Erinnerungen an die Vorzeit. Die Kreisstadt Fischhausen, an einer Bucht des Frischen Haffs, mit einem kleinen Hafen und 2345 E., 1305 neben der schon 1264 erbauten Burg gegründet, war die Residenz der Bischöfe von S., deren letzter, Georg von Polenz, zuerst unter allen Bischöfen Preußens 1523 die evang. Lehre annahm. Das Plateau von S. schwillt von der Deime aus sehr allmählich gegen Westen an und bildet an der See die reizendsten Hügellandschaften, Steilküsten bis zu 200 F. Höhe. Längs des nördl. Randes von Kranz bis zu der 141 rhein. F. hohen Landspitze Brüsterort (gegenüber bedeutender Steinriffe in der See) befinden sich sehr reiche Bernsteinlager in einer Schicht bläulichen Thons, besonders bei Sassau und Ruschen. Die westl. Steilküste zwischen Brüsterort und Pillau, mit dem 250 F. hohen Hausenberg bei Germau, wo sich wahrscheinlich ein Romove, d. i. eine heilige Stätte der heidnischen Preußen befand, und wo 1253 der Deutsche Orden eine blutige Niederlage erlitt, ist unter dem Namen der Bernsteinküste bekannt, weil an derselben durch Schöpfen und Fischen in der See nach Stürmen noch viel Bernstein gefunden wird. Der höchste Gipfel des S. ist der 352 rhein. F. hohe Galtgarben, fast in der Mitte des Plateau, mit schöner Fernsicht und einem Kreuz zur Erinnerung an die J. 1813—15. Die Fuchsberge im Osten desselben fallen schon zu 200 F. herab. Eine Merkwürdigkeit des Landes ist auch das Vorkommen des Elennthieres in der Kapornschen Heide beim Dorfe Bludau im Kreise Fischhausen.

Sammt nennt man im weitern Sinne eine Gattung von Zeugen, welche über einem glatten oder geköperten Grundgewebe eine Decke von haarartig emporstehenden kurzen Fäden (Poil oder Pol) zeigen. Bei dem Manchester (s. d.) aus Baumwolle wird diese Decke durch den Einschuß erzeugt, welcher reihenweise flott liegend gewebt und dann aufgeschnitten wird, worauf man die Enden aufbürstet und kurz abschert. Bei dem eigentlichen S. entsteht die Decke durch eine zweite besondere Kette, aus welcher beim Weben Reihen kleiner Schlingen (Noppen) gebildet werden, die man dann entweder aufschneidet (gerissener S.) oder nicht (ungerissener S.). Plüsch (s. d.) und Velpel sind vom S. nur durch die größere Länge des Haars, welches deshalb auch (nament-

lich bei letzterm) nach einer Seite niedergebürstet wird, verschieden. Ursprünglich waren diese Zeuge nur aus Seide, jetzt aber macht man auch vielfach baumwollene und wollene S. und Plüsche. Abänderungen entstehen dadurch, daß man die Sammtbildung nicht über die ganze Fläche, sondern nach einem Muster stattfinden läßt, durch Aufpressung von Mustern u. s. w.

Samniter (Samnites), ein Volk des alten Italien, umbrisch-sabellischen Stammes. (S. Italische Völker und Sprachen.) Dieselben waren nach ihrer Stammsage infolge des Gelöbnisses eines heiligen Frühlings von ihrer sabellischen Heimat südwärts ausgesandt worden, hatten sich, durch einen von Mars gesandten Stier geleitet, in dem Bergland zwischen der apulischen und campanischen Ebene niedergelassen und verzweigten sich von dort aus auch nach den südl. und östl. Ausläufern des Apennin. Die Gegend um Bovianum (jetzt Bojano) war der Mittelpunkt ihres Gebiets. Ihr Land war wald- und weidenreich und hatte am Volturnus beträchtlichen Oelbau. Das Volk, kriegerisch und freiheitsliebend, wohnte zum größten Theil in offenen Dörfern und war in Cantone getheilt, die zusammen für die Zwecke gemeinsamer Vertheidigung eine Eidgenossenschaft bildeten mit einer Vertretung der einzelnen Gemeinden, die den Oberfeldherrn zu wählen hatte. Aggressive Einfälle in fremdes Gebiet machten die einzelnen Cantone auf eigene Faust. Samnitische Krieger stürzten 424 v. Chr. die Herrschaft der Etrusker in Capua, 420 die der Griechen in Cumä. Mit den Römern kamen die S. erst 354 in Berührung, als beide, von verschiedenen Seiten erobernd vorgehend, am Liris, der Grenze zwischen Latium und Campanien, zusammentrafen. Zunächst wurde 354 ein Freundschaftsbündniß geschlossen; als aber die Campaner in Capua, von den S. der Berge bedrängt, sich unter Roms Schutz stellten, kam es 343 zum ersten feindlichen Zusammenstoße, der aber nach den Siegen der Römer unter Valerius Corvus am Berge Gaurus und bei Suessula schon 341 damit endigte, daß Capua den Römern, das ebenfalls bestrittene Teanum aber den S. blieb. In den nächsten Jahren machten jedoch die Römer an der Grenze des samnitischen Gebiets hin solche Fortschritte in Befestigung und Ausdehnung ihrer Macht, daß die S., sich bedroht fühlend, 326 aufs neue den Kampf aufnahmen, verbündet mit den ihnen stammverwandten benachbarten Völkern. Anfangs glücklich, geriethen die Römer 321 mit ihrer ganzen damaligen Heeresmacht bei den Caudinischen Engpässen (beim heutigen Argaja) in die Gewalt des samnitischen Feldherrn Pontius, wandten aber durch Cassirung des dabei geschlossenen Vertrags von seiten des röm. Senats die Folgen des Unfalls ab, und 320 rächten Papirius Cursor und Publilius Philo durch ihre Siege bei Caudium und Luceria die erlittene Schmach. Auch blieb den Römern fernerhin, mit wenigen Ausnahmen, das Kriegsglück treu, sodaß sich dieselben, obgleich von 311 an auch die Etrusker von Norden her den S. Luft zu machen suchten, nach allen Seiten behaupteten und 304, nach der Einnahme von Bovianum, die S. zum Friedensschluß brachten. In demselben wurden zwar den S. und ihren Verbündeten nur mäßige Opfer auferlegt, aber die energische Art, mit welcher die Römer durch Anlegung von Straßen und Colonien Samnium von allen Seiten einzwängten, sowie ihre Einmischung in den Streit zwischen S. und Lucanern, führte schon 298 zum dritten samnitischen Krieg. Nicht nur die stammverwandten Umbrer und Sabeller, sondern auch das ganze nördl. Mittelitalien, Etrusker und Gallier standen diesmal mit den S. gegen Rom auf, jedoch wieder vergeblich. In Lucanien waren die Römer von Anfang an im Vortheil, und die nördl. Feindesmacht wurde von Fabius in der Schlacht von Sentinum in Umbrien gesprengt, sodaß von da an der Kampf auf das eigentliche Samnium beschränkt blieb. Trotz der hartnäckigsten Gegenwehr blieben die Römer Sieger, und auch dieser Krieg endigte 290 mit einem Frieden, der, wie die vorhergehenden, die S. zwar unabhängig ließ, aber ihnen ein Bündniß mit Rom aufnöthigte und jedes Hinübergreifen über das eigentliche Samnium verwehrte. Der Unabhängigkeitsgeist der S. wurde freilich dadurch nicht gebrochen; Pyrrhus (s. d.) und Hannibal (s. Punische Kriege) fanden sofort wieder Bundesgenossen an ihnen. In dem letzten Unabhängigkeitskampfe, den die Italiker gegen Rom kämpften, dem sog. Bundesgenossenkrieg 91 v. Chr., bildeten die S. den Kern und die Seele der Aufständischen. Sie setzten, als die übrigen Italiker sich bereits unterworfen, an der Seite der Marianer den Kampf gegen Sulla fort, lieferten diesem 1. Nov. 82 eine Schlacht unter den Mauern Roms und wurden erst nach der dabei erlittenen Niederlage, infolge deren Sulla 6000 Gefangene niederhauen und Samnium furchtbar verwüsten ließ, unschädlich gemacht oder vielmehr ausgerottet. Es blieben nach diesen Kämpfen und der neuen Colonisirung des Landes nur noch spärliche Reste der samnitischen Nation übrig.

Samoainseln, Navigatoren oder Schifferinseln heißt eine im Nordosten der Freundschaftsinseln, zwischen 13° und 15° südl. Br. und 150° und 155° westl. L. gelegene Inselreihe Polynesiens, die aus vier größern und mehrern kleinern Inseln besteht, welche zusammen

54,7 Q.-M. umfassen. Die größern sind Sawaii (34 Q.-M. mit 12500 E.), Upolu (17 Q.-M. mit 15600 E.), Tutuila (2½ Q.-M.) und Manua (1 Q.-M.). Die Inseln haben hohe, meist steile Küsten, aber bei dem Mangel an Dammriffen keine besonders guten Häfen, und sind alle voll hoher Berge, die auf Sawaii über 10000 F. hoch aufsteigen, und deren Gestein durchaus vulkanisch ist. Schöne Ebenen, welche die Berge an den Küsten umgeben und die einzigen bewohnten Theile bilden, zeichnen sich durch gutbewässerten, sehr fruchtbaren Boden und eine reiche Tropenvegetation aus. Die Samoagruppe kann zu den schönsten, ergiebigsten und anmuthigsten Inseln der ganzen Südsee gerechnet werden. Seit Menschengedenken hatte auf den Inseln kein Erdbeben stattgefunden, als im Sept. 1866 plötzlich Erschütterungen eintraten, die vielfache Zerstörungen bewirkten. Zugleich fand bei der Insel Olosinga ein Seebeben statt, welches Schlammsäulen von 2000 F. Höhe herausschleuderte. Die Bewohner sind hellfarbig, kräftig und schön gebaut. Im Aeußern wie im Bildungsstande den Freundschaftsinsulanern ziemlich ähnlich, stehen sie diesen auch an Kunstfertigkeit nicht nach, treiben jedoch den Landbau nicht in gleicher Ausdehnung. Auch entbehrten sie der polit. Einheit, welche das Nachbarvolk bei der Entdeckung besaß, und waren in viele kleine Staaten getheilt, die beständige Fehden unterhielten. Daraus erklärt sich wol die Streitbarkeit und Wildheit, die den ersten Entdeckern an der Bevölkerung auffiel. Die Einwohnerzahl, welche 1830 noch 160000 betrug, war in fortwährendem Abnehmen begriffen; sie betrug 1840: 57000, 1849: 37000 und 1853 noch 34000. Seitdem scheint dieselbe, in Verbindung mit einer sich immer mehr entwickelnden Gesittung, wieder in Zunahme begriffen und war 1864 wieder auf 35000 gestiegen. Die S. wurden 1722 vom Holländer Roggeween entdeckt, der sie Baumannsinseln nannte, im Mai 1768 von Bougainville näher erforscht und von diesem Navigatoren genannt, weil sich in diesem Theile des Stillen Ocean die Curse mehrerer Seefahrer nahe berühren. 1787 besuchte La-Perouse die Insel und richtete in deren Geographie einige Verwirrung an, indem er die Insel Tutuila fälschlich als Manua bezeichnete. Auf derselben wurde sein Lieutenant de Langle nebst elf andern Offizieren und Matrosen in der Massacrebai von den wilden Eingeborenen erschlagen. Die barbarischen Sitten der letztern begannen erst zu weichen, als 1830 der Missionar Williams, der Apostel der Südsee, mit der Einführung des Christenthums begann. Ihm folgten 1836 sechs Glaubensboten der londoner Missionsgesellschaft, und seitdem sind die S. ein Hauptfeld der Missionsthätigkeit in der Südsee geworden. Die blutigen Stammesfehden haben aufgehört, die Bewohner sind alle zum Christenthum bekehrt. Es bestehen Schulen und Kirchen, und in dem Dorfe Apia auf Upolu befindet sich sogar eine Anstalt für Bildung heimischer Lehrer sowie eine Druckerei, in welcher eine engl. Zeitung, der «Samoan Reporter» und religiöse Schriften in der Samoasprache gedruckt werden. In diesem Hauptorte, in dem sich viele handeltreibende Europäer niedergelassen haben, ist auch der Sitz der engl. und amerik. Consuln. Das bedeutendste Ausfuhrproduct bildet das Kokosöl, außerdem Pfeilwurz. Die Einfuhr geschieht aus Sidney, hauptsächlich aber durch amerik. Walfischfänger. Die brauchbarsten Häfen sind Apia auf Upolu und Pango-Pango auf Manua.

Samogitien, im Litauischen Zmudz, d. i. Tiefland, bei den Deutschen Schmudien, in der Landessprache auch Szamaiten, Schamaiten genannt, heißt der an der Ostsee liegende Theil Litauens (s. d.), ein sehr fruchtbarer, von Seen durchschnittener, dem Seehandel offener Landstrich, der früher unter poln. Herrschaft ein besonderes Herzogthum bildete. Die Einwohner haben die litauische Volksthümlichkeit am reinsten bewahrt und wurden erst im 16. Jahrh. völlig zum Christenthum bekehrt, wenngleich schon 1413 von dem litauischen Herzoge Witold ein Bisthum in Miedniki oder Wornie gegründet ward. Die Hauptstadt des Landes war Rossienij, jetzt Kreisstadt im russ. Gouvernement Kowno, an der Dubissa, mit 12463 E., der Haupthafen Polangen. Auch Tauroggen (s. d.) gehört zu S. Das Land wurde um 1380 vom Deutschen Ritterorden unterworfen, aber schon 1411 im ersten Thorner Frieden bis zum Tode Jagello's, dann 1422 für immer wieder abgetreten und blieb als litauische Wojwodschaft im Besitz Polens. Der auf dem linken Ufer des Njemen belegene Landestheil wurde bei der dritten Theilung Polens 1795 preußisch und blieb bis zum Tilsiter Frieden 1807 in Verbindung mit Neuostpreußen.

Samojeden ist der seinem Ursprunge nach zweifelhafte Name eines im äußersten Nordwesten von Europa und dem Nordosten von Asien weit ausgebreiteten, zum Theil noch heidnischen Volks, welches zum großen altaischen Völkerstamme gehört, aber mit seinen Unterabtheilungen eine eigene der vier Familien des letztern bildet. Ursprünglich bewohnte das Volk die ganzen weiten Strecken vom Altai bis zum Arktischen Ocean einerseits und vom Jenisei bis zum Weißen Meere andererseits, ist aber schon seit Jahrhunderten durch tatar.-mongol. Stämme

zersprengt worden. Als Hauptsitz des Volks ist das Land zwischen Ob und Jenisei zu betrachten. Sie wohnen jedoch gegenwärtig in ununterbrochenem Zusammenhange auf den grauenhaften Tundras des arktischen Küstenlandes vom Weißen Meere im Westen an bis zum Khatangha im Osten und leben, von den Einflüssen der russ. Civilisation und des Christenthums noch wenig berührt, ihren alten Sitten und Gebräuchen getreu, vorzugsweise von Fischfang, theilweise auch von Renthierzucht. Durch Wogulen und Ostjaken getrennt, nomadisiren im Gouvernement Tomsk, auf einem Gebiete, welches der mittlere Ob und dessen Nebenflüsse Tym, Ket, Parabel, Tschaja, Tschulym sowie der Tscheschabka, ein Zufluß des Wasjugan, bewässern, ebenfalls samojedische Stämme, welche von den Russen gewöhnlich Ostjaken (s. d.) genannt werden und bis auf die neueste Zeit herab auch als solche galten, obgleich Ostjaken im ganzen Gouvernement Tomsk nur am Wasjugan gefunden werden. Die wichtigsten Aufschlüsse über die ethnogr. und linguistischen Verhältnisse der S. hat erst in neuerer Zeit Castrén gegeben.

Samos (jetzt von den Griechen Samo, von den Türken Susam-Adassi genannt), eine $8\frac{1}{2}$ Q.-M. umfassende Insel nahe der Westküste Kleinasiens, nur durch einen wenig über $\frac{1}{4}$ St. breiten Kanal von dem Vorgebirge Mykale getrennt, wird von einem von Osten nach Westen streichenden Gebirgszuge (von den Alten Ampelos genannt) durchzogen, an welchen sich, besonders an der Südseite, mehrere ausgedehnte und fruchtbare Ebenen anschließen. Die größte und schönste darunter ist die vom Bache Imbrasos durchflossene Ebene von Chora im östlichern Theile der Südküste, in welcher im Alterthume die Stadt Samos mit der Burg Astypaläa und mit dem berühmten Heräon, einem Heiligthume der Hera, deren Tempel eins der größten griech. Tempelgebäude war, lag. Die Insel liefert Wein, Oel, Feigen, Mandeln und andere Südfrüchte, ferner Honig und Wachs; auch wird Baumwolle und Seide gebaut. Durch Schiffahrt und Handel gelangten die Bewohner (ursprünglich Leleger, dann Ionier) frühzeitig zu Macht und Reichthum, den sie durch eifrige Thätigkeit auf dem Felde der Industrie und Kunst (besonders Töpferei, Malerei und Erzguß) vermehrten. Ihre höchste Blüte hatte die Insel unter der Herrschaft des Polykrates (s. d.), nach dessen Tode sie in die Gewalt der Perser gerieth. Durch die Schlacht bei Mykale (479 v. Chr.) befreit, schloß sie sich dem attischen Seebunde an, wurde 440 v. Chr. von den Athenern wegen Unbotmäßigkeit nach neunmonatlichem hartnäckigen Widerstande unterworfen und blieb dann bis zum Ende des Peloponnesischen Kriegs die treueste Verbündete Athens und eine Hauptstütze der athenischen Demokratie. Nach der Schlacht bei Knidos (394 v. Chr.) schloß sie sich wieder den Athenern an, gerieth aber bald aufs neue unter pers. Herrschaft. Nachdem dann ihr Besitz mehrfach zwischen Macedoniern, Athenern und Rhodiern gewechselt hatte, wurde sie 84 v. Chr. zur röm. Provinz Asia geschlagen, von Octavian aber (17 v. Chr.) für frei erklärt, bis sie Vespasian wieder zur röm. Provinz machte. Nachdem sie im Mittelalter und der neuern Zeit die wechselnde Herrschaft der Byzantiner, Araber, Venetianer, Genuesen und Türken erfahren, betheiligte sie sich eifrig und glücklich am griech. Befreiungskampfe, wurde aber durch das Londoner Protokoll vom J. 1830 den Türken zurückgegeben. Durch ihren heftigen Widerstand gegen diese Anordnung erreichten die Bewohner wenigstens so viel, daß sie stets von einem griech. Statthalter regiert werden, dem vier aus der Bevölkerung der Insel erwählte Senatoren als Verwaltungsrath zur Seite stehen. Alljährlich tritt die aus 36 Abgeordneten der einzelnen Gemeinden und dem Erzbischofe bestehende Repräsentantenkammer zusammen. Vgl. Panofka, «Res Samiorum» (Berl. 1822); Guérin, «Description de l'île de Patmos et de l'île de Samos» (Par. 1856).

Samosāta, die alte Hauptstadt der syr. Provinz Commagene, am westl. Ufer des Euphrat, jetzt Samsat, war berühmt als Geburtsort des Lucianus und des Paulus (s. d.) von Samosata, dessen Anhänger sich deshalb Samosatenianer nannten.

Samothrake, jetzt von den Griechen Samothraki, von den Türken Semendrek genannt, eine felsige Insel im nördlichsten Theile des Aegäischen Meeres (dem sog. Thrazischen Meere) von $1\frac{1}{2}$ Q.-M. Umfang, besteht zum größten Theile aus einer in westöstlicher Richtung verlaufenden Bergmasse (Saoke bei den Alten), deren höchster, jetzt Phengari genannter Gipfel sich 5243 engl. F. über die Meeresfläche erhebt; nur im Norden und Westen sind Strecken von Flachland vor die Berge gelagert. An der Nordküste lag die einzige, ebenfalls Samothrake genannte Stadt, von der noch ausgedehnte, zum Theil sehr alterthümliche Ruinen unter dem Namen Paläopolis erhalten sind. Die Insel war zuerst von Phönikern, dann von einer wol mit thrazischen Elementen vermischten griech. Bevölkerung bewohnt; ihre Berühmtheit verdankte sie im Alterthum ausschließlich den an den Cultus der Kabiren (s. d.) geknüpften Myste-

rien, zu deren Feier Griechen aus den verschiedensten Gegenden, besonders aber von den Küsten Thraziens und Kleinasiens, herbeikamen. Eine polit. Rolle hat sie nie gespielt; zur Zeit der attischen Seeherrschaft war sie den Athenern tributpflichtig. Jetzt gehört sie zum türk. Reiche und wird von einem unter dem Kaimakam von Tenedos stehenden Aga regiert; die fast ausschließlich christl. Bevölkerung nährt sich von Oel- und Getreidebau und Ausfuhr von Holz. Vgl. Conze, «Reise auf den Inseln des Thrazischen Meeres» (Hannov. 1860).

Samsöe, eine kleine, zum Königreich Dänemark gehörige Insel, zwischen Seeland und Jütland im südwestl. Theile des Kattegat gelegen, bildet eine eigene Grafschaft und zählt (1861) auf 2,05 Q.-M. 5875 E. Obwol die Insel keine Stadt besitzt, erfreuen sich ihre Bewohner infolge der großen Fruchtbarkeit des Bodens eines bedeutenden Wohlstandes. Außer Ackerbau treibt die Bevölkerung mit 22 Schiffen von 180 Last Handel und Schiffahrt, da mehrere gute Häfen, wie Langöre und Brandbyballe, vorhanden sind. Hauptort ist das stadtähnliche Dorf Nordby. Die bedeutendsten Güter sind Brattingsborg und Visgaard. In administrativer Hinsicht gehört die Insel zum seeländ. Amte Holbäk, in kirchlicher zum jütländ. Stift Aarhuus.

Samuel, der letzte der sog. Richter der Hebräer. Seine Mutter Hanna hatte ihn nach langer unfruchtbarer Ehe ihrem Gatten Elkana geboren und aus Dankbarkeit dem Dienste Jahveh's geweiht. Im Tempel zu Siloh unter der Obhut des Hohenpriesters Eli erzogen, wurde er nach dessen Tode als sein Nachfolger im Richteramte anerkannt. Obwol nicht aus priesterlichem Geschlechte, ward S. doch der Wiederhersteller des arg zerrütteten Cultus und in einer Zeit polit. Erniedrigung der Retter der Nation. Als gottbegeisterter Prophet und siegreicher Heerführer der angesehenste Mann seines Volks, hat er zur Befestigung der israel. Staatseinheit wesentlich beigetragen, beschleunigte aber ebendadurch wider Willen zugleich den Uebergang zu einer festen monarchischen Staatsverfassung. Vom Volke gezwungen, salbte er den siegreichen Feldherrn Saul zum Könige von Israel, konnte sich aber nicht entschließen, seine prophetischen und richterlichen Rechte an ihn abzutreten. Als daher Saul allmählich zum königl. Selbstbewußtsein herangereift, sich die Vormundschaft S.'s nicht länger gefallen ließ und selbst die priesterlichen Rechte an sich zu ziehen suchte, verband sich dieser mit den Unzufriedenen in Juda und salbte an Saul's Stelle den David zum Könige. Den Ausgang der hieran sich schließenden innern Kämpfe erlebte er nicht mehr. Die im Alten Testamente enthaltenen sog. beiden Bücher Samuelis, welche die Geschichte des Volks unter S., Saul und David im streng theokratischen Geiste erzählen, sind mehrere Jahrhunderte später geschrieben.

Samum, auch Harrur und von den Arabern der Wüste Sambuli, von den Türken Samieli genannt, von dem arab. Worte Semen, d. h. Gift, ist der Name der gewöhnlichen Wüstenstürme in Arabien, Syrien und dem nordwestl. Indien. Er entsteht auf den brennenden Sandwüsten der genannten Länder und weht in den benachbarten Culturstrichen fast immer aus der Richtung, in welcher die Wüste zu ihnen liegt. Bestimmte, den Eingeborenen wohlbekannte Vorzeichen verkündigen seine Annäherung. Eine gelbliche Farbe, die ins Bleifarbige übergeht, verbreitet sich in der Atmosphäre, sodaß die Sonne in seinen heftigsten Perioden dunkelroth wird; man hört Zischen und Prasseln in der Luft, und alsbald fährt der glühende Windsturm mit dumpfem Geräusch schnell über den Boden. Um sich vor dem Einathmen desselben zu bewahren, verhüllen die Araber ihr Gesicht mit dem Kefieh, einem Tuche, das sie auf dem Kopfe tragen, und die Kamele der Karavanen, durch eine bange Vorempfindung getrieben, werfen sich nieder und verbergen Maul und Nase im Sande, bis nach höchstens einer halben Stunde der heiße Hauch verweht ist. Nie weht der S. länger als sieben Tage nacheinander. Durch seine große Hitze und außerordentliche Trockenheit tödtet er bisweilen die von ihm überraschten Menschen und Thiere in kurzer Zeit. Auch die Massen von Sand und Staub, die er mit sich führt, können Karavanen gefährlich werden. Nicht zu verwechseln mit dem S. ist der Chamsin (Wind der 50 Tage) in den Nilländern, ein periodischer, in den Monaten April und Mai wiederkehrender Süd- oder Südostwind, dessen Entstehungsursache und ebenfalls schädliche Wirkungsweise elektrischer Natur zu sein scheint, während sich der S. an keine Zeitperiode bindet und keine bestimmte Richtung hält. Von beiden sind wieder ganz verschieden der Harmattan und der Sirocco.

Sämund (Sæmundr hinn fródi, d. i. der Kundige), ein gelehrter Isländer des 12. Jahrh., Sohn des Sigfus, eines Geistlichen zu Oddi im südl. Island, geb. zwischen 1054 und 1057. Frühzeitig unternahm er, um sich zu unterrichten, Reisen nach Deutschland, Frankreich und Italien, wo er, schon fast verschollen, von seinem Landsmanne Jon Ögmundarson, dem spätern Bischof zu Holar, wieder aufgefunden und nach Island zurückgeführt wurde. Hier ließ er sich auf seinem Gute Oddi nieder und wurde Priester. In hohem Alter schrieb er das Leben der

norweg. Könige von Harald Haarfager bis zu Magnus dem Guten (gest. 1047), eine Arbeit, die zwar in ihrer eigenthümlichen Gestalt nicht auf uns gekommen ist, aber bei dem hohen Ansehen, in welchem er als Geschichtskundiger stand, den Schriften anderer zur Grundlage gedient und auszugsweise in einem dem Enkel S.'s, Jon Loptson, gewidmeten Gedichte (unter dem Titel «Jon Loptsons encomiast», herausg. von Erichsen, Kopenh. 1787; besser in «Fornmannasögur», Bd. 10) erhalten ist. Sein Antheil an der nach ihm benannten ältern oder poetischen Edda (s. d.) ist ein durchaus zweifelhafter. Er starb 1133. Bald nach seinem Tode knüpften sich an ihn mannichfache Sagen von seiner Zauberkunst und seinem Verkehr mit dem Teufel, die die mündliche Ueberlieferung auf Island noch heutzutage bewahrt. Vgl. Maurer, «Isländ. Volkssagen» (Lpz. 1860).

Samwer (Karl Friedrich Lucian), geb. 16. März 1819 in Eckernförde, besuchte das Gymnasium zu Schleswig und widmete sich in den J. 1838—43 zu Kiel und Berlin dem Studium der Rechte. Bereits 1844 veröffentlichte er die Schrift «Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holstein» (Kiel 1844), in welcher diese Rechtsfrage zum ersten mal eingehend behandelt wurde. Die Universität zu Kiel ertheilte ihm dafür das Ehrendiplom als Doctor der Rechte. Als der Offene Brief des Königs von Dänemark 1846 die Gleichheit der dän. und schlesw.-holstein. Erbfolge aussprach, trat S. gegen denselben mit zwei kritischen Schriften auf. Die Erhebung der Herzogthümer gegen die Einverleibung Schleswigs traf ihn als Rechtsanwalt in Kiel. Er betheiligte sich an derselben, indem er die Freiwilligen der kieler Bürgerwehr bei der Ueberrumpelung der Festung Rendsburg (24. März 1848) anführte, in dem neugebildeten schlesw.-holstein. Kriegsdepartement die Organisation der Freicorps übernahm und auch einen Theil des Feldzugs von 1848 mitmachte. Noch während dieses Feldzugs wurde er von einem holstein. Wahlkreise zum Abgeordneten gewählt und von der provisorischen Regierung nach London gesendet. Im Oct. 1848 erfolgte seine Ernennung zum Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen. In den J. 1849 und 1850 war S. als Vertrauensperson der Statthalterschaft bei den Friedensverhandlungen betheiligt, die mit Dänemark zuerst in London, unter engl. Vermittelung, dann zu Berlin geführt wurden. Inzwischen verfaßte er in Gemeinschaft mit Droysen die Schrift «Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark» (1. und 2. Aufl., Hamb. 1850), worin er die von der dän. Regierung seit 1806 gemachten Versuche zur Däniſirung der Herzogthümer darlegte. Nach Wiederausbruch des Kampfes wurde S. wiederholt nach Berlin gesandt, um die Interessen der Herzogthümer wahrzunehmen. Er blieb daselbst auch nach der Intervention der beiden Großmächte 1851 und verfaßte gegen die in Deutschland obsiegende Politik die Schrift «Die Dresdener Conferenzen». Im Sommer 1851 übernahm er die Professur des schlesw.-holstein. Landesrechts zu Kiel, von der er jedoch 1852 nach Wiederherstellung der dän. Regierung sofort entfernt wurde. Noch in demselben Jahre berief ihn Herzog Ernst von Koburg-Gotha in seine Dienste und ernannte ihn zunächst zum Bibliothekar in Gotha, dann zum vortragenden Rath im Staatsministerium, 1859 zum Mitglied des Gesammtministeriums. In einer der Bundesversammlung überreichten Staatsschrift vertheidigte S. die von den frühern Feudalständen angegriffene koburg-gothaische Verfassung von 1852. Nach dem Tode des Königs von Dänemark 1863 folgte S. alsbald dem Rufe des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg und trat, unter zeitweiser Entbindung von seiner Stellung in Koburg-Gotha, in dessen Dienste. Er begleitete den Erbprinzen im Dec. 1863 nach Kiel und stand ihm daselbst bis zum Juni 1866 zur Seite. Als Preußen mit den sog. Februarbedingungen hervortrat, sprach sich S. im Rathe des Erbprinzen für die Annahme aus. Im Spätherbst 1866 kehrte er in seine frühere Stellung nach Gotha zurück, wo ihm Herzog Ernst zugleich die Verwaltung eines Theils des koburg. Hausvermögens übertrug.

San-Domingo, richtiger Santo-Domingo, früher der span. Name der ganzen Insel Haïti (s. d.) in Westindien, heißt jetzt nur der östl. größere Theil der Insel, d. i. die seit 1844 selbständige Republik San-Domingo oder Republica Dominica mit der Hauptstadt San-Domingo (s. d.). Von der Republik Haïti ist die Dominicanische Republik geschieden durch eine sehr gewundene Linie, die von der Mündung des Massacreflusses westlich von Monte-Christi an der Nordküste zum Pedernalesfluß westlich vom Cap Roxo an der Südküste zieht, und welche die 1777 festgestellte Grenze zwischen dem franz. Theile der Insel im Westen und dem spanischen im Osten bildete. Mit den anliegenden Eilanden Saona, Beata und einigen kleinern umfaßt die Republik ein Gebiet von 838,5 Q.-M. (358,5 mehr als die Republik Haïti), welches in die fünf Provinzen San-Domingo (35000 E.), Azua de Compostela (15200), Santa-

Cruz del Seybo (20000), Santiago de los Caballeros (35500) und Concepcion de la Vega (33000) eingetheilt wird. Die Gesammtbevölkerung, etwa 136500 Seelen, aus Mulatten und Weißen bestehend, spricht die span. Sprache und gehört zur röm.-kath. Kirche, an deren Spitze ein Erzbischof steht. Die Staatsverfassung vom 18. Nov. 1844 ist indirect der nordamerik., direct der Constitution von Venezuela nachgebildet. An der Spitze der Executivgewalt steht ein auf vier Jahre gewählter Präsident, diesem zur Seite ein Vicepräsident und ein von ihm ernanntes Ministerium. Die gesetzgebende Gewalt wird vom Nationalcongreß in San-Domingo ausgeübt, der aus einem erhaltenden Rath (Consejo conservador) von fünf Mitgliedern (aus jeder Provinz eins) und einem Tribunat (Tribunado) von 15 Personen besteht und auf sechs Jahre vom Volke gewählt wird. Dem Nationalcongreß steht zugleich das ausschließliche Recht der Begnadigung und der Kriegserklärung zu. Als höchste richterliche Gewalt ist ein Obergerichtshof eingesetzt, neben dem Untergerichte bestehen. Für die provinciellen und localen Angelegenheiten ist ein nicht unbeträchtliches Maß von Selbstregierung gestattet. Das passive Wahlrecht ist von einem bestimmten Alter (25 oder 30 J.) und von Besitz irgendwelchen Grundeigenthums abhängig; das active, mit geheimer Abstimmung, steht jedem zu, welcher ein öffentliches Amt bekleidet, Ackerbau (als Grundbesitzer oder Pächter), eine Wissenschaft, eine Kunst oder ein Handwerk betreibt. Die Urversammlungen wählen Wahlmänner, diese wieder den Präsidenten, die Abgeordneten u. s. w. Staatskirche ist die röm.-katholische. Ueber die Ertheilung des Bürgerrechts an Ausländer enthält die Verfassung liberale Bestimmungen. Die Staatseinnahmen betragen etwa 2,450000 Thlr. Das stehende Heer zählt 4000 Mann, ist aber in Kriegszeiten schon auf 20000 Mann erhöht worden. Die Marine, über deren Bestand neuere Angaben nicht vorliegen, zählte 1850 zwei Corvetten, eine Brigantine und vier Schoner. Die Berge der Landes, größtentheils von dem centralen Gebirge Cibao auslaufend, bieten fast überall zur Cultur geeigneten Boden. Die Ebenen, von schiffbaren Flüssen durchströmt, gehören zu den fruchtbarsten Gefilden (Vegas) der Erde, in denen Zuckerrohr, Kaffee, Gewürz, Indigo, Taback u. s. w. in größter Fülle erzeugt werden könnten. Dazu kommt der überschwengliche Reichthum herrlicher Wälder von Gelb-, Blau-, Mahagoni- und Schiffbauhölzern. Auch birgt der Boden Gold, Platina, Silber, Quecksilber, Zinn, Eisen, Kupfer, Schwefel, Steinkohlen, Steinsalz, Marmor, Opale, Lazulit, Chalcedon u. s. w. Aber zur Ausbeutung dieser Bodenschätze hat es bisher, bei der Unsicherheit der polit. Verhältnisse, an Kapitalien und selbst an Arbeitskräften gefehlt, und es beschränkt sich die Ausfuhr hauptsächlich auf Färbe-, Tischler- und Bauholz, Taback, Wachs, Honig und Häute. Export und Import werden gleichmäßig auf etwa $1\frac{1}{2}$—2 Mill. Thlr. veranschlagt. Die Hauptseeplätze sind San-Domingo im Süden und Puerto-Plata im Norden. Einen der besten Häfen der Welt, zugleich auch von militärischer Bedeutung, bildet an der Nordostküste die Samaná-Bai südlich hinter der Halbinsel Samanó. Letztere, einst eine Insel, aber mittels eines durch Alluvium gebildeten sumpfigen Isthmus mit dem übrigen Lande verbunden, ist von Westen gegen Osten etwa 7 M. lang und bis 2,4 M. breit. Die Halbinsel läuft in das Cap Samaná aus, steigt in ihrem höchsten Punkte 1816 F. auf und zeichnet sich durch ihren Reichthum an Waldung, Kupfer, Gold und Kohlen aus. Die Bai selbst, deren Eingang zwischen Cap Samaná und Cap San-Rafael liegt, ist 9,3 M. lang, durchschnittlich 2 M. breit und nimmt im westl. Hintergrunde den 20 St. weit schiffbaren Rio-Yuna auf. An ihren Küsten liegen die Städte Sta.-Barbara im Norden und Savana-la-Mar im Süden.

Die 27. Febr. 1844 von einer revolutionären Junta unter dem Creolen Jimenez proclamirte Republik S., deren erster Präsident Don Pedro Santana (geb. 1802 in der Umgegend von Seybo, gest. 15. Juni 1864) wurde, bewahrte unter franz. Protectorat ihre Unabhängigkeit gegen die Nachbarrepublik Haïti, von der sie sich getrennt, und erhielt durch eine constituirende Versammlung 18. Nov. 1844 ihre neue Verfassung. Santana, ein Mann der That, wußte mehrere Verschwörungen mit Energie zu bekämpfen. Unter seinem Nachfolger Jimenez fielen die haïtischen Negerhorden unter Soulouque im März 1849 in das Land und siegten in den Gefechten bei Azua und Las-Matas. In dieser Noth stellten die Dominicanos den General Santana als Dictator an die Spitze ihres Heeres, der nun 22. April 1849 durch seinen Sieg in der blutigen Hauptschlacht bei Savana-Numero dem Kriege ein Ende machte. Als aber Jimenez, in geheimem Einverständniß mit Soulouque, zu dessen Gunsten einen Aufstand in der Hauptstadt erregte, belagerte Santana diesen und zwang ihn 24. Mai zur Capitulation. Santana resignirte hierauf, und sein von ihm vorgeschlagener Freund Bonaventura Baez wurde constitutioneller Präsident, während Jimenez bei Soulouque Schutz fand, der ihn zu einem

seiner «Herzoge» erhob. Im Mai 1850 schloß die Republik einen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Großbritannien, das 10. Sept. deren Selbständigkeit anerkannte sowie auch Frankreich und die Vereinigten Staaten. Ein wiederholter Angriff Soulouque's wurde durch den Sieg der Dominicanos in den Bergen von Banica 9. Oct. 1850 zurückgewiesen. Präsident Baez entfaltete während seiner Verwaltung ein hervorragendes Organisationstalent. Allein seine Hinneigung zu Frankreich mit Hintansetzung Englands, besonders aber seine Unthätigkeit gegenüber den Prätensionen der klerikalen Partei, an deren Spitze der Erzbischof Thomas de Portes e Infantes stand, erregte Mismuth. Nach Ablauf der Präsidentschaft Baez' 15. Febr. 1853 wurde General Santana wieder zum Präsidenten gewählt. In der Ueberzeugung, daß mit den klerikalen Umtrieben polit. Intriguen von seiten Frankreichs verwebt seien, erklärte er 14. März im Congresse in Gegenwart des Erzbischofs (der unabhängige Jurisdiction der Kirche verlangte und den Verfassungseid verweigerte) das Bestehen zweier höchsten Gewalten im Staate für Anarchie und ließ dem Erzbischofe die Wahl, entweder das Gebiet der Gebiet der Republik zu verlassen oder die Verfassung zu beschwören. Letzteres geschah nach einigem Sträuben. Baez, verrätherischer Umtriebe während seiner Verwaltung beschuldigt, wurde deshalb von seinem frühern Freunde Santana ausgewiesen und zog sich nach St.-Thomas zurück. Nachdem so der vorwiegende Einfluß Frankreichs beseitigt, hielt es die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika an der Zeit, ihren Plan, sich in Besitz der wichtigen Samaná-Bai zu setzen, zur Ausführung zu bringen, und sie brachte 2. Oct. 1854 den Abschluß eines Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrags mit der Dominicanischen Republik zu Stande, der unter anderm auch eine geheime Uebereinkunft über die Abtretung jener Bai enthielt. England und Frankreich, welche dem Kaiser Soulouque gegenüber die Unabhängigkeit S.s gewährleistet hatten, erklärten sich jedoch gegen die Ratification des Vertrags und bewirkten auch, nachdem sie einige ihrer Kriegsschiffe herbeigezogen, die Verwerfung desselben durch den dominicanischen Congreß. Ein abermaliger Einfall des Kaisers Soulouque zog dessen Niederlage in der Savana von San-Tomé 22. Dec. 1855 und in der Savana-Larga 24. Jan. 1856 nach sich, sodaß derselbe Febr. 1857 unter Vermittelung Frankreichs und Englands mit der Republik einen zweijährigen Waffenstillstand abschließen mußte. Trotz seiner Erfolge war indessen der Präsident Santana durch die Samaná-Angelegenheit, wahrscheinlich nicht ohne Mitwirkung Frankreichs und Englands, unpopulär geworden, und bereits im Juni 1857 dankte er ab. Der Vicepräsident Manuel de Regla-Motte folgte ihm in der Präsidentschaft und bewirkte auch eine anscheinende Versöhnung zwischen Santana und Baez, infolge dessen letzterer zurückkehrte und 6. Oct. 1856 abermals den Präsidentenstuhl bestieg. Baez' Regierung rief aber bald große Unzufriedenheit hervor. Schon 2. Juli 1857 brach im Centrum des Landes ein Aufstand aus, dem sich alsbald auch die Hauptstadt San-Domingo anschloß. Man errichtete unter General José Desiderio Valverde eine provisorische Regierung, welche die Truppen des Baez zurückschlug, und rief 11. Juli den General Santana abermals zum Präsidenten aus. Baez zog sich 13. Sept. nach seiner Niederlage nach Las-Carreras, dann in die Hauptstadt zurück, in welcher er von Santana eingeschlossen wurde. Nachdem eine constituirende Versammlung der Revolutionspartei zu Moca eine neue Verfassung entworfen und beschworen, trat Valverde 1. März 1858 die Präsidentschaft in Santiago an, während Baez von der Landseite in San-Domingo eingeschlossen blieb, bis er endlich 12. Juni an Santana capitulirte und sich nach Curaçao einschiffte. Santana bemächtigte sich hierauf gegen den Willen der Landesversammlung der höchsten Gewalt, die er nun nicht ohne Willkür ausübte.

Nach dem Sturze Soulouque's 15. Jan. 1859 verlängerte Santana mit dem neuen Präsidenten von Haïti, Geffrard, den Waffenstillstand von 1857 auf fünf Jahre. Dennoch fühlte sich die dominicanische Bevölkerung vor der Invasion der haïtischen Horden nicht sicher, und der unbehagliche Zustand ließ vielen den Anschluß an eine fremde Macht wünschenswerth erscheinen. Am 18. Febr. 1856 hatte zwar Spanien, das bis dahin seine Ansprüche niemals aufgegeben, die Unabhängigkeit der Republik Dominica vertragsmäßig anerkannt, aber dabei unter anderm die sog. Clausel der Immatriculation gemacht, wonach geborene span. Unterthanen und deren Kinder, die in der Republik ansässig, ihre castilian. Nationalität wiedergewinnen konnten, wenn sie ihre Namen in besondere Register eintragen ließen. Fast jeder Dominicano konnte danach wieder Spanier werden. Außerdem bestimmte noch jener Vertrag, daß solche dominicanische Spanier von der Militärpflicht und den öffentlichen Lasten befreit sein sollten. Die Elite der Bevölkerung beeilte sich sofort, von der Immatriculation Gebrauch zu machen, und als Santana dies mit Gewalt zu hindern suchte, nahm Spanien eine drohende Haltung

an, sodaß er sich zum Rücktritt bewogen fand. Statt seiner erhielt Baez aufs neue die Präsidentschaft, der sich der span. Partei entschieden anschloß, womit die Immatriculation um so mehr um sich griff. Unter solchen Verhältnissen knüpfte Santana, der sich durch die Bewegung nicht beseitigen lassen wollte, mit der span. Regierung selbst geheime Verhandlungen an, die gegen große Versprechungen dahin führten, daß er im Verein mit andern «Repräsentanten des Volks» in einer Proclamation vom 18. März 1861 zu S. die Vereinigung des dominicanischen Gebiets mit der span. Monarchie verkündete. Baez sammelte hierauf mit General Cabral Truppen auf dem Gebiete der Republik Haïti, um sich der neuen Ordnung zu widersetzen. Allein Santana hielt die Annexion aufrecht, zumal ihn span. Truppen aus den westind. Garnisonen unterstützten. Am 19. Mai 1861 genehmigte die Königin von Spanien die Annexion, und Santana erhielt die Würde des Generalkapitäns, die er nach einiger Zeit wieder aufgeben mußte. Während Frankreich die Sache unterstützte, zeigte sich England besorgt, und auch die Regierung der Vereinigten Staaten misbilligte die Annexion, konnte jedoch wegen des Bürgerkriegs im eigenen Lande nicht einschreiten. Energisch dagegen protestirte Peru, ebenso die Regierung von Haïti, die sich durch die Nähe der Spanier namentlich bedroht sah. Spanien schickte deshalb Anfang Juli 1861 einige Kriegsschiffe vor Port-au-Prince, die vom haïtischen Präsidenten Geffrard leicht die Zurücknahme des Protestes und Bewilligung anderer Forderungen erzwangen. Inzwischen bereitete sich aber in der Bevölkerung Dominicas selbst eine Erhebung gegen das span. Regiment vor, die 16. Aug. 1863 zum Ausbruch kam. Zugleich drangen dominicanische Flüchtlinge von Haïti aus ein, schlugen 20. Aug. die königl. Truppen und zwangen 1. Sept. die Hauptstadt zur Uebergabe. Man proclamirte nun wieder die Republik und setzte 14. Sept. eine provisorische Regierung ein, an deren Spitze General Salcedo trat. Am 4. Oct. eroberten die Republikaner den wichtigen Hafen Puerto-Plata bis auf die Citadelle, und die span. Truppen, durch den Guerillakrieg und das Klima hart mitgenommen, sahen sich genöthigt, ihren Rückzug in die Küstenplätze zu nehmen. Da der Präsident Salcedo willkürlich verfuhr und sich zur Ausgleichung mit den Spaniern geneigt zeigte, entsetzte man ihn, und der General Gaspar Polanco trat an seine Stelle. Dieser beseitigte alle Einrichtungen der span. Herrschaft und veranlaßte auch den Congreß, zur Fortführung des Kampfes die Emission von Bonds und Papiergeld zu bewilligen. Am 4. Dec. 1864 erfocht der dominicanische General Cabral einen großen Sieg über die Spanier bei La-Canela in der Gegend von Neyba. Eine Stadt nach der andern erklärte nun ihren Anschluß an die Republik. Ende 1864 erbot sich der haïtische Präsident Geffrard zu einer Vermittelung. Man vereinigte sich zu einer Waffenruhe, und die Dominicaner schickten eine Commission zur Verhandlung des Friedens und der Unabhängigkeit nach Madrid. Hier hatte man bereits die Unhaltbarkeit des Zustandes erkannt, sodaß es unter dem neuen Ministerium Narvaez endlich zur Entscheidung kam. Nachdem die Cortes ihre Zustimmung zur Aufhebung des Incorporationsdecrets vom 19. Mai 1861 gegeben, erklärte ein königl. Decret vom 5. Mai 1865 die Freigebung S.s. Während die span. Truppen die Republik räumten, übernahm Cabral provisorisch die Präsidentschaft. An seiner Stelle wurde 14. Nov. von einer constituirenden Versammlung einstimmig Baez gewählt, der 8. Dec. sein Amt antrat, aber durch die im Juni 1866 unter General Pimentel ausgebrochene Revolution genöthigt ward, das Land zu verlassen. Es bewarben sich nun die Generale Pimentel und Cabral um die Präsidentschaft, die jedoch dem letztern zufiel. Im Oct. 1867 erklärte die Republik S. an Haïti den Krieg wegen des dem Expräsidenten geleisteten Beistandes, und Präsident Cabral rückte mit dem General Pessin und 4000 Mann an die haïtische Grenze. Vgl. Delmonte y Tejada, «Historia de S.» (Bd. 1, Havana 1853).

San-Domingo, richtiger Santo-Domingo, die frühere Hauptstadt der ganzen westind. Insel Haïti, gegenwärtig der 1844 entstandenen Republik San-Domingo, erhebt sich mit ihren Befestigungen sehr malerisch auf einer Anhöhe der von schöner Vegetation bedeckten Südküste, an der Mündung des schiffbaren Ozama, der einen Hafen mit schmaler Einfahrt bildet. Die Stadt ist ein wichtiger Stapelplatz, Sitz der Regierung und eines kath. Erzbischofs, hat gerade Straßen, mehrere öffentliche Plätze, mehrere Klöster, eine Kathedrale, ein ehemaliges Jesuitencollegium, ein gutes Hospital, eine Universität, ein großes Arsenal, welches zugleich als Kaserne dient und 5000 Mann fassen kann, und zählt etwa 15000 E. Oestlich von der Stadt erstreckt sich eine ausgedehnte, überaus fruchtbare Ebene, welche vorzugsweise Los Llanos heißt. S. ist die älteste Europäerstadt der Neuen Welt, gegründet 1494 von Bartolommeo Columbus, und gab nachher der ganzen Insel ihren Namen Domingo, bis dieselbe 1803 den ursprünglichen Namen Haïti wieder annahm. Ihre Hauptblüte fällt in die Mitte des 16. Jahrh.; 1586

aber wurde sie von den Engländern eingenommen und großentheils verheert. Bei der Einnahme durch die Franzosen 1793 war sie noch in gutem Zustande und zählte 20000 E.; seit der Vereinigung mit der Republik Haïti aber verlor sie viel an Bedeutung. In der im goth. Stil erbauten Kathedrale, der ersten der Neuen Welt, wurde nach Christoph Columbus' eigener Anordnung sein Leichnam aufbewahrt. Als aber der span. Antheil der Insel 1795 an die Franzosen kam, ließen die Nachkommen des Columbus dessen Gebeine nach Havana schaffen. Die Geschichte der Stadt S. ist eng mit derjenigen der Republik San-Domingo (s. d.) verflochten.

San-Fernando, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Cadiz, Hauptort der Isla de Leon, zählt mit dem starkbefestigten Arsenal und Kriegshafen La Carráca an dem die Insel vom Festland trennenden und durch die starkbefestigte Schiffbrücke Puente de Suazo und eine feste Eisenbahnbrücke überspannten Kanal Sancti-Petri, eine Bevölkerung von 27482 E. (Ende 1860). Die Stadt ist ein ganz modern gebauter Ort mit breiten, schnurgeraden Straßen, schönen Gebäuden, zwei Pfarrkirchen, zwei ehemaligen Mönchsklöstern, zwei Hospitälern, verschiedenen Kasernen, einer zur Marineschule gehörigen Sternwarte und mehrern starken Festungswerken. Die Stadt treibt lebhaften Handel mit Salz, welches die zahlreichen Salinen der Insel liefern.

San-Francisco, die Hauptstadt des nordamerik. Staats Californien, Flotten- und Militärstation der Union, Hauptort des Kriegsdepartements des Pacific, Mittelpunkt des californ. Goldverkehrs, Münze und der wichtigste Handelsplatz an der Westseite Amerikas, liegt an der Westseite der großen San-Franciscobai, an einer Hafenbucht, vor welcher die Insel Yerba-Buena sich erhebt. Vom Gestade aus ist die Stadt an einem allmählich bis zu 500 F. Höhe aufsteigenden Hügelzuge hinangebaut. Der Hafen ist geräumig, sicher und tief. Im Juni 1847 zählte die Stadt nur 459 E. von fast allen Nationalitäten. 1849 belief sich die ständige Bevölkerung auf 18000, 1850 auf 34776, 1860 auf 56802 und 1865 auf etwa 100000 E., worunter 2000 Farbige, 3000 Chinesen, eine Anzahl Indianer und Sandwichinsulaner. Die meisten der frühern Häuser waren aus Holz erbaut, die Straßen größtentheils mit Bretern belegt, sodaß öfters Feuersbrünste (z. B. 24. Dec. 1849, 14. Juni 1850, 15. Mai 1851) furchtbare Verheerungen anrichteten. Aber nach jeder Verjüngung durch Brand hat die Stadt an Solidität und Schönheit gewonnen. Allein die Zahl der eingeführten und größtentheils hier aufgestellten Häuser belief sich 1851 auf 15000; 1867 gab es 3250 Steingebäude und 12268 Holzhäuser. Die Stadt hat 46 Kirchen oder vielmehr Gebäude zu Cultuszwecken, darunter 2 Synagogen und 1 chines. Tempel. Es bestehen 10 öffentliche Schulen, 7 Freimaurerlogen und eine große Zahl geselliger und wohlthätiger Vereine. Es erscheinen 9 tägliche Zeitungen, darunter 2 deutsche, 1 französische und 2 spanische. Auch sind 5 Schauspielhäuser vorhanden, darunter 1 französisches und 1 chinesisches. Wegen der californ. Goldminen im Thale des Sacramento (s. d.) Zielpunkt der Einwanderung aus allen Ländern der Erde, Hauptstapelplatz der Aus- und Einfuhr Californiens und infolge seiner Lage schon jetzt im Besitze eines überaus lebhaften Handelsverkehrs selbst mit China und Australien, hat S. die großartigste Zukunft vor sich und wird nach Herstellung der verkürzten Schiffahrt zwischen beiden Oceanen durch einen Kanal im Isthmus von Centralamerika ein Welthafen ersten Ranges werden. Schon seit Vollendung der über den Isthmus von Panama führenden Eisenbahn hat die Stadt ungemein gewonnen. Die neueröffnete Dampfschiffahrt nach China und Japan hat seine Bedeutung noch gesteigert, und die (bis zum J. 1872 zu vollendende) Pacific-Eisenbahn, welche den Continent von Neuyork nach S. durchschneidet, wird es zu einem Hauptverbindungsglied in der Kette des Weltverkehrs erheben. Die Münze zu S. hat von 1854—65 in Gold- und Silbermünzen geprägt die Summe von 204,141072 Dollars. Die Stadt besaß 1865 im ganzen 20 Banken und Bankhäuser und 527 Schiffe mit einem Gehalt von 63024 Tonnen, darunter 31 Dampfer mit 13044 Tonnen, und die Zahl der eingelaufenen Schiffe betrug 1865: 1907 mit einem Gehalt von 704005 Tonnen. Die Ausfuhr erreichte 1864 einen Werth von 13,271752 Doll. mit Ausschluß des Goldes. Die gesammte Goldausfuhr betrug seit 1850 etwa 50 Mill. Doll. auf das Jahr, und zwar 1864: 55,707201; 1865: 44,420171 Dollars.

San-Ildefonso, s. La-Granja.

San-Jago de Chile (Hauptstadt von Chile), s. Santiago.

San-Jago de Cuba (Stadt auf Cuba), s. Santiago.

San-Luis-Potosi, jetzt gewöhnlich blos Potosi genannt, ein Staat der Republik Mexico, zwischen Zacatecas im Westen, Guanaxuato und Queretaro im Süden, Veracruz im Südosten, Tamaulipas im Osten und Nuevo-Leon im Norden, hat nach seiner frühern Begrenzung ein Areal von 1359,36 Q.-M. mit 390543 E., wurde aber unter der Regierung Kaiser Maximi-

lian's in die zwei Depart. Potosi und Matehuala getheilt, von denen ersteres 690,68 Q.-M. mit 308116 E., letzteres 668,68 Q.-M. mit 82427 E. umfaßte. Das westl. Staatsgebiet ist sehr gebirgig. Ostwärts fällt das Hochland allmählich ab und geht in niedriges Hügelland, dann in die flache, sumpfige Küstenebene über, in welcher die Ostspitze des Staats sich der Seestadt Tampico nähert. Der Panuco im Süden, welcher in die Bai von Tampico de Tamaulipas mündet, und der Rio-Santander in der Mitte des Staats sind die Hauptflüsse, unter den Landseen die Laguna de Chairel und de Chila die bedeutendsten. Bei der Reliefgestaltung des Landes hat dasselbe alle Klimate Mexicos und ist nur in den Niederungen wegen der starken Hitze und stehenden Gewässer ungesund. Der Boden ist im ganzen fruchtbar und liefert, ungeachtet des vernachlässigten Anbaues, sehr viel Mais und anderes Getreide, vortreffliches Obst und am Panuco Zuckerrohr. Die großen Landgüter haben ungemein große Schafheerden. Die höhern Gebirgsgegenden sind baumlos, die Gehänge der tiefern Regionen reichlich bewaldet. Der früher sehr bedeutende Bergbau auf Silber ist jetzt von geringem Belang, wie die ganze Industrie überhaupt. Die zahlreichen Gruben, unter denen die von Sta.-Maria de las Charcas, von Ramos, von Guadalcazar, von Catorce und aus der Umgebung der Hauptstadt als die reichsten galten, sind zum Theil schon abgebaut. Nach den Angaben von Orozco y Berra waren 1865 im ganzen noch 74 Minen in Bearbeitung, und es belief sich 1837—57 die Münzproduction auf 37,302201 Piaster (à 5 Frs. 30 Centimes) Silber und 23517 Piaster Kupfer, dagegen 1857—63 nur noch auf 5,723999½ Piaster. Der Handel ist ziemlich lebendig, beschränkt sich aber fast ausschließlich auf die Hauptstadt, welche auch die meisten Industrie- und Schulanstalten hat. Die Hauptstadt S., jetzt kurzweg San-Luis oder Potosi genannt, 45 M. im NNO. von Mexico in 5787 F. Seehöhe am östl. Abfall des Hochlandes von Anahuac in einer angenehmen, nach Süden 6¾ M. weit ausgedehnten Ebene und im Quellbezirk des Panuco gelegen, 1586 gegründet, ist regelmäßig gebaut, mit geraden, schönen Straßen, von Gärten umgeben. An ihrem umfänglichen Hauptplatze (Plaza de Armas), dessen Mitte ein Springbrunnen ziert, stehen die große, im Innern reichausgestattete Hauptkirche San-Pedro, das hübsche Rathhaus (Palazio del Ayuntamiento), die Kaserne und schöne Privathäuser mit Arcaden und Kaufläden. Außer der Hauptkirche hat die Stadt noch fünf andere Kirchen und drei Klöster, unter welchen das Kloster und die Kirche der Karmeliter sowie die Kirche des sehr großen Franciscanerklosters am bemerkenswerthesten sind. Dieselben besitzen zum Theil gute Gemälde alter Meister. An andern öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: die Alhoudiga, das Hospital, das Theater und das Colegio Guadalupano Josefino für höhern Unterricht. Auch hat die Stadt eine Münze, eine Börse, ein großes Posthaus und eine schöne Wasserleitung. Mit den sechs Vorstädten (Barrios) zählt der Ort 33581 E., welche Leder, Schuhwerk, Hüte und Kurzwaaren fabriciren, in zahlreichen Hüttenwerken die aus den benachbarten Minen gewonnenen Erze verarbeiten und einen bedeutenden Handel treiben. Es ist San-Luis eine Art Stapelplatz für die über den Hafen Tampico eingeführten Manufacturwaaren, die zum Theil durch die hier etablirten deutschen, engl. und franz. Handelshäuser nach Zacatecas, Durango, Nuevo-Leon, Guanaxuato und selbst nach Sonora, Michoacan und Xalisco gehen. Nur 2¼ M. östlich liegt der früher bedeutende Bergwerksort Cerro de San-Pedro, dessen sehr reiche Minen aber schon seit dem Ende des 18. Jahrh. aufgegeben sind. Auch in den früher sehr ergiebigen Minen des Fleckens Guadalcazar (10 M. im Osten von San-Luis) wird nur noch wenig Silbererz, dagegen seit neuerer Zeit das meiste Quecksilber in ganz Mexico gewonnen. Die Bergstadt Catoroc (10 M. im Norden), auf einem steilen Berge 8533 F. über dem Meere gelegen, ist der Hauptort eines berühmten Grubenreviers, dessen Minen, erst 1773 entdeckt, seitdem bis zum Anfang der Revolution jährlich 4 Mill. Piaster, später nur etwa 1 Mill. Silber lieferten.

San-Marino, die kleinste Republik in Europa, welche alle Stürme der Zeit überlebt hat, das Ländchen der ewigen Freiheit (perpetuae libertatis gloria clarum), ist ein hügeliger Bezirk, der zwischen den ehemaligen päpstl. Legationen Urbino und Forli liegt. Sie hat 1,12 Q.-M. Areal und 7080 E. (Census vom 31. Dec. 1864), die sich zur kath. Kirche bekennen und hauptsächlich Weinbau und Viehzucht treiben. 10 Miglien südwestlich von Rimini erhebt sich zu einer Höhe von 2445 F. der Titano, die höchste Spitze eines der letzten Vorsprünge der Apenninen. Der Sage nach soll diesen Berg ein Steinmetz und ehemaliger Kriegsmann, Marinus, der auf demselben im 3. Jahrh. als Einsiedler in großer Strenge lebte und den Bewohnern der Umgegend das Evangelium predigte, von dem Besitzer zum Geschenk erhalten haben. Allmählich fanden sich auf diesem Gebiet Einsiedler ein, die endlich einen eigenen Staat bildeten, den sie nach jenem Einsiedler benannten. Im 10. Jahrh. stand hier ein Castell, welches Berengar im Kampfe mit dem Kaiser

Otto als Zufluchtsort benutzt haben soll. Etwa 100 J. später kauften die Bewohner schon einige naheliegende Dörfer und nahmen auf ghibellinischer Seite theil an den Kriegen zwischen Reich und Kirche. Um die Mitte des 13. Jahrh. traten sie in ein freundschaftliches Verhältniß zu den benachbarten Grafen von Montefeltro in Urbino, welches allmählich zum Schutzbündniß wurde und bis zum Aussterben des herzogl. Hauses von Urbino im 17. Jahrh. fortbestand. Als Papst Urban VIII. 1631 das Herzogthum Urbino dem Kirchenstaate einverleibte, bestätigte er den Schutztractat mit der Republik, deren Unabhängigkeit er anerkannte. 1739 wollte der Cardinal Alberoni S. dem Papste unterwerfen und besetzte das Gebiet; doch Clemens XII. stellte 1740 die Republik wieder her. Ihre Freiheit bestätigten 1748 Benedict XIV. und 1817 Pius VII. Des letztern Breve, welches die Unabhängigkeit der Republik anerkannte, wurde, in Marmor eingegraben, an den Grenzen derselben aufgestellt. Bonaparte ließ ihr 1797 den Freundschaftsgruß der großen Republik überbringen und versprach ihr einige Kanonen, Getreide und eine Vergrößerung ihres Gebiets. Doch der Rath antwortete: die Kanonen werde er dankbar annehmen, das Getreide bezahlen, die Vergrößerung müsse er aber ablehnen, die Republik sei glücklich in ihrem alten Besitzthum; sie bitte um Erleichterung des Handels. Während der Unruhen in der Romagna, besonders in Rimini 1845, gerieth die Republik, auf deren Gebiet die Empörer sich gesammelt hatten, in manche Bedrängnisse, die selbst ihre Existenz in Frage stellten. Seitdem bewahrte sie ihre innere Ruhe bis 1847, wo ihre Bürger an der allgemeinen Bewegung Italiens sich insoweit betheiligten, als sie ihre alte Staatsverfassung, jedoch friedlich, umgestalteten. 1851 suchten die Reste des Garibaldi'schen Freicorps und andere Compromittirte eine Zuflucht in der Republik, was Ende Juni das Einrücken von 800 Mann Oesterreichern und 200 päpstl. Soldaten zur Folge hatte, welche die Flüchtlinge einfingen. Mit Ausnahme von etwa fünf Verbrechern entließ man jedoch die Verhafteten ins Ausland, und die Republik war somit von allen weitern Störungen befreit. Die Grundgesetze des Staats, gesammelt in den «Statuta illustrissimae reipublicae Sti.-Marini», reichen in das 13. Jahrh. hinauf. Die Souveränetät wurde früher durch die ganze Staatsgemeinde ausgeübt. Später wurde das Gemeindewesen regelmäßig durch den Großen Rath vertreten, der seit dem Ende des 14. Jahrh. aus 60 zu gleichen Theilen aus dem Adel, den Bürgern der Hauptstadt und den übrigen Bewohnern des Landes gewählten Aeltesten (Anziani) bestand und sich jährlich aus sich selbst ergänzte. Ein Ausschuß aus seiner Mitte bildete den aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzten Kleinen Rath. Die ausübende Gewalt war den beiden regierenden Hauptleuten (Capitani reggienti) übertragen, die im Mittelalter Consuln, später Defensori hießen und jährlich durch den Großen Rath gewählt wurden. Infolge der Verfassungsänderung im Sept. 1847 ist der Souveräne Großrath (General consiglio principe) in eine repräsentative Kammer (Camera dei representanti) umgewandelt, deren 60 Mitglieder auf Lebenszeit von sämmtlichen Einwohnern zu gleichen Theilen aus Adel, Bürgern und einfachen Grundbesitzern gewählt werden. Aus diesen wird jährlich als höchstes Tribunal in dritter und letzter Instanz der Rath der Zwölfer, zu zwei Dritteln aus der Stadt und Vorstadt, zu einem Drittel aus den Landgemeinden, gewählt. Die Justizverwaltung in erster und zweiter Instanz ist in den Händen von zwei auswärtigen Rechtsgelehrten, die auf drei Jahre gewählt werden und nach Ablauf dieser Zeit nur noch einmal wieder bestätigt werden können. Die Flecken Serravalle, Montegiardino und Faetano mit ihren Bezirken bilden Gemeinden für sich, deren jede einen Municipal-Magistrat hat. Die übrigen Institutionen sind dieselben geblieben. Repräsentanten des Staats sind die zwei regierenden Hauptleute (Capitani reggienti), die aus den Mitgliedern des Souveränen Raths und zwar der erste aus dem adelichen Theil, der zweite aus den beiden übrigen Kategorien gewählt werden; jeder bleibt sechs Monate im Amte. Zwei Staatssecretäre haben die Leitung der Departements des Innern und des Aeußern; ein Generalschatzmeister die Verwaltung der Finanzen. Die Einnahmen werden auf 42000, die Ausgaben auf 40000, die Staatsschuld auf 6000 Frs. angegeben. Die bewaffnete Macht zerfällt, außer dem Generalstab der Milizen, der aus 15 Offizieren besteht, in die Guarda oder Wache des Souveränen Raths (24 Mann und 3 Offiziere), in die Festungswache oder Artillerie (97 Mann und 4 Offiziere) und in die Legion der Füsiliere (außer dem Stab von 9 Offizieren: 8 Compagnien von 961 Mann und 32 Offizieren; im ganzen 1189 Mann). In kirchlicher Beziehung gehört das Gebiet zur Diöcese Montefeltro. Eine öffentliche höhere Schule wird auf Staatskosten unterhalten; sonst gibt es noch mehrere Elementarschulen. Die einzige Stadt der Republik, San-Marino, auf dem Scheitel des Monte-Titano in rauher Umgebung gelegen, besteht aus mehrern Häusergruppen, die an dem felsigen Abhange zerstreut sind, hat 1000 E., drei Castelle, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, sieben Kirchen, deren be-

deutendste, di San-Marino, die Asche und die Bildsäule des heil. Marinus bewahrt, ein Theater für 600 Zuschauer und unter dem Platze Pianella eine sehr tiefe Cisterne. Die Stadt war der Aufenthaltsort des berühmten Epigraphikers und Numismatikers Borghesi (s. d.). Am Fuße des Titano, im Dorfe Borgo di S., das aus zwei großen, von Arcaden umgebenen Plätzen mit schlechten Häusern und drei Kirchen besteht, wohnen die angesehensten Bürger. Vgl. Delfico, «Memorie della republica di S.» (Mail. 1804; 2 Bde., Flor. 1843); Gillies, «Reise nach S.» (Lpz. 1798); Brizi, «Quadro storico-statistico della republica di S.» (Flor. 1842).

San-Salvadōr, der kleinste, aber volksdichteste und cultivirteste der fünf Staaten von Centralamerika, grenzt gegen Süden an die Südsee, gegen Südosten an die Conchaguabai oder den Golf von Fonseca, im Osten und Norden an Honduras, im Westen an Guatemala und hat ein Areal von 345 Q.-M. mit etwa 600000 E. Die schmale, flache Küste umsäumt die große, stark ausgezackte Conchaguabai, westlicher die fjordenartigen Einschnitte Estero de Jiquilisco und Puerto de la Concordia und mehrere gute Rheden, in denen aber in der trockenen Jahreszeit heftige Windstöße (Papagallos) die Landung gefährlich machen. Die Oberflächengestaltung S.s bietet nicht die großen Gegensätze dar wie die der übrigen centralamerik. Staaten, da das Land ganz außerhalb der Hauptcordillere von Centralamerika liegt und völlig der Abdachung der Südsee angehört. Diese Abdachung ist jedoch keine einförmige, sondern ihrer ganzen Länge nach, von Osten gegen Westen der Seeküste fast parallel, durch eine bedeutende Erdanschwellung durchzogen, die eine secundäre Wasserscheide bildet. Die Anschwellung wird bezeichnet durch eine Reihe zahlreicher vulkanischer Pics, welche, am Fonsecagolf mit dem 3564 F. hohen Vulkan von Conchagua beginnend, bis zu dem Vulkan Santa-Ana (6205 F. hoch), nahe der Grenze von Guatemala, fortziehen. Die Thätigkeit dieser Pics bekundet sich theils durch Ausbrüche, theils durch Erdbeben. Das Land ist ziemlich gut bewässert. Der Rio-Lempa ist weit hinauf durch Boote fahrbar, im Innern aber wegen der vielen Stromschnellen seines vielgewundenen Laufs nirgends auf größere Strecken für die Schiffahrt geeignet. Minder bedeutend sind der Rio-San-Miguel, der Rio-Goascaran an der Ost- und der Rio-Paz an der Westgrenze. Binnenseen sind mehrere vorhanden, darunter Laguna de Cueja oder Guija und Laguna de Ilopango die größten. Das Klima ist gesund. An der Küste herrscht jedoch die eigenthümliche Krankheit Guegatlan, eine Drüsenanschwellung am Halse, woran besonders das weibliche Geschlecht leidet. Es gedeihen in S. alle Tropengewächse. Der ganze westl. Küstenstrich vom Rio-Acajutla bei Sonsonate bis zum Guameca bei La-Libertad heißt die Balsamküste (Costa de Balsamo), weil ihre Wälder eine Menge des köstlichsten Balsams liefern, wovon jährlich 15—20000 Pfd. ausgeführt werden. Ein anderes Hauptproduct ist der Indigo, der unter dem Namen des Indigo von Guatemala als der beste gilt. Die Viehzucht ist unbedeutend; die europ. Hausthiere sind sehr ausgeartet. Man unterhält viele Indigoterien, Zuckerraffinerien, welche Panelas liefern, und einige Eisenwerke. Der nicht unbedeutende Handel bringt, besonders aus den Häfen Acajutla, La-Union und La-Libertad, verschiedene Balsame, viel Indigo, auch Zucker, Kaffee, Cochenille, Rindshäute, Rehfelle, Rohsilber, Tabacks, Reis, inländische Shawls und Decken zur Ausfuhr. 1865 betrug der Export 2,306334, der Import 2,130641 Dollars. Eingelaufen waren 24 nordamerik. Dampfer und 17 Segelschiffe, darunter 8 britische. Die Handelsflotte des Staats zählt 64 kleinere Schiffe von zusammen 4000 Tonnen. Von der Bevölkerung gehört der größte Theil der indian. und, in ziemlich gleichem Verhältnisse, der gemischten Rasse an, während die Zahl der reinen Weißen nicht viel über 10000 beträgt. Die Indianer von S., nach dem frühern Namen des Landes Cuscatlaner genannt, sind die civilisirtesten in ganz Mittelamerika und haben allgemein die span. Sprache angenommen. An der Spitze des Staats steht ein, nach dem Decret vom 24. Jan. 1859 auf sechs, neuerdings aber nur auf vier Jahre gewählter Präsident mit zwei Ministern. Die Volksvertretung besteht aus der legislativen Kammer von 24 Deputirten und dem Senat von 12 Mitgliedern. In Justiz- und kirchlichen Angelegenheiten sind ein Obergerichtshof und der Bischof von S. die höchsten Behörden. Die Miliz zählt 5000 Mann, darunter 1000 in beständigem Dienst. Das Erziehungswesen steht auf einer noch sehr niedrigen Stufe, obgleich sich dafür viel guter Wille gezeigt hat, namentlich auch in der Errichtung einer sog. Universität in der Hauptstadt, welche 1854 10 Lehrer und 250 Studirende zählte. Die Staatseinnahme belief sich 1866 auf 628252, die Ausgabe auf 524329 Dollars. Die Staatsschuld umfaßte 1862 zunächst 175245 Dollars Kassenanweisungen (libranzas). Die äußere Schuld war consolidirt zu 360000 Dollars, zahlbar in vier Jahren. Davon waren 81072 Dollars in Kassenanweisungen bezahlt, die in obiger Summe mit inbegriffen. Durch Gesetz vom 15. Febr. 1865 wurde auch die schwebende Schuld, etwa

1 Mill. Dollars, consolidirt zu 6 Proc. Zinsen mit jährlicher Amortisation von 250000 Dollars. Administrativ zerfällt die Republik in die 10 Departements: San-Miguel, La-Union, Usulatan, San-Vincente, La-Paz, Cuscatlan, San-Salvador, Sonsonate, Santa-Ana und Chalatenango.

Die Hauptstadt S., Sitz der Centralregierung, des Congresses und des Bischofs, liegt in einer schönen, etwa 2100 F. über dem Meere erhabenen, von Hügeln umgebenen Ebene, 1 Legua östlich von dem Vulkan San-Salvador, der einen mächtigen, 3000 F. tiefen Krater mit einem beträchtlichen See enthält, seit langer Zeit erloschen scheint, aber durch seine frühere Thätigkeit die ganze Umgegend mit vulkanischen Massen bedeckt hat. Die Stadt wurde 1528 von Georg Alvarado, dem Bruder des Pedro Alvarado, gegründet. Ihre erste Anlage geschah aber an einem jetzt Bermuda genannten, etwa 6 Leguas nördlicher gelegenen Orte, von wo sie 1539 an die jetzige Stelle verlegt wurde. Bereits viermal durch Erdbeben verheert, wurde sie immer wieder aufgebaut und hatte 1853 an 18000 E., 10 Kirchen, darunter eine große, schöne Kathedrale, ein Universitätsgebäude, mehrere Hospitäler und zwei Wasserleitungen. Am 16. April 1854 wurde sie aber durch Erdbeben vollständig zerstört. Die Regierung siedelte hierauf nach Cojutepeque über. Von da zog sie Ende 1855 in die auf ihren Beschluß 1,3 M. im Südwesten der Stadtruine angefangene neue Hauptstadt, Nueva-San-Salvador, begab sich jedoch 28. Juni 1858 wieder nach der unterdeß von der frühern Einwohnerschaft nothdürftig hergestellten alten Hauptstadt, wie es hieß nur provisorisch, zurück, bis zur Vollendung der in der neuen Stadt angefangenen Regierungsgebäude, Kirchen, Kasernen u. s. w. Geldmangel und die Opposition der bereits beinahe wieder auf die frühere Zahl gestiegenen Einwohnerschaft der alten Stadt wird indeß voraussichtlich den Umzug hindern. Im Dec. 1860 wurde die alte Stadt abermals durch Erdstöße heimgesucht, während auch die für die neue Stadt gewählte Stelle Erschütterungen ausgesetzt ist. Der Hafen der Hauptstadt, die früher durch ansehnlichen Handel und einigen Industriebetrieb blühte, ist La-Libertad oder Puerto de la Libertad, zu welchem eine 4 M. lange Fahrstraße führt.

Das Land Cuscatlân ward 1525 und 1526 von den Spaniern unter Pedro Alvarado unterworfen und mit seinem jetzigen Namen belegt. Mit den andern centroamerik. Staaten erklärte es sich 1821 unabhängig. Durch Vertrag vom 7. Oct. 1842 trat S. mit Guatemala, Nicaragua und Honduras zu einer Union zusammen. Allein das friedliche Verhältniß dieser Bundesstaaten war von keinem Bestand. 1845 gerieth S. mit Honduras in offenen Krieg, schloß dagegen 4. April 1845 mit Guatemala einen Allianzvertrag. Beide Staaten beschlossen die Berufung eines Nationalconvents, aber ehe dieser zu Stande kam, trennte sich 21. März 1847 Guatemala unter Carrera völlig von der Union. Am 9. Jan. 1851 traten die Abgeordneten von S., Honduras und Nicaragua zu einem Congreß in Chinandega zusammen, zu welchem Guatemala und Costa-Rica vergeblich eingeladen wurden. Die neue Eintracht zwischen jenen drei Staaten führte aber zu neuen Verwickelungen. Anstatt sich friedlich zu organisiren, versuchte man den alten Streit mit Guatemala und Carrera mit den Waffen zu entscheiden. Die Verbündeten rückten unter Vasconcelos, dem Präsidenten von S., nach Chiquimula vor, erlitten aber bei Arada 2. Febr. 1851 eine gänzliche Niederlage durch Carrera, dessen Ansehen durch diesen Sieg um so gefährlicher wurde. Zudem gerieth S. Anfang 1851 auch mit England in einen Conflict wegen einer Forderung von 20000 Pfd. St., welche engl. Kaufleute an die Republik erhoben. Am 25. Juli vereinigte sich S. mit Nicaragua und Honduras abermals zur Errichtung einer Föderalregierung. Nachdem aber 1. März 1852 an Vasconcelos' Stelle Dr. Francisco Dueñas als Präsident an die Spitze der Verwaltung getreten, constituirte sich S. 1853 als souveräner Staat. Unter Dueñas erfreute sich das Land ziemlicher Ruhe, die unter dessen Nachfolgern Don Jose Maria San-Martin (seit 1854) und Rafael Campo (seit 1856) durch die Rückwirkung des Flibustierkriegs Walker's in Nicaragua vorübergehende Störung erlitt. Im Juni 1857 wurde Rafael Campo durch den General Barrios auf kurze Zeit entsetzt, der, aus Nicaragua zurückkehrend, in Cojutepeque den Vicepräsidenten Dummas zum Präsidenten ausrief. Doch misglückte die Bewegung, und Dummas verließ selbst seinen Beschützer. Am 6. Febr. 1858 wurde Miguel Santin del Castillo Präsident, der durch einen Staatsstreich des Generals Barrios zur Resignation getrieben wurde. Barrios erlangte von der im Jan. und Febr. 1859 tagenden legislativen Versammlung sowol die Sanctionirung seines Staatsstreichs wie die Verlängerung der zweijährigen Präsidialamtsdauer auf eine sechsjährige und die des zweijährigen Mandats der Repräsentanten auf ein vierjähriges. Am 1. Febr. 1860 ernannten darauf die Kammern den General Barrios zum definitiven Präsidenten und bekleideten ihn mit einer dictatorischen Gewalt. Der Staat hatte wieder eine friedliche Entwickelung begonnen,

als Carrera, Präsident von Guatemala, Anfang 1863 der Republik S. den Krieg erklärte. Derselbe überschritt 18. Febr. die Grenze und erfocht 24. Febr. einen Sieg bei Ocotepeque. Dagegen erhielt Barrios einen Bundesgenossen an dem Präsidenten von Honduras und erklärte 23. März den Krieg an die mit Guatemala verbündete Republik Nicaragua, erlitt jedoch 16. Juni in der Ebene von Santa-Rosa eine Niederlage durch Carrera's Truppen, infolge deren sich die meisten Departements von S. für die Präsidentschaft Francisco Dueñas' erklärten, der auch eine Regierung in Sonsonate errichtete. Die Verwirrung stieg, als sich auch General Santiago Gonzales 29. Juni zum Präsidenten erklärte und seinem Schritte mit einem Theile des Heeres Geltung zu verschaffen suchte. Unter diesen Verhältnissen wurde 26. Juli der Hafen La-Union von den Truppen Nicaraguas besetzt, und 5. Aug. ergab sich San-Miguel. Nach einer vergeblichen Zusammenkunft mit Carrera wurde Barrios seit 29. Sept. in der Hauptstadt belagert und 26. Oct. zu deren Räumung genöthigt. Am 12. Febr. 1864 hielt sodann Dueñas seinen Einzug in die Hauptstadt, wo die von ihm alsbald eröffnete Constituante 20. Febr. die Vertreibung des Präsidenten Barrios sanctionirte und Dueñas zu dessen provisorischem Nachfolger, im April aber definitiv für die nächsten vier Jahre zum Präsidenten ernannte. Kaum war die Republik durch den Tod Carrera's von ihrem Hauptgegner befreit, als Barrios im Mai 1865 Versuche zur Wiedererlangung seiner Macht machte. Wiewol sich die Städte San-Miguel und La-Union für ihn erklärten, erlitt doch sein Anhang unter General Cabañas 29. Mai in der Nähe von La-Union eine vollständige Niederlage. Barrios wandte sich nach Nicaragua, um hier Anhänger und Kriegsmittel zu sammeln. Er sah sich jedoch im Hafen von Realejo gefangen genommen und im Juli unter der Bedingung ausgeliefert, daß man sein Leben schone. Doch wurde er im Aug. 1865 verurtheilt und erschossen. Vgl. Scherzer, «Wanderung durch S.» (Braunschw. 1857).

San-Sebastian, die Hauptstadt der baskischen Provinz Guipuzcoa (34,2 Q.-M. mit 209973 E. Ende 1864) an der Nordküste Spaniens, Festung, Hafen- und Handelsplatz, liegt 5 St. von Bayonne, wohin die Eisenbahn führt, auf einer Landzunge zwischen zwei Buchten des Biscayischen Meerbusens, terrassenförmig am Fuße eines Berges hinaufgebaut, welcher die Citadelle (Castello de la Mota) trägt und eine prachtvolle Rundschau darbietet. Die Stadt ist uralt, aber seit der Zerstörung durch die Engländer, die sie 31. Aug. 1813 erstürmten, plünderten und niederbrannten, ganz regelmäßig und modern aufgebaut, von starken Wällen umgeben. Sie besitzt schöne Häuser, einen prächtigen Platz mit Säulengängen, zwei Pfarrkirchen, ein Nonnenkloster, ein Militär- und ein Civilhospital, ein Theater, ein schönes Badehaus und Gasbeleuchtung. Auch bestehen eine Handels- und eine Schiffahrtsschule, eine Handelskammer, eine große Ankerschmiede, Tapeten- und andere Fabriken. Der an der Westseite der Stadt befindliche Hafen ist großen Seeschiffen zugänglich, doch nicht sicher. An der östl. Bucht befinden sich die im Sommer starkbesuchten Seebäder, und nahe der Stadt liegt in dem malerischen Thale von Loyola das ehemalige Jesuitenkloster San-Ignacio de Loyola, ein imposantes Bauwerk mit prachtvoller Kuppelkirche. Der früher vortreffliche Hafen des im Osten gelegenen Fleckens Passages ist gegenwärtig versandet. Die Stadt S. zählt 14111 E. (1860) und treibt ziemlich lebhaften Transit- und Speditionshandel. Ende 1858 belief sich der Werth des Imports, mit Einschluß der über Passages und Irun (an der franz. Grenze) eingeführten Waaren, auf 4,423404, der des Exports auf 1,277889 Thlr. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in engl. und franz. Fabrikaten, Schiffsmaterial, Stockfischen, Bauholz, die Ausfuhr vorzüglich in Wolle.

Sanâ, die Hauptstadt des Berg- und Hochlandes Sanâ oder des eigentlichen Jemen (s. d.), in einem langen, über 4000 F. hohen Thale zwischen dem Plateaulande Assir im Westen und dem Dschebel-Nikkum im Osten gelegen, besteht aus vier weit auseinanderliegenden Stadttheilen, Sanâ, Roda, Wady-Dhar und Jeraf, zusammen mit 70000 E., wovon auf das eigentliche S. allein 40000 kommen. Ein mit einer schönen Brücke überspannter, nur zur Regenzeit gefüllter Bach durchzieht die Stadt. In einiger Entfernung fließt ein größerer Fluß hin, und außerdem ist sie durch eine Wasserleitung reichlich mit Wasser versehen. Die Stadt wird von sehr vielen Gärten und Landhäusern mit einem Ueberflusse an Feigen, Aprikosen, Pfirsichen, Birnen, Nüssen und 20 verschiedenen Traubensorten umgeben und kann in 1¼ St. umgangen werden. Die Häuser stehen gedrängt, sind alle massiv, hoch, weiß getüncht, auch bunt gemalt; die Gassen rein und gepflastert; drei größere Hauptthore mit Kanonen besetzt. Man zählt viele Moscheen mit 10 Minarets, einige Imamgräber mit vergoldeten Kuppeln, 12 öffentliche Bäder, zahlreiche Karavanserais, mehrere Paläste, darunter der ältere und neuere Residenzpalast des Imam von Jemen in farazen. Baustil, in den Palästen wie in verschiedenen Gärten häufig Springbrunnen, aber nirgends Reste alter Bauten. Roda, 2 St. im Norden gelegen, von

Gärten umgeben, ist der Lieblingsaufenthalt der Kaufleute; Wady-Dhar, 2 St. im Westen, hat reizende Gärten und Weinberge; Jeraf liegt mitten in Gemüsegärten. Jeder Stadttheil hat seinen eigenen Emir. In einer Vorstadt leben 3000 Juden in großer Verachtung, sind aber die besten Handwerker, Töpfer, Gold- und Silberarbeiter, Münzarbeiter, Wein- und Liqueurfabrikanten u. s. w. Auch indische Banianen leben in S. Der Handelsverkehr ist sehr lebendig und die Industrie besonders mit Weberei grober Mantel- und dicker Baumwollzeuge und Fertigung von kostbaren Silberstoffen beschäftigt.

Sanädon (Noël Etienne), ein gelehrter franz. Jesuit, geb. 16. Febr. 1676 zu Rouen, hielt in mehrern Städten Frankreichs, namentlich zu Caen und Paris, Vorlesungen über alte Literatur und wurde 1728 als Bibliothekar bei dem Collegium Ludwig's XIV. angestellt, welches Amt er bis an seinen Tod (21. Sept. 1733) bekleidete. Er verfertigte selbst zierliche lat. Gedichte, die er unter dem Titel «Odae» (Caen 1702) und «Carminum libri IV» (Par. 1715) herausgab, erwarb sich aber einen noch größern Ruf durch seine franz. Uebersetzung und Erläuterung des Horaz (2 Bde., Par. 1728; 2. Aufl., 8 Bde., 1756), auf dessen künstlerischen und ästhetischen Werth er zuerst aufmerksam machte.

Sanchoniathon oder Sanchuniathon, von Berytos (dem heutigen Beirut) oder von Tyrus, soll um 1250 v. Chr. gelebt und, wie ein anderer phöniz. Schriftsteller, Mochos, über die Urgeschichte Phöniziens und Aegyptens geschrieben haben. Wenigstens bestanden im Alterthum neun Bücher eines dem Könige Abibal, Vater Hiram's, gewidmeten, aus den Tempelarchiven zusammengestellten Geschichtswerks in phöniz. Sprache, als deren Verfasser man S. ausgab. Um Christi Geburt übersetzte Herennius Philo aus Byblos dieses Werk ins Griechische. Diese Uebersetzung erkannte der Bischof von Cäsarea, Eusebius, als echt an und hinterließ uns nach derselben in seiner «Praeparatio evangelica» einen Abriß der phöniz. Mythologie und Kosmogonie. Diesen allein erhaltenen Theil des Werks gab Orelli (Lpz. 1826) besonders heraus. Man hat schon früh die Glaubwürdigkeit der Uebersetzung des Philo angegriffen; doch fehlt eigentlich der Grund, dieses im Alterthum anerkannte Werk zu verdächtigen. In neuerer Zeit ist S. der Gegenstand einer berühmten Fälschung geworden. Ein gewisser Friedrich Wagenfeld aus Bremen (gest. 26. Aug. 1846) gab vor, die Uebersetzung des Herennius Philo in einer Handschrift aus dem portug. Kloster Sta.-Maria de Merinhao durch einen portug. Obersten Pereire erhalten zu haben. Er veröffentlichte daher zuerst «S.'s Urgeschichte der Phönizier, in einem Auszuge aus der wieder aufgefundenen Handschrift von Philo's vollständiger Uebersetzung» (Hannov. 1836), später den griech. Text mit einer lat. Uebersetzung («Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libri novem Graece versi a Philone Byblio» (Brem. 1837) und dann eine deutsche Uebersetzung mit einer Vorrede von Classen (Lüb. 1837). Bald indessen entdeckte man den Betrug, dessen Urheber Wagenfeld gewesen war. Man kann nur bedauern, daß der Verfasser seine Kenntnisse des Griechischen und sein unverkennbares Talent zu solchen Zwecken anwandte. Vgl. Grotefend, «Die Sanchoniathonische Streitfrage» (Hannov. 1836); Schmidt von Lübeck, «Der neuentdeckte S.» (Altona 1838) sowie die franz. Uebersetzung des Lebas. Die Fragmente der Uebersetzung des Philo sind gesammelt in Müller's «Fragmenta historicorum graecorum» (4 Bde., Par. 1849—51).

Sanct-Bernhard (Gebirgsstöcke in den Alpen), s. Bernhard.

Sanct-Blasien, eigentlich Abtei zu Sanct-Blasi, ehemals eine gefürstete Reichsabtei im Oesterreichischen Kreise, zum österr. Breisgau gehörig, ist jetzt der Name eines Pfarrdorfs und eines Amtsbezirks im bad. Kreise Waldshut. Die Abtei umfaßte die Herrschaften Bondorf, Stauffen, Kirchhofen, Gurtweil und Oberreidt. Die Klostergebäude in S. sind jetzt Fabrikanlagen überlassen und zugleich Sitz großherzogl. Behörden. Ihren Ursprung verdankt die Abtei Einsiedlermönchen, die sich anfangs Brüder an der Alb und ihre Wohnungen Albzelle nannten und erst, nachdem sie im 9. Jahrh. die Gebeine des heil. Blasius in ihre Verwahrung genommen hatten, ihrem Kloster den Namen St.-Blasien gaben. Als eigentlicher Begründer der Abtei ist aber Reginbald von Seldenbrunn zu betrachten, der 945 der Gemeinschaft der Brüder beitrat und ihrem Kloster alle seine Güter einverleibte, worauf er 946 zum ersten Abt gewählt wurde. Durch kaiserl. Privilegien, Begünstigungen der Päpste und zahlreiche Schenkungen erlangte die Abtei sehr bald bedeutenden Länderbesitz, während sie gleichzeitig durch die hohe Wissenschaft mehrerer Aebte und Glieder zu hohem Ansehen gelangte. Sie stand ursprünglich unmittelbar unter dem Kaiser; nachdem aber 1361 der Erzherzog Leopold von Oesterreich zum Schirmvogt gewählt worden war, wußte das Haus Oesterreich diese Würde erblich zu machen. Schon 1405 erhielt der Abt vom Papste den Rang eines infulirten Prälaten. Um die frühere Unabhängig-

keit wieder zu erlangen, kaufte der Abt Martin I. 1611 die Grafschaft Bondorf, welche ihn zum Mitstand des Reichs machte und ihm einen Sitz im schwäb. Grafencollegium gewährte. Oesterreich aber, um die reiche Benedictinerabtei an sein Haus zu fesseln, erhob 1746 den damaligen Abt Franz IV. sowie alle seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand, mit dem Titel eines kaiserl. Erberzhofkaplans; auch wurde ihnen der Vorsitz bei den Prälatenversammlungen im Breisgau zugesichert. 1768 brannte die Abtei ab, wobei die kostbare Bibliothek verloren ging. Nebst den übrigen Klöstern des Breisgau wurde auch S. 1802 zur Entschädigung des Malteserordens bestimmt und, da dieses nicht zur Ausführung kam, im Presburger Frieden von 1805, mit Ausnahme der Grafschaft Bondorf, welche Würtemberg erhielt, an Baden abgetreten, worauf 25. Juni 1807 die Aufhebung der Abtei erfolgte. Die Mönche waren 1806 nach der Abtei von Pyrhn ob der Ens gewandert und gingen von da 1808 nach St.-Paul in Kärnten. Die Kirche zu S., welche nach dem Muster des Pantheons in Rom 1773—83 mit ungemeinem Kostenaufwande aufgeführt wurde, war eine der prächtigsten in ganz Deutschland. Nach der Aufhebung der Abtei wurden die Marmorsäulen, auf welchen die Kuppel ruhte, die marmornen Altäre, die reichen Verzierungen, selbst das kupferne Dach zu andern Zwecken verwendet und die Orgel in die kath. Kirche nach Karlsruhe gebracht.

Sanct-Gallen, der 14. Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, grenzt, den Canton Appenzell einschließend, im Norden an den Thurgau und den Bodensee, im Osten an Vorarlberg, Liechtenstein und Graubündten, im Süden an letztern Canton und im Westen an die Cantone Glarus, Schwyz und Zürich. Das Areal wird auf 36,7 Q.-M. berechnet. 1860 zählte man 180411 E. (deutschen Stammes), von denen 110700 Katholiken und 69500 Protestanten waren. Handel und Gewerbbetrieb befinden sich in blühendem Zustande. Hauptgegenstände der Industrie sind die Baumwollweberei mit ihren Nebengewerben (Spinnerei, Bleicherei, Färberei) und Stickerei. Die Handweberei liefert die sog. Konstanzer Leinwand. Besonders blüht die Industrie in der Stadt Sanct-Gallen, im Rheinthale, in Toggenburg, um Rapperschwyl und Uznach. Von Wichtigkeit sind auch die Viehzucht und die Alpenwirthschaft sowie der Obstbau im ganzen nördl. Theile. Die Bevölkerung ist im ganzen wohlhabend. Die Regierungsform ist seit 1831 repräsentativ-demokratisch. Durch die gegenwärtig geltende Verfassung von 1861 ist die Kirche in rein confessionellen Sachen vom Staate unabhängig; dagegen hat dieser die Leitung des gesammten Unterrichtswesens übernommen. Ein Großer Rath von 150—60 Mitgliedern wird von sämmtlichen stimmfähigen Staatsbürgern der 92 Gemeinden frei und direct gewählt. Derselbe übt die höchste Gewalt aus. Die von ihm beschlossenen Gesetze treten 45 Tage nach ihrer Promulgation in Kraft, sofern nicht das souveräne Volk binnen dieser Frist von seinem Veto Gebrauch macht. Der Große Rath wählt den vom Landammann präsidirten Regierungsrath.

Der Canton S. wurde 1803 durch die Napoleonische Vermittelungsacte aus einem Conglomerat von Landestheilen geschaffen, die bis dahin miteinander nur sehr lose in staatsrechtlicher Verbindung gestanden hatten. Der Abt von S. (seit 1204 Reichsfürst) galt im Verein mit seinem Convente als der Regent des Landes. Das Stift war durch das Bündniß von 1451 in die Stellung eines «zugewandten Orts» der schweiz. Eidgenossenschaft getreten. Der Einfluß der Französischen Revolution machte sich schon seit 1793 in den seltsam gestalteten Verhältnissen des Stifts geltend. Kurz vor Proclamirung der Helvetischen Republik (12. April 1798) nöthigte die Landschaft von S. das Stift zur Auflösung und nahm selbst die Regierung in die Hände. Doch kam eine, wenn auch sehr verwickelte, doch einheitliche Cantonalverfassung erst 1803 zu Stande. Nach dem Sturze Napoleon's gab sich der Canton unter dem Einflusse der Diplomatie 1815 eine neue Verfassung, die wenig volksthümlich war, auch von einer Volksabstimmung nicht sanctionirt wurde. Das Hauptgebrechen dieser Verfassung war, daß sie die confessionelle Trennung im Staatsleben selbst geltend machte, indem ein kath. Administrationsrath und ein prot. Erziehungsrath neben dem Großen Rathe (150 Mitglieder, theils durch Selbstergänzung, theils direct, theils indirect durch die Bezirke erwählt) fungirte. Erst die Bewegung von 1830 verschaffte den demokratischen Neigungen des Volks freiern Spielraum. Es entstand die Verfassung vom 1. März 1831, welche Volkswahlen und Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung statuirte, aber die confessionelle Geschiedenheit zum Nachtheile der polit. Entwickelung immer noch festhielt. Namentlich seitdem der bisherige liberale Staatsmann Baumgartner (s. d.) 1841 zur ultramontanen Partei übergetreten, ward der Canton wieder von heftigen Kämpfen erschüttert, welche die confessionellen Parteiungen zur Grundlage hatten. Im Kriege gegen den Sonderbund 1847 trat S. auf die Seite der Eidgenossenschaft, nachdem es vergeblich versucht, den Sonderbund zu friedlicher Auflösung zu bewegen. Das neue polit. Leben, das

die Schweiz seit der Umgestaltung von 1848 begann, machte auch in S. aufs lebhafteste den Wunsch nach einer Verfassungsrevision rege, der abermals zu Verwickelungen und Kämpfen zwischen den Liberalen und der kath. Partei führte. Nach mehrfachen Schwankungen brachte man es endlich zu der revidirten Verfassung vom 17. Nov. 1861, in welcher das demokratische Princip völlig zum Durchbruch gelangte.

Die Hauptstadt S., anmuthig an der Sitter und der St.-Gallen-Appenzeller Bahn gelegen, Sitz eines Bischofs, ist einer der wichtigsten Handels- und Industrieplätze der Schweiz und zählt 14711 E. (darunter 4907 Katholiken). In den Gebäuden der ehemaligen (614 vom irischen Apostel Sanct-Gallus begründeten, zur Zeit Karl's d. Gr. und dessen Nachfolger in höchster Blüte stehenden, 1805 aber aufgehobenen) Benedictinerabtei befinden sich die Residenz des Bischofs und die Stiftsbibliothek mit wichtigen, besonders altdeutschen Handschriften. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: die Stiftskirche, 1755 im damals herrschenden ital. Stil erbaut, die goth. St.-Laurenzkirche (1850—54 restaurirt), das ansehnliche, 1855 aufgeführte Schulgebäude mit Cantonsschule, Stadtbibliothek und naturhistor. Museum; ferner das Bürgerspital, das neue Gemeindekrankenhaus, die Cantonalstrafanstalt (seit 1838), die Bank u. s. w. 1 St. westlich der Stadt führt die schöne, 580 F. lange Krätzernbrücke (1811 erbaut) über die Sitter. Weit großartiger ist noch die etwas weiter stromaufwärts erbaute Eisenbahngitterbrücke, welche 670 F. lang und 210 F. über dem Wasserspiegel erhaben ist. 1 St. östlich von der Stadt verbindet die Martinsbrücke zwei an 100 F. voneinander entfernte Felswände, zwischen welchen 90 F. tiefer die Goldach strömt. S. ist der Hauptort für die Musselinfabrikation und der Stapelort für die Erzeugnisse der Industrie der nordöstl. Schweiz, insbesondere auch für den Thurgau und Appenzell. Andere Industrie- und Handelsorte des Cantons sind Rorschach (s. d.) am Bodensee, die Stadt Lichtensteig und der Marktflecken Wattwyl im Bezirke Neutoggenburg, die Städtchen Rheineck und Altstätten im Rheinthale, Rapperschwyl und Uznach im Seebezirke. Als Badeort ist Pfäffers bekannt. Vgl. Ildefons von Arx, «Geschichten des Cantons S.» (3 Bde., St.-Gallen 1810—13); Ehrenzeller, «Jahrbücher der Stadt S.» (2 Bde., St.-Gallen 1824—32); Weidmann, «Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft S.» (St.-Gallen 1834); «Beschreibung des Cantons S.» (St.-Gallen 1841); Henne, «Geschichte des Cantons S.» (St.-Gallen 1863); «S. und seine Umgebungen» (St.-Gallen 1859).

Sanct-Goar, Kreisstadt am linken Rheinufer im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, an der Eisenbahn 4,7 M. oberhalb der Stadt Koblenz gelegen, bis 1794 Hauptort der kurhess. Niedergrafschaft Katzenellnbogen, galt mit der über ihr gelegenen Feste Rheinfels (s. d.) für einen der wehrhaftesten Punkte am Rhein und hat jetzt noch ziemlich wohlerhaltene Befestigungsmauern, die das Malerische ihrer Lage noch erhöhen. Die kath. Kirche bewahrt ein altes Steinbild des heil. Goar von Aquitanien (gest. 611), bei dessen hier 570 gegründeter Kapelle der Ort entstand. Die 1441 erbaute und seit 1842 im Innern restaurirte große evang. Stiftskirche enthält Marmordenkmäler des hess. Landgrafen Philipp II. (gest. 1581) und seiner Gemahlin sowie andere Sehenswürdigkeiten, und der Kirchhof die sog. Flammensäule, eine celt. Pyramide von 4½ F. Höhe, die vom Dorfe Pfalzfeld auf dem Hundsrück 1845 hierher gebracht wurde. S. zählt 1331 E. (1864), die besonders vom Lachsfang, Obst- und Weinbau, Handwerksbetrieb und Weinhandel leben. Die sonst sehr gefährliche Stromschnelle der Sanct-Goarsbank ist durch Sprengung der unter Wasser befindlichen Felsenriffe beseitigt. Der Kreis S. (8,43 Q.-M. mit 37220 E.), zu dem auch die Städte Boppard (s. d.), Bacharach (s. d.) und Oberwesel gehören, umfaßt einen der reizendsten Theile des Rheinthals. Nur 0,9 M. oberhalb liegt die ehemalige feste Reichsstadt Oberwesel mit 2688 E., die guten Wein bauen, Lachsfang und Branntweinbrennerei treiben, und mit den Ruinen der 1689 von den Franzosen zerstörten Schönburg der Grafen von Schönberg. Gegenüber von S. liegt an der Eisenbahn das bis 1866 nassauische Städtchen Sanct-Goarshausen mit 1148 E., trefflichem Weinbau, einer 1863 im Rundbogenstil erbauten evang. Kirche und einer bedeutenden Erziehungsanstalt. Darüber steht die 1806 von den Franzosen gesprengte Burg Neu-Katzenellnbogen oder «die Katz», unterhalb derselben, am Eingange zum Hasenbachthal, das Dorf Wellmich und darüber die Ruine Deurenburg oder Thurnberg (Kunoburg), gemeinhin «die Maus» genannt. Oberhalb des Städtchens befindet sich der durch sein 15faches Echo und die Sage von der Lorelei (s. d.) interessante Lurleifelsen.

Sanct-Gotthard, nach einer im 12. Jahrh. vom Kloster Dissentis aus erbauten Kapelle des heil. Gotthard, Bischofs von Hildesheim, benannt, bildet als Gebirgsgruppe in der mittlern Reihe der Centralalpen ein 2½—3 M. von WSW. gegen ONO. gestrecktes Rhomboid, das ringsum von gewaltigen Bergen umstellt ist. An der Nordwestecke, die mit den Berner

Alpen verknotet ist, ragt 10073 F. hoch der Galenstock mit seiner dicken, weithin sichtbaren Firnlage empor, und von ihr senkt sich terrassenförmig 6 St. weit der Rhônegletscher ins Wallis. Der südwestl. Eckpfeiler ist das 8950 oder 9551 F. hohe Mutthorn. Zwischen beiden führt eine schöne neue Straße aus Wallis über die Furca (s. d.) ins Urserenthal. Auf der Südseite stehen der Fieudo 9490 F., die Prosa 9241 F., die Fibia 8441 F. und die Pisciera 9641 F. Der südöstl. Eckpfeiler ist die Cornera. Im Osten erhebt sich der Sixmadun 9023 und Cima de Badus 9165 F.; an der Nordostecke der Krispalt (Crispa alta) 10240 F. Diese Umwallung, mit 8 Gletschern behangen, schließt ein zerrissenes Plateau von 5 Q.-M. Flächeninhalt und 8000 F. Höhe ein mit 17 kleinen Thälern und 30 Hochseen, von denen der größte, der 1/4 M. lange Luzendrosee, den Hauptquellarm der Reuß speist. Es ist also der S. kein Berg, sondern vielmehr eine Einsattelung, welche mit einer Zackenmauer erhabener Gipfel umgürtet ist, zugleich die Paßhöhe der berühmtesten Alpenstraße. Gleichwol kann die Gotthardsgruppe als ein Centralknoten des Hochalpengeflechts angesehen werden. Denn in ihr fahren von allen Seiten her Gebirgsstrahlen wie zu einem Stern zusammen, und wiederum entsendet sie nach allen Seiten Flußstrahlen, den Rhône, die Reuß, den Rhein und die drei Zuflüsse des Lago Maggiore, die Maira, den Ticino und die Tosa. Die Berge Prosa und Fieudo umfassen den S. im engern Sinn. Der Sanct-Gotthardspaß, 6510 F. hoch (nach andern 6577 oder nur 6498 F.), ist nicht der älteste der deutsch-ital. Culturwege, vielmehr unter den Hauptverkehrsstraßen über die Alpen sogar verhältnißmäßig jung. Die Longobarden scheinen ihn zuerst zu Einfällen benutzt zu haben. Um das J. 1300 stand ein Hospital am Fuße des Gebirgs, wo jetzt der Ort Hospenthal liegt; es scheint aber nur dem Wanderzuge über die Furca gedient zu haben. Im 14. Jahrh., nach der Entstehung der Eidgenossenschaft, wurde die Straße ein frequenter Saumpfad nach Italien. Erst 1820—24 und 1828—30 wurde von den Cantonen Uri und Tessin eine großartige Fahrstraße, die Sanct-Gotthardsstraße, durch das Thal der Reuß (s. d.) über die Paßhöhe und auf der andern Seite durch das Val-Tremola nach Airolo, dann durch das Livinenthal des Cantons Tessin hinabgeführt. Als Gebirgsstraße beginnt sie im Reußthal erst bei Amsteg. Die Straße ist durchweg 18 1/2 F. breit, hat nur eine Steigung von 5—6, höchstens von 7—10 Proc. und wird sogar an den meisten Stellen bergab ohne Hemmschuh befahren. Der Eilwagen fährt von Flüelen am Vierwaldstättersee bis Bellinzona in 14—15 St. Nur etwa acht Tage des Jahres, und nicht in jedem Jahre, in der Zeit des heftigsten Kampfs zwischen Frühling und Winter, ist der obere Theil der Straße völlig gesperrt. Zur Zeit des Lawinenfalls ist sie nicht ohne Gefahr zu passiren; doch rechnet man nur etwa sechs Unglücksfälle auf ein Jahrzehnt. Das Sanct-Gotthardshospiz steht etwas unter der Paßhöhe, 6443 F. über dem Meere, schon auf dem Tessiner Gebiet, gegenüber dem ehemaligen Sustgebäude (Dogana) oder Albergo di Gottardo, ein schwerer, klotziger, gegen Wind und Wetter zu Schutz und Trutz gerüsteter Steinbau, wo die Postpferde gewechselt werden. Das Hospiz wird von milden Gaben unterhalten und von einem Pächter bewirthschaftet. Es verpflegt jährlich im Durchschnitt 11—12000 Personen und verabreicht gegen 20000 Rationen an Brot, Suppe und Kaffee. Das Hospiz ist kein Kloster, wie das auf dem Großen Bernhard und auf dem Simplon. Blos ein Kaplan ist hier stationirt, der zugleich die meteorolog. Aufzeichnungen besorgt. Das älteste Hospiz soll hier oben zur Zeit des Baseler Concils um 1431 erbaut worden sein zur Beherbergung der aus Italien kommenden Prälaten. Eine neue Gestalt erhielt es aber im 17. Jahrh. durch Fr. Borromeo und den Cardinal Visconti. Am 10. April 1775 wurde es durch eine Lawine hinweg gerissen, dann zwar wieder erbaut, aber 1799 von den Franzosen abermals zerstört. In der Kriegsgeschichte hat der S. durch die Kämpfe von 1799 zwischen den Franzosen, Russen und Oesterreichern, namentlich durch den famosen Zug Suworow's Berühmtheit erlangt.

Sanct-Helena (franz. Sainte-Hélène), eine berühmte Insel, Napoleon's Verbannungsort und bis 1840 dessen Begräbnißstätte, erhebt sich einsam unter 15° 55′ südl. Br. und 11° 50′ östl. L., 260 M. von der afrik., 600 von der amerik. Küste und 151 von der Insel Ascension entfernt, in der Mitte des Atlantischen Ocean, im Diana-Peak bis zu 2534 F. über dem Meere. Die Insel besteht aus Basaltfelsen, die in vielfältigen Richtungen von Thälern durchschnitten sind, und erscheint aus der Ferne als eine schwarze, verbrannte, vielfach zerspaltene, von allen Seiten steil aufsteigende Felsenmasse. Sie wurde 22. Mai, dem Namenstage der heil. Helena, 1502 von dem Portugiesen João de Nova entdeckt und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie unbewohnt, und man fand daselbst nur Schildkröten und Seevögel. Die Portugiesen versetzten zwar vierfüßige Thiere und Geflügel dahin, machten Anpflanzungen und

säeten mancherlei Sämereien aus, doch legten sie keine Niederlassung an. Zu verschiedenen malen ließen sich Europäer auf dieser Insel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich setzten sich die Holländer fest, verpflanzten neue Thiere dahin und säeten neue Getreidearten aus. 1650 erhielt die Englisch-Ostindische Compagnie S. von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer bemächtigten sich zwar 1673 der Insel wieder durch Ueberrumpelung; doch noch in demselben Jahre eroberte die Compagnie sie von neuem, baute das Fort St.-James und blieb seitdem im Besitz derselben. 1833 ging die Verwaltung von der Compagnie in die Hände der brit. Regierung über. Die Insel hat einen Flächeninhalt von 47 engl. oder 2,21 geogr. Q.-M. und 6860 E. (1861), darunter 3000 Weiße, die übrigen Farbige, Neger, zum Theil befreite Sklaven, auch Malaien und einige Chinesen. Vermöge der vulkanischen Natur der Insel ist sie mit Lava und fruchtbarer Erde bedeckt. Sonderbar aber ist es, daß sich die Fruchtbarkeit nur in den höhern Regionen zeigt, während die niedrigern Anhöhen und die Thäler ziemlich öde sind. Gerade die höchsten Gipfel und Plateaux sowie die steilsten Abhänge sind mit üppigem Pflanzengewächs bedeckt. Eine $1\frac{1}{2}$ St. im Umkreise haltende Hochfläche ist die größte Ebene der Insel. Das Klima ist sehr mild, nur zwischen 9—22° R. schwankend und dabei gesund; nur in den Thälern ist es drückend heiß und ungesund. Stürme und Erdbeben sind selten. Die Regenzeit tritt zweimal im Jahre ein, im Jan. und im Juni, und dauert jedesmal 9—10 Wochen. Das Pflanzenreich liefert afrik. und europ. Producte nebeneinander, Palmen und Eichen, Bambusrohr und Kastanien, Pisang und Aepfel, Bataten, Südfrüchte u. s. w. Wein und Getreide fehlen und müssen eingeführt werden, besonders vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Von den 30244 Acres der ganzen Bodenfläche sind nur 482 cultivirt, 7652 von Grasweiden eingenommen. Es gibt wenige Pferde, desto mehr Ziegen, Rindvieh, Schafe, Schweine, Kaninchen, Perlhühner, Rebhühner, Fasanen, Schildkröten und Fische. Mehr als 160 klare Bäche geben frisches, gesundes Trinkwasser. Die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber, wegen der Passatwinde, die dahinfahrenden) Schiffe finden bei S. auf halbem Wege den besten Erfrischungsort, und nächst der Landwirthschaft leben die Bewohner hauptsächlich vom Schiffsverkehr. Der Hauptort Saint-Jamestown an der St.-Jamesbai im Nordwesten, in deren Nähe sich das jetzt leere Grabmal Napoleon's (s. d.) befindet, ist der einzige Landungsplatz der Insel und besteht aus einer Straße mit 4—500 Häusern und etwa 3000 E. Die Häuser sind in einem so engen Thale erbaut, daß sie unmittelbar an den Felsen stoßen. Die Stadt ist neuerdings durch die aus Afrika herübergekommenen Termiten (Ameisen) arg verwüstet worden. Daneben erhebt sich auf einem 600 F. hohen Felsen ein Fort. Bemerkenswerth ist eine neuerbaute Sternwarte. Es gibt sonst keine Ortschaften auf der Insel, sondern nur zerstreute Höfe. Ein solcher ist auch Longwood, einst der Aufenthalt Napoleon's, jetzt ein Oekonomiegebäude, das sich im Privatbesitz befindet. Es liegt auf einer 1600 F. hohen Hochebene. Gegen feindliche Landungen ist die Insel nicht blos durch die hohen Felsen und die heftige Brandung gesichert, sondern es sind auch auf den vornehmsten Punkten Batterien und Bollwerke angelegt, die sie zu einem Gibraltar machen. Gegen 3000 Schiffe kommen jährlich in S. an. 1863 betrug der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe 121115 Tons, die Einfuhr 110537, die Ausfuhr 24107 Pfd. St. Die öffentlichen Einnahmen beliefen sich auf 22482, die Ausgaben auf 23616 Pfd. St. Die Insel war von jeher berühmt wegen der Sicherheit ihrer Rhede. Um so mehr überraschte das Ereigniß vom 17. Febr. 1849, wo die Rollers oder Sturmwogen, stufenweise höher steigend, gerade über der Stadt hereinbrachen und große Verheerung anrichteten.

Sanct-Jakob, an der Birs, ein Dörfchen mit einer kleinen Kirche und Hospital, eine Viertelstunde von Basel, hat in den Jahrbüchern der schweiz. Geschichte eine bleibende Stelle durch die Schlacht vom 26. Aug. 1444. 1600 Schweizer fochten hier gegen 20000 Armagnaken unter dem Dauphin Ludwig, die Kaiser Friedrich III. zur Beschützung seiner habsburger Besitzungen herbeigerufen hatte. Nur 10 Schweizer retteten sich; alle übrigen fielen auf dem Schlachtfelde. Aber ihr heldenmüthiger Widerstand hatte den Erfolg eines entscheidenden Siegs und bewirkte den Rückzug des franz. Heeres. Auf einem Hügel, wo die Schlacht am hitzigsten war, wächst ein guter rother Wein, dem man den Namen Schweizerblut gegeben hat. Zum Andenken an die hier Gefallenen veranlaßte Pfarrer Lutz in Läufelfingen, der auch eine histor. Darstellung dieser Begebenheit (Bas. 1824) lieferte, die Errichtung eines 26. Aug. 1824 eingeweihten Denkmals.

Sanct-Moritz, romanisch San-Murezzan, das höchste Dorf des Engadin, im schweiz.

Canton Graubündten, im Bezirk Maloja, 5568 (nach andern 5770) F. über dem Meere, am linken Ufer des Inn, zwischen Silvaplana und Samaden prachtvoll über dem St.-Moritzsee, in einer erhabenen, von zahlreichen Firnspitzen umkränzten Landschaft gelegen, hat 257 meist roman. Einwohner und eine Pfarrkirche. In neuester Zeit ist das Dorf ein berühmter und vielbesuchter Badeort geworden, mit mehrern Hotels und drei Curhäusern. Das Wasser der Sauer- und Stahlquellen, welche schon Paracelsus um 1539 rühmte, ist besonders gasreich und übertrifft bei 4½° R. an kohlen- und schwefelsauren Natronsalzen sogar die berühmten Quellen von Pyrmont und Schwalbach. Das in der alten Quelle sich entwickelnde kohlensaure Gas wird aufgefangen und mittels einer Kautschukröhre für Augenleidende angewandt. Die Curzeit ist von Anfang Juli bis Ende Sept. Das Wasser wird getrunken und zu Bädern benutzt, welche letztere man meist gewärmt gebraucht. — Ueber St.-Maurice in Wallis s. Saint-Maurice.

Sanct-Pölten, die Hauptstadt des Kreises ob dem Wienerwalde im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, etwa 8 M. westlich von Wien am linken Ufer des Treisenflusses und an der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn gelegen, ist Sitz des Kreisgerichts und eines Bezirksamts sowie eines Bischofs und Domkapitels und zählt etwa 7500 E. (7299 im J. 1857). Die Stadt war früher mit Mauern versehen, ist aber neuerdings ganz offen und von Gartenanlagen und einer Allee umgeben. Bemerkenswerthe Gebäude sind die bischöfl. Residenz, das Rathhaus und die im Innern reich ausgestattete Domkirche. Minder ansehnlich ist die Franciscaner-Pfarrkirche. Von höhern Unterrichtsanstalten sind vorhanden ein bischöfl. Priesterseminar, eine Oberrealschule, eine Normalhauptschule und ein Cadetteninstitut; auch bestehen daselbst ein Englisches Fräuleinstift, ein Taubstummeninstitut. Die Bewohner treiben theils Landwirthschaft, theils Handel und Gewerbe. Von größern Fabriketablissements bestehen zwei Papierfabriken und einige Spinnereien.

Sanction nennt man die feierliche Bestätigung eines Gesetzes, Beschlusses u. s. w., desgleichen denjenigen Theil eines Zwangsgesetzes, welcher für den Fall der Uebertretung bestimmte Rechtsnachtheile androht. Auch führen einige wichtige Staatsgesetze vorzugsweise diesen Namen. (S. Pragmatische Sanction.)

Sanctius (Franz), eigentlich Sanchez, ein berühmter span. Philolog und Humanist, geb. 1523 zu Las-Brozas, gest. 17. Jan. 1601 zu Salamanca als Professor der Rhetorik und Grammatik, hat sich um das Studium der lat. Sprache durch eine bessere Anordnung, Planmäßigkeit und schärfere Bestimmung des Regelwesens derselben ein großes Verdienst erworben. Sein hierhergehöriges Hauptwerk, unter dem Titel «Minerva, seu de causis linguae Latinae commentarius» (Salam. 1587), welches später zu wiederholten malen von Scioppius und Perizonius, zuletzt am besten mit den Commentaren derselben von Scheid (Leyd. 1795) und Bauer (2 Bde., Lpz. 1793—1801) herausgegeben wurde, enthält bei oft übertriebener Hinneigung zu philos. Spitzfindigkeiten dennoch einen wahren Schatz der feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen und hat selbst bis auf die neuesten Zeiten einen gewissen Ruf behauptet. Seine übrigen Abhandlungen und Erläuterungen zu lat. Schriftstellern finden sich in der Gesammtausgabe seiner Werke von Majans (4 Bde., Amsterd. 1766).

Sanctuarium heißt in der röm. Kirche überhaupt nicht blos der Ort um den Altar, besonders um den Hochaltar, sondern insbesondere auch der Ort zur Aufbewahrung der einer Kirche zugehörigen Reliquien und anderer Heiligthümer.

Sand ist der allgemeine Name für jede Anhäufung kleiner, loser Mineralkörner; in der Regel bestehen diese Körner aus Quarz, denen indessen zuweilen auch Glimmerblättchen oder andere Mineralkörner beigemengt sind. Solcher S. entsteht nun entweder durch Zerstörung fester Sandsteine oder anderer quarzhaltiger Gesteine mittels Verwitterung u. s. w. und findet sich daher am Fuße aller Sandsteinberge und in den von solchen herkommenden Bächen und Flüssen, theils bildet er, und dann oft als Kies mit größern Kieselfragmenten untermischt, zum Theil sehr mächtige und ausgedehnte Schichten im aufgeschwemmten Lande und bedeckt große Strecken des Flachlandes. Wegen seiner Beweglichkeit, die zum Sprichwort geworden ist, wird er leicht ein Spiel des Wassers oder auch des Windes, welche ihn mit sich führen und an ruhigern Stellen wieder ablagern, wodurch Sandbänke und Alluvionen in Flüssen, Deltas und Dünen an der Seeküste gebildet werden. Solange indeß solche Sandanhäufungen nicht durch Bedeckung mit Vegetation einige Stabilität erlangt haben, unterliegen sie auch der Bewegung durch Winde (Flugsand), und für Küstenländer kommt es hauptsächlich darauf an, durch geeignete Mittel die Fixirung der Sandanhäufungen zu beschleunigen. Man nennt dergleichen Sandanhäufungen in Norddeutschland gewöhnlich Sandschollen und hat besondere Methoden

erfunden, um sie zu fixiren. Am häufigsten geschieht es durch den Anbau gewisser Pflanzenarten, welche das immer wiederholte Ueberschütten nicht nur gut vertragen, sondern es zu ihrer längern Dauer sogar bedürfen, und die den S. mit ihren Ausschlägen stets aufs neue durchdringen, z. B. des Sandrohrs oder Halmgrases (Arundo arenaria), des Sandriedgrases (Carex arenarius), des Sandhafers (Elymus arenarius) oder der Quecken (Triticum repens). Sandhosen kommen besonders in den Sandwüsten Afrikas vor und bestehen darin, daß ein Wirbelwind sich gänzlich mit S. beladet. Der nur aus Quarz bestehende S., besonders der durch Wasser ausgewaschene Flußsand, ist die bequemste und beste Form für technische Anwendung der Kieselerde zu Mörtel, Ziegel, Thonwaaren, Glas u. s. w., und Etablissements dieser Art hängen in ihrem Gelingen sehr vom Vorhandensein geeigneten S. ab.

Sand (George), s. George Sand.

Sand (Karl Ludwig), der Mörder Kotzebue's, geb. 5. Oct. 1795 zu Wunsiedel, wo sein Vater Justizrath und Amtmann war und 1823 starb, erhielt eine sorgfältige Erziehung, auf die indeß seine zu schwärmerischen Ansichten geneigte Mutter nicht ohne Einfluß war. Schon als Kind wegen Kränklichkeit düster und in sich gekehrt, behielt er diese Gemüthsstimmung auch später bei. Nachdem er zu Tübingen seit 1814 mit Eifer sich theol. Studien gewidmet, trat er bei Wiedererneuerung des Kriegs gegen Frankreich 1815 als Cadet unter die freiwilligen bair. Jäger des Rezatkreises, kam aber nicht ins Gefecht. Nach dem Frieden setzte er seine Studien zu Erlangen fort. Während er sich hier, wie früher auf der Schule, durch Fleiß und gutes Betragen die Zuneigung seiner Lehrer erwarb, gewann er sich zugleich durch Biedersinn und Geradsinn die Liebe der Mitstudirenden. Indessen zeigte er stets einen gewissen Tiefsinn und eine in schwärmerischen Ideen sich ergehende Begeisterung für Religion und Vaterland. Der Tod seines liebsten Freundes, der beim Baden ertrank, ohne daß er ihn retten konnte, vermehrte die Schwermuth seiner Stimmung, aus der ihn nur das akademische Leben zu Jena, wo er seit Michaelis 1817 studirte, und das Wartburgfest (s. d.) wieder etwas aufrichteten. Als Mitglied der jenaer Burschenschaft gehörte er zu den Ordnern dieses Festes und übergab den hier versammelten Jünglingen eine Punctation (Nürnb. 1819) über eine allgemeine Vereinigung aller deutschen Akademiker. Nach dieser Zeit zog er sich wieder auf sich selbst zurück und war wenig zugänglich. Er hing mit größerer Vorliebe als je seinen schwärmerischen Ideen über die Erhebung seines Vaterlandes nach und beschäftigte sich mit dem Vorsatze, etwas Großes für dasselbe zu thun, selbst mit Aufopferung seines Lebens, das ihm, wie er die Zeit ansah, keine Freude mehr gab. In Manheim lebte damals Kotzebue (s. d.), der durch Spott und Witz, gemüthlos und ohne Sinn für das Ideale, die akademische Freiheit angriff und den Verdacht auf sich zog, daß er die Meinung der Großen und des russ. Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte nachtheilig für die Nationalehre und die polit. Volkskraft Deutschlands zu lenken beabsichtige. Das «Literarische Wochenblatt», die Auftritte in Weimar, Luden's, Oken's, L. Wieland's und Lindner's Verfolgung, endlich die die akademische Freiheit mit ihrem Untergange bedrohende Stourdza'sche Schrift, deren Abfassung man Kotzebue zuschrieb, dies und manches andere reiften in S. den Entschluß, Kotzebue zu ermorden. Mit diesem schon im Dec. 1818 gefaßten Vorhaben verließ er 9. März 1819 Jena, kam 23. früh um 10 Uhr nach Manheim, ließ schon um 11 Uhr sich in Kotzebue's Wohnung anmelden, wurde aber auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr wiederbestellt. Als er um die bestimmte Zeit erschien, führte man ihn in ein Zimmer, wo Kotzebue bald darauf eintrat. Nach den gewöhnlichen Fragen zog S. einen Dolch und stieß ihn mit den Worten: «Hier, du Verräther des Vaterlandes!» Kotzebue ins Herz. Nachdem er ihm noch zwei Stiche versetzt, stieß er sich selbst eine Waffe, die er sein kleines Schwert nannte, in die linke Brust, zog den Stahl heraus und ging ungehindert die Treppe hinab, bis an die Hausthür, wo er eine Schrift, «Todesstoß dem August von Kotzebue» überschrieben, einem Bedienten gab, der nach der Wache eilte. Kaum hatte er die Straße erreicht, so rief er dem zusammengelaufenen Volke zu: «Hoch lebe mein deutsches Vaterland!» kniete nieder und stieß mit den Worten: «Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!» das sog. kleine Schwert wiederholt in seine linke Brust. Man schaffte ihn ins Hospital und 5. April ins Zuchthaus, wo er mit vieler Rücksicht behandelt wurde. Seine Jugendkraft fristete ihm, nach einer 8. April überstandenen schmerzhaften Operation, das Leben, ungeachtet die verletzte Lunge eiterte und seinen Tod erwarten ließ. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft dabei, daß er keine Mitschuldigen habe, bewies bei allen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth und bedauerte blos Kotzebue's Familie. Die Unter-

suchung wurde in Manheim von einer besonders hierzu geordneten Commission geführt, welche mit den Commissionen zu Weimar, Darmstadt und Gießen und mit dem berliner Polizeiministerium correspondirte. Auch schickte man von Karlsruhe Auszüge aus den Untersuchungsacten an die Centraluntersuchungscommission in Mainz, welche in ihrem Berichte vom 1. Mai 1822 an die Bundesversammlung in Frankfurt S.'s That als Product des durch Lehrer gehegten Treibens der Jugend darzustellen sich bemühte. Am Schlusse der Untersuchung bezeugte indeß das manheimer Stadtphysikat, daß «Inquisit im Besitze richtiger Sinne, daß aber sein Verstand mittelmäßig und ganz in der Herrschaft eines heftigen, überspannten Vorstellungs- und Gefühlsvermögens befangen sei». Dennoch hatte dieses Verbrechen eines Schwärmers lange und bittere Folgen rücksichtlich der Ueberwachung der deutschen Universitäten. S. selbst nannte sein Verbrechen einen Collisionsfall mit den weltlichen Gesetzen, indem er sich zu dem Grundsatze bekannte: der Zweck heilige die Mittel. Am 3. Sept. 1819 war das Schlußverhör geendigt. Die Acten wurden dem manheimer Hofgerichte, als dem ordentlichen Richter, übergeben, das 5. Mai 1820 das Todesurtheil über ihn aussprach, welches, von dem Großherzoge von Baden bestätigt, 20. Mai früh halb 6 Uhr mit dem Schwerte vollzogen wurde. S. behielt bis zum letzten Augenblicke seine Fassung und die Ueberzeugung, daß er mit Gott einig sei. Auf demselben Kirchhofe, dem protestantischen, wo er begraben wurde, ruht auch Kotzebue. Vgl. Hohehorst, «Vollständige Uebersicht der gegen S. geführten Untersuchung» (Stuttg. 1820), dessen Verkauf erst 1823 gestattet wurde; «Actenauszüge aus dem Untersuchungsproceß über S.» (Lpz. 1821); «Noch acht Beiträge zur Geschichte Aug. von Kotzebue's und S.'s» (Lpz. 1821).

Sandāle, griech. Sandălon, eine schon im frühesten Alterthum übliche Fußbekleidung, war ursprünglich eine Sohle von Holz, die um den Oberfuß mit Riemen befestigt wurde. Vorzugsweise trugen die Frauen solche S., die dann in ganz leichten und bequemen, am Rande meist zierlich gesteppten Kork- oder Ledersohlen bestanden und zunächst in den Zimmern, besonders wenn sich die Frauen gegenseitig in ihren Häusern besuchten, gleich unsern Pantoffeln getragen wurden. Mit dem zunehmenden Luxus stieg auch die Kostbarkeit dieser S., die endlich einen Hauptartikel weiblicher Eleganz bildeten. Die vornehmen Frauen hatten sogar ihre eigenen Pantoffelträgerinnen, die ihren Gebieterinnen die S. häufig in vergoldeten Futteralen nachtrugen, damit jene beim Eintritt in ein Haus ihre Fußbekleidung wechseln konnten. Eine ganz andere Art, aus einer starken, oft dreifachen Sohle bestehend, bei den Männern noch mit Nägeln beschlagen und fester geschnürt, waren die sog. tyrrhenischen S., die zum Ausgehen auf die Straße dienten. Auch diese kamen bei den griech. Frauen in Gebrauch. Noch sind die S. im Orient gewöhnlich. Auch nennt man S. die mit Gold und Perlen gestickten Prachtsocken, welche die höhern kath. Geistlichen bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegen.

Sandarak oder Sandarakharz ist ein zerreibliches, trockenes, fast durchsichtiges, geschmackloses, gelblichweißes Harz, welches in länglichen, außen etwas bestäubten, auf dem Bruche glänzenden Stücken zu uns kommt, in Terpentinöl sich vollständig, in Weingeist aber unvollständig auflöst und erwärmt oder auf Kohlen gestreut angenehm balsamisch riecht. Dasselbe schwitzt aus der Rinde eines im nördl. Afrika einheimischen, 15—20 F. hohen oder auch nur strauchigen Nadelholzes, des vierklappigen Sandarakbaums (Callitris quadrivalvis Vent.), welcher der Cypresse ähnlich ist, aber stielrunde, schlängelige Aestchen und sehr breit geflügelte Samen trägt. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten: auserlesenen und gemeinen S. Die Anwendung des S. ist heutzutage ziemlich unbedeutend, zumal da er größtentheils mit dem Mastix übereinkommt. Das feingepulverte Harz wird auf radirte Stellen des Schreibpapiers gerieben, damit wieder darauf geschrieben werden kann, ohne daß die Tinte breitfließt. Auch benutzt man dieses Harz zu Räucherpulvern, Salben und Weingeistfirnissen. Die harzige Substanz, welche sich bei dem gemeinen Wachholder unter der Rinde ansammelt und dann sich auch oft in der Erde vorfindet, wird deutscher S. oder Wachholderharz genannt und war früher officinell.

Sandbank nennt man jede größere Anhäufung von Sand in Flußbetten oder auf dem Meeresboden, wenn sie die Wasseroberfläche nahe oder vollständig erreicht und dadurch der Schiffahrt mehr oder weniger hinderlich wird. In Flüssen finden sich solche Sandbänke in der Regel nur in ihrem Unterlauf, wo das Gefälle ein geringes ist, im Meere gewöhnlich nur in der Nähe der Küsten, besonders vor Flußmündungen, zuweilen aber auch in großer Ausdehnung parallel den Küsten.

Sanddorn, s. Hippophaë.

Sandelholz, richtiger Santelholz, heißen einige ausländische wohlriechende Hölzer, von denen man drei Sorten unterscheidet. Das rothe S. kommt in großen Stücken zu uns, ist

schwer, dicht, auf dem Bruche splitterig, mehr oder minder blutroth, außen durch den Einfluß der Luft fast schwärzlichbraun, nimmt eine schöne Politur an, riecht nur sehr schwach aromatisch, schmeckt etwas adstringirend und enthält als Hauptbestandtheil einen harzigen Farbestoff, Santelroth oder Santalin, den man durch kochenden Alkohol und Ammoniak extrahiren kann. Dieses Holz stammt von dem dunkelrothen Flügelfruchtbaume (Pterocarpus santalinus L.) und dem indischen Flügelfruchtbaume (Pterocarpus Indicus Willd.), welche im östl. Theile des tropischen Asien und auf Ceylon einheimisch sind und zu den Papilionaceen gehören. Die Rinde dieser Bäume gibt nach Einschnitten einen rothen Saft, der eingetrocknet eine dem trockenen Blute ähnliche, sehr adstringirende Masse bildet, die in jenen Gegenden als Heilmittel dient. (S. Drachenblut.) Bei uns wird das rothe S. fast nur zu Zahnpulvern, Räucherungen, zum Färben und zu feinen Schreiner- und Drechslerarbeiten verwendet, in seiner Heimat aber sehr häufig als Arzneimittel gebraucht. Das weiße und das gelbe S. kommen von einigen Arten der Gattung Sandelbaum (Santalum L.), einer zur 4. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche den Typus der nach ihr benannten dikotylen Familie der Santalaceen bildet. Es sind immergrüne Bäume und Sträucher mit kahlen, lederartigen, gegenständigen Blättern und kleinen end- und achselständigen Blüten, welche einen halbunterständigen Fruchtknoten und ein röhriges Perigon mit vierspaltigem Saume besitzen. Aus ihnen entstehen beerenartige einsamige Steinfrüchte. Die Arten, welche das weiße und gelbe S. liefern, sind der weiße Sandelbaum (Santalum album L.) in der ostind. Halbinsel, Malabar, auf Timor und den kleinen Sundainseln, Freycinets-Sandelbaum (S. Freycinetianum Gand.) auf den Sandwichinseln und der myrtenblätterige Sandelbaum (S. myrtifolium L.) in Koromandel und Java. Das weiße S. ist nichts als der Splint oder das junge Holz, fast geruch- und geschmacklos und daher ohne Werth. Das gelbe S. ist der Kern dieser Bäume, blaßgelb bis dunkelgelb, zuweilen röthlich geadert, von einem lieblich-rosenartigen, besonders beim Reiben bemerklichen Geruche und einem aromatisch-bittern und angenehm-scharfen Geschmacke. Dasselbe dient bei uns fast nur zum Räuchern; dagegen ist es im ganzen südl. Asien ein sehr wichtiger Handelsartikel, und es werden die sehr harten und harzreichen Stücke dort bald als Aloëholz, bald als Agallocheholz, bald als Calambacholz verkauft. Auch verfertigt man daraus allerhand zierliche Schnitzwerke und Drechslerarbeiten, z. B. Fächer, Rosenkränze u. a. m. Mit dem Namen falsches S. wird zuweilen das Sappanholz oder ostindische Farbholz bezeichnet, welches mehr oder minder roth ist, an der Luft allmählich dunkler und fast schwärzlich wird, dem Fernambukholze nahe verwandt und als Färbematerial sehr geschätzt ist. Dieses Holz liefert die in Ostindien einheimische schiefblätterige Cäsalpinie (Caesalpinia Sappan).

Sandeman (Rob.), ein Schüler des Joh. Glaß und Aeltester der zu den schott. Dissenters gehörenden Gemeine der Glassiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden, wurde 1723 zu Perth geboren. Er wies nach den Grundsätzen seines Lehrers die Sekte in ihrem Glauben auf den buchstäblichen Sinn der Heiligen Schrift und in ihrem Leben auf die Einfalt der ersten Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Bischöfe, Aelteste und Lehrer, die Verwerfung sinnlicher Vergnügungen und der Glücksspiele, den Gebrauch des Loses, die Liebesmahle, den Bruderkuß, das Fußwaschen und den Gebrauch der Sammlungen zu einer Gemeindekasse haben die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen sie von diesen darin ab, daß sie sich nach Apostelgesch. 15, 19 des Fleisches von erstickten Thieren und des Bluts enthalten und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Besten widmen. S. folgte 1764 einer Einladung nach Amerika und starb dort 1771.

Sander (Lucioperca Sandra), Zander, Schill oder Amaul, einer der besten Süßwasserfische, der sich von dem Barsche, zu dessen Familie er gehört, durch zwei getrennte Rückenflossen, Fangzähne zwischen den Bürstenzähnen und langgestreckte Gestalt unterscheidet, kommt allgemein im nordöstl. Deutschland und im obern Donaugebiete, nicht aber im Weser- und Rheingebiete vor. Er ist oben grau, unten weißlich, der Rücken braun, die Rückenflosse schwarz punktirt, die andern Flossen schmuziggelb und verdient seiner Schmackhaftigkeit und ansehnlichen Größe wegen weitere Verbreitung durch künstliche Fischzucht.

Sandhafer, s. Elymus.

Sandifort (Eduard), einer der berühmtesten holländ. Anatomen, geb. 14. Nov. 1742 zu Dordrecht, studirte zu Leyden und wurde daselbst 1770 Professor der Anatomie. Als seine bedeutendsten Werke sind anzuführen: die «Observationes anatomico-pathologicae» (4 Bde., Leyd. 1778) und deren Fortsetzung «Exercitationes anatomico-academicae» (2 Bde., Leyd. 1783—85); die «Opuscula anatomica selectiora» (Leyd. 1788) und sein Hauptwerk, das

«Museum anatomicum academiae Lugduno-Batavae» (2 Bde., Leyd. 1789—93, mit 136 Kupfern). Eine schätzbare Sammlung ist sein «Thesaurus dissertationum, programmatum aliorumque opusculorum ad omnem medicinam facientium» (3 Bde., Rotterd. 1769—78). S. starb 22. Febr. 1814. — Gerard S., Sohn des vorigen, geb. 1779 zu Leyden, seit 1799 Prosector und des Vaters Gehülfe, seit 1801 außerord., seit 1814 ord. Professor der Anatomie und Physiologie daselbst, gest. 11. Mai 1848, hat die Fortsetzung des «Museum anatomicum» (Bd. 3 und 4, Leyd. 1827—36) sowie außerdem «Tabulae craniorum diversarum nationum» (2 Bde., Leyd. 1838—40) geliefert.

Sandrart (Joachim von), Maler und Kupferstecher, berühmter jedoch als Kunsthistoriker, geb. zu Frankfurt 1606, widmete sich, nachdem er eine allgemeine Bildung gewonnen, der Malerei und Kupferstechkunst, hatte in jener zuletzt Gerard Honthorst, in dieser Egidius Sadeler zum Lehrer und folgte dem erstern nach England. Hier erwarb er sich angesehene Gönner, wie z. B. den Herzog von Buckingham. Als dieser gestorben, ging er nach Italien, wo er in Venedig, Bologna, Florenz und Rom sich aufhielt. Für den König von Spanien malte er den Tod des Seneca und für Urban VIII. mehrere Porträts; auch fertigte er die Zeichnungen zu der «Galeria Giustiniana» (Rom 1631). Nachdem er noch Neapel und Sicilien bereist hatte, kehrte er 1635 nach Deutschland zurück; doch die Unruhen des Dreißigjährigen Kriegs bestimmten ihn, nach Amsterdam zu gehen, wo er ebenfalls viel Beifall erhielt. In Holland verkaufte er seine Sammlung von Zeichnungen, Gemälden und Kupferstichen um einen hohen Preis und begab sich nun auf das von seiner Frau geerbte Landgut Stockau. Später lebte er in Augsburg. Nach dem Westfälischen Frieden wurde er nach Nürnberg berufen, um das den Vollzug desselben verherrlichende Friedensbanket zu malen, ein umfangreiches Bild mit den Porträts aller Theilnehmer, das noch eine Zierde der Gemäldesammlung im dortigen Rathhause bildet. 1672 zog er zum zweiten mal nach Nürnberg und ward eine Hauptstütze der dort zehn Jahre früher gestifteten ersten deutschen Kunstakademie. S. starb 1688. Den ausgebreitetsten Ruf erlangte er durch das Werk «Die deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst» (2 Bde., Nürnb. 1675—79), verbessert von Volkmann (8 Bde., Nürnb. 1768—75), ohne daß jedoch die erste Ausgabe entbehrlich geworden wäre. Auch sind seine «Insignium Romae templorum prospectus exteriores et inferiores» (Nürnb.) sehr geschätzt.

Sandschak, d. h. Banner, ist der Name der ältesten civil-militärischen Provinzial-Verwaltungsdistricte der Türkei, deren Vorsteher, die Sandschak-Beys, dem Sultan mit einer bestimmten Truppenzahl Heerfolge zu leisten hatten. Das S. entspricht ungefähr an Ausdehnung dem franz. Departement. In späterer Zeit wurden mehrere S. zu einem Ejalet (s. d.) oder Paschalik (Generalstatthalterschaft) zusammengefaßt. Seitdem bildet das S. eine Unterabtheilung der Provinzialverwaltung und steht unter einem Civilbeamten, der in der Regel den Titel Kaimakam (Vertreter des Generalgouverneurs) führt. — S. oder Chyrka-Scherif heißt auch die heil. Fahne, angeblich ein Rock des Propheten, welcher im Serai zu Konstantinopel aufbewahrt wird. Derselbe dient dem türk. Reiche als Oriflamme.

Sandstein nennt man solche Gesteine, welche wesentlich aus kleinen, mittels thonigen, mergeligen, kalkigen, talkigen, kieseligen oder eisenschüssigen Cements zusammengebackenen Quarzkörnern bestehen. Je nach der Verschiedenheit dieses Cements unterscheidet man thonigen, mergeligen u. s. w. Sandstein. Alle diese nach ihrem Bindemittel verschiedenen S. können überdies ungleich gefärbt sein durch verschiedene Mengen- und Oxydationsstufen des beigemengten Eisens, durch kohlige Theilchen, Grünerdekörnchen u. s. w. Eine gewisse Art S., welche außer Quarzkörnern sehr viel unzersetzte Feldspatkörner enthält, haben die franz. Geologen Arcose benannt. Die S. entstehen durch Verkittung und Festwerden loser Sandanhäufungen und gehören durchaus zu den sedimentären, d. h. durch Wasser abgelagerten Gesteinen, und sind in der Regel deutlich geschichtet. Sie nehmen einen sehr wesentlichen Antheil an der Zusammensetzung sehr vieler Sedimentärformationen, in welchem Falle sie dann oft besondere Formationsbenennungen erhalten haben, wie z. B. Grauwackensandstein, Kohlensandstein, alter rother S., Buntsandstein, der Grün- oder Quadersandstein, der Molassensandstein, Meeres- oder Süßwassersandstein u. s. w. Die feinkörnigen und festen Arten sind wegen ihres guten Verhaltens an der Luft und ihrer ausgezeichneten Fähigkeit, sich bearbeiten zu lassen, vorzüglich geschätzt als Bausteine und zu Bildhauerarbeiten u. s. w. Am ausgezeichnetsten sind hier die der Kreideperiode angehörigen Quadersandsteine, aber auch unter den Molassen und den S. der Keuper- und Liasformation kommen sehr dichte und feinkörnige Sorten vor.

Sandwichinseln oder Hawaii-Inseln, eine Inselgruppe im nordöstl. Theile des Stillen

Ocean, zwischen 137 und 147° westl. L., 19 und 24° nördl. Br., besteht aus acht größern bewohnten Inseln und fünf kleinen Eilanden, im Umfange von 360 Q.-M. Sie gehören zur Klasse der hohen austral. Inseln, sind vulkanischer Natur, enthalten noch thätige Vulkane, namentlich den 12613 par. F. hohen Mauna-Loa und den Kilanea mit seinem riesigen Krater, und werden von hohen Gebirgen bedeckt, die auf Hawaii im Mauna-Kea bis zu 12804 F. Höhe ansteigen (die höchsten in ganz Australien). Fruchtbar, von mildem Klima und gut bewässert, bilden sie die reizendste Gruppe Polynesiens. Die Küsten sind meist steil und hoch, aber bis auf eine Ausnahme ohne Dammrisse, weshalb gute Häfen selten. Ursprünglich an Thieren sehr arm, ist jetzt durch die Verpflanzung der europ. Hausthiere, von denen nur das Schaf nicht gedeihen will, der Thierreichthum größer geworden. Dazu ist das Meer reich an Seethieren aller Art, besonders an Schildkröten. Unter den theils einheimischen, theils eingeführten Culturpflanzen sind Kokosnüsse, Bananen, Aronswurzel und Bataten Hauptnahrungspflanzen, nächst diesen Mais und Kartoffeln. Außerdem findet man den Papiermaulbeerbaum, das Zuckerrohr der Südsee, schöne Wälder, welche Schiffbauholz liefern, sowie die europ. Südfrüchte, Weintrauben, Melonen, Obst und Gemüse verschiedener Art. Von mineralischen Producten ist nur das Salz zu nennen, welches die Küste in Menge liefert. Die Einwohner (Kanaka), nach der Zählung von 1860 nur noch etwa 69800 (1853 noch 73138), gehören zu den schönsten und kräftigsten Stämmen der polynesisch-malaiischen Familie. Noch ehe sie mit den Europäern in genauere Berührung kamen, zeichneten sie sich durch Kunstfertigkeit und sanften Charakter aus. Jetzt sind sie durch engl. und amerik. Missionare alle zum Christenthum bekehrt und an europ. Civilisation, doch auch an deren Laster und Entartungen gewöhnt. Am schlagendsten beweist dies der Umstand, daß seit Beginn des Verkehrs mit den Europäern die Bevölkerung von 400000 Seelen bis auf die angegebene Zahl sank. Die Eingeborenen zerfallen in vier Stände, deren erster aus der königl. Familie und den höchsten Staatsbeamten, der zweite aus den erblichen Statthaltern der einzelnen Inseln und Bezirke, einer Art Vasallen, die von den alten Häuptlingen abstammen, der dritte aus den Vorstehern der Dorfschaften und Unterbezirke, der vierte aber aus der Masse des übrigen Volks besteht. Die Verfassung, welche im Oct. 1840 durch eine förmliche, vom gegenwärtigen Könige verliehene Constitution geregelt und festgesetzt, 1845 aber und namentlich 6. Dec. 1852 unter dem Einflusse der Nordamerikaner durch sehr freisinnige Institutionen modificirt worden ist, beruht auf einer Art Lehnssystem, mit einem von der Aristokratie der Häuptlinge ziemlich beschränkten Könige an der Spitze, dessen Würde in seiner Familie erblich und seit 1844 von Nordamerika und den europ. Staaten förmlich anerkannt ward. Jede Insel hat einen Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Macht und der Verpflichtung für die Vertheidigung. Der König hat zur Ausführung der Regierungsgeschäfte ein Ministerium von fünf Ministern: des Innern, des Auswärtigen, der Justiz, des Cultus und der Finanzen. Das Parlament besteht aus einem Hause der Repräsentanten. Die Staatsreligion ist die protestantische; andere christl. Culte werden geduldet. Es gibt Schulen für die Kinder der königl. Familie und der Abkömmlinge der frühern Häuptlinge, andere für die Kinder der höhern Stände, welche sämmtlich von der Regierung unterhalten werden. Die Elementarschulen gehören den Gemeinden und werden von diesen unterhalten. Die Rechtspflege wird von besondern Justizbeamten besorgt. Das Strafgesetzbuch ward vom Parlament 21. Juni 1850 erlassen. General der Streitmacht, die auf allgemeiner Militärpflicht beruht, ist auf jeder Insel der Statthalter, Generalissimus des Gesammtheeres der König, der auch eine eigene Leibwache hat. Der Handel ist bei der Lage der Inseln auf den großen Seehandelswegen zwischen Amerika, Asien und Neuholland sehr blühend; besonders dienen sie den Walfischfahrern als Stations- und Sammelpunkt. Der früher sehr lebhafte Export von Sandelholz nach China hat mit der Erschöpfung der Wälder aufgehört. Der Verkehr wird vorzüglich von den Nordamerikanern und Engländern, doch auch durch die Eingeborenen betrieben, die eine zum Theil von ihnen selbst gebaute Handelsmarine besitzen. Die bedeutendsten Einnahmen bezieht die Regierung aus den Handels- und Schiffahrtsabgaben; dazu kommen Personal-, Grund-, Haus-, Gewerb- und Mobiliarsteuern, Strafgelder und Fronen. Die Einnahmen des Staats betrugen 1864—65 728800, die Ausgaben 582340 Doll. Die Einfuhr hatte 1865 einen Werth von 1,944265, die Ausfuhr einen solchen von 1,808257 Doll.

Die Inseln wurden 1778 durch Cook entdeckt, der im folgenden Jahre auf Hawaii durch Mord fiel. Von 1784—1810 unterwarf sich König Kamehameha I., der Begründer der Civilisation auf diesen Inseln, die ganze, vormals in mehrere selbständige Reiche getrennte Gruppe. Sein Sohn Kamehameha II. schaffte den Götzendienst ab und reiste mit seiner Gattin nach London, wo beide 1824 starben. Es folgte nun in der Regierung der Bruder des

letztern, Kamehameha III., geb. 1814, der 1837 die sich eindrängenden kath. Missionare verbannte, doch wurde die Ausführung dieser Maßregel durch das Erscheinen einer franz. Fregatte unter Dupetit-Thouars verhindert. Der von Frankreich ausgeübte Zwang bestimmte die Rathgeber des Königs, das alte Verhältniß zu England näher zu untersuchen. Man fand, daß die Unterthänigkeit der Inseln zwar in zwei Verträgen stipulirt worden, in der Wirklichkeit aber nie bestanden habe, und erklärte nun feierlich die Unabhängigkeit des Archipels. 1842 erschien Dupetit-Thouars abermals, um neue Begünstigungen für die Katholiken zu fordern, benahm sich aber so, daß der König für seine Unabhängigkeit zu fürchten begann. Am 25. Febr. 1843 erfolgte hierauf die Besetzung der Inseln durch die Engländer, die sie aber schon 8. Juli wieder aufgaben. Gesandtschaften nach London und Washington bewirkten 1844 die Anerkennung der Unabhängigkeit der Inseln und Souveränetät des Königs von seiten Englands und Nordamerikas. Aber schon im Febr. desselben Jahres, und nochmals 26. März 1846, schloß England einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit dem Könige, welcher alle Macht in die Hände der Engländer legte und in dem sich der König als Unterthan Englands erklärte. Auch Frankreich schloß im März 1843 einen Handelsvertrag mit dem Könige ab; aber schon 1849 gerieth es wieder in Streit mit ihm. Der franz. Consul Dillon, gestützt auf eine im Hafen von Honolulu angekommene franz. Fregatte und zwei Kriegsdampfer, forderte von der Regierung Herabsetzung der Zölle, Gleichberechtigung der Missionare, Gebrauch der franz. Sprache in der officiellen Correspondenz. Als sich die Regierung dessen weigerte, landeten die franz. Truppen, besetzten das Fort, vernagelten die Kanonen, nahmen die hawaiischen Schiffe im Hafen weg, schifften sich aber nach einer Protestation des nordamerik. und engl. Consuls nach einigen Tagen wieder ein. Neue Drohungen von seiten der Franzosen im März 1851 führten den König mehr und mehr den Nordamerikanern zu, unter deren Einwirkung auch die neue Verfassung vom 6. Dec. 1852 zu Stande kam. Ihm folgte 15. Dec. 1854 Kamehameha IV., geb. 1834, vermählt 1856 mit Emma Rooke. Er brach die eingeleiteten Verhandlungen über Annexion des Archipels an die Vereinigten Staaten ab und erwarb sich durch seine kluge und wohlwollende Regierung die allgemeine Achtung, auch in England, das er mit seiner Gemahlin besuchte. Seit seinem Tode im Nov. 1863 regiert sein Bruder Lot als Kamehameha V.

Die Hauptinsel ist Hawaii oder Owaihi, engl. Owhyhee (229,2 Q.-M. mit 21480 E.). Dann folgt Maui (35,7 Q.-M. mit 16400 E.), mit dem Hauptorte Lahaina, dem zweiten Handelsplatze des Archipels. Oahu oder Owahu oder Woahu (33,1 Q.-M. mit 21275 E.) hat parallel ziehende, voneinander getrennte Bergländer mit 3—4000 F. hohen Gipfeln. Den ganzen südl. Theil dieser Insel nimmt eine große fruchtbare Ebene ein, die den ergiebigsten, am besten angebauten und am stärksten bevölkerten District des ganzen Archipels bildet. Auch ist diese Südküste, an der sich einige erloschene Vulkane erheben, von einem breiten Dammriff umgeben, das mit dem Lande den einzigen vollkommen guten Hafen der Inselgruppe bildet, welche die Hafen- und Residenzstadt Honolulu oder Honoruru, Mittelpunkt der Regierung und des gesammten Verkehrs, mit 10000 E., enthält. Außerdem sind noch zu nennen die Inseln Kauai oder Tauai, auch Atowai genannt (36,5 Q.-M. mit 6487 E.), Molokai (8,5 Q.-M. mit 2864 E.), Lanai (8,5 Q.-M. mit 646 E.), Niihau oder Onihau (5,6 Q.-M. mit 647 E.) und Kadoolawe (1,7 Q.-M.). Die nordwestlich von der Sandwichgruppe gelegenen Inselchen Laysan, Lisiansky und Cornwallis oder Johnston, die 1857, und die 2,8 Q.-M. große Insel Palmyra unter 5° 50′ nördl. Br. und 144° 13′ westl. L., welche 1862 von seiten der S. in Besitz genommen wurden, tragen werthvolle Guanolager. Vgl. die Reiseberichte von Ellis (deutsch, Hamb. 1827), Stewart (Lond. 1830), Anderson (2. Aufl., Bost. 1864), Hill (Lond. 1856), Hopkins («Hawaii, the past, present, and future of its island-kingdom», 2. Aufl., Lond. 1866), Remy («Ka Moolelo Hawaii. Histoire de l'archipel havaiien», Par. 1862).

Sangerhausen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 6 M. westlich von Halle und 4¾ M. östlich von Nordhausen in fruchtbarer Gegend an der Gonna und der Halle-Kasseler Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Landrathamts und eines Kreisgerichts und zählt 8484 E. (1864). Die Stadt hat zwei Vorstädte, vier Kirchen und zwei Schlösser, in deren Räumen sich das Kreisgericht, das Criminalgefängniß und die Montirungskammern der Garnison befinden. Der größte Theil der Einwohner beschäftigt sich mit Landwirthschaft. Außerdem gibt es viele Schuhmacher und Töpfer. In der Nähe der Stadt befindet sich eine der mansfeldischen Gewerkschaft gehörige Kupferhütte sowie mehrere Erz- und Braunkohlengruben. S. ist eine der ältesten Städte Thüringens und bildete mit den umliegenden Ortschaften vor zeiten eine besondere Herrschaft, welche durch Heirath an den Landgrafen Lud-

wig den Bärtigen und nach dem Aussterben der thüring. Landgrafen an den Markgrafen Heinrich von Meißen und dessen Nachkommen überging und zu den Zeiten des sächs. Besitzes zum Thüringer Kreise gehörte. Im Kreise S., der (14,02 Q.-M., 65891 E.) den größten Theil der Goldenen Aue (s. d.) und die Standesherrschaft Stolberg (s. d.) begreift, liegen, außer der Stadt Stolberg, am Harze, mit 2661 E., noch die Städte: Heeringen, in der Goldenen Aue an der Helme, mit 2443 E., Kelbra, ebenfalls an der Helme, mit 1269 E., und Artern (s. d.).

Sängerkrieg, s. Wartburgkrieg.

Sangirinseln, eine zur niederländ. Residentschaft Menado auf Celebes im Ostindischen Archipelagus gehörige Kette kleiner Eilande, die sich zwischen der Nordostspitze von Celebes und der Insel Mindanao (Philippinen) von 2—4° nördl. Br. erstreckt; die Inseln nehmen etwa 13 Q.-M. ein und zählen ungefähr 30000 E., die unter 6 Radschas oder Fürsten stehen. Die bedeutendsten Inseln sind Großsangir, Siau und Tagulanda. Sie sind sämmtlich gebirgig, zum Theil vulkanisch, meist gut bewohnt und bebaut. Die Vulkane von Großsangir, Siau und Ruang (bei Tagulanda) zeigen eine kahle Krone. Aus den eckigen Kratern der beiden letztern steigen fortwährend Schwefeldämpfe auf. Uebrigens sind auch diese, wie die übrigen Inseln, mit dem üppigsten Grün und bis an die Gipfel mit Gartenanlagen bedeckt. Die Witterungsverhältnisse sind der Gesundheit günstig. Dagegen tritt dem stetigen Gedeihen und der Ausbeutung des Bodens dessen vulkanische Beschaffenheit hindernd und zerstörend entgegen. Erderschütterungen sind so häufig, daß man sie wenig beachtet. Es kommen aber auch sehr gefährliche Eruptionen vor. Sehr verderblich war der Ausbruch vom 2. März 1856, wo der für erloschen gehaltene und daher mit Wohnungen besetzte und gutbebaute Gunong Awu auf Großsangir unerwartet so gewaltig spie, daß von den 6000 E. der Insel die Hälfte durch Ergüsse von Lava und heißem Gewässer das Leben verlor. Die gesammte Bevölkerung der Inseln bekennt sich zum Christenthum, ist aber seit langer Zeit sehr vernachlässigt worden. Erst neuerdings wurden Anstalten zur Verbesserung ihres Kirchen- und Schulwesens getroffen.

Sanguinaria, Blutkraut, nannte Dillenius eine zur 13. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Mohngewächse (Papaveraceen) gehörende Pflanzengattung, weil deren Arten, ausdauernde Kräuter Nordamerikas, einen blutrothen Milchsaft enthalten. Bekannt ist das Canadische Blutkraut (S. canadensis L.), eine durch einen dicken Wurzelstock, langgestielte, nierenförmige, meist fünflappige Blätter, schöne pfirsichrothe Blumen und hängende, langgeschnäbelte Kapseln ausgezeichnete Pflanze, welche im Frühlinge blüht und nicht selten als Ziergewächs in unsern Gärten cultivirt wird. In Nordamerika wird die Wurzel häufig als schweißtreibendes oder (in großen Gaben) als Brechen erregendes Mittel angewendet. Die Samen sind narkotisch giftig.

Sanguiniker, s. Temperamente.

Sanguisorba, Name einer zur 4. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche gewöhnlich zu den Rosaceen gerechnet wird, aber richtiger mit der ihr zunächst verwandten Gattung Poterium L. und mit Alchemilla L. eine besondere kleine Familie (Sanguisorbeae) bildet. Ihre Arten sind perennirende Kräuter mit ästigem Stengel, unpaarig-gefiederten, abwechselnd gestellten Blättern und in endständige Köpfchen geordneten Zwitterblüten, welche ein ganzblätteriges Perigon mit radförmigem, viertheiligem Saum besitzen. Aus dem oberständigen Fruchtknoten entsteht ein von dem vergrößerten und verhärteten, runzeligen Blütenboden umschlossenes, einsamiges Nüßchen. Zu dieser Gattung gehört die unter dem Namen Wiesenknopf, Braunelle, Wiesenbibernell (S. officinalis L.) bekannte Pflanze, welche im Aug. und Sept. fast alle frischen Wiesen mit ihren an 2—3 F. hohen, ästigen, wenig beblätterten Stengeln befindlichen dunkelbraunrothen Blütenköpfchen ziert und freudiggrüne, kahle Blätter mit scharfgesägten Blättchen besitzt. Wurzel und Kraut waren ehedem officinell, erstere unter dem Namen ital. Bibernellwurzel. Sehr ähnlich dieser Pflanze ist Poterium Sanguisorba L., die Becherblume, welche sich durch kleinere, blaß-grünlichbraune Köpfchen und polygamische Blüten unterscheidet und auf trockenem Boden gern an sonnigen, felsigen, bebuschten Hügeln wächst. Sie gilt für ein gutes Futterkraut. Auch ihre Blätter waren früher officinell.

Sanhedrin, s. Synedrium.

Sanherib, in der Bibel, Sennacherib in der Septuaginta, bei den Assyrern selbst Sinakherib, ist der Name eines der berühmtesten Könige von Assyrien. Nach dem Tode seines Vaters Sargon bestieg er 703 v. Chr. den Thron, züchtigte den babylon. König Merodochbaladan, eroberte Babylon, unterwarf die Länder am Schwarzen Meere, und zog 700 gegen Phönizien, Syrien, Judäa und Aegypten. Nachdem er ganz Phönizien unterworfen, Hiskias von Juda tributpflichtig gemacht, die Aethiopier und Aegypter nicht weit von Joppe geschlagen, drang er nach

Aegypten vor, mußte sich aber nach einer unglücklichen Schlacht bei Pelusium zurückziehen. Herodot erwähnt diese Niederlage und mißt sie den Mäusen bei, die, um den Pharao-Sethos zu retten, von den Göttern gesandt, die assyr. Schilde benagten. Hierauf zog S. gegen Jerusalem, das er nach einer vergeblichen Belagerung verließ. Nach der Bibel soll der Todesengel in einer Nacht 185000 Assyrer dahingewürgt haben. S. erschien seitdem nie mehr in Westasien. Er richtete sein Augenmerk auf die immer von neuem widerspenstigen Babylonier, denen er 699 seinen Sohn Assurnadin zum König gegeben hatte. Die Chaldäer, im Bunde mit den Ebioniten, empörten sich unter dem Babylonier Suzub mehreremal von neuem, und endlich, gegen 683, zerstörte S. Babylon, das er indeß dennoch nicht zu behaupten vermochte, und das erst nach seinem 680 erfolgten Tode von seinem Sohne und Nachfolger Assarheddon bewältigt wurde. S. fiel, nach der biblischen Angabe, ermordet im Tempel des Nisroch von seinen eigenen Söhnen Adramelech und Sarezer, die indeß nach ihrer Schandthat nach Armenien flüchteten. Den von den Medern zerstörten Königspalast in Ninive baute S. wieder auf. Die Ruinen desselben sind von Layard in dem Ruinenhügel Koyundschik, Mossul gegenüber, wieder entdeckt worden. Ueber die Regierung S.'s geben zahlreiche Keilinschriften den ausführlichsten Aufschluß.

Sanitätswesen, s. Staatsarzneikunde.

Sannazaro (Jacopo), ausgezeichneter Dichter in ital. und lat. Sprache, wurde 28. Juli 1458 zu Neapel geboren, wo seine aus Spanien stammende Familie sich niedergelassen hatte. Seine gelehrte Bildung erhielt er hauptsächlich in der Akademie des Pontano, in welcher er nach dortigem Gebrauche den Namen Azzio Sincero annahm. Die Liebe zu Carmosina Bonifacia, die er unter dem Namen Harmosine und Filli besungen hat, entwickelte sein poetisches Talent. In der Absicht, sich von dieser Leidenschaft durch die Trennung zu befreien, reiste er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnsucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch seine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während seiner Abwesenheit schrieb er die «Arcadia», eine Reihe Idyllen, welche zwar, wie seine übrigen Gedichte in ital. Sprache, eine Jugendarbeit ist, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine sanfte Poesie und eine reine Sprache und wohlklingende Versification sind die Vorzüge dieses Werks, welches aus Prosa und Versen gemischt ist. S.'s Poesien zogen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand und seiner Söhne, Alfons und Friedrich, auf sich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron bestieg, schenkte ihm die Villa Mergellina und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Dukaten. Doch S. sollte dieses Glück nicht lange genießen. Sein Wohlthäter mußte infolge der Umwälzungen, welche die Ansprüche des franz. Königshauses auf Neapel in das ital. Staatensystem brachten, nach manchen Wechselfällen des Glücks 1501 auf sein Reich Verzicht leisten und seine Zuflucht nach Frankreich nehmen. S. hielt es für einen Treubruch, sich fortan eines Besitzes zu erfreuen, dessen Geber im Unglück schmachtete. Er folgte seinem Fürsten in die Verbannung und kehrte erst nach dem Tode desselben nach Neapel zurück, wo er 27. April 1530 starb. Er wurde neben dem Grabe Virgil's beigesetzt. Außer der «Arcadia», deren erste unvollkommene Ausgabe zu Venedig 1502 erschien, schrieb er in ital. Sprache noch Sonette und Canzonen, die sich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, sodaß S. überhaupt zu den von der Akademie der Crusca anerkannten Mustern gehört. Die beste Ausgabe seiner ital. Werke erschien zu Padua (1723). Fast noch berühmter ist S. durch seine lat. Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte «De partu virginis» (neueste Ausg., lat. und deutsch, von Becher, Lpz. 1826), in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehen. Unter letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bekannteste, das sechs Verse enthält und von dem venet. Senate mit 600 Dukaten belohnt wurde. Eleganz und sorgfältige Wahl des Ausdrucks sowie Feinheit der Gedanken und poetischer Schwung weisen seinen lat. Gedichten unter den lat. Poesien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an. S.'s Leben wurde von Crispo von Gallipoli (Neap. 1720), Volpi und Corniani beschrieben.

Sansculotten, d. i. Hosenlose, wurden zu Anfang der Französischen Revolution die revolutionären Proletarier der Hauptstadt von der aristokratischen Partei spottweise genannt. Wie mit dem Spottnamen Gueux, d. i. Bettler, in den niederländ. Unruhen, aus welchem der Ehrenname Geusen (s. d.) entstand, ging es auch mit dem Namen Sansculotte. Man gebrauchte denselben bald zur Bezeichnung eines guten Patrioten und Demokraten, zumal da diese ihre polit. Ueberzeugung gewöhnlich durch vernachlässigte Kleidung und cynische Sitten zur Schau trugen. Gleich den Adelichen, die schon in ihre physische Abstammung den Grund der Bevorzugung legen, rühmte man sich sogar eines hosenlosen Blutes. Mit der Reaction in den letzten Zeiten des Convents schon wurde der Name S. in übler Bedeutung genommen, sodaß er bald gänzlich verschwand.

Sanskrit heißt die alte Sprache Vorderindiens, in welcher die ältere indische Literatur abgefaßt ist. Der Name bedeutet so viel als «gebildet» und soll diese Sprache von andern indischen Volkssprachen unterscheiden, welche eine so vollkommene grammatische Ausbildung wie das S. nicht erreicht haben. Die Geschichte der innern Entwickelung des S. ist noch nicht sicher ermittelt. Die ältesten Denkmäler derselben, die uns die Sprache noch in großem Formenreichthum in beweglicher Gestaltung zeigen, gehen vielleicht noch über das 15. Jahrh. v. Chr. hinauf. Zu der Zeit aber, als Alexander d. Gr. seine Eroberungszüge nach Indien unternahm (320 v. Chr.), finden wir schon auf öffentlichen Denkmälern, Münzen u. s. w. die verweichlichte Form des Pâli (s. d.) und Prakrit angewendet. (S. Indische Sprachen.) Um diese Zeit muß das S. als lebende Sprache des Volks aufgehört und seitdem nur in den Schulen und den Werken der Gelehrsamkeit fortbestanden haben. Frühzeitig behandelten die Indier selbst ihre Sprache grammatisch und lexikalisch. Der älteste uns erhaltene Grammatiker Pânini, um 300 v. Chr., gibt ein vollständiges System des S. in kurzen geeigneten Regeln und unterscheidet schon zwischen älterer und neuerer Sprache. Sein Werk hat Böhtlingk (2 Bde., Bonn 1840) herausgegeben. Zu erwähnen sind auch die Grammatiken des Dîkschita Bhatta («Siddhânta Kaumudi», Kalkutta 1812; in einer kurzen Bearbeitung, «Laghu Kaumudi», übersetzt von Ballantyne, Mirzapore 1849) und des Vopadeva («Mugdhabodha», Kalk. 1826; bearbeitet von Böhtlingk, Petersb. 1847). Das älteste lexikalische Werk ist das «Nirukta» des Yâska, welches nur die seltenern, in den «Vedas» vorkommenden Wörter behandelt (herausg. von Roth, Gött. 1852). Am meisten geschätzt sind die Wörterbücher des Amara-Sinha («Amara-kosha», herausg. und übersetzt von Colebrooke, Serampore 1808; von Loiseleur des Longchamps, 2 Bde., Par. 1839, u. öfter) und des Hematschandra (herausg. und übersetzt von Böhtlingk, Petersb. 1847). Das ausführlichste ist das encyklopäd. Wörterbuch des Râdhâkânta-deva (8 Bde., Kalk. 1819 fg.). Ein Hauptverdienst der indischen Grammatiker ist die rationelle Behandlung der Urelemente der Sprache oder der sog. Wurzeln, die sie, frei von aller philos. Speculation über die Sprache, durch feinste Analyse aus dem wirklich vorhandenen Wortvorrathe des S. entwickelten. Eine treffliche Bearbeitung dieser indischen Verzeichnisse der Wurzeln gab Westergaard («Radices linguae Sanscritae», Bonn 1840), und wesentlich ruhen auf diesen die umfassenden und mit weiterm Blicke ausgeführten Werke von Curtius («Griech. Etymologien, 2. Aufl., Lpz. 1866), von Pott («Wurzelwörterbuch der indogerman. Sprachen», Bd. 1, Detm. 1867) u. a. Die Europäer wurden auf die Sanskritsprache besonders durch Will. Jones zuerst mehr aufmerksam gemacht, an den sich in gründlicher Gelehrsamkeit Colebrooke, Wilkins, Wilson, Prinsep, Cowell u. a. anschlossen. In Deutschland gab Friedr. von Schlegel durch seine geistreiche Schrift «Sprache und Weisheit der Indier» (Heidelb. 1808) den ersten Anstoß zum ernstlichen Studium derselben, dem bald sein Bruder Aug. Wilh. von Schlegel, W. von Humboldt, Bopp, Lassen, Rosen und viele andere nachfolgten. In Frankreich hat Eugène Burnouf am meisten für das gründliche Studium des S. gewirkt. Unter den verschiedenen Grammatiken von Colebrooke, Carey, Yates, Wilkins u. a. verdient die von Bopp bearbeitete (neueste Aufl., Berl. 1863) den Vorzug. Die umfassendste Grammatik hat Benfey gegeben («Handbuch der Sanskritsprache», Grammatik, Chrestomathie und Glossar, 2 Bde., Lpz. 1852—54; «Kurze Grammatik», Lpz. 1855), die neuesten Max Müller (Lond. 1866; deutsch, Lpz. 1868) und Kellner (Lpz. 1868). Unter den Wörterbüchern sind zu nennen: die von Wilson (2. Aufl., Kalk. 1832; 3. Aufl., von Goldstücker, Lond. 1859 fg.), von Bopp (3. Aufl., Berl. 1867), Williams (Lond. 1851), Benfey (Lond. 1865) und vor allem das von Böhtlingk und Roth (Bd. 1—5, Petersb. 1853—67). Auch die Metrik des S. haben die Indier wissenschaftlich bearbeitet. Das älteste erhaltene Werk darüber ist die Metrik des Pingala (herausg. von Weber, Berl. 1863). Eine tiefere Ergründung der Gesetze des Rhythmus der Sanskritverse fehlt noch; geistreiche Andeutungen dazu gaben Westphal und Bartsch. Der Werth des Studiums der Sanskritsprache beruht nicht blos darauf, daß sie uns die uralte originelle Cultur des indischen Volks erschließt, sondern wesentlich darauf, daß sich in ihr das klarste Bild jener großen Sprachfamilie abspiegelt, die wir die indogermanische (s. Indogermanische Sprachen) nennen, und zu der alle die Völker gehören, an deren Entwickelung sich die Weltgeschichte knüpft. Die Räthsel unserer Sprache und der mit uns stammverwandten Völker finden meist ihre Lösung in den alten plastischern Formen des S., und selbst viele dunkle Züge der abendländ. Mythologie und Sage erhalten aus jenem entlegenen Gebiete oft überraschende Erklärung. Durch das Studium des S. angeregt, hat sich eine neue Wissenschaft, die sprachvergleichende Grammatik, begründet, die, obgleich erst in der Entwickelung begriffen, schon jetzt die überraschendsten Resultate für die innerste Geschichte der Völker geliefert

und in die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Geistes ahnungsvolle Blicke geworfen hat. Vgl. Pictet, «Les origines indo-européennes» (2 Bde., Par. 1859).

Die schriftlichen Denkmäler der indischen Literatur in der Sanskritsprache gehören zu den ältesten, die wir von irgendeinem Volke besitzen. In der frühesten Periode ihrer Geschichte finden wir die arischen oder S. redenden Indier an den nordwestl. Grenzen Indiens zwischen dem Lande der fünf Ströme (dem Pendschab) und den Gebirgen von Kabul seßhaft als ein Ackerbau und Viehzucht treibendes, in den einfachsten patriarchalischen Verhältnissen lebendes Volk; dies ist die Zeit der religiösen Poesie, aus der die Hymnen und Gebete stammen. Beim weitern Vordringen dieses indoarischen Stamms in die fruchtbaren Thalländer zwischen Indus und Ganges unter den steten Kämpfen mit den barbarischen Ureinwohnern entwickelte sich die epische Poesie, die theils die Kriege der einzelnen erobernden Stämme um die Oberherrschaft besingt, theils die Ausbreitung brahmanischer Cultur und Religion in die fernsten Theile Indiens schildert. Hieran schließt sich bei wachsender und immer weiter sich ausdehnender Bildung die Literatur der Gelehrsamkeit an, die Zusammenstellungen der alten Ueberlieferungen in systematischen Compilationen, die Exegese der alten religiösen Lieder und in deren Gefolge Grammatik, Lexikographie und Metrik; ferner Werke über Mathematik, Astronomie, Astrologie und Heilkunde, Gesetzbücher und philos. Systeme. An den prachtliebenden Höfen der Fürsten gediehen die schönen Künste, die Kunstpoesie, das Drama, die Novelle u. s. w. Alle Werke jener ersten Periode sind im S. abgefaßt, das bis auf die Zeit des Buddha (500 v. Chr.) Volkssprache war und als Sprache der Wissenschaft und Gelehrsamkeit bis auf den heutigen Tag seine Geltung bewahrt hat. Das Vermischen mit den fremden Urvölkern, die Trennung der Völker in Kasten rief eine Verwilderung des S. hervor, das Prâkrit, dessen sich die neuentstehenden Religionen der Buddhisten und Dschainas bemächtigten, um auf die niedern Volksschichten zu wirken. Doch auch dies mußte zuletzt den verschiedenen Dialekten weichen, die bei der polit. Zerrissenheit Indiens in den verschiedenen Reichen sich ausbildeten, und die jetzt die Träger indischer Cultur sind, denen aber seit dem Einwirken europ. Geistes noch eine große Zukunft bevorsteht.

Auf diese Weise kann man bei den Indiern, wie bei keinem andern Volke der Erde, deren geistige Entwickelung in authentischen schriftlichen Denkmälern von den frühesten Zeiten, mindestens von 1500 v. Chr. an, durch alle Phasen bis zum heutigen Tage herab verfolgen. Aus den Denkmälern dieser überreichen Literatur heben wir die folgenden als die wichtigsten hervor. Die ältesten Zeugnisse des indischen Geistes sind in den **Vedas** niedergelegt, die in vier Sammlungen uns erhalten sind: Rigveda, Sâmaveda, Yadschurveda und Atharvaveda. Jede dieser Sammlungen zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen, welche verschiedene Stufen der Entwickelung des religiösen Bewußtseins darstellen. Die erste Unterabtheilung eines jeden Veda heißt die Sanhitâ desselben und umfaßt die Lieder, Hymnen und Gebete, mit denen der Indier Gedeihen für seine Heerden erfleht, die aufgehende Morgenröthe begrüßt, den Kampf des Donnergottes mit dem düstern Gewölke besingt u. s. w. Die zweite und bedeutend jüngere Unterabtheilung bilden die Brâhmanas, welche die Opferlieder und Sprüche mit der Opferhandlung verbinden und sie daher theils sprachlich, theils sachlich erklären, oder speculativ und dogmatisch den Inhalt der Gesänge begründen. Die dritte und jüngste Unterabtheilung sind die Sûtras, kurze Lehrsprüche, in denen die ganze Fülle des Stoffs in ritueller und dogmatischer Hinsicht zusammengefaßt wurde. Von diesen beiden letzten Theilen, die zu den alten Liedern etwa in einem Verhältnisse stehen wie der Talmud zu der Bibel, ist zwar schon viel gedruckt, aber noch wenig bearbeitet worden. Die Sanhitâs sind indeß schon fast sämmtlich edirt, und zwar die Sanhitâ des Rigveda, die gegen 1000 Lieder in acht Bücher vertheilt und gegen 10000 Strophen umfaßt, von Rosen (1. Buch mit lat. Uebersetzung, Lond. 1838), M. Müller (mit den ausführlichen Scholien des Sayana, Lond. 1849 fg.) und Aufrecht (2 Bde., Berl. 1863, in lat. Umschrift); eine vollständige franz. Uebersetzung gab Langlois (4 Bde., Par. 1848—52), eine englische hat Wilson begonnen (3 Bde., Lond. 1850 fg.). Die Sanhitâ des Sâmaveda, welche nur eine Anthologie aus den Liedern des Rigveda ist, und zu dem bestimmten Zwecke, die heilige Opferhandlung des Somaopfers durch alle Stadien zu begleiten, veranstaltet wurde, gab Benfey mit deutscher Uebersetzung heraus (Lpz. 1848). Die Sanhitâ des Yadschurveda, die hauptsächlich Opfersprüche und Gebete theils in rhythmischer Form, theils in Prosa enthält, machte Weber bekannt (Berl. 1849). Die Sanhitâ des Atharvaveda, jünger als die vorhergehenden, bildet eine reiche Liedersammlung des mannichfaltigsten religiösen Inhalts und wurde herausgegeben von Roth und Whitney (Berl. 1855). Zu den Vedas gehört ferner noch eine Sammlung von Abhandlungen didaktischen Inhalts, die **Upanishat**, die, aus sehr verschiedenen Perioden

stammend, die ersten Versuche des indischen Geistes sind, die Dogmen der Kirche speculativ zu begründen. Eine lat. Uebersetzung von 52 Upanishat, aber nach einer pers. Bearbeitung gemacht, gab Anquetil-Duperron (2 Bde., Par. 1804); einzelne wurden übersetzt und herausgegeben von Ram-Mohan-Roy (Kalk. 1818 u. öfter), Röer (Kalk. 1848 fg.), Weber (in dessen «Indischen Studien», Berl. u. Lpz. 1848 fg.), Cowell u. a. Aus der reichen Brahmanaliteratur ist zu erwähnen das zum Rigveda gehörige Aitareya Brâhmana (sanskr. und engl. von Haug, 2 Bde., Bombay 1863), und aus den Sutras «Die Grihya-sûtra, oder Indische Hausregeln» (herausg. und übersetzt von Stenzler, 2 Hefte, Lpz. 1865). Vgl. Colebrooke, «Essay on the Vedas» (deutsch von Poley, Lpz. 1847); Roth, «Zur Literatur des Veda» (Stuttg. 1846).

Aus der alten epischen Poesie sind zwei umfangreiche Epopöen erhalten, von denen die eine, Mahâbhârata, den Kampf zweier Fürstenfamilien schildert, in welchen eine Menge Herrscher und Volksstämme hineingezogen werden, und der mit der Vernichtung aller edeln Geschlechter des alten Indien endigt. An diese Haupthandlung reihen sich eine Unzahl von Episoden an, theils epischen oder legendenartigen Charakters, theils didaktischen Inhalts, aber sehr verschieden an Gehalt und Zeit der Abfassung, sodaß das Ganze mehr das Ansehen eines cyklischen Gedichts als einer kunstvoll abgegrenzten Epopöe hat. Die Sage nennt als Verfasser den Vyâsa, d. h. Sammler; es ist dies aber nur die Personification einer ganzen Literaturperiode. Eine vollständige franz. Uebersetzung des ganzen Gedichts (Sanskrittext, 4 Bde., Kalk. 1834) hat Fauche (Par. 1863 fg.) begonnen. Einzelne Episoden in Text und Uebersetzung gaben Bopp, Pavie, Wilkins u. a. heraus. Die zweite Epopöe, Râmâyana von Valmîki, schildert die Eroberung Indiens durch Râma, dessen Gattin durch einen Dämon geraubt worden war. In diesem Gedichte herrscht bei größerer Kürze mehr künstlerische Einheit als in dem Mahâbhârata. Eine Ausgabe des Textes mit lat. Uebersetzung begann A. W. von Schlegel (Bd. 1 u. 2, Bonn 1829—33), eine vollständige Ausgabe mit ital. Uebersetzung lieferte Gorresio (8 Bde., Par. 1843—59). An diese epischen Gedichte schließen sich die Purânas an, umfangreiche Compilationen der alten Sagen, welche Kosmogonie, die Geschichte der Götter und Heiligen mit vielen Abschweifungen philos. und didaktischen Inhalts enthalten und meist mit der bestimmten Absicht, die verschiedenen Sekten der Anhänger des Vischnu oder Siva vor andern hervorzuheben, geschrieben sind; man könnte sagen, es sind die Kirchengeschichten und Systeme der Dogmatik der einzelnen religiösen Sekten der Indier. Man kennt 18 Purânas, von denen aber nur der Bhâgavata-Purâna, der die Geschichte des Gottes Vischnu in sprachlich vollendeter Form erzählt, vollständig herausgegeben ist (mit Scholien, Kalk. 1830; Bombay 1839; Text mit franz. Uebersetzung von Burnouf, Bd. 1—3, Par. 1840 fg.). Den Vischnu-Purâna, dem Inhalte nach vielfach mit dem Bhâgavata-Purâna übereinstimmend, aber aus früherer Zeit, übersetzte Wilson (Lond. 1842; neue wesentlich verbesserte Aufl., besorgt von Hall, in Wilson's «Werken»; 4 Bde., Lond. 1866). Hierher gehört auch das als Anhang zum Mahâbhârata gedruckte Gedicht «Hari-vansa» (franz. von Langlois, 2 Bde., Par. 1842), welches phantastisch ausgeschmückt die Geschichte des Krischna als Incarnation Vischnu's erzählt. Für Geschichte im europ. Sinne des Worts hat der Indier keinen Sinn. Die histor. Entwickelung der Menschheit ist ihm in ihrer hohen Bedeutung nie aufgegangen, und die ganze indische Literatur kennt bis jetzt nur ein einziges Werk, das wenigstens annähernd auf den Titel eines historischen Anspruch machen kann. Es ist dies die «Râdscha-tarangini» (Kalk. 1835; franz. von Troyer, 3 Bde., Par. 1840), welche die Geschichte Kaschmirs von den ältesten Zeiten an bis auf das 16. Jahrh. herab in Versen und sehr gekünstelter Sprache erzählt. Der Geschmack für das einfache Epos erlosch allmählich, und kürzere Kunstgedichte traten an dessen Stelle, in gesuchter, geschraubter Sprache, bis zum Ekel mit kleinlichen Bildern und Wortspielen überladen und mit allem Auswuchs eines verdorbenen, aller wahren und tiefern Poesie baaren Geistes reichlich überwuchert. Diese Kunstepopöen (Kâvya) erzählen entweder den ganzen Inhalt der alten epischen Gedichte in kürzerer Fassung, wie das «Bâlabhârata» von Amara (griech. von Galanos, Athen 1848), welches den Inhalt des Mahâbhârata, und das «Raghu-vansa» von Kâlidâsa (sanskr. und lat. von Stenzler, Lond. 1832), welches die Begebenheiten des Râmâyana resumirt. Andere behandeln in ausführlicher Weise einzelne Episoden aus den alten epischen Kreisen. So ist der Stoff des «Kirâtârdschunîya» des Bharavi (Kalk. 1814; einzelnes deutsch von Schütz, Bielefeld 1845) und des «Sisupâla-badha» von Mâgha (Kalk. 1813; deutsch von Schütz, Bielef. 1843) aus dem Mahâbhârata entnommen, von denen das erstere den Kampf des Helden Ardschuna mit dem als Bergbewohner (kirâta) verkleideten Gott Siva um den Besitz der göttlichen Waffen, das andere den Tod des Helden Sisupala besingt. Zwei andere dieser Dichtungen behandeln die märchen-

artige Geschichte des Nala: das «Nalodaya» von Kâlidâsa (sanskr. und lat. von Benary, Berl. 1830; sanskr. und engl. von Yates, Kalk. 1844), kurz, aber in schwierigster Form, und das «Naischadhîya» von Harschadeva, breit und ausführlich, aber unvollendet (Kalk. 1836).

In der lyrischen und gnomischen Poesie begegnen uns die anmuthigsten und mit tiefer Lebensweisheit erfüllten Dichtungen, voll wahren Gefühls, zarter Gesinnung und lieblicher Schilderung der Natur. Hervorzuheben sind hier der «Meghadûta» von Kâlidâsa; ferner «Ritusanhâra» («Der Kreis der Jahreszeiten») von demselben Dichter; dann die Sprüche des Bhartrihari (s. d.), die 100 Liebessprüche des Amaru (Kalk. 1808) u. a. m. Die besten gnomischen Sprüche sammelte Böhtlingk («Indische Sprüche», 3 Thle., Petersb. 1863). Ein wahrer Dithyrambus der Liebe mit aller Pracht des Ausdrucks und der reizendsten Naturschilderungen sind die Lieder des Dschayadeva über den Gott Krischna, wie er als Hirt unter den Hirtenmädchen lebte («Gitagovinda», sanskr. und lat. von Lassen, Bonn 1836; deutsch von Rückert in der «Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes», Bd. 1, Bonn 1837). Eine fast vollständige Sammlung der lyrischen Dichtungen der Indier enthält Häberlin's «Sanskrit anthology» (Kalk. 1847).

Die Indier sind das einzige Volk des Orients, welches selbständig die dramatische Poesie ausgebildet hat, die aber hier nicht, wie bei den Griechen, aus der Lyrik entstand, sondern sich unmittelbar aus der epischen Poesie entwickelte. In ihren dramatischen Dichtungen behandeln die Indier entweder Göttersagen, wie z. B. in der «Sakuntalâ» von Kâlidâsa (s. d.), die zu den schönsten Blüten der Poesie aller Völker und Zeiten gehört, und in der «Vikramorvasî» desselben Dichters, oder sie stellen einfache Verhältnisse des bürgerlichen Lebens dar, wie die «Mritschakatî» von Sûdraka (herausg. von Stenzler, Bonn 1846) und «Mâlatî-Mâdhava» von Bhavabhûti (Kalk. 1830). Andere Dramen beruhen auf histor. Grundlage, wie «Mudrâ-Râkschasa» von Visâkhadatta (Kalk. 1831), oder es sind Intriguenstücke, wie «Mâlavikâ-Agnimitra» von Kâlidâsa und «Ratnâvalî» von Harschadeva (Kalk. 1832). Selbst die Posse, die namentlich die Gebrechen der Brahmanen, ihre Heuchelei und Liederlichkeit schonungslos geiselt, ist den Indiern nicht fremd. Das «Dhûrtasamâgama» (d. i. die Gaunerversammlung) wurde von Lassen in seiner «Anthologia Sanscrita» (Bonn 1836) herausgegeben. Mit gleichem Glücke haben sie das allegorische Drama angebaut, und z. B. in dem «Prabodhatschandrodaya» von Krischna-Misra (herausg. von Brockhaus, Lpz. 1835—45; deutsch von Goldstücker, Königsb. 1842) hat der Dichter den kühnen Versuch gemacht, ein philos. System sich dramatisch entwickeln zu lassen. Vgl. Wilson, «Select specimens of the theatre of the Hindus» (3 Bde., Kalk. 1827; deutsch von Wolff, 2 Bde., Weim. 1828). Einen sehr bedeutenden Einfluß auf die ganze Literatur des Morgenlandes und somit auch auf die unsers Mittelalters hat die Fabel- und Märchenpoesie der Indier ausgeübt. Unter den einzelnen Sammlungen dieser Art sind besonders zu erwähnen die Fabelsammlung «Pantscha tantra» (deutsch von Benfey, 2 Bde., Lpz. 1859) und die spätere Bearbeitung dieses Werks unter dem Titel «Hitopadesa» (s. Bidpai) sowie unter den Märchen und Novellen die 25 Erzählungen des Dämonen, die 70 Erzählungen des Papagaien, aus denen die weitverbreiteten Erzählungen der Sieben Weisen Meister (s. d.) stammen, u. a. m. Eine vollständige Sammlung des Besten und Bedeutendsten in diesem Gebiete veranstaltete Somadeva aus Kaschmir im 11. Jahrh. unter dem Titel «Kathâ-sarit-sâgara» (herausg. von Brockhaus, Buch 1—5, Lpz. 1839; Buch 6—18, 1862 fg.; deutsch von Brockhaus, 2 Bdchn., Lpz. 1839). Kunstvoller in Form und Darstellung sind die Abenteuer der zehn Prinzen von Dandin («Dasa-kumâra-tscharitram», herausg. von Wilson, Lond. 1846).

Nicht minder bedeutend ist, was die Indier auf dem Gebiete der strengen Wissenschaft geleistet haben. Hier sind vor allem ihre bereits erwähnten Arbeiten über die Grammatik des S. hervorzuheben. Die Gesetzkunde wurde mit vieler Liebe von den Indiern bearbeitet. Außer den ältern Gesetzbüchern von Manu (Kalk. 1813 u. öfter; engl. von Jones, Kalk. 1794; franz. von Loiseleur-Deslongchamps, Par. 1833), von Yadschnavalkya (sanskr. und deutsch von Stenzler, Berl. 1839) und andern (gesammelt, Kalk. 1840), die in kurzen rhythmischen Sprüchen die Principien des ganzen Kirchen- und Staatsrechts, des Civil- und Criminalrechts und des Proceßverfahrens darstellen, besitzt man vollständige Systeme der Jurisprudenz von Vidschnâna-isvara («Mitâkscharâ», Kalk. 1812), von Raghunanda (Kalk. 1834) u. a.; außerdem viele oft sehr ausführliche Abhandlungen über einzelne Partien des Rechts, wie über Erbrecht von Dschimûtavâhana (Kalk. 1813; engl. von Colebrooke, Kalk. 1810; franz. von Orianne, Par. 1843); über Adoption von Nanda («Dattaka-mâmânsâ», Kalk. 1817; engl. von Sutherland, Kalk. 1814; franz. von Orianne, Par. 1843) u. s. w. In den mathem. Wissenschaften ist es namentlich die

höhere Rechenkunst, besonders die Algebra (als deren eigentliche Erfinder die Indier angesehen werden können), in denen sie sich auszeichnen. Unbestritten gehört ihnen die Entdeckung des einfachen Ziffernsystems, das sie in dem 1. bis 4. Jahrh. nach Chr. zuerst anwendeten, dann den Arabern mittheilten, durch welche es die übrige civilisirte Welt erhielt und das eine gänzliche Revolution in allen Gebieten des höhern Calcul hervorgerufen hat. Als die berühmtesten Mathematiker sind zu nennen: Aryabhatta aus dem 1. Jahrh., Brahmagupta aus dem 6. und Bhâskara aus dem 12. Jahrh. In der Astronomie zeichnen sich die Arbeiten der Indier durch seine und genaue Beobachtungen der Umlaufsperioden der Erde und des Mondes, durch richtige Bestimmung des Umfangs der Erde u. s. w. aus. Eins der ältesten systematischen Lehrbücher der Astronomie ist das «Sûrya siddhânta» (Sanskrittext, Kalk. 1859; engl. Uebersetzung, Newhaven 1860). Daran schließen sich die Werke von Brahmagupta und Bhâskara an, von denen bisher nur das letztere in engl. Uebersetzung erschienen (Kalk. 1863) ist. In der Astrologie nimmt das große Werk von Varâha-mihira aus dem 5. Jahrh. den ersten Rang ein (herausg. von Kern, Kalk. 1865); doch scheint in dieser Wissenschaft griech. Einfluß nicht abgewiesen werden zu können. In der Medicin ist das berühmteste Werk das System der Heilkunde von Susruta (Kalk. 1835; lat. von Heßler, 3 Bde., Erl. 1844—51). Ueber Rhetorik haben wir das Lehrbuch von Visvanâtha («Sâhitya-darpana», Kalk. 1828; engl. von Ballantyne, Kalk. 1850); über Poetik die Arbeit von Manmata (Kalk. 1829); über Metrik die Lehrgedichte von Kâlidâsa («Sruta-bodha», sanskr. und deutsch von Brockhaus, in dessen Schrift «Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lat. Buchstaben», Lpz. 1841), von Gangâdâsa (Kalk. 1833) u. s. w. Ueber Musik und die andern schönen Künste sind viele Werke vorhanden, aber noch wenig von Europäern bearbeitet.

Ein weiterer Glanzpunkt der indischen wissenschaftlichen Literatur sind die philos. Werke derselben. Mit Recht kann man sagen, daß außer den Griechen und Deutschen nur noch die Indier auf die Ehre Anspruch machen können, selbständig Bedeutendes in der Philosophie geleistet zu haben. Die Anfänge der philos. Speculation gehen in ein sehr hohes Alterthum zurück. Schon in einigen Liedern des Rigveda finden wir Versuche, die Räthsel der Entstehung der Welt und ähnliche Fragen zu lösen; mehr noch tritt dies in den spätern Theilen der Vedas, den Brâhmanas und namentlich den Upanishats, hervor. Die epische Poesie ist reich an größern didaktischen Abschnitten, die in mehrern Fällen bereits die Form vollständiger philos. Lehrgedichte annehmen. Hierher gehört vor allem die berühmte Episode des Mahâbhârata, die Bhagavadgîtâ. Die Zeit, wann die wissenschaftliche Speculation sich in bestimmte philos. Schulen schied, ist nicht genau zu bestimmen, doch geht sie weit über den Anfang unserer Zeitrechnung hinaus. Im Verlauf der Zeit haben namentlich sechs Systeme bedeutende Anhänger und Verbreitung gewonnen. Es sind dies die Sânkhyalehre des Kapila, welche eine Urmaterie als Grund der Welt aufstellte, aus der sich diese allmählich entwickelt hat. An diese Lehre, sie spiritualistisch ausbildend, schließt sich die Yoga des Patandschali an. Die Mîmânsâ hat vorzugsweise den Zweck, die in den heiligen Offenbarungen vorgetragenen Lehren miteinander in Uebereinstimmung und Einklang zu setzen und ihren wahren Sinn zu bestimmen. In der ältern Mîmânsâ von Dschaimini bilden die Vorschriften über die Werkthätigkeit, die Opfer u. s. w. den vorherrschenden Gegenstand, während die jüngere Mîmânsâ oder Vedânta von Bâdarâyana mehr das Wesen der schaffenden Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt behandelt. Die Lehren dieser beiden Schulen bilden die dogmatische Grundlage der herrschenden Kirche in Indien. Hieran reihen sich die beiden Schulen der Nyâya von Kanâda und Gotama, die vorzugsweise die Logik ausbildeten und annehmen, daß die Welt aus Atomen herzuleiten ist, welche durch den Willen eines feststellenden Wesens sich zu Gebilden vereinigen. Der Zweck aller indischen Philosophie ist, die Mittel anzugeben, wodurch der Mensch von dem Fluche der Wiedergeburt befreit und ewiger Seligkeit durch vollkommenes Aufgehen in die Gottheit theilhaftig wird. Unsere Kenntniß der indischen Philosophie ist übrigens noch sehr mangelhaft; zwar sind die Grundwerke einzelner Schulen, wie der Sânkhya, der Vedânta und der Nyâya des Gotama bereits gedruckt, aber noch nicht genügend bearbeitet worden. Das Beste über die sämmtlichen philos. Schulen lieferte bisjetzt Colebrooke in den «Essays on the philosophy of the Hindus» (2. Aufl., Lond. 1837; franz. von Pauthier, Par. 1833), woraus die Darstellungen von Ritter und andern geflossen sind. Ueber einzelne Systeme sind besonders zu nennen: über die Sânkhya Wilson, «The Sânkhya karikâ, or memorial verses of the Sânkhya philosophy» (Lond. 1837); Saint-Hilaire, «Essai sur la philosophie Sânkhya» (Par. 1852); über die Vedânta: Windischmann, «Sankara, sive de theologumensis Vedanticorum» (Bonn 1833); über die Nyâya: Röer, «Bhâshâ paricheda, or division of the categories» (Kalk. 1849); Müller, «On Indian logic» (Orf. 1852) und «Ueber die Vaiseschikalehre» in

der «Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft» (1852 fg.); besonders aber Ballantyne, der eine vollständige Bearbeitung aller Hauptwerke der indischen Philosophie begonnen, aber nicht vollendet hat.

Außer dieser brahmanischen Sanskritliteratur ist auch noch eine sehr reiche buddhistische Sanskritliteratur vorhanden, die aber wesentlich auf Theologie beschränkt blieb. Eine vollständige Uebersicht der einzelnen Werke mit reichen Auszügen gab Burnouf in der «Introduction à l'histoire du Buddhisme indien» (Bd. 1, Par. 1844). Vollständig gedruckt ist bisjetzt erst eine einzige der Hauptquellen des Buddhismus: «Le Lotus de la bonne loi» (herausg. von Burnouf, Par. 1852). Die Sprache und Diction der buddhistischen Sanskritwerke ist einfacher und leichter verständlich als die der brahmanischen, da sie vorzugsweise an die Massen des Volks gerichtet waren. Um noch weiter in allen Kreisen des Volks zu wirken, bedienten sich die Buddhisten und später die Dschainas auch der rohern, aus dem S. unmittelbar abgeleiteten Dialekte, welche man, wie schon bemerkt, Prâkrit und speciell in den südl. Gegenden Indiens Pâli nennt. In diesem verweichlichten und vielfach verderbten S. besitzen wir zahlreiche Inschriften und Münzlegenden von dem 3. Jahrh. v. Chr. an, sowie die umfangreichsten Werke über Theologie, Ascese, Gesetzkunde u. s. w., Heiligenlegenden und besonders Chroniken, die von hohem Werthe sind. Die ganze buddhistische Literatur hat stets das Schöne verschmäht. Es fehlt ihr jeder Duft der Poesie, der Ausdruck ist roh, und sie gefällt sich in dem Wildphantastischen und Ungeheuerlichen in Gedanken und Darstellung von Thaten. Bisjetzt ist noch sehr wenig von den Werken dieser buddhistischen Prakritliteratur gedruckt worden.

Die Literatur in den neuern Sprachen Indiens, sowol den nord- als südindischen, ist unermeßlich, aber sie bietet dem wissenschaftlichen Forscher Europas wenig Ausbeute, da sie fast ganz auf der alten Sanskritliteratur basirt ist und zum größten Theile nur aus Uebersetzungen und Bearbeitungen älterer Werke besteht. (S. Indische Sprachen.) Den ersten Versuch einer allgemeinen «Indischen Literaturgeschichte» gab Weber (Berl. 1852). Speciell die vedische Literaturperiode behandelte M. Müller in seiner «History of the ancient Sanscrit literature» (Lond. 1859). Vgl. Bohlen, «Das alte Indien» (Königsb. 1830); Benfey, «Indien» (in Ersch und Gruber's «Encyklopädie», Sect. 2, Bd. 17); Lassen, «Indische Alterthumskunde» (4 Bde., Bonn 1844—61; Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1867). Bibliogr. Verzeichnisse aller in S. erschienenen Bücher enthalten Gildemeister's «Bibliothecae Sanscritae specimen» (Bonn 1847) und Zenker's «Bibliotheca Orientalis» (Bd. 2, Lpz. 1861); periodische Uebersichten über die neuesten Erscheinungen gibt Trübner's «American and Oriental Literary Record» (Lond. 1865 fg.).

Sansovino, ein ausgezeichneter ital. Bildhauer und Architekt, geb. 1460, hieß eigentlich Andrea Contucci und war aus Sansovino gebürtig. Beim Viehhüten traf ihn ein Florentiner, wie er aus Lehm Thiere formte, die viel Talent verriethen, und brachte ihn zu einem Bildhauer in die Lehre. S. bildete sich sehr schnell zum Bildhauer und Architekten aus, kam in Ruf und erhielt nicht nur von mehrern Städten Italiens, sondern auch vom Papst Julius II. ansehnliche Aufträge. Der König von Portugal berief ihn nach Lissabon und übertrug ihm die Ausführung mehrerer Paläste. Als er nach neun Jahren nach Italien zurückkehrte, erhielt er vom Papst Leo X. den Auftrag, die Casa santa di Loreto mit Sculpturen zu schmücken. Später zog sich S. wieder in seinen Geburtsort zurück, wo er ein Augustinerhospiz gründete und 1529 starb. Sein Schüler Jacopo Tatti, der sich nach ihm ebenfalls Sansovino nannte, geb. zu Florenz, gest. 1570, war besonders für Venedig sehr beschäftigt.

Sanssouci, ein Lustschloß der Könige von Preußen, westlich vor dem Brandenburger Thore der Stadt Potsdam gelegen, welches als Lieblingsaufenthalt Friedrich's d. Gr. Berühmtheit erlangt hat und in neuerer Zeit durch Friedrich Wilhelm IV. mannichfach erweitert und verschönert worden ist. Die ganze Anlage begreift mehrere großartige Bauwerke, Wasserkünste und ausgedehnte Parkanlagen. Letztere werden durch einen fast ½ St. langen Baumgang durchschnitten, der in gerader Linie vom Eingangsportale nach dem Neuen Palais am westl. Ende führt. Das eigentliche Schloß, welches auf der rechten Seite dieser Hauptavenue auf dem Plateau einer in sechs Terrassen aufsteigenden Anhöhe liegt, wurde von Knobelsdorff nach Friedrich's d. Gr. eigenen Ideen 14. April 1745 bis 1. Mai 1747 aufgeführt. Das Hauptgebäude ist 292 F. lang und 49 F. tief, aber nur ein Stock hoch. Auf der Vorderseite der Kuppel ist der Name «Sanssouci» angebracht. Das Gesims wird von 36 kolossalen Karyatiden getragen. Hinterwärts, dem Ruinenberge gegenüber, bilden 44 Paar korinth. Säulen eine halbkreisförmige Colonnade. Vor der Hauptfront führt eine Treppe über die Terrassen nach der mitten in der Hauptavenue aus einem Marmorbecken 117—125 F. aufsteigenden Großen Fontaine (seit Oct.

1842) hinab. Die innere Einrichtung des Schlosses ist zum großen Theile noch dieselbe wie zu den Zeiten Friedrich's d. Gr., der auch hier starb. Nach Osten zu, auf einer etwas tiefern Terrasse, liegt die Bildergalerie, ein langer, prachtvoller Saalbau mit einer Kuppel über der Mitte. In derselben befinden sich noch immer viele ausgezeichnete Gemälde, obwol der Haupttheil ihrer Schätze in das Museum zu Berlin gekommen ist. Vor der Galerie befindet sich ein Garten in holländ. Geschmack, den eine Marmorbalustrade vom eigentlichen Sanssouci-Park und der Muschel- oder Neptunsgrotte trennt. Auf der westl. Seite des Schlosses, ebenfalls etwas tiefer, erhebt sich das Cavalierhaus (Neue Kammern), seit 1771 vor der Hauptfront mit Marmorstatuen geschmückt. Hinter demselben befindet sich die berühmte histor. Windmühle. Auf der andern Seite der Hauptavenue, links unweit des Eingangsportals, erhebt sich die von Persius 1845—48 erbaute Friedenskirche (mit freistehendem Thurme), vor welchem sich der Marlygarten, eine der vielen genialen Schöpfungen Lenné's und des Hofgärtners G. Meyer, ausbreitet. Letztere beiden Gartenkünstler haben besonders unter dem König Friedrich Wilhelm IV. wesentlich zur Verschönerung und Erweiterung der ausgedehnten Parkanlagen beigetragen. In den tiefern Theilen derselben befinden sich, außer verschiedenen Wasserkünsten, vielen schönen Bäumen (im sog. Rehgarten) und mannichfachen Aussichtspunkten, noch das Japanische Haus (Friedrich's II. «Affenkasten»), der Freundschaftstempel mit der Marmorstatue der Markgräfin von Baireuth, Friedrich's Lieblingsschwester, das Mausoleum (sonst Friedrich's Antikentempel) mit Rauch's Wiederholung der liegenden Statue der Königin Luise. Am Westende des Parks erhebt sich das 1763—70 nach dem Hubertusburger Frieden von Manger für 2,880000 Thlr. erbaute Neue Palais, dessen Zimmer viele werthvolle Gemälde und Kunstsachen enthalten. Auf der 176 F. hohen Kuppel halten die drei Grazien eine Krone empor. Der ganze, mit Skulpturen reichgeschmückte Bau hat eine Länge von 680 F. In dem Neuen Schlosse wurde 18. Oct. 1831 der Kronprinz Friedrich Wilhelm geboren, dem es auch seit seiner Vermählung zur Sommerresidenz dient. Hinter dem Palais liegen die durch eine Halbkreiscolonnade verbundenen Communs, die im Sommer dem Lehr-Infanteriebataillon zur Aufnahme dienen. Der kronprinzliche Kindergarten sowie auch die Gartenanlagen vor dem Schlosse wurden vom Hofgärtner Sello eingerichtet. Südöstlich vom Neuen Palais lehnt sich an den Park von S. der von Charlottenhof mit der schönen, von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz bewohnten Villa. Die Gebäude wurden von Persius (nach den Entwürfen Schinkel's) aufgeführt und die Gärten (darunter der schöne Rosengarten) von Sello und Morsch nach Lenné's Plänen angelegt. Westlich von Charlottenhof liegt die Fasanerie (mit dem Hippodrom), welche sich bis zur Eisenbahnstation am Wildpark hinzieht. In letzterm befindet sich seit 1847 auf einem an die höchste Erhebung gelehnten Plateau das von Hesse erbaute Bairische Häuschen. Im Nordwesten wurde der Park von S. schon von Friedrich Wilhelm III. nach dem 1770—72 erbauten Belvedere und dem Drachenhäuschen (Chinesisches Haus) hin erweitert. Friedrich Wilhelm IV. ließ hinter diesen Anlagen noch die röm. Villa bei Lindstedt und jenseit der histor. Mühle auf den ehemaligen Weinbergen auf dem Bornstädter Felde von 1851—63 das großartige, von Stüler im florent. Stil entworfene Orangeriehaus aufführen. Letzteres hat eine Länge von 969 F., einen 91 F. hohen, mit Aussichtsthürmen gekrönten Mittelbau und zwei schöne Eckpavillons. Im Mittelbau (188 F. lang und 143 F. tief) befindet sich der Rafaelsaal, in welchem 49 meist gute Copien der besten Werke des großen Malers aufgestellt sind. Auch sonst enthält der Prachtbau viele Gemälde (von Hildebrandt u. s. w.), Malachitsachen, Marmorwerke und andere Kunstgegenstände. Westlich schließt sich der Paradiesgarten, östlich der Nordische Garten (Pinetum) an das mit prächtigen Teppichgärten geschmückte Plateau des Orangeriehauses an. Hinter letzterm liegt das königl. Chatoullegut Bornstädt mit Amt und Kirche. Auch zum erwähnten Ruinenberge, auf welchem sich das Reservoir für die Wasserkünste im Park zu S. befindet, ziehen sich Anlagen hinan. Das Dampfpumpwerk an der Havel ist von Persius in einem Gebäude, das die Form einer Moschee mit Obelisk hat, aufgestellt worden.

Santa-Anna (Antonio Lopez de), auch Santana, Präsident und Dictator von Mexico, geb. zu Jalapa 10. Juni 1797, trat seit 1821 in den Unabhängigkeitskämpfen als Militärhaupt auf, half 1823 den Kaiser Iturbide stürzen, wandte sich aber dann der föderalistischen Partei zu und zog sich nach einer bedeutenden Niederlage 1823 auf sein Landgut bei Jalapa zurück. Erst 1828 mischte er sich wieder als Vorkämpfer für Guerrero in die öffentlichen Angelegenheiten, der ihn 1829 zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber des Heeres ernannte. Als Bustamente 1830 zur Gewalt gelangt, empörte sich S. im Jan. 1832, erklärte sich für Pedrazza und besiegte im Oct.

das Heer der Regierung, worauf Pedrazza die Präsidentenwürde erhielt. Bei der neuen Wahl im März 1833 wurde S. zu Pedrazza's Nachfolger erwählt. Als Präsident zwischen den Parteien schwankend, ermuthigte er die aristokratische und klerikale Reaction, sodaß die Volkspartei Aufstände erregte, die im Herbste 1833 niedergeworfen wurden. Das Gerücht, S. strebe nach der Kaiserkrone, erregte indessen neue Empörungen, und im März 1835 erhoben sich vier Provinzen und erließen zu Texca eine Proclamation gegen seine Regierung. Die antiklerikale Partei der Reformen von Zacatecas wurde aber ebenfalls besiegt, und S. sah nun sein Ziel erreicht, indem er zum Dictator ernannt wurde. Allein seine Herrschaft fand bald neuen Widerstand. Die Unzufriedenen sammelten sich in Texas, und gegen Ende 1835 begann der Krieg mit den Texanern, in welchem S. 21. April 1836 geschlagen und sogar gefangen ward. Nachdem er 1837 wieder freigelassen worden, nahm er theil an der Vertheidigung von Veracruz gegen die Franzosen (Dec. 1838), wobei er ein Bein verlor. Nach mancherlei Wechselfällen 1841 wieder zum Präsidenten ernannt, schaltete er ziemlich unbeschränkt bis 1845, wo eine neue Revolution ihn stürzte und in die Verbannung nach Havana auf Cuba führte. Die innern Wirren und der Krieg mit den Vereinigten Staaten lenkten jedoch die Augen wieder auf ihn, und so gelang es seiner Partei, den Präsidenten Paredes 4. Aug. 1846 zu stürzen und S. wieder zurückzurufen. Er erschien, erklärte sich zu Gunsten des Föderalismus, übernahm von der provisorischen Regierung unter Sales die Stelle eines Generalissimus und ward, obgleich 22. und 23. Febr. 1847 bei Buenavista vom General Taylor gänzlich geschlagen, zum Präsidenten der Republik gewählt. Nach einer abermaligen schweren Niederlage, die er 18. April 1847 bei Cerro-Gordo durch General Scott erlitt, ließ er sich, um der Friedenspartei zu begegnen, zum Dictator ernennen. Allein 19. und 20. Aug. unterlag er in den Schlachten bei Contreras und Cherubusco aufs neue, sodaß er Waffenstillstand schließen und Friedensunterhandlungen eingehen mußte. Dadurch wurde aber seine Stellung der von ihm bisher vertretenen Kriegspartei gegenüber höchst schwierig, und als 15. Sept. 1847 die mexic. Hauptstadt von Scott erstürmt worden, entfloh er nach Jamaica. Die fortdauernden heftigen Kämpfe der progressiven Volkspartei gegen die absolutistische Kirchenpartei gaben aber der letztern 1853 Gelegenheit, den von ihr gewonnenen S. wieder zurückzurufen. S. stieg 1. April in Veracruz ans Land, hielt einen feierlichen Einzug in die Hauptstadt und begann nun als Dictator mit großer Entschiedenheit eine neue Ordnung herzustellen. Er reorganisirte das Heer und die Milizen, erzwang die Ruhe durch Standrecht, reformirte die Justiz und entzog der indian. Bevölkerung die polit. Rechte. Auch suspendirte er die einzelnen Staatsregierungen bis zur Revision der Verfassung und setzte neue Gouverneure ein, die zugleich an der Spitze der Militärmacht standen. Allmählich wußte er alles zu beseitigen, was an die alte Föderativverfassung erinnerte, selbst die Namen der einzelnen Staaten, die er als Departements bezeichnete. Die wiederholten Empörungen der Föderalisten unterdrückte S. durch abschreckende Strenge und arbeitete im Bunde mit den Häuptern der klerikalen Faction auf die Herstellung einer Monarchie hin. Im Nov. 1853 ließ er durch die von seiner Partei beherrschten Städte Guadalaxara, Guanajuata und Veracruz die Erklärung abgeben, daß eine einjährige Dictatur zur Ordnung der zerrütteten Verhältnisse nicht genüge, womit die Aufforderung an ihn verbunden war, die unumschränkte Gewalt lebenslänglich zu behalten mit dem Titel «Durchlauchtige Hoheit» und mit dem Rechte, seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Dieser erste Schritt zur Wiedererrichtung der Monarchie rief jedoch seit Febr. 1854 die republikanische und antiklerikale Partei in allen Theilen des Landes zum Aufstande. Dieselbe organisirte sich durch den sog. «Plan von Ayutla» und stürzte nach zweijährigem Kampfe den S., welcher 1855 abermals aus dem Lande flüchtete und sich nach der westind. Insel St.-Thomas zurückzog. Da die republikanische Partei in Mexico immer festern Boden gewann, so verhielt sich S. im Auslande ruhig, bis jene Partei durch die franz. Invasion und durch Errichtung des Maximilianischen Kaiserthums 1863 gestürzt wurde. Er erkannte dann das Kaiserthum an und wurde auch von Maximilian zur Rückkehr eingeladen und mit der Würde eines kaiserl. Reichsmarschalls bekleidet. Demnach begab er sich im Frühjahre 1865 nach Veracruz und bereitete sich dort zur Reise nach der Hauptstadt vor, sah sich aber schon nach wenig Tagen abermals aus dem Lande gewiesen, weil er eine zweideutige Proclamation an die Mexicaner erlassen hatte und der commandirende franz. General dem ränkevollen Mann nicht traute. S. kehrte nach St.-Thomas zurück und veröffentlichte bald darauf ein Manifest, in welchem er sich vom Kaiserthum lossagte und wieder für die kämpfende Republik auftrat. 1866 begab er sich nach Washington, um dem Gesandten der Republik Mexico seine Dienste anzubieten und eventuell mit der Regierung der Vereinigten Staaten Verbindungen

zu polit. Zwecken anzuknüpfen. Von beiden Theilen wurde er jedoch als ganz vertrauensunwürdig abgewiesen. S. lebte dann eine Zeit lang in der Nähe von Neuyork und suchte auf eigene Hand in Mexico durch Agenten für sich Anhänger zu werben. Als sich das Kaiserthum zu Ende neigte, begab er sich im Mai 1867 abermals nach Veracruz mit der Absicht, die dortige kaiserl. Garnison und sodann auch die republikanische Garnison der nahegelegenen Hafenstadt Tampico für sich zu gewinnen. Er erwartete, daß dann das ganze Heer ihm zufallen und ihn an die Spitze der Regierung stellen würde. Bei seiner Ankunft vor Veracruz stand die Garnison mit den belagernden Republikanern in Unterhandlungen wegen der Uebergabe des Platzes. Da seine Dazwischenkunft störte, er auch unter dem falschen Vorwande auftrat, daß er in Uebereinstimmung und mit Unterstützung des Gouvernements der Vereinigten Staaten handle, so wurde er vom Kapitän des im Hafen liegenden amerik. Kriegsschiffs verhaftet und beordert, sofort nach Havana zurückzusegeln. Er fuhr aber nach dem mexic. Hafen Sisal im Staate Yucatan, wurde jedoch von dem republikanischen Commandanten von Sisal 11. Juni 1867 gefangen genommen und dem Präsidenten Juarez zur weitern Verfügung überliefert. S. wurde nach Campeche, von da nach dem Fort San-Juan d'Ulloa gebracht und sollte von Juarez vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

Santa-Catharina, Provinz in Südbrasilien, nördlich von der Provinz San-Pedro do Rio-Grande und südlich von der Provinz Paraná, wird von den beiden ziemlich großen Inseln São-Francisco (s. d.) und Sta.-Catharina nebst zahlreichen kleinern Inseln und dem gegenüberliegenden Festlande in einer Ausdehnung von nahezu 5000 Q.-M. gebildet; früher war mit ihr die jetzige Provinz Paraná vereinigt. Das Festland der Provinz wird von Norden nach Süden von der Serra-Geral durchschnitten. Die Serra bildet eine Wasserscheide, von deren westl. Abdachung die Gewässer zum Stromgebiete des La-Plata gehören. Die Flüsse der östlichen, unter denen der Rio-Itajahy der beträchtlichste ist, ergießen sich nach verhältnißmäßig kurzem Verlaufe in den Atlantischen Ocean. Das Hochland westlich von der Serra ist vorzüglich zur Viehzucht geeignet; auf demselben liegt die Stadt Lages mit 6500 E. Die Westabdachung der Serra bis an das Meer bietet der Agricultur ausgezeichnet fruchtbare Ländereien. Die Provinz erzeugt tropische und subtropische Gewächse, ist aber auch für den Anbau europ. Culturgewächse vollkommen geeignet. 1866 zählte die Provinz 114600 E. Nach dem Finanzausweise von 1863/64 belief sich der Gesammtexport der Provinz in jenem Jahre auf 1,247706 Milreïs (Mais, Reis, Mandiocamehl, Bohnen, Erdnüsse, Stärke, Zucker, Kaffee, Früchte, Eier, Butter, Häute, Hörner, Hölzer, Cigarren u. s. w.), der Import beträgt durchschnittlich 1,400000—1,800000 Milreïs. Die Provinz verdankt ihren Aufschwung in neuerer Zeit vorzüglich der europ., besonders deutschen Colonisation. Die bedeutendsten dieser Ansiedelungen sind: Dona-Francisca (s. São-Francisco); Blumenau (s. d.) seit 1850, mit 2500 E. (1864); die Belgische Colonie, seit 1844, mit 220 E. (1860); die alte deutsche Colonie, seit 1827, mit 320 E. (1860); die Colonie am kleinen Itajahy, seit 1860, mit 940 E. (1864); die Colonie Sta.-Isabel, seit 1841, mit 300 E. (1861), und daneben die neue Colonie, seit 1860 mit 33 Familien gegründet; die Colonie Theresopoli, seit 1860, mit 1500 E. (1865); dann die 1827 mit 146 Familien gegründete Colonie São-Pedro d'Alcantara, die seit 1844 ein eigenes Kirchspiel bildet und gegenwärtig meist wohlhabende Bewohner, Abkömmlinge jener Colonisten, zählt. Außerdem befinden sich noch in Bargem-Grande, am Rio-Biguassú und am Rio da Tejucas unbedeutende europ. Ansiedelungen. — Die Insel S. liegt durch einen, an der schmalsten Stelle nur 175 Klafter breiten Kanal vom Festlande getrennt. Sie ist ziemlich gebirgig, hat einige kleine Flüßchen und drei mehr oder weniger sumpfige Seen. Mehrere kleinere Inseln, besonders nördlich von der Hauptinsel, sind befestigt, was aber nicht verhinderte, daß S. 1777 von den Spaniern eingenommen und über ein Jahr besetzt gehalten wurde. Das Klima ist, mit Ausnahme einiger niedrig gelegenen Punkte, außerordentlich gesund. Der Boden war einst sehr fruchtbar, ist jetzt aber ausgebaut. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 19900 Seelen (1860), darunter 3597 Sklaven; die der Feuerstellen auf 3714. Die Hauptstadt der Insel und der ganzen Provinz ist Nostra-Senhora de Desterro am westl. Ufer der Insel, mit 9000 E. und einem vorzüglichen Hafen, von dem aus der Haupthandel der Provinz nach den übrigen Theilen des Reichs vermittelt wird.

Santa-Fé de Bogotá, s. Bogotá.

Santa-Maura, s. Leukadia.

Santandér, die Hauptstadt (Ciudad) einer gleichnamigen span. Provinz in Altcastilien (99,3 Q.-M. mit 230396 E. Ende 1864) an der Südküste des Biscayischen Meerbusens, liegt

reizend auf einer Halbinsel am Eingange einer imposanten, von einem malerischen Gebirgskreise umgebenen Ria oder Bai, im Schos eines rebenreichen, von freundlichen Caserios und Gartenhäusern bedeckten Hügellandes. Die reiche und seit einigen Jahrzehnten rasch aufblühende Stadt wird durch eine 30,46 M. lange Eisenbahn (Venta de Baños-Santandér) mit dem centralen Bahnnetz verbunden, ist ein Hafen- und Handelsplatz ersten Ranges, der wichtigste an der ganzen Nordküste Spaniens, auch Sitz eines Bischofs, und zählt (Ende 1860) 30202 E. Obschon von hohem Alter, hat sie ein modernes Ansehen und ist gut gebaut. Sie besitzt mehrere Kirchen, zwei Klöster, ein Findelhaus, ein Barmherzigkeitsstift, ein vortrefflich eingerichtetes Instituto für den höhern Unterricht, eine Zeichen-, eine Handels- und eine Schiffahrtsschule, ein Theater, zwei schöne Badehäuser, gute Gasthöfe und Cafés, literarische Cirkel u. s. w. Der Hafen ist geräumig, den größten Seeschiffen zugänglich und sehr sicher. Sehenswerth ist das Castell San-Felice und der $^3/_4$ Legua entfernte Leuchtthurm am Cabo-Mayor. Es bestehen zu S. eine Bank, eine Handelskammer und eine Menge Fabriken, unter anderm eine königl. Cigarrenfabrik, große Bierbrauereien, Dampfmühlen, Wollspinnereien, Papierfabriken und in der Nähe große Eisengießereien, Schiffswerfte und Schiffbaustätten. Alljährlich entstehen neue großartige industrielle Etablissements. Im Sommer ist S. auch ein sehr besuchtes Seebad, und in den herrlichen Waldthälern der Umgebung befinden sich sieben warme Mineralquellen. Der Hafen steht durch Dampfschiffslinien mit den übrigen Seeplätzen der Pyrenäischen Halbinsel, mit dem Auslande und mit Amerika in regelmäßiger Verbindung. Von 1848—57 steigerte sich die Schiffsbewegung von 1808 Schiffen mit 122595 Tonnen auf 2825 Schiffe mit 319983 Tonnen. 1864 kamen an 412 Dampfer von 58829 Tonnen, 994 Segelschiffe von 83273 Tonnen. Die Einfuhr betrug 12,607247, die Ausfuhr 2,906260 Thlr. Von letzterer Summe kamen allein auf die Exporte (meist Mehl) nach Cuba und Portorico 2,543089 Thlr.

Santarém, Stadt (Ciudad) und wichtiger Handelsplatz in Portugal, Hauptort des Districts S., der das östl. Drittel von Estremadura einnimmt und Ende 1863 auf 109,13 Q.-M. 200679 E. zählte, liegt auf einem Hügel am rechten Ufer des Tejo, 10,8 M. im Nordnordosten von Lissabon, mit welchem es durch eine Eisenbahn (die älteste in Portugal) sowie durch regelmäßige Dampfschiffahrt in Verbindung steht. Die Stadt, Sitz eines Bischofs, ist von alten Mauern und Thürmen umgeben, wird außerdem durch eine alte maurische Citadelle (Alcaçaba) vertheidigt und hat stattliche Gebäude, 13 Kirchen, 12 ehemalige Klöster sowie das erste geistliche Seminar im Königreich und zählt 7820 E. Die fruchtbare und gutangebaute, aber den Ueberflutungen des Tejo sehr ausgesetzte Umgebung liefert Orangen und namentlich Oel im Ueberfluß. Im Mittelalter war S. die Residenz maurischer Könige, Schantar genannt, denen es 1146 entrissen wurde. Besonders denkwürdig wurde die Stadt durch die schweren Niederlagen, welche vor ihren Mauern die Almohaden 1071 und 1184 erlitten. In der neuern Kriegsgeschichte ist die Stadt durch die feste Stellung Dom Miguel's berühmt, der hier in den Gefechten vom 30. Jan. 1834 an der Brücke Asseca in Vortheil blieb, aber 16. Febr. bei Almoster von Saldanha geschlagen wurde und 16. Mai in der nach der Stadt benannten Entscheidungsschlacht den Generalen Napier und Villaflor völlig unterlag, sodaß er 26. Mai die Capitulation von Evora unterzeichnen mußte.

Santerre (Antoine Josephe), General der Französischen Revolution, wurde 16. März 1752 zu Paris geboren. Beim Ausbruche der Revolution war er Besitzer einer großen Bierbrauerei in der Vorstadt St.-Antoine und stand seines ausgedehnten Geschäfts, seines Reichthums und seiner Rechtschaffenheit wegen in großer Achtung. Bei Errichtung der Nationalgarde 1789 wählte man ihn deshalb zum Anführer eines Bataillons. In dieser Eigenschaft betheiligte er sich bei Erstürmung der Bastille und den Vorgängen auf dem Marsfelde. Als eifriger Revolutionsmann und Jakobiner hatte er auf die Ereignisse vom 20. Juni und 10. Aug. 1792 großen Einfluß. Der revolutionäre Gemeinderath ernannte ihn hierauf zu einem der Generalcommandanten der Nationalgarde, und als solcher vermochte er viele dem Blutbade entronnene Schweizer zu retten. Marat und die übrigen Anstifter der Septembergreuel suchten ihn darum zu entfernen, indem er schon 31. Aug. zur Abhaltung einer Revue nach Versailles geschickt wurde, von der er erst 4. Sept. zurückkehrte. Er erhielt hierauf den Titel eines Divisionsgenerals und mußte die militärischen Vorkehrungen während des Processes und der Hinrichtung Ludwig's XVI. treffen. Um seinen militärischen Titel zu rechtfertigen, erhielt er das Commando eines neuerrichteten Corps von 20000 Mann, das gegen die Vendéer marschirte. Die Zuchtlosigkeit der Soldaten und seine Ungeschicklichkeit verhinderten ihn an jedem Erfolge. Dennoch beschloß er einen allgemeinen Angriff, wurde aber 18. Sept. 1793 bei Coron unweit Chollet von den Insurgenten gänzlich

geschlagen. Der Wohlfahrtsausschuß rief ihn zurück und ließ ihn als Freund und Anhänger des Herzogs von Orléans ins Gefängniß werfen, das er erst nach dem Sturze Robespierre's verließ. Seitdem trat er ins Privatleben zurück. Bonaparte, der ihm noch Einfluß auf die Bevölkerung von St.-Antoine zutraute, suchte ihn nach dem 18. Brumaire zu gewinnen. S. war damals immer noch reich, verlor jedoch sein Vermögen gänzlich durch unglückliche Unternehmungen. Er starb 6. Febr. 1809.

Santi (Rafael), s. Rafael Santi.

Santiago oder San-Jago, die Hauptstadt der südamerik. Republik Chile und der Provinz S. (436,13 Q.-M., nach andern 339 Q.-M., mit 341683 E. im April 1865), Sitz der Regierung und des Congresses sowie des Erzbischofs, liegt 13 M. vom Meere und 1722 F. über demselben auf einem sanft von Osten gegen Westen geneigten Terrain am Rio-Mapocho und ist seit 1863 durch die großartige (der Semmeringbahn ebenbürtige), 24,8 M. lange Eisenbahn mit der Hafenstadt Valparaiso im Nordwesten und jetzt auch durch die über San-Fernando, Curico und Talca führende Südbahn mit den Südprovinzen sowie durch gute Chausseen mit den benachbarten Orten in Verbindung gesetzt. Die Stadt wurde 24. Febr. 1541 von Pedro de Valdivia gegründet, ist ganz regelmäßig angelegt, mit breiten, sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen, die in der Mitte Kanäle fließenden Wassers, auch Gasbeleuchtung haben. Die meisten Häuser sind einstöckig aus Adobes (Luftziegeln) aufgeführt, aber geräumig, und im ganzen ist S., im Vergleich mit andern span.-amerik. Hauptstädten, noch eine unansehnliche Stadt mit nur wenigen großartigen öffentlichen Gebäuden. Unter den 20 Kirchen ist die am Hauptplatz (Plaza de la independencia) gelegene Kathedrale die bedeutendste. Vor etwa 100 Jahren begonnen, aber noch nicht vollendet, ist sie aus Trachyt nach dem Muster der St.-Johanniskirche zu Rom erbaut und enthält viele Reliquien und Ornamente, auch eine in England gefertigte ausgezeichnete Orgel. Die ehemalige schöne Jesuitenkirche La Compania wurde 8. Dec. 1863 durch einen Brand am Feste der Purissima eingeäschert, wobei an 1000 Menschen, meist Frauen und Kinder, umkamen. Sehr reich und geschmackvoll verziert ist die renovirte Kirche der Nonnen von Sta.-Clara. Das schönste unter den Staatsgebäuden ist das unter dem Generalkapitän O'Higgins für fast 1 Mill. Pesos im dorischen Stil aufgeführte, sehr ausgedehnte Münzgebäude, das den Raum eines großen Häuserquadrats einnimmt und die Wohnung des Präsidenten, verschiedene Ministerien und deren Bureaux u. s. w. enthält. Großartig ist auch das neuerrichtete Gebäude des Instituto von Chile. S. hat mehrere Marktplätze, von denen der Hauptmarkt (Plaza de Abastos) von bedeckten Markthallen umgeben ist, sowie drei hübsche Promenaden. Jenseit und auf der Nordseite des Mapocho liegt die ausgedehnte Vorstadt La-Chimba, die mehrere große Klöster und den schönen Kirchhof El-Panteon enthält. Die Bevölkerung, deren Zahl 1830—65 von 67503 auf 115377 gestiegen, besteht fast ganz aus Weißen, span. Creolen, wozu viele Franzosen, Deutsche, Engländer, Italiener, Argentiner und Nordamerikaner, meist Kaufleute und Industrielle, kommen. Die große Masse bilden Lohnarbeiter, Kleinhändler und Handwerker. Den Großhandel betreiben überwiegend die Fremden. Doch ist S. weniger eine Handels- als Beamtenstadt und, als Vereinigungspunkt der Gelehrten, Künstler und großen Gutsbesitzer der Republik, vor allen andern Städten des span. Amerika eine Stadt der Intelligenz. Auch die Fabrikthätigkeit hat sich hier noch nicht entwickelt, und nur die Goldschmiedarbeiten, Gerberei und Sattlerei sind von einiger Bedeutung. Die gewöhnlichsten Handwerkserzeugnisse, namentlich Kleidungsstücke und Schuhzeug, werden in großer Masse vom Auslande eingeführt. Durch seine Anstalten für Wissenschaft und Kunst zeichnet sich S. vor allen Städten Süd- und Mittelamerikas aus, und nur wenige in der nordamerik. Union können sich hierin mit ihm messen. Großartig ist vor allem das 1813 gegründete und seitdem fortwährend erweiterte Instituto-Nacional, das aus drei Sectionen besteht. Die erste umfaßt das Gymnasium mit den Abtheilungen für Humaniora und mathem. Disciplinen (1862 mit 825 Schülern). Die zweite Section bildet die Universität von Chile, 1842 an Stelle der 1783 gestifteten Universität von San-Felipe gegründet, mit 5 Facultäten, 25 Professoren (zum Theil deutsche und franz. Gelehrte ersten Ranges) und etwa 400 Studenten. Die Universität ist zugleich mit der Direction des nationalen Volksschulwesens sowie mit der Inspection aller höhern Erziehungsinstitute betraut und hat sich durch die seit 1844 von ihr herausgegebene Zeitschrift («Anales de la Universitad de Chile») vortheilhaft bekannt gemacht. Die dritte Section ist den schönen Künsten gewidmet und zerfällt in die drei Klassen für Zeichnen und Malerei, Sculptur, Architektur. Die Sternwarte (unter 33° 26′ 25″ südl. Br. und 70° 43′ 15″ westl. L. von Greenwich) liegt auf einem 180 F. hohen isolirten Porphyrkegel und ist mit vortrefflichen Instrumenten

ausgestattet. Dieselbe wurde vom Professor Gerling in Marburg gegründet, dessen Schüler, Professor Karl Moesta, gegenwärtig Director ist. Ferner besitzt die Stadt drei höhere Schulen oder Colegios (1862 mit 68 Professoren und 1430 Zöglingen), von denen eins mit dem Instituto-Nacional verbunden, ein anderes erzbischöfl. Seminar ist. Außerdem bestehen eine Zeichen- und eine Musikschule, ein musikalisches Conservatorium, eine Kunst- und Gewerbeschule, eine Maleralademie, eine Militärakademie, eine Ackerbauschule mit Thierarzneischule, ein Hebammeninstitut, ein Findelhaus, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, mehrere gute Privatinstitute, einige Kloster- und zahlreiche öffentliche Elementarschulen. In S. befindet sich das statistische Centralbureau für Chile, welches seit 1860 ein «Anuario estadistico» herausgibt. An öffentlichen Sammlungen sind hervorzuheben die Nationalbibliothek, welcher die Bibliothek des Dominicanerklosters de Recoleta nicht nachstehen soll, das naturhistor. Nationalmuseum unter Leitung des deutschen Professors R. A. Philippi. Die Stadt hat zahlreiche und bedeutende Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art. Von öffentlichen Vergnügungsanstalten sind zu erwähnen drei Theater und ein Circus für Hahnengefechte. Sein Trinkwasser erhält S. größtentheils aus dem Rio-Mapocho. Das Klima ist trocken und großen Temperaturwechseln ausgesetzt, die mittlere Jahrestemperatur 12,68° R. Die Umgebungen sind schön, voller Baumgruppen, Gärten und Weinberge, dabei fruchtbar und gut angebaut.

Santiago de Cuba, im Lande selbst gemeinhin Cuba genannt, die Hauptstadt des östl. Departements der span. Insel Cuba in Westindien, der Haupthandelshafen der ganzen Südküste, Sitz eines Gouverneurs und eines Erzbischofs, an der Mündung des Rio-Yarayó, östlich an einer herrlichen, von majestätischen Waldbergen umschlossenen Bai weithin ausgebreitet, im obern Theile mit dem Marsfelde 157 F. über dem Meeresspiegel gelegen und gesund, im untern Theile während der nassen Jahreszeit Fiebern unterworfen, hat wegen der häufigen Erdbeben nur einstöckige, flachgedeckte Häuser, die, mit ihren Galerien und Veranden in üppiger Vegetation über- und nebeneinander gruppirt, einen überraschenden Anblick darbieten. An der Plaza de Armas erheben sich die Kathedrale vom gewöhnlichsten Stil und andere ausgedehnte Gebäude. Die Stadt hat acht Kirchen, zahlreiche Klöster und Armenhäuser, ein Waisenhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten, Gefängnisse, Kasernen, drei Brücken, ein ziemlich ansehnliches Theater, 20 Elementarschulen, zwei Druckereien, eine philharmonische und eine patriotische Gesellschaft. Sie zählte 1861: 36752 E., während sie 1841 nur 24753 hatte, darunter 9326 Weiße, 7492 Farbige und 7935 Sklaven. Durch Erdbeben hat S. wiederholt (z. B. 20. Aug. und 26. Nov. 1852) große Verluste erlitten. Der Hafen ist durch die Berge geschützt, für die größten Schiffe tief genug und durch zwei Castelle vertheidigt, hat aber eine enge und schwierige Einfahrt. Die Hauptausfuhrartikel sind Taback, Kaffee, Zucker und Kupfererz. Letzteres kommt aus den im Nordwesten in einer wilden, bis 6522 F. hohen Gebirgsgegend gelegenen Minen von El-Cobre, wohin eine 1,9 M. lange und kostspielige Eisenbahn führt. El-Cobre ist außerdem bekannt als Wallfahrtsort mit wunderthätigem Madonnenbild. Die Kupferminen jenes Gebirgs veranlaßten Velasquez 1514 an der Bai einen Hafen zur Ausfuhr des Metalls zu gründen. Erst 1522 wurde die Stadt S. an ihre jetzige Stelle verlegt, zugleich zur Hauptstadt der Insel und 28. April 1523 zum Bischofssitz erhoben. Darauf wechselte S. mit der 13 M. im Westnordwesten gelegenen und (1861) 7411 E. zählenden Stadt Bayamo als Regierungssitz, bis 1607 die Insel in zwei Provinzen mit den Hauptstädten Havana und Cuba getheilt und erstere zur Residenz des Generalkapitäns erhoben wurde.

Santillana (Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von), als Krieger, Staatsmann, Gelehrter und Dichter gleich berühmt, wurde 19. Aug. 1398 zu Carrion de los Condes geboren. Schon früh verlor er Vater und Mutter. Der König Heinrich III. von Castilien ernannte daher den Gemahl seiner Vaterschwester, Don Alonso Enriquez, zu seinem Vormund, in dessen Haus er bis zum 16. J. blieb. Nachdem er sich 1418 mit Doña Catalina de Figueroa vermählt hatte, erhielt er in dem Kriege gegen die Aragonier den Oberbefehl über 300 Reiter und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit so sehr aus, daß ihm der König die Stadt Junquera verlieh. Auch in den Kriegen gegen die Mauren von Granada 1431 und 1438 bewies er sich ebenso sehr als muthigen Vorkämpfer wie als erfahrenen Feldherrn, und zum Lohne dieser Verdienste und seiner geschickten Vermittelung, durch die Johann II. aus der Gewalt des Königs von Navarra befreit wurde, erhielt er die Markgrafschaft Santillana, die er sich jedoch erst erobern mußte. Erst nachdem er dies bewerkstelligt und zu der Besiegung des Königs von Navarra in der Schlacht von Olmedo 1445 wesentlich beigetragen, wurde er förmlich zum Marques von S. ernannt und erhielt den damals noch seltenen Titel Don. 1446 eroberte er die Stadt

Torrija. 1452 trat auch er der Verschwörung der castil. Großen bei, um den Günstling Alvaro de Luna zu stürzen. In noch größere Gunst kam er bei Johann's Nachfolger, König Heinrich IV. S. starb 25. März 1458 in Guadalaxara. Von seinen zahlreichen Werken sind zu erwähnen: «Los proverbios», ein didaktisches Gedicht zum Unterricht des nachmaligen Heinrich IV.; «Bias contra fortuna», ein moralisirender Dialog; «Refranes que dicen las viejas tras el huego», die älteste span. Sprichwörtersammlung; die berühmte «Comedieta de Ponza», ein allegorisches Gedicht in dantesker Manier, das man seines Titels wegen mit Unrecht unter die Anfänge des span. Dramas zählte. S. gehört unter die in der ältesten Geschichte der span. Nationalliteratur epochemachenden Männer. Er hat vorzüglich beigetragen, die castil. Kunstdichtung theils nach dem Muster der spätern provenzal.-catalon. Hofpoesie, theils nach der classisch-gelehrten italienischen umzugestalten, und war unstreitig eine der ersten Zierden an dem poetischen Hofe Johann's II. Obschon seine Gedichte an den Zeitübeln, pedantischer Gelehrsamkeit und vorherrschend didaktischer Richtung, leiden, so zeugen sie doch von wahrhaft poetischen Anlagen, echtem Nationalgefühl und großer Gewandtheit in Sprache und Ausdruck. Unter den mehr volksthümlichen sind namentlich die «Serranillas» von bezaubernder Anmuth, wie z. B. die reizende «Moza tan fermosa». S.'s «Obras» gab mit Einleitungen und Commentaren Amador de los Rios (Madr. 1852) heraus.

Säntis oder Sentis, auch der Hohe Säntis genannt, der nordöstlichste Gebirgsstock der Schweizer Alpen, im Canton und im Südwesten von Appenzell, bietet auf der äußersten Spitze seiner Felspyramide, einer wenige Quadratklafter großen, kahlen Fläche von 7709 F. absoluter Höhe, die von guten Steigern in 6—7 St. erreicht wird, ein überraschendes Panorama dar. Man überschaut den Bodensee und das Rheinthal, das schwäb. Oberland bis zur Rauhen Alp, erblickt den Rigi, Pilatus, Titlis, Tödi, die Berner Alpen, den Galenstock der St.-Gotthardgruppe, die Graubündtener Alpen, die Tiroler und Vorarlberger Berge. Zum Hinabweg gegen Süden nach Wildhaus braucht man bei sicherm Tritt nur 3 St.

Santolina, Name einer zu den Compositen, Abtheilung der Corymbiferen gehörenden Gattung von Halbsträuchern, welche sich durch kleine ausdauernde, bald grüne, bald grau- bis weißfilzige, gedrängt stehende, nadel- oder schuppenförmige, oft in vier Reihen geordnete Blätter und durch kleine, halbkugelige oder eiförmige, einzeln am Ende der aufrechten, meist gleichhohen Zweige stehende Blütenkörbchen mit dachziegelschuppiger Hülle und gelben Blüten auszeichnen, und der Gattung Achillea (Schafgarbe) zunächst stehen. Die Blütenkörbchen haben einen ganz kurzen Strahl, die zusammengedrückt-vierkantigen Früchte keinen Pappus. Fast alle Arten gehören der Flora der Mediterranländer an. Die bekannteste ist das sog. Cypressenkraut (S. Chamaecyparissus L.), ein kleiner, immergrüner Strauch mit vierzeiligen, fleischigen, kahlen Schuppenblättchen, welche so klein sind, daß die Aestchen wie mit vier Reihen von grünen Zähnen besetzt erscheinen. Diese wohlriechend-aromatische Pflanze wird bei uns als Topfgewächs und auch im Freien allgemein cultivirt und steht namentlich bei den Landleuten wegen ihres Aroms und ihrer angeblichen Heilkraft in Achtung. Das bitter und gewürzhaft schmeckende Kraut (Herba Santolinae oder Abrotani montani) ist als magenstärkendes Mittel auch officinell.

Santorin oder Thera, die südlichste Insel der zu Griechenland gehörigen Cykladen, ist kaum 2 Q.-M. groß und bildet mit Amorgo und einigen andern Nachbarinseln die Eparchie Thera. Mit ihrem vulkanischen Boden ist sie eine der merkwürdigsten Inseln der Erdoberfläche. Ihre sichelförmig eingebuchtete Westküste steigt 1000 F. hoch steil empor, ihr höchster Berg, der St.-Elias, der auf seiner Spitze ein Kloster trägt, erhebt sich 1887 engl. F. Ihr westlich gegenüber liegen die Inselchen Therasia und Aspronisi, mit denen sie geologisch ein Ganzes bildet: einen mit über 200 Faden tiefem Wasser ausgefüllten Krater. Die Versuche der Natur, in der Mitte dieses Kraters einen Vulkan zu bilden, haben, soweit Geschichte und Tradition reicht, nicht aufgehört. Im J. 237 v. Chr. fand die vulkanische Trennung Therasias von Thera statt. Um 197 v. Chr. erhob sich in dieser Mitte das Eiland Hiera, jetzt Paläa-Kaimeni (die Alte Verbrannte) genannt, und wahrscheinlich später noch mehrere Felsen in der Nähe. Es geschah dies unter heftigen Erdbeben und andern vulkanischen Erscheinungen, wie Eusebius, Strabo, Justinus und Plutarch berichten. 1427 erhielt dieses Inselchen eine neue Vergrößerung, und 1573 bildete sich das Eiland Mikra-Kaimeni (die Kleine Verbrannte), nordöstlich von Paläa-Kaimeni, und endlich 1707—9 zwischen beiden die Insel Nea-Kaimeni (Neue Verbrannte), bei welcher seit dem Jan. 1866 abermals heftige vulkanische Eruptionen und Neubildungen kleiner Inseln stattfinden. Am südöstl. Ufer hat sich der Georgvulkan erhoben; am südwestlichen entstand aus aufquellenden Lavamassen die später mit Nea-Kaimeni

verbundene Insel Aphroessa nebst andern Inselchen. Die Untersuchungen vieler Geologen an Ort und Stelle sind der Buch'schen Theorie der Erhebungskrater, von denen gerade S. das schönste und schlagendste Beispiel sein sollte, nicht günstig. Nirgends sieht man auf der Insel fließendes Wasser, dagegen überall Cisternen. Die Küsten sind größtentheils fast unzugänglich, ihre ausgeglühten Lava- und Aschenmassen vegetationslos. Landeinwärts, wo die vulkanischen Massen verwittert, ist der Boden sehr fruchtbar an Gerste, Baumwolle, Südfrüchten und vorzüglichen Weinen. Berühmt ist der weiße und rothe Vino Santo (süß mit bitterlichem Nachgeschmack), der am häufigsten nach Odessa ausgeführt wird, wofür man Getreide zurückbringt. Auch Puzzolanerde kommt zur Ausfuhr. Ueberall sieht man Trümmer aus dem Alterthume; am bedeutendsten sind die von Oa, ein Theil der Stadtmauer, Säulenreste, Gräber, Inschriften. Die Einwohner, etwa 22000 an der Zahl, welche theils griechisch-, theils römisch-katholisch sind und für jede Confession einen eigenen Bischof haben, sind thätig, mäßig und besitzen viele Freiheiten. Man zählt 5 Flecken und etwa 50 Dörfer, die wie Schwalbennester an die Felsen gebaut und deren Häuser übereinander terrassirt sind. Der Hauptort ist Thera an der Westküste, mit einem Hafen und vielen Weinkellern. Erst 1537 wurde den Venetianern die Insel durch Khair-ed-din Barbarossa entrissen und von den Türken Degirmenlik genannt. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meeres» (1840); Landgrebe, «Naturgeschichte der Vulkane» (Gotha 1855); Petermann in den «Mittheilungen» (Jahrg. 1866); Fritsch, Reiß und Stübel, «Santorin» (Heidelb. 1867).

São-Francisco, Insel, zum nördl. Theile der brasilian. Provinz Santa-Catharina (s. d.) gehörig, hat für Schiffe von nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ Faden Tiefgang einen sichern Hafen an ihrem nordwestl. Ufer bei dem Städtchen Nostra-Senhora da Graça, bekannt unter dem Namen São-Francisco. Die Insel ist von etwa 8000 E. bevölkert und hat ein gesundes Klima und fruchtbaren Boden. S. hat erst durch die Gründung der Colonie Dona-Francisca 1850 am gegenüberliegenden Festlande an Bedeutung gewonnen. Diese Colonie, vom hamburger Colonisationsvereine auf den von der brasilian. Nation der Schwester des Kaisers Dom Pedro II. bei ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Joinville geschenkten Ländereien gegründet, zählte 1863 4120 E., und zwar 3374 Protestanten und 746 Katholiken, in 785 Wohnhäusern.

Saône (spr. Sön), bei den Alten Arar, später Sauconna genannt, der bedeutendste Nebenfluß des Rhône, entspringt 1218 F. hoch auf den Sichelbergen bei dem Dorfe Vioménil, $1\frac{1}{3}$ M. östlich von Darney im Depart. Vogesen, nimmt rechts nur kleine Flüsse, wie die Tille und Ouche, links unter andern den Oignon, den Doubs, die Seille und Reyssouse auf, berührt, erst südsüdwestlich fließend, die Städte Jussey, Châtillon, Gray, wo sie schiffbar wird, Auxonne, St.-Jean de Lône, Verdun, Châlon, dann, sich südwärts wendend, Tournus, Mâcon, Trévoux und vereinigt sich in 498 F. Seehöhe unterhalb Lyon mit dem Rhône, nach einem Laufe von 61,3 M., wovon 49,2 schiffbar sind. Von Châlon an findet lebhafter Dampfschiffahrtsverkehr statt. Auch mündet dort der Canal-du-Centre, der sie mit der Loire, und bei St.-Jean de Lône der Kanal von Burgund und der Rhône-Rheinkanal, welche sie mit der Seine und dem Rhein in Verbindung setzen. Die S. durchläuft nur flache, meistens muldenförmig eingesenkte Thalgründe, die von den sie umgebenden sanfthügeligen oder ebenen Landschaften nur sehr wenig überhöht werden. Von Châlon an begleitet ihr östliches Ufer die Lyoner Eisenbahn. Nach ihr werden zwei Departements benannt. — Das Depart. Obersaône (Haute-Saône), im östl. Frankreich, früher ein Bestandtheil der Franche-Comté, zwischen den Depart. Maas, Vogesen, Oberrhein, Doubs, Jura, Côte-d'Or und Obermarne gelegen, zählt auf 96,98 Q.-M. 317706 E. im J. 1866 (gegen 347469 im J. 1851), wird von Aesten der Vogesen durchzogen und außer der S., dem Hauptflusse, von dem Oignon, Drugeon, der Amance und Lauterne durchflossen. Der Boden, meist steinig und thonig, ist doch auch in vielen Gegenden fruchtbar und mit beträchtlichen Waldungen (fast 28 Q.-M.) bedeckt. Die vorzüglichsten Producte sind Holz, Wein, Obst, Getreide, Hülsen- und Gartenfrüchte, Eisen, Steinkohlen, Mauer- und Bruchsteine, Kalk, Thon, Granit und Marmor. Die Einwohner beschäftigen sich nächst dem Getreide- und Weinbau besonders mit Bergbau auf Steinkohlen und gutes Eisen (woran das Departement das reichste von allen ist), und mit Verarbeitung des letztern, mit Glasfabrikation, Leinenmanufactur und Bereitung von Bieren und Kirschwasser. Auch gibt es einige Mineralquellen, z. B. Luxeuil, Drèpes, Veloncourt. Das Departement zerfällt in die 3 Arrondissements Vesoul, Gray und Lure mit 28 Cantonen und 583 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Vesoul. — Das Depart. Saône-Loire, im südöstl. Frankreich, zwischen den Depart. Côte-d'Or, Jura, Ain, Rhône, Loire, Allier und Nièvre gelegen und aus Bestandtheilen des eigentlichen Burgund und

des Maconnais zusammengesetzt, zählt auf 156,23 Q.-M. 600006 E. im J. 1866 (gegen 582137 im J. 1861 und gegen 574745 im J. 1851), die sich mit Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Bergbau auf Eisen und Steinkohlen, Eisen- und Glasfabrikation und Bereitung von Wollwaaren beschäftigen. Der Boden, von mehrern Berg- und Hügelketten, besonders von dem Gebirge von Charolais durchzogen, ist bald gebirgig und steinig, bald lehmig und sandig, aber größtentheils sehr fruchtbar, trägt Holz, Wein (Maconnais, in einem gewöhnlichen Jahre 700000 Hektoliter), Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, hat an den das Departement durchströmenden Flüssen, der S., der Loire, dem Doubs, dem Arroux und der Seille, viel schöne Wiesen und ist reich an Mineralien, z. B. Braunstein, Bausteinen, Marmor. Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. Die fünf Arrondissements sind: Mâcon, Autun, Châlon-sur-Saône, Charolles und Louhans, zusammen mit 48 Cantonen und 585 Gemeinden. Hauptstadt ist Macôn (s. d.).

Saphir, Sapphir, die übliche Bezeichnung für eine Edelsteinart, welche zu der Mineralspecies Korund gehört. Das Mineral ist weit härter als Quarz und wird deshalb in seinen unreinen Varietäten, die man Schmirgel (s. d.) nennt, gepulvert zum Schleifen anderer harter Steine verwendet. Dasselbe besteht wesentlich nur aus Thonerde (Aluminium und Sauerstoff), enthält aber in der Regel kleine Beimengungen von Eisenoxyd und andern Pigmenten, welche ihm verschiedene Farben verleihen. Die mehr oder weniger durchsichtigen blauen Varietäten nennt man vorzugsweise S., die rothen Rubin, die trüben oft grauen Korund oder Diamantspat, die unreinen, grauen und nicht krystallisirten Schmirgel. Der S. kommt theils in stumpfeckigen Stücken und rundlichen Körnern, theils in Krystallen vor und ist zuweilen zwei- bis dreifarbig gestreift, zum Theil läßt er im Sonnenlichte oder lebhaften Kerzenlichte einen sechsstrahligen sternförmigen Lichtschein wahrnehmen, und dergleichen Stücke werden Sternsaphire oder Asterien genannt. Wegen seiner bedeutenden Härte, schönen Farbe und seines herrlichen Glanzes ist der S. als Edelstein sehr beliebt und wird dem Diamant am nächsten gestellt. Man verwendet die S. zu Ring- und Nadelsteinen und die sehr hellen auch zu Objectivlinsen für Mikroskope. Die blassen S. werden zuweilen durch vorsichtiges anhaltendes Glühen entfärbt und dann für Diamanten ausgegeben, denen sie allerdings unter allen Mineralien am meisten gleichen; doch kann man sie dadurch unterscheiden, daß sie vom Diamant geritzt werden und einen weißen Strich geben. Die S. finden sich in Schuttland und dem Sande der Flüsse, mit Granat, Zirkon, Feldspat- und Kalkspatgeschieben in Ceylon, Siam und China, aber auch einzeln in Sachsen, Böhmen, Frankreich und Portugal; in Basalt eingewachsen bei Kassel am Rhein, Niedermendig beim Laacher See und im Siebengebirge. Blaue Turmaline, blaue Berylle und blaue Cyanite werden öfters für S. ausgegeben. Was die Alten S. nannten, ist Lasurstein.

Saphir (Moritz Gottlieb), Journalist und Schriftsteller, geb. 8. Febr. 1795 im ungar. Landstädtchen Lovas-Bereny von jüd. Aeltern, war anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, wurde aber, als er entschiedene Abneigung dagegen zeigte, nach Prag geschickt, um auf den dortigen jüd. Lehranstalten den Talmud zu studiren. Einige Gedichte, die in der «Pannonia» des Grafen Festetics Aufnahme fanden, entschieden hier bald für seine fernere Laufbahn. Sich ausschließlich der Literatur zuwendend, ging er zunächst nach Wien, wo er Mitarbeiter an der «Theaterzeitung» wurde. Als er 1825 die Weisung erhielt, Oesterreich zu verlassen, wandte er sich nach Berlin, wo er die «Berliner Schnellpost» (1826—29) und den «Berliner Kurier» (1827—29) herausgab, zwei Witzblätter, die ihm manche Unannehmlichkeiten zuzogen. Um diesen zu entgehen, siedelte er nach München über, wo er zwei ähnliche Zeitschriften begründete. 1830 machte er eine Reise nach Paris und trat hier 1832 zur prot. Kirche über. Nachdem er 1834 nach Wien zurückgekehrt, begann er 1837 die Herausgabe des «Humoristen», den er bis zu seinem Tode fortführte. Er starb in der Nacht vom 4. auf den 5. Sept. 1858 zu Baden bei Wien. S. entwickelte während seines Aufenthalts in Wien eine ungemeine literarische Thätigkeit. Neben dem genannten Blatte ließ er seit 1850 alljährlich einen humoristisch-satirischen Volkskalender erscheinen. Schon früher hatte er «Gesammelte Schriften» (4 Bde., Stuttg. 1832), «Neueste Schriften» (3 Bde., Münch. 1832) und «Dumme Briefe» (Münch. 1834) herausgegeben. Diesen folgten unter anderm: die «Humoristische Damenbibliothek» (6 Bde., Wien 1838—41); «Fliegendes Album für ernste und heitere Declamation» (2 Thle., Lpz. 1846; 3. Aufl. 1858); «Humoristische Abende» (2. Aufl., Lpz. 1853); «Wilde Rosen» (3. Aufl., Wien 1865); «Conversations-Lexikon für Geist, Witz und Humor» (Dresd. 1852); «Pariser Briefe» (Wien 1855) und «Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire» (Wien 1855—56; 2. Aufl. 1863). Obgleich S. ein bedeutendes humoristisches und satirisches Talent besaß und namentlich die Kunst des Wortspiels und Wortwitzes trefflich handhabte, hat

er doch nichts von bleibendem Werth geschaffen. Alle seine Arbeiten zeigen Mangel an Ideen sowie an tüchtiger Gesinnung. Eine Auswahl von S.'s sämmtlichen Schriften erschien nach seinem Tode (3. Aufl., 10 Bde., Brünn 1864—65).

Sapicha, eine früher sehr mächtige, noch jetzt vorhandene litauische und galizische Fürstenfamilie, die von dem Großherzoge von Litauen, Gedimin, abstammt und den poln. Königen aus dem jagellonischen Hause nahe verwandt war. Der erste, der diesen Namen führte, soll der Fürst Punigaylo gewesen sein. Sein Sohn Sunigal, gest. 1420, trat mit Jagello zum Christenthume über. Mit den Söhnen des letztern, Bogdan und Iwan, theilte sich das Geschlecht in zwei Linien, in die von Siewier und die von Kodnia. — Aus der ersten Linie stammt Lew S., geb. 1557, der seine Ausbildung zum Theil auf der Universität zu Leipzig erhielt und gleich bei seinem ersten Auftreten auf den Reichstagen durch seine Beredsamkeit große Aufmerksamkeit erregte. Er nahm theil an dem Kriege gegen Rußland unter Stephan Bathori und schloß dann mit Rußland einen 10jährigen Frieden. Nach Stephan's Tode wurde besonders durch seine und Jan Zamoyski's Bemühungen der König Sigismund III. von Schweden auf den poln. Thron erhoben. In Litauen führte S. zuerst ordentliche Gerichte ein, auch sammelte und veröffentlichte er das litauische Statut (Krakau 1614). Er war im Calvinismus erzogen, wurde aber von dem Jesuiten Skarga zur kath. Kirche zurückgeführt. Nach Ablauf des Friedens mit Rußland begab er sich wieder nach Moskau zu Boris Godunow. Unter großen Gefahren gelang es ihm, den Frieden auf 20 J. zu verlängern. Als dennoch Sigismund III. Rußland angriff, um die Ansprüche des falschen Demetrius geltend zu machen, gelang es S., trotz des unglücklichen Ausgangs dieses Kriegs, Rußland zu vermögen, daß es Smolensk abtrat. 1625 wurde er als Großkronhetman gegen Gustav Adolf, der in Litauen eingefallen war, gesendet, ohne durch seine Tapferkeit dessen Fortschritte völlig aufhalten zu können. Er starb 1633. — Jan Piotr S., Starost von Uswiat, geb. 1569, nahm, nachdem er sich schon unter dem Hetman Chodkjewicz während des Kriegs gegen die Schweden und in der Schlacht bei Kirchholm durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, an dem Zuge theil, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius gegen Moskau unternahmen, und erwarb sich, indem er die Moskowiter überall mit äußerster Kühnheit angriff, mit seinen wilden Scharen alles mit Feuer und Schwert verheerte und bis Moskau vordrang, einen bis nach Asien hin Furcht und Schrecken verbreitenden Namen. Nachher kam er in den Verdacht, mit den Bojaren in ein heimliches Einverständniß getreten zu sein, um sich zum Herrscher von Rußland zu machen. Er starb im Palaste der Zaren zu Moskau 1611. — Unter Johann Sobieski gelangte die Familie S. zu dem größten Ansehen und den höchsten Staatswürden. Kazimierz S. wurde Großhetman von Litauen und Wojwode von Wilna. Da er die Freigüter der Geistlichkeit mit Truppen belegte, that ihn der Bischof von Wilna in den Bann, wodurch große Verwirrungen in Polen herbeigeführt wurden. Auch unter August II. veranlaßten die S. blutige Zerwürfnisse in Litauen und geriethen mit den Häusern Radziwill und Oginski in Streit. — Kazimierz S., Feldzeugmeister von Litauen, war Marschall des Reichstags von 1788 und stand wegen seines edeln Patriotismus in allgemeiner Achtung. — Alexander S., geb. 1770 zu Paris, wohin seine Aeltern während Polens innerer Unruhen sich begeben hatten, machte, nachdem er in Polen seine Bildung erhalten hatte, um die stammverwandten slaw. Völker kennen zu lernen, eine Reise durch die slaw. Länder Oesterreichs, die er in einem 1811 erschienenen poln. Werke beschrieb. Er widmete sich dann besonders dem Studium der Naturwissenschaften und wurde Mitglied der warschauer Societät der Freunde der Wissenschaften, die er reich dotirte. Er starb 1812. — Leon S., Haupt der galizischen Linie des Hauses, geb. 1802, erblicher Reichsrath und Landmarschall für Galizien, hat sich durch Einführung von Musterwirthschaften auf seinen ausgedehnten Besitzungen große Verdienste um die Landescultur erworben.

Sapindus, Pflanzengattung aus der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, Typus der dikotylen nach ihr benannten Familie der Sapindaceen, besteht aus stattlichen, schönstämmigen, breitkronigen Bäumen des tropischen Asien, Afrika und Amerika, welche paarig oder unpaarig gefiederte Blätter, reichblütige Rispen und Blüten mit vier- bis fünftheiligem Kelch, ebenso vielen Blumenblättern, 8—10 auf einem Ringe eingefügten Staubgefäßen und einem Stempel besitzen und Steinfrüchte hervorbringen. Berühmt ist S. Saponaria L., der gemeine Seifenbaum des tropischen Amerika. Derselbe wird 30 F. hoch und zeichnet sich durch die weißrindigen Aeste der weitausgespreizten Krone, durch die breitgeflügelten Stiele der drei- bis vierpaarigen Blätter, durch seine stachelbeergroßen, glänzenden, wie gefirnißt aussehenden Früchte und besonders dadurch aus, daß deren mit Wasser schäumendes Fruchtfleisch anstatt Seife zum Reinigen der Wäsche benutzt werden kann. Wegen des sehr scharfen Saftes soll aber die Wäsche

bedeutend leiden. Die unter dem Namen Nucellae Saponariae in Südamerika officinellen Früchte werden dort gegen Wechselfieber angewendet.

Saponāria, Seifenkraut, nannte Linné eine zur 10. Klasse, 2. Ordnung, seines Sexualsystems gehörende Pflanzengattung aus der Familie der Nelkengewächse, weil die Wurzel der verbreitetsten Art derselben, das gemeine Seifenkraut (S. officinalis), mit Wasser gerieben wie Seife schäumt. Die Arten dieser Gattung, Kräuter und Halbsträucher Europas und der Mediterranzone, besitzen, wie alle Nelkengewächse, gegenständige und ganzrandige Blätter und Zwitterblüten mit röhrigem Kelche, fünfblätteriger Blumenkrone, deren langgenagelte Blätter am Schlunde mit einer häutigen Schuppe versehen sind, 10 Staubgefäßen und 2 Griffeln. Die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige mit vier Zähnen aufspringende Kapsel. Die obengenannte, an Flußufern, Hecken und Gebüschen wild vorkommende, auch häufig mit gefüllten Blumen zur Zierde angebaute Pflanze ist ein perennirendes Kraut meist mit kriechendem, vielköpfigem Wurzelstock, 1—2 F. hohem Stengel, lanzettförmigen, dreinervigen Blättern und großen, zu einem endständigen, aus kleinen Trugdolden bestehenden Strauß gruppirten Blüten mit purpurn angehauchtem Kelche und weißen oder röthlichen Blumenblättern. Das seifenartige Schäumen des zerriebenen Wurzelstocks beruht auf dem Vorhandensein eines eigenthümlichen Stoffs, des Saponins, welcher einen scharfen Geschmack besitzt, im Wasser löslich ist und als Pulver Niesen erregt. Die Seifenkrautwurzel soll wirklich zum Reinigen der Schafwolle gebraucht werden können, weshalb diese Pflanze in Schlesien hin und wieder von Schäfereibesitzern angebaut wird.

Saporoger, d. h. die jenseit der Wasserfälle (des Dnjepr) Wohnenden, bilden eine der beträchtlichsten Colonien der malorossijskischen oder kleinruss. Kosacken und wurden schon an den untern Gegenden des Dnjepr angesiedelt, um das damals den Polen gehörende ukrainische Kosackenland gegen die Einfälle der Tataren zu schützen. Sie lebten hier ehelos und in großer Unabhängigkeit, und als längst die Tatarenherrschaft gebrochen war, verharrten sie dennoch, um sich ihre Freiheit besser wahren zu können, in diesen Wohnsitzen. Durch kosackische Flüchtlinge, die sich der poln. Herrschaft zu entziehen suchten, wurde ihre Anzahl mit der Zeit außerordentlich verstärkt; sie breiteten sich allmählich bis in die Hochlande des Dnjepr und gegen den Bug und Dnjestr zu aus und machten sich hier überall ansässig. Es war etwa zu Anfange des 17. Jahrh., als die S. sich gänzlich von ihrem Muttervolke, den kleinruss. Kosacken, trennten, indem sie statt des Kosackenhetmans einen eigenen Koschewoi-Ataman wählten und einen völlig kriegerischen Staat unter sich begründeten. Ihr Hauptsitz war ein befestigtes Lager, das, obgleich es oftmals wechselte, doch stets in der Gegend der Dnjepr-Wasserfälle sich befand. Als sie noch mit den Kleinrussen verbunden waren, galt Konew, dann Tscherkassy am Dnjepr als ihre Hauptstadt, später waren es Terechtemirow und andere Orte. Höchst eigenthümlich war die Verfassung dieses kleinen militärischen Volks, welches durch seinen kriegerischen Geist und seine stets rege Kampflust sehr bald den Russen viel zu schaffen machte, weil diese, nachdem sie der Polenherrschaft ein Ende gemacht hatten, auch sie selbst in ihren Freiheiten beschränken wollten. Die blutigsten Aufstände fielen hier vor, und Schweden, Oesterreicher und Türken wußten nacheinander diesen kriegerischen Geist der S. zu benutzen und sie wider die Russen aufzuwiegeln. Die Saporogischen Kosacken bestehen noch in Rußland, nur haben sie schon durch die Kaiserin Katharina II. 1792 ein anderes Land zu ihrem Wohnsitze angewiesen bekommen, nämlich die Halbinsel Taman am Asowschen und Schwarzen Meere, der Insel Krim gegenüber, und den ganzen Landstrich zwischen dem Kubanflusse und dem Asowschen Meere bis an die Flüsse Jeja und Laba. Es ist ein Ländergebiet von mehr als 1000 Q.-M., wo sie gegenwärtig unter dem Namen der Tschernomorischen Kosacken oder der Kosacken des Schwarzen Meeres eine neue wohlgeordnete Militärverfassung besitzen. Im übrigen stehen sie unter dem Oberkriegscollegium des Reichs und in Civilangelegenheiten unter dem Gouverneur der kaukas. Provinz. Ihre Anzahl belief sich 1838 auf 56500 Individuen männlichen Geschlechts; doch halten sich jetzt auch viele Frauen in gesetzlicher Ehe unter ihnen auf, sodaß, die Weiber mit eingerechnet, ihre Zahl auf 100000 Individuen anzuschlagen ist. Vgl. Engel, «Geschichte der Ukraine und der Ukrainschen Kosacken» (Halle 1796); Skalkowski, «Istorija Nowoj Setschi» (2. Aufl., Odessa 1846).

Sappe heißt derjenige Laufgraben (s. d.), dessen Brustwehr nicht blos aus der mittels des Grabens gewonnenen Erde besteht, sondern hinten mit Sappenkörben, $2^1/_2$ F. hoch und $1^1/_2$ F. dick, versehen ist. Die S. wird überall angewendet, wo der Laufgraben im feindlichen Kartätschenfeuer gebaut werden muß. Die Körbe vermehren nicht allein die Festigkeit der Brustwehr und erlauben eine steilere Böschung ihrer hintern Fläche, sodaß die vertheidigende Infanterie sich näher und besser gedeckt aufstellen kann, sondern dienen vorzüglich dazu, den Arbeitern

schneller, als beim gewöhnlichen Bau möglich ist, eine Deckung zu gewähren. Je nach der Art der Ausführung unterscheidet man die gemeine S., welche mit Laufgraben gleichbedeutend ist, und die flüchtige S., bei welcher eine Reihe von Sappenkörben auf einmal gesetzt und gleichzeitig durch halb so viele Arbeiter gefüllt wird. Sie ist nur außerhalb des Gewehrfeuers der Festung anwendbar, deshalb benutzt man auch nur die Nacht zu diesen Arbeiten. Die völlige S., welche sonst angewendet werden muß, unterscheidet sich von der vorigen blos in der Art der Ausführung des Baues, indem mit großer Vorsicht und unter beständiger Deckung des Rollkorbes nur ein Sappenkorb nach dem andern gesetzt und gefüllt wird. Die doppelte S. hat auf 12 F. Entfernung zwei parallele Brustwehren, von denen jede ebenso wie die vorige gebaut wird. Die bedeckte S. ist 7 F. auf der Sohle breit und besteht aus auf hölzerne Rahmen gelegten Bohlen oder Faschinen als Decke, die noch durch daraufgeworfene Erde verstärkt wird. Der Form nach hat man nun die S. geradeaus, welche einfach und auch doppelt sein kann; die Wende- oder Schlangensappe, die in Bogenlinien geführt ist; die Zwerchwall- oder kubische S., welche in kurzen, rechtwinkelig gebrochenen Linien vorgeht und durch die hierbei gebildeten Traversen noch mehr Deckung erhält; die Rautensappe, deren Traverse die Form eines verschobenen Quadrats hat. Sappenbündel sind 3 F. lange, 6—8 Zoll dicke Faschinen, welche da, wo zwei Körbe zusammenstoßen, eingesetzt werden. Zu mehrerer Befestigung der Körbe werden oben über dieselben drei Faschinen von 10 F. Länge aufgenagelt.

Sappeurs heißen diejenigen Genietruppen, welche den Bau der gemeinen und flüchtigen Sappe (s. d.) zu leiten und den der völligen, doppelten und bedeckten Sappe auszuführen haben. Da das Sappiren mit unter die gefährlichsten Arbeiten gehört, so wurde früher der vorderste Sappeur durch Brustharnisch und Helm gegen Flintenschüsse geschützt und nach jedem gesetzten Korbe von seinem Hintermann abgelöst. Jetzt deckt man ihn von vorn durch den Rollkorb, von der Seite durch eine Sandsackmaske, die gegen die vordersten Körbe gelehnt wird, und erst nach drei Körben wird der vorderste Sappeur abgelöst. Die Arbeit ist unter eine Sappeurbrigade von 6—8 Mann vertheilt, welche hintereinander stehen. Jedem ist ein besonderer Theil der Arbeit angewiesen. Alle 6 St. muß die Brigade abgelöst werden.

Sappho (in der Namensform des lesbisch-äolischen Dialekts Psappho), die berühmteste griech. Dichterin, von den Alten mehrfach als zehnte Muse gefeiert, war um 612 v. Chr. in Eresos auf der Insel Lesbos geboren, Tochter des Skamandronymos und der Kleïs. Wahrscheinlich siedelte sie mit ihren Aeltern frühzeitig nach Mitylene, der Hauptstadt der Insel, über, wo sie ihre musikalische und dichterische Bildung empfing und dann eine förmliche Schule der Dichtkunst und Musik eröffnete, indem sie einen Kreis von Freundinnen und Schülerinnen um sich sammelte, an denen sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, und von denen sie eine ähnliche leidenschaftliche Zuneigung verlangte. Die attischen Komiker, welche die S. mehrfach zum Gegenstande ihres Spottes gemacht haben, haben dieses Verhältniß zu einem unnatürlichen Laster verzerrt und auch sonst allerhand groteske Erfindungen ihr angehängt, wie die Geschichte von ihrer unglücklichen Liebe zu dem schönen Jüngling Phaon, von der sie sich durch einen Sprung vom Leukadischen Felsen geheilt haben soll, u. a. m. Sicher ist nur, daß sie eine Tochter Kleïs hatte, daß sie in ihrer Jugend (etwa in ihrem 20. J.), aus Mitylene verbannt, nach Sicilien ging, dann aber nach Mitylene zurückkehrte und dort noch um 565 in hohem Ansehen lebte. Mit ihrem Zeit- und Kunstgenossen, dem Dichter Alkäos, scheint sie in freundschaftlichem Verkehr gestanden zu haben. Vgl. Welcker, «S. von einem herrschenden Vorurtheil befreit» (Gött. 1816); Kock, «Alcäus und S.» (Berl. 1862); Schöne, «Untersuchungen über das Leben der S.» (Lpz. 1867). Der Hauptcharakter der Poesie der S. ist das Schwärmerische, Leidenschaftliche; Tiefe und Glut der Empfindung, der sie in wunderbarer Weise durch die Sprache Ausdruck zu geben weiß; daneben große Anmuth und Lieblichkeit, ja bisweilen Naivetät, die entschieden an den Ton des Volksliedes erinnert. Die rhythmisch-metrische Form ihrer von den Grammatikern in neun Bücher getheilten Dichtungen war sehr mannichfach; am häufigsten scheint sie sich außer der Alcäischen der nach ihr benannten Sapphischen Strophe bedient zu haben, welche durch die dreifache Wiederholung des sog. Sapphischen elfsilbigen Verses (–́ ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓) und einen sog. Adonischen Vers (– ⏑ ⏑ – ⏓) als Abschluß gebildet wird. In der musikalischen Begleitung ihrer Gedichte (die nach griech. Sitte der Dichter selbst setzen mußte) bediente sie sich außer der äolischen besonders der mixolydischen Tonart, die sie, ebenso wie das Pektis genannte Saiteninstrument, zuerst unter den griech. Dichtern anwandte. Die zum Theil ziemlich umfänglichen Fragmente ihrer Dichtungen sind am besten herausgegeben von Neue (Berl. 1827), in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae,

melicae» (Gött. 1839) und in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866); deutsch übersetzt unter anderm von Richter («S. und Erinna», Quedlinb. 1833) und in Hartung's «Die griech. Lyriker» (Bd. 6, Lpz. 1857).

Sarabanda heißt in Spanien ein Tanz ernsten Charakters im Gedrittakte, bei dem die Tanzenden paarweise gegeneinander antreten. Das Musikstück, ehedem als Uebungsstück auf dem Klavier gewöhnlich, besteht aus zwei Theilen von je acht Takten und erfordert raschen und kräftigen Ausdruck. Außerdem wird ein gewisses taktmäßiges Schreiten des Pferdes in der Reitschule mit dem Namen der Sarabande bezeichnet.

Saragossa, nach span. Schreibart Zaragoza, bei den Römern von einer Colonie des Augustus Caesaraugusta oder Caesarea genannt, die Hauptstadt des span. Königreichs Aragonien und einer besondern Provinz desselben (310,5 Q.-M. mit 403015 E. Ende 1864), Waffenplatz, Sitz des Generalkapitäns, eines Erzbischofs, einer Universität und eines Obergerichtshofs, liegt in einer fruchtbaren, sorgsam bewässerten und angebauten, mit zahlreichen Land- und Bauerhäusern übersäeten, mit Oel- und Maulbeerbäumen bedeckten Ebene, am rechten Ufer des Ebro, über den eine 600 F. lange Steinbrücke von sieben Bogen führt, am Kaiserkanal von Aragonien und an der Eisenbahn nach Madrid und Barcelona und zählt (Ende 1860) mit ihrem Weichbilde 67428 E. Mit Ausnahme der Calle de Coso und der durch die Belagerungen von 1808 und 1809 zerstörten und wieder neuaufgebauten Straßen, die regelmäßig angelegt und mit stattlichen Gebäuden geziert sind, besteht die Stadt aus einem Gewirr enger Gassen, von alterthümlichem, ziemlich finsterm Ansehen. Sie besitzt 38 Plätze, 21 Kirchen, 12 Nonnenklöster (früher auch 28 Mönchsklöster), mehrere Hospitäler, viele Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten, 1 Theater, mehrere Kasernen, schöne Promenaden, alte Ringmauern mit Thürmen und 8 Thoren, und wird durch das an der Westseite gelegene Castillo de Aljaferia vertheidigt, welches ehemals die Residenz der maurischen und christl. Könige von Aragonien, später Sitz und Gefängniß der Inquisition war und seit Philipp V. mit modernen Bastionen umgeben, als Citadelle dient. Außerdem wird die Stadt durch die Batterien des ehemaligen Klosters San-Engracia beherrscht. Die wichtigsten Gebäude sind die zwei erzbischöfl. Metropolitankirchen San-Salvador oder Catedral de la Seo, ein großes goth. Bauwerk aus den ältesten christl. Zeiten, mit fünf düstern Schiffen, und Nuestra Señora del Pilár oder Catedral de la Virgen, ein sehr altes, prachtvoll ausgeschmücktes, aber in wunderlichem Stile im 17. Jahrh. aufgeführtes Gebäude, hinter dessen Hochaltar in einem kostbaren Marmortempel, auf einer Säule von Jaspis, das wunderthätige Bild der Heiligen Jungfrau steht, zu dem häufige Wallfahrten geschehen. Außerdem sind zu nennen die Lonja oder der alte Börsenpalast mit einer prächtigen, von 50 dorischen Säulen getragenen Halle, und die Torre-Nueva, der höchste Thurm der Stadt, der gleich dem Thurme von Pisa schief steht und eine Uhrglocke von 250 Ctrn. enthält. Außer der 1474 gestifteten Universität, die vier Facultäten hat und zur Zeit ihres Glanzes über 80 Professoren und gegen 1500 Studirende zählte, besitzt S. eine Akademie der schönen Künste (seit 1776), eine ökonomische Gesellschaft mit Sectionen und Lehrstühlen für Landwirthschaft, Nationalökonomie, Botanik, Chemie und Mathematik, eine jurist. und eine medic.-chirurg.-pharmaceutische Akademie, eine Thierarzneischule, mehrere Colegios und Institutos für den höhern Unterricht, zwei Priesterseminare, eine Erziehungsanstalt für arme Kinder in der großen, 1666 gegründeten Casa de Misericordia, eine Versorgungs- und Arbeitsanstalt für wirkliche Arme und mehrere Elementarschulen. Die schönsten Promenaden der Stadt sind der Salon de San-Engracia vor dem gleichnamigen Thore und die prächtige Allee des Monte-Torrero. Andere interessante Spaziergänge befinden sich in der Umgebung des Arrabal, der am linken Ebroufer gelegenen Vorstadt, die meist von Bauern, Handwerkern, Krämern u. s. w. bewohnt wird. Die früherhin blühende Industrie der Stadt beschränkt sich gegenwärtig auf Fabrikate von Mehl, Salpeter, Tuch, Seiden- und Leinenwaaren, Sandalen, Hüten, Knöpfen, Seifen und Chocolade.

S. hieß ursprünglich Salduba und war als röm. Colonie (seit 27 v. Chr.) eine bedeutende Stadt und Sitz eines Obergerichtshofs für 152 Communen, erreichte aber ihre jetzige Größe erst durch die Mauren, welche die Stadt 712 eroberten, 1017 zum Hauptort eines eigenen Reichs «Saragostha» machten. Am 18. Oct. 1118 nach neunmonatlicher Belagerung von Alfons I. erobert und statt Huesca zur Haupt- und Residenzstadt von Aragonien erhoben, wuchs sie in kurzem zur bedeutendsten Stadt des christl. Spanien empor, verlor jedoch nach Vereinigung der Kronen Aragonien und Castilien, weil sie aufhörte Residenz des Hofes zu sein, an Glanz und sank infolge der durch die Entdeckung von Amerika bedingten Umgestaltung des span. Handels sowie durch die Vertreibung der Moriscos und die Tyrannei Philipp's II. und Philipp's V.

(welcher letztere 20. Aug. 1710 vom Erzherzoge Karl bei S. geschlagen wurde) immer mehr herab, bis sie endlich durch die beiden Belagerungen von 1808 und 1809, in denen die Bewohner unter Palafox (s. d.) mit welthistor. Opfermuth den erfahrensten Generalen Napoleon's Widerstand leisteten, in das größte Elend gestürzt wurde. Als die Franzosen im Mai 1808 sich Madrids bemächtigt, wurde der span. General Mori in S. zum Oberbefehlshaber ernannt, der sofort Palafox herbeirief. Kaum war dieser in den Kriegsrath eingetreten, so zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalkapitän zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Mit größtem Eifer wurden Waffen geschmiedet und Pulver bereitet, und von verschiedenen Seiten eilten begeisterte Streiter nach S. Zunächst rückte der franz. General Lefebvre gegen die Stadt und schlug 16. Juni die Truppen von Palafox. Hierauf wurde die Stadt eingeschlossen, und 3. Aug. nahm die Beschießung den Anfang. Schon 4. Aug. drangen die Franzosen durch die Sturmlücken in das Kloster San-Engracia ein; doch von jetzt an bildete jedes Haus eine Festung. Trotz aller Anstrengungen war es dem Feinde vom 4. bis 14. Aug. nicht möglich, mehr als vier Häuser zu nehmen, und da gleichzeitig der Rückzug des franz. Heeres auf Vittoria erfolgte, so sah sich der General Verdier, der an Lefebvre's Stelle getreten war, genöthigt, in der Nacht vom 15. Aug. die Belagerung aufzuheben. Doch schon 20. Dec. begann eine zweite Belagerung. Die Stadt war inzwischen befestigt und ihr Heer auf 30000 Mann gebracht worden. Das ebenso starke Belagerungsheer wurde von Moncey und Mortier geführt. Es erschien 20. Dec. vor S. und begann die regelmäßige Belagerung. Vom 9. bis 27. Jan. 1809 hatten 50 schwere Geschütze drei große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind eindrang. Indeß konnte er sich nur in den Oeffnungen der Stadtmauer und einigen eingeschlossenen Häusern behaupten. Das ebenfalls aufgestandene Volk in der Umgebung der Stadt that ihm auf allen Seiten Abbruch. Obschon in der Stadt die Noth groß, verwarf Palafox jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der 22. Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres übernommen hatte. Inzwischen dauerte der Kampf in den Häusern Tag und Nacht fort; jede Scheidewand diente als neue Schanze. Erst 7. Febr. konnte der Feind seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten. Der Kampf entbrannte jetzt heftiger als je. Zwar behauptete sich der Feind 12. Febr. auf den Trümmern des Klosters San-Francisco und an andern Punkten; allein vergebens suchte er zweimal durch Minen die Vertheidigungslinie der Spanier zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollenbau stießen beide Theile aufeinander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bajonnet, und der Feind mußte selbst seinen Bau wieder zerstören. Endlich gelang es den Franzosen, durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen, und 18. bemächtigten sie sich der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dies entschied den Fall der Stadt. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag krank und hatte den Oberbefehl an St.-Marc abgetreten. Das Feuern hörte am 20. um 4 Uhr abends auf, und es begannen Unterhandlungen. Endlich kam man über eine ehrenvolle Uebergabe überein, die am folgenden Tage vollzogen wurde. Ueber 54000 Menschen, darunter gegen 14000 Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen. Während der zweiten Belagerung wurde das berühmte Archiv der Krone Aragonien ein Raub der Flammen.

Sarah heißt in der hebr. Stammsage die Frau und Stiefschwester Abraham's, Tochter des Therah. Die Sage nennt sie zuerst Sarai (meine Fürstin) und läßt ihr den Namen S. erst durch Abraham beilegen, als ihr, der lange Unfruchtbaren, die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft zutheil wurde. Nachdem sie dem Abraham als 90jährige Greisin den Isaak geboren, soll sie ihre Sklavin Hagar, die sie einst selbst ihrem Gatten zum Kebsweib beigelegt, um die Erfüllung der Verheißung zu ermöglichen, sammt dem Sohne derselben, Ismael, aus dem Hause vertrieben haben. Außerdem wird von ihr noch erzählt, daß, als sie mit ihrem Gatten nach Gerar gezogen und von diesem für seine Schwester ausgegeben worden sei, König Abimelech sich ihrer bemächtigt, sie aber bald wieder freigegeben und reich beschenkt habe, als er den wirklichen Sachverhalt erfahren. Dieselbe Sage wird mit geringer Veränderung auch von Isaak's Gattin Rebekka erzählt. Die Geschichte mit der Hagar beruht auf dem Stammesinteresse der Israeliten, ihren Vorrang vor den blutsverwandten Ismaeliten geschichtlich zu begründen. Als Begräbnißstätte der S. nennt die Sage Hebron in Kanaan. — Das Buch Tobiä kennt auch eine S., bezeichnet sie als die Tochter Raguel's zu Rages in Medien und als die Frau des jungen Tobias, der mit ihr später nach Ninive und dann wieder nach Medien zog.

Saratoga, Dorf und berühmter Badeort in Nordamerika, in dem gleichnamigen County des Staats Neuyork, liegt etwa 8 M. nördlich von Albany und nicht weit vom obern Hudson.

Das Dorf war schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch seine Heilquellen bekannt, erlangte aber seinen Ruf als das fashionabelste Bad der Vereinigten Staaten erst in dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts. Mit Ausnahme des lieblichen Saratogasees ist die Umgebung reizlos und sandig. Das Dorf zählt 7496 E., deren Zahl sich im Sommer durch viele Tausende von Badegästen vermehrt. Die berühmtesten Quellen sind «Congreß» und «Empire-Springs», deren Wasser in Krügen über ganz Amerika versandt wird und hauptsächlich gegen Leber- und Verdauungsleiden Anwendung findet. In der Geschichte erlangte das Dorf S. einen Namen durch den Sieg, welchen hier 13. Oct. 1777 ein amerik. Corps unter Gates über die Engländer unter Bourgoyne davontrug.

Sarátow, ein russ. Gouvernement, welches 1780 aus Gebietstheilen des Khanats Astrachan gebildet wurde und, auf beiden Seiten der Wolga ausgebreitet, eine Fläche von 3525 Q.-M. einnahm, aber 1850 durch die Bildung des Gouvernements Samara (s. d.) auf der östl. Wolgaseite sowie durch die Vergrößerung des Gouvernements Astrachan eine bedeutende Einschränkung erlitt. Ganz auf der West- oder Bergseite der Wolga gelegen, durch diesen Strom von Samara geschieden, umfaßt es nur noch 1486,34 Q.-M. und in seinen 10 Kreisen (1864) eine Bevölkerung von 1,636135 Seelen (nach Angabe von 1866 aber 1,688561). Im Osten begleiten die tiefeingesenkte Stromfurche der Wolga in gerader Linie wenigstens 75 M. weit die Wolgahöhen oder das «Wolgaische Bergufer», mit steilen, oft pittoresken Gehängen und Erhebungen bis zu 1000 F. (bei Losnowaja-Masa bis zu 1067 F.), während sich auch an der West- und Südwestgrenze Höhen von 5—700 F. finden. Ueberhaupt hat das Gouvernement mit seinen meist tiefeingesenkten Flußthälern überwiegend den Charakter eines Berglandes. Im allgemeinen ist die Abdachung gegen Südsüdwesten und Südwesten. In dieser Richtung fließen die Terischka, die 5 M. oberhalb der Stadt Saratow in die Wolga mündet, die rechts durch die Tersa (mit dem Jelan) verstärkte Medwjediza und der links die Serdowa aufnehmende Choper, die beide dem Don zugehen. Selbst die obere Sura an der Grenze gegen Pensa fließt gegen Südwesten und wendet sich erst nach Aufnahme der Usa plötzlich gegen Norden. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar und gut angebaut. Der Getreide-, namentlich der sehr ergiebige Weizenbau bildet den Hauptnahrungszweig der meisten Bewohner, und vorzüglich sind ihm die Kräfte der zahlreichen deutschen Colonisten gewidmet. Von Fabrikgewächsen werden Hanf, Flachs, Krapp und, besonders von den Deutschen, Taback cultivirt. Die Viehzucht hat noch keine bedeutende Entwickelung erlangt. Dagegen ist eine Hauptquelle des Wohlstandes der Fischfang, namentlich in der Wolga, deren Störe, Sterlete, Hausen und Sewrjugen berühmt sind. Der übrige Gewerbebetrieb besteht hauptsächlich in Leinwandweberei, Branntweinbrennerei und Töpferei. Die Bevölkerung besteht vorzugsweise aus Großrussen, dann aber auch aus Kleinrussen, Deutschen, Tataren, die aus Kasan, und Mordwinen, die aus Pensa eingewandert sind. Vor etwa 100 J. war das Land noch öde Steppe. Katharina II. berief 1763 eine große Zahl deutscher Colonisten hierher, die sich schnell consolidirten und die Strömung der russ. Einwanderung nach sich zogen. 1773 belief sich die Zahl der Deutschen hier auf etwa 23184, dagegen 1853 auf 166483 und 1861 auf 216000 Köpfe, darunter 164800 Protestanten, 1200 Mennoniten und 50000 Katholiken. Doch liegen von den 102 deutschen Colonien 56 auf der Wiesenseite der Wolga, im jetzigen Gouvernement Samara. Die Familien- und Dorfverfassung ist deutsch. Sämmtliche Colonien standen bisher unter dem Coloniencomptoir zu S., das die ganze Administration, Polizei und Civilgerichtsbarkeit, selbst einen Theil der Criminaljurisdiction leitete. Die Hauptstadt S., an der hier ¼ M. breiten Wolga, in einem Thalkessel gelegen, ganz von Fruchtgärten und, außer im Süden, von hohen Bergen umgeben, zählt 62923 E. (1859), die ein sehr buntes Volksgemisch bilden. Sie ist der Sitz eines Civilgouverneurs, des griech. Bischofs von S. und Zarizyn, des Consistoriums der evang. Gemeinden dieses und zehn anderer Gouvernements im südl. und östl. Rußland, u. s. w. Die Stadt hat meist noch hölzerne Häuser, aber auch Paläste und breite Straßen mit europ. Gebäuden, 16 Kirchen, darunter 12 griechische und 1 deutsche, einige Klöster und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, 1 Gymnasium (seit 1831), 1 Seminar, 3 Kreis- und 2 Pfarrschulen. Außer 2 Eisengießereien besteht eine ansehnliche Fabrikindustrie in Tauen, Glocken, Thonwaaren, Ziegeln, Taback, Seife, Saffian, Tuch, Baumwoll- und Seidenzeugen. Auch der Garten- und Obstbau ist ausgezeichnet, und in der Umgebung gibt es sehr viele Windmühlen und eine landwirthschaftliche Lehranstalt. Die Stadt ist einer der bedeutendsten Handelsplätze Rußlands, weshalb sie auch durch die von Moskau über Rjasan und Koslow hinaus geführte Eisenbahn mit dem Herzen Rußlands verbunden werden soll. Die Hauptgegenstände des bisher auf den Wassertransport beschränkten Verkehrs sind Getreide, Mehl,

Talg, Fische und Salz. Letzteres wird aus dem jetzt zum Gouvernement Astrachan gehörigen, 36 M. im Südsüdosten von S. gelegenen See Elton oder Jelton (mit einem Flächeninhalt von 3,72 Q.-M.) auf der sog. Salzstraße herbeigeschafft. Als Gemeinde ist S. im Besitz eines Grundeigenthums, das auf 11 Q.-M. berechnet wird. Die Stadt wurde 1591 von den Russen ursprünglich auf dem linken Ufer der Wolga, an der Mündung der Bachs Saratowka, erst 1665 an der jetzigen Stelle angelegt, 1670 durch die Donischen Kosacken unter Stenka Radzin, 1773 bereits als blühender Handelsplatz von Pugatschew erobert und verheert, 1781 aber zum Hauptort des neuerrichteten Gouvernements erhoben. An der Wolga liegen die Kreisstädte Wolsk (24346 E.), Chwalynsk (10947), Kamyschin (7417) und Zarizyn (6890), an der Medwjediza Petrowsk (9585), an der Traßwa nahe der Nordgrenze Kusnezk (13095). Außerdem sind bemerkenswerth die Colonie Sarepta (s. d.) und der Flecken Dubowka oberhalb Zarizyn mit einem Flußhafen und 12893 E. (1861), von denen 3225 dem Handelsstande angehören. Früher war dieser Ort durch eine Pferdebahn mit Katschalinsk am Don verbunden und durch Handel blühend, hat aber bedeutend verloren, seitdem 1861 die von Zarizyn nach Kalatsch führende, 10,5 M. lange Eisenbahn eröffnet worden ist.

Sarawak, ein unabhängiger, an der Nordwestküste der Insel Borneo (s. d.) liegender Staat, der sich vom Cap Datu bis zum Cap Kidorong auf eine Länge von 70 M. an der Küste und auf 20—25 M. in das Innere erstreckt. S. wird östlich vom Gebiete Bruni, südlich und westlich von den holländ. Besitzungen begrenzt. Die Bodengestaltung ist eine sehr verschiedenartige und wechselt von den flachen, fruchtbaren Ebenen an der Küste und den Flüssen bis zu den hohen, felsigen Gebirgen, die sich im Innern bis zu 6000 F. Höhe erheben. Das Flußsystem des Landes ist sehr entwickelt. Außer vielen kleinern Flüssen gibt es mehrere große schiffbare Ströme: der Sarawak, nach welchem das Land den Namen führt, der Batang-Lupar und der Rejang. Letzterer hat noch 30 M. landeinwärts 30 F. Tiefe. Das tropische Klima ist nur in der sumpfigen, mit Mangroven bedeckten Küstengegend ungesund, in den höher gelegenen Theilen des Innern dagegen sehr gemäßigt. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine außerordentliche, besonders in den angeschwemmten Theilen, wo alle tropischen Culturgewächse vortrefflich gedeihen, namentlich Zuckerrohr, Kaffee und Baumwolle werden in den höhergelegenen Gegenden angebaut. Andere wichtige Producte sind Pfeffer, Sago, Arrowroot, Gutta-Percha, Kautschuk, Wachs, Rottan. Das Mineralreich liefert Gold, Kohlen und vor allem Spießglanz in unerschöpflicher Fülle. Die Bevölkerung des Landes, die annähernd auf 240000 angegeben wird, ist eine sehr gemischte. Von Sumatra eingewanderte Malaien wohnen an allen Flüssen. Chinesen kommen als Händler, Ackerbauer und Bergleute im ganzen Gebiete vor. Das Hauptvolk bilden die in viele kleine Stämme zersplitterten und verschiedene Dialekte redenden Dajaks. Die Hauptstadt ist Kutsching oder S. am gleichnamigen Flusse, das, seit es zum Freihafen erklärt worden, sich bedeutend gehoben hat. Die Einwohnerzahl, welche 1848 erst 6000 betrug, hat sich seitdem auf 16000 erhoben, und im gleichen Verhältnisse stieg der Handel. Die Ausfuhren des Hafens betrugen 1864: 1,155201, die Einfuhren 1,224435 Dollars. Der zweite Hafen Sakarang führte in dem nämlichen Jahre aus für 115861 und ein für 751907 Dollars. An der Spitze des Staats steht ein Radschah, welcher nach den herkömmlichen Gebräuchen, dem Udang-Udang, regiert, soweit diese nicht barbarischer Natur sind. Es bestehen zwei Gerichtshöfe mit summarischem Verfahren, deren einem der Radschah, deren anderm die malaiischen Häuptlinge oder Datus präsidiren. In letzterm gilt das mohammed. Gesetzbuch. Es besteht eine Kopfsteuer, die zur Unterhaltung der Regierung und Schulen sowie des einzigen Kriegsdampfers dient, der auf die zahlreichen Seeräuber Jagd macht. Die Geschichte S.s ist eine der abenteuerlichsten unserer Zeit. Am 1. Aug. 1839 landete hier mit seinem Schoner Royalist der Engländer James Brooke (s. d.), dem es gelang, den einheimischen Fürsten Hassim zur Abtretung des Gebiets S. zu bewegen. Brooke wurde hierauf 24. Sept. 1841 feierlich zum Radscha des Landes ausgerufen und gründete trotz aller Eifersucht der Holländer einen unabhängigen Staat, der auch die Anerkennung von England, den Vereinigten Staaten und später Italien erhielt. Dem verderblichen Seeraube ward Einhalt gethan, die dayakische Sitte des Kopfabschneidens im Gebiete von S. ausgerottet und ein Grad von Civilisation unter der wilden Bevölkerung eingeführt, wie er bis dahin in Borneo unbekannt war. 1863 ging James Brooke nach England und überließ die Regierung seinem Neffen Charles Brooke, welcher mit dem Titel Tuan-Muda, junger Herr, gegenwärtig in S. herrscht. Vgl. Low, «S., its inhabitants and productions» (Lond. 1848); Charles Brooke, «Ten years in S.» (2 Bde., Lond. 1866).

Sarazenen, d. i. Orientalen (vom arab. scharki, östlich), heißen bei den christl. Schrift-

stellern des Mittelalters die Araber. Später verstand man darunter alle Mohammedaner, nachher die Türken; endlich auch im allgemeinen alle nichtchristl. Völker, gegen welche das Kreuz gepredigt wurde.

Sarbiewski (Matthias Kasimir), lat. Sarbievius, lat. Dichter des 17. Jahrh., der sarmatische Horaz genannt, geb. 1595 auf dem väterlichen Landgute Sarbiewo in der Wojwodschaft Plock, wurde, nachdem er schon frühzeitig in den Jesuitenorden getreten war, Lehrer an der Akademie zu Wilna, begab sich aber seiner weitern Ausbildung wegen 1623 nach Rom und empfahl sich hier durch seine lateinischen, im antiken Geiste gedichteten Oden dem damaligen Papste Urban VIII. so sehr, daß dieser ihm bei der Verbesserung des Breviers die Anfertigung von Hymnen übertrug. Aber Neid und Verleumdung veranlaßten ihn zur Rückkehr ins Vaterland. Abermals erhielt er eine Lehrerstelle in Wilna, wurde darauf Hofprediger und steter Begleiter des Königs Wladislaw IV. und starb 2. April 1640 zu Warschau. Seine Gedichte «Lyricorum libri III» erschienen zu Köln (1625), zu Antwerpen (1632) und in einer verbesserten Ausgabe von Leisner (Bresl. 1753), zu welchen Ausgaben die von Bohomolec (Warsch. 1796) herausgegebenen «Opera posthuma» einige Nachträge enthalten, unter anderm auch ein Bruchstück eines epischen Gedichts «Lechias». Eine Ausgabe mit deutscher Uebersetzung besorgte Rathsmann (Bresl. 1800); «Auserlesene Oden des 1. und 2. Buchs» übersetzte Rechfeld ins Deutsche (Grätz 1831); eine neuere Ausgabe gab Friedemann in der «Bibliotheca poetarum Latinorum aetatis recentioris» (Bd. 1, Thl. 1, Lpz. 1840).

Sarcine (Sarcina ventriculi) nannte Goodsir einen Körper, den man mittels des Mikroskops vorzugsweise in kranken Magen und den von solchen ausgebrochenen Stoffen findet. Es sind diese würfelförmigen Körper von dem Ansehen über Kreuz geschnürter Packete, sodaß in jedem großen Sarcinewürfel wenigstens acht kleinere, untereinander fest zusammenhängende, einfache Würfel unterschieden werden können. Meist ist die S. grün gefärbt. Von den Botanikern wird sie als Merismopedia punctata Meyen oder Gonium tranquillum, glaucum, hyalinum Ehrenberg bezeichnet. Man hat sie auch an andern Orten als im Mageninhalt (Harn, Lungen) gefunden. Sie scheint ohne wesentlichen, namentlich ohne schädlichen Einfluß auf den Organismus zu sein.

Sardanapāl heißt nach der griechischen, durch den Geschichtsschreiber Ktesias überlieferten Sage der letzte König von Assyrien, aus dem Geschlechte des Ninus, und der dreißigste auf der von diesem Historiker gegebenen Königsliste. Nach dieser Ueberlieferung war S. ein weichlicher, allen Lüsten hingegebener König, gegen den sich die Statthalter Arbaces von Medien und Belesys von Babylon empörten. In seiner Hauptstadt Ninive belagert, hielt er sich, der Sage nach, mehrere Jahre, bis eine Ueberschwemmung des Tigris die Festungswerke zerstört hatte. Da zündete er in der Verzweiflung seinen Palast an und verbrannte sich mit seinen Weibern, Dienern und Schätzen. Nach dem Ktesias geschah dies gegen das J. 888 v. Chr. Die Wahrheit ist indeß, daß Ninive erst vollständig gegen 604 zerstört wurde, und daß andere Geschichtschreiber jenes Ereigniß in dieses Jahr setzten. Der Name S. findet sich nicht in den Keilschriften, in denen er Asur idin habal («Assur, gib einen Sohn») heißen würde; daß aber ein König dieses Namens regiert hat, erhellt aus einigen Stellen Herodot's. Berosus kennt noch einen andern König S., der Aegypten und Aethiopien unterjochte, Theben einnahm und die Araber bezwang. Dieser Herrscher, Sohn Assarhaddon's, regierte von 667 bis gegen 650; sein Name war Asur-ban-habal. Die Keilschriften kennen verschiedene Monarchen, die einen annähernden Namen führen, und welche die Assyriologen alle mit S. bezeichnen. Der mächtigste war Asur-nasir-habal (S. III.), gegen 920 v. Chr., der Phönizien bekriegte und die Stadt Calach (s. Nimrud) wiederherstellte.

Sardelle oder Sardine (Clupea Sardina) heißt ein zur Familie der Heringe gehöriger Fisch, welcher etwa 4 Zoll lang, oben azurblau und unten silberweiß ist und von manchen für identisch mit dem Pilchard (C. Pilchardus) erklärt wird, der jedoch bedeutend größer und nicht minder schmackhaft ist. Für das Mittelmeer hat die S. dieselbe Wichtigkeit, wie die Sprotte für Nord- und Ostsee und der Pilchard für den Ocean, und es lebt eine große Menge Menschen von ihrem Fange, da sie wegen ihres zarten Fleisches und feinen Geschmacks sehr beliebt ist. Vorzüglich wird sie eingesalzen nach dem Norden versendet, außerdem aber auch ungesalzen in das feinste Oel eingelegt und in luftdicht verschlossenen Büchsen versendet, wo sie dann vorzugsweise Sardine (Sardines à l'huile) heißt. Hauptort für diese letztere Fabrikation ist gegenwärtig Nantes. Nicht zu verwechseln ist mit ihr der Anchovis (s. d.), der ebenfalls oft S. genannt

wird, aber einer andern Gattung (Engraulis) angehört und sich leicht durch den weit und schmal vortretenden Oberkiefer auszeichnet.

Sardes, eine der ältesten und bedeutendsten Städte Kleinasiens, die Hauptstadt des lydischen Reichs, lag am nördl. Fuße des das fruchtbare Thal des Flusses Hermos im Süden begrenzenden Tmolosgebirges am Flusse Paktolos, 1½ St. südlich von der Mündung desselben in den Hermos. Die Unterstadt, in welcher ein berühmter Tempel der Kybele stand, wurde von einer äußerst festen, mit einer dreifachen Mauer umgebenen Burg überragt, die nach dem Sturze des Krösos durch Cyrus nur durch Ueberrumpelung genommen wurde und auch bei der Verbrennung der Stadt durch die Athener und Jonier während des ionischen Aufstandes (498 v. Chr.) verschont blieb. Unter der pers. Herrschaft war sie der Sitz des Satrapen von Lydien. Auch als sie zum syr., dann zum pergamen., endlich zum röm. Reiche gehörte, blieb sie reich und blühend, wurde vom Kaiser Tiberius, als sie durch ein Erdbeben zerstört worden, wiederhergestellt und ward eine der ersten Stätten des Christenthums in Kleinasien. Im Mittelalter gerieth sie mehr und mehr in Verfall, sodaß jetzt nur noch geringe Trümmer von ihr in der Nähe des Dorfes Sart erhalten sind.

Sardine, s. Sardelle.

Sardinien (ital. Sardegna, franz. Sardaigne), eine Insel des Königreichs Italien im Mittelländischen Meere, nach Sicilien die größte dieses Meeres, hat mit den Küsteneilanden einen Flächenraum von 440,4 Q.-M. und wird durch die Bonifaciusstraße von Corsica geschieden. Die Insel bildet eine ziemlich compacte Masse von 36½ M. Länge und durchschnittlich 15 M. Breite. Im Osten findet sich der nur wenig einschneidende Golf von Orosei oder Dorgali, an der zersplitterten Nordostküste die kleinen Golfe von Terranova, Congianus und Arsachena, im Nordwesten der Golfo dell' Asinara, im Westen der von Oristano, im Südwesten und Süden die von Palmas und Cagliari. Namhafte Küsteneilande sind im Südwesten St.-Antioco und St.-Pietro, im Nordwesten Asinara, im Nordosten Madalena, Caprera (Besitzthum Garibaldi's) und eine Menge anderer. Die Insel S. ist zum größten Theil gebirgig; doch nehmen die höchsten, die Granitgebirge (mit Höhen von 3—5000 F. und mehr), nur die östl. Hälfte ein. Am Nordende zeigt sich eine zertrümmerte Kalkformation, welche mit derjenigen von Corsica identisch ist. In der Mitte der Insel lehnt sich westlich an das Hauptgebirge ein vom Tirso umflossenes, bis 1200 F. hohes tertiäres Bergland an, in welchem der erloschene Vulkan Monte-Ferru (in seiner Spitze Urticu 3231 F. aufsteigend) bis an die Westküste vordringt und in seinem Krater das Dorf Lussurgiu birgt. Auch südlicher, bei Oristano, befindet sich ein basaltischer Vulkanberg, der Arci. Im Nordwesten vom Monte-Ferru erheben sich dagegen die Schiefer- und Granitberge Gocceano und Bosa bis 3785 F. Die äußerste Nordwestecke der Insel nimmt die durch eine kleine Tiefebene abgetrennte Gebirgsgruppe La-Nurra ein, welcher die langgestreckte, bis 1214 F. hohe Insel Asinara vorliegt. Auch der südwestlichste Theil der Insel bildet ein eigenes Bergland, von dem übrigen Hochlande durch die von Oristano gegen Südosten bis Cagliari hinziehende, durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Tiefebene Campidano getrennt und durch das Flußthal des Sixerri in einen südl. und nördl. Abschnitt getheilt. In ersterm erhebt sich die Punta-Severa 3036, in letzterm der Monte-Linas 3825 F. Die Hochebenen der Insel sind theils aus Granit, theils aus Trachyt, theils aus Kalk gebildet. Der Bergbau und Hüttenbetrieb liefert viel Blei und Bleiglätte zur Ausfuhr, außerdem Eisen und etwas Silber. Unter den zahlreichen Mineralquellen sind die von Sardana und Fordungianus die bedeutendsten, Bendutti aber trotz der schlechten Einrichtungen am meisten besucht. An Wasser zeigt sich kein Mangel. Doch ist unter den zahlreichen Flüssen kein einziger schiffbar, auch nicht der bedeutendste, der bei Oristano mündende Tirso (Thyrsus der Alten). Die meisten Gewässer versiegen im Sommer. Salzseen befinden sich an der Küste wie im Innern und liefern beträchtliche Quantitäten Salz zum Export. Das Klima ist sehr heiß, aber mit Ausnahme der Gegenden, wo stagnirende Lagunen sich finden, gesund. Der Regen bleibt oft vier bis fünf Monate aus. Der Boden ist sehr fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Obst, Wein, Feigen und andern Südfrüchten. Holz gibt es in Menge, da die Waldungen 37,7 Proc. der Bodenfläche bedecken. Die Pferde sowie das Hornvieh sind klein, aber muthig, schnell und gut gebaut. Schafe zählte man 1860 über 922600. Eigenthümlich sind der Insel das einhufige Schwein, der sardin. Hund, das Muffelthier u. s. w. Die Zahl der Einwohner beträgt (Ende 1863) mit Ausschluß des Militärs 593647 Seelen (gegen 588064 Ende 1861). Die Ursache dieser geringen Bevölkerung liegt hauptsächlich in dem feudalistischen und hierarchischen Druck, der seit Jahrhunderten auf dem Landvolke lastete und alle Keime des Wohlstandes erstickte. Mehr als zwei Drittel des Landes gehörten als Lehnsgüter den Baronen, meist

span. Familien; auch die Geistlichen hatten viel Grundbesitz und erhielten von allen Erzeugnissen den Zehnten. Diese Misverhältnisse wurden seit 1836 und 1837 durch Abschaffung der Patrimonialjustiz und der persönlichen Dienstleistungen, seit 1838—47 durch allmähliche Ablösung des bäuerlichen Besitzes von den Grundlasten und andern drückenden Abgaben durch die Regierung gemildert. Der Sarde ist, gleich dem Corsen, rachgierig, aber arbeitsam, aufgeweckt und erfinderisch. In seinem Anzuge gleicht der sardin. Bauer fast einem Wilden; er trägt Kleider von gegerbtem Leder und hüllt sich oft in Schaffelle ein. Die Sarden sind zumeist Italiener, gemischt mit Spaniern und andern Völkern, und reden einen eigenthümlichen Dialekt, der stark mit Arabischem gemischt ist; doch sprechen die Vornehmen ein reineres Italienisch. Aus Mangel an Unterrichtsanstalten ist der größte Theil des Volks in der Geistesbildung noch sehr zurück. Alle bekennen sich zur kath. Kirche. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Ackerbau und Viehzucht. Ferner wird viel Oel und Wein bereitet. Die Sardinischen Weine gleichen den spanischen, haben viel Feuer, ein herrliches Bouquet und übertreffen alt an Güte und Lieblichkeit die Cyprier. Berühmt sind der Malvasier von Bosa, der von Pirri und Quartu bei Cagliari, der Nasco, der Monaca, der Muragus von Cagliari, der Giro, ein röthlicher, starker, süßer Wein, und der wohlschmeckende weiße Vernaccio. Fabriken und Manufacturen fehlen fast ganz. Ungeachtet der günstigen Lage hatte die Insel bislang keine Schiffe. Sogar die Thun- und Korallenfischerei wird von Engländern, Franzosen, Genuesern und Sicilianern getrieben, die für die Erlaubniß zu dem Thunfischfang an einige sardin. Familien, für die Korallenfischerei aber an den König einen Pacht zahlen. Der Handel steht, obschon ihn zwölf Häfen unterstützen, schon wegen mangelhafter Communication im Innern des Landes auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Regierung der Insel führte früher ein Vicekönig und ein besonderes Ministerium. Auch bestanden Reichsstände, zusammengesetzt zufolge eines Statuts von 1355 aus Geistlichen, dem Adelsstande und Abgeordneten der königl. Ortschaften. Sie hatten das Recht der Berathung bei Gesetzen, Steuern u. s. w., wurden aber nur sehr selten berufen. Erst seit Oct. 1847 ist die Insel der Monarchie völlig einverleibt. Es gibt in S. zwar zwei Universitäten, zu Cagliari und Sassari; nichtsdestoweniger liegen die Wissenschaften ganz danieder. Die Staatseinkünfte waren sonst so unbedeutend, daß damit nicht die öffentlichen Kosten bestritten werden konnten. Das Militär wurde früher durch Werbung ergänzt, da der Sarde wie der Corse gegen den Kriegsdienst einen unbeugsamen Widerwillen hat. Gegenwärtig hat die Insel ihre eigene Nationalmiliz. In administrativer Beziehung wird sie in zwei Provinzen eingetheilt: Cagliari im Süden (245,7 Q.-M. mit 372097 E. Ende 1861) und Sassari im Norden (194,7 Q.-M. mit 215967 E.). Die erstere zerfällt in die 4 Districte Cagliari, Iglesias, Lanusei und Oristano, zusammen mit 58 Mandamenti und 262 Communi; die letztere in die 5 Districte Alghero, Nuoro, Ozieri, Sassari und Tempio-Pausania, zusammen mit 33 Mandamenti und 110 Communi. In kirchlicher Beziehung umfaßt S. drei Erzbisthümer: Cagliari, Oristano und Sassari, außerdem acht Bisthümer. Die Hauptstadt ist Cagliari (s. d.).

Die Insel S., im frühen Alterthum Ichnusa oder Sandaliotis, nach ihrer einer Fußsohle ähnlichen Form, später Sardo von den Griechen, Sardinia von den Römern genannt, war ursprünglich im südl. Theile von dem libyschen, wahrscheinlich schon mit Phöniziern gemischten oder unter deren Aufsicht stehenden Volke der Iolaer, außerdem von den iberischen Stämmen der Sarden (Sardonen griech., Sardi lat.) und Balearen, im Norden aber, ebenso wie ganz Corsica, von Ligurern bewohnt. Zu diesen kamen an den Westküsten Niederlassungen der auch an den ital. Küsten seßhaften pelasgischen Tyrrhener, die nachmals in den Besitz der etruskischen Seestädte übergingen. Die griech. Colonien der Phocäer, die nachher Massalia gründeten, vielleicht auch später der Massalioten selbst, namentlich Olbia an der Nordostküste, scheinen von keiner langen Dauer gewesen zu sein. Später, seit 500 v. Chr., legten die Karthager an der Südküste die Handelsniederlassungen Caralis und Sulchi oder Sulci an, von wo aus diese allmählich ihre Herrschaft über die Küsten ausdehnten. Auf die Phönizier deutet der Umstand, daß fast alle Städte der Insel, auch im Innern, phöniz. Namen tragen. Auf die pelasgischen Colonien scheinen die noch vorhandenen zahlreichen Nurraghi hinzuweisen, eine Art Wohnungen, die meist 50 F. Höhe, an der Grundfläche einen Durchmesser von 90 F. haben, am Gipfel mit einem eingedrückten Kegel endigen, aus verschiedenen Steinarten auf Hügeln in der Ebene erbaut und bisweilen mit einem Wall umgeben sind. Nach dem ersten Punischen Kriege kamen S. und Corsica 238—231 von den Karthagern in die Gewalt der Römer und bildeten eine Provinz mit der Hauptstadt Caralis, wurden aber im Innern erst unter den röm. Kaisern völlig unterworfen.

In der Folge war S. nacheinander im Besitze der Vandalen im 5. Jahrh., der byzant. Kaiser seit 536 n. Chr., der Sarazenen seit Anfang des 8. Jahrh., der deutschen Kaiser, dann wieder der Sarazenen seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrh., seit 1007 und nach abermaliger Eroberung durch die Sarazenen (1022) der Pisaner, bei welchen Wechseln der Herrschaft es an langen und blutigen Kämpfen nicht fehlte. Die Pisaner setzten zur Regierung des Landes vier Richter in Cagliari, Torre, Gallura und Arborea ein, welche sich bald nicht nur große Macht, sondern auch die Erblichkeit ihrer Würde verschafften. Mit Unterstützung der Genueser gelang es dem Richter Bariso (Boruson) von Arborea, sich zum Oberherrn der ganzen Insel zu machen, die nun Kaiser Friedrich I. 1164 zu einem Königreiche erhob. Nach mancherlei innern Wirren machte Kaiser Friedrich II. seinen natürlichen Sohn Enzio (s. d.) zum Könige von S. Nach dessen Gefangennehmung durch die Bologneser bemächtigten sich 1250 wieder die Pisaner der Insel. Papst Bonifaz VIII. maßte sich die Oberlehnsherrlichkeit über das Königreich an und belehnte damit und mit der Insel Corsica 1296 den König Jakob II. von Aragonien; doch erst 1324 gelangte dieses Haus zum ruhigen Besitze der Herrschaft. Bald war S. wieder der Schauplatz vieler Empörungen und verwüstender Bürgerkriege. Es gehörte nun zu Spanien, bis es im Spanischen Erbfolgekriege (s. d.) 1708 von den Engländern für Oesterreich erobert und besetzt wurde. Im Utrechter Frieden von 1713 wurde die Insel förmlich dem Hause Oesterreich zugesprochen. 1717 eroberte sie zwar König Philipp V. von Spanien wieder; doch mußte er sie alsbald, durch Frankreich, England und Oesterreich genöthigt, aufs neue abtreten. Hierauf trat Oesterreich gegen Sicilien, das der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen im Utrechter Frieden als Königreich erhalten hatte, 1720 die Insel S. an diesen ab. Seit dieser Zeit bildete sie mit Savoyen und Piemont das «Königreich Sardinien». Obschon aber die Insel S. dem Staate den Namen gab, blieb sie doch nur eine vernachlässigte Provinz, während Piemont als das Hauptland galt. Vgl. Hörschelmann, «Geschichte, Geographie und Statistik der Insel S.» (Berl. 1828); Manno, «Storia di Sardegna» (3 Bde., Turin 1825); de Vico, «Historia general de la isla et reyno de Cerdeña» (2 Bde., Barcelona 1839); Graf Albert della Marmora, «La Sardaigne» (5 Bde., Par. 1839—57, nebst Atlas), das Hauptwerk; Neigebaur, «Die Insel S.» (Lpz. 1853); Boullier, «L'Ile de Sardaigne» (Par. 1865).

Sardinien, ehemaliges Königreich, das nach den großen Annexionen der J. 1859 und 1860 sich zu dem jetzigen Königreich Italien (s. d.) umgestaltete, umfaßte damals auf dem Festlande die alten histor. Provinzen Piemont (s. d.) nebst Montferrat (s. d.), Genua (s. d.) und Lombardei (s. d.) mit einem Flächeninhalte von 1031,2 Q.-M. mit (Ende 1861) 6,640574 E. und außerdem die gleichnamige Insel Sardinien (s. d.), 441,7 Q.-M. mit 588064 E.; also im ganzen 1472 Q.-M. mit über 7 Mill. E. Die vormaligen sardin. Provinzen Savoyen (s. d.) und der größte Theil von Nizza (s. d.) wurden 24. März 1860 an Frankreich abgetreten. Gegenwärtig zerfällt das Gebiet des ehemaligen Königreichs S. in die festländischen Provinzen Turin (941992 E.), Cuneo oder Coni (597279 E.), Porto-Maurizio (121330 E.), Genua (650143 E.), Alessandria (645607 E.), Novara (579385 E.), Como (457434 E.), Mailand (948320 E.), Pavia (419785 E.), Cremona (339641 E.), Bergamo (347235 E.), Brescia (486383 E.) und Sondrio (106040 E.) nebst den beiden Provinzen Sassari (215967 E.) und Cagliari (372097 E.) auf der Insel Sardinien.

Das festländische Gebiet, das im Süden vom Mittelländischen Meere, im Westen von Frankreich, im Norden von der Schweiz und Tirol, im Osten von dem vormaligen Lombardisch-Venetianischen Königreich und den vormaligen Herzogthümern Parma und Modena begrenzt wird, bietet hinsichtlich seiner natürlichen Beschaffenheit eine sehr verschiedene Physiognomie dar. Lombardei und Piemont gehören vorherrschend zu der großen Tiefebene des Po und zeigen eine außerordentliche Productionskraft; jedoch im Süden, Westen und Norden erheben sich die Vorberge, die zu dem Apennin, den Ligurischen Alpen, Meeralpen, Cottischen, Grajischen, Penninischen, Lepontischen, Rhätischen und Orteler Alpen aufsteigen. Mehrere bewundernswürdige Gebirgsstraßen führen darüber hinweg, so über den Col di Tenda, Mont-Genèvre, Mont-Cenis und Kleinen St.-Bernhard nach Frankreich, über den Großen St.-Bernhard, Simplon und Splügenpaß nach der Schweiz, über das Stilfser oder Wormser Joch nach Tirol. Das Klima ist in diesen Provinzen milde, aber gemäßigt und begünstigt den Acker-, Obst- und Weinbau, die Vieh- und Seidenzucht; in den Poniederungen wird vorzugsweise Reis cultivirt. Dagegen kennt das Küstenland am Golf von Genua und dem Südabhange der Apenninen und Ligurischen Alpen kaum noch einen eigentlichen Winter und läßt sogar den Oelbaum und die Orangen im Freien gedeihen. Waldungen und Forstcultur sind unbedeutend. Der Hauptfluß ist der Po, der

links durch den Mincio, Oglio, Adda, Ticino, Agogna, Sesia, Dora-Baltea und Dora-Riparia, rechts durch den Tanaro, Bormida, Scrivia und andere Nebenflüsse verstärkt, die Verbindung mit dem Adriatischen Meere herstellt. In das Mittelmeer gehen nur unbedeutende Küstenflüsse. Unter den Seen sind der Lago-Maggiore, di Como und Lago di Garda hervorzuheben. Auch fehlt es nicht an Bewässerungs- und Schiffahrtskanälen. Neben der herrschenden ital. Sprache wird im Norden und Westen Piemonts auch französisch gesprochen, und in fünf im Süden und Südosten vom Monte-Rosa (s. d.) auslaufenden Thälern wohnen acht deutsch redende Gemeinden von altburgund. Abstammung. Die kath. Religion ist die herrschende und auch nach der Verfassung vom 4. März 1848 die Staatsreligion. Indessen haben seitdem die übrigen Culte gesetzliche Duldung erlangt, und die in einigen Alpenthälern wohnenden Waldenser (s. d.) sind somit der frühern schmachvollen Behandlung enthoben. Auf dem festländischen Gebiete sind vier Erzbischöfe zu Turin, Genua, Vercelli und Mailand. Der Volksunterricht, bis 1848 größtentheils in den Händen der Jesuiten, kann sich nur langsam aus dem alten kläglichen Zustande erheben; doch ist die Volksbildung hier weiter fortgeschritten als in den übrigen Theilen Italiens. Der Adel ist zahlreich, aber nicht sehr vermögend und schon seit der Herrschaft Napoleon's I. in seinen Vorrechten beschränkt. Der Bürgerstand zeichnet sich in den größern Städten (Mailand, Turin, Genua, Brescia, Cremona, Pavia, Alessandria, Bergamo, Asti u. s. w.) durch industrielle und commerzielle Thätigkeit aus. Der Bauer, besonders ehedem selten Eigenthümer, meist nur Pachter oder Nutznießer des Ackerlandes, hat in neuerer Zeit viele Begünstigungen erfahren. Doch herrscht im ganzen noch dasselbe Ackerbausystem vor: große Grundeigenthümer vergeben ihre Ländereien in kleinen Parcellen an viele Pächter. Die Hauptausfuhrartikel sind Reis, Wein, Oel und Hanf. In den Alpenlandschaften ist die Rindvieh- und Ziegenzucht sehr ausgebreitet und wird viel Käse ausgeführt. Noch wichtiger für den Exporthandel ist die sehr beträchtliche Seidenzucht, deren Ertrag größtentheils im Lande selbst verarbeitet wird. Die Bergwerke in Piemont arbeiten vorzugsweise auf Blei und Eisen; Steinkohlengruben finden sich an der Ligurischen Küste; außerdem wird an verschiedenen Stellen Marmor, Alabaster und Schiefer gebrochen.

Das Königreich S. war eine Schöpfung der jetzt über ganz Italien herrschenden Dynastie, welche seit dem 11. Jahrh. als Grafen in Savoyen (s. d.) regierte. Allmählich dehnte dies Geschlecht seine Herrschaft sowol in der Schweiz wie auch im Süden der Alpen über Piemont aus und erwarb 1388 die Grafschaft Nizza (s. d.). 1416 erhielt Graf Amadeus VIII., der Friedfertige, durch Kaiser Sigismund den Herzogstitel von Savoyen verliehen. Zwar gingen im Reformationszeitalter die Besitzungen in der Schweiz verloren; aber obwol die Dynastie in den langwierigen Kriegen der großen Nachbarmächte Frankreich, Spanien, welches das Herzogthum Mailand besaß, und Oesterreich oft hart bedrängt wurde, gelang es ihr doch, die Lande Savoyen und Piemont zu behaupten und durch neue Erwerbungen zu vergrößern. Epochemachend wurde endlich der Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), indem Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen (1675—1730) damals durch den Turiner Vertrag mit Kaiser Leopold I., 25. Oct. 1703, Montferrat und einige Districte des Herzogthums Mailand, durch den Utrechter Frieden 11. April 1713 aber die Insel Sicilien nebst dem Königstitel erhielt. Jedoch in den nachfolgenden Verwickelungen mußte der neue König, von Oesterreich, Frankreich und England zugleich bedrängt, sich bequemen, 8. Nov. 1718 das schöne Sicilien gegen die verwilderte Insel Sardinien umzutauschen, in deren förmlichen Besitz er erst 1720 eingesetzt wurde. Seitdem ward der gesammte Staatencomplex des Hauses Savoyen mit dem Namen des «Königreichs Sardinien» bezeichnet.

König Victor Amadeus II. stärkte und bereicherte die Krone durch eine große Reduction der Krondomänen (1724), wodurch der Adel schwer betroffen wurde, und suchte das Volk durch Unterricht zu heben. Ueberreizt und abgespannt trat er, gegen ein Jahrgeld von 100000 Thlrn., die Regierung an seinen Sohn ab (Sept. 1730). Aber der Entschluß gereute ihn bald; nach Jahresfrist verlangte er die Entsagungsurkunde zurück und versuchte die Citadelle von Turin zu überrumpeln. Darauf ward er gefangen gesetzt und starb im Gefängniß, Oct. 1732. Sein Sohn und Nachfolger Karl Emanuel III. (1730—73) verstand es ebenso geschickt, in den Conflicten der mächtigen Nachbarstaaten sein Interesse zu fördern. Als Bundesgenosse Frankreichs und Spaniens gegen Oesterreich erwarb er im Wiener Frieden, 18. Nov. 1738, die mailänd. Districte Tortona und Novara, und als Bundesgenosse Oesterreichs während des Oesterreichischen Erbfolgekriegs durch den Wormser Vertrag, 13. Sept. 1743, und den Aachener Frieden, 18. Oct. 1748, die mailänd. Districte Anghiera, Vigevano und theilweise Pavia. Auch die innere Verwaltung des Königs war verdienstvoll. Er suchte durch kluge Staatsökonomie dem Lande die Militärlast erträglich zu machen, gab ein Gesetzbuch (das Corpus Carolinum von

1770) und behauptete dem Papste gegenüber seine Autorität, indem er alle geistlichen Stellen selbst besetzte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstl. Bullen seiner Bestätigung unterwarf. Schwere Schicksale suchten das Land unter den folgenden Regierungen seines Sohnes und Enkels heim. Victor Amadeus III. (1773—96) wurde in die Coalition gegen das revolutionäre Frankreich hineingezogen und verlor schon im Herbst 1792 Savoyen und Nizza an die Franzosen. Durch brit. und päpstl. Subsidien unterstützt, suchte er unter schwerer Belastung des Landes eine Armee von 50000 Mann aufzubringen (1793), focht auch anfangs nicht unglücklich, ohne doch das Vordringen der siegreichen Revolution aufhalten zu können. Nachdem der Kampf 1794 und 1795 geschwankt, zwang Bonaparte's berühmter Feldzug von 1796 gleich in den ersten Wochen den König von S. zur Unterwerfung. Er mußte 18. Mai unter drückenden Bedingungen Frieden mit der franz. Republik schließen und die 1792 verlorenen Lande förmlich abtreten. Sein Sohn Karl Emanuel IV. (1796—1802) verband sich mit Frankreich gegen Oesterreich (April 1797), wurde aber gleichwol vom franz. Directorium unter dem Vorwande, er hege feindliche Plane gegen die Republik, 9. Dec. 1798 gezwungen, dem Besitze aller seiner Staaten auf dem festen Lande zu entsagen. Er begab sich auf die Insel Sardinien und erließ im März 1799 eine Verwahrung gegen den ihm abgedrungenen Verzicht. Die Fortschritte der Coalition im Sommer 1799 drängten zwar die Franzosen hinaus, aber der Sieg von Marengo stellte im folgenden Jahre die franz. Gewalt wieder her, und 11. Sept. 1802 ward Piemont förmlich mit Frankreich vereinigt. Karl Emanuel hatte indessen schon 4. Juni 1802 die Krone niedergelegt und trat nachher in den Jesuitenorden (gest. zu Rom 1818). Ihm folgte sein Bruder Victor Emanuel I. (s. d.), der nach dem Umsturze des Napoleon'schen Kaiserthums wieder 20. Mai 1814 seinen Einzug in Turin hielt. Der erste Pariser Frieden hatte ihm seine Staaten auf dem festen Lande bis auf einen Theil von Savoyen, der bei Frankreich blieb, zurückgegeben. Der Wiener Congreß fügte 14. Dec. 1814 noch die ehemalige Republik Genua hinzu, und im zweiten Pariser Frieden erhielt er auch den Rest von Savoyen nebst der Schutzherrschaft über Monaco (s. d.), wogegen er 1816 die Bezirke von Carouge und Chesne an Genf abtrat. Es war die Absicht der Mächte, hier einen kräftigen Mittelstaat als Bollwerk gegen Frankreich aufzurichten. Aber gleichzeitig dehnte Oesterreich seine Herrschaft über Oberitalien aus und machte die andern ital. Staaten durch Verträge und dergleichen von sich abhängig. Unter diesen Umständen mußte auch das Königreich S. um seine polit. Selbständigkeit besorgt werden, und nur mit Hülfe Rußlands und Englands konnte es sich der unberechtigten Anforderungen Oesterreichs erwehren. Selbst die conservativsten sardin. Staatsmänner, wie de Maistre, fanden dies so unerträglich, daß sie schon 1814 erklärten, S. müsse, um nur seine alte Unabhängigkeit wiederzugewinnen, sich an die Spitze revolutionärer nationaler Bewegungen stellen.

Mit Victor Emanuel's I. Rückkehr kamen auch die Misbräuche der alten Zeit zurück. Die Königin und einzelne Personen vom Adel und der Geistlichkeit beherrschten den Monarchen völlig und waren eifrig bemüht, den frühern Einfluß des Jesuitenordens und überhaupt die Zustände, wie sie vor 1798 gewesen waren, möglichst unverändert wiederherzustellen. Um so leichter fanden auch in S. die über ganz Italien verbreiteten Carbonari (s. d.) Eingang. Ein Theil des Adels und des Heeres wurde in diese Verbindungen verflochten; ja der präsumtive Thronfolger, Prinz Karl Albert (s. d.) von Savoyen-Carignan, war ihnen ohne Zweifel nicht ganz fremd. Die Militäraufstände, welche 9. und 10. März 1821 zu Alessandria, Fossano und Tortona ausbrachen, gaben endlich das Signal zur piemont. Revolution. In Alessandria wurde die span. Constitution ausgerufen und eine Junta eingerichtet. Am 11. März schloß sich auch Turin dem Aufstande an. Dadurch bewogen, legte Victor Emanuel 13. März 1821 zu Gunsten seines jüngsten Bruders Karl Felix die Krone nieder. Karl Felix befand sich indessen zu Modena, und so wurde Karl Albert mit der vorläufigen Regentschaft betraut. Zögernd entschloß er sich dazu, beschwor die revolutionäre Verfassung, bildete ein Ministerium im Sinne der Bewegung, befahl die Errichtung einer Nationalgarde und bestätigte die oberste Junta. Inzwischen rüstete sich Oesterreich zur Bekämpfung der Revolution. Karl Felix erklärte von Modena aus alles Geschehene für ungültig und stellte den Grafen Salieri della Torre an die Spitze der treugebliebenen Truppen. Prinz Karl Albert selbst ernannte zwar noch einen der entschlossensten Revolutionsmänner, Graf Santa-Rosa, zum Kriegsminister, entfloh aber gleich darauf ins Lager der königl. Truppen und entsagte der Regentschaft. Alles ging nun rasch der Auflösung entgegen, so eifrig auch Santa-Rosa bemüht war, die Revolution zum Widerstande zu organisiren. In der Nacht vom 7. bis 8. April 1821 gingen die Oesterreicher unter Bubna über die Grenze, vereinigten sich mit den königl. Truppen und schlugen 8. April die Insurgenten nach tapferm Widerstande. Zwei

Tage später war Turin besetzt, die absolute Gewalt wiederhergestellt und die Anstalten zur Bestrafung der Schuldigen getroffen. Die meisten von ihnen waren entflohen, auch Santa-Rosa, der in griech. Dienste trat und in einem Gefechte auf der Insel Sfakteria 9. Mai 1825 fiel. Eine österr. Besatzung blieb bis Herbst 1823 in den Hauptplätzen S.s.

König Karl Felix (1821—31) bethätigte in allen Stücken eine streng absolutistische und reactionäre Richtung, bewahrte aber nichtsdestoweniger, Oesterreich gegenüber, eine gewisse Selbständigkeit. Obwol er den Prinzen Karl Albert wegen seiner Betheiligung bei der Revolution hart genug behandelte, wies er doch die Anmuthungen Metternich's, denselben von der Thronfolge auszuschließen und den Schwiegersohn Victor Emanuel's I., Herzog Franz IV. von Modena, zum Nachfolger zu ernennen, mit Entschiedenheit zurück. Als mit dem Tode des Königs Karl Felix 27. April 1831 die Hauptlinie des Hauses Savoyen erlosch, bestieg demnach die Nebenlinie Savoyen-Carignan, deren Erbrecht auf die sardin. Monarchie der Wiener Congreß anerkannt hatte, in der Person Karl Albert's (1831—49) den Thron. Der neue König begann mit einzelnen Verbesserungen in der Verwaltung, den Finanzen und dem Heerwesen, aber die Hoffnungen, welche die liberal-constitutionelle Partei auf ihn gesetzt hatte, erfüllte er nicht, vielmehr gab auch er dem Einflusse des Adels und Klerus, besonders der Jesuiten, sich willig hin. Eine Verschwörung, die man in Turin im Nov. 1833 entdeckte, und ein von der Schweiz aus, Anfang Febr. 1834, mit beispiellosem Leichtsinn unternommener Einbruch eines Haufens ital., poln. und deutscher Flüchtlinge unter Mazzini und Ramorino (der sog. Savoyerzug) gaben dem Könige Anlaß, mit um so größerer Strenge in der angenommenen Richtung zu beharren. In der auswärtigen Politik zeigte sich Karl Albert als strenger Anhänger des Legitimitätsprincips. Die sardin. Regierung war mit der franz. Julidynastie, gegen welche sie die karlistischen Umtriebe unterstützte, bis 1835 in offener Spannung. Noch schroffer gestaltete sich das Verhältniß zu Spanien, mit welchem 1836—39 alle Beziehungen abgebrochen wurden, indem Karl Albert die Aufhebung des Salischen Gesetzes und die Erhebung der Königin Isabella nicht anerkannte, sondern die Ansprüche des Don Carlos offen unterstützte. Auch mit Portugal entstand wegen des gescheiterten Projects, die Königin Maria da Gloria mit dem Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan zu vermählen, ein Zerwürfniß, infolge dessen mehrere Jahre hindurch der diplomatische Verkehr abgebrochen war. Mit dem Königreiche beider Sicilien ward 28. März 1833 ein Kriegsbund gegen den Dei von Tunis geschlossen, welcher die ital. Handelsschiffahrt durch seine Kaper störte; ein verbündetes Geschwader erzwang vor Tunis Schadenersatz und Abbitte. Als seine Hauptaufgabe sah der König es an, «ein Heer zu organisiren, das im Stande sei, mit Ruhm die nationale Ehre und Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten». Darum wurden, bei einem jährlichen Budget von 75 Mill. Lire (Francs), allein 27 Mill. für die Armee verwandt und durch Einführung eines Landwehrsystems 1832 die Stärke derselben für den Kriegsfuß auf 60000 Mann gesteigert. In den innern Angelegenheiten entfaltete Karl Albert überhaupt eine viel regere und fruchtbarere Thätigkeit als seine beiden Vorgänger. Außer den Handelsverträgen mit Frankreich, England, der Pforte, den Niederlanden, Dänemark, Oesterreich und den Hansestädten, wodurch der Aufschwung des Verkehrs mächtig gefördert ward, widmete er dem Straßen-, Brücken- und Eisenbahnbau einen lebhaften Eifer, hob den Ackerbau und die Industrie, hielt die Finanzen in guter Ordnung und ließ auch dem Volksunterricht eine größere Fürsorge angedeihen. Besonders im zweiten Jahrzehnt seiner Regierung machte er sich von den Ueberlieferungen seiner Vorgänger mehr und mehr los. Es ward 1842 eine, wenn auch beschränkte Amnestie erlassen, die Censur gemildert, der Wissenschaft eine freiere Bewegung eingeräumt, die Gesetzgebung, Justiz und das Gefängnißwesen reformirt und der schwere Druck der Feudallasten von der Insel Sardinien abgenommen. Daß sich der König von dem Einflusse Oesterreichs zu emancipiren strebte, bewies sein entschiedenes Auftreten bei dem Streite, der sich 1846 wegen des Salz- und Weinhandels mit der lombard. Regierung entsponnen hatte. So war noch vor dem Beginn der ital. Reformbewegung, die sich an die Erhebung Pius' IX. anknüpfte, S. der bestregierte Staat der Halbinsel und durch seinen finanziellen Wohlstand, seine Heereskraft wie durch seine Administration jedenfalls der einzige, der mit Oesterreich um die Herrschaft in Italien ringen konnte. Wol blieb S. von der Bewegung, die 1846 und 1847 die ganze Halbinsel ergriff, nicht unberührt; aber der Eindruck machte sich diesmal nicht in Aufständen und Verschwörungen geltend, sondern sprach sich mehr in vertrauensvollen Bitten und Demonstrationen aus. Ein Decret des Königs vom 30. Oct. 1847 kam diesen Wünschen entgegen: er versprach die Einführung einer neuen Gerichtsverfassung mit Beseitigung der privilegirten Gerichtsstände, Beschränkung der Polizeigewalt und freiere Bewegung der Presse; auch erhielten die 1843 eingerichteten Pro-

vinzialräthe und die Gemeinden ausgedehntere Rechte. Rasch entfaltete sich im ganzen Lande ein bewegtes polit. Leben, das sich im ganzen von den Excentricitäten frei hielt, die anderwärts die Reformbewegung störten und vereitelten. Der Fortgang der Dinge im übrigen Italien erlaubte indessen dem Könige nicht, bei Reformen der Verwaltung stehen zu bleiben, und er verhieß 8. Febr. 1848 eine constitutionelle Verfassung, die 4. März verkündet ward. Der Einfluß der absolutistischen und klerikalen Partei trat seitdem völlig in den Hintergrund. Die Bildung eines constitutionellen Ministeriums unter Graf Balbo, welches ein freisinniges Wahlgesetz, die Berufung des ersten sardin. Parlaments und allgemeine Amnestie verkündigte, vollendete die Umgestaltung des alten Zustandes.

Mitten in diese Vorgänge fiel die Nachricht von der Februarrevolution in Frankreich und steigerte die Bewegung in Oberitalien zu offener Revolution. Schon 18. März 1848 brach in Mailand der Aufstand aus, der die Oesterreicher an den Mincio drängte. Von Anfang an hatte sich in der sardin. Bevölkerung der Gedanke der Einheit Italiens unter Karl Albert's Leitung ausgesprochen, und der König selbst, als «das Schwert Italiens» begrüßt, gab dieser Meinung einen Ausdruck, indem er gleich nach dem Ausbruche der mailänder Insurrection die lombard. Bewegung unter seinen Schutz nahm, an Oesterreich 23. März den Krieg erklärte und in die Lombardei einrückte. Aber die Krone von Italien war schwerer zu erlangen, als es im ersten Enthusiasmus schien. Wol beschlossen die Vertreter der Lombardei (Juni) und später auch Venedigs, sich mit S. zu verschmelzen; aber die Last des Kriegs fiel auf Karl Albert allein. Die übrigen ital. Fürsten führten ihn theils ohne Kraft, theils ohne guten Willen und nur von der demokratischen Bewegung dazu gedrängt. Nachdem die Kämpfe bei Goito, Lucia, Peschiera die Ueberlegenheit der Oesterreicher und ihres Feldherrn Radetzky bereits bekundet, wurde durch den entscheidenden Schlag bei Custozza 25. Juli die piemont. Armee in volle Auflösung gebracht, und König Karl Albert, fast machtlos dem unsinnigen Groll der aufgeregten lombard. Bevölkerung preisgegeben, sah sich genöthigt, in einem Waffenstillstande 9. Aug. die Lombardei zu räumen und sich über den Tessin zurückzuziehen. (S. Italien.) Inzwischen war das sardin. Parlament 8. Mai eröffnet worden und ein entschieden progressives Ministerium, in welchem Gioberti (s. d.) einen Platz einnahm, aus demselben hervorgegangen. Mit dem Abschluß des Waffenstillstandes trat dieses Cabinet zurück und machte dem gemäßigtern Ministerium Revel-Pinelli Platz, welches auf der Bahn der constitutionellen Entwickelung unverändert beharrte, aber in der auswärtigen Politik einen minder kühnen Weg als die Vorgänger einschlug. Die neue Regierung hätte einen ehrenvollen Vertrag unter brit.-franz. Vermittelung der Erneuerung des Kriegs vorgezogen, obschon sie die Rüstungen zu einem neuen Kampfe nicht versäumte. Doch vermochte sie sich vor dem stürmischen Drängen der Progressisten nicht zu behaupten und wich im Dec. 1848 einem demokratischen Ministerium, das Gioberti gebildet hatte. Auch Gioberti erfuhr rasch den Wechsel der Volksgunst. Er mußte zur Kammerauflösung schreiten und sah sich dann genöthigt, vor der neugewählten Volksvertretung im Febr. 1849 ebenfalls den Rückzug anzutreten. Unterdessen hatte Karl Albert sich zum neuen Kampfe gerüstet und kündigte 12. März den Waffenstillstand. Acht Tage später begann hierauf der zweite Act des Kriegs um die lombard. Krone. Ein dreitägiger Feldzug, durch die Niederlagen bei Mortara und Novara (s. d.), 21. und 23. März, bezeichnet, machte jedoch dem Kampfe ein schnelles Ende. Karl Albert selbst, am bessern Erfolge verzweifelnd, verzichtete noch am Tage der Niederlage von Novara auf die Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes Victor Emanuel II., zugleich die freiwillige Verbannung wählend, in welcher er schon 28. Juli zu Oporto starb. Noch in der Nacht seines stürmischen Regierungsantritts schloß der neue König einen Waffenstillstand. Ein gleichzeitiger Aufstand in Genua wurde 4. April nicht ohne Blutvergießen unterdrückt. Der Friede mit Oesterreich ward 6. Aug. zu Mailand abgeschlossen. S. behielt seine alten Grenzen, zahlte an Oesterreich 75 Mill. Frs. Kriegsentschädigung und erlangte die Amnestie der Lombarden und Venetianer, die unter der sardin. Fahne gefochten hatten. Erst nachdem der König durch eine Parlamentsauflösung, Nov. 1849, an das Land appellirt hatte, ward dieser Friedensschluß von dem neugewählten Parlament 7. Jan. 1850 sanctionirt.

Victor Emanuel (s. d.) hatte seine Regierung mit der Versicherung angetreten, die verfassungsmäßigen Institutionen zu erhalten, und er blieb diesem Versprechen unwandelbar treu, so sehr auch im Innern die absolutistische und klerikale Partei und von außen her die überall wieder erstarkende Reaction, besonders aber Oesterreich der Fortdauer der constitutionellen Entwickelung S.s sich entgegenstellten. Ein liberales Ministerium unter d'Azeglio, 7. Mai 1849, bemühte sich, die Wunden der letzten Unglücksfälle zu heilen, was freilich nicht ohne größere finanzielle

Belastung des Landes geschehen konnte, und die constitutionellen Institutionen im einzelnen durchzuführen. Die Auflösung des Parlaments im Nov. 1849 hatte ein günstiges Ergebniß. Es stellte sich jetzt eine ansehnliche Majorität im gemäßigt-constitutionellen Sinne heraus, welche stark genug war, die doppelte Opposition von reactionärer und radicaler Seite abzuwehren. Der neueingetretene Justizminister Siccardi that einen bedeutungsvollen Schritt, indem er die geistliche Gerichtsbarkeit und eine Reihe anderer Vorrechte des Klerus aufhob, die Cultusfreiheit der andern Confessionen (Evangelische, Waldenser, Juden) durchführte und den Widerstand des Klerus, namentlich des Erzbischofs Franzoni von Turin, mit den gesetzlichen Mitteln zu brechen wußte. Zugleich wurden die feudalen Vorrechte jeder Art beseitigt, die öffentlichen Arbeiten rührig gefördert, von dem Finanzminister Cavour der Zolltarif im freihändlerischen Geiste umgestaltet und mit den meisten Staaten Europas 1850—51 Handelsverträge in diesem Sinne eingegangen. Eine an sich unbedeutende Differenz mit der Deputirtenkammer hatte im Mai 1852 den Austritt mehrerer Minister, insbesondere Cavour's zur Folge, worauf Azeglio das Cabinet abermals reconstruirte. Die Agitation des Klerus gegen die Siccardi'schen Gesetze, namentlich gegen den Entwurf über die Civilehe, kam nun erst in vollen Gang und fand ihren Rückhalt an Rom, an Oesterreich und zum Theil auch an Frankreich, während die liberale Partei die Regierung zum entschlossenen Handeln drängte. Das Ministerium d'Azeglio fühlte sich dieser Lage nicht gewachsen, und von dem Klerus bitter angefeindet, von den Liberalen der Unentschlossenheit angeklagt, nahm es im Oct. 1852 seine Entlassung. Von neuem regte sich jetzt die Hoffnung der absolutistischen und klerikalen Partei, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen; aber aus der Ministerkrisis, welche die Gemüther aufs höchste gespannt, ging 4. Nov. 1852 wiederum ein liberales Ministerium hervor unter dem Vorsitz des Grafen Cavour (s. d.), der nun bis Juli 1859 am Staatsruder blieb. Im Innern entwickelte sich die constitutionelle Gesetzgebung ungestört, indem die Wahlen der Regierung eine entschiedene Majorität sicherten. Einzelne Auftritte auf der Insel Sardinien und eine sichtlich unter geistlichen Einflüssen begonnene Emeute im Aostathal im April 1854 bewiesen freilich, daß die Feinde der neuen Ordnung der Dinge sich noch nicht für überwunden hielten. Am stärksten und ausdauerndsten war die klerikal-aristokratische Opposition in Savoyen, und je mehr die sardin. Politik sich mit den ital. Nationalbestrebungen identificirte, um so mehr entfremdete sich diese französisch redende Provinz dem Staatsleben der sardin. Monarchie. Aber trotz aller Hindernisse ging das Ministerium Cavour, dessen Stellung durch eine abermalige Parlamentsauflösung und Neuwahlen, Nov., Dec. 1853, noch mehr befestigt ward, unaufhaltsam auf der Bahn der Reformen vorwärts. Durch Aufhebung der meisten Klöster, Mai 1855, ward der bisher übermäßig zahlreiche Klerus bedeutend vermindert, und aus den eingezogenen Klosterfonds gewann man die Mittel, um die bisher sehr beschränkte Lage der niedern Landgeistlichkeit und das vernachlässigte Volksschulwesen zu verbessern. Darüber kam es am Ende, nachdem die diplomatischen Beziehungen schon längst gestört waren, zu einem vollständigen Bruch mit der röm. Curie, und 26. Juli 1855 verhängte Papst Pius IX., ohne bestimmte Namen zu nennen, über alle und jede, die bei jener Maßregel betheiligt seien, den großen Kirchenbann. Jedoch dies Schreckmittel blieb wirkungslos. Gleichzeitig war die sardin. Regierung bemüht, die durch den letzten Krieg schwer betroffenen Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und den allgemeinen Wohlstand durch Beförderung von Ackerbau, Industrie, Handel und Verkehr zu heben.

Ein großes Eisenbahnnetz von Genua über Alessandria nach Turin, von Turin über Chambéry nach Lyon und von Alessandria nach dem Lago-Maggiore nebst Zweigbahnen nach der Lombardei und Parma wurde projectirt und in Angriff genommen. Daneben wurden Armee und Marine in guten Stand gesetzt, und das Halbinseldreieck zwischen dem Po und der untern Bormida mit den Brückenköpfen von Casale und Valenza und der Festung Alessandria ward als sicherer Sammelplatz des Heeres für den Nothfall stark befestigt. Nach außen hin behauptete S., das seit 1848 die nationale Tricolore beibehielt, fortwährend die Stellung eines Vorkämpfers der nationalen Bestrebungen Italiens. Der bessere Theil der ital. Emigration fand hier eine neue Heimat und brachte dem Adoptivvaterlande einen beachtenswerthen Zuwachs an Wohlstand und Intelligenz, während zugleich die Sympathien der ital. Völker sich immer mehr der Dynastie Savoyen zuwendeten. Desto schärfer und unversöhnlicher ward der Gegensatz gegen die österr. Fremdherrschaft in Italien. Als nach dem Mazzinistischen Attentat in Mailand, 6. Febr. 1853, Oesterreich die Güter aller emigrirten Lombarden mit Sequester belegte und nicht einmal für solche, die mit ordnungsmäßiger Erlaubniß ausgewandert und in S. naturalisirt waren, eine Ausnahme machen wollte, erhob das turiner Cabinet feierlich Protest

gegen diese Gewaltmaßregel und rief seinen Gesandten aus Wien ab, worauf auch der österr. Gesandte Turin verließ. Um so inniger schloß man sich an die Westmächte an, welche S. in der Sequesterfrage ihre diplomatische Unterstützung hatten angedeihen lassen. Während des Orientkriegs (s. d.) trat König Victor Emanuel II. auf Cavour's Rath der brit.-franz. Allianz gegen Rußland bei (26. Jan. 1855) und verpflichtete sich, ein Armeecorps von 15000 Mann ins Feld zu stellen; dagegen garantirten die Westmächte für die Dauer des Kriegs die Integrität des Königreichs S., und Großbritannien bewilligte denselben eine Anleihe zur Deckung der Kriegskosten. Nachdem das sardin. Parlament diese Verträge sanctionirt hatte, schifften sich die sardin. Truppen unter General Alfons Lamarmora in Genua, April 1855, nach der Krim ein, wo sie an der Schlacht bei der Tschernaja 16. Aug. rühmlichen Antheil nahmen. Unterdeß besuchte Nov. 1855 Victor Emanuel II., begleitet von Cavour, den Kaiser Napoleon III. und die Königin Victoria und wurde sehr freundschaftlich empfangen. Endlich auf dem Pariser Friedenscongreß, Febr. bis April 1856, nahmen die sardin. Gesandten Graf Cavour und Marquis Villamarina neben den Botschaftern der europ. Großmächte ihren Sitz ein. Diese Gelegenheit benutzte Cavour, um die den europ. Frieden bedrohende Lage Italiens zur Sprache zu bringen. Eine an die Westmächte gerichtete Note vom 16. April wies darauf hin, daß S. der einzige ital. Staat sei, welcher verstanden habe, den revolutionären Geist niederzuhalten und seine Unabhängigkeit gegen Oesterreich zu behaupten. Aber die sardin. Regierung werde nicht nur durch revolutionäre Leidenschaften im Innern des eigenen Staats, sondern auch durch das gewaltsame, nur mit Hülfe fremder Occupationstruppen aufrecht zu erhaltende Repressivsystem in den Nachbarstaaten provocirt, und überdies sei sie durch die fortwährende Ausdehnung der österr. Macht geradezu in ihrer Selbständigkeit bedroht. Unter solchen Verhältnissen könne S. sich jeden Augenblick durch eine unumgängliche Nothwendigkeit gezwungen sehen, die äußersten Maßregeln zu ergreifen, deren Folgen sich unmöglich berechnen ließen. Noch rückhaltloser sprach Cavour 6. Mai in der sardin. Deputirtenkammer unter großem Beifall: «eine polit. Annäherung zwischen Oesterreich und S. sei jetzt unwahrscheinlicher als jemals, und die Lage sei nicht ohne Gefahr; aber man habe das große Resultat erlangt, daß die ital. Frage von jetzt an auf der europ. Tagesordnung bleibe.» Allerdings hatte dieser «Schmerzensschrei» für den Augenblick keinen praktischen Erfolg; ein österr. Rundschreiben an die andern ital. Regierungen betonte, daß S. keinerlei Recht habe, im Namen Italiens zu reden, und selbst Großbritannien ermahnte zur Mäßigung. Aber der moralische Eindruck war nichtsdestoweniger ein sehr großer. Durch sein festes Auftreten hatte S. in ganz Europa, besonders aber in Italien, an Ansehen und Sympathien gewonnen. Der ital. Nationalverein, gestiftet von Lafarina und Manin, machte eine erfolgreiche Propaganda für die Idee, daß Italien von der Fremdherrschaft nur durch Vereinigung unter der Dynastie Savoyen befreit werden könne. Dagegen nahm der Einfluß des republikanischen Agitators Mazzini seitdem in ganz Italien merklich ab. Auch Genua, das in altrepublikanischen Erinnerungen noch immer eine Art Abneigung zur Schau getragen hatte, versöhnte sich jetzt vollends mit der sardin. Herrschaft, und ein mazzinistischer Handstreich gegen das Fort Diamante daselbst, 29. Juni 1857, scheiterte an der Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung. Zu alledem kam, daß S. durch seine Bundesgenossenschaft die dauernde Freundschaft der Westmächte gewonnen hatte. Zunächst zeigte sich der Beistand Großbritanniens nicht unwirksam in dem Conflict zwischen S. und dem Königreich beider Sicilien wegen des gekaperten sardin. Dampfschiffs Cagliari. Auch Rußland, schon aus Abneigung gegen Oesterreich, begann sich dem turiner Hof zu nähern, und im Sept. 1858 wurde den Russen eine Kohlenstation in der Bucht von Villafranca eingeräumt. Aber in die engsten Beziehungen trat S. zu Frankreich. Ende Juli 1858 fanden zu Plombières zwischen Cavour und dem Kaiser Napoleon III. geheime Abmachungen statt, und zugleich wurde eine Heirath zwischen der ältesten Tochter Victor Emanuel's, Prinzessin Clotilde, und dem Prinzen Napoleon eingeleitet.

Die nationale Politik Cavour's ward von der großen Mehrheit des sardin. Parlaments gebilligt und unterstützt; doch erhoben sich auch manche Stimmen, welche von dem bedächtigen altpiemontes. Standpunkte aus das große gewagte Spiel misbilligten. Man klagte über den steigenden Einfluß der naturalisirten ital. Flüchtlinge und die unerträgliche Ueberbürdung der sardin. Finanzen. Namentlich die Verstärkung der Festungswerke von Alessandria, wozu eine von Manin angeregte ital. Nationalsubscription 100 Kanonen darbrachte, und die beabsichtigte Verlegung des Kriegshafens von Genua nach Spezzia erforderten sehr große Summen. Gleichzeitig dauerten die Streitigkeiten mit dem Klerus und mit der röm. Curie unausgesetzt fort. Auch mit Monaco gab es einige diplomatische Schwierigkeiten. Aber sonst ward das allgemeine

Interesse ausschließlich in Anspruch genommen durch das Verhältniß zu Oesterreich, das sich durch fortwährende kleine Reibungen immer mehr verschlimmerte. Gerade während der Kaiser Franz Joseph im Winter 1856—57 das Lombardisch-Venetianische Königreich bereiste, gab die nationale Partei daselbst ihre Sympathien für S. am lautesten kund. In dieser Veranlassung erhob das wiener Cabinet Reclamationen nicht nur über die Haltung der sardin. Presse, sondern auch geradezu über die sardin. Regierung, als ob diese jene Demonstrationen begünstigt habe. Nach einem gereizten Notenwechsel erfolgte März 1857 der beiderseitige vollständige Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Seitdem erschien ein abermaliger kriegerischer Zusammenstoß unvermeidlich, und die sardin. Politik, sobald sie zu Plombières sich der franz. Bundesgenossenschaft versichert hatte, drängte energisch darauf hin. Unmittelbar nach dem verhängnißvollen Neujahrsgruß Napoleon's III. an den österr. Gesandten zu Paris erklärte Victor Emanuel II. in seiner Thronrede 10. Jan. 1859, «daß S. wol die Verträge achte, aber nicht unempfindlich bleiben könne bei dem Schmerzensschrei, der aus so vielen Theilen Italiens sich erhebe». Das Ministerium beantragte bei dem Parlament eine Ausdehnung der Landwehrorganisation sowie eine neue Anleihe von 50 Mill. Lire, die nachher auf dem Wege der Nationalsubscription zusammengebracht wurde. Am 30. Jan. fand die Vermählung der Prinzessin Clotilde zu Turin statt, und gleichzeitig ward der definitive Bundesvertrag (Familienpact) mit Frankreich unterzeichnet, der jedoch bald im pariser «Moniteur» ausdrücklich als nur defensiv bezeichnet wurde. Darauf antwortete Oesterreich mit einer Verstärkung seiner Truppenmacht in Italien. Auch S. machte sich kriegsbereit, und aus allen Theilen der Halbinsel strömten Freiwillige zu den sardin. Fahnen. Als nunmehr Großbritannien zu vermitteln suchte und das turiner Cabinet aufforderte, seine Beschwerdepunkte zu präcisiren, antwortete Cavour durch Memorandum vom 1. März: Der Friede Italiens und die Ruhe Europas könnten nicht anders gesichert werden, als wenn Oesterreich dem Lombardisch-Venetianischen Königreich eine nationale Regierungsform bewillige und der militärischen Oberherrschaft nebst den Occupationen und Interventionen in Mittelitalien entsage. Auch müßten dann die Herrscher von Toscana, Modena und Parma aufgefordert werden, in ihren Landen constitutionelle Verfassungen einzuführen, und der Papst, wenigstens der Romagna eine abgesonderte Administration unter einem Laien-Vicar zu bewilligen. Ein vorläufiges Programm der nationalen Reorganisation war damit ausgesprochen; aber es wurde bald durch die Ereignisse überholt. Zunächst schlug Rußland vor, die ital. Frage auf einem Congreß der Großmächte zu regeln, und der Vorschlag ward allerseits angenommen; doch Oesterreich verlangte zuvor eine allgemeine Entwaffnung. Nunmehr beklagte S. sich, daß es trotz seiner Leistungen im Orientkrieg von dem Congreß ausgeschlossen werden solle, und erklärte, daß es unter diesen Umständen sich zu einer Entwaffnung nicht herbeilassen könne. Noch schwebten die Unterhandlungen, da ließ Oesterreich, das bei seiner Finanznoth keinen längern bewaffneten Frieden ertragen konnte, sich zu einem aggressiven Schritt hinreißen. Ein Ultimatum vom 19. April forderte, daß S. sogleich entwaffne und die ital. Freiwilligen entlasse. Nachdem Cavour 26. April eine ablehnende Antwort gegeben, überschritt das österr. Heer 29. April 1859 die sardin. Grenze. Somit war S. in der erwünschten Lage, auf Grund des Defensivtractats die Hülfe Napoleon's III. in Anspruch nehmen zu können.

Der Krieg von 1859, den Napoleon III. mit dem Programm: «Ein freies Italien bis zum Adriatischen Meer!» begann (s. Frankreich), bildet den Wendepunkt, wo die Geschichte des Königreichs S. in die Geschichte Italiens hinübertritt. Cavour, Garibaldi und der ital. Nationalverein thaten alles, um den Krieg nicht blos als sardinischen, sondern als ital. Nationalkrieg anzufassen. In einer Circularnote vom 19. Juni 1859 bezeichnete Cavour als Ziel des Kriegs geradezu die vollständige Ausschließung Oesterreichs aus der Halbinsel und die Herstellung eines starken oberital. Königreichs. Gleichzeitig kam es zu revolutionären Bewegungen in Toscana, Parma, Modena und der Romagna; die dortigen Dynastien entflohen, und sowol Toscana (s. d.) wie auch das neuconstituirte Gouvernement Emilia (s. d.) lehnten sich an S. an. Da schloß Napoleon III. plötzlich 11. Juli mit Oesterreich den Präliminarfrieden von Villafranca, und König Victor Emanuel II. mußte demselben beitreten. Demnach sollte S. sich mit einer Territorialvergrößerung durch die Lombardei begnügen; dagegen sollten die vertriebenen Fürstenhäuser wieder eingesetzt und die nationalen Wünsche mit dem Schattenbild einer ital. Conföderation unter Theilnahme des österr. Venetien und unter dem Ehrenpräsidium des Papstes abgefunden werden. Dieser Tractat machte anfangs einen tief niederschlagenden Eindruck; Cavour trat vom sardin. Staatsruder zurück, und Ratazzi bildete 19. Juli ein neues Cabinet. Die sardin. Commissarien und Truppen mußten aus den insurgirten Staaten Mittel-

italiens zurückberufen werden. Den Deputationen aus Toscana, 3. Sept., Modena und Parma, 15. Sept., und Romagna, 24. Sept., welche geradezu die Annexion an S. erbaten, gab König Victor Emanuel eine ausweichende Antwort und versprach nur, ihre Wünsche bei den Großmächten zu befürworten. Aber die Volksbewegung in Mittelitalien ging nichtsdestoweniger unaufhaltsam vorwärts und wurde noch mehr ermuthigt durch das bestimmte Auftreten des turiner Cabinets, das in seinem Memorandum vom 28. Sept. die Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürstenhäuser für unmöglich erklärte und auf dem Züricher Friedenscongreß jede Betheiligung an diesen Restaurationen sowie an den Conföderationsplanen ablehnte. Vorläufig ward wenigstens eine Zolleinigung zwischen S., Toscana und Emilia 10. Oct. hergestellt. Zwar ermahnte Kaiser Napoleon III. durch Schreiben vom 20. Oct. den König Victor Emanuel II., sich den Stipulationen von Villafranca zu fügen, und als zu Anfang Nov. des Königs Vetter, Prinz Eugen von Savoyen-Carignan, zum Regenten von Toscana und Emilia gewählt wurde, legte Frankreich sein Veto dagegen ein. Darauf ernannte der Prinz den Comthur Buoncompagni zu seinem Stellvertreter und Generalgouverneur der «verbündeten Provinzen Mittelitaliens.» Der definitive Friedensvertrag von Zürich, 10. Nov. 1859, der die Präliminarien von Villafranca bestätigte, erwies sich unter diesen Umständen sofort als ein todter Buchstabe. Nachdem der von Frankreich und Oesterreich angeregte Plan eines europ. Congresses zum Behuf der vollständigen Pacification Italiens gescheitert war, trat Cavour 20. Jan. 1860 wieder an die Spitze des sardin. Cabinets und konnte nunmehr seine Annexionspolitik ungehindert zu Ende führen. Von Großbritannien wurde er dabei aufs entschiedenste begünstigt; Napoleon III. aber ließ sich für seine Zustimmung einen hohen Preis zahlen, indem König Victor Emanuel II., in Gemäßheit früherer Verabredungen, durch den Turiner Tractat vom 24. März 1860 Savoyen und den größten Theil der Provinz Nizza an Frankreich abtreten mußte. Infolge davon ging auch das Fürstenthum Monaco unter das Protectorat Frankreichs über. Dagegen wurden Emilia und Toscana, nachdem eine allgemeine Volksabstimmung 11. und 12. März sich mit ungeheuerer Majorität für die Annexion ausgesprochen hatte, durch die Decrete vom 18. und 22. März 1860 dem Königreich S. einverleibt. In der Emilia hatten 426006 für die Annexion, 766 für einen besondern Staat gestimmt. In Toscana waren für die Annexion 366571, für die Selbständigkeit 14925 Stimmen.

Somit hatte die sardin. Monarchie die Bestandtheile fremder Nationalität von sich abgethan und sich in ein starkes oberital. Königreich umgestaltet. Die Proteste der vertriebenen Fürstenhäuser blieben wirkungslos. Andererseits waren die Bemühungen des turiner Hofes, sich mit Rom zu vergleichen, ohne Erfolg. Papst Pius IX. hatte schon Ende Sept. 1859 die diplomatischen Beziehungen mit S. abgebrochen und forderte die Zurückgabe der abgefallenen Romagna. Weder die Rathschläge Napoleon's III. noch die eigenhändigen Briefe Victor Emanuel's II. vom 6. Febr. und 20. März 1860, der nicht abgeneigt erschien, unter Anerkennung der päpstl. Oberhoheit gewissermaßen als päpstl. Vicar über die Romagna, resp. die Marken und Umbrien zu herrschen, fanden in Rom Gehör. Pius IX. gab auf beide Briefe streng abweisende Antworten und ließ nicht nur gegen die Einverleibung der Romagna diplomatischen Protest erheben (19. April), sondern er sprach auch als Oberhaupt der kath. Kirche (26. März), wiederum ohne bestimmte Namen zu nennen, gegen alle und jede, welche diese Usurpation begangen, veranlaßt oder gebilligt hätten, die große Excommunication aus. Dieser kirchliche Act hatte nur die Folge, daß ein Theil des ital. Klerus sich zu oppositionellen Kundgebungen herbeiließ, die jedoch die sardin. Regierung niederzuhalten wußte. Auch das 2. April neueröffnete sardin. Parlament, wo zum ersten mal die Vertreter der Lombardei, Emilia und Toscanas erschienen, genehmigte in beiden Kammern fast einstimmig die geschehenen Annexionen. Auch erhob sich für jetzt keine Stimme gegen die beabsichtigte Abtretung Savoyens. Nur gegen die Abtretung von Nizza protestirte Garibaldi, als Eingeborener und Abgeordneter dieser Stadt, und griff den Minister Cavour wegen dieses Handels auf das heftigste an; jedoch die Deputirtenkammer ging über diese Interpellation 12. April zur Tagesordnung über. Um den einflußreichen Patrioten anderweitig zu beschäftigen, ließ die sardin. Regierung ihm freie Hand, eine Expedition zur Unterstützung der aufständischen Sicilianer auszurüsten, welche 6. Mai von Genua nach Marsala absegelte. Gleichzeitig, während einer Vertagung des Parlaments, machte Victor Emanuel II. eine Rundreise durch die neuerworbenen Provinzen (April bis Mai), wo er überall mit dem größten Enthusiasmus empfangen wurde. Nach der Rückkehr des Königs kam auch das Parlament wieder zusammen und genehmigte, nicht ohne lebhafte Discussion, doch mit sehr großer Majorität, die inzwischen durch eine allgemeine Volksabstimmung sanctionirte Abtretung

von Savoyen und Nizza, worauf der förmliche Cessionsvertrag 11. Juni 1860 vollzogen wurde. Erst jetzt traten die letzten franz. Truppen, die bisher noch die Lombardei besetzt gehalten hatten, den Rückmarsch nach Frankreich an.

In den nächsten Monaten wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich den Ereignissen in Unteritalien zu, wo das Königreich beider Sicilien (s. d.) unter dem Angriffe Garibaldi's zusammenbrach. Es läßt sich nicht leugnen, daß S. in dieser Angelegenheit die strenge Pflicht der Neutralität verletzte. Auf die Reclamationen des neapolit. Gesandten erklärte allerdings Cavour 26. Mai 1860, daß die sardin. Regierung der Expedition Garibaldi's vollkommen fremd sei und dieselbe auf die förmlichste Weise misbillige. Nichtsdestoweniger ließ man geschehen, daß die ital. Actionspartei von Genua aus immer neue Verstärkungen nach Sicilien abschickte. Seit langer Zeit nämlich war das Verhältniß zwischen den Höfen von Turin und Neapel sehr gespannt. König Victor Emanuel II. hatte den sicil. König Franz II., der durch seine Mutter dem sardin. Königshause verwandt war, schon während des Kriegs von 1859 und später wiederholt aufgefordert, sich der nationalen Politik S.s anzuschließen und in seinen Staaten Reformen einzuführen; aber diese Ermahnungen blieben unbeachtet, und mancherlei Reibungen fielen vor. Als nun Franz II. in seiner höchsten Noth die Allianz S.s nachsuchte, wurden diese Anträge sehr kühl aufgenommen, und Victor Emanuel II. begnügte sich, brieflich 23. Juli Garibaldi von einem Angriff auf das Festland Neapels abzumahnen. Ja, es kann kaum ein Zweifel sein, daß viele neapolit. hohe Offiziere und Beamte mit sardin. Gelde bestochen wurden, was dem Dictator die Eroberung Neapels wesentlich erleichterte. Um so bestimmter widersetzte sich die sardin. Regierung, als die Actionspartei daran dachte, auch den Kirchenstaat anzugreifen. Das hätte zu einem Conflict mit Frankreich führen können, welches fortwährend Rom besetzt hielt. So wurden außerordentliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, und diese Plane glücklich hintertrieben. Endlich untersagte der sardin. Minister des Innern, Farini, durch Rundschreiben vom 13. Aug. auf das strengste jede weitere Anwerbung und Organisation von Freischaren, denn «Italien müsse und solle den Italienern gehören, aber nicht den Sekten». Das turiner Cabinet war nämlich nicht ohne Grund über den weitern Verlauf der Dinge in Unteritalien besorgt geworden. Da Garibaldi fortwährend mit Cavour wegen der Abtretung Nizza's grollte, so drohte in Neapel der Einfluß Mazzini's zu überwiegen. Gleichzeitig waren im Kirchenstaat Unruhen ausgebrochen, und Garibaldi schien entschlossen, auch dort einzugreifen. Andererseits standen noch die ansehnlichen Ueberreste der neapolit. Armee und die fremden päpstl. Soldtruppen unter General Lamoricière im Felde. Der endliche Ausgang dieses Entscheidungskampfes zwischen Revolution und Reaction war nicht abzusehen. In dieser gefährlichen Krisis sah die gemäßigte Nationalpartei in Unteritalien keine andere Rettung als in dem sofortigen Anschluß an S., und zahlreiche Deputationen eilten nach Turin, um Schutz und Hülfe zu erbitten. Auch in Oberitalien nahm die Aufregung immer mehr zu, und Garibaldi's Siege drohten die Erfolge Cavour's völlig zu verdunkeln. Unter diesen Umständen mußte die sardin. Regierung sich entschließen, aus der bisherigen Zurückhaltung herauszutreten und auch Unteritalien unter ihre Herrschaft zu nehmen, oder sie lief Gefahr, den leitenden Einfluß auf der Halbinsel, den sie seit Jahren bewahrt hatte, jetzt plötzlich zu verlieren. In einem Cabinetsrath zu Turin, 28. Aug., wurden die nöthigen Beschlüsse gefaßt. Dann eilten der Minister Farini und General Cialdini mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs Victor Emanuel nach Chambéry, wo gerade Napoleon III., auf einer Rundreise durch Savoyen begriffen, verweilte. Eine Verständigung ward erzielt; wie ein Gerücht erzählt, sagte der franz. Kaiser zu den sardin. Gesandten: man möge handeln, aber rasch! Dieser Rath wurde befolgt. Am 11. Sept. rückte das sardin. Heer in den Kirchenstaat ein; die päpstl. Truppen wurden 18. Sept. bei Castelfidardo (s. d.) entscheidend geschlagen, und der Ueberrest mußte 29. Sept. in Ancona (s. d.) capituliren. Umbrien und die Marken proclamirten jetzt die sardin. Herrschaft, während in dem sog. Patrimonium Petri die päpstl. Autorität durch die franz. Besatzung von Rom aufrecht erhalten blieb. Am 9. Oct. überschritten die sardin. Truppen die Grenzen Neapels, wo Garibaldi sich freiwillig dem König Victor Emanuel unterordnete. Die thatsächlich vollendete Annexion ward überall durch eine allgemeine Volksabstimmung sanctionirt, welche im Königreich beider Sicilien 21. Oct., im Kirchenstaat 4. bis 5. Nov. stattfand. Es stimmten in Neapel 1,310266 dafür und 10102 dagegen, in Sicilien 432054 dafür und 667 dagegen, in Umbrien 97075 mit Ja und 380 mit Nein, in den Marken 133783 Ja und 1212 Nein. Nachdem beide Kammern des sardin. Parlaments schon im voraus, 11. und 16. Oct., ihre Zustimmung zu den neuen Annexionen gegeben, erfolgten 17. Dec. 1860 die vier königl. Decrete, welche alle diese unterital. Provinzen

dem Königreich S. einverleibten. Nunmehr nahm König Victor Emanuel II. durch Gesetz vom 17. März 1861 den Titel «König von Italien» an. (S. Italien.)

Vgl. Cibrario, «Storia della monarchia di Savoia» (3 Bde., Turin 1840—47); derselbe, «Origine e progresso delle istituzioni della monarchia di Savoia» (2 Bde., Turin 1840—47); Gallenga, «Storia del Piemonte» (2 Bde., Turin 1856); Brofferio, «Storia di Piemonte» (Turin 1852 fg.); Galliani d'Agliano, «Memorie storiche sulla guerra di Piemonte dal 1741 al 1747» (Turin 1840); Beauchamp, «Histoire de la révolution en Piémont» (Par. 1821); Santa-Rosa, «De la révolution piémontaise» (Par. 1822); «Memorie e osservazioni sulla guerra dell' independenza d'Italia» (Turin 1849); «Bericht des österr. Generalstabs über den Feldzug von 1848» (2 Bde., Wien 1850). Ueber die Geographie und Statistik handeln: Bartolomeis, «Notizie topografiche e statistiche degli stati sardi» (3 Bde., Turin 1840—47); Casalis, «Dizionario geografico-storico-statistico-commerciale degli state di re di Sardegna» (Bd. 1—21, Turin 1843—51); Stefani, «Dizionario geografico-statistico degli stati sardi» (Turin 1855).

Sardonisches Lachen (Sardonius risus, Sardoniasis), bei den Alten jedes krampfhafte Lachen, das nicht aus innerer Stimmung hervorgeht. Dieses unnatürliche Lachen soll von einem auf Sardinien wachsenden giftigen Kraute (Sardoa herba bei Virgil) den Namen erhalten haben, dessen Genuß ein solches Lachen zur Folge hatte. Doch spricht schon Homer von einem sardonischen Gelächter, ohne Sardinien zu kennen. Unrichtig ist es eigentlich demnach, wenn man zuweilen ein bitteres, höhnisches Lachen als sardonisches bezeichnet.

Sardonyx heißen diejenigen Abänderungen des gemeinen Karneol (s. d.), welche weiß und roth gestreift und unter allen am meisten geschätzt sind. Von den Alten wurde er zu geschnittenen Steinen, vorzüglich zu vertieften Gemmen (Intaglios) gebraucht. Er ist etwas weniger hart als der Onyx (s. d.), springt nicht so sehr aus und ist leichter zu schleifen.

Sardou (Victorien), franz. Theaterdichter, geb. 1831 zu Paris, studirte anfangs Medicin, wandte sich jedoch von dieser Wissenschaft wieder ab und gab sich besonders der Geschichtsforschung hin. Um Hülfsmittel für seine Existenz zu gewinnen, ertheilte er Unterricht in der Geschichte, Philosophie und Mathematik, schrieb Beiträge für Zeitschriften, Wörterbücher, kleine Tagesblätter und versuchte sich auch gleichzeitig als Dichter auf dem Theater. Er ließ 1854 im Odéon das Stück «Taverne des étudiants» aufführen, dessen gänzlicher Mißerfolg ihn einstweilen von der Bühne entfernte. 1858 heirathete er Mademoiselle von Brécourt, deren Verbindungen mit dem pariser Theaterpersonal ihm die Bekanntschaft der Mademoiselle Déjazet verschafften, welche eben das Privilegium des nach ihr benannten Theaters erhalten hatte. S. wandte sich nun wieder zur dramatischen Schriftstellerei und wurde schnell berühmt. Er lieferte nach und nach für das Théâtre-Déjazet «Monsieur Garat» und «Les Prés Saint-Gervais» (1860); für das Gymnase «Les pattes de mouche», «Piccolino» (1861), «Les ganaches» (1862); für das Vaudeville «Les femmes fortes» und «Nos intimes» (1861), welches letztere Stück besonders viel Lärm und Glück machte. Von unermüdlicher Fruchtbarkeit, ließ er noch auf verschiedenen Bühnen aufführen: «Les diables noirs», ein romantisirendes Drama (im Vaudeville, 1863); «Les pommes du voisin», eine excentrische Posse (im Palais-Royal, 1864); «Les vieux garçons», «La famille Benoîton», «Nos bons villageois» und «Maison neuve», vier fünfactige Lustspiele (im Vaudeville, 1865—66), womit er den höchsten Grad der Popularität erreichte. S. ist einer von den wenigen dramatischen Schriftstellern, die das Glück haben, das Publikum in leidenschaftliche Stimmung zu versetzen, und sein Name zieht stets die Menge an. Er besitzt eine große, vor allem gefallende Gabe: Bewegung. Er bleibt nicht bei einem Genre, sondern sucht beständig neue Wege und geht auf seine Hand in dieselben ein, etwas tollkühn, als ein Mann, der sicher ist, sich immer wieder zurechtzufinden, was auch passiren mag. Man kann nicht sagen, daß er Neues schafft, denn er bemächtigt sich ohne Umstände schon dagewesener Situationen und Scenen; aber was er anfaßt, erneuert und ändert er. Die verbrauchtesten Sachen erhalten durch ihn ein Aussehen von reizender Frische. Hat er seinen Stempel daraufgedrückt, so vergißt man, daß sie schon vielen andern gedient. S. ersetzt den Franzosen das Scribe'sche Vaudeville, indem er es dem Ton und der Geschmacksweise des Tages anpaßt. Die Geschicklichkeit, in ein Gespräch geringfügige Umstände, zufällige Vorfälle des gewöhnlichen Lebens hineinzumischen und zu unerwarteten Wirkungen zu gebrauchen, besitzt er in ebenso hohem Grade als Scribe, und eine Intrigue handhabt er mit gleicher Leichtigkeit, aber nicht mit ebenso viel Takt und Maß. Seine Stücke haben sehr große und viele Fehler, enthalten aber vortreffliche Partien und fesseln von Anfang bis zu Ende. Man erkennt darin

eine geschickte Auffassung, eine merkwürdig sinnreiche Verwendung scenischer Mittel, eine seltene Lebhaftigkeit und Natürlichkeit des Dialogs, der sorgsamer behandelt und durchgeführt, aber nicht unmittelbarer und frischer aus dem gleichzeitigen Leben gegriffen sein könnte. In allem ist Leben, modernes Leben mit seinem stürmischen Drange und seinem brausenden, fieberhaften Wesen. Es wäre freilich zu wünschen, daß S. mit der ungemeinen Bühnenkenntniß und der unschätzbaren Gabe der Lebendigkeit die Vorzüge einer gründlichern Beobachtung, eines tiefern psychol. Eingehens und einer gediegenern, zusammenhängendern Anlage verbände. Seine ersten Acte sind in der Regel nur vereinzelte Scenen, abgebrochene Wege, die nirgends hinzuführen scheinen: Tiraden, Witze, lustige und lebendige Wirthschaften, aber fast kein Schatten von Handlung. Erst im dritten oder vierten Act ist eine große Dramenscenerie angebracht. Eine oder mehrere von solchen kecken Bravourscenen, wo der Dichter seine ganze Stärke zusammennimmt, und die gewöhnlich den Sieg davontragen, findet man in jedem der S.'schen Stücke.

Sarepta, Flecken mit 450 sehr betriebsamen Einwohnern im Kreise Zarizyn des russ. Gouvernements Saratow, an der Mündung der Sarpa in die hier gegen Südosten sich wendende Wolga, wurde 1765 von Herrnhutern angelegt (1797 privilegirt), die sich ursprünglich die Bekehrung der damals in jener Gegend noch häufig vorhandenen heidnischen Völkerschaften zur Aufgabe gestellt hatten, und welche gegenwärtig, seit ihnen die Befugniß dazu genommen ist, hauptsächlich Hand- und Fabrikindustrie betreiben, namentlich Gerberei, Weberei, Tuchmacherei, Färberei, Töpferei, besonders aber Senffabrikation. Es gibt gegenwärtig zu S. zwei Senffabriken, von denen die der Gebrüder Glitsch in guten Jahren an 40000 Pfd. Senfkörner verarbeitet und ihr Erzeugniß durch ganz Rußland versendet. Auch hat sich dieser Industriezweig von S. in die benachbarten Gouvernements verbreitet. Der Ort hat hübschgebaute, voneinander durch Gärten getrennte Häuser und eine deutsche Unterrichtsanstalt. Die benachbarte Bitterwasserquelle, früher der berühmteste Gesundbrunnen des russ. Reichs, den Kalmücken unter dem Namen des «Heiligen Brunnens» bekannt, 1770 von Dr. Wier gefaßt und zu Ehren der Kaiserin Katharina II. «Katharinenbrunnen genannt», wird noch immer von Kranken besucht, die in dem freundlichen S. ein bequemes Unterkommen finden. Auch wird das Wasser zu medic. Benutzung versendet. Vgl. Glitsch, «Geschichte der Brüdergemeine S.» (Nisky 1865).

Sargassomeer heißt ein zwischen den canar. und westind. Inseln gelegener Theil des Atlantischen Oceans, in welchem eine große Masse schwimmenden Seetangs sich vorfindet. Sargaço ist der portug. Name für Tang (s. d.). Schon alte Schriftsteller erwähnen diese Krautwiesen des Oceans, so Scylax, Theophrast und Aristoteles. Die ersten bestimmtern Nachrichten darüber enthält aber das Schiffsbuch des Columbus, der 16. Sept. 1492 die Fucusbänke erreichte und einen großen Theil seiner Fahrt nach den Bahamainseln durch sie fortsetzte, wie es heißt zur nicht geringen Beunruhigung seiner zaghaften Leute. Die Grenzen der atlantischen Tangansammlungen sind die Parallelen von 16 und 38° nördl. Br. und die Meridiane von 30 und 81° westl. L. von Paris, doch wird zwischen 41 und 47° westl. L. gewöhnlich sehr wenig Tang beobachtet, sodaß sich die Ansammlungen in zwei große Bänke scheiden. Einzelne zerstreute Massen trifft man auch außerhalb der genannten Grenzen, namentlich im Karaibischen Meere. Aehnliche Tangansammlungen gibt es im Großen Ocean nördlich von den Sandwichinseln sowie im Süden des Atlantischen und Indischen Oceans in einem langen Streifen, der von den Falklandinseln bis weit über die Kergueleninsel sich erstreckt. Der Tang des S.s ist ausschließlich das Sargassum bacciferum Ag., eine Alge, die einem kleinen vielfach verästelten Strauch mit zollangen, scharfgezähnten Blättern und kleinen, erbsengroßen Beeren (den Schwimmblasen) gleicht. Seine eigentliche Heimat ist nach Schleiden («Das Meer», Berl. 1867) wahrscheinlich die Nordküste von Südamerika, von wo der Golfstrom die durch Stürme und Wellen vom Boden abgerissenen Pflanzen mit fortträgt, um sie im großen atlantischen Wirbel abzusetzen. Durch die Schwimmblasen erhalten sie sich auf der Oberfläche, wachsen munter fort, da sie von der Wurzel unabhängig sind, und bilden so die frischen schwimmenden Wiesen (Praderias da yerva des Oviedo). In dem S. selbst ordnen sich die Pflanzenbüschel immer in ziemlich regelmäßigen Reihen nach der Richtung des Windes. Sie sind häufig so dicht gedrängt, daß sie die Segelgeschwindigkeit wesentlich vermindern. Kapitän Leps bestritt die auch früher von Rennell ausgesprochene Ansicht, daß das S. der Sammelpunkt der Algen sei, welche der Golfstrom bei seinem Austritte aus dem Mexicanischen Meerbusen mit sich führt. Derselbe nahm vielmehr an, daß es die Quelle sei, von welcher die zerstreuten Tangmassen herkämen, denen man im Antillenmeer, im Mexicanischen Meerbusen und im Golfstrom begegnet. Auch Irminger ist der Meinung, daß die im nördl. Theile des Karaibischen Meeres vorkommenden Tangmassen aus dem S. durch Strömung und

Nordostpassat dorthin gelangen; die südlicher bei Las Rocas und bis gegen den 14.° nördl. Br. im Karaibischen Meere angetroffenen Massen aber stammen nach ihm aus südlichern Breiten und werden schließlich durch den Golfstrom dem S. zugeführt. Daß die großen Tangansammlungen im ganzen immer denselben Raum einnahmen, daß insbesondere das atlantische S. noch heute dieselben Grenzen hat wie zur Zeit des Columbus, ist durch die Strömungen und Winde bedingt.

Sargon, einer der bedeutendsten assyr. Könige, und einmal in der Bibel (Jesaias 20, 1) gelegentlich genannt, folgte gegen 721 v. Chr. seinem Vorgänger Salmanassar und vollendete die von letzterm begonnene Belagerung Samarias. Er breitete die Herrschaft Ninives bis nach Kleinasien aus, überzog Phönizien mit Krieg, landete in Cypern, wo er eine jetzt in Berlin aufbewahrte Säule zurückließ, empfing Tribute der Araber und Sabäer und schlug den Aethioper Sabako bei Rephia. Nach der Bezwingung des chaldäischen Königs Merodachbaladan eroberte er Babylon (709), wurde aber, als er seine Blicke noch einmal gegen Westasien wandte, 703 ermordet. Ihm folgte sein Sohn Sanherib (s. d.). S., aus königl. Geschlechte, scheint Salmanassar entthront zu haben. Er gründete die letzte assyr. Dynastie, die mit Ninive gegen 605 endete. Für uns hat S. eine große Wichtigkeit als Erbauer von Khorsabad (Dur-Sarkin), dessen Entdeckung durch Botta 1843 die bis dahin ungekannte assyr.-babylon. Civilisation wieder zu Tage förderte.

Sarkasmus (griech.) heißt eigentlich der bittere Hohn, den jemand mit verbissenen Lippen ausspricht, bezeichnet aber dann, als eine Art der Ironie (s. d.), im allgemeinen jede verhöhnende Rede, jeden beißenden Spott und wurde von den Alten als besondere Redefigur betrachtet, worin Demosthenes und Cicero Meister waren.

Sarkophag ist die spätere griech.-röm. Bezeichnung für einen Steinsarg zur Bestattung der nicht verbrannten Leichname, entnommen von der griech. Benennung einer am besten bei Assos in Mysien brechenden Kalksteinart, welche die hineingelegten Leichen schnell verzehrte, als sarkophagos lithos, d. i. fleischverzehrender Stein. Die Anwendung von Steinsärgen überhaupt finden wir schon in den Zeiten des sog. Alten Reichs in Aegypten, wie z. B. der in der dritten Pyramide von Gizeh gefundene S. des Königs Mencheres (Mykerinos) zeigt, dann besonders häufig bei kleinasiat. Völkern, wie bei den Phöniziern und Lykiern, ferner in Etrurien (wo die theils aus Tuffstein, theils aus einer Art Alabaster, theils aus gebranntem Thon gefertigten Särge meist von geringerm Umfange, aber mit Reliefs an der Vorderseite und den Figuren der Verstorbenen auf dem Deckel verziert sind), vereinzelt in Griechenland, allgemein verbreitet bei den Römern in den letzten Jahrhunderten der Republik und in der Kaiserzeit. Die Särge wurden dann oft aus kostbarem Material, wie Marmor, Porphyr u. dgl., gearbeitet und regelmäßig an der Vorderseite und den beiden Schmalseiten mit figurenreichen Compositionen in Relief, meist mythische Scenen darstellend, verziert; eine große Anzahl solcher römischen S. ist uns in allen größern Alterthumssammlungen erhalten. Auch die ältesten Christen behielten diese Sitte bei, nur daß sie anstatt Scenen der heidnischen Mythologie Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente zur Verzierung ihrer Steinsärge wählten. Auch in der mittelalterlichen und in der neuern Kunst findet die Sarkophagform häufige Anwendung.

Sarmāten, bei den Griechen Sauromaten genannt, erscheinen zuerst bei Herodot und Hippokrates als einzelnes Volk scyth. Stammes, östlich vom Don wohnhaft, nach einer Sage, zu welcher die Theilnahme ihrer Jungfrauen am Kriege den Anlaß geben mochte, aus der Verbindung scyth. Jünglinge mit Amazonen (s. d.) entsprungen. Später gingen sie über den Don, bedrängten die scyth. Skoloten und griech. Pflanzstädte im Norden des Schwarzen Meeres und wurden dann dem Mithridates unterthänig. Nach der Ueberwältigung der Skoloten wird der Name der Scythen durch den ihrigen im Westen verdrängt und auf die asiat. Völker gleichen Stammes beschränkt. S. schweiften zu des Augustus Zeit bis an die Donaumündungen, und zwischen dieser und dem Don wohnte nachher der eine ihrer Hauptstämme, die Roxolanen, die 70 n. Chr., dann durch Hadrian 120 aus Mösien, wo sie eingefallen waren, vertrieben wurden, und deren Name endlich unter den Gothen, von denen sie unterworfen wurden, verschwindet. Ein anderer sarmat. Stamm, die Jazygen, überstieg die Karpaten und breitete sich im 1. Jahrh. n. Chr. an der Donau und Theiß aus. Mit ihren westl. Nachbarn, den german. Quaden, verbunden, kämpften sie im Markomannischen Kriege und später und verwüsteten durch räuberische Einfälle das benachbarte röm. Pannonien. Für diese Jazygen wendeten die Römer vorzugsweise den Namen S., selbst im Gegensatze gegen die Roxolanen an, und späterhin schwindet der Name Jazygen gegen den der S. Wiederum aber werden unter den letztern sehr häufig in weiterm Umfange nicht blos die eigentlichen S., sondern auch Völker andern Stammes begriffen, welche

nördlich von ihnen das Flachland bewohnten, wie denn Ptolemäus den Namen Sarmatien, das sich als europäisches bei ihm von Germanien und Dacien bis zum Don, als asiatisches von da bis zur Wolga erstreckt, im Norden bis zum Baltischen Meere ausdehnt. Nachdem die Vandalen das linke Donauufer verlassen hatten, wurden die jazygischen S. die alleinigen Herren auf den Theißflächen zwischen den Quaden im Westen, den Westgothen im Südosten und den Thaifalen im Süden. In dieser Zeit empörten sich ihre Sklaven, die nachher als Sarmatä Limigantes als hartnäckige Feinde der Römer erschienen. Mehr als 300000 von ihnen vertriebene S. nahm Konstantin d. Gr. auf und vertheilte sie in Thrazien, Italien, auch am Rhein auf den Hundsrück. Gegen die Limiganten im früher vandal. Lande führte hierauf Konstantius Krieg. Nach dem Sturze der Hunnen, von denen auch die S. unterworfen waren, erhielt ein Theil Sitze in Illyrien, die andern verbündeten sich 470 mit Sueven und Scyren gegen die Ostgothen, wurden aber nachher von Theodorich geschlagen. Dann werden sie noch mit den Gepiden 488 und später unter den Scharen, die sich den Longobarden anschlossen, genannt. Die Zurückgebliebenen verschwinden unter den Avaren, und die spätern kuman. Jazygen stehen mit ihnen in keiner Verbindung. Die S. führten eine nomadische Lebensweise, waren räuberisch und kriegerisch, vortreffliche Reiter und Bogenschützen. Wahrscheinlich gehörten sie dem medo-pers. Völkerstamme an.

Sarnen, Flecken und Hauptort des Halbcantons Ob dem Wald, der westl. und südl. Hälfte des schweiz. Cantons Unterwalden, am Ausfluß der Aa aus dem Sarnersee sehr freundlich gelegen, zählt (1861) 3301 E., die Gerberei und Färberei treiben. Der Ort hat eine schöne Pfarrkirche, ein Kapuzinerkloster, eine Abtei der Benedictinerinnen, ein Waisenhaus, ein Collegium (Gymnasium und Secundärschule), ein Rath- und ein Zeughaus. Auf dem Landenberge, einem Hügel vor dem Eingange des Fleckens, stand die 1308 zerstörte Burg, in welcher der verhaßte österr. Landvogt hauste. Seit 1646 werden zu S. die Versammlungen der Landgemeinden gehalten. Am 14. Nov. 1832 wurde daselbst der in neuerer Schweizergeschichte oft genannte Sarnerbund zwischen mehrern conservativen Ständen abgeschlossen, welchen aber ein Beschluß der Tagsatzung 17. Aug. 1833 für aufgelöst erklärte. Nur ½ St. ostnordöstlich von S. liegt an der Aa das Dorf Kerns mit 2310 E., Baumwollfabrik und Färberei. Gegen Südosten zieht sich das romantische Melchthal hin, die Heimat Arnold's von der Halde, der gewöhnlich Arnold vom Melchthal genannt wird. Etwa ½ St. südlich von S. liegt am östl. Ufer des Sarnersees das Dorf Sachseln mit 1485 E. und einer 1663 erbauten prachtvollen Pfarrkirche, in welcher die Gebeine des Einsiedlers Nikolaus von der Flüe (gest. 1487) ruhen. In dem idyllischen Thale der Aa aufwärts kommt man zu deren Quellsee, dem Lungernsee, und von hier ersteigt man den Brünig, jetzt eine der frequentesten Passagen der Alpenschweiz. Die Paßhöhe beträgt 3152 F. Eine neue Straße führt hinab in das Haslithal, nach Meiringen, Brienz u. s. w.

Saron (d. i. Ebene) wurde im Alterthume die palästinensische Küstenfläche im Norden des Philisterlandes bis an das Cap Karmel, vorzugsweise aber die südl. Hälfte dieses Striches genannt. Wenn auch jetzt nur zu geringem Theile angebaut, ist die Ebene S. doch in hohem Grade fruchtbar und namentlich durch die Fülle schöner Frühlingsblumen ausgezeichnet, auf welche die Bibel in den «Lilien von S.» des Hohenliedes hinweist. Zu den Ortschaften der Ebene, welche sich vom Alterthum bis auf unsere Zeit mit fast unveränderten Namen erhalten haben, gehört Lud (Lydda, in röm. Zeit Diospolis), Dschimzo (Gimso), Beit-Dedschan (Bet-Dagon), Kefer-Saba (Kafarsaba oder Antipatris).

Saronischer Meerbusen, jetzt Golfo di Engia, heißt derjenige Meerbusen, der sich zwischen den Südenden von Attika und Argolis öffnet und von den Vorgebirgen Sunion und Skylläon bis zur Korinthischen Landenge ausdehnt. Der östl. Theil desselben wurde zum Myrtoischen Meere gerechnet.

Sáros (spr. Schárosch), Comitat im diesseitigen Theißkreise Ungarns, zählt auf 68,85 Q.-M. 146333 E. (ohne Militär, 31. Oct. 1857). Längs der nördl. Grenze streichen die Karpaten hin, welche sich unter dem Namen der Beszkeder Bergreihe bis in das Comitat Marmaros erstrecken und mit ihren Zweigen das ganze Land bedecken. Sie sind sämmtlich stark bewaldet, meist mit Fichten und Tannen, und enthalten vortreffliche Weiden. Die Hauptflüsse sind die Tarcza nebst der Topla, welche beide sehr reizende und angenehme Thäler durchströmen; die Ondava, der Poprad oder Popper nebst dem Hernad bewässern nur kleine Theile des Comitats. Das Klima ist wegen der Karpaten rauh und kalt, aber gesund; doch im südl. Theile mehr gemäßigt. Auf den Bergen gedeiht nur der Hafer; die Thäler sind dagegen fruchtbar und erzeugen alle Getreidearten. Mit besonderm Vortheile baut man Flachs, Hanf, Buchweizen und Obst.

Die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Spießglaserz, Marmor in verschiedenen Farben, Porzellanerde, Polirschiefer, Schwefelkies. Der Berg Libanka bei dem Dorfe Czervenioza oder Vörös Vágás ist seit Jahrhunderten wegen seiner Opalgruben berühmt. Das Gebiet um Soóvár oder Salzburg, ein Marktflecken, $^1/_2$ St. von Eperies, mit 2000 E. und einer bedeutenden Salzsiederei, welche die Sole aus einer großen, 81 Klafter tiefen unerschöpflichen Salzgrube erhält, heißt wegen ihres Salzreichthums das Soóvárer Salzkammergut. Ueberaus zahlreich sind auch die Heilquellen und Gesundbrunnen, unter denen die Bäder von Bartfeld (s. d.), der eisenhaltige, zum Baden und Trinken benutzte Sauerbrunnen von Klein-Sáros (Kis Sáros), einem Dorfe, $^1/_2$ St. von Eperies, die zwei salzhaltigen Gesundbrunnen des neuangelegten Badeorts Ungarisch-Ischl (Magyar Ischla), unweit Alt-Sebes, und die eisen- und schwefelhaltigen Quellen des besuchten Badeorts Szinye-Lipócz im Siroker Thale die namhaftesten sind. Die Einwohner des Comitats sind vorherrschend Slowaken und Ruthenen, lat.- und griech.-kath. Confession (15000 Lutheraner). Blos in den drei königl. Freistädten Eperies, Bartfeld und Zeben gibt es Deutsche; auch ist die Zahl der Juden nicht gering (über 12000). Die fleißige Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau, Vieh-, besonders Bienenzucht, sowie mit Leinweberei, mit deren Erzeugnissen (bekannt unter dem Namen Eperieser Leinwand) sie durch ganz Ungarn einen lebhaften Verkehr treibt; ferner mit Tuch-, Flanell- und Teppichweberei, Töpferei, Eisenbergbau u. s. w. Im Sirokaer Bezirke liegt der Marktflecken Groß-Sáros (Nágy Sáros), am Tarczaflusse, mit 2323 E., einem gräfl. Szirmay'schen Schlosse, einer Hauptschule, Tuchweberei und vielen Zischmenmachern. Auf einem nahen Berge liegen die Trümmer des Schlosses Sáros, das einst Rákoczy's Aufenthalt war und von welchem das Comitat den Namen führte. Die Hauptstadt des Comitats ist Eperies (s. d.).

Sarothamnus, eine zur 17. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörende Pflanzengattung, deren zu Linné's Zeit bekannten Arten von diesem Forscher zur Gattung Spartium gerechnet wurden. Es sind niedrige Sträucher mit ruthenförmigen, büschelig-gruppirten, kantigen und gestreiften Zweigen, gestielten, meist dreizähligen (kleeblattartigen) Blättern und achselständigen, kurzgestielten, lange beblätterte Trauben bildenden Blüten, welche einen trockenhäutigen, zweilippigen Kelch, eine sehr große Fahne, ein hängendes Schiffchen, vorragende, herabgebogene Staubgefäße und einen spiralig-zusammengerollten Griffel besitzen. Die Frucht ist eine längliche, stark zusammengedrückte, vielsamige Hülse. Die meisten Arten dieser Gattung gehören dem Südwesten Europas an; bei uns kommt nur eine Art vor. Das ist der sog. Besenpfriemen oder kurzweg Pfriemen, auch Besenginster, Weiberzank, Hasen- und Rehheide (S. scoparius Wimm., Spartium scoparium L.), ein 2—6 F. hoch werdender Strauch, welcher an dürren, sonnigen Orten, besonders auf Sandboden (z. B. in sandigen Kiefernheiden) häufig vorkommt und in manchen Gegenden (z. B. in Westfalen, Hannover) große Strecken Land in dichtem Bestande überzieht und fast unausrottbar ist. Er zeichnet sich durch grüne, kahle Zweige aus, welche häufig zu Besen verwendet werden und die sammt den Blättern einen purgirend wirkenden Stoff enthalten, sowie durch große goldgelbe Blumen und schwarze, an den Rändern weißzottig-behaarte Hülsen. Wegen seiner schönen Blumen wird der Pfriemen bisweilen auch zur Zierde angepflanzt. Hasen und Rehe äsen die krautigen Zweige im Winter begierig und verstecken sich gern in Pfriemengebüschen, weshalb in Ländern, wo die Jagd noch eine große Rolle spielt, wie z. B. in Böhmen, dieser Strauch angepflanzt und zu sog. Remisen für das Wild benutzt wird. Die Zweige enthalten grobe Fasern, welche zu Stricken und groben Geweben benutzt werden können, die Rinde ist ziemlich reich an Gerbstoff. Die Blütenknospen, in Essig eingelegt, können als Surrogat für Kapern dienen.

Sarpi (Paolo), als Ordensbruder Fra Paolo genannt, einer der vorzüglichsten histor. Schriftsteller Italiens, geb. zu Venedig 14. Aug. 1552, erwarb sich bei seinen seltenen Talenten großartige Kenntnisse. Er trat im 14. J. in den Orden der Serviten, kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, bereits im 26. J. Provinzial seines Ordens und nachher Generalprocurator. Als solcher stand er in Rom, wo er sich aufhalten mußte, in allgemeiner Hochachtung. Doch aus Neid wurde er bei der Inquisition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälschlich angeklagt und dadurch an seiner weitern Beförderung gehindert, bis ihn die Republik Venedig in dem Streite mit Papst Paul V. zu ihrem Theologen und Consulenten wählte. Er begab sich nun wieder nach Venedig und vertheidigte sein Vaterland mit viel Klugheit und Erfolg, weshalb er von Banditen angefallen wurde, deren Dolchstiche ihn an den Rand des Grabes brachten. S. genas, und die Mönche versuchten es noch einmal, ihn nachts in seinem Schlafzimmer umzubringen. Doch ward dieses Vorhaben zufällig entdeckt und durch aufgefun-

dene Briefschaften außer Zweifel gesetzt. Immer erneuerte Angriffe auf sein Leben und die Warnungen des Cardinals Bellarmin, welcher ihn ungeachtet ihrer verschiedenen Ansichten hochachtete, bewogen ihn endlich, eingezogen in seinem Kloster zu leben, wo er 15. Jan. 1623 starb. S. unterschied die Partei des röm. Papstthums von der kath. Kirche, erklärte freimüthig sich gegen die Einmischung der geistlichen Gewalt in Welthändel, gegen die Unfehlbarkeit der Päpste, gegen den blinden Glauben und Jesuitismus u. s. w., während er zugleich die Rechte des Staats in Rücksicht der geistlichen Gewalt gründlich zu entwickeln suchte. Er fällte auch günstige Urtheile über Luther und stimmte in einigen Punkten mit der prot. Lehre überein. Sein Hauptwerk, die «Istoria del concilio tridentino», kam zuerst (Lond. 1619) unter dem erdichteten Namen Pietro Soave Polano heraus, wurde dann sehr oft neu aufgelegt, von Rambach (6 Bde., Halle 1761—65) sowie von Winterer (4 Bde., Mergenth. 1839—41) ins Deutsche übersetzt, am besten aber französisch von Lecourayer (Lond. und Amsterd. 1736) herausgegeben. Eine Gegenschrift ist Sforza Pallavicino's «Istoria del concilio di Trento» (2 Bde., Rom 1656—57; lat. von Giattini, 3 Bde., Antw. 1770; deutsch von Klitsche, 8 Bde., Augsb. 1834—36). Unter S.'s übrigen Werken sind seine Briefe vorzüglich lehrreich und anziehend. Auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik besaß er große Kenntnisse. Die erste vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien 1677 zu Venedig (6 Bde.); dann erschienen sie zu Verona, angeblich in Helmstedt (8 Bde., 1761 fg.) und später in Neapel (24 Bde., 1790). Vgl. Delbrück, «Gedächtnißrede auf Paolo S.» (Berl. 1803); Bianchi-Giovini, «Biografia di Fra Paolo S.» (2 Bde., Zür. 1836; franz., 2 Bde., Brüss. 1863); Münch, «Fra Paolo S.» (Karlsr. 1838).

Sarsenet nennt man gefärbten, meist zu Unterfutter in Kleidern angewendeten Kattun, welcher ziemlich dicht gewebt und geglänzt, manchmal auch durch gravirte Walzen dergestalt gepreßt ist, daß er ein geköpertes oder kleingemustertes Gewebe nachahmt.

Sarthe, ein Fluß im nordwestl. Frankreich, entsteht im Depart. Orne beim Dorfe Somme-Sarthe, unweit der berühmten Abtei Latrappe, wendet sich mit vielen Biegungen und Krümmungen im ganzen gegen Südwesten über Alençon, Le-Mans und Sablé, nimmt unter andern Zuflüssen links die Huine und den Loir auf, vereinigt sich unweit Angers mit der Mayenne und bildet mit dieser die Maine, die nach kurzem Laufe in die Loire mündet. Sie ist 37,2 M. lang und von Le-Mans abwärts 17,2 M. weit schiffbar. — Das Departement S., aus dem östl. oder obern Theile der ehemaligen Provinz Maine und einem kleinen Theile von Anjou gebildet und von den Depart. Orne, Eure-Loir, Loir-Cher, Indre-Loire, Maine-Loire und Mayenne umgrenzt, zählt auf 112,72 Q.-M. 463619 E. im J. 1866 (gegen 466155 im J. 1861 und gegen 473071 im J. 1851), zerfällt in die 4 Arrondissements Le-Mans, St.-Calais, La-Flèche, Mamers, mit 33 Cantonen und 385 Gemeinden, und hat zur Hauptstadt Mans (s. d.). Die Oberfläche zeigt sich, wenige Hügel abgerechnet, eben. Der Boden, durch die hier schiffbaren Flüsse S. und Loir nebst ihren Nebenflüßchen reichlich bewässert, ist fett und fruchtbar, außer im südöstl. Theile, welcher sandig und mit Heiden und Nadelholz bedeckt ist. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Man baut Weizen, Mais, Hafer, Buchweizen, Hanf, Flachs, besonders auch Klee, dessen Samen einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bildet. Von Wichtigkeit ist auch der Gartenbau und die Obstzucht; der Wein ist von mittelmäßiger Qualität, Aepfel- und Birnwein ein gewöhnliches Getränk. Vortreffliche Weiden unterstützen die Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht. Auch zieht man Bienen und viel Geflügel. Namentlich versorgen Le-Mans und La-Flèche die Märkte von Paris mit gemästeten Hühnern. Das Mineralreich liefert unter anderm Eisen, auch Steinkohlen, Marmor, Thon, Mühl- und Bausteine. Außer der Landwirthschaft und dem Bergbau und Eisenhüttenbetrieb unterhalten die Einwohner Fabriken für Segeltuch, Decken, Schnupftücher, Eisenwaaren, Fayence, Handschuhe, Wachslichter, ferner Leinwand- und Wachsbleichen, Gerbereien, Glashütten, Papiermühlen und treiben mit deren Erzeugnissen sowie mit Kleesamen, getrocknetem Obst, Melonen, Wein, Nüssen, Kastanien, Salz, Marmor, Kohlen, Vieh, Honig und Wachs einen lebhaften Handel.

Sarti (Giuseppe), ital. Tonsetzer, geb. zu Faenza 28. Dec. 1729, erhielt als Chorknabe an der Kathedrale seiner Vaterstadt die erste Musikbildung und kam dann nach Bologna, wo er beim Pater Martini den Contrapunkt studirte. Im Alter von 22 J. schrieb er seine erste Oper: «Pompeo in Armenia», die in seiner Vaterstadt viel Glück machte und ihm verschiedene Aufträge einbrachte. Infolge dessen componirte er nun bis zum J. 1756 die Opern «Il Rè pastore», «Medonte», «Demofoonte» und «Olimpiade». Hierauf als Hofkapellmeister und Gesanglehrer nach Kopenhagen berufen, verweilte er daselbst neun Jahre und schrieb in dieser Zeit

unter andern Sachen die Opern «Ciro riconosciuto», «La figlia ricuperata» und «La giardiniera brillante», doch ohne sonderlichen Erfolg. Nach seiner Rückkehr nach Italien brachte er von 1765—69 auf verschiedenen Bühnen die Opern «Mitridate», «Vologeso», «Nitetti», «Ipermestra», «I contratempi», «Didone», «Semiramide riconosciuta», «I Pretendenti delusi» und «Il Calzolajo di Strasburgo» zur Aufführung, die ebenfalls keinen durchschlagenden Erfolg hatten. S. suchte nun sein Glück in London zu machen, konnte aber hier keine seiner Opern auf die Scene bringen, sondern sah sich auf Ertheilung von Unterricht im Gesange und Klavierspiel sowie auf die Herausgabe kleiner Compositionen (z. B. Klaviersonaten) beschränkt. Er kehrte deshalb Ende 1770 wieder nach Italien zurück, wo er (als Sacchini's Nachfolger) Director des Conservatoriums dell' Ospedaletto wurde. In dieser Stellung verfaßte er bis 1779 eine ganze Reihe von Opern: «Cleomene», «La clemenza di Tito», «La Contadina fedele», «I finti Eredi», «Le gelosie villane», «Farnace», «L'Avaro», «Ifigenia in Aulide», «Epponima», «Il militaro bizarro», «Gli amanti consolati». Die meisten derselben wurden günstig aufgenommen, und überhaupt war es die Zeit von 1777—84, in der er seine besten Werke schuf. Nach Fioroni's Tode erhielt er 1779, als Sieger im Concurse, die Kapellmeisterstelle am Dome zu Mailand, die er bis ins J. 1784 versah. Neben der Composition von Kirchenmusiken, die er seines Amts wegen liefern mußte, blieb er rastlos fürs Theater thätig und brachte in dieser Zeit noch eine Reihe von Opern zur Aufführung: «Fra due litiganti il terzo gode», «Scipione», «Achille in Sciro», «L'incognito», «Giulio Sabino», «Alessandro e Timoteo», «Le nozze di Dorina», «Siroë», «Idalide». 1784 wurde er als kaiserl. Kapellmeister nach Petersburg berufen, wo ihn anfangs Katharina II. mit großer Auszeichnung behandelte. Infolge von Intriguen, die mit dem Auftreten der Sängerin Todi verknüpft waren, verlor er jedoch die Gunst der Kaiserin und sein Amt. Doch blieb ihm die Freundschaft des Fürsten Potemkin, auf dessen Gütern in der Ukraine er bis ins J. 1793 lebte. S. kehrte hierauf nach Petersburg zurück und gewann hier die Gunst der Kaiserin wieder, die ihm den Kapellmeisterposten aufs neue verlieh und ihn überdies reichlich entschädigte. Auf Katharina's Befehl richtete er nun in Jekaterinoslaw ein Musikconservatorium ein, für dessen Leistungen er 1795 in den russ. Adelsstand erhoben wurde. Von Alter und den Einwirkungen des russ. Klimas geschwächt, trat er indeß eine Reise zur Erholung nach Italien an, auf welcher er 28. Juli 1802 zu Berlin starb. Er hatte in Rußland noch mehrere Opern (z. B. «Rinaldo ed Armida» und eine in russ. Sprache «Der Ruhm des Nordens»), ein Tedeum und einige andere kirchliche und weltliche Gelegenheitsstücke componirt. S. beschäftigte sich fleißig mit akustischen Untersuchungen und wurde deshalb 1794 zum Mitglied der petersburger Akademie der Wissenschaften ernannt. Als Componist besaß er die Gabe reicher und anmuthiger Erfindung und wußte wirksam für die Scene zu setzen. Im Contrapunkt war er, wie seine Kirchensachen beweisen, den Meistern seiner Zeit ebenbürtig. Seine Opern sind weniger bekannt, als sie es verdienen.

Sarto (Andrea del), einer der berühmtesten Maler der florent. Schule, wurde zu Florenz 1488 (nicht 1478) geboren. Sein Vater hieß Agnolo del Sarto; der Familienname Vannucchi kommt erst bei spätern Schriftstellern vor und ist wahrscheinlich irrig. Anfangs bei einem Goldschmied in der Lehre, wurde er dann Schüler des Piero di Cosimo, eines Zeitgenossen und in frühern Jahren Nebenbuhlers da Vinci's; vorzugsweise aber bildete er sich nach Masaccio's Werken im Carmine, nach Domenico Ghirlandajo und nach Buonarotti's berühmtem Carton aus dem Pisanerkriege. Diese Vorbilder führten ihn auf die Frescomalerei hin, in der er sich besonders auszeichnete. 1509 begann er die Darstellungen aus dem Leben des heil. Filippo Benizzi im Vorhofe der Annunziata zu Florenz, die er 1514 mit dem Bilde der Geburt der Madonna (gestochen von A. Perfetti) beendigte. In ihnen zeigt sich seine Eigenthümlichkeit am schönsten. Bei schlichter Würde der Composition und hoher Reinheit der Form ist die liebenswürdigste Anmuth und Heiterkeit, die auch durch das frische Colorit gehoben, über das Ganze ausgegossen. Den Cyklus von Fresken aus dem Leben Johannes des Täufers, im Hofe der Compagnia dello Scalzo in Chiaroscuro ausgeführt, begann er 1514 und vollendete ihn erst 12 J. später. Die schönsten Werke seiner mittlern Epoche sind die Madonna di San-Francesco (1517) in der Tribune der florent. Galerie (gestochen von J. Felsing) und die streitenden Gottesgelehrten im Palast Pitti. 1518 zog ihn Franz I. nach Paris, wo er unter anderm die Charitas im Louvre malte. Durch seine Frau, deren Bildniß häufig in seinen Werken vorkommt, verleitet, verließ er Frankreich wieder und lebte nachher in seiner Vaterstadt in nicht glänzenden Umständen. Sein vornehmster Gönner war Ottaviano de' Medici, der Geschäftsführer Papst Clemens' VIII. Aus dem J. 1524 ist die Pietà im Palast Pitti (gestochen von

P. Vettelini), von 1525 sein berühmtestes Wandgemälde, die Madonna del Sacco in der Annunziata (gestochen von R. Morghen); von 1528 die Madonna mit Heiligen im berliner Museum; von 1529 das Opfer Abraham's in Dresden. Sein umfangreiches Fresco, Christi Abendmahl, in der vormaligen Abtei San-Salvi bei Florenz, wirkte so mächtig auf die vor der Belagerung der Stadt 1529 das Kloster zerstörenden Kriegsleute, daß sie das Gebäude verschonten. Seine Copie nach Rafael's Papst Leo X. zu Neapel gilt für Original. Er starb zu Florenz 1530. S.'s vornehmste Eigenschaften sind große Wahrheit, Naturtreue, richtige Zeichnung, einfach klare Gruppirung, angenehmes und harmonisches, theilweise kräftiges Colorit. Sein bester Schüler war Pantormo. Vgl. Reumont, «Andrea del S.» (Lpz. 1835).

Sartorius (Georg), Freiherr von Waltershausen, deutscher Geschichtschreiber, der Sohn des auch als Schriftsteller bekannten Predigers Johann Georg S. zu Kassel, wurde daselbst 25. Aug. 1765 geboren und studirte seit 1783 zu Göttingen Theologie, bis er sich ganz den histor. Studien widmete. Er wurde 1794 Custos bei der Bibliothek zu Göttingen und trat schon seit 1792 mit großem Beifall als Privatdocent auf. Seiner Anstellung als Professor stand aber entgegen, daß er 1791, begeistert für die ersten Erscheinungen der Revolution, eine Reise nach Frankreich unternommen hatte und als ein Vertheidiger der Menschenrechte genannt wurde. Erst 1797 wurde er außerord., 1802 ord. Professor der Philosophie und 1814 Professor der Politik. Auf den Gang seiner Studien hatte vorzüglich Spittler Einfluß und ihm mit der Neigung zu der Geschichte die vorwaltende Richtung auf das polit. Element in der Geschichte der Staaten gegeben. Als akademischer Lehrer erwarb er sich das Verdienst, die Staatswissenschaften und besonders die Nationalökonomie in dem Kreise der Universitätsstudien heimisch zu machen. In den J. 1803 und 1812 unternahm er Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Der Herzog von Weimar gab ihm 1814 den Auftrag, den Congreß zu Wien zu besuchen, wo er aber nur bis Anfang 1815 blieb, weil er zum Mitglied der Ständeversammlung nach Hannover berufen wurde. Bei den Verhandlungen des Landtags war er besonders in den Berathungen über die neue Steuerverfassung sehr thätig; doch trat er 1817 wieder aus der Zahl der Landstände und widmete sich ausschließend der akademischen Thätigkeit. Der König von Baiern erhob ihn 1827 in Anerkennung seiner literarischen Verdienste und wegen des Besitzes des Ritterguts Waltershausen in Baiern in den Adelstand. Er starb 24. Aug. 1828. Als histor. Schriftsteller trat er zuerst mit seiner «Geschichte des deutschen Bauernkriegs» (Berl. 1795) auf. Anonym schrieb er für den «Histor.-genealog. Kalender» (Berl. 1799—1800) die Geschichte der Bartholomäusnacht. Sein bedeutendstes histor. Werk ist die «Geschichte des hanseatischen Bundes» (3 Bde., Gött. 1802—8), der sich die «Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa bis zum 13. Jahrh.» (herausg. von Lappenberg, 2 Bde., Hamb. 1830) anschloß. Sein «Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien» (franz., Par. 1811; deutsch, Hamb. 1811) wurde von dem Französischen Institut mit dem Preise gekrönt. Von Spittler's «Entwurf der Geschichte der europ. Staaten» besorgte er eine zweite (1807) und eine dritte Ausgabe (1823). Auch schrieb er «Ueber die Gefahren, welche Deutschland bedrohen» (Gött. 1820), eine für ihre Zeit interessante Schrift. Seinem «Handbuch der Staatswirthschaft» (Berl. 1796) ließ er die Schrift «Von den Elementen des Nationalreichthums und der Staatswirthschaft nach Adam Smith» (Gött. 1806) und die «Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und der Staatswirthschaft betreffend» (Bd. 1, Gött. 1806) folgen, die dazu beitrugen, Smith's polit. Grundsätze in Deutschland bekannter zu machen. S. stand mit Goethe in langjährigem Freundschaftsverhältnisse; ein umfassender Briefwechsel zwischen beiden ist verloren gegangen.

Sartorius von Waltershausen (Wolfgang), verdienter Geolog, Sohn des vorigen, geb. 17. Dec. 1809 zu Göttingen, widmete sich den Naturwissenschaften und beschäftigte sich auf verschiedenen wissenschaftlichen Reisen, die er in der Zeit von 1834—46 unternahm, vorzugsweise mit physisch-geogr., geol. und mineralog. Untersuchungen. Behufs der Erforschung des Aetna lebte er bis 1843 fast ununterbrochen in Sicilien. 1845 unternahm er für dieselben Zwecke eine Reise nach Irland und Schottland und 1846 eine solche nach Island und Norwegen. Von S.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind die wichtigsten: «Die submarinen vulkanischen Ausbrüche im Val di Noto» (Gött. 1846); «Physisch-geogr. Skizze von Island» (Gött. 1847); «Die vulkanischen Gesteine von Sicilien und Island» (Gött. 1853); «Geol. Atlas von Island» (Gött. 1853). Sein Hauptwerk ist der «Atlas des Aetna» (Weim. 1848 fg.), in welchem sehr detaillirte geognost. und topogr. Karten, Ansichten und Profile enthalten sind. Neuerdings hat S. der genauern Erforschung der sog. Eiszeit seine Aufmerksamkeit zugewandt und in

einer von der holländ. Gesellschaft der Wissenschaft gekrönten Preisschrift, den «Untersuchungen über die Klimate der Gegenwart und der Vorwelt» (Harl. 1865), eine neue Behandlung dieser Aufgabe versucht. Mit Zugrundelegung der Wärmetheorie zeigt er, daß jene merkwürdigen Erscheinungen, welche man durch Annahme einer Eiszeit zu erklären glaubte, vornehmlich durch eine seit der Diluvialzeit stattgefundene veränderte Reliefform der Erdoberfläche hervorgebracht werden. Viele Einzeluntersuchungen hat S. theils in Fachzeitschriften, theils in den Denkschriften gelehrter Gesellschaften, wie z. B. der Göttinger Societät der Wissenschaften, dargelegt. S. war mit Gauß nahe befreundet und verfaßte nach dem Tode dieses großen Mathematikers und Physikers eine Biographie desselben (Gött. 1856). Eine umfassende Arbeit: «Der Aetna und seine Umwälzungen» hat S. in Aussicht gestellt.

Sassafras oder Sassafrasholz (Lignum Sassafras) und Sassafrasrinde (Cortex S.) ist das Holz und die Rinde des in den südl. Staaten von Nordamerika einheimischen gebräuchlichen Sassafrasbaums (S. officinalis Nees), welcher zur 22. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Lorbergewächse gehört, 20—50 F. hoch wird und einjährige, länglich-eiförmige, bald ganze, bald gelappte Blätter, grünlichgelbe zweihäusige Blüten und dunkelblaue Beeren trägt, welche einem fleischig-verdickten Stile aufsitzen. Das in den Handel kommende Sassafrasholz, welches von der Wurzel genommen wird, ist weich, leicht, grobfaserig, schmuzigweiß und röthlich-braun, riecht stark und angenehm fenchelartig (daher auch Fenchelholz genannt) und schmeckt aromatisch, etwas scharf und süßlich. Das Holz der Wurzel ist weit kräftiger als das des Stammes. Die Rinde ist dick, schwammig, runzelig, graulich-braunroth, innen rostbraun, brüchig und von stärkerm Geruche und Geschmacke als das Holz. Wegen des vorwaltenden ätherischen Oels wirkt das Sassafrasholz stark reizend, zugleich aber auch stärkend und auf das ganze Gefäßsystem und die Thätigkeit der Nieren und der Haut anregend und ist in vielen Kachexien, besonders bei chronischem Rheumatismus, Gicht, Syphilis und Hautkrankheiten sehr wirksam. Es stand ehedem in größerm Ansehen als jetzt. Die schwach aromatischen Blüten des Sassafrasbaums werden in Amerika im Thee als krampfstillend, magenstärkend, blutreinigend und schweißtreibend gebraucht.

Sassaniden heißen die Nachkommen Sassan's, Vaters des Königs von Persien Ardeschir-Babegan, der, von den Griechen Artaxerxes genannt, 226 den letzten Partherkönig, den Arsaciden Artaban, besiegte und dem Partherreiche nach 480jähriger Dauer ein Ende machte. Die Dynastie der S. stellte den Namen Persiens wie die Ormuzdreligion wieder her und bot während 400 J. den Römern und Byzantinern Trotz, bis die Araber unter dem Khalifen Omar demselben ebenfalls ein Ende machten. Einige dieser Könige, wie Sapor, Behram, Chosrev Anuschirvan, Chosrev Parviz, Jezdegird, leben noch heute im Munde des pers. Volks, dessen Nationalität sie namentlich vertreten.

Sassaparille oder Sarsaparille heißt ein harn- und schweißtreibendes Arzneimittel, welches aus dem Wurzelstocke und den langen Wurzelfasern mehrerer Arten der Stechwinde (Smilax L.) besteht. Die genannte Pflanzengattung gehört zu der 22. Klasse des Linné'schen Systems und ist der Typus einer monokotylen Familie, welche andere als eine Abtheilung der Liliengewächse betrachten. Die durch das mittelländische Gebiet und die Tropengegenden zerstreuten Arten der Gattung Smilax sind Schlingpflanzen mit ausdauernden holzigen Wurzelstöcken, stacheligen Stengeln, immergrünen herz-eiförmigen oder pfeilförmigen, am Rande und dem Stiele oft auch stacheligen Blättern und zweihäusigen Blüten, welche am Ende der Zweige in rispig angeordnete Trugdolden gestellt erscheinen. Die Blüten besitzen ein doppeltes Perigon, die männlichen sechs Staubgefäße, die weiblichen einen mit drei dicken Narben gekrönten Fruchtknoten, aus dem eine wenigsamige Beere entsteht. Die in den Handel kommenden Sarsaparillen (von den span. Wörtern: sarsa, stacheliges Gewächs, und parilla, kleine Weinrebe) zeigen an ihren Wurzelstöcken meist noch die untersten Theile der stacheligen Stengel. Die Wurzelzasern sind geruchlos, schmecken fade, schleimig, dann bitterlich und etwas scharf und zeigen auf dem Querschnitte eine mehr oder minder dicke mehlartige Rindenschicht, einen von einer deutlichen Kernscheide (innere Rindenschicht) umgebenen Gefäßbündelkreis und das Mark. Das Zellgewebe des Marks und der innern Rindenschicht ist im noch nicht zu alten Zustande weiß, der Gefäßbündelkreis gelb und die Kernscheide nebst der äußern Rindenschicht goldgelb bis dunkelrothgelb oder braun. Die Sassaparillwurzel wird in Mexico, Centroamerika, Venezuela, Ecuador und in Brasilien gesammelt und erhält im Handel gewöhnlich von den ersten Stapelplätzen, von denen sie verladen wird, besondere Namen. Die drei Hauptsorten, welche wieder in mehrere Untersorten zerfallen, sind die mexicanische, centroamerikanische und südamerikanische. Die mexic. Sorten,

welche von der medicinischen Stechwinde (Smilax medica Schlecht.) abstammen, machen gewöhnlich die schmuzigste, schlechteste und daher billigste Sorte aus. Weit besser sind die centroamerikanischen, welche sich durch bessere Verpackung, hellere Färbung und bedeutende Größe der Wurzelzasern (denn diese sind oft 5—6 F. und darüber lang) unterscheiden. Die südamerik. Sorten stammen fast immer von der antisyphilitischen Stechwinde (S. syphilitica Humb. Bonpl.), der gebräuchlichen Stechwinde (S. officinalis Kth.) und der herz-eirunden Stechwinde (S. cordato-ovata Pers.) ab. Die S., welche bereits über 300 J. in Europa bekannt ist, wird noch immer als eins der kräftigsten schweiß- und harntreibenden und alle übrigen Secretionen anregenden Mittel gerühmt und vorzüglich gegen syphilitische Krankheitsformen, seltener bei andern kachektischen, gichtischen, rheumatischen und Ausschlagskrankheiten angewendet. Sie behauptet unter allen vegetabilischen Mitteln gegen Syphilis den Vorrang und bildet daher auch den Hauptbestandtheil des Zittmann'schen und Pollin'schen Decocts sowie zweier in Frankreich allgemein gebräuchlicher Präparate, des Syrop de cuisinier und des Roob de l'affecteur. Unter der italienischen S. wird die Wurzel der in den Mediterranländern heimischen gemeinen Stechwinde (S. aspera L.) verstanden, welche in Italien und Spanien die Stelle der amerikanischen S. vertritt. Neuerdings ist auch der Wurzelstock der australischen S. glycyphylla R. Br., deren Blätter zu Thee (Sweet tea der Engländer) verwendet werden, mit in den Handel gekommen. Die deutsche S. besteht aus den Wurzelausläufern mehrerer Arten von Carex (s. d.). Die langen Wurzelsprossen der in Nordamerika einheimischen nacktstengeligen Aralie (Aralia nudicaulis L.) kommen zuweilen als graue S. in den Handel.

Sassari, die nördl. Provinz der zum Königreich Italien gehörigen Insel Sardinien, besteht aus Gebirgen und Ebenen und umfaßt mit den anliegenden Eilanden (Asinara im Nordwesten, Madalena, Caprera, Mortorio, Tavolara u. a. im Nordosten) ein Areal von 194,69 Q.-M. mit (Ende 1860) 215967 E. Die Provinz zerfällt in die fünf Districte Sassari, Alghero, Nuoro, Ozieri und Tempio-Pausania, zusammen mit 33 Mandamenti und 110 Communi. Die Hauptstadt S., 1 M. südöstlich vom Hafen Torrès der Bai von Asinara, in einer wasser-, wein-, oliven- und obstreichen, durch Kunst noch verschönerten Gegend gelegen, ist Sitz eines Erzbischofs und der Provinzialbehörden und zählt 22945 E. (im Gemeindebezirk 25086). Sie ist schlecht gebaut und hat nur eine lange Hauptstraße, aber mehrere schöne und interessante Gebäude, ein malerisches, durch hohe Mauern und viereckige Thürme befestigtes Schloß vom J. 1330, mit einem Glockenthurm, eine Kathedrale mit einer modernen Façade, 23 andere Kirchen, 13 Klöster, einen erzbischöfl. Palast, eine 1620 gestiftete, 1765 erneuerte, aber heruntergekommene Universität, ein Collegium (früher des Jesuitenordens), ein geistliches Seminar und andere Lehranstalten. Unter den Palästen sind die schönsten der Palast Vallombrosa und der des Herzogs von Carnamanna. Bemerkenswerth sind auch das neue Theater, der große Marmorbrunnen, die schönen Gärten und Promenaden. Die Einwohner, welche sich durch hohe Statur und schöne Körperformen auszeichnen, treiben Handel mit Getreide, Käse, Schaf- und Ziegenfellen, besonders aber mit Oel, das aus den großen, parkähnlichen Olivenpflanzungen der Umgegend gewonnen wird. Der Seehandel wird über Porto-Torrès (die röm. Colonie Turris Libyssonis) getrieben, einen belebten Hafen mit 2019 E., schöner Kirche und röm. Ruine von einem Fortunentempel, Mosaiken, Granitsäulen. Porto-Torrès ist eine Station der ital. Dampferlinien zwischen Livorno, Genua und Bastia.

Sassisch (d. i. sächsisch), ein Ausdruck, den als Benennung der niederdeutschen oder strenger der niedersächs. Sprache Wolke und K. Scheller im ersten Viertel dieses Jahrhunderts erfolglos in Aufnahme zu bringen suchten.

Sassoferrato, mit seinem wirklichen Namen Giambattista Salvi, ein ital. Historienmaler, geb. zu Sassoferrato 11. Juli 1605, lernte die Elemente der Malerei bei seinem Vater Tarquinio Salvi. Später bildete er sich in Rom unter Domenichino, Guido und Albani. Doch zeichnet er sich vor den spätern Schülern der Carracci durch eine milde Schönheit und Sorgfalt aus, wobei ihm besonders Rafael zum Muster gedient zu haben scheint, mit dessen Arbeiten die seinigen zuweilen verwechselt worden sind. Bisweilen benutzte er ausdrücklich Rafael'sche Motive. Er malte besonders Madonnen mit dem Kinde, letzteres schlafend, indem die Mutter es mit dem Schleier bedeckt oder den Schleier sorglich aufhebt. Seine Köpfe sind sehr lieblich und ausdrucksvoll und in der Draperie des blauen Gewandes zeigt er große Kunstfertigkeit. Das größte Werk von ihm ist ein Altarblatt in der Kirche zu Montefiascone, den Tod des heil. Joseph vorstellend. In Deutschland ist besonders das Museum in Berlin reich an Werken seiner Hand. Er starb zu Rom 8. Aug. 1685. Von seiner Mater dolorosa hat Folo einen schönen Stich geliefert.

Sassolin, s. Borax.

Satan, s. Teufel.

Satelliten (Monde), s. Nebenplaneten.

Saterland, ein rings von Hochmooren umgebener District im oldenburg. Kreise Kloppenburg, der etwa 5 St. lang und $1\frac{1}{2}$ St. breit ist und 3300 E. zählt, welche in den vier Kirchspielen Strucklingen, Ramsloh, Scharrel und Neuscharrel wohnen. Der Boden des Landes, durchaus eben, besteht zum größern Theile aus Moor, zum kleinern aus sandiger Geest. Durchflossen wird das S. von der Marka oder Saterems und der Ohe, welche häufig das ganze Land unter Wasser setzen. Die fleißigen, industriösen Bewohner, welche theils durch eigenthümliche Sitten und Gebräuche, theils durch besondern Dialekt eine ethnogr. Insel ausmachen, beschäftigen sich mit Landwirthschaft, Viehzucht und Torfgräberei. Noch unentschieden ist, ob sie fries. oder sächs. Abstammung sind, wenngleich die Ansicht der Forscher sich mehr ersterer Ansicht zuwendet. In alten Urkunden heißt das S. Sigilterland. Bis zum J. 1400 gehörte es den Tecklenburgern, welche es an die Bischöfe von Münster abtraten. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es protestantisch; doch gelang es nach dem Westfälischen Frieden den Jesuiten, die Bevölkerung wieder katholisch zu machen, was sie geblieben ist. 1803 kam S. an Oldenburg. Die letzten Reste alter Freiheiten gingen unter der Franzosenherrschaft verloren, unter deren Regiment 1811 die erste Straße ins S. gebaut wurde, das bis dahin nur Wasserwege kannte.

Satiniren (vom franz. Satin, Atlas) nennt man ein Verfahren, wodurch dem Papier ein sanfter, atlasartiger Glanz verliehen wird. Schreibpapier wird satinirt, indem man es, mit polirten Zinkplatten geschichtet, durch ein Walzwerk gehen läßt; ein gleiches Verfahren befolgt man mit dem Papiere zu feinen Buchdruckerarbeiten. Satinirtes farbiges Papier und satinirte Papiertapeten entstehen, indem der zum Grundanstrich dienenden Farbe feingeschlemmtes Talkpulver zugesetzt und der getrocknete Anstrich (oft unter Aufstreuen eben solchen Pulvers) anhaltend gebürstet wird.

Satire, eine den Römern eigenthümliche, ursprünglich dramatische, später didaktische Dichtungsart, erhielt ihren Namen von dem altlat. Worte satura, welches eigentlich eine mit allerlei Früchten angefüllte Schale bezeichnet und seit der classischen Periode der röm. Literatur in die weichere Form satira überging. Völlig zu unterscheiden ist die S. von dem griech. Satyrspiel (s. d.), welche Verwechselung zu der fälschlichen Schreibart «Satyre» Veranlassung gab, ebenso von den Schmähgedichten des Archilochus und den Sillen. Nachdem die römische S. bereits durch Ennius eine kunstmäßig dichterische Form erhalten hatte und durch Lucilius zur selbständigen Gattung erhoben worden war, wurde sie im Verlauf der Zeit vorzüglich von Horatius (s. d.), Persius (s. d.) und Juvenalis (s. d.) weiter ausgebildet. Die Aufgabe der S. ist, die nichtigen Bestrebungen und herrschenden Thorheiten und Laster der Zeit, besonders der gesellschaftlichen Verhältnisse einzelner Staaten und Stände, in ihrer ganzen Blöße darzustellen und so auf die Besserung und Veredlung der Gemüther einzuwirken, wobei aber weder die porträthafte Persönlichkeit einzelner, noch auch die leere und unbestimmt schwankende Allgemeinheit hervortreten darf, da durch beides theils die poetische Fassung, theils die Anschaulichkeit und Eindringlichkeit verlieren würde. Hieraus folgt zugleich, daß der Satiriker nicht nur eine genaue Kenntniß der Sitten der Menschen und einen Scharfblick in das Getriebe ihrer Leidenschaften und Schwächen, sondern auch die Gabe besitzen muß, den gegebenen Stoff mit Witz und Laune zu behandeln. In Form und Einkleidung erlaubt die S. eine große Mannichfaltigkeit, indem der Brief, die eigentliche Erzählung, das Gespräch, die Komödie, das Lied, das Epos und die Fabel sich dazu eignen. Die S. fällt vorwiegend in Zeiten der Auflösung alter Zustände. Die späte Zeit Roms und das 16. Jahrh., dieses freilich weit mehr schon von frischer Morgenluft durchhaucht, waren ihre Blütenperioden. Doch neigt alle lehrhafte Reflexionspoesie naturgemäß auch zur S. Unter den Spaniern sind Cervantes, unter den Franzosen Rabelais, Boileau und Voltaire, unter den Engländern Swift, unter den Deutschen Ulrich Hutten und Fischart, sehr abgeschwächt auch Liscow und Rabener, als größte Satiriker zu nennen. Auch die bildende Kunst handhabt als Caricatur (s. d.) die S. Schon die mittelalterliche Kunst ist überaus reich an solchen satirischen Bildern. Die polit. Witzblätter der Gegenwart: «Punch», «Charivari», «Kladderadatsch», ziehen aus dieser Verbindung der dichterischen und bildlichen S. ihre hauptsächlichste Wirkung.

Satrapen (altpers. Khsathrapâvan) hießen im alten pers. Reiche die mit großer Machtvollkommenheit ausgestatteten Statthalter der Provinzen, welche in der Zeit des Verfalls des Reichs fast wie unumschränkte Herren herrschten und das Volk auf die eigenmächtigste Weise

drückten. Satrapien hießen die Statthalterschaften, deren das pers. Reich in seiner Blütezeit unter den Achämeniden 20 zählte.

Sattel heißt der gepolsterte Sitz des Reiters. Derselbe ist im wesentlichen überall derselben Construction, unterscheidet sich dagegen je nach Ländersitte und Art des Reitthiers in sehr verschiedenartigen Formen. Das (hölzerne) Gerüste der meisten Sättel heißt der Sattelbaum oder das Gerippe; andere Theile sind der Sattelknopf, das Afterstück, die beiden Stege oder Trachten und der Grundsitz mit dem Sattelkissen. Die Nebentheile des S. heißen das Sattelzeug. Zu diesem gehören die Steigriemen, Winkelbügel, Steigösen und die Steigbügel (Stegreife); ferner der Schwanzriemen mit Bügel und Oese; der Sitzriemen (Wolf); der Gegengurt (Kreuzgurt), der Bauchgurt; die Satteldecke (Unterlegdecke); der Woilach oder die Ueberlegdecke (beim Cavaleriesattel). Beigaben des S. sind die Pistolenhalfter, der Mantelsack, die großen und die kleinen Satteltaschen. Die Thiere, welche man sattelt, sind: vorzugsweise das Pferd, das Maulthier, der Esel, die Reitochsen am Cap und in Tibet, die Elefanten; auch den Strauß hat man zu satteln versucht. Das Kamel wird ohne S. geritten. Man unterscheidet Herrensättel, Damensättel, Kindersättel, Packsättel (für Packthiere, Saumrosse, Esel und Maulthiere, zur Lastaufnahme auf den Rücken) und Tragsättel (für Thiere in der Gabel des Karrens zum Tragen der Deichselbäume). Die bekanntesten Formen des S. sind: der deutsche (der Schulsattel), der ungarische, der englische (Froschsattel und Pritsche), der spanische, der neapolitanische, der mexicanische, letzterer besonders kolossal und abenteuerlich ausgestattet. Ferner ist zu nennen: der Cavaleriesattel, der Rennsattel, der Flachsattel der Kunstreiter, der Steppsattel oder Schulsattel u. s. w. Alle diese Sättel, das Sattelzeug und die Beigaben fertigt der Sattler, welcher neuerdings gewöhnlich auch zugleich Wagenbauer ist. In manchen Gegenden Deutschlands werden Theile des Sattelzeugs sowie die gesammte Zäumung, Decken, Peitschen u. s. w. nur von dem Riemer geliefert. — Satteltragen heißt eine beim Militär (der Cavalerie) gebräuchliche barbarische Strafe, wobei der Sträfling eine Stange auf die Achsel gelegt erhält, die an jedem Ende mit einem Pferdesattel beschwert ist. Die Dauer der Strafe richtet sich nach dem Vergehen. In neuester Zeit scheint diese an die Tortur erinnernde Procedur allenthalben abgeschafft worden zu sein. Sehr oft erlag der Mann der Pein, die der Stärkste kaum eine Viertelstunde lang auszuhalten vermochte.

Sattelhöfe oder Sattelgüter nennt man gewisse Arten Landgüter, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauergütern haben. Sie kommen besonders in Ober- und Niedersachsen vor und sind Ueberbleibsel ehemaliger größerer Besitzungen, zuweilen auch steuerfrei und der Patrimonialgerichtsbarkeit (s. d.) gewöhnlich nicht unterworfen. Man nennt sie auch sattelfreie Güter, und der Name entstand jedenfalls im Munde des Volks aus salhof (von **sala**, die herrschaftliche Wohnung). (S. Salier.)

Sättigung oder Saturation heißt in der Chemie derjenige Zustand der Verbindung zweier Stoffe, wo die Verwandtschaften beider gleichsam erschöpft oder aufgehoben zu sein scheinen. Man sättigt eine Säure durch eine Base und umgekehrt. Man braucht das Wort S. daher auch für bloße Auflösungen, wenn dem Lösungsmittel so viel von dem aufzulösenden Stoffe zugesetzt ist, daß es keine neue Menge davon aufzunehmen vermag.

Sättigungscapacität einer Säure heißt in der Chemie diejenige Verhältnißzahl, welche ausdrückt, wie viel von irgendeiner Basis erforderlich ist, um mit der Säure ein Neutralsalz zu geben. Da sich dies nach dem Sauerstoffgehalte richtet, so erscheint die S. als eine Zahl, welche angibt, wie viel Gewichtstheile Sauerstoff in irgendeiner Basis enthalten sein müssen, welche hinreichen soll, 100 Theile der wasserfreien Säure zu sättigen und damit ein neutrales Salz zu bilden. Ist also z. B. die S. der Schwefelsäure = 20, so heißt dies: um mit 100 Theilen wasserfreier Schwefelsäure ein neutrales Salz zu bilden, ist eine solche Quantität irgendeiner Base (Kali, Natron, Kalk, Magnesia) erforderlich, daß darin 20 Theile Sauerstoff enthalten sind. Mit andern Worten: die in allen Neutralsalzen derselben Säure enthaltenen Mengen von Basen enthalten gleiche Quantitäten Sauerstoff. Doch kann man auch statt des Sauerstoffgehalts den Wasserstoffgehalt ins Auge fassen und diese Beziehung präciser so ausdrücken: bei Bildung eines Salzes wirken Säure und Basis in dem Verhältniß aufeinander, daß die Mengen beider gleichviel Wasserstoff enthalten.

Satureja, deutsch Saturei oder Pfefferkraut, eine Pflanzengattung aus der Familie der Lippenblümler, ist dem Thymian nahe verwandt und durch den gleichmäßig fünfzähnigen oder fünfspaltigen Kelch und die unter der Oberlippe der schwach zweilippigen Blume in einem Bogen

zusammenneigenden Staubgefäße verschieden. Es sind lauter südeurop. und orient. Kräuter oder Halbsträucher mit schmalen, lineal-lanzettigen, ganzrandigen, harzig-punktirten Blättern und blattwinkelständigen, kurzen, wenigblütigen Trugdolden. Bei uns wird der gemeine Saturei (S. hortensis), auch Sommersaturei oder Bohnenkraut genannt, in Gärten allgemein als Küchengewürz cultivirt. Er ist nur einjährig, wird $^1/_2$—1 F. hoch, trägt stachelspitzlose Blätter und lilafarbige oder weiße Blüten, riecht stark und angenehm aromatisch, schmeckt gewürzhaft-scharf und wird häufig sowol frisch als auch getrocknet als Gewürz an Speisen, z. B. an Bohnen verwendet. Auch in der Heilkunde ist er gebräuchlich, doch selten in Anwendung. Der Bergsaturei oder Wintersaturei (S. montana), welcher halbstrauchig ist und oben stachelspitzige Blätter und größere Blüten trägt, wird auf gleiche Weise gebraucht. Sein Geschmack ist stechend-gewürzhaft. Auch wird er mit zur Bereitung des Extrait d'Absinthe benutzt.

Saturn, nach Jupiter der größte Planet unsers Sonnensystems, bewegt sich in einer mittlern Entfernung von 197 Mill. Meilen in 29 Jahren 166 Tagen 23 St. in Bezug auf die Fixsterne um die Sonne. Die Excentricität seiner Bahn beträgt gegenwärtig $^1/_{18}$, und er kann sich daher der Sonne bis auf 186 Mill. Meilen nähern und sich bis auf 208 Mill. Meilen von ihr entfernen. Seine geringste Entfernung von der Erde beträgt 165 Mill. Meilen, die größte 229 Mill. Meilen. Die Neigung seiner Bahn gegen die Ekliptik ist 2° 30′. Der wahre mittlere Durchmesser des S. beträgt 17200 M., der Durchmesser von Pol zu Pol ist wegen der starken Abplattung, die $^1/_{10}$ beträgt, um den zehnten Theil kleiner als der Aequatorialdurchmesser. Die Oberfläche des S. ist 94mal, sein Volumen 900mal größer als dieselben Größen unserer Erde; seine Dichtigkeit ist sehr gering, nur $^1/_{10}$ derjenigen unserer Erde. Seine Masse ist 3502mal geringer als die Sonnenmasse, und auf der Oberfläche fällt ein Körper in einer Secunde durch 13 par. F. Der S. zeigt auf seiner Oberfläche ähnliche Streifen wie Jupiter, und aus dem allmählichen Verschwinden von Trabanten und Fixsternen, wenn sie vom S. bedeckt werden, schließt man auf eine Atmosphäre. Er dreht sich in 10 St. 29 Min. um seine Achse. Merkwürdig ist der S. durch seine Ringe, die ihn umgeben und 28° gegen die Ekliptik geneigt sind. Man sieht sie meistens in mehr oder weniger geöffneter elliptischer Form den S. umgeben, zu bestimmten Zeiten (alle $14^3/_4$ J.) nur als gerade Linie, welche so fein erscheint, daß sie nur in den stärksten Fernröhren noch wahrgenommen werden kann. Entdeckt wurden die Ringe zuerst von Galilei, der den Planeten dreiförmig nannte; Huyghens erkannte 1655 zuerst die Ringform; Cassini fand 1715, daß der Ring doppelt sei, und später hat man den äußern Ring wieder in mehrere Ringe getheilt erkannt; 1850 entdeckte Bond noch einen dunkeln Ring, der von den hellen Ringen concentrisch umschlossen ist. Der äußere Halbmesser des äußern Hauptringes hat 19045, der innere Halbmesser 16762 M.; der äußere Halbmesser des innern Hauptringes hat 16375, der innere Halbmesser desselben 12647 und der innere Halbmesser des dunkeln Ringes 10700 M. Die Dicke der Ringe fand Herschel nur 22, Bond gar nur 9 M. Von den Satelliten des S. kennen wir acht, die die Namen Mimas, Enceladus, Thetis, Dione, Rhea, Titan, Hyperion, Japetus haben. Sie bewegen sich in etwa 0,9, 1,4, 1,9, 2,7, 4,5, 15,9, 21,3 und 79,3 Tagen um den S.; der erste ist 25000, der achte 490000 M. vom Hauptplaneten entfernt. Der sechste Mond ist der hellste und schon von Huyghens entdeckt, während die andern alle sehr schwer zu sehen sind.

Saturnalien (lat. Saturnalia), eins der ältesten und volksthümlichsten italischen Feste, das in Rom am 17. Dec. zu Ehren des Saturnus (s. d.) gefeiert wurde. Obgleich erst Cäsar und Augustus die officielle Feier von einem auf drei Tage (17. bis 19. Dec.) ausdehnten, wurde doch seit alten Zeiten im Volksgebrauche eine volle Woche (17. bis 23. Dec.) der Festlust gewidmet. Der Charakter des Festes war eine sinnbildliche Rückkehr zu jenen glücklichen Zeiten, wo unter der Herrschaft des Saturnus nur Friede und Freude, allgemeine Freiheit und Gleichheit unter den Menschen geherrscht haben sollten; daher herrschte während der S. ausgelassener Jubel und allgemeines Schmausen in der ganzen Stadt, und man beschenkte sich gegenseitig mit allerhand kleinen Geschenken, besonders mit Wachskerzen und kleinen Thonfiguren, wie sie die Kinder als Spielzeug gebrauchten: eine Sitte, deren Nachhall in der christl. Weihnachtsfeier nicht zu verkennen ist. Auch die Sklaven hatten an der allgemeinen Festfreude reichlichen Antheil: sie wurden während der Festtage von ihren Herren als ihresgleichen behandelt, speisten mit ihnen an derselben Tafel und wurden sogar häufig von ihnen bedient. Die Gerichte feierten während dieser Zeit, alle Geschäfte ruhten, und auch kriegerische Unternehmungen galten für bedenklich.

Saturninus (Lucius Appulejus), ein Römer, Zeitgenosse des C. Marius, war dadurch, daß ihm in den letzten Jahren des 2. Jahrh. v. Chr. durch den Senat auf Grund einer Theue-

rung die Versorgung der Hauptstadt Rom mit Getreide, die er als Quästor in Ostia zu leiten hatte, abgenommen und dem Scaurus übertragen wurde, dem Senat verfeindet worden. Schon in seinem ersten Volkstribunat, im J. 102, war er als schlimmer Demagog aufgetreten, daher dann nach Ablauf seines Amts durch den Censor Q. Metellus Numidicus mit einer Rüge belegt und des Sitzes im Senate für unwürdig erklärt worden. In seinem zweiten Tribunat 100 v. Chr., zu dem er sich durch die Ermordung seines schon designirten Mitbewerbers, des Aulus Nonius, den Weg gebahnt hatte, griff er, mit dem Prätor Servilius Glaucia und dem Quästor Saufejus verbündet und von dem berühmten demokratischen General C. Marius, der das Consulat zum sechsten mal bekleidete, begünstigt, die senatorische Partei offen an. Namentlich war ein Gesetz, in welchem er übermäßige Ackervertheilungen an das Volk und die Veteranen des Marius beantragte, darauf gerichtet, ihm dessen Gunst zu sichern, den Senat aber zu erniedrigen, indem eine angehängte Clausel im voraus jeden Senator bei Strafe der Ausstoßung und einer Geldbuße von 20 Talenten verband, das Gesetz zu beschwören, wenn es, wie es geschah, vom Volke angenommen würde. Der Senat fügte sich bis auf den einzigen, vorhin genannten Quintus Cäcilius Metellus Numidicus, den S., sein persönlicher Feind, nun in das Exil trieb. Hierauf setzte er es durch, daß er und ein Freigelassener, Equitius, den man für den Sohn des Tiberius Gracchus ausgab, für das nächste Jahr zu Tribunen gewählt wurden, und nachdem der ehrenwerthe Cajus Memmius, der dem Servilius Glaucia als Mitbewerber um das Consulat entgegenstand, von ihrer Rotte in der Volksversammlung erschlagen worden war, rüsteten sie sich zum offenen Kampfe gegen die über solche Frevel empörten Bürger. Da verbanden sich Senat, Ritter und alle guten Bürger, und Marius selbst übernahm die unbedingte Gewalt, die ein Senatsschluß in seine Hand legte. S. mit den Seinen wurde auf dem Forum in offenem Treffen geschlagen, dann auf dem Capitol, wohin er geflohen, durch Abschneidung des Wassers zur Uebergabe genöthigt. Das Volk erschlug den Servilius Glaucia sogleich und kurz darauf auch in der Hostilischen Curie den S., Equitius, Saufejus u. a., die dorthin in Verwahrung gebracht worden waren. Als Mörder des S. wurde später im J. 63 der Senator Rabirius, der den Kopf des Erschlagenen beim Gastmahl aufgestellt hatte, von Labienus belangt.

Saturninus oder Saturnilus, der erste bekannte syr. Gnostiker (s. Gnosis), lebte um 125 n. Chr. in Antiochia. Sein System stellt dem obern Lichtreiche ein unteres Reich der Finsterniß dualistisch gegenüber. Tief unter dem höchsten Gott stehen die sieben Planetengeister oder Archonten, an ihrer Spitze der Judengott, welche die Welt und nach einem himmlischen Urbilde den Menschen erschaffen, der aber hülflos auf dem Boden kriecht, bis die obere Macht sich seiner erbarmt und ihn durch einen herabgesandten Lichtfunken belebt. So entsteht ein pneumatisches Menschengeschlecht, dem gegenüber Satan, der Beherrscher des finstern Chaos, ein teuflisches Geschlecht erschafft. Der Judengott und die übrigen Sterngeister geben der Menschheit, nach ihrer beschränkten Einsicht, ein unvollkommenes Gesetz, das die pneumatischen Menschen nicht zu erlösen vermag und von dem dämonischen Geschlecht auf Satans Antrieb gebrochen wird. Da sendet der himmlische Vater den Erlöser in einem Scheinkörper auf die Erde herab, um den pneumatischen Samen aus der untern Welt zu befreien, zugleich aber auch der Herrschaft der unvollkommenen Sterngeister ein Ende zu machen. Der dualistischen Grundanschauung des Systems entsprach ihre strenge Enthaltsamkeit von allem, was sie mit dem bösen Principe beflecken konnte, insbesondere vom Fleischgenuß und der Ehe.

Saturnischer Vers (versus Saturnius) ist das nationale Versmaß der Römer vor der Nachahmung der griech. Metra (z. B. des Hexameters), gebraucht in inschriftlichen Epigrammen, z. B. auf den Scipionengräbern, und von einigen der ältesten Dichter, wie Naevius und Livius Andronicus. Das vom Grammatiker Terentianus Maurus überlieferte Schema ist: ⏑–́ ⏑–́ ⏑–́⏓ | –́⏑–́ ⏑–́⏓, doch passen viele der erhaltenen Saturnier nicht dazu, und es ist bisjetzt nicht gelungen, eine genügende Theorie dieser Versart aufzustellen.

Saturnus, ein altital. Gott der Saaten und überhaupt der männliche Repräsentant der Fruchtbarkeit des Erdbodens, daher im Cultus gewöhnlich mit der Ops, der Mutter Erde, verbunden. Er galt als Urheber des Ackerbaues und aller seiner Segnungen; daher erzählte man, er habe als König in Latium geherrscht in der alten Zeit, in welcher die Menschen ohne Trug und Streit nur den friedlichen Beschäftigungen des Landbaues oblagen. Sein Tempel in Rom, dessen Stiftung in die mythische Zeit zurückverlegt wird, lag am Abhange des Capitolinischen Hügels nach dem Forum zu, wo noch eine stattliche Ruine desselben, einer Wiederherstellung in der Kaiserzeit angehörig, erhalten ist. Als griech. Bildung in Rom eindrang, wurde der italische S. identificirt mit dem griech. Kronos. Dieser war nach griech. Sage der jüngste Sohn des

Uranos und der Gäa, einer der Titanen. Nachdem er seinen Vater entmannt und vom Throne gestürzt, vermählte er sich mit seiner Schwester Rhea und zeugte mit dieser die Hestia, Demeter und Hera, den Hades, Poseidon und Zeus. Da ihm geweissagt worden war, daß er durch eins seiner Kinder der Herrschaft werde beraubt werden, verschlang er sie alle gleich nach der Geburt; aber die Rhea wußte den jüngsten, den Zeus, seinen Nachstellungen zu entziehen, indem sie ihm einen in Windeln gewickelten Stein statt des Neugeborenen zu verschlingen gab. Als der Knabe herangewachsen war, wurde Kronos, nachdem er die früher verschlungenen Kinder wieder ausgespien, von ihm entthront und mit den übrigen Titanen in den Tartarus geworfen. (S. Jupiter.) Nach späterer röm. Sage wäre er nach seiner Entthronung nach längerm Umherirren nach Latium gekommen und dort König geworden. Die bildende Kunst stellte den Kronos-S. dar als alten bärtigen Mann mit verhülltem Hinterhaupt, eine Art Sichel (Harpe) in der Hand, bisweilen auch mit einer Kugel (der Himmelskugel) über dem Haupte. Vgl. Böttiger, «Ideen zur Kunstmythologie» (Bd. 1, Dresd. und Lpz. 1826).

Satyr (griech. Satyros), gewöhnlich in der Mehrzahl Satyrn, dämonische Wesen, welche in der Poesie und Kunst der Griechen als die fortwährenden Begleiter des Dionysos (Bacchus), als dienendes Gefolge desselben erscheinen, und wie dieser Gott selbst, nur in roherer Weise, das üppige Naturleben repräsentiren. Ihre Gestalt ist die menschliche, aber mit Beimischung einiger thierischer Elemente; sie haben Thierohren, einen Pferdeschwanz (bisweilen auch Bocksschwanz), struppiges Haar, eine kurze Stumpfnase ähnlich den Böcken, häufig auch große Warzen am Halse und zur Andeutung ihrer grobsinnlichen Natur ein übermäßig großes Zeugungsglied. Ihrem Charakter nach werden sie als muthwillig, neckisch und feige, lüstern nach Wein und Weibern (besonders stellen sie gern den Nymphen nach), Freunde der Musik (besonders des Flötenspiels) und des Tanzes geschildert. In den Homerischen Dichtungen werden sie noch nicht erwähnt, aber schon Hesiod kennt «das Geschlecht der nichtsnutzigen, zur Arbeit untauglichen Satyrn». In der dramatischen Poesie sind sie die Hauptträger des nach ihnen benannten Satyrspiels (s. d.). Auf griech. Vasenbildern erscheinen sie sehr häufig in Verbindung mit Dionysos und den Nymphen, oft auch mit besondern, ihrem Charakter entsprechenden Namen bezeichnet. In der Plastik ist ihre Darstellung besonders durch Praxiteles in edlerer Weise ausgebildet worden. Eine besondere Gattung der Satyrn sind die Silene. (S. Silen.)

Satyriăsis, abgeleitet von Satyr (s. d.), ist eine Krankheit des männlichen Geschlechts, welche, wie die Nymphomanie (s. d.) beim weiblichen Geschlecht, in krankhafter Steigerung des Geschlechtstriebes mit den dazugehörigen körperlichen und geistigen Symptomen besteht und leicht in andere Geisteskrankheiten übergeht oder mit solchen verbunden auftritt. Als Ursachen derselben kann man ansehen eine angeborene Anlage, welche auch zuweilen erblich zu sein scheint, unangemessene, die Sinnlichkeit aufregende Lebensart, vorwiegende Beschäftigung der Gedanken mit wollüstigen Bildern, zu frühe Ausbildung und unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die Heilmittel sind besonders: strenge Aufsicht und geregelte Lebensweise des Patienten, Entfernthalten geschlechtlicher Anregungen, entziehende Diät, kalte allgemeine oder Sitzbäder, ermüdende körperliche Anstrengung und Erweckung der moralischen Kraft. Auch manche Arzneimittel haben sich in einzelnen Fällen nützlich erwiesen.

Satyrspiel (griech. drāma satyrikon) nennt man eine den Griechen durchaus eigenthümliche Gattung des Dramas, in welcher Satyrn (s. d.) den Chor bildeten, deren rohe, die thierischen Elemente der menschlichen Natur hervorkehrende Natürlichkeit und ausgelassene Lustigkeit dem ganzen Spiele seinen besondern Charakter gab; als Träger der eigentlichen Handlung wurden ihnen theils Götter (besonders Dionysos, dann auch andere, die zu diesem in mythischer Beziehung standen, wie Hephästos und Hermes), theils Heroen (am häufigsten Herakles, dann Theseus, Odysseus, Sisyphos, Prometheus u. a.) gegenübergestellt, die den nur mit Fellen bekleideten Satyrn gegenüber in der reichen tragischen Gewandung und würdevoller Haltung auftraten, ein Contrast, der eine grotesk-komische Wirkung hervorbrachte. Ursprünglich war das Satyrdrama mit der Tragödie identisch, da auch in dieser von Anfang an meist Satyrn den Chor bildeten; als dieselbe aber in der Wahl und Behandlung ihrer Stoffe einen ernstern Charakter annahm, wurde durch Pratinas von Phlius (der daher gewöhnlich als Erfinder des S. bezeichnet wird) das alte lustige Spiel mit dem ausgelassenen, Sikinnis genannten Tanze als eine besondere Gattung des Dramas neben der Tragödie ausgebildet. Seitdem wurde es Brauch, daß immer ein S. als lustiges Nachspiel zu drei Tragödien (einer Trilogie) aufgeführt wurde. Leider ist uns von der reichen Literatur dieser Gattung des Dramas, die durch Aeschylus (s. d.) ihre höchste Vollendung erreichte, nur ein einziges Beispiel erhalten: der «Kyklops» des Euripides. Vgl.

Genthe, «Des Euripides Kyklops nebst einer ästhetischen Abhandlung über das S.» (Lpz. 1836); Welcker, «Nachtrag zu der Schrift über die Aeschylische Trilogie nebst einer Abhandlung über das S.» (Frankf. a. M. 1826); Wieseler, «Das S.» (Götting. 1847). Die Fragmente der verlorenen Satyrdramen sind gesammelt von Friebel, «Graecorum satyrographorum fragmenta» (Berl. 1837), und bei Nauck, «Tragicorum graecorum fragmenta» (Lpz. 1856).

Satz, im grammatischen Sinne, ist der sprachliche Ausdruck der Verbindung zweier Vorstellungen als Subject (s. d.) und Prädicat (s. d.). Diese bilden die nothwendigen Satztheile; alle außerdem in einem S. enthaltenen Bestandtheile dienen nur zur nähern Bestimmung des Subjects oder Prädicats. Die Lehre von der Bildung des S. und dem Verhältniß und der Verbindung der Sätze untereinander bildet einen besondern Theil der Grammatik, die Syntax (s. d.). — In der Musik bezeichnet S. theils eine Tonverbindung, die einen vollständigen Sinn gibt, theils ein Musikstück, das einen untergeordneten Theil eines größern Musikstücks ausmacht, theils die harmonische Ausarbeitung eines Tonstücks und die Kunst derselben, die Setzkunst.

Sau (Fluß), s. Save.

Saubohne, s. Bohne.

Saubrot, s. Cyclamen und Lathyrus.

Sauerampher, s. Ampher.

Sauerbrunnen oder Säuerlinge nennt man die Mineralwässer, welche Kohlensäure (s. d.) mit starkem Gasgehalt enthalten. Es ist nicht die absolute Menge von Kohlensäure, welche eine Mineralquelle zu einem Säuerling macht, sondern vielmehr die Armuth an festen Bestandtheilen bei großem Gasgehalt. So gibt es z. B. salinische und Eisenwässer, die mehr Kohlensäure enthalten als viele Säuerlinge, aber wegen des Uebergewichts ihrer festen Bestandtheile nach diesen benannt werden. Um einigermaßen zwischen den eisenhaltigen Säuerlingen und den gasreichen Stahlwässern, welche beide Klassen sehr nahe miteinander verwandt, eine Grenze zu ziehen, kann man annehmen, daß ein Säuerling nicht über $\frac{1}{2}$ Gran Eisen und nicht unter 12 Kubikzoll freie Kohlensäure in 16 Unzen enthalten muß. Die in den Säuerlingen enthaltenen festen Stoffe sind vornehmlich kohlen-, salz- und schwefelsaure Salze, in vielen auch Eisen. Ihre Temperatur ist meist sehr gering und erhebt sich selten bis zu 10° R. Je kühler sie sind, desto fester ist die Kohlensäure an das Wasser gebunden, desto belebender, aber auch desto gefäßaufregender wirken sie. Ihrer äußern Beschaffenheit nach sind sie klar und perlen stark, oft so heftig, daß sie das Ansehen kochender Flüssigkeiten haben. Sie sind geruchlos, nur daß das Gas in der Nase prickelt. Ihr Geschmack ist stechend salzig, letzteres um so stärker, je mehr das Gas entwichen ist. Das stets aus den Quellen emporsteigende Gas bildet über deren Spiegel oft eine Schicht von mehrern Fuß Dicke. Der Luft oder erhöhter Temperatur ausgesetzt, lassen sie nach Entweichung der Kohlensäure einen Niederschlag zu Boden fallen, der bei den salzhaltigen Quellen farblos, bei den eisenhaltigen ocherfarbig ist. Nach ihren vorwaltenden Beimischungen gibt es sechs Klassen von S.: 1) Alkalisch-muriatische Säuerlinge, mit viel kohlensaurem Natron und Kochsalz und geringern Mengen anderer, kohlen-, salz- und schwefelsaurer Salze; solche sind Selters, Bilin, Heppingen, Roisdorf. 2) Erdig-muriatische Säuerlinge, mit Kochsalz und kohlensauren Erden; so Schwalheim, Großkarben, Kronthal, der kissinger Maximilians- und Theresienbrunnen. 3) Alkalisch-salinische Säuerlinge, mit kohlensaurem und schwefelsaurem Natron; z. B. Ober-Salzbrunn, Eger-Salzbrunn und Teinach. 4) Erdige Säuerlinge, in denen die Menge der kohlensauren Erden die aller übrigen Salze überwiegt; z. B. Pyrmonter Sauerbrunn, Weranzer und Sinaberger Quelle bei Brückenau, ferner Diezenbach und Ueberkingen. 5) Alkalisch-erdige Säuerlinge, mit vorherrschenden kohlensauren Erden und kohlensaurem Natron; z. B. Geilnau, Göppingen, Laugenau, Gießhübel, Dinkbold, Heilstein, Heilbrunn, Schwollen und Hambach. 6) Eisen- oder Stahlsäuerlinge, mit bedeutendern Antheilen von kohlensaurem Eisenoxydul; wie Flinsberg, Ober-Mending und Wiesau. Die S. wirken flüchtig reizend auf das Nervensystem oder auch, je nach der Natur der beigemischten Salze, blos beruhigend. Sie befördern die Secretionen und Excretionen und können, lange fortgesetzt, die Resorption in dem Grade bethätigen, daß sie Krankheitsproducte zur Rückbildung bringen und die Blutmischung ändern. Die excitirend-tonisirende Wirkung kommt den Eisensäuerlingen zu. Dieselben empfehlen sich besonders in Schwächezuständen, bei Atonie der Schleim- und Gefäßhäute, Erschlaffung des Nerven- und Muskelsystems, dürfen dagegen bei reizbarem Gefäßsystem, bei drohenden Hämorrhagien und bei entzündlichen Zuständen kaum gestattet werden. In den alkalisch-salinischen und muriatischen Säuerlingen waltet die beruhigende, kühlende Wirkung, bei gelinder Anregung der Secretion und Excretion, vor. Man verordnet sie vor-

nehmlich in chronischen Brustkrankheiten mit subinflammatorischem Charakter. Die erdigen und alkalisch-erdigen Säuerlinge stehen in der Mitte zwischen den eisenhaltigen und den zuletzt genannten. Mehr reizend als diese, mehr resolvirend als jene, nützen sie vornehmlich in Stockungen des Drüsensystems und der parenchymatösen Eingeweide sehr sensibler oder bis zur Hydrämie geschwächter Personen. Besonders günstig wirken sie in fast allen chronischen Krankheiten der Harnwerkzeuge. Die versendeten S. enthalten nicht nur weniger Kohlensäure, sondern infolge dessen auch meist weniger Eisen, das sich in ihnen zu präcipitiren pflegt. Als diätetisches Mittel ist der Genuß der kohlensauren Getränke besonders zur See, in heißen Klimaten und bei hohen Temperaturgraden zu empfehlen. Zu diesem Behufe dienen neuerdings besonders künstlich bereitete kohlensaure Wässer, namentlich Selters- und Sodawasser.

Sauerdorn, s. Berberize.

Sauerklee ist der deutsche Name der Pflanzengattung Oxalis, deren verschiedene Arten mehr oder minder viel Sauerkleesalz enthalten. Solche Arten, welche sehr reich an Sauerkleesalz sind, werden zur Darstellung dieses Salzes im großen verwendet. Dahin gehören der gemeine S. (O. Acatosella), der steife S. (O. stricta) und der am Cap wachsende, zusammengedrückte S. (O. compressa). Das Sauerkleesalz, auch Bitterkleesalz genannt, besteht aus Kali und einer eigenthümlichen Säure, der Sauerkleesäure (unrichtig Kleesäure) oder Oxalsäure, welche jedoch gewöhnlich durch Digestion vegetabilischer Substanzen, besonders des Zuckers, mit nicht zu concentrirter Salpetersäure gewonnen wird. Das Sauerkleesalz krystallisirt in farblosen, schiefen, rhombischen Säulen, ist luftbeständig, von sauerm Geschmacke und scharf giftig. Man benutzt es im Hauswesen besonders, um Tintenflecke zu entfernen, da es das Eisenoxyd auflöst. Das oxalsaure Eisenoxyd wird auch, da es eine sehr lichtempfindliche Substanz ist, zu photographischen Zwecken benutzt.

Sauerland, eigentlich Süderland, heißen die zwischen der Sieg und Ruhr gelegenen Gegenden des Herzogthums Westfalen und der Grafschaft Mark, die vom mittlern Theile des Sauerländischen Gebirgs erfüllt sind, aber auch zahlreiche enge Thäler sowie fruchtbare Niederungen enthalten und durch die Menge ihrer Fabrikanlagen Berühmtheit erlangt haben. Das Sauerländische Gebirge erstreckt sich über das eigentliche S. hinaus, umfaßt das ganze obere Ruhr- und Diemelgebiet und erfüllt nicht nur fast den ganzen Regierungsbezirk Arnsberg, sondern mit seinen Ausläufern auch die ostrhein. Gegenden der Regierungsbezirke Köln und Düsseldorf; gegen Nordosten reicht es bis an das Plateau von Paderborn. Durch die Sieg wird es im Süden vom Westerwald (s. d.), im Norden durch die Möhne und die westwärts gerichtete Stromstrecke der Ruhr vom Haarstrang und dem Kohlengebirge des Ardei (s. d.) geschieden. Es ist durchaus eine Hochfläche, welche nur wenige, nicht sonderlich hervortretende Bergrücken enthält. Tief eingeschnitten und scharf ausgeprägt sind die Thäler der Flüsse. Die einzelnen Theile dieses Berglandes sind das sog. Rothhaargebirge, das Plateau von Winterberg, das Lennegebirge, das Ebbegebirge und der Arnsberger Wald. 1) Das Rothhaar- oder Rothlagergebirge, dessen Name übrigens im Lande selbst unbekannt, liegt in der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser im südl. Theile von Westfalen und ist unter allen Theilen des Sauerländischen Gebirgs am meisten als Bergrücken ausgeprägt. Bedeutend sind seine Abfälle im Norden zur Lenne. Bis zu dem $2^1/_4$ M. südöstlich von Altenhanden 2134 rheinländ. F. aufsteigenden Milsen zieht der Hauptrücken fast gerade nach Norden und trägt den Aukopf (2174 F.) mit der Siegquelle (1923 F.), den Ederkopf (2277) mit der Ederquelle (1954), die Alteburg (2098) im Sieggebiet, den Pfaffenhain (2161), die Hochwart (2074 F.) u. s. w. Vom Milsen wendet sich der Bergzug nach Nordosten und erreicht im Härdler 2390 F. 2) Das Plateau von Winterberg, das Quellgebiet der Ruhr, Lenne, Nuhne, Orke und Diemel, im südl. Theile des Kreises Brilon, ist sehr rauh und die höchste Gegend des niederrhein.-westfäl. Schiefergebirgs. Es liegt ebenfalls auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser und fast genau in seinem Scheitel die Stadt Winterberg (2104 rheinländ. F. hoch). Der Culminationspunkt ist der Kahle Astenberg (2682), der höchste Gipfel Westfalens, der sich jedoch kaum 100 F. über die umliegende Gegend erhebt und die Quellen der Lenne (2603), der Nuhne und Edder enthält. Den Ort Küstelberg umgibt ein Bergkranz, der dem Astenberg nur wenig an Höhe nachsteht, mit dem Schloßberg, dem Hoppern (beide 2552 F.) und dem Jungegrimm (2525). Noch höher sind der Neuenhagen (2650), die Ziegenhelle (2634) und der Rücken südöstlich von Bruchhausen auf der Grenze gegen Waldeck (2677). Im Norden steht das Plateau durch einen Rücken mit den Bergen von Brilon in Verbindung. Dieser Rücken scheidet die Gebiete der Ruhr und Diemel, gehört zu den höchsten Theilen Westfalens und enthält bei Bruch-

hausen den Isenberg, bekannt durch die Bruchhäuser Steine, thurmartige Porphyrfelsen (bis 200 F. hoch) mit Grauwacke durchsetzt. Diese Steine sowie der 2225 F. hohe Ohlenberg im Westen der Ruhr bezeichnen die nördl. Vorstufe des Plateau von Winterberg, welche nochmals im Hunau die beträchtliche Höhe von 2620 F. erreicht. Den östlichsten Vorsprung des Schiefergebirgs bildet das an Laubhölzern reiche Hainasche Gebirge (zwischen der Wohre und Schwalm) mit dem Kellerwald (2144), dem Hohenlohe bei Haina (2087) und dem Jeust (1852). 3) Das Lennegebirge zieht mit seinem Scheitel zwischen den Zuflüssen der Wenne, Röhr und Lenne fast auf der Grenze der Kreise Arnsberg und Meschede. Seine höchsten Gipfel sind der Hamert (2102), der Buchloh und in der Wilden Wiese der Schomberg (2082). Interessant ist im Westen der Hönne der Balderwald mit der Balderhöhle und dem schaurigen Kesselthal des Felsenmeeres bei Sundwig. Der Balderwald steigt noch bis 1745 F. empor und geht gegen Nordwesten in das rauhe Plateau von Iserlohn über. 4) Das Ebbegebirge erhebt sich links von der Lenne zwischen der Mündung der Bigge und Meinhartshagen. Seine Hauptrichtung ist von Westen nach Osten, und in dieser folgen als Hauptgipfel der Heßberg (1650), der Rüthenhard (2011), die Nordhelle (2120) und der Rodenstein (1891). 5) Der Arnsberger Wald, zwischen Ruhr und Möhne, ist eine mit herrlichen Eichen bestandene Hochfläche, die durch die Heve getheilt wird. Der nördliche Zug erstreckt sich ununterbrochen bis Warstein; der südliche ist mehrfach getheilt und zieht über den Stimmstamm (1735), an der Straße von Meschede nach Warstein, zu den Bergen von Brilon. In geol. Hinsicht besteht das Sauerländische Gebirge hauptsächlich aus den verschiedenen Abtheilungen der Devonformation (Lenneschiefer). Sehr beträchtlich sind die Ablagerungen von Eisenerzen in dieser Formation, besonders im Süden der Lenne, wo bei Benolpe und Barste bedeutende Erzgänge beginnen, welche ohne Unterbrechung gegen Südwesten über die Sieg hinaus bis zur Wied sich hinziehen. Innerhalb dieser Züge befindet sich der berühmte Stahlberg bei Müsen (im Kreise Siegen). Zwischen Lenne und Ruhr gibt es bedeutende Lager von Bleierzen, Schwefelkies und Zinkblende. Ausgezeichneter Marmor wird bei Mecklinghausen, Dachschiefer bei Olpe und in einem Zuge von Meschede bis Antfeld gebrochen. Im Arnsberger Walde und längs der Möhne ist das Gebiet des flötzleeren Sandsteins (die dritte Abtheilung des Kohlengebirgs) sehr mächtig entwickelt, während das productive Kohlengebirge bei Wetter aus dem Ardei auch auf das südl. Ufer der Ruhr herüberreicht und südwärts bis zur Linie Haßlinghausen-Horath (im Norden von Elberfeld) vordringt, um alsdann bis Mühlheim zurückzuweichen. Von Limbech (im Westen von Langenberg) bis Ratingen ist der Kohlenkalkstein (die erste Abtheilung des Kohlengebirgs) verbreitet. Basaltberge kommen im Sauerländischen Gebirge nur im Süden vereinzelt vor. Vgl. Primme, «Das S. und seine Bewohner» (Soest 1866).

Sauerstoff oder Oxygen, das wichtigste und zugleich am meisten verbreitete unter den bekannten chem. Elementen (s. Element), findet sich mit seinem vierfachen Volumen Stickstoff (s. d.) vermischt in der atmosphärischen Luft, welche diesem Bestandtheile ihre Eigenschaft verdankt, das Athmen und Verbrennen zu unterhalten. Es bildet mit Wasserstoff zusammen das Wasser, ist ein Bestandtheil aller Erden, Alkalien und Metalloxyde, der meisten Salze, kurz bei weitem der meisten die feste Masse der Erde bildenden Körper und kommt auch in verschiedener Quantität in fast allen thierischen und pflanzlichen Körpern vor. Im reinen Zustande erhält man ihn durch Erhitzung solcher Metalloxyde, welche in der Hitze ihren S. ganz oder zum Theil abgeben, z. B. Quecksilberoxyd, Mennige und Braunstein. Auch mehrere Salze sehr sauerstoffreicher Säuren geben beim Erhitzen reinen S., z. B. chlorsaures Kali, chromsaures Bleioxyd, salpetersaures Kali u. s. w. Viele sauerstoffhaltige Körper, welche für sich nicht zersetzbar sind, geben jedoch in Berührung mit oxydirbaren Stoffen ihren S. ganz oder zum Theil an diese ab, und hierauf beruhen größtentheils die technischen und chemischen Anwendungen der Salpetersäure, des Kupferoxyds u. s. w. In reiner Gestalt ist der S. ein permanentes farb- und geruchloses Gas, etwa ein Zehntel schwerer als atmosphärische Luft und daran erkennbar, daß jede Verbrennung in ihm mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und großem Glanze vor sich geht. Glimmender Schwamm verbrennt im S. mit lebhaftem Lichte, Stahl verbrennt darin unter glänzendem Funkensprühen, Phosphor verbrennt mit einem Glanze, den das Auge kaum zu ertragen vermag. Mit den meisten andern Elementen verbindet er sich direct, zum Theil schon bei gewöhnlicher Temperatur, wohin auch theilweise das Anlaufen und Rosten der Metalle gehört, zum Theil erst bei gewissem Wärmegrade. In vielen Fällen geschieht diese Verbindung so lebhaft, daß sich dabei Licht und Hitze entwickelt, und dann nennt man sie Verbrennung. Die Producte solcher Verbindung nennt man im allgemeinen Oxyde (s. d.), die dann je nach ihren Eigenschaften

Säuren, Alkalien, Erden und Metalloxyde sein können. Früher hielt man die Metalle für Verbindungen der Metalloxyde mit einem unbekannten Stoffe, Phlogiston. Lavoisier zeigte aber 1780 zuerst, daß bei der Oxydation und Verbrennung vielmehr eine Gewichtszunahme stattfinde, welche von der Aufnahme des 1774 durch Cavendish zuerst isolirten S. aus der Luft herrühre. Dadurch wurde er Gründer des antiphlogistischen Systems, welches er 1783 durch Zerlegung des Wassers in Wasserstoff und S. weiter befestigte. Elektrochem. Versuche zeigen, daß der S. in allen seinen Verbindungen sich elektronegativ verhält, daher er das negative Endglied der elektrochem. Reihe der Elemente bildet. Da der S. wegen seiner großen Verwandtschaft zu andern Stoffen und seiner Verbreitung die wichtigste Rolle in chem. Vorgängen spielt und die Betrachtung seiner Verbindungen die deutlichste Einsicht in die chem. Verbindungsgesetze gewährt, so pflegt auch der chem. Unterricht mit Betrachtung des S., des Wasserstoffs, des Wassers, der Luft und der Verbrennung zu beginnen. Man hat zwar seitdem im Chlor, Brom, Jod, Fluor, Schwefel und Cyan noch andere Körper entdeckt, welche sich dem S. sehr ähnlich verhalten und ganz ähnliche Verbindungsreihen geben, aber für alle diese gelten, wie die Erfahrung erwiesen hat, wesentlich dieselben Gesetze wie für Sauerstoffverbindungen, sodaß also die genaue Kenntniß der Sauerstoffsäuren, Oxyde und Sauerstoffsalze immer die Basis der ganzen unorganischen Chemie bleibt. Auf organische Körper wirkt der S. wegen seiner starken Verwandtschaft mehr oder weniger zerstörend, besonders wenn sie dem Kreise des Lebens entnommen sind. Die Processe des Bleichens, der allmählichen Zerstörung an der Luft und des Verwesens beruhen darauf. Selbst der in den organischen Stoffen als Bestandtheil vorkommende S. übt solche Wirkung und ist eine Hauptursache, daß solche Körper, selbst unter Ausschluß der Luft erhitzt, in einfachere Verbindungen zerfallen. Unter gewissen Umständen tritt der S. mit gänzlich veränderten Eigenschaften auf und wird dann Ozon (s. d.) genannt. Das Athmen der Menschen und Thiere ist ein Oxydationsproceß, eine Aufnahme von S. aus der Luft. Mit jedem Athemzug wird der Luft etwas S. entzogen, der in den Lungen durch die zarten Gefäßwände hindurch sich mit gewissen kohlenstoff- und wasserstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes verbindet, woher es kommt, daß die ausgeathmete Luft Kohlensäure und Wasserdampf enthält. Auch durch diese in dem Körper vorgehende Oxydation wird eine gewisse Menge Wärme entwickelt, und das Athmen ist in Bezug auf unsern Körper ein Erwärmungsproceß. Da das reine Sauerstoffgas zum Athmen nachtheilig sein würde, so ist das in der Luft enthaltene Stickstoffgas gewissermaßen als Verdünnungsmittel des S. zu betrachten. Die Luft, die durch die seit Jahrtausenden in derselben athmenden Menschen und Thiere nach und nach ihres S. beraubt und durch die ausgeathmete Kohlensäure kohlensäurereicher geworden sein sollte, zeigt dennoch jetzt allenthalben die nämliche Zusammensetzung, die sie früher hatte. Durch die Fortschritte der Pflanzenphysiologie hat man nun nachgewiesen, daß die Pflanzen es sind, welche die durch Athmen u. s. w. gleichsam verdorbene Luft wieder verbessern. Die Pflanzen absorbiren die Kohlensäure aus der Luft und verwenden den Kohlenstoffgehalt derselben zur Bildung ihrer Organe, während der Sauerstoffgehalt zum größten Theile wieder in die Atmosphäre zurückgeht.

Sauerteig ist ein Gärungsmittel, unter welchem man denjenigen Antheil des in Gärung begriffenen Brotteigs versteht, der bis zum nächsten Backen aufgehoben wird, wo man ihn dem frischen Teig zusetzt, und so immer fort. Hierbei wirkt der S. ganz ähnlich wie gärende Bierwürze unter frischer Würze, wie gärender Most unter frischen Most geschüttet, d. h. wie Hefe (s. d.); aber mit dem Unterschiede, den schon der Name andeutet, daß der S. sauer ist. Der zurückbehaltene Teig fährt in der Gärung, wenn auch langsam, fort bis zum nächsten Backen. Hierdurch bildet sich neben Weingeist auch Essigsäure und Milchsäure, welche in den neuen Teig und in das Brot übergehen.

Säuferwahnsinn, s. Delirium.

Säugen und **Säugling**. Das Kind soll bis in den 9. oder 12. Monat nur durch Säugen genährt werden. Künstlich aufgefütterte Kinder gedeihen nur bei Aufwendung großer Sorgfalt so gut wie gesäugte und sind viel leichter schweren Erkrankungen ausgesetzt. Das körperliche und moralische Gedeihen des Kindes macht es jeder Mutter zur Pflicht, ihr Kind selbst zu säugen, und nur dann, wenn die Mutter selbst krank, wenn sie zu wenig Milch zu gewähren vermag, oder im Fall wiedereintretender Schwangerschaft darf zu andern Ernährungsweisen übergegangen werden. Am besten wird dann der Säugling einer Amme (s. d.) anvertraut. In Fällen, wo keine solche zu beschaffen ist, soll die Nahrung des Kindes lediglich aus Milch bestehen. Man reiche ihm verdünnte Kuhmilch, welcher durch Zusatz von Zucker (Milchzucker) die Süßigkeit der Frauenmilch ertheilt werden kann, jedoch nicht muß. Falls das Kind die Kuhmilch in ver-

schiedenen Verdünnungsgraden nicht verträgt, gebe man ihm die Liebig'sche künstliche Milch. (S. Milch.) Das Wundwerden der Brust ist nicht immer genügender Grund, das Kind nicht mehr zu stillen. Das Anlegen von Saughütchen (am besten Kautschukhütchen von der Form der Warze mit einer tellerförmigen Scheibe, welche auf die Brust gelegt wird) ermöglicht auch bei wunder Brust das Säugen, schützt die Brust vor weitern Verletzungen und befördert die durch Reinlichkeit und Aufstreichen von Fett (Coldcream, ausgelassene Butter u. s. w.) unterstützte Heilung. Gegen die Zeit hin, wo das Kind entwöhnt werden soll, beginne man mit der Darreichung anderer Speisen, namentlich mit Kuhmilch. In ein plötzliches Entwöhnen fügt sich der Säugling nie gutwillig, aber man übersteht diese auch für die Umgebung des Kindes lästige Uebergangszeit der Entwöhnung durch consequente Verweigerung der Brust schneller als bei schwachem Nachgeben. Der Hunger söhnt den Säugling bald mit der ihm noch ungewohnten Nahrung aus. Der gefährlichste Zustand, welcher im Säuglingsalter eintreten kann, sind vor allem die Durchfälle, welche namentlich künstlich genährte Kinder befallen, die davon in sehr großer Zahl hinweggerafft werden. Bei Eintritt solcher Durchfälle ist sofort ein Arzt zu Rathe zu ziehen und dem blos gefütterten Kinde eine Amme zu geben. Die moralische Erziehung des Säuglings lasse man möglichst frühzeitig beginnen.

Säugethiere (Mammalia) sind warmblütige, luftathmende, meist behaarte Wirbelthiere, welche lebendige Junge gebären und dieselben säugen. Sie stehen hinsichtlich ihrer gesammten Organisation an der Spitze der übrigen Thierwelt. Einige, wie die an 100 F. langen und 250000 Pfd. schweren Wale sind die größten unter allen der Jetztwelt angehörenden Thieren; andere erreichen nie eine bedeutende Größe, und selbst ganze Gattungen, z. B. die Spitzmäuse, sind zwerghaft. Bekleidet sind sie mit Haar, welches von mannichfacher Beschaffenheit, hier in Wolle, dort in Borsten, Stacheln oder Schuppen übergeht, mit Ausnahme einiger Walthiere nirgends ganz fehlt, auch am Schuppenthiere als Bestandtheil der harten Bekleidung nachweisbar ist und den S. im Gegensatz zu den Vögeln den Namen Haarthiere verschafft hat. Fast niemals sind S. von sehr bunter Färbung. Ihre Bewegungswerkzeuge ändern sich in Gestalt und Einrichtung je nach Bedürfniß und Bestimmung der Familien oder Gattungen. Sie erscheinen als greifende Hände bei Menschen, Affen und einigen Beutelthieren, als flügelartige Gebilde bei den Fledermäusen, als Flossen am Walthiere und als zur Ortsbewegung allein bestimmter Fuß bei den meisten. Sie sind zum Laufen, Springen, Klettern, Graben, Schwimmen u. s. w. eingerichtet und mit zwei bis fünf Zehen versehen, auf deren verschiedenartiger Bewaffnung die Eintheilung in Nagel-, Krallen- und Hufthiere beruht. Je nachdem ein S. den Boden mit der ganzen Sohle, wie der Bär, oder nur mit den Zehen, wie Hund und Katze, im Gange berührt, heißt es Sohlengänger oder Zehengänger, Unterschiede, welche darum wichtig sind, weil sie mit dem Baue des Thieres und also auch mit seiner Lebensweise zusammenhängen. Von noch größerer Bedeutung ist die Gestaltung des Schädels. Alle Schädel- und Gesichtsknochen sind stets fest miteinander verwachsen, nur der Unterkiefer beweglich eingelenkt. Das Gebiß ist sehr mannichfaltig. Zähne fehlen außer den Walen nur den Ameisenfressern und Schuppenthieren. Bei dem Schnabelthiere haben die Kiefern nur einen einzigen Backzahn, und Gürtelthiere und Faulthiere sind mit wenigen Zähnen versehen, in größter Zahl sind sie bei gewissen Beutelthieren vorhanden. Ihrer Stellung nach heißen sie Vorder-, Eck- und Backzähne. Die erstern stehen stets im Zwischenkieferknochen; die Eckzähne, deren auf jeder Seite nur einer vorhanden sein kann, sind die vordersten im Kieferknochen, dessen übrigen Raum die Backenzähne einnehmen, von denen die vordersten zuweilen noch einwurzelig sind und dann Lückenzähne heißen. Die Zähne sind von einfachem oder zusammengesetztem, zugleich aber so beständigem Baue, daß sie eins der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale abgeben. Zwischen den Werkzeugen der Bewegung und der Ernährung, zu welchen letztern auch die Zähne gerechnet werden, herrscht eine genaue Beziehung. Der Wiederkäuer hat stets Hufe, das Raubthier unverwachsene, Krallen tragende Zehen u. s. w. Je nach der Art der naturgemäßen Nahrungsstoffe sind nicht allein die Zähne und die Einlenkung des Unterkiefers verschieden, sondern auch die Bildung des Magens, welcher einfach und häutig bei Fleischfressern, vierfach bei den Wiederkäuern ist, Extreme, zwischen denen wieder mehrere Mittelstufen liegen. Das einzige Werkzeug des Athmens sind die Lungen; das Blut ist roth und bei allen S. von ziemlich gleicher Temperatur. Die relative Größe des Gehirns wechselt je nach den Familien und bedingt die Entwickelung der bei manchen schärfer hervortretenden intellectuellen Fähigkeiten. Die in der Fünfzahl vorhandenen Sinne besitzen oft große Schärfe, sind aber bei demselben Thiere niemals alle gleich vollkommen. Einer

vertritt nicht selten zum Theil den andern, z. B. am Hasen, wo das scharfe Gehör für das am Tage minder scharfe Gesicht Ersatz leistet. Die äußern Sinneswerkzeuge richten sich in ihrer Bildung nach dem Bedürfnisse und der Bestimmung eines Thieres und bieten daher der Beobachtung Reihen der interessantesten Modificationen. So ist z. B. das Ohr durch Klappen verschließbar bei solchen, die im Wasser leben; das Auge sehr convex und mit spaltförmiger Pupille versehen bei nächtlichen und sehr klein bei unterirdischen S.; die gewöhnlich kurze Nase wird am Elefanten zum Rüssel, am Ameisenfresser die wurmförmige Zunge zum Werkzeug des Erhaschens der Beute, und selbst das Organ des Fühlsinnes, die Haut, erfährt da, wo die Nothwendigkeit einer großen Steigerung jenes Sinnes vorliegt, wie bei den Fledermäusen, eine ungemeine Ausbildung und Vergrößerung. Alle S. gebären lebendige Junge und säugen sie an den je nach der Gattung in sehr verschiedenen Zahlen (2—18) vorhandenen Warzen der milchführenden Organe. Sie leben theils im monogamischen, theils im polygamischen Verhältnisse, im erstern viele Raubthiere, Affen und Fledermäuse, im letztern viele Wiederkäuer, Dickhäuter und die meisten Nager. Ihre Fruchtbarkeit ist durch Naturgesetze geregelt, wobei im allgemeinen gilt, daß, je größer eine Art ist, sie auch um so länger im Zustande der Trächtigkeit verharrt und eine um so geringere Zahl von Jungen bei jeder Geburt zur Welt kommt. Das Meerschweinchen kann in einem Jahre 80 Junge haben, die Löwin ein einziges. Der Nachkommenschaft nehmen sich wenigstens die Weibchen mit vieler Zärtlichkeit und mit Muth an; allein sie entwickeln, mit Ausnahme der Nager, nicht jenen Kunsttrieb, der unter den Vögeln im Nesterbaue sich darlegt. Gegenüber den periodischen Wechseln, welche der Erdkörper erfährt, sind die S. Tagthiere, Nachtthiere, Winterschläfer oder Wanderer. Wohnorte, Oekonomie, Lebensart und Sitten bieten unter den Thieren einer so großen, über 2100 Arten begreifenden und wohlausgerüsteten Klasse ein Bild voll der interessantesten und zugleich mannichfaltigsten Wechsel. Die Klasse der S. ist theils aus diesem Grunde, theils auch der Anatomie wegen sehr genau studirt worden und für den Menschen die wichtigste, weil sie die den Culturgang bestimmenden Hausthiere umfaßt. Ihre systematische Eintheilung ist je nach den Gesichtspunkten, von denen man ausging, sehr verschieden aufgefaßt worden. Ziemlich allgemein erkennt man jetzt an, daß zuerst nach der Art der Fortpflanzung zwei große Reihen unterschieden werden müssen, die Didelphen, bei welchen die Jungen im unausgebildeten Zustande geboren werden und sich während des Säugens, meist in einem besondern Beutel, entwickeln, dessen Trageknochen auch beim Fehlen des Beutels vorhanden sind. Diese S. haben zugleich ein sehr unvollständiges Gehirn. Es gehören dazu die Kloakenthiere (Monotremata), wozu das Schnabelthier und der Ameisenigel, und die Beutelthiere (Marsupialia), die besonders in Australien vertreten sind. Zu den Monodelphen, die ausgetragene Junge gebären, gehören die übrigen S. Unter diesen unterscheidet man jetzt meistens folgende Ordnungen: Walthiere (Cetacea) mit nur zwei Flossen; Flossenfüßer (Pinnipedia) mit vier flossenartigen Füßen; Dickhäuter (Pachydermata oder Multungula) mit mehr als zwei Hufen an den Füßen; Einhufer (Solidungula) mit einhufigen, Wiederkäuer (Ruminantia) mit zweihufigen Füßen; Zahnlose (Edentata) mit Krallen an den Füßen, ohne Schneide- und meist auch ohne Eckzähne; Nager (Rodentia oder Glires): Krallenfüße, Schneidezähne, keine Eckzähne; Insektenfresser (Insectivora): Krallen, alle drei Arten spitzzackiger Zähne; Raubthiere (Carnivora): Krallen und drei Arten scharfschneidiger Zähne; Flugthiere (Chiroptera): der Arm zu einem Flugwerkzeug umgestaltet; Vierhänder (Quadrumana): vier Hände mit Plattnägeln; Zweihänder (Mensch, Bimana): vorn Hände, hinten Füße mit Plattnägeln. Die ersten Spuren von fossilen S. hat man in der Trias, im Keuper bei Stuttgart gefunden; mehr im Jura und in der untern Kreide von England (Stonesfield, Purbeck); massenhaft treten sie erst mit den Tertiärgebilden auf, aber in ganz andern Verhältnissen als jetzt und nur mit ausgestorbenen Formen.

Saugpumpe, s. Pumpe.

Saul, der erste König von Israel, der Sohn eines wohlhabenden Gibeoniten, Namens Kis, aus dem Stamme Benjamin, ein schöner, stattlicher, waffenkundiger Mann, wurde infolge eines glänzenden Siegs über die Ammoniter vom Volke zum König begehrt und von Samuel (s. d.) nach langem Widerstreben gesalbt. Die Befreiung Israels von dem demüthigen Vasallenverhältnisse zu den Philistern und eine Reihe erfolgreicher Kriege gegen die Amalekiter und andere Nachbarstämme befestigten seine Herrschaft. Gleichzeitig war er bemüht, der königl. Gewalt nach innen durch ein festes, straffes, aber gerechtes Regiment Achtung zu verschaffen. Seine Sitten waren einfach und patriarchalisch, die Muße, welche der Krieg ihm ließ, verbrachte er in schlichter Zurückgezogenheit auf dem Stammsitz seiner Familie zu Gibea. In den ersten Jahren seiner Regierung stand er mit Samuel noch im freundlichsten Einvernehmen, bis der Widerstreit der

königl. und der geistlichen Interessen das Verhältniß trübte. Als S. im Begriffe, den Befreiungskrieg gegen die Philister zu beginnen, vergeblich auf Samuel gewartet hatte, damit dieser das übliche Opfer bringe, opferte er endlich selbst, um den günstigen Zeitpunkt nicht ungenützt verstreichen zu lassen. Samuel sah darin einen frevelhaften Eingriff in die priesterlichen Rechte und begann die Salbung des Königs zu bereuen. Bald traten neue Mishelligkeiten hinzu, die zum völligen Bruche führten. Insgeheim salbte Samuel an S.'s Statt dessen Feldherrn und Schwiegersohn David (s. d.) zum König. Aber der Plan ward entdeckt, und der Herrscher, dessen Gunst den David mit Wohlthaten überhäuft hatte, gerieth über diesen Verrath in heftigen Zorn und stellte dem Verräther nach dem Leben. David, von der Priesterpartei begünstigt, entkam nach dem Gebirge im Südosten des Reichs und rief von dort aus den Stamm Juda zur Empörung auf. Von S. verfolgt, aus seinen letzten Schlupfwinkeln verjagt, floh er zu dem Erbfeinde des Volks, dem König der Philister, unter dessen Schutzherrschaft er seine Freibeuterzüge erneuerte. S. hatte inzwischen an den Priestern zu Nob, den Mitschuldigen des Verraths, blutige Rache genommen und dadurch den Bruch mit der Priesterschaft unheilbar gemacht. Dennoch behauptete er seine Herrschaft mit starker Hand, bis er in der Schlacht am Berge Gilboa von den Philistern besiegt, sich, an seinem Glücke verzweifelnd, das Leben nahm.

Saulcy (Louis Félicien Josephe Caignart de), franz. Archäolog, Numismatiker und Orientalist, geb. 19. März 1807 zu Lille, bestimmte sich dem Militärfach und besuchte seit 1826 die Polytechnische Schule zu Paris. Einige Jahre später erhielt er als Artillerielieutenant eine Anstellung an der Applicationsschule zu Metz, woselbst er sich eifrig dem Studium der Münzkunde widmete. S. war bereits als ein vorzüglicher Numismatiker bekannt, als er von der Akademie der Inschriften 1836 den Preis für seinen «Essai de classification des suites monétaires byzantines» erhielt. Diese Schrift sowie seine Arbeiten über die autonomen Münzen Spaniens und über die Münzen der Erbherzoge von Lothringen, erwarben ihm 1839 den Titel eines Correspondenten des Instituts. Seit 1838 Professor der Mechanik an der Kriegsschule, wurde er bald darauf als Conservator des Artilleriemuseums in Paris berufen, und 1842 Mitglied der Akademie der Inschriften, als Nachfolger Mionnet's. Seit seiner Anwesenheit in Paris hatte sich S. in sehr zahlreichen Arbeiten mit den celtiberischen, phönizischen, ägyptisch-demotischen Inschriften und, namentlich bis 1850, angelegentlich mit den medischen und assyrischen Keilschriften beschäftigt. In letzterm Jahre ging er nach Palästina und seit dieser Zeit ist sein Hauptstudium, außer einigen Arbeiten über Cäsar's Feldzüge in Gallien, die Erforschung der jüd. und phöniz. Alterthümer, wie namentlich die Topographie Jerusalems und des Heiligen Landes geblieben. 1860 wurde er Senator und 1863 Comthur der Ehrenlegion. In den verschiedenen Gebieten, in denen S. arbeitete, hat er hohe Begabung und großen Scharfsinn gezeigt und in mehrern Fächern, namentlich den Keilschriften und der jüd. Archäologie, höchst anregend gewirkt, obgleich sehr häufig auch seine Vermuthungen haben modificirt werden müssen. Unter seinen Schriften sind noch besonders hervorzuheben: «Voyage autour de la Mer Morte» (Par. 1852—54); «Études de la numismatique judaïque» (Par. 1857); «Les campagnes de Jules César dans les Gaules» (Par. 1860); «Voyage en Terre Sainte» (Par. 1865); «Les derniers jours de Jérusalem» (Par. 1866). Viele größere Abhandlungen von S. finden sich in den «Mémoires» der Akademie der Inschriften, dem «Journal asiatique», der «Revue d'archéologie», dem «Athénéum français» u. s. w.

Säule heißt jede runde, freistehende Stütze eines Bauwerks. Die Tempel scheinen die ersten Gebäude gewesen zu sein, bei denen man außer den vier Hauptmauern noch Vorhallen anbrachte, welche solche Stützen erforderten. Man wählte dazu in Griechenland, wo Ueberfluß an Holz war, Baumstämme. In Aegypten und Indien, wo es an Holz mangelte, bestanden die ältesten S. aus rohen, plumpen Steinblöcken, ohne Zierath oder Absatz, und erst später erhielten sie eine gefälligere Form. Die griechisch-römische, theilweise auch im Mittelalter geltende, in der neuern Zeit mit größerer oder geringerer Genauigkeit wiederangewendete S. besteht aus dem Fuß, dem Schafte und dem Knaufe oder Capitäl. Der Fuß oder die Basis enthält den ebenen Untersatz und ein oder mehrere runde Glieder, um die Ablösung der S. vom Boden zu bezeichnen; der Schaft bildet den mittlern, den eigentlich tragenden, aufstrebenden Theil der S., und der Knauf ist nothwendig, die S. als vollendet vorzustellen und dieselbe mit dem Gebälk zu verbinden. Die S. ist nach oben zu etwas zusammengezogen oder verjüngt, doch nicht in gerade laufender Zuspitzung, sondern in einer leichten, kaum merklichen Curve, welche gleichsam die Anstrengung des Tragens ausdrückt. Mit dem übrigen Bauwerk hängt die S. zusammen, nach

unten durch das Piedestal oder den Säulenstuhl, nach oben durch das Gebälk, welches aus dem Architrav, der auf dem Capitäl ruht, dem Fries und dem Karnies oder Kranze besteht. Zum Maßstab der S. bedient man sich gewöhnlich des halben Durchmessers des Schafts, welchen man Modul oder Model (s. d.) nennt. — Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitäle und Schaftgesimse sich berühren. Die Griechen kannten sie nicht und bei den Römern wurden sie erst unter Antoninus Pius eingeführt, um dem Gebäude das Ansehen eines größern Reichthums zu geben. Die Aesthetik hat gegen dieselben von jeher gegründete Einwendungen gemacht, ohne sie jedoch aus der Baukunst verbannen zu können. Allerdings ist die wahre antike S. ein so selbständiger Organismus für sich, daß sie nicht leicht eine zweite ihresgleichen so hart neben sich dulden kann, weshalb auch bei den Griechen Gesetze für die Abstandsweite der S. galten. Das Mittelalter hat jedoch eine völlig harmonische Lösung der Aufgabe in seinen goth. Kirchenpfeilern aufgefunden, wo die Schwierigkeit dadurch gehoben ist, daß die S. ihre Individualität, d. h. ihre Verjüngung und ihr absolutes Längenmaß aufgegeben hat und als Theil eines Pfeilers (s. d.) den Verhältnissen desselben gehorcht. Es gibt solche Pfeiler oder Säulenbündel, welche aus 30—40 gekuppelten S. bestehen, deren Capitäle sich meist in zwei verschiedenen Höhen, theils im untern, theils im obern Kirchenschiffe, berühren. In der modernen Baukunst spielte die spätröm. gekuppelte Säulenstellung wieder eine große Rolle.

Säulenordnungen nennt man die besondere Ausbildung der Theile der Säulen, durch welche diese ein Ganzes von besonderm architektonischen Charakter werden. Seit der Wiedererweckung der antiken Baukunst im 15. und 16. Jahrh. haben manche Architekten, unter welchen vorzüglich Vignola den größten Einfluß gewann, theils nach vorhandenen, fast ausschließlich röm. Monumenten, theils nach den Angaben Vitruv's die Gesetze der Säulenordnung neu zusammenzustellen und so zur allgemeinen Gültigkeit zu erheben gesucht; allein genauere Untersuchungen alter, zumal griech. Monumente haben die von Vignola aufgestellten Sätze sehr wankend gemacht und das Material zur Darstellung der einzelnen Formen bedeutend vermehrt. Erst seit Karl Bötticher's Untersuchungen ist das Wesen der einzelnen S. nach der Grundlage der griech. Denkmäler festgestellt worden. Was in den Zeiten der Renaissance gebaut worden, beruht auf der in vielen Stücken irrigen Anwendung, welche die Römer von den griech. Formen machten. Aeltere Architekten nehmen fünf S. an, nämlich eine toscanische, dorische, ionische, korinthische und römische. Das Charakteristische der toscanischen Ordnung ist, daß sie gegen ihre Höhe einen verhältnißmäßig dicken Schaft, wenige und starke Glieder hat, weshalb man sie rustica nannte. Die Säule hat nach Vitruv und Vignola 14 Modul (s. d.) zur Höhe, von denen eins auf den Fuß und eins auf das Capitäl kommen. Das Gebälk hat nach Vignola $3\frac{1}{2}$ Modul, nämlich der Architrav 1, der Fries $1\frac{1}{6}$, der Karnies $1\frac{2}{6}$. Die dorische Säulenordnung hat einen glatten Architrav und im Friese abwechselnd Triglyphen und Metopen. Jene, welche die Köpfe der auf dem Architrav liegenden Balken vorstellen und zwei prismatische Vertiefungen mit zwei halben auf den Seiten haben, stellen gleichsam noch den letzten Rest der in der Säule verkörperten strebenden Kraft dar: das spätere Alterthum hat sie ganz willkürlich auf die dreisaitige Leier Apollo's bezogen. Man nimmt es nach Vitruv als eine Regel an, daß die Triglyphen 1 Modul breit und $1\frac{1}{2}$ Modul hoch, die Metopen aber ein Quadrat sein sollen. Auch pflegt man die Triglyphen zwischen zwei Säulen gern in ungerader Anzahl anzubringen. Der Charakter dieser Ordnung ist Großartigkeit und Majestät, die keine feinen Zierathen, sondern die einfachste Schönheit der Linien zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 10 oder 12, ja in den ältesten Bauten kaum über 8 Modul, hernach 14 und in den Schauspielhäusern 15; Vignola gibt ihr 16 Modul, wovon eins der Fuß und eins das Capitäl erhält. Uebrigens gaben erst die Römer der dorischen Säule einen Fuß; in den guten griech. Bauten erhebt sie sich unmittelbar aus dem Bassament und steigt in ziemlich starker Verjüngung, welcher eine Anschwellung (Entasis) vorhergeht, mit breiten, die Anstrengung des Tragens bezeichnenden Cannelüren aufwärts, bis sie auf die Deckplatte und das schwere Gebälk trifft, aus dessen Druck sich ganz einfach die Entstehung des dorischen Capitäls erklärt. Dieses ist nämlich das zu einem Wulst auseinandergedrückte, aber noch immer elastisch schöne obere Ende des Säulenschafts. Der Karnies in dieser Ordnung ist stark vorspringend. Daher hat man der Karniesleiste zur Unterstützung die Dielenköpfe gegeben, die über jedem Triglyph sich befinden. Die ionische Ordnung hat ein mit zwei Schnecken auf zwei Seiten oder ein mit vier doppelseitigen Schnecken auf den vier Ecken geziertes Capitäl. Jenes ist das Capitäl der Alten, welches die Neuern nur übel verbessert haben, indem sie es verdoppelten. Die ionische Säulenordnung ist im Gegensatze zur dorischen schlank und weich. In den ältern Denkmalen hatte sie

nur 16 Modul, hernach 17, und Vignola und andere Neuere geben ihr 18. Man wendet den attischen Fuß an. Der Architrav wird des leichten Aussehens und der Zierlichkeit wegen in drei Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit schicklicher Bildhauerarbeit geschmückt. Der Karnies bekommt auf einem platten Gliede zwischen dem Fries und der Karniesleiste oft einen Zierath, der aus kleinen hervorspringenden Theilen mit Zwischenräumen besteht. Man nennt sie Zahnschnitte oder Kälberzähne. Die geschmückteste, prächtigste ist die korinthische Ordnung, obschon ihr die innere constructive Consequenz der beiden vorhergehenden S. fehlt. Sie zieht sogleich das Auge an durch ihr Capitäl, ein großes rundes Gefäß mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebogenen Deckel, der unten mit zwei Reihen, jede von acht Blättern, umfaßt ist, hinter welchen vier Stiele je zwei kleinere Blätter, unter den vier größern Schnecken an den vier Ecken und den vier Paar kleinern unter der Mitte der Seiten sich krümmend, in die Höhe gehen lassen. Diese Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Ursprung und unterstützen auf eine ungezwungene Art den Deckel des Capitäls. Am angemessensten ist für sie der attische Fuß, der übrigens meist sehr willkürlich behandelt und erst in der neuesten Zeit wieder in seiner strengen Schönheit angewendet wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Karnies bekommt unter der Kranzleiste zierlich geschweifte Sparrenköpfe und in dem untern Theile noch Zahnschnitte. Der Schaft der ionischen und korinth. Säule hat 24 tiefe, runde Cannelüren, der der dorischen 20 flachere. Die ganze Ordnung ist durch die Verhältnisse der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Uebereinstimmung das Bild architektonischer Pracht. Die römische Ordnung oder die zusammengesetzte (composita) unterscheidet sich von der korinthischen hauptsächlich in dem Capitäl, welches aus dem ionischen und korinthischen zusammengesetzt ist. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieser Säule ist wie bei der korinthischen, deren überladene Abart sie ist. Der wahre architektonische Unterschied der S. besteht indeß in dem Verhältnisse der Höhe des Schafts zu seiner Dicke und in dem größern oder geringern Maße der Zierathen und den damit übereinkommenden feinern oder gröbern Gliedern der Haupttheile, sodaß man die Zahl der ungemischten S. auf drei, die dorische, von kräftiger, einfacher Schönheit, die ionische, von zierlicher Anmuth, und die korinthische, von geschmackvoller Pracht, zurückführen kann. Auf die Verzierung des Capitäls kommt es nur insofern an, als diesem bei den letztgenannten Ordnungen mehr Verzierung zukommt. Doch unterscheiden sich bei den Griechen die S. auch durch den bei der dorischen engern, bei den beiden andern weitern Abstand der Säulen untereinander. Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Bestimmung desselben ab, und es fragt sich zuerst, ob das Gebäude überhaupt Säulen zuläßt. Jedenfalls ist die herrschende Sitte, ein an sich oft ziemlich formloses Bauwerk durch Anfügung von 6—8 Säulen nebst Giebel zu einem Kunstwerk erheben zu wollen, ganz unstatthaft. Auch das Klima kann bedingend einwirken. Vielleicht die zierlichste Anwendung finden die Säulen als Umgebung von Höfen, während die Bekleidung äußerer Façaden leicht zu leerem, müßigem Schmuck herabsinkt. Wo mehrere S. übereinandergestellt werden, nimmt die stärkere allemal den untern Platz ein. Die Achsen der Säulen müssen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird unten so dick, als die nächst untere Säule am Knaufe ist. Auch pflegt man die obere Säule um einen Modul der nächst untern Säule niedriger zu machen als diese. Allzu große Contraste, z. B. eine korinth. Säule unmittelbar über einer dorischen, pflegt man zu vermeiden; aber ebenso auch das Gegentheil, die Wiederholung. Vgl. Normand und Mauch, «Neue vergleichende Darstellung der architektonischen Ordnungen der Griechen und Römer (Potsd. 1842); Bötticher, «Die Tektonik der Hellenen» (2 Bde., Potsd. 1844—53).

Saumur, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Maine-Loire, wie ehemals der Landschaft Saumurois, $6^1/_2$ M. im Südosten von Angers, am linken Ufer der Loire, über welche eine schöne Brücke von zwölf Bogen führt, und nahe oberhalb der Mündung des Thouet, welcher den Kanal der Dive aufnimmt, ist ein Kriegsplatz dritter Klasse und zählt (1861) 14079 E. Die Stadt, malerisch gelegen, von Kreidehügeln beherrscht, ist gut gebaut und hat ein altes Felsenschloß auf steiler Höhe, das lange als Staatsgefängniß gedient. S. besitzt vier sehenswerthe Kirchen: St.-Pierre und Notre-Dame de Nantilly aus dem 12., St.-Jean aus dem 13. und Notre-Dame des Ardillers aus dem 16. Jahrh., ein alterthümliches Stadthaus, ein Theater, eine der schönsten Cavaleriekasernen Frankreichs, eine kaiserl. Cavalerieschule nebst Gestüte, eine Reitschule. Von Bildungsanstalten bestehen ein Communalcollége, eine Bibliothek, ein naturhistor. und archäol. Museum, ein Botanischer Garten für Weincultur. Die Bevölkerung baut guten, feurigen Wein und unterhält berühmte Fabriken von Rosenkränzen und Emailarbeiten. Ferner bestehen Buchdruckereien, Gerbereien, Färbereien, Riemen-, Leinwand-

und Liqueurfabrikation. Beträchtlich ist der Handel mit gewöhnlichen und moussirenden Weinen, mit Getreide, Flachs, Hanf, Mehl, trockenen Früchten und Gemüsen, Hanfsamen, Leinöl, Tuff, hydraulischem Kalk u. s. w. S. (lat. Salmurus) ist sehr alt und war einst befestigt. Schon Pipin der Kurze stiftete hier eine Kirche. 1026 wurde die Stadt von Fulco von Anjou erobert und blieb fortan mit Anjou vereinigt. 1549—70 war die Stadt im Besitze des Herzogs Franz von Guise, dann in dem Heinrich's von Navarra. Der Gouverneur des letztern, Duplessis Mornay, gründete hier eine prot. Akademie und machte S. durch Förderung des Gewerbfleißes und Handels zu einer blühenden Stadt. Durch die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 erhielt der Wohlstand des Orts einen harten Stoß. In der Nähe finden sich viele celt. und röm. Alterthümer und zwei gut erhaltene Lager des Julius Cäsar. Historisch merkwürdig wurde S. durch die Schlacht, welche hier 9. Juni 1793 zwischen Republikanern und Royalisten stattfand, und in welcher die letztern siegten.

Sauppe (Hermann), namhafter deutscher Philolog und Kritiker, geb. 9. Dec. 1809 zu Wesenstein bei Dohna in Sachsen, besuchte das Gymnasium zu Naumburg und widmete sich dann zu Leipzig unter G. Hermann's Leitung philol. Studien. Ostern 1833 ging er als Gymnasiallehrer nach Zürich, wo er sich auch an der Universität habilitirte und 1838 eine außerord. Professur erhielt. Daneben stand er bis 1842 auch der neubegründeten Bibliothek der Cantonallehranstalten vor. Im Herbst 1845 folgte S. einem Rufe als Director des Gymnasiums nach Weimar. Er wirkte hier mit bestem Erfolge, bis durch seine Berufung zur Professur der Philologie nach Göttingen 1856 sein längstgehegter Wunsch nach einer ausgedehntern akademischen Thätigkeit in Erfüllung ging. S.'s wissenschaftliche Arbeiten sind ebenso wie auch seine Vorlesungen vorzugsweise der sprachlichen Seite der Philologie zugewandt. Dem Studium der griech. Beredsamkeit gehören die Ausgaben des Lykurgus (Zür. 1834), der «Oratores attici» (mit Baiter, 3 Bde., Zür. 1839—50), der Staatsreden des Demosthenes (Gotha 1845), zweier Reden des Hyperides (Gött. 1848 u. 1860) an. Eine methodische Anleitung zur Kritik gab er in der «Epistola critica ad Godofredum Hermannum» (Lpz. 1842). In weitesten Kreisen ist S.'s Name bekannt geworden durch die von ihm und Haupt seit 1848 begründete und geleitete Sammlung griech. und lat. Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, deren einzelne Theile schon in wiederholten Auflagen erschienen sind. Für diese Sammlung bearbeitete S. selbst den «Protagoras» (1857) und «Gorgias» (1863) des Plato. Seine «Schulreden» (Weim. 1856) bezeichnen den Geist, in welchem er als Gymnasialdirector zu wirken suchte. In einer größern Anzahl von Programmen (in Zürich, Weimar und Göttingen) und von Abhandlungen für die «Gesellschaften der Wissenschaften» zu Leipzig und zu Göttingen hat er einestheils schätzbare Beiträge zur Kritik und Erklärung der griech. Redner, des Plutarch, Philodemus, wie auch des Plautus und Cicero, geliefert, anderntheils Gegenstände der griech. Epigraphik und Alterthumswissenschaft behandelt. Für die große kritische Ausgabe von Schiller's Werken (Stuttg. 1867 fg.) hat S. den fünften Band, den «Don Carlos», bearbeitet.

Säure, lat. Acidum, ist nach der ältern, zum Theil noch bisjetzt festgehaltenen Ansicht eine chem. Verbindung, welche sich durch die Eigenschaft auszeichnen soll, mit Basen in festen Verbindungsverhältnissen Salze (s. d.) bilden zu können. Es ist diese Auffassung jedoch durchaus nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmend. Eine genauere Betrachtung ergibt, daß zwar beim Zusammentreten von S. und Basen Salze entstehen, aber nur insofern, als die S. und Basen sich gegenseitig zerlegen und nur gewisse Bestandtheile beider Verbindungen sich in dem Salze vorfinden. Es ist daher richtiger nach den Ansichten der neuern Chemie, die S. zu definiren als eine Verbindung von Wasserstoff mit einem einfachen oder zusammengesetzten elektronegativen Radicale (s. d.), während die Basis eine solche mit einem elektropositiven ist. Von den einfachen Radicalen treten manche, wie Chlor, Brom, Jod u. s. w., für sich mit dem Wasserstoff zu S. zusammen und bilden eine Verbindung nach dem Typus (s. d.) Wasserstoff, z. B.:

$$\begin{array}{cc} \text{Typus} & \text{Säure} \\ \left.\begin{array}{l}\text{Wasserstoff}\\ \text{Wasserstoff}\end{array}\right\} & \left.\begin{array}{l}\text{Chlor}\\ \text{Wasserstoff}\end{array}\right\} = \text{Chlorwasserstoffsäure.} \end{array}$$

Man nennt daher solche S. auch Wasserstoffsäuren. Andere einfache Radicale, wie Stickstoff, Phosphor, Arsen u. s. w., müssen sich vorher mit Radicalen, die entweder mit Sauerstoff oder mit Schwefel zusammengesetzt sind, verbinden, und diese letztern bilden dann erst mit Wasserstoff einerseits die Oxysäuren, andererseits die Sulfosäuren. Diese S. sind vom Typus Wasser, doch man kann eine solche S. sich als Wasser vorstellen, dessen Wasserstoff zur Hälfte durch ein Säureradical ersetzt ist. So z. B. bildet zunächst der Stickstoff (Nitrogen) mit zwei Aequiva-

letzten Sauerstoff ein Nitroradical, sodaß man dann die Salpetersäure auf folgende Weise nach dem Typus Wasser zusammengesetzt denken kann:

$$\text{Typus: } \left.\begin{array}{l}\text{Wasserstoff}\\ \text{Wasserstoff}\end{array}\right\} + \text{Wasserstoff} = \text{Wasser}; \qquad \text{Säure: } \left.\begin{array}{l}\text{Wasserstoff}\\ \text{Nitroradical}\end{array}\right\} + \text{Sauerstoff} = \text{Salpetersäure}.$$

Diese S. enthalten 1, 2, 3 oder 4 Atome Wasserstoff, je nachdem ihr Molecul 1, 2, 3 oder 4 Moleculen Wasser entspricht. Sie heißen danach mono-, di-, tri- und tetrahydrische S. So ist die Salpetersäure monohydrisch, die Schwefelsäure dihydrisch. Da es auch S. gibt, besonders viele organische, welche außerdem noch in ihrem Säureradical Wasserstoff enthalten, so nennt man den Wasserstoff, welcher den Charakter der S. als einer monohydrischen, dihydrischen u. s. w. bestimmt, und der auch allein bei der Salzbildung durch ein Metall vertreten werden kann, den typischen Wasserstoff der S.

Saurier ist die der griech. Sprache entlehnte Bezeichnung der Abtheilung der Echsen (s. d.) aus der Ordnung der Reptilien.

Saurin (Jacques), berühmter prot. Kanzelredner, geb. 6. Jan. 1677 zu Nîmes, folgte nach der Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 seinem Vater nach Genf. In seinem 17. J. trat er in ein von Réfugiés gebildetes Regiment als Fähnrich und machte mehrere Feldzüge unter den engl. Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich mit, kehrte aber 1696 nach Genf zurück und widmete sich der Theologie. Hierauf ging er 1700 nach Holland und England und erhielt an der wallonischen Kirche zu London eine Anstellung. Seine Talente als Kanzelredner verschafften ihm 1705 einen Ruf nach dem Haag als Prediger der franz. Reformirten, die in einer dem Fürsten-Erbstatthalter gehörigen Kapelle ihren Gottesdienst hielten. In dieser Stellung wirkte er 25 J. hindurch mit dem größten Erfolge; aber seine Berühmtheit reizte den Neid seiner Collegen, die ihn in Streitigkeiten verwickelten und seine letzten Lebenstage verbitterten. Er starb im Haag 30. Dec. 1730. Seine geistlichen Reden, welche sich bei einigen Längen und bei einer etwas zu gelehrten Färbung durch Einfachheit des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken auszeichnen, wurden wegen ihres von allen theol. Streitfragen sich entfernt haltenden Inhalts selbst von Katholiken geschätzt. Sie erschienen in einer vollständigen Ausgabe im Haag (12 Bde., 1749) und neuerdings in Paris (8 Bde., 1835). Eine passende Auswahl davon geben die «Chefs-d'oeuvre de S.» (4 Bde., Genf 1824) und die «Sermons choisis» (Par. 1854). Außerdem sind von seinen übrigen Schriften noch zu erwähnen die «Discours historiques, théologiques et moraux sur les événements les plus mémorables du Vieux et du Nouveau Testament» (6 Bde., Amsterd. 1720—35). Vgl. Gaberel und Des Hours-Farel, «Jacques S., sa vie et sa correspondance» (Genf 1864).

Saussure (Horace Bénoît de), franz. Naturforscher, geb. 17. Febr. 1740 zu Genf, wurde durch das Beispiel seines Vaters, Nicolas de S., der sich durch Schriften über den Ackerbau berühmt gemacht hatte, zeitig auf Naturforschung geleitet und erhielt bereits im 22. J. eine Professur in Genf. Er bereiste zweimal Frankreich, später Holland, England, Italien und Sicilien, vorzugsweise aber die Alpen, die er zum Gegenstande der umfassendsten und mannichfaltigsten Forschungen machte und alljährlich besuchte. Seine Verdienste um Geologie, als deren Gründer er gelten darf, um Physik der Erde und um mehrere verwandte Wissenschaften haben ihm unvergänglichen Ruhm gebracht. Man verdankt ihm mehrere Theorien, z. B. der Hygrometrie («Essais sur l'hygrométrie», Genf 1783; deutsch von Titius, Lpz. 1784), der Meteorologie u. s. w., und manche dahin gehörende neue Instrumente. Seine «Voyages dans les Alpes» (4 Bde., Genf 1779—96; deutsch von Wyttenbach, Lpz. 1781—88) sind eine noch jetzt oft in Anspruch genommene Fundgrube der vortrefflichsten Beobachtungen. In seiner Jugend hatte er den Aetna bestiegen, 1787 stand er, der erste Sterbliche, dem dies gelungen, auf dem Gipfel des Montblanc und machte da die ersten gelungenen Versuche barometrischer Messungen. Schon im 23. J. seines Lebens gab er, seiner Zeit weit vorauseilend, gute Beobachtungen pflanzenanatom. Inhalts heraus; später legte er die Grundlagen der Pflanzengeographie; auch erging er sich gelegentlich im Gebiete der beschreibenden Botanik. Um seine Vaterstadt erwarb er sich durch Förderung des Fabrikwesens viele Verdienste. Bei der Vereinigung derselben mit der franz. Republik verlor er den größten Theil seines Vermögens. Er starb 22. Jan. 1799. — Sein Sohn, Théodore de S., geb. 14. Oct. 1767 zu Genf, gest. als Professor der Mineralogie und Geologie daselbst 18. April 1845, hat sich als Pflanzenchemiker ausgezeichnet und war eigentlich der erste, welcher die chem. Verhältnisse der Pflanzensubstanz genauer untersuchte. Man hat von ihm, außer vielen Abhandlungen, «Recherches chimiques sur la végétation» (Par. 1804).

Sauvegarde, früher Salvaguardia genannt, heißt diejenige Schutzwache, welche ein Truppenführer in Feindesland einzelnen Personen, Corporationen, Häusern und Anstalten bewilligt, um sie vor Mishandlung und Plünderung zu schützen. Die S. wird als unverletzlich angesehen und ein Vergehen gegen dieselbe mit geschärfter Strafe geahndet. Auch bezeichnet man durch S. zuweilen einen bloßen schriftlichen Befehl des Commandirenden zu gleichem Zweck; ein solcher wird aber richtiger Schutzbrief genannt.

Savage (Richard), engl. Dichter, indessen weniger durch seine Gedichte als durch seine Schicksale bekannt, wurde 1698 zu London geboren, als Frucht des Ehebruchs zwischen der Gräfin Macclesfield und Lord Rivers. Die Mutter gestand offen ihren Fehltritt ein, um von ihrem Gemahl, den sie haßte, geschieden zu werden, übergab aber das Kind einer armen Frau, als deren Sohn er erzogen wurde. S. erhielt eine anständige Erziehung durch die Fürsorge seiner mütterlichen Großmutter; sein Vater, Lord Rivers, wollte ebenfalls vor seinem Tode für ihn sorgen, wurde aber von der Mutter, die den Knaben für todt ausgab, getäuscht. S. wurde nun zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben; da starb seine vermeinte Mutter und S. entdeckte aus Briefen das Geheimniß seiner Geburt. Aber vergebens flehte er um Anerkennung; seine Mutter stieß ihn kalt und verächtlich zurück; ja als der leichtsinnige Jüngling einige Zeit danach in der Trunkenheit das Unglück hatte, Todtschläger zu werden, und deswegen zum Tode verurtheilt wurde, bemühte sie sich eifrig, obwol umsonst, die königl. Begnadigung zu verhindern. Seine merkwürdige Geschichte war unterdessen bekannt geworden und verschaffte ihm Freunde und Unterstützung, die er aber durch hochfahrendes Benehmen und durch seine Ausschweifungen verscherzte. Er starb im Gefängnisse zu Bristol 1. Aug. 1743. Als Dichter hat er sich hauptsächlich durch zwei Gedichte «The wanderer» und «The bastard» bekannt gemacht, die wenigstens reich an schönen Stellen sind. Seine Geschichte gab Gutzkow Stoff zu dem Trauerspiele «Richard S.» (1839).

Savannah, die größte Stadt (City) und der Hauptseehafen des nordamerik. Freistaats Georgia, Hauptort der Grafschaft Chatham, an der Südseite des Flusses Savannah, 3,9 M. von der Savannah-Entrance oder der Mündung in den Ocean, auf einer 40 F. hohen Uferterrasse, 19,5 M. gegen Südwesten von Charleston gelegen, ist regelmäßig angelegt, mit rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen und vielen großen Plätzen, die, wie die Straßen, mit Bäumen bepflanzt sind. Die Stadt hat in den letzten Jahrzehnten rasch zugenommen. Die Zahl der Bevölkerung war 1810—40 von 5195 auf 11214 gestiegen und betrug 1850: 16060, 1860 aber 22292. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das Gerichtshaus und das Gefängniß der Grafschaft, das imposante Zollhaus mit dem Postamt, das Arsenal und die Kasernen der Vereinigten Staaten, die Stadtbörse im dorischen Stil, die Staatsbank von Georgia, St.-Andrews-Hall, Ogletorpe-Hall und das Theater. Unter den 16 Kirchen ist die der Independenten die schönste. Von wissenschaftlichen Instituten sind zu nennen das Lyceum, die Chatham-Academy, die Geographisch-Historische Gesellschaft mit einer großen und schönen Halle. Der Hafen von S. ist der tiefste und zugänglichste an der südatlantischen Küste der Vereinigten Staaten. Die vor der Flußmündung liegende Barre hat selbst bei niedrigem Wasserstande 19 engl. F. Wassertiefe. Doch ist das Fahrwasser bis zur Stadt durch eine Menge langer Inseln eingeengt und nur mit Hülfe von Lootsen zu finden. Bis an die Stadt selbst können mit Hochwasser nur Schiffe von höchstens 13 F. Tiefgang gelangen. Große Schiffe machen 3 Miles unterhalb halt. Zahlreiche Flußdampfer vermitteln den Verkehr mit Augusta. Vor dem Bürgerkriege gingen regelmäßig Seedampfer nach Neuyork, Boston, Philadelphia, Westindien u. s. w. Auch ist S. der Ausgangspunkt von zwei Eisenbahnen, der Centralbahn nach Tennessee und Alabama, und der Charleston-Savannahbahn. An erstere schließt sich bei Macon die Savannah-Florida-Gulfbahn an. Den Eingang von der See her schützen die Forts Jackson und Pulaski (letzteres auf der Cockspurinsel). Auf der Landseite der Stadt gewähren einige andere Forts und eine Menge von Kanälen und Creeks des umliegenden Reislandes Schutz. In dem mit dem 30. Juni abschließenden Handelsjahr 1860 liefen 196 Schiffe ein und 276 aus, erstere von 92648, letztere von 149011 Tons Gehalt. Der Import betrug 782061, der Export 18,351554 Dollars. Die Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle und Reis, dann Holz und Marinevorräthe. Der Ort wurde 1733 von 30 Familien unter General Ogletorpe gegründet und 1789 zur City erhoben. Im Unabhängigkeitskriege der Colonien eroberten sie die Engländer 29. Dec. 1778. Im Oct. 1779 suchten die verbündeten Amerikaner und Franzosen die Stadt vergeblich wiederzugewinnen. Erst nachdem sie die Engländer aufgegeben, besetzten sie 4. Juli 1782 die Amerikaner. Seit 1825 erhielt der Platz neue Festungs-

werke. Am 3. Jan. 1861, zwei Wochen vor der Trennung Georgias von der Union, wurden die Forts Jackson und Pulaski von den Truppen des Staats auf Befehl des Gouverneurs besetzt. Im Dec. 1864 erschien vor S. die Unionsarmee unter Sherman. Nachdem 13. Dec. das Fort MacAllister in S. erobert und die Verbindung mit der im Ossabawsund stationirten Flotte unter Admiral Dahlgren hergestellt worden, begann die Einschließung und Belagerung der Stadt. Nach Eroberung des Forts Lee und verschiedener Außenwerke forderte General Sherman den in der Stadt commandirenden General Harder 21. Dec. zur Uebergabe auf. Die Conföderirten räumten in der Nacht zum 22. Dec. die Stadt, die nun die Unionisten besetzten. Hierauf trat 17. Jan. 1865 Sherman seinen Vormarsch nach Charleston in Südcarolina an.

Savannen heißen in Nordamerika die den Prairien (s. d.) und den südamerik. Llanos (s. d.) und Pampas (s. d.) entsprechenden waldlosen Grasfluren. Auch in Guiana wird den Grasebenen der Name S. gegeben.

Savăry (Anne Jean Marie René), Herzog von Rovigo, General und Polizeiminister Napoleon's, wurde 26. April 1774 zu Marcq im Depart. Ardennen geboren. Sein Vater, ein Major, ließ ihn 1789 beim Infanterieregiment Royal-Normandie eintreten. Nachdem er schon 1793 zum Kapitän gestiegen, wohnte er den Feldzügen am Rheine unter Custine, Pichegru und Moreau bei. Nach dem Frieden von Campo-Formio begleitete er Desaix nach Aegypten und kehrte auch mit diesem nach Italien zurück. Als Desaix bei Marengo gefallen, wurde S. von Bonaparte zum Adjutanten angenommen und zu diplomatischen Sendungen verwendet. Seine Gewandtheit und Ergebenheit verschafften ihm die volle Gunst des Ersten Consuls. Er wurde Oberst, Commandant der Elitegensdarmerie, Brigadegeneral und leistete bei Entdeckung und Verfolgung der Verschwörung Cadoudal's große Dienste. Ueberhaupt leitete er seit 1802 die geheime Polizei Bonaparte's und hatte sogar den Polizeiminister Fouché zu überwachen. Daß er Pichegru's und des engl. Kapitäns Wright Ermordung im Gefängnisse ausgeführt, ist gänzlich unerwiesen. Dagegen präsidirte er 1804 bei der Verurtheilung des Herzogs von Enghien (s. d.), und man beschuldigte ihn, als habe er die Hinrichtung desselben mit Vorbedacht beschleunigt. S. erhielt hierauf den Grad eines Divisionsgenerals, was seinen Diensteifer nur erhöhte. 1805 ertheilte ihm Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz eine geheime Sendung an den Kaiser von Rußland. Im Feldzuge von 1806 befehligte er zwei Regimenter. Dann ging er als General-en-Chef nach Hameln, wurde aber alsbald nach Warschau gerufen, wo er an Lannes' Stelle den Befehl über das 5. Armeecorps übernahm. Nach der Schlacht bei Eylau mußte er Warschau gegen die Russen decken und erfocht über dieselben 16. Febr. 1807 den Sieg bei Ostrolenka. Napoleon belohnte ihn mit einer Dotation, erhob ihn nach den Schlachten bei Heilsberg und Friedland zum Herzog von Rovigo und schickte ihn als Gouverneur von Ostpreußen nach Königsberg. Nach dem Frieden zu Tilsit ging S. nach Petersburg, wo er die Annäherung Rußlands an die Pforte und dessen Trennung von der brit. Allianz betrieb. 1808 befand er sich zu Madrid und vermochte hier den König Karl IV. und dessen Sohn Ferdinand zur Reise nach Bayonne. Nachdem er die Inthronisirung Joseph Bonaparte's zu Madrid vollzogen, begleitete er den Kaiser nach Erfurt und von da nach Spanien zurück. Nach dem Feldzuge von 1809 stieg S. noch höher in der Gunst des Kaisers; im Juni 1810 wurde er Polizeiminister. In dieser Eigenschaft ließ ihn der General Mallet (s. d.) von den Mitverschworenen Lahorie und Guidal am Morgen des 24. Oct. 1812 verhaften und einige Stunden festhalten. Dennoch durfte er das Ministerium behalten, das er erst 1814 nach Auflösung des kaiserl. Regentschaftsraths niederlegte. Während der Hundert Tage erhielt er die Pairswürde und den Befehl über die Gensdarmerie. Er wollte den Kaiser nach St.-Helena begleiten, wurde aber auf dem Schiffe Bellerophon verhaftet und nach Malta geführt. Von hier entfloh er im April 1816 nach Smyrna. Dann ging er 1817 nach Oesterreich, um sich von da aus gegen das 25. Dec. 1816 zu Paris von einem Kriegsrath über ihn ausgesprochene Todesurtheil zu vertheidigen. Man stellte ihn zu Gratz unter Aufsicht, erlaubte ihm aber im Juni 1818 nach Smyrna zurückzukehren, wo er seine Existenz durch Handelsgeschäfte zu sichern suchte. Die Sehnsucht nach der Heimat führte ihn indessen schon 1819 nach London und von da nach Paris, wo er sich freiwillig vor Gericht stellte. Er wurde von Dupin dem Aeltern vertheidigt und freigesprochen. Um eine Stelle in dem «Mémorial» des Grafen Las Cases zu widerlegen, gab er ein Bruchstück aus seinen Memoiren: «Sur la catastrophe de Msgr. le duc d'Enghien» (Par. 1823), heraus, worin er die Hinrichtung des Herzogs auf Talleyrand schob. Er fiel über diese Angelegenheit aufs neue bei Hofe in Ungnade und ging nun mit seiner Familie nach Rom, von wo er erst nach der Julirevolution nach Frankreich zurückkehrte. Ludwig Philipp vertraute ihm 1. Dec. 1831 den Oberbefehl in Algier, wo er

Bona eroberte und mit Eifer die Anlegung von Colonien betrieb. Seine Verwaltung erregte indeß solche Unzufriedenheit, daß er 1833 abgerufen wurde. Er starb 2. Juni 1833. In seinen «Mémoires» (8 Bde., Par. 1828) suchte er sich selbst und Napoleon zu rechtfertigen.

Save oder Sau, ein Fluß in Oesterreich, entspringt aus einem kleinen Alpensee in der Nähe des Terglou, durchströmt zunächst das Herzogthum Krain und wird, nachdem er die Laibach aufgenommen, schiffbar. Hierauf bildet er die Grenze zwischen Krain und zwischen Steiermark, durchfließt dann Kroatien, tritt in die Militärgrenze über und bezeichnet bis Semlin und Belgrad, wo er in die Donau mündet, die Grenze zwischen der österr. Monarchie und dem türk. Reiche. Die Länge seines Laufs beträgt 94 M.; sein Flußgebiet ist sehr umfangreich, und zu seinen Nebenflüssen gehören, außer der Laibach, die 44 M. lange, schiffbare Kulpa, die Unna, die Bosna und die Drina.

Saverne ist der franz. Name des Flusses Severn (s. d.) in England und der Stadt Zabern (s. d.) im Elsaß.

Savigliano (franz. Savillan), eine Stadt in der Provinz Coni des Königreichs Italien, und zwar im District Saluzzo, zwischen der Maira und Grana, in einer schönen, fruchtbaren Ebene Piemonts, an der Eisenbahn Turin-Coni und Savigliano-Saluzzo gelegen, ist ein freundlicher Ort und durch Mauern und Thürme etwas befestigt. Die Stadt hat breite und regelmäßige Straßen, ein schönes Stadtthor in Form eines Triumphbogens, einen großen, mit Säulenhallen umgebenen Marktplatz, eine Benedictinerabtei, eine Stiftskirche, mehrere Männer- und Frauenklöster und zählt (Ende 1861) 5309, als Gemeindebezirk 17434 E., welche Fabriken in Tuch, Leinwand und Seidenzeugen unterhalten und Handel, besonders mit Vieh treiben, auch guten Hanf gewinnen. Im Spanischen Erbfolgekrieg wurde die Festung von den Franzosen geschleift. Dieselben besetzten die Stadt 15. Sept. und 3. Nov. 1799, verloren sie aber wieder durch das blutige Gefecht vom 18. Sept. und die Schlacht vom 4. und 5. Nov. durch die Oesterreicher unter Melas. Letztere Schlacht wird auch nach dem $^1/_2$ M. südöstlich von S. gelegenen Dorfe Genola benannt.

Savigny (Friedr. Karl von), einer der ausgezeichnetsten Lehrer des röm. Rechts, wurde 21. Febr. 1779 zu Frankfurt a. M. geboren, aus einer altlothring. Familie, die 1630 um des prot. Glaubens willen nach Deutschland übergesiedelt war. Früh verwaist, erhielt er Erziehung und Unterricht im Hause seines Vormunds, des Reichskammergerichts-Assessors von Neurath in Wetzlar, und bezog schon Ostern 1796, im Alter von 16 J., die Universität Marburg, wo er sich mit größtem Fleiße dem Rechtsstudium zu widmen begann. Nachdem er auch vorübergehend Göttingen, Leipzig und Halle sowie Jena besucht und einige Reisen gemacht, promovirte er im Herbst 1800 an der Universität Marburg und begann daselbst jurist. Vorlesungen, zuerst als Privatdocent, dann als außerord. Professor. In dieser Stellung schrieb er 1803 sein vortreffliches Werk «Das Recht des Besitzes» (7. Aufl., Gieß. 1865). Im Frühjahr 1804 vermählte er sich mit Kunigunde, Tochter des Geheimraths Brentano zu Frankfurt a. M., der Schwester des Dichters Brentano und der Elisabeth (Bettina) von Arnim. Hierauf widmete er sich auf mehrjährigen Reisen durch Deutschland und Frankreich der Aufsuchung unbekannter Quellen des röm. Rechts und der Literargeschichte. 1808 wurde er Professor der Rechte in Landshut und 1810 bei Errichtung der Universität in Berlin einer der ersten Lehrer an derselben. Außerdem erfolgte seine Aufnahme in die königl. Akademie der Wissenschaften, und 1816 erhielt er den Titel eines Geh. Justizraths. 1817 wurde S. Mitglied des Staatsraths, 1819 auch Rath des für die rhein. Provinzen errichteten Revisionshofs und endlich 1842 preuß. Geh. Staatsminister und Justizminister für die Gesetzrevision. Seine Vorträge als Professor, vorzüglich über die Institutionen, verbunden mit der Geschichte des röm. Rechts, und über die Pandekten, fanden wegen ihrer außerordentlichen Klarheit, Präcision und Reinheit des Ausdrucks sowie bei ihrem materiellen Reichthum eine große Theilnahme. Er gehörte zu den Führern der sog. historischen Schule der Rechtsgelehrten, obwol man ihn, ohne Hugo und Schlosser Unrecht zu thun, nicht den Stifter derselben nennen kann. Innerhalb dieser Richtung trat S. zur Zeit der Befreiungskriege den Vorschlägen von Thibaut, Schmid, Gönner u. a., welche ein vaterländisches, von der Herrschaft der fremden Rechte befreites Gesetz befürworteten, in der vielbekämpften Schrift «Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft» (Berl. 1814; 3. Aufl. 1840) entgegen. Seine darin vorgetragene Ueberzeugung, daß das Recht weder aus der Willkür einer positiven Gesetzgebung noch aus dem guten Meinen eines dilettantistischen Vernunftrechts hervorgehen könne, ist gegenwärtig als entscheidend anerkannt, nicht aber das Urtheil, daß unserer Zeit jede Fähigkeit zur gemeingültigen Feststellung ihrer Rechtsbegriffe

abgehe. Die Anhänger S.'s führten seine Ansicht in der Weise aus, daß das röm. Recht ein geschichtlich besonderes und zugleich ein bis in die letzten Einzelheiten für immer maßgebendes sei, eine Einseitigkeit, gegen welche sich der Meister lange Zeit nicht vernehmen ließ. Die Hauptthätigkeit S.'s war indessen histor. Untersuchungen zugewendet, denen man seine «Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter» (6 Bde., Heidelb. 1815—31; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1834; Bd. 4—7, 1850—51) zu verdanken hat. Demselben Gebiete gehören auch an mehrere Vorträge in der Akademie der Wissenschaften (z. B. «Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neuern Europa», Berl. 1836) und eine Reihe von Abhandlungen in der von ihm mit Eichhorn und Göschen begründeten «Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft» (Berl. 1815 fg.). Diese kleinern Aufsätze erschienen später gesammelt als «Vermischte Schriften» (5 Bde., Berl. 1850). Erst in dem Hauptwerke, «System des heutigen röm. Rechts» (8 Bde., Berl. 1840—49), und dessen Fortsetzung, «Das Obligationenrecht» (2 Bde., Berl. 1851—53), widmete der Hauptvertreter der histor. Schule den Abwandlungen des röm. Gesetzes, welche das praktische Bedürfniß herbeigeführt, eine gewisse Anerkennung. Infolge der Märzereignisse des J. 1848 trat S. aus seiner öffentlichen Wirksamkeit in das Privatleben zurück. Er starb 25. Oct. 1861. Vgl. S.'s Biographie von Rudorff (Berl. 1863).

Savigny (Karl Friedr. von), preuß. Diplomat, der Sohn des vorigen, geb. 1813 zu Berlin, erhielt seine Jugendbildung theilweise in streng kath. Lehranstalten. Auf einer längern Reise in Italien, die er im Alter von 13 J. mit seinem Vater und seiner geistreichen Mutter machte, verweilte er ein halbes Jahr im Collegio-Romano zu Rom und ebenso lange in dem Collegio-San-Sebastiano zu Neapel. Nach der Rückkehr nach Berlin setzte er seine wissenschaftliche Ausbildung theils privatim, theils auf dem franz. Gymnasium fort und ging dann nach Paris, wo er sich von 1831—33, nach einem von A. von Humboldt entworfenen Plane, jurist. und allgemein wissenschaftlichen Studien widmete und zugleich Gelegenheit nahm, in die große Welt einzutreten. Nachdem er seiner Militärpflicht als einjähriger Freiwilliger genügt, auch wieder Italien besucht, hörte er 1835 noch akademische Vorlesungen in München und begann hierauf seine Laufbahn im preuß. Staatsdienste, indem er 1836 beim Stadtgericht in Berlin eintrat, bald darauf aber an das Regierungscollegium in Aachen überging. 1838 erfolgte sein Eintritt in den diplomatischen Dienst. Er erhielt zunächst Anstellung bei der Gesandtschaft in Paris, 1840 bei der in London, nach dem Tode Friedrich Wilhelm's III. aber als Legationssecretär bei der Gesandtschaft in Dresden, in welcher Stellung er bis 1842 verblieb. Sodann beschäftigte er sich zwei Jahre hindurch bei der preuß. Gesandtschaft in Lissabon, und 1844 war er neun Monate lang Geschäftsträger in Kassel. Eine Specialmission führte ihn hierauf wieder nach Portugal. Auf der Rückreise besuchte er Marokko und besorgte zu Madrid die Vorbereitungen für die Anerkennung Spaniens von seiten Preußens. Nach diesem ging er als Legationsrath nach dem Haag, wo er bis 1847 blieb. Beim Ausbruch der franz. Februarrevolution von 1848 befand er sich zu Paris. Nach Ernennung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel wurde S. vortragender Rath im Ministerium des Auswärtigen, und hiermit begann seine hervorragende Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten. Namentlich gewann er das Vertrauen des Herrn von Radowitz und sah sich als dessen polit. Agent zu den schwierigsten Berathungen hinsichtlich des preuß. Unionsprojects hinzugezogen sowie mit den wichtigsten Verhandlungen und Sendungen betraut. So erhielt er unter anderm den Auftrag, dem Reichsverweser die Anerkennung und den Gehorsam von seiten Preußens aufzukündigen. Wie den preuß. Truppen nach Sachsen, so folgte S. auch dem preuß. Hauptquartier nach Baden als diplomatischer Beistand. Im Herbst 1849 wurde er zum außerordentlichen Gesandten am bad. Hofe ernannt und zugleich dem Prinzen von Preußen in dessen Eigenschaft als Generalgouverneur der Rheinlande für alle polit. Verhandlungen beigegeben. 1853 vermählte er sich mit einer Tochter des Grafen von Arnim-Boitzenburg. Nach zehnjährigem Aufenthalt in Baden erhielt er 1859 den Gesandtschaftsposten in Dresden, 1863 den in Brüssel, wo er sich an dem Scheldevertrag betheiligte. 1864 wurde er endlich preuß. Gesandter am Bundestage zu Frankfurt a. M., und in dieser Stellung verblieb er bis zu der gegen Preußen gerichteten Abstimmung vom 14. Juni 1866, gegen die er protestirte, um dann die Versammlung zu verlassen. Nach Abschluß des Nikolsburger Präliminarfriedens führte S. in Gemeinschaft mit dem Grafen Bismarck die Friedensverhandlungen mit den deutschen Staaten, die sich mit Preußen im Kriege befunden hatten. Die verwickelten Auseinandersetzungen mit Sachsen leitete er jedoch allein. Zum Bevollmächtigten bei der Vereinbarung des Norddeutschen Bundes designirt, erwarb er sich um das Zustandekommen des Bundesverfassungs-Entwurfs das größte Verdienst, zumal der Minister-

präsident durch Krankheit an der Einwirkung auf die Verhandlungen des Bundesraths verhindert war. Die öffentliche Meinung sah in ihm bereits den zukünftigen Bundeskanzler, welches einflußreiche Amt jedoch der Graf Bismarck für sich selbst in Anspruch nahm. 1867 übernahm S. ein Mandat für den Reichstag des Norddeutschen Bundes. Die Förderung der nationalen Einheit im Bundesstaate war der Zielpunkt, dem S. seit 1848 durch alle Phasen der deutschen Politik hindurch mit patriotischem Sinne zugestrebt hat.

Savōna, ein District der Provinz Genua im Königreich Italien, wird vom Apennin so durchschnitten, daß er theils zum Po-, theils zum ligurischen Küstengebiete gehört, und zählt (Ende 1861) auf 18,4 Q.-M. 85509 E. Die Hauptstadt S. liegt 5 M. südwestlich von Genua, an der Mündung des Küstenflüßchens Egabona, und ist neuerdings durch die über Acqui führende Eisenbahn mit Alessandria verbunden worden. Die Stadt besitzt einen Hafen, den ein auf einem Felsen im Meer stehendes Fort deckt, und hat meist enge und krumme Straßen. Außer einer an Gemälden reichen Kathedrale besitzt sie 20 andere Kirchen und ein 1853 erbautes schönes Theater. Sie ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs, eines Seminars, eines Collegiums, einer nautischen Schule und zählt (Ende 1861) 11441 (als Gemeinde 19611) E., die Fabriken in Tuch, Fayence, Waffen, Seide, Papier, Glas, Seife, Vitriol, Pottasche, Parfumerien, Confituren, sowie Ankerschmieden unterhalten und rohe Seide und Südfrüchte zur Ausfuhr bringen. In den reizenden Umgebungen sind 13 Glashütten und 57 Thonbrennereien sowie prächtige Landsitze des genuesischen Adels. Die Stadt hieß im Alterthum Sava und erregte im Mittelalter durch die Blüte ihres Handels den Neid der Genueser, die 1525 ihren Hafen zerstörten. 1745 wurde S. von den Engländern vergeblich bombardirt und die span.-franz. Flotte daselbst zerstört. Der König von Sardinien eroberte es hierauf 1746 nach einer Belagerung von 99 Tagen. Die Franzosen nahmen die Stadt 1809 und erhoben sie zum Hauptort des Depart. Montenotte. Dieselbe war 1809—12 der gezwungene Aufenthalt des Papstes Pius VII.

Savonarola (Girolamo), berühmt als religiöser und polit. Volksredner, stammte aus einer angesehenen patavinischen Familie und wurde 21. Sept. 1452 zu Ferrara geboren. Er war als Enkel eines berühmten Arztes zur Arzneiwissenschaft bestimmt; doch das Vorbild des Thomas von Aquino bewog ihn, im Alter von 14 J. in Bologna Dominicaner zu werden. Einige Jahre nachher bestieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit so unglücklichem Erfolge, daß er beschloß, sie auf immer zu meiden. Darauf lehrte er Mathematik und Physik in Bologna. Das Aufsehen, welches ihm seine Talente erwarben, veranlaßte Lorenzo dei Medici, ihn 1489 nach Florenz zurückzurufen. Als Prior von San-Marco erlangte er nun durch hinreißende Reden und strengen Wandel einen wunderbaren Einfluß auf die Gemüther. In prophetischem Tone strafte er die unter Geistlichen und Laien herrschende Sittenlosigkeit. Um das Unglück Italiens abzuwenden, forderte er dringend eine Kirchenverbesserung; ja er scheute sich nicht, selbst gegen seinen Beschützer Lorenzo aufzutreten und dessen Sturz zu prophezeien. Nach dem Tode Lorenzo's und der Vertreibung seines Sohnes Pietro 1494 nahm S. den thätigsten Antheil an den Staatsangelegenheiten. Er stellte sich an die Spitze derjenigen, die einen Gottesstaat mit Volksregierung wollten. Demgemäß wurde die gesetzgebende Gewalt einem Bürgerrath übergeben, der aus seinem Mittel einen engern Ausschuß erwählte. Allein es genügte dem Feuereifer S.'s nicht, den florentin. Staat umzuwälzen; auch die Misbräuche des röm. Hofs und der Lebenswandel seiner Amtsbrüder sollten einer Reform unterworfen werden. Sein heftiges, von Leidenschaft nicht freies Auftreten gegen Papst Alexander VI., dessen Regierung und Wandel den Anlagen nur zu vielen Raum gewährten, führten zu seiner Excommunication, die jedoch damals ihre Wirkung verfehlte. Ja sein Einfluß stieg noch höher, als Pietro's dei Medici Versuch, die alte Würde seines Hauses wiederzuerlangen, fehlgeschlagen war. Aber die Vermengung der Rollen eines polit. und eines religiösen Reformators schadete S.'s Stellung und Ansehen und weckte ihm mächtige Gegner im geistlichen wie im Laienstande. Die härtesten Anklagen wurden gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben. Um S.'s Sache zu vertheidigen, erbot sich ein Mönch seines Klosters, Fra Domenico da Pescia, für die Wahrheit der Lehren seines Meisters durchs Feuer zu gehen, wenn einer von der Gegenpartei für deren Meinung dasselbe thun wollte. Die Herausforderung wurde von einem Franciscanermönch angenommen; es kam aber das Gottesurtheil nicht zur Ausführung, weil Domenico eine Hostie mit sich ins Feuer nehmen wollte, was den Versammelten als Gotteslästerung erschien. Für S. war dies von schlimmen Folgen. Das Volk beschimpfte ihn, und nach einem harten Kampfe wurde er nebst Domenico und dem Mönche Silvestro Marussi ins Gefängniß gebracht. Eine Versammlung von Geistlichen hielt unter der Leitung zweier päpstl. Abgeordneten Gericht über ihn. Anfangs setzten die

Entschlossenheit und Beredtsamkeit S.'s seine Richter in Verlegenheit, aber durch Fälschung der Acten und durch die Folter gelang es endlich doch, das Wort Alexander's VI.: «Dieser Mensch muß sterben, wenn er auch ein Johannes der Täufer wäre», zu verwirklichen. S. wurde nebst Domenico und Silvestro Marussi verurtheilt, erst strangulirt und dann verbrannt zu werden, was auch 23. Mai 1498 geschah. Man geht offenbar zu weit, wenn man aus S. einen ital. Luther macht, aber er hat auf Gegenwart und Nachwelt tief eingewirkt. Seine Predigten (Flor. 1496) sowie seine Auslegung des 31. und 51. Psalms, die Luther 1523 wieder herausgab, sind tiefsinnig und kräftig. Eine Sammlung seiner Werke, hauptsächlich philos. und ascetischen Inhalts, erschien zu Lyon (6 Bde., 1633—40); seine «Erweckliche Schriften» übersetzte Rapp (Stuttg. 1839). Vgl. außer den biographischen Schriften von Rudelbach (Hamb. 1835), Meier (Berl. 1836), Perrens (deutsch von Schröder, Braunschw. 1858) u. a. noch: Hase, «Neue Propheten» (Lpz. 1851), und besonders Villari, «Storia di S.» (2 Bde., Flor. 1859—61; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1868)). Die neuere Zeit hat zahlreiche Documente über S. veröffentlicht. Eine poetische Darstellung der Ideen und Schicksale S.'s hat Nikolaus Lenau geliefert (Stuttg. 1837; 4. Aufl. 1853).

Savoyen (ital. Savoja, franz. Savoie, lat. Sapaudia), ein vormals zum Königreich Sardinien gehöriges, aber durch den Staatsvertrag vom 24. März 1860 an Frankreich abgetretenes und diesem im Juni desselben Jahres einverleibtes Herzogthum, von der Schweiz (Genf, Genfersee und Wallis) im Norden und Nordosten, von Piemont im Osten und Südosten, von der Dauphiné im Süden und Südwesten begrenzt und durch den Rhône vom franz. Depart. Ain getrennt, ist das am höchsten gelegene Land Europas. Seine östliche Seite bedecken die Grajischen Alpen, die im Montblanc, Kleinen Bernhard und Mont-Cenis ihre berühmtesten Spitzen haben. Im Süden und Südwesten berühren das Land die Cottischen, im Nordosten die Penninischen Alpen. Die meisten dieser Alpen sind mit ewigem Schnee bedeckt und mit Gletschern behangen. Das schönste und großartigste Thal ist das von Chamouny (s. d.). Hauptflüsse sind der Rhône, die Isère, Arve und Arc. Vom Ufer des Genfersees gehören zu S. etwa 9 M. Kleinere Seen des Landes sind der von Annecy und der bei Bourget mit der sog. Wunderquelle, deren Wasser von 20 Min. bis gegen 3 St. ausbleibt. Das Klima ist im Osten rauher als im Westen und im ganzen sehr veränderlich, sodaß es oft in einem Tage von strenger Kälte zur Hitze übergeht. Der Boden ist meist steinig und wenig fruchtbar. Da, wo er urbar gemacht werden kann, producirt er Getreide, doch nicht hinlänglich, guten Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst und Kastanien. Auch sind die Waldungen ansehnlich, der Wiesewachs gut, sodaß eine starke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen gibt es viel Wild, auch Murmelthiere, Gemsen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Blei und Eisen, Steinkohlen, Mühlsteine, Marmor, Serpentinstein und Salz. Fabriken gibt es nur wenige. Die Einwohner reden meist ein verdorbenes Französisch. Die Savoyarden sind ein armes Volk, doch wegen ihrer Treue, Biederkeit und Arbeitsamkeit bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes und ihrer Genügsamkeit gewährt ihnen der Boden nicht einmal ausreichend Brot, sodaß sie in großen Massen nach andern Ländern, namentlich nach Frankreich auswandern, um in niedern Diensten, als Schuhputzer, Schornsteinfeger u. s. w., sich ein kleines Kapital zu erwerben, mit dem sie dann zurückkehren. Vor der Abtretung an Frankreich zerfiel das Herzogthum in die sieben Provinzen Chambéry (Ciamberi), Hochsavoyen (Alta Savoja), Maurienne (Moriana) und Tarentaise (Tarantasia), Genevais (Genevese), Chablais (Ciablese) und Faucigni (Fosigni), von welchen seit 1851 die vier ersten die Division Chambéry, die drei letzten die Division Annecy bildeten. Hauptstadt des Herzogthums war Chambéry. Gegenwärtig zerfällt das Land in die Departements Savoie im Süden und Haute-Savoie im Norden, die aber weder den frühern Divisionen noch den unter dem ersten Kaiserreich bestehenden Departements Montblanc und Léman genau entsprechen. Beide haben zusammen ein Areal von 167,46 Q.-M. mit (nach dem Census von 1866) einer Bevölkerung von 545431 Seelen (gegen 542535 im J. 1861). Beide Departements gehören zum Appellhof und zur Akademie von Chambéry, zum 4. Armeecorps in Lyon und zur 22. Militärdivision in Grenoble. In kirchlicher Beziehung steht Haute-Savoie unter dem Erzbischof von Chambéry, dagegen Savoie theilweise unter diesem, theilweise unter dem Bischof von St.-Jean de Maurienne. Beide Departements werden von der savoyischen Eisenbahn durchschnitten, welche von Culoz am Rhône über Chambéry durch das Mauriennethal oder Thal des Arc nach Modane, nahe dem Tunnel des Mont-Cenis, führt, den seit 1805 eine Kunststraße und seit 1867 eine Eisenbahn überschreitet. Das Departement Savoie zählte 1866 auf 107,40 Q.-M. nur 271663 E. (3376 weniger als 1861) und zerfällt in die 4 Arrondissements Chambéry, Albert-

ville, Moutiers und St.-Jean de Maurienne, zusammen mit 29 Cantonen und 376 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Chambéry (s. d.). Das Departement **Haute-Savoie** oder **Hochsavoyen** zählte 1866 auf 62,06 Q.-M. 273768 E. (6272 mehr als 1861) und wird in die 4 Arrondissements Annecy, Bonneville, St.-Julien und Thonon getheilt, die zusammen 310 Gemeinden in 28 Cantonen umfassen. Die Hauptstadt ist Annecy (s. d.).

S. gehörte in den ältesten Zeiten zu Gallien. Sodann stand es seit 122 v. Chr. unter röm. Herrschaft, bis es an das Reich der um 435 aus Obergermanien an die Alpen versetzten Burgunder kam. Beim Untergange dieses Reichs 534 wurde es fränk. Provinz und 879 ein Theil des Arelatischen Reichs, mit dem es 1038 an Deutschland gelangte. Das Land wurde hierauf durch Statthalter regiert, welche Würde im 11. Jahrh. die Markgrafen von Susa, die Grafen von Maurienne, von Turin und von Chablais bekleideten. Sie alle waren Reichsvasallen und der Markgraf von Susa der mächtigste unter ihnen. Als dessen Haus erlosch, erlangten bald die Grafen von Maurienne das Uebergewicht über die andern Statthalter. Als erster Graf von Maurienne wird Beroald, ein Abkömmling des Grafen von St.-Maurice in Wallis, erwähnt, ein Sachse, den der letzte König im Arelat, Rudolf III., 1016 zum Statthalter ernannt haben soll. Nach andern ist ein Graf Humbert, gest. 1048, der Stammvater des Hauses S., der, ein Sohn des Grafen Manasse und der Irmengarde, aus der Erbschaft seines Stiefvaters, des Königs Rudolf III., die Grafschaft Maurienne und, nachdem Arelat an den König Konrad gefallen war, die Herrschaft Chablais, das Walliserland u. s. w. in Lehn erhielt. Graf Amadeus I. (gest. 1072) brachte durch seine Verheirathung Susa, Aosta und Turin an sein Haus. Unter Amadeus II. wurden 1111 durch Kaiser Heinrich IV. die Besitzungen des Hauses zur Reichsgrafschaft erhoben, die nun den Namen S. erhielt. Graf Thomas I. (gest. 1233) erwarb durch Kauf die Stadt Chambéry sowie das Waadtland und erhielt viele Reichslehen. Den Grafen Amadeus III. (gest. 1253) erhob der Kaiser Friedrich II. zum Herzog von Chablais und Aosta. Des Grafen Thomas II. von Piemont Söhne, Thomas und Amadeus IV., wurden 1279 als Erben der Grafschaft S. die Stifter der Linien Piemont und Savoyen. Die erstere wurde in den Reichsfürstenstand erhoben und erlosch 1418, worauf Piemont wieder an S. fiel. Der Stifter dieser letztern Linie, Amadeus V. (gest. 1323) wurde Reichsfürst und führte 1307 das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein. Der Fürst Aymon, gest. 1343, erwarb durch seine Vermählung die Anwartschaft auf Montferrat. Der Fürst Amadeus VI. (gest. 1391) unterwarf sich 1388 die Grafschaft Nizza, Vintimiglia u. s. w. Sein Sohn Amadeus VII., der 1401 die Grafschaft Genevois kaufte, viele andere Besitzungen erwarb und 1416 von Kaiser Sigismund zum Herzog erhoben wurde, legte 1434 die Regierung nieder. Er war von 1439—49 unter dem Namen Felix V. Papst, leistete aber, da ihm die Beseitigung des Schisma nicht gelang, Verzicht und starb 1451 zu Genf. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig (gest. 1465) vermählte sich 1438 mit Anna von Lusignan, der Tochter des Königs Johann II. von Cypern. Ihm folgte sein erstgeborener Sohn Amadeus VIII. (gest. 1472). Der zweite Sohn Ludwig (gest. 1482) vermählte sich mit der Königin Charlotte von Cypern; ein dritter Sohn, Philibert, stellte sich an die Spitze des piemontes. Adels gegen seinen ältern Bruder und erregte große Unruhen, bis er in Gefangenschaft gerieth. Auf Amadeus VIII. folgten seine Söhne Philibert, (gest. 1482) und Karl I. (gest. 1489), den die Königin Charlotte 1485 zum Erben von Cypern einsetzte. Seit dieser Zeit führt das Haus S. den Königstitel von Cypern, wie es sich auch wegen der Ansprüche des Hauses Lusignan auf das Königreich Jerusalem den königl. Titel von diesem beilegte. Karl's I. Sohn und Nachfolger, Karl II., starb 1496 unmündig, und ihm folgte nun der Sohn des gefangenen Philipp, Philibert II., der 1504 starb. Unter dessen Bruder und Nachfolger, dem Herzoge Karl III. (gest. 1553), der in dem Kriege zwischen dem Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich auf des erstern Seite stand, gingen 1533 nicht nur das Walliserland und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben, und 1536 das Waadtland, welches von Bern in Besitz genommen wurde, verloren, sondern es theilten sich schließlich in dem Vertrage zu Nizza von 1538 Frankreich und der Kaiser in die gesammten savoyischen Länder. Erst Karl's III. Sohne, dem Herzog Philibert Emanuel, der als Feldherr Karl's V. und Philipp's II. im Kriege gegen Frankreich sich einen berühmten Namen erwarb, gelang es, im Frieden zu Château-Cambrésis von 1559 und in dem zu Lausanne von 1564 die väterlichen Besitzungen wieder zu erlangen. Inzwischen hatte sich der Protestantismus in S. ausgebreitet. Auf Zureden des Papstes wollte der Herzog die Protestanten, denen sich die in Piemont angesiedelten Waldenser (s. d.) angeschlossen hatten, mit Gewalt bekehren; allein wiederholt in den befestigten Gebirgen von ihnen geschlagen, mußte er ihnen endlich freie Re-

ligionsübung einräumen. Uebrigens suchte er sein vorher träges und unthätiges Volk zu einem gewerbfleißigen zu erheben; besonders legte er durch Anpflanzung vieler Maulbeerbäume den Grund zum Seidenbau. Auch ließ er Festungen und die Citadelle von Turin anlegen. Durch Tausch brachte er 1576 das Fürstenthum Oneglia und durch Kauf die Grafschaft Tenda an sein Haus. Ihm folgten in der Regierung Karl Emanuel I., 1580—1630, dessen Söhne Victor Amadeus I. und Thomas die Stifter der ältern Linie Savoyen und der Linie Savoyen-Carignan wurden. Auf Victor Amadeus (gest. 1637) folgten dessen Söhne Franz Hyacinth, der nur ein Jahr regierte, und Karl Emanuel II., 1638—75. Des letztern Sohn und Nachfolger, Herzog Victor Amadeus II., erwarb im Spanischen Erbfolgekriege durch schlaues Handeln einige Stücke von Mailand (Alessandria, Val-di-Sesia u. s. w.) als Reichslehen und das Herzogthum Montferrat, sowie im Utrechter Frieden von 1713 Sicilien mit dem Königstitel. Doch mußte er 1720 Sicilien gegen die Insel Sardinien an Oesterreich abtreten, worauf er Sardinien und S. zu einem Königreich Sardinien erhob. Nach dem Erlöschen der ältern Linie Savoyen im Mannesstamme mit dem Könige Karl Felix, 27. April 1831, folgte auf dem sard. Throne die Linie Savoyen-Carignan in dem Herzoge Karl Albert (s. d.). Aus einer Seitenlinie der letztern stammt der Graf Eugen (geb. 1816), der 1834 zum Prinzen von Savoyen-Carignan erklärt wurde. Der unglückliche Kampf König Karl Albert's gegen das österr. Uebergewicht in Italien führte nach der Schlacht von Novara 23. März 1849 dessen freiwillige Abdankung herbei. Sein Sohn und Nachfolger Victor Emanuel II. (s. d.) nahm in Verbindung mit Frankreich den Kampf 1859 wieder auf und brachte durch dessen Erfolge das Haus S. auf den Thron von Italien. Noch vor Ausbruch des Kriegs von 1859 waren mit Napoleon III. Verabredungen getroffen worden, wonach Frankreich bei gewissem günstigen Ausfalle des Kampfes das Herzogthum S. und die Grafschaft Nizza erhalten sollte. Als dann, trotz den Stipulationen von Villafranca und dem Züricher Frieden vom 10. Nov. 1859, die sardin. Regierung mit der Einverleibung Mittelitaliens in das Königreich vorging, machte der Kaiser der Franzosen jene Verabredungen geltend, und es wurde durch den Turiner Vertrag vom 24. März 1860 S., das Stammland des königl. Hauses, und der größte Theil der Grafschaft Nizza an Frankreich abgetreten. Nachdem eine allgemeine Volksabstimmung in S. und Nizza die Einverleibung in Frankreich sanctionirt, gab auch das ital. Parlament seine Zustimmung zur Abtretung. Die förmliche Cessionsacte wurde sodann 11. Juni 1860 vollzogen. (S. Sardinien, Italien und Frankreich.) Vgl. außer den Werken über das Königreich Sardinien: Guichenon, «Histoire généalogique de la maison royale de Savoie» (2 Bde., Lyon 1660); Cibrario, «Notizie sopra la storia dei principi di Savoja» (Tur. 1825); Frézet, «Histoire de la maison de Savoie» (3 Bde., Tur. 1826—28); Bertolotti, «Compendio della storia della casa di Savoja» (Tur. 1830).

Sax (Antoine Josephe Adolphe), ein berühmter Blasinstrumentenmacher, geb. zu Dinant in Belgien 6. Nov. 1814 als der Sohn des ebenfalls bedeutenden Instrumentenbauers Charles Prosper S. (geb. zu Dinant 1793, gest. im Frühjahr 1865 zu Paris), bildete sich in der Fabrik seines Vaters und erregte zuerst Aufsehen durch seine an der gewöhnlichen Clarinette und an der Baßclarinette angebrachten Verbesserungen. 1842 wandte er sich nach Paris und errichtete hier eine Instrumentenfabrik, aus der seine Erfindung der Saxophone (Blechinstrumente, bei denen dasselbe System der vibratorischen Erschütterung wie bei der Clarinette angewendet wird) sowie die der Saxhörner, Saxtrombas und Saxtubas hervorgingen. Diese Instrumente bewirkten in der franz. Militärmusik eine bedeutende Revolution, haben sich aber anderwärts noch nicht eingebürgert. Außerdem machte sich S. noch durch zahlreiche andere Verbesserungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Musikinstrumente verdient. Am Conservatorium zu Paris ist er zum Professor des Saxophons ernannt worden.

Saxifrăga, Steinbrech, Name einer zur 10. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, Typus der nach ihr benannten dikotylen Familie der Saxifrageen. Ihre sehr zahlreichen Arten sind der Mehrzahl nach perennirende zierliche Alpenkräuter mit rosettenständigen oder büschel- und rosenförmig angeordneten Blättern und wenig beblätterten Stengeln, welche bald einzelnstehende, bald rispig gruppirte Blüten von meist weißer Farbe besitzen. Diese bestehen aus einem fünfspaltigen oder fünftheiligen Kelch, einer fünfblätterigen Blumenkrone, welche sammt den zehn Staubgefäßen perigynisch um den halb unterständigen, zwei Griffel tragenden Fruchtknoten gestellt sind, aus dem sich eine zweischnäbelige, zweifächerige, vielsamige Kapsel entwickelt. Die gemeinste deutsche Art dieser Gattung ist der Wiesensteinbrech (S. granaluta L.), eine durch zahlreiche, traubig-gruppirte Brutknöllchen am Wurzelstock

ausgezeichnete Wiesenpflanze, welche mit ihren ziemlich großen, weißen, in lockere Rispen gestellten Blumen im Frühlinge alle Wiesen und Grasplätze ziert, und deren Kraut ehedem für ein Mittel gegen Steinleiden galt. Mehrere ausländische Arten sind zu verbreitetern, allgemein beliebten Zierpflanzen geworden, namentlich die aus Sibirien stammende S. crassifolia L. mit großen, länglichen, etwas fleischigen Grundblättern und schön rosenrothen Blüten in großen, dichten, auf dickem, rothem, fleischigem Stiel befindlichen Sträußen, und die in den Pyrenäen heimische S. umbrosa L., welche eine Rosette knorpelig geranderter und gezähnter Grundblätter besitzt und ihre zierlichen, weißen, gelb und roth punktirten Blümchen in einer länglichen Rispe trägt. Diese Art ist unter dem Namen Porzellan- und Jehovahblümchen bekannt. Beide Arten benutzt man zur Verzierung künstlicher Felsgruppen.

Saxo, mit dem Beinamen Grammaticus, d. i. der Gelehrte, der berühmteste unter den alten dän. Geschichtschreibern, war Propst in Roeskilde und wurde vom Bischof Absalon, dessen Schreiber er war, in mehrern wichtigen Geschäften, unter anderm auch in Paris 1161 gebraucht. Derselbe, als Erzbischof von Lund, veranlaßte ihn später, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, die er bis 1186 fortführte. Er soll 1204 gestorben sein und wurde in der Kirche zu Roeskilde begraben. Obgleich S. als lat. Chronist sich offenbar nach spätern röm. Schriftstellern, namentlich nach dem Valerius Maximus gebildet hat, ist doch seine Sprachform und seine ganze Darstellungsweise, verglichen mit den übrigen Chronisten des Mittelalters, unter welchen er leicht den ersten Rang einnehmen möchte, aller Anerkennung werth, wie ihn denn auch Erasmus seiner Eleganz halber bewunderte. Auch das trägt zur Erhöhung seines Ruhms bei, daß er, obgleich Kleriker, im geringsten nicht durch Standesvorurtheile sich in seiner geschichtlichen Grundanschauung bestimmen ließ. Was aber seine Glaubwürdigkeit als Geschichtschreiber betrifft, so muß man nothwendig die sieben letzten Bücher seiner «Historia Danica» von den neun ersten sondern. In jenen ist er durchgängig als Quelle zu gebrauchen; in diesen ist eine kritische Sichtung nach echten Geschichtsprincipien durchaus nothwendig. Nach seiner eigenen Versicherung hat er zu der Darstellung der ältern und ältesten dän. Geschichte dreierlei Quellen vor sich gehabt, nämlich alte Lieder, Runeninschriften, wenn auch nicht viele, und schriftliche Berichte der Isländer. Dazu kamen noch ohne Zweifel mündliche Berichte der Isländer, die damals überhaupt an den nordischen Höfen als Geschichtserzähler lebten, wie denn der Isländer Arnold, ein ausgezeichneter Erzähler, in Absalon's Diensten stand, sowie einzelne geschriebene dän. Königsreihen. Die Sagen hat S. nicht kritisch gesichtet, sondern öfters sie ganz so aufgenommen, wie sie damals, vermengt mit deutschen romantischen Sagen, im Munde des Volks gingen, obwol eine Tendenz bei ihm, das Fremdartige auszuscheiden, an manchen Orten sichtbar ist. Von den Historikern hat er auf Eginhard und Adam von Bremen sowie auf einige angelsächs. Berichte, weniger auf Paulus Diakonus Beziehung genommen. Die Hauptausgabe seiner «Historia Danica» ist die auf der reichsten urkundlichen Forschung ruhende, mit einem tüchtigen kritischen Apparat unterstützte von P. E. Müller (vollendet von J. M. Velschow, 3 Bde., Kopenh. 1839—58). Treffliche dän. Uebersetzungen des S. lieferten Vedel (Kopenh. 1575 und 1610; neue Ausg. von Wegener, Kopenh. 1851) und Grundtvig (3 Bde., Kopenh. 1818—22). Nach Dahlmann's «Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte» (Bd. 1, Altona 1822) ist das bedeutendste Werk zur Kritik der neun ersten Bücher des Saxo P. E. Müller's «Kritische Untersuchung der Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens» (Kopenh. 1823), ein Meisterstück von kritisch-histor. Akribie und geschichtlicher Combination.

Say (Jean Baptiste), einer der ausgezeichnetsten Nationalökonomen Frankreichs, geb. 5. Jan. 1767 zu Lyon, widmete sich anfangs dem Handel, als er aber in der ersten Zeit der Revolution nach Paris gekommen war, gelehrten Beschäftigungen. Mirabeau benutzte sein Talent bei der Redaction des «Courrier de Provence»; dann wurde er 1792 Secretär des Finanzministers Clavière. Während der Schreckenszeit hielt er sich im ganzen von den Ereignissen fern. 1794 stiftete er mit Chamfort und Ginguené die «Décade philosophique, politique et littéraire», von der er sich indeß bald zurückzog. Nach dem 18. Brumaire wurde er Mitglied des Tribunats. Als er aber mit mehrern Collegen wegen gemeinschaftlicher Opposition von Bonaparte aus dieser Stellung entfernt war, konnte ihn nichts bewegen, wieder einen öffentlichen Posten anzunehmen. Er widmete sich ganz wissenschaftlichen Forschungen und wurde nach der Restauration 1814 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Die Vorlesungen, welche er am Conservatoire des arts et métiers hielt, fanden außerordentlichen Beifall. Er starb 15. Nov. 1832. Seine Hauptwerke sind: «Traité d'économie politique» (Par. 1803; 6. sehr vermehrte Aufl., 2 Bde., 1827; deutsch von Morstadt, mit Anmerkungen, Heidelb. 1830) und der «Cours

complet d'économie politique pratique» (6 Bde., Par. 1829; 3. Aufl., von Horace S., 2 Bde., 1852). Auch ist sein «Catéchisme d'économie politique» (Par. 1815; neue Aufl. 1834; deutsch, Karlsr. 1816; 3. Aufl. 1826) zu erwähnen. Eine seiner geistreichsten Schriften ist «Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société» (Par. 1817; deutsch, Altenb. 1821). Auch seine statistischen Werke «De l'Angleterre et des Anglais» (Par. 1815) und «Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France» (Par. 1818) sind geschätzt. Seinen Nachlaß gab sein Schwiegersohn Charles Comte heraus unter dem Titel «Mélanges et correspondance d'économie politique» (Par. 1833). Was die wissenschaftliche Stellung von S. betrifft, so ist sein Hauptverdienst ohne Zweifel dieses, die Lehre Adam Smith's (s. d.) in ein System gebracht und für die große Masse der Gebildeten zugänglich gemacht zu haben. Er ist im Ganzen wie im Einzelnen bewunderungswürdig klar. Dabei schreibt er, wenn auch einfach, doch elegant und weiß seinen Regeln durch eine Menge sehr wohl gewählter, aus dem Leben, zumal dem technologischen, gegriffener Beispiele einen hohen Grad von Anschaulichkeit zu geben. S. hat übrigens auch in höherer Beziehung Verdienste um die Wissenschaft, namentlich dadurch, daß er die Kapitalnutzungen als selbständige Tauschgüter betrachten lehrte, und durch seine berühmte Theorie der Absatzwege, daß Producte nur mit Producten bezahlt werden, es also niemals allen zugleich an Absatz fehlen könne. Das Smith'sche Princip der Nichteinmischung des Staats in die Volkswirthschaft hat er mannichfach gemildert. Man könnte S. als den Nationalökonomen des bon sens bezeichnen, freilich auch mit jener Enge des Gesichtskreises, welche dem genannten Begriffe eigenthümlich ist. — Horace Emile S., des vorigen Sohn, geb. zu Noisy-le-Sec 11. März 1794, gest. 26. Juli 1860 zu Paris als Staatsrath, hat sich literarisch ebenfalls durch staatswissenschaftliche Arbeiten, namentlich durch seine «Études sur l'administration de la ville de Paris» (Par. 1845) bekannt gemacht.

Sayn und Wittgenstein. Die ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft Sayn, im Westerwalde und zum Westfälischen Kreise gehörig, umfaßte 25 Q.-M. und bestand aus zwei Theilen, Hachenburg, das jetzt zum preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden (Herzogthum Nassau), und Altenkirchen, das seit 1815 zur preuß. Rheinprovinz gehört. Die Grafschaft war eine Besitzung der nach ihr genannten Grafen von Sayn, deren Stammburg Sayn, jetzt in Trümmern, bei dem gleichnamigen Dorfe im Regierungsbezirk Koblenz liegt. Das Geschlecht erlosch im männlichen Stamme 1246, und die Grafschaft kam nun an des letzten Grafen Heinrich II. Schwester, Adelheid, die mit dem Grafen von Sponheim vermählt war. Von den aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhnen erhielt bei der Theilung der Besitzungen, 1264, Heinrich die Grafschaft Sponheim, Gottfried die Grafschaft Sayn. Letzterer verheirathete sich mit der Erbgräfin von Homburg in der Mark, und seine Söhne Johann und Engelbert wurden 1294 die Stifter zweier Linien des Hauses S., der ältern, welcher die Grafschaft S. und die Hälfte von Homburg, und der jüngern, welcher die andere Hälfte von Homburg und das Schloß Vallendar zufielen. Engelbert's Enkel, Valentin, vermählte sich mit der Erbgräfin von Wittgenstein und nahm nun für sich und seine Nachkommen den Namen Sayn und Wittgenstein an. Als 1606 die ältere Linie mit Graf Heinrich IV. ausstarb, fiel die Grafschaft Sayn an die jüngere. Der Graf Ludwig der Aeltere theilte bei seinem Tode 1607 seine Besitzungen unter seine drei Söhne und so entstanden durch den ältesten, Georg, die Linie S.-Wittgenstein-Berleburg; durch den zweiten, Wilhelm III., S.-Wittgenstein-Sayn, und durch den dritten, Ludwig, S.-Wittgenstein-Hohenstein, von denen nur noch die erste und letzte bestehen.

I. Die Linie Sayn-Wittgenstein-Berleburg, welcher von der Grafschaft Wittgenstein das Amt Berleburg, die Grafschaft Homburg und die Herrschaft Neumagen an der Mosel zufielen, theilte sich 1694 durch des Grafen Ludwig Franz Söhne in drei Speciallinien: S.-Wittgenstein-Berleburg, S.-Wittgenstein-Karlsburg und S.-Wittgenstein-Ludwigsburg. Die erstere, Sayn-Wittgenstein-Berleburg, gestiftet vom Grafen Kasimir, gest. 5. Juni 1741, erhielt eine Curiatstimme auf der Wetterauischen Grafenbank und 1792 die Reichsfürstenwürde. Sie verlor im Luneviller Frieden die Herrschaft Neumagen, wurde aber dafür durch eine Jahresrente entschädigt. Ihr Besitzthum ist infolge der Wiener-Congreß-Acte von 1815 sowie eines Vertrags vom 30. Juni 1816 der Krone Preußen standesherrlich untergeordnet, worauf durch eine Uebereinkunft mit Preußen (vom 16. Juli 1821) die standesherrlichen Verhältnisse näher geregelt wurden. Chef der Linie ist gegenwärtig Fürst Albrecht, geb. 16. März 1834. Ein Oheim desselben, Prinz August, geb. 6. März 1788, herzogl. nassauischer Generallieutenant, war vom 21. Mai bis 20. Dec. 1849 Reichskriegsminister und seit 7. Febr. 1852 bis zur

preuß. Occupation 1866 nassauischer Staatsminister ohne Portefeuille und Ministerpräsident. Dessen Sohn, Prinz Emil, geb. 21. April 1824, russ. Generalmajor à la suite des Kaisers, hat sich als Dichter bekannt gemacht («Gedichte», 1844; «Deutsche Lieder», 1848; «Aßlan-Aga», 1856, u. s. w.). Die Linie Sayn-Wittgenstein-Karlsburg wurde durch den Grafen Karl (gest. 18. Jan. 1749) gestiftet. Dessen Sohn, Graf Adolf Wilhelm Ludwig (geb. 30. Juli 1740, gest. 19. Jan. 1811 als großherzogl. hess. Generallieutenant), war der Vater des Fürsten Ludwig (geb. 19. Sept. 1786), der keine männliche Nachkommen besitzt. Durch Familienverträge gingen daher 1861 die Eigenschaft eines Chefs der Karlsburger Speciallinie mit den damit verbundenen Rechten und Gerechtsamen sowie die Besitzungen derselben (Karlsburg bei Berleburg) auf den Fürsten Ludwig, geb. 18. Juni 1799, gest. 20. Juni 1866, über, dessen Sohn, Graf Peter, geb. 10. Mai 1831, das Haupt der dritten Speciallinie oder der Linie Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg (gegründet vom Grafen Ludwig, gest. 24. Febr. 1750) ist. Letztere Linie wurde 1834 vom Könige von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Das vom Fürsten Ludwig gegründete, aus der Herrschaft Sayn und den damit vereinigten Vermögenstheilen bestehende Fideicommiß wurde 23. Sept. 1861 vom König von Preußen bestätigt und dem jeweiligen Fideicommiß-Chef die Würde eines erblichen Mitglieds des Herrenhauses sowie das Recht verliehen, sich von nun an Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Sayn (nach der 1846 erloschenen zweiten Hauptlinie) zu nennen. Der Großvater des jetzigen Fürsten Peter war der als Feldherr bekannte Graf Ludwig Adolf Peter von Sayn-Wittgenstein. (S. Wittgenstein.) — II. Die bereits erwähnte zweite Hauptlinie, Sayn-Wittgenstein-Sayn, die vom Grafen Wilhelm gestiftet wurde, erhielt bei der Theilung die Grafschaft Sayn. Als aber Wilhelm's ältester Sohn Ernst 1641 ohne männliche Erben mit Hinterlassung von zwei Töchtern starb, wußten sich diese im Besitze der Grafschaft Sayn zu behaupten und bildeten nun die beiden Speciallinien Sayn-Wittgenstein-Hachenburg und Sayn-Wittgenstein-Altenkirchen. Die Grafschaft Hachenburg gelangte durch Verheirathung der Erbtochter der Stifterin der Linie 1637 an die Burggrafen von Kirchberg und 1799 an Nassau-Weilburg; Altenkirchen kam durch die Vermählung der Stifterin an den Herzog Johann Georg von Sachsen-Weimar-Eisenach und nach dem Erlöschen seines Stammes 1741 an Brandenburg-Ansbach, 1791 an Preußen und 1802 an Nassau-Usingen. Der hierüber erhobene langwierige Rechtsstreit wurde erst bei dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 entschieden. Das Haus S. und Wittgenstein kam nicht wieder in den Besitz der Grafschaft Sayn; doch mußte Baden, an welches Nassau-Usingen die Herrschaft Lahr abgetreten, an die Nachkommen des zweiten Sohnes des Grafen Wilhelm 300000 Fl. zahlen und Nassau-Usingen ihn durch eine mit 300000 Fl. ablösbare Rente von 12000 Fl. entschädigen. Die Linie erlosch im Mannesstamme mit dem Grafen Gustav, gest. 24. Juni 1846, dem Sohne des Grafen Friedrich, der 1812 bei Mosaisk fiel. — III. Die dritte Hauptlinie, Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, gestiftet vom Grafen Ludwig dem Jüngern, nahm den Beinamen Hohenstein erst 1647 an infolge der Belehnung von seiten Brandenburgs mit den zur Grafschaft Hohenstein gehörigen Herrschaften Lohra und Klettenberg, die aber später wieder an Brandenburg verkauft wurden. Sie hatte ebenfalls eine Curiatstimme auf der Wetterauischen Grafenbank, wurde 1804 in den Reichsfürstenstand, 1813 vom Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben und erhielt 1824 wegen der Grafschaft Wittgenstein eine Virilstimme in dem ersten Stande der westfäl. Provinziallande, verkaufte aber 1829 seine standesherrlichen Rechte gegen eine Jahresrente. Standesherr ist gegenwärtig der Fürst Alexander, geb. 16. Aug. 1801, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Vgl. «Antiquitates Saynenses a Joh. Phil. de Reiffenberg anno 1644 collectae» (Aachen 1830).

Sbirren hießen sonst in Italien, namentlich im Kirchenstaate, die Justiz- oder Polizeidiener, welche militärisch organisirt waren, 1809 aber aufgehoben wurden. Ihr Anführer führte den Titel Barigello.

Scabinus, s. Schöppen.

Scabiōsa, Pflanzengattung aus der 4. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Dipsaceen, besteht aus Kräutern und Halbsträuchern, welche durch mit einer Bracteenhülle umgebene Blütenkörbchen nach Art der Compositen ausgezeichnet sind, sowie dadurch, daß der unterständige Fruchtknoten von einer besondern Hülle (involucellum) umgeben ist, die als eine durchbrochene Röhre mit verschiedenartig ausgebildetem Saume erscheint und auch noch die einsamige Nußfrucht umschlossen hält. Die sehr zahlreichen, von neuern Botanikern in verschiedene Gattungen gebrachten Arten (wie Asterocephalus, Calistemma, Lepi-

cephalus u. s. w.) sind namentlich durch Europa, die Mittelmeer- und Kaukasusländer und Sibirien verbreitet. Die bei uns gemeinste ist S. arvensis L. (Knautia arvensis Coult.), die sog. **Knopfblume** unserer Wiesen und Felder, ein zweijähriges Kraut mit fiederspaltigen behaarten Blättern und rosenrothen oder lilafarbenen Blumen, deren Blätter und Blüten früher officinell waren. Eine andere verbreitete Art ist der **Teufelsabbiß** (S. succisa L. oder Succisa pratensis Mönch.), welche im Hoch- und Spätsommer die frischen und moorigen Wiesen mit ihren kugeligen, azurblauen Blütenköpfchen ziert und ihren Namen von dem senkrechten wie abgebrochen oder abgebissen erscheinenden Wurzelstock erhalten hat. Auch sie galt ehedem für ein wirksames Mittel gegen allerhand Krankheiten. Endlich gehört hierher eine unserer schönsten und verbreitetsten Garten-Sommerzierpflanzen, die südeurop. einjährige S. atropurpurea L., mit großen schwarzrothen Blütenkörbchen.

Scagliōla heißt die Mischung aus feinem Gips und gepulvertem Frauenglas, durch Leim zu einem Teige (Stucco) verbunden, mit der man steinharte Gemälde darstellt.

Scala, der lat. und ital. Name für **Tonleiter**, dann auch die Bezeichnung einer besondern **Stimmübung**, die S. oder das Scalasingen genannt, welche dazu dienen soll, der Stimme eine durchgängig reine, wohlklingende, aller Stärkegrade sowie des Ab- und Zunehmens fähige, möglichst gleichartige Intonation zu geben. Auch die Instrumentisten, insbesondere Bläser und Streichinstrumente Spielende haben eine sorgfältige Scalaübung zur kunstmäßigen Ausbildung ihres Tons und Klanges nöthig.

Scala (lat. Scaligeri), ein berühmtes Geschlecht des ital. Mittelalters, herrschte nach blutigem Wechsel der Freiheit und der Tyrannei und nach dem Sturze und der Vertilgung der Herren der Mark Treviso, der Ezelini aus dem ghibellinischen Hause Romano, in Verona von 1260—1387. Ihre ersten Spuren finden sich in Verona vor der Mitte des 11. Jahrh. Auch werden Conti della S. in Piacenza und Lodi erwähnt. **Mastino I. della S.**, der Gründer der Macht seines Hauses, wurde 1260 Podestà von Verona und 1262 Capitano des Volks. Der ghibellinischen Partei angehörend, regierte er mit Klugheit und Festigkeit, vergrößerte das Gebiet namentlich auf der tiroler Seite, hielt Ruhe und unterstützte Konradin von Schwaben in seinem Kampfe gegen Karl von Anjou. Als Mastino 1279 aus Privatrache ermordet wurde, behauptete sein Bruder **Alberto della S.** die Signoria, in welcher er sich einen guten Namen machte und 1301 seinen ältesten Sohn **Bartolommeo** zum Nachfolger erhielt, welchem 1304 der zweite Bruder **Alboin** und in Gemeinschaft mit diesem 1308 Cangrande folgte. Kaiser Heinrich VII. belehnte das Haus mit Verona und andern Städten, wozu Vicenza, Padua und Treviso in der Folge kamen. **Cangrande**, 1311—29 allein regierend, war der größte und glücklichste Herrscher des Hauses und die vornehmste Stütze der Ghibellinen unter Heinrich VII. und Ludwig dem Baier. An seinem Hofe lebte eine Zeit lang der aus seiner Heimat verwiesene Dante. Ihm folgte 1329 sein Sohn **Alberto II.** in Gemeinschaft mit **Mastino II.** Glückliche Unternehmungen dehnten sein Gebiet nach allen Seiten, selbst bis Toscana (Lucca), aus, aber sie verwickelten ihn in einen Krieg mit Venedig und Florenz, der unentschieden blieb, aber Mastino's Macht schwächte. Von seinem Tode an, 1351, bietet die Geschichte des Hauses unter Cangrande II., Paolo Alboino, Can Signorio, Bartolommeo II. und Antonio nichts als ein Gewebe von Tyrannei und Schändlichkeiten dar. Endlich verdrängte 1387 Gian Galeazzo Visconti (s. d.) den letzten Regenten, **Antonio della S.**, aus Verona. Als die Visconti um 1406 Verona an Venedig abtreten mußten, verlangten zwar die zwei noch lebenden Söhne des Antonio della S. vom Senate die Rückgabe Veronas; allein sie wurden geächtet und starben in der Verbannung. Der letzte der Scaligeri starb 1598 in bair. Diensten zu Neufrankenhofen in Baiern; durch Frauen stammen von ihnen die Dietrichstein und Lamberg. Zur Verschönerung Veronas trugen diese Herrscher außerordentlich viel bei. Ihre Denkmäler, namentlich die Mastino's II. und Can Signorio's, sind ebenso schön wie kunstgeschichtlich wichtig. Vgl. Litta in den «Famiglie italiane» und Leßmann, «Mastino II. della S.» (Berl. 1829).

Scaliger (Julius Cäsar), Philolog und Kritiker, geb. 23. April 1484 zu Padua oder zu Verona, hieß eigentlich della Scala, nach einem Beinamen, den sein Vater, Benedetto Bordone, der zu Venedig zuletzt die Kunst eines Illuminirers betrieb, erhalten hatte. Nach seinem Vater nannte sich der Sohn auch Scaliger a Burden, suchte aber aus Eitelkeit zugleich sein Geschlecht von dem fürstl. Hause der Scala (s. d.) abzuleiten und sogar einige seiner Zeitgenossen für diese Erdichtung zu gewinnen. Er lebte bis zu seinem 42. J. zu Venedig oder zu Padua ziemlich in Dunkelheit und wendete sich 1529 nach Agen in Frankreich, wo er die Arzneikunst ausübte und

21. Oct. 1558 starb. S. besaß eine nicht gewöhnliche Kenntniß des Alterthums, die er fast nur durch Selbststudium sich erworben hatte, war aber dabei nicht frei von Eigenliebe und Prahlerei, außerdem nur zu oft hart und ungerecht gegen die Ansichten anderer. Als Naturforscher wurde er besonders mit Cardanus, als Philolog mit Erasmus in heftige Kämpfe verwickelt, gegen dessen «Ciceronianus» er zwei geharnischte Reden schrieb. Unter seinen philos. Schriften sind zu erwähnen: «De subtilitate» (Par. 1557 und Hanau 1647) und «De sapientia et beatitudine» (Genf 1573). Nicht ohne Werth für Physik und Naturgeschichte sind seine Commentare zu Hippokrates' «De insomniis» (Lyon 1538), zu Aristoteles' «De plantis» (Par. 1556 und Marb. 1598) und zu Theophrastus' «De causis plantarum» (Lyon 1566 und 1584). Eine rationale Behandlung der lat. Sprache unternahm er in dem Werke «De causis linguae Latinae» (Lyon 1540; Genf 1580 und Heidelb. 1623), und großen Ruhm erwarb ihm zu seiner Zeit das Buch «Poetices, libri VII» (Lyon 1561 u. öfter), obgleich man darin Geschmack und Urtheil vermißt. — Joseph Justus S., Sohn des vorigen, ebenfalls bekannt als Philolog und überdies der Begründer einer verbesserten Chronologie, geb. 4. Aug. 1540 zu Agen, widmete sich zu Bordeaux und später zu Paris mit seltener Ausdauer dem Studium der classischen und orient. Sprachen, verließ aber Frankreich, da ihn sein Uebertritt zur prot. Kirche von jeder Anstellung im Vaterlande ausschloß, und erhielt 1593 die Professur der schönen Wissenschaften zu Leyden, die er bis an seinen Tod, 21. Jan. 1609, bekleidete. Er übertraf an Anmaßung und Rechthaberei noch seinen Vater und huldigte auch in der Bearbeitung alter Schriftsteller, namentlich des Ausonius (Leyd. 1575 u. öfter), des Catull, Tibull und Properz (Par. 1577), des Manilius (2 Bde., Par. 1579), der sog. «Catalecta» des Virgilius (Lyon 1573), des Festus (Par. 1575 u. 1584), des Varro (Par. 1573 u. öfter), des Cäsar (Leyd. 1608) und des Tragikers Seneca (Leyd. 1611), meist einer kühnen Kritik. Ein wahres Verdienst aber erwarb er sich durch das Werk «De emendatione temporum» (Par. 1583; beste Ausg., Genf 1629), indem er zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie aufstellte, die Julianische Periode auffand und so gewissermaßen der Schöpfer dieser Wissenschaft wurde. Die von ihm selbst und andern entdeckten Irrthümer verbesserte er später in dem «Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon» (2 Bde., Leyd. 1606; 2. Ausg., Amsterd. 1658). Auch machte er durch seine Schrift «De re numaria» (Leyd. 1606) auf den Werth der Münzkunde aufmerksam. Nur geringen dichterischen Gehalt haben dagegen seine «Poemata» (Leyd. 1615; neue Aufl., Berl. 1864)); seine «Epistolae» (Lyon 1627) geben ein Bild von dem Gelehrtenwesen jener Zeit. Bald nach seinem Tode erschienen von If. Casaubonus seine «Opuscula varia» (Par. 1610), später von Tan. Faber die «Scaligerana» (Grön. 1659 und Kopenh. 1667). S.'s «Olympiadenverzeichniß» wurde neuerdings von Schibel (Berl. 1852) neu bearbeitet. Vgl. Bernays, «Jos. Justus S.» (Berl. 1855).

Scalpiren nennt man das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika mit verwundeten oder todten Feinden vorzunehmen pflegen, um die abgezogene Haut oder den Scalp als Siegeszeichen zu bewahren. Sie wickeln dabei das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals und schneiden die auf solche Weise ausgespannte Haut mit dem Messer in einigen Schnitten herunter. Das S. erregt einen unbeschreiblichen Schmerz, und nur selten sind die Beispiele, daß Scalpirte mit dem Leben davongekommen.

Scammonium heißt der in den Handel kommende eingedickte Milchsaft des Convolvulus Scammonia L. und auch anderer Pflanzen. Die genannte Windenart (s. Convolvulus) wächst in Gebüschen und auf Bergen Griechenlands, Kleinasiens, Syriens u. s. w. und enthält in ihrem fleischigen, spindelförmigen, 3—4 F. langen und 3—4 Zoll starken, auswendig gelben, inwendig weißen Wurzelstock einen scharfen weißen Milchsaft, den man durch Einschnitte in die oben freigelegte Wurzel und Auffangen in Gefäßen gewinnt. Der frischausgelaufene, an der Luft bald erhärtende Saft wird vorher gewöhnlich mit Kreide, Gips, Mehl, Asche, Sand u. s. w. vermengt und kommt in formlosen Stücken in den Handel. Man unterscheidet zwei Sorten: S. von Aleppo und S. von Smyrna. Ersteres, die bessere Sorte, besteht aus leichten, undurchsichtigen, rauhen, scharfkantigen Stücken von grünlich-aschgrauer Farbe, hat einen anfangs unbedeutenden, sodann stark und unangenehm kratzenden Geschmack und gibt, mit Wasser zerrieben, eine grünliche Emulsion. Die zweite Sorte bildet schwere Stücke von beinahe schwarzer Farbe und gibt mit Wasser keine grünliche Emulsion. Das gereinigte S. bildet ein farbloses, durchsichtiges Harz. Dasselbe wird in der Heilkunde als starkwirkendes und scharfes Abführmittel angewendet. Unter dem Namen französisches S. kommt der eingedickte Milchsaft von Cynanchum monspeliacum L. (s. Cynanchum) in den Handel.

Scandiren (vom lat. scandere, hinansteigen) heißt einen Vers nach seiner Gliederung in die einzelnen Takte richtig vortragen. Das strenge und regelrechte Abmessen der Verse, die Scansion, wird mehr der Einübung wegen vorgenommen; bei der Declamation darf dasselbe weniger hervortreten.

Scanzoni von Lichtenfels (Friedrich Wilhelm), einer der ausgezeichnetsten deutschen Geburtshelfer und Frauenärzte, geb. 21. Dec. 1821 zu Prag, widmete sich auf der Universität daselbst medic. Studien und wurde 1844 zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt. Nachdem er einige Zeit als Secundärarzt am Allgemeinen Krankenhause gewirkt, wurde er 1846 Assistent an der geburtshülflichen Klinik und 1848 ordinirender Arzt der Abtheilung für Frauenkrankheiten. 1850 ging er als Professor der Geburtshülfe an die Universität zu Würzburg, der er seitdem, trotz verschiedener Berufungen an die bedeutendsten deutschen Universitäten, treu geblieben ist. S.'s Ruf als praktischer Arzt wie als akademischer Lehrer reicht weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind besonders hervorzuheben: das «Lehrbuch der Geburtshülfe» (Wien 1849 fg.; 3. Aufl., 2 Bde., 1855), welchem ein «Compendium der Geburtshülfe» (Wien 1854; 2. Aufl. 1861) folgte; ferner «Lehrbuch der Krankheiten der weiblichen Sexualorgane» (Wien 1856; 2. Aufl. 1859); «Die Krankheiten der weiblichen Brüste und Harnwerkzeuge» (2. Aufl., Prag 1859); «Beiträge zur Geburtskunde und Gynäkologie» (Bd. 1—4, Würzb. 1854—60); «Die chronische Metritis» (Wien 1863) u. s. w. Alle diese Werke haben auf ihren Gebieten mehr oder minder epochemachend gewirkt und sind in franz., engl., ital., holländ. und russ. Uebersetzungen über die ganze civilisirte Welt verbreitet.

Scapulier (scapularium) heißt der Theil der Mönchskleidung, welcher aus zwei Stücken Tuch besteht, von denen das eine die Brust, das andere den Rücken deckt. Bei den Laienbrüdern geht das S. nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen bis auf die Füße. Am bekanntesten in der Geschichte des Mönchthums ist das sog. heilige S. der Karmeliter, welches der Generalprior des Ordens, Simon Stock, 1251 von der Maria mit der Versicherung empfangen haben soll, daß der darin Sterbende den ewigen Strafen entgehe. Diese Tradition wurde eine ergiebige Erwerbsquelle für den Orden.

Scarabäus (lat., der Käfer) wird vorzugsweise der Heilige Käfer, Ateuchus sacer, genannt. Er gehört zu der Sippschaft der Mistkäfer, ist schwarz und glatt, etwa 1½ Zoll lang, der Kopf schildförmig, vorn mit sechs Kerben wie eine strahlende Sonne. Er findet sich besonders an den Küsten des Mittelmeeres, macht, wie alle Arten seiner Gattung, Pillen aus frischem Mist, in die er ein Ei legt, sie ein Zeit lang rollt, schließlich eingräbt, und wurde von den Aegyptern heilig gehalten. Sein hieroglyphischer Name ist cheper. Er war, nach Horapollon, ein Symbol der Sonne und der Weltschöpfung. Auch die Denkmäler lehren, daß der Gott Chepera ein Sonnengott war. Bekannt sind die unzähligen Nachbildungen des heiligen Käfers in Stein und gebrannter Erde. Man hatte die Vermuthung aufgestellt, daß sie statt Münze gebraucht worden seien. Dies ist nicht der Fall. Sie dienten nur als Amulete und heiliger Schmuck und sind deshalb stets mit einem Loche in der Länge des Käfers versehen, um sie an Schnüren aufziehen zu können. Diese Scarabäen pflegen auf der glatten Unterseite hieroglyphische Namen von Göttern oder Königen, selten von Privatleuten, oft aber auch andere kleine Legenden oder einzelne heilige Symbole zu enthalten. Sie sind meistens klein, durchschnittlich etwa ½ Zoll lang; es finden sich aber auch weit größere, bis zu 3 und 4 Zoll Länge, deren Inschriften sich dann noch bestimmter auf den Todtencult zu beziehen pflegen. Aber nicht allein in Aegypten, sondern auch in Asien, Griechenland und Italien finden sich diese Scarabäen, zum Theil als werthvolle Gemmen, meist aus Karneol, mit verschiedenen Darstellungen, zuweilen auch mit unverkennbar ägyptisirenden Symbolen, welche auf die ursprüngliche Heimat dieser ganzen Sitte hinweisen.

Scaramuz (ital. Scaramuccia) ist neben dem Arlecchino (s. d.) auf der ital. Bühne einer der stehenden Charaktere für die Farce, welcher ungefähr um 1680 an die Stelle des alten span. Kapitäns trat, ganz schwarz in span. Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Personen gebräuchlich war, ging und den Aufschneider vorstellte, der am Ende vom Arlecchino durchgeprügelt wird. Der eigentliche S. hieß Tiberius Fiorelli und war ein geborener Neapolitaner, welcher auf der ital. Bühne sich durch seine Witzworte und Späße nicht weniger als durch seine mimische Kunst auszeichnete. In Frankreich wurde der S. auch zur Darstellung anderer Charaktere gebraucht.

Scarlatti (Alessandro), ein um die Entwickelung der modernen Tonkunst höchst verdienter ital. Meister, geb. 1649 zu Trapani in Sicilien, erhielt seine höhere musikalische Ausbildung

wahrscheinlich durch Carissimi in Rom. Hier wurde er später auch Kapellmeister der Königin Christine von Schweden und führte als solcher 1680 die Oper «L'Onestà nell' amore» im Palast der Königin auf. Doch war dies keinesfalls seine erste Oper; nur kennt man die Titel seiner frühern musikalisch-dramatischen Werke nicht. Von seinen größern Werken aus der Zeit von 1680—93 sind noch zu nennen die Opern «Pompeo» (1684) und «Teodora» (1693) sowie das Oratorium «I dolori di Maria sempre vergine» (ebenfalls 1693). 1693 verließ er Rom und nahm in Neapel ein Kapellmeisteramt an, in welcher Stellung er eine ganze Reihe von Opern (z. B. «Pirro e Demetrio», «Il Prigioniero fortunato», «Mitridate Eupatore», «Laodicea e Berenice», «Il Figlio delle selve» u. s. w.) lieferte. 1703 ging er wieder nach Rom, wo er nun bis 1707 als zweiter, von da bis 1709 als erster Kapellmeister an der Kirche Sta.-Maria Maggiore und nebenbei als Director der Privatmusik des Cardinals Ottoboni wirkte. 1709 wandte er sich abermals nach Neapel. Hier wurde er königl. Oberkapellmeister und leitete abwechselnd die Conservatorien di Sant' Onofrio, dei Poveri di Gesù Cristo und di Loreto. Zu den bedeutenden Schülern, die er bildete, gehören unter andern Durante, Logroscino und Hasse. Er starb zu Neapel 24. Oct. 1725. Von den Opern, die S. in der Zeit von 1709 bis an sein Ende componirt, kennt man noch die Titel von einigen 20; ganz besonders meisterhaft ist darunter der «Tigrane» (1715). Im ganzen hat er 118—120 Opern gesetzt. Neben dieser staunenswerthen Fruchtbarkeit im dramatischen Fache verfaßte er auch eine sehr große Menge von Kirchen- und Kammercompositionen. Die Zahl seiner Messen allein wird auf 200 angegeben, und diesen schließen sich an Oratorien, Motetten, Psalmen u. s. w. in großer Zahl. Von den Kammerstücken nennt man einige hundert Cantaten für eine Singstimme, viele Madrigale, Duette, Klavier- und Orgelstücke u. s. w. Was von allen diesen Sachen in Bibliotheken, Kirchenarchiven u. s. w. noch vorhanden (gedruckt ist verhältnißmäßig nur wenig), beweist, daß S. zu den größten Tonmeistern aller Zeiten gehört. Er zeigt sich gleichgroß in den Künsten des höhern Contrapunkts wie in der dramatischen Recitation, in Erfindung von Melodien des edelsten und treffendsten Ausdrucks wie in einer freien und immer sinnigen Instrumentalbegleitung. S. überflügelte sein Zeitalter beträchtlich und war ein wahrer Reformator der musikalischen Künste. Auf den Geschmack seiner Zeitgenossen wirkte er mächtig ein und bereitete jenen Umschwung vor, den die Tonkonst in der nachfolgenden Periode durch die neapolit. Schule erhielt. Er soll auch der erste gewesen sein, der zu seinen Opern eigene Ouverturen componirte. — Sein Sohn, **Domenico S.**, der größte Klavierspieler Italiens in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., auch guter Componist, geb. zu Neapel 1683, erhielt von seinem Vater und dann von Gasparini seine künstlerische Ausbildung. Im Klavierspielen genoß er höchst wahrscheinlich noch den Unterricht Bernardo Pasquini's. Ueber seine frühere Laufbahn ist nichts bekannt. 1709 traf er in Venedig mit Händel zusammen, dem er aus Bewunderung (namentlich für dessen Klavierimprovisationen) nach Rom nachreiste. Hier machte er sich durch Opern, Cantaten und Kirchensachen einen Namen und wurde dann 1715 Tommaso Baj's Nachfolger als Kapellmeister an der Peterskirche. 1719 ging er nach London, wo er als Accompagnateur an der Italienischen Oper fungirte, auch 1720 seine Oper «Narcisso» zur Aufführung brachte. In den J. 1721—26 wirkte er als Hofklavierlehrer in Lissabon. Sodann kehrte er nach Italien zurück, das er 1729 wieder verließ, um die Stelle als Hofklavierlehrer in Madrid anzunehmen. Er starb 1759, nach einigen zu Madrid, nach andern zu Neapel. Die Zahl der Klaviercompositionen S.'s ist sehr beträchtlich, und mancherlei davon ist im Verlaufe der Zeit im Druck erschienen.

Scarpa (Antonio), einer der größten Anatomen und Chirurgen, geb. 13. Juni 1747 zu Motta in der Mark Treviso, widmete sich frühzeitig dem Studium der Heilkunde auf der Universität zu Padua, wo er die Freundschaft Morgagni's gewann. Nach kurzem Aufenthalte in Bologna, wo er sich unter Riviera in der Chirurgie vervollkommnete, erwarb er sich in Padua die medic. Doctorwürde. 1772 folgte er dem Rufe als Professor der Anatomie nach Modena, wo er auch erster Wundarzt am Hospital wurde. Während der acht Jahre, die er hier verlebte, wurden von ihm fast alle medic. Anstalten, namentlich ein anatom. Hörsaal und eine chirurg. Klinik neu geschaffen. Vom Herzoge Hercules III. beleidigt, ging er nach Frankreich, Holland und England, wobei er die nähere Bekanntschaft der ersten Anatomen und Wundärzte damaliger Zeit machte. Auf Empfehlung seines Leibarztes Brambilla, der S. in Paris kennen gelernt hatte, ernannte ihn Kaiser Joseph II. 1784 zum Professor der Anatomie in Pavia. Noch in demselben Jahre unternahm er gemeinschaftlich mit Volta auf eine Einladung des Kaisers eine Reise nach Wien, der ihm auch die Mittel gewährte, Prag, Dresden, Leipzig, Halle, Berlin

und Göttingen zu besuchen. Wie in Modena, so machte sich S. auch in Pavia wieder durch viele neue Einrichtungen verdient. Als 1796 Pavia der Cisalpinischen Republik einverleibt wurde, blieb S., trotz seiner Weigerung, den republikanischen Eid zu leisten, in seinen Aemtern und wurde sogar an die Spitze des Directoriums der medic. Angelegenheiten für den chirurg. Theil gestellt. Auf sein Ansuchen 1804 in Ruhestand versetzt, nöthigten ihn 1805 die Einladungen Napoleon's, der ihn zu seinem ersten Wundarzte ernannte, seine Stelle wieder einzunehmen, die er nun bis 1812 verwaltete, worauf er in Ruhestand zurücktrat. Als Pavia wieder an Oesterreich gekommen war, wurde S. zum Director der medic. Facultät ernannt, welche Stelle er indeß auch bald niederlegte. Seitdem lebte er theils in Pavia, theils auf seinem Landsitze zu Bonasco. Von jeher Freund der classischen Studien, war er Kenner und feiner Beurtheiler älterer und neuerer Kunstwerke, was er durch einige kleine Schriften und eine ausgewählte Gemäldesammlung bewies. Er starb 31. Oct. 1832. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders anzuführen: «Observationes de structura fenestrae rotundae» (Modena 1772); «Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu» (Pav. 1789); «Tabulae neurologicae ad illustrandam historiam cardiacorum nervorum» (Pav. 1794); «De anatome et pathologia ossium» (Pav. 1827); «Sulle principali malattie degli occhi» (5. Aufl., 2 Bde., Pav. 1816); «Sull' aneurisma» (Pav. 1804); «Sull' ernie» (2. Aufl., Pav. 1820). Unter dem Titel «Antonio S.'s neueste chirurgische Schriften» (deutsch von Thieme, 2 Bde., Lpz. 1828—31) erschienen die Abhandlungen über den Krebs, den Steinschnitt, den Wasserbruch, den Mittelfleischbruch, die Unterbindung der Arterien und die temporäre Ligatur.

Scarron (Paul), ein burlesker und komischer Dichter der Franzosen, geb. 1610 zu Grenoble, vergeudete sehr jung sein väterliches Erbe, fand aber zum Glück in Lemans eine Domherrnstelle, die er antreten konnte, ohne Geistlicher zu werden. Er setzte in dieser Lage sein lustiges Leben fort, bis er im Carneval 1638 durch eine heftige Erkältung den Gebrauch seiner Glieder für immer verlor. Auch als Krüppel, oft von den heftigsten Gichtschmerzen gefoltert, blieb er stets munterer Laune. Später siedelte er nach Paris über, wo er Theaterstücke schrieb und von der Königin Anna eine Pension erhielt, die ihm beim Erscheinen seiner «Mazarinade» (1651) entzogen wurde. Die travestirte «Aenëis» (Par. 1649; herausg. von Fournel, Par. 1858) ist das Muster dieses Genre. Sein «Roman comique» (Par. 1662; neue Ausgabe von Fournel, Par. 1857; deutsch, 3 Bde., Reval 1782) gewährt noch immer einiges Interesse; dagegen sind seine meist dem Spanischen nachgebildeten Lustspiele gänzlich verschollen. Trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit heirathete er 1652 Mademoiselle d'Aubigné, die spätere Frau von Maintenon (s. d.). Er starb zu Paris 16. Oct. 1660. Seine «Oeuvres complètes» wurden herausgegeben von Bruzer de la Martinière (10 Bde., Par. 1739; neue Aufl., 7 Bde., 1786).

Scaurus (Marcus Aemilius), ein Römer, der verarmten Familie eines patricischen Geschlechts angehörig, geb. 163 v. Chr., schwang sich durch Talent und Energie zu den höchsten Staatswürden und zu großem Reichthum empor. Nachdem er das Geschäft eines Geldwechslers aufgegeben und in Spanien und Sardinien gedient, erlangte er 123 die curulische Aedilität und 120 die Prätur. Seinen Ehrgeiz und seine Habsucht wußte er klug zu verbergen, auch vermied er die Bestechungen des Jugurtha, als Adherbal diesen in Rom verklagte. 115 führte er als Consul glücklich in Gallien Krieg und stand seitdem als Princeps senatus unter den Häuptern der senatorischen Partei, zugleich beim Volke angesehen, das bei mehrern gegen ihn gerichteten Anklagen ihn freisprach. 109 bekleidete er die Censur und 107 an der Stelle des gegen die Tiguriner gefallenen Lucius Cassius zum zweiten mal das Consulat; im J. 100 ergriff auch er die Waffen gegen Saturninus (s. d.). Kurz vor seinem Tode beschuldigte ihn 90 der Tribun Varius, die Bundesgenossen zum Kriege gereizt zu haben, zog aber, da S. es in Abrede stellte, seine Anklage zurück. S. gehörte zu den ersten Römern, die ihr eigenes Leben schilderten. Einen seiner Söhne hatte, da er vor den Cimbern geflohen war, sein strenger Tadel zum Selbstmord getrieben; der andere, wie sein Vater Marcus genannt, wurde, da seine Mutter Cäcilia als Witwe 88 den Sulla heirathete, dessen Stiefsohn. Derselbe vermehrte im Mithridatischen Kriege als Quästor des Pompejus den ererbten Reichthum und verschwendete ihn darauf als curulischer Aedil 58 durch den Luxus, mit dem er dem Volke fröhnte. Für Schauspiele errichtete er auf die Dauer eines Monats ein hölzernes Theater, das 80000 Menschen faßte, dessen Bühne mit 360 Marmorsäulen und 3000 ehernen Bildsäulen geschmückt, an den Wänden mit Marmor, Glasmosaik, vergoldeten Holztafeln bekleidet und mit sicyonischen Gemälden und kostbaren Teppichen verziert war. Im Circus führte er 150 Panther, 5 Krokodile und einen Hippopotamus dem Volke vor. Nach der Prätur 56 bereicherte er sich von neuem in

Sardinien, wurde dann, als er sich um das Consulat bewarb, von Triarius wegen Erpressungen angeklagt, von mehrern, auch von Hortensius und Cicero, dessen Rede zum Theil erhalten ist, vertheidigt und von den Richtern freigesprochen, bei der sich anschließenden Anklage wegen Ambitus aber, obwol ihn Cicero wieder vertheidigte und das Volk seine Freisprechung verlangte, zum Exil verurtheilt. Berühmt durch Pracht und Reichthum an Kunstschätzen war sein Haus auf dem Palatin, daher Mazois seine Untersuchungen über das röm. Haus: «Palais de Scaurus» (deutsch von Wüstemann, Gotha 1820) betitelte.

Scene (scena) heißt die erhabene Schaubühne im Theater, auf der das Schauspiel stattfindet. (S. Theater.) Ferner bezeichnet man mit S. den Ort und das Land, an oder in welchem die Handlung vor sich geht. Auch gebraucht man es für Auftritt.

Scenische Spiele (ludi scenici) hießen bei den Römern ursprünglich die einfachen Spiele, welche auf einer erhabenen Schaubühne (scena) aufgeführt wurden und in einem Tanze mit Begleitung der Flöte bestanden, ohne alle Beimischung von Gesang oder mimischer Darstellung. Die Veranlassung dazu gab der gewöhnlichen Erzählung nach eine 361 v. Chr. zu Rom ausgebrochene Pest, wobei man unter andern Mitteln auch besondere Schauspieler oder Histrionen aus Etrurien herbeirief und angeblich zur Versöhnung der erzürnten Götter diese Spiele zuerst einrichtete. In späterer Zeit jedoch kamen Gesänge und mimische Darstellungen hinzu, bis man zuletzt die theatralischen Darstellungen, im Gegensatze der Kampfspiele, Wettrennen u. s. w., oder die Schauspiele im allgemeinen damit bezeichnete. In diesem letztern Sinne wurden nun die scenischen Spiele zur Zeit der Republik von den obersten Behörden und einzelnen Parteihäuptern zur Gewinnung und Befestigung der Volksgunst auf das glänzendste ausgestattet und nachher von den Kaisern seit Augustus mit Ueberbietung früherer Pracht in gleicher Absicht fortgesetzt, bis sie mit dem Verfall des Reichs ihren Untergang fanden.

Scepter (vom lat. sceptrum, griech. skeptron, d. i. Stütze, Stab) war schon bei den Völkern des Alterthums, namentlich bei den Hebräern und Griechen, das Zeichen einer gewissen Würde und Gewalt und wurde auch als Zeichen der Uebertragung dieser Gewalt an andere zur Ausführung bestimmter Zwecke gegeben. Bei den Römern führte nur der Imperator triumphans das S. Bei dem S. zu schwören, war gleichfalls eine Sitte des Alterthums. Im Mittelalter war das S. unzertrennlich von der Person des Regenten und wurde bei feierlichen Gelegenheiten demselben von eigens dazu bestimmten Beamten vorgetragen. Das S. allein galt als Repräsentant der Person und wurde so in vielen Fällen gebraucht, z. B. zur Uebertragung der Richtergewalt an einzelne Personen oder Corporationen. So war auch das Berühren oder Küssen des S. ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Als Zeichen der unbeschränkten Richtergewalt führen auch die Rectoren der Universitäten das S. bei öffentlichen Feierlichkeiten und Gerichtssitzungen. Der Form nach bestand das S. aus einem langen Stabe, wie ihn noch in neuerer Zeit die Herrscher Frankreichs führten, nur daß diese das Zeichen der oberstrichterlichen Gewalt, eine Hand, auf demselben angebracht hatten. Das S. des Mittelalters ist ein kurzer Stab, der je nach dem Geschmack sehr verschieden gebildet und verziert wird.

Schabe (Blatta), eine Insektengattung aus der Unterordnung der laufenden Geradflügler, ist durch einen flachen Leib, verlängerte Beine mit dornigen Schienen, ein vorn abgerundetes Halsschild, welches zugleich den Kopf wie ein Dach bedeckt, und lederartige vieladerige Flügeldecken ausgezeichnet. Die Weibchen sind fast ungeflügelt. Die Arten dieser Gattung sind lästige, sehr schnell laufende Thiere, welche sich in unsere Wohnungen eindrängen, am Tage sich lichtscheu in Ritzen, Löchern und Winkeln besonders an warmen Orten, wie in Küchen, in der Nähe der Backöfen u. s. w., verbergen, aber sobald das Licht erloschen ist, scharenweise hervorkommen, sich geräuschlos über Tisch und Bänke verbreiten und die unverwahrten Eßwaaren aller Art benagen. Sie fressen Mehl, Backwerk, Zucker, greifen trockene vegetabilische Vorräthe und trockenes Fleisch an, zernagen, wo bessere Nahrung fehlt, sogar wollene und baumwollene Kleidungsstücke und schaben selbst das Schuhwerk ab. Bücher, Papier und Oellampen sind vor ihnen nicht sicher. Bei uns ist die Küchenschabe oder Brotschabe (B. Orientalis), auch Kakerlak, misbräuchlich auch Schwabe genannt, der widrige und lästige Feind der Eßwaaren. Sie ist 1 Zoll lang, lederbraun und das Weibchen sehr kurz geflügelt. Dieselbe soll aus dem Oriente eingewandert sein und ist jetzt vorzüglich bei Bäckern und Schmieden sehr verbreitet. Enten und Igel fressen gern S.; auch vertilgt man sie durch Verstopfen der Löcher, Legen von Leimruthen und durch Töpfe, in welche man Eßwaaren legt, und die man außen mit Tüchern umwickelt, damit die S. leichter an den Rand gelangen können und hineinfallen. Auch das Uebergießen ihrer Schlupfwinkel mit kochendem Wasser ist ein sehr wirksames Mittel. Die deutsche S.

(B. Germanica), welche auf dem Brustschilde zwei schwarze Längsflecken hat und 5 Linien lang ist, findet sich nur einzeln in den Wäldern. Die lappländische S. (B. Lapponica) thut den Fischvorräthen der Lappländer häufig Schaden. Aber noch weit schädlicher ist die Riesenschabe (B. gigantea) in Amerika, welche dort in mehrern Gegenden eine Landplage ist und oft in einer Nacht einen Vorrath von Lebensmitteln zerstört. Manchmal wird auch die Pelzmotte, wie auch der Kelleresel (Kellerassel und Mauerassel) mit dem Namen S. bezeichnet.

Schabkunst, s. Kupferstechkunst.

Schablone heißt ein Muster, nach welchem eine größere Anzahl ganz gleichgestalteter Dinge gefertigt werden soll. Von der Patrone (s. d.) unterscheidet sie sich insofern, daß diese ein Blatt ist, innerhalb dessen ein Muster gezeichnet oder ausgeschnitten ist, und das man braucht, um dies Muster ganz gleich auf viele Flächen aufzutragen, wie z. B. beim Malen der Zimmerwände und Decken, bei der Kartenfabrikation, der chines. Malerei u. dgl. m.; die S. aber ist ein Blatt, welches das Muster nach seinem Umfange enthält, das man dann auf Flächen aufträgt, um dieselben danach auszuschneiden, wie z. B. beim Zuschneiden der Kleidungsstücke, dem Bearbeiten der Quadern, mehrern Tischlerarbeiten, beim Ziehen der Gesimse aus Stuck u. dgl. m. Die S. bestehen daher meistens aus Holz oder Blech, die Patronen aber aus starkem Papier.

Schach, s. Schachspiel.

Schachmaschine, s. Kempelen (Wolfgang von).

Schachowskoi, eine russ. fürstliche Familie, welche durch die Theilfürsten von Jaroslawl ihre Abkunft von Rurik herleitet. — Fürst Grigorji Petrowitsch S. stellte sich 1606 als Wojwode von Putiwl an die Spitze der Partei, die den zweiten falschen Demetrius ausrief, und spielte während der darauffolgenden Wirren eine ebenso hervorragende als für sein Vaterland unglückliche Rolle. — Fürst Jakow Petrowitsch S., geb. 1705, trat unter Peter d. Gr. in Kriegsdienste, ward unter Elisabeth Senator und 1762 Generalprocurator oder Justizminister, zog sich aber 1766 von den Geschäften zurück und starb 1777. Seine für die Geschichte der Thronrevolutionen seiner Zeit wichtigen Memoiren wurden von Katschenowski herausgegeben (2 Bde., Mosk. 1810 und Petersb. 1821). — Fürst Alexander Alexandrowitsch S., geb. 1777, einer der geistreichsten dramatischen Schriftsteller Rußlands, war eine Zeit lang Intendant des petersburger Hoftheaters und bereicherte die Bühne mit einer großen Anzahl von Originalstücken und Uebersetzungen in Versen und Prosa. Seine besten Werke sind: das Trauerspiel «Deborah»; die Lustspiele «Aristophanes», «Die Bäder von Lipezk», «Die Verschwender», «Der neue Sterne», «Der Streit»; das Drama «Ivanhoe»; die Opern «Die Liebespost» und «Iwan Sussanin»; die Vaudevilles «Der Kosak als Dichter», «Die Landleute», «Lomonossow, oder der Dichter als Soldat» (auch ins Deutsche übersetzt) u. a. Man hat von ihm auch ein komisches Heldengedicht «Die geraubten Pelze» und mehrere Satiren. Er starb zu Moskau 1846. — Fürst Iwan Leontjewitsch S., ein aus dem franz. und poln. Kriege bekannter General, machte seine ersten Feldzüge unter Suworow und war 1805 Oberst eines Jägerregiments, mit welchem er unter dem Grafen Tolstoy an der Expedition nach Norddeutschland theilnahm. Er kämpfte dann bei Pultusk und Friedland, befehligte in dem Feldzuge von 1812 eine Infanteriedivision und wurde nach der Schlacht von Leipzig zum Generallieutenant befördert. In der Folge erhielt er das Commando des Grenadiercorps und hatte sein Hauptquartier in Nowgorod. 1826 zum General der Infanterie ernannt, ward er 1831 mit seinem Corps der Armee des Feldmarschalls Diebitsch zugetheilt und rückte im Febr. in das Königreich Polen ein. Bei Bialolenka bestand er ein hartnäckiges Gefecht gegen Krukowiecki, zeigte in der Schlacht von Ostrolenka große Tapferkeit und commandirte beim Sturm von Warschau die Reserve, mit welcher er jedoch bald ins Gefecht kam und viel zur Entscheidung beitrug. 1832 ward er Mitglied des Reichsraths in Petersburg, später Präsident des Militär-Generalauditoriats und 1848 Präsident des Militärdepartements im Reichsrath. Von letzterm Posten trat er 1858 zurück. Er starb zu Petersburg 1. April 1860.

Schachspiel, eins der ältesten und beliebtesten Bretspiele, dessen weitverbreitetste Art, das Zweischach oder schlechthin S., von zwei Parteien auf dem gewöhnlichen Damenbret von 64, abwechselnd hell und dunkel gefärbten Feldern gespielt wird. Jede Partei hat 16 Steine oder Figuren, darunter 8 kleinere, einander gleiche, Bauern genannt, welche beim Anfang des Spiels auf die zweite Felderreihe gestellt werden, während die 8 größern, Offiziere genannt, auf die erste Reihe zu stehen kommen. In beiden Eckfeldern stehen die Thürme oder Rochen (an ihrer thurmähnlichen Gestalt kenntlich), daneben die Springer (auch Rössel oder Ritter, mit einem Pferdekopf versehen), neben diesen die Läufer (von schlanker Gestalt), in den beiden mittlern Fel-

dern endlich die beiden Hauptfiguren König und Königin (Dame). Die letztere steht auf dem Felde, welches ihrer Parteifarbe entspricht, sodaß die Königin der weißen Partei auf dem hellen, die der schwarzen Partei auf dem dunkeln Mittelfelde der ersten Reihe Platz findet. Beim Spielen selbst, welches Zug um Zug von beiden Parteien vor sich geht, bewegen diese je eine Figur deren Gangweise gemäß auf dem Brete. Es gehen die Bauern bei jedem Zuge um einen Schritt vorwärts in das nächst vor ihnen gelegene Feld, dürfen aber bei ihrer ersten Bewegung auf einmal auch zwei Felder weit vorrücken. Die Thürme bewegen sich in geraden Linien über beliebig viele unbesetzte Felder, die Läufer aber in schrägen Linien stets auf Feldern derselben Farbe. Die Springer springen, ihr Standfeld eingerechnet, auf ein drittes Feld von anderer Farbe als das Standfeld. Die Königin vereinigt in sich den Gang von Thurm und Läufer, d. h. sie geht nach Belieben des Spielers bald wie der eine, bald wie der andere dieser beiden Offiziere. Der König bewegt sich um einen Schritt bei jedem Zuge, in irgendein vor oder hinter ihm, seitwärts oder schräg gelegenes Feld. Nur Felder, die von feindlichen Steinen bestrichen oder bedroht werden, darf er nicht beziehen. Von seiner Erhaltung hängt nämlich der Ausgang dieses Spiels ab, bei welchem es für jede Partei darauf ankommt, den feindlichen König so mit einer Figur anzugreifen, daß der Gegner solchen Angriff in seinem nächsten Zuge nicht abzuwehren vermag. Wer diesen Zweck erreicht, macht den feindlichen König «mat» (indisch, d. i. todt) und gewinnt hiermit die Partie. Beim Anfange des Spiels handelt es sich für beide Spieler zunächst darum, die mittlern Bauern vor König und Königin vorzuziehen, sodann die wichtigsten Offiziere, vor allen Springer und Läufer auf der Königsseite, herauszubringen. Sobald die Felder zwischen König und einem der Thürme leer geworden, kann der König, falls er nicht im Schach steht, d. h. von einer feindlichen Figur bedroht ist, rochiren, indem er zwei Felder weit seitwärts geht und der Thurm sich zugleich auf die andere Seite neben ihn stellt. Hierbei darf jedoch das vom Könige übersprungene Feld, auf welches der Thurm zu stehen kommt, ebenfalls nicht von einer feindlichen Figur bedroht sein. Mittels der Rochade wird der König nach der Ecke zu in Sicherheit und der Thurm in freiere Wirksamkeit gesetzt. Wenn in solcher Weise die Figuren aufs Königs- wie Königinseite herausgebracht, und die Verbindung der Thürme durch die Rochade hergestellt ist, hat die erste Entwickelung oder die Eröffnung des Spiels ihr Ende erreicht, und es beginnt nun das sog. Mittelspiel, in welchem beide Parteien bestrebt sind, irgendeine Schwäche in der feindlichen Stellung auszunutzen und darauf hin einen Plan zu gründen, der entweder direct bis zur Matsetzung des feindlichen Königs oder zunächst zur Erlangung irgendeines entscheidenden Vortheils an besserer Stellung oder an gewonnenen Figuren führt. Eine solche Uebermacht an Kräften wird durch vortheilhaftes Schlagen feindlicher Steine erreicht, wobei die Offiziere ebenso schlagen, wie sie gehen, während die Bauern nur in die schräg vor ihnen gelegenen nächsten Felder zur Rechten oder Linken schlagen. Durch wiederholtes Schlagen auf beiden Seiten mindern sich allmählich die Streitkräfte, und wenn keine Partei dabei in Nachtheil geräth, so kann der Fall eintreten, daß in dem sog. Endspiele mit noch wenigen Steinen bei nur einigermaßen vorsichtigem Spiele keine Partei die andere zu überwältigen vermag. Das Spiel bleibt dann unentschieden oder wird «remis» gegeben. Mitunter gelingt es aber einem Spieler, irgendeinen Bauer bis in die feindliche Offizierreihe vorzubringen, wo dann der Bauer den Rang der Königin oder eines beliebigen Offiziers, welchen der Spieler verlangt, erwirkt. Mit Hülfe der neuen Königin wird dann sehr oft das Spiel noch entschieden, d. h. der feindliche König «mat» gemacht. Auf diese Weise wird das S. gegenwärtig fast in allen civilisirten Ländern, hier und da nur mit sehr geringen Modificationen, gespielt. Ehedem aber gab es mannichfaltige Abweichungen, und vor dem 16. Jahrh. war sogar die Gangweise mehrerer Steine eine andere. Im alten Indien, wo das Schach lange vor unserer Zeitrechnung erfunden worden sein soll, wurde dasselbe auf dem 64felderigen Brete von vier Parteien gespielt, deren jede, außer dem Könige, vier Figurenarten (einen Thurm, Läufer, Springer und vier Bauern) hatte. Doch zog man in der Folge je zwei Parteien zusammen, und in dieser Gestalt soll das Spiel zunächst nach China und Persien übertragen worden sein, von wo es um die Zeit Karl's d. Gr. nach Griechenland, später durch die Sarazenen und Mauren nach Italien und Spanien kam. Dem classischen Alterthum ist das Schach fremd geblieben, obschon die Griechen und Römer andere Bretspiele leichterer Art kannten und übten. Die allgemeine Verbreitung des S. im Occident, namentlich in Deutschland und Frankreich, erfolgte erst durch die aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrer. Die ersten Schriften über das Schach in seiner gegenwärtigen Gestalt gehören dem Anfange der neuern Zeit an. In Spanien, wo Lucena und Ruy Lopez (um 1500) über das Schach schrieben, entwickelte sich zuerst die theoretische und praktische Schachliteratur, die dann zunächst in

Italien (im 17. und 18. Jahrh.) von Meistern wie Salvio, Carrera, Greco, später von Lolli und Ponziani weiter gepflegt wurde. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beherrschte der franz. Meister Philidor (s. d.) das Gebiet des Schach. Sodann traten während der ersten Hälfte des 19. Jahrh. die Engländer in den Vordergrund, und seit einigen Jahrzehnten gelten die deutschen Meister für die besten Spieler wie Schriftsteller auf diesem Felde. Das umfassendste und gründlichste Werk lieferte in neuerer Zeit Bilguer (s. d.), ein gutes Compendium M. Lange («Lehrbuch des S.», 2. Aufl., Halle 1865; «Feinheiten des S.», Lpz. 1865). Die Geschichte des S. behandelte Maßmann (s. d.), die Literatur desselben A. Schmid. Von großer Bedeutung ist in neuester Zeit die leipziger «Schachzeitung» geworden, welche von den besten Spielern und Schachkennern aller Nationen unterstützt wird.

Schacht, s. Grubenbau.

Schachtelhalm, s. Equisetum.

Schack (Adolf Friedr. von), ausgezeichnet als Literarhistoriker und Uebersetzer, geb. 2. Aug. 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin im Mecklenburgischen, kam nach Ernennung seines Vaters zum Bundestagsgesandten nach Frankfurt, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich dann 1834—38 zu Bonn, Heidelberg und Berlin dem Studium der Jurisprudenz, zugleich aber aus Neigung dem der verschiedenen europ. Literaturen und der orient. Sprachen. Nachdem er seit 1838 eine Zeit lang beim Kammergericht zu Berlin gearbeitet, durchstreifte er Italien, Sicilien, Aegypten, Syrien und die Türkei, hielt sich dann in Griechenland auf und ging nach Spanien, um die dortigen Bibliotheken zu durchforschen. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er in die Dienste des Großherzogs von Mecklenburg, begleitete denselben als Kammerherr und Legationsrath auf seinen Reisen nach Italien und Konstantinopel und wurde hierauf zur Bundestagsgesandtschaft versetzt. 1849 ging S., nachdem er zuvor einen längern Urlaub zu einer nochmaligen Reise nach Italien, Aegypten und Palästina benutzt, erst als Bevollmächtigter bei dem Collegium der Union, dann als Geschäftsträger nach Berlin, wo er trotz mannichfaltiger Berufsgeschäfte dem Studium der orient. Sprachen, besonders des Sanskrit, Arabischen und Persischen, oblag. Nach dem Tode seines Vaters (1852) nahm S. als Geh. Legationsrath seine Entlassung aus dem Staatsdienste und ging zunächst auf seine Güter in Mecklenburg, reiste aber dann nach Spanien, wo ihn bis 1854 vorzugsweise Forschungen über die Geschichte und Cultur der span. Araber beschäftigten. Eine Einladung des Königs Maximilian II. von Baiern veranlaßte ihn hierauf zur Uebersiedelung nach München, wo er auch seitdem einen Theil des Jahres zuzubringen pflegt und seine Gemäldegalerie (besonders reich an guten Bildern neuerer Meister) eines weitverbreiteten Rufs genießt. Zu S.'s Hauptwerken gehört die «Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien» (3 Bde., Berl. 1845—46), die zu den vorzüglichsten literarhistor. Arbeiten der neuern deutschen Literatur zählt und durch einen Band «Nachträge» (Frankf. 1854) vervollständigt wurde. An dasselbe schloß sich das «Span. Theater» (2 Bde., Frankf. 1845) an, treffliche Uebersetzungen aus den dramat. Dichtern der Spanier enthaltend. Nicht minder gelungen sind die Uebertragungen der «Heldensagen des Firdusi» (Berl. 1851) und der «Epischen Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi» (2 Bde., Berl. 1853), welchen in der deutschen Uebersetzungsliteratur eine vorzügliche Stelle gesichert ist. Dieselben erschienen in einer zweiten Auflage (Berl. 1865) vereinigt. Ferner veröffentlichte S. «Stimmen vom Ganges» (Berl. 1856), eine Sammlung indischer Sagen, und «Romancero der Spanier und Portugiesen» (mit Geibel, Stuttg. 1860). Ein Werk von eigenthümlicher Bedeutung für die Literatur- und Kunstgeschichte ist «Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien» (2 Bde., Berl. 1865). In seinen «Gedichten» (Berl. 1866; 2. Aufl. 1867) bekundet sich S. als ein Lyriker von hervorragendem Talent und großem Gedankenreichthum.

Schade (juristisch), s. Damnum.

Schädel (cranium) heißt in der Anatomie derjenige Theil des knöchernen Kopfs, welcher die Hülle (Kapsel) für das Gehirn bildet. Derselbe wird von den beim Menschen bald verwachsenden, sonst meist getrennten Stirnbeinen, den Scheitelbeinen, den Schläfenbeinen, dem Keilbeine, dem Hinterhauptsbeine, welche beide letztere nach vollendeter Körperentwickelung in das Grundbein verschmolzen sind, und dem Siebbeine gebildet. Die meisten dieser Knochen gehören zu den breiten, und alle nehmen theil an der Bildung der das Gehirn (s. d.) aufnehmenden Schädelhöhle (cavitas cranii). Sowol untereinander als mit denen des Gesichts (s. d.), ausgenommen den Unterkieferknochen, sind sie durch unbewegliches Gelenk, vorzüglich durch die sog. Nähte verbunden, welche jedoch erst gegen das Ende der Kindheit zur Vollkommenheit gelangen, indem bei jüngern Kindern weiche, knorpelige Zwischensubstanzen, die sich später auf die

sog. Fontanellen beschränken, vorhanden sind. Verschiedene Oeffnungen der Schädelhöhle dienen zum Eintritt und Austritt von Gefäßen und Nerven; die größte von allen mündet in den Kanal der Wirbelsäule und wird durch das verlängerte Mark zum größten Theil ausgefüllt. Mannichfache Schädelgestaltungen bieten die Wirbelthiere, indem bei ihnen theils die Form der Schädelhöhle eine sehr verschiedene ist, theils die Schädelknochen selbst in Bildung und Zahl voneinander und von den menschlichen abweichen. Die vergleichende Betrachtung des Baues und der Entwickelung der Schädelknochen hat zu den wichtigsten Ergebnissen für die philos. Anatomie geführt, worunter namentlich der zuerst durch Goethe und Oken aufgestellte Satz gehört, daß der S. aus modificirten Wirbeln besteht. Auch die S. der Menschen sind untereinander sehr verschieden, sowol bei den einzelnen Menschenrassen als bei verschiedenen Personen eines und desselben Stammes. Hierauf hat jedenfalls die Form und Entwickelung des Gehirns großen Einfluß: dieser Satz bildet die Grundlage der sog. Schädellehre.

Schädellehre, s. Phrenologie.

Schadow (Joh. Gottfr.), ausgezeichneter Bildhauer, geb. 20. Mai 1764 zu Berlin, zeigte schon früh Neigung zu den zeichnenden Künsten. Bei der Dürftigkeit seines Vaters, eines Schneiders, war es ein Glück, daß sich die Familie des Bildhauers Tassaert für ihn interessirte und ihm Unterricht im Zeichnen und im Französischen ertheilte. Er wurde Lehrling und Gehülfe jenes Meisters und erwies sich so tüchtig, daß man ihn gern durch eine Heirath an die Familie geknüpft hätte. Indeß beherrschte S. schon eine andere Neigung und er entfloh mit seiner Geliebten nach Wien, wo er dieselbe, im 21. J. seines Alters, heirathete. Sodann ging er mit Einwilligung und auf Kosten seines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig, arbeitete er 1785—87 in dem Museum des Vaticans und Capitols und gewann den Preis im Concorso di Balestra. 1788 erhielt er die durch den Tod des Bildhauers Tassaert erledigte Stelle in Berlin. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem Grafen von der Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelm's II., 1790 errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin. Diesem folgten die kolossale Bildsäule Ziethen's in Husarenuniform; die Bildsäule Friedrich's d. Gr. in Stettin; ein Gipsmodell in Lebensgröße, welches die nachmalige Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die Herzogin von Cumberland, in einer Gruppe darstellt; ferner die Bildsäule Leopold's von Dessau für den Lustgarten zu Berlin; mehrere Sandsteinarbeiten am neuen Münzgebäude daselbst; das Denkmal Tauenzien's zu Breslau; das Standbild Luther's in Wittenberg. Das Viergespann auf dem Brandenburger Thor ist von ihm modellirt und von dem Kupferschmied Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. Außer vielen vortrefflichen Büsten berühmter Männer, den Reliefs um das Münzgebäude und in den Sälen des Schlosses zu Berlin sowie verschiedenen originellen Statuetten modellirte er auch das Denkmal für Blücher in Rostock. Auch zu einem Denkmal für Friedrich d. Gr. lieferte er mehrere Modelle. Seit 1788 war er Rector, später Director der Akademie der Künste zu Berlin, der er in dieser Eigenschaft bis an seinen Tod vorstand, welcher 28. Jan. 1850 erfolgte. Unter den neuern Bildhauern war S. einer der ersten, die es wagten, dem manierirten Idealismus des 18. Jahrh. eine kräftige, mit edelm Stil verbundene Charakterdarstellung entgegenzusetzen. Dies zeigt sich schon in seinen frühesten Porträtstatuen. Sein würdigster Nachfolger hierin wurde Rauch (s. d.). Sehr beachtenswerth für die neuere Kunstliteratur sind auch seine Schriften: «Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei» (Wittenb. 1825); «Polyklet, oder von den Maßen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter» (Berl. 1834; 2. Aufl. 1867); «Nationalphysiognomien, oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des menschlichen Kopfes» (Berl. 1835; 2. Aufl. 1867); «Kunstwerke und Kunstansichten» (Berl. 1849). Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Friedländer, «Gottfried S.'s Aufsätze und Briefe» (Düsseld. 1864) und «Ueber einige Sätze Goethe's u. s. w.» (Düsseld. 1864). — Sein ältester Sohn, Zeno Ridolfo S., geb. 9. Juli 1786, ein kräftig-kühner Genius, der sich unter der Leitung des Vaters und dann in Rom unter Thorwaldsen und Canova ausgebildet hatte, starb zu Rom 31. Jan. 1822. Nächst mehrern Basreliefs, Büsten u. s. w. fanden besonders seine Marmorstatuen einer Sandalenbinderin und einer Spinnerin großen Beifall, die nach England kamen. Beide sind mehrmals wiederholt, die erstere auch für die Glyptothek in München.

Schadow-Godenhaus (Friedr. Wilh. von), ausgezeichnet als Historien- und Porträtmaler, mehr noch als Leiter der Kunstakademie zu Düsseldorf, geb. zu Berlin 6. Dec. 1789, der zweite Sohn des vorigen, berechtigte in seiner Jugend zu weniger großen Erwartungen. Erst in Rom, wo er zur kath. Kirche übertrat, begann, neben Cornelius, Overbeck, Führich u. a.,

auch sein Name zu glänzen. Bei seiner Rückkunft nach Berlin zum Professor der Akademie ernannt, bekundete er ein eigenthümliches Talent als Lehrer, und bald sammelten sich die fähigsten Schüler um ihn. Von den Gemälden, die er damals fertigte, sind hervorzuheben: eine Anbetung der Könige für die Garnisonskirche zu Potsdam, ein Altarblatt für die Kirche zu Schulpforte sowie eine große Anzahl ausgezeichneter Porträts, worin er stets eine große Stärke bewies. Bei Cornelius' Abgange nach München wurde ihm 1826 die Directorstelle an der Kunstakademie zu Düsseldorf übertragen, und es folgten ihm alle seine berliner Schüler, und viele andere schlossen sich an. Im Geiste der ältern Meister begründete S. in Düsseldorf eine Schule, die außer vielen herrlichen Leistungen im histor. Fache eine neue, gemüthvolle Gattung des Genrebildes und die wunderbarsten Landschaften geschaffen und dadurch beigetragen hat, die deutsche Kunst wieder zu Ehren zu bringen. S. war ein sehr humaner Lehrer, der seine Schüler von ihrer eigenen Individualität aus der höhern Ausbildung entgegenführte. Unter der ersten Generation der düsseldorfer Schule, welche wesentlich seine Leitung genoß, sind Meister wie Lessing, Hübner, Sohn und Hildebrandt; ferner Schirmer, Scheuren, Preyer, Schrödter, Reinick, Stilke, Götting, Däge, Rethel und Kretschmar. Zu den ersten Leistungen seines Wirkens in Düsseldorf gehört das durch Steindruck bekannte Bild der Mignon. Dann vollendete er für die Werderkirche in Berlin eins seiner besten Werke, die vier Evangelisten. Es folgte das Bild von den klugen und thörichten Jungfrauen (im Städel'schen Institute zu Frankfurt a. M.). Dieses Gemälde sowie der später für den König von Preußen gemalte Brunnen des Lebens und andere derartige Schöpfungen, zeigen große Reinheit des Stils und zahlreiche Schönheiten des Einzelnen. Doch ist die Weichheit des Ausdrucks und die allegorisch-symbolische Auffassungsweise nicht immer von gehöriger Kraftfülle und Realität begleitet. 1842 hielt S. auf dem wissenschaftlichen Congresse zu Strasburg eine Vorlesung in franz. Sprache «Ueber den Einfluß des Christenthums auf die bildende Kunst», welche sodann (Düsseld. 1842) in Druck erschien. 1843 wurde er in den preuß. Adelsstand erhoben und ihm gestattet, den Namen seines Ritterguts Godenhaus seinem Familiennamen hinzuzufügen. Der Zeit bis zum J. 1848 gehören von seinen neuern Werken an: eine Himmelfahrt Mariä für die Paulskirche zu Aachen und eine allegorische Darstellung von Himmel, Fegfeuer und Hölle. Bei dem letztern Bilde (in der Galerie in Düsseldorf) wurde S. vielfach durch ein Augenleiden unterbrochen, infolge dessen er erblindete. Durch eine glücklich vollzogene Operation aber erhielt er das Augenlicht wieder. Während seiner Krankheit dictirte er ein Buch: «Der moderne Vasari» (Berl. 1854), welches biographische Skizzen aus der neuern Kunstgeschichte und Erinnerungen aus dem eigenen Künstlerleben enthält. Nachdem er 1851 sein 25jähriges Amtsjubiläum gefeiert, bei dem er sich großer und zahlreicher Huldigungen zu erfreuen hatte, verwaltete er das Directorat noch bis 1859, wo es dann an Bendemann, seinen berühmtesten Schüler, überging. Schon zwei Jahre vorher hatte ihn ein Schlaganfall gelähmt. Ein neuer Anfall führte 19. März 1862 seinen Tod herbei. Die sachgemäße, ja geniale Leitung der düsseldorfer Akademie bleibt S.'s größtes und unvergängliches Verdienst.

Schaf (Ovis) heißt eine Gattung der gehörnten Wiederkäuer, die sich von den nahe verwandten Ziegen durch den Mangel des Bartes, durch starke Thränengruben, die flache Stirn, die von vorn nach hinten zusammengedrückten, meist starkgewundenen Hörner und die dreiseitigen Hufen unterscheidet. Man kennt mehrere wilde Schafe: das Mouflon (Ovis musimon), früher überall am Mittelmeer verbreitet, jetzt nur noch auf Corsica und Sardinien; das Argali, fast in ganz Asien vorhanden; das Bergschaf, in den Felsengebirgen Nordamerikas, und das etwas abweichende Mähnenschaf (Ovis tragelaphus) in Nordafrika. Alle wilden Schafe sind kletternde Bergthiere von ähnlicher Lebensweise wie die Gemsen, sehr scheu und flüchtig, mit haarigem Pelze und kaum entwickelter Wolle. Von welcher dieser wilden Arten das Hausschaf (Ovis aries) abstammt, oder ob dieses eine selbständige, von alters her gezähmte Art, ist noch nicht festgestellt. Jedenfalls ist dasselbe nur noch ein in viele Rassen zerfallenes Hausthier, das fast unter allen Himmelsstrichen lebt, sobald Kälte und Nässe nicht übermäßig sind. Der Landwirth unterscheidet vorzüglich zwei Arten von S.: das Höhe- oder Landschaf, mit kurzer, mehr oder weniger gekräuselter und feiner Wolle, und das Niederungsschaf, mit einer meist groben, schlichten, langen Wolle. Zu den erstern gehören die Merinos (s. d.), welche von Spanien aus nach Deutschland und den übrigen Ländern Europas gebracht wurden. Sie theilen sich nach der Verschiedenheit ihres Körperbaues und ihrer Wolle in mehrere Rassen, von denen als die vorzüglichsten die Infantado- und die Electoralrasse bekannt sind. Das Infantado- oder Negrettischaf hat einen kräftigen, gedrungenen und breiten Körperbau, niedrige Beine, kurzen, starken, meist mit

Hautfalten versehenen Hals, breiten Kopf, etwas gebogene Nase und ziemlich dichte Haut; Kopf und Füße sind stark bewollt. Die Wolle selbst ist von dichtem Wuchs, hat einen etwas zähen, pechartigen Fettschweiß, stumpfen, geschlossenen Stapel und große Elasticität. Das Electoralschaf (d. i. das kurfürstliche S., von den ersten, 1765 an den Kurfürsten von Sachsen aus Spanien gekommenen Thieren) ist schwächer, kleiner, schmäler, von feinerm Gliederbau, der Hals dünner und der Kopf weniger breit und behaart als bei der Infantadorasse. Die Wolle zeichnet sich durch Sanftheit, Feinheit, stumpfen, oben geschlossenen und niedrigen Stapel aus. Unter den Electorales sind wieder zwei voneinander merklich abweichende Unterarten zu finden, von denen die eine langgedehnte, die andere kurze, mehr zusammengedrängte Stapel hat. Jene werden mit dem Namen Escuriales belegt, weil sie aus der span. Escurialheerde entstanden sein sollen. Die aus der Paarung von Merinowiddern und Landschafen entspringenden Thiere heißen Mestizen oder Metisschafe oder veredelte S. Eine Heerde, die infolge der Veredlung mehr oder weniger im Körperbau und in der Beschaffenheit der Wolle die Eigenschaften edler S. besitzt, heißt veredelt; wenn der Unterschied schon sehr bedeutend ist, hochveredelt, und wenn eine Heerde durch langjährigen Gebrauch von Originalwiddern in einer langen Reihe von Generationen so hoch veredelt ist, daß die aus derselben abstammenden Widder ihre Eigenschaften ebenso zuverlässig und vollkommen wie Originalwidder auf die Descendenten übertragen, so nennt man sie eine consolidirte und schreibt ihr, sowie den Originalheerden, Constanz, d. h. sichere Vererbungsfähigkeit, zu. Die vorzüglichsten Rassen der Niederungsschafe sind die vlämische und friesische, das Zackelschaf, das engl. langwollige oder Leicesterschaf, das Bergamasker S., das gemeine deutsche Landschaf, das Heideschaf und das engl. Southdownschaf. Das vlämische und friesische S. kommt in den grasreichen Niederungen von Friesland, Holland, Holstein, Dänemark vor und zeichnet sich durch großen, langgestreckten Körperbau, schlichte, geschmeidige, lange Wolle, Wollreichthum und Mastfähigkeit aus. Das Zackelschaf findet man in Ungarn und der Walachei; es ist groß und hat lange, schlichte, grobe, weiße, graue oder schwarze Wolle. Die englischen langwolligen S. zeichnen sich durch großen Körperbau, vorzügliche Mastfähigkeit und lange, weiße, glänzende, geschmeidige und weiche Wolle aus. Das Bergamasker S. stammt aus Italien, übertrifft an Größe alle übrigen Schafrassen und hat eine sehr lange, schlichte, grobe Wolle. Das gemeine deutsche Landschaf kommt fast mit dem vlämischen und friesischen S. überein. Das Heideschaf ist die kleinste Rasse und besonders in den Heiden von Lüneburg und Bremen (Heidschnuken) einheimisch. Das englische Southdownschaf hat einen gedrängten, niedrigen, aber breiten Körperbau und etwas grobe Wolle mit ganz stumpfem Stapel. Es zeichnet sich besonders durch die frühere Reife zur Begattung und Mastung und durch das schmackhafte Fleisch aus. In Nordamerika wurden längere Zeit hindurch die Otterschafe gezüchtet, von einem Schafbocke mit außerordentlich kurzen Beinen abstammend, sodaß sie nicht über die niedern Zäune zu springen vermochten. In Südamerika züchtet man Mischlinge von Ziege und S., welche des langhaarigen Fells wegen sehr geschätzt sind. In Frankreich wird jetzt besonders Gewicht auf eine neugebildete Rasse gelegt, die Merinos von Mauchamp, welche sich durch besondere Feinheit der langhaarigen, zu Shawls geeigneten Wolle auszeichnet. Man theilt die S. ein in ein- und zweischürige, je nachdem sie jährlich ein- oder zweimal geschoren werden. Der Farbe nach sind sie weiß, braun, schwarz und scheckig; scheckige nennt man auch Spiegelschafe. Die weiße Farbe der Wolle ist die beste, weil sie sich mit allen Farben färben läßt; in veredelten Schäfereien duldet man daher auch blos weiße S. Das S. ist im ganzen ein weichliches Thier und vielen Zufällen und Krankheiten ausgesetzt, wohin neben der Fäule die Pocken, der Durchlauf, die Seuche, die Egeln, die Dreh- und Traberkrankheit, das Blut, das Gliedwasser und die Räude zu rechnen sind. Es ist leichter, die S. gegen Krankheiten zu schützen, als einmal erkrankte zu heilen. Jenes geschieht hauptsächlich durch eine gleichmäßige, gesunde und reichliche, jedoch nicht zu starke Ernährung, durch einen allmählichen Uebergang von der Sommer- zur Winterfütterung und von dieser wieder zu jener, durch Bewahrung vor Nässe und Erkältung, durch oftmaliges Darreichen von Salz und durch die Aufstellung in hohen, luftigen, geräumigen und reinlichen, jedoch nicht zu kalten Ställen. Das Alter des S. wird aus dem Wechsel und der Abnutzung seiner Schneidezähne erkannt; nach dem achten Jahre verliert das S. merklich an Kräften und nur selten lebt es über zwölf Jahre. Der Nutzen, den die S. gewähren, besteht vornehmlich in der Wolle, dem Fleische und dem Miste. Die Milch wird nur hier und da benutzt. Die Gedärme gebraucht man zu Saiten, die Felle entweder mit der Wolle zu Pelzen, oder gegerbt zu Pergament, Corduan und Sämischleder. Aus dem Talge werden Lichter, aus den Klauen und Fußknochen Leim gefertigt. (S. Schafzucht.)

Schafarik (Paul Joseph), nach czech. Orthographie Šafařík, ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der slaw. Sprachen und Alterthumskunde, wurde 13. Mai 1795 zu Kobelyarowo im nördl. Ungarn als Sohn eines evang. Geistlichen (slowakischen Ursprungs) geboren. Nachdem er seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Rosenau und Dobschau erhalten, trieb er 1810—15 auf dem Lyceum zu Käsmark Philosophie, Theologie und ungar. Recht, ward aber schon hier für das Studium der slaw. Sprachen und Literatur gewonnen. Er begann die Lieder des slowakischen Volks zu sammeln und versuchte sich selbst in poetischen Arbeiten, von denen er 1814 eine Anzahl zu Leutschau in Druck erscheinen ließ. 1815 bezog S. die Universität Jena, wo er außer theol. und philos. auch histor. und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte. Daneben aber vernachlässigte er keineswegs seine slaw. Studien. Unter anderm übersetzte er damals die «Wolken» des Aristophanes sowie Schiller's «Maria Stuart» in das Czechische. In das Vaterland zurückgekehrt, ward er 1817 Hauslehrer eines jungen Edelmanns in Presburg, erhielt aber schon nach zwei Jahren eine Professur an dem serb. Gymnasium griech. Ritus in Neusatz und zugleich auch die Direction der Anstalt. Nachdem er die Direction bereits 1825 niedergelegt, resignirte er 1833 auch auf die Professur und wandte sich nach Prag, um sich hier vorzugsweise der Pflege der böhm.-slaw. Literatur zu widmen. Eine Zeit lang lebte er als Privatgelehrter, bis 1837 ihm von der Regierung das Amt eines Censors übertragen ward, dem er mit Milde und einer für damalige Zeit seltenen Freisinnigkeit nachkam. 1841 erhielt er die Stelle eines Custos an der öffentlichen und Universitätsbibliothek. Den Lehrstuhl der slaw. Sprache und Literatur an der Universität, der für ihn 1848 errichtet wurde, nahm er jedoch nicht ein, indem er zu einer Berathung über einen neuen Studienplan nach Wien berufen und dann zum Bibliothekar der erwähnten Bibliothek ernannt ward. Diesem Amte stand er in würdiger Weise vor, bis er 1860 an einem Gehirnübel erkrankte, das von Geistesstörung begleitet war und auch 27. Juni 1861 (zu Wien im Hause seiner Tochter) den Tod nach sich zog. S. war unstreitig einer der bedeutendsten slaw. Gelehrten und muß für den eigentlichen Begründer wissenschaftlicher slaw. Philologie und Alterthumswissenschaft gelten. Sein bedeutendstes Werk sind die «Slowanské starožitnosti» (Prag 1837; 2. Aufl. 1858 fg.; deutsch von Mosig von Aehrenfeld, 2 Bde., Lpz. 1842—44), in welchem er die Geschichte der slaw. Stämme von ihrem ersten Auftreten bis zu ihrer Bekehrung zum Christenthum aufzuklären sucht. Diese Arbeit S.'s, die bei den Russen und Polen ebenso große Achtung genießt wie bei den Südslawen, hat auf dem Gebiete der slaw. Forschung bahnbrechend gewirkt und wird noch für längere Zeit die Grundlage und der Ausgangspunkt für alle weitern Forschungen über die älteste Geschichte der slaw. Nationen bleiben. Von seinen übrigen Arbeiten sind vor allem noch die «Geschichte der slaw. Sprache und Literatur nach allen Mundarten» (Ofen 1826) und die «Slowanský narodópis» (mit einer Sprachenkarte, Prag 1842; 3. Aufl. 1850) hervorzuheben. Seine letzten Schriften enthalten wichtige Beiträge zur Kenntniß der glagolitischen Literatur. Als Mitglied und Leiter der Commissionen in Wien und Prag (1849 und 1851), welche von der Regierung beauftragt waren, die theilweise noch schwankende slaw. Terminologie für den Bedarf der Schule und der Verwaltung zu prüfen und fest zu regeln, übernahm S. die Redaction der «Juridisch-polit. Terminologie für die slaw. Sprachen Oesterreichs» (deutsch-böhmisch, Wien 1850; deutsch-ruthenisch, Wien 1851; deutsch-kroatisch, serbisch und slawonisch, Wien 1853) und der «Deutsch-böhm. wissenschaftlichen Terminologie» (Prag 1853). Doch sind diese Werke außerhalb der österr.-slaw. Länder kaum dem Titel nach bekannt geworden. Nach seinem Tode wurden die «Geschichte der südslaw. Literatur» (Wien 1863 fg.) und «Sobrani spisy» (Wien 1862 fg.) von Jireček herausgegeben.

Schafberg, ein Berg im Westen des österr. Salzkammerguts, der sich zwischen dem Aber-, Mond- und Attersee bis zu 5628 wien. F. Meereshöhe (3912 F. über dem Spiegel des Abersees) erhebt und von seinem Gipfel aus vielleicht die schönste Bergschau in ganz Deutschland gewährt, weshalb er auch vielfach der Rigi Oesterreichs genannt wird. Schon am Fuße des eigentlichen Gipfels (vom sog. Untern Gasthaus aus) öffnet sich nach Westen zu ein prächtiges Panorama auf den Thorstein, die Uebergossene Alm, den Hohen Göll, den Watzmann und Untersberg. Auf dem Gipfel selbst, auf welchem sich ebenfalls ein Gasthaus befindet, liegen an hellen Tagen alle Gebirge und Seen des Salzkammerguts, Oberösterreich bis zum Böhmerwald, die steiermärk. Schneealpen, die salzburger Tauern, weiter hinaus das bair. Oberland bis zum Chiemsee und Wagingersee unverhüllt vor dem Auge des Besuchers. Unmittelbar am nordöstl. Fuße des S. breitet sich die schöne Wasserfläche des an 5 St. langen Atter- oder Kammersees (8161,3 österr. Joch oder 0,853 Q.-M.) aus, während im Südwesten der Abersee (s. d.) oder St.-Wolfgangsee und im Nordwesten der 3 St. lange Mondsee (2584,5 österr.

Joch oder 0,26 Q.-M.) sich hinstrecken. Im allgemeinen ist die Besteigung des S. beschwerlicher als die des Rigi in der Schweiz, und oft vereitelt der Nebel alle Aussicht, wenn es auch unten am Fuße des Bergs hell ist. Man ersteigt den Gipfel entweder von St.-Gilgen (einem Orte am nordwestl. Ende des Abersees) oder von St.-Wolfgang aus. Der erstere Weg ist etwas bequemer und angenehmer als der letztere. Der Berg besteht übrigens aus Alpenkalk, in welchem sich viele Versteinerungen finden.

Schäfer (Heinrich), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 25. April 1794 zu Schlitz in Oberhessen, besuchte erst die Stadtschule daselbst, dann das Gymnasium zu Hersfeld, wo er sich neben den classischen Studien auch eingehend mit Musik beschäftigte. Im Herbst 1813 bezog er die Universität Gießen, um Theologie zu studiren, besuchte aber zugleich auch eine Zeit lang das philol. Seminar. Seit Frühjahr 1816 Hauslehrer in Darmstadt, wandte er seine Muße vorzugsweise geschichtlichen Studien zu, wodurch er von der beabsichtigten theol. Laufbahn mehr und mehr abgelenkt wurde. 1819 trat er als Hülfsarbeiter bei der großherzogl. Bibliothek ein, an der er im Oct. 1821 zum Secretär und 1831 zum zweiten Bibliothekar ernannt ward. Anfang 1833 siedelte S. als Professor der Geschichte nach Gießen über, wo er seitdem neben seinen Vorlesungen stets regen Antheil an den Angelegenheiten der Universität nahm. Im Sommer 1864 wurde ihm die Direction der Universitätsbibliothek sowie des Münz- und Antikencabinets übertragen. Schon während seines Aufenthalts in Darmstadt hatten S.'s Studien ihre Richtung auf Spanien und Portugal erhalten. Auch gab er schon damals «Ethnographische Denkmale von Spanien» (Heft 1—5, Darmst. 1826—27) und eine deutsche Bearbeitung von Sempere's «Betrachtungen über die Größe und den Verfall der span. Monarchie» (2 Bde., Darmst. 1829) heraus. Die eingehendsten Quellenforschungen über die frühern Zustände der pyrenäischen Halbinsel bekundete er bereits in einigen Beiträgen zu Schlosser's und Bercht's «Archiv für Geschichte und Literatur». Seinen literarischen Ruf begründete er jedoch mit seinen beiden Hauptwerken, der «Geschichte von Portugal» (5 Bde., Hamb. und Gotha 1836—54) und der «Geschichte von Spanien» (Bd. 1, von Lembke, Hamb. und Gotha 1831; Bd. 2 und 3, 1844—67), welche beide der «Geschichte der europ. Staaten» von Ukert und Heeren angehören und namentlich auch in Portugal und Spanien selbst die verdiente Anerkennung gefunden haben. Dieselben schöpfen unmittelbar aus den kritisch gesichteten Quellen und führen die Geschichte jener Länder mit steter Rücksicht auf alle Seiten des Volks- und Staatslebens in einfacher, aber würdiger Darstellung vor. Unter S.'s übrigen Arbeiten ist noch die Rede «Ueber heutige Aufgaben der Geschichtschreibung» (Gieß. 1864) hervorzuheben.

Schäferpoesie (Schäferroman, Schäferspiel), eine bestimmte Art der Idylle, welche ihre Helden in der Schäfer- oder Hirtenwelt sucht. Wenn die ältesten Vorbilder dafür schon im Alten Testamente und in der Odyssee gefunden werden können, so gehört die Ausbildung als besondere Gattung doch erst solchen Zeiten an, deren sittliche und gesellschaftliche Verderbniß und Uebercultur naturgemäß sich nach einfachern Sitten und Zuständen, ja wo möglich zur erträumten Herrlichkeit des ursprünglichen Naturzustandes zurücksehnte. Theokrit's Idyllen, welchen Bion und Moschus glücklich nacheiferten, gehören der alexandrinischen Zeit an; Virgil's Eklogen dem Zeitalter des Augustus. Der erste eigentliche Schäferroman ist «Daphnis und Chloe» von Longus (s. d.). Auch bei den Troubadours finden sich einzelne verflachte Anklänge der Schäferdichtung. Dagegen wurde diese Dichtung zur höchsten Kunst und reichsten Entfaltung bei den Italienern erhoben. Der Anfang liegt in Boccaccio's Idylle «Ameto»; darauf folgte gegen das Ende des 15. Jahrh. des Neapolitaners Sannazaro «Arcadia». Tasso's «Aminta» (1572) und Guarini's «Pastor fido» (1590) führten diese Motive mit Glück in das Drama. Aus Italien verpflanzte sich diese Dichtart nach Spanien und wurde hier eine Zeit lang von den vorzüglichsten Dichtern mit Vorliebe behandelt. Jorge de Montemayor's «Diana», um die Mitte des 16. Jahrh. in span. Sprache geschrieben, ist der älteste regelmäßige Schäferroman. Cervantes, welcher mit seinem «Don Quixote» den Ritterromanen einen so tödlichen Schlag versetzte, gab in seiner «Galatea» eine seiner lieblichsten Dichtungen. Nach Frankreich hatte Nicolas de Montreux den Schäferroman mit seinen «Bergeries de Juliette» gebracht. Hier aber, wo bereits alles höfischer Ausschließlichkeit zueilte, ging der Schäferroman sogleich in den galanten Hofroman über. Der Gründer dieses neuen Zweiges ist der weltberühmte Roman Honoré d'Urfé's von der Liebe zwischen Asträa und Seladon, dessen erster Theil 1609 erschien. Unter dem durchsichtigen Gewande galanter Schäfer und Schäferinnen gibt der Roman Anspielungen auf die nächsten Hofereignisse. Daher entwickelte sich hier auch sehr bald aus diesem Schäferroman der galante Hofroman des Herrn de la Calprenède und der Mademoiselle de

Scudery. In England wurde der Schäferroman durch Philipp Sidney's «Arcadia» (1609) heimisch. In Deutschland ist die «Schäferei von der Nymphe Hercynia» von Martin Opitz eine Nachahmung Tasso's und Guarini's. Der span. und franz. Schäferroman wurde hier viel in Uebersetzungen verbreitet, und Dietrich von Werden und Philipp von Zesen versuchten Nachahmungen; doch gewann bald die Nachahmung des franz. Hofromans die Oberhand. Einen neuen Aufschwung gewann die Schäferdichtung im Zeitalter des Rococo, namentlich auch im Lustspiel und Singspiel. Die Nachwirkungen sind bis auf Goethe's erste Lustspiele und Singspiele zu verfolgen. Einzig aus diesem Zeitgeschmack ist der Beifall zu erklären, welchen Geßner's (s. d.) süßliche Idyllendichtung überall fand. Es gehört zu der mächtigen Einwirkung Rousseau's und der deutschen Sturm- und Drangperiode, daß allmählich diese Art von Dichtung in die ihr gebührenden Grenzen zurückgedrängt wurde. Wer da weiß, was wahres und echtes Naturgefühl ist, hat keine Freude mehr an dem Gefälschten und Geschminkten.

Schaffgotsch ist der Name einer der ältesten und angesehensten adelichen Familien in Schlesien und Böhmen. Das Geschlecht kommt urkundlich bereits 1174 vor und hieß ursprünglich Scoff, Schoff oder Schaff, bis die Nachkommen des Ritters Gotsch oder Gotthard Schaff, gest. 1420, um sich von den andern Linien zu unterscheiden, den Namen Schaffgotsch annahmen. 1592 wurden sie Freiherren und 1651 zu Reichsgrafen erhoben. Sie theilen sich jetzt in die böhm. und in die schles. Linie. Jene ist in Böhmen und Mähren begütert; diese besitzt in Schlesien die freie Standesherrschaft Kynast (s. d.) nebst dem Badeort Warmbrunn (s. d.) und dem Dorfe Hermsdorf, wo das Schloß eine für die Geschichte und Topographie Schlesiens wichtige Bibliothek und andere Sammlungen enthält, und die Herrschaft Greifenstein im Kreise Löwenberg des Regierungsbezirks Liegnitz. Sie bekleidet seit 1651 die Erbhofrichterwürde im Fürstenthum Schweidnitz und Jauer, seit 1786 die Erblandhofmeisterwürde des Herzogthums Schlesien und hat seit 1827 im Stande der Fürsten und Herren eine Curiatstimme auf dem schles. Provinziallandtage. Alle männlichen Mitglieder dieser Linie führen den Namen Gotthard, alle weiblichen den Namen Hedwig. Der jetzige Erblandhofmeister und Erbhofrichter ist der Graf Leopold Gotthard von S., Reichsgraf und Herr der freien Standesherrschaft zu Kynast und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, geb. 11. Juni 1835. Sein Vater, Graf Karl Gotthard von S., geb. 29. Mai 1794, bekleidete bis Ende April 1849 den preuß. Gesandtschaftsposten an den Höfen zu Toscana, Modena und Lucca und starb 29. Juni 1865. Der Bruder des letztgenannten, Graf Emmanuel Gotthard, geb. 16. Sept. 1802, ist preuß. Kammerherr und Vice-Obercerenonienmeister mit dem Prädicat Excellenz. An der Spitze der böhm. Linie steht Franz de Paula, Graf Schaaffgotsche, geb. 22. Juni 1829, Oberst in der österr. Armee. Dessen Vater war Johann Franz de Paula, Graf Schaaffgotsche, geb. 30. Juni 1792, österr. General der Cavalerie, gest. 3. Nov. 1866. Des letztern Bruder, Graf Johann Joseph von S., geb. 17. Sept. 1794, ist Besitzer der Herrschaft Biskupitz in Mähren und Mitglied des österr. Herrenhauses auf Lebenszeit. — Unter den frühern Gliedern des Hauses ist besonders merkwürdig der Graf Johann Ulrich von S., geb. 1595 auf Kynast, ein durch Studien und Reisen sehr gebildeter Mann und ein treuer Anhänger der prot. Kirche. Als kaiserl. General und in Wallenstein's Vertrauen wurde er in dessen Fall verwickelt und erlitt 23. Juli 1635 zu Regensburg den Tod durch Henkershand. Seine Kinder verloren die Stammherrschaft Trachenberg und wurden im kath. Glauben erzogen. Bekannt ist auch der Graf Philipp Gotthard von S., den Friedrich d. Gr. 1744 zum Coadjutor und 1747 zum Fürstbischof von Breslau erhob, der aber durch sein Benehmen nach der Einnahme Breslaus im Siebenjährigen Kriege durch die Oesterreicher in Ungnade fiel und in der Verbannung erst 1795 starb.

Schaffhausen, der 12. Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, liegt im nördlichsten Winkel der Schweiz am rechten Rheinufer und begreift ein Areal von 5,55 Q.-M. oder 85120 schweiz. Juchart. Das Ländchen, welches aus einem Haupttheile und zwei kleinern Parzellen besteht, ist großentheils gebirgig, indem es den Randen, der bis 2813 F. aufsteigt, und dessen östl. Hälfte, den Reiath, die beiden nördlichsten Ausläufer des schweiz. Jura, begreift. Im Südwesten des Randen öffnet sich ein breites Hochthal, der sonnige und weinreiche Klettgau. Der östl. Theil des Cantons, einschließlich der Hauptstadt, gehört zum alten Höhgau. Hauptfluß ist der Rhein, welcher bei der Stadt Schaffhausen aufhört schiffbar zu sein und nun über Klippen und Abhänge (Lächen) dem 1/2 St. unterhalb dieser befindlichen weltberühmten Rheinfalle bei Laufen zueilt. Randen und Reiath sind wasserarm, weshalb sie außer der die Grenze berührenden Wutach nur

wenige Bäche dem Rheine zusenden. Das Klima ist etwas rauh, aber sehr gesund. Die Hochflächen des Randen sind kahl und steinig, überhaupt 13 Proc. des Gesammtareals unbebaut. Dennoch gehört der Canton infolge des Fleißes seiner Bewohner zu den ergiebigsten der Schweiz. Auf das Ackerland entfallen 39, auf die Waldflächen 34, auf Wiesen und Weiden $9\frac{1}{2}$, auf Rebgelände 3 Proc. der Grundfläche. Hauptproduct ist der Wein. 1866 wurden 54916 Saum (d. i. 5,491600 Maß) gewonnen, die einen Geldwerth von 1,682579 Franken hatten. Besonders genießen die schaffhauser, hallauer und thayinger Weine wegen ihres Bouquets eines weitverbreiteten Rufs. Der Getreidebau ist minder wichtig, der Obstbau dagegen nicht unbedeutend. Das Kirschwasser S.s wird weithin versendet. Der Viehstand betrug (April 1866) 1318 Pferde, 8901 Stück Rindvieh, 306 Schafe, 3030 Ziegen, 5096 Schweine. Zur Ausfuhr gelangen besonders Ferkel. Von Mineralien lieferte der Randen früher Bohnerz, doch ist der Abbau liegen geblieben. Brüche trefflichen Sandsteins und reiche Gipslager finden sich zu Schleitheim und Beggingen; Thon wird in der Hauptstadt sowie in Neunkirch und Wilchingen massenhaft verarbeitet. Mineralquellen hat der Canton in den Curorten Haslach und Osterfingen. Bis gegen die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts war S. ausschließlich ein Agriculturstaat; seitdem hat jedoch die Industrie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Im Mai 1866 betrug die Zahl der Bewohner 38838, darunter etwa 2500 Katholiken. Nach der Verfassung von 1852 ruht die Souveränetät im Volke und wird in der Regel durch den nach allgemeinem Stimmrecht in geheimer Abstimmung gewählten Großen Rath (auf 600 Seelen ein Großrath) ausgeübt. Demselben stehen die Gesetzgebung, die Steuerbewilligung, die Wahl der Regierung, der obern Justizbeamten u. s. w., ferner die Controle der Regierung und das Begnadigungsrecht zu. Alle vier Jahre findet Integralerneuerung statt. Außerdem hat das Volk das Recht der Abberufung und des Veto. Der Große Rath wählt alle vier Jahre die Regierung von sieben Mitgliedern und alljährlich den Regierungspräsidenten. Der Canton hat sechs Bezirksgerichte, ein Criminalgericht, ein Obergericht und in jeder Gemeinde einen Friedensrichter. Die Friedensrichter und Bezirksrichter werden vom Volke gewählt. Die Gemeinden sind autonom, jedoch unter Aufsicht der Regierung. Es bestehen im Canton ein Ober- und Unter-Realgymnasium, sechs Realschulen und zahlreiche Elementarschulen. Das Militär besteht aus zwei Bataillonen Auszug, einem Reserve- und einem Landwehrbataillon, dazu kommt an Reiterei eine Schwadron Auszug nebst Reserve und Landwehr sowie der Train, zusammen 4603 Mann. Die Staatseinnahmen betrugen im Finanzjahr 1865—66 873600, die Ausgaben 881394 Franken, das Staatsgut hatte einen Werth von über 5 Mill. Franken.

Die Hauptstadt S., mit 10154 E. (Mai 1866), ist ein freundlicher und gastlicher Ort von noch sehr alterthümlichem Aeußern, mit vielen ältern Häusern, die mit Erkern und Giebeln, Bildern und Namen versehen sind. Wegen des Verlustes ihrer Privilegien sowie infolge des Zollvereins war die Stadt sehr verarmt, hat sich aber während der letzten Jahrzehnte durch industrielle Thätigkeit und die Eisenbahnverbindungen mit Zürich, Basel und Konstanz wieder sehr gehoben und ihre Physiognomie bedeutend verändert. Am Rheinfall ist neben den frühern Eisenwerken die schweiz. Waggonfabrik und Waffenfabrik entstanden. In der Stadt selbst haben sich, nachdem durch die mächtigen Wasserbauten Moser's den Lächen bedeutende Triebkräfte abgewonnen worden, ganze Industriequartiere gebildet. Neben den alten Stahl- und Eisenwaarenfabriken bestehen jetzt zu S. Woll- und Baumwollspinnereien sowie Webereien, Färbereien, Fabriken für Kammgarn, Watte, Tricot, Maschinen, Oefen, Thonwaaren; ferner mechan. Werkstätten, Fabriken für Polsternägel, Schirme, Bleiröhren, Drahtseile, Schiffstaue, Schläuche, Posamente, Etuis, Uhrschalen, Gold- und Silberwaaren, Holz- und Fourniersägen u. s. w. Die Gaswerkgesellschaft versorgt unter anderm auch die Städte Pisa und Reggio mit Leuchtgas. Zwei Brücken führen in und bei der Stadt, eine dritte am Rheinfall über den Rhein. Sehenswerthe Bauwerke sind: der Unot oder Munot, das wohlerhaltene Bollwerk S.s (Ende des 16. Jahrh.) mit bombenfesten Kasematten und einem schönen Panorama über Stadt und Umgebung; die neuerdings restaurirte Münsterkirche, im roman. Baustil; der große Rathhaussaal. Von Instituten für Wissenschaft und Kunst besitzt die Stadt: die Stadtbibliothek, das naturhistor. Museum, das antiquarische Cabinet; ferner das Imthurneum (durch die Freigebigkeit des Stadtbürgers Imthurn entstanden) mit Räumen für bildende Kunst, für eine Musikschule und schönem Theater. Die Umgebung bietet viel landschaftliche Schönheiten, wie das Mühlenthal, das Felsenthal, die Hohe Fluh u. s. w. Auf dem Fäsenstaub befindet sich das Casino und der von der Casinogesellschaft dem Publikum geöffnete Park mit dem Denkmale des zu S. geborenen Geschichtschreibers Johannes von Müller.

S. verdankt Entstehung und Namen (Scaphusae, d. i. Schiffhausen) einem alten Schifferflecken am Rheine. Größere Bedeutung erlangte der Ort 1052 durch die Gründung des Klosters Allerheiligen. Mit der Zeit machte es sich frei und erscheint am Ende des 13. Jahrh. als Reichsstadt, ward aber 1330 vom Reiche an Habsburg verpfändet. 1415 erhielt es die Reichsfreiheit zurück, die es nachträglich noch mit 30000 Dukaten bezahlen mußte. Gleichwol fortwährend von Oesterreich bedrängt, schloß es 1454 ein 25jähriges, 1479 erneuertes Bündniß mit den Eidgenossen und ward infolge des Schwabenkriegs 1501 als 12. Ort in den Ewigen Bund aufgenommen. An der Reformation nahm es regen Antheil. Durch Kauf und Säcularisirung erwarb es sein Landgebiet. Das Stadtregiment ward von zwölf Zünften (darunter zwei adeliche Gesellschaften, «Junker»), durch Bürgermeister und Räthe geübt, welche ihre Unterthanen in der Landschaft durch Vögte regierten. Durch die Revolution von 1798 ward das Unterthanenverhältniß beseitigt und S. ein Verwaltungsbezirk der Helvetischen Republik. Die Mediationsverfassung von 1803 gab ihm seine Selbständigkeit zurück und erweiterte sein Gebiet durch die früher unter Zürichs Hoheit stehende Stadt Stein am Rheine. Die Restaurationsverfassung von 1814 stellte zwar das frühere Unterthanenverhältniß nicht wieder her, benachtheiligte aber die Landschaft durch drückende Privilegien der Stadtgemeinde. Daher entstanden viele Unruhen, namentlich im regsamen Klettgau, wo endlich zu Hallau 1831 eine Revolution ausbrach, in deren Folge die ganz demokratische Verfassung von 1831 und 1834 entstand. Seitdem gehörte S. zu den regenerirten oder Fortschrittscantonen. Infolge der Bundesverfassung von 1848 ward die jetzige Cantonsverfassung von 1852 nöthig, die jedoch nur wenig änderte. Auch die jüngsten Verfassungsrevisionen haben nur unwesentliche Aenderungen herbeigeführt. Vgl. Imthurn, «Der Canton S., historisch, geographisch, statistisch» (St.-Gallen 1840); Kirchhofer, «S.s Jahrbücher» (Schaffh. 1810); «Beiträge zur vaterländischen Geschichte» (Schaffh. 1863 fg.); Meyer's Zeitschrift «Der Unoth» (Schaffh. 1864 fg.)

Schafgarbe, s. Achillea.

Schafhäutl (Karl Franz Emil), namhafter deutscher Physiker und Geolog, geb. 16. Febr. 1803 zu Ingolstadt, verlor frühzeitig seine Aeltern und erhielt seine Erziehung im königl. Erziehungsinstitute zu Neuburg. Hierauf widmete er sich zu Landshut und Ingolstadt dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie und Physik, beschäftigte sich daneben aber auch mit Musik und schöner Literatur sowie unter Anleitung eines geschickten Uhrmachers mit mechan. Arbeiten. Seit 1827 Scriptor an der königl. Bibliothek zu München, unternahm er in seinen Mußestunden Untersuchungen über das Wesen des musikalischen Tons und den Bau der musikalischen Instrumente, durch die er zu Forschungen über die Natur des Schmiedeeisens und Stahls geführt wurde. Im Oct. 1834 wandte sich S. nach England, um seine akustischen und metallurgischen Arbeiten fortzusetzen und zu verwerthen. Nachdem er zu diesem Zwecke auch Frankreich (Aug. 1837 bis Oct. 1838) bereist, kehrte er nach England zurück, wo er nun zu Swansea ein Laboratorium errichtete und an allen musikal., chem. und physik. Tagesfragen Antheil nahm, welche gerade damals die engl. Gelehrten und Ingenieure hervorragend beschäftigten. S. erfand unter anderm in England eine Puddelmaschine (1836), entdeckte zuerst die Anwesenheit des Stickstoffs im Eisen (1838) und construirte einen Vibrationsphotometer (1840). Seine Abhandlung «Ueber die Ursachen der Dampfkesselexplosionen» (1841) erwarb ihm die große silberne Talford-Medaille. Zugleich nahm er Gelegenheit, die berühmtesten Steinkohlen- und Anthracitlager geologisch und technisch zu studiren. Im April 1841 kehrte S. nach München zurück, wo er im Aug. 1842 als Mitglied in die Akademie aufgenommen wurde. 1843 erhielt er die Professur der Geognosie, Bergbau- und Hüttenkunde, wurde 1847 zugleich zweiter Vorstand des Polytechnischen Vereins für Baiern und 1849 Oberbibliothekar. Gleich nach seiner Rückkehr unterwarf er die fossilen Brennmaterialien seines Vaterlandes einer chem. Untersuchung und nahm (1843) ein Patent auf eine continuirlich arbeitende Torfpresse. Später widmete er sich vorzugsweise der Erforschung des bair. Alpengebiets, deren geognostische und paläontologische Ergebnisse er theils in Leonhard's und Bronn's «Jahrbuch», theils in den «Geognost. Untersuchungen des südbair. Alpengebirgs» (Münch. 1851) und «Südbaierns Lethaea geognostica» (Lpz. 1863, mit Atlas) niederlegte. Hieran schlossen sich die wichtigen Abhandlungen «Die Geologie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Naturwissenschaften» (1843) und «Die neuesten geolog. Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt» (1844). Die Resultate seiner physik. und chem. Arbeiten hat S. in mehr als 150 verschiedenen Abhandlungen und Aufsätzen in engl. und deutschen Fachzeitschriften, den «Denkschriften» und

«Anzeigen» der bair. Akademie und andern periodischen Schriften veröffentlicht. Auch bearbeitete er den Artikel «Stahl» für die Prechtl'sche «Technolog. Encyklopädie». Daneben setzte er bis auf die neueste Zeit herab auch seine technisch-akustischen und musikalischen Untersuchungen fort und erfand unter anderm ein Phonometer (1853) und ein Taschenphonometer (1860). Auch sammelte er die Materialien zu einer eingehenden Biographie des Musikers Vogler. Als Commissar für die Industrieausstellungen zu Leipzig (1850), zu London (1851) und München (1853) hat er verschiedene Berichte verfaßt, die auch im Druck erschienen sind.

Schafzucht ist nächst der Rindviehzucht der wichtigste Theil der landwirthschaftlichen Viehzucht und gewährt sogar unter ihr günstigen Verhältnissen einen höhern Reinertrag als diese, weil ihr Product, die Wolle, einen der gesuchtesten und wichtigsten Handelsartikel abgibt. Daher wird auch das Schaf (s. d.) von den größern und gebildeten Landwirthen mit besonderer Vorliebe behandelt. Die Engländer, welche schon zur Zeit der Königin Elisabeth als Schafzüchter in großem Rufe standen, sahen hauptsächlich auf lange, zu Kammwollfabrikaten vorzugsweise sich eignende Wolle und auf schmackhaftes, saftiges Hammelfleisch, ihre Lieblingsspeise. Sie haben daher die Züchtung von Schafen, die ihnen die genannten Producte liefern, immer noch für vortheilhafter gehalten als die der Merinos, obgleich sie für Merinowolle jährlich große Summen ins Ausland senden. Spanien ist schon seit mehrern hundert Jahren wegen seiner S. berühmt. Die daselbst producirte feine Wolle versah früher fast allein die engl. und niederländ. Tuchfabriken. Die span. Schafe zerfallen in zwei wesentlich voneinander verschiedene Rassen, in die hochbeinigen, minder feinen Churros, die man für das eigentliche span. Landschaf hält, und in die aus Afrika eingeführten gedrungenern Merinos (s. d.), welche die feinste Wolle liefern. Die dortigen Schafheerden sind entweder stehende, die ihren Aufenthaltsort regelmäßig nicht verändern, oder wandernde, die regelmäßig in den verschiedenen Jahreszeiten von einem Orte zum andern getrieben werden. Die letztern liefern die beste Wolle; doch macht man auch hier noch einen Unterschied zwischen den Leoneser- und Segovianer- und zwischen den Sorianerheerden, welche letztere in der Güte der Wolle jenen etwas nachstehen. Diese wandernden edeln Heerden bleiben das ganze Jahr im Freien und werden im Sommer in den höchsten Gegenden Spaniens, in dem gebirgigen Theile Altcastiliens oder der Montaña und in der Herrschaft Molina von Aragon geweidet, im Herbst aber nach den tiefer und südlicher gelegenen Gegenden des Landes, in die Ebenen von La-Mancha, Andalusien, hauptsächlich aber von Estremadura getrieben. Sie hatten sonst bei ihren Wanderungen große, den Grundstücken, die sie berührten, höchst nachtheilige Vorrechte, Mesta genannt, die aber in neuerer Zeit, wo überhaupt die spanische S. sehr gelitten hat, beschränkt wurden. Auch in Deutschland gab es schon frühzeitig sehr verschiedenartige Schafrassen; das österr., sächs., fränk., schwäb. und holstein. Schaf wichen sowol durch Größe als durch Feinheit der Wolle merklich voneinander ab. Die S. wurde hier auch schon früher nicht vernachlässigt, aber nicht mit besonderer Vorliebe betrieben. Zu ihrem gegenwärtigen hohen Rufe erhob sie sich erst infolge der Veredlung mittels der aus Spanien eingeführten Merinos. Die ersten kamen als ein Geschenk König Karl's III. von Spanien an den damaligen Kurfürsten von Sachsen 1765 nach Deutschland. Es waren 220 Stück, 92 Stähre oder Widder und 128 Mutterschafe, die bei Stolpen untergebracht wurden. Doch ließ man sich die Veredlung der inländischen Schafe mit ihnen anfangs wenig angelegen sein; selbst die Originalheerde scheint man nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt zu haben. Erst als man die Wichtigkeit des Gegenstandes mehr einsehen lernte, nahm die sächs. Regierung Veranlassung, im J. 1777 durch einen neuen Ankauf in Spanien die Zahl der Originalthiere zu vermehren, was aber nicht ganz nach Wunsch ausfiel. Die noch in Stolpen vorhandenen Nachkommen des zuerst aus Spanien erhaltenen Schaftransports wurden sodann auf den Kammergütern zu Lohmen und Rennersdorf längere Zeit mit Nachkommen des zweiten Transports gekreuzt, bis sie endlich nach mehrern Jahren als selbständige Stämme rein in sich fortgezüchtet werden konnten. Aus diesen Stammschäfereien sind sämmtliche hochfeine Schäfereien Sachsens und fast alle des nordöstl. und westl. Deutschland hervorgegangen. Seit ihrer Begründung wurden aus ihnen wenigstens 19—20000 Stück Zuchtvieh beiderlei Geschlechts in das In- und Ausland, viele selbst nach Frankreich, Rußland, Polen, Ungarn und übers Meer nach England und Australien verkauft, ja sogar 1833 zurück nach Spanien geholt, um dort die echte Merinorasse wiederherzustellen. Oesterreich besetzte 1775, 1786 und 1802 die kaiserl. Familiengüter Holics in Ungarn und Mannersdorf in Oesterreich mit sächs. Merinos, von wo aus sich dieselben nach und nach über die ganze Monarchie verbreiteten. Auch Preußen kaufte 1783 und 1801 ansehnliche Heerden Merinos in Sachsen. Allein der Eifer für die Erzielung feiner

Wolle, der in Sachsen schon einen hohen Grad erreicht hatte, fehlte damals bei den preuß. Landwirthen noch, weil ihnen die Ausfuhr derselben nicht erlaubt war. Nach der Aufhebung des Ausfuhrverbots 1809 brach er desto stärker hervor, und es bildeten sich aus den Resten der früher eingeführten Merinos, aus den auch jetzt wieder in Sachsen aufgekauften zahlreichen Zuchtthieren und aus den Nachkommen der 1815 in Frankreich erhandelten verschiedenen span. Schafstämme, die auf der königl. Stammschäferei zu Frankenfeld zusammengestellt wurden, in kurzer Zeit, von günstigen Localverhältnissen unterstützt, in Preußen, namentlich in Schlesien, mehrere Schäfereien, deren Product selbst dem der sächsischen den Vorrang streitig macht. Ueberhaupt entstand nunmehr unter den deutschen Schafzüchtern ein reges Streben, einander in der Production feiner Wolle zu übertreffen, und dieser Wetteifer wirkte auf den ganzen Betrieb der S. vortheilhaft ein. Seitdem ist auch die von vielen großen Landwirthen, namentlich von Thaer und André mit Liebe gepflegte höhere Schäfereiwissenschaft entstanden, die selbst auf andere Zweige der Viehzucht einen günstigen Einfluß geübt hat. Die höhern Preise, welche die Wolle durch die Veredlung der Landschafe erhielt, reizten an, und daher kommt es, daß man in mehrern Gegenden Deutschlands, namentlich in ganz Sachsen und einem großen Theile Preußens, das deutsche Landschaf fast gar nicht mehr rein antrifft, weil man es überall veredelt hat. Doch ist man hierin zu weit gegangen, da das edle Schaf, welches mehr Pflege und besseres Futter bedarf als das deutsche Landschaf, nicht in allen Gegenden gedeihen will, während hier das Landschaf sich sehr wohl befindet, überdies noch besseres Fleisch als das edle Schaf und eine gute Kammwolle liefert, die gegenwärtig im Verhältniß theuerer als halbveredelte Wolle bezahlt wird. In neuester Zeit hat die Neigung für die hochfeine S. etwas abgenommen, was hauptsächlich seinen Grund in der gesteigerten Cultur durch Benutzung der Weideflächen zu Ackerland sowie in den lohnendern Producten der Rindviehzucht hat. Außerdem haben zur Verminderung derselben auch wesentlich die Triftablösungen, sodann die Importirung der australischen und anderer Colonialwollen in die europ. Länder beigetragen. Dagegen hat man sich mit Recht mehr auf die Erzeugung von Kammwolle, welche die Negrettischafe liefern, und auf die Fleischzucht geworfen. Zu letzterer verwendete man namentlich die engl. Southdownschafe und die franz. Merinos. Kreuzungen dieser Rassen mit dem Landschafe bewähren sich sehr. Auch das Bergamaskerschaf ist zu diesem Zwecke in Norddeutschland versuchsweise eingeführt worden. Das Schaf wird schon nach einem Jahre fortpflanzungsfähig, aber in der Regel erst im dritten Jahre zum Bock (Stähr) gelassen. Dabei gilt als Regel, daß, um eine schöne Nachzucht zu bekommen, nur ausgesuchte Zuchtthiere zugelassen werden, daß die Stähre, die ebenfalls erst nach vollendetem zweiten Jahre hierzu zu gebrauchen sind, und die Mutterschafe nicht länger als vier bis fünf Wochen beisammen bleiben, damit die Lämmer ziemlich zu gleicher Zeit kommen, und daß ein Stähr im Durchschnitt nur 40—50 Mutterschafe zugetheilt erhalte. Entweder werden die Stähre unter die Mutterschafe gethan, wo sie das Begattungsgeschäft nach freier Willkür üben, oder ihnen jedes einzelne Mutterschaf, sobald es brünstig wird, zugeführt. Das letztere Verfahren (der Sprung aus der Hand) verursacht zugleich mehr Mühe als das erstere; doch ist es nur auf diese Weise möglich, einen völlig gleichartigen Stamm zu erzeugen. Man unterscheidet frühe und späte Lammzeit; erstere fällt in den Febr. und März, letztere in den Juli und August. Die späte oder die Sommerlammung gewährt die Vortheile, daß die Lämmer, indem sie mit ihren Müttern auf die freie Weide gehen können, weit besser gedeihen und gesünder bleiben als die Frühjahrslämmer. Das Schaf geht 21—23 Wochen trächtig. Die neugeborenen Lämmer sucht man schon nach einigen Wochen an das Fressen zu gewöhnen, damit sie weniger der Milch ihrer Mütter bedürfen und nach drei Monaten dieselbe ganz entbehren können. In dem ersten Sommer erhält man die jungen Schafe am liebsten mit Heu oder Grünfutter, Klee, Luzerne, Esparsette ganz auf dem Stalle, wenn man nicht in dessen Nähe besonders gute Weide für sie hat. Zur Winterfütterung für Schafe eignen sich am besten Heu und Stroh. Daneben kann man auch Wurzel- und Knollengewächse, vorzüglich Kartoffeln und Getreidekörner zur Fütterung anwenden. Ganz ohne trockenes, voluminöses Futter ist die Fütterung mit Wurzelgewächsen nicht zu empfehlen, obgleich sie die wohlfeilste ist. In England bilden die Wasserrüben (Turnips) das Hauptfutter der Schafe. Ein Zusatz von Körnern ist zwar sehr vortheilhaft, aber meist zu kostbar. Die Fütterung mit Branntweinspülicht, neben hinreichendem Rauhfutter, ist nur mit Vorsicht anzuwenden. Obgleich die Schafe wenig Flüssiges zu sich nehmen, so darf ihnen das Saufen doch keinen Tag entzogen werden; reines Wasser ist ihnen am zuträglichsten. Fügt man demselben in der kalten Jahreszeit, um es wohlschmeckender zu machen, und während der Säugezeit, um die Milchabsonderung der Mutterschafe zu befördern, Oelkuchenmehl oder Getreideschrot hinzu, so muß

solches mit Maß geschehen, weil übermäßiges Saufen schädlich werden kann. Die Schafschur geschieht auf zweierlei Weise. Entweder werden, wie in Deutschland allgemein, die Schafe vor dem Scheren geschwemmt, d. h. gewaschen, oder sie werden ohne weiteres geschoren und die Wolle nachher gewaschen. Bei letzterm Verfahren, das schon vielfach üblich ist, leiden die Schafe, für die das Wasserbad stets sehr angreifend ist, weniger, und es gewinnt daher die Praxis der Fabrikwäsche immer mehr Eingang. Die Schur erfolgt von Ende Mai bis gegen Juni bei einschürigen, nicht so leicht zu Ende Sept. zum zweiten mal bei zweischürigen Heerden. Die Vließe müssen vor dem Zerreißen sorgfältig bewahrt und vollkommen getrocknet werden, wozu nach Umständen zwei bis drei Tage nothwendig sind. Vgl. die Schriften von Koppe, Elsner, Löhner, Ockel, André, Hamm, Körte, Mentzel («Handbuch der rationellen S.», gekrönte Preisschrift, 2. Aufl., Berl. 1862), Schmidt («S. und Wollkunde», 2. Aufl., Stuttg. 1860) u. s. w.

Schâh ist in der pers. Sprache der allgemeinste Name für den Beherrscher eines Landes, sowol für den unabhängigen Souverän als für den lehnspflichtigen Vasallen, überhaupt für alles Große und Ausgezeichnete. Als Titel des Königs von Persien, des Sultans, des Großmoguls u. s. w. wird aber jetzt die zusammengesetzte Form Pâdischâh (s. d.), d. h. der beschützende, mächtige Herrscher, gebraucht. Wenn man im Schachspiel (s. d.) den König auf eine ihm drohende Gefahr aufmerksam macht, wird das Wort von den Persern mit kurzem Vocale, schäh, ausgesprochen, und in dieser, übrigens auch sonst vorkommenden abgekürzten Form und Bedeutung ist es auch in die abendländ. Sprachen übergegangen.

Schakal heißt ein Raubthier, das zur Gattung Hund gehört und eine kleine Gruppe nächtlich lebender Raubthiere bildet, welche zwischen den Wölfen und Füchsen steht. Sie sind von gestrecktem Bau, selten höher als 15 Zoll, haben scharf zugespitzte Ohren, kleine Augen mit runder Pupille, lange Bartborsten und ein ziemlich grob behaartes, gelbes oder braungelbes, stellenweise schwarzgrau überlaufenes Fell, tragen den buschigen Schwanz horizontal und verbreiten einen sehr übeln Geruch um sich. Die S. leben gesellig, legen unterirdische Baue an und sind seit alten Zeiten wegen ihres eigenthümlichen nächtlichen Geheuls berüchtigt, welches einen melancholischen, unheimlichen Eindruck macht. Erst mit Eintritt der Dämmerung verlassen sie ihre Schlupfwinkel und streifen die ganze Nacht nach Nahrung umher. Dabei dringen sie selbst in die Städte, wo sie die Abfälle zusammensuchen, berauben Hühnerställe und Vorrathshäuser und wühlen sich Zugänge zu allen nicht sehr sorgfältig eingerichteten Gräbern. Auch suchen sie schwache Säugethiere und Vögel zu beschleichen, nähren sich aber nöthigenfalls auch von Pflanzenwurzeln und sind besonders Liebhaber der Weintrauben. Der gemeine S. (Canis aureus), der wahrscheinlich durch Mischung und direct Stammvater mehrerer Rassen von Haushunden wurde, ist 26—28 Zoll lang, oben graugelb, unten und an den Beinen rostgelb, an der Außenseite der Ohren fuchsroth und hat einen bis zu den Fersen reichenden, 10 Zoll langen und an der Spitze schwarzen Schwanz. Er ist von den dalmatischen Inseln an über Griechenland, die Türkei, Südrußland, Kleinasien, Persien, Indien und fast ganz Afrika verbreitet und zeigt viele Spielarten, je nach dem Wohnort. Die in der Bibel unter dem Namen Schual erwähnten Thiere (die Füchse Simson's nach Luther's Uebersetzung) gehören gleichfalls zu dem gemeinen S. Er ist ein zudringliches, unverschämtes, aber feiges Thier und den Menschen nicht gefährlich. Sein Pelz kommt wol auch im Rauchwaarenhandel vor, ist aber werthlos.

Schalk, ein durch alle german. Sprachen gehendes Wort, bezeichnete im Gothischen einen Knecht, im strengen, harten Sinne. Aber schon im Althochdeutschen milderte sich die Bedeutung so weit, daß es als Benennung verschiedener Arten der Dienerschaft gebraucht wurde, von denen seniscalc, buchstäblich: der älteste Diener, und mariscalc, der Aufseher über die Pferde, durch die Uebertragung des Namens auf fränk. Hofämter und durch spätere roman. Vermittelung in ihren heutigen Formen Seneschall und Marschall zu besonders auszeichnender Geltung gelangt sind. Doch erhielt sich bis in mittelhochdeutsche Zeit daneben noch die Bedeutung «leibeigener Knecht», und während sich die mildere Bedeutung «Diener» wieder verlor, machte sich eine andere Art geltend: ein Mensch von knechtischer, von roher, boshafter Gesinnung, ein schadenfroher Bube, ein Taugenichts. In letzterm schon der altnordischen Sprache geläufigen Sinne wird das Wort auch in der Luther'schen Bibelübersetzung und in andern gleichzeitigen Schriften gebraucht, sowol für sich als in Zusammensetzungen, wie Schalksknecht u. dgl. Aber auch diese Bedeutung milderte sich wieder, und die bereits in mittelhochdeutscher und mittelniederländ. Sprache gangbare Bedeutung des Beiworts schalc oder scalc, ränkevoll, schlau, gab, auf das Hauptwort übergreifend, diesem seine noch jetzt übliche Bedeutung eines Menschen, der mit Behagen heitergelaunte Verstellung und listigen Scherz übt, selbst für ernsten Zweck. Diesen

Sinn hat das Wort auch in der Zusammensetzung Schalksnarr, wodurch die Eulenspiegeleien von andern Arten der Narrheit unterschieden werden. So ist es nun gegenwärtig am nächsten verwandt dem Schelm, in dessen jetziger Bedeutung eines auf feine und listige, gewöhnlich aber zugleich auch scherzhafte Streiche ausgehenden Menschen. Denn auch Schelm hat seine Bedeutung gewaltig geändert, da das Wort im Althochdeutschen Seuche, Pestilenz, besonders Viehseuche, dann gefallenes Vieh, Aas, darauf gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit einen listigen, ehrlosen Betrüger bezeichnete und erst in neuhochdeutscher Sprache seine gegenwärtig übliche Bedeutung gewonnen hat.

Schalken (Gottfried), ein Maler, der unter den Schülern und Nachfolgern Gerard Dow's (s. d.) eine gute Stelle einnimmt, wurde 1643 zu Dortrecht geboren und lebte in der Zeit seiner Blüte ziemlich lange in England. Später kehrte er nach Holland zurück und starb im Haag 1706. Seine Meisterschaft besteht in der Darstellung von Lichteffecten, die er auf die mannichfachste Art, durch Kerzen-, Lampen- oder Feuerbeleuchtungen oder durch das durch irgendein Motiv veränderte Sonnenlicht, hervorzubringen wußte. Bei idealen Gegenständen verfiel er bisweilen in Manier. Seine Ausführung ist sorgfältig und glatt, bis in die kleinsten Einzelheiten zart behandelt; doch brauchte er in seiner spätern Zeit seinen Pinsel freier und band sich nicht mehr an übertrieben fleißige Vollendung. Außer England, wo seine Bilder vielfältig vorkommen, besitzen die Galerien von Wien, München, Dresden, Amsterdam, Haag von seinen Arbeiten, welche auch durch berühmte Meister vielfach gestochen und lithographirt sind. S. radirte selbst in Kupfer, doch sind seine Blätter selten.

Schall bezeichnet diejenigen Schwingungen der Körper, welche, wenn sie bis zu unserm Ohre fortgepflanzt werden, von unsern Gehörnerven wahrgenommen werden. Wenn die Schwingungen in unregelmäßiger Weise aufeinanderfolgen, so entsteht je nach den Umständen ein Geräusch, Geprassel, Getöse u. s. w. Folgen sie dagegen einander in gleichen Zwischenzeiten, so entsteht ein Klang, und wenn diese Schwingungen sog. einfache, pendelartige Schwingungen sind, ein Ton, der je nach der Anzahl der in einer Secunde vollbrachten Schwingungen höher oder tiefer ist. Die Lehre vom S. heißt Akustik (s. d.).

Schall (Karl), deutscher Lustspieldichter, wurde zu Breslau 24. Febr. 1780 geboren und sollte als der Sohn eines gebildeten und begüterten Kaufmanns ebenfalls Kaufmann werden. Doch seine Neigung zu den schönen Wissenschaften verleitete ihm diesen Stand. Als er sein Vermögen verlebt, gründete er die «Neue Breslauer Zeitung», welche bis zu seinem Tode unter seiner Leitung stand. Von seinen kleinen Theaterstücken haben sich mehrere auf den Bühnen erhalten, z. B. «Die unterbrochene Whistpartie», «Trau, schau, wem?», «Kuß und Ohrfeige», «Theaterwuth», die gelungenste Parodie des frühern Theaterwesens, u. s. w. Sein letztes Lustspiel, das viel Glück machte, war «Knopf und Flausrock»; sein letztes Drama «Schwert und Spindel», das jedoch weniger ansprach. Abwechselnd in Breslau und Berlin lebend, war er fortwährend mit literarischen Planen beschäftigt; aber nur seine häufig drängenden ökonomischen Verlegenheiten konnten ihn zu wirklicher Thätigkeit treiben. Er starb zu Breslau 18. Aug. 1833. S. entwickelte in der Unterhaltung viele Kenntnisse, die ihm einen höhern Rang anwiesen als seine Dichtungen und Schriften. Auch war er einer der besten Kenner des alten Theaterwesens. Mehrere seiner Stücke aus früherer Zeit erschienen in «Lustspiele» (Bresl. 1817) gesammelt. Mittheilungen über ihn enthalten Holtei's «Vierzig Jahre». Seine «Nachgelassenen Reime und Räthsel» wurden von Kahlert (mit Biographie, Bresl. 1849) herausgegeben.

Schaller (Anton), deutscher Geschichtsmaler, Sohn eines Weißdrehers in der kaiserl. Porzellanmanufactur zu Wien, wurde 1772 geboren und, da er Töpfer werden sollte, in die Handwerksschule geschickt. Als er später in die Manufactur eintrat, wurde der Director Niedermayr auf sein Malertalent aufmerksam und suchte dasselbe zu fördern. Bald wurden ihm die bedeutendsten Porzellanplatten, welche mit histor. Gemälden zu zieren waren, übertragen, und auch in der Oelmalerei suchte er sich eifrig auszubilden. Seine Werke in diesem Fache bestanden aus Altarbildern und Darstellungen mytholog. und histor. Stoffe, die in Privatsammlungen übergegangen sind. Er starb 1844. — Johann S., der jüngere Bruder des vorigen, geb. 1777, war ebenfalls zum Handwerker bestimmt, verrieth aber plastisches Talent und fertigte als Lehrling in der kaiserl. Porzellanmanufactur einen Philoktet, der gegossen ward. Hierauf erhielt er eine Pensionärstelle in Rom, die er erst 1812 antreten konnte. Sein bedeutendstes Werk aus dieser Zeit ist die Marmorgruppe des Bellerophon, der die Chimära erlegt, im Saale des Glashauses im Kaisergarten. Nach seiner Rückkehr 1823 wurde ihm die Professur der Bildhauerei an der Akademie verliehen. S. fertigte namentlich zahlreiche Marmorbüsten, darunter einige

für die Walhalla. Von seinen übrigen Werken sind zu nennen: die Statue des Andreas Hofer für die Hofkirche zu Innsbruck, die heil. Margarethe (metallene Brunnenstatue), das Erzbild des Kaisers Franz I. für Stanislawow in Galizien (1837), Statuetten des Dichters Raimund und des Marschalls Marmont (1841) u. s. w. Er starb 16. Febr. 1847. — Ludwig S., der Sohn Anton's, geb. 1804 zu Wien, erhielt den ersten Unterricht in der Plastik an der dortigen Akademie. Nachdem er durch einen Perseus mit dem Medusenhaupte den Preis erworben, kam er 1828 nach München, wo er sich zu einem ausgezeichneten Künstler entwickelte. Er fertigte die Friese für zwei Säle der Pinakothek und vier Reliefs für das Akademiegebäude in Karlsruhe. Für dasselbe Gebäude componirte er auch einen Fries: die Olympischen Spiele, welcher unter Schwind's Aufsicht (rothe Figuren auf braunem Grunde) ausgeführt wurde. Das neue Museum in Pesth versah er mit einem Giebelfelde von ungemein reicher Composition. Für die äußern Nischen der Glyptothek in München fertigte er die Standbilder des Prometheus und Phidias in Marmor, für Weimar das Herder-Monument (1850 enthüllt). Seine Modelle zum Standbild des Kaisers Pedro I. von Brasilien versanken jedoch im Hafen von Rio-Janeiro. Für die zahlreichen meisterhaften Grabmonumente, die er lieferte, kamen ihm seine architektonischen Studien sehr zu statten. Außerdem schuf er eine Menge von Büsten, zum Theil für die Walhalla und die Ruhmeshalle, die von großer charakteristischer Wahrheit sind. Dieselbe Eigenschaft haben 15 Statuetten berühmter Dichter, welche eine ungemeine Verbreitung gefunden haben. Er starb 29. April 1865.

Schaller (Julius), deutscher Philosoph, geb. 13. Juli 1810 in Magdeburg, wo sein Vater (gest. 1818), der sich durch mehrere, ihrerzeit sehr verbreitete Schriften literarisch bekannt gemacht hat, Prediger war, besuchte das Domgymnasium daselbst und widmete sich hierauf seit 1819 zu Halle erst der Theologie, fühlte sich aber bald, besonders durch Rosenkranz, von der Philosophie so angezogen, daß er sich vorzugsweise deren Studium zuwandte. Er habilitirte sich 1834 als Docent der Philosophie zu Halle und erhielt 1838 eine außerord., 1861 eine ord. Professur daselbst. Zu dem lebhaften philos. Interesse, welches 1840—48 in Halle rege war, hat S. wesentlich mitgewirkt, sowie er auch als lebendiger und anregender Lehrer vielen Einfluß übte. Sein erstes schriftstellerisches Auftreten fällt in die Zeit, in welcher die Hegel'sche Philosophie die ersten tiefer eingehenden Angriffe erfuhr. Während er die letztern in der apologetischen Schrift «Die Philosophie unserer Zeit» (Lpz. 1837), in der er unter anderm eine treffliche Analyse der Fichte'schen Ontologie gibt und Gottes Persönlichkeit wie menschliche Freiheit als in Hegel's System gegeben oder doch zugelassen nachweist, zu widerlegen suchte, sprach er sich in «Der histor. Christus und die Philosophie» (Lpz. 1838) über die philos. Elemente aus, welche Strauß im «Leben Jesu» zur Basis dienen. Außer vielen Beiträgen zu den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» und den ersten Jahrgängen der «Halleschen Jahrbücher» veröffentlichte er später noch «Vorlesungen über Schleiermacher» (Halle 1844) und «Darstellung und Kritik der Philosophie Ludwig Feuerbach's» (Lpz. 1845). Sein erstes Hauptwerk, die «Geschichte der Naturphilosophie von Baco bis auf unsere Zeit» (Bd. 1, Lpz. 1841; Bd. 2, Halle 1844), sollte zur Einleitung in eine Naturphilosophie dienen. Zum Behuf derselben in den letztern Jahren anhaltend mit dem Studium der empirischen Naturwissenschaften beschäftigt, bearbeitete S. den zweiten, für Aesthetik beachtenswerthen Band der «Briefe über Alex. von Humboldt's Kosmos» (Lpz. 1850), schrieb «Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem Werthe» (Lpz. 1851), in welcher Schrift er die Haltungslosigkeit der phrenologischen Wissenschaft darthut, gab für 1853 mit Giebel das «Weltall», eine Zeitschrift für populäre Naturkunde, heraus, und betheiligte sich an dem zwischen Karl Vogt und Rud. Wagner ausgebrochenen Principienstreite mit der Schrift «Leib und Seele» (Weim. 1855; 3. Aufl. 1858). Alle diese Studien und Schriften waren indeß nur Vorläufer seines zweiten Hauptwerks: «Psychologie», von welchem jedoch bis 1867 nur der erste, das «Seelenleben» enthaltende Band (Weim. 1860) erschienen ist, der zweite (vom bewußten Geist) in nächster Aussicht stand. Dies Werk zeichnet sich nicht allein durch große naturwissenschaftliche Forschungen aus, sondern auch durch das Streben, die Hegel'sche Terminologie fast vollständig zu vermeiden, wodurch es an Allgemeinverständlichkeit und sachlicher Bestimmtheit gewonnen hat.

Schalmei (aus franz. chalumeau, vom lat. calamus, d. i. Rohr) hieß ursprünglich die jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathene, meist aus Rohr gefertigte Schäferpfeife. Später erhielt diesen Namen ein jetzt ebenfalls veraltetes Blasinstrument aus Buchsbaum, das durch die weniger gellende Oboe (s. d.) verdrängt wurde. Auch pflegt man die Pfeife am Dudelsack S. zu nennen, sowie in den Orgeln ein Schnarrwerk.

Schalotte heißt eine zur Gattung Allium oder Lauch (s. d.) gehörende Zwiebelart, die man auch den levantischen Lauch nennt (A. ascalonicum L., von der Stadt Ascalon, woher sie die Kreuzfahrer zuerst nach Europa brachten). Diese Lauchart steht dem Schnittlauch sehr nahe, von dem sie sich durch eine aus kleinen, gedrängt stehenden Zwiebelchen zusammengesetzte Zwiebel unterscheidet. Ihre Blätter sind pfriemenförmig, röhrig, die Stengel $\frac{1}{2}$—1 F. hoch, die in eine kugelrunde Dolde gestellten Blüten violett mit schwarzem Kiel auf jedem Perigongipfel. Die Zwiebeln dieser angeblich in Persien heimischen Pflanze gelten für ein viel feineres Gewürze als der Knoblauch und werden namentlich in Südeuropa zu pikanten Saucen verwendet, auch mit Weinessig und Gewürze eingemacht. Die S. verlangt zu ihrem Gedeihen einen fetten Boden, der jedoch nicht frisch gedüngt sein darf, weil sonst die Zwiebeln einen widerwärtigen Geschmack bekommen.

Schalthiere, s. Mollusken.

Schaltjahr nennt man in der Chronologie jedes Jahr, welches, länger als die gewöhnlichen Jahre, die in der angenommenen Zeitrechnung angegebenen Epochen der himmlischen Erscheinungen wieder mit der wahren Zeit der Erscheinungen in Uebereinstimmung bringt. In der christl. Zeitrechnung folgen, weil das wahre Jahr 365 Tage 5 St. 48 Min. 46 Sec. beträgt, drei gemeine Jahre von 365 Tagen aufeinander und jedes vierte Jahr von 366 Tagen ist ein S. Der Schalttag, um welchen das S. verlängert wird, ist nach Julius Cäsar's Einführung der 24. Febr. Die Juden haben in einem Cyklus von 19 Jahren das 3., 6., 8., 11., 14., 17., 19. als S. von je 13 Monaten; die Mohammedaner haben in einem Cyklus von 30 Jahren das 2., 5., 7., 10., 13., 16., 18., 21., 24., 26. und 29. als S. (S. Jahr.)

Schaluppe nennt man das zweitgrößte Boot der Kauffahrteischiffe, das auf See in Krähnen auf der Seite hängt und dazu bestimmt ist, die Communication von der Rhede mit dem Lande zu unterhalten. Die S. werden durch Ruder oder Segel oder durch beide zugleich fortbewegt. Kauffahrer haben gewöhnlich drei Boote, das große Boot, welches in See auf dem Deck steht, die S. und die Gig oder, statt letzterer, die Jolle, welche in Krähnen auf der Seite hängen. Die großen Dampfer und Klipperschiffe der Neuzeit sowie Grönlandsfahrer und Südseefischer haben dagegen 6—8 Boote. — Kanonenschaluppen sind große Boote mit starker Bauart, die an ihrem Vordertheile ein schweres Geschütz haben und durch 30—40 Ruder fortbewegt werden. Die Einführung der Dampfer hat dieselben fast aus allen Marinen verdrängt. In der Ostsee führen Küstenfahrzeuge mit einem Mast und von etwa 20—40 Tonnen Gehalt den Namen S.

Scham, als das Gefühl innerer Misbilligung gegen eigene Handlungen, Gedanken oder Gefühle, gehört zu den Regungen des Gewissens; S. als Schmerz über den Tadel, welchen unser Betragen von seiten anderer erfährt oder zu befürchten hat, gehört zu den Ehrgefühlen. Beruht die S. auf einem Tadel, den wir nicht verdienen, und an den wir uns daher lieber nicht kehren sollten, so ist es falsche S. Schamhaftigkeit ist die Empfindlichkeit gegen den öffentlichen Tadel, welcher sich auf die Zulassung des Unanständigen und Unschönen richtet; Unverschämtheit (Schamlosigkeit) ist die Unachtsamkeit auf alles das in unserm Betragen, was andere abstoßen oder verletzen kann. Der Unverschämte belästigt andere durch Taktlosigkeit oder Rücksichtslosigkeit (Mangel an Delicatesse). Affectirte Schamhaftigkeit ist Prüderie; sie gibt sich als heuchlerisch dadurch zu erkennen, daß sie die Grenze der natürlichen S. überschreitet. Der Affect der S. läßt sich schwer verbergen wegen seiner unmittelbaren Wirkung auf das Blut, das er in die Wangen treibt.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, in einem Theile Chinas, in Sibirien und Kamtschatka die Geisterbeschwörer, die durch Zaubergesänge die Natur und die Götter beherrschen, die Krankheiten heilen u. s. w. und zugleich als Priester und Aerzte gelten. Der Name ist mit der Ausbreitung des Buddhismus in diese Regionen gedrungen und kommt wahrscheinlich von dem sanskrit. Worte Sramana. Die Lehre der S. ist ohne innern Zusammenhang und enthält etwa folgende Sätze. Es gibt unzählige Götter, theils erschaffene, theils unerschaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder durch Menschen in willkürlichen Formen gebildet sind; auch gibt es gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute noch böse Handlungen sich verändern läßt, fort, ohne daß sich die Götter um sie bekümmern. Der schamanische Gottesdienst besteht in Opfern, Gebeten und Gesängen. Die reichlichen Opfer und Geschenke bilden die Einkünfte der S. Eine besondere Abhandlung über den Schamanismus schrieb der gelehrte Mongole Dordschi Bansarow in Kasan. Vgl. Castrén, «Vorlesungen über finn. Mythologie» (Petersb. 1853).

Schamyl (d. i. Samuel) oder Schemyl (Ben-Muhammed Schamyl-Effendi), genannt Fürst der Gläubigen, der vormalige Prophet und Sultan der kaukas. Bergvölker, wurde 1797 im Aul Himry im Gebiete der tatar. Koissubelinen im nördl. Daghestan geboren. Ernst, feuriger Stolz und ein unbeugsamer Wille zeichneten ihn schon als Knabe und Jüngling aus. Er machte strenge Studien der arab. Grammatik und Philosophie unter dem Mollah Dschelal-eddin. In religiöser Beziehung neigte er sich ganz der Lehre des Kasi-Mollah zu, einer Erneuerung des Sufismus, welche bald zu einem Bande unter den zersplitterten Stämmen Daghestans wurde. Als 1824 der Aufstand gegen die Russen unter Jermolow losbrach, schloß sich S., der bis dahin als Murid (Geistlicher) gelebt, mit Kasi-Mollah dem Kampfe an. Beide warfen sich, als die Russen unter Rosen gegen den Koissu siegreich vordrangen, in die Bergfeste Himry und erwarteten hier den Feind. Bei dem Sturme vom 18. Oct. 1831 fielen mit Kasi-Mollah sämmtliche Vertheidiger. Nur S., obschon schwer verwundet, entging dem Tode. Der Ruf der Heiligkeit, in dem S. bereits stand, wurde durch diese Rettung noch erhöht, sodaß er, als Hamssad-Bei, der Nachfolger Kasi-Mollah's, 1834 durch Meuchelmord gefallen, zum Haupte der Sekte gewählt wurde. Er war von nun an bestrebt, durch die Macht religiöser Begeisterung die Bergvölker Daghestans (Tschetschenzen, Lesgier, Kumüken u. s. w.) einheitlich zu organisiren, und bildete eine Art theokratischen Staatswesens sowie ein Kriegssystem aus, das sich besonders seit 1839 bewährte. Sein erster Gegner war der General Grabbe, welcher 11. Juni 1839 vor der Bergfeste Achulgo, der damaligen Residenz S.'s, erschien, dieselbe aber erst nach heftigster Gegenwehr 22. Aug. mit Sturm nehmen konnte. S. entkam abermals auf wunderbare Weise und nahm seine Residenz in der Bergfeste Dargo. Hier schlug er im Mai 1842 den Feind mit furchtbaren Verlusten zurück und fiel dann selbst 1843 in das den Russen unterworfene Awarenland ein. Nachdem 1844 Woronzow Statthalter vom Kaukasus geworden, nahm der Krieg allerdings für die Russen eine günstigere Wendung. Dennoch brachten die von S. und dessen Statthaltern (Naïbs) geführten Bergvölker den Russen noch immer große Verluste bei. Nachdem 1845 Dargo mit großen Opfern genommen worden, brach S. 1846 sengend und brennend in die Kabarda ein. Er nahm die von den Russen erbaute Feste Gerghebil und vertheidigte diese persönlich bei dem Sturme, den die Russen unter Woronzow's Leitung 13.—16. Juni 1847 vergeblich unternahmen. Sodann zog er sich nach der Feste Salty zurück, von wo aus er sich 1848 glücklich in das Gebirge durchschlug. Dasselbe geschah auch 1849, als die Feste Achulgo nach elf Monate langer Belagerung und dreimaligem Sturme (27. Juli, 17. Aug. und 21.—29. Aug.), bei welchem S. einen Sohn und eine Frau verlor, den Russen in die Hände fiel. Er setzte aufs neue alle Mittel in Bewegung, um die Bergvölker für den heiligen Krieg gegen die Russen zu gewinnen, sodaß er 1850 dem Feinde sowol am Terek wie am Kuban wieder gegenüberstand. Die wichtigsten Kämpfe fanden statt auf der lesghischen Linie, auf der Labalinie, wo Mohammed-Emin, und in Daghestan, wo S. selbst befehligte. Während Mohammed-Emin im Westen das ganze linke Kubanufer gewann und Murad-Bei im Osten die Russen bis über den Terek zurücktrieb, operirte S. selbst 1850—51 in der Tschetschna und streifte bis in die transkaukas. Ebene hinab. Trotz seinen Erfolgen verlor jedoch S. in den blutigen Kämpfen seine tapfern Streiter, und das Vertrauen der Bergvölker auf ihren Führer begann zu sinken. Außerdem übernahm der energische Barjatinskij das Commando auf der östl. Kaukasuslinie und beschränkte durch seine Unternehmungen S. immermehr auf die Defensive. Beim Ausbruch des Orientkriegs erhielt S. zwar durch die Türken und die Westmächte Unterstützung an Geld und Waffen, während die Russen den Kaukasus von Streitkräften entblößen mußten; aber die Hülfe kam zu spät. S. raffte seine Kräfte zusammen und alarmirte durch einen kühnen Einfall in Kachetien die Russen bis nach Tiflis hin. Auf diesem Zuge fielen ihm zwei georgische Fürstinnen in die Hände, die er gegen seinen in russ. Gefangenschaft gerathenen Sohn austauschte. War es Schwäche oder Berechnung, 1855 unternahm er gegen seine hartbedrängten Feinde nichts. Dagegen begannen die Russen nach dem Pariser Frieden von 1856 ihre Operationen im Kaukasus mit neuer Kraft und verengten durch allmähliches Vordringen immermehr den Kreis, in welchem sich ihr Gegner eingeschlossen fand. Nachdem sie den wichtigen Paß von Argun genommen, brachten sie S. 11. Aug. 1858 eine schwere Niederlage beim Aul Ismail bei. Am 12. April 1859 stürmten die Russen nach langer Belagerung die Feste Weden, durch welchen Schlag die Macht S.'s vollends in Trümmer fiel. Des Kampfes müde, unterwarf sich ein Stamm nach dem andern, und die bisher treuesten Anhänger gingen zu den Russen über. S. zog sich zurück in seine letzte Zufluchtsstätte, die Bergfeste Ghunib (in Dagestan), zwischen der georgischen Heerstraße und dem Kaspischen

Meer, wo er sich nach verzweifeltem Kampfe 6. Sept. 1859 dem General Barjatinskij ergeben mußte. Seine Bestrebungen, im Kaukasus ein selbständiges islamitisches Reich zu gründen, das dem Vordringen der Russen nach Süden Einhalt thun sollte, waren somit beendet. Man brachte den Gefangenen über Moskau nach Petersburg, wo er eine rücksichtsvolle Behandlung erfuhr. Später nahm S. mit seiner Familie Aufenthalt zu Kaluga.

Schandau, eine kleine Stadt in Sachsen, 1 M. von der böhm. Grenze, am Ausflusse der Kirnitsch in die Elbe, in einer reizenden Lage inmitten der Sächsischen Schweiz, hat 2700 E. (1864), deren Erwerbsquellen hauptsächlich in Schiffahrt, Sandsteinhandel, Holzhandel und dem Fremdenverkehr bestehen. Der Ort ist Sitz einer Forstmeisterei, eines Gerichtsamts, das zugleich als Elbstromgericht fungirt, eines Forstrentamts, eines Elbfloßamts, eines Hauptzollamts und eines österr. Nebenzollamts. Unweit von der Stadt, am Eingang des Kirnitschthals, entspringt auf einer von waldigen Felsen umgebenen anmuthigen Wiese eine Heilquelle, die zwar schon im Anfang des 18. Jahrh. im Rufe stand, nachher aber vernachlässigt und erst seit Anfang des 19. Jahrh. wieder beachtet wurde, namentlich seitdem man in unmittelbarer Nähe der alten Quelle neue und zugleich stärkere Quellen entdeckt hatte. Das eisenhaltige Wasser wird sowol zum Baden wie zum Trinken gebraucht und beweist sich insbesondere wirksam gegen Nervenschwäche, Fehler der Verdauung, Hämorrhoidalbeschwerden u. s. w. Ein Badehaus wurde 1800 eingerichtet, dem sich mehrere freundliche Gebäude anschlossen. Die Gebäude sowie die zum Bade gehörigen Anlagen und Promenaden sind in neuerer Zeit erweitert und verschönert worden, weshalb auch die Zahl der Badegäste, insbesondere aber derjenigen Fremden, die sich nur zu ihrem Vergnügen hier aufhalten, jährlich wächst. Den Hauptgenuß gewährt die reizende Natur. Uebrigens ist S. der bequemste Ort, von wo aus man die Sächsische Schweiz (s. d.) und die herrlichen angrenzenden Gegenden Böhmens auf einzelnen Lustreisen durchwandern kann. Vgl. Götzinger, «S. und seine Umgebungen» (Dresd. 1812); Petrenz, «Das Bad zu S.» (2. Aufl., Dresd. 1856).

Schande ist der Verlust an Ehre oder Werthschätzung anderer. Wie alles Lobenswerthe Ehre bringt, so alles Tadelnswerthe S. Wie Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit, Dankbarkeit und Treue Ehre bringt, so führt Ungerechtigkeit, Unzuverlässigkeit, Undank und Untreue S. mit sich; und wie Geschicklichkeit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit Ehre erwirbt, so zieht Stümperei, Fahrlässigkeit und Trägheit S. nach sich. Die Strafen der öffentlichen S. oder Ehrenentziehung sind die härtesten, weil sie auf das ganze zukünftige Leben des Gestraften die übelste Nachwirkung haben, indem sie ihn für immer aus der ehrenhaften Gesellschaft für ausgeschieden erklären. Hierher gehören die Strafen der Degradation, des Schandpfahls (Prangers) und der Brandmarkung. Im Gegentheil fällt bei allen bloßen Disciplinarstrafen der Punkt der S., welcher sonst aller Strafe mehr oder weniger anhaftet, gänzlich fort, ebenso sehr als er wegfällt auch bei dem härtesten Tadel, welchen die unentbehrliche öffentliche Kritik über irgendeine literarische, künstlerische oder industrielle Leistung auszusprechen sich veranlaßt sieht. Uebrigens findet in Betreff dessen, was S. bringt oder nicht, auch mancherlei willkürliche Convenienz im Urtheil statt, wie z. B. beim Militär der Tod des Erhängens für unehrenvoll gilt, nicht aber der des Erschießens, oder wie in der höhern Gesellschaft das Nichtbezahlen der Spielschulden für unehrenvoll gilt, nicht aber das der andern Schulden.

Schandpfahl, s. Pranger.

Schanghai, s. Shanghai.

Schanze nennt man jede durch Brustwehr und Graben zur Vertheidigung eingerichtete Erdbefestigung. Die beabsichtigte längere oder kürzere Dauer der Vertheidigung hat auf die Bauart, Einrichtung und Bewaffnung der S. den wesentlichsten Einfluß. Die S. erhalten, je nachdem sie kürzere oder längere Zeit stehen, Gewehr- oder Geschützfeuer aus leichten oder schweren Geschützen aushalten sollen, ein schwächeres oder stärkeres Profil. Die eigentlichen Festungswerke werden nicht mit unter die S. gerechnet. Die S. sind hinten, in der Kehle, entweder offen oder mit Palissaden geschlossen, oder die Brustwehr ist ringsum geführt, wie bei den Redouten (s. d.). Die Widerstandsfähigkeit der S. wird durch sog. Hindernißmittel, als Palissaden, Sturmpfähle, Wolfsgruben, Verhaue, Ueberschwemmungen, Flatterminen u. s. w. erhöht. Noch mehr aber wird diese Widerstandsfähigkeit durch die sog. Verstärkungsmittel, als Vertheidigungspalissaden, Tambours, Caponnièren und Blockhäuser, in der S. selbst oder in ihrem Graben gesteigert. (S. Befestigungskunst.) — In der Nautik bezeichnet man mit S. das Stockwerk auf dem obersten festen Decke eines Kriegsschiffs, welches sich vom Spiegel bis zum großen Mast erstreckt und unter dem sich die große Kajüte und die Kammern der Offi-

ziere befinden. Auf der S. liegen nur leichte Geschütze; auf sehr großen Schiffen trägt sie zuweilen ein noch kleineres Stockwerk, die Hütte genannt.

Scharbock, s. Skorbut.

Scharbockskraut, s. Ficaria.

Scharfrichter ist die seit dem Ende des Mittelalters übliche Benennung für denjenigen, der die gerichtlich verhängte Todesstrafe der Enthauptung von Amts wegen vollstreckt. In ältester german. Zeit gehörte die Strafvollstreckung der urtheilfindenden Gemeinde oder dem Kläger und seinem Anhange, und dieser Brauch erhielt sich stellenweise bis ins 16. Jahrh. Doch hatten schon die Grafen der alten fränk. Monarchie auch eigene Kerkermeister und Henker. Gewöhnlich aber fiel in den nächsten Jahrhunderten die Hinrichtung dem Froneboten oder dem Gerichtsboten zu, ohne diesem durch seine Stellung angesehenen Manne an seiner Ehre Eintrag zu thun, und je der zehnte Verurtheilte durfte sich bei ihm durch Geld von der verhängten Todesstrafe lösen. An manchen Orten war sogar der jüngste Schöffe oder der jüngste Ehemann gehalten, die Hinrichtung zu vollziehen, ja selbst der nächste Verwandte des Verurtheilten, oder von mehrern Verurtheilten brachten einige den Spruch an den übrigen zur Vollstreckung und befreiten sich dadurch selbst von der Hinrichtung. In den Städten wurde die Todesstrafe meist durch einen Unterbeamten des Vogts vollstreckt. Wie man in Rom unterschieden hatte zwischen dem für unehrlich geltenden Carnifex, welcher diejenigen Strafen vollzog, mit denen nur Sklaven und Fremde belegt wurden, also namentlich die Kreuzigung und die Folterung, und dem Lictor (s. Lictoren), der nur an Bürgern den Spruch vollstreckte, so unterschied man auch in Deutschland, nachdem besondere Personen zu diesem Zwecke gebraucht wurden, allmählich zwischen dem S. und dem Henker. Jenem, dem S., fiel die Vollziehung der nicht entehrenden, keine eigenhändige Berührung des Verbrechers erfordernden Todesstrafe, der Enthauptung, und bei den übrigen die Aufsicht zu; den Henkern dagegen, die unter dem S. und gewöhnlich in dessen Diensten standen, blieben die entehrenden Todesstrafen des Hängens, Räderns, Viertheilens, Verbrennens u. s. w. und die Folterung, und dazu gesellte sich auch in der Regel das allerdings nicht nothwendig damit verbundene Geschäft des Abdeckers (s. d.). Nach den Reichsgesetzen traf zwar den eigentlichen S. niemals Unehrlichkeit oder Anrüchigkeit, aber das allgemeine Vorurtheil warf ihn durch lange Zeit mehr oder minder mit den Henkern und Abdeckern zusammen, versagte ihm das städtische Bürgerrecht, gebot ihm eine auszeichnende Kleidung und wies ihm in der Kirche einen besondern Stand und beim Abendmahle die letzte Stelle an. Die S. bildeten ehemals eine Art von Kaste oder Zunft, und ihr Meisterstück bestand in der gelungenen Enthauptung eines Verurtheilten, für welche sie sich an aufgehängten Thieren oder Scheiben einübten. Gegenwärtig müssen sowol der S. und sein Gehülfe vereidigt sein, und ihr Lohn ist entweder überhaupt gesetzlich bestimmt oder wird für den einzelnen Fall nach den Grundsätzen über die Verbindlichkeit zur Uebernahme öffentlicher Geschäfte bemessen, wodurch die mannichfachen Misbräuche wegfallen, welche ehemals mit den Gebührenforderungen der S. verbunden waren.

Scharfschützen nennt man eine leichte Infanterie, welche mit den besten Feuergewehren, besonders Büchsen, bewaffnet, im Schießen vorzüglich ausgebildet und zum zerstreuten Gefecht besonders im bedeckten, durchschnittenen oder gebirgigen Terrain, bestimmt ist. In der russ. Armee führt die ganze leichte Infanterie den Namen S. Auch bei Landesbewaffnungen, vorzüglich von Gebirgsvölkern, die sich als gute Jäger auszeichnen, kommen S. vor, unter denen sich die tyroler und schweizer einen guten Namen gemacht haben.

Scharlach ist eine sehr lebhafte, ins Gelbe fallende rothe Farbe und von dem mehr bläulichen Purpur wohl zu unterscheiden. Die Alten erzeugten diese beliebte Farbe auf Zeugen mit Kermes, und auch jetzt noch wird dieser Farbestoff dazu verwendet. Auf Wolle und Seide färbt man S. mit Cochenille und mit Zinnbeize, was Nikolaus Drebbel in Holland erfand. Auf Baumwolle gibt auch Krapp scharlachähnliche Nuancen.

Scharlach (Scarlatina) heißt eine ansteckende Krankheit, bei welcher das augenfälligste Symptom, ähnlich wie bei den Masern, in einem (scharlachrothen) Hautausschlag besteht. Die Krankheit bricht nicht unmittelbar nach der Ansteckung aus, sondern etwa erst acht Tage nach derselben (Incubationsstadium), während welcher Zeit das Befinden meist völlig ungestört oder nur leicht gestört ist. Die eigentliche Erkrankung beginnt mit wiederholtem Frösteln, seltener mit einem Schüttelfrost, dem Gefühl brennender Hitze, mit Brechneigung oder Erbrechen, heftigem Kopfschmerz, allgemeiner Schmerzhaftigkeit und Abgeschlagenheit der Glieder und sehr hohem Fieber. Gleichzeitig ist die Rachenschleimhaut mit den Mandeln geschwollen, geröthet und schmerzhaft. Nachdem dieser Zustand einen bis zwei Tage angehalten, selten früher oder später, treten unter

Steigerung der Allgemeinerscheinungen zuerst am Halse zahlreiche kleine, dicht beieinanderstehende, oft zusammenfließende, dunkelrothe Flecken auf, die sich in den nächsten 24—36 St. über den ganzen Körper ausbreiten; im Gesicht werden meist nur die Wangen geröthet. Zugleich nehmen die Entzündungserscheinungen der Mund- und Rachenschleimhaut zu, das Fieber hält noch an und fällt erst, wenn der Ausschlag zu erblassen beginnt, was am vierten oder fünften Tage eintritt. Der Ausschlag erblaßt in der Reihenfolge, in welcher er auftrat. Die von dem Ausschlag befallene Haut schuppt sich alsdann (vom fünften Tage ab) in den folgenden 8—14 Tagen ab. Der S. bietet verschiedene Formen dar. Der Ausschlag kann auf einzelne Hautstellen beschränkt bleiben, es können Bläschen und Blasen sowie Blutungen in die Haut daneben auftreten, oder der Ausschlag kann auch ganz fehlen. Ebenso kann die Entzündung der Rachenschleimhaut verschiedene Grade von Heftigkeit zeigen. Die den S. stets begleitende Entzündung der Lymphdrüsen und Nieren bedingt nicht selten einen übeln Ausgang der Krankheit und Nachkrankheiten. Der S. tritt in den allermeisten Fällen epidemisch auf, und zwar vorzüglich im Herbst und Frühlinge. Säuglinge und Erwachsene bleiben meist verschont, aber Kinder, welche das zweite Jahr überschritten haben, werden am leichtesten angesteckt. Die Ansteckung erfolgt von Person zu Person, auch unter Vermittelung von solchen, die selbst nicht erkranken. In welchem Stadium die Krankheit am leichtesten ansteckt, ist nicht bekannt. Bei der Pflege der Scharlachkranken gilt als Regel, im Zimmer eine möglichst gleichmäßige Temperatur von 10—12° R. zu halten, den Kranken nicht mit ungewohnt schweren Betten zu bedecken, ihn aber im Bett zu halten. Außerdem muß man die Luft des Zimmers wiederholt vorsichtig erneuern, als Getränk Wasser oder schwach-säuerliche Limonade geben, nur leichtverdauliche Nahrung (Milch, Fleischbrühe) zulassen. Bei Stuhlverstopfung sind Klystiere von lauem Wasser den Abführmitteln vorzuziehen. Auch nach beendeter Abschuppung müssen die Kranken noch 14 Tage vor Erkältungen gehütet werden (im Zimmer bleiben), und es sind in dieser Zeit einige lauwarme Bäder von Nutzen. Wer den S. einmal überstanden hat, ist fast völlig vor einer zweiten Ansteckung gesichert.

Scharnhorst (Gerh. David von), preuß. General, wurde 12. Nov. 1756 zu Bordenau in Hannover von bürgerlichen Aeltern geboren und bis in sein 15. J. zum Landwirth erzogen. Infolge eines Processes kam sein Vater, ein gewesener Quartiermeister, in den Besitz des Ritterguts Boderow, und der junge S, der viel Neigung für den Militärstand hatte, erlangte nun durch den Grafen von Schaumbrug-Lippe-Bückeburg 1772 den Eintritt in die Kriegsschule zu Wilhelmsstein. Er wurde 1776 Fähnrich und trat dann in das hannov. Dragonerregiment Estorf. Seine Talente bekundeten sich schon damals in den Vorlesungen, die er jüngern Kameraden hielt. 1780 wurde er als Lieutenant zur Artillerie versetzt und 1782 als Lehrer an die nach seinem Plane reorganisirte Artillerieschule nach Hannover berufen. Hier ließ er seinen ersten, bereits früher erschienenen militärischen Arbeiten mehrere werthvolle Werke folgen. 1792 zum Stabshauptmann befördert, wohnte er 1793 als Chef einer reitenden Batterie dem Feldzuge gegen die Franzosen bei, war 1794 in der hart belagerten Festung Menin Generalstabsoffizier des Generals von Hammerstein und zeichnete sich hier glänzend aus, sodaß er zum Major und 1796 zum Oberstlieutenant avancirte. Im Frieden zu schriftstellerischer Thätigkeit zurückgekehrt, wurde sein Name bald so bekannt und geachtet, daß der Herzog von Braunschweig als preuß. Feldmarschall auf die Empfehlungen des damaligen Majors von dem Knesebeck, der mit S. bei einer Mission nach Kassel bekannt geworden war, diesem den Antrag machte, in preuß. Dienste überzutreten. S. nahm das Anerbieten an, weil er glaubte, in diesem größern Staate einen bessern Wirkungskreis zu finden. Er nahm 1801 den Abschied aus hannov. Dienst und wurde in der preuß. Artillerie angestellt, gleich aber auch als Director zu der Akademie für junge Offiziere berufen. Seine Reformen im Unterricht, vorzüglich aber seine eigenen, berühmt gewordenen Vorlesungen haben den wichtigsten Einfluß auf den spätern Geist der preuß. Armee gehabt, da er mit Erfolg seine Zuhörer mit dem innern Wesen der neuern Kriegführung bekannt machte. Das erweckte ihm aber viele Gegner unter den starren Anhängern der alten, überlebten Formen, sodaß er, ihrer Anfeindungen müde, 1803 um Versetzung bat. Er kam als Quartiermeister-Lieutenant in den Generalstab und wurde 1804 Oberst und in den Adelsstand erhoben. Als Generalstabschef des Herzogs von Braunschweig ging er 1806 in den Krieg, wurde bei Auerstädt leicht verwundet und schloß sich auf dem Rückzuge dem Blücher'schen Corps an. Bei Lübeck wurde er gefangen, bald aber wieder ausgewechselt und ging nun zur Armee nach Preußen, wo er der Schlacht von Eylau beiwohnte. Nach dem Tilsiter Frieden zum Generalmajor und Generaladjutanten des Königs befördert, war er Vorsitzender der Militärreorganisationscommission und leitete als Director des allgemeinen Kriegsdepartements

(bis 1810) die Verwaltung des gesammten Kriegswesens. Seine Wirksamkeit in diesem Zeitraume wurde für den preuß. Staat von der höchsten Wichtigkeit. Er richtete das sog. Krümpersystem ein, welches durch stete Ausbildung von Rekruten und Entlassung ausgebildeter Mannschaften eine große waffentüchtige Reserve im Volke schuf. Nur dadurch wurde es möglich, 1813 sogleich eine bedeutende Macht ins Feld zu stellen. Außerdem sorgte S. für das Kriegsmaterial, für die Intelligenz im Offiziercorps, für die neue Formation der Armee in Provinzialbrigaden unter sorgfältig ausgewählten Führern und für Reglements im Sinne der neuern Taktik. Er hatte schon damals den Plan einer National- oder Landmiliz, der erzwungene Pariser Tractat von 1808 verbot aber deren Errichtung und der Gedanke ruhte einstweilen, bis er in anderer Form 1813 durch die Landwehr (s. d.) zur Ausführung kam. S. trat 1810, um den Franzosen keinen Anstoß zu geben, vom Kriegsdepartement zurück, wurde zum Chef des Generalstabs der Armee und des Ingenieurcorps ernannt, leitete aber die militärischen Angelegenheiten fort. Als Preußen 1812 die Allianz mit Frankreich schließen mußte, bat S. um seinen Abschied; er wurde von seiner Function entbunden, jedoch zum Inspecteur der schles. Festungen ernannt. Er bewirkte, daß York den Befehl über das preuß. Hülfscorps erhielt, und bereitete, nach dessen kühner That zum König nach Breslau berufen, alles zum Kriege vor. Vom König beauftragt, schloß er das Bündniß zu Kalisch mit Rußland ab und organisirte die Landwehr wie vorher schon die freiwilligen Jägercorps und die Verstärkung des Linienheeres. Beim Ausbruch des Kriegs begleitete er als Generallieutenant und Chef des Generalstabs den General Blücher, und sein einsichtsvoller Rath beim Entwurf des Operationsplans wurde allgemein anerkannt. Indessen mußte seine Laufbahn schon mit der ersten Schlacht, bei Großgörschen, enden, wo er einen Schuß in den Schenkel erhielt, der bald bedenkliche Folgen herbeiführte. S. wollte über Prag nach Wien gehen, um den Uebertritt der Oesterreicher zur Sache der Verbündeten einzuleiten, starb aber zu Prag an den Folgen seiner Wunde, die er vernachlässigt hatte, 28. Juni 1813. Unter seinen Schriften sind besonders zu nennen: «Handbuch für Offiziere in den angewandten Theilen der Kriegswissenschaften» (3 Bde., Hannov. 1787—90; neue vervollständigte Auflage von Hoyer, 4 Bde., Hannov. 1817—20); «Taschenbuch für Offiziere» (Hannov. 1793; 4. Aufl. 1816); «Neues militärisches Journal» (Hannov. 1788); «Militärische Denkwürdigkeiten» (5 Bde., 1797—1805); «Die Wirkung des Feuergewehrs» (Berl. 1813). Sein von Rauch gefertigtes Standbild wurde auf Befehl des Königs 1822 zu Berlin aufgestellt. Vgl. von Boyen, Beiträge zur Kenntniß des Generals von S. und seiner amtlichen Thätigkeit in den J. 1808—13» (Berl. 1833); Clausewitz, «Ueber das Leben und den Charakter von S.» (aus dem Nachlasse herausgegeben, Hamb. 1832); Schweder, «S.'s Leben» (Berl. 1865).

Schärpe ist ein Band von Wolle, Seide, Gold oder Silber, meist mit Quasten geziert, das von Offizieren im Dienst, aber auch in einigen Staaten von Beamten oder bei festlichen Gelegenheiten von Personen, die als Ordner, Marschälle u. s. w. fungiren, als Abzeichen getragen wird. In frühern Kriegen, vor Einführung der Uniformen, diente die S. (auch Feldbinde genannt) als Erkennungszeichen und hatte deshalb die Farben des Kriegsherrn oder Kriegsbundes. Sie wurde über die Achsel und Brust gehängt, wie noch bei Civilpersonen, welche die S. anlegen, und in einigen Heeren von den Adjutanten geschieht, während die übrigen Offiziere sie um den Leib geschnallt tragen.

Schärtlein, s. Schertlin (Sebastian).

Schäßburg (ungar. Segesvár, walach. Sigisiora, lat. Schaesburgum oder Castrum Sex), Stadt in Siebenbürgen und Vorort des zum Sachsenlande gehörigen Schäßburger Stuhls, liegt am Großen Kokel in einer anmuthigen Gegend, welcher die bis in die Nähe der Stadt sich herandrängenden, mit mächtigen Eichen- und Buchenwäldern bestandenen Berge einen besondern Reiz verleihen. Der Ort zählt (Ende 1866) 8354 E., darunter 5538 Deutsche, 2013 Walachen, 394 Magyaren, 348 Zigeuner, 24 Juden, 37 Armenier, Slawen u. s. w. Von den vier evang.-luth. Kirchen ist die auf einem Berge (Schulberg) gelegene, schöne und große goth. Bergkirche, deren Bau 1429 begann, zu erwähnen. Außerdem bestehen eine röm.-kath. und eine griech.-nichtunirte Kirche. Die Stadt hat ein evang. (deutsches) Obergymnasium, ein evang.-deutsches Schullehrer- und Predigerseminar, eine evang.-deutsche Unterrealschule, eine evang.-deutsche Volksschule für Knaben und Mädchen, eine kath. Normalschule und eine griech.-nichtunirte Elementarschule. Zu dem Gymnasium gehört eine 1684 gegründete Bibliothek (über 10000 Bände), eine an antiken Münzen reiche Münzsammlung, eine Alterthümersammlung, eine naturhistorische, eine Urkunden- und Siegelsammlung u. s. w. Den Hauptindustriebetrieb der

deutschen Bevölkerung bildet die Baumwollweberei, für welche das Garn aus Wien bezogen wird. Die Walachen beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau, namentlich mit der Production von Kukuruz (Mais). Die Burg von S., gewissermaßen ein eigener Stadttheil, gewährt mit ihren zahlreichen Thürmen und Befestigungswerken einen pittoresken Anblick und war bereits 1280 in ihrem gegenwärtigen Umfange ausgebaut. ½ St. westlich von der Stadt liegen die Ueberreste des festen Standlagers (Stenarum), welches eine Abtheilung der XIII. röm. Legion innehatte. Am 31. Juli 1849 schlug der russ. General Lüders bei S. die ungar. Insurgenten unter Bem, der hier seinen Adjutanten, den berühmten ungar. Dichter Petöfi (s. d.), verlor.

Schatten nennt man in der Optik den gar nicht oder nur zum Theil erleuchteten Raum, welcher dadurch entsteht, daß undurchsichtige Körper Lichtstrahlen in ihrem Fortgange hemmen. Theile dieses Raums, in welche gar kein Licht dringt, nennt man Kernschatten (umbra), solche, in welche nur ein Theil der von der Lichtquelle ausgehenden Strahlen dringen kann, Halbschatten (penumbra). Ist der leuchtende Körper sehr klein oder einem Punkte gleich zu achten, so ist der durch den Dazwischentritt eines dunkeln Körpers entstehende S. nur ein Kernschatten und an Gestalt ein abgestutzter Kegel, dessen Spitze im leuchtenden Punkte liegt. Ist dagegen, wie etwa beim Verhältniß der Sonne zu den Planeten, die Lichtquelle von merklicher Ausdehnung, so ist der Kegel des Kernschattens noch von einem Halbschattenkegel umgeben. Bei unserer Erde nennen wir den Halbschattenkegel «Dämmerung», den Kernschattenkegel «Nacht». Treten Himmelskörper auf ihrer Bahn in den Schattenkegel eines andern, so entstehen «Finsternisse». Uebrigens ist, strenggenommen, auch bei völliger Punktform der Lichtquelle der Schattenkegel nie scharf begrenzt, weil noch gebeugte (s. Inflexion des Lichts), aber freilich darum sehr geschwächte Lichtwellen dahin gelangen können. Bei gleichzeitiger Wirksamkeit zweier Lichtquellen können «farbige S.» entstehen, und zwar sind diese entweder «objectiv» oder «subjectiv». Objectiv gefärbte S. erhält man, wenn keine von beiden Lichtquellen weiß ist. Ist z. B. die eine roth, die andere grün, so wird die Schattenfläche, welche die erstere etwa von einem Stabe auf ein weißes Blatt Papier wirft, nur von der zweiten erleuchtet sein, also grün erscheinen, der vom grünen Lichte erzeugte S. dagegen roth. Subjectiv gefärbte S. erhält man, wenn eine Lichtquelle weiß, die andere gefärbt ist. Fällt z. B. mattes weißes Tageslicht und gelbes Kerzenlicht auf ein weißes Blatt, so erscheint dieses gelblich, wirft aber die Kerzenflamme einen S. auf das Papier, so ist diese Stelle zwar in der That nur weiß beleuchtet, erscheint dem Auge aber nicht weiß, sondern in der zum Gelb gehörigen Complementärfarbe, nämlich blau.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Malerei aus, da der Umriß oder Contour (s. d.) mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. Sowie das sanfte Dunkel des S. auf jedem Gegenstande dem Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk bei den zeichnenden Künsten denkbar ohne S. Selbst der einfachste Umriß hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Im Orient, wo die senkrechten Strahlen der Sonne den S. verscheuchen, versteht es auch die Kunst nicht, S. in eine Darstellung zu bringen. Nur brennende Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orient. Gemäldes. Ebenso sind die Gebilde der heißern Zone in der Neuen Welt; schattenlos und bunt malen die Mexicaner und Peruaner. Im reinsten Lichte erscheinen uns die Gebilde griech. Kunst. Die gemäßigten Himmelsstriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechsels und des reizenden Helldunkels. (S. Clairobscur.) In den Gemälden bemerkt man dreierlei Hauptgattungen von S.: Hauptschatten, Schlagschatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Theile des Gemäldes aus, die dem einströmenden Licht entgegenstehen, und nothwendigerweise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben; doch sind diese S. der einzelnen Theile von abgestufter Dunkelheit, je nachdem sie dem Hauptlichte näher stehen. Schlagschatten sind solche, die durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen werden und dazu dienen, ihn herauszuheben vor den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten nennt man die Mitteltöne zwischen dem Licht und dem Hauptschatten, zuweilen auch die Widerscheine oder Reflexe. Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemälden entsteht nicht sowol durch völlige Abwesenheit des Lichts als vielmehr durch das Brechen und Einsaugen der Lichtstrahlen. Wer, um S. zu bewirken, blos schwarze Farbe hinmalen zu müssen meint, wird nimmer seinen Zweck erreichen; sie wird selbst zum Körper, der das Licht wieder zurückstrahlt. Nur durchsichtige, gebrochene Farbentöne saugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmernd muß ihre eigene Farbe und der Widerschein der benachbarten Gegenstände in ihnen verschmelzen. Unter den Meistern der ital. Schule bleibt Correggio der größte Künstler in dieser Benutzung des S. und Lichts. Man wird aber nie einen schwarzen S. auf seinen

Gemälden finden, sondern alles ist klar und durchsichtig. Man denke nur an seine Heilige Nacht, das Höchste in Vertheilung und Anwendung der S. Nicht in dem grellen Gegensatz, sondern in der höchsten Verschmelzung von Licht und S. liegt hier die auffallendste Wirkung. Von den Meistern der lombard. und venet. Schule verdient besonders Gherardo della Notte erwähnt zu werden, der von seinen kunstvollen Beleuchtungen den Namen erhielt. Die röm. und florentin. Schule beschäftigte sich mehr mit der Form und war näher mit der alles gestaltenden Plastik verwandt. Trefflich wußten die Meister der niederländ. Schule jenen Zauber anzuwenden. Da sie die Farben besonders zart und durchsichtig behandelten, so brachten auch selbst untergeordnete Künstler bei ihnen große Wirkungen in dieser Art hervor. Die höchste Berühmtheit erlangte hier Rembrandt. Er wußte auf seinen Gemälden alles mit warmen, bräunlichgrünen Tinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zusammenzudrängen, sodaß es da flammenartig wirkte. Durch diese wundervolle Beleuchtung gab er oft den gemeinsten Gegenständen Poesie. Auch viele der Meister im Fach der kleinen, zart ausgeführten Cabinetsstücke sind hierin bewundernswerth, besonders van der Werff, Gerard Dow, Schalken und Mieris. Die deutsche Schule blieb in dieser Beziehung weit hinter den Italienern zurück; ihre S. sind meist trocken, grau und undurchsichtig. Der Goldgrund, den die altdeutsche wie die altital. Kunst anwandte, ging aus einem ähnlichen, doch noch unbewußten Streben hervor. Das Heilige erschien ihnen so helleuchtend, und Sinn und Leben waren bei ihnen so klar und eintönig, daß ihre Phantasie gar nicht auf die magischen Schattenwirkungen hingeleitet wurde. Die düstern, schwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Maler, besonders Murillo und Spagnoletto, malten oft mehr finster als dunkel. Die ältere franz. Schule zeichnete sich nicht durch Schattenwirkungen aus; daher haben auch fast alle ihre Gemälde etwas Flaches und Kaltes. Große Vorzüge hierin hat dagegen die neue franz. Schule. Ebenso hat die neuere deutsche Schule in diesem Fache treffliche Meister, besonders aus der düsseldorfer Schule.

Schattenriß, s. Silhouette.

Schattirung heißt in der Malerei die Veränderung, welche durch die verschiedenen Grade der Stärke des darauffallenden Lichts in derselben Farbe hervorgebracht wird. Hierdurch entstehen Mittelfarben oder Tinten, welche die Lebendigkeit des Colorits ausmachen. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; sobald das Licht einmal gegeben ist, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerschein geschehen, nothwendig aus der ersten Stellung. Es gibt Köpfe von van Dyck, an denen man keine Schatten wahrnimmt, und die sich dennoch vollkommen runden. Hier entsteht die Wirkung von den sog. Mittelfarben, ähnlich der Wirkung von Schatten und Licht.

Schatz (lat. thesaurus). Bewegliche Werthgegenstände, die an einem ungewöhnlichen Orte unter solchen Verhältnissen aufgefunden werden, daß sich ihre Verbergung vor längerer Zeit und die Unmöglichkeit, den Eigenthümer zu ermitteln, von selbst ergibt, gelten nach röm. und gemeinem Rechte als Zubehör des Aufbewahrungsorts und fallen dessen Eigenthümer zu, wenn dieser oder ein von ihm dazu Beauftragter den Schatz entdeckt (inventio). Sonst gebührt dem Dritten, welcher den S. zufällig findet, die Hälfte als Fundlohn, vorausgesetzt, daß er die zur Bloßlegung führenden Handlungen nicht widerrechtlich vornahm. Einige Landrechte ändern an diesen Grundsätzen zu dem Zwecke, um auch dem Staate einen Antheil an dem Funde zu verschaffen. Aus dem röm. Rechte schlägt hier nur die Anordnung ein, daß der S., wenn er durch magische Künste entdeckt wurde, der Confiscation unterliegen soll. Gegenwärtig betrachtet man diese Bestimmung meist als unpraktisch, was aber nicht ausschließt, daß die noch jetzt nicht seltene Benutzung abergläubischer Mittel durch Schatzgräber nach Befinden das Strafgericht in Thätigkeit setzen kann. So würde der Eigenthümer, welcher sich zum Festmachen der hinweggleitenden Kostbarkeiten einen Todtenfinger verschafft, wegen Verletzung von Grabstätten unter Anklage zu stellen sein. Wer andere unter Misbrauch ihrer Leichtgläubigkeit in eigennütziger Absicht zu Beisteuern bewegt, um durch bestellte Messen die den S. bewachenden Seelen in die ewige Ruhe hinüberzuführen oder sonst abergläubischen Bedingungen zu genügen, macht sich eines Betrugs schuldig.

Schauanstalten waren obrigkeitliche Institute, welche die Güte gewisser Ausfuhrwaaren eines Landes bei ihrem Uebergange in den Verkehr zum Gegenstande hatten und, indem sie den Käufer vor Nachtheil bewahrten, dem eigenen Lande oder Platze seinen guten Ruf bezüglich seiner Exportartikel erhalten wollten. Sie bestanden früher häufig und waren größtentheils in den Händen der Innungen. Ihre Controle erstreckte sich nicht blos auf die Qualität, sondern auch auf das richtige Maß oder Gewicht und bisweilen zugleich auf die vorschriftsmäßige Verpackung.

Der Nutzen solcher Anstalten ist sehr überschätzt worden, während sie doch viele Nachtheile haben. In Deutschland war die Beschau vorzüglich bei Manufacten gebräuchlich, so in Hannover, Sachsen und Schlesien für Leinengarn und Leinengewebe (die Anstalten hießen in Hannover Leggen), in Böhmen beim einheimischen Tuche. Ferner fand eine Beschau des Hopfens in Böhmen und Baiern, der Färberröthe in Breslau statt u. s. w. In Holland war die Schau üblich beim Heringshandel, indem den Tonnen der verschiedenen Gattungen abweichende Brandzeichen gegeben werden. Das ausgedehnteste, neuerdings gänzlich aufgegebene System hatte Rußland in seiner Brake. Eine Controle behufs des für den Handel gültigen Gewichts der rohen Seide üben jene Anstalten mehrerer franz., ital. und süddeutscher Orte, in welchen dieselbe von dem Uebermaße der Feuchtigkeit befreit wird, die sog. Conditionirungsanstalten.

Schaumburg, eigentlich Schauenburg, eine ehemalige Grafschaft im Westfälischen Kreise, an der Weser, begrenzt vom Fürstenthum Kalenberg, den Grafschaften Lippe und Ravensberg und dem Fürstenthum Minden, hatte ihren Namen von dem Schloß Schauenburg, zwischen Rinteln und Oldendorf, das der Ahnherr der alten Grafen von Schauenburg, Adolf I., 1033 in dem ihm vom Kaiser Konrad II. überlassenen Landstriche auf einer Vorhöhe des aussichtsreichen Paschenbergs erbaute. Sein Enkel Adolf III. wurde 1106 von Kaiser Lothar II. mit Stormarn und Holstein, Dithmarschen ausgenommen, als Grafschaft Holstein belehnt, und seine Nachkommen erwarben die Grafschaft Sternberg und die Herrschaft Gehmen. Den Grafen Ernst III. erhob Kaiser Ferdinand II. 1619 in den Reichsfürstenstand. Ihm folgte sein Bruder Jobst Hermann und dessen Vetter Otto, mit welchem letztern das fürstl. Haus 1640 erlosch. Seine Mutter Elisabeth, die Gemahlin des Grafen Georg Hermann von Schaumburg-Gehmen, eine Tochter des Grafen Simon von der Lippe, setzte sich sofort in den Besitz der schaumburg. Länder und ernannte hierauf ihren Bruder, den Grafen Philipp von der Lippe, zu ihrem Erben und Nachfolger. Gleichzeitig aber hatte sich der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, zufolge eines Vertrags von 1565, als Lehnsherr eines Theils der schaumburg. Besitzungen bemächtigt (das spätere hannov. Amt Lauenau und ein Theil von Hameln), in welchem er auch 1647 durch Vertrag belassen wurde. Andere Stücke der Grafschaft wurden von dem Landgrafen von Hessen-Kassel als Lehnsherrn in Anspruch genommen. Der Streit glich sich aber dadurch aus, daß der Graf Philipp von der Lippe mit einer hess. Prinzessin sich vermählte und nun mit dem von Hessen beanspruchten Theil belehnt wurde. Als hierauf auch das Fürstenthum Minden mehrere Theile sich zueignen wollte, bestand der Landgraf von Hessen auf einem neuen Vergleiche, der im Westfälischen Frieden so festgestellt ward, daß der Graf Philipp die Aemter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg nebst einem Theile vom Amte Sachsenhagen, der Landgraf von Hessen-Kassel aber die Aemter Schaumburg, Rodenberg und den andern Theil von Sachsenhagen erhielt. Beide bekamen dadurch Sitz und Stimme auf der westfäl. Reichsgrafenbank. Der lippesche Antheil von S. bildet das Fürstenthum Schaumburg-Lippe (s. d.).

Der bis 1866 kurhess. und zur Provinz Niederhessen gerechnete, seitdem aber preuß. Antheil, Grafschaft S. genannt, von welcher 1831 der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm sowie den Kindern aus dieser morganatischen Ehe der gräfl. Titel verliehen wurde, zählte 1864 auf 8,33 Q.-M. 37344 E., bildete das Regierungscommissariat oder den Kreis Rinteln und zerfiel in die vier Justizämter Rinteln, Obernkirchen, Oldendorf und Rodenberg. Außer der Hauptstadt Rinteln (s. d.) sind bemerkenswerth die Städte Obernkirchen mit 2275 E. und einer interessanten alten Kirche, welche die Grabmäler einiger Grafen von S. enthält, und Rodenberg mit 1950 E., einem durch sechsfache Mauer bewehrten Schloß und einer Saline. Unweit davon liegt der Curort Neundorf (s. d.). Auch die jetzige Standesherrschaft S. im Herzogthum Nassau, dem jetzigen preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, war einst reichsunmittelbar, hatte aber nirgends eine Stimme. Sie gehörte früher dem Hause Limburg, kam 1279 an das Haus Westerburg und wurde 1656 von der Gräfin von Holzappel erkauft und auf deren Tochter Elisabeth, Gemahlin des Fürsten Adolf von Nassau-Dillenburg, vererbt. Diese Linie Nassau-Schaumburg erlosch aber schon mit dem Stifter 1707, und es gingen nun die Grafschaften S. und Holzappel an die Erbtochter über, welche mit dem Fürsten Lebrecht von Anhalt-Bernburg vermählt war. So entstand die anhalt. Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg, die 24. Dec. 1812 mit dem Fürsten Friedr. Ludw. Adolf im Mannsstamme erlosch. Hoym und andere anhalt. Güter fielen nun wieder an Anhalt-Bernburg. Die Grafschaften S. und Holzappel wurden durch die Erbtochter ihrem Gemahl, dem Erzherzog Joseph von Oesterreich, Palatin von Ungarn, zugebracht und auf deren Sohn, den Erzherzog Stephan (gest. 19. Febr.

1867), vererbt, der danach den Titel Fürst von S. führte. Die Grafschaft umfaßt etwa $1^1/_4$ Q.-M. mit etwa 3800 E. Der Hauptort ist das Städtchen Holzappel, $1^1/_8$ M. südwestlich von Diez an der Lahn, mit 900 E. und einer Kirche, welche das Grab des Stammherrn der gleichnamigen Grafschaft, des im Dreißigjährigen Kriege von einem Landsknechtssohn aus Niederhadener zum kaiserl. Feldmarschall emporgestiegenen und 1643 zum Reichsgrafen erhobenen Peter Eppelmann (Melander) enthielt. Das Stammschloß bei dem Dorfe (Eisenbahnstation) Balduinstein an der Lahn, $^4/_5$ M. südwestlich von Diez auf einem bewaldeten Basaltkegel gelegen, wurde 1850 vom Erzherzog Stephan großartig neu aufgebaut und zum Glanzpunkt des Lahnthals umgewandelt. Ueber dem Dorfe (Eisenbahnstation) Laurenburg liegt die gleichnamige, alte nassauische Stammburg, welche jahrhundertelang dem Hause den Namen gab, ehe es den von Nassau annahm. Zwischen Laurenburg und Balduinstein liegt das standesherrliche Dorf Geilnau mit einem alkalischen Sauerbrunnen, dessen Wasser stark versendet wird, besonders nach England. — S. heißt auch eine Grafschaft im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens, deren Stammburg an der Donau oberhalb Efferding, unweit vom Dorfe Pupping, auf einen hohen, bewaldeten Felsen in Trümmern liegt. Die Inhaber derselben waren reichsunmittelbar und beherrschten das ganze Donauthal von Linz bis Passau. Sie starben 1559 aus, und seit 1572 gehört ihr Besitzthum den Grafen von Starhemberg.

Schaumburg-Lippe, ein souveränes deutsches Fürstenthum von 8,05 Q.-M. mit 31400 E., begreift den westl. Theil der ehemaligen Grafschaft Schaumburg, der von den preuß. Provinzen Hannover, Westfalen und dem preuß. (bis 1866 kurhess.) Theile der Grafschaft Schaumburg umschlossen wird. Das Land liegt am nördlichsten Zweige des Wesergebirgs, hat im Norden das Steinhuder Meer mit der kleinen Festung Wilhelmsstein, im Osten die Bückeberge zur Grenze und im Westen den Schaumburger Wald, und ist von Natur durch Fruchtbarkeit des Bodens sowie durch Reichthum an Holz und Steinkohlen vortheilhaft ausgestattet. Auch hat es gute Gesundbrunnen, z. B. die starken Schwefelbäder in Eilsen und eine Stahlquelle in Stadthagen. Die Bewohner sind im allgemeinen ein tüchtiger Menschenschlag; der Bauernstand hält noch sehr an seiner altgewohnten Tracht. Mit Ausnahme von 840 Reformirten, 100 Katholiken und 395 Juden bekennt sich die Bevölkerung zur luth. Confession. Ackerbau, Garnspinnerei und Leinweberei, deren Artikel vielfach ausgeführt werden, sind die Haupterwerbsquellen. Auch nährt der mit Preußen gemeinschaftlich betriebene Steinkohlenbau eine Menge Menschen. Das Ländchen ist bei dem Reichthume seiner Hülfsmittel durchschnittlich wohlhabend. Die oberste Leitung der Landesangelegenheiten steht unter der Regierung, welche auch Lehnskammer ist. Die Rentkammer führt die Verwaltung der fürstl. Domänen, Finanzregalien, Bergwerke und Forsten. Das Consistorium besorgt die luth. Kirchenangelegenheiten, wogegen die Reformirten unter der Oberaufsicht der Regierung zu dem Synodalverbande der Niedersächsischen Conföderation und die Katholiken zu der Diöcese des Bischofs von Osnabrück gehören. Das höhere Schulwesen hat sich in neuerer Zeit bedeutend gehoben. Das Bürger- und Volksschulwesen ist in einem befriedigenden Zustande. In der Justizverfassung bestehen als erste Instanz für die Bewohner der Städte die Stadtgerichte; der Magistrat zu Stadthagen hat selbst Criminalgerichtsbarkeit. Für die Dorfbewohner bilden die Aemter die erste Instanz und für die in neuerer Zeit wesentlich beschränkten Eximirten die Justizkanzlei, welche außerdem das erkennende Criminalgericht ist. Der Instanzenzug geht von den Untergerichten an die Justizkanzlei und von da an das mit Braunschweig gemeinschaftliche Oberappellationsgericht zu Wolfenbüttel. Bei nicht appellabeln Gegenständen bildet ein Justizsenat der Regierung die dritte Instanz; auch kann derselbe auf Antrag der Parteien in denjenigen Sachen sprechen, in welchen bei der Justizkanzlei ein nicht devolutes Rechtsmittel eingelegt ist. Actenversendung an fremde Spruchcollegien ist in den höhern Instanzen gestattet. Das fürstl. Haus bekennt sich zur reform. Confession. Von auswärtigen Besitzungen des fürstl. Hauses sind anzuführen: das Paragialamt Blomberg im Fürstenthum Lippe, die schon in frühern Zeiten erworbenen Besitzungen in Mecklenburg und Oldenburg sowie die von dem letzten verstorbenen Fürsten angekauften Besitzungen in Böhmen, Ungarn und Slawonien. Die Herrschaft Nachod in Böhmen ist zum Secundogenitur-Fideicommiß erhoben. Das fürstl. Haus ist mit Lippe durch Hausverträge verbunden. Im Bundesrathe des Norddeutschen Bundes hat der Fürst eine Stimme. Die Friedenspräsenzstärke des Contingents betrug 1867 310 Mann, der Matricularbeitrag zur Bundeskasse 4457 Thlr. Infolge Militärvertrags mit Preußen bildet seit 1. Oct. 1867 das Contingent einen Theil des 7. westfäl. Regiments (zum 7. norddeutschen Armeecorps gehörig).

Die Linie Schaumburg oder auch Bückeburg des Hauses Lippe (s. d.) wurde von des Grafen

Simon VI. jüngstem Sohne, Philipp, gestiftet, der als Apanage beim Tode des Vaters 1613 die Aemter Lipperode und Alverdissen erhielt und von seiner Schwester Elisabeth, der Gemahlin des letzten Grafen von Schaumburg, 1640 zum Erben der Grafschaft Schaumburg (s. d.) eingesetzt wurde, von der er aber nur die Aemter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg von Hessen-Kassel zu Lehn erhielt. Er galt zufolge Vertrags mit seinen Brüdern als unmittelbarer freier Reichsgraf, führte 1668 das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein und starb 1681. Ihm folgte sein ältester Sohn Friedrich Christian, der die bückeburg. Linie fortführte und 1728 starb, während ein zweiter Sohn, Philipp Ernst, dem der Vater das Amt Alverdissen als Apanage zugewiesen hatte, die Linie Alverdissen stiftete. Als unter Friedrich Christian zu Bückeburg 1709 die lippische Linie Brake erlosch, bemächtigte sich der Graf von Lippe der Erbschaft, und erst Friedrich Christian's Sohn und Nachfolger, Albrecht Wolfgang, gest. 1748, kam durch reichshofräthliche Erkenntnisse von 1734 und 1737 und durch den Vergleich von Stadthagen 1748 in den Besitz von Blomberg und Schieder. Mit dem Grafen Wilhelm, gest. 1777, der 1765 den Wilhelmsstein im Steinhuder Meere anlegte, portug. Generalissimus und hannov. Generalfeldzeugmeister war und sich als Feldherr rühmlich auszeichnete, erlosch die ältere Linie Bückeburg im Mannsstamme, und der Besitz ging auf die Linie Alverdissen über. In dieser war dem Stifter 1723 dessen Sohn Friedrich Ernst gefolgt, der 1749 zu Gunsten seines Sohnes Philipp Ernst resignirte. Wegen der Besitznahme der aus der Erbschaft der erloschenen Linie Brake an die Linie Bückeburg gefallenen Besitzungen nach dem Erlöschen der letztern durch die Linie Alverdissen entstanden wieder langwierige Streitigkeiten mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, der die Lehnsgüter einziehen wollte, und mit dem Grafen von Lippe, der zufolge eines Vergleichs von 1722 Erbansprüche erhob; doch behauptete sich die jüngere Linie gegen Abtretung des Amts Schieder im Besitze von Schaumburg-Bückeburg. Der Graf Philipp Ernst zu Alverdissen, der sich seit dem Anfalle der bückeburg. Besitzungen Graf von Schaumburg-Lippe-Bückeburg nannte, starb 13. Febr. 1787, und ihm folgte sein Sohn Fürst Georg Wilhelm zu S. unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Prinzessin Juliane von Hessen-Philippsthal, die den von Hessen-Kassel erhobenen und mit Gewalt verfolgten Gebietsanspruch durch ihre Energie vereitelte. Georg Wilhelm übernahm 8. Mai 1807 die Regierung persönlich, nachdem er schon vorher zufolge des Vertrags zu Warschau vom 13. April 1807 als souveräner Fürst dem Rheinbunde beigetreten war. Zur Ausgleichung des Streits mit Lippe trat er 1812 auch Alverdissen an dieses ab. Nach der Stiftung des Deutschen Bundes, dessen Mitglied der Fürst 1815 wurde, regte jedoch Lippe die Streitfrage, die bisher geruht, von neuem an. Es kam 1818 selbst zu Gewaltthätigkeiten, und vergebens versuchte der Bundestag eine gütliche Ausgleichung. Erst durch eine Austrägalentscheidung des Oberhofgerichts zu Manheim vom 22. Dec. 1838 wurde der Streit beseitigt, der damit endete, daß Lippe die Souveränetät über das Amt Blomberg erhielt. Durch Verordnung vom 15. Jan. 1816 verlieh Fürst Georg Wilhelm seinem Lande eine ständische Verfassung, die auf einer Landesvertretung durch die Ritterschaft, die Städte und die Bauern beruhte. Die Stände versammelten sich in einer Kammer; die Verhandlungen waren nicht öffentlich. Wichtig ward der Landtag von 1818, auf welchem das Finanz- und Steuerwesen regulirt wurde. Der Fürst übernahm die auf der Landeskasse ruhenden Schulden im Betrage von 106000 Thlrn. und erhielt dagegen die etwa gleichviel betragenden Forderungen dieser Kasse überwiesen, sodaß das Land auf solche Weise schuldenfrei wurde. Nach dem Landtage von 1818 trat eine ruhige Entwickelung ein, und auch 1830 fanden keine öffentlichen Störungen statt. Indessen brachten bei der damaligen allgemeinen Aufregung die Stände auf dem Landtage von 1830—31 vielfache Beschwerden und Desiderien vor, die zum Theil ihre Erledigung erhielten. Anfang 1837 trat der Fürst dem damaligen Steuerverein und mit diesem 1854 dem Deutschen Zollverein bei. Auf dem Landtage von 1844 kam ein Ablösungsgesetz (vom 25. Jan. 1845) zu Stande, wonach die auf dem Privateigenthum haftenden privatrechtlichen Reallasten gegen Entschädigung aufgehoben werden konnten. Ausgenommen blieben jedoch, außer den öffentlichen Abgaben und Lasten sowie den Gemeinde- und Societätslasten, das Heimfallsrecht, die lehnsherrlichen Rechte, die auf Erbpachtsverhältnissen beruhenden Lasten, die forst- und jagdherrlichen Gerechtsame, die Servituten aller Art und auch die Spann- und Handdienste, die jedoch durch eine Verordnung vom 25. Aug. 1845 im Wege freiwilliger Uebereinkunft ebenfalls für ablösbar erklärt wurden. 1847 ward die durch das Land erbaute Eisenbahn, ein Theil der Hannover-Mindener Bahn, eröffnet. In der Bewegung von 1848, die sich übrigens im Fürstenthum weniger heftig als anderwärts äußerte,

traten die gewöhnlichen Volkswünsche zu Tage, die zum Theil ihre gütliche Erledigung fanden. Doch die verlangte Erklärung der Domänen zu Staatsgut gegen eine Civilliste wies der Fürst mit Entschiedenheit zurück. Auch die angeregten Reformen in der Landesverfassung und dem Finanzwesen gelangten nicht zu vollständiger Erledigung. In den deutschen Angelegenheiten schloß sich das Fürstenthum dem Dreikönigsbündniß an, doch war die fürstl. Regierung eine der ersten, die auf die Einladung Oesterreichs die reactivirte Bundesversammlung wieder beschickten. Georg Wilhelm starb 21. Nov. 1860, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Fürst Adolf Georg (geb. 1. Aug. 1817), der seit 1844 mit der waldeckschen Prinzessin Hermine vermählt ist und in der preuß. Armee den Rang eines Generals der Cavalerie bekleidet. In den deutschen Wirren von 1866 entschied sich die fürstl. Regierung mit der 16. Curie beim Bundesbeschlusse vom 14. Aug. für den österr. Mobilisirungsantrag und schickte ihr Truppencontingent auf Bundesbefehl nach Mainz. Doch erklärte sie 29. Juni ihren Austritt aus dem Bunde und trat 18. Aug. dem Bündnißvertrage mit Preußen und somit dem Norddeutschen Bunde bei.

Schaumkraut, s. Cardamine.

Schauspiel wird bald im weitern, bald im engern Sinne gebraucht. Im erstern Falle ist es der deutsche Ausdruck für das Drama überhaupt, im letztern für jene Mittelgattung des Dramas, die, ernste und tragische Stoffe heiter und versöhnlich abschließend, zwischen Tragödie und Komödie unbestimmt mitteninne steht. (S. Drama.)

Schauspielkunst ist die nothwendige Ergänzung und Vollendung der dramatischen Dichtung. Die Dichtung schließt sich in die Grenze der innern Vorstellung ein und arbeitet nur für das Auge der Phantasie, während der volle Umfang der Kunst und des künstlerischen Genusses verlangt, daß diese Grenze durchbrochen werde, daß die blos innere Gegenwart und Wirklichkeit in die sinnlich sichtbare Vergegenwärtigung und Verwirklichung übergehe, daß das Phantasiebild Körper gewinne durch Action und Declamation. Dies ist das Wesen und die Aufgabe der S., d. h. der Kunst der theatralischen Darstellung. Es ist daher klar, daß die S. nicht blos reproductive, sondern im höchsten Sinne productive, selbständig schöpferische Kunst ist. Der echte Schauspieler hat dem dramatischen Dichter nicht blos nachzutauchen in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften, sondern er bringt auch etwas wesentlich Neues, Erfüllendes, Ausführendes hervor. Doch geht man zu weit, wenn man den Schauspieler zum Dramatiker in das Verhältniß des Componisten zum Operndichter stellt; aber sicher ist es das Verhältniß des Gemäldes zum Carton. Dagegen hat die S. eine andere, in ihrer innersten Natur liegende Grenze und Schwäche, die es erklärt, warum die meisten Aesthetiker dennoch die S. nicht als volle und ganze, den andern Künsten ebenbürtige Kunst anerkennen wollen, sondern sie nur in jene Unter- und Nebenart stellen, welche man mit einem Ausdrucke Kant's die «anhängende» Kunst zu nennen pflegt. Das Darstellungsmaterial des Schauspielers ist seine eigene gegebene und zufällige Persönlichkeit. Diese kann er ausbilden, heben, ideal steigern und läutern, aber nicht überwinden, nicht dem Phantasiebild des frei schaffenden Dichters in allen Stücken und Bedingungen völlig gemäß und entsprechend machen. Ein Rest von Unangemessenheit bleibt immer zurück, wie der Landschaftsgärtner, an die natürliche Bodenfläche und Beleuchtung gebunden, trotz genialster Intentionen nicht dem frei schaffenden Landschaftsmaler nachkommen kann. Alle Kunst des Schauspielers besteht darin, diese unüberspringbare Grenze möglichst abzuschwächen, die Unangemessenheit zwischen dem Darstellungsmaterial und dem darzustellenden Ideal möglichst vergessen zu machen, d. h. die Rolle trotz aller Hindernisse zu decken und in ihr schlechthin aufzugehen. Ziel der Auffassung und Darstellung ist, daß der Schauspieler seine zufällige, ihm angeborene Persönlichkeit möglichst entäußere und sie seiner Rolle so ganz und gar anschmiege, daß der Zuschauer mit der Rolle den Träger derselben völlig eins und verwachsen glaube, daß er zu der Täuschung gezwungen werde, als sehe er nicht einen Darsteller, sondern die betreffende Gestalt der Dichtung selbst. Solche Schauspieler, die, wie es die Kunst verlangt, sich ganz nach der Rolle modeln, nennt man objective Schauspieler; solche dagegen, welche die Rolle nach sich modeln und daher nicht die Rolle, sondern nur sich selbst spielen, subjective. Die Alten erleichterten dem Schauspieler diese Objectivität durch typische Masken, die Neuern mit ihren Forderungen nach schärferer Charakteristik und Individualisirung gestatten diese Masken nicht mehr und verlangen lebendige Mimik, d. h. lebendige Geberdensprache. Declamation (s. d.) und Mimik (s. d.) sind daher die Grundbestandtheile aller S. Vgl. Rötscher, «Die Kunst der dramatischen Darstellung» (Berl. 1841).

Je inniger die S. mit der dramatischen Dichtung zusammenhängt, um so genauer spiegeln sich auch in ihr alle verschiedenen Stilrichtungen, welche wir in der Geschichte des Dramas ver-

folgen. Zum Theil geschieht dies sogar noch schärfer als im Drama selbst, weil voller und augenfälliger. Der Plastik des antiken Dramas gemäß war die S. der Alten durchaus plastisch; Maske, Kothurn, der ganze Schauspieler eine lebendige Statue. Wie die gesammte moderne Kunst vom Plastischen zum Malerischen neigt, so ist auch in der S. alles individualisirter, porträtartiger, physiognomisch durchgebildeter. Allein auch innerhalb dieser Grenzen findet sich wieder derselbe Gegensatz zwischen den roman. und german. Völkern wie in der Dichtung. Bei Italienern und Franzosen zeigt sich in der hohen Tragödie noch immer etwas Getragenes, Recitatives im Vortrage, einfach große Bewegung, plastische Gemessenheit im Spiel. Die englische S. zur Zeit Shakspeare's ist offenbar ganz dem individualisirenden Zuge der Shakspeare'schen Dramen ähnlich gewesen. Mit der franz. Dramatik und Dramaturgie war in Deutschland auch die franz. Schauspielweise eingedrungen. Eckhof, der große Zeit- und Strebensgenosse Lessing's, stürzte sie mit seinem Dringen auf wärmere Naturwahrheit, während gleichzeitig Lessing dieselbe Revolution in der Dichtung vollzog. Der Höhepunkt der Schule war Schröder (s. d.). Gegen den platten Naturalismus, der sich zum Theil schon in Iffland geltend machte, kämpfte die Weimarische Schule unter Goethe und Schiller, die sogar nicht von der Einseitigkeit freizusprechen ist, im Eifer der Opposition oft das Ideale auf Kosten der Individualisirung geltend gemacht zu haben. Gegenwärtig herrscht, wie in aller modernen Kunst, so auch in der S. viel stilloses Schwanken, und diese Stillosigkeit besonders ist es, weshalb wir jetzt vom Verfall der S. sprechen. Vgl. Eduard Devrient, «Geschichte der deutschen S.» (4 Bde., Lpz. 1847—61).

Scheele (Karl Wilh.), berühmter Chemiker, geb. 19. Dec. 1742 zu Stralsund, legte den Grund zu seinen chem. Kenntnissen als Lehrling bei einem Apotheker in Gothenburg. Seit 1765 stand er in Malmö, später in Stockholm in Condition. Schon in dieser Zeit machte er mehrere wichtige Entdeckungen, wie die Auffindung der Flußspatsäure, der gasförmigen Hydrothionsäure, der wahren Natur des Weinsteins, der Mischung der thierischen Knochen u. s. w. In Upsala, wohin er 1773 in Condition ging, wurde er mit Linné, Bergmann u. a. bekannt, und immer rüstiger schritt er auf der Bahn seiner Entdeckungen fort, unter denen die Auffindung des Stickstoffs, Sauerstoffs und Chlors. 1777 kaufte er selbst eine Apotheke und fand nun nach und nach viele der wichtigsten chem. Verbindungen auf. Durch Bergmann's Empfehlung wurde er Mitglied der königl. schwed. Akademie der Wissenschaften. Die Abhandlungen derselben sowie die «Acta chemico-physica» und die Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde enthalten die meisten seiner Entdeckungen. S. starb 21. Mai 1786. Seine Verdienste um die Chemie sind außerordentlich groß.

Scheele (Ludwig Nikolaus von), dän. Staatsmann, geb. 14. Oct. 1796 als der Sohn eines dän. Offiziers von deutscher Abstammung, der nachmals als Zollverwalter in Itzehoe fungirte, erhielt nach dem frühen Tode des Vaters seine Vorbildung auf der Gelehrtenschule zu Hamburg und studirte darauf Jurisprudenz in Heidelberg und Kiel, wo er mit dem Grafen Karl Moltke (s. d.) befreundet wurde. Nachdem er 1822 die Staatsprüfung bestanden und mehrere Jahre in der Rentkammer zu Kopenhagen gearbeitet, wurde er 1827 Amtmann von Hütten, 1831 von Gottorp, und 1841 erhielt er beide Aemter Gottorp und Hütten (in Schleswig). In dieser Stellung zeigte er viel Gewandtheit und das Bestreben, durch Dienstwilligkeit und vornehme Verbindungen eine einflußreichere Stellung zu gewinnen. Als nach Erlaß des Offenen Briefes (unter Christian VIII.) Graf Karl Moltke das Präsidium der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Kanzlei in Kopenhagen übernahm, wurde S. zum Präsidenten der schlesw.-holstein. Provinzialregierung auf Gottorp ernannt und mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet (Sept. 1846). Er suchte nun durch ein straffes Polizeiregiment die nationale Bewegung in den Herzogthümern zu unterdrücken und machte sich dadurch aufs äußerste verhaßt. Beim Ausbruche der schlesw.-holstein. Erhebung im März 1848 entfloh er nach Kopenhagen, wo er vorläufig in Zurückgezogenheit lebte und seine auf die schlesw.-holstein. Sache gerichtete Schrift «Fragmente in zwanglosen Heften» (2 Hefte, Kopenh. 1850) veröffentlichte. Zugleich benutzte er die Gelegenheit, um sich dem Könige Friedrich VII. und dessen nachmaliger Gemahlin, der Gräfin Danner (s. d.), zu nähern, diente auch bei deren Vermählung als Trauzeuge. Nach der Wiederunterwerfung Holsteins erhielt S. daselbst 1852 das einträgliche Amt eines Landdrosten der Herrschaft Pinneberg, fungirte auch 1853 als königl. Commissar bei der holstein. Ständeversammlung und zeigte sich in allem als eifriges Werkzeug des gesammtstaatlichen Ministeriums Oersted. Trotzdem trug er kein Bedenken, im Einverständniß mit der Gräfin Danner das Ministerium Oersted zu stürzen, um selbst an das Staatsruder zu gelangen. Unter Mitwirkung von Hall (s. d.) und andern dän. nationalliberalen Führern bildete er 12. Dec. 1854 ein neues

Cabinet, in dem er selbst das Auswärtige und das Ministerium für Holstein-Lauenburg übernahm. Zugleich wurde er vom Könige Friedrich VII. mit Geld und Ehren überhäuft. Auch erhielt er damals die Erlaubniß, seinen Familiennamen «Scheel» in «von Scheele» zu verwandeln. Da er in seiner mächtigen Stellung in Holstein auf die gewaltsamste Weise schaltete, beschlossen die holstein. Stände, ihn wegen Misbrauch der Regierungsgewalt und Verfassungsverletzung anzuklagen. Doch das Oberappellationsgericht zu Kiel erklärte sich im Aug. 1856 in der Sache für incompetent. Andererseits trat S. in seiner Circularnote vom 5. Sept. 1856 dem Skandinavismus sehr scharf entgegen, was die nationalliberale Partei in Dänemark übel aufnahm. Ueberdies entstanden zwischen ihm und seinen dän. Collegen im Ministerium wiederholte Conflicte, sodaß diese sämmtlich ihre Entlassung einreichten. S. suchte vergeblich ein neues Cabinet zu organisiren, und der König sah sich deshalb genöthigt, 13. April 1857 seinen Günstling zu verabschieden. Wiewol er wieder in sein Amt als Landdrost von Pinneberg zurückkehrte, blieb er doch in Verbindung mit der Gräfin Danner und in hoher Gunst beim Könige, sodaß er im stillen einen nicht geringen Einfluß ausübte. Im Dec. 1861 erhielt er zu der Landdrostei in Pinneberg noch das einträgliche Amt eines Oberpräsidenten der Stadt Altona. Beim Einmarsch der deutschen Bundesexecutionstruppen wurde er 24. Dec. 1863 durch die Bundescommissare des Oberpräsidiums enthoben und an demselben Tage von der Bevölkerung genöthigt, auch Pinneberg zu verlassen. Er entfloh nach Dänemark, wo er seitdem als Privatmann lebte.

Scheeren heißen die Seeklippen an den Küsten von Schweden und Finland, vorzüglich vor Stockholm, welche sich 16—17 M. weit ins Meer erstrecken und die Einfahrt in die Häfen unsicher machen. Scheerenflotte nennt man in Schweden und Rußland die Flotte, die zur Deckung des Eingangs in die S. dient und aus kleinern Ruder-, gegenwärtig auch aus Dampffahrzeugen besteht, welche in seichtem Wasser sicher fortkommen.

Schefer (Leopold), deutscher Dichter, geb. 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, wo sein Vater als Arzt wirkte, erhielt seine Bildung im älterlichen Hause, nach dem Tode des Vaters auf dem Gymnasium zu Bautzen, das er jedoch nach fünf Jahren wieder verließ. Er beschäftigte sich hierauf in der Heimat mit Mathematik, Philosophie und einem gründlichen Studium der griech. und morgenländ. Dichter. Inzwischen war er in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Fürsten Pückler-Muskau getreten, der ihn zu seinem Generalbevollmächtigten ernannte. Doch legte er dieses Amt nach sechs Jahren wieder nieder, um seine Sehnsucht nach dem Besuche fremder Länder zu befriedigen. Er bereiste zunächst England und Deutschland und verweilte einige Jahre zu Wien, um sich hier der Medicin und der Musik zu widmen. Dann besuchte er Italien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, die griech. Inseln und Kleinasien. Nach der Rückkehr 1820 ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er, mit neuen Anschauungen und mannichfachem poetischen Stoffe bereichert, Muße zu freier poetischer Thätigkeit fand. Er starb daselbst 13. Febr. 1862. S.'s poetische und musikalische Erstlinge, die «Gedichte mit Compositionen» (Berl. 1811), gab der Graf Pückler heraus, der lange für den Verfasser galt; auch eine zweite Sammlung erschien (1813) ohne des Verfassers Namen. Später neigte S. sich der Novelle zu, für die ihm seine reichen Lebensanschauungen unerschöpflichen Stoff boten. Die Geheimnisse der Motive menschlicher Handlung, das tiefere Seelenleben und Schilderungen weiblicher Naturen bilden den Kern seiner Erzählungen, für den er mitunter gewagte und auch wol bis zur Bizarrerie abenteuerliche Einkleidungen wählte. S.'s Novellen erschienen einzeln in Zeitschriften und Taschenbüchern, dann gesammelt unter dem Titel: «Novellen» (5 Bde., Lpz. 1825—29), «Neue Novellen» (4 Bde., Lpz. 1831—35), «Lavabecher» (2 Bde., Stuttg. 1833) und «Kleine Romane» (5 Bde., Bunzl. 1837—39). Hieran schlossen sich eine Reihe selbständiger Werke, wie «Die Göttliche Komödie in Rom» (Lpz. 1846), «Graf Promnitz» (Lpz. 1846), «Genevion von Toulouse» (Lpz. 1846) und die gegen das Missionswesen gerichtete pikante Novelle «Die Sibylle von Mantua» (Hamb. 1853). Treffliche Naturschilderungen, lebendige Charakterzeichnung, Gedankenfülle und Innigkeit der Empfindung sowie eine humoristische Erhebung über die Wechselfälle des Lebens sind glänzende Vorzüge fast aller seiner Erzählungen. Dagegen hielt ihn die freiwillige Isolirung von fortentwickelnden Einflüssen allzu fest in gewisse Ideenkreise und kritisch nicht zu rechtfertigende Formen gebannt, welche die Bedeutung und den Genuß seiner Schöpfungen sehr beeinträchtigen. Dies gilt besonders auch von seiner der Lebenspraxis zugewendeten Lyrik. Schon 1828 war von S. zu Frankfurt eine Sammlung «Kleine lyrische Werke», später seine «Gedichte» (3. Aufl., Berl. 1847) erschienen. Noch bedeutender ist sein «Laienbrevier» (Berl. 1834; 14. Aufl. 1867), dem später «Der Weltpriester» (Nürnb. 1846) folgte. Es sind dies spruchartige Gedichte ethischen und religiösen

Inhalts, welche, auf einem liebenden Dahingeben an die Natur und dem Glauben an die Würde der Menschheit beruhend, eine Fülle poetischer Schönheit darlegen, aber nicht immer mit rechter Klarheit die Weltanschauung des Dichters aussprechen. Dem «Laienbrevier» reihten sich noch die «Hausreden» (2 Bde., Dessau 1854; 2. Aufl., Lpz. 1860) an. Eine gewissermaßen neue Richtung schlug S. in dem anonym erschienenen «Hafis in Hellas» (Hamb. 1853) ein, einer Dichtung, die von dem tiefsten, reinsten Gefühl und einer gesunden Sinnlichkeit erfüllt ist und gewissermaßen die Vorschule zu seinem «Koran der Liebe nebst kleiner Sunna» (Hamb. 1854) bildet. Vieles Fremdartige von S.'s Schöpfungen erklärt sich aus seiner Vorliebe für den Orient und orient. Vorstellungen, die beinahe überall hervortritt und namentlich aus der Dichtung «Mohammed's türk. Himmelsbriefe» (Berl. 1840) ersichtlich ist. S. selbst veranstaltete eine Auswahl seiner Werke (12 Bde., Berl. 1857). Aus seinem Nachlasse gab Gottschall heraus: «Für Haus und Herz. Letzte Klänge» (Lpz. 1866). Als Musiker lieferte S., außer vielen Liedern, mehrere Symphonien strengen Stils, Ouverturen und Capriccios für das Pianoforte. Auch war er ein tüchtiger Orgelspieler und Virtuos auf der Glasharmonica.

Scheffel (eine schon im Althochdeutschen übliche Diminutivbildung von dem Worte **scaf**, **scaph**, welches aus dem lat. scaphum, scaphium entlehnt ist und ursprünglich ein Schaff [wie noch im Oberdeutschen], einen Bottich, ein Gefäß für Flüssigkeiten bedeutet) ist in vielen deutschen Staaten und mehrern benachbarten Ländern die Einheit des Getreidemaßes, jedoch von sehr abweichender Größe. Am verbreitetsten im nördl. Deutschland sind der seit 1816 für die ganze preuß. Monarchie eingeführte Berliner oder Preußische S., welcher in 16 Metzen getheilt wird und 3072 preuß. Kubikzoll (d. i. 2770,74 par. Kubikzoll oder 54,96 franz. Liter) umfaßt, und der Dresdener S., der seit 1. Nov. 1858 zum allgemeinen Landesmaße im Königreich Sachsen erhoben worden ist, in 4 Viertel oder 16 Metzen (zu je 4 Mäßchen) zerfällt und 7900 sächs. (5234,255 par. Kubikzoll oder 103,83 Liter) begreift. Ein dresdener S. ist daher gleich 1,89 preußischen S. In Hamburg und Altona mißt man das Getreide im Großhandel am Platze nach Last (s. d.) zu 60 Faß (s. d.); ein Faß entspricht genau dem preußischen S. In Bremen begreift die Last 4 Viertel oder 40 S. Letzterer zerfällt in 4 Viertel zu 4 Spind und entspricht 3735,76 par. Kubikzoll oder 74,104 Liter. Für Oesterreich ist die wiener Metze (s. d.) das gebräuchlichste Getreidemaß, und gleiches war auch der Fall in Nürnberg, Regensburg und Würzburg, ehe der altbair. Metzen (zu 34²/₃ Kannen Flüssigkeitsmaß) zur Einheit für ganz Baiern erklärt wurde. 6 solcher Metzen bilden einen Schaff oder Schäffel, der somit 208 bair. Meßkannen oder 222,357 Liter umfaßt und 4,0457 preußische S. oder hamburger Faß entspricht. In Würtemberg und Koburg (wie früher auch in Bamberg, Hanau u. s. w.) rechnet man nach Simmer (s. d.). Andere Scheffelmaße, die zum Theil noch im localen Verkehr zur Anwendung kommen, sind der Strich in Böhmen, der Himten (in Braunschweig, Hannover, Lüneburg), das Viertel (in Eisenach, Kassel), der Malter in Frankfurt, Fulda, Köln, Heidelberg, Heilbronn, Manheim u. s. f. In Preußen und Sachsen bilden 12 S. einen Malter (s. d.) und 24 S. einen Wispel (s. d.). In einigen Gegenden Norddeutschlands ist der S. (nämlich ein S. Aussaat) auch ein Feldmaß.

Scheffer (Ary), Maler der neuern franz. Schule, geb. 10. Febr. 1795 zu Dordrecht, empfing seinen ersten Unterricht in Amsterdam und begab sich sodann zur Vollendung seiner künstlerischen Ausbildung nach Paris, wo er 1812 bei P. Guérin als Lehrling eintrat, jedoch von dem Einflusse dieses Meisters, der die antikisch-theatralische Manier der David'schen Schule in ihrer äußersten Spitze vertrat, ziemlich unberührt blieb. Er ließ zunächst die großen akademischen Bravourstücke für einfache Staffeleibilder, die griech. und röm. Geschichte für Anekdoten aus der Gegenwart, die Staatsvorgänge für Privatbegebenheiten liegen. Diese Gegenstände waren freilich nicht so vollkommen gegeben und durchgebildet als die altholländ. Genrebilder, aber leicht und gefällig behandelt, mit wahrem und warmem Gefühl ausgedrückt. Die Soldatenwitwe, die Matrosenkinder, der Brand auf dem Pachthofe, der zurückkehrende Rekrut, eine Invasionsscene u. s. w. fallen in diese früheste Zeit (1816—26). Das Bild: die suliotischen Frauen, in der Ausstellung 1827, gehörte ebenfalls dem Interesse und der Stimmung der Tagesgeschichte an, behandelte aber doch einen pathetischen Gegenstand und war hauptsächlich wirksam durch die Kraft des Ausdrucks und das Dramatische des Moments. Mit dem Umfange hatten sich auch Stil und Behandlungsweise vergrößert. Dieses mit Recht sehr günstig aufgenommene Gemälde bezeichnete den Eintritt der zweiten Hauptepoche in S.'s Künstlerlaufbahn, indem er sich zur Historie hinwandte. Auch auf diesem Gebiete brach er mit der alten akademischen Tradition; seine holländ. Abkunft und literarische Bildung machten ihm übrigens den Romanticismus leicht

und gleichsam natürlich. Wie viele Meister, hatte S. zwei Manieren, deren eine fast gar keine Verwandtschaft mit der andern besitzt und einem andern Maler angehören könnte. Bei der ersten Manier strebte er nach Farbe, brauchte und misbrauchte den Bister, verfuhr mit schroffen Pinselstrichen und ließ seinen Bildern ein skizzenhaftes Ansehen. Poesie, Inspiration, tiefe und innige Empfindung schienen ihm damals vorzüglicher und wesentlicher als mühsame Correctheit. Er verschmähte die Mythologie und nahm seine Stoffe aus Bürger, Schiller, Goethe. Lenore, Eberhardt der Greiner, der König von Thule, Faust in seinem Studierzimmer, Gretchen am Spinnrade, Gretchen in der Kirche u. s. w. sind bekannte Bilder aus dieser ersten Hauptepoche (1827—35). Vergeblich erhoben sich dagegen mürrische Kritiker im Namen der Osteologie, der Mythologie und der gesunden Doctrinen. Die Bilder hatten einen romantischen Reiz und waren zugleich Phantasiegebilde und Poesieklänge aus Deutschland, eine Uebersetzung von Goethe und Schiller, die in ihrem unbestimmten Ton und Fluß viel genauer und faßlicher auftrat als die wortgetreuen Uebersetzungen von Stapfer, H. Blaze u. a. Später änderte S. seine Manier und beschäftigte sich viel zu viel mit dem Gedanken einer Annäherung an Ingres und Overbeck. Das aus der Kirche kommende Gretchen (1836) zeigte bei dem bisher romantischen Maler eine etwas trockene Bestimmtheit und Schärfe in den Umrissen, welche keine hinreichende Correctheit rechtfertigte. Gretchen auf dem Blocksberge ist in derselben Art aufgefaßt: eine bloße, gleichsam nur angetuschte Farbe breitet sich in festen Linien aus. Mit Unrecht verließ S. auf der Höhe seines Rufs die pastose, markige, anmuthige, weiche Manier, die seine Originalität ausmachte und sich zum Wiedergeben seiner mehr literarischen als plastischen Ideen vortrefflich eignete. Er verlor bei diesem Wechsel Farbe, Helldunkel, Vortrag und gewann dafür keine reine Zeichnung und Idealschönheit; doch blieb ihm der Beifall überall getreu, weil er seine Seele, sein Gemüth nicht abdanken konnte. Francesco von Rimini und Paolo von Malatesta, die auf dem schwarzen Hintergrunde der Hölle wie verwundete Tauben vom Sturmwinde umgetrieben werden, ergriffen die Phantasie des Publikums. Man wollte nur das Poetische der Auffassung, den Ausdruck des nie endenden Wehes in den schönen Köpfen bemerken und übersah die dürftige Zeichnung oder die unzulängliche Modellirung der Körperformen. Der tröstende Christus und der vergeltende Christus, Mignon's Heimweh und Mignon's Sehnsucht, der heil. Augustinus und seine Mutter, die heil. Monika, Dante und Beatrice tragen ebenfalls dieses System der Abzehrung und Ausreckung an sich, wonach die Körper in Gewandungen mit geraden Falten verschwinden, um krankhaft- und schwächlich-schönen Köpfen, die schmachtend gen Himmel blicken, ihre volle Bedeutung und Wirkung zu lassen. Christus im Garten, der kreuztragende Heiland, die vom Grabe des Erlösers zurückkommenden heil. Frauen, eine Mater dolorosa, ein Ecce homo, die Versuchung Christi, Ruth und Naemi, Jakob und Rebekka gehören auch noch in diese dritte Phase seines Talents. S. hinterläßt einen Ruf, den vortreffliche Kupferstiche in Zukunft noch steigern werden, da diese nur seine Vorzüge wiedergeben. Der Grabstichel ist besonders ausgezeichnet in der Reproduction der Ideen eines Bildes, und S.'s Bilder sind nur reine Ideen. Er war gleichsam der Novalis der franz. Malerei, und wenn er kein Künstlertemperament besaß, so hatte er ein Künstlergemüth. Er starb zu Paris 5. Juni 1858.

Scheffler (Johannes), s. Angelus Silesius.

Scheffler (August Christian Wilhelm Hermann), deutscher Civilingenieur, geb. 10. Oct. 1820 zu Braunschweig, widmete sich dem Ingenieurfach und wandte sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der mathem. und mechan. Disciplinen zu. Nachdem er seit 1846 als Bauconducteur gewirkt, wurde er 1852 Finanzsecretär, 1854 Finanzassessor bei der herzogl. Eisenbahn- und Postdirection zu Braunschweig und hierauf Mitglied dieser Behörde. 1855 erfolgte seine Ernennung zum Baurath. Unter den mathem. Arbeiten S.'s sind hervorzuheben: «Ueber das Verhältniß der Arithmetik zur Geometrie» (Braunschw. 1846), «Der Situationscalcul» (Braunschw. 1851), «Methodus nova aequationem indeterminatam secundi gradus per numeros integros solvendi» (1853), «Die unbestimmte Analytik» (Hannov. 1854), «Die Auflösung der algebraischen und transcendenten Gleichungen» (Braunschw. 1859). Die Reihe seiner mechanisch-technischen Werke eröffnete seine deutsche Bearbeitung von Moseley's «Die mechan. Principien der Ingenieurkunst» (2 Bde., Braunschw. 1845), welchen «Die Principien der Hydrostatik und Hydraulik» (2 Bde., Braunschw. 1847) folgten. In neuerer Zeit traten hinzu: «Die Theorie der Gewölbe, Futtermauern und eisernen Brücken» (Braunschw. 1857), «Die Theorie der Festigkeit gegen das Zerknicken» (Braunschw. 1858), «Die Elasticitätsverhältnisse der Röhren, welche hydrostatischem Drucke ausgesetzt sind» (Braunschw. 1859), «Ueber Gitter- und Bogenträger und über die Festigkeit der Gefäßwände» (Braunschw. 1862), «Ima-

ginäre Arbeit, eine Wirkung der Centrifugal- und Gyralkraft» (Lpz. 1866), «Die Ursachen der Dampfkesselexplosionen» (Berl. 1867) u. s. w. Neuerdings hat sich S. auch optischen Untersuchungen zugewandt und in dem Werke «Die physiol. Optik» (2 Bde., Braunschw. 1863—64) eine treffliche Auseinandersetzung der Gesetze des Auges geliefert. Diesem schlossen sich an «Die Gesetze des räumlichen Sehens» (Braunschw. 1866) und «Die Theorie der Augenfehler» (Braunschw. 1867). Zahlreiche kleinere Arbeiten hat S. in Crelle's «Journal für Mathematik», Grunert's «Archiv» und andern Fachzeitschriften sowie auch in dem von ihm geleiteten «Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens» veröffentlicht.

Scheffner (Joh. George), ein durch Geist und Charakter ausgezeichneter Mann, geb. zu Königsberg in Preußen 8. Aug. 1736, kam nach vollendeten Studien 1757 als Secretär in die Dienste des Herzogs Karl von Holstein-Beck, gab aber aus glühender Vaterlandsliebe dieses Verhältniß 1760 auf, um in die Reihen des preuß. Heeres zu treten. Als Fähnrich wohnte er den Feldzügen in Schlesien, Sachsen und Pommern bei. Eine bedeutende Wunde, die Bekanntschaft mit Shakspeare durch Eschenburg's Uebersetzung und eine Zusammenkunft mit Gottsched und Ramler waren die Folgen dieses seines militärischen Lebensabschnitts. 1765 ward er als Secretär bei der Königsberger Kammer und 1767 als Kriegs- und Steuerrath zu Gumbinnen angestellt, wo er tiefe Einsicht in das Wesen aller Verhältnisse gewann. Als er 1775 um seinen Abschied einkam und um eine Pension bat, erhielt er auf sein Gesuch von Friedrich II. folgende eigenhändige Antwort: «Mihr Müste der Teufel plagen, das ich en Kriegsrath Pension gebe, da noch So vihl brav Offiziers ohneversorgt Syndt. Die 200 Thlr. wehre einem Invaliden Offizier zu verm.» Seitdem lebte S. auf dem Lande von seinem kleinen Vermögen. Doch hörte er auch hier nicht auf, gemeinnützig zu wirken; namentlich machte er sich um die Verbesserung des Landschulwesens verdient. Gleichsam mit sich selbst Rechenschaft haltend, entstand seine Selbstbiographie: «Mein Leben, wie ich Joh. George S. es selbst beschrieb» (Lpz. 1816), die aber erst 1823 ausgegeben werden durfte. Er stand mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen in Verbindung und erhielt von allen Seiten die aufrichtigsten Beweise von Hochachtung. Unter seinen zahlreichen Schriften zeichnen sich besonders aus «Freundschaftliche Poesien eines Soldaten» (2. Aufl. 1793) und «Spätlinge» (1803), «Ein Vierblatt, gewachsen unter Schnee und Eis» (1813) u. s. w. S. starb 16. Aug. 1820.

Scheibel (Joh. Gottfr.), prot. Theolog, bekannt als heftiger Gegner der kirchlichen Union in Preußen, geb. 16. Sept. 1783, war der Sohn John Ephraim S.'s, Rectors am Elisabethaneum zu Breslau. Er studirte seit 1801 in Halle und kehrte sodann nach Breslau zurück, wo er als Prediger angestellt wurde. Körperlich oft leidend, arbeitete er an einer allgemeinen Geschichte, wovon er in seinen «Beiträgen zur Kenntniß der Alten Welt» (2 Bde., Bresl. 1806—9) Proben gab. 1811 erhielt er eine außerord. Professur der Kirchengeschichte in Breslau; doch fand er bei seiner orthodoxen Richtung wenig Anklang. Größern Beifalls hatte er sich als Prediger zu erfreuen, namentlich seitdem er 1814 Diakonus an der Elisabethkirche geworden war. Nach einem eigenthümlichen Plane schrieb er für seine Vorlesungen die «Uebersicht der Kirchengeschichte» (Bresl. 1812; 2. Aufl. 1820). Als 1817 die Unionsversuche in Preußen begannen, zeigte er sich als entschiedenen Gegner jeglicher Kirchenvereinigung. Mit Heftigkeit vertheidigte er die Lehre der luth. Kirche auf der zu Breslau 1817—19 gehaltenen Synode. Nichtsdestoweniger erhielt er 1818 eine ord. Professur der Theologie. Wegen aufregender Kanzelvorträge und beharrlicher Weigerung, die neue Kirchenagende anzunehmen, wurde er 1830 vom Predigtamte suspendirt und 1832 desselben entsetzt. Die ihm bald darauf angebotene Stelle als Professor und Prediger in Halle nahm er nicht an, sondern wendete sich im April 1832 nach Dresden. Hier schrieb er seine «Geschichte der luth. Gemeinde in Breslau von 1830—32» (Nürnb. 1832) und die «Actenmäßige Geschichte der neuesten Unternehmungen einer Union zwischen der reform. und luth. Kirche im preuß. Staate» (2 Bde., Lpz. 1833). Eine von ihm am Reformationsfeste 1832 in Dresden gehaltene Predigt hatte die Folge, daß im Nov. 1832 durch das Cultusministerium den dresdener Predigern untersagt wurde, ihm die Kanzel zu eröffnen. Als ihm hierauf im Aug. 1833 auch der fernere Aufenthalt in Dresden versagt wurde, fand er bei dem Rittergutsbesitzer von Heinitz zu Hermsdorf unweit Dresden Aufnahme. Im Sommer 1837 folgte er einer Einladung nach Glauchau im Schönburgischen. Zwei Jahre später begab er sich von da hinweg und begründete das «Archiv für histor. Entwickelung der luth. Kirche» (Nürnb. 1841). Er starb zu Nürnberg 21. März 1843.

Scheideck, Scheidegg heißt im allgemeinen der Scheitelpunkt eines Gebirgspasses. Als Eigenname kommt diese Benennung insbesondere zwei Pässen des Berner Oberlandes in der

Schweiz zu. Die Große Scheidegg oder Hasli-Scheidegg, zwischen Meyringen im Haslithal (s. d.) und Grindelwald (s. d.), erreicht man von Meyringen aus auf dem Wege gegen Südsüdwesten in $5\frac{1}{2}$ St., während das Hinabsteigen nach Grindelwald nur 2 St. erfordert. Es ist die Große Scheidegg ein schmaler, rasenbewachsener Bergsattel von 5960 F. Meereshöhe, mit einem dürftigen Wirthshause. Dieser Sattel bietet einen überraschenden Blick auf das mattenreiche Grindelwaldthal mit seinen unzähligen Hütten und Häusern sowie auf die prachtvollen, aus Gletschergruppen emporstarrenden Firn- und Felspyramiden, wie das Wetterhorn (9840 F.) und der Rosenlauigletscher im Osten, das Wetterhorn (11415 F.) oder die Hasli-Jungfrau im Süden, jenseit des Obergrindelwaldgletschers die Riesengipfel des Kleinen und des Großen Schreckhorns (12359 und 12568 F.). Der Weg über die Große Scheidegg ist einer der genußreichsten und zugleich wegen der ungemein reichhaltigen Flora für den Botaniker einer der interessantesten in der Schweiz. Von Meyringen erreicht man zunächst die imposanten Reichenbachfälle, deren Wasserstaub wie Nebel aus den Klüften dampfen; etwa 2 St. weiter die Alp Breitenwald, ein von den Landschaftern vielfach ausgebeuteter Standpunkt; 40 Minuten davon, in 4160 F. Meereshöhe, das Rosenlauibad, mit einer alkalischen Quelle und einem vom Botaniker Brunner bewirthschafteten Gasthaus. Dahinter liegt der bis zur Höhe von 4688 F. herabhängende Rosenlauigletscher, der aus den gewaltigen Firnlagern zwischen dem Dossen-, Well- und Ostellihorn hervordringt und sowol nach Reinheit und Färbung seines Eises wie nach den kühnen, zerklüfteten Formen seines gigantischen Aufbaues einer der ersten Gletscher des Alpenlandes ist. — Die Kleine Scheidegg, 6280 F. hoch, mit dem Hôtel Bellevue, wird auf dem 8 St. langen Wege von Grindelwald gegen Südsüdwesten nach Lauterbrunn in $4\frac{1}{2}$ St. erreicht und gewährt ebenfalls ein majestätisches Gebirgsbild. Ganz besonders anziehend ist auf dieser Route die nur $\frac{1}{2}$ St. südlich von Bellevue in 5800 F. Höhe gelegene Wengernalp (richtiger Wengenalp), mit dem vielbesuchten Hôtel de la Jungfrau, wo Lord Byron seinen «Manfred» schrieb. Es ist diese Alp unstreitig von allen denjenigen Standpunkten des Berner Oberlandes, die keine Rundschau, sondern blos Prospecte bieten, der imposanteste. Wie auf einem Schaugerüst steht man hier den berner Schneekolossen gegenüber, durch die tiefe, wüste Schlucht des Trümletenthals von ihnen getrennt. Im Osten ragt die scharfkantig abgeschnittene breite Felsmasse des Eiger (12240 F.), im Südosten die rundliche Schneekapuze des Mönchs (12609 F.), im Süden über dem Guggi- und dem Gießengletscher das Schneehorn (10513), das Silberhorn (11359 F.) und die Jungfrau (s. d.) empor. In 2 St. gelangt man von der Wengernalp gegen Nordnordwesten hinab nach dem freundlichen Dörfchen Wengern, mit prachtvollem Blick in das Lauterbrunnenthal.

Scheidekunst nennt man die Chemie, insofern sie sich mit der Trennung der Bestandtheile einer Verbindung oder Mischung auf chem. Wege beschäftigt. Im engern Sinne braucht man das Wort vorzüglich von der Trennung der Metalle in der Metallurgie, namentlich des Goldes und Silbers auf nassem Wege.

Scheidemünze wird im allgemeinen jede Münze genannt, welche zur Scheidung, d. h. zur Ausgleichung im Verkehr des täglichen Lebens gebraucht wird. In Deutschland namentlich bezeichnet man durch S. jede Münze, die geringer als Courant ist, d. h. nicht streng nach dem Hauptmünzfuße des Landes ausgeprägt, also gegenwärtig in Norddeutschland jede Münze unter dem $\frac{1}{6}$-Thalerstück. Im allgemeinen ist die S. geringer ausgeprägt, als ihr Werth besagt, und zwar theils aus geringhaltigem Silber, theils aus Kupfer, theils auch aus anderm Metall. In Ländern, wo überhaupt Mangel an gemünztem Gelde herrscht, werden auch andere Gegenstände als S. gebraucht, z. B. in Afrika u. s. w. die Kauris (s. d.). Die Masse der S. muß im richtigen Verhältniß zu dem in Umlauf gesetzten Courant stehen; wo dies nicht der Fall ist, entsteht ein Misverhältniß, dessen üble Folgen meist die arbeitende Klasse der Bevölkerung treffen. — Scheidemünzfuß heißt der besondere Münzfuß, nach welchem die S. eines Staats geprägt wird. Derselbe ist ein geringer als der Hauptmünzfuß, weil die Prägung der kleinern Sorten verhältnißmäßig größere Kosten als die der werthvollern verursacht, sodaß die beträchtlichern Kosten durch einen ansehnlichern Schlagschatz gedeckt zu werden pflegen, aus dem eben der geringere Münzfuß und mit ihm der heutige Begriff der S. hervorgeht. So ist der Scheidemünzfuß der dem Münzvertrage von 1857 beigetretenen Staaten Norddeutschlands der $34\frac{1}{2}$-Thalerfuß (indem aus 1 Pfd. feinen Silbers $34\frac{1}{2}$ Thlr. in S. geprägt werden), nach welchem die ganzen, halben und doppelten Silber- oder Neugroschen geprägt werden sowie in Preußen und Sachsen-Gotha die Stücke zu $2\frac{1}{2}$ Sgr., welche also etwas weniger als $\frac{7}{8}$ ihres Nennwerths wirklich besitzen, da der Hauptmünzfuß oder Courantfuß der 30-Thalerfuß ist. Ferner

ist der Scheidemünzfuß der süddeutschen Staaten der $60^3/_8$-Guldenfuß, wonach Stücke zu 6 und 3 Kr. (hier und da auch zu 1 Kr.) geprägt werden, während der Hauptmünzfuß der $52^1/_2$-Guldenfuß ist. In Ländern mit Goldwährung (wie England, Nordamerika, Frankreich, Belgien, Italien) spielt alles Silbergeld die Rolle der S., weil es an Gewicht und Gehalt derartig ausgeprägt ist, daß der Werth eines Goldstücks höher steht als jener des gleichen Nominalbetrags in Silbermünze.

Scheidenflügler, s. Coleopteren.

Scheidewasser, s. Nitrum.

Scheidung, s. Ehescheidung.

Scheikh-ul-islam, s. Mufti.

Schein bezeichnet im Gegensatz zu der wahren Beschaffenheit der Dinge jede mit derselben in Widerspruch tretende Empfindung oder Anschauung. Hierher gehören besonders die Sinnestäuschungen, die auf einer krankhaften Beschaffenheit der Sinnesorgane beruhen. Es gibt aber auch einen sinnlichen S., der sich ohne krankhafte Affection der Organe aufdringt, z. B. die scheinbare Größe entfernter Gegenstände, und in diesem Sinne spricht man von einem optischen, akustischen Schein u. s. w. Das meiste, was hierher gehört, ist keineswegs blos ein Product der sinnlichen Wahrnehmung, sondern in der Regel erhält die letztere durch die psychische Ideenassociation eine Deutung oder Zusätze, in welchen eigentlich der S. seinen Sitz hat, daher auch die Vorgänge, die man der Einbildungskraft zuschreibt, in Verbindung mit sinnlichen Wahrnehmungen und bei täuschender Lebhaftigkeit der innern Bilder, eine reiche Quelle des S. sind. Auf der Möglichkeit solcher Illusionen beruht zum Theil die Wirkungsart der schönen Künste, deren Poesie durch prosaische Vergleichung mit der Wirklichkeit nicht gestört sein will. Im Verkehre des gewöhnlichen Lebens behält der sinnliche S., auch nachdem er als solcher aufgedeckt ist, seine Gewalt; trotz aller Astronomie erscheint uns die Sonne als sich bewegend und die Erde als ruhend, und so in unzähligen andern Fällen. Vom sinnlichen und phantastischen S. verschieden ist der logische S. Derselbe besteht in falschen Urtheilen, welche für wahr gehalten werden, wie bei den täuschenden Trug- und Fehlschlüssen der Fall ist, und unterscheidet sich auch dadurch vom sinnlichen S., daß er allemal sogleich verschwindet, wenn er aufgedeckt wird.

Scheintod (asphyxia, d. h. wörtlich: Pulslosigkeit) nennt man den Zustand eines organischen Wesens, in welchem die Erscheinungen des Lebens nicht mehr bemerkt werden und dennoch der Lebensproceß selbst noch nicht aufgehört hat, namentlich Fäulniß noch nicht eintritt. Die Symptome des S. beim Menschen und den höhern Thieren sind: das Gehirn und das übrige Nervensystem, das Herz, die Lunge, das Gefäßsystem scheinen ihre Wirksamkeit eingestellt zu haben, indem das Bewußtsein und die Empfänglichkeit der Sinne erloschen sind, die Muskeln keine Bewegungen mehr vollbringen, Athmen, Herz- und Pulsschlag nicht mehr wahrnehmbar sind. Doch finden sich nach Bouchut's Untersuchungen stets noch die Herztöne, wenigstens der zweite, hörbar; wenn diese erlöschen, ist der Tod sicher. Das Hauptkennzeichen des S. bleibt jedoch das gänzliche Außenbleiben der Fäulniß, trotz vorhandener, dem Faulen günstiger Außenverhältnisse (Wärme, Luft, Feuchtigkeit). Die innere Ursache des S. ist zunächst Stillstand des Herzens, und dieser kann eintreten: bei scheintodt Neugeborenen, nach Verblutungen, nach langem Hungern (Fasten), bei vom Blitze Getroffenen, bei Schlagflüssigen, Erfrorenen, Erdrosselten und Ertrunkenen; ferner beim Einathmen irrespirabeler Gasarten. Auch kann der S. ein somnambulistischer Zustand sein. Eine der wichtigsten Fragen der Menschlichkeit wie der medic. Polizei ist es, wie der S. vom wirklichen Tode zu unterscheiden und das Begraben solcher Scheinleichen zu verhüten sei. In ersterer Hinsicht steht fest, daß nur die eintretende Fäulniß ein sicheres Merkmal des Todes ist; nächstdem das Bouchut'sche Kennzeichen. Vor eingetretener Fäulniß läßt sich jedoch oft durch Zusammenstellen aller andern Zeichen des Todes mit dem bekannten Verlauf der Krankheit (z. B. Schwindsucht) mit völliger Gewißheit aussprechen, daß kein Wiedererwachen möglich sei. In neuerer Zeit hat man das Lebendigbegraben der Scheinleichen, erschreckt durch übertriebene oder romanhafte Berichte in Volksblättern, durch allerlei gesetzliche Maßregeln zu verhüten gestrebt, durch Leichenschau (Todtenschau) und das Leichenhaus. Doch sind diese Maßregeln, im Verhältniß zu dem äußerst seltenen Vorkommen des echten S., durchschnittlich zu kostspielig und für das Publikum selbst belästigend. Die Behandlung des S. ist ziemlich dieselbe wie die bei Ersticken, Ertrinken, Erhängen, Erfrieren u. s. w. Vor allem hat man die Athmung wieder in Gang zu bringen (durch sog. künstliche Respiration), weil sich an diese alle andern Lebensthätigkeiten wieder anschließen; ferner muß man den Körper künstlich erwärmen. Fälle, in welchen ein geschickter Arzt nicht unterscheiden könnte, ob S. oder wahrer

Tod vorliegt, sind sicher äußerst selten, und die Erzählungen von vorgekommenem S. sind mindestens stark übertrieben, wo nicht völlig erfunden.

Schelde (franz. Escaut, bei den Alten Scaldis), einer der bedeutendsten Flüsse Belgiens und der Niederlande, entspringt im franz. Depart. Aisne in der Picardie bei der ehemaligen Abtei St.-Martin aus einem Teiche, unweit dem Dorfe Beaurevoir, 2½ M. im Nordnordosten von St.-Quentin. Das Gewässer wendet sich westwärts nach Le-Câtelet, fließt dann gegen Norden durch das Nord-Departement über Honnecourt, Cambrai, Houdain, Bouchain, Denain an der Mündung der Selle, über Valenciennes an der Mündung der Ronelle, über Condé, wo sie, durch die Haine (Henne) verstärkt, schiffbar wird, über Château-l'Abbaye, wo sie links die Scarpe aufnimmt. Bei St.-Antoing tritt der Fluß in die belg. Provinz Hennegau, berührt in dieser Tournay, in Flandern Oudenarde und Gent, wo er links die schiffbare Lys (s. d.) aufnimmt und außerdem durch zwei große, die Verbindung zwischen Brügge, Gent und Sas vermittelnde Kanäle eine beträchtliche Erweiterung erhält. Von Gent wendet sich die S. ostwärts nach Dendermonde oder Termonde an der Mündung der Dender und dann gegen Nordosten nach Rupelmonde, wo sie die aus der Vereinigung der Dyle und der Großen und Kleinen Nethe entstehende Rupel aufnimmt. Auf dem sodann wieder gegen Norden gerichteten Laufe erhält der Fluß bei Antwerpen durch das Heraufdringen des Meeres während der Flut bis über die Stadt eine Breite von 1600 und eine Tiefe von 45 F. Weiter gegen die Nordsee hin gewinnt er mehr und mehr an Breite und Tiefe, sodaß er für Antwerpen zu einem geräumigen und sichern Seehafen wird, der die größten Seeschiffe aufnehmen kann. Etwa 3½ M. im Nordwesten von Antwerpen, in den Niederlanden, theilt er sich bei dem Fort Bath in die Westerschelde oder Hont im Süden, und die Oosterschelde im Norden. Die erstere, der Hauptarm, fließt zwischen Staats- oder Holländisch-Flandern und den zeeländischen Inseln Süd-Beveland und Walcheren hindurch und mündet bei Vliessingen in die Nordsee, während die Oosterschelde, welche von Bergen-op-Zoom her die Zoom aufnimmt, sich zwischen den genannten und andern Inseln der Provinz Zeeland hindurchwindet. Beide Hauptarme stehen durch Nebenarme unter sich sowie mit den Ausflüssen der Maas und des Rhein in Verbindung. Die Stromlänge der S. beträgt mit den zahlreichen Windungen 54 M., wovon 16 auf Frankreich, 30 auf Belgien und, nur den einen der beiden Mündungsarme gerechnet, 8 auf die Niederlande kommen. Die schiffbare Länge ist (die kanalisirte Strecke zwischen Cambrai und Condé mit eingerechnet) 45 M., wovon 11,2 M. auf Frankreich entfallen. Historisch wichtig ist der Strom wegen des Rechts seiner Schließung, welches die Holländer 1648—1792 durchführten und nach der Trennung Belgiens wieder in Anspruch nahmen. Auf das Andringen der Großmächte wurde jedoch in dem Vertrage vom 19. April 1839 zwischen Belgien und Holland von letzterm die Freiheit der Scheldeschiffahrt vollständig anerkannt. Die Ablösung der Zölle, welche Belgien von der fremden Schiffahrt erhob, erfolgte durch den brüsseler Vertrag vom 16. Juli 1863, dem beinahe alle seefahrenden Nationen beitraten. Ein neuer Conflict erhob sich seitdem zwischen Belgien und Holland, indem die holländ. Regierung Arbeiten unternahm, welche die Abdämmung der beiden Zweige der S., die die Inseln Walcheren und Südbeveland vom Continent scheiden, und deren Ersetzung durch einen Schiffahrtskanal bezwecken.

Schele von Schelenburg (Georg Victor Friedrich Dietrich, Freiherr von), hannov. Staatsmann, geb. 1771 aus einer alten Familie des vormaligen Bisthums Osnabrück, studirte 1789—93 in Göttingen und betrat dann die sog. Justizkanzlei-Carrière. Er schloß sich leicht und eng an den westfäl. Hof zu Kassel und wurde vom König Hieronymus zum Staatsrathe und Gesandten in München ernannt. Nach Auflösung des Königreichs Westfalen ließ man ihn anfangs diese Verbindung mit den Napoleoniden fühlen. Als Rittergutsbesitzer wurde er jedoch in die osnabrückische Ritterschaft gewählt, und in dieser Stellung organisirte er mit dem General von der Decken und andern jene kleine Adelspartei, welche gegen die Verschmelzung der Provinzen zur hannov. Staatseinheit und für Erhaltung der Adelsvorrechte kämpfte. Nach dem Sturze Rehberg's wurde S. 1824 zum Geheimrath und zum Präsidenten des Obersteuer- und Schatzcollegiums ernannt, und zwar durch den Einfluß seines Oheims, des Grafen Münster. Mit dem Sturze des letztern und der Herstellung der neuen Verfassung sank S.'s Einfluß auf die Regierung. Dagegen wurde er Führer der Opposition in der Ersten Kammer und stellte sich jedem freisinnigern Antrage der Zweiten Kammer in Beziehung auf das Staatsgrundgesetz entgegen. Auch machte er sich als entschiedener Gegner der Ablösungsgesetze geltend. Seit 1834 stand S. mit Ernst August, dem damaligen Herzog von Cumberland, in Verbindung. Als dieser 1837 den hannov. Thron bestieg, erfolgte (29. Juni) die Ernennung S.'s zum Staats-

und Cabinetsminister, in welcher Stellung er der Verabredung gemäß sofort die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833 in Angriff nahm. (S. Hannover.) Die Ablösungsgesetze, die auch fallen sollten, vermochte er jedoch nicht zu beseitigen; vielmehr mußte er sich seit 1840 zu mancherlei Concessionen an die Stände herbeilassen. S. erfreute sich im hohen Grade der königl. Gunst und wurde 1838 in den Freiherrenstand erhoben. Nachdem er im Juni 1844 von dem Ministerposten abgetreten, starb er 5. Sept. 1844. — Sein zweiter Sohn, Eduard Friedrich August von S., geb. 23. Sept. 1805, studirte in Göttingen die Rechte und trat dann in den hannov. Staatsdienst ein. Er war Assessor bei der Justizkanzlei in Hannover, als er 1835 zugleich auch Beschäftigung im Ministerium des Auswärtigen erhielt. S. wurde 1838 Legationsrath, 1840 Staatsrath, 1841 Cabinetsrath. 1845 ernannte ihn der König zum Mitgliede der Ersten Kammer. Er war 1848 einer der wenigen Adelichen, welche sich gegen das Aufgeben der Adelsvorrechte offen erklärten. Nach dem Tode Ernst August's berief ihn König Georg V. im Nov. 1851 an die Spitze eines neuen Cabinets. In dieser Stellung bekämpfte er jedoch die Prätensionen der Ritterschaften und suchte zwischen den Ständen und den Provinziallandschaften Versöhnung anzubahnen. Auch widerrieth er jeden Verfassungsbruch und war der Einmischung des Bundes in die hannov. Verhältnisse entgegen. Die ritterschaftlichen Umtriebe und der auf Wiedererlangung der Domänen gerichtete Sinn Georg's V. hatten 21. Nov. 1853 seine unvermuthete Entlassung zur Folge. S. übernahm hierauf die Generaldirection der Thurn und Taxis'schen Posten zu Frankfurt a. M., in welcher Stellung er bis zur Auflösung dieses Monopols 1866 verblieb.

Schelfhout (Andries), ein ausgezeichneter Landschaftsmaler, wurde 1787 im Haag geboren. Er hatte keinen Lehrer als die Natur, der er bei seinem reichen Talente mit unermüdetem Eifer folgte. S. überraschte zuerst auf der Ausstellung von 1817 mit einer so gediegenen Arbeit, daß sein Ruf sofort gegründet war. 1819 erhielt er von der Akademie zu Antwerpen einstimmig den Preis für eine Gegend bei Arnheim bei Sonnenuntergang. Auch in Gent im Haag, in Brüssel, Brügge u. s. w. erhielt er Preise und Medaillen und wurde nacheinander aller niederländ. Akademien Mitglied. Seine Bilder waren die Zierde jeder Ausstellung und gingen sofort in die Privatsammlungen der Liebhaber über. Berühmt sind des Meisters Winterlandschaften; doch ist er fast noch bedeutender in der Darstellung der grünenden Natur. Auch See- und Hafenstücke malt er mit Vollendung. Meistentheils führt er seine mit Sorgfalt gearbeiteten Stücke, welche Sicherheit in der Perspective mit Treue der Darstellung und Wahrheit des Colorits vereinen, in kleinern Dimensionen aus; doch hat er auch auf Bestellung größere Gemälde geliefert. Der Künstler wird häufig auch in deutschen Ausstellungen und Galerien angetroffen.

Schelhorn (Joh. Georg), der Aeltere, Theolog und Literator, geb. zu Memmingen 8. Dec. 1694, studirte von 1712—18 zu Jena und Altdorf und wurde 1725 in seiner Vaterstadt Conrector an der Stadtschule und Stadtbibliothekar. 1732 erhielt er die Predigerstelle zu Burach und Hardt unweit Memmingen. Doch schon 1734 erfolgte seine Zurückberufung als Stadtpfarrer nach Memmingen, wo er 1754 Superintendent wurde und 31. März 1773 starb. Sein Hauptwerk, «Amoenitates litterariae» (14 Thle., Frankf. und Lpz. 1725—34; Thl. 1—4, 2. Aufl., 1737—38) ist noch jetzt geschätzt und eine Fundgrube literarhistor. Gelehrsamkeit. Er war selbst im Besitz einer schönen Bibliothek, und von den in derselben befindlichen Aldinen gab er 1738 einen besondern Katalog heraus. Außer vielen theol. Abhandlungen erschienen von ihm noch «De antiquissima Latinorum bibliorum editione diatribe» (Ulm 1760) und «Acta historico-ecclesiastica» (Ulm 1738). Auch gab er des Cardinals Quirini «Liber singularis de optimorum scriptorum editionibus, quae Romae primum prodierunt» mit Anmerkungen heraus (Lindau 1761). — Johann Georg S., der Jüngere, zeichnete sich ebenfalls in der Theologie, Literargeschichte und Bibliographie aus. In Memmingen 4. Dec. 1733 geboren, studirte er in Göttingen, wurde zuerst Pfarrer in Hausen, dann in Memmingen Prediger an der Martinskirche und Stadtbibliothekar, 1793 Superintendent. Er starb daselbst 21. Nov. 1802. Außer vielen der praktischen Theologie angehörigen Schriften gab er «Anleitung für Bibliothekare und Archivare» (2 Bde., Ulm 1788—91), «Beiträge zur Erläuterung der Geschichte» (4 Stücke, Stett. 1772—75) und «Kleine histor. Schriften» (2 Bde., Memming. 1788—89).

Schellack oder Gummilack ist eine Harzmasse, die sich auf den jungen Zweigen verschiedener Sträucher und Bäume, wie Croton vacciferum, Ficus religiosa und indica, Rhamnus jujuba, bildet. Es geschieht dies infolge des Stichs der Weibchen der Lackschildlaus (Coccus lacca) in die Rinde, wonach ein Saft ausfließt, der die Brut des Insekts einhüllt und dann auf dem Zweige austrocknet. Diese Harzmasse, in welcher noch Reste der später ausgekrochenen

Thiere zurückbleiben, wird mit den Zweigen abgenommen und gibt den **Stocklack**. Entzieht man der Masse den rothen Farbestoff, den sie enthält, so entsteht der gelblich-braune **Körnerlack**. Aus dem Körnerlack gewinnt man endlich durch Schmelzen und Auffangen der geschmolzenen Masse auf Pisangblättern den S. oder **Tafellack**, dünne, platte Stücke, die durchscheinend, glänzend, hart, von muscheligem Bruche und orange- bis braunroth gefärbt sind. Im S. finden sich verschiedene Harze, besonders das Lackharz, nebenbei noch Farbestoff, Fette und Wachs. Der S. schmilzt leicht, löst sich größtentheils in Weingeist und Aether und kann auch durch Chlor gebleicht werden, wodurch er für Herstellung von farblosen Firnissen besonders geeignet wird. Man gebraucht den S. namentlich zur Bereitung der Weingeistfirnisse, der Tischlerpolitur, verschiedener Kitte. Derselbe bildet auch die Hauptmasse des Marineleims und der Elektrophorkuchen. Außerdem bedient man sich seiner zum Steifen und Wasserdichtmachen der Hüte, zur Bereitung des Siegellacks u. s. w.

Scheller (Immanuel Joh. Gerh.), bekannt durch seine Arbeiten über lat. Lexikographie, geb. 22. März 1735 zu Ihlow, besuchte das Lyceum zu Eisenberg, später die Thomasschule zu Leipzig und widmete sich auf der Universität daselbst den theol. und mit besonderer Vorliebe den philol. Wissenschaften. Er wurde 1761 Rector zu Lübben in der Niederlausitz und erhielt 1772 das Rectorat an dem Gymnasium zu Brieg, dem er bis an seinen Tod, 5. Juli 1803, vorstand. Unter seinen Schriften erlangte den meisten Ruf und die weiteste Verbreitung sein «Ausführliches lat.-deutsches und deutsch-lat. Wörterbuch» (3 Bde., Lpz. 1783—84; 3. Aufl., 7 Bde., 1804—5) und noch mehr das «Lat.-deutsche und deutsch-lat. Handlexikon» (2 Bde., Lpz. 1792), das bis in die neueste Zeit durch Lünemann und Georges eine Reihe vielfach verbesserter Auflagen erlebt hat. Selbst das «Kleine lat. Wörterbuch in etymolog. Ordnung» (Lpz. 1780; 7. Aufl., von Georges, 1840) fand Eingang und Aufnahme. Ebenso haben seine «Ausführliche lat. Sprachlehre» (Lpz. 1779; 4. Aufl. 1803) und die «Kurzgefaßte lat. Sprachlehre» (Lpz. 1780; 4. Aufl., von Döring, 1814) manche Vorzüge, während die «Praecepta stili bene Latini» (2 Bde., Lpz. 1779; 3. Aufl. 1797), woraus auch unter dem Titel «Compendium» (Lpz. 1780; 3. Aufl. 1796) ein Auszug veranstaltet wurde, mehr ein grammatikalisches Material als eine Darstellung des Stils enthalten. Außerdem sind zu erwähnen: «Anleitung, die alten lat. Schriftsteller in den obern Klassen der Schulen philologisch und kritisch zu erklären» (2. Aufl., Halle 1783) und «Observationes in priscos scriptores quosdam» (Lpz. 1785).

Schellfische (Gadini) bilden unter den Kehlweichflossern eine ansehnliche Familie, deren Gattungen sich durch den Mangel einer Saugscheibe, einen langgestreckten, symmetrischen Körper mit sehr kleinen Schuppen und eine bis drei Rückenflossen und durch eine große Schwimmblase auszeichnen. Die meisten leben in den Meeren der kalten oder der gemäßigten Breiten und gehören zu den wichtigsten Seefischen. Sie liefern ein weißes, leicht in Lagen trennbares und in der Regel gesundes und sehr schmackhaftes Fleisch. Im engern Sinne versteht man unter dem S. oder **gemeinen S.** (Gadus aeglefinus) eine zur Gattung Kabeljau (s. d.) gehörende Fischart, welche $1\frac{1}{2}$—2 F. lang und 2—3 Pfd. und darüber schwer wird, am Rücken braun und am Bauche silberfarben ist, einen schwarzen Fleck hinter der Brustflosse, eine gerade Seitenlinie und eine ausgeschnittene Schwanzflosse hat. Er lebt in der Nordsee, besonders an den engl. und schott. Küsten, und ist so häufig, daß um Helgoland allein jährlich an 200000 Stück gefangen werden. Sein Fleisch ist weich, zart und schmackhaft, eignet sich aber nicht zur langen Aufbewahrung im Salze; er wird daher frisch gegessen und seit Errichtung der Eisenbahnen auch weit in das Innere des Festlandes eingeführt. Bei angehender Zersetzung ist das Fleisch stark phosphorescirend. Verwandt ist der Dorsch (s. d.).

Schelling (Friedr. Wilh. Jos. von), deutscher Philosoph, wurde 27. Jan. 1775 zu Leonberg in Würtemberg geboren. Er studirte in Tübingen, kurze Zeit auch in Leipzig; bald zog ihn jedoch Jena an, damals durch Reinhold und Fichte der Mittelpunkt der philos. Bewegung. Hier begann er als Lehrer der Philosophie einen glücklichen Wettstreit mit Fichte, an welchen sich seine eigene Lehre zwar anschloß, jedoch so, daß sie einen erheblichern Nutzen für die empirische Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, versprach. So geschah es, daß er schon 1798 als außerord., 1803, nach Fichte's Weggang von Jena, als ord. Professor der Philosophie daselbst angestellt wurde. Diese Erfolge sowie den schnellen Ruhm, der ihm zutheil wurde, verdankte er der Gewandtheit und Energie, mit welcher er in den Gang der philos. Speculation eingriff, und der Empfänglichkeit des damaligen Zeitalters für den raschen Umschwung speculativer Ansichten. Seine ersten Schriften «Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt» (Tüb. 1795) und «Vom Ich als Princip der Philosophie» (Tüb. 1795) gab er in

einem Alter von kaum 20 J. heraus. Diese Schriften enthalten eine geistreiche Reproduction dessen, was Fichte in seinem «Begriff der Wissenschaftslehre» und dem ersten «Entwurfe der Wissenschaftslehre» aufgestellt hatte. In demselben Sinne waren die «Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre» (1797) und die «Philos. Briefe über Dogmatismus und Kriticismus» (1795) geschrieben. Bald aber erklärte er den Fichte'schen Idealismus nur für eine einseitige Darstellung der wahren Philosophie, die einer wesentlichen Ergänzung bedürfe. Der «Transscendentalphilosophie» müsse die «Naturphilosophie» entsprechen, die Gesetze der Natur müssen sich als Gesetze des Bewußtseins nachweisen lassen und umgekehrt; und der Punkt, von welchem aus beide Reihen der Untersuchung und des Geschehens ausgehen, könne nirgends anders liegen als im Unendlichen, in der absoluten Identität des Idealen und Realen, der Natur und des Geistes. Daher der Name Identitätsphilosophie. Obwol das Absolute in jeder der Erscheinungen, in welche es sich evolvire und differenzire, ganz und ungetheilt sei, so stelle es sich doch mit einem quantitativen Uebergewicht bald des Realen, bald des Idealen dar. Die Stufenfolge dieses Uebergewichts sei eine Reihe von Potenzen des Subjects und des Objects, und es sei die Aufgabe der wissenschaftlichen Construction, die Stufenfolge dieser Potenzen als nothwendige Evolutionen und Manifestationen des Absoluten darzustellen. Für die Ausführung dieser Aufgabe hat S. durchaus nur fragmentarisch gearbeitet; vorzugsweise eifrig beschäftigte er sich anfangs mit der Naturphilosophie. Seine «Ideen zu einer Philosophie der Natur» (Lpz. 1797; 2. Aufl., Landsh. 1803), die Schrift «Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus» (Hamb. 1798; 3. Aufl. 1809) und der «Erste Entwurf eines Systems der Naturphilosophie» nebst «Einleitung» dazu (Jena 1799) folgten rasch aufeinander und belebten das Studium der Natur durch die Aussicht auf die Erkenntniß eines allgemeinen Zusammenhangs aller Naturerscheinungen und durch die Opposition gegen einen geistlosen Empirismus auf eine wohlthätige Weise, soviel sie auch andererseits Veranlassung zu phantastischen Spielereien gaben. Außerdem suchte S. in der von ihm herausgegebenen «Zeitschrift für speculative Physik» und in der «Neuen Zeitschrift für speculative Physik» (Jena u. Tüb. 1801—3) theils sein Princip, theils die Anwendung desselben näher zu bestimmen. Mit der Philosophie des Geistes beschäftigt sich in jener ersten Periode nur das «System des transscendentalen Idealismus» (Tüb. 1800), welches in seinen Grundzügen sehr deutlich die Abhängigkeit von Fichte verräth und dadurch der eigentliche Schlüssel zum Verständniß der Naturphilosophie ist.

In Jena wirkte S. nur kurze Zeit und ging darauf nach Würzburg. 1808 erhielt er die Stelle eines Generalsecretärs der königl. Akademie der bildenden Künste in München und wurde vom Könige Maximilian Joseph geadelt; im Winter 1820 nahm er auf Anlaß eines Streits mit dem Präsidenten der Akademie Urlaub und hielt eine Zeit lang in Erlangen Vorlesungen. 1827 wurde er als ord. Professor der Philosophie und mit dem Titel eines Geh. Hofraths an die neuerrichtete Universität zu München berufen, später Wirkl. Geheimrath, Vorstand der königl. Akademie der Wissenschaften und Conservator der wissenschaftlichen Sammlungen zu München. Er blieb in dieser Stellung, bis ihn 1841 König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berief. Die schriftstellerische Thätigkeit S.'s stand mit dieser glänzenden äußern Stellung und mit den Erwartungen, welche er von der Vollendung seines Systems erregt hatte, in keinem rechten Verhältniß. Einen eigentlich didaktischen Charakter haben von den Schriften der frühern Periode nur noch das Gespräch «Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge» (Berl. 1802), sowie die «Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums» (Stuttg. und Tüb. 1803); die übrigen sind meist polemischer Natur. In der Polemik hatte S. schon früher, als er in den J. 1802 und 1803 mit Hegel ein Journal für Philosophie herausgab, eine sehr terroristische Sprache geführt und die Einwürfe seiner Gegner meist sehr kurz abgefertigt. Am meisten bemüht war S., den Vorwurf der Irreligiosität und, was in den Augen vieler dasselbe war, des Pantheismus von sich abzulehnen, oder wenigstens den Begriff des letztern so zu bestimmen, daß er als eine in religiöser Beziehung unbedenkliche Lehre erschiene. In diesem Sinne bestritt er Eschenmayer in der kleinen Schrift «Philosophie und Religion» (Tüb. 1804); mit größerer Heftigkeit wies er J. H. Jacobi's Vorwürfe zurück in dem «Denkmal der Schrift (Jacobi's) von den göttlichen Dingen» (Tüb. 1812). Auch mit Fichte hat er in der «Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zur verbesserten Fichte'schen Lehre» (Tüb. 1806) sich auseinandergesetzt. Eine größere Bedeutung haben die «Philos. Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände», welche S. 1809 in dem ersten und einzigen Bande seiner gesammelten «Philos. Schriften» ver-

öffentlichte. Nach der Veröffentlichung dieser Abhandlung beobachtete S., die Schrift gegen Jacobi und eine kleine Abhandlung «Ueber die Gottheiten von Samothrake» (Tüb. 1816) ausgenommen, mehr als zwei Jahrzehnte hindurch ein vollkommenes Stillschweigen. Der Enthusiasmus für die Naturphilosophie, der ihn in Männern wie Steffens, Oken, F. von Baader, Windischmann, G. H. Schubert, Schelver, Nasse, Kieser und vielen andern begeisterte Anhänger und Mitarbeiter hatte finden lassen, war allmählich erkaltet, und auf speculativem Gebiete hatte seit 1820 die Hegel'sche Philosophie eine solche Geltung erhalten, daß man sich daran gewöhnte, die Identitätsphilosophie von der Person ihres Urhebers loszulösen und diesem nur das Verdienst einer Vorbereitung zum «absoluten Wissen» der Hegel'schen Schule zu lassen. Nach Hegel's Tode jedoch, 1832, fing S. wieder an, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, indem mancherlei Andeutungen laut wurden, daß der Philosophie durch S. abermals eine neue Umgestaltung bevorstehe, und es wurde dieselbe als die «positive», die «geschichtliche», als das «System der Freiheit» angekündigt. Als endlich S. 1841 nach Berlin übergesiedelt war und vor einem überaus zahlreichen und glänzenden Publikum Vorlesungen über «Philosophie der Mythologie» und «Philosophie der Offenbarung» zu halten anfing, begann der geheimnißvolle Schleier zu sinken, der den Inhalt seines umgestalteten Systems so lange verhüllt hatte. Das neue System S.'s besteht in der weiter ausgesponnenen Theorie seiner schon 1809 veröffentlichten Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit, in denen bereits eine gewisse Hinneigung seines Philosophirens zu den Ansichten Franz von Baader's bemerkbar wurde, welche nunmehr noch entschiedener hervortrat. Dabei erweitert sich der Gegensatz zwischen den Ansichten S.'s und Hegel's, welche anfangs fast ununterscheidbar miteinander zu gehen schienen, zu einem unversöhnlichen Zwiespalt. Das neue System zerfällt in einen rein speculativen und einen auf Geschichte und Tradition angewandten Theil. Der erste wird die «negative Philosophie» oder die «Potenzenlehre» genannt und befaßt eine abstracte und rein apriorische Entwickelung der drei Potenzen als der Grundursachen alles Wissens und Seins, nämlich der materiellen Ursache (causa, ex qua), der wirkenden Ursache (causa, per quam) und der Endursache (causa, ad oder secundum quam omnia fiunt). Der zweite Theil ist die «positive Philosophie» und enthält die Theorie des göttlichen Wesens, welches als Herr über die Potenzen die Macht hat, dieselben nach freiem Entschluß in sich zu spannen und wieder aus der Spannung in die Gelassenheit zurückzuführen. An die positive Philosophie schließt sich eine Philosophie der Mythologie und der Offenbarung, deren Inhalt eine Theorie der Entwickelung sämmtlicher Religionen nach den Principien der positiven Philosophie enthält. Die Philosophie der Offenbarung schließt mit einer Charakteristik der Entwickelungsepochen des Christenthums, welche bezeichnet werden als das Petrinische Christenthum der röm. Kirche, das Paulinische Christenthum der prot. Kirche, und das Johanneische, dessen Vollendung der Zukunft vorbehalten bleibt. S. starb im Bade Ragaz in der Schweiz 20. Aug. 1854, wo er auch bestattet wurde. Seine sämmtlichen Werke wurden durch zwei seiner Söhne in 14 Bänden herausgegeben (Stuttg. und Augsb. 1856—61), von denen die ersten 10 die sämmtlichen frühern Schriften in chronolog. Ordnung, die letzten 4 das spätere System enthalten. S.'s Bedeutung für die Sache der Philosophie besteht weniger in der Vollendung einzelner Leistungen als in den genialen Anregungen zum Denken und Forschen, welche die wissenschaftlichen Zeitgenossen durch ihn empfingen, und welche nicht leicht zu hoch angeschlagen werden. Er strebte von dem durch Fichte festgestellten Anfangspunkte der neuen Speculation aus nach der Betretung immer neuer Wege, theils um denselben durch Anknüpfung an die Natur- und Geschichtsforschung fruchtbar, theils durch Anknüpfung an frühere Philosophen (Leibniz, Spinoza, Bruno, Plato, Jakob Böhme) anschaulich und faßlich zu machen. Daher sich denn vieles von andern einseitig Angelegte bei ihm in eine organische Verbindung gebracht findet, sowie wiederum die von ihm erzeugten Fruchtkeime zu neuen Forschungen der mannichfaltigsten Art von jüngern Zeitgenossen weiter entwickelt und zu wieder sehr untereinander abweichenden Zweigen der S.'schen Schule auseinander getrieben worden sind. Vorzüglich lehrreich für eine genauere Einsicht in den ursprünglichen Hervorgang dieser reichen Ideenentwickelungen aus der Wurzel der Fichte'schen Wissenschaftslehre ist «Fichte's und S.'s philos. Briefwechsel», herausgegeben von J. H. Fichte und K. Fr. A. Schelling (Stuttg. und Augsb. 1856).

Schema (griech.), wörtlich Gestalt oder Figur, bezeichnet im allgemeinen jede Form, die als Muster, Zeichen oder Leitfaden für die Anordnung, Untersuchung und Darstellung eines Gegenstandes benutzt wird.

Schemacha oder Schamacha, auch Schemachi oder Schamachi genannt, Kreisstadt und volkreichster Ort des transkaukas. Gouvernements Baku (s. d.) in der russ. Statthalterschaft

Kaukasien, war früher Hauptstadt des aus dem östl. Theile Transkaukasiens 26. Dec. 1846 gebildeten Gouvernements S., wurde aber 11. und 12. Juni 1859 durch ein furchtbares Erdbeben größtentheils zerstört, worauf man Baku (s. d.) zur Gouvernementsstadt erhob. Die Stadt S., 15 M. westlich von Baku an der Hauptstraße nach Tiflis, am Steppenflusse Pirsagat in einer herrlichen Gebirgslandschaft, 2092 F. über dem Meere gelegen, zählt (1862) 25148 E. und hat die wichtigsten Seidenfabriken Transkaukasiens, auch bedeutende Baumwollmanufacturen und Gerbereien sowie lebhaften Gartenbau und Handel. Sie wurde erst 1824 von den Russen ganz in der Nähe von Alt- oder Stara-Schemâcha, der Hauptstadt des ehemaligen Khanats Schirwân, gegründet. Dieses alte Schemacha, die Residenz der sassanidischen Schirwân-Schahs, später eigener Khane, war schon unter den Khalifen ein wichtiger Handelsplatz, namentlich aber als Cultur- und Marktort der Seide von Schirwân hochberühmt. Seine reiche Kaufmannschaft stand selbst mit Venedig und Genua sowie mit indischen Häusern in Verbindung. Noch 1561 veranlaßte die Wichtigkeit des Seidenhandels die Gründung engl. Factoreien, und 1636 wurde, um die Vortheile des Marktes von Schirwân zu gewinnen, die geheimnißvolle Reise der holstein. Gesandtschaft durch die hamburger Kaufmannschaft unternommen, welche Olearius beschrieben, und an welcher Paul Flemming theilgenommen hat. Die Stadt hatte jedoch viel durch Krieg zu leiden, und die Habsucht ihrer Beherrscher führte den Verfall der Seidenmanufactur und des Handels herbei. Nadir-Schah, der die Stadt 1734 eroberte, siedelte die Einwohner in die $3\frac{1}{2}$ M. südwestlicher am Steppenfluß Aksu oder Kalabagur neugegründete und zum Sitz der pers. Statthalter Schirwâns bestimmte Stadt über, die gegenwärtig den Namen Achsu oder Neuschemacha, russ. Nowaja-Schemacha, führt. Diese Stadt wurde 1761 durch Feth-Ali, Khan von Kuba, zerstört, während die Einwohner wieder nach der alten Stadt übersiedelten.

Schemnitz, ungar. Selmecz-Bánya, im Slawischen Stiawnica, Bergstadt in dem Comitate Honth des ungar. diesseitigen Donaukreises, die größte und wichtigste unter den ungar. Bergstädten, in einem tiefen, von kahlen Bergen umgebenen Thale gelegen, zählt mit den Vorstädten 13644 Civileinwohner (nach der Zählung vom 31. Oct. 1857), welche zumeist aus Bergknappen, dann aus Wald- oder Ringbürgern (Bürger, welche Bergbau treiben) und Handel und Handwerke treibenden Bürgern sowie einem zahlreichen Bergbeamtenpersonal bestehen. Von Gebäuden sind bemerkenswerth: das alte Schloß, jetzt beinahe Ruine, drei kath. Kirchen, das Collegium der Piaristen, die evang. Kirche, das Rathhaus, der Kammerhof, das neue Directions- und das Bergakademiegebäude. Das sog. Neue Schloß oder Schlößl wird jetzt als Feuerwachtthurm benutzt. S. ist Sitz der Berg-, Forst- und Güterdirection für den niederungar. Montandistrict, eines Forst- und eines Postamts und einer blühenden Berg- und Forstakademie. Letztere wurde 1760 von Maria Theresia gestiftet, zählte 1865 18 Docenten und 213 Studirende und besitzt eine reichhaltige Bibliothek, eine instructive oryktognostische und geognostische Sammlung, ein chem. Laboratorium und Botanischen Garten. Ferner bestehen in S. ein luth. und ein kath. Gymnasium, eine Bergschule und mehrere Thonpfeifenfabriken. Die Stadt wurde im 12. Jahrh. gegründet und sammt dem ganzen nordungar. Bergdistricte von flandr. und niedersächs. Colonisten bevölkert, welche die Slawen völlig verdrängten. Deutsche Bergwerks-Generalpächter, z. B. die augsburger Fugger unter Ferdinand I. und später, beförderten die Germanisirung des ganzen Bergdistricts. Mit dem Ende des 16. Jahrh. aber drängten sich die Slowaken wieder ein, durch deren außerordentliche Vermehrung und volksthümliche Bestrebungen während der langen Friedensperiode des 18. Jahrh. die Stadt mit dem ganzen Bergwerksdistricte fast ganz slowakisirt wurde. 1690 wurden noch 1872 Mark Gold gewonnen. Von 1740—73 berechnet man die Ausbeute an edeln Metallen zu mehr als 70 Mill. Fl. In neuerer Zeit lieferte der niederungar. Montandistrict jährlich an 1800 Mark Feingold und 42000 Mark Feinsilber an die Münze ab. Die großartigste bergmännische Unternehmung zu S. ist der Kaiser-Joseph-II.-Erbstollen, 8000 Klafter lang. Die sehenswürdigsten Anlagen befinden sich bei der Vorstadt Windschacht, darunter auch eine Sicherheitszünder- und eine Drahtseilfabrik.

Schemyl, s. Schamyl.

Schenk (Eduard von), bair. Staatsmann und Dichter, geb. zu Düsseldorf 10. Oct. 1788, studirte seit 1806 zu Landshut und trat 1817 von der prot. zur kath. Kirche über. Er wurde 1823 im bair. Staatsdienste Generalsecretär des Justizministeriums, bald darauf geadelt, 1825 Ministerialrath und Vorstand der Schul- und Kirchensection, 1828 Staatsrath und Minister des Innern. Von jetzt an trat er als ein eifriger Verfechter der Grundsätze der röm. Curie auf.

Er setzte mehrere aufgehobene Anordnungen über gemischte Ehen u. s. w. wieder in Kraft und verursachte dadurch Unzufriedenheit zwischen Staatsbürgern und Regierung. Kurz vor dem Beginn der Ständeversammlung von 1831 erließ er gegen den Beschluß des Staatsraths eine Censurverordnung, welche große Aufregung im Lande herbeiführte, und gleichzeitig eine Verfügung, durch welche mehrere freisinnige Abgeordnete in ihrer Eigenschaft als Staatsdiener oder als Pensionsempfänger vom Eintritt in die Kammer ausgeschlossen wurden. Die Censurverordnung mußte außer Wirkung gesetzt und S. seines Ministeriums enthoben werden; doch wurde er zum Präsidenten der Provinzialregierung zu Regensburg, nachher zum Reichsrath ernannt und 1838 in den ordentlichen Dienst des Staatsraths nach München berufen, wo er plötzlich 26. April 1841 starb. Als Dichter hat sich S. besonders durch sein Trauerspiel «Belisar» bekannt gemacht, dem jedoch Gewandtheit der Sprache und gelungene Einzelheiten bei dem Mangel an Originalität, den Fehlern in der Anlage und einem zu sichtbaren Streben nach Effect keinen dauernden Beifall sichern konnten. Die Sammlung seiner «Schauspiele» umfaßt drei Bände (Stuttg. 1829—35). Außerdem schrieb er mehrere Cantaten und gab seit 1834 das Taschenbuch «Charitas» heraus. In seinen Dichtungen ist Innigkeit des Gefühls und tiefe Religiosität nicht zu verkennen. Die von ihm besorgte Ausgabe von Michael Beer's «Sämmtlichen Schriften» (Lpz. 1835) begleitete er mit einer Biographie des Dichters.

Schenkel nennt man die untern Gliedmaßen, mit Ausnahme des Fußes, welche aus zwei durch das Knie abgegrenzten Theilen, dem Oberschenkel (femur) und dem Unterschenkel (crus), bestehen. Der Oberschenkel wird von dem Oberschenkelknochen (os femoris), der Unterschenkel von dem Schienbeine (tibia) und dem parallel daneben gelegenen, dünnern Wadenbeine (fibula) gebildet, welche von einer bedeutenden Anzahl Muskeln, den dazugehörigen Nerven und Gefäßen und den allgemeinen Hautbedeckungen umgeben sind. Mit einem seitlich ansitzenden, halbkugelförmigen Gelenkkopf ist der Oberschenkelknochen in die Pfanne (am Becken) eingesenkt und besitzt eine ziemlich große Beweglichkeit, während die Unterschenkelknochen untereinander, mit dem vorigen und dem Fußgelenk viel fester (durch ein Scharniergelenk) verbunden sind. Der Oberschenkelknochen ist der längste und stärkste Röhrenknochen des ganzen Skelets und bildet insofern ein Unterscheidungszeichen zwischen dem Menschen und den Thieren, als er bei ersterm verhältnißmäßig länger und weniger an den Unterleib angezogen ist als bei letztern, ein Umstand, ohne welchen der aufrechte Gang unmöglich sein würde. Beim Manne convergiren die Oberschenkel mit ihren untern Enden weniger als beim Weibe. Verkrümmungen der S. sind sehr häufig theils nach der Englischen Krankheit, theils nach Brüchen, denen diese Knochen sehr ausgesetzt sind; Oberschenkelbrüche (fracturae) heilen nie ohne Verkürzung des Beins. Bruch des Schenkelhalses (des Verbindungsstücks zwischen Oberschenkel und Gelenkkopf) kommt sehr leicht bei alten Leuten zu Stande (schon wenn sie im Zimmer fallen) und ist unheilbar. Schenkelbruch (Darmbruch, hernia) ist derjenige, bei welchem ein Darmstück durch die Oeffnung (Schenkelring) aus der Bauchhöhle tritt, durch welche die großen Blutgefäße auf den S. übertreten; er kommt bei Frauen viel häufiger vor als bei Männern, bei welchen die Leistenbrüche vorherrschen. Auch ist der Knochenfraß eine besonders am Unterschenkel häufig beobachtete Krankheit. — In der Mathematik nennt man S. die beiden geraden Linien, die einen Winkel bilden.

Schenkel (Daniel), namhafter prot. Theolog, geb. 21. Dec. 1813 zu Dögerlin im Canton Zürich, erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium und der Universität zu Basel, wo de Wette und Hagenbach seine Lehrer waren, und setzte nach kurzer kirchlicher Amtsthätigkeit in Schaffhausen (1835) seine Studien in Göttingen unter Lücke und Gieseler fort. Nachdem er 1838 promovirt hatte, wirkte er bis 1841 als Privatdocent zu Basel. Während dieser Zeit verfaßte er mit Bezug auf die Strauß'schen Händel die Schrift «Wissenschaft und Kirche». 1841 siedelte er als erster Pfarrer am Münster nach Schaffhausen über, trat bald darauf in den Kirchenrath und Cantonsschulrath ein und betheiligte sich als Mitglied des Großen Raths auch an der Politik. Noch in Schaffhausen begann er sein großes Werk «Das Wesen des Protestantismus» (3 Bde., Schaffh. 1846—51; 2. Aufl. 1861), welches im Geiste der sog. Vermittelungstheologie die Einheit der prot. Grundprincipien und das Recht der evang. Union geschichtlich zu begründen versuchte. Nach de Wette's Tode wurde er 1849 als Professor der Theologie und Mitglied des Kirchenraths nach Basel, und 1851 als Professor der Theologie, Seminardirector und erster Universitätsprediger nach Heidelberg berufen, in welcher Stellung er mit dem Titel eines großherzogl. bad. Kirchenraths seitdem wirkte. Anfangs auch kirchlich den Bestrebungen der Vermittelungstheologie zugewandt, begann sich S. seit den in Lehre, Cultus und Verfassung mit der Orthodoxie liebäugelnden Beschlüssen der Generalsynode von 1855 immer entschiedener der freiern kirchlichen

Richtung zuzuwenden. Der seit 1857 ausgebrochene Agendenstreit und das 1859 abgeschlossene Concordat riefen ihn auf den Kampfplatz gegen alle hierarchischen Tendenzen und für Begründung einer freisinnigen, auf dem Gemeindeprincip beruhenden Kirchenverfassung. In diesem Sinne wirkte er theils als Redacteur der «Allgemeinen Kirchenzeitung» (1852—59), theils auf den sog. «Durlacher Conferenzen», welche, auf seine Anregung ins Leben gerufen, der liberalen Partei einen Sammelpunkt boten. Der Sieg der liberalen Principien wurde nach Außerkraftsetzung des Concordats auch für die evang. Kirche durch die neue Kirchenverfassung vom J. 1861 entschieden, die von der Generalsynode dieses Jahres unter S.'s hervorragender Mitwirkung beschlossen worden war. Von derselben Synode wurde er in den Synodalausschuß gewählt, wodurch er zur Theilnahme an allen wichtigern Entschließungen des Kirchenregiments berufen wurde. Als literarisches Organ der kirchlich-freisinnigen Richtung gründete S. 1859 die «Allgemeine kirchliche Zeitschrift». Seine theol. Richtung hatte sich inzwischen ebenfalls unter dem Einflusse seiner freisinnigen kirchlichen Bestrebungen weiter gebildet. Seine «Gespräche über Protestantismus und Katholicismus» (Heidelb. 1852 fg.), sein «Unionsberuf des evang. Protestantismus» (Heidelb. 1855) und «Die Reformatoren und die Reformation» (Wiesb. 1856) gehören noch wesentlich der Vermittelungstheologie an, wogegen seine umfassend angelegte «Christl. Dogmatik» (2 Bde., Wiesb. 1858—59) bereits vielfach den Uebergang zur freiern Theologie vorbereitet. Indem diese Dogmatik «vom Standpunkte des Gewissens» aus die Thatsachen des christl. Bewußtseins zu entwickeln suchte, knüpfte sie wieder an Schleiermacher an, doch ohne den supernaturalistischen Boden völlig aufzugeben. Um so größeres Aufsehen erregte seine Schrift «Das Charakterbild Jesu» (Wiesb. 1864 u. öfter), in welcher er auf Grund der drei ersten Evangelien ein echt menschliches Bild Jesu zu entwerfen versuchte und dabei den Kampf Jesu mit den Pharisäern im Lichte eines unermüdlichen Kampfes für das arme, gedrückte Volk gegen herrschsüchtige und intolerante Hierarchen darstellte. Die Seitenblicke, welche in dieser Darstellung auf moderne Gegensätze fielen, trugen noch mehr als seine Bestreitung der leiblichen Auferstehung Jesu dazu bei, den Proteststurm der «bekenntnißtreuen» Pastoren gegen S. hervorzurufen, welcher, von Berlin aus begünstigt, über einen großen Theil Deutschlands sich verbreitete. Der bad. Oberkirchenrath wies jedoch die angemuthete Absetzung S.'s als eine Verletzung der prot. Lehrfreiheit zurück (17. Aug. 1864), und alle Versuche, durch Massendemonstrationen und eine Adressenbewegung seine Stellung zu erschüttern, blieben erfolglos. S. selbst vertheidigte sich in der Schrift «Die prot. Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction» (Wiesb. 1865). Seit 1863 wirkte er namentlich auch zur Gründung des deutschen Protestantenvereins (s. d.) mit, dessen Grundgedanken er in der Schrift «Christenthum und Kirche im Einklang mit der Culturentwickelung» (Wiesb. 1867) eingehend darlegte. Im Mai 1867 erlebte er die Genugthuung, daß die neue Generalsynode das Verfahren des Oberkirchenraths in seiner Angelegenheit förmlich guthieß und die Gleichberechtigung der freisinnigen Richtung mit der orthodoxen proclamirte. Außer den genannten Schriften hat S. noch eine große Anzahl von Flugschriften und Abhandlungen, namentlich in den «Theol. Studien und Kritiken» und der «Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift» veröffentlicht. Im Lange'schen Bibelwerke bearbeitete er die Briefe des Paulus an die Epheser, Philipper und Kolosser. 1867 übernahm er die Redaction eines von den namhaftesten deutschen Bibelforschern bearbeiteten «Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauche für Geistliche und Gemeindeglieder» (Lpz. 1868 fg.).

Schenkendorf (Gottlob Ferdinand Maximilian von), deutscher Dichter, geb. 11. Dec. 1783 zu Tilsit, war der Sohn eines preuß. Offiziers. Einige gebildete Familien seiner vaterländischen Provinz, die ein religiöses Gemüthsleben verband, öffneten dem heranreifenden Jünglinge ihre Kreise, und die Eindrücke, die er hier empfing, gaben seinem Geiste die Richtung auf das Sittlich-Religiöse. Einwirkungen der romantischen Dichterschule, besonders die Schriften von Novalis und Jung-Stilling, kamen später hinzu. Nachdem er in Königsberg Kameralwissenschaften studirt und 1805 die Landwirthschaft praktisch erlernt, trat er als Referendar in die Regierung zu Königsberg ein. Die Gelegenheit, die sich ihm hier zu mannichfaltiger Erweiterung seines Wissens bot, blieb nicht unbenutzt. 1812 ging er nach Karlsruhe, wohin sich seine Braut wenige Monate zuvor mit Frau von Krüdener begeben hatte, und verheirathete sich hier mit ihr. Der Aufruf des Königs von Preußen zum Kampfe gegen Frankreich rief ihn aus dem häuslichen Glücke, das durch die Freundschaft des Jung-Stilling'schen Hauses erhöht worden war. Er folgte dem Heere, erhielt nach dem Frieden eine Anstellung als Regierungsrath zu Koblenz, starb aber bereits 11. Dec. 1817. Einen bedeutenden Namen erwarben ihm seine

«Christl. Gedichte» (1814) und die «Gedichte» (Stuttg. 1815), welche, größtentheils während der Kriege entstanden, schon vorher unter seinen Freunden und Waffengefährten weite Verbreitung gefunden hatten. S. ist unter den Dichtern der sog. Befreiungskriege derjenige, welcher am meisten auf positiv-christl. Boden steht und in polit. Beziehung auf das Mittelalter zurückweist, wie er z. B. überall die Herstellung des deutschen Kaiserthums fordert. Eine allseitigere Würdigung seines tiefen Gemüths und seines reichen und edeln lyrischen Talents wurde möglich, seit sein «Poetischer Nachlaß» (Berl. 1832) und seine «Sämmtlichen Gedichte» (Berl. 1837; neue Aufl., von Hagen, Stuttg. 1862) erschienen. Vgl. die Biographie S.'s von Hagen (Berl. 1863).

Schenkung (donatio) heißt derjenige Vertrag, bei welchem der eine Theil (donator), ohne rechtlich verpflichtet zu sein und um sich blos freigebig zu erweisen, dem andern (donatarius) einen Werth ohne Gegenleistung zuwendet. Die S. läßt sich sowol durch ein Versprechen, das der Schenknehmer acceptirt, als durch unmittelbare Dahingabe beweglicher oder unbeweglicher Gegenstände, durch Cession von Forderungen, die dem Schenker gegen Dritte, oder durch Verzicht auf Forderungsrechte, welche ihm gegen den Beschenkten zustehen, ferner mittels absichtlicher Leistung einer Nichtschuld, ingleichen durch unentgeltliche Gewährung von Diensten oder Gebrauchsrechten vollziehen. Mit der Absicht der unentgeltlichen Zuwendung (animus liberalitatis) ist es nicht unvereinbar, daß dem Beschenkten ein bestimmter Gebrauch des Geschenks oder eine nicht gleichwerthige Gegenleistung zu Gunsten Dritter oder selbst des Schenkers auferlegt wird (donatio sub modo). Nicht minder ist diejenige Verwilligung noch als S. aufzufassen, mittels welcher sich der Schenker für Gefälligkeitsleistungen oder freiwillige Dienste dankbar bezeigt (donatio remuneratoria). Dagegen nimmt die S. einen verschiedenen Charakter an, je nachdem sie noch bei Lebzeiten des Schenkers oder erst nach dessen Ableben volle Geltung erlangen und hiernach entweder S. unter den Lebenden (donatio inter vivos) oder S. auf den Todesfall (donatio mortis causa) sein soll. Die letztere wird unter Umständen zugesagt oder übergeben, aus denen die Absicht des Schenkers zu folgern ist, sich bis zu seinem Tode den beliebigen Widerruf vorzubehalten. Sie soll nur von testirfähigen Personen ausgehen und bildet, obgleich der Donatar hierbei auch eine Annahmeerklärung abzugeben hat, im wesentlichen eine Abart der Vermächtnisse. Dagegen genügt es hinsichtlich der S. unter den Lebenden, wenn der Schenker die allgemeine Dispositionsfähigkeit besitzt (wiewol sich Ehegatten für die Regel auf diesem Wege nichts Bedeutendes zuwenden dürfen), und der Abschluß des Vertrags kann auch ohne besondere Förmlichkeiten erfolgen. Doch lassen sich S. über 500 röm. Solidi oder gemeinrechtlich über 500 Dukaten, wenn sie vom Schenker nicht bei Gericht gemeldet (insinuirt) sind, bis zu jener Höhe widerrufen. Nicht minder unterliegen S. unter Lebenden dem Widerrufe, dafern der Donatar den auferlegten Modus nicht erfüllt oder sich einer groben Undankbarkeit gegen den Schenker, z. B. durch Bedrohung seines Lebens, willkürliche peinliche Anklage, schuldig macht. Auch Notherben des Donators können seine S. nachträglich anfechten, wenn sie pflichtwidrig ist (donatio inofficiosa), d. h. wenn dadurch das Vermögen des Schenkers sofort unter den Betrag herabgebracht wird, welcher den Notherben im Falle seines Ablebens vor der S. hätte als Pflichttheil (s. d.) verbleiben müssen. Aus einer nur mittels Versprechens gewährten S. jeder Art entspringt eine Klage auf Erfüllung der Zusage, dafern nicht die S. auf eine Verzichtleistung hinauskommt, wo dem Beschenkten nur eine Ausflucht gegen die nachträglich doch wieder hervorgesuchte Forderung erwächst. Für die natürlichen und rechtlichen Mängel der geschenkten Sache hat der Schenker in der Regel nicht aufzukommen. In den neuern Gesetzgebungen sind übrigens die gemeinrechtlichen Grundsätze über S. manchen Abänderungen unterworfen worden.

Scheppenstedt, officiell Schöppenstedt, Städtchen und Hauptort eines Amtsgerichtsbezirks im Kreise Wolfenbüttel des Herzogthums Braunschweig, am Ockerzuflüßchen Altenau und an der Eisenbahn, 2,3 M. östlich von Wolfenbüttel gelegen, ist der Sitz des Amtsgerichts und zählt 2781 E. (Ende 1864), die sich mit Landwirthschaft, Branntweinbrennerei, Gerberei, Leinen- und Drillweberei beschäftigen. Die Stadt hat eine Bürger-, eine Frei- und eine Ackerbauschule. Der Ort S. ist sehr alt und war einst der Sitz eines Schöppenstuhls. Vormals standen die Einwohner, wie die Bürger von Schilda in Obersachsen und Polkwitz in Schlesien, im Rufe spießbürgerlicher Einfalt und Geistesbeschränktheit. Nur ½ M. im Norden liegt das Dorf Kneitlingen, nach der Volkssage Geburtsort des Till Eulenspiegel.

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Schere, das bekannte Schneidewerkzeug, welches aus zwei scharfgeschliffenen, beim Gebrauche aneinander herstreifenden und hierdurch den dazwischengebrachten Stoff zertheilenden Stahlblättern besteht. Nach ihrer verschiedenen Bestimmung sind die S. in Größe, Gestalt und

Benennung mannichfaltig, wie Schafscheren, Schneider-, Leinwand-, Papier-, Blech-, Draht-, Gärtner-, chirurgische Scheren u. s. w. Große Blechscheren werden im Schraubstock oder an einem Holzblocke befestigt (Stockscheren) und heißen Dampfscheren, Wasserscheren, wenn sie durch Dampf- oder Wasserkraft in Thätigkeit gesetzt werden, in welchem Falle sie sogar geeignet sind, zolldickes Eisen zu durchschneiden. Eine besondere Art der Blechscheren bilden die Kreis- oder Cirkelscheren, deren Blätter zwei kreisrunde, sich umdrehende Scheiben sind. Die Verfertigung der S. ist ein Zweig der Messerfabrikation und erfordert viel Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit. Kleine wohlfeile S. werden nicht geschmiedet, sondern aus Stahlblech geschnitten, sogar aus Eisen gegossen (Gußscheren). Schermaschinen sind mechan. Vorrichtungen mit scherenartig wirkenden Bestandtheilen, wie sie namentlich zum Glattscheren des Tuchs in den Tuchfabriken gebraucht werden.

Scheremetjew, eine der ausgezeichnetsten russ. Familien, deren Geschlecht bis in das 14. Jahrh. hinaufreicht, und als deren Stammvater Andrei Kabyla oder Kambyla (s. Romanow) gilt. Berühmt sind folgende Glieder derselben. — Iwan Wassiljewitsch S., Bojar, that sich zur Zeit des Zaren Iwan Wassiljewitsch des Schrecklichen in vielen Schlachten gegen die krimschen Tataren und bei der Einnahme von Kasan 1552 rühmlichst hervor. Trotzdem fiel er bei dem Tyrannen in Ungnade und konnte sich nur dadurch vor dem Tode retten, daß er Mönch ward. Sein Bruder, Iwan Wassiljewitsch S., der Jüngere, ebenfalls ein tapferer Feldherr, fiel 1577 bei der Belagerung von Reval. — Fedor Iwanowitsch S., Sohn des letztgenannten, besaß das besondere Zutrauen des Zaren Michael Feodorowitsch und schloß mit Polen 1. Dec. 1618 in Deulin einen Waffenstillstand ab, infolge dessen der Vater des Zaren, Metropolit Philaret, in Freiheit gesetzt wurde. Auch brachte er den Wjäsmaschen Friedenstractat zu Stande, kraft dessen Polen den Zaren Michael Feodorowitsch als russ. Herrscher anerkannte. Er starb 1650. — Boris Petrowitsch, Graf von S., Generalfeldmarschall, ein berühmter Feldherr und der Kriegsgefährte Peter's d. Gr., geb. 25. April 1652, schloß 1686 vereint mit dem Fürsten Wassili Wassiljewitsch Galyzin den Frieden mit Polen und Bundestractate mit dem Könige von Polen und dem deutschen Kaiser ab. Er erleichterte durch seine Mitwirkung Peter d. Gr. die Unterwerfung der Provinzen am Baltischen Meere, indem er zweimal über den schwed. General Schlippenbach bei Dorpat und an der Embach siegte und die Städte Wolmar, Marienburg, Noteburg, Nienschanz, Dorpat, Narwa, Mitau und Riga eroberte. Eine ungewöhnliche Tapferkeit und großes militärisches Talent bewies er am Tage der Schlacht von Pultawa, wo er den Oberbefehl über das Centrum der russ. Armee führte. 1705 dämpfte er den Aufstand der Strelitzen in Astrachan und wurde deshalb von Peter d. Gr. 1706 in den Grafenstand erhoben. 1710 eroberte er Riga und ganz Livland, war 1711—15 Generalgouverneur der Ukraine. Er starb 17. Febr. 1719, allgemein betrauert, besonders von den Armen. Vgl. G. F. Müller, Lebensbeschreibung des Grafen Boris Petrowitsch S.», aus dem Russischen von Bacmeister (Riga 1789). — Michail Borissowitsch S., der älteste Sohn des vorigen, Generalmajor, geb. 1. Sept. 1678, unterzeichnete mit Schafirow die Tractate mit der Türkei am Pruth 12. Juli 1711 und in Adrianopel 13. Juli 1713. Er starb in Kiew im Oct. 1714. — Peter Borissowitsch, Graf S., Sohn des Feldmarschalls aus der zweiten Ehe, geb. 1713, war Oberkammerherr der Kaiserin Katharina II. und sowol wegen seines Reichthums als wegen seiner Gastfreundschaft und Kunstliebe bekannt. Um die russ. Geschichte machte er sich durch die Herausgabe der Correspondenz seines Vaters mit Peter d. Gr. (5 Bde., Petersb. 1774—79) verdient. — Nikolai Petrowitsch, Graf S., Sohn des vorigen, Oberkammerherr, geb. 1751, gründete in Moskau das nach ihm genannte berühmte Hospital als einen Zufluchtsort für Fremde und Hülfsbedürftige. Zur Unterhaltung dieses 1803 mit kaiserl. Pracht aufgebauten Gebäudes bestimmte er eine jährliche Revenue von 75000 Rubeln. Er starb 2. Jan. 1809 in Moskau. — Dmitry Nikolajewitsch, Graf S., des vorigen einziger Sohn, Wirkl. Staatsrath und Kammerherr, geb. 1803, war mit der Gräfin Romanow, natürlichen Tochter des Kaisers Alexander, verlobt, die aber vor der Hochzeit starb. Er ist vielleicht der reichste Privatmann in Europa und hat sich, wie seine ganze Familie, durch Wohlthätigkeit einen geachteten Namen erworben.

Schérer (Barthélemy Louis Jos.), General der franz. Republik, geb. 18. Dec. 1747 zu Delle bei Belfort, war der Sohn eines Fleischers. Er entwich dem väterlichen Hause, trat in österr. Kriegsdienste, desertirte aber aus Mantua und ging nach Paris. In der Revolution trat er als Offizier in die Armee, mußte dieselbe zwar, des Royalismus beschuldigt, zweimal verlassen, kehrte indessen bald zurück und stieg 1794 zum Divisionsgeneral. Er kämpfte in der Sambre-

und Maasarmee bei Fleurus, nahm die 1793 verloren gegangenen Festungen wieder ein und führte im Sept. den rechten Flügel der Armee unter Jourdan. Im Mai 1795 erhielt er an Perignon's Stelle den Oberbefehl der Armee an den Ostpyrenäen. Die schlechte Beschaffenheit seiner Truppen nöthigte ihn zur Defensive; doch errang er 13. und 14. Juni über die Spanier einige Vortheile. Nach dem Frieden zu Basel trat er an die Spitze der Armee in Italien. Zwar besiegte er den Feind 21. Nov. bei Loano; doch vermochte er weder den Erfolg zu benutzen, noch das elende Heer in Stand zu setzen, sodaß er 23. Febr. 1796 das Commando an Bonaparte abtreten mußte. Im Juli 1797 übergab ihm das Directorium das Ministerium des Kriegs, das man ihm aber 21. Febr. 1799 wieder abnahm, weil er Unterschleife duldete und für den Armeebedarf nachlässig sorgte. Er ging jetzt abermals als Oberbefehlshaber nach Italien, wo er jedoch vor den Oesterreichern unter Kray hinter den Mincio und Oglio zurückweichen mußte. Seine Lage verschlimmerte sich noch mehr, als Suworow 17. April die Vereinigung der Russen und Oesterreicher ausführte. Unter solchen Umständen trat er nun das Commando an Moreau ab und entging nur durch die Revolution vom 18. Brumaire der gerichtlichen Verfolgung. Er starb auf seinem Landgut Chauny in Zurückgezogenheit 19. Aug. 1804. Im Drucke ließ er einen «Précis des opérations militaires de l'armée d'Italie, depuis le 21 ventôse jusqu'au 8 floréal de l'an VII» (Par. 1799) erscheinen.

Scherif, im Arabischen soviel als erhaben, heilig, ist bei den Mohammedanern der Titel der Nachkommen Mohammed's, deren statist. Tabellen, durch besondere Würdenträger, die Nakyb el-Eschraf, in jeder bedeutenden islamitischen Stadt geführt, alljährlich mit der Pilgerkaravane dem S. von Mekka, als Stammfürsten, zugesandt werden. Die Scherifwürde überträgt sich durch beide Geschlechter; sie ist mit keinen polit. Vorzügen verbunden.

Scherr (Thomas Ignaz), verdienter Schulmann, geb. 15. Dec. 1801 in Hohenrechberg in Würtemberg, widmete sich dem Lehrerberuf, und wurde, nachdem er ein halbes Jahr als Elementarlehrer an einer Dorfschule thätig gewesen, 1821 Taubstummenlehrer in Gmünd. Er versuchte sich daselbst an der neuerrichteten Blindenanstalt auch im Blindenunterrichte und folgte dann 1825 einem Rufe an das Blindeninstitut zu Zürich, wo er sich als Lehrer auszeichnete. Auch trat er hier zur reform. Kirche über. Durch Schriften und mündliche Belehrung war S. für die Verbesserung der Volksschulen im Canton sehr thätig. Das Taubstummeninstitut zu Zürich verdankt ihm seine Gründung. Seit Ende 1830 und namentlich seit er 1831 Cantonsbürger geworden, nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil, indem er sich der radicalen Partei anschloß. In dem letztern Jahre in den Erziehungsrath gewählt und mit dem Entwurfe eines neuen Volksschulgesetzes beauftragt, wurde er von da an der hauptsächlichste Leiter und Beförderer der Volksschulreform, zumal als er 1832 zum Director des neuerrichteten Schullehrerseminars in Küßnacht ernannt worden war. Durch seine politisch- und kirchlich-radicalen Ansichten, die er in den polit. Zeitungen und in dem von ihm redigirten «Pädagog. Beobachter» verbreitete, durch die hauptsächlich von ihm vermittelten durchgreifenden Umgestaltungen im Schulwesen, durch sein Bestreben, der Volksschule neben der Kirche eine selbständige Stellung zu begründen, zog er sich zahlreiche Gegner zu, was nach dem Sturze der radicalen Partei 1839 seine ganz widerrechtlich bewerkstelligte Entlassung zur Folge hatte. Die von ihm durchgeführten Reformen im Schulwesen wurden jedoch selbst während der kurzen Herrschaft seiner polit. Widersacher in ihrem wesentlichen Bestande aufrecht erhalten. Seitdem lebte er ohne öffentliches Amt erst bei Zürich, dann seit 1843 auf seinem Landgute zur obern Hochstraße im Thurgau, mit praktischer Pädagogik und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. S. zeichnete sich in seinem Wirken durch unermüdliche Thätigkeit, Muth, Charakter, scharfe Auffassungsgabe und Geschäftsgewandtheit aus. Von seinen Schriften sind insbesondere zu nennen: «Elementarsprachbildungslehre» (Zür. 1831), «Kurzgefaßte deutsche Schulgrammatik» (Zür. 1834), «Der Bildungsfreund, ein Lesebuch» (Zür. 1835 u. öfter), «Handbuch der Pädagogik» (Bd. 1—3, Zür. 1839—46) und «Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthalts im Canton Zürich vom J. 1825—39» (St.-Gallen 1840).

Scherr (Johannes), deutscher Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 3. Oct. 1817 zu Hohenrechberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Gmünd und Zürich und widmete sich dann philol., philos. und histor. Studien zu Tübingen, wo er auch 1840 promovirte. Nachdem er hierauf drei Jahre hindurch mit seinem Bruder eine Erziehungsanstalt in Winterthur geleitet, zog er nach Stuttgart, von wo er sich im Hochsommer 1849 als Flüchtling abermals nach der Schweiz wandte. Er habilitirte sich an der Hochschule zu Zürich, übersiedelte aber 1852 aus Familienrücksichten wieder nach Winterthur. 1860 ging er abermals nach Zürich, indem er

einem Rufe als Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnicum daselbst folgte. Seiner Ueberzeugung nach Republikaner, pflegt S. als Historiker mit besonderer Vorliebe die culturhistor. Elemente, und überhaupt war er es, der in seiner «Deutschen Cultur- und Sittengeschichte» (3. Aufl., Lpz. 1866) die nationale Entwickelung nach dieser Seite hin zum ersten mal zusammenzufassen suchte. Seine reiche und vielseitige schriftstellerische Thätigkeit, namentlich auf publicistischem und novellistischem Gebiete, begann schon frühzeitig. Von seinen culturgeschichtlichen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Schiller und seine Zeit» (3. Aufl., Lpz. 1862), «Geschichte der deutschen Frauenwelt» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1865), «Der Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch» (St.-Gallen 1860) und «Geschichte der Religion» (3 Bde., Lpz. 1855—57). Hieran reihen sich die literarhistor. Werke: «Bildersaal der Weltliteratur» (2 Bde., Stuttg. 1848), «Allgemeine Geschichte der Literatur» (2. Aufl., Stuttg. 1861), «Geschichte der deutschen Literatur» (2. Aufl., Lpz. 1854), «Geschichte der engl. Literatur» (Lpz. 1854), und «Dichterkönige» (2. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1861). Von S.'s eigentlich histor. Schriften sind besonders «Blücher, seine Zeit und sein Leben» (3 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1865), «Drei Hofgeschichten» (Lpz. 1860), «Studien» (3 Bde., Lpz. 1865—66) und «Aus der Sündflutzeit» (Lpz. 1867) hervorzuheben.

Schertlin (Sebastian), auch Schärtlein, Herr zu Burtenbach, berühmter deutscher Feldhauptmann des 16. Jahrh., wurde 12. Febr. 1496 zu Schorndorf (in Würtemberg) geboren und bezog 1512 die Universität Tübingen, wo er 1516 die Magisterwürde erlangte. Auch besuchte er die Universität zu Wien. 1518 machte er den Feldzug gegen Franz von Sickingen mit und widmete sich seitdem ganz dem Kriegshandwerk. Er diente unter anderm im Heere des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg (1519) und gegen die aufrührerischen Bauern (1525), desgleichen im kaiserl. Heere wiederholt gegen die Türken in Ungarn, wie auch gegen die Franzosen an der deutschen Grenze und in Italien. Nach der Schlacht bei Pavia 24. Febr. 1525 wurde er von dem Vicekönig von Neapel zum Ritter geschlagen. Nach dem Siege über die Türken beim Wiener-Wald 19. Sept. 1532, wo er als «Obrister Leutinant» das ganze Reichsfußvolk befehligte, erwies ihm Kaiser Karl V. dieselbe Ehre. Seit 25. Juli 1530 war S. als Feldhauptmann, mit einem Jahrgehalt von 200 rhein. Goldgulden, in den Dienst der Reichsstadt Augsburg getreten. Durch viele Kriegsbeute bereichert, kaufte er 1532 die im Westen von Augsburg an dem Mindelfluß belegene Herrschaft Burtenbach mit dem Marktflecken gleiches Namens. Auch trat er nunmehr zur prot. Lehre über, die in den J. 1534—37 zu Augsburg vollends die Oberhand gewann. Als augsburgischer Feldhauptmann nahm er sodann unter den Kriegshäuptern des Schmalkaldischen Bundes (s. d.) eine hervorragende Stellung ein und erhielt auch ein Jahrgeld von dem Landgrafen Philipp von Hessen. 1542 wohnte er dem Feldzuge des Landgrafen gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel bei. Mit Erlaubniß seiner Dienstherren durfte er sich auch an den Feldzügen des Kaisers gegen Frankreich 1536 und 1544 betheiligen. Im Schmalkaldischen Kriege befehligte S. die Soldtruppen der oberdeutschen Städte. Zuerst nahm er die Stadt Füssen und die Ehrenberger Klause 10. Juli 1546 ein und wollte von da in Tirol einrücken, um sich der Alpenpässe zu bemächtigen. Aber er wurde zurückberufen und mußte zu dem Hauptheer des Schmalkaldischen Bundes stoßen, das längs der Donau gegen Kaiser Karl V. operirte, August bis Sept. Im Oct. 1546 ging S. nach Augsburg zurück zum Schutz der Stadt, und bald darauf löste das schmalkaldische Heer sich auf, indem Kurfürst Johann Friedrich nach Sachsen, Landgraf Philipp nach Hessen u. s. w. heimkehrten. Gleich den übrigen Ständen Oberdeutschlands mußte nunmehr auch Augsburg sich dem Kaiser wieder unterwerfen; aber trotz aller Bemühungen der städtischen Unterhändler wurde S. von der Amnestie ausgeschlossen. Deshalb verließ er 29. Jan. 1547 Augsburg, nachdem er sein Gut Burtenbach durch einen Scheinkauf der Stadt überlassen hatte. Er flüchtete nach Konstanz und ging später nach Basel, von wo aus er um Begnadigung beim Kaiser nachsuchte, aber vergebens. So trat S. 1. April 1548 in die Dienste des Königs Heinrich II. von Frankreich, worauf Karl V. ihn förmlich in die Reichsacht erklärte 3. Aug. 1548 und seine Güter confisciren ließ. Trotzdem blieb S. in Basel wohnen, bis er auf Verlangen der Eidgenossen ausgewiesen wurde, und begab sich dann im Frühjahr 1551 an den franz. Hof. Hier diente er als Unterhändler zwischen König Heinrich II. und Kurfürst Moritz von Sachsen und vermittelte den Bundesvertrag zwischen beiden, der auf dem Schloß Chambord 2. Febr. 1552 vollzogen und beschworen ward. Auch machte er den Feldzug Heinrich's II. in Lothringen und Elsaß 1552 mit. Dagegen setzte Karl V. einen Preis auf S.'s Kopf, 4000 Fl. wenn lebendig eingebracht, 3000 Fl. wenn todt, infolge dessen er wieder-

holt von Meuchelmördern bedroht wurde. Aber im Jan. 1553 zog S. wieder nach Basel, verließ den franz. Dienst und erlangte vom Kaiser einen aus Brüssel 18. Juni 1553 datirten Begnadigungsbrief. So konnte er nach Augsburg zurückkehren, wo er bald wieder auf Lebenszeit als Feldhauptmann in den Dienst der Stadt trat und auch sein Gut Burtenbach wieder erhielt. Seitdem lebte S. in friedlicher Zurückgezogenheit, und wenn er auch noch mehrfach vom Kaiser Ferdinand I. und verschiedenen Reichsfürsten militärische Aufträge zu Werbungen u. dgl. übernahm, so machte er doch keinen Feldzug mehr mit. Dagegen beschäftigte er sich mit der sorgsamen Verwaltung seiner Güter und schrieb eigenhändig seine Lebensgeschichte. S. starb zu Augsburg 18. Nov. 1577 und wurde in der Kirche zu Burtenbach begraben. Vgl. Holzschuher und Hummel, «Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Sebastian S. von Burtenbach» (2 Thle., Frankf. und Nürnb. 1777—82); Herberger, «Sebastian S. von Burtenbach und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe» (Augsb. 1852); Schönhuth, «Leben und Thaten des Sebastian S. von Burtenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters» (Münster 1858).

Scherz ist ein Spiel der Gedanken zur Erheiterung. Als der Gegensatz zum Ernst, welcher im festen Behaupten des Erkannten und Gewollten besteht, liebt er das nicht Fragliche in Frage zu stellen, das Vernünftige in ein Ungereimtes zu verkehren, das Ungereimte mit Scheingründen zu stützen. Man geht drohendem Disput dadurch aus dem Wege, daß man ernste Behauptungen scheinbar für S. nimmt und als S. beantwortet. Doch kann der S. auch wieder eben hierdurch beleidigend werden, wenn nämlich der andere keinen S. versteht. Entbehrt der S. eines ihm zu Grunde liegenden sinnvollen Gedankens, so wird er zum faden S. oder Albernheit; entbehrt er der Feinheit und Grazie, so wird er zum plumpen S. oder Spaß. Geht sein Spiel so weit, daß man das im Grunde ernsthaft Gemeinte als S. behandelt, während man das, womit man sein Spiel treibt, als Ernst gelten läßt, so entsteht der Humor (s. d.), wie er z. B. der sokratischen Ironie in den platonischen Dialogen zu Grunde liegt. Die Ironie (der feine Spott) macht den Ernst scheinbar zu S., den S. scheinbar zu Ernst. Wer hingegen den Ernst wirklich als S. behandelt, ist frivol. Wer das scherzhaft Gemeinte für Ernst nimmt, ist empfindlich.

Scherz (Jos. Georg), deutscher Alterthumsforscher, geb. 1678 zu Strasburg, studirte hier und in Halle, wo er 1702 Professor der praktischen Philosophie, 1711 Professor der Rechte wurde und 1754 starb. Er gab nach Schilter's Tode dessen «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» (3 Bde., Ulm 1727) heraus und besorgte auch die neue Ausgabe von dessen «Codex juris feudalis Alemanniae» (Strasb. 1728). Das von ihm gesammelte «Glossarium Germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae» wurde von Oberlin (s. d.) vervollständigt herausgegeben (2 Bde., Strasb. 1781—84).

Scherzer (Karl, Ritter von), deutscher Schriftsteller und Forschungsreisender, geb. 1. Mai 1821 zu Wien, erhielt eine sorgfältige Erziehung und faßte schon frühzeitig den Entschluß, in seiner Vaterstadt ein literarisch-artistisches Unternehmen zu begründen. Er beschäftigte sich zu diesem Zweck eifrig mit dem Studium fremder Sprachen und machte sich zuerst in der Staatsdruckerei, dann in der Strauß'schen Druckerei praktisch mit der Typographie bekannt. Zu seiner weitern Ausbildung arbeitete er im Winter 1839—40 in der Brockhaus'schen Officin zu Leipzig, später auch einige Zeit in der Staatsdruckerei zu Paris. Seit Herbst 1841 bereiste er England, Schottland und Irland, wobei er vorzugsweise das Studium der Volkswirthschaft sowie der Industrie- und Arbeiterverhältnisse im Auge hatte. Nachdem er im Frühjahr 1842 nach Wien zurückgekehrt, suchte er eine Buchdruckerei nebst Verlagshandlung zu begründen, doch wurde ihm die Erlaubniß dazu von der Behörde hartnäckig verweigert, und er betheiligte sich darauf an einem Handlungshause. Während der Bewegungen des J. 1848 übte S. als Mann von liberaler Gesinnung hervorragenden Einfluß, besonders in Bezug auf die damals erstrebten gewerblichen und socialen Reformen. Die Rücksicht auf seine Gesundheit führte ihn 1850 nach dem südl. Frankreich und nach Italien, 1851 nach Meran in Tirol. Hier lernte er den Reisenden Moritz Wagner (s. d.) kennen, mit dem er den Plan zu einer wissenschaftlichen Reise durch Amerika entwarf, für welche er sich besonders die Erforschung der culturhistor. und wirthschaftlichen Verhältnisse vorbehielt. Nach sorgfältiger Vorbereitung ging er 15. Mai 1852 im Verein mit Wagner von Bremen aus nach Neuyork. Zunächst bereiste er allein die Staaten der Union, dann gemeinschaftlich mit Wagner, der sich im März 1853 zu Neuorleans wieder mit ihm vereinigt hatte, die centralamerik. Staaten und den Isthmus von Panama. Im Spätherbst 1854 besuchten beide von Belize aus Westindien, dann noch einmal (von Charleston aus) die Vereinigten Staaten, worauf sie mit reichen Sammlungen im Sommer 1855 nach Europa zurückkehrten. Bereits im

Spätherbst 1856 erhielt S. vom Erzherzog Ferdinand Max die Einladung zur Theilnahme an der Novaraexpedition, die 30. April 1857 von Triest in See ging. Mit dieser besuchte er Brasilien, das Cap, Indien, die Nikobaren, Singapore, Java, Manila, China, Australien, Neuseeland, Tahiti und Chile. In Valparaiso trennte er sich im Mai 1859 von der Expedition, um mit dem Postdampfer über Panama nach Europa zurückzukehren. Außer reichen Sammlungen aller Art brachte er auch ein vollständiges Tagebuch in die Heimat, welches die Grundlage zu dem mit einem, in der Geschichte des deutschen Buchhandels beispiellosen Erfolg aufgenommenen «Beschreibenden Theile» der «Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde in den J. 1857—59» (3 Bde., Wien 1861—62; 2. Aufl. 1864; Volksausgabe, 2 Bde., Wien 1864; 4. Aufl., Wien 1868) bildete. Nach seiner Rückkehr lebte S. auf den Wunsch seines Gönners, des Erzherzogs Ferdinand Max, nachmaligen Kaisers von Mexico, längere Zeit in Triest, seit 1861 aber wieder in Wien, mit der Bearbeitung des von ihm gesammelten wissenschaftlichen Materials beschäftigt. Er veröffentlichte seitdem unter anderm einen Band naturwissenschaftliche Skizzen «Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika» (Lpz. 1864) und den ungemein reichhaltigen «Statistisch-commerziellen Theil» der Novaraexpedition (2 Bde., Wien 1864), von welchem er später eine handlichere und zugleich vervollständigte zweite Auflage unter dem Titel «Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde u. s. w.» (Lpz. 1867) veranstaltete. Die von ihm mitgebrachten anthropometrischen, kraniologischen, ethnographischen und linguistischen Materialien wurden theils unter seiner Mitwirkung, theils von Fachgelehrten bearbeitet und auf Kosten des Staats von der Wiener Akademie herausgegeben. Als Ergebnisse seiner frühern Reisen erschienen, außer der Ausgabe von des Ximenez «Las historias del origen de los Indios de esta provincia de Guatemala» (Wien 1857), noch die «Reisen in Nordamerika» (mit Wagner, Lpz. 1854), «Die Republik Costa-Rica» (ebenfalls mit Wagner, Lpz. 1854) und «Wanderungen durch die mittelamerik. Freistaaten Nicaragua, Honduras und San-Salvador» (Braunschw. 1857). Mehrere dieser Werke erschienen gleichzeitig in engl. Sprache. Zahlreiche kleinere Arbeiten von ihm finden sich in den «Sitzungsberichten» der Wiener Akademie der Wissenschaften sowie in verschiedenen Zeitschriften. Seit 1866 wirkte S., welcher inzwischen bald nach der Rückkehr von seiner Weltreise in den erblichen Ritterstand des österr. Kaiserstaats erhoben worden, als Ministerialrath im österr. Handelsministerium, in welchem er dem Departement für Handelsstatistik und volkswirthschaftliche Publicistik vorstand. Im Jan. 1868 wurde S. in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen, um in der Consularbranche verwendet zu werden.

Scherzo (ital.) heißt der scherzende und neckende Satz eines größern Instrumentalmusikstücks, z. B. einer Sonate, Symphonie, eines Quartetts u. s. w., welcher seit Beethoven einen feststehenden Theil der Symphonie ausmacht und an die Stelle der Menuet getreten ist. Besonders ausgezeichnet ist Beethoven in dem humoristischen S.

Scheuffelin oder Schäuffelein (Hans Leonhard), ein geschätzter altdeutscher Maler, war der Sohn eines Kaufmanns, der sich 1476 von Nördlingen nach Nürnberg wendete, und wurde in letzterer Stadt um 1490 geboren. Er besuchte die Schule Albrecht Dürer's, in dessen Weise er sich ganz einarbeitete. Wegen seiner vortrefflichen Leistungen erhielt er 1515 in Nördlingen das Bürgerrecht. Nachdem er sich noch einmal nach Nürnberg gewendet, kehrte er auf Einladung des Rathes nach Nördlingen zurück und starb daselbst 1539 nach einem sehr thätigen Leben. Werke von ihm sind in deutschen Galerien zahlreich vertreten, meistens Altartafeln. Auf dem Rathhause seines Wohnorts befindet sich als Wandgemälde die Belagerung von Bethulia, dessen Figuren in altdeutschem Costüm ausgeführt sind. Seine Darstellungsweise offenbart große Innigkeit, geht aber in Zeichnung und Farbe bisweilen ins Handwerksmäßige und Geistlose über und steht hier und da selbst der Caricatur nahe. Er ist auch als Holzschneidekünstler berühmt, namentlich durch die Abbildungen zu Kaiser Maximilian's «Theuerdank». Sein Sohn, Hans S., war ebenfalls Maler und ließ sich in Freiburg nieder.

Scheune oder Scheuer heißt ein Gebäude, in welchem Getreide, Stroh und Hülsenfrüchte aufbewahrt werden. Die Theile einer S. sind: 1) die Tenne, zum Entkörnen der Früchte dienend; 2) der Bansen, Räume, worin die Früchte aufbewahrt werden; 3) die Emporscheune, über der Tenne zur Aufbewahrung der Früchte, auch des Strohs. In England hat man zuweilen bewegliche S., mit gedielter Tenne, Bretwänden und Schilfdache, die auf Rädern stehen, aber blos zum Ausdrusch dienen. Holländische S. nennt man die im Freien zwischen hölzernen Säulen aufgebauten Feimen mit bewegbarem Strohdach. Locomobildreschmaschinen machen kostspielige Scheunenbauten zum großen Theil überflüssig.

Scheuren (Kaspar), ausgezeichneter Landschaftsmaler der düsseldorfer Schule, geb. 22. Aug. 1810 zu Aachen, bildete früh sein bedeutendes Talent für die praktische Auffassung der landschaftlichen Natur aus. Im Unterschiede von den meisten düsseldorfer Meistern liebt er weite Fernen, schöne Linien, klare Lüfte und heiteres Farbenspiel. Mit Leichtigkeit weiß er die Farben zu behandeln und seine reichen Ideen auf die Leinwand überzutragen, welche Gewandtheit ihn bisweilen selbst zur Flüchtigkeit verleitet. Vorzüglich meisterhaft ist sein Laubwerk mit der lockern Zeichnung, und nicht minder trefflich behandelt er Luft und Wolken. Seine Stoffe entnimmt er zumeist der heimischen Natur, obwol er auch die südl. Landschaft auf einer Reise in Oberitalien auffassen und darstellen lernte. Zu seinen ausgezeichnetsten Bildern gehören eine niederrhein. Landschaft (im Besitz Bendemann's), eine Gebirgslandschaft und eine Morgenlandschaft (im Museum zu Leipzig), der Pilger (im Besitz der Fürstin von Hohenzollern), holländ. Landschaft (Galerie Raveneé zu Berlin) u. s. w. Ein hoher Farbenreiz und ein eigenthümlicher Zauber glänzender Tages- oder Morgenbeleuchtung liegt auf seinen Bildern, die meistens durch eine entsprechend gewählte Staffage noch lebendiger wirken. Zugleich ist S. als Aquarellist und Arabeskenzeichner nicht minder rühmenswerth, da hierin seine leichte, sichere Hand und reiche Phantasie ihn besonders unterstützen. Auch mit der Radirnadel weiß er trefflich umzugehen, wie ein von ihm herausgegebenes Heft beweist. Unter seinen Aquarellen sind einige, in denen er in geistreicher Weise aus Dichtungen von Shakspeare, Goethe und Schiller geschöpft und verschiedene Balladenstoffe behandelt hat. Vor allem gehören dahin sein «Rheinwerk» in 27 Aquarellen (im Museum zu Köln) und «Chor aus der Braut von Messina» (7 Blätter, im Museum zu Berlin). S. ist Mitglied der düsseldorfer Akademie.

Scheurl (Christoph Gottlieb Adolf von), namhafter deutscher Rechtslehrer, geb. 7. Jan. 1811 zu Nürnberg aus alter angesehener Familie, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studirte dann 1827—31 zu Erlangen und München, vorzugsweise unter Puchta's Leitung, die Rechte. Nachdem er sich hierauf einige Jahre der Rechtspraxis gewidmet, promovirte er 1834 zu München und habilitirte sich 1836 zu Erlangen. 1837 hielt er sich einige Zeit in Berlin auf, um namentlich Savigny näher kennen zu lernen. Nachdem er 1840 an der Universität Erlangen eine außerord. Professur erhalten, wurde er daselbst 1845 ord. Professor der Rechte. S.'s wissenschaftliche Thätigkeit ist vorzugsweise dem röm. Rechte, in neuerer Zeit auch dem Kirchenrechte zugewandt. Seine Hauptwerke auf ersterm Gebiete sind: «Lehrbuch der Institutionen» (4. Aufl., Erlang. 1862) und die «Beiträge zur Bearbeitung des röm. Rechts» (Bd. 1 und 2, Erlang. 1852 fg.). Als Festschrift zu Savigny's Doctorjubiläum erschien von ihm «De modis liberos in adoptionem dandi» (Erlang. 1850). Kirchenrechtliche Abhandlungen S.'s finden sich hauptsächlich in der «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche», deren Mitherausgeber er seit 1857 ist, und in Dove's «Zeitschrift für Kirchenrecht». Sonst sind noch, außer verschiedenen kleinern Schriften über die luth. Kirche in Baiern, Baden, Hamburg u. s. w., zu nennen: «Sammlung fliegender Blätter für kirchliche Fragen der Gegenwart» (1857) und die Schrift «Zur Lehre vom Kirchenregiment» (Erlang. 1862). In den J. 1845—49 war S. wiederholt Mitglied der bair. Zweiten Kammer. Seine Theilnahme an den Berathungen des ständischen Gesetzgebungsausschusses bekunden unter anderm seine «Erläuternden Anmerkungen zu der neuen Strafproceßordnung für das Königreich Baiern» (Erlang. 1848).

Scheveningen, ein großes Fischerdorf in der niederländ. Provinz Südholland, $1/2$ St. nordwestlich vom Haag, wohin eine schöne, breite Allee und ein Kanal führt, dicht am Meere, in der ersten Reihe der Dünen gelegen, gehört zur Gemeinde Haag und zählt etwa 7500 E., die alterthümliche Sitte und Tracht bewahrt haben und Fischerei treiben. Der Ort hat einen königl. Pavillon mit Orangerie und Wasserkünsten. 1830 wurde hier, in der Nähe der schönen alten Kirche, auf Kosten der städtischen Regierung vom Haag ein prächtiges Badehôtel erbaut; außerdem wurden Einrichtungen getroffen, welche S. zu einem der ersten Seebäder an der Nordsee auf dem Continente erhoben haben. Die Bäder wirken besonders kräftig infolge einer vorliegenden Bank, welche einen sehr starken Wellenschlag veranlaßt. Auf der Höhe von S. gewann die engl. Flotte unter Monk 8. Aug. 1653 einen Seesieg über die holländische unter Tromp, in welcher letzterer fiel.

Scheyern oder auch Scheiern, ein Pfarrdorf im Verwaltungsdistrict und $1/2$ M. im Südwesten von Pfaffenhofen im bair. Kreise Oberbaiern, hat ein Benedictinerkloster mit einem Knabenseminar und eine isolirte Lateinschule. Der Ort ist der Stammsitz der berühmten **Grafen von S.**, die 1108, wo sie ihre Burg in ein Kloster umwandelten, ihren Sitz nach Wittelsbach verlegten und sich nun nach der neuen Burg Grafen von Wittelsbach (s. d.) nannten.

Arnulf von S., dem schon nach seines Bruders Eberhard Vertreibung und seines Oheims Berthold Tode 947 das Herzogthum Baiern hatte zufallen sollen, mußte Kaiser Otto's I. Bruder, Heinrich, weichen, legte sich aber den Titel eines Pfalzgrafen von Baiern bei. Erst sein Nachkomme Otto von Wittelsbach gelangte 1180 in den Besitz des Herzogthums Baiern und wurde der Stammvater des jetzigen Königshauses Baiern. Das Kloster wurde 1830 aufgehoben und verkauft, später aber von Ludwig I. wieder angekauft, neu eingerichtet, reichlich dotirt und zur Gruft des königl. Hauses bestimmt. Die Benedictiner von Metten hielten hierauf 1. Nov. 1838 unter großer Feierlichkeit ihren Einzug. Vgl. Hundt, «Kloster S.» (Münch. 1862).

Schiavone (Andrea), eigentlich Andrea Medola, ein ausgezeichneter Maler der venet. Schule, wurde 1522 zu Sebenico in Dalmatien geboren und entlehnte wahrscheinlich von dieser Stadt seinen Beinamen. Er machte seine ersten Studien nach den Kupferstichen des Parmegianino, studirte hierauf die Werke des Giorgione und Tizian und suchte die Grazie des erstern und das Colorit des letztern zu vereinigen. Eigenthümlich sind ihm die großen Massen von Helldunkel und ein weicher, saftiger Pinsel. Indeß vermißt man an seinen feurigen Werken Genauigkeit der Zeichnung. Er starb zu Venedig 1582. Die meisten seiner Werke finden sich in Venedig, dann im übrigen Italien und in Frankreich; auch bewahren deren einige deutsche Galerien, z. B. die zu Dresden zwei Heilige Familien und einen Christus, gehalten von Joseph von Arimathia und dem Engel.

Schibböleth (hebr.), eigentlich Kornähre, nennt man ein Wort oder eine Ausdrucksweise, wodurch jemand verräth, daß er nicht der Partei angehöre, welcher er sich zuzählt. Der Ausdruck schreibt sich zufolge der Erzählung im Buche der Richter aus den Zeiten der Richter her, wo die Ephraimiter, als sie von den Gileaditern geschlagen waren, durch Verleugnung ihrer ephraimitischen Abkunft dem Tode zu entgehen suchten. Die Gileaditer aber ließen jeden Verdächtigen das Wort S. aussprechen; dieses konnten die lispelnden Ephraimiter nicht; sie sprachen es Sibboleth aus, verriethen sich und wurden erschlagen.

Schicht (Joh. Gottfr.), ein musikalischer Theoretiker und Kirchencomponist, geb. 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau, der Sohn eines armen Leinwebers, besuchte das Gymnasium zu Zittau, wo er den Unterricht des Organisten und Musikdirectors Joh. Trier im Klavier- und Orgelspiel genoß, und bezog 1776 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studiren. Auf Hiller's Anrathen aber widmete er sich ganz der Musik. Er besaß besonders viel Fertigkeit und großen Umfang der Stimme und bildete sich nach und nach zum vorzüglichen Gesanglehrer aus. Nachdem er 1785 zum Musikdirector bei dem Großen Concert in Leipzig erwählt worden, vermählte er sich mit Demoiselle Valdesturla, die als Concertsängerin daselbst angestellt war, und erhielt noch 1785 auch die Stelle eines Organisten an der Neukirche. 1810 ward er Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig. Er verwendete jetzt großen Fleiß auf die Bildung des ihm untergebenen Chors und die Ausarbeitung seiner Kirchencompositionen. Unter seinen theoretischen Schriften sind die «Grundregeln der Harmonie, nach dem Verwechselungssysteme» (Lpz. 1812) vorzüglich hervorzuheben. Seine Compositionen zeichnen sich durch Gründlichkeit und Reinheit des Satzes, gehörige Oekonomie und Kenntniß der Instrumentirung aus. Von seinen frühern Compositionen sind, außer den beiden Oratorien von Rost: «Die Feier der Christen auf Golgatha» und «Die Gesetzgebung auf Sinai», und den zwei Cantaten von Nostiz und Jänckendorf: «Preis der Dichtkunst» und «Häusliches Glück», wenige bekannt geworden. Aus der zweiten Periode seines Lebens stammen sein treffliches «Te Deum» nach Klopstock und ein anderes mit deutscher Parodie (zur Jubelfeier der Universität Leipzig 1809), sowie sein bestes Werk: «Das Ende des Gerechten», von Rochlitz. Die Chöre dieses Oratoriums sind seine ausgezeichnetste Arbeit, und vergebens versuchte er in zu weit vorgerücktem Alter dasselbe durch ein anderes Oratorium, «Die letzten Stunden des Erlösers», von Kunath, an Kraft und Glanz zu überbieten. Außer noch einigen Compositionen des «Te Deum», mehrern Missen mit und ohne Orchesterbegleitung hat S. über 40 Motetten, darunter drei zweichörige, geschrieben. Die ausgezeichnetsten Compositionen dieser Gattung sind das «Veni sancte spiritus» und die Motetten «Nach einer Prüfung kurzer Tage», «Jesus meine Zuversicht», «Meine Lebenszeit verstreicht» und der 100. Psalm. Nicht minder bekannt ist sein mit großer Mühe ausgearbeitetes, wiewol nicht ganz zweckmäßig eingerichtetes «Allgemeines Choralbuch» (3 Bde., Lpz. 1820), welches unter 1285 Choralmelodien auch 306 von ihm selbst componirte, sowie die schöne musikalische Begleitung des Vaterunsers und der Einsetzungsworte enthält. S. starb 16. Febr. 1823.

Schichtung nennen die Geologen die Zerspaltung der Gesteine in unter sich parallele Plat-

ten (Schichten), wenn sich voraussetzen läßt, daß diese Platten eine nach der andern, gewöhnlich durch Ablagerung aus Wasser, übereinander gebildet worden sind. Gesteine, welche auf diese Weise entstandene S. zeigen, pflegt man Schichtgesteine zu nennen. Es ist oft geologisch wichtig, die Lage der Schichtebenen zu bestimmen; dies geschieht durch Beobachtung und Messung des sog. Streichens und Fallens der Schichten. Man nennt nämlich bei nicht horizontalliegenden Schichten eine in ihrer Ebene gedachte Horizontallinie die Streichlinie oder das Streichen, und diejenige Linie, welche der stärksten Neigung der Schicht folgt, die Fallinie oder das Fallen. Beide durchschneiden sich nothwendig unter rechtem Winkel. Die Schichten sind aber oft sehr gebogen und geknickt, und dann hat die Bestimmung ihres Streichens und Fallens kaum irgendeinen Werth. Wo mehrere Schichten ungestört übereinander liegen, da ist nothwendig jede obere Schicht etwas neuerer Entstehung als irgendeine untere, man kann deshalb aus ihrer gegenseitigen Lage ihr relatives Alter mit voller Sicherheit bestimmen, und darauf beruht auch ursprünglich die Feststellung des relativen Alters aller sedimentären Formationen.

Schick (Gottlieb), ein bedeutender Historienmaler aus der Zeit des Wiederaufblühens der Kunst zu Anfang des 19. Jahrh., geb. 15. Aug. 1779 in Stuttgart, gab schon als Knabe verschiedene Beweise seines Künstlertalents und wurde von Zetsch in der Malerei, von Dannecker im Modelliren unterrichtet. Im Alter von 19 J. ging er zu David nach Paris, von dessen glänzender Technik er profitirte, während der Meister selbst die abweichende deutsche Empfindungsart des jungen Künstlers erhalten wissen wollte. 1802 konnte S., gestützt auf ein Jahrgeld des Herzogs von Würtemberg und einen Contract mit Cotta, dem er Zeichnungen für Taschenbücher liefern sollte, nach Rom gehen. Kunst und Natur wirkten dort großartig und reisend auf ihn. Sein erstes größeres Bild in Rom, David vor dem erzürnten Saul (1803), erregte die allgemeine Bewunderung. Sodann malte er Noah's Dankopfer (erst 1805 vollendet), ein Werk, ausgezeichnet durch die Natürlichkeit und ideale Wahrheit sowie fast Rafael'sche Anmuth. Ein Porträt (ganze Figur und Lebensgröße) der Tochter Wilhelm von Humboldt's, in dessen Hause zu Rom er heimisch geworden war, erinnerte in der Vollkommenheit der Durchführung so sehr an die Bildnisse der großen Meister, daß die ganze fürstliche und vornehme Welt von ihm gemalt sein wollte. Doch nur, um seinem mit der Tochter des Landschaftsmalers Wallis begründeten Hausstande Behaglichkeit zu sichern, malte er Bildnisse, Landschaften und biblische Gegenstände auf Bestellung. Eine freie Schöpfung war wieder sein Apoll unter den Hirten (1807 vollendet), ein Bild voll der heitersten Schönheit, das von C. Schmidt gestochen und neuerdings durch Photographie verbreitet wurde. Der Künstler hatte Ehre und Ansehen in Fülle davon, und nach der Gemäldeausstellung von 1809 auf dem Capitol überreichten ihm ital. und franz. Künstlerdeputationen den Preis und die Krone. Ein Herzleiden, das ihn ergriff, steigerte seine Sehnsucht nach der Heimat, in die er im Herbst 1811 zurückkehrte. Doch starb er schon 11. April 1812 in Stuttgart, wo sich auch in der Galerie seine drei Hauptwerke befinden. Im «Deutschen Kunstblatt» von 1858 erschien noch von ihm, nach einer unausgeführten Farbenskizze gestochen, der träumende Jesus. S.'s Briefe sind abgedruckt in Haakh's «Beiträgen aus Würtemberg zur neuern deutschen Kunstgeschichte» (Stuttg. 1863).

Schicksal bezeichnet den Lebensverlauf sowol einzelner Menschen als ganzer Völker, sofern derselbe ein Erzeugniß von Ursachen ist, welche nicht von der Macht des Menschen abhängen. In Beziehung auf den einzelnen sind die Aeltern, von denen er stammt, die Umgebungen, in denen er aufwächst, sowie die in seiner Kindheit an ihn gelangenden Bildungselemente die Grundbedingungen, aus denen sein Lebensverlauf sich entwickelt, wie der Baum aus seiner Wurzel; und wenn er auch sogleich mit erwachendem Selbstbewußtsein auf seine Lebensschicksale selbstbestimmend einzuwirken beginnt, so hat diese freie Einwirkung doch immer ihre enggezogenen Grenzen an den angeborenen und anerzogenen Fähigkeiten, Neigungen und Temperamentseigenschaften. Was bei einzelnen Individuen stattfindet, wiederholt sich bei Völkern als Gruppen von Individuen in vergrößertem Maßstabe. Da die Ahnung eines Unterworfenseins unter solche Gesetze unentfliehbarer Nothwendigkeit sich früher im menschlichen Geiste geltend machte als die deutliche Erkenntniß derselben, so entstand daraus die mytholog. Vorstellung eines S. als der Vorherbestimmung einzelner Begebenheiten und Ereignisse, denen man nicht entfliehen könne, selbst wenn man sie voraussehe und zu vermeiden trachte; eine Vorstellung, welche mit dem wirklichen Causalzusammenhange der Dinge im Widerspruch steht. (S. Fatum.) Denn wie groß auch immer die Abhängigkeit unsers Lebens von den angegebenen Ursachen sein mag, so kommt doch der Mensch, insoweit er sich über das Reich der Erfahrung in den freien Gedanken zu erheben vermag, damit über dem S. zu stehen. Denn er tritt damit ein in das Gebiet der

höchsten moralischen Zwecke, deren Vollziehung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ihn befähigt, in sein von Natur ihm bestimmtes S. verändernd und umgestaltend einzugreifen. Das Gesetz, wonach wir einer solchen Erhebung über das S. fähig sind, ist von Fichte das Gesetz der moralischen Weltordnung genannt worden. Die Aufklärung der Schicksalsidee ist ein Hauptmerkmal, worin sich die Bildung der Neuzeit von der des Alterthums und Mittelalters unterscheidet, indem die Vorstellungen von einem auf bestimmte vorherzusagende Ereignisse gestellten S., sowie von einer unentfliehbaren Prädestination (s. d.) sich bei dem Bildungsstandpunkte der Gegenwart nicht mehr lebensfähig zeigen, weshalb nicht nur im wissenschaftlichen, sondern auch im poetischen Gebiete der neuen Literatur sich der Begriff des S. aus dem Felde der Träume auf den Boden der Wirklichkeit und ihrer psychol. Zusammenhänge übersiedelt hat.

Schicksalstragödie nennt man eine Tragödie, die das tragische Leid des Helden auf die Einwirkung einer höhern göttlichen Macht baut. In diesem Sinne ist die gesammte Tragik der Alten S., und die berühmteste S. ist der Sophokleische «Oedipus». (S. Tragödie.) Bei den Alten ist die S. vollkommen berechtigt; sie hängt mit dem ganzen Schicksalsglauben der griech. Religion zusammen. Eine Verirrung dagegen ist es, wenn in neuerer Zeit einzelne Dichter es versucht haben, die tragischen Motive von einer äußern wunderthätigen Macht abzuleiten; denn unserm Glauben und Denken fehlt für Motive dieser Art aller Anhalt. Schiller in der «Braut von Messina» hat für diese Verirrung aus misverstandener Nachahmung der Antike den ersten Anstoß gegeben; Müllner, Grillparzer, Houwald haben diese Schicksalsidee zur Caricatur verzerrt. Platen zog in der «Verhängnißvollen Gabel» gegen diese Verirrung glänzend zu Felde und schien ihr den Todesstoß gegeben zu haben. Indeß hat Otto Ludwig im «Erbförster» sich wieder derartigen Schicksalsmotiven genähert.

Schidone oder Schedone (Bartolommeo), ein Maler von Modena, wird zur Schule der Caracci (s. d.) gerechnet, obwol sich namentlich in seinen frühern Werken ein entschiedenes und vorherrschendes Studium des Correggio erkennen läßt. Er wurde 1559 geboren und starb 1615 als Hofmaler des Herzogs Ranuzio zu Parma. In seinen ersten unter dem erwähnten Einfluß gelieferten Werken blieb er an Weichheit und Zartheit hinter seinem Vorbild zurück, entfaltete aber doch Anmuth und Reiz genug, um den Zeitgenossen des höchsten Ruhms werth zu erscheinen. Die spätern Bilder seiner Hand zeugen von einer größern Hingabe an die Natur und haben eine derbere, kräftigere Auffassung. Sie sind jedenfalls die interessantern. Die Mehrzahl besitzt das Museum zu Neapel, andere finden sich in den Kirchen Italiens. Doch ist das Ausland auch nicht arm daran, und die Galerien von Petersburg, Paris, München, Wien, Berlin und Dresden haben deren aufzuweisen. Im Wetteifer mit Abati malte er 1604 im Sitzungssale des Municipalpalastes zu Modena eine Reihe von Frescobildern in frischer blühender Farbengebung. Der Künstler soll der Leidenschaft des Spiels ergeben gewesen sein und dadurch seinen Tod beschleunigt haben.

Schiedam, Hafen- und Fabrikstadt in der niederländ. Provinz Südholland, liegt ³/₄ M. westlich von Rotterdam, an der Mündung der Schie in die Maas und an der Eisenbahn nach Haag, und zählt (Anfang 1866) 16820 E. Der Ort hat zwei reform. und zwei kath. Kirchen, eine Jansenistenkirche, ein israelit. Bethaus, ein Musis-Sacrum genanntes Gebäude (zugleich Concert- und Schauspielhaus), eine Lateinschule, eine Zeichenschule und mehrere andere Schulen sowie verschiedene wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten. Der größte Theil der Bevölkerung lebt von Fabrikindustrie, namentlich von Geneverbereitung, und vom Getreidehandel. 1861 zählte man hier 221 Brennereien, 52 Malztennen, 20 Malz-, Back- und Palzemühlen und 22 Faßbindereien. Die eigentlichen Brennereien bereiten nur den Malzwein (Kornbranntwein), der durch Destillation zu Genever (Wachholderbranntwein) verarbeitet wird. Sie liefern wöchentlich 5600 niederländ. Faß Malzwein oder 5000 Faß Genever und etwa 80000 Pfd. Hefen. Man bedarf dazu jährlich 30000 Muid Gerste und 500000 Muid Steinkohlen, im Werth von mehr als 7 Mill. Fl. Das Getreide kommt meist aus Rußland, Preußen und Dänemark. Der Genever geht hauptsächlich nach England, Amerika, Ostindien und Australien; die Hefe nach Belgien, England und den Rheingegenden, während der Malzwein meist im Inland consumirt und das Spülicht (8000 Fässer täglich) zur Viehmast benutzt wird. Auch in der Nachbarschaft der Stadt gibt es sehr zahlreiche Brennereien, sodaß S. den Hauptsitz und Mittelpunkt dieses Industriezweigs in ganz Holland bildet. 1861 liefen im Hafen 660 Schiffe von 102900 Tonnen ein, und 516 Schiffe von 85300 Tonnen gingen aus. Unter der Einfuhr waren 936941 Muid Gerste und 583606 Muid Roggen.

Schiedsrichter und **Schiedsgericht**. Wenn zwei Partein dahin übereinkommen, daß ihr

Rechtsstreit nicht dem ordentlichen Gerichte, sondern einem unparteiischen Manne oder mehrern Vertrauenspersonen zur Entscheidung vorgelegt werden soll, so nennt man dies Compromiß (s. d.) und die mit einem solchen Verspruche Beauftragten sind Schiedsrichter (arbitri). Im Compromiß liegt, dafern es nicht gleich von vornherein bestimmte Personen als Schiedsrichter bezeichnet, die Verabredung, eine Wahl zu treffen, und für jeden Fall das Uebereinkommen, die Gewählten zur Annahme des Auftrags zu bestimmen. Das Gewöhnliche ist dann, daß jede der Parteien einen Schiedsrichter ernennt und daß die so Ernannten, wenn sie auf den Antrag eingehen, die Wahl eines Dritten zum Obmann (superarbiter, concordator) vornehmen. Eine weitere Wirkung des Compromisses ist, daß die Parteien dem Schiedsrichter die zur Beurtheilung erforderlichen Thatsachen und Beweise mitzutheilen und dem endlichen Schiedsspruche (laudum, arbitrium), welcher von sämmtlichen Erwählten wenigstens durch Stimmenmehrheit gefunden worden ist, Folge zu leisten haben. Doch steht ihnen im Falle der Unzufriedenheit mit dem Schiedsspruche die Berufung auf ein anderes Schiedsgericht oder auf das Urtheil des ordentlichen Gerichts frei, vorausgesetzt daß bei dem Compromiß nicht darauf Verzicht geleistet ist, welchenfalls sich aber immer noch der Schiedsspruch wegen grober Fahrlässigkeit oder Arglist des Schiedsrichters anfechten läßt. Eine zwangsweise Hülfsvollstreckung kann der Schiedsrichter nicht vornehmen, da ein privater Auftrag keine Executivgewalt verleiht, und der Schiedsspruch ist deshalb in Verbindung mit dem Compromiß nur als Grund zu einer gerichtlichen Klage gegen den widerspenstigen Verurtheilten zu benutzen. Das Compromiß erlischt durch den Tod eines der Compromittirenden oder selbst nur eines der gewählten Schiedsrichter, ingleichen wenn kein Schiedsmann für seine Ansicht den Beifall der Mehrheit zu gewinnen vermag, oder wenn der Schiedsrichter den Auftrag zurückgibt und ein, nach röm. Recht wenigstens denkbarer, Versuch ihn zum Urtheilen zu nöthigen erfolglos bleibt. In den Statuten von Actienvereinen und Versicherungsgesellschaften, in Compagnie- und Pachtverträgen, ja selbst in Letzten Willen, die mehrere Nachlaßinteressenten berufen, findet sich nicht selten die Bestimmung, daß alle aus dem gemeinschaftlichen Verhältniß entspringenden Streitigkeiten zwischen den Theilhabern oder Mitcontrahenten schiedsgerichtlicher Behandlung unterbreitet werden sollen. Derartige Anordnungen, die da Compromisse für eine abstracte Reihe von Fällen zu erzwingen suchen, verfehlen indessen nur zu oft ihren Zweck. Indem sich nämlich der gute Wille niemand vorschreiben läßt, können streitsüchtige Theilhaber durch Verweigerung der Wahl, sodann des Verfahrens vor dem Schiedsrichter und schließlich durch Nichtbefolgung des Urtheils immer neue gerichtliche Klagen aus dem Compromiß zur Erzwingung ihres guten Willens und hiermit gerade erst recht den Uebelstand herbeiführen, welcher mittels derartiger Grundbestimmungen vermieden werden sollte. Eine besondere Art der Schiedsgerichte sind die Austrägalgerichte (s. d.). Ueber die öffentlich eingesetzten preuß. Schiedsmänner s. Friedensgerichte.

Schiefe Ebene heißt in der Maschinenlehre eins der einfachen Maschinenelemente, welches die Ueberwindung eines Widerstandes durch Uebertragung der Bewegung auf eine geneigte Fläche bezweckt. Liegt ein Körper unbefestigt auf einer geneigten Fläche, so wird dessen eigenes Gewicht sowie jeder auf ihn ausgeübte Druck in zwei Theile zerlegt, wovon der eine als Druck gegen die Fläche wirksam bleibt, der andere aber ein Hinabgleiten des Körpers längs der Fläche zu erzeugen strebt, welchem sich mehr oder weniger die Reibung entgegensetzt. Von der Größe des Winkels, welchen die schiefe Ebene mit der horizontalen einschließt, hängt die verhältnißmäßige Größe der beiden erwähnten Kräfte ab. Für jeden einzelnen Fall gibt es einen bestimmten geringsten Neigungswinkel, bei welchem das Hinabgleiten des Körpers über die Ebene wirklich eintritt, indem die Reibung überwunden wird: dieser Winkel heißt der Reibungswinkel und ist desto kleiner, je glätter und je besser geschmiert die sich berührenden Oberflächen sind. In der praktischen Mechanik wird die schiefe Ebene vielfältig zur Hervorbringung von Bewegungen sowie zur Ausübung von Druck angewendet; dies geschieht meist in der Weise, daß man sie als Keil (s. d.) oder als Schraube (s. d.) ausführt; denn diese beiden Maschinenelemente sind eben nur modificirte Formen oder Benutzungsarten der schiefen Ebene. — Im Eisenbahnwesen nennt man Schiefe Ebenen solche Bahnstrecken, deren Neigung groß genug ist, um das Hinabgehen eines Wagenzugs mit beträchtlicher Geschwindigkeit durch die Wirkung seines eigenen Gewichts zu erzeugen. Solche Bahnstrecken werden abwärts meist ohne alle Mithülfe einer Locomotive befahren; im Gegentheil muß ein zu sehr beschleunigtes Herabfahren des Zugs durch angemessenes Hemmen (Bremsen) verhindert werden. Aufwärts werden die Züge über schiefe Ebenen auf verschiedene Arten transportirt: entweder mittels sehr kräftiger Locomotiven, welche direct vorgespannt werden, oder durch eine auf dem höchsten Punkte der Steigung feststehende

(stationäre) Dampfmaschine, welche die Wagenreihe mittels eines starken Seils hinaufzieht (Seilebenen). In einigen Fällen wird die entgegengesetzte Abdachung der Höhe benutzt, um durch das Gewicht eines auf ihr hinuntergehenden Zugs einen andern Zug jenseits mittels des Seils heraufzuziehen. In neuester Zeit sind die Seilebenen fast ganz außer Gebrauch gekommen, weil man bei ihnen nicht vor großen Unglücksfällen (durch Reißen des Seils) gesichert ist; man hat zudem gelernt, Locomotiven von solcher Kraft zu bauen, daß mit ihnen die schiefen Ebenen leicht und sicher erstiegen werden können. In neuerer Zeit ist die schiefe Ebene auch für die Schiffahrt (z. B. beim Oberländischen Kanal in der Provinz Preußen, im nördl. Schweden) nutzbar gemacht, indem dieselbe zur Auf- und Abwärtsbeförderung eines Schiffs zwischen zwei Wasserspiegeln von erheblicher Niveaudifferenz in der Weise dient, daß das Schiff auf einen mit Rädern versehenen Transportwagen aufgefahren wird.

Schiefer heißt jedes in dünnen, ebenen Platten brechende Gestein. Man unterscheidet Glimmerschiefer, Quarzschiefer, Thonschiefer, Mergelschiefer, Kupferschiefer, Grünsteinschiefer, Porphyrschiefer u. s. w., welche verschiedene Arten zum Theil zum Dachdecken, zu Plateformen, Fußböden, Altanen u. s. w., sowie zu Schreibtafeln sich eignen. Zum Decken der Dächer, als einem der wichtigsten Gegenstände des Bauwesens, sind allen übrigen Gesteinen einige vorzüglich schön im Thüringerwalde, im Erzgebirge bei Lößnitz, am Harz, in den westfäl. Rheingegenden, in England u. s. w. vorkommende Varietäten des Thonschiefers vorzuziehen, welche deswegen auch vorzugsweise Dachschiefer heißen. Kalkschiefer wird namentlich in der Grafschaft Pappenheim und im franz. Departement Aveyron bei Conflans, schieferiger Zechstein, eine Art Kalkstein, im Mansfeldischen, Sandsteinschiefer am Solling bei Holzminden, Porphyrschiefer (Phonolith) im Velay und in der Auvergne, Glimmer- und Quarzschiefer in den Alpen, in Norwegen und Schweden zum Dachdecken angewendet. Ein guter Dachschiefer muß sich leicht in ebene, dünne und große Platten spalten lassen, darf das Wasser nicht zu stark einsaugen, muß frei von fremdartigen Einmengungen, die seine Verwitterung herbeiführen, und hinlänglich fest und spröde, auch feuerfest sein. In Deutschland finden sich ausgezeichnete Dachschieferbrüche bei Goslar und Hüttenrode am Harz, im Kalenbergischen, Saalfeldischen, Baireuthischen und anderwärts. Der Dachschiefer wird erst in großen Blöcken und mächtigen Platten gebrochen, darauf in passende Stücke getheilt und mit breiten dünnen Meißeln in Dachsteine von erforderlicher Dicke gespalten, welche nachher auf scharfkantigen Ambosen viereckig geschlagen, von dem Schieferdecker aber gelocht werden. Zu Schiefer- oder Schreibtafeln werden sehr reine, harte und schwarze Abänderungen des Thonschiefers verarbeitet, und bekannt sind in dieser Hinsicht besonders die Brüche bei Lehesten und Probstzelle im Saalfeldischen. Man spaltet zu diesem Behufe den Schiefer in dünne Tafeln, schabt dieselben mit einem Schabeisen, schleift sie mit Sand und polirt sie mit Tripel oder Bimsstein und Kohlenstaub, worauf sie in Rahmen gefaßt werden. Griffelschiefer nennt man diejenigen Abänderungen des Thonschiefers, welche sich wegen ihrer eigenthümlichen, nicht blos schieferigen, sondern fast holzähnlichen Textur leicht zu Schieferstiften spalten lassen und so weich und mild sind, daß man sich ihrer zum Schreiben auf den Schiefertafeln bedienen kann, ohne dieselben anzugreifen. Am ausgezeichnetsten kommen sie zu Sonnenberg in Meiningen vor. Nach dem Sägen und Spalten mit Hülfe von breiten Meißeln müssen sie noch abgeschabt oder geschliffen werden.

Schiefheit nennt man im gemeinen Leben die Rückgratsverkrümmungen, besonders die nach der Seite, welche von den Aerzten Schlangenkrümmungen oder Skoliosen genannt werden, weil sie stets in Form eines lat. S stattfinden, da der Ausbiegung nach rechts immer eine tiefer unten befindliche sog. Compensationskrümmung nach links entspricht, und umgekehrt. Diese Wirbelsäulenkrümmungen, auch unter dem Namen hohe Schulter und bei höherm Grade als Buckel, Buckeligsein bekannt, entstehen theils aus wirklichen organischen Leiden der Wirbelknochen, so namentlich häufig im Jugendalter die winkelige Knickung der Wirbelsäule (meist nach vorn als sog. Kyphosis) im Gefolge von Entzündung, Vereiterung und Zerstörung der Wirbelkörper (die chronische Wirbelentzündung und Wirbeltuberkulose, auch als Spondylarthrocace oder Pott'sche Wirbelkrankheit bekannt). In andern seltenern Fällen sind Krankheiten der Muskeln oder Bänder der Wirbelsäule schuld an dem Krummwerden, in noch andern eine Unmöglichkeit, das Gleichgewicht des Körpers anders als durch eine schiefe Rückenhaltung zu behaupten: z. B. wenn jemand immer eine schwere Last auf einem Arme trägt, wie manche Kindermädchen ihren Pflegling, oder wenn der eine Fuß zu kurz, verbogen, steif oder beim Auftreten schmerzhaft ist. In den allermeisten Fällen aber (und sogar in einigen der hier erwähnten mit) ist das Schiefwerden (die Wirbelsäulenverkrümmung) eine Folge von schlechter Körper-

haltung, von einer absichtlich, obschon oft nur aus halber Ueberlegung, aus Laune, Bequemlichkeit, Misbehagen, Schwächegefühl u. s. w. angenommenen falschen Richtung der Wirbelsäule. Diese sog. Gewohnheitsskoliose findet sich am häufigsten bei Kindern, welche auf einem Beine (meist dem linken) zu stehen lieben, und bei jungen Mädchen, welche im Sitzen, beim Schreiben, Nähen, Sticken u. s. w. aus Ermüdung die linke Seite einsinken lassen und die rechte hinauskrümmen. Solche Kinder sind zugleich auch meistens muskelschwach, blutarm, bleichsüchtig und stubensiech. Die Verhütung und (in den ersten Stadien) Heilung dieser Verkrümmungen ist weit mehr Sache der Erzieher und Aeltern als der Aerzte, welche den erstern nur rathend zur Seite stehen und die allgemeine Blut- und Muskelbeschaffenheit durch Stärkungsmittel (frische Luft, kalte Begießungen und Bäder, Turnen, kräftige, fleischreiche Nahrung und bisweilen Stahlmittel oder andere Tonika) verbessern können. Dagegen muß das Kind täglich und stündlich zu Hause und in der Schule nicht nur erinnert werden, die richtige Körperhaltung einzunehmen (was allein nicht viel hilft, weil die Patienten bald verlernen, welches die richtige Haltung ist), sondern mittels Drücken auf Schulterblatt, Rippen u. s. w. in die richtige Stellung gebracht werden, bis es wieder lernt, diese von selbst zu behaupten. Bedeutendere, durch Zurechtebringen nicht mehr gerade zu richtende Wirbelsäulenkrümmungen sind den orthopädischen Heilanstalten (s. Orthopädie) zuzuweisen. Auch die für unheilbar erkannten Fälle bedürfen noch jahrelang, eigentlich zeitlebens, einer ärztlichen und gymnastischen Behandlung und Aufsicht, theils um eine anmuthigere und wenig anstrengende Haltung und Bewegung des Körpers einzuüben, theils um den schädlichen Rückwirkungen der Verkrümmung auf innere Eingeweide (Gefäßstämme und Herz, Lungen und Luftröhren, Magen, Gedärme und andere Baucheingeweide) fortwährend entgegenzuarbeiten.

Schiefner (Franz Anton), ausgezeichneter Sprachgelehrter, geb. 6. (18.) Juli 1817 zu Reval, woselbst sein aus Deutsch-Böhmen stammender Vater Kaufmann war, erhielt seine Gymnasialbildung auf der Ritter- und Domschule seiner Vaterstadt und absolvirte 1836—40 auf der Universität zu Petersburg den jurist. Cursus. Hierauf wandte er sich nach Berlin, wo er sich aus Neigung bis 1842 vorzugsweise philol. und seit 1846 orient. Studien widmete. Nachdem er eine Reihe von Jahren als Oberlehrer der alten Sprachen an einem der petersburger Gymnasien gewirkt, wurde S. 1852 als Mitglied in die Akademie aufgenommen, an welcher er seit 1863 auch die Stelle eines Bibliothekars bekleidet. 1865 wurde er zum Wirkl. Staatsrath befördert. S. ist gegenwärtig wol der gründlichste Kenner der großen mongol., turk-tatar., uralisch-finn. Sprachfamilien sowie der kaukas. und tibet. Sprachen. Seine besondern Forschungsgebiete bilden die tibet. Sprache und Literatur, der Buddhismus in seinen verschiedenen Formen und die verschiedenen Idiome des Kaukasus. Außer zahlreichen Beiträgen zu den «Bulletins» der petersburger Akademie, verschiedenen Fachzeitschriften und Sammelwerken gehören hierher: «Ergänzungen und Berichtigungen zu Schmidt's Ausgabe des Dsanglun» (Petersb. 1852) und andere Beiträge zur tibet. Literatur; ferner die Arbeiten über die Thuschsprache (1856), das Awarische (1862), das Udische (1863), das Abchasische (1862), das Tschetschenzische (1864) und das Kasikumükische (1866). In den J. 1853—62 gab er im Auftrage der Akademie Castrén's (s. d.) «Nordische Reisen und Forschungen» heraus, für welche er selbst die von Castrén gesammelten grammatischen und lexikalischen Materialien über das Ostjakische (1858), die samojedischen Sprachen (1854—55), das Tungusische (1856), das Burätische (1857), das Koibalische und Karagassische (1857), Jenisei-Ostjakische und Kottische (1858) redigirte und bearbeitete. Von seinen übrigen Schriften sind noch eine deutsche Uebersetzung des finn. Nationalepos Kalevala (Helsingf. 1852) und eine rhythmische Bearbeitung der «Heldensagen der minussinschen Tataren» (Petersb. 1859) hervorzuheben.

Schielen (strabismus) nennt man diejenige fehlerhafte Stellung der Augen, bei welcher die Sehachsen beider Augen nicht in gleicher Richtung zusammentreffen, sondern das eine Auge immer auf einen andern Punkt gerichtet ist als das andere. Die nächste Ursache des S. ist fehlerhafte Thätigkeit der Augenmuskeln, indem einer derselben entweder sich nicht an der richtigen Stelle des Augapfels oder der Augenhöhle ansetzt, oder sich fortwährend zu sehr verkürzt, sei es aus einer willkürlich angenommenen übeln Gewohnheit (einer der häufigsten Fälle), oder weil er in krankhaft contrahirtem oder sein Antagonist in erschlafftem Zustande sich befindet. Meist findet ein solcher krankhafter Zustand nur an einem Auge statt, seltener an beiden, sodaß dann beide Augen, wenigstens abwechselnd, schielen. Wenn der Augapfel aus krankhaften Ursachen (z. B. Lähmung mehrerer Augenmuskeln) in einer einzigen Stellung festgehalten ist, die er nicht mehr verlassen kann, so entsteht das sog. Schiefsehen (luscitas), welches man

gewöhnlich vom S., wobei das kranke Auge den Bewegungen des gesunden noch folgt, als verschieden betrachtet. Je nach der Richtung nun, die der Blick des schielenden Auges annimmt, unterscheidet man das S. nach innen (S. convergens), nach außen (S. divergens), nach unten, nach oben. Ein leichterer Grad des S., der nur bei aufmerksamer Betrachtung der Augen als solches erkannt wird, ist der sog. falsche Blick. Die Beeinträchtigung des Sehvermögens beim S. ist nicht immer bedeutend, weil der Patient meist nur mit einem Auge sieht und das zweite nicht zu gebrauchen sich gewöhnt; wenn ja ein Doppelsehen bei Anfang des S. eintritt, so verliert es sich bald durch die Gewohnheit. Entferntere Ursachen (Anlässe und Anlagen) zum S. geben ab: vor allem Störungen des Accomodationsvermögens (s. d.), wie die Kurzsichtigkeit des einen und Weitsichtigkeit des andern Auges, große Kurzsichtigkeit beider Augen, viel weniger Gewöhnung, Nachahmungssucht, Erkrankungen der Augenmuskeln sowie ihrer Nerven. Im Entstehen ist das S. oft leicht zu beseitigen, später jedoch hat die Heilung bedeutendere Schwierigkeiten und in vielen Fällen ist es als unheilbar zu betrachten. Eine gründliche Beseitigung des gewöhnlichen S. ist nur durch die sog. Schieloperation möglich, bei welcher derjenige Augenmuskel, welcher durch seine Thätigkeit das Auge aus seiner richtigen Stellung bringt, theilweise durchschnitten wird, sodaß nur noch ein Theil seiner Fasern die Drehung des Auges bewirkt. Doch hat diese Operation oft nur vorübergehenden Erfolg. Die erste Idee zu dieser Operation faßte L. Stromeyer; zur Ausführung jedoch brachte sie zuerst Dieffenbach 1839, worauf sie mit allgemeiner Anerkennung und glänzendem Erfolge vielfach ausgeübt wurde.

Schienbein wird in der menschlichen Anatomie der stärkste von den beiden Unterschenkelknochen genannt, dessen vorderer Rand sehr scharf ist und deshalb beim Stoßen an das S. der straff darüber hingespannten äußern Haut (nicht etwa Knochenhaut) heftigen Schmerz bringt. Es liegt dieses Bein am innern Rande des Unterschenkels, in der Richtung der großen Zehe, und gibt den benachbarten Muskeln, Gefäßen und Nerven ihren Namen als Schienbeinmuskeln, Schienbeinpulsadern, Schienbeinblutadern und Schienbeinnerven. Auf seinem breiten obern Ende bewegt sich der Oberschenkelknochen, sein unteres Ende umfaßt zur Hälfte (mit dem innern Knöchel) die Fußwurzel, während dieser auf der äußern Seite das untere Ende des Wadenbeins anliegt.

Schierling. Diesen Namen führen drei einheimische Giftpflanzen aus der Familie der Doldengewächse, welche drei verschiedenen Gattungen dieser Familie angehören und sämmtlich weiße Blüten besitzen. Am bekanntesten ist der gefleckte S. (Conium maculatum L.), auch Wuth- und Stinkschierling, Tollkörbel, Vogeltod, Katzenpeterlein u. s. w. genannt, welcher an Wegen, Mauern, auf wüsten Plätzen, Schutthaufen, auch auf bebautem Boden in Europa, zum Theil in Asien und jetzt auch in Amerika wächst und sich durch einen harten, bläulich bereiften und öfters rothbraun gefleckten Stengel, durch dicke, stielrundliche, hohlröhrige Stiele der Wurzelblätter und durch drei bis vier kurze, einseitig gestellte und am Grunde zusammengewachsene Hüllblättchen unter jedem Döldchen unterscheidet. Die Früchte sind eiförmig, mit zehn welliggekerbten Riefen. Die Blätter, welche beim Welken einen widrigen, dem Katzenurin ähnlichen Geruch verbreiten, sind als Heilmittel gebräuchlich. Sie enthalten ein sehr giftiges Alkaloid (Coniin oder Cicutin), ein scharfes, ätherisches Oel, Harz, Eiweiß, einen färbenden Stoff und mehrere Salze, gehören zu den heftig wirkenden, scharf narkotischen Mitteln und werden bei Krankheiten des lymphatischen Systems, bei Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen, bei bösartigen, selbst krebsartigen Geschwüren u. s. w. gerühmt. Auch wird aus ihnen ein Extract und ein Pflaster bereitet. Der Gartenschierling oder die Hundspetersilie, auch Gleiße genannt (Aethusa Cynapium L.), wächst häufig in Gemüsegärten, auf bebautem Boden und wüsten Plätzen. Er ist gleichfalls giftig, jedoch im geringern Grade als der vorige, wird aber den Menschen weit leichter schädlich, indem er mit der Petersilie verwechselt wird, von der er sich durch ganz weiße Blumen und drei lange, lineallische, senkrecht herabgeschlagene Hüllblättchen unter jedem Doldchen unterscheidet. Besonders die untern Blätter dieser Pflanze sehen der Petersilie ähnlich; doch besitzen sie weder das helle Grün noch den starken aromatischen Geruch der Petersilienblätter. Dagegen lassen sie beim Zerreiben zwischen den Fingern einen schwachen Knoblauchgeruch wahrnehmen. Am giftigsten ist jedoch der Wasserschierling (Cicuta virosa L.), welcher sich durch seine Größe, durch sehr stark gewölbte Dolden, einen fünfzähnigen Kelch und rundliche, zweiknotige Früchte mit zehn flachen Riefen auszeichnet. Diese fast durch ganz Europa und Nordasien verbreitete Pflanze wächst in Sümpfen, Teichen, Gräben und auf überschwemmten Plätzen, hat einen dicken, durch horizontale Scheidewände quer in Fächer getheilten Wurzelstock, dreifach gefiederte Blätter mit lineal-lanzettlichen, gleichmäßig spitzgesägten Blätt-

chen, viele pfriemlich-fädliche Hüllblättchen unter jedem Döldchen und weiße Blumen. Der Wasserschierling gehört zu den heftigsten scharf-narkotischen Giften, und die Verwechselung seines Wurzelstocks, welcher fast sellerieartig riecht und süßlich schmeckt, mit andern eßbaren Wurzeln hat oft genug den Tod von Menschen herbeigeführt. Schon in geringer Menge genossen, bewirkt er brennende Magenschmerzen, Würgen, Erbrechen, Schwindel, Verlust der Sprache, Schluchzen und unter Convulsionen den Tod.

Schießbaumwolle, Schießwolle, Pyroxylin (Coton fulminant, Fulmicoton), nennt man chem. Verbindungen von verschiedener Zusammensetzung, die durch Einwirkung der concentrirtesten Salpetersäure (oder eines Gemischs derselben mit concentrirter Schwefelsäure, oder eines Gemischs von Schwefelsäure mit Salpeter) auf Baumwolle oder andere Pflanzenfaser (Cellulose) hergestellt werden. Die S. besitzt noch vollkommen das Ansehen der Faser, aus welcher man sie bereitet, und ist unlöslich in Wasser, aber, je nach der Temperatur u. s. w., bei welcher sie bereitet wird, mehr oder weniger löslich in einem Gemisch von Alkohol und Aether und, wenn sie hinreichend lange in den warmen Säuren verweilte, sogar löslich in reinem Alkohol. Ihre Lösung in Aetheralkohol oder reinem Alkohol ist durchsichtig, dickflüssig und läßt, auf eine Fläche gestrichen, eine feine, durchsichtige, feste, für Wasser undurchdringliche Haut zurück. Man benutzt diese unter dem Namen Collodium (s. d.) bekannte Lösung in der Chirurgie und Photographie. Entdeckt wurde die S. 1846 von Schönbein in Basel und gleichzeitig und unabhängig von diesem von Böttger in Frankfurt a. M. Nach Bechamp's Untersuchungen gehört die S. mit den Salpetersäureäthern in eine Klasse und kann so entstanden gedacht werden, daß ein Theil des Wasserstoffs der Holzfaser durch Untersalpetersäure verdrängt wurde. Die S. detonirt heftig beim Daraufschlagen mit einem harten Körper, explodirt beim Erwärmen, im Luftstrome zuweilen schon unter 100°, im verschlossenen Raume erst über 180°, und liefert ein Gas, welches aus Kohlensäure, Kohlenoxyd, Stickoxyd, Stickstoff, Wasserdampf und brennbaren Gasen besteht. Die Explosion ist um so heftiger, je weniger löslich die S. in Aetheralkohol ist. Wird sie in verschlossenen Gefäßen jahrelang aufbewahrt, so zersetzt sie sich in Oxalsäure und eine gummiartige Masse. Man benutzt die S. zum Sprengen. Auch hat man versucht, sie statt des Schießpulvers bei Ladung der Feuerwaffen anzuwenden. Obgleich sie die Kugel mit derselben Kraft fortschleudert wie bei Anwendung des vierfachen Gewichts von Schießpulver, so konnte sie doch die Stelle des letztern nicht ersetzen. Ihre Darstellung ist kostspieliger als die des Schießpulvers, auch mit zu großen Gefahren verknüpft. Außerdem zersetzt sie sich beim Aufbewahren und verliert dann an Wirksamkeit. Endlich verbrennt sie zu momentan und zerschmettert deshalb leicht die Waffen.

Schießbeere, s. Rhamnus.

Schießen heißt ein Geschoß durch irgendeine Kraft in bestimmter Richtung forttreiben. Man schoß in alter Zeit Pfeile und Bolzen mit dem Bogen und der Armbrust, Steine mit Schleudern, auch schwere Körper mit Ballisten und Katapulten. Seit Erfindung der Feuerwaffen wurden Kugeln mit Pulverkraft aus denselben geschossen, in neuerer Zeit auch Langgeschosse aus gezogenen Rohren. (S. Geschosse.) Um gut zu schießen, muß das Feuerrohr richtig construirt und nicht abgenutzt sein, die Munition sorgsam angefertigt und die Handhabung der Waffe oder Bedienung des Geschützes mit Sorgfalt geschehen. Besonders wichtig aber ist die richtige Beurtheilung der Entfernung des Ziels, und eine angemessene Ladung und Elevation. Die Linie, welche der Schwerpunkt des fortgetriebenen Geschosses beschreibt, heißt die Flugbahn. Im luftleeren Raume würde dieselbe eine Parabel sein, im lufterfüllten Raume wird sie aber durch den Stoß der Pulverkraft, die Anziehung der Erde und den Luftwiderstand nächst andern Einflüssen bestimmt. Da man die Umstände, welche auf die Flugbahn einwirken, nicht vollkommen in der Gewalt hat, so werden die Geschosse immer etwas abweichen und unter möglichst gleichen Verhältnissen aus demselben Geschütz abgefeuert, den ersten Aufschlag an verschiedenen Punkten der horizontalen Ebene machen. Die Bahn nach dem ersten Aufschlag ist abhängig von der Form des Geschosses, der Größe des Einfallwinkels, der Bodenbeschaffenheit u. s. w. Beim S. ist daher keine völlige Sicherheit, sondern nur eine Wahrscheinlichkeit des Treffens möglich und werden daher oft im Felde einige Probeschüsse nothwendig, um die erforderlichen Correcturen in der Richtung, im Aufsatz u. s. w. zu bewirken. Der Terrainstrich, über welchem das Geschoß in Zielhöhe (gegen Infanterie 6, gegen Cavalerie 9 F.) hinwegfliegt, heißt der bestrichene Raum; je flacher die Flugbahn, desto größer wird dieselbe und desto mörderischer die Schußwirkung sein. Das Wort S. ist auch für das bloße Feuern mit sog. blinden Patronen (ohne Geschoß) üblich.

Schießpulver ist eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, die bei ihrer Verbrennung eine große Menge sehr comprimirter Gase entwickelt, deren Ausdehnungskraft, durch die Hitze ansehnlich vermehrt, das Zertrümmern fester Umgebungen oder das Fortschleudern der in ihrer Wirkungssphäre liegenden beweglichen Körper zur Folge hat und mithin das Hauptagens aller Feuerwaffen ist. Wenn die Mischung völlig entzündet ist, so wird der Salpeter in seine Bestandtheile zersetzt; der Sauerstoff verbindet sich mit der Kohle zu Kohlensäure, das Kali mit dem Schwefel zu Schwefelkalium, und der Stickstoff der Salpetersäure wird frei. Als Rückstand nach der Verbrennung bleiben Schwefelkalium nebst kohlensaurem und schwefelsaurem Kali sowie die unverbrennlichen Bestandtheile der Kohle übrig. Dieser Rückstand zeigt sich bei feuchtem Wetter als Schleim und verhärtet sich bei warmem zur Kruste. Die Gase nehmen bei ihrer Entwickelung einen über 300mal größern Raum ein als die verbrannte Pulvermenge, dehnen sich aber durch die Hitze noch so außerordentlich aus, daß ihr Druck gleich dem 2000fachen (sogar bis zum 10000fachen) Druck der atmosphärischen Luft berechnet worden ist. Die Anfertigung des S. geschieht auf verschiedene Weise, kommt aber in folgenden Hauptpunkten überein. Die Materialien müssen in bester Beschaffenheit ausgewählt werden. Das Mischungsverhältniß muß so beschaffen sein, daß das S. möglichst viel Gase entwickelt und wenig Rückstand läßt, außerdem auf die Waffe nicht zu zerstörend wirkt. Diesen Anforderungen entspricht das Verhältniß von 74 Gewichtstheilen Salpeter, 10 Theilen Schwefel und 16 Theilen Kohle; doch kommen nach der Beschaffenheit der Materialien auch Abweichungen vor. Die Bestandtheile werden zerkleinert und gemengt, auch dabei angefeuchtet, dann zu harten Tafeln gepreßt und diese zerbröckelt, um Körner zu erhalten, welche gesiebt, getrocknet, sortirt, in Trommeln durch Umdrehen polirt, nochmals sortirt und getrocknet, endlich ausgestäubt werden. Die Ausführung dieser Arbeiten ist je nach dem Fabrikbetriebe verschieden. So geschieht z. B. das Kleinen und Mengen in Trommeln oder Stampf- oder Walzmühlen, das Körnen in Sieben oder in Walzwerken u. s. w. Nach der Beschaffenheit der Körner unterscheidet man gewöhnlich Kriegs-, Jagd- und Sprengpulver; das erstere ist Geschütz- oder Gewehrpulver. Sind die Körner ganz zu Staub zerrieben, so nennt man dies Mehlpulver; ist die Zerreibung nur unvollkommen, Knirschpulver. Die Untersuchung des Kriegsschießpulvers soll die äußern Eigenschaften, die relative Kraft (Größe und Gleichmäßigkeit der Wirkung) und die zerstörende Aeußerung desselben auf das Rohr (Offensivität) prüfen, auch das Pulver und den Rückstand chemisch analysiren. Zur Prüfung der Kraft wird der Rotationsapparat, der ballistische Pendel oder der Probirmörser angewendet. Neuerdings ist S. aus andern Bestandtheilen als den genannten erfunden worden, das sich aber erst bewähren muß. Die Erfindung des S., die sehr alt und im Orient zu suchen, wird den Chinesen oder Indiern zugeschrieben, von denen das Pulver die Araber erhalten haben sollen. Durch die Araber kam das S. nach Spanien, wo nach neuern Ermittelungen schon im 11. Jahrh. Feuergeschütze gebraucht worden sind. Von dort verbreitete es sich zunächst in Mitteleuropa; im 14. Jahrh. wurde es schon fast überall angefertigt. Daß in Deutschland der Mönch Berthold Schwarz (eigentlich Anklitzer, genannt niger) das S. erfunden habe, ist zu bezweifeln, wenigstens ist er nicht der erste Erfinder gewesen. Unter den neuern Werken über das S. sind hervorzuheben: San-Roberto, «Ueber Bereitung des S.» (deutsch von Teichert, Berl. 1853); Piobert, «Propriétés et effets de la poudre» (2. Aufl., Par. 1859); Napoleon III., «Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie» (fortgesetzt von Favé, Bd. 3, Par. 1862).

Schießscharten heißen Einschnitte in eine Erdbrustwehr oder Oeffnungen in einer Mauer, um der dahinter aufgestellten Artillerie oder Infanterie u. s. w. das Feuern zu gestatten, ohne ihnen die vordere Deckung zu entziehen. Die S. sind entweder Geschütz- oder Gewehrscharten. Letztere kommen nur in Mauern vor; bei Erdbrustwehren werden sie durch sog. Sandsackscharten ersetzt. Die untere Fläche der S., die Sohle, liegt für Gewehrscharten 4 F., für Geschütz $2\frac{1}{2}$—3 F. über dem Horizont, auf welchem der Schütze oder das Geschütz steht, und man nennt dies die Anschlags- oder Kniehöhe. Die Sohle ist mitunter nach vorn gesenkt, mitunter gehoben, meist wagerecht. Die Seitenwände oder Backen der Geschützscharten in Erdbrustwehren sind mit Faschinen oder Schanzkörben, auch wol blos mit Kopfrasen bekleidet. Die hintere Oeffnung ist nur so weit, daß der Kopf des Geschützes bequem eingebracht werden kann. Die vordere ist groß genug, um theils eine Seitenrichtung des Geschützes zu erlauben, theils die Bekleidung gegen das Verbrennen durch das eigene Feuer zu schützen; die obere Decke der gemauerten Scharten heißt Kappe. Im Bereich des feindlichen Gewehrfeuers müssen die hintern Oeffnungen durch Blendungen geschlossen werden. Der stehenbleibende Theil zwischen zwei S. heißt

Kasten; mehrere Scharten nebeneinander bilden eine Schartenzeile. Gekoppelte S. bestehen außen aus zwei Scharten und laufen in der Schartenenge in eine einzige zusammen.

Schievelbein (Hermann), ausgezeichneter Bildhauer, geb. zu Berlin 18. Nov. 1817, lernte bei Wichmann, trat aber früh selbständig auf und ging nach Petersburg, wo er an den plastischen Arbeiten für den Winterpalast und die Isaakskirche half. 1841 unterbrach er diese Beschäftigung, um in Berlin um den Preis für Rom zu concurriren, und später noch einmal, um die Ausführung einer der acht Gruppen für die Schloßbrücke zu erhalten. In beiden Bewerbungen glücklich, konnte S. in Rom 1843 das Modell zu der Gruppe des Jünglings, den Pallas in den Waffen unterrichtet, ausführen, dessen Uebertragung in Marmor in Berlin geschah. Das Werk gehört durch seine maßvolle und gesunde Schönheit zu den vortrefflichsten und anziehendsten Arbeiten der ganzen Reihenfolge. Während der Vollendung, die erst 1853 erfolgte, beschäftigten den Künstler zahlreiche andere monumentale Aufgaben. Zu diesen gehörten die sehr kolossalen Apostelgestalten für die Kirche zu Helsingfors in Finland und der große, in Hochrelief gearbeitete Fries für die Wände des griech. Hofs im berliner Neuen Museum, darstellend die Zerstörung von Herculanum und Pompeji, eine 200 F. lange Composition in fast lebensgroßen Gestalten, in Stuck an Ort und Stelle ausgeführt. S. zeigte darin Reichthum der Phantasie, Vielseitigkeit der Gestaltungskraft, die Fähigkeit, überreiche Massen in harmonischer Ordnung zu gliedern und durch eine Fülle von Schönheit dem Auge anmuthig zu machen. Eine andere große Hautrelief-Composition, in gebranntem Thon, fertigte er 1855 für den einen der beiden Portalthürme der Dirschauer Weichselbrücke. Dieses Werk stellt in fast doppelter Lebensgröße der Figuren die Unterwerfung der letzten heidnischen Elemente des preuß. Ordenslandes durch den Hochmeister Heinrich von Kniprode dar. Zur Ausführung in gebranntem Thon wurden von S. auch die Gestalten Luther's und Melanchthon's für das neue königsberger Universitätsgebäude, die Figuren der Monate für das Orangeriegebäude in Sanssouci und viele decorative Arbeiten modellirt. Anfangs der sechziger Jahre übertrug man ihm das Monument für den Freiherrn von Stein (für Berlin bestimmt), von dem er die Gestalt des Ministers selbst und die reichen Postamentsbildwerke vollendet dem Erzguß übergeben konnte. Die Modelle zu den großen Untersatzsculpturen zu dem Reiterstandbild Friedrich Wilhelm's III. von Bläser, deren Ausführung er gleichfalls übernommen, brachte er nicht mehr zu Stande. Er starb 6. Mai 1867. Seit 1860 war S. Professor an der berliner Akademie.

Schiff nennt man im allgemeinen jedes auf einem Kiele erbaute Fahrzeug, welches befähigt ist, See zu halten. Im engern Sinne bezeichnet man jedoch mit diesem Namen nur ein solches Fahrzeug, dessen Masten aus Stengen und Bramstengen zusammengesetzt sind und die Raaen (s. d.) haben. Die übrigen kleinern Fahrzeuge nennt man kurzweg «Fahrzeuge». Es gibt Kriegsschiffe (s. Marine) und Kauffahrteischiffe. Erstere heißen nach der Anzahl ihrer Kanonendecke Linienschiffe, Fregatten und Corvetten. Ein S. mit drei Masten, an deren jedem sich Stengen, Bramstengen und Raaen befinden, heißt ein Vollschiff, und ein Mast mit Stengen, Bramstengen und Raaen ein Vollmast. S. mit zwei vollen und einem Maste, an dem sich keine Raaen, sondern nur Gaffelsegel befinden, nennt man Barks, solche mit zwei vollen Masten Briggs und mit einem vollen und einem Barkmast Schoner. Die Kunst, den einzelnen Theilen eines S. die gehörige Gestalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Ganzen zu geben, heißt Schiffsbaukunst. Dieselbe beruht auf der wissenschaftlichen, aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten Untersuchung der Eigenschaften eines S., insofern diese Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Das S., namentlich ein großes Kriegsschiff, ist das kühnste, das sinn- und kunstreichste Bauwerk, in welchem nächst der äußern Form die Anlage und Vertheilung der innern Räume die größte Sorgfalt erfordert. Der zum Schiffbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft, und der Platz, auf dem ein einzelnes S. gebaut wird, eine Helling oder ein Dock. Eine Helling ist eine geneigte Fläche von Bohlen, die über einem Balkenrostwerk lagern. Der Kiel des S. wird auf Klötze gelegt, und man nennt ein solches im Bau begriffenes S. auf Stapel stehend. Wenn das S. so weit fertig gebaut ist, daß es zu Wasser gebracht oder, technisch ausgedrückt, «vom Stapel laufen» kann, wird es auf eine schlittenartige Unterlage gekeilt, wodurch es von den Kielklötzen freikommt. Es werden dann die Balken, mit denen der Bau gestützt war, fortgenommen, und das dadurch freigewordene S. gleitet auf der geneigten Helling in das Wasser. Zum Ausbessern der S. unter Wasser werden jetzt überall Docks (s. d.) benutzt. — In der kirchlichen Architektur versteht man unter S. den mittlern größern Theil einer Kirche von der Halle an, wo der Glockenthurm steht, bis an den Altar. — In der Buchdruckerkunst heißt S. diejenige Vorrichtung, auf welche der Setzer den Satz nach

und nach so lange hinstellt, bis die nöthige Länge der Seite erreicht ist, um letztere, nachdem sie mit Bindfaden festgebunden, auf ein dazu bereit stehendes Bret stellen zu können.

Schiffahrt ist entweder Binnenschiffahrt, wenn sie auf Landseen, Flüssen und Kanälen, oder Küstenschiffahrt (franz. cabotage), wenn sie zwischen benachbarten Seestädten eines und desselben Landes, oder Seeschiffahrt, wenn sie auf der offenen See betrieben wird. Durch die S. wird nicht allein der Handel befördert, sondern sie hat auch wesentlich beigetragen zur Bereicherung des menschlichen Wissens, und ihre Geschichte ist zugleich die Geschichte des Völkerverkehrs und der Ausbreitung der Civilisation. Die Phönizier werden für die ersten Meister der S. gehalten. Dieselben unternahmen weite Handels- und Entdeckungsreisen, hüllten sie aber stets in Geheimniß. Wahrscheinlich haben sie schon Afrika umschifft. Nächst ihnen waren die Inselgriechen, die kleinasiat. Ionier, vorzüglich aber die Karthager im Alterthum wegen ihrer S. berühmt. Im Mittelalter zeichneten sich die Normannen durch ihre kühnen Fahrten zur See aus, die sogar bis Amerika gingen, späterhin besonders die ital. Seestaaten, Venedig, Genua, Pisa und das dalmatische Ragusa. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Kompasses konnten sich die Seefahrer mit größerer Sicherheit auf den Ocean wagen. Wesentlich wurde später die S. gefördert durch die Erfindung des Octanten und Sextanten durch Halley, die Vervollkommnung der Seeuhren durch Harrison und die von G. Mercator verbesserten Seekarten. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die S. mit größerm Eifer zu betreiben; Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer suchten sie von jener Zeit an zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Die mehr und mehr sich ausbildende Schiffbau- und Schiffahrtskunst verminderten die frühern Gefahren der S. um vieles, sodaß die Europäer die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen machen und den Handel besonders zu hohem Flor bringen konnten. Gegenwärtig sind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geogr. Lage, ihre reichen Colonien und ihre gewaltige Seemacht in dem Besitze der größten und einträglichsten S. und der meisten Kauffahrtei- und Kriegsschiffe unter allen Nationen Europas. Dagegen sind Holland, Portugal und Spanien, die ehemals England den Rang streitig machten, von ihrer Höhe herabgesunken. Die Franzosen, deren S. in neuerer Zeit wieder bedeutend gestiegen, erwarben sich insbesondere das große Verdienst, die ersten Schulen zur Bildung von Seeoffizieren angelegt und die Schiffskunst zuerst auf wissenschaftliche Regeln gebracht zu haben. Besondere Beachtung verdient gegenwärtig auch die großartige Entwickelung der nordamerik. Marine. Bedeutende Anstrengungen hat in neuerer Zeit auch Rußland gemacht, um seine S. emporzubringen. Im allgemeinen erfuhr die S. die wesentlichste Umgestaltung und Erweiterung durch die Erfindung des Dampfschiffs (s. d.) und die Anwendung der Propellerschraube (s. d.). Vgl. Benedict, «Versuch einer Geschichte der S. und des Handels der Alten» (Lpz. 1806); Heeren, «Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt» (5 Bde., 5. Aufl., Gött. 1824—26).

Schiffahrtskunde oder Nautik heißt in der engern Bedeutung die Steuermannskunst (s. Steuermann), im weitern Sinne die Kenntniß dessen, was bei der Schiffahrt zu wissen nöthig ist. Dahin gehören, außer den Hülfswissenschaften, wie Geographie, Astronomie, Mathematik, Physik, Mechanik und Handelswissenschaften, nächst der Steuermannskunst im engern Sinne die Schiffbaukunst, die Kenntniß des Seerechts, des Seekriegs und insbesondere die Bekanntschaft mit den früher von andern zu Wasser gemachten Erfahrungen. Vgl. Freeden, «Handbuch der Nautik» (Oldenb. 1864); Werner, «Die Schule des Seewesens» (Lpz. 1866).

Schiffahrtsschulen oder Navigationsschulen nennt man diejenigen Lehranstalten, auf denen die Seeleute den zur Navigirung eines Schiffs nöthigen theoretischen Unterricht empfangen. Die Zöglinge lernen daselbst mit den nöthigen Beobachtungsinstrumenten umgehen und die gemachten Beobachtungen und Messungen von Gestirnshöhen berechnen, zum Zwecke der Ortsbestimmung durch Länge und Breite. Diese Berechnungen gründen sich sämmtlich auf die Mathematik, namentlich auf ebene und sphärische Trigonometrie. Deshalb soll die Mathematik auch den Hauptgegenstand des Unterrichts auf den S. bilden. Da jedoch die Vorbildung der Schüler meistentheils eine zu geringe ist, so sieht man häufig von der wissenschaftlichen Begründung der nautischen Rechnungen ab und lehrt dieselben nur mechanisch, was für die Handelsmarine im allgemeinen auch ausreicht. Der Cursus der S. ist verschieden. In Preußen, wo mehr der wissenschaftliche Unterricht in den Vordergrund tritt, dauert derselbe 18 Monate, wovon 12 Monate auf die Steuermanns- und 6 Monate auf die Schifferklasse kommen. Ehe die Schifferklasse von den Schülern besucht werden darf, müssen sie nach Absolvirung der Steuermannsklasse und abgelegtem Examen 18 Monate als Steuermann zur See gefahren haben. In Hamburg wird der Unterricht praktischer betrieben, und der Cursus dauert dort, je nach den Fähigkeiten

der Schüler, nur 4—6 Monate. Nach den Gesetzen des Norddeutschen Bundes sollen jedoch in allen zu diesem gehörigen Staaten die Anforderungen hinsichtlich der Ausbildung der Seeleute die gleichen sein, und man sah 1867 der Einführung eines einheitlichen Modus in den deutschen Küstenstaaten entgegen. Die deutschen S. sind anerkannt die besten.

Schiffahrtsverträge sind eine Untergattung der Handelsverträge (s. d.) und erstrecken sich wesentlich auf die Begünstigungen, welche die sie abschließenden Staaten einander in ihrer Schifffahrt und den auf derselben lastenden Abgaben und Förmlichkeiten bewilligen. Sofern die betreffende Flagge den unter ihr eingehenden Gütern niedrigere Zölle herbeiführt, geben die bezüglichen Verträge den Anlaß zu Differentialzöllen (s. d.). Wie mit dem Eintritte der früher vermißten Sicherheit der Personen und ihres Verkehrs die ursprüngliche Veranlassung zu Handelsverträgen überhaupt fast überall hinwegfiel, trat auch das erste Motiv zu S. mehr und mehr in den Hintergrund, und gegenwärtig beruht dasselbe hauptsächlich in dem Princip der Differentialzölle. Bevorzugungen, welche der Schiffahrt der einen Nation gewährt werden, also Benachtheiligungen dritter Nationen, rufen natürlich auf andern Seiten das Bestreben hervor, jene Vortheile auch der eigenen Nation zu gewinnen und folgerecht Gegenerleichterungen zu gestatten, deren Verallgemeinerung endlich den Anlaß zu solchen Verträgen ganz aufheben muß.

Schiffbruch. Im allgemeinen versteht man unter S. jede schwerere, durch die Elemente herbeigeführte Beschädigung eines Schiffs, bei der das Leben der Besatzung in Gefahr kommt. Die häufigste Art des S. ist das Stranden, wobei das Fahrzeug durch die Gewalt des Sturmes und der Wellen an die Küste geworfen und dort meist nach kurzer Zeit zertrümmert wird. Gleichbedeutend mit Stranden ist Scheitern, nur daß sich dieses mehr auf das Auflaufen auf Klippen bezieht. Eine besondere Art des S. ist das Kentern oder Umwerfen des Schiffs durch einen plötzlichen Windstoß. Es tritt ein, wenn der Schwerpunkt zu hoch liegt und die Segel nicht zeitig genug fortgenommen werden, oder wenn die Ladung aus leicht verschiebbaren Stoffen, wie Getreide, Salz u. s. w., besteht und nicht Vorkehrungen getroffen sind, um bei schiefer Lage des Schiffs das Uebergehen der geladenen Gegenstände nach einer Seite zu verhindern. Nicht immer sind die Elemente schuld an den Schiffbrüchen. Sehr häufig werden sie durch Nachlässigkeit oder Unwissenheit herbeigeführt, wenn der Ort des Schiffs nicht genau ermittelt und ein falscher, auf die Küste oder auf Untiefen führender Curs gesteuert wird. Die Zahl der Schiffbrüche ist jährlich sehr groß. In den engl. Gewässern allein kommen durchschnittlich im Jahre 6—800 vor, und im ganzen kann man die Zahl solcher Unglücksfälle auf 6—8000 jährlich veranschlagen. Man hat Beispiele, daß ein einziger Wirbelsturm in der Nordsee und dem Kanal 300 Fahrzeuge vernichtete. Im chines. Meere gehen oft durch einen Teifun 800—1000 Dschunken verloren.

Schiffbrücken heißen solche Brücken, deren Fahrbahn auf Kähnen oder Pontons ruht, die in kurzen Entfernungen voneinander, mit ihrer Länge nach der Richtung des Stroms gestellt, durch Anker festgehalten werden. Die S. werden auf solchen Flüssen gebraucht, deren Breite, Tiefe und Geschwindigkeit die Erbauung anderer Brücken nicht erlauben oder an Stellen, wo der Eisgang oder der Wasserstand eine zeitweise Beseitigung der Brücke erfordern, oder wo die Schiffahrt die öftere Herstellung einer geräumigen Durchfahrtsöffnung verlangt. Die S. sind so eingerichtet, daß ein im Fahrwasser liegender Theil leicht aus- und eingefahren werden kann, um Schiffe durchzulassen. Im Kriege finden die S. behufs des Ueberschreitens der Flüsse wegen ihrer leichten und raschen Herstellbarkeit durch das Pioniercorps mittels transportabler Pontons eine häufige Anwendung. Die älteste Schiffbrücke, von welcher die Geschichte Nachricht gibt, ist die, welche Xerxes 480 v. Chr. über den Hellespont bauen ließ.

Schifferinseln, s. Samoainseln.

Schiffsbaukunst, s. Schiff.

Schiffsgeschütz unterscheidet sich von dem auf dem Lande gebrauchten hauptsächlich durch das größere Kaliber und eine andere Construction der Laffetten. In neuester Zeit und seit Einführung der Panzerschiffe werden am Bord nur noch 7-, 8-, 9-, 11- und 12zöllige gezogene oder, wie in Amerika, 11—15zöllige glatte Geschütze verwandt, die mit einer Pulverladung von 16—75 Pfd. ein Vollgeschoß oder eine Granate von 100—600 Pfd. schleudern. Diese mächtigen Geschosse sind darauf berechnet, die 5—9zölligen Panzerplatten zu durchschlagen. Die Construction der Geschützröhre ist sehr verschieden. Die glatten sind gewöhnlich von Gußeisen, während die gezogenen aus Gußstahl oder Schmiedeeisen hergestellt werden. Das Abfeuern geschieht durch Hämmer oder Frictionsschlagröhren. Die Laffetten werden in neuerer Zeit aus Schmiedeeisen gemacht. Dieselben haben nur kleine Metallräder und ruhen fast sämmt-

lich auf Schlitten. Letztere führen ebenfalls kleine querlaufende Räder, die an Bord ihren Drehpunkt haben und mit dem Hintertheile auf metallenen, in das Deck eingelassenen Kreisschienen laufen, durch welche Einrichtung eine leichtere Seitenrichtung der Geschütze erzielt wird.

Schiffshalter oder Schildfisch (Echeneis), eine Fischgattung, welche sich durch eine flache, auf dem Kopfe liegende Saugscheibe auszeichnet. Diese aus einer Umgestaltung der vordern Rückenflosse hervorgegangene Saugscheibe besteht aus einer verschiedenen Zahl von quer gestellten, senkrecht aufrichtbaren, am Hinterrande mit einer Reihe von Hakenzähnen versehenen, gleichhohen, parallelen Platten, die durch eine unbewegliche, die Scheibe der Länge nach scheidende Leiste in zwei gleiche Theile zerlegt werden. Indem nun mittels eines die Scheibe umgebenden ovalen Ringmuskels der Scheibenrand angespannt, erhoben und an den Gegenstand angedrückt wird, so entsteht durch Aufrichtung der Platten ein luftleerer Raum, wodurch die Scheibe so fest anhaftet, daß es oft schwer ist, einen solchen Fisch mit der Hand allein von dem Gegenstande abzureißen, an welchem er sich festgesogen (angeschröpft) hat. Diese Fische heften sich an andere größere Fische, namentlich Haie, aber auch an Schiffe an und lassen sich so herumschleppen, um vielleicht leichter in den Besitz ihrer Nahrung zu gelangen. Schiffe oder auch nur Boote aufzuhalten vermögen sie jedoch nicht. Die meisten Arten leben in den wärmern Meeren; ihr Fleisch ist nicht eßbar. Der große S. (E. Naucrates), welcher sich in allen Meeren findet, hat eine abgerundete Schwanzflosse und 22 Platten in der Saugscheibe und wird 5 F. lang. Weit kleiner ist der kleine S. (E. Remora), welcher im Mittelmeere gemein ist und schon den alten Griechen und Römern bekannt war; er hat eine ausgeschnittene Schwanzflosse und 18 Platten in der Saugscheibe und wird ½—1 F. lang.

Schiffsjournal, s. Journal.

Schiiten, d. h. Anhänger, heißen im Gegensatz zu den Sunniten (s. d.) bei den Mohammedanern alle diejenigen, welche den vierten Khalifen Ali-ben-Abu-Taleb (s. d.), den Schwiegersohn Mohammed's, für den rechtmäßigen Nachfolger Mohammed's erklären und deshalb die drei ersten Khalifen Abubekr, Omar und Osman, ingleichen die Dynastie der Omejjaden als usurpatorische Khalifen betrachten. Die S. legten dem Ali schon im 1. Jahrh. mohammed. Zeitrechnung fast göttliche Eigenschaften bei und feiern als Hauptfest den Todestag des zweiten Sohnes des Ali, Husein, welcher in dem Treffen bei Kerbela 680 n. Chr. überwältigt und erschlagen wurde. Diese ursprünglich mehr polit. als religiöse Spaltung hat in den mohammed. Staaten früher viele Kriege und Aufstände veranlaßt. Gegenwärtig hat die Partei der S. besonders in Persien ihren Sitz, seitdem Schah Ismail, der Stifter der Dynastie der Safiden, sie dort um 1512 zur herrschenden machte.

Schikaneder (Emanuel), der Verfasser des Textes zur «Zauberflöte», wurde zu Regensburg 1751 geboren. Der theatralischen Laufbahn von Jugend auf sich widmend, gewann er auf den Bühnen mehrerer österr. Städte als Komiker vielen Beifall. Auch begann er sehr bald Opern und Singspiele zu schreiben, die, je nach dem Componisten, dem sie in die Hände fielen, mehr oder minder Glück machten. Seinen Text zur «Zauberflöte», der durch Mozart's Musik berühmt wurde, hat man als Dichtung meist zu scharf beurtheilt. Sie ist in der metrischen und dialogischen Ausführung fehlerhaft und unbeholfen, dagegen schlingt sich doch eine echt poetische Grundidee durch das Gewebe. Im Schau-, Lust- und Trauerspiel versuchte sich S. ohne Erfolg, wie seine «Theatralischen Werke» (2 Bde., Wien 1792) beweisen. Durch die «Zauberflöte», deren volksthümliche Melodien, wie man behauptet, der Verfasser dem Componisten zum Theil angegeben haben soll, sowie durch Kenntniß und Benutzung dessen, was die Menge des Publikums anzog, hatte sich S. allmählich in Prag, wo er eine Zeit lang die Direction des Theaters führte, und später in Wien, wo er dem Leopoldstädtischen Theater vorstand, einiges Vermögen erworben. Er unternahm damit in Wien die Errichtung eines neuen großen Theaters auf der Wieden (das sog. Theater an der Wien), welches er sowol äußerlich als innerlich mit einem Glanze und einer Vollkommenheit ausschmückte, die Zeugniß von seiner Bühnenkenntniß gaben. Dieses Theater wurde 13. Juni 1801 mit der Oper «Alexander» von Teyber eröffnet, und die Wiener sahen hier zum ersten mal auf den Bretern einen Zug von 40 Pferden erscheinen. Trotz des Glücks, welches seine Speculation häufig begleitete, kam S. durch seine Neigung zum Lebensgenuß in seinen ökonomischen Umständen zurück. Er mußte die Direction des von ihm gegründeten Theaters niederlegen und starb 21. Sept. 1812 zu Wien in ziemlicher Dürftigkeit.

Schild. Der S. war im Alterthume und Mittelalter eine Vertheidigungswaffe gegen jeden Angriff und als solche von besonderm Nutzen. Ihn kannten die Aegypter und Juden wie die Griechen. Nach Plinius und Apollodorus soll ihn der König Akrisius von Argos nebst seinem

Bruder Proetus erfunden haben. In der Form waren die S. in den verschiedenen Zeiten und bei den einzelnen Völkern sehr abweichend, doch scheint die viereckige und runde Form die Urform aller übrigen gewesen zu sein. Ihre Größe richtete sich nach der größern oder geringern Vollkommenheit der Angriffswaffen, nach dem Geschmacke des Volks selbst, und je nachdem sie für das Fußvolk oder für die Reiterei bestimmt waren. Der griechische S., der S. von Argos, war rund, aber bald größer, bald kleiner, von Holz, Weidenflechtwerk u. s. w. gefertigt, mit Fell überzogen und am Rand herum mit Metall, der bessern Haltbarkeit wegen, beschlagen. S. aus Metall waren eine Seltenheit und meist von kostbarer, ausgezeichneter Arbeit, wie z. B. in der Homerischen Sage der S. des Achilles, eine Arbeit des Vulkan. Auf der Mitte des S. war öfters eine Erhöhung von Metall, ein Buckel, in Form einer Halbkugel angebracht, welcher dazu diente, dem Schildträger eine größere Sicherheit gegen den Wurf zu gewähren. Getragen wurde der S. an Querhölzern oder ledernen Riemen, durch welche man den linken Arm steckte. Bei allen Völkern des Alterthums gehörte der S. zu den Ehrenwaffen; es galt für die größte Schande, denselben wegzuwerfen. Auf dem S. ruhte der Krieger aus; auch diente er in Griechenland als Wiege für die Kinder. Auf dem S. erhob man Personen zum Zeichen des Erwähltseins als Befehlshaber und Herrscher, wie dies mit Brennus, den Kaisern Julian, Anastasius u. a. geschah. Diese Gebräuche gingen auch in das Mittelalter über, und namentlich finden sie sich bei deutschen Völkerstämmen. Der S. wurde aber auch frühzeitig durch seine Form und Farbe zum Unterscheidungszeichen für ganze Völker und durch Ausschmückung für einzelne Familien und Personen. Aus den Schildbildern entstanden die Wappen (s. d.), welche zwar schon im Alterthum vorkommen, aber erst im Mittelalter allgemeiner wurden. Der runde S. verdrängte allmählich alle andern Schildformen und wurde Tartsche oder Rundtartsche (rondache) genannt. Die anfangs einfachen Unterscheidungszeichen wurden nun zu vollständigen Wappen. Die Einführung des Schießpulvers brachte auch die S. außer Brauch.

Schilda, officiell Schildau, ein Städtchen im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, $1^3/_4$ M. im Südsüdwesten von der Kreisstadt Torgau, bei einem Braunkohlenlager gelegen, zählt 1590 E. (Ende 1864), die sich mit Lein- und Wollweberei beschäftigen. Die Stadt ist der Geburtsort des Generals Gneisenau. Wie anderwärts Scheppenstedt, Polkwitz u. s. w., so schreibt man den Bewohnern von S. große Anlage zu allerlei lächerlichen Streichen zu, und einen unbesonnenen Streich pflegt man einen Schildbürgerstreich zu nennen. Eine Menge von Schwänken, die im Mittelalter umliefen, ohne an einen bestimmten Ort geknüpft zu sein, wurde durch das 1598 erschienene Buch von den Schildbürgern an die Stadt S. gewiesen. 1747 hat Langner eine eigene Ehrenrettung dieses sächs. Abdera geschrieben.

Schilddrüse (glandula thyreoidea) ist ein Organ des menschlichen Körpers, welches seine Lage am Halse vor dem Kehlkopfe (und zwar am Schildknorpel desselben) und dem Anfangsstücke der Luftröhre hat und uns hinsichtlich seiner Function noch ganz unbekannt, wegen seiner häufigen Anschwellung aber, die den dicken Hals oder Kropf (struma) bildet, dem Laien sehr bekannt ist. Es ist dieses Organ eine Drüse ohne Ausführungsgang und besteht aus einer Menge von Läppchen, welche aus runden Bindegewebsfasen und Drüsenbläschen zusammengesetzt sind und von zahlreichen Blut- und Lymphgefäßen durchzogen werden. Wahrscheinlich wird in der S. ein besonderer Saft bereitet, der durch die Lymphgefäße dem Blute zugeführt wird.

Schilderbent heißt eine Vereinigung niederländ. Maler, deren Errichtung schon zu Rafael's Zeit stattgefunden haben soll, und die hauptsächlich im 17. Jahrh. zu Rom blühte. Diese Gesellschaft oder Malerbund hatte den Zweck, die Landsleute zu gegenseitiger Förderung im Studium und Leben zusammenzuhalten. Man versammelte sich in einem Wirthshause in der Nähe der Bäder des Diocletian. Es war Sitte, den Mitgliedern einen Beutnamen beizulegen. Dies geschah mit allerlei Taufceremonien bei der Aufnahme, welche überhaupt mit mancherlei absonderlichen Gebräuchen, bei denen Schmaus und Zechen nicht die letzte Rolle spielten, verknüpft war. Im Laufe der Zeit artete der Verein zu anhaltenden bacchantischen Gelagen aus. Die Geistlichen begannen dagegen zu eifern, und der Papst Clemens XI. machte dem bereits aller Sitte Hohn sprechenden Unwesen 1720 ein Ende.

Schilderung nennt man die auf die Anregung der Phantasie berechnete Beschreibung eines bestimmten Gegenstandes oder Ereignisses, in der Poesie sowol wie in der Prosa. Ihr Grundgesetz ist daher lebendige Anschaulichkeit und scharfe Individualisirung. Lessing's «Laokoon» ist die unvergängliche Stillehre echter künstlerischer S. Nur ein plastisches Auge kann künstlerisch schildern; je schlechter ein Dichter und Redner ist, desto mehr verfällt er in Wortschwall. Die echte S. ist immer einfach wie die Natur.

Schildknappe, s. Knappe.

Schildkrot oder Schildpatt nennt man das der Hornsubstanz (s. Horn) nahe verwandte Material, woraus die äußere Bedeckung der Rückenschale bei den Schildkröten gebildet ist, und welches zu Kämmen, Brillengestellen, Dosen, Messerschalen u. s. w. verarbeitet wird. Nur wenige Schildkrötenarten liefern dasselbe in hinreichender Schönheit und Dicke, um solche Verwendung zu gestatten. Obenan steht in dieser Beziehung die Schuppen- oder echte Carett-Schildkröte (Chelonia imbricata), deren Rückenschild 13 dachziegelartig übereinandergreifende Platten darbietet von durchscheinender gelber Farbe mit braunen Flecken und Flammen. Diese Art kommt in der ganzen heißen Zone vor, wird bis 200 Pfd. schwer und gibt 3—8 Pfd. Schildpatt. Viel schlechter ist das S. von der unechten Carette oder Caguana (Chelonia caretta, Ch. europaea), der griech. Schildkröte (Testudo graeca) u. a. Je dicker und durchscheinender das S. ist und je feuriger seine Farben sind, desto mehr wird es geschätzt. Es läßt sich spalten, erweicht in der Hitze des kochenden Wassers und kann dann beliebig gebogen, in Formen gepreßt, auch durch Druck zusammengeschweißt (gelöthet) werden. Seine Bearbeitung geschieht wie jene des Horns durch Zersägen, Raspeln und Schaben, das Poliren mit Bimssteinpulver und Tripel. Eine (den Kenner nicht täuschende) Nachbildung des S. wird aus gelbem durchscheinendem Horn dargestellt, welchem man durch eine stellenweise aufgetragene Beize von Kalk und Bleiglätte die braunen Flecken ertheilt.

Schildkröten bilden eine Ordnung der Lurche oder Reptilien und zeichnen sich durch den Knochenpanzer aus, welcher durch das Zusammenwachsen von Hautknochen mit den Knochen des innern Skelets gebildet und in das Rückenschild und das Bauchschild unterschieden wird. An ersterm nehmen die Wirbel des Rückens und Beckens und die Rippen, an letzterm das Brustbein Antheil. Die Verknöcherung und Verschmelzung der bildenden Theile ist indessen sehr ungleich; am festesten schließt der Panzer bei den Seeschildkröten zusammen. Aeußerlich ist dieser Panzer meist mit Hornplatten überzogen, welche durch Hitze ablösbar sind und von manchen Arten das für viele technische Zwecke sehr geschätzte Schildpatt oder Schildkrot (s. d.) liefern; selten ist der Ueberzug lederig. Kopf und Füße können bei vielen ganz unter den Panzer zurückgezogen werden. Die Augen sind durch eine Nickhaut und zwei bewegliche Lider geschützt. Die Kiefern sind zahnlos, haben aber einen hornigen Ueberzug und sind auf den Kanten schneidend oder auch sägeförmig eingeschnitten. Vermöge der sehr kräftigen Kaumuskeln können die S. heftig beißen und manche durch ihre Bisse selbst den Menschen gefährlich werden. Zur Nahrung dienen den Landschildkröten hauptsächlich Pflanzen, aber auch allerhand Gewürme und Insektenlarven, den Flußschildkröten Fische, Wassermolche, Blutegel und Wasserinsekten und den Seeschildkröten Fische, Krabben und Schalthiere; doch stellen manche auch kleinen Wasservögeln und schwimmenden Säugethieren nach. Fast alle sind stumm und nur wenige, wie die Lederschildkröte, stoßen verwundet ein rauhes, weithin hörbares Geschrei aus. Sie haben ein sehr zähes Leben und können lange ohne Nahrung ausdauern. Die Eier, welche rund oder länglich oder fast cylindrisch sind, haben eine kalkige, zähe Schale und enthalten viel thierisches Oel, weshalb sie von den Schildkrötenjägern an den Fortpflanzungsorten eifrig eingesammelt werden. Die S. legen die Eier an Stellen, wo die Sonne sie ausbrüten kann, und verscharren sie gewöhnlich im Sande. Das Fleisch der meisten S. ist eßbar und von manchen sogar sehr schmackhaft. Man theilt die S. in vier Familien: 1) Landschildkröten, äußerst schwerfällige, unbeholfene Thiere mit dicken, schwieligen Klumpfüßen und festem Panzer, unter den Kopf, Schwanz und Füße gänzlich zurückgezogen werden können, zu denen die in Südeuropa gemeine griechische Landschildkröte (Testudo Graeca) gehört, deren Fleisch gegessen und zu Schildkrötensuppen verwendet wird. 2) Flußschildkröten, mit Füßen, deren feine Zehen durch Schwimmhäute verbunden sind, von denen die gemeinste, die europäische Sumpfschildkröte (Emys Europaea), im östl Deutschland häufig gefunden wird; auch ihr Fleisch wird gegessen. Die Eier der Arrausumpfschildkröte (Emys Arrau), welche zu Millionen auf den Inseln des Orients abgelegt werden, liefern den dortigen Einwohnern Oel an die Speisen und in die Lampen. Die im Süden der Vereinigten Staaten Nordamerikas lebende amerikanische Schweifschildkröte (Chelydra serpentina), wegen ihrer Bösartigkeit und grimmigen Bisse sehr gefürchtet, und die gefranste Rüsselschildkröte (Chelys fimbriata) oder Matamata in Südamerika, ein wunderlich und sehr widerlich gestaltetes Thier, dessen Fleisch aber für schmackhafter als das aller andern S. gilt, gehören hierher. 3) Dreiklauen (Trionychida) mit nur drei Klauen an den großen, bis zum Ende mit Schwimmhäuten versehenen Ruderfüßen und sehr unvollständigem Panzer, leben im süßen Wasser und sind sehr gefräßige Raubthiere, welche wüthend um sich beißen und schwere

Wunden hervorbringen; deshalb fürchtet man besonders die bissige Hautschildkröte (Trionyx ferox), welche in den Flüssen Georgiens, Floridas u. s. w. lebt und selbst junge Alligatoren wüthend anfällt. 4) Meerschildkröten mit Flossen statt Füßen, zu denen die echte Carettschildkröte (Chelonia imbricata) und die Riesenschildkröte (Chelonia Midas) gehören. Die Platten des Rückenschildes der erstern geben das beste Schildkrot, welches man vom lebenden Thiere dadurch abtrennt, daß man seine gewölbte Seite den Strahlen eines starken Feuers aussetzt. Nach dieser grausamen Operation wirft man die S. wieder ins Meer, um im nächsten Jahre vielleicht eine zweite Ernte von ihnen machen zu können. Die Carettseeschildkröte (Chelonia Caretta) gibt das Carett. Das Fleisch und die Eier der Riesenschildkröte, welche 6—7 F. lang und 7—8 Ctr. schwer werden kann, bilden einen nicht unbedeutenden Handelsartikel an fast allen tropischen Küsten; auch werden lebende Riesen-Seeschildkröten von Jamaica aus nach England verschifft.

Schildläuse (Coccina) bilden unter den Insekten eine in viele Gattungen und Arten zerfallende Familie der Halbflügler; die Weibchen sind ungeflügelt und mit einem deutlichen Saugrüssel versehen, die Männchen geflügelt und meist ohne deutlichen Rüssel. Die rundlichen, halbkugeligen oder schildförmigen Weibchen saugen sich mit dem Rüssel an Baumrinden und Blättern fest, legen die Eier unter sich und bleiben gewöhnlich unbeweglich darauf sitzen. Nach dem Tode des Weibchens kriechen dann die Jungen hervor und suchen sich auf der Pflanze einen bequemen Platz zum Ansaugen. Da sie die Säfte der Pflanzen aussaugen und sich schnell vermehren, so sind sie den Gewächsen oft schädlich und den Gärtnern mit Recht verhaßt. Durch Abbürsten und Abwaschen der Pflanzen mit einer Tabacksabkochung können sie vertilgt werden. In Treibhäusern sind die Orangenschildlaus (Coccus Hesperidum) und die Kaffeeschildlaus (C. Adonidum) oft eine große Plage. An den Pfirsichbaumzweigen findet sich die Pfirsichschildlaus (C. Persicae), und an den Astquirlen der Fichten bildet die Fichtenquirlschildlaus (C. racemosus) braune Blasen, sodaß die Zweige oft ein schwarzes Ansehen bekommen und absterben. Die rothgefärbte Gummilackschildlaus (C. Lacca) lebt in Ostindien auf dem indischen Feigenbaum (Ficus Indica), dem heiligen Feigenbaume (Ficus religiosa) u. s. w., aus denen durch ihren Stich der Milchsaft ausfließt, die Thierchen überzieht und erhärtet, der so als Gummilack oder Schellack (s. d.) in den Handel gebracht wird. Die Mannaschildlaus (C. manniparus) bewirkt durch Anstechen der Mannatamariske das Hervorquellen einer an der Luft bald erhärtenden, aber beim Regen herabträufelnden Mannaart. Einige S. liefern Farbestoffe, wie die Cochenillschildlaus und die Kermesschildlaus. (S. Cochenille und Kermes.)

Schildwache, Schildwacht, heißt derjenige Soldat, dem ein bestimmter Posten zur Bewachung im allgemeinen oder als Ehrenposten insbesondere angewiesen ist. Der Posten vor dem Gewehr, d. h. bei jeder Wache unmittelbar vor derselben, hatte ehemals die dort aufgehängten Schilde zu beaufsichtigen, wodurch wol die Benennung entstanden. Ehrenposten in Garnisonen haben gewöhnlich zum Untertreten bei schlechtem Wetter kleine hölzerne Häuschen, Schilderhäuser genannt. Die S. ist auf ihrem Posten unverletzlich und jedes gegen sie begangene Verbrechen wird mit verdoppelter Strenge bestraft. Sie hat das Recht, die Leute bei einem Auflauf auseinander zu weisen und Ruhestörer zu verhaften. Dagegen darf sie nie ihr Gewehr aus der Hand setzen, sich nicht über 20 Schritt von ihrem Posten entfernen, nicht Taback rauchen, keine Geschenke annehmen und mit niemand außer ihrem Vorgesetzten sprechen. Bei der Ablösung überliefert der Mann dem neueintretenden alle besondern Befehle, welche für den Posten gegeben sind.

Schilf ist der allgemeine Name für hohe, dickhalmige, in Gewässern und an nassen Stellen wachsende Gräser, welche die mit langen, silberglänzenden Haaren besetzten Aehrchen in endständiger Rispe tragen. Man unterscheidet zwei Gattungen, das Schilfrohr (Phragmites) und das Pfahlrohr (Arundo). (S. Rohr.) Auch der ebenfalls im Wasser wachsende grasartige Rohrkolben (Typha L.), welcher den Typus einer besondern Pflanzenfamilie (Typhaceen) abgibt, wird öfters S. genannt oder als Böttcherschilf unterschieden, weil die Blätter des breitblätterigen Rohrkolbens (Typha latifolia) von den Böttchern zwischen die Faßdauben gezogen werden, damit sie, durch Feuchtigkeit schnell anschwellend, die entstandenen Lücken zwischen den Dauben schließen. Bei der Gattung Typha sind eingeschlechtige Blüten vorhanden, welche in zwei besondern Gruppen, eine über der andern eingefügt, am Ende des runden, blattlosen, oft mannshohen Stengels stehen, und bald dicht aneinanderstoßen, bald durch einen Zwischenraum getrennt sind. Beide Gruppen pflegen walzenförmig zu sein; die männlichen Blüten bilden die obern, die weiblichen die untern. Erstere bestehen aus 2—4 monadelphischen, von Borsten umgebenen Staubgefäßen, letztere aus einem gestielten, ebenfalls von Borsten umringten Stengel

mit fadenförmigem Griffel. Mit dem Blütenstaub des gemeinen Rohrkolbens (T. latifolia) wird oft der Bärlapp verfälscht. Uebrigens bedienen sich auf dem Lande die Mütter der pulverigen kleinen Blüten auch als Einstreupulver bei kleinen Kindern. Die dicklichen langen Blätter werden auch als Emballage für Glaswaaren gebraucht.

Schill (Ferdinand von), bekannt als kühner Parteigänger, war zu Sothof bei Pleß in Oberschlesien 1773 geboren und trat 1788 in die preuß. Armee. Als Dragonerlieutenant bei Auerstädt 1806 verwundet und versprengt, schleppte er sich bis Kolberg in Pommern. Nach seiner Genesung entwarf er den Plan, ein Freicorps zu errichten, um die franz. Brandschatzungen in der Provinz zu verhindern und alles königl. Eigenthum, Kassen u. s. w. nach Kolberg zu führen. Nicht ohne Mühe erhielt er von dem Commandanten Loucadou zwei Dragoner seines ehemaligen Regiments, zu denen sich bald andere Freiwillige gesellten. Seine Entschlossenheit, sein Muth und seine Schlauheit in Ueberfällen machten ihn beim Feinde gefürchtet, und meist kehrte er von seinen Streifzügen siegreich und mit Beute und Gefangenen zurück. Doch Loucadou untersagte ihm endlich seine Unternehmungen, und S. suchte beim König selbst die Erlaubniß zur Errichtung eines Freicorps nach. Er erhielt sie, und in wenigen Wochen standen drei Schwadronen Husaren, eine reitende Jägercompagnie und ein Bataillon Infanterie von 400 Mann, zusammen gegen 1000 Mann mit drei 3pfündigen Kanonen, ausgerüstet da. Seine Absicht ging dahin, am Ausflusse der Oder, auf der Insel Wollin, festen Fuß zu gewinnen und von hier im Rücken des franz. Heeres zu operiren. Zwei nachtheilige Gefechte jedoch, welche S. gegen das zur Belagerung Kolbergs heranrückende überlegene feindliche Corps bei Stargard und Naugard bestand, nöthigten ihn endlich, sich in ein befestigtes Hölzchen, die Maikuhle genannt, unter dem Schutze der Festung zurückzuziehen. Vier Monate half er die Außenwerke und den Hafen vertheidigen, und seiner Mitwirkung war es nächst Gneisenau zu danken, daß Kolberg nicht fiel. S., inzwischen zum Rittmeister befördert, war in Schwedisch-Pommern beschäftigt, sich neue Hülfsquellen zu eröffnen, als der Friede von Tilsit seine Entwürfe unterbrach. Nach demselben wurde er Major und Commandeur des aus seiner Cavalerie errichteten 2. brandenb. Husarenregiments, mit welchem er 1808 in Berlin einrückte und mit großem Jubel empfangen wurde. Durch den Tugendbund von der Gärung der Gemüther gegen die Franzosen unterrichtet, beschloß S., durch einen Einbruch in das Königreich Westfalen den Anstoß zur allgemeinen Erhebung Deutschlands zu geben. Dieser Augenblick schien gekommen, als Oesterreich im April 1809 Napoleon den Krieg erklärte. Am 28. April marschirte er mit seinem Husarenregiment aus Berlin, angeblich zu einer Felddienstübung. Erst beim ersten Halt eröffnete er den Offizieren seinen Plan. Alle erklärten ihm unbedingte Zustimmung, und so setzte er sich gegen die Elbe in Marsch, die er bei Wittenberg passirte. Er überfiel Köthen, nahm 3. Mai Halle und besetzte 4. Bernburg. Hier erhielt er die Nachricht, daß Napoleon die österr. Heeresmacht bereits niedergeworfen, sowie daß Dörnberg's (s. d.) Aufstand in Hessen unterdrückt worden. Er entschloß sich darum 5. Mai nach Mecklenburg und Pommern und von da nach England zu gehen, lieferte an demselben Tage bei Dodendorf einer von Magdeburg gegen ihn ausgerückten feindlichen Abtheilung ein siegreiches Gefecht und wendete sich dann nach der Altmark. Hier bezog er Cantonnirungen, um sich zu verstärken, während in Hannover unter dem General Gratien ein holländ. und in Holstein unter dem General Ewald ein dän. Corps sich sammelte. Zu S. stieß am 12. ein Theil seines leichten Bataillons, das ihm von Berlin nachmarschirt war, er überrumpelte das kleine mecklenb. Fort Dömitz an der Elbe, um einen Stützpunkt zu finden, zog sich aber bei Annäherung der Feinde 21. Mai nach Wismar, dann nach Rostock und erzwang sich durch den Sieg bei Damgarten den Weg nach Stralsund. In Eile stellte er die verfallenen Festungswerke wieder her, aber schon 31. Mai griff ihn der Feind mit 5000 Mann an und drang ungeachtet der heldenmüthigsten Vertheidigung in die Stadt. Der Kampf dauerte in den Straßen fort, und S. fand hier, schon aus mehrern Wunden blutend, durch einen Flintenschuß den Tod. Etwa 150 Reiter unter Lieutenant von Brünnow sammt einigen Jägern schlugen sich durch und erhielten freien Abzug nach Preußen, wo die Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt und mit Festung und Cassation bestraft werden mußten. Die in Stralsund gefangenen zwölf Offiziere wurden von den Franzosen nach Wesel geführt und dort erschossen. Ein 1835 von der preuß. Armee errichtetes Denkmal deckt ihre Asche. S.'s Leichnam, nur mit Mühe erkannt, wurde in Stralsund begraben. Den Kopf trennte man zuvor davon, setzte denselben in Weingeist und schenkte ihn dem berühmten Brugmans in Leyden, obschon der König Hieronymus 10000 Frcs. darauf gesetzt hatte. Nach Brugmans' Tode kam er ins anatomische Museum der leydener Universität, die ihn 1837 an die Stadt Braunschweig aus-

lieferte, wo er bei den Ueberresten einiger daselbst erschossener Offiziere seines Regiments beigesetzt wurde, denen man kurz vorher ein großartiges Monument errichtet hatte. Eine dabei erbaute Kapelle wurde 13. Sept. 1840 eingeweiht. Vgl. die Schriften von Haken (2 Bde., Lpz. 1824), Döring (Barmen 1838) und Bärsch (Lpz. 1860).

Schiller (Joh. Christoph Friedrich von), einer der größten Dichtergenien der Deutschen, wurde 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem würtemb. Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater, Johann Kaspar S. (geb. 1723, gest. 7. Sept. 1796), Hauptmann und später Inspector der auf dem herzogl. Lustschlosse Solitude angelegten Baumschule, war ein biederer, verständiger Mann; die Mutter, Elisabetha Dorothea, geborene Kodweis (geb. 1732, gest. 1802), die Tochter eines Bäckers aus Marbach, eine treffliche und gemüthliche Hausfrau. S. zeigte schon als Knabe eine feurige Einbildungskraft. Seinen ersten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moser zu Lorch; seit 1768, als seine Aeltern nach Ludwigsburg gezogen waren, besuchte er die dortige Lateinische Schule. Schon in seinem 13. J. schrieb er ein Trauerspiel «Die Christen». Nicht ganz nach dem Willen seiner Aeltern wurde er 1773 vom Herzoge Karl von Würtemberg in die militärische Pflanzschule auf der Solitude aufgenommen, die 1775 als Militärakademie nach Stuttgart verlegt wurde. S. opferte den Verhältnissen seiner Aeltern seine Neigung zur Theologie und entschied sich für das jurist. Studium. Schwer wurde es ihm, die alle Freiheit des Geistes niederdrückende Erziehungsmethode, welche in jener Anstalt herrschte, zu ertragen; aber desto mehr gewöhnte er sich in einer Ideenwelt zu leben. In der Jurisprudenz machte er wenig Fortschritte und vertauschte sie 1775 mit der Medicin. Daneben trieb er Geschichte und Philosophie und las alte und neue Dichter. Von deutschen Dichtern zog damals ihn besonders Klopstock an. Gerstenberg's «Ugolino» weckte in ihm zuerst die Liebe zur tragischen Dichtkunst; Goethe's «Götz von Berlichingen», Leisewitz' «Julius von Tarent», Lessing's und Klinger's dramatische Arbeiten und Shakspeare nährten und steigerten dieselbe. Seine ersten dramatischen Versuche, «Der Student von Nassau» und «Cosmus von Medici», übergab er in der Folge dem Feuer. Noch weniger wollten S. seine gleichzeitigen lyrischen Versuche gelingen, da sie nicht aus einem in sich selbst klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, sondern größtentheils getrübte Reminiscenzen aus andern Dichtern waren, die seine stürmische, leidenschaftlich bewegte Phantasie zu überbieten suchte.

Von 1777 an schuf der 18jährige Jüngling «Die Räuber», ein Werk voll ungebändigter Kraft, welchem es zwar an künstlerischer Form und psycholog. Wahrheit fehlt, wie S. selbst am strengsten anerkannte, das aber in seinen Irrthümern selbst das großartigste Talent offenbart. Als S. seine akademischen Studien vollendet, gab er nach dortiger Gewohnheit 1780 eine deutsche Probeschrift unter dem Titel «Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen» heraus. Noch 1780 wurde er Regimentsmedicus in Stuttgart. Im Sommer 1781 erschienen «Die Räuber», auf eigene Kosten gedruckt. Höchst erfreulich war ihm die Anerkennung dieses Werks außerhalb seines Vaterlandes, indem er von dem Director des manheimer Theaters, dem Freiherrn von Dalberg, zu einer Umarbeitung desselben für die dortige Bühne aufgefordert wurde. (Vgl. «F. S.'s Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den J. 1781—85», Karlsr. 1819.) S. änderte einzelnes, und die «Räuber» wurden in Manheim 13. Jan. 1782 zum ersten mal aufgeführt. Bei den zwei ersten Aufführungen war S. ohne Urlaub anwesend und erhielt deshalb nach seiner zweiten Rückkehr 14tägigen Arrest. Sein so originelles Werk erregte allgemeines Aufsehen; aber der Herzog Karl sah nur das Uebertriebene darin und verbot, noch durch besondere Umstände aufgereizt, dem Dichter, außer dem medic. Fache etwas drucken zu lassen. S., der sich indessen mit Professor Abel und Bibliothekar Petersen zur Herausgabe der Zeitschrift «Würtemb. Repertorium» vereinigt und die «Anthologie auf das J. 1782» herausgegeben hatte, überdies mit seiner ganzen Lage in Stuttgart und als Arzt unzufrieden war und deshalb theils aus Stolz, theils aus Furcht vor harten Maßregeln sich dem Willen des Herzogs nicht fügen wollte, entfernte sich im Sept. 1782 heimlich aus Stuttgart. Er ging zunächst nach Manheim, wo jedoch Dalberg wider Erwarten sein neues Trauerspiel «Fiesco» vorerst zurückwies. Hierauf lebte er vom Dec. bis Juli unter dem Namen Dr. Ritter zu Bauerbach bei Meiningen auf einem Gute der Geheimräthin von Wolzogen, mit deren Söhnen er sich auf der Karlsschule befreundet hatte, und dichtete hier sein Trauerspiel «Cabale und Liebe». Auch «Don Carlos» ward damals entworfen. Im Juli 1783 begab er sich wieder nach Manheim, wo er von Dalberg als Theaterdichter angestellt wurde, welche Stellung ihn bei seiner hohen Auffassung der Schaubühne anfangs sehr befriedigte, und wo nun bald auch «Fiesco» und «Cabale und Liebe» auf-

geführt wurden. Der durch die «Räuber» trotz aller ihrer Extravaganzen begründete Ruhm S.'s wurde durch «Fiesco» und «Cabale und Liebe» befestigt, in welchen beiden Dramen er sich zwar der Kunstform weit mehr als in seinem ersten nähert, derselben aber noch nicht so weit Herr ist, daß nicht zwischen ihr und der überströmenden Jugendkraft des dichterischen Gemüths noch ein sehr sichtbarer Zwiespalt bestände. Mit diesen drei Tragödien schließt sich in S.'s Dichterleben die erste Periode: die Zeit der mächtig, aber regellos aufstrebenden Kraft. Noch fallen in diesen Zeitraum einige kleinere Gedichte, z. B. «Die Schlacht», «Die Kindesmörderin» und die Gedichte an Laura. Auch unternahm er die Herausgabe der «Thalia» (1784), durch welche er auf die Verbesserung der Bühne zu wirken suchte. Endlich beschäftigte ihn fortwährend der «Don Carlos», von welchem er zuerst den ersten Act in die «Thalia» einrücken ließ. Durch Vorlesung desselben an dem hessen-darmstädtischen Hofe wurde er dem Herzog Karl August von Weimar persönlich bekannt, der ihm den Titel eines herzogl. Raths ertheilte. Mancherlei Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten veranlaßten, daß S. im März 1785 seine Stelle in Manheim aufgab und nach Leipzig ging, wo er mit Freunden, die ihm seine Werke gewonnen, namentlich mit Huber und Körner, theils in der Stadt, theils auf dem benachbarten Dorfe Gohlis lebte. Hier entstand das «Lied an die Freude». Zu Ende des Sommers ging er mit Körner nach Dresden, wo er bis 1787 blieb und sich theils philos., theils histor. Studien hingab, zugleich aber an «Don Carlos» fortarbeitete. Vollendet wurde derselbe in dem nahen Dorfe Loschwitz, auf einer Besitzung Körner's. Der Hauptmangel dieses Werks liegt darin, daß es, mit vielen Unterbrechungen gearbeitet, kein abgerundetes Ganzes bildet; auch hat die nach den höchsten Idealen strebende Phantasie hier den Boden nicht nur historischer, sondern auch poetischer Wahrheit vielfach verlassen. Bei alledem aber beweist der mächtige Eindruck, den es machte und namentlich auch auf die Jugend fortwährend macht, daß es im einzelnen eine Fülle der herrlichsten Gedanken und im ganzen eine im höchsten Grade begeisternde Kraft besitzt. Zum Theil gehört noch in diese Periode seines Lebens der unvollendete Roman «Der Geisterseher» (Bd. 1, Lpz. 1789), den anziehende Charakterzeichnung, Lebendigkeit der Erzählung und Sprache auszeichnen.

Im J. 1787 ging S. nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen und letzterer besonders sehr günstig auf ihn wirkte. Bei einem Besuche in Rudolstadt lernte er in demselben Jahre seine nachherige Gattin, Charlotte von Lengefeld (geb. 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt) kennen; ebendaselbst traf er im folgenden Jahre zum ersten mal mit Goethe zusammen. Zwar sprachen sich beide Männer nicht an; doch aber waren es Goethe und der Geheimrath von Voigt, auf deren Betrieb er im Sommer 1789 eine außerord. Professur in der philos. Facultät zu Jena erhielt, welche er mit der Rede «Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?» antrat. Dem Studium der Geschichte und des Alterthums widmete er sich jetzt voll Begeisterung, und die wenigen poetischen Erzeugnisse dieser Periode beziehen sich größtentheils darauf. Hierher gehören die «Götter Griechenlands», «Die Künstler» und der kühne Plan zu einem epischen Gedichte aus der Geschichte Friedrich's d. Gr. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Jena, namentlich mit Reinhold, durch welchen er insbesondere die Kant'sche Philosophie genauer kennen lernte, regte ihn bedeutend an. Vorzüglich beschäftigte ihn 1792 die «Kritik der Urtheilskraft». Dies veranlaßte mehrere philos. und ästhetische Abhandlungen, gesammelt in seinen «Kleinen prosaischen Schriften» (4 Bde., Lpz. 1792—1802), in welchen die Kant'sche Grundlage die geistreichen und eigenthümlichen Ansichten S.'s nicht unterdrückt. S. lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifall Geschichte, in der Folge auch Aesthetik. In dieser Zeit begann er ferner die «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs», die zuerst im «Taschenkalender für Damen» (1790—93) erschien, nachdem er schon 1788 mit der «Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande» als Geschichtschreiber mit Glück aufgetreten war. In und außerhalb Deutschland wurden jetzt S.'s große Verdienste anerkannt. Als er sich 1790 verheirathete, wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige franz. Republik ertheilte ihm 1792 das Bürgerrecht. Anhaltendes nächtliches Studiren, wol auch mancherlei Sorgen und Mühen hatten indeß seine Gesundheit untergraben: nur langsam genas er 1791 von einer gefährlichen Brustkrankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu können. Doch hemmte dies seine Thätigkeit nicht. Um ihn in eine sorgenfreiere Lage zu versetzen, bei welcher er sich schonen könne, setzte ihm der damalige Erbprinz von Holstein-Augustenburg, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, einen Jahrgehalt von 1000 Thlrn. auf drei Jahre aus. Im Aug. 1793 reiste er in seine Heimat und lebte dort bis zum Mai des folgenden Jahres in dem Kreise seiner Aeltern und Freunde abwechselnd in Heilbronn, Ludwigsburg und Stuttgart sehr glücklich, ohne von dem Herzoge, an den er von Heil-

bronn aus schrieb, gestört oder weiter bemerkt zu werden. Von letzterm Orte aus schrieb er auch seine «Briefe über ästhetische Erziehung» an den Herzog von Augustenburg. Als er nach Jena zurückgekehrt war, faßte er den Plan, in Verbindung mit den vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands eine neue Zeitschrift, «Die Horen», zu eröffnen, da mit 1793 die «Thalia» geschlossen worden war. Bis hierher reicht die zweite Periode von S.'s Thätigkeit: an poetischen Leistungen ist sie die ärmste, und es neigen sich dieselben mehr oder weniger der didaktischen Reflexionspoesie zu, was auch von dem einzigen Drama dieser Periode, dem «Don Carlos», gilt. Desto größere Bedeutung hat dieser Zeitabschnitt dadurch, daß er, mit den ernstesten und gründlichsten Studien erfüllt, aller jugendlichen Unklarheit und Schwärmerei für immer ein Ende machte und zugleich den festen Grund allseitiger, namentlich ästhetischer Durchbildung legte, auf welchem die dritte, herrlichste Periode von S.'s Leben ruht. Wesentlich trug zu diesem höchsten Aufschwunge bei die Freundschaft mit Goethe (seit 1794), deren gemüthliche Innigkeit und geistige Herrlichkeit aus dem unschätzbaren Briefwechsel beider Männer allgemein erkannt werden kann.

Mit neuer Liebe kehrte er in den folgenden Jahren zur Dichtkunst zurück und brachte, vorzüglich von 1795 an, die schönsten seiner lyrischen Gedichte hervor, die er in den «Horen» und in dem «Musenalmanach» (seit 1796) mittheilte, zuerst mehrere didaktischer Art, die ihm vorzüglich zusagte, z. B. «Der Spaziergang» und «Die Glocke», 1796 in Verbindung mit Goethe die kritischen Xenien (s. d.) und 1797 seine ersten Balladen, wozu er durch einen Wetteifer mit Goethe veranlaßt wurde. Doch kehrte er bald zum Drama zurück. Aus seiner frühern Beschäftigung mit dem «Dreißigjährigen Kriege» ging zunächst der 1799 vollendete «Wallenstein» hervor. Den gewaltigen Fortschritt zeigt hier schon die Vollendung der im «Don Carlos» zuerst angewendeten metrischen Form; weit wichtiger ist die Vereinigung des ursprünglichen Dichtergenies, welches in der großartigen Auffassung des ganzen Stoffs und in der idealen Durchführung einzelner Charaktere hervortritt, mit der klar erkannten und bewußt festgehaltenen ästhetischen Theorie. Goethe und das Theater zogen ihn nach Beendigung dieses Werks immer fester nach Weimar. Hier lebte er seit 1799 im Umgange der geistreichsten Freunde, glücklich als Gatte und Vater und von seinem Fürsten, auf dessen Wunsch er 1802 vom deutschen Kaiser in den Reichsadelstand erhoben wurde, geehrt, und gewann neue Kraft und Heiterkeit des Geistes. Dem «Wallenstein» folgten «Maria Stuart» (1800) und «Die Jungfrau von Orléans» (1801). Wenn sich jenes Drama durch echt tragische Motive und durch meisterhafte Anordnung auszeichnet, so strahlt diese im reichsten Schmucke der damals wiedererweckten Wunderromantik, nicht weniger mit dem heitern Zauber der Phantasie als mit dem äußern Prunke der Bühne ausgestattet. Nunmehr lebte S. ganz für das Drama und trug durch belehrenden Umgang mit den Schauspielern der weimarschen Bühne und durch Bearbeitung seiner und fremder Stücke wesentlich zur Vervollkommnung des deutschen Theaters bei. In seinem nächsten Drama, der «Braut von Messina» (1803), machte er den Versuch, den Chor der griech. Bühne wiederherzustellen, und ebenso suchte er in dem ganzen Gedicht antike und romantische Elemente zu verschmelzen. Er hat dadurch allerdings Stellen von lyrischer Schönheit geschaffen, wie wol in keinem andern Drama; die widersprechenden Elemente aber wirklich zu einem Ganzen zu verbinden, konnte nicht gelingen. Namentlich räumte er hier der im «Wallenstein» nur angedeuteten Macht des Schicksals eine Bedeutung ein, deren Verfehltes für das moderne Drama in den von Müllner, Grillparzer u. a. später verfaßten Schicksalstragödien grell hervortritt. 1804 erschien sein letztes großes Werk, «Wilhelm Tell», welches in unnachahmlicher Anmuth und Vollendung der Form die Grundidee von S.'s Lebensansicht, den auf sittliche Kraft begründeten Sieg der Freiheit, so klar und rein darstellt, daß einzelne Bedenken gegen die dramatische Anordnung solcher Trefflichkeit gegenüber ganz verschwinden. Ein Werk, das ihn der Tod nicht vollenden ließ, war «Der falsche Demetrius», den F. von Maltitz und neuerdings O. F. Gruppe nach S.'s Plane ausgeführt haben. Außerdem bearbeitete er noch Shakspeare's «Macbeth» und Gozzi's «Turandot» für die Bühne; er schrieb die «Huldigung der Künste» (1804) zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar und bearbeitete Racine's «Phädra» und die franz. Lustspiele «Der Neffe als Onkel» und «Der Parasit». Der sein ganzes Wesen durchdringende Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit konnte im Trauerspiel am reinsten sich aussprechen, und so finden wir in allen seinen Dramen mit Vorliebe Charaktere gezeichnet, deren Streben über das dem Menschen Erreichbare hinausgeht. Eine ideale Erhabenheit ist fast allen seinen Gestalten, besonders den weiblichen, eigen, woher eine gewisse wiederkehrende Aehnlichkeit in ihren Grundzügen rührt. Die niedere Wirklichkeit war ihm im Leben so verhaßt, daß er ihr in der Poesie durchaus gar keinen Raum gestattete, daher er auch für das Komische wenig Sinn hatte. Aber kein

deutscher Dichter kann mit mehr Recht als S. in seinen Dramen der Herold der Freiheit auf geistigem, sittlichem, religiösem und polit. Gebiete genannt werden, und darin liegt die hinreißende, sich stets gleichbleibende Gewalt derselben. Von S.'s lyrischen Gedichten sind die der ersten Periode stürmisch und ungeregelt, aber voll Leben und Begeisterung wie die ersten Dramen; in denen der zweiten Periode herrscht die philos. Reflexion zu sehr vor; die dritte Periode brachte auch hier das Reifste in seinen Balladen und Romanzen, in einigen didaktischen und doch zugleich echt poetischen Gedichten, namentlich dem «Spaziergang» und der «Glocke», und in den epigrammatischen Sprüchen, welche eine Fülle von Lebensweisheit enthalten. Als Geschichtschreiber hat S. das Verdienst, durch seine belebte Darstellung manche Leser für die Wissenschaft gewonnen und eine philos. Auffassung des geschichtlichen Stoffs angebahnt zu haben; Geschichtsforscher war er nie. Seine philos. Aufsätze, meist ästhetischen Inhalts, entbehren zwar streng systematischer Consequenz, haben aber für die allgemeine Bildung in Deutschland außerordentlich reiche Frucht getragen, da sie Ernst und Gründlichkeit mit Anmuth der Darstellung und leichter Faßlichkeit verbinden.

Im Mai 1804 besuchte S. Berlin, wo er den Aufführungen einiger seiner Dramen beiwohnte und ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zutheil wurden. Unterhandlungen wegen dauernder Uebersiedelung nach Berlin, infolge deren der Herzog Karl August seinen Gehalt erhöhte, zerschlugen sich. S.'s Gesundheit wurde immer hinfälliger, doch schien die letzte Krankheit, die ihn 1. Mai 1805 befiel, anfangs unbedenklich, bald aber nahm sie einen ernsten Charakter an, und 9. Mai starb er. Wol nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer als S.'s frühes Hinscheiden. Gleich selten wie seine Geistesgaben waren die Gaben seines Herzens. Haß gegen alles Falsche und Rechtswidrige war ein Hauptzug seines Charakters. Ein reiner Ernst und Eifer für das Wahre und Schöne und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Ueberlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Seine lange Statur, sein hageres, bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im ersten Augenblick gleichgültig lassen. Aber dem Forscher leuchtete in seinem blauen Auge ein geistvolles Feuer, die gewölbte freie Stirn verkündete den Dichter und Denker, und sobald sich die Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesichte, dem in der Lebhaftigkeit des Gesprächs wol eine leichte Röthe anflog, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet. Am treuesten hat sein Bild Dannecker in einer Büste (auf der großherzogl. Bibliothek zu Weimar) gegeben. S.'s Leiche wurde auf dem Jakobskirchhof in dem sog. Landschaftskassengewölbe bestattet, am 16. Dec. 1827 aber wurden seine Gebeine in der Fürstengruft auf dem neuen Friedhof beigesetzt. Er hinterließ eine Witwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Erstere starb 9. Juli 1826 zu Bonn. Vgl. die von S.'s Tochter Emilie und von Urlichs herausgegebenen Werke «S. und Lotte» (Stuttg. 1856) und «Charlotte von S. und ihre Freunde» (3 Bde., Stuttg. 1860—65) und die von Düntzer herausgegebenen «Briefe von S.'s Gattin an einen vertrauten Freund» (Lpz. 1856). Der ältere Sohn, **Karl von S.** (geb. 14. Sept. 1793 zu Ludwigsburg), starb als würtemb. Oberförster a. D. und weimar. Kammerherr 21. Juni 1857 zu Stuttgart; der jüngere, **Ernst von S.** (geb. 11. Juli 1796 zu Jena), als preuß. Appellationsgerichtsrath 19. Mai 1841 in Vilich bei Bonn; die jüngste, 25. Juli 1804 geborene Tochter **Emilie**, verheirathete Freifrau von Gleichen-Rußwurm, lebt zu Greifenstein ob Bonnland, und hat sich durch verschiedene Publicationen um die Schiller-Literatur hochverdient gemacht. Am 8. Mai 1839 wurde die Schiller-Statue von Thorwaldsen zu Stuttgart, 4. Sept. 1857 die Doppelstatue S.'s und Goethe's von Rietschel in Weimar enthüllt; 1855 erfolgte die erste Anregung, 1859 die Constituirung der Schillerstiftung (s. d.). Der in ganz Deutschland und überall, wo Deutsche wohnen, mit Begeisterung gefeierte 100. Geburtstag S.'s (10. Nov. 1859; vgl. darüber «Schiller-Denkmal», 2 Bde., Berl. 1860) gab Anregung zur Errichtung von Schiller-Denkmälern in Frankfurt a. M., Mainz, Mannheim, Wiesbaden, Berlin, Hannover und am Mytenstein (Vierwaldstättersee). Die erste, nicht vollständige Ausgabe von S.'s Sämmtlichen Werken wurde von seinem Freunde Körner besorgt und erschien zu Stuttgart und Tübingen 1812—15 in 12 Bänden. Seitdem erschienen davon zahlreiche Auflagen. Als Ergänzungen kamen hinzu: H. Döring's «Nachlese zu S.'s sämmtlichen Werken» (Zeitz 1834), E. Boas' «Nachträge zu S.'s sämmtlichen Werken» (3 Bde., Stuttg. 1839) und Hoffmeister's «Nachlese zu S.'s Werken nebst Variantensammlung» (4 Bde., Stuttg. 1840—41). Neuerdings gab Freifrau von Gleichen-Rußwurm noch «S.'s dramatische Entwürfe» (Stuttg. 1867) heraus. Um die Textkritik S.'s machte sich der 23. Jan. 1865 ver-

storbene Professor Joachim Meyer zu Nürnberg verdient (vgl. dessen «Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des S.'schen Textes», Nürnb. 1858, und «Neue Beiträge», Nürnb. 1860). Vgl. auch Paul Trömel, «Schiller-Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der S.'schen Werke bilden» (Lpz. 1865). Eine vollständige historisch-kritische Ausgabe von S.'s «Sämmtlichen Schriften» gibt seit 1867 K. Gödeke (unter Mitwirkung von Elissen, Köhler, Müldener, Sauppe, Oesterley und Vollmer) heraus. In fast alle europ. Sprachen sind wenigstens einzelne Werke S.'s, zum Theil mehrfach, übersetzt worden. Unentbehrlich zur nähern Kenntniß S.'s sind der «Briefwechsel zwischen S. und Goethe» (6 Bde., Stuttg. 1828; 2. vermehrte Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1856) nebst den Erläuterungen von Düntzer («S. und Goethe», Stuttg. 1859), «S.'s Briefwechsel mit Körner» (4 Bde., Berl. 1847) und der «Briefwechsel zwischen S. und Wilhelm von Humboldt» (Stuttg. 1830). Vgl. auch: «S.'s Briefe. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von H. Döring» (3 Bde., Altenb. 1846) und «S.'s Briefe. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen» (2 Bde., Berl. 1854—57). Von den zahlreichen Schriften über S.'s Leben und Werke seien hier nur folgende genannt: Carlyle, «The life of S. comprehending an examination of his works» (Lond. 1825; deutsch, mit Einleitung von Goethe, Frankf. 1830); «S.'s Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner», von S.'s Schwägerin, Frau von Wolzogen (2 Bde., Stuttg. 1830; neue Aufl. 1845 und 1851); Hoffmeister, «S.'s Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang» (5 Bde., Stuttg. 1837—42); Schwab, «S.'s Leben» (Stuttg. 1840; 4. Aufl. 1859); Hoffmeister, «S.'s Leben für den weitern Kreis seiner Leser» (ergänzt und herausg. von Viehoff, Stuttg. 1846—53); Boas, «S.'s Jugendjahre» (2 Bde., Hannov. 1856); Palleske, «S.'s Leben und Werke» (2 Bde., Berl. 1858—59; 4. Aufl. 1863); Gödeke, «Goethe und S.» (Hannov. 1859); Scherr, «S. und seine Zeit» (Lpz. 1859; 3. Aufl. 1862); «S.'s Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgetheilt» (von S.'s Tochter und A. von Wolzogen, Stuttg. 1859); «S.'s Kalender vom 18. Juli 1795—1805» (herausg. von Emilie von Gleichen-Rußwurm, Stuttg. 1865).

Schillerstiftung (Deutsche) ist der Name einer Stiftung, welche sich, im Andenken an den großen nationalen Dichter Schiller, die Aufgabe stellt, solchen hülfsbedürftigen Schriftstellern und Schriftstellerinnen (sowie auch deren Hinterbliebenen), «welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solchen, die sich dichterischer Formen bedient haben», Unterstützung zu gewähren. Die erste Anregung zu dieser Stiftung ging im April 1855 von dem Dichter Julius Hammer (s. d.) zu Dresden aus. Alsbald bildete sich daselbst ein Verein, welcher 9. Mai desselben Jahres (dem 50. Jahrestage von Schiller's Tode) einen daraufhin gerichteten Aufruf erließ, der allerorten warme Aufnahme fand. In den meisten größern Städten Deutschlands bildeten sich entweder Zweigstiftungen, oder man sammelte für die dresdener Schillerstiftung. Unter den Zweigstiftungen erlangte besonders die zu Weimar eine hervorragende Bedeutung, indem sich der Großherzog der ganzen Angelegenheit sehr geneigt erwies. Die eigentliche Constituirung der S. erfolgte durch die Generalversammlung vom 8.—10. Oct. 1859 zu Dresden, woselbst Weimar als Vorort für die fünf nächsten Jahre gewählt wurde. 1860 betrug das Gesammtvermögen der Stiftung bereits 70000 Thlr. Einen sehr bedeutenden Zuwachs erhielt dasselbe infolge der 1859 vom Major Serre auf Maxen ins Leben gerufenen und 1. Nov. 1860 zur Verlosung gelangten Nationallotterie («Schillerlotterie»), von deren Reinertrage (450000 Thlrn.) zwei Drittheile (300000 Thlr.) der S. überwiesen wurden, während ein Drittheil (150000 Thlr.) die Tiedgestiftung erhielt. Die S. besteht seitdem aus 23 Zweigstiftungen, von denen auf je fünf Jahre eine zum Vorort gewählt wird. Den ersten Vorort bildete Weimar (1859—64), den zweiten Wien (1865—69). Die Leitung des Ganzen liegt in den Händen eines auf je fünf Jahre erwählten Verwaltungsraths von sieben Mitgliedern; den Vorsitz desselben führte während der ersten Vorortsperiode Dingelstedt (zu Weimar), während der zweiten Münch-Bellinghausen (zu Wien). 1866 spendete die S. (einschließlich der einzelnen Zweigstiftungen) 13363 Thlr. 20 Ngr. und 1005 Fl. österr. Währung; das Vermögen derselben betrug 1. Jan. 1867 377000 Thlr. und 37000 Fl. österr. Währung. Vgl. «Jahrbücher der S.» (Bd. 1, Dresd. 1857).

Schilling heißt eine deutsche Münze, welche theils Rechnungs-, theils wirkliche Münze ist und war. Der Ursprung und Name wird mit großer Wahrscheinlichkeit von dem röm. Solidus (s. d.) abgeleitet, der sich mit andern Resten röm. Einrichtungen nach Deutschland verpflanzte. Solidus nannten die Römer die Münze, weil sie das Ganze im Gegensatz zu den Theilen war,

nach Vorgang des alten As. Der Solidusschilling war auch in Deutschland die größere Münze im Gegensatz der Pfennige. Andere Ableitungen des Namens von «schellen», weil die S. einen hellern Klang hätten als die Pfennige, oder dem St.-Kilian, dem Münzzeichen der würzburger Schillinge u. s. w., gehören der Fabel an. Der Solidus des Mittelalters wurde allmählich verringert und ging in eine Rechnungsmünze über, bis in neuerer Zeit eine Münze daraus entstand, die jedes Land, welches sie annahm, nach seinem Bedürfniß einrichtete. So hat England den silbernen S. zu $1/_{20}$ Pfd. St., Dänemark den kupfernen S. zu $1/_{96}$ Reichsthaler, Schweden den S. zu $1/_{48}$ Reichsthaler in Silber- und Papiergeldvaluta (wirklich ausgeprägte einfache Schillingstücke hat Schweden nur in Kupfer, und zwar nach der Bankwährung, einer Papiergeldvaluta). Mehrere norddeutsche Staaten (Mecklenburg, Hamburg, Lübeck) haben den S. als Rechnungsstufe ($1/_{16}$ Mark oder $1/_{48}$ Thaler) und als Scheidemünze.

Schilling (Friedr. Gustav), einer der fruchtbarsten deutschen erzählenden Schriftsteller, geb. zu Dresden 25. Nov. 1766, erhielt seine Erziehung zu Bischofswerda und bezog 1779 die Fürstenschule zu Meißen. Zwei Jahre darauf trat S. in das Artilleriecorps. Nach siebenjähriger Dienstzeit und vierjährigem Besuche der Artillerieschule zum Offizier vorgerückt, wohnte er als solcher der Belagerung von Mainz und den meisten Gefechten des sächs. Contingents während des Feldzugs von 1793 bei. Nach der Schlacht bei Jena gerieth er in kurze Gefangenschaft. 1807 stand er in Warschau und Danzig; er rückte zum Hauptmann auf, doch eines Nervenübels wegen sah er sich genöthigt, 1809 den Abschied zu nehmen, worauf er sich in Freiberg niederließ. Später wendete er sich nach Dresden, wo er 30. Juli 1839 starb. Bereits 1783 erschien von ihm das Drama «Elise Kolmar» mit einer Vorrede von Meißner. Seine sehr zahlreichen Romane, unter denen die komischen die bessern sind, zeichnen sich meist durch lebendige und heitere Darstellung aus. Zu eigentlich dichterischer Thätigkeit hat er sich aber nirgends erhoben, da er nur den Beifall der großen Menge erstrebte, der er nicht selten durch üppige Schilderungen schmeichelte. Seine «Sämmtlichen Schriften» erschienen in zwei Sammlungen, die erste von 50, die zweite von 44 Bänden (Dresd. 1810—27), und eine Ausgabe letzter Hand in 80 Bänden (Dresd. 1828—39).

Schilter (Joh.), Rechtslehrer und deutscher Alterthumsforscher, geb. 1632 zu Pegau, stand zuerst in sachsen-zeitzischen Diensten, wurde 1662 Amtmann in Suhl und später beim Consistorium in Jena angestellt. Unglück in seinem häuslichen Leben veranlaßte ihn, sich nach Frankfurt a. M. und nachher nach Strasburg zu wenden, wo er Rathsherr wurde und 14. Mai 1705 starb. Unter seinen Schriften sind die hauptsächlichsten: «Exercitationes ad quinquaginta libros pandectarum» (3 Bde., Jena 1698; 3. Aufl., Frankf. 1733); «Institutiones juris canonici» (Jena 1681); «Institutiones juris publici Rom.-Germanicae» (2 Bde., Strasb. 1696); «Codex juris feudalis Alemannici» (Strasb. 1697). Seinen «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» gab Scherz heraus.

Schimmel nennt man im gewöhnlichen Leben die meist weiß, seltener anders (grau- bis schwarzgrün, rosenroth, braun, schwarz) erscheinenden flockigen, feinfaserigen oder sammtartigen Näschen, Polster und Ueberzüge, welche auf verwesenden organischen Körpern, auf gärungsfähigen und verdorbenen Flüssigkeiten, auf feuchten vegetabilischen und animalischen Stoffen (z. B. Land, Dünger), ja selbst auf anorganischen feuchten Gegenständen (z. B. an Fensterscheiben) sich bilden und durch schnelles Wachsthum, aber auch (wenigstens in den meisten Fällen) große Hinfälligkeit oder Vergänglichkeit ausgezeichnet sind. Das Erscheinen von S. auf Speisen, Fruchtsäften, in Tinte u. s. w. ist stets ein Zeichen einer in diesen Substanzen eingetretenen Zersetzung, eines Verderbens oder Verdorbenseins derselben, und jedermann weiß, daß z. B. schimmeliges Brot einen schlechten, säuerlichen Geschmack besitzt und sein Genuß der Gesundheit nachtheilig ist. Auch ist es bekannt, daß durch Hitze (Dörren) die S. vernichtet werden; weniger bekannt dürfte es sein, daß Weingeist dieselbe Wirkung hervorbringt, indem dieser das Leben aller S. vernichtet. Daß die S. zu den Pilzen zu rechnen seien, wurde bei zeiten von den Naturforschern erkannt, obgleich sich dieselben über die in Flüssigkeiten auftretenden S., z. B. den vorhin erwähnten Tintenschimmel, bis auf die neueste Zeit gestritten haben, ob solche S. zu den Pilzen oder zu den Algen zu rechnen seien, oder ob sie eine eigenthümliche Gruppe von Kryptogamen (Schimmelalgen, Schleimpilze) bilden, weil man lange Zeit an der Ansicht festhielt, daß Pilze in Flüssigkeiten nicht vegetiren könnten! Während man aber die Pilznatur der meisten S. zeitig erkannte, blieben darüber, ob die S. gleich andern höhern Pilzen nur aus Sporen oder ob sie auch durch Urzeugung entstehen könnten, die Meinungen getheilt, bis in neuester Zeit der

Streit dahin entschieden wurde, daß bei keinem S. eine Urzeugung angenommen werden dürfe und könne. Das meiste Verdienst um die Entscheidung der Frage nach der Entstehung der S. haben sich Fresenius, Bail, Berkeley, Tulasne, de Bary und vor allen H. Hoffmann in Gießen und E. Hallier in Jena erworben. Nachdem schon vor längerer Zeit Schwann und Ure nachgewiesen hatten, daß Pilze oder Infusorien zur Hervorrufung der Gärungs- und Fäulnißprocesse unbedingt nothwendig seien, ist von den genannten Forschern der neuesten Zeit durch zahllose sowol mikroskopische Untersuchungen als Experimente folgendes auf das schlagendste bewiesen worden: 1) Die Hefe, welche in allen gärungsfähigen Flüssigkeiten die Gärung hervorbringt, stammt von Schimmelpilzen ab. 2) Die Fäulniß- und Verwesungsprocesse werden durch S. veranlaßt, und zwar die Fäulnißprocesse gleich der von diesen kaum zu trennenden Gärung durch Hefezellen (Micrococcus Hallicis), welche die Sporen gewisser Schimmelpilze (wie auch anderer Pilze) erzeugen, und aus denen erst die verschiedenen Hefearten hervorgehen, welche die verschiedenen Gärungsprocesse (geistige Gärung, Milchsäuregärung, Schleim- oder Pectingärung u. s. w.) bewirken, während die Verwesungsprocesse durch die Vegetation der an der Oberfläche verwesender organischer Körper erscheinenden S. selbst eingeleitet und unterhalten werden. 3) Die Luft ist überall und jederzeit mit den Sporen allgemein verbreiteter Schimmelpilze (Arten von Penicillium, Aspergillus, Mucor u. a.) erfüllt und namentlich Staub der Träger zahlloser Schimmelsporen, sodaß solche überall an der Oberfläche von Pflanzen, Thieren und allerhand Gegenständen haften und von Menschen und Thieren unaufhörlich mit der Luft eingeathmet werden. 4) Wahrscheinlich sind die meisten S. keine selbständigen Pilze, indem nachgewiesenermaßen gewisse S. (z. B. Penicilliumarten) von höhern Pilzen hervorgebracht werden können und überhaupt die bisher unterschiedenen Schimmelpilzgattungen (z. B. Penicillium und Oidium, Aspergillus und Eurotium) sowol untereinander als auch mit andern Pilzgattungen (z. B. mit den Brandpilzen) in genetischem Zusammenhange stehen. 5) Wie die in gärungsfähige Flüssigkeiten und organische Substanzen aus der Luft eingedrungenen Schimmelsporen, indem sie hier Hefe bilden, Gärung oder Fäulniß bewirken, können dieselben auch im Innern des Thier- und Menschenkörpers Gärungs- und Fäulnißprocesse hervorrufen, welche das Wesen gewisser, zum Theil höchst gefährlicher Krankheiten (der Ruhr, Rachen- oder Mandelbräune, wahrscheinlich auch der Cholera) bilden. Die Entstehung der Hefe aus den Sporen der Schimmel- und anderer Pilze geschieht nach den neuesten Untersuchungen von Hallier in folgender Weise. Gerathen dergleichen Sporen in gärungs- und fäulnißfähige Substanzen, wo sie der Luft entzogen sind (z. B. in eine Zuckerlösung, in Gummischleim, in Milch u. s. w.), so keimen sie nicht in der bei Pilzsporen gewöhnlichen Weise, sondern es ballt sich ihr Inhalt zu kleinen Kügelchen zusammen, welche hierauf aus der aufplatzenden Spore heraustreten und nun bald als ruhende, bald als sich bewegende (schwärmende) Zellen auftreten, die sich auf Kosten der betreffenden organischen Substanz ernähren und eine Zersetzung unter den bekannten Erscheinungen der Gärung oder Fäulniß (Gasentwickelung) herbeiführen. Diese kleinen Zellen sind Micrococcus, die Hefe der Fäulniß, aus welcher sich nun unter Umständen, d. h. je nach der chem. Beschaffenheit der betreffenden organischen Substanz, Hefezellen entwickeln, durch welche die eigentliche Gärung bewirkt wird. Dagegen keimen die Schimmelsporen an der Luft in gewöhnlicher Weise, d. h. sie treiben Schläuche, welche ein Mycelium entwickeln, was endlich wieder die Fructification des betreffenden S., von dem die Sporen abstammen, hervorbringt. Die wichtigsten Schriften über Hefe und S. sind: H. Hoffmann, «Mykologische Studien über die Gärung» (in der «Botan. Zeitung», 1860), und Hallier, «Gärungserscheinungen» (Lpz. 1867). Die S. sind sämmtlich mikroskopische Gebilde, lassen aber unter dem Mikroskop eine wahrhaft fabelhafte Vielgestaltigkeit und eine große, oft wirklich wunderbare Schönheit erkennen, was schon Corda in seinem berühmten Kupferwerke: «Prachtflora europ. Schimmelpilze» (Lpz. 1839) zur Anschauung gebracht hat. Ob die «Wetterpotte» der Bergleute, welche in Bergwerken baumwollartige schneeweiße Fäden an dem nassen Grubenholze bildet und unter dem Namen Hypha floccosa beschrieben worden, ein Schimmelpilz ist, steht noch dahin. Der ebenfalls in Bergwerken sowie in Brunnenröhren häufig vorkommende «Brunnenzopf», von ältern Mykologen als eigene Pilzgattung (Rhizomorpha) beschrieben, gehört neuern Untersuchungen zufolge zu Kernpilzen aus der Gruppe der Sphäriaceen.

Schimmelmann (Heinr. Karl, Graf von), geschickter Finanzmann in dän. Diensten, geb. zu Demmin in Pommern 13. Juli 1724, war der Sohn eines Kaufmanns daselbst und legte, noch sehr jung, einen Materialhandel in Dresden an. Später wurde er einer der Pächter der Generalaccise in den kursächs. Ländern. Im Siebenjährigen Kriege übernahm er die Kornlieferung für das

preuß. Heer, machte ein sehr gutes Geschäft bei dem Verkaufe des ganzen Vorraths der meißner Porzellanfabrik und besaß bereits 1760 ein Vermögen von ein paar Millionen Mark Banco. Hierauf ging er mit seiner Familie nach Hamburg, errichtete daselbst ein Handelshaus, erkaufte zugleich das Gut Ahrensburg in Holstein, nahm die holstein.-plönische Münze in Pacht, trat in dän. Dienste und wurde 1761 dän. Commerzintendant und Gesandter beim Niedersächs. Kreise. Sehr bald kaufte er auch das holstein. Gut Wandsbeck und die Baronie Lindenborg in Jütland und später eine Gewehrfabrik in Seeland. 1762 wurde er in den Freiherrenstand erhoben, zwei Jahre später königl. Schatzmeister, in welcher Eigenschaft er seitdem die Obersteuerdirection in Kopenhagen besorgte. 1768 hatte er theil an dem Abschlusse des Vertrags mit Hamburg und begleitete sodann den jungen König Christian VII. ins Ausland. Während des kurzen Ministeriums Struensee's (1770—72) lebte er meist in Hamburg. Nach dem Falle Struensee's trat er wieder in seine vorige Thätigkeit und übernahm zugleich die Leitung aller dän. Finanzoperationen. Auch verschiedene Handelsplane brachte er in dieser Zeit für den Staat in Ausführung, und ebenso nahm er thätigen Antheil an der Anlage des schlesw.-holstein. Kanals 1777. S. wurde 1779 in den Grafenstand erhoben. Bei seinem Tode 16. Febr. 1782 hinterließ er ein Vermögen von mehr als 8 Mill. Rthlr. — Sein Sohn Ernst Heinrich, Graf von S., geb. in Dresden 4. Dec. 1747, studirte in Genf und bildete sich durch Reisen weiter aus. Er trat sehr jung ins Geschäftsleben, war seit 1784—1814 dän. Finanz- und Handelsminister und von 1788 an auch Mitglied des Staatsraths. 1824 übernahm er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. S. starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1831. Mit A. B. Bernstorff hatte er großen Antheil an der während des franz. Revolutionskriegs behaupteten Neutralität Dänemarks.

Schimmelpenninck (Rütger Jan), niederländ. Staatsmann, war zu Deventer 1761 geboren und studirte in Leyden die Rechte. Nach Beendigung seiner Studien begab er sich nach Amsterdam und fing daselbst an, als Advocat zu prakticiren. Bei den Unruhen 1785—87 gehörte er zu denen, die eine Aenderung in der Verwaltung wünschten und auf ein Repräsentativsystem drangen. Beim Ausbruche der Revolution, nach Pichegru's Einrücken, wurde er Mitglied der ersten amsterdamer Stadtmagistratur, dann der batavischen Nationalversammlung und 1798 Gesandter in Paris. Nach dem Frieden von Amiens, dessen Unterhandlungen er als Gesandter der Batavischen Republik beiwohnte, wurde er Gesandter am engl. Hofe. Bei dem Ausbruche des Kriegs von 1803 versuchte er die Neutralität Hollands zu behaupten und zog sich, als ihm dies der Erste Consul nicht zugestehen wollte, ganz von den Staatsgeschäften zurück. Ein Schreiben Bonaparte's und die Wünsche des Vaterlandes riefen ihn aber sehr bald wieder in den Strudel der öffentlichen Geschäfte. Er ging von neuem als Gesandter nach Paris und gewann hier Bonaparte's ganzes Vertrauen. Als nach des Kaisers Verlangen mehr Einheit in die Staatsform Hollands durch eine neue Constitution gebracht werden sollte, trat S. im März 1805 als Rathspensionär an die Spitze der Regierung. Seine Gewalt nützte er zur Ausführung vieler guter Einrichtungen, besonders in den Finanzen. Doch bereits 1806 verschlimmerte sich sein Augenübel, sodaß er fast ganz erblindete. Napoleon benutzte diesen Umstand, seinen Bruder Ludwig als König vorzuschlagen. Vergebens suchte S. diesem gewaltsamen Aufdringen eines Fremdlings entgegenzuwirken. Als Holland mit Frankreich vereinigt wurde, ernannte ihn Napoleon zum Grafen und Senator. Nach des Kaisers Abdankung zog sich S. auf seine Güter zurück; doch wurde er bei der Bildung des Königreichs der Niederlande vom Könige zum Mitgliede der Ersten Kammer ernannt. Er starb zu Amsterdam 15. Febr. 1825.

Schimpanse oder Tschimpanse (Troglodytes), eine ungeschwänzte, dem Orang-Utang nahe verwandte und oft mit ihm verwechselte, zu den menschenähnlichen oder sog. Anthropomorphen gehörende Affengattung, unterscheidet sich durch große Ohren, den ziemlich runden und glatten Schädel ohne Knochenleisten und die schwächere Ausbildung des Zahnsystems von den verwandten Anthropomorphen: vom Orang durch das Vaterland, den Mangel an Backenschwielen, die kürzern Arme, die schwarze Färbung, vom Gorilla durch geringere Größe, schwächere Ausbildung der Zähne, Hände, Füße und Knochenleisten. Man kennt eine Art, den schwarzen S. (T. niger), welcher im westl. Afrika innerhalb des 10. bis 12. Grades zu beiden Seiten des Aequators lebt und durch sein dem menschlichen sich näherndes Ansehen merkwürdig ist. Der S. ist ein am Boden lebendes, oft auch aufrechtgehendes Thier, das nur nach Früchten, von denen er die des Melonenbaums (Carica Papaya) besonders liebt, und, um sich umzusehen, auf Bäume steigt. Er wird 4—5 F. hoch, hat schwarzes, etwas grobes Haar, große, abstehende, kahle Ohren und muskulöse Arme, welche bis zum Knie oder noch etwas darüber reichen. Die S. leben gesellig.

Ueber die Intelligenz, die zutrauliche Art und die Beweglichkeit dieser Thiere, von welchen viele Junge lebend nach Europa gebracht und mehrere Jahre in Thiergärten gehalten wurden, gibt es viele interessante Erzählungen. Das nordeurop. Klima ertragen sie nicht; sie sterben hier bald an der Lungensucht. Neuerdings hat man noch eine zweite Art (T. Aubryi) unterscheiden wollen. Viele frühern Erzählungen über den Affen im wilden Zustande beruhen zum Theil auf Verwechselung mit dem Gorilla, der gleiches Vaterland hat.

Schimper (Wilhelm), deutscher Reisender und Naturforscher, geb. 19. Aug. 1804 zu Manheim, lernte anfangs als Kunstdrechsler, trat aber in seinem 17. J. in das bad. Militär und wurde alsbald bei der Militäradministration beschäftigt. Nachdem er hierauf mit seinem Bruder Karl, A. Braun und Agassiz zwei Jahre zu München Naturwissenschaften studirt, unternahm er 1829 eine Reise nach Südfrankreich und nach Algier, auf welcher er reiche botan. Sammlungen machte. Nach der Rückkehr verweilte er einige Zeit zu Neufchâtel, dann zu Offweiler im Elsaß, wo er seine «Reise nach Algier» (Stuttg. 1834) schrieb. 1834 ging S. im Auftrage des würtemb. Reisevereins nach dem Orient. Mit naturhistor. Sammlungen aller Art beschäftigt, durchwanderte er Oberägypten, die Sinaihalbinsel und Theile von Arabien und begab sich dann nach Abyssinien, wo er sich das Wohlwollen des Fürsten Ubye von Adaua (damaliges Königreich Tigre) erwarb. Nachdem er mehrere Jahre im Lande umhergereist, ließ er sich in Abyssinien förmlich nieder, verheirathete sich mit einer Eingeborenen und erhielt von Ubye die Verwaltung des Districts Antitscho. Letztere Stellung verlor er jedoch durch König Theodorus, der sich ihm, als einem Anhänger Ubye's, nicht günstig erwies. Nach Auflösung des würtemb. Reisevereins setzte S. seine Sammlungen im Auftrage des pariser Jardin des Plantes fort. Fast allen Reisenden, die Abyssinien besuchten, leistete er die wesentlichsten Dienste. — S.'s älterer Bruder, Karl Friedrich S., geb. 15. Febr. 1803, hat sich besonders als Botaniker einen geachteten Namen erworben. Er studirte zu Heidelberg und München, wo er mit Alex. Braun und Agassiz eine eigene philosophisch-botan. Schule begründete. 1842—43 hatte er im Auftrage des damaligen Kronprinzen, nachmaligen Königs Max, die bair. Alpen und die bair. Pfalz geognostisch zu untersuchen. S. gilt für den Entdecker der Blattstellungsgesetze und für einen der Hauptbegründer der neuen botan. Morphologie. Auch hat er zwei Sammlungen «Gedichte» (Erlang. 1840 und Manh. 1847) herausgegeben. Später lebte er zu Schwetzingen, wo ihn der Großherzog von Baden, der ihm auch einen Jahrgehalt zahlte, eine Wohnung im Schloß angewiesen hatte. Er starb daselbst 21. Dec. 1867. — Wilhelm Philipp S., Geschwisterkind der vorigen, geb. 8. Jan. 1808 zu Dosenheim bei Elsaß-Zabern, erhielt seine Gymnasialbildung zu Buchsweiler und machte theol. Universitätsstudien zu Strasburg. Die Zeit von 1831—34 brachte er theils als Hauslehrer, theils auf kleinen wissenschaftlichen, besonders botan. Reisen zu. 1835 erhielt er als Aide-naturaliste eine Anstellung am naturhistor. Museum zu Strasburg, an welchem er 1838 zum Conservator, später zum Director aufrückte. Gleichzeitig lehrt er als Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität. In der Wissenschaft hat sich S. besonders als Bryolog einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptwerke sind: «Monographie du grès bigarré des Vosges» (Lpz. 1844), «Bryologia Europaea» (6 Bde., Stuttg. 1836—54, mit 640 Tafeln), im Verein mit Bruch begonnen, nebst den «Musci Europaei novi» (Stuttg. 1864 fg.); «Stirpes normales bryologiae Europaeae» (Strasb. 1844—54); «Mémoire pour servir à l'histoire naturelle des sphagnum» (Par. 1854, mit 24 Tafeln), welches Werk auch in deutscher Bearbeitung («Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Torfmoose», Stuttg. 1857, mit 27 Tafeln) erschien; «Palaeontologica Alsatica» (Strasb. 1854 fg.); «Synopsis muscorum Europaeorum» (Stuttg. 1860); «Le terrain de transition des Vosges» (mit Köchlin, Strasb. 1862, mit 30 Tafeln); «Traité de paléontologie végétale» (2 Bde., Par. 1867—68, mit 80 Tafeln).

Schinderhannes, der Anführer einer Räuberbande, die gegen das Ende des 18. Jahrh. am Rhein ihr Unwesen trieb, hieß eigentlich Joh. Bückler, war von armen Aeltern geboren und trat früh in die Dienste eines Scharfrichters. Er entwendete seinem Dienstherrn einige Felle und entwich, wurde aber ergriffen und zu Stockschlägen verurtheilt. Diese öffentlich an ihm vollzogene Strafe entschied, nach seiner Aussage, über das Schicksal seines künftigen Lebens. Ohne zu wissen, was er jetzt anfangen sollte, trieb er sich herum und stahl. Er kam zum zweiten mal in Untersuchung, entsprang und gesellte sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer Diebesbande. Mehrmals ergriffen, entkam er wieder und kehrte zu seinen alten Gesellen zurück. Endlich beschloß er blos Straßenraub zu treiben, und bildete zu diesem Zwecke eine große Bande, die bald alles in Schrecken versetzte. Polizeiliche Verfolgungen trieben ihn auf das rechte Rhein-

ufer, wo er eine gewisse Julchen Blasius heirathete. Um diese Zeit nahm seine Räuberei eine andere Richtung, indem die Bande auch in die Häuser einbrach und ihr Unwesen so öffentlich trieb, daß die insbesondere von ihr geängstigten Juden Gesandtschaften an S. abschickten, um sich mit ihm abzufinden. Endlich wurde bei einer sorgfältigen Durchsuchung der ganzen Gegend S. gefangen und nach Frankfurt, von da aber mit seinen Kameraden vor das Specialgericht zu Mainz gebracht. Hier bewies er im ganzen viel Wahrhaftigkeit, indem er, weil er nie einen Mord begangen, ein mildes Urtheil erwartete. Doch zum Tode verurtheilt, mußte er mit mehrern seiner Spießgesellen 21. Nov. 1803 sein Haupt unter die Guillotine legen.

Schink (Joh. Friedr.), Dichter und Dramaturg, geb. zu Magdeburg 1755, studirte seit 1773 zu Halle Theologie. Schon als Student lieferte er einzelne poetische Beiträge in den leipziger und göttinger «Musenalmanach»; auch erhielt er den in Hamburg ausgesetzten Preis von 20 Friedrichsdor für sein Trauerspiel «Gianetta Montaldi». S. privatisirte 1778 in Berlin, war 1779 Dichter bei dem hannov. Theater, ging 1780 nach Wien, wo er seine «Dramaturgischen Fragmente» (4 Bde., Gratz 1781—84) und das «Theater zu Abdera» (2 Bde., Berl. 1787) schrieb, und wurde 1789 von Schröder in Hamburg als Dramaturg und Dichter angestellt. Hier schrieb er die «Dramaturgischen Monate» (4 Bde., Schwerin 1790) und das Wochenblatt «Laune, Spott und Ernst» (4 Bde., Altona 1793). 1797 ließ er sich in Ratzeburg nieder, wo er den «Johann Faust» (2 Bde., Berl. 1804) und die «Gesänge der Religion» (Berl. 1798; neue Aufl. 1823) herausgab. Von 1812—16 lebte er im Holsteinischen. Dann wandte er sich abermals nach Berlin, wo jedoch seine Hoffnung auf eine Anstellung beim Nationaltheater fehlschlug. Damals schrieb er unter anderm die didaktisch-dramatische Dichtung «Fügungen» (Berl. 1818). 1819 führte ihn Frau von der Recke zu Löbichau ein, wo die Herzogin Dorothea von Kurland sich seiner annahm und durch einen Jahrgehalt ihn von drückenden Sorgen befreite. Nach dem Tode der Herzogin berief ihn deren Tochter, die Herzogin von Sagan, als Bibliothekar zu sich, und in Sagan verlebte er nun seit 1822 in glücklicher Unabhängigkeit die letzten Jahre seines Lebens. Er starb 10. Febr. 1835. Unter seine letzten Arbeiten gehören die «Romantischen Darstellungen» (Altenb. 1822), die «Darstellung des Lebens und des Charakters Lessing's», in dem ersten Bande von dessen «Schriften» (1825; auch besonders abgedruckt, Berl. 1825), und die Schrift «Friedr. Schiller's Don Carlos, ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt» (Dresd. 1827). S.'s literarische Thätigkeit war zu zersplittert, als daß seine Schriften bei manchen einzelnen Vorzügen dauernden Werth haben könnten.

Schinkel (Karl Friedr.), einer der größten und vielseitigsten Künstler der neuern Zeit, wurde 13. März 1781 zu Neuruppin geboren, wo sein Vater Superintendent war, den er aber frühzeitig verlor. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und setzte seine Studien, als seine Mutter 1795 sich nach Berlin wandte, auf dem dortigen Gymnasium unter Gedike fort. Hierauf genoß er im Zeichnen ein Jahr lang den Unterricht des Oberbauraths Gilly und wurde hierauf der Schüler von dessen Sohne, dem Bauinspector und Professor Gilly. Als letzterer nach etwa zwei Jahren starb, vertraute man S. die Fortsetzung aller architektonischen Privatarbeiten des Verstorbenen an. Zugleich setzte er das theoretische Studium der Bauwissenschaft auf der Bauakademie fort und ging dann 1803 nach Italien. 1805 kehrte er über Frankreich nach Berlin zurück. Da sich die Kriegsperiode der Baukunst ungünstig erwies, griff er zur Landschaftsmalerei, wobei er den klimatischen Charakter der jedesmaligen Natur und den Zusammenhang der architektonischen Welt mit dieser wunderbar wiederzugeben wußte. Auch malte er von 1808—14 die so berühmt gewordenen Dioramen für Gropius. Nach der Rückkehr der königl. Familie nach Berlin wurden mehrere seiner Entwürfe für Einrichtungen im königl. Palais mit Beifall von der Königin aufgenommen und ausgeführt. Im Mai 1810 kam er als Assessor in die Baudeputation, und die Akademie der Künste nahm ihn 1811 unter ihre Mitglieder auf. Im Dec. 1820 wurde er Professor bei derselben. Im Mai 1815 erhielt er die Stelle eines Geh. Oberbauraths, und 1819 trat er in die technische Abtheilung im Ministerium für Handel, Gewerbe und Bauwesen. Seinen Ruf begründeten zunächst das Gebäude der neuen Königswache in Berlin, das Kriegsdenkmal auf dem Kreuzberge, das neue Schauspielhaus, die neue Schloßbrücke, die Anlage des neuen Potsdamer Thores, die Anlage der neuen Wilhelmsstraße und der Ingenieur- und Artillerieschule in Berlin, das Casino in Potsdam, das Schlößchen Tegel, das Landhaus des Geheimraths Gräfe im Thiergarten bei Berlin, das Casino im Garten des Prinzen Karl zu Glienike bei Potsdam, das Cavalierhaus auf der Pfaueninsel und mehrere andere Schlösser, Landhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude in den Provinzen. Das Neue Museum, die Anlagen, welche daraus folgten, die Bauschule, die Nikolaikirche in Potsdam, das

königl. Landhaus in Charlottenhof, die Werdersche Kirche in Berlin und andere Bauten vollendeten seinen Ruhm. 1839 wurde er zum Ober-Landesbaudirector ernannt. Doch alsbald von einer Gehirnlähmung betroffen, starb er 9. Oct. 1841. S. ist ein mächtiger Genius der neuern Kunstgeschichte. In seinen Bauten zeigt er sich stets neu und originell in der Composition. Er verstand es besonders, die Form eines Gebäudes aus seiner Bestimmung zu entwickeln, und vermied auch alle Willkür im einzelnen. Die möglichste Darstellung des Ideals der Zweckmäßigkeit war ihm das Grundprincip alles Bauens. Insbesondere geben seine nicht zur Ausführung gelangten Entwürfe eine Anschauung seines Wollens und Könnens: dahin gehören die Restauration der Akropolis von Athen zu einem griech. Königspalaste, die Pläne des Schlosses Orianda, des Palastes für den Prinzen von Preußen, des Denkmals Friedrich's d. Gr. und anderes. Vgl. seine «Sammlung architektonischer Entwürfe» (26 Hefte, Berl. 1820—37; 2. Aufl., Potsd. 1841—45; 3. Aufl. 1857—58); ferner seine «Werke der höhern Baukunst» (Abth. 1 u. 2, Potsd. 1845—46; 2. Aufl. 1862). Außer seinen herrlichen Architekturlandschaften hat S. auch die höchste Begabung für die Historienmalerei im großen Stile an den Tag gelegt. An dem Prachtwerke «Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker» sowie an vielen andern Werken war S. wesentlich betheiligt. Auch ist seine Einwirkung auf die berliner Gewerbe noch jetzt sichtbar. Endlich verdanken ihm die königl. Schaubühnen nicht nur manche ihrer schönsten Decorationen, sondern überhaupt eine neue Schule der Decorationsmalerei. Seine zahlreichen Entwürfe, Zeichnungen und Gemälde bilden ein eigenes Schinkel-Museum in Berlin. Vgl. von Wolzogen, «Aus S.'s Nachlaß» (4 Bde., Berl. 1862—64); die biographischen Schriften von Kugler, Bötticher u. a.

Schinznach, Pfarrdorf im Bezirk Brugg des schweiz. Cantons Aargau, $2^1/_4$ St. im Nordosten von Aarau, unweit westlich von der Aar, hat in der Pfarrkirche das Grab des Generals Joh. Ludwig von Erlach und zählt 1225 E., die Strohgeflechte fertigen und trefflichen Wein bauen. Etwa $^3/_4$ St. gegenüber, am rechten Ufer der Aar, nur 150 F. vom Flusse, zwischen diesem und der Eisenbahn (Basel-Olten-Zürich) liegt am Fuße des mit den Ruinen des Schlosses Habsburg gekrönten Wülpesbergs das berühmte Schinznacher oder Habsburger Bad, mit einem im großen Halbkreis erbauten, aus zwölf großen und kleinen Gebäuden bestehenden Curhause. Die Quelle, eine salinisch-muriatische Schwefeltherme von 28° R., wird künstlich erwärmt und meist nur von wirklich Leidenden, besonders von Franzosen benutzt. Die Badesaison währt vom 15. Mai bis Ende Sept. Die 1658 entdeckte Therme lag auf dem linken Ufer des Strombetts, wurde 1670 in demselben vergraben und brach 1692 auf einer Insel mitten im Flusse wieder dampfend hervor. Diese Insel, durch einen Damm mit dem rechten Ufer verbunden, ist durch Anschwemmung allmählich zu einem Theile des Festlandes geworden. Die nächste Umgebung des Curorts ist reich an schönen und historisch-merkwürdigen Punkten. Vgl. Amsler, «Les bains de S.» (Aarau 1854; deutsch, 1852), und Hemman, «Bad S.» (Aarau 1858).

Schirach (Gottlob Benedict von), deutscher Geschichtschreiber und Publicist, geb. 1743 zu Tiefenfurth in der Oberlausitz, besuchte das Gymnasium zu Lauban und bezog dann die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studiren sollte, sich aber dem Studium der classischen Sprachen, der Geschichte und der schönen Wissenschaften widmete. 1764 ging er nach Halle, wo er mit Semler und Klotz genauer bekannt wurde. Bei den gelehrten Fehden des letztern war S. auf dessen Seite. Er gehörte zu den ersten deutschen Schriftstellern, welche die Geschichte mit Kritik und philos. Geiste behandelten. Auch ließ er «Gedichte» und mehreres Belletristische erscheinen. 1769 wurde er außerord., 1770 ord. Professor in der philos. Facultät zu Helmstedt und wählte nun Geschichte und Statistik zu seinen Hauptfächern. Wegen seiner «Biographie Kaiser Karl's VI.» (Halle 1776) erhob ihn die Kaiserin Maria Theresia in den Adelstand. 1780 legte er sein Lehramt nieder, um einem Rufe der dän. Regierung als Legationsrath nach Altona zu folgen, den zunächst seine Schrift «Ueber das königl. dän. Indigenatrecht» (Hamb. 1779) veranlaßt hatte. Im folgenden Jahre begann er das «Polit. Journal», dem er bis an seinen Tod, 7. Dec. 1804, seine Thätigkeit widmete, und das dann sein ältester Sohn, Wilhelm von S., geb. 25. Sept. 1779, der Conferenzrath in Kiel war, bis 1812 fortsetzte, worauf es unter andern Redactionen noch bis 1839 erschien. Unstreitig hat sich S. durch die Gründung dieses Journals Verdienste erworben, indem er die Ereignisse der neuern Geschichte mit einer durch Beigabe der wichtigsten Urkunden belegten Treue darstellte, welche es zu einer Quelle für den Geschichtsforscher machen. Seit dem Ausbruche der Französischen Revolution, für die er den Enthusiasmus nicht theilen konnte, sah er sich manchem Angriffe ausgesetzt. Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Biographien der Deutschen» (6 Bde., Halle

1771—74); «Ephemerides literariae Helmstadienses» (5 Bde., Helmst. 1770—73); «Magazin der deutschen Kritik» (4 Bde., Halle 1772—76); die Uebersetzung der «Biographien» des Plutarch (8 Bde., Berl. 1776—80).

Schirâs, d. h. Löwenbauch, die ehemals blühende, jetzt aber sehr herabgesunkene Hauptstadt der pers. Provinz Farsistan oder des Landes Fars, einst die Residenzstadt der pers. Regenten, liegt in einem reizenden und fruchtbaren, von schützenden Bergen umgebenen Thale auf einer der Stufen des südwestl. Randgebirgs Persiens, 4284 F. über dem Meere, 7 M. im Südsüdwesten von den Ruinen des alten Persepolis (s. d.). Die Stadt wurde durch Erdbeben 25. Juni 1824, wobei über 4000, und 1. Mai 1853, wobei angeblich 10000 Menschen umkamen, fast ganz zerstört und liegt seitdem verödet. Bis dahin hatte sie gegen 50000 E., darunter treffliche Siegelstecher und Steinmetze, Fabriken in Baumwolle, Seide, Wolle, Leder, Glas, Schmelz, in Feuerwaffen und Klingen aus indischem Stahl, in Pulver und besonders auch in Rosenöl. Auch war die Stadt wegen ihrer schönen Frauen, der schönsten Persiens, und ihrer herrlichen Rosen- und Granatäpfelgärten bisher ausgezeichnet und im Orient hoch gepriesen. In der Umgegend wächst ein Rothwein, den man für den besten im Morgenlande hält, und der nebst Taback, Rosenöl, Glas, Schmelz, Pfeifen, Töpferwaaren, Seidenzeugen, Klingen weithin ausgeführt wurde. S. ward nach Vertreibung der Sassaniden das Feld- und Hoflager der Khalifen in der Mitte des 7. Jahrh., erreichte seine größte Blüte unter dem Mongolenkaiser Hulagu im 13. Jahrh. bis auf Timur, der die Stadt 1387 und 1392 eroberte. Damals galt es auch als der Glanzpunkt der pers. Wissenschaft und Poesie. Hier wurden die Dichter Hafis und Saadi geboren, deren Gräber sich, wie das des preuß. Gesandten Minutoli (gest. 5. Nov. 1860), in der Nähe befinden.

Schirmer (Joh. Wilh.), Landschaftsmaler, geb. 1807 zu Jülich, lernte bei seinem Vater die Buchbinderei und kam als Geselle 1825 nach Düsseldorf, wo er künstlerische Studien begann und Lessing's Einfluß ihn über seinen Beruf für die Landschaft aufklärte. So entschieden wie dieser Beruf war auch sein Lehrtalent, und er wurde schon 1830 Hülfslehrer und 1839 Professor an der dortigen Akademie. Anfangs stellte er besonders die stille Poesie des Waldlebens dar. Infolge mehrerer Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Italien begann er aber im idealen, großartigen Landschaftsstil zu arbeiten. Doch ist er in seinen Stoffen wesentlich der vaterländischen Natur treu geblieben. S. ist den größten landschaftlichen Componisten beizuzählen. Sein Baumschlag ist frei und doch gründlich, die Linienführung angenehm; die Bilder zeugen von einer völligen Herrschaft über Stoff und Kunstmittel. In der Bestimmtheit und Größe seiner Formen erinnert S. oft an Kaspar Poussin, und wie dieser liebt er in seinen Werken einen großen Maßstab. Er ist ein trefflicher Zeichner und gibt das Detail so charakteristisch, daß es selbst in seiner Unterordnung ein unerschöpfliches Interesse gewährt. S. wurde so der Gründer der düsseldorfer Landschaftsschule. 1854 als Director an die neugegründete Kunstschule zu Karlsruhe berufen, brachte er diese Anstalt bald empor. Sein religiöser Sinn führte ihn darauf, die Landschaft als das vorbereitende und stimmende Element der Handlungen der Menschen, wie die Bibel sie uns erzählt, darzustellen, und so schuf er, und zwar mit Kohle, 26 große Landschaftsbilder, die unter der Bezeichnung «Biblische Landschaften» große Bewunderung gefunden haben (photographirt von Allgeyer, mit Text vom Künstler selbst). Sechs davon, mit der Staffage aus dem Leben Abraham's, hat er in großer Dimension in Oel ausgeführt (Nationalmuseum in Berlin). Ebenfalls in Oel gemalt ist eine Folge von vier biblischen Landschaften, welche die vier Tageszeiten veranschaulichen und als Staffage die Geschichte des barmherzigen Samariters haben. S. starb 11. Sept. 1863. Außer vielen Bildern hinterließ er auch eine sehr große Anzahl von Naturstudien, von denen Vollweiler mehrere Hefte herausgegeben hat. S. war auch ein vorzüglicher Radirer, der seinen Blättern eine kräftige Haltung und poetische Stimmung zu geben wußte. Von seinen Arbeiten auf diesem Felde erschienen: «Acht landschaftliche Originalradirungen» (Düsseld. 1847). — Nicht mit ihm zu verwechseln ist Wilhelm S., ein ebenfalls ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. zu Berlin 6. Mai 1802, ein Schüler Schadow's, dem er aber nicht nach Düsseldorf folgte. Nachdem er die Jahre 1827—30 in Italien zugebracht, gründete er zu Berlin ein Atelier, in dem sich bald eine ansehnliche Zahl von Schülern sammelte. 1835 ward er ordentliches Mitglied der Akademie der Künste und 1839 Professor. 1845 nahm er einen zweiten einjährigen Aufenthalt in Italien. Eine dritte Reise dahin trat er 1865 an, starb aber unterwegs 8. Juni 1866 in Nyon am Genfersee. In seinen Bildern, deren Stoffe meist dem Süden entnommen, und in denen architektonische Ansichten vorherrschen, zeigt sich Reichthum und Weichheit der Formen und südl.

Farbenglut. Diese Eigenschaften weiß S. auch auf das Fresco zu übertragen, und unter den landschaftlichen Darstellungen, mit denen das Neue Museum in Berlin geschmückt ist, gehören seine ägypt. und griech. Ansichten zu den vorzüglichsten. Er wurde 1852 nach Dresden gerufen, um das Schloß des Prinzen Albrecht von Preußen mit landschaftlichen Fresken zu schmücken; aber dieser Plan zerschlug sich. Die Entwürfe, in Gestalt kleiner Oelskizzen, gehören zu seinen trefflichsten Werken. Die berliner Nationalgalerie besitzt von ihm: Tasso's Haus in Sorrent, die Sammlung des Vereins der Kunstfreunde: Fontaine im Garten einer Villa.

Schirmvögte, s. Kirchenvogt.

Schirwân hieß in früherer Zeit eine pers. Provinz in Transkaukasien zwischen dem Hauptkamme des südöstlichsten Flügels des Kaukasus, dem Kaspischen Meere, dem untern Kur und der Landschaft Scheki, berühmt durch ihre Fruchtbarkeit, ihren Reichthum an Südfrüchten aller Art sowie durch die seit alter Zeit einheimische Seidencultur, als deren Mittelpunkt die Stadt Schemâcha (s. d.) noch jetzt anzusehen. In weiterm Sinne umfaßte S., außer seinem Haupthafen Baku, auch Scheki (Nucha) im Westen und den südl. Theil von Daghestan (s. d.) bis Derbent und entsprach in dieser Ausdehnung dem Lande Albania der Alten. Der Name S. kommt erst seit der Mitte des 6. Jahrh. vor und wird von den orient. Schriftstellern auf den neupers. Sassanidenkönig Chosru Anuschirwân (531—579) zurückgeführt, der hier Grenzcolonien aus allerlei Völkern stationirt zu haben scheint, unter denen auch einheimische Schahs sich befanden, wahrscheinlich als Grenz- oder Markgrafen an der Spitze der im Solde der Sassanidenkönige stehenden Völkerschaften. Als später das Reich der Sassaniden zertrümmert wurde, lösten sich viele der kleinern Glieder als selbständige Reiche ab, darunter auch das der Schirwânschahs, die wiederum kleinere Dynasten unter sich hatten und mit ihren Nachfolgern, den Khanen von S., jahrhundertelang, bis auf die neuere Zeit, ihre Unabhängigkeit gegen die Khalifen, die Bagratiden von Armenien, die Mongolen, gegen Timur, die Türken, die Perser und Russen zu behaupten suchten, bis sie 1797 vorübergehend, 1805 aber für immer unter russ. Botmäßigkeit kamen. Als 1820 der letzte Fürst, Mustafa-Khan, sich der russ. Oberherrlichkeit durch seine Flucht nach Persien entzog, wurde das Land völlig dem russ. Reiche einverleibt und mit den, im Frieden von Gulistân 12. Oct. 1813 von Persien abgetretenen Gebieten im Süden des Kur zu einer Provinz vereinigt unter dem Namen «Land der muselmanischen Provinzen». Es umfaßt dies Gebiet, das zuweilen von seinem berühmtesten Theile auch S. genannt wurde, außer dem eigentlichen S. (Schemâcha) noch Scheki (Nucha) im Westen, Baku im Osten, Karabagh (Schucha) im Südwesten und Talysch (Lenkoran) im Südosten. Später wurde aus diesen Ländern und Daghestan die «Kaspische Provinz» und durch Ukas vom 26. Dec. 1846 aus erstern das Gouvernement Schemâcha gebildet, welches seit 1859 Gouvernement Baku (s. d.) heißt, und von dem das eigentliche S. den Hauptbestandtheil des Kreises Schemâcha umfaßt.

Schischkow (Alex. Ssemenowitsch), russ. Admiral, Minister und ausgezeichneter Schriftsteller, wurde 1754 aus einem alten edeln Geschlecht geboren und im Marinecorps erzogen. Die von ihm als Seeoffizier unternommenen Land- und Seereisen erstreckten sich über Schweden, Dänemark, England, Deutschland, Preußen, Italien, die Türkei u. s. w. Seine literarische Laufbahn begann er schon als Cadet mit einer Uebersetzung von Campe's «Kinderbibliothek» (2 Bde., neue Aufl., Petersb. 1808) und Geßner's «Daphnis»; auch gehören mehrere kleine lyrisch-didaktische Gedichte und ein größeres Drama in diese jugendliche Periode. Daneben beschäftigte er sich schon frühzeitig mit ernstern wissenschaftlichen Studien, und diese waren es, in denen er später besonders glänzte. Längst sind seine Gedichte vergessen; dagegen werden die wissenschaftlichen Werke von ihm stets ihren guten Ruf behaupten. Dahin gehören «Die Marinewissenschaft» (2 Bde., Petersb. 1795); «Engl.-franz.-russ. Marinewörterbuch» (2 Bde., Petersb. 1795); «Sammlung von Seejournalen» (2 Bde., Petersb. 1800) und besonders seine «Betrachtungen über den alten und neuen Stil in der russ. Sprache» (Petersb. 1802; 3 Aufl. 1818), durch welche er die nationale Originalität gegen das Eindringen franz. Verweichlichung in Schutz nahm und wie durch einige andere Schriften über die russ. Sprache zur Fortbildung derselben nicht wenig beitrug. Ein bedeutendes Verdienst erwarb er sich ferner durch die Herausgabe des ältesten bekannten Erzeugnisses in der russ. Poesie («Igor's Zug gegen die Polowzer», 1805). Auch übersetzte er Tasso's «Befreites Jerusalem» in russ. Prosa (2 Bde., Petersb. 1818). 1812 wurde er Reichssecretär. Die von ihm in dieser Eigenschaft entworfenen Manifeste, Aufrufe, Ukase und Rescripte bis 1814, die er in einer Sammlung (Petersb. 1816) vereinigte, zeichnen sich durch ihre stilistische Form wie durch patriotischen Inhalt vortheilhaft aus. Ueber diese Periode ließ er später auch nicht uninteressante Memoiren («Kratkija sapiski

pochoda 1812 goda», Petersb. 1831) erscheinen. Schon 1816 war S. Präsident der Akademie der russ. Sprache geworden. 1820 erhob ihn der Kaiser zum Mitglied des Reichsraths und 1824 zum Minister des öffentlichen Unterrichts sowie zum Generaldirector der geistlichen Angelegenheiten aller nichtgriech. Confessionen Rußlands. Wie vieles Gute er in dieser Stellung auch gewirkt, so würde er doch noch ungleich Höheres geleistet haben, wäre er nicht von dem Vorurtheil beseelt gewesen, daß man die niedern Volksklassen zu ihrem Lebensglück von jeder wissenschaftlichen Cultur und Bildung ausschließen müsse. 1828 trat er vom Ministerium zurück. Er beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens mit der Herausgabe eines «Vergleichenden Wörterbuchs in 200 Sprachen» (2 Thle., Petersb. 1838) und mit einer zweiten verbesserten Auflage seines Marinewörterbuchs. S. starb im April 1841. Seine gesammelten Werke erschienen in 14 Bänden (Petersb. 1823—34). Eine Auswahl aus seinen Briefen wurde nach seinem Tode veröffentlicht (Petersb. 1841).

Schisma (griech.), eigentlich Spaltung, bezeichnet nach dem ältern, schon im Neuen Testament sich findenden Gebrauche des Worts kirchliche Parteiungen allerlei Art, auch hinsichtlich der Lehre. Nach und nach erhielt jedoch das Wort in der kath. Kirche eine engere Bedeutung, indem es auf solche Differenzen bezogen wurde, welche nicht sowol die Lehre als die Verfassung betreffen. Schismatiker heißen daher im Unterschiede von Ketzern (s. d.) nach röm.-kath. Sprachgebrauche diejenigen, welche, obwol in der Lehre rechtgläubig, sich doch von der kirchlichen Gemeinschaft getrennt halten, insbesondere die Kirchengewalt des Papstes nicht anerkennen. Dahin gehören namentlich die griech.-orient. (nichtunirten) Christen und einige andere kleinere Kirchenparteien, aber nicht die Protestanten. Außerdem wird das Wort S. auch von den kirchlichen Spaltungen gebraucht, welche im Mittelalter mehreremal durch die Wahl mehrerer Päpste nebeneinander herbeigeführt wurden. Am bekanntesten in der Kirchengeschichte ist das sog. «große S.» von 1378—1417 geworden, währenddessen die abendländ. Kirche sich in die Anerkennung des Papstthums zu Rom und zu Avignon theilte.

Schitömir, die Hauptstadt des russ. Gouvernements Volhynien, gehörte zur Blütezeit des poln. Reichs zur Wojwodschaft Kiew, wo sie unter dem Namen Zytomierz die Hauptstadt des gleichnamigen Districts war. Sie liegt 20 M. westlich von Kiew, am Dnjeprzufluß Teterew, der hier die Kamenka aufnimmt, innerhalb felsiger Ufer fließt und manche romantische Partie gewährt. Die Stadt zählt (Ende 1863) 38293 E., ist Sitz eines Gouverneurs, eines griech. Erzbisthums sowie eines kath. Bischofs und hat neun Kirchen, ein Seminar, ein Gymnasium sowie mehrere andere Schulen. Die Bevölkerung unterhält Leder- und Tuchfabriken und treibt einen lebhaften Handel mit der Türkei, mit Oesterreich und den innern Provinzen des russ. Reichs. Unter den steinernen Gebäuden zeichnen sich besonders das schöne Schauspielhaus und das Gebäude der Literarischen Gesellschaft aus. In der Umgegend wird viel Weinbau getrieben, der auch eine Hauptnahrungsquelle für die Einwohner ist.

Schlabrendorf (Gustav, Graf von), ein durch Geistesbildung und edle Gesinnung ausgezeichneter Sonderling, der, ohne Schriftsteller und Staatsmann zu sein, nicht unbedeutenden Einfluß auf sein Zeitalter geübt hat, wurde zu Stettin 22. März 1750 geboren und studirte in Frankfurt a. d. O. und in Halle. Nach dem Tode seines Vaters, der zuletzt dirigirender Minister in Schlesien war, frühzeitig in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, benutzte er dasselbe, um Reisen zu machen. Beim Ausbruche der Revolution ließ er sich in Paris nieder und studirte hier Sprachen und Philosophie, interessirte sich aber auch, trotz seiner Zurückgezogenheit, für die polit. Erscheinungen und widmete zugleich allen wohlthätigen Unternehmungen seine thätige Hülfe. Mit Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, suchten bei ihm oft die einflußreichsten Männer Rath in schwierigen Verhältnissen. Während der Schreckenszeit kam er als Freund der Girondisten in Gefahr, das Blutgerüst zu besteigen. Schon harrte der Karren, um ihn abzuholen, da fehlten seine Stiefeln. Treuherzig schlug er dem Kerkermeister vor, ihn dafür am nächsten Tage zum Schaffot zu führen. S. wurde darüber im Kerker vergessen, bis ihm nach 18 Monaten Robespierre's Sturz die Freiheit brachte. Napoleon, obgleich von seinen tadelnden Aeußerungen unterrichtet, ließ ihn als Sonderling unangefochten. In einem Zimmer, das er nie verschloß und selten verließ, unter geringer Umgebung, in ärmlicher Kleidung nahm er Besuche jedes Standes an. Sein ganzes Wesen zeigte einen Mann, der offen und gerade den Weg der Rechtlichkeit verfolgt und die Fürsorge für Menschenwohl sich zur Aufgabe gemacht. Seine Einkünfte verwendete er, da er wenig brauchte, im stillen zu wohlthätigen Zwecken, besonders für Landsleute. Als er 1813 nach Preußen zurückkehren und an der Befreiung seines Vaterlandes thätigen Antheil nehmen wollte, hielt man ihn in Paris fest.

Aber auch von hier aus wußte sein Patriotismus einflußreich mitzuwirken, sodaß der König sich bewogen sah, ihm das Eiserne Kreuz zu verleihen. Stets mit Ideen beschäftigt, verließ er in den letzten zehn Jahren, wo er sich die Erfindung einer Sprachmaschine zur Aufgabe gesetzt hatte, sein Zimmer nicht. Das bekannte Buch «Bonaparte und das franz. Volk unter seinem Consulate» (1804), das sein Freund J. F. Reichardt herausgab, ist wesentlich sein Werk. Er starb zu Paris 22. Aug. 1824.

Schlacht heißt der Kampf größerer Truppenmassen oder ganzer Heere; Schlachtfeld das Terrain, auf welchem sie sich schlagen. Die S. bildet gewöhnlich den Zielpunkt der Operationen (s. d.) und soll auf die Entscheidung womöglich des ganzen Kriegs gerichtet sein. Es ist daher die Aufgabe der Heerführung oder Strategie, zu bewirken, daß die S. an dem entscheidenden (strategischen) Punkte geliefert werde. Die Strategie (s. d.) hat die Anlage der S. zu bewirken, während die Taktik (s. d.) die Ausführung, den Schlag selbst übernimmt. Es gibt Offensiv- und Defensivschlachten, je nachdem ein Heer den Gegner, um ihn zu schlagen, in seiner Stellung angreift oder selbst Stellung nimmt, um den Angriff des Feindes zu erwarten und abzuschlagen. Offensiv- und Defensivmomente wechseln aber während der S. und auch eine Defensivschlacht kann dadurch zur kriegentscheidenden werden, wie z. B. Waterloo. — Schlachtordnung (ordre de bataille) nennt man im allgemeinen die Normalvorschrift für die Aufstellung zusammengesetzter Truppenkörper zum Gefecht; sie geht aus der Kampfweise der Zeit hervor und wird fast in jedem Gefechte modificirt. Zu Friedrich's d. Gr. Zeit war es Regel, die Armee in zwei Treffen in Linie, Infanterie in der Mitte, Cavalerie auf den Flügeln, aufzustellen; aber der König wich in vielen S. davon ab. Gegenwärtig, wo das Terrain in jeder Hinsicht benutzt wird und die verbundenen Waffen mehr zusammenwirken, theilt man die Streitkräfte gewöhnlich in Avantgarde, bestimmt zur Deckung der eigenen Gefechtsentwickelung, zum Festhalten oder Nehmen wichtiger Terraintheile u. s. w., Gros oder Haupttreffen zur Durchführung der S., und Reserve, bestimmt, die Entscheidung zu geben. Bei der Reserve, welche bis zu dem richtigen Moment möglichst geschont, intact gehalten werden muß, befindet sich auch die Hauptmasse der Cavalerie und Artillerie, von welchen nur ein Theil den Corps oder Divisionen beigegeben ist. In der successiven Verwendung dieser Streitkräfte, in dem Kampfe um wichtige Terraintheile, welche dadurch zu Brennpunkten von Partialgefechten werden, liegt das Charakteristische der heutigen S. im Vergleich zu den frühern. Der Sieg auf dem Schlachtfelde darf allein nicht genügen, hinter dem letzten Kanonenschusse liegen die eigentlichen Früchte des Siegs; er muß energisch verfolgt werden, wo möglich bis zur Vernichtung der feindlichen Feldarmeen (Jena, Waterloo). Seit 1815 ist dies Ziel nicht mehr erreicht worden, selbst nicht nach der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz 1866.

Schlachtenmalerei heißt die Gattung der Malerei, welche den Kampf großer Menschenmassen schildert und hiernach innerhalb der Geschichtsmalerei als sittenbildliche Malerei erscheint. Dieses Charakters wegen hat auch die Landschaft dabei ihre ästhetische Geltung, und da der Künstler gern dabei wirkliche Porträts anbringt, so greift die S. auch in dies Gebiet hinüber. Beides, die Landschaft wie das Porträt, hat dabei natürlich secundär zu bleiben. Zeigt das Schlachtbild die Spitze der Entscheidung in einer Gruppe historisch benannter Größen, so ist es ein echt geschichtliches zu nennen. Ein solches ist jenes bekannte griech. Mosaikbild aus der Casa del Fauno in Pompeji, die sog. Alexanderschlacht; ferner die von Rafael componirte Konstantinschlacht in dem Konstantinsaale auf dem Vatikan, welche großartige Darstellung bis auf die Amazonenschlacht von Rubens vielfach Vorbild geworden ist. Bei den Holländern und neuern Italienern gehören die Schlachtenbilder durchaus dem Genre an. Zu nennen von Künstlern dieser Richtung sind: Antonio Tempesta, Hans Snellink, Esaias van der Velde, Joh. Asselyn, Pet. Snyders, Rob. von Hoeck, Falcone, genannt Oracolo delle bataglie, Jacques Courtois, Anton Franz van der Meulen, Phil. Wouverman, Karl Breydel und Georg Phil. Rugendas. In neuerer Zeit hat sich das Schlachtenbild wieder mehr in die geschichtliche Sphäre hineingehoben. Es sind hier zu nennen: Peter Krafft, Jos. von Schnitzer, Peter Heß, von Heideck, Albr. Adam, Mouten; in Frankreich: Gros, Horace Vernet, Steuben, Scheffer, Langlois. Die Gegenwart liebt es, kriegerische Ereignisse an Ort und Stelle möglichst historisch getreu aufnehmen zu lassen; die Künstler gehen mit den Heeren. So ist der Krimkrieg durch Vernet, A. Yvon, Pils und Durand-Brager gemalt, die österr. Waffenthaten durch die beiden L'Allemand, die preußischen durch die Berliner Bleibtreu, Steffeck, Kretzschmar u. s. w. sowie durch die Düsseldorfer Camphausen, Hünten, Northen u. a.

Schlachtschitz (slachcic) hieß in Polen im Gegensatz gegen die Stadtbürger und Bauern

jeder Edelmann. Die Adelichen waren die wirklichen Staatsbürger Polens und erkannten keinen Unterschied unter sich an. Der König durfte keine Fürsten-, Grafen- oder Freiherrentitel verleihen, und diejenigen, welche solche von auswärtigen Regenten erhalten hatten, durften sie nicht gegen ihre Landsleute geltend machen. Nur wenige Familien, wie die Ostrog, Czartoryiski, Radziwill u. a., welche bei der Vereinigung von Litauen und Volhynien mit Polen bereits Fürsten u. s. w. waren, machten hierin eine Ausnahme. Die Adelichen waren im Besitze ungemeiner Privilegien. Nur sie konnten Landgüter besitzen, die hohen kirchlichen Würden bekleiden, zu Senatoren, Kronbeamten und Richtern ernannt werden und als Landboten in den Sejm gelangen. Sie waren frei von allen Abgaben, und erst in der letzten Zeit Polens zahlten sie ein Geringes. Jeder Adeliche war ein Candidat des poln. Throns. Dafür waren aber auch alle Adelichen zum Kriegsdienste verpflichtet. Das Recht, in den Adelstand zu erheben, kam in Polen bis 1578 dem Könige, von da an nur dem Reichstage zu, und der in den Adel zu Erhebende mußte katholisch sein. Zuweilen wurden sämmtliche Bürger von Städten auf einmal zu Adelichen erhoben. Die Anzahl derselben war daher sehr groß. Viele Adeliche waren sehr arm, und es gab ganze Dörfer, die von Edelleuten bewohnt wurden, welche selbst das Feld bearbeiteten und sich von den Bauern nur durch ihren Adelstolz unterschieden. (S. Polen.)

Schlacken nennt man Producte und Abgänge hüttenmännischer Processe, welche, je nachdem sie besser oder schlechter geschmolzen, mehr oder weniger vollkommene Gläser sind. Sie werden theils wiederum benutzt, z. B. die Eisenschlacken als Töpferglasur, die Kupferschlacken zu Bausteinen u. s. w., theils als unbrauchbar weggeworfen. Die richtige Beschaffenheit der Schlacke ist für das Gelingen des ganzen Schmelzprocesses von höchster Bedeutung. Ihre Schmelzbarkeit, Flüssigkeit, Zusammensetzung und Menge muß mit dem Hauptproducte stets im richtigen Verhältnisse stehen, besonders beim Metallreduciren. Zu dünnflüssige (frische) S., welche rasch erstarren, sowie zu zähflüssige (saigere), welche nur langsam fest werden, sind zu vermeiden. Besonders letztere deuten immer auf eine unrichtige Beschickung des Schmelzofens. — Schlackenbäder heißen Bäder, bei denen das Wasser durch S. erhitzt wird.

Schlaf (somnus). Im S. des Menschen hören die bewußten Thätigkeiten des Körpers auf, und nur die unbewußten und unwillkürlichen Verrichtungen (Herzthätigkeit, Athmung, Verdauung) vollziehen sich noch. Ueber die Ursachen des S. und die Vorgänge bei demselben ist so gut wie nichts bekannt. Man weiß fast nur, daß durch den S. Körper und Geist gekräftigt werden, und daß ihn die Ermüdung herbeiruft. Der S. scheint demnach durch Erschöpfung gewisser Organe bedingt zu sein, und diese Erschöpfung scheint sich im S. wieder auszugleichen. Die Unterschiede, welche man über die Zustände des Körpers im Wachen und Schlafen kennt, reichen nicht aus, das Zustandekommen jener Ausgleichung zu erklären. Im S. wird das Gehirn außerordentlich spärlich mit Blut versorgt, und alle Verhältnisse, welche das Gehirn blutarm machen, wirken schlafmachend. Nach einer reichlichen Mahlzeit sammelt sich das Blut vorzugsweise in den Bauchorganen, während in das Gehirn weniger Blut strömt, und es tritt Neigung zum S. ein. Starke Blutverluste machen den ganzen Körper, somit auch das Gehirn anämisch und bewirken somit S.; ähnlich wirkt starke Kälte. Umgekehrt wird der S. verscheucht, wenn das Gehirn reichlich mit Blut versorgt wird. Manche Leute schlafen nicht eher ein, als bis sich die kalten Füße erwärmt haben; übergroße geistige Anstrengung erschöpft zwar, läßt aber dennoch den S. nicht aufkommen. Gewisse Erfahrungen weisen ferner darauf hin, daß ein bestimmtes Ernährungsmaterial vorhanden sein muß, wenn der S. tief und kräftigend sein soll. Man schläft schwer ein und schläft unruhig, wenn man hungerig ist, und es ist Thatsache, daß ein gutgenährter Körper weniger S. bedarf als ein schlecht genährter; d. h. mit wenig Material braucht der Körper mehr Zeit, die im Wachen eingetretene Abnutzung auszugleichen, als mit viel. Kinder bedürfen mehr S. als Erwachsene, weil bei diesen der Stoffwechsel relativ reger ist als bei Erwachsenen. Im S. scheint der körperliche Stoffwechsel in seiner Art abgeändert, doch so, daß im ganzen kein wesentlicher Unterschied wahrnehmbar ist. Die Untersuchungen von Pettenkofer und Voit in München über den Stoffwechsel im S. haben hierüber keinerlei Aufschluß gebracht. Leichte Grade von S. nennt man Schlummer. Unter krankhaften Zuständen kommen ebenso wol Schlafsucht (s. d.) vor als Schlaflosigkeit (s. d.). Die Mittel, deren sich der Arzt bedient, um S. hervorzurufen, sind mannichfaltiger Art. Kühlen des Kopfes, Verdunkeln des Zimmers, Vermeidung von Sinneseindrücken kann den S. fördern; eigentliche schlaferzeugende Arzneien (Somniferae) sind der Mohn und seine Präparate (Opium, Morphium, Narceïn), Bromkalium, essigsaures Zink, Chloroform u. s. w.

Schlaf der Pflanzen nennt man die Senkung und Zusammenfaltung der Blätter vieler

Pflanzen sowie das Geschlossensein vieler Blumen während der Nacht. Beiderlei Erscheinungen, welche man als Blätter- und als Blumenschlaf unterscheidet, beruhen auf bestimmten Bewegungen der Blätter und Blütentheile, die sich in der Hauptsache oder zum großen Theil auf den Lichtreiz zurückführen lassen dürften. Freilich ist damit die Erscheinung nicht erklärt, denn man weiß noch immer nicht, wie das Licht und andere Einflüsse der Außenwelt auf das contractile Zellgewebe, welches namentlich bei den Blättern der Sitz der Bewegung ist, einwirken mag. Der Blätterschlaf wird besonders bei zusammengesetzten Blättern beobachtet. Beim Klee z. B. schließt sich nach Sonnenuntergang jedes der drei Blättchen nach oben zusammen (beim Sauerklee nach unten); bei den Akazien (Robinien) senken sich die Blätter abwärts, während sich gleichzeitig die Blättchen senken und etwas übereinanderschieben. Beim Sonnenaufgang nehmen die Blätter wieder die Lage und Stellung ein, welche sie bei Tage besitzen. Das Sichschließen und Sichöffnen der Blumen hängt nicht allein vom Lichtreiz ab, sondern, wie aus den jahrelangen Beobachtungen und Untersuchungen von Fritsch hervorgeht, welcher den Blumenschlaf bei 142 Pflanzenarten studirte, auch von dem Feuchtigkeitsgehalt, von dem Barometerdrucke und namentlich von dem Temperaturgange der Atmosphäre. Wäre hier der Lichtreiz allein maßgebend, so müßten alle Blumen am Morgen sich öffnen und am Abend sich schließen. Es gibt aber bekanntlich viele Blumen, die erst um Mittag, oder nachmittags, oder abends sich öffnen und im letztern Falle oft bis tief in die Nacht hinein offen bleiben, ehe sie sich schließen; ja die sog. Königin der Nacht (Cactus grandiflorus L.) öffnet ihre großen wohlriechenden Blumen nur in der Nacht auf einige Stunden. Auf diese Verschiedenheit im Sichöffnen und Sichschließen der Blumen hat schon Linné die sog. Blumenuhr begründet, indem er 24 Pflanzen zusammenstellte, von denen eine jede ihre Blumen zu einer bestimmten Stunde (ungefähr) öffnete. Fritsch hat nachgewiesen, daß bei allen Blumen, welche überhaupt die Erscheinungen des sog. Schlafens wahrnehmen lassen, die Blumenblätter oder Blumenkronengipfel in einer stetigen, aber sehr langsamen Bewegung begriffen sind, die entweder den Zweck hat, die Blume zu schließen oder zu öffnen, und daß jede solche Blume während 24 St. einmal vollkommen geschlossen und einmal vollkommen offen ist. Dieser Forscher unterscheidet demnach vier Epochen: die des Erwachens, die der Vollblume, die des beginnenden und die des vollständigen Schlafs. Daß bei denjenigen Blumen, welche (die meisten) am Morgen sich öffnen und am Abend sich schließen, der Lichtreiz, wie beim Blätterschlaf, besonders wirksam ist, geht aus der wiederholt beobachteten Thatsache hervor, daß manche Blumen (z. B. die Mohnblumen) sich während totaler Sonnenfinsternisse ebenfalls schließen.

Schläfe heißt die seitlich am Kopfe zwischen dem äußern Augenwinkel und dem Ohr, der Stirn und dem Jochbogen gelegene Gegend, der das Schläfenbein (os temporum) zu Grunde liegt. Letzteres ist ein schuppen- oder muschelförmiger, dünner Knochen, an welchem ein Stück des Jochbogens (Jochfortsatz, processus zygomaticus) liegt, unten und vorn die Gelenkgrube für den Unterkiefer, unten und hinten der unten hinter dem Ohre fühlbare Warzenfortsatz und hinten in der Mitte das Felsenbein (pars petrosa) mit dem Gehörorgan befindlich ist. Außerdem besitzt das Schläfenbein noch eine Anzahl Löcher für Nerven und Blutgefäße (Gesichtsnerv, Kopfschlagader). Am Schläfenbein setzt sich ferner ein starker Kaumuskel (Schläfenmuskel) an, und unmittelbar unter der Haut verläuft die Schläfenarterie. Wegen der Dünnheit und Sprödigkeit des Schläfenbeins sind Stöße oder Schläge auf die Schläfengegend besonders gefährlich.

Schlaflosigkeit (agrypnia) kann durch Gemüthsunruhe, ungewohnte Lebensart u. s. w. (mehr vorübergehend) erzeugt werden, ohne Zeichen eines krankhaften Zustandes zu sein. Sie ist ferner ein Symptom sehr vieler und besonders fieberhafter oder schmerzhafter Krankheiten und tritt öfters auch mit einer gewissen Selbständigkeit auf, ohne daß eine Störung der übrigen Thätigkeit des Organismus bemerkt wird. Gewöhnlich besteht die von Patienten und Aerzten sogenannte S. mehr in zu kurzer Dauer und geringer Tiefe als in gänzlichem Mangel des Schlafs. Die Ursachen sind meist solche, welche das Gehirn zu sehr in Erregung erhalten (Ueberanstrengung, Tabackrauchen), oder dessen Ermüdung verhindern; Hunger, kalte Füße, zu große Wärme hindern gleichfalls oft das Einschlafen. Sehr gewöhnlich ist karger Schlaf im höhern Alter. Oft ist nächtliche Unruhe der erste Vorbote von Geisteskrankheit. In jedem Falle wirkt die S. entkräftend, stört Appetit und Laune. Sie ist oft ein schwer zu beseitigender Zustand. Hinwegräumung der Ursachen ist das sicherste Mittel zu ihrer Entfernung: Ruhe im Zimmer, Hin- und Herwiegen des Körpers (der Quere oder der Länge), leise Hautreibungen vorm Schlafengehen, laue Fußbäder, monotone Geräusche, Zählen, Essen vor dem Schlafengehen u. dgl. Jüngere und kräftige Personen müssen ihren Körper am Tage tüchtig ausarbeiten.

Schlafsucht (hypnosis), der den festesten Willen überwindende Trieb zum Schlafen, kann schon bei Gesunden nach erschöpfenden Anstrengungen, beim Erfrieren u. s. w. eintreten, gesellt sich aber meist zu krankhaften Zuständen, namentlich wenn diese einen besondern Bezug zum Nervensystem haben, und zu den narkotischen Vergiftungen. Man hat verschiedene Grade, z. B. Coma, Sopor, Typhomanie, Lethargie, angenommen. In seltenen Fällen kommt die S. als selbständige, länger andauernde Krankheit vor. Sie ist eigentlich stets ein Symptom einer Störung der Gehirnthätigkeit, wobei besonders die Sinnesfunctionen unterbrochen sind. So entsteht S. in Nerven- und andern Krankheiten (z. B. im Typhusfieber). Mittel gegen die S. können nur gegen die Ursache gerichtet sein, welche daher in jedem Falle wohl zu ermitteln ist (z. B. ob Opiumvergiftung, oder Rausch, oder Typhus, oder Blutaustretung im Gehirn, oder Erschöpfung u. s. w.). Die gerichtliche Medicin rechnet die schlafsüchtigen Menschen unter diejenigen, deren Zurechnungsfähigkeit bezweifelt werden muß. Eine ähnliche Beurtheilung beansprucht die der S. ähnliche Schlaftrunkenheit (somnolentia), d. h. der dem völligen Einschlafen oder Erwachen unmittelbar vorhergehende halb- oder ganz bewußtlose Zustand, in welchem oft Handlungen von gewaltsamer oder sonst strafbarer Art (sogar Mordthaten) vollbracht werden, und es gehört in manchen derartigen Fällen zu den schwierigsten Aufgaben des gerichtlichen Arztes, sowol die Gegenwart als den Grad der Schlaftrunkenheit zu bestimmen.

Schlagende Wetter nennen die Bergleute diejenigen Luftarten, welche sich in Grubenbauen zuweilen entwickeln und bei Annäherung einer Lichtflamme mit heftigen Explosionen verbrennen, wodurch dann oft großer Schaden verursacht wird. Sie entstehen, wenn reines oder kohlenstoffhaltiges Wasserstoffgas sich mit atmosphärischer Luft in einem solchen Verhältnisse mengt, daß der Sauerstoff der letztern mit dem Wasserstoff des erstern bei der Verbrennung Wasser bilden kann. Diese Gasmischung oder Luftart kann, wenn sie nicht gleichzeitig zu viel Kohlensäure oder andere irrespirable Gasarten beigemengt enthält, ohne Nachtheil eingeathmet werden, wird aber als Knallgas sehr gefährlich durch Entzündung. Dergleichen schlagende Wetter entstehen am häufigsten in Kohlengruben, in denen sich, zuweilen unter eigenthümlichem knisternden Geräusch, kohlenstoffhaltiges Wasserstoffgas aus den Kohlen entwickelt und mit der gewöhnlichen Luft mengt, weit seltener in Steinsalz- oder Erzgruben. Man schützt sich gegen die Gefahr der Entzündung durch sog. Sicherheitslampen (Davy'sche Lampen), deren Flamme innerhalb eines feinen Drahtgitters brennt, durch welches das innerlich verbrennende Gas die äußere Umgebung nicht entzünden kann. Natürlich müssen diese Lampen mit großer Vorsicht behandelt werden.

Schlagfluß oder Schlag nennen die Laien und manche Aerzte jede plötzlich (wie durch einen Schlag) eintretende Lähmung eines Körpertheils oder Organs und sprechen in diesem Sinne von Rückenmarks-, Herz-, Lungen-, Blasenschlag u. dgl. Im engern Sinne bezeichnet S. die plötzliche (mehr oder weniger vollständige) Unterbrechung der Gehirnfunctionen, also insbesondere der Sinneswahrnehmungen, des Bewußtseins und der willkürlichen Körperbewegung (Hirnschlagfluß, apoplexia cerebri), wobei jedoch Athmung und Herzschlag ihren Fortgang haben (Unterschied von der Ohnmacht). Der so vom Schlage Getroffene (Schlagflüssige) fällt gewöhnlich plötzlich nach einer Seite hin um und vermag die Gliedmaßen dieser Seite nicht mehr (oder nur unvollkommen) willkürlich zu bewegen (wogegen sie auf galvanische und ähnliche Reflexreizungen noch sehr stark zucken). Er sieht, hört und fühlt auf dieser Seite nicht mehr; dieselbe Gesichtshälfte ist glatt und beim Sprechen unbeweglich (die andere scheinbar verzerrt). Oft sind erweiterte Pupille, Schiefvorstrecken der Zunge, schnarchendes Athmen, lallende Sprache damit verbunden. Bei solchen halbseitigen apoplektischen Lähmungen (Hemiplegien) ist der Sitz der Krankheit allemal in der den gelähmten Gliedmaßen gegenüberliegenden Hälfte des Gehirns. Doch kann auch ein in der Mitte liegender Theil getroffen werden, worauf sich dann natürlich die Symptome ganz anders gestalten. Die Grundursache des Schlags, d. h. die demselben zu Grunde liegende Veränderung der Hirnsubstanz, ist in den allermeisten Fällen eine Blutaustretung in dem Gehirn, veranlaßt durch Platzen einer durch Verknöcherung oder Verfettung brüchig gewordenen Ader, seltener infolge anderer Umstände (z. B. äußerer Gewaltthätigkeiten oder skorbutischer Blutzersetzung). Diese Ursache des S., die Hirnblutung, ist so gemein, daß manche Anatomen den S. ganz mit ihr identificiren, ja sogar andere Blutergießungen, wenn sie plötzlich ins Gewebe der Organe stattfinden, mit dem Namen Apoplexien (z. B. der Lunge) bezeichnen. Doch gibt es auch andere Ursachen einer solchen plötzlichen Hirnlähmung, z. B. rasche Verstopfung einer Hirnarterie durch ein darin hinschwimmendes Blutgerinsel, rasche Blutüberfüllung der feinsten Hirngefäße (die sog. vasculären Apoplexien), periodischer oder plötzlicher Druck einer Hirngeschwulst, vielleicht sogar Wasserergüsse

innerhalb der Schädelhöhle (der sog. Wasserschlag, apoplexia serosa älterer Aerzte) und gänzlich unbekannte, dem anatom. Messer entgehende Hirnveränderungen. Der Hirnschlagfluß kann plötzlich, binnen wenig Minuten tödten, aber auch eine, wenigstens theilweise Herstellung gestatten. In letzterm Falle unterliegt das Gehirnmark und das darin ausgetretene Blut verschiedenen Umwandlungen (z. B. Erweichung oder Festgerinnung oder Cystenbildung). Es bleibt deshalb in den meisten Fällen ein Theil der von dort auslaufenden Nervenfädchen für zeitlebens dem Willen oder der Empfindung entzogen, sodaß z. B. der einst vom S. Getroffene den einen Arm oder das eine Bein nicht mehr willkürlich oder nur unvollkommen bewegen kann, an gewissen Hautstellen nicht mehr fühlt, einen schiefen Mund behält u. s. w. Die meisten halbseitigen Körperlähmungen sind Folgen von Schlagflüssen. Oft folgt auch ein allmählich um sich greifender Zerstörungsproceß im Hirnmarke (Hirnerweichung, encephalomalacia, und Hirnvereiterung, abscessus cerebri) und reibt den Kranken allmählich unter allerlei Schmerzen, Krämpfen, Fieberzufällen und Bewußtseinsstörungen auf. Der S. kann sich, oft binnen wenig Stunden oder Tagen, oft in langjährigen Pausen, bei einem Individuum öfters wiederholen, namentlich je nachdem eine Hirnarterie nach der andern wegen Brüchigkeit berstet. Der Blutschlagfluß trifft besonders solche Leute, welche auch sonst sehr roth im Gesicht aussehen (oft infolge von Herzkrankheiten oder Störungen des kleinen Kreislaufs), ferner Schwelger und Gichtische, oder tritt nach heftigen Gemüthsaffecten, der Sonneneinwirkung auf den Kopf, äußern Erhitzungen und Anstrengungen, starken Erkältungen, Nachtwachen u. s. w. plötzlich auf. Man verhütet ihn durch Vermeiden solcher Umstände (besonders des zum Verfetten und Verkalken der Arterien führenden schwelgerischen Lebenswandels) und dadurch, daß man besonders gealterte Personen (deren Adern stets starrwandig und brüchig sind) und Herzkranke zu großer Ruhe des Geistes und Körpers anhält. Bei der Behandlung der Schlagflüsse spielten sonst Aderlässe eine zu ausgedehnte Rolle, während sie jetzt, fast mehr als gut ist, geringgeschätzt werden. Vor allem bringe man den vom Schlag Getroffenen, nach Entfernung aller beengenden Kleider, an einen kühlen, wohlgelüfteten, ruhigen Ort, lege den Kopf und Rücken hoch, bedecke erstern mit kühlen Umschlägen, sorge durch Fußwärmer, Fußbäder, Senfteige, scharfe Klystiere u. dgl. für gehörige Ableitung nach unten und für rechtzeitige Minderung der unausbleiblichen Reaction (Entzündung) im Gehirn. Während deren Verlauf wird das kühlende und ableitende Verfahren fortgesetzt und durch äußerste Ruhe, Verfinsterung des Zimmers, Vermeidung von Geräusch oder Gespräch u. s. w. noch längere Zeit (bis zur Ausheilung der kranken Stelle) jede Hirnreizung vermieden. In der Nachbehandlung spielt die gymnastische Einübung der gelähmten Glieder zum möglichst geschickten willkürlichen Gebrauch die Hauptrolle. Herzschlag ist so viel wie plötzliche Lähmung des Herzens. Ueber den Lungenschlag, s. Lunge.

Schlagintweit (Hermann von), deutscher Physiker, Geolog und Reisender, der älteste Sohn des als Augenarzt bekannten bair. Wirklichen Raths Joseph S. (geb. 8. Dec. 1792 zu Regen in Baiern, gest. 11. Aug. 1854), wurde 13. Mai 1826 zu München geboren. Mit seinem jüngern Bruder, Adolf S. (geb. 9. Jan. 1829), erhielt er eine sehr sorgfältige Erziehung, und schon früh beschäftigten sich beide Brüder mit selbständigen physik. Forschungen. Ihre Beobachtungen, die sie 1846—48 in den Alpen anstellten, veröffentlichten sie in den «Untersuchungen über die physik. Geographie der Alpen» (Lpz. 1850). Nach Vollendung dieses Werks, durch welches sie bereits früh Alex. von Humboldt's Gönnerschaft sich erworben hatten, besuchten sie England und Schottland und hielten sich dann in Berlin auf, bis sie 1851 abermals nach den Alpen gingen. Hier bestiegen sie unter anderm 23. Aug. 1851, als die ersten, die höchste Spitze des Monte-Rosa. Während sich Adolf 1852 und 1853 mit der geol. Aufnahme der Bairischen Alpen beschäftigte und sich zugleich in München habilitirte, lebte Hermann in Berlin, wo er Meteorologie und physik. Geographie an der Universität vortrug. Die Resultate ihrer gemeinschaftlich fortgesetzten Forschungen legten sie nieder in: «Neue Untersuchungen über die physik. Geographie und die Geologie der Alpen» (Lpz. 1854), welches Werk auch eine Arbeit des vierten Bruders, Robert S. (geb. 27. Oct. 1833), über die Geologie des Kaisergebirgs umfaßt. Außerdem construirten sie zwei Reliefs, vom Monte-Rosa und von der Zugspitze, nach welchen auch photographische Karten (Berl. 1854) im Buchhandel erschienen. Der Beifall, den die Arbeiten der beiden Brüder fanden, gab Veranlassung, daß sie durch Vermittelung Alex. von Humboldt's vom Könige von Preußen und der Englisch-Ostindischen Compagnie den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise nach Indien erhielten, auf welcher sie ihr Bruder Robert begleitete. Die drei Brüder schifften sich 20. Sept. 1854 nach Aegypten ein und reisten zunächst von Bombay aus auf zwei verschiedenen Wegen durch das Dekan bis Madras. Hierauf wandten sich im

März 1855 Adolf und Robert nach den nordwestl. Provinzen und widmeten sich hier den Sommer hindurch der Erforschung der Gebirgswelt, der Hochpässe und Riesengletscher des westl. Himalaja. Am Ibi-Gamin, einem der höchsten Berge Tibets, erstiegen sie eine Höhe von 20886 par. F., die größte, die bisher von einem wissenschaftlichen Reisenden erreicht worden ist. Nachdem beide den Winter von 1855 auf 1856 wieder mit Untersuchungen auf der Halbinsel verbracht, vereinigten sie sich im Mai 1856 zu Simla mit Hermann, der inzwischen im östl. Himalaja (Sikkim und Bhutan), in Assam und den Gebirgen zwischen Brahmaputra und Hinterindien thätig gewesen war. Die drei Brüder wandten sich nun dem Himalaja zu, besuchten, theils einzeln, theils vereint, Kaschmir, Ladak und Balti, und Hermann, damals von Robert begleitet, drang über die Ketten des Karakorum und des Künlün zum chines. Turkestan vor. Nach der Rückkehr trennten sie sich abermals 13. Dec. 1856 zu Raulpindi im nördl. Pendschab. Robert durchzog das Indusland und schiffte sich im Frühjahr 1857 zu Bombay nach Aegypten ein. Hermann nahm seine Route durch Hindostan und Bengalen, besuchte Nepal und verließ Ende April 1857 Kalkutta zur See, um mit Robert in Aegypten zusammenzutreffen. Beide Brüder landeten einige Monate später 8. Juni 1857 glücklich zu Triest. Adolf S., der seinen Aufenthalt in Indien noch um ein Jahr verlängern wollte, begab sich im Sommer 1857 aufs neue nach den nördl. Hochländern des Himalaja, von wo aus auch er in das chines. Turkestan, dann nach dem russ. Asien zu gehen beabsichtigte. Doch wurde er 26. Aug. 1857 bei Kaschgar ermordet. Hermann und Robert ließen sich nach ihrer Rückkehr ins Vaterland anfänglich in Berlin nieder, kauften sich aber später zu Jägersburg bei Forchheim an, wo auch ihre reichen Sammlungen sich befinden. Die Ergebnisse ihrer Reisen und Forschungen legten sie in den «Results of a scientific mission to India and High-Asia» (Bd. 1—4, Lpz. 1860—66) nieder, einem Prachtwerke, das auf neun Bände Text mit einem Atlas von etwa 120 Tafeln (darunter trefflich ausgeführte Gebirgs- und Landschaftsbilder in Farbendruck) und Karten berechnet ist und ungemein reichhaltige Materialien zur physik. Geographie, Meteorologie, Geologie und Ethnographie der von den drei Brüdern untersuchten Gegenden gewährt. Eine Reihe von 275 Rassentypen wurde mehrmals galvanisch reproducirt. Ihre ausgezeichneten Verdienste, die sie sich namentlich durch die Lösung wichtiger wissenschaftlicher Fragen, durch das Vordringen in neue Terrains, Hermann und Adolf auch durch streng künstlerische Leistungen in den fernen Landschaftsgebieten, erworben, wurden von der pariser Geographischen Gesellschaft 1859 bereits durch Verleihung der großen goldenen Preismedaille anerkannt. Auch wurden sie vom Könige Maximilian II. von Baiern in den erblichen Adelstand erhoben; außerdem erhielt Hermann im Aug. 1864 den Beinamen Sakünlünski und 4. April 1866 mit dem Commandeurkreuz des mexic. Guadeloupe-Ordens den Freiherrntitel. — Der fünfte Bruder, Emil S., geb. 7. Juli 1835, widmete sich rechtswissenschaftlichen Studien, wandte sich aber zu Berlin (1855), durch die Erfolge seiner Brüder ebenfalls zu selbständigem Forschen angeregt, dem Orientalischen zu und fühlte sich besonders durch die von letztern nach Europa gebrachten tibetanischen Handschriften angezogen. Als die bedeutendsten Früchte seiner tibetanischen Forschungen erschienen bisher «Buddhism in Tibet by literary documents and objects of religious worship» (Lpz. 1863, mit Atlas) und «Die Könige von Tibet» (Münch. 1865). — Der dritte Bruder, Eduard S., geb. 8. März 1831, widmete sich der militärischen Laufbahn und trat 1849 als Junker in die bair. Cavalerie, in der er 1850 zum Unter-, 1859 zum Oberlieutenant, 1866 zum Rittmeister avancirte und in den Generalstab berufen wurde. Ein Offizier von Talent und Kenntnissen, war er bereits seit 1857 als Adjutant des Generals von Zoller thätig. Auch betheiligte er sich 1860 an dem span.-marokk. Feldzuge, über den er in dem Werke «Der span.-marokk. Krieg» (Lpz. 1863) berichtet hat. Er fiel im Gefechte bei Kissingen, 10. Juli 1866.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Malerei ein lebhafter, wirksam angebrachter Lichtstrahl, durch welchen man einen Gegenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

Schlagschatten, s. Schatten.

Schlagschatz, s. Münze und Münzwesen.

Schlagwirthschaft heißt der landwirthschaftliche Betrieb, bei welchem die Felder in bestimmte Schläge getheilt sind, welche abwechselnd in geordneter Fruchtfolge bestellt werden. (S. Fruchtfolge und Koppelwirthschaft.). — S. in der Forstwirthschaft ist die geregelte Aufzucht und Abforstung des Holzes in geschlossenen Beständen von gleichem Alter, die beste Bewirthschaftungsmethode und das Ziel des rationellen Waldbaues. Der Forst wird dabei meistens je nach der Zahl der Umtriebsjahre in bestimmte Abtheilungen oder Schläge gebracht. S. läßt sich betreiben bei Hoch-, Mittel- und Niederwald.

Schlammbäder oder Moorbäder nennt man Eintauchungen des Körpers oder einzelner Körpertheile in einen Brei, welcher aus gewissen mineralhaltigen Dammerden (Moorerden) und heißem Wasser (auch Mineralwasser) hergestellt wird. Der Kranke bleibt darin etwa $^1/_2$ St. und taucht dann in ein laues Reinigungsbad. Die S. sind ein Mittel, um nicht nur die Wärme (weil dickflüssige, breiige Körper mehr Wärme binden), sondern, wie man, wol mit Unrecht, glaubt, auch gewisse Mineralstoffe weit intensiver auf die Haut und den übrigen Körper einwirken zu lassen. Für manche Patienten, besonders für Unbehülfliche und Delicate, hat diese Curmethode etwas sehr Abschreckendes. Die S. dienen besonders gegen Lähmungen, chronische Hautkrankheiten und als Moorumschläge oder Moortheilbäder gegen verschiedene örtliche Krankheiten.

Schlangen (Ophidia) bilden eine Ordnung der Reptilien oder Lurche und zeichnen sich durch einen langgestreckten, rundlichen Körper und den Mangel der Flossen oder Gliedmaßen, der Augenlider, des Brustbeins und des Trommelfells aus. Ihre Gestalt ist nur geringen Abänderungen unterworfen, die sich auf etwas bedeutendere Dicke, das Verhältniß des Schwanzes zum Körper und die Breite des Kopfes beschränken. Nur die Seeschlangen haben einen stark zusammengedrückten Körper und einen mit einem flossenartigen Hautsaume eingefaßten verticalen Ruderschwanz, sodaß sie den Aalen sehr ähnlich sind. In der Größe ändern die S. bedeutend ab, sehr wenige und noch dazu selten werden bis 30 F. lang, manche kaum spannenlang, die meisten messen nicht über 6 F. und bleiben nicht unter 3 F. lang. Am Skelet ist keine Spur von Gliedern, also auch nicht von Schulterblatt und Becken vorhanden, nur wenige, wie die Riesenschlangen, besitzen zwei neben dem After vortretende Fußstummel, welche gewöhnlich als Aftersporнen bezeichnet werden. Die in sehr großer Anzahl, bei den Riesenschlangen bis zu 400 vorhandenen Wirbel sind auf eine so eigenthümliche Art miteinander verbunden, daß die freieste Bewegung des ganzen Körpers stattfinden kann. Die Eintheilung des Körpers in die gewöhnlichen Regionen ist nur hinsichtlich des Schwanzes möglich, der ohne Rippen und hinter der Afteröffnung beginnt. Hals, Brust und Leib sind nicht zu unterscheiden, da schon der zweite Wirbel ein Rippenpaar trägt. Das Zwerchfell fehlt und die zahlreichen Rippen, von denen jede mit ihrer Spitze an das entsprechende Schild der Bauchhäute mittels Knorpel und einiger Muskeln befestigt ist, umgeben die ganze Körperhöhle gleichmäßig. Ein solcher Knochenbau wird der Anheftung zahlreicher und gleichartiger Muskeln sehr günstig, und daher erklärt sich die Schnelligkeit und Kraft aller Bewegungen. Die gewöhnlichste dieser Bewegungen ist ein eigentliches Kriechen, bei welchem die sich abwechselnd gerade stellenden Rippen Stützpunkte abgeben und daher die Füße ersetzen. Die schlängelnden Windungen geschehen übrigens, vielleicht kaum zwei bis drei Arten ausgenommen, horizontal abwechselnd nach rechts und links, nicht vertical in erhabenen Bogen, wie man sie gewöhnlich abbildet. Viele S. können die vordere Hälfte des Körpers senkrecht erheben, aber nur wenige vermögen in dieser Stellung lange zu verharren, wie die ägypt. Brillenschlange, welche deshalb den alten Aegyptern als Symbol der Wachsamkeit galt. In der Ruhe liegen sie meist spiralig zusammengerollt, und durch plötzliches Geradestrecken des zusammengerollten Körpers können viele eine Art von Sprung ausführen. Ihre gewaltige Muskelkraft beweist das Beispiel der Riesenschlangen und Pythonschlangen, welche Antilopen und andere Thiere durch Umschnürung tödten, indem sie ihnen die Rippen zerbrechen. Das Gehirn ist im Vergleich zu der großen Masse des Rückenmarks sehr klein und daher sind auch die Sinnesthätigkeiten gering. Die fast immer seitlich gestellten Augen haben keine Lider und sind mit einem zur äußern Haut gehörenden, durchscheinenden, kreisrunden Schilde bedeckt. Der Geruch ist sehr schwach; das Ohr von der allgemeinen Haut überzogen und innen ohne Trommelfell, daher auch der Gehörsinn stumpf. Die Zunge ist sehr lang, schmal und zweispaltig, kann weit hervorgestreckt und mit auffallender Schnelligkeit vibrirend hin und her bewegt werden, ist aber zum Schmecken ungeeignet, noch viel weniger kann sie verwunden, wie die Volksmeinung geht. Der Fühlsinn muß stumpf sein, weil trockene, harte Schuppen und Schilder, welche je nach den Körpertheilen anders gestaltet sind und daher verschiedene terminologische Namen erhalten, die ganze Oberfläche einhüllen. Unter ihnen liegt ein oft sehr lebhaft gefärbtes, bisweilen goldglänzendes oder regelmäßige Zeichnungen hervorbringendes Schleimnetz, niemals eine Fettlage, welche jedoch den Darmkanal umhüllt. Die Freßwerkzeuge sind nicht zur Zerkleinerung, sondern nur zum Verschlingen der unzerstückten Beute eingerichtet, und in ihrer Bildung weit mehr als in dem Fehlen der Füße, die auch manchen Eidechsen, wie z. B. unserer Blindschleiche, abgehen, liegt der unterscheidende Charakter der S. Die beiden Unterkieferhälften sind nämlich vorn ganz frei, nicht verbunden und außerdem wird noch ihre Anheftung an den Schädel durch zwei bewegliche Knochen, das Paukenbein und das Zitzenbein, vermittelt, wodurch ein zusammengesetztes Gelenk

entsteht, das eine ungemein weite Oeffnung des Rachens sowol in senkrechter als seitlicher Richtung erlaubt, während die hakenförmigen, am Gaumenknochen sowie auf den Kiefern aufgewachsenen Zähne nur dazu dienen, das Herausschlüpfen des Bissens zu verhindern, über dessen gradweiser Hinabwürgung mehrere Stunden vergehen können, wenn das ergriffene Thier groß ist. Daß aber manche S., z. B. die Riesenschlangen, ihre Beute vorher mit einem glättenden Geifer überziehen, ist unbegründet. Die Nahrung besteht nur aus lebenden Thieren; niemals berühren S. todte oder gar schon in Fäulniß übergegangene Thierkörper. Die meisten stellen Säugethieren und Vögeln nach, wenige leben von Fröschen, Weichthieren, Insekten, kleinen Krustenthieren und Ringelwürmern, die Seeschlangen von Fischen. Die Verdauung geschieht ungemein langsam, aber sehr vollkommen und das Bedürfniß des Fressens kehrt daher nur in langen Zwischenräumen wieder. Aus der vollkommenen Fäulniß des sehr lange im Darmkanal weilenden Nahrungsstoffs glaubt man auch den sehr übelriechenden Athem aller größern, zumal der giftigen S. ableiten zu müssen. Bedürfniß zum Trinken ist selten vorhanden, und das Trinken erfolgt leckend, mithin in sehr geringer Quantität auf einmal. Auch können S. die Entziehung des Wassers und aller Nahrung geraume Zeit, ja selbst monatelang ertragen. Saugen aber, wie oft behauptet worden ist, können S. nicht. Die Athmung erfolgt durch die Lungen, welche die Wirbelsäule entlang weit nach hinten reichen. Sie entbehren des Geselligkeitstriebes, leben einsam, und der Fortpflanzungstrieb veranlaßt nur eine vorübergehende Annäherung der Individuen, aber keinen Haushalt. Sie wohnen theils in Wäldern, theils in offenern Gegenden, einige selbst in der schattenlosen, glühenden Wüste; manche ziehen sich gelegentlich in das Wasser zurück; die Seeschlangen bewohnen das Meer der heißen Zone. Einige sind der Zähmung einigermaßen fähig und werden theils von Gauklern zu Kunststücken gebraucht, wie es schon in alten Zeiten von den Psyllen, einem libyschen Volksstamme, geschah, theils aus sonderbarer Liebhaberei in den Häusern gehalten, wie die Korallenschlange in Südamerika. Die äußerlich nicht unterscheidbaren Weibchen legen schmuzigweiße Eier, welche zuweilen bündelweise durch zähe Fäden zusammenhängen und zur Ausbrütung stets der atmosphärischen Wärme überlassen bleiben. Viele Giftschlangen bringen aber gleich lebendige Junge hervor. Die auskriechenden Jungen gleichen so ziemlich ihren Aeltern, erhalten aber ihren vollen Glanz erst nach mehrmaligen, rasch aufeinanderfolgenden Häutungen. Lebensdauer und Lebenszähigkeit sind groß. Alle S. lieben die Wärme, scheuen meistens das Licht, verfallen im Winter oder in der heißesten, trockensten Zeit der Tropenländer in einen lethargischen Zustand und fürchten den Menschen, den sie gewöhnlich nur heimtückisch anfallen. Den Menschen sind sie von wenig Nutzen; nur rohe, uncultivirte Nationen genießen das Fleisch von mehrern S. Mehr noch wird das Schlangenfett benutzt. Man theilt die S. in giftlose und giftige, welche letztere durch das Vorhandensein der Giftzähne sich unterscheiden; allerdings gibt es aber auch zwischen beiden Mittelformen. Die eigentlichen Giftzähne stehen stets im Oberkiefer, gewöhnlich paarweise, und dahinter einige junge Ersatzzähne. Sie sind mit einer Rinne versehen oder ganz hohl und an der Spitze mit einer Oeffnung versehen, aus welcher das in den darunterliegenden Giftdrüsen abgesonderte Gift beim Bisse mit einiger Gewalt austritt. (S. Viper.) Das Gift ist eine geruch- und geschmacklose Flüssigkeit, welche Lackmuspapier röthet und durch Eintrocknen nach kurzer Zeit ihre tödliche Eigenschaft verliert. Sog. weißblütige Thiere, z. B. Krebse, sind gegen Schlangenbisse ganz unempfindlich. Unter den höhern Thieren erleidet wol nur der Igel von den Bissen giftiger S. keinen Nachtheil. Deutschland besitzt nur sehr wenige und darunter nur eine giftige Art, die Kreuzotter. Vgl. Lenz, «Schlangenkunde» (Gotha 1832); Duméril und Bibron, «Erpétologie générale» (Par. 1834 fg.). — Bei den Alten hatten die S. eine heilige Bedeutung. Schon in den frühesten Zeiten findet sich die Vorstellung der Schlange als eines bösen Wesens, und sie wurde daher bei vielen Völkern bald das Symbol des Bösen, Schädlichen, Zweideutigen, der verlockenden Wollust, der List, Klugheit und Wachsamkeit, aber auch der Fruchtbarkeit. Das erste findet sich in der biblischen Sage vom Sündenfall und in dem pers. Dualismus, wo Ahriman in Gestalt der Schlange den Stier des Ormuzd mörderisch anfällt. Als Symbol der Fruchtbarkeit erscheint sie in der ägypt. Mythologie und als Symbol schaffender Kraft in der phöniz. Kosmogonie. Den alten Aegyptern galt die Brillenschlange als Symbol des Kneph und wurde göttlich verehrt, und von den gnostischen Ophiten (s. d.) wurde die Schlange in ihren symbolischen Darstellungen christl. Dogmen gebraucht. Auch die Babylonier, die Griechen und Römer betrachteten die S. als Emblem des guten Wesens, des Agathodämon. So bedeutet das auf den Wandgemälden Pompejis häufig dargestellte, über einen Altar sich neigende Schlangenpaar die Götter des Hauses,

die sorgenden Laren. Auch zauberische und heilende Kräfte schrieb man den S. zu und so wurden sie ein Attribut des Aesculap (s. d.) und Symbol der Zauberei und Heilkunst. In der nordischen Mythologie dagegen hat die Schlange einen schlechten Ruf, und jetzt betrachtet man in allen Ländern, wo europ. Sitte herrscht, jene Thiere nur mit Schrecken und Abscheu.

Schlangenbad, ein im ehemaligen Herzogthum Nassau, 3 St. westnordwestlich von Wiesbaden, 2 St. südlich von Schwalbach, 897 F. über der Meeresfläche gelegener Curort, welcher seinen Namen von den vielen in der Umgegend lebenden kleinen unschädlichen Schlangen führt, besitzt acht Mineralquellen, welche, einen Säuerling, die Wiesenquelle, von 13° R. ausgenommen, sämmtlich zu den erdig-alkalischen Mineralwässern gehören und eine Temperatur von 21—25° R. haben. Das Wasser wirkt beruhigend und krampfstillend auf das Nervensystem, in ähnlicher Weise auf das Gefäßsystem, besonders aber belebend, erweichend und wahrhaft verjüngend auf die äußere Haut. Hauptsächlich wird es in der Form von Bädern sowie mit Badeschlamm vermischt zu Umschlägen bei chronischen Nerven- und Hautkrankheiten, Leiden der weiblichen Zeugungsorgane, Lähmungen gichtischer und rheumatischer Natur und chronischen Entzündungen innerer Organe angewendet. Die Badeanstalten sind, sowie überhaupt alle Einrichtungen, vorzüglich, und die Umgegend ist geeignet, den Badegästen, von denen sich jährlich ungefähr 1500 meist weiblichen Geschlechts hier einfinden, den Aufenthalt angenehm zu machen. Vgl. Baumann, «S., kurzgefaßte Darstellung seiner Curverhältnisse» (Wiesb. 1864); Bertrand, «Das S.» (Wiesb. 1856).

Schlaraffenland, s. Utopien.

Schlechta-Wšsehrd (Ottokar Maria, Freiherr), verdienter Orientalist, geb. 20. Juli 1825 zu Wien, trat 1842 in die k. k. Orientalische Akademie daselbst und 1848 als Attaché der kaiserl. Internuntiatur zu Konstantinopel in den öffentlichen Dienst. 1860 kehrte er aus Konstantinopel nach Wien zurück, wo er im Frühjahr 1861 zum Wirkl. Legationsrath und Director der Orientalischen Akademie ernannt wurde. Eine von ihm zusammengebrachte werthvolle Sammlung orient. Manuscripte wurde der kaiserl. Bibliothek einverleibt. S. ist einer der vorzüglichsten Kenner der pers. und türk. Sprache. Er gab den «Frühlingsgarten» des pers. Dichters Dschami mit deutscher Uebersetzung (Wien 1846) sowie Uebertragungen von Saadi's «Fruchtgarten» (Wien 1852) und Ibn-Jemin's «Bruchstücken» (Wien 1852) heraus. S. selbst verfaßte in türk. Sprache ein «Buch des Völkerrechts» (2 Bde., Wien 1847), welches einen Abriß des europ. Völkerrechts im Kriege und im Frieden enthält und überhaupt das erste von einem Abendländer in türk. Sprache veröffentlichte Buch ist. Außerdem schrieb er mehrere Abhandlungen für die «Denkschriften» und «Sitzungsberichte» der wiener Akademie, deren Mitglied er ist, und lieferte zahlreiche Beiträge für Fachzeitschriften, in denen er Gegenstände der neuern Geschichte Persiens und der Türkei behandelt.

Schlegel (August Wilh. von), ausgezeichnet als Dichter und Uebersetzer wie als Kritiker und Orientalist, der Sohn Joh. Adolf Schlegel's (s. d.), geb. zu Hannover 5. Sept. 1767, wurde von seiner Mutter in der Religion und von Hauslehrern und auf der Schule zu Hannover in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Früh entwickelten sich seine Dichteranlagen, und schon in seinen ersten Jugendversuchen zeigte er eine ungemeine Leichtigkeit im Versbau und Reim. Er studirte in Göttingen anfangs Theologie, dann Philologie, gewann Bürger's Freundschaft und war Mitglied des philol. Seminariums unter Heyne. Eine lat. Abhandlung über die Homerische Geographie bewährte nebst andern philol. Arbeiten seine gründliche Kenntniß des Alterthums. Von Göttingen ging er als Hofmeister nach Amsterdam in das Haus des Bankiers Muilman und von da nach drei Jahren nach Jena, wo er Professor wurde und von Karl August den Titel eines Raths erhielt. Hier nahm er an Schiller's «Horen» sowie später an dessen «Musenalmanach» lebhaften Antheil und war bis 1799 vielleicht der fleißigste Mitarbeiter an der «Allgemeinen Literaturzeitung». In dieser Zeit begann er die Uebersetzung des Shakspeare (9 Bde., Berl. 1797—1810), deren Einfluß auf die deutsche Dichtkunst und auf die deutsche Bühne gleich groß wurde. Doch hat er selbst nur 17 Stücke übersetzt; die übrigen wurden unter L. Tieck's Aufsicht von dessen Tochter Dorothea und vom Grafen Baudissin übertragen (Berl. 1825—33). Eine neue, unter Ulrici's Leitung sorgfältig revidirte und theilweise neu bearbeitete Ausgabe des Ganzen besorgte die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft (12 Bde., Berl. 1867 fg.). S. hielt in Jena ästhetische Vorlesungen und gab mit seinem Bruder Friedr. von Schlegel (s. d.) das «Athenäum» (3 Bde., Berl. 1798—1800) heraus, welches bei aller kritischen Strenge manche Anregung zu poetischer Thätigkeit enthielt. Noch erschienen während seines Aufenthalts in Jena die erste Ausgabe seiner «Gedichte» (Tüb. 1800) und die «Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue» (1800), eine Geburt des Muthwillens, veranlaßt

durch den gegen S. gerichteten «Hyperboreischen Esel» Kotzebue's. Letzterer, mit G. Merkel verbündet, führte diesen Kampf auf oft unwürdige Weise im «Freimüthigen» fort, wobei namentlich die «Zeitung für die elegante Welt» auf seiten der sog. Romantischen Schule stand. Die mit seinem Bruder Friedrich von S. herausgegebenen «Charakteristiken und Kritiken» (2 Bde., Königsb. 1801) haben manchen Geistesfunken entzündet. Beide Brüder lebten damals ein reiches, wissenschaftlich poetisches Leben mit gleichgesinnten Freunden, zu denen vorzüglich Tieck und Novalis gehörten. Nach der Trennung von seiner Gattin, einer Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, wendete sich S. nach Berlin, wo er gegen Ende des J. 1802 Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt, die in seines Bruders «Europa» (Bd. 2) abgedruckt wurden. 1803 erschien der «Ion», ein antikes Trauerspiel ohne rechte Lebenskraft, welches aber dramaturgisch interessante Verhandlungen zwischen Bernhardi, Schelling und dem Verfasser veranlaßte. Hierauf erschien sein «Span. Theater» (2 Bde., Berl. 1803—9; neue Aufl., Lpz. 1845), fünf Stücke Calderon's in nach Form und Inhalt so meisterhafter Uebersetzung enthaltend, daß jener Dichter durch dieselbe eigentlich zuerst in Deutschland eingeführt wurde. Gleiches leisteten für die Lyriker des Südens die «Blumensträuße der ital., span. und portug. Poesie» (Berl. 1804). Schon früher (1791—97) hatte er in verschiedenen Zeitschriften, besonders in den «Horen», zahlreiche und zum Theil umfängliche Bruchstücke aus Dante's «Göttlicher Komödie» vortrefflich, wenn auch nicht in strenger Terzinenform, übersetzt.

S.'s Leben gewann einen neuen Wendepunkt, als er 1805 mit Frau von Staël auf Reisen ging und abwechselnd in Coppet, Italien, Frankreich, Wien, Stockholm u. s. w. lebte. In franz. Sprache schrieb er 1807 eine «Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine», welche unter den pariser Literatoren ungewöhnliches Aufsehen machte. Im Frühling 1808 hielt er in Wien «Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur» (3 Bde., Heidelb. 1809—11; 2. Aufl. 1817), die fast in alle gebildeten Sprachen übersetzt wurden. Dieselben haben bei manchem Irrthum in den Grundideen und im einzelnen sowol die geschichtliche als die ästhetische Einsicht in das Wesen des Drama wesentlich gefördert. In der neuen Sammlung seiner «Poetischen Werke» (2 Bde., Heidelb. 1811; 2. Aufl. 1820) findet sich der größte Reichthum poetischer Formen und eine vollendete Kunst der Sprache und des Rhythmus; am höchsten darunter stehen die Sonette und die Elegie «Rom», viel tiefer die oft überschätzten Romanzen, z. B. «Arion». Die Ereignisse der Zeit bemächtigten sich auch seines Gemüths. 1813 begleitete er den Kronprinzen von Schweden, welchen er 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretär und wurde nächst andern Ehrenbezeigungen auch in den Adelstand erhoben. Nach Napoleon's Sturze kehrte er zu Frau von Staël zurück, nach deren Tode er 1818 als Professor an die Universität Bonn ging. Hier verheirathete er sich 1819 mit der Tochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg; doch auch diese Ehe mußte schon 1820 wieder getrennt werden. In seiner neuen Laufbahn trug er vorzüglich die Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften vor. Gleichzeitig wendete er sich dem Studium der orient. Literatur, namentlich, einer der ersten in Deutschland, dem des Sanskrit zu. Demzufolge gab er die «Indische Bibliothek» (3 Bde., Bonn 1820—30) heraus und richtete eine indische Druckerei ein. 1823 erschien als Probe seiner Bearbeitung sanskritischer Texte «Bhagavad-Gîta», eine Episode aus dem Epos «Mahâbhârata» mit lat. Uebersetzung (2. Aufl., Bonn 1846); später ließ er den Anfang einer Ausgabe des epischen Gedichts «Râmâjana» (Bd. 1 u. 2, Bonn 1829—39) folgen. Seine orient. Studien führten ihn hierauf nach Frankreich und 1823 nach England. Nach seiner Rückkehr übernahm er auch die Aufsicht über das Museum vaterländischer Alterthümer. 1827 hielt er in Berlin «Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste» (Berl. 1827). Diesen folgten seine «Kritischen Schriften» (2 Bde., Berl. 1828) und die an Mackintosh gerichteten «Réflexions sur l'étude des langues asiatiques» (Berl. 1832). In der Broschüre «Berichtigung einiger Misdeutungen» (Berl. 1828) vertheidigte er sich gegen die ihm gemachte Beschuldigung des Kryptokatholicismus. Einige in dem Wendt'schen «Musenalmanach» für 1832 und andere aus seinem Nachlaß gedruckte Gedichte beweisen, wie berechtigt der oft gegen S. erhobene Vorwurf großer, mit den Jahren wachsender Eitelkeit war. Noch mehr fällt in denselben die Verunglimpfung der ausgezeichnetsten Männer auf, welchen er früher persönlich und literarisch die größte Verehrung erwiesen hatte. S. starb zu Bonn 12. Mai 1845. Nach seinem Tode hat Böcking eine mit größter Sorgfalt redigirte Ausgabe von S.'s «Sämmtlichen Werken» (12 Bde., Lpz. 1846—47) besorgt, der sich die «Oeuvres, écrites en français» (3 Bde., Lpz. 1846) und die «Opuscula latina» (Lpz. 1848) anschlossen.

Schlegel (Karl Wilh. Friedr. von), des vorigen Bruder, geb. zu Hannover am 10. März 1772, sollte Kaufmann werden, fühlte sich aber, als er in Leipzig die Handlung erlernte, zu diesem Berufe so wenig geeignet, daß der Vater ihn zurücknahm. Im Alter von 16 J. begann er nun seine gelehrte Bildung mit dem glühendsten Eifer. Er widmete sich der Philologie, studirte in Göttingen, dann in Leipzig und durfte nach Vollendung seiner akademischen Studien sich rühmen, jeden aus dem Alterthum erhaltenen griech. und röm. Schriftsteller von einiger Bedeutung aus eigenem Studium zu kennen. Seine erste Schrift von größerm Umfange waren die «Griechen und Römer» (Hamb. 1797), deren Werth auch Heyne anerkannte. Als eine Fortsetzung derselben kann die «Geschichte der Poesie der Griechen und Römer» (Berl. 1798) gelten, die aber ebenfalls nur Bruchstück geblieben ist. In diesen Werken zeigte S. bei einer Fülle von Gelehrsamkeit die Originalität des Selbstdenkers und die Kraft der historisch-kritischen Waffen, mit welchen er sich im Felde der alten und neuen Poesie zu bewegen anfing. Gediegene Aufsätze und fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. s. w. lieferte er in dieser Zeit in das von ihm mit seinem Bruder herausgegebene «Athenäum». Sodann veröffentlichte er den vielbesprochenen Roman «Lucinde» (Bd. 1, Berl. 1799). Er selbst schien durch das Aufgeben der Fortsetzung desselben die Gerechtigkeit der Urtheile anzuerkennen, die in diesem Werke nur eine gefährliche Verklärung der Wollust sahen. 1800 ließ er sich als Privatdocent in Jena nieder, wo er mit großem Beifall philos. Vorlesungen hielt. In dieser Periode trat er zuerst im «Athenäum» als Dichter auf, und er versuchte sich seitdem in den mannichfaltigsten Formen («Gedichte», Berl. 1809). Im «Alarcos» (Berl. 1802), einem originellen Trauerspiele, welches antike und romantische Elemente seltsam vermischt, wendete er zuerst die Assonanz an. 1802 lebte er einige Zeit in Dresden. Dann reiste er nach Paris, wo er Vorlesungen über Philosophie hielt, die Monatsschrift «Europa» (2 Bde., Frankf. 1803) herausgab und sich mit der Kunst und den roman. Sprachen, besonders aber mit der indischen Sprache und Literatur beschäftigte. Die Früchte dieses Studiums legte er in der anregenden Schrift «Ueber die Sprache und Weisheit der Indier» (Heidelb. 1808) nieder. In Köln ging er 1803 mit seiner Gattin zur kath. Kirche über, eine Veränderung, die auf seinen schriftstellerischen Charakter bedeutend wirkte, da er seitdem als entschiedener Gegner religiöser und polit. Freiheit auftrat und sich immer tiefer in unklare Träumereien verlor. 1808 wendete sich S. nach Wien. Im Feldzuge von 1809 befand er sich als kaiserl. Hofsecretär im Hauptquartier des Erzherzogs Karl und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geist der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literarischen Thätigkeit zurück und hielt zu Wien Vorlesungen, die unter dem Titel «Ueber die neuere Geschichte» (Wien 1811) und «Geschichte der alten und neuen Literatur» (2 Bde., Wien 1815) im Druck erschienen. In dem erstern Werke trat seine religiöse Befangenheit stark hervor; von weit größerm, bleibendem Werthe ist das zweite. Durch mehrere diplomatische Schriften erwarb er sich Metternich's Vertrauen, wurde Legationsrath der österr. Gesandtschaft bei dem deutschen Bundestage, kehrte jedoch im Anfange 1818 nach Wien zurück. Hier unternahm er die Zeitschrift «Concordia» (Wien 1820—21) in der Absicht, die verschiedenen Meinungen über Kirche und Staat zu vereinigen, und besorgte eine unvollständige Ausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» (10 Bde., Wien 1822 fg.; vermehrte Aufl., 15 Bde., 1846). 1827 hielt er öffentliche Vorträge über «Philosophie des Lebens» (Wien 1828) und 1828 über «Philosophie der Geschichte» (2 Bde., Wien 1829); beide Werke tragen bei vielem Scharfsinne die Spuren seiner spätern Richtung sehr deutlich an sich. Gegen das Ende des J. 1828 unternahm er eine Reise nach Dresden und hielt daselbst eine Reihe Vorträge, in deren Mitte ihn 11. Jan. 1829 der Tod überraschte. Dieselben erschienen unter dem Titel «Philos. Vorlesungen, insbesondere über die Philosophie der Sprache und des Worts» (Wien 1830). Seine «Philos. Vorlesungen aus den J. 1804—6, nebst Fragmenten, vorzüglich philos.-theol. Inhalts», wurden aus dem Nachlasse von Windischmann herausgegeben (2 Bde., Bonn 1836—37; 2. Aufl. 1846) und bilden Band 1—4 der Supplementbände zu seinen «Sämmtlichen Schriften». Seine Gattin Dorothea, Tochter M. Mendelssohn's (s. d.), geschiedene Veit, geb. in Berlin gegen 1770, gest. in Frankfurt a. M. im Aug. 1839, eine geistreiche, aber excentrische Frau, war die Verfasserin einiger von S. herausgegebenen Schriften, des unvollendeten Romans «Florentin» (Bd. 1, Lpz. 1801), des ersten Bandes der «Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters» (2 Bde., Lpz. 1804) und des «Lother und Maller» (Frankf. 1805).

S. und sein Bruder August Wilhelm sind als die doctrinären Begründer der sog. Romantischen Schule (s. Deutsche Literatur) anzusehen, und was gegen die Richtung selbst einzuwenden, fällt auch im ganzen den beiden Häuptern zur Last. Dennoch kann man Tiefe und

Fülle der Kenntnisse und eine gediegene Form der Darstellung den Brüdern nicht absprechen. Besonders ist die Prosa von August Wilh. von S. wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, welche der Tiefsinn des Bruders nicht immer erreicht; dagegen verräth die Poesie des erstern bisweilen eine allzu große Künstlichkeit. Wichtiger aber als beider eigene poetische Schöpfungen sind August Wilh. von S.'s meisterhafte poetische Uebersetzungen und beider kritische Bestrebungen. Es verdient Lob, daß sie bei ihren steten polemischen Berührungen ohne Rücksicht auf berühmte Namen verfuhren, das Schlechte und Mittelmäßige mit entschiedenem Urtheil verwarfen, wenn sie auch bisweilen zu weit gingen. Sie unterschieden die Grenzen der antiken und romantischen Kunst und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darstellung und machten in dieser Hinsicht auf Goethe aufmerksam, dessen gründlicheres Studium sie wirklich eingeleitet haben. Vorzüglich war es aber August Wilhelm von S., welcher in einem großen Sinne und Umfange Vermittler der deutschen und ausländischen Literatur geworden. Die Brüder lebten überdies stets harmonisch miteinander, wenn auch nicht jeder die Ansichten des andern immer theilte.

Schlegel (Karl Gustav Moritz), bekannt durch seine theol. Schriften, der älteste Bruder der beiden vorigen, geb. zu Hannover 26. Sept. 1756, studirte zu Göttingen und erhielt, nachdem er mehrere Jahre als Hauslehrer im Mecklenburgischen gelebt hatte, die Pfarrstelle zu Bothfeld und wurde 1790 als zweiter Prediger nach Harburg berufen. Von 1796—1816 wirkte er als Superintendent und Prediger zu Göttingen. Dann folgte er dem Rufe als Generalsuperintendent und erster Prediger zu Harburg, wo er 29. Jan. 1826 starb. Sein Hauptwerk ist die «Kritische und systematische Darstellung der verbotenen Grade der Verwandtschaft und Schwägerschaft u. s. w.» (Hannov. 1802). — Johann Karl Fürchtegott S., der vierte der Brüder, ein verdienter Kirchenhistoriker, geb. zu Zerbst 2. Jan. 1758, besuchte ebenfalls die Schule zu Hannover und studirte zu Göttingen die Rechte. Seit 1782 bei dem Consistorium zu Hannover angestellt, starb er als Consistorialrath 13. Nov. 1831. Unter seinen gediegenen schriftstellerischen Arbeiten sind zu erwähnen: «Hannov. Kirchenrecht» (5 Bde., Hannov. 1801—5); «Ueber den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker» (2 Bde., Hannov. 1819); «Kirchengeschichte von Norddeutschland» (3 Bde., Hannov. 1828—32). — Karl August Moritz S., ein fünfter Bruder, geb. um 1760, starb als engl. Offizier in Ostindien.

Schlegel (Joh. Adolf), deutscher Dichter und Kanzelredner, geb. zu Meißen 18. Sept. 1721, wo sein Vater Stiftssyndikus war, besuchte Schulpforte und die Universität zu Leipzig. In Leipzig wurde er Mitbegründer der «Bremischen Beiträge». Nachdem er mehrere Jahre lang Hauslehrer gewesen, wurde er 1751 Diakonus und Schulcollege in Pforte, 1754 Prediger und Professor am Gymnasium zu Zerbst und 1759 Pastor an der Marktkirche zu Hannover, wo er als Consistorialrath, Superintendent und Pastor an der neustädter Kirche 16. Sept. 1793 starb. Seine dichterischen Werke, «Fabeln und Erzählungen» (Lpz. 1769), «Geistliche Gesänge» (3 Sammlungen, Lpz. 1766—72) und «Vermischte Gedichte» (2 Bde., Hannov. 1787—89), gehörten ihrerzeit zu den bessern Leistungen dieser Art; jetzt sind sie, außer einigen noch mit Recht im kirchlichen Gebrauch befindlichen Liedern, veraltet. Sehr verdienstlich war seine Uebersetzung von Batteux' «Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz», welche er mit verschiedenen eigenen sowol erläuternden wie widerlegenden Abhandlungen begleitete (2 Bde., Lpz. 1751; 3. Aufl. 1770). Zahlreiche Predigtsammlungen, welche er von 1754—76 herausgab, zeigen ihn als einen aufgeklärten, rednerisch begabten Theologen.

Schlegel (Joh. Elias), ein deutscher Dichter aus den Zeiten des Aufschwungs der deutschen Literatur, der ältere Bruder des vorigen, geb. 28. Jan. 1718 zu Meißen, verfaßte schon in Schulpforte die später umgearbeiteten Trauerspiele «Die Trojanerinnen», «Die Geschwister in Taurien» und «Dido». In Leipzig, wo er seit 1739 die Rechte studirte, wurde er mit Gottsched bekannt, der mehreres von ihm in seine «Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit» und in seine «Deutsche Schaubühne» aufnahm. Nach beendigter Studienzeit folgte er 1743 als Privatsecretär dem sächs. Gesandten von Spener, seinem Verwandten, nach Kopenhagen. Später nahm er an den «Bremischen Beiträgen» thätigen Antheil und gab auch selbst in deutscher Sprache eine Wochenschrift «Der Fremde» heraus, worin er seine Bemerkungen über dän. Literatur und Sitten vortrug. Für das dän. Theater arbeitete er einige Lustspiele aus, welche nach seiner Handschrift ins Dänische übersetzt wurden. Durch Holberg's Einfluß wurde er 1748 außerord. Professor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Soröe, wo er aber schon 13. Aug. 1749 starb. S. ist eigentlich der erste deutsche dramatische Schriftsteller des 18. Jahrh., der genannt zu werden verdient. Seine dramatischen Arbeiten,

obwol noch nicht frei von dem Einflusse der franz. Dramaturgie und der Gottsched'schen Schule, sind doch schätzbare Denkmale des Aufblühens der dramatischen Literatur. Für seine besten Trauerspiele gelten «Hermann» und «Kanut», nach der Weise der Zeit in Alexandrinern, die er mit ziemlicher Leichtigkeit zu behandeln wußte. Auch für das Lustspiel zeigte er Anlage; der «Triumph der guten Frauen», in Prosa, und die in Alexandrinern geschriebene «Stumme Schönheit» fanden Beifall und wurden von Mendelssohn und Lessing gepriesen. Von minderm Interesse sind seine übrigen Gedichte, poetischen Episteln und allegorisch-epischen Versuche. Seine Werke gab sein Bruder Joh. Heinr. S. (5 Bde., Kopenh. und Lpz. 1761—70) heraus.

Schlegel (Joh. Heinrich), dän. Geschichtschreiber, der jüngere Bruder der beiden vorigen, geb. zu Meißen 1724, erhielt mit jenen gleiche Erziehung und studirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit der Geschichte der schönen Literatur. Durch Vermittelung seines Bruders Joh. Elias S. kam er als Secretär der dän. Kanzlei nach Kopenhagen, wo er dann Professor der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrath wurde und 18. Oct. 1780 starb. Er hat mehrere Schauspiele von Thomson und andern engl. Dramatikern nach Maßgabe seiner Zeit sehr glücklich verdeutscht. Außer andern, die dän. Geschichte betreffenden Werken hat er auch eine «Geschichte der dän. Könige aus dem oldenburg. Stamme» (2 Bde., Kopenh. und Lpz. 1777) geschrieben und die Ausgabe der Werke seines Bruders Joh. Elias S. besorgt. — Johann Friedrich Wilhelm S., des vorigen Sohn, geb. zu Kopenhagen 4. Oct. 1765, studirte seit 1782 auf der dasigen Universität die Rechte, wo er 1789 Adjunct und 1800 ord. Professor der Rechte wurde. 1801 kam er zwar als Etatsrath und Chef des ersten Departements in die dän. Kanzlei; doch schon 1803 kehrte er in seine frühere Stellung an die Universität zurück. 1812 wurde er zum Conferenzrath erhoben. Er gehörte zu den Männern, die sich durch Vorarbeiten um die Einführung der landständischen Versammlungen in Dänemark große Verdienste erworben haben. Kränkelnd zog er sich 1834 auf seinen Landsitz Stötteröd bei Kopenhagen zurück, wo er 19. Juli 1836 starb. Von seinen zahlreichen Schriften, meist in dän. Sprache, sind zu erwähnen: «Naturrecht» (Kopenh. 1798; 2. Aufl. 1805); «Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg» (deutsch, Schlesw. 1829) und die kritische Ausgabe der «Grågås» (Kopenh. 1830).

Schlehen nennt man die fast kugeligen, schwarzblauen und hellblau bereiften Früchte des Schlehendorns oder Schwarzdorns, welcher zur Gattung Prunus gehört und im Systeme als Schlehen-Pflaumenbaum (Prunus spinosa L.) bezeichnet wird. Dieser bildet einen 4—10 F. hohen, sehr ästigen Strauch mit dornspitzigen, wegen der fast rechtwinkeligen Verzweigung überaus sperrigen Aesten. Die jüngsten Triebe sind fein flaumig behaart, die Blütenstiele kahl, die Blüten klein, schneeweiß, schon vor den Blättern entwickelt und die Früchte aufrecht. Er wächst gemein in Gebüschen, an Waldrändern und an dürren Orten in ganz Europa. Die bittere, abstringirende Rinde wird gegen Wechselfieber gerühmt und auch zum Braunrothfärben benutzt. Die unangenehm und herb-bitter riechenden Blüten geben ein purgirendes und blutreinigendes Heilmittel ab, das sehr häufig als Volksmittel dient. Aus den sehr herben Früchten, welche unreif auch zum Schwarzfärben verwendet werden, bereitete man früher ein abstringirendes Extract (Succus Acaciae nostratis), welches gegen Diarrhöen, Schleim- und Blutflüsse in Anwendung kam, aber jetzt nur noch selten gebraucht wird. Erst wenn die S. einige Fröste ausgestanden haben, werden sie genießbar; auch werden sie eingemacht und zur Bereitung eines Branntweins benutzt. Die schlanken Schößlinge werden zu Spazierstöcken verarbeitet und das Reisig wird zur Ausfüllung der Leckwerke in den Salzwerken sowie zu Faschinen bei Uferbauten gebraucht. Wegen seiner weit und breit umherkriechenden Wurzeln und vielen Schößlinge ist dieser Strauch zu Gartenzäunen nicht zu empfehlen. Man hat auch eine Spielart mit gefüllten Blüten. Den Namen Schwarzdorn hat dieser Strauch von seinen dunkeln, berindeten, oft wie berußt aussehenden Stämmen, Aesten und Zweigen.

Schlei oder Schley, eine $5\frac{1}{2}$ M. lange, sehr schmale Ostseebucht, dringt in südwestl. Richtung fjordartig in das Herzogthum Schleswig ein, gleicht zwischen Kappel und Missunde (s. d.) nur einem breiten Flusse, erweitert sich aber jenseit Missunde seeartig zu der sog. Großen Breite, die westwärts bis zur Stadt Schleswig reicht. Einst bildete dieser Schleibusen einen berühmten Seehafen. Jetzt ist die S. nur kleinern Schiffen zugänglich und hauptsächlich wegen ihres Fischreichthums berühmt. 1416 verschütteten die Holsteiner, um die Schiffe der Dänen abzuhalten, den Eingang. Später wurde, um die Schiffahrt auf dem im übrigen tiefen Gewässer wieder in Gang zu bringen, $\frac{1}{4}$ M. südlich von der flachen, mehrarmigen Mündung eine schmale

Landenge durchstochen und so ein 7 F. tiefer Kanal, die Schleimünde, hergestellt. Die S. begrenzt mit der Ostsee und der Eckenförder Bucht den District Swansen.

Schleicher (August), ausgezeichneter deutscher Sprachforscher, geb. 19. Febr. 1821 zu Meiningen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Koburg und widmete sich seit 1840 erst zu Leipzig, dann zu Tübingen dem Studium der Theologie und orient. Sprachen. Doch entsagte er der theol. Laufbahn und wandte sich Ostern 1843 nach Bonn, wo er sich besonders unter Ritschl's maßgebendem Einflusse mit classischer Philologie, daneben aber auch eifrig mit Sanskrit und Arabisch beschäftigte. 1846 erwarb er sich daselbst die philos. Doctorwürde und habilitirte sich bald darauf für Sprachwissenschaft, der er sich von nun an ausschließlich zuwandte. Vor allem war er bestrebt sich mit möglichst zahlreichen und verschiedenartigen Sprachen bekannt zu machen, um sich eine Anschauung der verschiedenen Sprachformen zu erwerben. Ostern 1850 ward S. zu einer außerord. Professur der Philologie nach Prag berufen, die er jedoch bald mit der für Sprachwissenschaft vertauschte. Zu Prag machte er sich mit den slaw. Sprachen vertraut, deren wissenschaftlicher Durchforschung er seitdem vorzugsweise seine Thätigkeit widmete. Mit Unterstützung der wiener Akademie unternahm er eine mehrmonatliche Reise nach Litauen, um die litauische Sprache an Ort und Stelle zu erlernen. Ostern 1857 folgte er einem Rufe als Honorarprofessor für Sprachwissenschaft und altdeutsche Philologie (die er schon zu Prag zu lehren begonnen hatte) an die Universität Jena, an der er seitdem mit günstigem Erfolg gewirkt hat. Seinen literarischen Ruf begründete S. mit «Sprachvergleichende Untersuchungen», deren erster Theil Untersuchungen «Zur vergleichenden Sprachengeschichte» (Bonn 1848) enthält, während der zweite eine systematische Uebersicht über «Die Sprachen Europas» (Bonn 1850) bietet. In Prag verfaßte er «Die Formenlehre der kirchenslaw. Sprache, erklärend und vergleichend dargestellt» (Bonn 1853) und das höchst werthvolle «Handbuch der litauischen Sprache» (Bd. 1, «Litauische Grammatik», Prag 1856; Bd. 2, «Litauisches Lesebuch und Glossar», 1857). Letztern schloß sich später eine Sammlung «Litauische Märchen, Sprichworte, Räthsel und Lieder» (Weim. 1857) sowie eine Ausgabe der «Dichtungen» des Christian Donaleitis (Petersb. 1865) an. Zwei andere Werke von anerkanntem Werthe sind «Die deutsche Sprache» (Stuttg. 1860) und das «Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen» (Weim. 1862; 2. Aufl. 1866), durch welche die Einsicht in die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerman. Sprachen wesentlich gefördert worden ist. Von seinen Beiträgen zur allgemeinen Sprachwissenschaft sind besonders hervorzuheben: «Zur Morphologie der Sprache» (Petersb. 1859), «Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft» (Weim. 1863), «Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen» (Weim. 1865) und «Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form» (Lpz. 1865). Zahlreiche kleinere Arbeiten von S. finden sich in der «Zeitschrift für österr. Gymnasien», in den «Sitzungsberichten» der wiener Akademie, in verschiedenen prager Zeitschriften (in böhm. Sprache) u. s. w. In russ. Sprache veröffentlichte er Vorarbeiten zu einer vergleichenden Grammatik der slaw. Sprachen (in den «Mémoires» der petersburger Akademie). Eine Grammatik der polabischen Sprache stellte er für das J. 1868 in Aussicht. Seit 1858 gibt S. mit Kuhn in Berlin die «Beiträge für vergleichende Sprachforschung» heraus. Seine kleine Schrift «Volksthümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande» (Weim. 1858) ist ein werthvoller Beitrag zur Kunde der deutschen Volksmundarten.

Schleichhandel oder Schmuggelhandel, Schmuggel (franz. contrebande), heißt der die Zoll- und Verbrauchsabgaben umgehende Waarenverkehr. Ein solcher ungesetzlicher, die Einkünfte des Einfuhrstaats wie die zollzahlenden Kaufleute benachtheiligender Handel greift überall da platz, wo er trotz der hohen Strafen und der Confiscationen, welche ihn bedrohen, und trotz seiner sonstigen großen Gefahren Lockungen genug für den kühnen Schmuggler oder Schleichhändler bietet, d. h. wo Aus- und Einfuhrverbote oder Prohibitiv- und Schutzzölle bestehen und infolge der letztern die Zollsätze so hoch gegriffen sind, daß ihre Umgehung einen großen Geldgewinn in Aussicht stellt. Schon als Anreizungen zum S. erscheinen deshalb sehr hohe Tarifsätze als verwerflich. Indem sie die Preise der Waaren beträchtlich erhöhen und damit die Vortheile ihrer gesetzmäßigen Einfuhr vermindern, vielleicht sogar ihren Verbrauch nach erfolgter Verzollung des dadurch hervorgerufenen hohen Preises wegen unmöglich machen, reizen sie den Kaufmann zu ihrer Umgehung. Es ist im Handelsstande noch immer ziemlich häufig die Ansicht verbreitet, die durch S. erlangten Vortheile seien kein unredlicher Erwerb, und namentlich sei dies dann der Fall, wenn nicht die Zolleinnahmen des eigenen, sondern des Nachbarstaats gekürzt werden. Man hat sogar gegen die eigene Landesregierung nicht selten Vor-

würfe erhoben, wenn sie den Schmuggel industrieller Erzeugnisse in den Nachbarstaat ihrerseits zu verhüten suchte oder den jenseitigen Zollämtern Vorschub leistete. In manchen Grenzorten gab es, früher mehr noch als jetzt, reichliche Waarenlager, welche die Versorgung des Nachbarstaats im Wege des S. bezweckten, ja es bildeten sich in der Nähe einiger Grenzen sogar förmliche geheime Assecuranzgesellschaften, welche die Versicherung von Schmuggelwaaren gegen ziemlich hohe Prämien übernahmen und im Fall ihrer Confiscation Entschädigung gewährten. So nahm der S. in manchen Gegenden und namentlich auch in den Küstenstrichen eine großartige Ausbreitung und förmliche Organisation an. Oft vereinigten sich die eigentlichen Schmuggler oder Contrebandiers, d. h. diejenigen Personen, welche den Transport der Schmuggelgüter besorgen, zu förmlichen, sogar gutbewaffneten Banden. Diese Schmuggler sind gewöhnlich abenteuerliche, arbeitsscheue oder gar verworfene Menschen, welche mehr und mehr in Demoralisation versinken und im Kampfe gegen die Zollbeamten bald nicht nur List und Vorsicht, sondern auch offene Gewalt und Verbrechen anwenden. Schon oft hat der S. die Bevölkerung ganzer Bezirke tief entartet. Auch die Zollbeamten entgehen dabei der Demoralisation nicht. Diese sind, je höher die Zölle stehen, desto mehr den Bestechungen ausgesetzt, und wenn ihre Regierungen sie durch hohe Prämien für Beschlagnahmen von Schmugglerwaaren zu größerm Eifer anzustacheln suchen, so wird damit, wie die Verhältnisse an der russ. Grenze gegen Preußen hin gezeigt haben, oft nichts anderes erreicht, als daß die Zollbeamten im Einverständniß mit den Schmugglern zu diesem Zweck aufgesammelte, ganz unbrauchbare Waaren mit Beschlag belegen. Die völlige Ausrottung des S. ist überall da unmöglich, wo die Ursache seines Entstehens fortdauert; sie kann erst mit der Herabsetzung der Zölle eintreten. Wesentlich vermindert hat sich aber der Schmuggel in Deutschland durch die Zolleinigung und allgemein durch die auf der Basis der Handelsfreiheit beruhenden Handels- und Zollverträge, welche zwischen Frankreich, England, Italien, dem Deutschen Zollverein u. s. w. zu Stande gekommen sind. Wo noch hohe Zölle bestehen, kann der Schmuggel durch zweckmäßige Gestaltung der Grenzbewachung, Arrondirung des Zollgebiets bei zerrissenen Zollgrenzen, Einigung mit zollverbündeten Nachbarn, welche z. B. auch die jenseitigen Beamten zur Verhinderung des S. verpflichtet, Beaufsichtigung und Beschäftigung solcher Personen, die des Schmuggels verdächtig sind, genügende Besoldung der Zollwächter mindestens eingeschränkt werden. Zu bemerken ist endlich, daß der Schmuggel schon der nothwendigen speciellen Grenz- und Küstenbewachung wegen den Reinertrag der Zölle wesentlich vermindert.

Schleiden (Matthias Jakob), deutscher Naturforscher, geb. 5. April 1804 zu Hamburg, erhielt seine Vorbildung auf dem Johanneum daselbst und studirte seit 1824 zu Heidelberg, von wo er 1827 als Doctor der Rechte zurückkehrte, um sich der advocatorischen Praxis zu widmen. Doch unbefriedigt durch die allgemeinen wie localen Rechtsverhältnisse der Zeit, ging er 1833 nach Göttingen, um Medicin zu studiren, gab sich aber hier besonders durch Einfluß Bartling's wie hierauf zu Berlin unter Einwirkung Horkel's ganz dem Studium der Naturwissenschaften, vorzugsweise der Physiologie und Botanik hin. Er hatte bereits eine Reihe physiologischer und phytotomischer Abhandlungen in Zeitschriften veröffentlicht, als er 1839 von der Universität Jena die philos. Doctorwürde erhielt und bald darauf an derselben zum außerord. Professor ernannt wurde. S. gehörte seitdem zu den Zierden der Universität Jena, und seine geistvollen Vorträge erfreuten sich eines ungemein zahlreichen Besuchs. Im Herbst 1862 siedelte er nach Dresden über, und 1863 folgte er einem Rufe als Professor für Pflanzenchemie und Anthropologie nach Dorpat, welche Stellung er jedoch schon im Herbst 1864 wieder aufgab. Er nahm seitdem wieder in Dresden seinen Wohnsitz. S.'s wissenschaftliches Hauptwerk sind die „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik» (2 Bde., Lpz. 1842—43; 4. Aufl. 1861), in welchen er den inductorischen Weg scharf hervorkehrt und einhält, zugleich aber auch in genialer Weise Ansichten über Pflanzenphysiologie aufstellt, die ihn nicht blos mit den Philosophen, sondern auch mit andern Botanikern und Chemikern in Opposition stellten. Durch diese Conflicte wurden mehrfache Streitschriften mit Liebig, Hartig, Nees von Esenbeck u. s. w. hervorgerufen. Von hohem Interesse sind auch seine populären Vorträge über «Die Pflanze und ihr Leben» (6. Aufl., Lpz. 1864) und «Studien; populäre Vorträge» (2. Aufl., Lpz. 1857). Außerdem bearbeitete S. die Pflanzenphysiologie, Thierphysiologie und Theorie der Pflanzencultur für den dritten Band der «Encyklopädie der theoretischen Naturwissenschaften» (Braunschw. 1850) und gab mit Schmid die «Geognostische Beschreibung des Saalthals bei Jena» (Lpz. 1846) heraus. Von seinen zahlreichen Aufsätzen für Journale und Gesellschaftsschriften stellte er eine Anzahl in «Beiträge zur Botanik» (Bd. 1, Lpz. 1844) zusammen. Mit Nägeli gab er die «Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik» (Thl. 1—4, Zür. 1844—46) heraus. Von seinen

spätern Schriften sind noch hervorzuheben: «Die Landenge von Suez» (Lpz. 1858), «Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn» (Lpz. 1861) und «Ueber den Materialismus der neuern deutschen Naturwissenschaft» (Lpz. 1863). Eine Sammlung seiner «Gedichte» veröffentlichte er unter dem Pseudonym Ernst (Lpz. 1858).

Schleiden (Rudolf), deutscher Staatsmann, Vetter des vorigen, geb. 22. Juli 1815 auf dem adelichen Gute Ascheberg in Holstein, besuchte die Schulen in Bremen und Elberfeld und studirte in Kiel, Berlin, Jena und Göttingen die Rechts- und Staatswissenschaft. 1840 wurde er Amtssecretär in den Stormarnschen Aemtern, 1843 Auscultant, 1845 Committirter in der Generalzollkammer und Wirklicher Justizrath. Bei der Erhebung der Herzogthümer 1848 verließ er mit andern schleswig-holstein. Beamten Kopenhagen, stellte sich der Provisorischen Regierung zur Verfügung und wurde von dieser in außerordentlicher Mission nach Hannover und an den Bundestag gesandt. In Frankfurt nahm er am Vorparlament theil und wurde in den Funfziger-Ausschuß gewählt. Vom Mai bis Dec. 1848 fungirte er als Bevollmächtigter der Provisorischen Regierung in Berlin, wo er unter anderm den ersten Waffenstillstand von Bellevue beseitigte und später die Bildung der gemeinschaftlichen Regierung ermöglichte. In den beiden folgenden Jahren nahm er, mit vielfachen Unterbrechungen durch Missionen an verschiedene deutsche Höfe, nach Paris und Brüssel, an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der Herzogthümer theil und stand interimistisch den Departements des Innern und des Cultus vor. Mit dem Rücktritt der Statthalterschaft verließ er, von der dän. Amnestie ausgeschlossen, die Herzogthümer und lebte theils in Freiburg i. Br., theils auf Reisen, bis er 1853 für Bremen als Ministerresident nach den Vereinigten Staaten von Amerika ging. Dort schloß er unter anderm den Postvertrag wegen Ermäßigung des deutschen Portos ab und rief die Agitation für Aufhebung des Sundzolls hervor. 1856 ging er für die drei Hansestädte, welche ihn zu ihrem gemeinschaftlichen Gesandten in Washington ernannten, zum Abschluß eines Handels- und Schiffahrtsvertrags nach Mexico. Im Jan. 1865 wurde er als hanseatischer Ministerresident nach London versetzt, legte aber diese Stellung beim Ausbruch des Kriegs 1. Juli 1866 nieder und zog sich wieder als Privatmann nach Freiburg in Baden zurück. Doch nahm er als Abgeordneter von Altona an dem die Verfassung berathenden ersten Reichstage des Norddeutschen Bundes theil und wurde im Aug. 1867 in demselben Wahlkreise für die erste Legislaturperiode des ordentlichen Reichstags wiedergewählt. Von S.'s Schriften sind zu nennen: «Das staatsrechtliche Verhältniß der Herzogthümer Schleswig und Holstein» (1. und 2. Aufl., Hamb. 1849); «L'intérêt de la France dans la question du Schleswig-Holstein» (Par. 1850); «Actenstücke zur neuesten schlesw.-holstein. Geschichte» (2 Hefte, Lpz. 1851—52); «Schleswig-Holstein succession. Official documents» (Neuyork 1864).

Schleier ist ein Stück des weiblichen Putzes, gewöhnlich bestehend aus einem feinen, florartigen Gewebe und wesentlich dazu bestimmt, das Gesicht und nächst diesem den Kopf oder auch andere Körpertheile zu verdecken oder zu verhüllen. Im Orient war sein Gebrauch seit ältesten Zeiten heimisch und heutigentags ist es daselbst für die mohammed. Frauen ein strenges Gebot der Sitte, sich sowol auf der Straße als auch daheim in Gegenwart von Fremden nur mit einem großen, kleidartigen, das Gesicht wirklich verhüllenden S. zu zeigen. Die griech. und röm. Frauen behandelten den S. mehr als ein willkürliches Putzstück, welches auch vortheilhafte, und besonders in der röm. Kaiserzeit gern benutzte Gelegenheit zu Koketterie bot. Doch fällt es in den Nachrichten der alten Schriftsteller oft schwer, ja unmöglich, den S. von Kopfbinden oder Kopftüchern zu unterscheiden. Dasselbe gilt von den Nachrichten aus altdeutscher Zeit, die schon von goth. Frauen den Gebrauch langer, feiner, weißer S. berichten. Gegen Ende des Mittelalters sahen sich städtische Behörden mehrfach veranlaßt, Schleierordnungen, Luxusgesetze über den Gebrauch der S., zu erlassen. Seitdem folgten die S. dem wechselnden Gange der Mode. Aus der uralten Sitte, Bräute zu verschleiern, und zugleich aus dem Bemühen, weltlichen Sinn nieder- und weltliche Blicke abzuhalten, mag der S. der Nonnen (der Gottesbräute) hervorgegangen sein, welcher schmaler und länger als der im Mittelalter sonst gewöhnliche und in verschiedenen Farben, braun, roth, blau, schwarz u. s. w., getragen wurde. Daher bedeutet der Ausdruck «den S. nehmen» so viel als Nonne werden. Schon den Alten galt der S. als Symbol des Geheimnißvollen und Unergründlichen; deshalb wurden gewisse Götterbilder, wie das zu Sais in Aegypten, die Heiligthümer der Mysterien und andere Cultusgegenstände verschleiert.

Schleiermacher (Friedr. Ernst Dan.), der größte deutsche Theolog des 19. Jahrh., geb. 21. Nov. 1768 zu Breslau, wo sein Vater reform. Geistlicher war, wurde auf dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky, dann im theol. Seminarium zu Barby im strengsten Geiste herrn-

hutischer Frömmigkeit erzogen, rang unter harten Kämpfen von der Brüdergemeine und der orthodoxen Erlösungslehre sich los und bezog 1787 die Universität Halle, um die rationalistische Richtung kennen zu lernen. Später war er Erzieher bei dem Grafen Dohna-Schlobitten auf Finkenstein in Preußen und trat sodann in das Seminar für gelehrte Schulen in Berlin unter Gedike's Leitung. 1794 wurde er Hülfsprediger in Landsberg a. d. Warthe, kehrte aber 1796 nach Berlin zurück, wo er bis 1802 Prediger am Charitéhause war. Während dieser ganzen Periode hatte er den Geist der neuern Zeit immer tiefer auf sich wirken lassen, und trieb mit Vorliebe philos. Studien. Im Verkehr mit den beiden Schlegel, Fichte, Henriette Herz u. a. wurde er in die feinern geselligen Kreise des damaligen Berlin und in die romantischen Ideen eingeführt, denen er mit jugendlicher Begeisterung sich hingab. Als Romantiker charakterisiren ihn auch seine ersten selbständigen Schriften, die Reden «Ueber die Religion» (1799; neue Ausg., von Schwarz, Lpz. 1867), die «Vertrauten Briefe über F. Schlegel's Lucinde» (1800) und die «Monologen», mit denen er den Morgen des neuen Jahrhunderts begrüßte. Auch einige Aufsätze im «Athenäum» und die ersten Arbeiten zur Uebersetzung des Platon, die er anfangs mit Fr. Schlegel gemeinsam beabsichtigte, später aber allein zu Stande brachte (6 Bde., Berl. 1804—28), gehören in diese Zeit. Die «Reden über die Religion», um derentwillen er ein «spinozistischer Prediger» genannt wurde, können als der Anfangspunkt der gesammten neuern Theologie bezeichnet werden. Indem er darin ebenso gegen das dogmatische Kirchenthum wie gegen eine verstandesdürre Aufklärung Front machte, grub er zugleich die tiefste Wurzel der Religion im menschlichen Gemüthsleben wieder auf und beschrieb sie als ein Innewerden und Empfinden des Ewigen und Unendlichen mitten in der Zeitlichkeit und dem endlichen Menschenleben. Dieser Grundanschauung ist er auch nachmals treu geblieben, als er mit zunehmender geistiger Reife von den Ueberschwenglichkeiten und Illusionen der Romantik sich abkehrte und für das geschichtliche Christenthum tieferes Verständniß gewann. In Stolpe, wohin er 1802 als Hofprediger berufen worden war, setzte er zunächst seine philos. Studien fort, deren Frucht die scharfsinnigen, tiefeindringenden, aber an einem abstracten Formalismus leidenden «Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre» (1803) waren. Erst sein Uebergang zum akademischen Lehramt, welcher mit seiner Ernennung zum Professor und Universitätsprediger zu Halle (1807) sich vollzog, nöthigte ihn, auch der stofflichen und gelehrten Seite an der Theologie größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Seine größere Befreundung mit dem geschichtlichen Christenthum tritt zuerst in seiner «Weihnachtsfeier» (Halle 1803), seine Gewandtheit in der Handhabung gelehrter Probleme in der kritischen Arbeit «Ueber den sog. ersten Brief des Paulus an den Timotheus» (1807) hervor. Letztere Schrift wurde mitten unter den Kriegsstürmen, die auch seine Wirksamkeit unterbrachen, vollendet. Ein warmer Patriot, legte er sein hallisches Lehramt nieder, um nicht unter westfälischer Herrschaft zu dienen, und begab sich nach Berlin (1807), wo er öffentliche Vorlesungen hielt, durch Schrift und Wort den nationalen Geist im Volke lebendig zu erhalten bemüht war und seit 1813 auch an der patriotischen Erhebung sich kräftig betheiligte. Seit 1809 hatte er an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin wieder eine Kanzel, und ein Jahr später bei der wesentlich mit nach seinen Rathschlägen begründeten Universität Berlin (1810) einen akademischen Lehrstuhl erhalten und trat 1811 auch wieder literarisch hervor mit der «Kurzen Darstellung des theol. Studiums». Während er allsonntäglich predigte, verbreitete er sich in seinen Vorlesungen an der Universität allmählich über die meisten Gebiete der Theologie und Philosophie. Daneben entfaltete er als Mitglied und (seit 1814) Secretär der Akademie der Wissenschaften eine rege literarische, und als Referent im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zugleich eine ausgebreitete praktische Thätigkeit. Letzteres Amt legte er jedoch infolge der nach den Freiheitskriegen überhandnehmenden polit. Reaction wieder nieder und gerieth selbst zeitweilig in den Verdacht «demagogischer Umtriebe». Desto eifriger diente er der Sache der evang. Union, welche infolge des Aufrufs Friedrich Wilhelm's III. 31. Oct. 1817 begründet worden war, und vertheidigte sie mit scharfer Feder gegen feindliche Angriffe. Er präsidirte der 1817 in Berlin zusammengetretenen Synode und war unermüdlich, wenn auch ohne Erfolg, für die Einführung einer freien Kirchenverfassung bemüht. Die neue, vom Könige eingeführte Agende fand an ihm einen entschiedenen Gegner, theils wegen ihres Ursprungs aus königl. Belieben statt aus freier Selbstbestimmung der Kirche, theils wegen ihres alterthümelnden und kirchlich-reactionären Inhalts. Ueberhaupt sah S. in den spätern Jahren seines Wirkens sich immer mehr in die bittere Nothwendigkeit versetzt, gegen eine neuaufkommende Orthodoxie, die auch seinen gefeierten Namen antastete, zu streiten und an den «ewigen Vertrag» zu erinnern, den Wissenschaft und Glaube miteinander geschlossen hätten. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich in seinen spätern Jahren (neben manchen Ge-

legenheitsschriften) auf zahlreiche Abhandlungen und Akademieschriften, theils dogmatischen und dogmenhistor., theils moralphilos. Inhalts, und auf Vorbereitungen zu zusammenfassenden größern Werken. Doch erschien von diesen nur sein lange vorbereitetes Hauptwerk «Der christl. Glaube, nach den Grundsätzen der evang. Kirche im Zusammenhange dargestellt» (2 Bde., Berl. 1821—22; 5. Aufl. 1861), das eigentliche Grundwerk der neuern evang. Theologie. Seine «Dialektik», seine «Philos. Sittenlehre» und andere Schriften wurden erst nach seinem Tode aus seinem Nachlasse und aus Collegienheften herausgegeben. Er starb zu Berlin 12. Febr. 1834.

Die Größe S.'s ruht nicht, wie jetzt viele urtheilen, in seiner Wiederanknüpfung an die kirchliche Lehre oder auch nur an einzelne Lehrstücke derselben, wie das von der Erlösung, wodurch er freilich für eine ganze große theol. Richtung die Brücke von der freien prot. Wissenschaft zum alten Kirchendogma geschlagen hat, auch nicht in der speciellen Weise, die Religion auf das Gefühl zu begründen und die christl. Lehrsätze mit vermeintlicher Fernhaltung aller Philosophie aus dem frommen Selbstbewußtsein abzuleiten (in beiden Beziehungen hin wird er wesentlich corrigirt werden müssen), sondern in der seltenen und großartigen Vereinigung der zartesten Frömmigkeit mit der schärfsten Dialektik, eines reichen religiösen Erfahrungslebens mit wissenschaftlicher Freiheit und tapferer Kritik. Dadurch hat er zuerst den Unterschied des religiösen Gehalts im Christenthum von seiner dogmatischen und äußerlich geschichtlichen Hülle mit klarem Auge erkannt und Hand an die große Aufgabe der Gegenwart gelegt, das christl. Bewußtsein in die Bahnen der neuern Weltanschauung und Wissenschaft hineinzuleiten. Bereits S. hat einen gewaltigen Anfang gemacht, das theol. Denken der alten supranaturalistischen Form zu entkleiden und auf dem Boden der Immanenz Gottes in Natur, Vernunft und Geschichte neu zu begründen, und wenn er in manchen Stücken, z. B. in seiner «Christologie», eine einheitlich geschlossene Anschauung noch nicht zu gewinnen vermochte, so liegt der weitere Fortschritt der Entwickelung nicht in der consequenten Restauration, sondern in der gründlichen Beseitigung der in der Schleiermacher'schen Theologie noch aus der ältern dogmatischen Vorstellungsform übriggebliebenen Elemente. Das philos. System S.'s, wie es namentlich in seiner «Dialektik» enthalten ist, gehört der Identitätsphilosophie an und ist bei vielen formellen und sachlichen Differenzen in der Ausführung in den Grundanschauungen mit Schelling und Hegel weit näher verwandt als sein ziemlich gespanntes Verhältniß, namentlich zu dem letztern, vermuthen läßt. Die Allseitigkeit seines Geistes geht auch aus der großen Mannichfaltigkeit wissenschaftlicher Gebiete hervor, in denen er heimisch war. Wie er zuerst die Platonischen Studien von neuem belebte, so hat er auch in der Aesthetik, Pädagogik, Politik, Psychologie sich einen Namen gemacht. In seinen mehr populär gehaltenen Arbeiten, besonders aber in seinen Streitschriften gegen Schmalz, Ammon u. a. zeigt er sich auch als vortrefflicher Stilist und Meister in platonischer Dialektik. Seine zahlreichen Predigten, die viele Nachahmer fanden, sind frei von allen rhetorischen Künsten, was man mancher seiner Jugendschriften, wie den «Monologen» und der «Weihnachtsfeier», nicht nachrühmen kann; statt ausschließlich aufs Gefühl zu wirken, suchen sie durch klare, scharfe, eindringende Zergliederung der religiösen Gedanken die Hörer zu fesseln und das praktische Leben des Christen in allen seinen Beziehungen auf das innere Gesetz, die religiöse, sittliche und vernünftige Nothwendigkeit, aus der es hervorgeht, zurückzuführen. S.'s «Sämmtliche Werke» erschienen seit 1835 in drei Abtheilungen; die erste unter dem speciellen Titel «Zur Theologie», die andere «Predigten», die dritte «Zur Philosophie». In denselben sind neuerdings auch seine Vorlesungen über «Psychologie» (1862) und «Das Leben Jesu» (1864) herausgegeben worden. S.'s Briefwechsel erschien unter dem Titel «Aus S.'s Leben. In Briefen» (4 Bde., Berl. 1860—63). Hierzu kommt als besondere Sammlung noch «Fr. S.'s Briefwechsel mit J. Chr. Gaß», herausg. von W. Gaß (Berl. 1852). Zur Literatur über S. vgl. Strauß, «Charakteristiken und Kritiken» (Lpz. 1839); Schmid, «Ueber S.'s Glaubenslehre» (Lpz. 1835); Schaller, «Vorlesungen über S.» (Halle 1844); Weißenborn, «Vorlesungen über S.'s Dialektik und Dogmatik» (2 Thle., Lpz. 1847—49); Schweizer, «S.'s Wirksamkeit als Prediger» (Halle 1834); Lang, «Religiöse Charaktere» (Bd. 1, Winterth. 1862); Kittlitz, «S.'s Bildungsgang» (Lpz. 1867); die Biographien von Dilthey (Berl. 1867 fg.) und Schenkel (Elberf. 1868); Elisa Maier, «Friedrich S. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken» (Lpz. 1863).

Schleifwerke sind Maschinen, auf welchen man Körper verschiedener Art (Metall, Glas, Steine, Gegenstände von gebranntem Thon) durch Schleifen glättet oder in ihrer Gestalt ausbildet. Das Schleifen überhaupt besteht in einem Abreiben der Oberfläche des Gegenstandes mittels harter und in gewissem Grade rauher Substanzen. Letztere sind entweder Schleifsteine von bekannter Einrichtung oder Scheiben aus Holz (mit oder ohne Lederbekleidung), auch von

Metall, auf welche man pulverförmige Schleifmittel (Schmirgel u. dgl.) aufträgt, oder Platten von Metall, die gleichfalls mit Schleifpulver versehen werden. In den S. (Schleifmühlen) handelt es sich demnach meist darum, die auf eiserner Achse befestigten runden Steine oder Schleifscheiben in schnelle drehende Bewegung zu setzen, was mittels Treibriemen durch Dampf- oder Wasserkraft geschieht. Dies ist der Fall bei einer Menge von einfach gestalteten Eisen- und Stahlwaaren, bei welchen das Schleifen vortheilhaft die Ausarbeitung mit der Feile ersetzt oder die gefeilten Oberflächen noch ferner verfeinert. Die S. für echte und unechte Edelsteine enthalten Schleifscheiben, durch deren Wirkung die Facetten in regelmäßiger Stellung zueinander gebildet werden. Die S. für Hohlglas sind drehbankähnliche Vorrichtungen, in welchen theils Schleifsteine, theils metallene, mit Sand oder Schmirgel versehene Schleifscheiben, Rädchen und Stifte die verschiedensten Ausbildungen und Verzierungen der Oberfläche hervorbringen. In den Spiegelschleifwerken werden zwei Glastafeln aneinander eben und glatt geschliffen, indem man Sand oder Schmirgel zwischen sie bringt und die obere Tafel auf der untern in verschiedener Weise herumbewegen läßt.

Schleihe (Tinca), eine zur Familie der Karpfen gehörende Fischgattung, zeichnet sich durch sehr kleine Schuppen, zwei kurze Bartfäden und durch den Mangel der Knochenstrahlen in der Rückenflosse aus. Die gemeine S. (T. vulgaris), welche oben braungrün, unten ins Gelbliche gefärbt ist, eine abgestutzte Schwanzflosse hat und 1—2 F. lang wird, gehört zu den verbreitetsten Fischen Deutschlands und kommt in allen Gewässern mit schlammigem Grunde vor. Manchmal ist diese Art goldfarbig gefärbt und schwarz gefleckt und wird dann Goldschleihe genannt. Das Fleisch ist kaum wohlschmeckend und schwer verdaulich.

Schleim (mucus) ist eine zähe, schlüpfrige, schwachklebende Flüssigkeit, von welcher zwei Arten zu unterscheiden sind, der stickstoffhaltige thierische und der stickstofflose pflanzliche S. Der thierische S. ist das Product der Schleimhäute (s. d.) und besteht aus einer dem Eiereiweiß ähnlichen klaren Flüssigkeit, in welcher in mehr oder minder großer Zahl kleine zellähnliche Körperchen, sog. Schleimkörperchen, enthalten sind. Diese sind identisch mit den farblosen Blutkörperchen, den Lymph- und Eiterkörperchen. Der S. macht die Schleimhäute schlüpfrig, hält sie feucht und bietet gegen äußere Einwirkungen einen gewissen Schutz. Gewisse Schleimarten besitzen specifische Eigenschaften, z. B. das Secret der Magenschleimhaut (Magensaft) verdauende. Die Chemiker nehmen im S. einen eigenthümlichen, eiweißähnlichen Körper an, den Schleimstoff (oder das Mucin). Der Pflanzenschleim gehört zu den Gummiarten und wird entweder in den Pflanzen erzeugt und von diesen zum Theil abgesondert, oder er bildet sich auch unter dem Einflusse gewisser Gärungserreger aus Zucker oder Stärkemehl bei der sog. schleimigen Gärung. Andere gallertige, schlüpfrige Substanzen pflegt man im gewöhnlichen Leben ebenfalls S. zu nennen, während die Wissenschaft nur die genannten beiden Arten annimmt.

Schleimfieber (febris mucosa) nannte man früher fieberhafte Krankheiten, in welchen die Kranken viel Schleim absonderten, oder von denen man glaubte, daß ihnen eine sog. Verschleimung, eine Anhäufung von Schleim, zu Grunde läge. Dahin gehörten z. B. die Brustkatarrhe (Tuberkulose), der Darmkatarrh, der Typhus. Die jetzige Wissenschaft hat diese unklare, verwirrende Annahme aufgegeben.

Schleimhäute (membranae mucosae) nennt man diejenigen Häute, welche als Fortsetzung der äußern Haut die offenen Höhlen des Körpers auskleiden, also den ganzen Darmkanal sowie die Kanäle der diesem anhängenden Drüsen (Leber, Bauchspeicheldrüse), die Nasenhöhle, die Luftwege bis in die Lungen, die Harnwege von den Nieren bis in die Harnröhre, die Augen u. s. w. In ihrem Baue stimmen die S. sehr nahe mit der äußern Haut (s. d.) überein und lassen sich einigermaßen betrachten als aufgeweichte äußere Haut. Sie besitzen eine Grundlage aus Bindegewebe, welche der Lederhaut entspricht, auf welchem das eigentliche Schleimhautgewebe ruht. Letzteres besteht aus dicht nebeneinanderstehenden cylindrischen, einfachen oder verzweigten Schläuchen (Schleimhautdrüsen), die an der Oberfläche durch ein lockeres Cylinderepithel (cylindrische Zellen) verbunden sind. In die S. finden sich geschlossene Drüschen (Bälge, Follikel) eingebettet, und ihre Oberfläche wird von Zellen und Wärzchen überragt. Ueberdies sind die S. reich an Blutgefäßen und auch an Nerven. Die S. haben eine schlüpfrige, stets feuchte und mit Schleim überzogene Oberfläche. Dieser Schleim ist das Product der Schleimdrüsen, die ihren Inhalt an der Oberfläche entleeren. Wegen dieser Beschaffenheit kann ein faserreicher Körper (Bissen) leicht über dieselben hinweggleiten und die Luft ohne große Reibung über sie streichen (im Kehlkopf beim Sprechen und Singen). Zugleich bietet die Schleimschicht einigermaßen Schutz gegen Verletzungen. Eine wichtige Eigenschaft der stets durchfeuchteten Schleimhaut ist ihre Durch-

gängigkeit für Gase und Flüssigkeiten. Daher können die an der Nasenschleimhaut vorüberstreichenden riechenden Stoffe so leicht durch den Geruch wahrgenommen werden, und deshalb geht auch ein Austausch zwischen der Luft in der Lunge und den Gasen des Bluts so schnell von statten. Durch die Schleimhaut des Darmkanals hindurch erfolgt die Aufsaugung der Verdauungsproducte und anderer löslicher, im Darmkanal enthaltener Substanzen. Manche S. sind noch mit besondern Organen für ihre Verrichtungen versehen. So enden in der Nasenschleimhaut die Geruchsnerven, in der Schleimhaut der Zunge und des Gaumens die Geschmacksnerven, und die Darmschleimhaut besitzt besondere Vorrichtungen für die Aufsaugung. Andere S. wieder liefern ein specifisches Secret, wie die Magenschleimhaut den Magensaft u. s. w. Eine wichtige Eigenschaft der S. ist endlich das Vermögen, allen Bewegungen der Organe, denen sie angehören (z. B. dem Darm), leicht und ohne Widerstand zu folgen. Zu den gewöhnlichsten Krankheiten der S. gehört der Katarrh (s. d.), die meist gutartige Entzündung derselben, wobei sie anschwellen, blutreich werden und viel veränderten Schleim absondern. Auch verlieren sie hierbei zum Theil ihre Function (bei Schnupfen riecht man nicht, bei Magenkatarrh verdaut man schwer). Nachtheilig und selbst gefährlich wird der Katarrh fast nur durch die Stelle, welche befallen wird (z. B. die Lunge) oder durch tiefere Veränderung der S., z. B. Geschwürbildung. Weit wichtiger, aber auch seltener sind zwei andere Erkrankungsformen der S., nämlich Croup (s. d.) und Diphtheritis (s. d.). Außerdem nehmen die S. an vielen Erkrankungen des Körpers theil, so bei Scharlach, Masern, Lustseuche, Krebskrankheit u. s. w.

Schleinitz (Alexander Gustav Adolf, Freiherr von), preuß. Staatsminister und Minister des königl. Hauses, geb. 29. Dec. 1807 zu Blankenburg am Harz als der dritte Sohn des damaligen braunschw. Regierungspräsidenten und spätern Ministers Ferdinand von S. (gest. 12. Febr. 1837), erhielt seine Schulbildung hauptsächlich auf dem Martineum zu Braunschweig und bezog schon Ostern 1825 mit seinem Bruder Julius die Universität Göttingen, Ende 1826 die zu Berlin. Nachdem er die Aufnahme in den preuß. Staatsverband erlangt, trat er 1828 als Auscultator beim Stadtgericht in Berlin ein und beschäftigte sich, nach Ablegung der zweiten jurist. Prüfung, einige Jahre bei einem Regierungscollegium. Hierauf schlug er die diplomatische Laufbahn ein und wurde im Frühjahr 1835 zunächst als Attaché und ein Jahr später als Secretär der preuß. Gesandtschaft in Kopenhagen zugetheilt. In gleicher Eigenschaft 1838 nach Petersburg, 1840 nach London versetzt, betheiligte er sich, vorzüglich an letzterm Orte, thätig, zum Theil selbständig als Geschäftsträger, an wichtigen polit. Verhandlungen und erwarb sich in solchem Grade die Zufriedenheit seiner Regierung, daß er bereits Ende 1841 das Amt eines vortragenden Raths in der polit. Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. In dieser namentlich unter dem Minister Bülow vertrauensvollen Stellung verblieb er mehrere Jahre. Im Mai 1847 zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, trat er jedoch diesen Posten nicht an, indem er infolge der Märzereignisse des J. 1848 eine andere Bestimmung erhielt. Er wurde nämlich Ende April nach Hannover gesandt, um den dortigen Hof zu energischer Theilnahme an dem Kriege gegen Dänemark zu bestimmen. Nachdem diese Mission beendet, blieb er als ständiger Vertreter Preußens in Hannover, bis er im Juli desselben Jahres nach Berlin berufen wurde, wo er an Heinrich von Arnim's Stelle das Ministerium des Auswärtigen übernahm. Mit der Zusammensetzung des neuen Cabinets Camphausen nicht im Einverständniß, legte er schon nach einer Woche das nur ungern übernommene Portefeuille wieder nieder und kehrte auf den Posten nach Hannover zurück. Im Mai 1849 führte S. als preuß. Bevollmächtigter die Friedensverhandlungen mit Dänemark und brachte den Abschluß des Friedens zu Stande. Er trat sodann als Minister des Auswärtigen in das Ministerium Brandenburg ein, vertheidigte als solcher in den beiden Häusern des Landtags die preuß. Politik in der dän. Frage und nahm lebhaften Antheil an der Revision der octroyirten Verfassung. Die Unionspolitik, mit deren Grundgedanken er zwar einverstanden war, fand er als eine schon ziemlich bedrohte Verlassenschaft vor. Er widerrieth eindringlich, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, wenn man nicht zugleich fest entschlossen wäre, vor allen, auch den äußersten Consequenzen nicht zurückzuweichen, und trat endlich, da seine Warnungen unbeachtet blieben, im Sept. 1850 sein Ministerium an Herrn von Radowitz, den Urheber und die Stütze der Unionspolitik, ab. S. zog sich, nachdem die Politik von Olmütz zur Geltung gekommen, aus dem öffentlichen Leben zurück. Erst als der Prinz-Regent, zu dem er schon früher in nahe persönliche Beziehungen getreten war, das liberale Ministerium vom 6. Nov. 1858 berief, übernahm er in diesem wieder das Portefeuille des Auswärtigen. Durch den österr.-franz. Krieg in Italien im Frühjahr 1859 trat alsbald ein schwieriges Problem aus-

wärtiger Politik an das preuß. Cabinet heran. Inmitten der leidenschaftlichen Bewegung verfolgte S. unbeirrt den Weg, welcher weder Oesterreich die Hoffnung auf unbedingten Beistand, noch Frankreich die Aussicht auf die unbedingte Neutralität Preußens gewährte. Diese Politik trug wesentlich zur Localisirung des Kriegs bei und bewahrte Preußen die Freiheit der Entschließung im gegebenen Momente. Bei dem darauf beginnenden innern Conflict nahm S. eine zurückhaltende Stellung ein, indem er die Ansichten eines Theils seiner Collegen bezüglich der Kammermajorität nicht theilte. Er nahm deshalb im Oct. 1861 seine Entlassung als Minister des Auswärtigen und wurde dafür vom König Wilhelm zum Minister des königl. Hauses ernannt, welches vielseitige Amt er seitdem, unabhängig von den polit. Fluctuationen, verwaltete. Seit 1865 ist S. vermählt mit Maria, der Tochter des in Rom verstorbenen preuß. Gesandten von Buch. Sein älterer Bruder, Julius von S., der mit ihm zugleich in preuß. Staatsdienst trat, starb 24. Dec. 1865 als Regierungspräsident in Trier. Der älteste der Brüder, Wilhelm von S., geb. 4. Juni 1794, gest. 3. Nov. 1856, machte sich als herzogl. braunschw. Minister seit 1843 sehr verdient.

Schleißheim, ein königl. bair. Lustschloß, 3 St. von München, an der Ostbahn gelegen, besteht aus einer ältern und einer neuern Anlage. In dem ältern Schlosse, von Herzog Wilhelm V. herrührend, befindet sich jetzt die Administration des Staatsguts S. mit dessen ausgedehnter Oekonomie, Brauerei u. s. w.; ferner eine Ackerbauschule und Stallungen für Cavalerie. Eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt, die vordem zu S. bestand, ist seit 1850 nach Weihenstephan bei Freising verlegt. Hinter jenem ältern Schlosse erhebt sich der Prachtbau des neuen Schlosses, das von Kurfürst Max Emanuel 1684—1700 nach den Plänen ital. Baumeister aufgeführt wurde. Die große Marmortreppe ist berühmt als eine der prächtigsten in Europa. Seit 1867 werden das Schloß und der anstoßende weitläufige Garten, beide seit mehr als 100 J. vernachlässigt, mit großen Kosten restaurirt. Die einst berühmte Gemäldegalerie zu S. hat zwar ihre werthvollsten Bilder an die Pinakotheken zu München abgeben müssen, doch zählt sie immer noch an 1300 Gemälde, unter denen sich manche kostbare aus der altdeutschen Schule befinden. König Max II. ließ zum Ersatz für die entnommenen Bilder eine Galerie von Bildnissen der sämmtlichen Ahnen des Hauses Wittelsbach anfertigen. Auch wurden im Vestibul des Schlosses die Originalmodelle der in München stehenden Monumente des Kurfürsten Maximilian I. (von Thorwaldsen), des Königs Max Joseph (von Rauch) und des Kurfürsten Max Emanuel (des Erbauers von S.) aufgestellt.

Schleiz, Hauptstadt des frühern Fürstenthums Reuß-Schleiz, seit Vereinigung der beiden Fürstenthümer Reuß (s. d.) jüngerer Linie zu Einem Staate die zweitgrößte Stadt und die zweite Residenz des Landes, am Flüßchen Wiesenthal, von fruchtbaren Auen umgeben, zieht sich an einem Berggelände hinan, auf dessen höchstem Punkte das Residenzschloß steht, und zählt 4875 E. (1864), welche ansehnlichen Handel mit Eisen, starke Bierbrauerei, Lebkuchenbäckerei, Feldbau, Woll- und Baumwollweberei sowie Strumpffabrikation betreiben. Seit den großen Bränden vom 3. Juli 1837 und 2. Aug. 1856 fast ganz neu aufgebaut, hat die Stadt durch ihre meist geraden Straßen und hübschen Häuser ein sehr gefälliges Aeußeres erhalten. Außer dem Residenzschlosse (mit der Schloßkirche und Bibliothek) zeichnen sich die Bergkirche und die Pfarrkirche zu St.-Georg aus. S. ist der Sitz eines Kreisgerichts und zweier Justizämter, eines Landrathsamts und der obersten Administrativbehörde (Kammercommission). Außerdem befinden sich daselbst ein Schullehrerseminar, ein Lyceum mit Bibliothek, eine Taubstummenanstalt, ein Mädchenerziehungsinstitut, eine Waisenversorgungsanstalt und ein Krankenhaus. Die Stadt selbst, welche 1359 ihre ersten Statuten erhielt, wurde im 7. Jahrh. unter ihrem ursprünglichen Namen Slowitz von den Sorbenwenden gegründet und zerfällt in drei Districte, die Altstadt, Neustadt und Heinrichsstadt, von denen letztere erst 1705 begründet wurde. In der Nähe liegen das Lustschloß Heinrichsruhe und der Lustort Eremitage, 1 St. entfernt das alte Schloß Burgk an der Saale, mit Justizamt, einem Hammerwerk und Hohofen. Bei S. fand 9. Oct. 1806 ein Gefecht zwischen Franzosen und Preußen unter Tauenzien statt.

Schlesien, ein ehemals zur Krone Böhmen gehöriges Herzogthum, wird geographisch in Ober- und Niederschlesien, politisch aber in Preußisch- und Oesterreichisch-Schlesien getheilt.

I. Preußisch-Schlesien bildet eine der acht ältern Provinzen des preuß. Staats und umfaßt den Territorialbestand des preuß. Herzogthums Schlesien, mit Ausschluß des 1815 dem brandenburg. Regierungsbezirk Frankfurt einverleibten Kreises Schwiebus, dagegen mit Einschluß der Grafschaft Glatz, des 1815 von Sachsen an Preußen gekommenen Antheils der Oberlausitz und eines kleinen Theils des vordern, zum Kreise Krossen gehörigen Gebiets der

Neumark, bestehend aus dem Städtchen Rothenburg a. O. und einigen Dörfern. Die Provinz grenzt im Osten an Posen, Russisch-Polen und Galizien, im Süden an Oesterreichisch-Schlesien, Mähren und Böhmen, im Westen an Böhmen und Sachsen (Königreich und Provinz), im Norden an Brandenburg und Posen und ist nach der Provinz Preußen die größte, nach der Rheinprovinz und Hessen-Nassau die volksdichteste. Nach neuester Vermessung hat S. ein Areal von 731,46 Q.-M. und zählte (3. Dec. 1864) 3,510706 E. (gegen 3,173171 im J. 1852, gegen 2,948884 im J. 1843 und gegen 1,942063 im J. 1816). Es entfallen sonach auf 1 Q.-M. 4800 E. (1816 nur 2655). Doch ist die Volksdichtigkeit der einzelnen Landstriche sehr verschieden. So kommen in den Kreisen Beuthen und Waldenburg 12274 und 11985, dagegen in den Kreisen Lublinitz und Hoyerswerda 2432 und 2018 Menschen auf 1 Q.-M. Als S. an Preußen kam, unterschied man aus alter Zeit her: 1) Niederschlesien oder die sog. neun alten Fürstenthümer Glogau, Sagan, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Schweidnitz, Breslau, Oels und Brieg nebst den Standesherrschaften Trachenberg, Beuthen-Carolath, Wartenberg, Militsch und Goschütz; 2) Oberschlesien oder die Fürstenthümer Münsterberg, Neisse, Oppeln, Ratibor und Theile der Fürstenthümer Bielitz, Teschen, Troppau und Jägerndorf sowie die Standesherrschaften Pleß und Beuthen; 3) die Grafschaft Glatz (s. d.). Seit 1815 zerfällt die Provinz administrativ in die drei Regierungsbezirke Liegnitz (mit der preuß. Oberlausitz), Breslau (mit der Grafschaft Glatz) und Oppeln, von denen die zwei erstern im ganzen dem frühern Niederschlesien, der dritte dem alten Oberschlesien entspricht. Die drei Regierungsbezirke haben zusammen 57 landräthliche Kreise. Dazu kommt die kreiseximirte Hauptstadt Breslau (s. d.), welche 3. Dec. 1867, mit Einschluß von 5024 Militärangehörigen, 186302 E. zählte. Von der Gesammtbevölkerung leben (1864) in den 144 Städten über 22,1 Proc., nämlich 776018, dagegen auf dem platten Lande (in 55 Flecken und 5458 Dörfern) 2,734688 E. Von der Gesammtbevölkerung sind 76 Proc. Deutsche und 24 Proc. Slawen. Von den letztern reden als Familiensprache 760900 polnisch, 60825 czechisch, 33250 wendisch. Die Polen, mit der sog. wasserpolnischen Mundart, überwiegen im Regierungsbezirk Oppeln, woselbst sie, 70600 an der Zahl, im Osten der Oder etwa drei Viertel der Bevölkerung ausmachen. Im Westen der Oder nehmen sie nach und nach ab und verschwinden in der Höhe von Oberglogau und Leobschütz fast ganz, sodaß die Glatzer Neisse von ihnen nicht mehr erreicht wird. Auf der rechten Oderseite zieht sich das poln. Element auch in den Regierungsbezirk Breslau hinein, wo sie 54840 Individuen stark sind und in den Kreisen Breslau und Wartenberg etwas über die Hälfte der Bewohner bilden, im Kreis Brieg zum letzten mal die Oder berühren. Von den Polen bekennen sich etwa 60000 zur evang. Kirche. Die Mähren (über 50000) wohnen im Süden der Zinna in den Kreisen Ratibor und Leobschütz. Die Böhmen (über 10000) gehören der evang. Kirche an, sind erst durch Friedrich d. Gr. hereingezogen worden und wohnen in Colonien in den Kreisen Glatz, Oppeln, Strehlen, Wartenberg und Großstrehlitz. Die Wenden leben in den Kreisen Rothenburg und Hoyerswerda (Regierungsbezirk Liegnitz). Von der Gesammtbevölkerung sind (1864) Evangelische 1,704919, Römisch-Katholische 1,755507, Griechisch-Katholische 25, Mennoniten 52, Dissidenten 7014, Juden 43127. Oberschlesien und die Grafschaft Glatz sind vorherrschend katholisch, Niederschlesien und die Lausitz überwiegend evangelisch. Brüdergemeinden befinden sich zu Gnadenfeld, Gnadenfrei, Gnadenberg, Neusalz und Niesky.

Das Schlesische Bergland umfaßt die kleinere Hälfte der Provinz und wird vom Flachland durch eine Thalsenkung, das Schlesische Längenthal, geschieden, welches die Provinz in der ganzen Länge vom Ursprung der Malapane im Osten bis zum Austritt der Schwarzen Elster im Westen durchzieht und das Bergland vom oberschles. Plateau und dem märkisch-schles. Landrücken trennt. Die nördl. Grenze des Berglandes bezeichnet etwa die Linie, welche Niesky mit Hainau, Kanth, Grottkau und der obern Malapane verbindet und in einer Meereshöhe von 5—600 F. liegt. Ein Busen des Tieflandes erstreckt sich zwischen der Glatzer Neisse und der Oder in das Bergland hinein, fast bis an die österr. Grenze. Von jener Grenzlinie erhebt sich das Land allmählich südwärts, bis es etwa 1000 F. Seehöhe erreicht. Sodann entwickelt sich nahe der Grenze das Schlesische Gebirge, das nur den mittlern, aber bedeutendsten Theil der Sudeten (s. d.) umfaßt, während die Provinz weder im Nordwesten noch im Südosten bis an den Gebirgszug dieses Systems selbst heranreicht. Im Nordwesten gehören davon der Provinz nur wenige isolirte, vom Lausitzer Gebirge abgerückte Berge und Berggruppen an. Ebenso ziehen im Südosten nur einzelne Ausläufer des Mährisch-schlesischen Gebirgs (welches Mähren von Oesterreichisch-Schlesien scheidet) über die preuß. Grenze herüber. Es gehören zur Provinz das Isargebirge mit seiner nördl. Vorstufe, das Riesengebirge (s. d.), das Katzbach- und das Walden-

burger oder niederschles. Steinkohlengebirge mit den Porphyrmassen des 2885 F. hohen Hochwaldes und dem zerrissenen Neuroder Gebirge; das Glatzer Gebirgsland mit dem Eulen- und Reichensteiner Gebirge, dem Glatzer Schneegebirge, dem Habelschwerter-, dem Mense- oder Reinerzer- und Heuscheuergebirge; die Vorstufe des Eulengebirgs mit dem Zobten und die Vorstufe des Mährisch-schlesischen Gebirgs mit der Bischofskoppe im Nordosten des Altvaters und dem Plateau von Leobschütz. Im Osten der Oder findet sich kein eigentliches Bergland, nur ausgedehnte Plateaulandschaften mit welliger oder hügeliger Oberfläche. Hier liegt zunächst im Süden der Malapane das Oberschlesische Steinkohlengebirge, das im Südosten an die Weichsel, im Osten an die Przemsa und Brinitze stößt und, nebst dem Polnischen Berglande, als Vorstufe der nördl. Vorkarpaten (Baskiden) zu betrachten ist. Es nähert sich dasselbe zweimal der Oder, bei Ratibor und im Annaberg bei Krappitz. Zwischen beiden Vorsprüngen befindet sich eine von der Ruda, Birawka und Klodnitz durchflossene Thalsenkung, die sich kreisförmig im Osten bei Gleiwitz schließt, etwa 700 F. hoch und wellig und reich an Eisenstein ist. Im Norden dieser Einsenkung werden die beiden Vorsprünge zum Plateau von Tarnowitz verbunden. Dieses, zwischen der Klodnitz und Brinitz, erreicht nicht ganz eine mittlere Höhe von 1000 F. und fällt nordwärts zur Malapane ab. Von ähnlicher Beschaffenheit ist seine südöstl. Fortsetzung, das Plateau von Nikolai, das südostwärts zur Weichsel und deren Nebenflüssen abfällt. Weiter von der Oder abgerückt, aber ihrer Strombahn parallel zieht sich, vom Quellbezirk der Malapane an, längs der Grenze von Polen und Posen, das Oberschlesische Juragebirge, dessen bemerkenswertheste Punkte der Groyetzberg (1112 F.), der Zohlberg (1099), der Labschauerberg (1113) u. s. w. sind. Kaum in Verbindung steht mit diesem Jurazug der Trebnitzer Landrücken, der als Wasserscheide zwischen der Weida und Bartsch fast in gerader Linie von der Quelle der Weida bei Polnisch-Wartenberg westwärts bis Leubus a. O. zieht und bei Trebnitz im Weinberg 957 F. Höhe erreicht. Durch das Thal der Oder von ihm getrennt, erstreckt sich von dieser bis zum Bober, das Tiefland Niederschlesiens durchlängend, der Hügelzug der sog. Katzenberge, dessen höchste Punkte nur noch 6—700 F. erreichen, und der sich in dem Märkischen Landrücken gegen Nordwesten fortsetzt.

Von der Provinz S. gehören 667¾ Q.-M. zum Gebiet der Oder, 25 Q.-M. zu dem der Weichsel (im Südosten), 38½ Q.-M. zu dem der Elbe. Die Oder (s. d.), der Hauptfluß der Provinz, gehört derselben in der Länge von 60,6 preuß. M. an, erst 4 M. weit als Grenzscheide gegen Oesterreichisch-Schlesien, dann flößbar bis Ratibor 3,7 M., von dort abwärts 52,9 M. schiffbar. Die Oder nimmt innerhalb der Provinz rechts die Olsa, Ruda, Birnawka, Klodnitz, Malapane (0,1 M. weit schiffbar), Stober, Weida und Bartsch, links die Oppa, Zinna, Stradune, Hotzenplotz, Glatzer Neisse (2 M. weit schiffbar), Ohlau, Lohe, Weistritz, Katzbach mit der Wüthenden Neisse und die Steinau sowie, außerhalb der Provinz, den durch die Queiß verstärkten Bober und die Lausitzer Neisse auf. Die Weichsel ist von Zabrzeg an 0,7 M. weit schiffbar und empfängt links den Korzyniez und die Gostinie bei Jedlin sowie die Przemsa, die von der Mündung der Brinitze bei Myslowitz abwärts 4,3 M. schiffbar ist. Der einzige Schiffahrtskanal S.s ist der Klodnitzkanal, der 1½ M. östlich von Gleiwitz unter der Erde anfängt, bei Zabrzeg zu Tage tritt und jetzt nur noch von Gleiwitz abwärts 6 M. weit benutzt wird, um die Erzeugnisse des oberschles. Berg- und Hüttenbaues nach der Oder zu schaffen. Landseen, aber nur von geringem Umfange, hat S. über 100, die meisten und größten im oberschles. Kreise Pleß und in der niederschles. Niederung der Bartsch. Der bedeutendste von allen ist der fischreiche Schlawasee im Kreise Freistadt an der Grenze von Posen, der 1½ M. lang und ⅜ M. breit ist. An Mineralquellen ist das Land sehr reich. Von den 21 als Gesundbrunnen benutzten sind die besuchtesten Warmbrunn und Salzbrunn, nächstdem Altwasser, Charlottenbrunn, Kudowa, Flinsberg, Landeck, Langenau und Reinerz.

S. hat etwa zur Hälfte guten Boden und ist im ganzen wohl angebaut. Vorzüglich fruchtbar sind das Oderthal und die ganze Vorstufe zum Gebirge von Ratibor bis Liegnitz, ebenso die Thäler von Hirschberg und Landshut sowie das Innere der Grafschaft Glatz. Diese Gegenden bilden die Hauptsitze des Ackerbaues und der Viehzucht und gehören zu den fruchtbarsten des preuß. Staats. Unfruchtbar dagegen sind fast das ganze Gebiet auf der rechten Oderseite und der westl. Theil des schles. Längenthals etwa von den Sümpfen im Kreise Bunzlau an. Die Oberfläche der Provinz enthält 54 Proc. Ackerland, 0,8 Gartenland, 8,9 Wiesen, 1,9 Weide, 29,7 Waldungen, 0,7 Wasserstücke, 0,2 Oedland, 2,5 zu öffentlichen Zwecken benutzte Grundstücke (Land- und Wasserstraßen, Eisenbahnen u. s. w.), 1,3 Proc. Hofräume und kleine Hausgärten. Der Ackerbau, im ganzen rationell betrieben, gibt in günstigen Jahren bedeutenden

Ueberschuß an Weizen und Roggen zur Ausfuhr. Außerdem baut man zur Genüge Hafer, Gerste und Buchweizen, ferner Kartoffeln und Hülsenfrüchte, viel Raps und Flachs, dann Cichorie, Runkelrüben, Hopfen, Kardendistel, Taback, Scharte, Saflor und Krapp, von Futterpflanzen besonders Klee, mit dessen Samen Breslau einen ansehnlichen Handel treibt. Der Gartenbau blüht besonders im mittlern Theil der Provinz; im Norden sind Oels und Grünberg (welches bedeutende Mengen Obst nach Berlin liefert), im Westen Liegnitz und Muskau seine Hauptsitze. Wein wird bei Niederbeuthen und besonders bei Grünberg gebaut, jedoch nur solcher vierter Klasse. Das Maximum der Weinproduction erreichte S. im J. 1846 mit 62744, das Minimum im J. 1821 mit 5 Eimern. Große Waldungen finden sich in der Oberlausitz in Oberschlesien, im Riesen- und Isargebirge sowie in der Grafschaft Glatz. Unter den sämmtlichen Provinzen des Staats gewährt S. den größten Ertrag an Nutzholz (69 Mill. Kubikfuß). In der Rindviehzucht nimmt S. unter den acht alten Provinzen hinsichtlich der Stückzahl die zweite (die erste Rheinpreußen), in der Pferde- und in der Schafzucht die fünfte Stelle ein. Die Schafzucht ist jedoch von großer Bedeutung, weil man hier schon seit Anfang dieses Jahrhunderts große Sorgfalt auf die Veredlung der Schafe verwandt hat. Man zählt gegenwärtig etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. Merinos, $1\frac{2}{5}$ Mill. halbveredelte und etwas über 200000 grobe oder Landschafe. Die schles. Merinowolle gehört zu den feinsten Sorten, die es gibt. Breslau ist der Hauptwollmarkt mit einem jährlichen Umsatz von 60—70000 Ctrn. Auch die Pferdezucht hat durch das königl. Landgestüt zu Leubus und wohleingerichtete Privatgestüte Aufschwung genommen. Weniger befriedigend ist die Rindviehzucht hinsichtlich der Milchwirthschaft, indem nur aus den Gebirgsgegenden ein ansehnlicher Butterhandel getrieben wird. Die Schweine-, Federvieh- und Bienenzucht ist ohne Bedeutung; Wildpret und Fische sind reichlich vorhanden. In den fruchtbaren Gegenden lebt der Bauernstand in Wohlhabenheit. Auf dem weniger ergiebigen Boden, in Oberschlesien namentlich, stehen die Verhältnisse des Landmanns immer noch sehr zurück. In den Gebirgsgegenden ist das Grundeigenthum sehr getheilt, die Landwirthschaft mit Weberei verbunden, diese aber wie jene nur eine kümmerliche Existenz gewährend.

S. hat einen großen Reichthum an Mineralien, namentlich an Eisen, Zink und Kohlen, deren Ausbeutung und Verarbeitung im Bergbau- und Hüttenbetrieb in neuester Zeit einen ungemeinen Aufschwung genommen hat. Eisen wird hauptsächlich im Osten der Oder abgebaut. Der Regierungsbezirk Oppeln hat die meisten Eisenwerke unter allen andern Bezirken des Staats. Die bedeutendsten befinden sich im Kreise Beuthen. Dasselbe Tarnowitzer Plateau hat zugleich das reichste Zinklager der Erde, dessen Galmei auch das seltene Metall Kadmium einschließt. Die bedeutendsten Gruben sind Scharlei, Wilhelmine und Neue Helene im Revier Tarnowitz, sowie Maria, Theresia und Apfel im Revier Beuthen. Bleierze liefert dasselbe Plateau, wo man auch aus Bleiglanz Silber ausscheidet. Kupfererz und Kupferkies finden sich an den Vorstufen des Riesengebirgs. Für Arsenikerze ist S. die einzige Fundstätte unter den acht alten Provinzen. Dasselbe wird im Reichensteiner Riesengebirge sowie im Katzbachplateau gewonnen. Schwefelkies und Vitriolerze finden sich bei Rohnau (Kreis Landshut), Schreiberhau (Hirschberg), Alaunerz bei Muskau. 1864 ergab der schles. Bergbau an Eisenerz 6,970220 Ctr., Bleierz 140774, Kupfererz 4379, Galmei 4,789587 Ctr. (78,3 Proc. der Gesammtproduction des Staats), Vitriolerz 51751 und an andern Erzen 17555 Ctr. im Werth von 2,760399 Thlrn. Der Hüttenbetrieb lieferte an Roh-, Guß-, Stab- und gewalztem Eisen, an Eisenblech, Eisendraht und Stahl 5,325786 Ctr. im Werthe von 11,888934 Thlrn. Dazu kam Silber 9090 Pfd., Kaufblei 61757 Ctr., Bleiplatten 2600 Ctr., Glätte 19902, Garkupfer 106, grobe Kupferwaaren 1028 Ctr. im Werthe von 822416 Thlrn.; ferner Zink 751217 Ctr. (für 4,588644 Thlr.), Zinkblech 181616, Zinkweiß 17116, Nickel und Nickelwaaren 340, Vitriol 375 Ctr., zusammen für 6,134563 Thlr.; endlich Kadmium 226 Pfd., Arsenik und Arsenikfabrikate 4523, Schwefel 1800 Ctr., zusammen für 25425 Thlr. Sonach belief sich die Gesammtsumme aller Hüttenproducte auf 6,379300 Ctr. im Werthe von 18,871338 Thlrn. an Ort und Stelle der Gewinnung. Während die Provinz des Salzes ermangelt, hat sie desto mehr Kohlen. Das Oberschlesische Steinkohlenbecken, fast ganz im Osten der Oder, in den Kreisen Ratibor, Rybnik, Pleß, Tost-Gleiwitz und vorzüglich Beuthen gelegen, ist das bedeutendste in ganz Deutschland. Soweit es an die Oberfläche tritt, umfaßt es 10—11 Q.-M. Es wird seit 1784 abgebaut und lieferte im Anfange dieses Jahrhunderts jährlich nur 100000 Tonnen, 1822 bereits 1 Mill., 1854 schon 8,208697 und 1864 in 91 Bergwerken 21,237570 Tonnen im Werthe von 4,603361 Thlrn. Das Niederschlesische oder Waldenburger Stein-

kohlenbecken, dessen bauwürdige Theile an der Oberfläche einen Raum von 3 Q.-M. einnehmen, lieferte 1787 etwa 200000 Tonnen, 1800 aber ½ Mill., 1838 bereits 1 Mill., 1854 beinahe 2½ Mill. und 1864 in 32 Werken 5,218380 Tonnen im Werthe von 1,921784 Thlrn. Das kleine Steinkohlenlager in den Kreisen Löwenberg und Bunzlau lieferte 1864 in 9 Werken 135350 Tonnen für 48510 Thlr. Die Braunkohlenlager erstrecken sich in der Landschaft der Vorberge von der Grenze des Königreichs Sachsen bis nach Oberschlesien, und 1864 förderten 39 Werke 1,315559 Tonnen Braunkohlen im Werthe von 195142 Thlrn. In ganz S. wurden 1864 gewonnen 98,468338 Ctr. Steinkohlen, 4,253683 Ctr. Braunkohlen und 2268 Ctr. Flußspat, zusammen im Werthe von 6,769422 Thlrn. Torf kommt im ganzen selten vor, in den Flußthälern des Flachlandes, in gewaltigen Vorräthen jedoch in den Seefeldern des Glatzer Gebirgs. Gipsbrüche hat die Provinz 20, Kalksteinbrüche 208, beide hauptsächlich in Oberschlesien. Magnesit, zur Darstellung des Bittersalzes und reiner Kohlensäure, findet sich bei Baumgarten, Serpentin am Zobten, schöner Marmor bei Prieborn (Kreis Strehlen), Großkunzendorf (Neisse) und Rothenzechau (Schmiedeberg), Chrysopras bei Kosemitz und Tarnau (beinahe die einzigen Fundorte dieses Steins), Bergkrystall an verschiedenen Punkten, außerdem Amethyst, Rauchtopas, Chalcedon, Opal, Karneol und Jaspis.

Neben dem Ackerbau, Vieh-, besonders Schafzucht, Bergbau und Hüttenbetrieb sind die Hauptnahrungszweige Leinwandweberei, Tuch- und Baumwollfabrikation sowie die Verfertigung von Metallwaaren. Das fabrikmäßige Gewerbwesen hat in S. in neuester Zeit großen Aufschwung genommen. Von den acht alten Provinzen besitzt S. allein zwei Drittel aller Flachsspinnereien, in seinen Fabriken ein Fünftel aller Stühle für Leinen und Halbleinen, fast zwei Fünftel aller Stühle für Baumwollgewebe, ein Fünftel aller Dampfmaschinen, über ein Drittel aller Eisenwerke, über ein Viertel aller Glashütten, fünf Achtel aller Glasschleifereien, nächst Sachsen die meisten Rübenzuckerfabriken. Die Leinweberei hat ihre Hauptsitze in den Gebirgskreisen Lauban, Hirschberg, Bolkenhain, Landshut und Waldenburg; die Baumwollweberei auf dem platten Lande der Kreise Reichenbach, Glatz, Waldenburg, Schweidnitz, Landshut und Lauban; die Tuchfabrikation in Görlitz und Sagan, in Grünberg, Goldberg und Liegnitz. Außer den Fabriken beschäftigt diese Textilindustrie viele Tausende von Händen an dem häuslichen Webstuhle, und ihre jährliche Production erreicht einen Werth von 15—20 Mill. Thlrn., wovon die Hälfte auf die Ausfuhr entfällt. Eisen-, Stahl- und andere Metallwaaren liefern die zahlreichen oberschles. Hüttenwerke sowie die Eisengießereien im Regierungsbezirk Liegnitz, wo auch, wie im breslauer Regierungsbezirk, Fabriken für Maschinen, Eisenbahn- und andere Wagen bestehen. Vorzügliche Glaswaaren liefern Warmbrunn und die Josephinenhütte bei Schreiberhau, Porzellan Hirschberg, Waldenburg, Reichenstein, Steingut Waldenburg und Reichenstein, ausgezeichnete Topfwaaren besonders Bunzlau. Große Gerbereien bestehen in Breslau und Schweidnitz; Papierfabriken gibt es 58. Sehr zahlreich sind die Brauereien, Brennereien, Ziegeleien, Kalkbrennereien und Theeröfen. Von wachsender Bedeutung wird neuerdings die Uhrenfabrikation durch die Gebrüder Eppner in Lähn (am Bober) und die Strohflechterei in den Weberbezirken. Unter den Städten hat Breslau den vielseitigsten Industriebetrieb. Auch der Handwerksbetrieb ist auf dem Lande mehrfach noch sehr bedeutend. Häufig reiht sich im Gebirge meilenweit Dorf an Dorf, belebt durch Gewerbthätigkeit aller Art. Mit dem industriellen Aufschwunge hat sich auch der schon früher nicht unbedeutende Handel S.s überraschend gehoben; besonders ist der Speditionshandel in raschem Gedeihen. Derselbe wird begünstigt durch die natürliche Wasserstraße der Oder, durch gute Chausseen (524,3 M. im J. 1862) und ein vielverzweigtes, sich fortwährend erweiterndes Netz von Eisenbahnen. Letzteres hatte Ende 1866 im ganzen eine Baulänge von 170,6 M. Seitdem ist von der Schlesischen Gebirgsbahn, die von Kohlfurth, respective Görlitz über Lauban und Hirschberg nach Dittersbach, mit einer Zweigbahn nach Waldenburg und Altwasser (19,4 M.) führt und bereits 20. Aug. 1866 bis Hirschberg (13,2 M.) im Betriebe stand, die Strecke Hirschberg-Waldenburg (6,3 M.) 17. Aug. 1867 dem Verkehr übergeben worden, desgleichen auch 31. Dec. 1867 die Berlin-Görlitzer Bahn, von welcher 8,5 M. zu Schlesien gehören. Die Gebirgsbahn wird von Ruhbank über Landshut fortgesetzt zum Anschluß an das böhm. Bahnnetz bei Schwadowitz. Im Bau begriffen waren Ende 1867 die wichtige Rechte-Oderuferbahn, die von Breslau über Oels, Namslau, Kreuzburg nach Kolonowske zum Anschluß an die Oppeln-Tarnowitzer, dann von Tarnowitz über Beuthen und Laurahütte nach Sosnowice zum Anschluß an die russ. Wien-Warschauer, und von Laurahütte nach Pleß und Dziedit zum Anschluß an die österr. Kaiser-Ferdinands- oder Wien-Krakauer Bahn führen und mit einigen Seitensträngen das vorhandene Netz um 33¾ M. erweitern soll. Der Haupt-

handelsplatz der Provinz ist Breslau, wo bereits fünf Eisenbahnen münden. Die Hauptausfuhrproducte sind Eisen, Stahl, Zink, Kohlen, Wolle, Leinwand, Tuch, Baumwoll- und Lederwaaren, Spiritus, Holz, Getreide, Obst, Wein, Kleesamen, Taback u. s. w. Handelskammern bestehen zu Breslau, Schweidnitz, Hirschberg, Landshut, Liegnitz, Görlitz und Gleiwitz.

Die Justizpflege ressortirt von den Appellationsgerichten zu Breslau, Glogau und Ratibor, mit dem Stadtgericht zu Breslau und 52 Kreisgerichten. Ein großer Theil der Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften in S. wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren besessen, die, in keiner Provinz so zahlreich als in dieser, zwar zum Theil ihre eigenen Regierungen und Justizkanzleien, aber keine landesherrl. Gewalt haben und der Aufsicht der königl. Oberbehörden untergeordnet sind. Die Leitung des Bergbaues steht unter dem Oberbergamt zu Breslau (bis 1861 zu Brieg), das zugleich die Provinzen Brandenburg und Preußen umfaßt. In kirchlicher Beziehung ist die prot. Bevölkerung in 51 Kirchenkreise oder Superintendenturen eingetheilt, die unter dem Consistorium zu Breslau stehen, und von denen 18 auf den Regierungsbezirk Breslau, 28 auf Liegnitz, 5 auf Oppeln kommen. Die Katholiken stehen in Kirchensachen größtentheils unter dem Bischofe von Breslau, der unmittelbar dem päpstl. Stuhle untergeordnet ist und noch den Titel Fürst von Neisse und Herzog von Grottkau führt. Seine Diöcese umfaßt auch die Provinz Brandenburg und die Regierungsbezirke Stettin und Stralsund sowie einen Theil von Oesterreichisch-Schlesien. Die Grafschaft Glatz gehört zum Sprengel des Fürst-Erzbischofs von Prag, dessen inländischer Vertreter der Großdechant, Ehrendomherr von Breslau und Pfarrer zu Ebersdorf (Kreis Habelschwert) ist. Der oberschles. District Katscher, auch Preußisch-Mähren genannt ($28\frac{1}{2}$ O.-M.), steht unter dem Fürst-Erzbischof von Olmütz, dessen Commissar der Stadtpfarrer zu Katscher ist. Unter den röm. Katholiken haben sich seit 1844 an mehrern Orten deutsch-katholische und unter den Protestanten seit 1834 altluth. Gemeinden gebildet. In das Haus der Abgeordneten schickt S. 65 Mitglieder. Die Provinzialstände, welche sich zu Breslau versammeln, bestehen aus 92 Mitgliedern, nämlich 11 aus dem Stande der Fürsten und Standesherren (Oels, Jägerndorf, Troppau, Sagan, Trachenberg, Carolath-Beuthen, Ratibor und Pleß mit je einer Virilstimme, Graf Henkel von Donnersmark, Prinz Biron von Kurland, der Besitzer von Muskau und Graf Schaffgotsch zusammen mit drei Curiatstimmen), 36 Abgeordneten der Ritterschaft, 30 der Städte und 12 des Bauernstandes. Die Militärangelegenheiten stehen für Mittel- und Oberschlesien unter dem Generalcommando des 6. Armeecorps zu Breslau, dessen beide Divisionsstäbe zu Breslau und Neisse lociren; für Niederschlesien unter dem Generalcommando des 5. Armeecorps in Posen, dessen Divisionsstab in Glogau steht. Von den Festungen sind nur noch Glogau, Glatz, Neisse und Kosel armirt. An wissenschaftlichen Bildungsanstalten und höhern Schulen der Provinz sind zu nennen: die Universität zu Breslau, das kath. Priesterseminar und das jüd. theologische Seminar daselbst; 23 Gymnasien (15 evangelische und 8 katholische); 1 Progymnasium am großen Waisenhause zu Bunzlau; 6 Realschulen erster Ordnung; 1 Cadettenhaus (zu Wahlstatt); 3 höhere Bürgerschulen, 2 höhere Knabenschulen und 24 höhere Töchterschulen; 9 Schullehrerseminare (5 evangelische und 4 katholische); 1 Pädagogium der Herrnhuter zu Niesky, deren theol. Seminar zu Gnadenfeld, das Crousaz'sche Pensionat zu Neusalz und die Erziehungsanstalt zu Görlitz; 4 Provinzialgewerbeschulen; 3 Taubstummenlehranstalten und 1 Blindenanstalt. An Specialschulen bestehen die Kriegsschule zu Neisse, die Bergschule zu Tarnowitz, die höhere Landwirthschaftliche Lehranstalt zu Proskau, die höhere Handelsschule zu Breslau, die Kunst-, Bau- und Gewerksschule zu Breslau, die Musterwebe- und Fabrikantenschule zu Grünberg, die königl. Hebammenlehr- und Entbindungsanstalt zu Oppeln. Provinzialirrenanstalten befinden sich zu Breslau, Brieg und Bunzlau.

II. Oesterreichisch-Schlesien, derjenige Theil S.s, welcher im Hubertusburger Frieden von 1763 dem Hause Oesterreich verblieb, umfaßt die Herzogthümer Troppau und Jägerndorf, die Minderherrschaften Freudenthal und Olbersdorf, die Herzogthümer Teschen und Bielitz und die Minderherrschaften Freistadt, Friedek, Oderberg, Deutsch-Leuthen, Reichenwaldau (Dombra) und Roy. Es sind dies sämmtlich Gebiete des alten Oberschlesien. Das Land ist durch den schmalen Zipfel des mähr. Bezirks Mistek in zwei Theile zerlegt, welche früher zwei eigene Kreise, den Troppauer und Teschener, bildeten und von 1783—1849 in administrativer Hinsicht mit Mähren unter dasselbe Gubernium gestellt waren. Nach der Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurde Oesterreichisch-Schlesien zu einem eigenen Kronlande unter dem Titel Herzogthum Schlesien erhoben und 4. Aug. 1849, mit Wegfall der vorigen Kreiseintheilung, in 7 Bezirkshauptmannschaften, später aber in 22 Bezirke und den Stadtbezirk der Hauptstadt

Troppau eingetheilt. Das Kronland hat ein Areal von 93,50 Q.-M. und zählt in 26 Städten, 6 Flecken und 669 Dörfern (nach dem Census vom 31. Oct. 1857) eine ortsangehörige Bevölkerung von 462051, eine effective oder ortsanwesende von 443912 E. (4747 auf 1 Q.-M.), nach einer officiellen Berechnung für den 31. Dec. 1864 aber 487885 E. (5191 auf 1 Q.-M.). Unter den 462051 Einheimischen waren 234843 Deutsche, 223928 Slawen (etwa 92300 Mähren und 131600 Polen) und 3280 Juden. Nach den Religionsbekenntnissen unterschied man 396843 Katholiken und 61917 Protestanten. Das Land wird im Südosten von den Karpaten, im Nordwesten von dem Mährischen Gesenke, einem Zweige der Sudeten (s. d.), durchzogen und trägt durch die allenthalben hinstreifenden Gebirge, mit Ausnahme einzelner schöner Thäler und fruchtbarer Ebenen (Weidenau, Troppau, Skotschau), einen zwar gesunden, aber rauhen klimatischen Charakter. Als Quellenland der Oder und Weichsel ist es durch den obern Lauf beider Ströme und die Zuflüsse derselben, die Oppa, Mohra, Ostrawitza, Olsa, Bielau, Steina und Biala, reich bewässert. Auch hat es mehrere Gesundbrunnen. Von der gesammten Bodenfläche nehmen das Ackerland 42,14 Proc., das Gartenland und Wiesen 10,27, die Waldungen 32,62, das Weideland 6,10 und das unproductive Land 8,87 Proc. ein. Der Ackerbau ist besonders im vormals Teschener Kreise wegen der steinigen Beschaffenheit des Bodens wenig ergiebig; doch zeigen sich die tiefern und ebenern Gegenden fruchtbar für Getreide, Runkelrüben, Gemüse und Obst und das Gebirge für Flachs. Die Waldwirthschaft befindet sich in wenig günstigen Verhältnissen. Die Viehzucht nimmt an Veredlung rasch zu, und namentlich gehören die Schafheerden (105080 Stück im J. 1863) zu den vorzüglichsten der österr. Monarchie. Auf dem Gebirge findet eine Art Alpenwirthschaft statt. Die Käsebereitung (der Briesenkäse in den Karpaten), die Gänse-, Tauben- und Bienenzucht sowie Jagd und Fischerei sind von Bedeutung. Der Bergbau fördert große Mengen Steinkohlen vorzüglicher Art, viel Eisen, außerdem Kupfer, Blei, Zinkblende, Alaun und Vitriol. Neuerdings wird auch wieder Gold gefördert, bei Zuckmantel. Marmor und Schiefer werden ebenfalls gewonnen. Sehr bedeutend ist der Industriebetrieb. Eisenwaaren liefern besonders Baschka, Ustron, Karlshütte, Würbenthal und Klein-Mohrau, Kupferblech Endersdorf, Maschinen Freudenthal. Das wichtigste Erzeugniß der Textilindustrie sind die Tuche und andere Wollwaaren von Bielitz, Troppau, Jägerndorf, Wagstadt u. s. w., die hauptsächlich nach Galizien, Pesth, Wien und Triest gehen. Nächstdem sind zu nennen die Damast-, Leinwand- und Zwillichwaaren von Freiwaldau, Zuckmantel, Würbenthal, Engelsberg, Freudenthal, Benisch, Wigstadl u. s. w. 1865 besaß das Kronland 15 Maschinen-Flachsgarnspinnereien mit 28000 Spindeln. Auch fabricirt man Baumwollwaaren, besonders im teschener Bezirk Friedek; ferner Leder, Wagen in Troppau und Bielitz, Rübenzucker (11 Fabriken im J. 1865), Spiritus, Chemikalien, Steinzeug (gefärbtes Porzellan), Matratzen aus Waldwolle, die stark ausgeführt werden. Ueberhaupt findet mit den Boden- und Fabrikerzeugnissen des Landes ein lebhafter Handel ins Ausland statt, der aber noch durch den vortheilhaften Commissions- und Transithandel mit österr. und ungar. Weinen, russ. Juchten, Talg, Leinsamen und Pelzwerk, in galiz. Steinsalz, moldauischem Schlachtvieh und wiener Modewaaren übertroffen wird. Gute Straßen fördern den Verkehr, und durch die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (Wien-Krakau) mit den Seitenbahnen Schönbrunn-Troppau, Oderberg-Preußische Grenze, Dziedilz-Bielitz ist das Kronland mit Mähren, Galizien, Preußen und Polen in die nächste Verbindung getreten. Für die Gerichtspflege bestehen unter dem Ressort des Oberlandesgerichts zu Brünn zwei Landesgerichte erster Instanz zu Troppau und Teschen mit 22 Bezirksgerichten. Das Kronland gehört zur Finanzlandesdirection zu Brünn, zum Sprengel der Berghauptmannschaft zu Olmütz und ist mit Mähren zu einem Generalat vereinigt, das vom Landesgeneralcommando zu Brünn ressortirt. In kirchlicher Beziehung stehen die Katholiken theils unter dem Erzstift von Olmütz, theils unter dem Fürstbischof von Breslau, der für das österreichische S. einen Generalvicar zu Teschen ernennt, welcher jedoch der Bestätigung des Kaisers von Oesterreich bedarf. Die Protestanten stehen unter der Superintendentur zu Brünn. Deutsche Bildung ist durch das ganze Kronland verbreitet. Für den höhern Unterricht sorgen die kath. Obergymnasien zu Troppau und Teschen, das evang. Obergymnasium zu Teschen sowie die Oberrealschule zu Troppau. Außerdem bestehen Handelsschulen zu Troppau und Teschen, Unterrealschulen zu Teschen, Freudenthal und Jägerndorf, Piaristencollegien zu Weißwasser und Freudenthal. Der Landtag des Kronlandes besteht aus 31 Mitgliedern: dem Fürstbischof von Breslau, 9 aus den Großgrundbesitzern, 10 aus den Städten, Märkten und Industrialorten, 2 aus den Handels- und Gewerbekammern und 9 aus den ländlichen Gemeinden Gewählten. Den Reichstag beschickt das Kronland mit 6 Abgeordneten.

In ältern Zeiten wurde S. von den Lygiern und Quaden bewohnt. Bei dem Weiterziehen der german. Stämme gegen Westen nahmen die nachdrängenden Slawen diese Wohnsitze ein, und nur in den Gebirgen blieben Deutsche zurück. Den Namen, der in der Form Zlezia oder Zlesane zuerst um das J. 1000 vorkommt, erhielt das Land nach einigen von Zle, d. i. böse, mit welchem Worte von den Polen die Quaden bezeichnet wurden, nach andern von dem Silenserberge, dem jetzigen Zobtenberge, nach andern endlich von dem Flüßchen Slenza, Sleca, dem Namen des Flüßchens Laue (Lohe). Vor der Zeit der slaw.-deutschen Kriege scheint S. erst zum großmähr. Reiche, nach dessen Zerstörung aber zu Böhmen gehört zu haben. Im Anfange des 10. Jahrh. kam es unter Polen und erhielt aus dem Stamme der Piasten eigene Herzoge. Mieczislaw I. führte 965 das Christenthum in S. ein und stiftete das Bisthum Schmoger, das später (1052) nach Breslau verlegt wurde. Infolge seiner Lage zwischen Polen und Böhmen konnte S. lange nicht zur Selbständigkeit gelangen und wurde in den Kriegen der poln. Regentenfamilie wiederholt verwüstet. Erst durch den Vertrag von 1163, in welchem der poln. König Boleslaw IV. den drei Söhnen des 1159 in der Verbannung gestorbenen Herzogs Wladislaw II., Boleslaw, Mieczislaw und Konrad, das Land zurückgab, setzte der Statthalter Peter Wlast es durch, daß S. unabhängig von Polen wurde. Die drei Brüder, welche erst gemeinschaftlich regierten, dann aber sich in das Land theilten, wurden die Stammväter der schles. Herzoge aus dem Geschlechte der Piasten (s. d.). Um das verheerte Land wieder zu bevölkern, zogen diese Herzoge deutsche Ansiedler nach S., besonders nach Niederschlesien, und ihre Nachfolger, gewöhnlich mit deutschen Fürstentöchtern verheirathet, führten allmählich deutsches Recht und deutsche Sitte ein. Die zahlreichen Nachkommen jener drei Herzoge theilten sich wieder in ihre väterlichen Landestheile, sodaß die vielen Fürstenthümer entstanden. Doch gab es, besonders in Oberschlesien, auch noch Fürsten böhm. Stammes, von einem natürlichen Sohne des Königs Ottokar (gest. 1278), namentlich die Herzoge zu Troppau, Jägerndorf und Ratibor. Unter den Fürsten aus der niederschles. Linie zeichnen sich aus Heinrich I. der Bärtige (gest. 1238), der Gemahl der heil. Hedwig, der mehrere blutige Kriege mit Polen führte und zuletzt 1235 Regent von Polen wurde, sowie sein Sohn Heinrich II. der Fromme, der in der Schlacht bei Liegnitz 1241 gegen die Mongolen fiel. Aus der niederschles. Linie entstanden wieder die drei Herzogthümer Breslau, Liegnitz und Glogau, aus denen später die Linien Brieg, Schweidnitz, Jauer und Münsterberg, ferner Sagan und Oels sich ausschieden. Auch Oberschlesien zerfiel durch wiederholte Theilungen in mehrere Herzogthümer, von denen Teschen, Oppeln, Ratibor, Jägerndorf und Troppau die wichtigsten waren. Durch die Theilungen geschwächt (es bestanden zu Anfange des 14. Jahrh. in S. 17 regierende Fürstenhäuser), unter sich in stetem Kriege begriffen, suchten die schles. Fürsten, um nicht eine Beute Polens zu werden, Schutz bei Böhmen, indem sie sich unter dessen Lehnsherrlichkeit begaben. Namentlich gelang es dem Könige Johann von Böhmen, durch Geld und Einmischung die schles. Herzoge dahin zu bringen, daß sie von 1327 an allmählich alle, mit Ausnahme zweier, ihn als Lehnsherrn anerkannten. Aber sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Karl IV., wußte durch seine Gemahlin Anna sich das Erbfolgerecht auch in den beiden noch übrigen Fürstenthümern Jauer und Schweidnitz zu verschaffen und zog, nachdem die Könige von Polen 1335 und 1338 (wie nachher wieder 1356 und 1372) auf S. Verzicht geleistet, 1355 das Land zur Krone Böhmen, dessen Schicksale es nunmehr theilte. Unter der böhm. Herrschaft breiteten sich Huß', Luther's, Calvin's und Schwenkfeld's Lehren hier aus, und die Anhänger derselben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Wie von den hussitischen Unruhen und Verwüstungen, so litt S. auch von den Kriegszügen Georg Podiebrad's, des Königs Matthias von Ungarn und Wladislaw's von Polen sowie von den Schrecknissen des Dreißigjährigen Kriegs. Die Reformation wurde von den schles. Herzogen begünstigt, von den österr. Kaisern aber, welche durch einen Oberlandeshauptmann das Land regierten, in den an sie heimgefallenen Gebietstheilen auf alle Weise verhindert. Seit 1648 wurden die Jesuiten eingeführt, alle evang. Kirchen, mit Ausnahme einiger Friedenskirchen, geschlossen, die Protestanten gedrückt und dieses Verfahren auch, als 1675 mit Herzog Georg Wilhelm von Brieg und Liegnitz der letzte piastische Herzog starb, auf die nunmehr an den Kaiser gefallenen letzten Herzogthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg übertragen. Einige Milderung erlangten die Protestanten erst unter Kaiser Joseph I. durch die von König Karl XII. von Schweden in der Altranstädter Convention von 1707 ihnen ausbedungenen Begünstigungen, infolge deren den Protestanten außer Zusicherung der Wiedertheilnahme an öffentlichen Aemtern, 121 Kirchen zurückgegeben und die Erbauung von 6 neuen Kirchen (Gnadenkirchen) gestattet wurde. Unter Karl VI. jedoch erneuerten sich die Bedrückungen wieder. Zugleich

verloren die Fürsten- und Landtage ihr Ansehen völlig, und die Steuern wurden willkürlich erhoben. S. litt, wie die übrigen österr. Länder, unter den großen Gebrechen der Regierung dieses Fürsten. Diese Umstände waren es vorzüglich, welche Friedrich II., als er nach Maria Theresia's Thronbesteigung, auf seine durch einen Erbvertrag von 1537 begründete Erbrechte gestützt, 1740 S. ansprach, die Eroberung dieser Provinz vielfach erleichterten. (S. Schlesische Kriege.) S. ward zwar seit seiner Vereinigung mit Böhmen zu Deutschland gerechnet, stand aber nie in unmittelbarer Verbindung mit dem Deutschen Reiche und war nie ein Reichslehn. Frühzeitig germanisirt, nahm es aber, besonders Niederschlesien, an allen wissenschaftlichen Bestrebungen und materiellen Fortschritten Deutschlands stets lebhaft und selbstthätig theil und brachte eine Menge vorzüglicher deutscher Gelehrten hervor. Auch ging aus S. eine besondere Dichterschule hervor. (S. Deutsche Literatur.) Vgl. Sommersberg, «Scriptores rerum Silesiacarum» (3 Bde., Lpz. 1729—32) und die «Berichtigungen und Ergänzungen» dazu von Sachs von Löwenheim, welche bis 1790 gehen; ferner Stenzel, «Scriptores rerum Silesiacarum» (5 Bde., Bresl. 1835—51); «Codex diplomaticus Silesiae» (Bd. 1—7, Berl. 1859—67); Menzel, «Geschichte S.s» (3 Bde., Bresl. 1807—10); Morgenbesser, «Geschichte S.s» (2. Aufl., Bresl. 1833); Stenzel, «Geschichte von S.» (Bd. 1, unvollendet, Bresl. 1853); Grünhagen, «Schles. Geschichte» (2 Bde., Berl. 1857); Adamy, «S., dargestellt nach seinen physik. und statist. Verhältnissen» (2. Aufl., Bresl. 1857).

Schlesische Dichterschule, s. Deutsche Literatur.

Schlesische Kriege nennt man die von dem Könige Friedrich II. von Preußen mit Oesterreich über den Besitz Schlesiens geführten drei Kriege, von denen der dritte den besondern Namen des Siebenjährigen Kriegs (s. d.) führt. Friedrich II., jung, ruhmbegierig und kriegslustig, benutzte die gefährliche Lage, in welche Maria Theresia nach ihres Vaters Karl VI. Tode durch die von mehrern Staaten auf ihre österr. Erblande erhobenen Ansprüche gerieth, um alte Rechte seines Hauses auf die vier schles. Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf mit den Waffen geltend zu machen. Diese Rechte gründeten sich theils darauf, daß Kaiser Ferdinand II. dem Markgrafen Georg von Brandenburg, infolge seiner Theilnahme an der Sache des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, das Fürstenthum Jägerndorf genommen und den österr. Ländern einverleibt hatte, theils auf eine zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz 1537 geschlossene gegenseitige Erbverbrüderung. Zwar hatte Kaiser Ferdinand I. als Oberlehnsherr diese letztere für ungültig erklärt; als aber nach dem Aussterben der Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau 1675 der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg seine Ansprüche erhob, hatte er zur Abfindung den Schwiebuser Kreis erhalten, den sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. infolge anderweiter Abkünfte dem Kaiser zurückgegeben hatte. Friedrich II. erneute deshalb die Ansprüche seines Hauses, das er außerdem in der jülich-bergischen Erbfolgesache verkürzt hielt, und begann den ersten Schlesischen Krieg (1740—42). Ohne Kriegserklärung rückte er Ende Dec. 1740 mit einem Heere von 30000 Mann in Schlesien ein und verlangte, unter gleichzeitiger Anerbietung seines militärischen Beistandes zur Aufrechterhaltung der Pragmatischen Sanction und eines Vorschusses von 2 Mill. Thlrn., von Maria Theresia die Abtretung der schles. Fürstenthümer Sagan und Glogau. Als aber diese Forderung wie jene Anerbietungen von Maria Theresia mit Unwillen zurückgewiesen wurden, setzte Friedrich seinen Kriegszug fort und eroberte bis Ende Januar ohne Widerstand das ganze schwachbesetzte Land, mit Ausnahme von Glogau, Brieg, Glatz und Neisse. Hierauf schloß er mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß und erneuerte seine Unterhandlungen mit dem wiener Cabinet. Allein Maria Theresia wies auch jetzt Friedrich's Vorschläge zurück, sammelte ein Heer von 30000 Mann und ließ dasselbe unter Neipperg in Schlesien einrücken. Friedrich nahm nun 9. März Glogau mit Sturm und marschirte mit 25000 Mann den Oesterreichern entgegen. Bei Mollwitz unweit Brieg kam es 10. April 1741 zur Schlacht, in welcher zwar die Cavalerie des rechten preuß. Flügels durch die Reiterei des österr. Generals Römer geschlagen, das Treffen aber durch die feste Haltung und die kraftvollen Angriffe der preuß. Infanterie (unter Schwerin) so völlig wiederhergestellt wurde, daß die Oesterreicher unter einem Verluste von 3000 Mann und 18 Kanonen zum Rückzuge nach Neisse sich gezwungen sahen. Die Preußen eroberten hierauf Brieg, belagerten Neisse und überrumpelten Breslau. Unterdessen war auch der bair. Kurfürst Karl Albrecht mit einer franz. Armee in Oberösterreich eingedrungen und August von Sachsen hatte ein Heer von 20000 Mann nach Böhmen gesendet. In dieser Bedrängniß gab endlich Maria Theresia ihren Ministern und dem Rathe Englands Gehör und schloß unter Vermittelung des engl. Gesandten am preuß. Hofe, Lord Hyndford,

9. Oct. 1741 den geheimen Vertrag zu Kleinschnellendorf ab, kraft dessen die Feindseligkeiten aufhören und im künftigen Frieden ganz Niederschlesien nebst einem Theile von Oberschlesien an Preußen überlassen werden sollte. Als aber der Vertrag, um Baiern und Sachsen gegen Preußen mistrauisch zu machen, von Oesterreich veröffentlicht wurde, schloß Friedrich ein Schutz- und Trutzbündniß mit Karl Albrecht, ließ sich 7. Nov. 1741 von den Ständen Niederschlesiens zu Breslau die Huldigung leisten und griff, als der Sieg durch die kräftige Hülfe der Ungarn von den Baiern und Franzosen entschieden sich auf die Seite der Oesterreicher wendete, aufs neue zu den Waffen. Schwerin drang im Verein mit den Sachsen in Mähren ein, wo er 27. Dec. Olmütz eroberte, und Leopold von Dessau bemächtigte sich im Jan. 1742 der Grafschaft Glatz, die Friedrich schon früher dem bair. Kurfürsten Karl Albert als König von Böhmen für 400000 Fl. abgekauft hatte. Inzwischen rückte der Prinz von Lothringen mit einem Heere heran, zwang Friedrich, von welchem sich die Sachsen trennten, zum Rückzuge nach Böhmen und griff ihn 17. Mai bei Chotusitz unweit Czaslau so heftig an, daß die Preußen sich kaum in Schlachtordnung stellen konnten. Aber Friedrich ließ rasch den rechten Flügel vorgehen, nahm die Oesterreicher in die Flanke und schlug sie mit einem Verluste von 7000 Mann und 18 Kanonen, während er selbst nur 3000 einbüßte. Infolge dieses Siegs schloß Maria Theresia mit Friedrich 11. Juni 1742 den Frieden von Breslau, durch welchen Nieder- und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz, außer Troppau, Jägerndorf und dem jenseit der Oppa gelegenen Gebietstheile, an Preußen abgetreten wurden. Dieser Präliminarfriede wurde mit nähern Festsetzungen 28. Juli in Berlin als Definitivfriede vollzogen und der König Georg II. von England garantirte denselben.

Nicht ohne Besorgniß sah indeß Friedrich die siegreichen Fortschritte, die nach seinem Ausscheiden aus der Reihe der gegen Oesterreich kriegführenden Mächte die Waffen Maria Theresia's machten. Hierzu kam, daß zu Worms 23. Sept. 1743 zwischen Oesterreich, Großbritannien, den Generalstaaten und Sardinien ein förmlicher Allianztractat geschlossen wurde, in welchem Maria Theresia alle Länder, die sie vermöge der Pragmatischen Sanction besitzen sollte, also auch Schlesien, gewährleistet wurden, ein Bündniß, dem sich bald darauf auch Sachsen anschloß. Nachdem hierauf Friedrich sich mit dem Kaiser Karl VII. (Albrecht) 22. Mai 1744 zu einem neuen Bunde vereinigt, rückte er mit der Erklärung, daß er nur zum Besten der deutschen Reichsfreiheit, zur Erhaltung des kaiserl. Ansehens und zur Erwirkung des Friedens in die Waffen trete, im Aug. mit 80000 Mann in drei Colonnen in Böhmen ein, eroberte 16. Sept. Prag, besetzte Tabor, Budweis und Frauenberg und bedrohte so das Erzherzogthum Oesterreich. Aber das Erscheinen der österr. Armee, die sich mit Glück aus dem Elsaß nach Böhmen zurückgezogen hatte, im Rücken des preuß. Heeres, die abermalige Erhebung der Ungarn zum Schutze ihrer Königin, die feindselige Stimmung der Einwohner gegen die Preußen und eine Hülfsarmee, welche der sächs. Hof zu Hülfe sendete, brachten Friedrich in eine so unvortheilhafte Lage, daß er Prag und Böhmen räumen mußte. Die Oesterreicher rückten nun in Oberschlesien in die Grafschaft Glatz ein, zogen sich aber bei der Annäherung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und des Generals Nassau, nach den unglücklichen Gefechten bei Ratibor und bei Habelschwerdt, nach Mähren zurück. Mit verstärkter Macht drangen sie jedoch bald darauf wieder durch den Paß von Landeshut in Schlesien ein, wo Friedrich seine Armee concentrirt hatte. Am 4. Juni kam es bei Hohenfriedberg (s. d.) zwischen Karl von Lothringen mit 96000 Mann und dem Könige mit nur 70000 Mann zur Schlacht. Die Sachsen, von den Oesterreichern ohne Hülfe gelassen, wurden zuerst geschlagen. Hierauf griff Friedrich auch den Prinzen Karl selbst an und gewann einen vollständigen Sieg. Friedrich folgte den Oesterreichern nach Böhmen, um im feindlichen Lande sein Winterquartier zu halten, und bedrohte zugleich mit einem Heere von 12000 Mann unter dem Fürsten von Dessau von Magdeburg aus den Kurfürsten von Sachsen. Allein zur Fortsetzung der Offensive zu schwach und durch die Einfälle der Ungarn und die durch Verrath erfolgte Eroberung der Festung Kosel um Schlesien besorgt gemacht, suchte er den Rückweg, von dem dreimal stärkern Feinde gefolgt. Bei Sorr erreichte endlich Karl von Lothringen mit 40000 Mann 30. Sept. die nur 18000 Mann starke preuß. Armee, und Friedrich sah sich zur Schlacht genöthigt, in welcher er jedoch, durch das enge Terrain begünstigt, mit einem Verluste von 3000 Mann siegte, während die Oesterreicher 4000 Todte, 2000 Gefangene, 22 Kanonen und 12 Fahnen verloren. Friedrich setzte hierauf seinen Rückzug nach Schlesien fort, übergab dann dem Fürsten von Anhalt den Oberbefehl und ging nach Berlin. Hier erfuhr er auf geheimem Wege den Plan des Prinzen von Lothringen, mit seinem Heere nach Sachsen zu rücken und von da aus vereint mit den Sachsen eine Operation gegen Berlin zu unternehmen.

Sogleich eilte er, den General Hake mit 5000 Mann zur Deckung Berlins zurücklassend, nach Schlesien zurück, sammelte sein Heer, täuschte durch Scheinmärsche die Feinde, überfiel die Sachsen bei Henuersdorf in der Lausitz und schreckte dadurch den Prinzen von Lothringen so, daß dieser mit einem Verluste von 4000 Mann sich eilig nach Böhmen zurückzog. Unterdessen hatte Friedrich auch den Fürsten von Dessau mit 12000 Mann von Halle aus gegen Dresden dirigirt und ihm später noch den General Lehwaldt mit 7000 Mann nach Meißen entgegengesendet. Mit diesen vereinten Truppen rückte der Fürst von Anhalt gegen die Sachsen vor, welche bei Kesselsdorf (s. d.) in einem wohlverschanzten Lager standen, während der Prinz von Lothringen mit seinem Corps in Dresden eingerückt war. Nach dreimaligem Angriffe eroberte er das Dorf Kesselsdorf, den Schlüssel der sächs. Stellung, nahm hierauf die Sachsen in die Flanke und schlug sie, während die Oesterreicher müßige Zuschauer abgaben, 15. Dec. mit einem Verlust von 3000 Todten und Verwundeten, 6700 Gefangenen und 48 Kanonen so völlig, daß der sächs. General Rutowski das Anerbieten des Prinzen von Lothringen, die Schlacht am andern Tage zu erneuern, ausschlug und der Fürst von Dessau einige Tage darauf Dresden ohne Widerstand nahm. Infolge davon kam unter Vermittelung Georg's II. von England zwischen Sachsen, Oesterreich und Preußen der Friede zu Dresden 25. Dec. 1745 zu Stande, in welchem dem Könige von Preußen der Besitz Schlesiens unter den Bedingungen des Breslauer Friedens bestätigt wurde. (S. Schlesien.)

Schleswig. Das Herzogthum S., mit einem Flächeninhalt von 166 Q.-M. und (1864) 406486 E., war bis auf die neueste Zeit ein Theil der dän. Monarchie. Durch den Wiener Frieden vom 30. Oct. 1864 ging S. (nebst dem Herzogthum Holstein) in den gemeinschaftlichen Besitz von Oesterreich und Preußen über; aber schon durch den Vertrag von Gastein 14. Aug. 1865 kam S. unter die alleinige preuß. Administration. Im Prager Frieden vom 23. Aug. 1866 trat Oesterreich seine Rechte auf S. (und Holstein) an die Krone Preußen ab, worauf in Gemäßheit des Annexionsgesetzes vom 24. Dec. 1866 und des königl. Besitznahmepatents vom 12. Jan. 1867 beide Herzogthümer 24. Jan. 1867 förmlich der preuß. Monarchie einverleibt wurden. Seitdem bildet S. einen Regierungsbezirk der preuß. Provinz Schleswig-Holstein (s. d.). Durch den Wiener Frieden wurden die polit. Grenzen S.s etwas verändert, insofern die vormalige dän. Enclave Mögeltondern (acht Kirchspiele) nebst der vormals dän. Insel Amrum und den vormals dän. Theilen der Inseln Föhr, Sylt und Röm (Romöe) mit S. vereinigt wurden, wogegen die vormals schlesw. Insel Arröe (Aeröe) und zwölf Kirchspiele im äußersten Nordosten und Nordwesten des Landes (bei Kolding und Ripen) an das Königreich Dänemark fielen. Außerdem ist durch Art. 5 des Prager Friedens eine weitere Abtretung der nördl. Districte von S. vorgesehen, wenn die Bevölkerungen derselben durch freie Abstimmung den Wunsch nach einer Wiedervereinigung mit Dänemark zu erkennen geben. Neuerdings wurde auch die schlesw. Insel Femern dem holstein. Kreise Oldenburg unterstellt.

S. bildet die Mitte der sog. Cimbrischen Halbinsel und wird im Norden von der dän. Provinz Jütland, im Westen von der Nordsee (hier gewöhnlich die Westsee genannt), im Süden von dem Herzogthum Holstein, im Osten von der Ostsee begrenzt. Das Festland des Herzogthums breitet sich aus zwischen 55° 28′ (Gehöft Lundsgaard an der Königsau) und 54° 12′ (Gehöft Wittenbergen an der Eider) nördl. Br. und zwischen 26° 15′ (Ording in Eiderstedt) und 27° 56′ (Leuchtthurm Bülkerhuk am Eingang des Kieler Hafens) östl. L. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach stimmt es mit Holstein überein und bildet den Uebergang zu Jütland. Im Westen dehnt sich von der Eidermündung bis nach Hoyer hinauf das sehr fruchtbare Alluvialland, die Marsch, aus, nämlich die Landschaft Eiderstedt, die Hattstedter Marsch, die Bredstedter Marsch, die Dagebüller Marsch und die Toundernsche Marsch. Diese Marschen, welche vorzugsweise zur Fettgrasung des Rindviehs benutzt werden, sind theils durch eine Dünenreihe (Hitzbank in Eiderstedt), theils durch starke Deiche gegen Ueberschwemmungen geschützt. Den Hauptschutz gegen die wilde Gewalt der Nordsee aber gewährt die längs der Westküste sich hinziehende Inselkette. Diese besteht aus den Inseln Röm, Sylt und Amrum, die am Westufer hohe Dünenreihen haben, während die Inseln Föhr, Pellworm und Nordstrand selbst ganz oder größtentheils eingedeicht sind. Dazwischen, innerhalb des Watteumeers, liegen 14 kleine flache und nur spärlich bewohnte Eilande, die sog. Halligen (s. d.), welche, ohne Dünen noch Deiche, schutzlos dem Angriffe der Meereswogen preisgegeben sind. Sowol alle diese Inseln wie die Marschen nebst einigen benachbarten Geeststrecken der schlesw. Westküste werden unter dem althistor. Namen Nordfriesland zusammengefaßt. Im Gegensatz zu der Marsch wird der ganze übrige Theil des Landes (Diluvium) als Geest (s. d.) bezeichnet. Diese tritt nördlich von Hoyer bis an die Nordseeküste

hervor und wird hier nur noch durch einige kleine unbedeichte Alluvialstrecken unterbrochen. Uebrigens sind bei der Geest S.s ebenso wie in Holstein die beiden Terrassen des Geschiebesandes und des Geschiebethons zu unterscheiden. Erstere bildet den wenig fruchtbaren mittlern Landrücken, während zu der letztern das schöne und fruchtbare, wellenförmige Hügelland längs der Ostseeküste, die Insel Alsen und die drei kleinen Eilande Barsöe, Kalöe und Arröe gehören. Bodenbeschaffenheit, Producte und Klima sind wie in Holstein. Als höchster Punkt ist zu nennen der Scheelsberg (379 F.) in den Hütteuer Bergen, südwestlich von Eckernförde. Unter den Landseen sind die größten der Wittensee, zwischen Eckernförde und Rendsburg, und der Gotteskoogsee, südlich von Tondern. Die Flüsse der Westküste sind sämmtlich unbedeutend und nur einzelne davon auf kurze Strecken schiffbar; so die 10 M. lange Treene (Nebenfluß der Eider), die Husumer-Au und die Widau bei Tondern. Die Ripsau bei Ripen und die Königsau (Schottburger-Au) an der Nordgrenze S.s münden auf dän. Gebiet. Auch fehlt es der Westküste an guten Häfen; nur die Listertiefe an der Nordspitze von Sylt und der Hafen von Röm können größere Schiffe aufnehmen. An der Ostküste sind nur kleine Uferbäche vorhanden. Dagegen findet sich hier eine ganze Reihe von meist tiefeingeschnittenen Meerbusen, welche die besten Häfen abgeben, so der Eckernförder Hafen, die Geltinger Bucht, der Flensburger Hafen, der Wenningbund, das Hörup-Haff und der Augustenburger Meerbusen bei der Insel Alsen, der Apenrader Hafen und die Gjenner Bucht. Nur der Haderslebener Hafen und die Schlei sind seicht und schmal und deshalb für größere Schiffe nicht fahrbar. Die Halbinsel zwischen dem Apenrader und Flensburger Hafen heißt Sundewitt; zwischen dem Flensburger Hafen und der Schlei liegt die Landschaft Angeln, zwischen der Schlei und dem Eckernförder Hafen Schwansen und zwischen dem Eckernförder und Kieler Hafen der Dänische Wohld (vormals eine Grenzwaldung, genannt Isarnho, dänisch Jernewith, d. h. Eisenwald).

Nach der Zählung von 1860 betrug die Gesammtbevölkerung S.s 409907 Seelen und vertheilte sich dahin, daß auf die Landkirchspiele 322767, auf die 10 Flecken 14766 und auf die 13 Städte 72374 E. fielen. Ackerbau und Viehzucht sind demnach die Haupterwerbszweige, wie denn auch vorzugsweise Hornvieh, Butter, Korn u. s. w. theils nach Hamburg, theils nach England ausgeführt wird. Der Bauernstand behauptete in dem größten Theile des Landes fortwährend die alte Volksfreiheit und das Grundeigenthum; auch besitzt namentlich die Landschaft Eiderstedt eine ausgedehnte Selbstverwaltung. Die vormals ausgedehnten Krondomänen sind meist im 18. Jahrh. parcellirt worden. In den Aemtern ist sehr häufig ein der Erbpacht ähnliches Verhältniß des Grundbesitzes (Fäste), wodurch jedoch die Dispositionsbefugniß der Inhaber fast gar nicht beschränkt, aber eine eigenthümliche Erbfolge mit besonderer Bevorzugung des Mannesstammes vorgeschrieben ist. Dagegen bestand auf den meist im südöstl. Theil des Landes (Angeln, Schwansen, Dänischwohld) belegenen adelichen Gütern seit dem 16. Jahrh. eine drückende Leibeigenschaft, die durch Verordnung vom 19. Dec. 1804 aufgehoben wurde; auch dann blieb hier das Verhältniß der Zeitpacht vorherrschend. Durch die Patente vom 3. Juni 1853 und 6. Febr. 1854 wurde die Patrimonialgerichtsbarkeit der adelichen Güter, des St.-Johannesklosters (adeliches Fräuleinstift zu Schleswig) und der sog. octroyirten Köge (in der Marsch) abgeschafft und sämmtliche bisher eximirte Districte der gewöhnlichen Jurisdiction unterworfen. Doch behielten die Eigenthümer die Ausübung der obrigkeitlichen und polizeilichen Gewalt. Unter den Städten zählte 1864 Flensburg (mit den Vorstädten) über 22000, Schleswig fast 11000, Hadersleben 8300, Apenrade 5400, Husum 4700, Sonderburg 4100, Eckernförde 3900 E. Die größte Rhederei haben Flensburg und Apenrade, und 1862 zählte die ganze schlesw. Handelsflotte 1553 Schiffe mit einer Trächtigkeit von 30546 Commerzlast (à 6000 Pfd.), darunter 478 von über 50 Last. Die Haupteisenbahnroute des Landes geht von Rendsburg auf dem mittlern Landrücken entlang nach der jütländ. Stadt Kolding. Von ihr laufen seitwärts Zweigbahnen ab nach Schleswig, Husum und Tönning, Flensburg, Tondern, Hadersleben. Verkehrs-, Handels-, Zoll- und Münzverhältnisse sind wie in Holstein. Die Industrie ist unbedeutend.

Unter der dän. Herrschaft war das Herzogthum S. (mit Arröe und Femern) in administrativer Hinsicht eingetheilt in 18 Aemter, Landschaften und Harden, wovon jedoch regelmäßig mehrere unter einem Oberbeamten (Amtmann) vereinigt standen. Auch die enclavirten Städte waren der Oberaufsicht der betreffenden Amtmänner unterworfen. Nur Flensburg, das seit 1850 als Hauptstadt des Herzogthums galt, hatte einen eigenen Oberbeamten (Oberpräsidenten). Hier hatte auch das Appellationsgericht für S. seinen Sitz. In der untern Instanz befanden sich Verwaltung und Justiz noch nicht ganz getrennt; alle privilegirten Gerichtsstände waren

abgeschafft. Die evang.-luth. Landeskirche stand unter einem Bischof (Generalsuperintendenten). Nur die Propstei Törninglehn war dem dän. Bischofe von Ripen untergeordnet, und die Inseln Alsen und Arröe, welche früher zu dem Sprengel des Bischofs von Fühnen gehört hatten, bildeten seit 1819 ein eigenes Bisthum, das dem Cultusministerium des Königreichs Dänemark unterstand. Nach den neuesten polit. Veränderungen sind auch diese dän. Diöcesanrechte beseitigt und das Bisthum Alsen aufgehoben. So ist nunmehr ganz S. (mit Femern) unter einem Generalsuperintendenten vereinigt und in 13 Propsteien mit 268 Kirchen eingetheilt. Auch dem übrigen christl. und dem jüd. Bekenntniß ist unbeschränkte Religionsübung gestattet. Doch betragen die Andersgläubigen, welche in Friedrichsstadt und der Herrnhutercolonie Christiansfeld am zahlreichsten sind, noch lange nicht 1 Proc. der Gesammtbevölkerung. S. hat 2 Schullehrerseminare, zu Tondern (deutsch und dänisch) und zu Eckernförde (deutsch), 4 Gymnasien und etwa 800 Stadt- und Landschulen. Die Universität Kiel nebst einigen andern nichtpolit. Einrichtungen besaß S. mit Holstein (s. d.) gemeinsam. Nach der Verfassung vom 15. Febr. 1854 bestand die schlesw. Provinzialständeversammlung aus 43 Mitgliedern, nämlich 5 Abgeordneten der Geistlichkeit, 4 der Ritterschaft, 5 der größern und 17 der kleinern Landbesitzer, 10 der Städte und 2 der beiden gemischten Wahldistricte (Femern und Arröe). Die Rechte der Stände waren äußerst beschränkt, wie denn überhaupt in dieser Verfassung alle freiheitlichen Garantien fehlten. Vgl. J. von Schröder, «Topographie des Herzogthums S.» (2. Aufl., Oldenb. in H. 1854); Trap, «Statistisk-topographisk Beskrivelse af Hertugdömmet S.» (Kopenh. 1864).

S. ist ein Grenzland, wo von jeher verschiedene Nationalitäten sich begegneten. Von deutscher Seite wird behauptet, daß in der Urzeit nur deutsche Stämme, besonders Angeln und Friesen, hier gewohnt haben. Erst seit der angelsächs. Auswanderung nach England im 5. Jahrh. hätten die Jüten und Dänen sich weiter nach Süden ausgebreitet, S. erobert und die Bevölkerung großentheils sich assimilirt. Dagegen haben die dän. Gelehrten aus der Uebereinstimmung zwischen den in S. und Dänemark gefundenen Ueberresten des Stein-, Bronze- und Eisenalters nachzuweisen gesucht, daß der ursprüngliche Charakter S.s ein skandinavischer gewesen und das deutsche Element in S. (außer Nordfriesland) erst später eingedrungen sei. Doch auch in Holstein und Mecklenburg finden sich ganz ähnliche Alterthumsgegenstände. Soviel scheint jedenfalls festzustehen, daß die ältesten schlesw. Runeninschriften mit deutschen (goth., angelsächs.) Runen geschrieben sind, während erst die spätern Runendenkmäler ein unzweifelhaftes skandinav. (dän.) Gepräge tragen. Als jütisch wird später alles Land bis zur Schlei bezeichnet (Süd-Jütland); doch erhielt sich auf beschränktem Gebiet der Landschaftsname Angeln. Nordfriesland bewahrte immer seine Nationalität, und das Land zwischen Schlei und Eider, die sog. dänische Mark der Kaiser Karl's d. Gr. und Heinrich's I., wurde ohne Zweifel zuerst von deutschen (niedersächs.) Colonisten angebaut. Gegenwärtig ist das Verhältniß der Nationalitäten in S. folgendermaßen beschaffen. Was Nordfriesland anbetrifft, so haben längs der Nordseeküste von Husum bis Hoyer, auf den Inseln Amrum, Föhr, Sylt, Röm und auf den Halligen sich verschiedene nordfries. Dialekte als Volkssprache erhalten, während seit der Reformationszeit die Kirchen- und Schulsprache deutsch ist. Dagegen haben die vormals nordfries. Landschaft Eiderstedt und die Inseln Nordstrand und Pellworm längst die plattdeutsche Volkssprache angenommen. Was den übrigen Theil des Herzogthums S. anbetrifft, so herrscht in der südl. Hälfte etwa bis zu der Linie Flensburg-Tondern die plattdeutsche Volkssprache, während in der nördl. Hälfte ein dän. oder, genauer ausgedrückt, westjüt. Dialekt gesprochen wird. Doch in den Städten Apenrade, Hadersleben und Christiansfeld hält das deutsche Element der Zahl nach dem dänischen etwa das Gleichgewicht und überwiegt an Vermögen und Intelligenz. Im Norden gilt die dänische, dagegen in dem ganzen plattdeutschen (und fries.) Sprachgebiet wie auch in den Städten Hadersleben, Christiansfeld, Apenrade und Sonderburg seit dem 17. Jahrh. die hochdeutsche Kirchen- und Schulsprache. Seit derselben Zeit ist Hochdeutsch auch die Gesetzgebungs- und Regierungssprache im ganzen Herzogthum S. gewesen; erst durch Rescript vom 14. Mai 1840 wurde in dem dän. Sprachgebiete die dän. Gerichtssprache eingeführt. Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß in den südlich von der Linie Flensburg-Tondern belegenen Districten, wo ursprünglich beide Volkssprachen neben- und durcheinanderliefen, allmählich das Dänische immer weiter zurückwich und außer Gebrauch kam. Nach der Beendigung des ersten schlesw.-holstein. Kriegs versuchte die dän. Regierung, diesem Entwickelungsgang gewaltsam Einhalt zu thun und das dän. Sprachgebiet wieder weiter nach Süden auszubreiten. Soweit man noch irgendwelche Spuren der dän. Volkssprache erkennen konnte, wurde durch die sog. Sprachrescripte vom 7. und 8. Febr. und 4. März 1851 u. s. w., welche die Verfassung vom 15. Febr.

1854 ausdrücklich bestätigte, der abwechselnde Gebrauch der dän. und deutschen Kirchensprache und die ausschließlich dän. Schulsprache eingeführt. Dasselbe geschah in den nordschlesw. Städten. Der sog. gemischte Sprachdistrict reichte von Flensburg-Tondern südwärts bis an eine Linie, die von Husum quer über den mittlern Landrücken und schräg durch Angeln nach der Mündung der Schlei gezogen ward. Derselbe umfaßte an 90000 E., während der südl. deutsche District etwa 184000 und der nördl. dänische District etwa 136000 E. zählte. Gleichzeitig wurde in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege der amtliche Gebrauch beider Sprachen (Dänisch und Deutsch) für das Herzogthum S. angeordnet. So blieben die Sprachverhältnisse trotz aller Beschwerden und Bitten bis zum zweiten schlesw.-holstein. Kriege. Erst die österr. und preuß. Civilbehörde für S. hob durch Verordnung vom 19. Febr. 1864 die dän. Sprachrescripte auf und stellte in dem frühern Bereich die altherkömmliche deutsche Kirchen- und Schulsprache wieder her; auch wurde Deutsch wieder die allgemeine Amtssprache für S. Dagegen blieb das nördliche S. selbstverständlich in dem ungestörten Gebrauche der dän. Kirchen-, Schul- und Gerichtssprache, und alle Gesetze, Verordnungen u. s. w. werden daselbst in amtlich-dän. Uebersetzung verkündigt. Vgl. Allen, «Geschichte der dän. Sprache und Nationalität im Herzogthum S. oder Südjütland» (2 Bde., Schlesw. 1857—58); «Gegensätze und Kämpfe der deutschen und dän. Sprache im Herzogthum S.» (Lpz. 1857); Friedlieb, «Systematische Darstellung des für das Herzogthum S. in Betreff des officiellen Gebrauchs der deutschen und dän. Sprache geltenden Normativs» (Kiel 1857); «Das Verfahren der dän. Regierung bezüglich der deutschen Sprache im Herzogthum S. Nach einer officiellen Denkschrift» (Hamb. 1861); «Schlesw. Beleuchtung einer preuß., angeblich officiellen Denkschrift» (Kopenh. 1862).

In der Urzeit wurde S., gleichwie Holstein und Jütland, von dem Wanderzuge der Cimbern und der großen angelsächs. Auswanderung nach England berührt. Das Lied vom Beowulf und andere angelsächs. Sagen haben ohne Zweifel hier ihren ursprünglichen Schauplatz. Eine dieser Sagen erzählt von den Kämpfen der Angeln und Sachsen am Grenzfluß Eider. Auch finden sich noch Ueberreste von zwei uralten Grenzwällen, welche das Land gegen einen Angriff von Süden her schützen sollten, nämlich der sog. Kograben (auf dem mittlern Landrücken etwas südlich vom Danewerk) und der sog. Osterwall (zwischen der Schlei und dem Eckernförder Meerbusen). Hinter diesen Festungswerken erwuchs die Stadt Schleswig (d. h. Bucht der Schlei) und wurde allmählich ein weitberühmter Handelsplatz. Erst um das J. 800 tritt S. in die Geschichte ein. Damals herrschte hier ein dän. Gaukönig, Göttrik oder Gottfried (804—810), der gegen Kaiser Karl d. Gr. Krieg führte und zum Schutz des Landes einen neuen stärkern Grenzwall, das sog. Danewerk (s. d.), erbaute. Dagegen organisirte Karl d. Gr. zwischen Eider und Schlei die sog. dänische Mark. Nach Göttrik's Tode brachen langwierige Bürgerkriege aus, indem verschiedene Dynastien um die Herrschaft stritten. Einer der Prätendenten, Harald, rief den Kaiser Ludwig den Frommen um Hülfe an und ließ sich 826 zu Mainz taufen. Unter seinem Schutz eröffnete Ansgar (s. d.) seine Missionsthätigkeit und erbaute um 850 die erste Kirche zu Schleswig; doch der Erfolg war nur gering. Im nächsten Jahrhundert wurde S. dem dän. Gesammtreich des Königs Gorm des Alten (gest. 936) einverleibt. Gleichzeitig stellte der deutsche König Heinrich I. 934 die verfallene dän. Mark zwischen Eider und Schlei wieder her. Unter deutschem Einfluß ward auch um 948 ein Bisthum in der Stadt Schleswig errichtet, und nunmehr faßte das Christenthum hier festen Fuß. Endlich überließ Kaiser Konrad II. die sog. dän. Mark 1027 an den dän. König Knud d. Gr., und seitdem bilden die Eider und die Levensau, in deren Bett jetzt der schlesw.-holstein. Kanal fließt, die Grenze zwischen S. und Holstein.

Obwol eine dän. Provinz, erlangte S. (das Land «südlich von der Au» oder Südjütland), welches durch die damals viel breitere Königs- oder Schottburgerau und den großen, jetzt fast ganz verschwundenen Grenzwald Farris von dem eigentlichen Jütland getrennt war, schon früh eine abgesonderte Stellung. Die Statthalterschaft daselbst wurde an Mitglieder des königl. Hauses übertragen, welche den herzogl. Titel führten. Einer von diesen, Knud Laward (angelsächs. hlâford, Brotherr; engl. lord), seit 1115, breitete allmählich seine Herrschaft auch über die Wenden im östl. Holstein aus und ließ sich von dem deutschen Kaiser Lothar 1129 zum König oder Knäs der Obodriten krönen; aber schon 1131 wurde er von seinem Vetter Magnus ermordet. Dafür nahmen die Bürger und Gildebrüder der Stadt Schleswig Rache, indem sie den Vater des Magnus, König Niels von Dänemark, als er in ihre Stadt kam, 1134 erschlugen. Knud Laward's Sohn, Waldemar I. d. Gr., erhielt die herzogl. Gewalt in S. und gewann später die dän. Krone (gest. 1182). Auch dessen jüngerer Sohn, Waldemar II. der Sieger,

regierte anfangs als Herzog in S., bis er nach dem Tode seines Bruders Knud VI. den dän. Thron bestieg (gest. 1241). Waldemar II. vererbte das Herzogthum S. oder Südjütland auf seinen zweiten Sohn Abel, welcher sich mit Mechthild, Tochter des Grafen Adolf IV. von Holstein, vermählte. Dieser ehrgeizige Herzog hatte wiederholte Streitigkeiten mit seinem ältern Bruder, dem dän. König Erich Pflugpfenning. Als ihn derselbe in der Stadt Schleswig besuchte, ließ er ihn gefangen nehmen und bei Missunde 1250 ermorden. Darauf wurde Abel selbst König von Dänemark, fiel aber schon 1252 im Kampfe gegen die aufständischen Nordfriesen. Nun kam die dän. Krone an eine andere Linie. Doch Abel's Söhne behaupteten, mit Hülfe der verwandten holstein. Grafen, wenigstens den Besitz des Herzogthums S. als ein dän. Fahnenlehn. Als der König Erich Glipping von Dänemark und seine Mutter Margarethe den Herzog Erich von S. mit Krieg überzogen, wurden sie auf der Loheide, südlich von der Stadt Schleswig, 1261 besiegt und gefangen. Seitdem ward die Erblichkeit des Herzogthums S. nicht weiter bestritten; doch blieb, außer dem Gebiet der Königsburg Ripen, auch das ganze Nordfriesland fortwährend unter dän. Herrschaft. Später gab es noch langwierige Zwistigkeiten zwischen den Herzogen von S. und den dän. Königen. Die Folge war, daß Abel's Nachkommen eine Stütze im Süden suchten. Wiederholte Familienverbindungen wurden mit dem holstein. Grafenhause der Schauenburger angeknüpft, und die holstein. Grafen und Ritter erwarben auch in S. ausgedehnte Besitzungen und Pfandherrschaften. Endlich 1326 wurde der unmündige Herzog Waldemar V. von S. durch seinen mächtigen Oheim und Vormund, den holstein. Grafen Gerhard d. Gr., zum König von Dänemark eingesetzt; dafür mußte er diesem das Herzogthum S. als erbliches Lehn übertragen. Aber Waldemar konnte die dän. Krone nicht behaupten und dankte 1330 wieder ab. Nun gab Gerhard d. Gr. seinem Neffen das Herzogthum S. zurück, indem er aber sich und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf S. vorbehielt für den Fall, daß Abel's Geschlecht aussterben würde. Dieser Erbfall trat 1375 ein, als der jüngere Bruder Waldemar's V., Herzog Heinrich von S., kinderlos starb. Sofort nahmen die holstein. Grafen das erledigte Herzogthum in Besitz, und auch Nordfriesland unterwarf sich ihrer Herrschaft. Nach einigen Jahren wurde die vollzogene Thatsache von der Königin Margaretha, welche als Vormünderin ihres Sohnes Olaf in Dänemark und Norwegen regierte, förmlich anerkannt. Zu Nyborg auf Fühnen, im Aug. 1386, kam der Vertrag zu Stande, kraft dessen das Herzogthum S. (mit Nordfriesland) als ein erbliches dän. Fahnenlehn den holstein. Grafen von der Rendsburger Linie zur gesammten Hand überlassen wurde, und der älteste Enkel Gerhard's d. Gr., Graf Gerhard VI., empfing die feierliche Belehnung als Herzog von S. So ward Schleswig-Holstein (s. d.) zuerst constituirt. Vgl. außer den Schriften über Holstein (s. d.): Hansen, «Vollständigere Staatsbeschreibung des Herzogthums S.» (Flensb. 1770); Wimpfen, «Geschichte und Zustände S.s oder Südjütlands von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart» (Flensb. 1839); Wienbarg, «Geschichte S.s» (Heft 1 und 2, Hamb. 1861—62).

Schleswig (d. h. Bucht der Schlei), die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, mit (1864) 10928 E., liegt in einer höchst anmuthigen Gegend halbkreisförmig am westl. Ende der Schlei und ist durch eine Zweigbahn nach dem sog. Klosterkrug mit der schlesw.-holstein. Haupteisenbahnroute (Altona-Kolding) verbunden. Die Stadt ist an ³/₄ M. lang und besteht aus drei Theilen: der Altstadt mit dem sog. Holm, dem Lollfuß (benannt nach einer vormals hierselbst verehrten Reliquie, dem Fuß des heil. Erzbischofs Lollus von Mainz) und dem Friedrichsberg. Letzterer stößt südlich an das Dorf Bustorf, in dessen Nähe die einzelnstehende Kirche von Haddebye belegen ist. Zwischen Lollfuß und Friedrichsberg liegt das Schloß Gottorf (s. d.), wo die königl. preuß. Regierung für den Regierungsbezirk Schleswig ihren Sitz hat. Die Stadt S. ist der Mittelpunkt eines Kreisgerichtsbezirks und dreier Amtsgerichtsbezirke, eines Kreises und einer Propstei; auch befindet sich hier das Generalcommando des 9. preuß. Armeecorps. S. hat drei (luth.) Kirchen, unter denen die nach dem Brande von 1440 im goth. Stil wiedererbaute Domkirche (St.-Peterskirche) in der Altstadt sich durch schöne Verhältnisse und sehenswerthe Denkmäler auszeichnet. Als eins der hervorragendsten Meisterstücke der Holzsculptur gilt der aus Eichenholz geschnitzte Altarschrein mit 398 Figuren, welcher 1521 von dem Bildschnitzer Hans Brüggemann aus Husum vollendet sein soll. Derselbe stand ursprünglich in der Kirche zu Bordesholm bei Kiel und ward erst 1666 in die Domkirche von S. übertragen. Außerdem hat S. ein Gymnasium (die sog. Domschule) und viele milde Stiftungen. Auch sind hier die Irrenanstalt und das Taubstummeninstitut für die Provinz Schleswig-Holstein. Auf dem Holm liegt das St.-Johanniskloster, ein adeliches Fräuleinstift. Handel und Schiffahrt sind gering. Dagegen ist die Industrie ziemlich lebhaft,

und die auf dem Holm wohnenden Fischer betreiben eine einträgliche Fischerei in der Schlei. Im Süden von S. und Bustorf erstrecken sich zwei alte Grenzwälle, das Danewerk (s. d.) und der Kograben. Zwischen beiden, unweit von dem Dorfe Selk, liegt der Königsberg (König Sigurd's Hügel), auf dem ein Denkmal für die daselbst Febr. 1864 gefallenen Oesterreicher errichtet ist. Der Ursprung S.s reicht bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück; es erscheint schon im 9. Jahrh. als ein wichtiger Handelsplatz und hieß bei den Dänen Hätheby (Hedeby), d. h. die Hafenstadt. S. vermittelte die Handelsbewegung zwischen Ost und West über die cimbrische Halbinsel und war sogar den arab. Geographen im fernen Orient wohlbekannt. Die Waaren, welche aus der Ostsee die Schlei aufwärts kamen, gingen der Sage nach auf dem Landwege bis zu dem jetzigen Dorfe Hollingstedt und von da die Treene abwärts in die Nordsee. Die erste christl. Kirche wurde in S. wahrscheinlich auf dem Holm durch Ansgar um 850 erbaut, und um 948 ward hier ein Bisthum errichtet. Auch die dän. Statthalter und nachmaligen Herzoge residirten in S., und zwar seit 1268 auf dem Schlosse Gottorf. Die Stadt erhielt von den Landesherren ausgedehnte Privilegien, und ein eigenes schlesw. Stadtrecht wurde gegen Ende des 12. Jahrh. aufgezeichnet. Dagegen verlor S. allmählich seine commerzielle Bedeutung. Der Handel ward durch die zahlreichen Kriege im 12., 13. und 14. Jahrh. gestört, auch die Stadt wiederholt verwüstet und geplündert, während zugleich das aufblühende Lübeck eine lebhafte Concurrenz machte und mit der Zeit S. ganz in Schatten stellte. Auch in dem langwierigen Kriege, welchen der dän. König Erich von Pommern gegen die schlesw.-holstein. Landesherren aus dem schauenburg. Hause führte, hatte S. 1416—18 und 1427 sehr viel zu leiden. Die verarmte Stadt hob sich erst wieder, seit nach der ersten Landestheilung im Oldenburger Hause 1490 Herzog Friedrich I. von Schleswig-Holstein, später auch König von Dänemark (gest. 1533) hier seine Residenz nahm. 1541 starb der letzte kath. Bischof von S., Gottschalk von Ahlefeld. Bei der zweiten Landestheilung 1544 fielen S. und Gottorp an Herzog Adolf (gest. 1586), den Stammvater der Gottorpischen Linie (s. Oldenburger Haus), und dessen Nachkommen residirten hier, bis sie 1713 von dem dän. Könige Friedrich IV. ganz aus S. vertrieben wurden. Von 1731—1846 war S. und Gottorp die Residenz der königl. dän. Statthalter von Schleswig-Holstein. Auch erhielten hier 1834 die schlesw.-holstein. Regierung sowie das Obergericht und die Provinzialständeversammlung ihren Sitz. In dieser Zeit hob sich S. ansehnlich, und die Volkszahl, welche 1769 nur 5629 E. betrug, war 1845 auf 11551 E. gestiegen. Nach dem Treffen bei Bau besetzten die dän. Truppen 10. April 1848 die Stadt S., wurden aber schon 23. April beim Danewerk von den Preußen und Schleswig-Holsteinern geschlagen und aus S. vertrieben. Die sog. Gemeinsame Regierung und die Statthalterschaft Schleswig-Holsteins hatten hier ihren Sitz; aber nach der Schlacht bei Idstedt fiel die Stadt 25. Juli 1850 wieder in die Hände der Dänen. Zur Strafe für ihre patriotische Haltung verlor sie jetzt den Rang der Landeshauptstadt, die Ständeversammlung und alle obersten Provinzialbehörden, die nach Flensburg verlegt wurden. Ueberhaupt hatte S. in jeder Hinsicht unter der Abneigung der dän. Regierung zu leiden, und so ging die Volkszahl von (1855) 12411 auf (1864) 10928 E. zurück. Am 6. Febr. 1864 wurde S., nachdem die Dänen die Danewerkstellung geräumt, von den Oesterreichern besetzt. Zu Ende 1864 nahm die kaiserl. österr. und königl. preuß. Civilbehörde für Schleswig-Holstein und Lauenburg ihren Sitz in S., und vom Sept. 1865 bis Juni 1866 residirte daselbst der königl. preuß. Gouverneur des Herzogthums Schleswig, General von Manteuffel. Vgl. Schröder, «Geschichte und Beschreibung der Stadt S.» (Schlesw. 1827); Sach, «Geschichte des Schlosses Gottorf» (2 Hefte, Schlesw. 1865—66).

Schleswig-Holstein, eine preuß. Provinz, welche 24. Jan. 1867 förmlich dem Königreiche Preußen einverleibt wurde, umfaßt das Gebiet der beiden Herzogthümer Holstein (s. d.) und Schleswig (s. d.) und hat nach den 19. Juni 1867 vollzogenen Gebietsabtretungen an das oldenburg. Fürstenthum Lübeck (s. d.) noch einen Flächeninhalt von 318¼ Q.-M. mit (1864) 947791 E. (oder nach einer andern Angabe 313,7 Q.-M. mit 954326 E.). Davon kamen auf die 26 Städte 190225 und auf die 25 Flecken nebst dem Dorfe Blankenese 74457 E. Die bedeutendste Stadt ist Altona (s. d.) mit 53062 E., die mit den unmittelbar anschließenden Dörfern Ottensen (6312 E.) und Neumühlen (324 E.) einen eigenen Kreis bildet. Außer dem Stadtkreise Altona ist das übrige Land durch Verordnung vom 22. Sept. 1867 in 19 Kreise getheilt, nämlich Apenrade, Norder- und Süder-Dithmarschen, Eckernförde, Eiderstedt, Flensburg, Hadersleben, Husum, Kiel, Oldenburg (mit der Insel Femern), Pinneberg, Plön, Rendsburg, Schleswig, Segeberg, Sonderburg, Steinburg (mit der Stadt Itzehoe als Mittelpunkt), Stormarn und Tondern. Das Oberpräsidium für S. hat seinen Sitz in Kiel, unter

welchem vorläufig noch eine Regierung für Holstein zu Kiel und eine Regierung für Schleswig auf Schloß Gottorf fungiren. Die Provinzialsteuerdirection ist in Glückstadt. Bald nach der Einverleibung wurden der Zollvereinstarif und die preuß. directen Steuern eingeführt. Am 15. Nov. 1867 ward S., nebst den enclavirten Districten, auch in den Deutschen Zollverein aufgenommen. Nur die Stadt Altona und der Flecken Wandsbeck wurden, wegen der Nachbarschaft mit Hamburg, wie unter dem frühern Zollsystem, außerhalb der Zollgrenze belassen. In Betreff der Justiz ist S. durch Verordnung vom 6. Aug. 1867 eingetheilt in fünf Kreisgerichtsbezirke: Altona, Itzehoe, Kiel, Schleswig und Flensburg, unter denen 86 Amtsgerichte stehen. Als zweite Instanz fungirt das Appellationsgericht zu Kiel und als dritte Instanz das Oberappellationsgericht für die neuen Provinzen zu Berlin. Das preuß. Strafgesetzbuch nebst Strafproceßordnung, das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch, Wechselrecht u. s. w. sind in S. eingeführt. Das civilprocessualische Verfahren ward in Uebereinstimmung mit dem der alten Provinzen gebracht (wie 1849 in den Landestheilen des gemeinen Rechts); desgleichen der Gerichtskostentarif. Auch der preuß. Münzfuß tritt in Kraft. S. wählt zum Norddeutschen Reichstage 9 und zum preuß. Abgeordnetenhause 18 Abgeordnete. Der durch Verordnung vom 22. Sept. 1867 organisirte Provinziallandtag soll aus 58 Mitgliedern bestehen, nämlich: 1 Virilstimme für das fürstl. Hessenstein'sche Fideicommiß, 4 Vertreter der Ritterschaft wegen der adelichen Fräuleinklöster zu Itzehoe, Preetz, Uetersen und St.-Johannis bei Schleswig, 15 Abgeordnete der größern Grundbesitzer, 19 Abgeordnete der städtischen Gemeinden (50 Städte und Flecken) und 19 Abgeordnete der Landgemeinden. Gleichzeitig (22. Sept. 1867) wurden für die einzelnen Kreise Kreisstände eingerichtet und eine Landgemeindeordnung erlassen. Die den Landräthen untergeordneten Districtsbeamten heißen in Schleswig Hardesvögte, in Holstein Kirchspielsvögte. Am 1. Oct. 1867 trat die preuß. Verfassung für S. in Wirksamkeit. Auch die Gewerbefreiheit ward eingeführt, wobei jedoch eine Entschädigung für die ausschließlichen Gewerbeberechtigungen vorbehalten blieb. Der im Wiener Frieden von 1864 den Herzogthümern S. und Lauenburg aufgebürdete Antheil an der dän. Staatsschuld (29 Mill. dän. Reichsthlr. = $21^3/_4$ Mill. Vereinsthaler) sollte auf die Finanzen des Königreichs Preußen übernommen werden.

Schleswig-Holstein (Geschichte). 1386 hatte die Rendsburger Linie des Schauenburgischen Hauses definitiv das Herzogthum Schleswig (s. d.) und den größten Theil von Holstein (s. d.) unter ihrer Herrschaft vereinigt. Als 1390 der letzte Vetter von der Plöner Linie kinderlos starb, fiel dessen Erbtheil der Rendsburger Linie zu. Auch das widerspenstige Nordfriesland ward allmählich zum Gehorsam gebracht. Nur die Herrschaft Pinneberg (s. d.) blieb im Besitz einer Nebenlinie, welche zugleich die Stammgrafschaft Schauenburg (Schaumburg) an der Weser innehatte. Ueberdies genoß das Land Dithmarschen (s. d.) noch seiner republikanischen Selbständigkeit und behauptete sich glücklich gegen alle Angriffe. In der Schlacht vom 4. Aug. 1404 ward endlich Herzog Gerhard VI. mit mehr als 300 Rittern von den siegreichen Dithmarschern erschlagen. Dieser Todesfall ward für S. verhängnißvoll. Des Herzogs drei Söhne waren unmündig, und die Mutter und der Vaterbruder geriethen in Streit über die Vormundschaft. Solche Gelegenheit benutzten die Beherrscher der unirten Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen, Königin Margaretha und ihr Großneffe König Erich von Pommern, um sich in die Verhältnisse S.s einzumischen. Wirklich gelang es ihnen, als Vermittler und Bundesgenossen in S. festen Fuß zu fassen und ausgedehnte Pfandherrschaften zu erwerben. Nach Margaretha's Tode ging Erich mit rücksichtsloser Gewalt vor und ließ durch ein Lehnsgericht zu Nyborg, Juli 1413, das Herzogthum Schleswig für ein verwirktes Lehn erklären. Darüber entbrannte ein 20jähriger wechselvoller Krieg, in dem anfangs S. allein den drei skandinav. Königreichen gegenüberstand. Sogar der röm.-deutsche Kaiser Sigismund bestätigte 1415 und nochmals 1424 den Spruch des dän. Lehnsgerichts. Die drei Söhne Gerhard's VI. setzten jedoch den Kampf muthig fort, und als der älteste, Herzog Heinrich, vor Flensburg 1427 fiel, übernahm der zweite, Adolf VIII., das Herzogthum; der dritte Bruder, Gerhard, starb 1433. Es war damals in der gemeinsamen Noth des Widerstandes, daß die beiden neuvereinigten Lande zuerst so eng und brüderlich miteinander zusammenwuchsen. Endlich nahm die deutsche Hansa für S. Partei und gab den Ausschlag. Schon 1432 mußte König Erich sich zu einem fünfjährigen Waffenstillstande verstehen, und im Juli 1435 ward der Friede zu Wordingborg auf Grundlage des thatsächlichen Besitzstandes abgeschlossen. Danach sollte Herzog Adolf VIII. alles, was er in Schleswig besaß, auf Lebenszeit behalten; dagegen behielt der König, was er noch in Händen hatte, besonders Hadersleben und Arröe. Erst nach der Entthronung Erich's von Pommern, 1439, kamen auch diese Districte an Herzog Adolf, und der neugewählte dän.

König Christoph von Baiern ertheilte demselben zu Kolding 30. April 1440 die Belehnung mit dem Herzogthum Schleswig «zu einem rechten Erblehn». Nur die Enclaven Ripen und Mögeltondern, die Insel Amrum nebst Theilen von Röm, Sylt und Föhr blieben damals (und bis zum J. 1864) beim Königreich Dänemark. Auch der deutsche König Albrecht II. bestätigte nunmehr 15. Aug. 1439 die Gerechtsame Adolf's auf Schleswig. So war die internationale Existenz S.s allseitig anerkannt, und Herzog Adolf VIII. regierte dann noch 20 J. in Ehre und Frieden. Sogar die dän. Königskrone ward ihm 1448 angetragen. Doch lehnte er dieselbe ab und brachte dafür mit Erfolg den ältesten Sohn seiner Schwester Hedwig, den Grafen Christian von Oldenburg und Delmenhorst, in Vorschlag. Dagegen bestätigte Christian ausdrücklich eine von dem schlesw. Herzog Waldemar V. während seiner kurzen dän. Königsherrschaft 1326 ausgestellte Urkunde (Constitutio Waldemariana), wonach Schleswig niemals wieder mit Dänemark vereinigt noch verbunden werden soll (28. Juni 1448). Herzog Adolf VIII. starb kinderlos 4. Dec. 1459, und mit ihm erlosch der Mannsstamm der Rendsburger Linie.

Von zwei Seiten wurden jetzt Erbansprüche erhoben. Einerseits von der Schauenburgisch-Pinnebergischen Linie, welche ohne Zweifel in Holstein nächstberechtigt war, aber an der Gesammtbelehnung mit Schleswig niemals Antheil gehabt hatte. Andererseits von den Schwestersöhnen Adolf's VIII., den Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, von denen der älteste, König Christian I., seit 1448 auf dem dän. Throne saß. Dieser konnte überdies geltend machen, daß er als Lehnsherr berechtigt sei, das Herzogthum Schleswig als heimgefallenes Lehn einzuziehen. Beide Theile hatten Anhang; aber am meisten war doch allen daran gelegen, daß die so schwer erkämpfte Vereinigung S.s bewahrt bleibe. Die Landstände traten zusammen und schwuren, daß sie einträchtig einen Herrn wählen wollten. Mehrere Versammlungen verliefen indeß ohne Resultat. Die endliche Entscheidung geschah durch den sog. Landrath, welcher aus den höchsten Hof- und Landesbeamten, Geistlichen und Rittern bestand und gewissermaßen als ständischer Ausschuß fungirte. Auf einer Versammlung zu Ripen wußte König Christian diese Landräthe für sich zu gewinnen, und so wählten sie ihn 5. März 1460 zum Landesherrn von S., wie es in der Urkunde heißt: «nicht als einen König zu Dänemark, sondern aus Gunst zu seiner Person». Auch sollte die Herrschaft nicht erblich sein, sondern es blieb (wie in Dänemark) den Ständen für alle Zukunft das Recht vorbehalten, unter Christian's Nachkommen und Erben einen Nachfolger zu wählen. Dagegen versprach der König-Herzog, «daß die Lande ewig zusammenbleiben sollten ungetheilt». Auch übernahm er es, sowol seine Brüder wie die schauenburgischen Grafen wegen ihrer Ansprüche abzufinden. In der obgedachten Wahlcapitulation und einer zweiten Urkunde, der sog. «tapfern Verbesserung der Privilegien», zu Kiel 4. April 1460, wurden die Rechte des Landes und der Stände sorgfältig gewahrt und erweitert. Um jeder dän. Einmischung vorzubeugen, ward ganz besonders stipulirt, daß alle Aemter nur mit Eingeborenen besetzt werden sollten, und daß niemand außerhalb Landes Kriegsdienst zu leisten noch vor Gericht zu erscheinen brauche. Somit war eine Personalunion im strengsten Sinne zwischen Dänemark und S. begründet, und im ganzen respectirte man auch diesen Vertrag während der beiden nächsten Jahrhunderte. Freilich konnte es nicht fehlen, daß im einzelnen Unzuträglichkeiten vorfielen, und daß S. durch diese Verbindung mehr in die skandinav. Politik verwickelt und von dem übrigen Deutschland abgezogen wurde. Auch knüpfte sich das Verhältniß S.s zu Dänemark allmählich enger, namentlich durch die sog. Union von 1533, in der beide Theile sich zum friedlichen Austrag aller vorfallenden Streitigkeiten und zu gegenseitiger Kriegshülfe bei feindlichem Angriff verpflichteten. 1623 wurde diese Union erneuert und erweitert, namentlich die Kriegshülfe auch auf rechtmäßige Offensivkriege ausgedehnt. Beide Verträge sind unter Mitwirkung der beiderseitigen Landesherren und Stände wie zwischen selbständigen Staatskörpern abgeschlossen. Erst bei der wiederholten Erneuerung und Erweiterung der Union 1637 erhielt dieselbe mehr den Charakter eines Bundesvertrags zwischen den damals regierenden beiden Landesherren, zu dem die ständische Zustimmung erst nachträglich eingeholt wurde.

Die Nachkommenschaft Christian's I. (s. Oldenburger Haus) herrschte in S. von 1460 bis 1863. Trotz der ausdrücklichen Bestimmung der Wahlcapitulation kam es bald zu einer Landestheilung. Nach Christian's I. Tode (1481) ließen die Stände sich bereden, dessen beide Söhne, den dän. König Hans und Herzog Friedrich I., als Landesherren zu erwählen. Diese theilten 1490, sodaß jeder eine Anzahl holstein. und schlesw. Aemter erhielt, Hans mit dem Hauptschloß Segeberg (Segebergischer Antheil), Friedrich mit dem Hauptschloß Gottorp (Gottorpischer Antheil). Doch blieben die Beziehungen zu den geistlichen und weltlichen Ständen, die Landtage, der Landrath und andere wichtige Verhältnisse für ganz S. gemeinsam. Bei der

Erhebung Holsteins zum Herzogthum (14. Febr. 1474) hatte der deutsche König Friedrich IV. demselben das Land Dithmarschen förmlich incorporirt. Jetzt vereinigten sich die Brüder Hans und Friedrich zu einem gemeinsamen Eroberungszug, erlitten aber bei Dusend-Düvelswarf, zwischen Henningstedt und Heide, 17. Febr. 1500 eine furchtbare Niederlage und mußten von dem Unternehmen abstehen. Als Hans 1513 starb, succedirte im Segebergischen Antheil sein Sohn, der dän. König Christian II. (s. d.), der 1523 vertrieben ward. Nunmehr vereinigte Friedrich I. wieder ganz S. unter seiner Herrschaft und wurde auch zum König von Dänemark und Norwegen erwählt. Die Versuche Christian's II., seine verlorenen Reiche wiederzugewinnen, scheiterten vollständig; er starb in dän. Gefangenschaft und hinterließ keine männliche Nachkommen. Seine einzige Schwester, Elisabeth, war mit Joachim I. von Brandenburg vermählt, der 1517 durch den deutschen Kaiser Maximilian I. sich die vorbehaltenen Erbansprüche seiner Gemahlin bestätigen und eine Anwartschaft auch auf die andere Hälfte S.s verleihen ließ.

Unter dem König-Herzog Friedrich I. (gest. 1533) und seinem ältesten Sohn und Nachfolger Christian III. (gest. 1559) ward die Reformation in S. durchgeführt. Auch traten beide Fürsten in Verbindung mit dem Schmalkaldischen Bunde, ohne sich jedoch direct in die deutschen Händel einzumischen. Desto größere Anstrengungen machte S. während der sog. Grafenfehde (s. Dänemark), um dem Herzog Christian auch zur dän.-norweg. Königskrone zu verhelfen. 1544 ward unter Zustimmung der Stände abermals eine Landestheilung vorgenommen. Der König-Herzog Christian III. erhielt die Hauptschlösser Sonderburg und Segeberg, während seine Brüder, Johann der Aeltere das Schloß Hadersleben und Adolf das Schloß Gottorp, jedes mit den zugelegten schlesw. und holstein. Aemtern, nahmen. Unmittelbar nach Christian's III. Tode vereinigte sich sein ältester Sohn, der König-Herzog Friedrich II., mit seinen beiden Oheimen Johann und Adolf zu einem Kriegszuge gegen Dithmarschen, 1559, das jetzt erobert und gleichfalls getheilt wurde. Bald darauf, 1564, theilte Friedrich II. wiederum mit seinem Bruder Johann dem Jüngern, dem er das Schloß Sonderburg nebst mehrern Aemtern abtrat. Aber die Stände S.s weigerten sich, auch diesen als (vierten) Landesherrn anzunehmen. Die Folge war, daß Johann der Jüngere und seine Nachkommenschaft, die sog. Sonderburgische Linie, welche sich später in viele Zweige spaltete, niemals an der Landesregierung und Landeshoheit S.s theilnahmen, sondern die Regierungsrechte nur in den besondern Gebieten übten, die ihnen als Apanage überwiesen waren (abgetheilte Herren). Als 1580 Herzog Johann der Aeltere von Hadersleben kinderlos starb, wurde sein Antheil zwischen den übrigen Linien getheilt. Seitdem gab es in S. nur zwei regierende Landesherren. Friedrich II. und seine Nachkommen, welche auch die dän.-norweg. Krone trugen, beherrschten den sog. königlichen oder Segebergischen Antheil (später nach der neuen Hauptstadt Glückstadt benannt), und die Nachkommen des Herzogs Adolf beherrschten den Gottorpischen Antheil. Für die gemeinsamen Angelegenheiten und namentlich für die Landesvertheidigung war seit 1564 eine gemeinschaftliche Regierung eingerichtet, in der abwechselnd einer von den Landesherren als regierender Herr fungirte, und zwar fand der Wechsel alljährlich auf Michaelis (29. Sept.) statt. In beiden Linien wurde durch Hausgesetze die Primogeniturordnung eingeführt, und nach längern Verhandlungen ließen die Stände 1616 zu Gunsten der Primogenitur auch das ihnen zustehende Wahlrecht fallen. In Holstein-Gottorp folgten auf den Herzog Adolf (1544—86) die Herzoge Friedrich II. (1586—87), Philipp (1587—90), Johann Adolf (1590—1616), Friedrich III. (1616—59), Christian Albrecht (1659—94), Friedrich IV. (1694—1702), Karl Friedrich (1702—39), Karl Peter Ulrich, der unter dem Namen Peter III. (s. d.) den russ. Kaiserthron bestieg (1739—62), endlich Großfürst Paul (1762—73), der nachmalige Kaiser Paul I. (s. d.) von Rußland. In Holstein-Glückstadt succedirten die König-Herzoge Friedrich II. (1559—88), Christian IV. (1588—1648), Friedrich III. (1648—70), Christian V. (1670—99), Friedrich IV. (1699—1730), Christian VI. (1730—46), Friedrich V. (1746—66) und Christian VII., welcher endlich 1773 ganz S. wieder unter seinem Scepter vereinigte.

Das Verhältniß zwischen den beiden regierenden Linien war anfangs gut, und vorübergehende Mishelligkeiten wurden immer freundschaftlich wieder beigelegt. So erfreute S. sich fast ein Jahrhundert lang eines ungestörten Friedens und erreichte eine hohe Stufe des materiellen Wohlstandes. An der Westküste wurden ausgedehnte Marschdistricte eingedeicht. Doch ging bei der furchtbaren Sturmflut vom 11. und 12. Oct. 1634 viel fruchtbares Land wieder verloren, und an 15000 Menschen sollen dabei umgekommen sein. Auch Handel und Verkehr blühten auf; namentlich war die Ausfuhr von Korn und Vieh bedeutend. Der Herzog Friedrich III. von Gottorp dachte sogar, den Handel mit dem Orient, namentlich den Seidenhandel

mit Persien über Rußland und die Ostsee an die Küsten seines Landes zu leiten; Kiel und Friedrichstadt sollten die Hauptstapelplätze werden. Er schickte deshalb (1633—38) eine Gesandtschaft mit dem gelehrten Adam Olearius nach Rußland und Persien; aber die Sache hatte keinen Erfolg. Derselbe Herzog zeichnete sich aus durch lebhaftes Interesse für Kunst und Wissenschaft, schmückte seine Residenz mit werthvollen Sammlungen und Kunstwerken und wollte sogar eine Universität stiften. Doch diesen Plan brachte erst sein Sohn Christian Albrecht in Kiel 1665 zur Ausführung. Als das Schauenburgische Grafenhaus 1640 ausstarb, nahmen die beiden Mitregenten König Christian IV. und Herzog Friedrich III. sofort die Herrschaft Pinneberg als einen «alten Theil und Zubehör» des Herzogthums Holstein in Besitz und theilten dieselbe unter sich, worauf Herzog Friedrich III. das ihm zugefallene Amt Barmstedt 1649 an Christian von Rantzau überließ. Der deutsche Kaiser Ferdinand III. bestätigte diese Uebertragung und erhob zugleich Rantzau in den deutschen Reichsgrafenstand, seinen neuen Besitz aber zu einer «unmittelbaren freigehörigen» Reichsgrafschaft Rantzau, 16. und 20. Nov. 1650. Hier regierten nacheinander die Reichsgrafen Christian (1650—63), Detlef (1663—97), Christian Detlef (1693—1721) und zuletzt Wilhelm Adolf (gest. 1734).

Der friedliche Wohlstand S.s wurde durch die unternehmungslustige, aber unglückliche Politik des Königs Christian IV. (s. d.) gestört. Die Einmischung desselben in den Dreißigjährigen Krieg veranlaßte erst eine Invasion der Kaiserlichen unter Tilly und Wallenstein (1626—29) und dann der Schweden unter Torstenson (1643—45), welche S. furchtbar verheerten. Schlimmer noch war es, daß seitdem das gute Einverständniß zwischen den beiden regierenden Linien aufhörte. Der König nahm es sehr übel, daß Herzog Friedrich III. von Gottorp beidemal seine Neutralität zu bewahren suchte, was allerdings gegen die Bestimmungen der Union verstieß. Dazu vermählte der Herzog 1654 seine Tochter mit dem Könige Karl X. Gustav von Schweden, der bald (1657—60) Dänemarks gefährlichster Feind wurde. Ohne die tapfere Gegenwehr des dän. Königs Friedrich III. (s. d.) und ohne die Intervention des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und einer holländ. Flotte wäre das dän. Reich damals verloren gewesen. Auch S. hatte in diesen Jahren von Freund und Feind schwer zu leiden. Während des Kriegs hielt der Herzog von Gottorp sich möglichst zurück; doch erlangte er durch die Vermittelung seines Schwiegersohns Karl X. wichtige Vortheile. In dem Kopenhagener Vertrage vom 2. (12.) Mai 1658 (bestätigt im Kopenhagener Frieden 1660) mußte der dän. König Friedrich III. dem Hause Gottorp einige schlesw. Districte abtreten und demselben die volle Souveränetät über den gottorpischen Antheil des Herzogthums Schleswig zugestehen. In einer zweiten Urkunde von demselben Tage, welche aber noch über 100 J. lang ein dän. Staatsgeheimniß blieb, übertrug der König auch für den königl. Antheil von Schleswig die volle Souveränetät sich selbst und seinem Mannsstamme. Somit ward die uralte dän. Lehnshoheit über das Herzogthum Schleswig aufgehoben; doch war dies Zugeständniß nur auf die beiden regierenden Linien (Holstein-Glückstadt und Holstein-Gottorp) beschränkt. Die Sonderburgische Linie hatte daran keinen Theil, sondern fuhr fort, ihre eventuellen Erbansprüche auf Schleswig sowol wie auf Holstein durch die Belehnung zur gesammten Hand zu wahren.

Seitdem war das Verhältniß zwischen den beiden regierenden Linien in S. sehr gespannt. Nachdem die dän. Könige 1660 die Erblichkeit und unumschränkte Gewalt in Dänemark und Norwegen erlangt, arbeiteten sie darauf hin, auch in Schleswig wenigstens die verlorene Lehnshoheit wiederzugewinnen oder gar die Mitregenten dort ganz zu verdrängen. Dagegen suchten die Herzoge von Gottorp eine Stütze an Schweden, zu dem sie in immer engere Beziehungen traten. Zwischen den beiden Mitregenten, König Christian V. und Herzog Christian Albrecht, kam es zu langwierigen Händeln. Der Herzog mußte schon 1675 in Hamburg eine Zuflucht suchen, und der König nahm 1684 sogar den gottorpischen Antheil von Schleswig förmlich in Besitz. Doch unter Vermittelung des deutschen Kaisers, Brandenburgs und anderer Mächte ward endlich der Altonaer Vergleich 20. (30.) Juni 1689 abgeschlossen, welcher das Haus Gottorp in alle seine Besitzungen und Rechte wieder einsetzte. Natürlich litt S. sehr unter diesem Zwiespalt. Wenn auch die gemeinsame Regierung, zuletzt wenigstens für die Besitzungen der Ritterschaft und der adelichen Fräuleinklöster, in Wirksamkeit blieb, so kam dagegen die ständische Verfassung außer Gebrauch. Der letzte ordentliche Landtag trat in Kiel 1675 zusammen, wurde aber sofort wegen Uneinigkeit der beiden Mitregenten abgebrochen. Dann verhandelte man noch einmal 1711—12 mit einer Landtagscommission, wozu aber nur Deputirte der Ritterschaft und nicht der Städte geladen waren. Im übrigen regierten beide Landesherren absolut, und die

Landesprivilegien von 1460 galten nur noch als Rechte der ritterschaftlichen Corporation. Die kopenhagener Regierungscollegien dehnten jetzt ihre Competenz auch auf den königl. Antheil von S. aus; das beiderseitige Militär- und Finanzwesen wurde vereinigt u. s. w. Nach kurzer Friedenszeit ward das Land auch von dem großen Nordischen Kriege hart berührt. Herzog Friedrich IV. von Gottorp, der mit einer Schwester des Königs Karl XII. von Schweden vermählt war, machte die abenteuerlichen Feldzüge seines Schwagers nach Rußland und Polen mit und fiel in der Schlacht bei Clissow 20. Juli 1702. Dagegen war der dän. König Friedrich IV. (s. d.) mit den Gegnern Karl's XII. verbündet. Zwar mußte er zuerst in dem Frieden zu Travendal 18. Aug. 1700 dieser Bundesgenossenschaft entsagen und dem Hause Gottorp einige weitere Zugeständnisse machen; aber er erneuerte 1709 mit besserm Glücke den Krieg gegen Schweden. Der gottorper Hof erhielt damals Neutralität zugestanden; trotzdem gewährte derselbe dem schwed. General Steenbock, der eben erst die königl. Stadt Altona 8. und 9. Jan. 1713 abgebrannt hatte, eine Zuflucht in der gottorpischen Festung Tönningen. Nunmehr verfuhr der König als Feind und occupirte den ganzen gottorpischen Antheil von S. Nach Beendigung des Kriegs 1720 wurde allerdings, auf Geheiß des deutschen Kaisers, das gottorpische Holstein dem jungen Herzoge Karl Friedrich zurückgegeben, der jetzt in Kiel seine Residenz nahm (Holstein-Kiel). Aber der König Friedrich IV. behielt mit Zustimmung Schwedens den vormals gottorpischen Antheil von Schleswig, welcher ihm von Großbritannien und Frankreich 26. Juli und 18. Aug. 1720 förmlich garantirt wurde, und vereinigte (incorporirte) denselben durch Patent vom 22. Aug. 1721 «als ein in beschwerlichen Zeiten unrechtmäßiger Weise von der Krone Dänemark abgerissenes Pertinens» wieder mit seinen eigenen Besitzungen. Ueber die rechtliche Bedeutung dieser sog. Incorporation Schleswigs sind die Ansichten äußerst verschieden; am wahrscheinlichsten ist, daß dabei außer der Wiedervereinigung des Herzogthums zugleich eine Wiederherstellung der dän. Lehnshoheit beabsichtigt war.

Wenige Jahre darauf wurde die Reichsgrafschaft Rantzau mit dem königl. Antheile von S. (Holstein-Glückstadt) vereinigt. Der Reichsgraf Detlef hatte durch testamentarische Disposition von 1669, welche 1671 vom deutschen Kaiser bestätigt wurde, festgesetzt, daß nach Aussterben seiner männlichen Nachkommen die Reichsgrafschaft an das dän. Königshaus fallen solle. Nun ward der Reichsgraf Christian Detlef 1721 auf der Jagd meuchlerisch erschossen und ein Gerücht behauptete, daß sein Bruder und Nachfolger, Wilhelm Adolf, den Mord angestiftet habe. Auf diesen Verdacht hin ließ König Friedrich IV. 1722 den Reichsgrafen auf holstein. Gebiet verhaften und vor Gericht stellen. Obwol der deutsche Kaiser für ihn intercedirte, wurde Wilhelm Adolf 1726 zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt und starb kinderlos 1734 in der norweg. Festung Agershuus. Darauf nahm König Friedrich IV., in Gemäßheit der Donationsacte, die Reichsgrafschaft Rantzau 1726 förmlich in Besitz. Ein Proceß, welchen die rantzauischen Agnaten deshalb beim Reichskammergericht anhängig machten, kam niemals zur Entscheidung. Auch die abgetheilten Herrschaften der sonderburg. Linien (s. Oldenburger Haus) fielen nach und nach an das dän. Königshaus (Holstein-Glückstadt). Zuerst wurden die Besitzungen der Hauptlinien Sonderburg (-Franzhagen) 1667 und der Linie Norburg 1669, die in Concurs geriethen, erworben. Doch ward die Herrschaft Norburg 1676 abermals ausgegeben an einen Zweig der Linie Plön, die dafür ihre Ansprüche auf die Grafschaften Oldenburg (s. d.) und Delmenhorst an das dän. Königshaus abtrat. Diese jüngere Herrschaft Norburg ward schon 1729 wieder reunirt; dann folgte die ganze Insel Arröe 1749, die Herrschaft Plön 1761 und zuletzt die Herrschaft Glücksburg 1779. Die nächstberechtigten Erben von den Linien Augustenburg und Beck erhielten dafür 1764 anderweitige Entschädigung an Geld und Landgütern. Wichtiger war es, mit der regierenden Linie Holstein-Gottorp (Holstein-Kiel) ein Abkommen zu treffen. Der Herzog Karl Friedrich, der 1725 mit der russ. Großfürstin Anna, Tochter Peter's d. Gr., vermählt worden, weigerte sich hartnäckig, auf Schleswig Verzicht zu leisten. Derselbe wies die angebotenen Abfindungssummen zurück und suchte Hülfe bei auswärtigen Mächten; aber ohne Erfolg. Bedenklicher wurde die Sache für Dänemark, als das Haus Gottorp die Anwartschaft auf zwei große nordische Throne erlangte. Der Herzog Karl Peter Ulrich (Peter III. von Rußland) wurde 1742 zum Großfürsten-Thronfolger von Rußland und dessen Oheim, Prinz Adolf Friedrich (s. d.), 1743 zum Thronfolger in Schweden berufen. Die dän. Könige Christian VI. und Friedrich V. (s. d.) knüpften nun Unterhandlungen an, und 1750 kam ein Vertrag mit Adolf Friedrich zu Stande. Der Großfürst-Thronfolger lehnte aber alle Vergleichsvorschläge ab, und als er 1762 den russ. Thron bestieg, traf er sofort Anstalten, um sein schlesw. Erbland wiederzuerobern, wozu auch König Friedrich II. von Preußen seine Mit-

wirkung versprach. Ein dän. Heer zog aus S. den Russen entgegen. Schon standen in Mecklenburg die Vorposten einander gegenüber, und die russ. Flotte lag bei Femern, als die Nachricht von der Entthronung und Ermordung Peter's III. eintraf. So kam der Krieg nicht zum Ausbruche. Der dän. Hof verständigte sich mit der russ. Kaiserin Katharina II., welche für ihren unmündigen Sohn, den Großfürst und Herzog Paul, die vormundschaftliche Regierung in Holstein-Kiel übernahm. Am 22. April 1767 ward zwischen der Kaiserin und dem dän. Könige Christian VII. (s. d.) ein provisorischer Tractat abgeschlossen, demgemäß das Haus Gottorp auf Schleswig verzichten und seinen Antheil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst austauschen sollte. Nachdem Großfürst Paul volljährig geworden, kam auf dieser Grundlage der Definitivtractat vom 1. Juni 1773 zu Stande, worauf zu Kiel 16. Nov. 1773 die feierliche Uebergabe des großfürstl. Antheils erfolgte. Vorher hatten noch beide regierenden Linien durch Vertrag vom 27. Mai 1768 die holstein. Hoheitsansprüche auf Hamburg gegen eine Geldzahlung völlig aufgegeben. Seitdem ist der Territorialbestand S.s (bis 1864) nur durch einige geringfügige Grenzberichtigungen und Arrondirungen mit den Hansestädten Lübeck und Hamburg (1802—3) und dem Fürstenthum Lübeck (1842) verändert worden.

Somit war seit 1773 (und 1779) ganz S. zusammen mit den Königreichen Dänemark und Norwegen unter dem Scepter des Königs Christian VII. wieder vereinigt. Aber das Verhältniß hatte sich allmählich sehr verändert. Die alten Landesrechte von 1460 wurden allerdings noch regelmäßig als ritterschaftliche Privilegien bestätigt; aber ihre staatsrechtliche Bedeutung hatten sie längst verloren. Von der ursprünglichen Personalunion war keine Rede mehr, sondern thatsächlich galt S. als eine Provinz der dän. Monarchie und unterlag in wesentlichen Stücken gemeinschaftlichen Centralbehörden zu Kopenhagen. Auch bestand seit 1776 ein gemeinsames Indigenat für die gesammte Monarchie. Dagegen blieben allerdings Gesetzgebung, Gerichtswesen und Verwaltung in Dänemark und S. sehr verschieden. Auch behielten die Herzogthümer ihr eigenes Münzwesen und bildeten ein abgesondertes Zollgebiet. Ueberhaupt lagen den Königen Christian VII. (1766—1808) und Friedrich VI. (1808—39) directe Angriffe gegen die Nationalität oder die Zusammengehörigkeit S.s ferner. Die Herzogthümer wurden im Kanzleistil als die «Deutschen Provinzen», die «Deutschen Lande» bezeichnet, wie man auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch unter dem Namen «Holstein» das Herzogthum Schleswig mitzubefassen pflegte. Die oberste Gesetzgebung und Regierung ward von der sog. Deutschen Kanzlei in Kopenhagen (seit 1806 Schleswig-Holsteinische und seit 1815 Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzlei genannt) ausgeübt. Ein königl. Statthalter für S., meist von fürstl. Geblüt, residirte von 1731—1846 auf dem Schlosse Gottorp. Die Ritterschaft, die Universität Kiel, die Speciesbank in Altona (1788—1813), viele andere Behörden und öffentliche Institutionen waren beiden Herzogthümern gemeinsam. Dagegen bestanden zwei Obergerichte zu Gottorp und zu Glückstadt, die zugleich als Verwaltungsbehörden resp. für Schleswig und für Holstein fungirten. Die königl. Gewalt wurde unumschränkt gehandhabt, aber mit Mäßigung. Unter dem Ministerium des Grafen Andreas Peter Bernstorff (gest. 1797) war vorzugsweise die Blütezeit der Gesetzgebung, und Reformen aller Art wurden angebahnt. Wenn S. auch wiederholt zu den dän. Kriegslasten und Rüstungen beitragen mußte, so genoß doch das Land selbst seit dem großen Nordischen Kriege mehr als 80 Friedensjahre und konnte sich wieder zum Wohlstande erheben. Auch von den Revolutionskriegen ward S. nicht direct berührt. Durch den Umsturz des Deutschen Reichs (6. Aug. 1806) wurde Holstein von der uralten Lehnsverbindung gelöst. Ein königl. Patent vom 9. Sept. 1806 verkündete darauf, daß das Herzogthum Holstein fortan mit dem gesammten Staatskörper der dän. Monarchie «als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Theil derselben» verbunden und der alleinigen unumschränkten Botmäßigkeit des Königs unterworfen sein solle. Das dän. Cabinet hatte ursprünglich beabsichtigt, Holstein als ein «unzertrennliches Pertinens der dän. Krone» zu bezeichnen, wogegen jedoch der Herzog Friedrich Christian von Augustenburg auf Grund seiner agnatischen Erbrechte mit Erfolg Einspruch erhoben hatte. Während der nächsten Jahre ward König Friedrich VI. (s. d.) in die Napoleon'schen Kriege verwickelt. Infolge davon hatte S. zunächst das drückende Continentalsystem, neue schwere Steuern und große Militärlasten zu tragen. Noch schlimmer ward es, als 1813 der partielle dän. Staatsbankrott eintrat und eine alliirte Armee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden das Land feindlich überzog. Dieser dachte sogar daran, S. und Jütland von der dän. Monarchie abzutrennen und als ein besonderes Königreich Cimbrien zu constituiren; doch fanden solche Plane in den Herzogthümern keinen Anklang. Im Frieden zu Kiel, 14. Jan. 1814,

ging die schlesw. Insel Helgoland an Großbritannien verloren, und auch darauf blieb S. noch bis 1815 von fremden Truppen besetzt. Nach Errichtung des Deutschen Bundes (8. Juni 1815) mußte König Friedrich VI. demselben für das vormalige deutsche Reichsland Holstein beitreten (14. Juli 1815). Auf dem Wiener Congresse wurde damals dem Könige durch den Grafen Adam Moltke eine Bittschrift der Ritterschaft und der übrigen Gutsbesitzer in S. überreicht, worin sie aussprachen, daß der traurigen Lage des Landes nur durch die Berufung eines zeitgemäßen Landtags abgeholfen werden könne. Friedrich VI., in streng absolutistischen Anschauungen befangen, gab eine ausweichende Antwort. Doch ließ er im Aug. 1816 eine Commission berufen, welche in Gemäßheit des Art. 13 der Deutschen Bundesacte für das Bundesland Holstein eine landständische Verfassung entwerfen sollte. Die Ritterschaft bat dagegen im Oct. in einer neuen, von Dahlmann verfaßten Eingabe: «der König möge dem alten Rechte volle Anwendung geben und keine Trennung beschließen, wo weder Trennung nützlich sei noch ohne Verletzung heiliger Verhältnisse bewirkt werden könne». Andere Corporationen, Städte und Landgemeinden schlossen sich dieser Bitte an. Man fing an, auf die alten Landesrechte von 1460 hinzuweisen. Ganz besonders legte man auf das Steuerbewilligungsrecht Gewicht, um so mehr als die Herzogthümer durch Einrichtung der dän. Reichsbank und andere Finanzmaßregeln sich gegen das Königreich Dänemark sehr empfindlich prägravirt fühlten. Ueberhaupt war S. nach langer Abgeschlossenheit jetzt wieder von dem geistigen und nationalen Aufschwunge berührt, den die Befreiungskriege in Deutschland hervorgerufen hatten. Aber gleichzeitig begann auch in Dänemark ein nationaler Wiederaufschwung. Die nationalen Gegensätze gaben sich zuerst kund in einer wissenschaftlichen Discussion über die staatsrechtlichen und sprachlichen Verhältnisse des Herzogthums Schleswig, wobei besonders Professor Falck (s. d.) den deutschen Standpunkt erfolgreich vertrat. Gleichzeitig wurde S. durch den vom Pastor Harms (s. d.) 1817 veranlaßten sog. Thesenstreit in Aufregung versetzt. Die Verfassungsfrage schleppte sich hin, nachdem die Commission 1819 den Entwurf für Holstein vorgelegt. Die Ritterschaft wandte sich endlich 1822 mit einer Eingabe an den Deutschen Bund und bat, derselbe möge die holstein. Verfassung in ihrer ganzen, namentlich auch auf die Verbindung mit Schleswig bezüglichen Ausdehnung in seinen Schutz nehmen. Es erfolgte darauf 27. Nov. 1823 ein abschläglicher Bescheid, welcher darauf basirt war, daß die alte Verfassung in Holstein nicht mehr in anerkannter Wirksamkeit bestehe. Das kopenhagener Cabinet ließ nun auch die holstein. Verfassungsplane fallen und Friedrich VI. zog es vor, in absoluter Weise fortzuregieren. Erst unter dem Eindrucke der franz. Julirevolution von 1830 brachte Uwe Jens Lornsen (s. d.) im Nov. dieses Jahres das Verfassungswerk in S. öffentlich wieder zur Sprache, wofür er hart büßen mußte. Die Ritterschaft und die städtischen Corporationen hielten sich damals ängstlich zurück. Doch erfolgten bald darauf die Gesetze vom 28. Mai 1831 und 15. Mai 1834, welche berathende Provinzialstände nach dem preuß. Vorbilde einführten. Man ordnete zwei getrennte Versammlungen an, für Schleswig in der gleichnamigen Stadt, für Holstein in Itzehoe. Dagegen wurden gleichzeitig 1834 für beide Herzogthümer die sog. Schleswig-Holsteinische Regierung auf Gottorp und das Ober-Appellationsgericht zu Kiel eingesetzt, während die Obergerichte zu Gottorp und Glückstadt nur als Gerichtshöfe zweiter Instanz bestehen blieben. Somit hatten (wie die dän. Erklärung am Bundestage 7. Sept. 1846 lautete) «die beiden Herzogthümer S., bis auf Holsteins Eigenschaft als Bundesstaat und die abgesonderten Ständeversammlungen, neben dem Socialnexus der Ritterschaft, bei gemeinsamer oder gleichartiger Gesetzgebung und Verwaltung, alle öffentlichen Rechtsverhältnisse miteinander gemein». (S. Dänemark.)

Unter König Christian VIII. (1839—48) sah S. bald diesen Rechtszustand ernstlich bedroht. Jetzt traten die Wortführer der nationalliberalen Partei in Kopenhagen entschieden mit dem Programm: «Dänemark bis zur Eider!» hervor; sie forderten, daß «Südjütland (Schleswig) aus der Verbindung mit Holstein gelöst und dem Königreich einverleibt werde». Es gelang ihnen auch, bei der dänischredenden Bevölkerung Nordschleswigs Anhänger zu gewinnen. Zum ersten mal begann im Nov. 1842 ein nordschlesw. Abgeordneter, obwol er der deutschen Sprache vollkommen mächtig war, im Ständesaal zu Schleswig dänisch zu reden. Im Mai 1844 ward auf der Höhe Skandingsbank (nordöstlich von Christiansfeld, jetzt zu Dänemark gehörig) ein dän.-schlesw. Verbrüderungsfest gefeiert und in den nächsten Jahren wiederholt. Natürlich fehlte es nicht an Gegendemonstrationen. Durch die Volksfeste und Sängerfeste der Herzogthümer ging ein patriotischer deutschnationaler Hauch, und die Einheit S.s fand ihren Ausdruck in der blauweißrothen Tricolore (1843) und dem bekannten Nationalliede. Die Provinzialstände zu Schleswig und Itzehoe wiederholten jetzt um so dringlicher die schon 1838 vorgebrachte

Bitte um Vereinigung zu einer gemeinsamen schlesw.-holstein. Ständeversammlung. Nur eine kleine Partei, die sog. Neuholsteiner unter Th. Olshausen's Führung, legten anfangs mehr Gewicht auf die Verbindung Holsteins mit Deutschland als auf die Zusammengehörigkeit S.s; aber auch sie schlossen sich allmählich der allgemein vorherrschenden Richtung an. König Christian VIII. (s. d.) hatte für alle diese nationalen Bestrebungen in Dänemark und S. wenig Sinn und glaubte dieselben schlimmstenfalls mit polizeilichen Maßregeln niederhalten zu können. Indem er die Bedeutsamkeit des nationalen Gegensatzes völlig unterschätzte, sah er es vielmehr als seine Lebensaufgabe an, die Verbindung zwischen Dänemark und S. enger zu knüpfen und beide Theile zu einem wirklichen «dän. Gesammtstaat» zu verschmelzen. Zu diesem Zweck traf er verschiedene Maßregeln, die in S. alte Gewohnheiten verletzten. Besonders empfand man es schwer, daß die Herzogthümer ihren, mit Hamburg und Lübeck übereinstimmenden Münzfuß aufgeben und sich dem dän. Münzsystem anbequemen sollten. Die dän. Nationalbank zu Kopenhagen durfte eine Filialbank in Flensburg gründen, während die Errichtung einer schlesw.-holstein. Landesbank daselbst nicht gestattet wurde. Die schlesw.-holstein. Fahnen wurden verboten, wogegen die Civilbeamten in S. die dän. Nationalcocarde anlegen mußten. Weitere Plane zu einem gemeinschaftlichen Cultus- und Unterrichtsministerium, zu einem gemeinschaftlichen provinzialständischen Ausschuß u. s. w. scheiterten an dem entschiedenen Widerspruch der Stände. Ernstlich jedoch wurden die Herzogthümer erst beunruhigt, als die Provinzialstände der dän. Inseln zu Roeskilde 1844 beantragten: der König möge die dän. Monarchie für ein untheilbares Ganzes erklären, das nach der agnatisch-cognatischen Erbfolgeordnung des dän. Königsgesetzes von 1665 vererbe. In S. nämlich war man fast allgemein der Ansicht, daß hier nur die agnatische Erbfolge zu Recht bestehe, und daß demnach beim Erlöschen des königl. Mannsstammes (Holstein-Glückstadt) zunächst die Linie Sonderburg-Augustenburg succediren müsse. Die holstein. Provinzialstände gaben sofort dieser Rechtsüberzeugung einen Ausdruck durch die Adresse vom 21. Dec. 1844, worin zugleich die Selbständigkeit und die Verbindung S.s scharf betont war. Nunmehr setzte Christian VIII. eine Commission nieder zur Untersuchung der Erbfolgefrage, und nachdem diese ihre Arbeit vollendet, erließ er den Offenen Brief vom 8. Juli 1846. Darin hieß es, «daß ebenso wie in Dänemark und Lauenburg auch in ganz Schleswig und einigen Theilen Holsteins die Erbfolge des Königsgesetzes gültig sei; rücksichtlich des übrigen Holstein walteten anderweitige Verhältnisse ob; doch werde der König unablässig bestrebt sein, diese Hindernisse zu beseitigen und die vollständige Anerkennung der Integrität des dän. Gesammtstaats zu Wege zu bringen». Dieser Offene Brief stieß allerseits auf energischen Widerstand. Der Großherzog August von Oldenburg, im Namen der Gottorpischen Linie, und der Herzog Christian Karl Friedrich August von Augustenburg, im Namen der Sonderburgischen Linie, legten sowol in Kopenhagen wie auch beim Deutschen Bundestage Protest ein und verwahrten ihre agnatischen Erbansprüche. Nur der Prinz Christian von Glücksburg, der spätere König Christian IX. (s. d.), schloß sich von dem Protest der Agnaten aus. In S. legten der Statthalter Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer, der Herzog Karl von Glücksburg, mehrere Mitglieder der schlesw.-holstein. Ritterschaft sofort ihre Commandos, Gesandtschaftsposten und andere Aemter nieder. Die Bevölkerung protestirte in Volksversammlungen und Adressen. Neun Professoren zu Kiel unterzogen das Commissionsbedenken, auf das der Offene Brief angeblich gestützt war, einer scharfen Kritik. Die holstein. Provinzialstände richteten eine Adresse (24. Juli) an den König, und als die Annahme verweigert ward, wandten sie sich mit einer Vorstellung an den Deutschen Bundestag (3. Aug.), worauf der Landtag 13. Aug. «wegen pflichtwidrigen Verfahrens» aufgelöst wurde. Zugleich ward Graf Karl Moltke (s. d.) zum Präsidenten der schlesw.-holstein.-lauenburg. Kanzlei, Scheele (s. d.) zum Präsidenten der schlesw.-holstein. Regierung ernannt, welche durch strenges Polizeiregiment die Bewegung niederzuhalten suchten.

Inzwischen zeigte sich in ganz Deutschland die lebhafteste Sympathie, und sowol zahlreiche Adressen wie auch Ständekammern und Regierungen sprachen sich offen für S. aus. Die deutsche Bundesversammlung constatirte in ihrem Beschlusse vom 17. Sept., daß Dänemark beruhigende Erklärung gegeben, und sprach die Erwartung aus, daß der König bei endlicher Feststellung der Erbfolgefrage «die Rechte aller und jeder, insbesondere des Bundes, der erbberechtigten Agnaten und der holstein. Landesvertretung beachten werde». Auch in S. erließ Christian VIII. eine Bekanntmachung vom 18. Sept. 1846, worin er erklärte, daß es seine Absicht nicht gewesen, die Rechte der Herzogthümer zu kränken oder ihre Verbindung zu lösen. Zugleich aber deutete er darauf hin, daß die Verbindung und die Untheilbarkeit Holsteins durch die Anerkennung der Unzertrennlichkeit der dän. Monarchie bedingt sei. Bei dieser

zweideutigen Sprache konnte das Land nicht zur Ruhe kommen. Die schlesw. Provinzialstände protestirten gleichfalls durch Adresse vom 2. Nov. gegen den Offenen Brief. Ueberdies baten sie um vollständige Trennung der Administration S.s von der des Königreichs Dänemark, um Einführung einer gemeinschaftlichen Verfassung für die Herzogthümer und um den Beitritt Schleswigs zum Deutschen Bund. Da der königl. Commissar die Annahme dieser Petitionen verweigerte, ging die Mehrheit der Versammlung auseinander, und 14. Dec. 1846 ward der Landtag aufgelöst. Eine Eingabe der Ritterschaft unter Graf Friedrich Reventlow's (s. d.) Führung, 19. Jan. 1847, welche um Sicherstellung der Landesrechte durch eine Verfassungsurkunde für S. bat, ward «als der Form und dem Inhalte nach unangemessen» zurückgesandt. Christian VIII. beschloß nun noch zu versuchen, ob nicht S. seine nationale Sonderstellung um den Preis constitutioneller Zugeständnisse aufgeben würde. Er arbeitete den Entwurf zu einer Gesammtstaatsverfassung aus, welche neben den Provinzialständen einen gemeinschaftlichen Landtag für die dän. Monarchie mit beschließender Competenz in Aussicht stellte. Indessen starb er darüber 20. Jan. 1848. Erst sein Sohn und Nachfolger, Friedrich VII. (s. d.), veröffentlichte 28. Jan. die Entwürfe des Vaters und berief zur Prüfung derselben «erfahrene Männer» aus S. und Dänemark nach Kopenhagen. Diese Versammlung kam jedoch nicht zu Stande, indem unter dem Eindruck der franz. Februarrevolution die Volksbewegung in S. wie in Dänemark einen gewaltsamern Charakter annahm. Am 18. März traten etwa siebzig schlesw.-holstein. Ständemitglieder in Rendsburg zusammen und schickten eine Deputation nach Kopenhagen, um von dem König außer liberalen Zugeständnissen die Entlassung Scheele's, die Vereinigung der beiden Provinzialständeversammlungen zum Zweck der Berathung einer schlesw.-holstein. Verfassung und den Beitritt Schleswigs zum Deutschen Bund zu erbitten. Inzwischen hatte aber eine Massendemonstration in Kopenhagen 21. März das eiderdän. sog. Casino-Ministerium ans Ruder gebracht, unter dem Baron Karl von Scheel-Plessen interimistisch das Präsidium der schlesw.-holstein.-lauenburg. Kanzlei übernahm. Am 24. März 1848 erhielt die Deputation die königl. Antwort, «daß der König gesonnen sei, dem Herzogthum Holstein eine freie Verfassung zu gewähren und sich den Bestrebungen für ein deutsches Parlament offen anzuschließen; daß er aber weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen habe, Schleswig dem Deutschen Bunde einzuverleiben, dagegen die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wolle». So war die Verbindung S.s durch ein Machtwort zerrissen. Die Deputation sowie die Mehrzahl der deutschgeborenen Beamten verließ sofort Kopenhagen, um nach den Herzogthümern zurückzukehren, und die schlesw.-holstein.-lauenburg. Kanzlei löste sich thatsächlich auf.

Unterdeß hatte auch S. sich erhoben. Auf die Kunde von den Vorgängen in Kopenhagen trat zu Kiel in der Nacht vom 23. bis 24. März 1848 eine Provisorische Regierung zusammen, bestehend aus Graf Friedrich Reventlow, Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer, Advocat Beseler (s. d.) und Kaufmann M. T. Schmidt, später wurden noch Advocat Bremer aus Flensburg und Th. Olshausen (s. d.) hinzugezogen. Eine Proclamation derselben erklärte: «der Landesherr sei durch die dän. Volksbewegung gezwungen, eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen; sein Wille sei nicht mehr frei; sie würden zur Aufrechterhaltung der Rechte des Landes und der Rechte des angestammten Herzogs in seinem Namen die Regierung führen». Behörden, Bevölkerung und Garnison stimmten sofort bei. Am nächsten Morgen fuhr Prinz Friedrich mit dem kieler Jägerbataillon und einigen Freiwilligen auf der Eisenbahn nach Rendsburg und drang unbemerkt durch ein Ausfallsthor in die Festung ein, wo der dän. General, vollständig überrascht, ohne Widerstand das Commando abgab. Die eingeborenen Truppen schlossen sich überall der Bewegung an, und die dänisch geborenen Offiziere wurden nach Dänemark entlassen. Das ganze Land unterwarf sich der Provisorischen Regierung, die jetzt in Rendsburg ihren Sitz nahm und die vereinigte schlesw.-holstein. Ständeversammlung dahin berief. Auch in Deutschland ward die schlesw.-holstein. Erhebung allgemein anerkannt. Das Vorparlament erklärte sich für die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, wie denn auch später schlesw.-holstein. Abgeordnete an der deutschen Nationalversammlung theilnahmen. Der deutsche Bundestag beschloß die Verbindung S.s zu beschützen, womit insbesondere Preußen beauftragt wurde (4. April). Schon an demselben Tage rückten die ersten preuß. Hülfstruppen unter Bonin in Altona ein. Unterdeß hatten die Dänen die Inseln Arröe und Alsen occupirt und drangen auch auf dem schlesw. Festlande vor. Die kleine und ungeordnete schlesw.-holstein. Armee, welche in der Gegend von Flensburg Stellung genommen hatte, ward bei Bau 9. April geschlagen und darauf sogar Eckernförde und Schleswig von

den Dänen besetzt. Nunmehr aber rückte das 10. deutsche Bundesarmeecorps unter Halkett in Holstein ein, und auch zahlreiche Freischaren kamen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands herbei. Der preuß. General Wrangel übernahm den Oberbefehl über alle Bundestruppen. Am Ostersonntag 23. April erfochten die Preußen und Schleswig-Holsteiner am Danewerk einen Sieg, worauf die dän. Armee sich eilig nach Sundewitt und Alsen zurückzog. Zugleich versetzte die dän. Flotte alle norddeutschen Küsten in Blokadezustand, wogegen die kleine schlesw.-holstein. und die deutsche Marine nichts Ernstliches vermochten. Zwar rückte Wrangel mit der Reichsarmee in Jütland ein, wo die Festung Fridericia 2. Mai ohne Widerstand ihre Thore öffnete, und schrieb 18. Mai dort eine Kriegscontribution von 3 Mill. Vereinsthalern aus zum Ersatze für die gekaperten deutschen Schiffe. Aber die Einmischung der russ. Diplomatie, welche energisch für Dänemark eintrat, lähmte bald die preuß.-deutsche Kriegführung. Schon Ende Mai ward Jütland und zeitweilig sogar der Norden Schleswigs wieder aufgegeben. Auch blieben die Bundestruppen im Sundewitt, bei Nübel und Düppel 28. Mai und 5. Juni im Nachtheil. Dagegen bestand der bair. Major von der Tann mit seinem Freicorps 7. Juni bei Hagtrup (zwischen Apenrade und Hadersleben) ein sehr rühmliches Gefecht gegen eine weit überlegene dän. Truppenmacht. Am 30. Juni wurden Hadersleben und Christiansfeld wieder besetzt; andere kleine Gefechte in Nordschleswig waren von geringer Bedeutung. Nach langwierigen Unterhandlungen kam 26. Aug. zu Malmö ein Waffenstillstand auf sieben Monate zu Stande, der von der deutschen Nationalversammlung 17. Sept. sanctionirt wurde. (S. Deutschland.) Dennoch mußte die Provisorische Regierung, nachdem sie noch das von der schlesw.-holstein. Landesversammlung beschlossene Staatsgrundgesetz 15. Sept. sanctionirt, 20. Oct. 1848 abdanken. Eine sog. gemeinsame Regierung, aus fünf gemäßigten Männern bestehend, trat an ihre Stelle, die sich unter dem Vorsitze des Grafen Th. Reventlow-Jersbeck in der Stadt Schleswig installirte. Das dän. Cabinet hatte versucht, dem Grafen Karl Moltke das Präsidium zu verschaffen, und als dieser Plan mislang, wurde einseitig eine dän. «Immediatcommission zur gemeinsamen Regierung» ernannt, deren Wirksamkeit jedoch auf die von dän. Truppen besetzten Inseln Alsen und Arröe beschränkt blieb.

Während des Winters 1848—49 ward die schlesw.-holstein. Armee durch den an Prinz Friedrich von Noer's Stelle neuernannten Oberbefehlshaber, den preuß. General von Bonin, reorganisirt und bedeutend verstärkt. Gleichzeitig fanden in London unter brit. Vermittelung Friedensunterhandlungen zwischen Preußen, Deutschland und Dänemark statt, die jedoch zu keiner Einigung führten. Die zuerst von Lord Palmerston befürwortete Theilung Schleswigs nach dem Princip der Nationalität ward vom König Friedrich VII. definitiv verworfen und stieß auch in S. selbst auf lebhaften Widerspruch. Noch entschiedener erklärte sich die öffentliche Meinung in den Herzogthümern gegen den dän. Vorschlag einer sog. Selbständigkeit (Unabhängigkeit) Schleswigs, das demnach eine abgesonderte Stellung zwischen Dänemark und Holstein einnehmen sollte. Endlich kündigte Dänemark den Waffenstillstand. Beim Ablauf desselben, 26. März 1849, trat die gemeinsame Regierung zurück, und die deutsche Reichsgewalt setzte dafür eine sog. Statthalterschaft ein, die aus dem Grafen Friedrich Reventlow und Beseler bestand. Eine deutsche Reichsarmee unter dem preuß. General Prittwitz rückte wieder in S. ein. Der Krieg ward eröffnet mit dem siegreichen Geschützkampf bei Eckernförde 5. April gegen zwei in den Hafen eingedrungene dän. Kriegsschiffe. Das Linienschiff Christian VIII. flog in die Luft, und die Fregatte Gefion mußte sich ergeben. Am 13. April erstürmten Baiern und Sachsen die Höhen bei Düppel. Die schlesw.-holstein. Armee nahm 20. April Kolding und erfocht zwei Siege, bei Kolding 23. April und bei Gudsöe 7. Mai, worauf sie die Belagerung der Festung Fridericia begann. Unterdeß rückte Prittwitz mit den Reichstruppen weiter nordwärts bis Aarhuus vor, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Aber 6. Juli unternahmen die Dänen mit überlegenen Streitkräften einen Ausfall aus Fridericia. Die schlesw.-holstein. Armee, welche in einem ausgedehnten Halbkreise um die Festung herumstand und mit der Reichsarmee keine Verbindung hatte, erlitt eine Niederlage und mußte nach schweren Verlusten sich auf Veile zurückziehen. Wenige Tage darauf wurden zwischen Preußen und Dänemark in Berlin 10. Juli abermals ein Waffenstillstand und zugleich Friedenspräliminarien unterzeichnet, welche die Zusammengehörigkeit S.s völlig aufgaben. Die Statthalterschaft und die schlesw.-holstein. Landesversammlung weigerten sich, diese Abmachungen anzuerkennen, und auch die ohnmächtige deutsche Reichsgewalt sprach denselben (4. Aug.) jede Rechtsgültigkeit ab. Man mußte sich jedoch dem Willen Preußens thatsächlich fügen. Die Reichstruppen zogen ab, und die schlesw.-holstein. Armee ging nach Holstein zurück. Die südl. Hälfte Schleswigs ward von preuß., die nördliche von schwed.-norweg. Truppen

besetzt; Alsen und Arröe blieben in dän. Händen. Die Competenz der Statthalterschaft, die von Schleswig nach Kiel übersiedelte, ward auf Holstein beschränkt; dagegen wurde für das Herzogthum Schleswig eine sog. Landesverwaltung zu Flensburg 25. Aug. 1849 installirt. Diese bestand aus dem dän. Commissar von Tillisch und dem preuß. Commissar Graf Eulenburg. Im Falle von Meinungsverschiedenheiten sollte der brit. Geschäftsträger bei den Hansestädten, Oberst Hodges, als Schiedsrichter fungiren. Tillisch gewann aber in dieser Behörde bald überwiegenden Einfluß, und die Regierung ward in streng dän. Interesse gehandhabt, gegen Deutschgesinnte mit Härte und Willkür verfahren. Nur in Südschleswig leistete die Bevölkerung erfolgreichen passiven Widerstand, namentlich durch Steuerverweigerungen, und im März 1850 nahm hier die Statthalterschaft auf wiederholte Bitten thatsächlich die Regierungsgewalt wieder an sich. Unterdeß dauerten die Friedensverhandlungen in Berlin fort. Auch die Statthalterschaft versuchte durch Vertrauensmänner eine directe Verständigung mit dem Landesherrn, aber alles blieb erfolglos. Am 9. April legte General von Bonin, der den preuß. Dienst nicht hatte aufgeben wollen, das Obercommando nieder, und mit ihm zugleich verließ eine Anzahl bewährter preuß. Offiziere das Land. Der neue Oberbefehlshaber, General von Willisen, begann zur Unzeit eine neue Organisation. Außerdem schwächten andere Uebelstände die Schlagfertigkeit des Heers, während die Stärke desselben durch neue Aushebungen auf etwa 40000 Mann gebracht wurde. Die Festung Rendsburg ward bedeutend verstärkt, und das Land trug willig die großen finanziellen Lasten. Am 2. Juli schloß Preußen für sich und den deutschen Bund, unter brit. Vermittelung, mit Dänemark den Frieden zu Berlin, indem beide Theile sich alle Rechte, die ihnen vor dem Krieg zustanden, reservirten. Die preuß. und die schwed.-norweg. Truppen verließen Schleswig, und es blieb nunmehr Dänemark und S. allein überlassen, den Kampf zu Ende zu führen. Am 17. Juli ward die Insel Femern von dän. Kriegsschiffen genommen. Am 22. Juli erfolgte das Kriegsmanifest der Statthalterschaft. Die schlesw.-holstein. Armee nahm eine Stellung bei Idstedt (s. d.) ein, mußte sich aber nach einer zweitägigen heißen Schlacht 24. und 25. Juli auf Rendsburg und hinter die Eider zurückziehen. Die Dänen besetzten darauf sofort Eckernförde, Schleswig, Husum, im Aug. auch Friedrichstadt und Tönningen. So war nunmehr fast das ganze Herzogthum Schleswig in dän. Gewalt, und von Tillisch waltete daselbst als außerordentlicher Regierungscommissar mit schrankenloser Willkür. Eine sehr große Zahl Beamter, Geistlicher und Lehrer wurde in nächster Zeit abgesetzt; jeder, der sich durch deutsche Gesinnung hervorthat, war den bittersten Anfeindungen preisgegeben. Besonders mußte die Stadt Schleswig für ihre patriotische Haltung büßen; sie verlor den Rang als Landeshauptstadt, indem Flensburg zum Sitz der obern Provinzialbehörden bestimmt wurde. Bald erfolgten auch die sog. Sprachrescripte, die in einem großen Theile des Landes anstatt der deutschen die dänische oder gemischte Kirchensprache einführten. (S. Schleswig.) Auf das wiederholte Andrängen der Statthalterschaft ergriff Willisen abermals die Offensive. Seine Angriffe auf die inzwischen starkbefestigten dän. Stellungen Missunde (12. Sept.) und Friedrichstadt (29. Sept. bis 4. Oct.) schlugen indeß ganz fehl und veranlaßten schwere Verluste. Ueberdies war die Jahreszeit größern Operationen hinderlich, sodaß nur noch Vorposten- und Recognoscirungsgefechte vorkamen. Infolge eines neuen Conflicts mit der Statthalterschaft trat Willisen 8. Dec. 1850 zurück. Da der General Graf Baudissin schon früher abgelehnt hatte, so übernahm jetzt General von der Horst das Obercommando und führte es bis zu Ende, ohne daß jedoch im Felde noch etwas Ernstliches vorfiel.

Inzwischen hatte in ganz Deutschland die Reactionspolitik gesiegt. Der von Oesterreich restaurirte Bundestag, auf dem auch ein dän. Gesandter für Holstein-Lauenburg seinen Sitz einnehmen durfte, verlangte 25. Oct. 1850 die Einstellung der Feindseligkeiten. Sowol diese Forderung wie der fast gleichzeitige preuß. Vorschlag zu einem rein militärischen Waffenstillstand wurden von der Statthalterschaft (2. und 5. Nov.) abgelehnt. Bald verständigten sich jedoch Oesterreich und Preußen (zu Olmütz 29. Nov. 1850) über ein gemeinsames Verfahren im Namen des Bundes gegen S. Am 6. Jan. 1851 trafen der österr. Generalmajor Graf Mensdorff-Pouilly und der preuß. Generalmajor von Thümen als Bundescommissare in Kiel ein und verlangten von der Statthalterschaft sofortige Einstellung der Feindseligkeiten, Rückzug der Armee hinter die Eider und Reducirung derselben auf ein Drittheil, Auflösung der schlesw.-holstein. Landesversammlung. Im Falle der Weigerung drohten sie mit einer Bundesexecution durch österr. und preuß. Truppen. Sowol ein Kriegsrath wie auch der Staatsrath und die Mehrheit der Landesversammlung sprachen sich gegen den nicht mehr gerechtfertigten Widerstand aus. Beseler trat aus der Statthalterschaft aus und verließ das Land. Es blieb dem Grafen

Friedrich Reventlow überlassen, das schwere und schmerzliche Amt zu Ende zu führen. Am 11. Jan. zeigte er den Bundescommissaren die Unterwerfung S.s an, welche er zugleich der Armee und dem Volke durch Proclamationen kundgab. Schweigend fügte sich das Land in sein Schicksal; die Ordnung ward nirgends gestört. Die Reduction der Armee ging schnell vor sich. Die Schleswiger wurden nach der Heimat entlassen, und aus den Cadres formirte man später ein sog. holsteinisches Bundescontingent. Graf Friedrich Reventlow legte 1. Febr. seine Regierungsgewalt in die Hände der Bundescommissare nieder, denen sich jetzt als landesherrlicher Commissar Graf Heinrich von Reventlow-Criminil anschloß. Diese drei bestellten 2. Febr. 1851 für Holstein eine sog. Civilbehörde in Kiel, unter dem Vorsitze des Baron Adolf Blome auf Heiligenstedten. Zugleich ward die Landesversammlung aufgelöst und das Staatsgrundgesetz für S. vom 15. Sept. 1848 außer Kraft gesetzt. Die Festung Rendsburg erhielt eine österr.-preuß. Bundesgarnison, während das sog. Kronwerk daselbst und Friedrichsort am kieler Hafen den Dänen eingeräumt wurden (8. und 9. Febr. 1851). Eine österr. Reserve blieb in Altona und Hamburg stehen. In Schleswig dauerte das Willkürregiment des Regierungscommissars von Tillisch unverändert fort. Jede Verbindung mit Holstein ward beseitigt, sogar die Competenz des kieler Appellationsgerichts daselbst aufgehoben, auch im Dec. 1851 eine Zollgrenze an der Eider errichtet. Eine Versammlung von Notabeln, je sechs aus Holstein und Dänemark und neun aus Schleswig, wurde mit Zustimmung der deutschen Großmächte nach Flensburg berufen und derselben ein neuer Organisationsplan für die Monarchie vorgelegt. Diese Zusammenkunft, 14. Mai bis 16. Juli 1851, verlief jedoch ohne Resultat. Inzwischen gingen die diplomatischen Verhandlungen ihren Gang, welche Oesterreich und Preußen im Namen des Deutschen Bundes mit Dänemark führten. Beide Mächte anerkannten das Princip des dän. Gesammtstaats und willigten in die definitive Trennung Schleswigs von Holstein. Nur das ward ausbedungen, daß die Herzogthümer innerhalb des Gesammtstaats eine selbständige und mit dem Königreich Dänemark gleichberechtigte Stellung erhalten sollten. Auf Grundlage dieser Vereinbarungen erließ König Friedrich VII. die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852, welche das neue Gesammtstaatsprogramm enthielt. (S. Dänemark.) Für S. beließ diese Urkunde nur einige gemeinschaftliche nichtpolit. Einrichtungen und Anstalten, nämlich die Universität Kiel, die Ritterschaft, den schlesw.-holstein. Eiderkanal, das Brandversicherungswesen, die Strafanstalten (zu Glückstadt), das Taubstummeninstitut und die Irrenanstalt (zu Schleswig). Dagegen sollten künftig der Geschäftskreis der vormaligen schlesw.-holstein.-lauenburg. Kanzlei und der Geschäftskreis der vormaligen schlesw.-holstein. Regierung auf Gottorp beziehentlich durch einen Minister für Schleswig (zuerst Graf Karl Moltke 1852—54) und durch einen Minister für Holstein und Lauenburg (zuerst Graf Heinrich von Reventlow-Criminil 1852—54) wahrgenommen werden, welche beide ihren Sitz in Kopenhagen angewiesen erhielten. Den (berathenden) Provinzialständen von Schleswig und Holstein wurde die baldige Beilegung einer beschließenden Competenz zugesagt. Außerdem versprach der König der dän. und der deutschen Nationalität in Schleswig vollkommen gleiche Berechtigung und kräftigen Schutz zu gewähren und zu sichern. Damit waren die deutschen Großmächte befriedigt. Am 18. Febr. 1852 übergaben der österr. und der preuß. Commissar dem Minister Reventlow-Criminil die volle Regierungsgewalt in Holstein, und in den nächsten Wochen räumten die Bundestruppen das Land. Bald darauf erlangte König Friedrich VII. durch den Londoner Tractat vom 8. Mai 1852 die völkerrechtliche Sanction für eine neue Thronfolgeordnung, welche den Prinzen Christian von Glücksburg (Christian IX.) zur Nachfolge in der gesammten dän. Monarchie berief. Der deutsche Bundestag genehmigte 29. Juli 1852 die österr.-preuß.-dän. Abmachungen. Dagegen wurde für die neue Thronfolgeordnung eine Anerkennung des Bundestags weder erfordert noch ertheilt. Das Haus Augustenburg, dem man dänischerseits die Hauptschuld an der Erhebung S.s beimaß, und dessen Stammgüter auf Alsen man schon seit 1848 mit Beschlag belegt, wurde des Landes verwiesen. Nur durch preuß. Vermittelung erlangte der Herzog Christian Karl Friedrich August für seinen ganzen fideicommissarischen Familienbesitz in Schleswig eine Abfindungssumme von 2,250000 Vereinsthalern, wogegen er durch Acte vom 30. Dec. 1852 «für sich und seine Familie» versprach, «nichts zu unternehmen, wodurch die Ruhe der dän. Monarchie gestört oder gefährdet werden könne, sowie auch der neuen Thronfolgeordnung und künftigen Organisation des dän. Gesammtstaats in keiner Weise entgegenzutreten». Seine beiden majorennen Söhne schwiegen dazu und gaben auch sofort ihre Zustimmung zur fideicommissarischen Anlage des Abfindungskapitals in Grundbesitz. Nur des Herzogs Bruder, Prinz Friedrich von Noer, wahrte sofort durch Protest vom 24. März 1853 seine Erbansprüche.

Die vollständige Wiederherstellung der dän. Herrschaft in S. ward durch neue Härten bezeichnet. Außer der Augustenburgischen Familie wurden auch die Mitglieder der Provisorischen Regierung, die vormals dän. Offiziere, welche 1848 in die schlesw.-holstein. Armee übergetreten waren, und andere mehr von der Amnestie ausgeschlossen und mußten das Land meiden. Auch in Holstein wurden verschiedene Beamte und Universitätsprofessoren entlassen. Obwol Dänemark das sehr bedeutende schlesw.-holstein. Kriegsmaterial ausgeliefert erhielt und die Herzogthümer an den dän. Kriegsanleihen als Gesammtstaatsschuld mittragen mußten, verweigerte man doch der für Kriegszwecke gemachten schlesw.-holstein. Anleihe von 1849—50 die Anerkennung. In Schleswig ging das Ministerium so weit, daß es den Gemeinden, welche zur Deckung jener Anleihe selbst vorläufig anderweitig Geld angeliehen hatten, ausdrücklich (Juli 1852) untersagte, diese Privatgläubiger zu befriedigen. Die schlesw.-holstein. Zettelschuld (Kassenscheine) mußte Holstein allein einlösen. Doch herrschte ein milderes System in dem deutschen Bundeslande Holstein als in Schleswig, das man jetzt gern officiell als «dän. Herzogthum» zu bezeichnen pflegte. Hier wurden die sog. Sprachrescripte rücksichtslos durchgeführt und sogar in die schlesw. Verfassung aufgenommen. Es blieb nur ein Gymnasium mit deutscher Schulsprache (die Domschule zu Schleswig), während das Gymnasium zu Flensburg gemischte dänisch-deutsche und das Gymnasium zu Hadersleben dän. Schulsprache erhielt. Man suchte die studirende Jugend Schleswigs möglichst von der Landesuniversität Kiel abzuziehen und nach Kopenhagen zu lenken. Dazu wurde Schleswig mit dän. Beamten, Geistlichen und Lehrern überschwemmt, und das ganze öffentliche Leben daselbst erhielt mehr und mehr ein dän. Gepräge. Sogar die althergebrachten schlesw. Ortsnamen wurden auf der officiellen Generalstabskarte, soweit möglich, dänisirt. Gleichzeitig wurde S. von den dänisch-gesammtstaatlichen Organisationen betroffen. Im Juli 1853 ward die dän. Zollgrenze von der Eider an die Elbe vorgeschoben; die schlesw. und holstein. Bataillone wurden nach Dänemark, nationaldän. Truppen nach den Herzogthümern verlegt. Das dän. Münzsystem sollte mit aller Strenge durchgeführt werden. Doch scheiterte der Plan wenigstens in Holstein an dem passiven Widerstand der Bevölkerung und an den mannichfaltigen Verkehrsbeziehungen mit Hamburg und Lübeck. Die den Herzogthümern versprochenen verfassungsmäßigen Rechte wurden ihnen nur in ganz ungenügender Weise gewährt. Die berathenden Provinzialstände, welche man darüber (1853—54) hörte, widerriethen die gemachten Vorlagen. Einzelne Abschnitte, die insbesondere die neue Ordnung des Gesammtstaats und der Erbfolge betrafen, waren der ständischen Berathung entzogen. Die Majorität der holstein. Ständeversammlung empfahl geradezu die Rückkehr zu dem vor 1848 bestandenen Absolutismus als das einzige Mittel, um ein «gedeihliches Zusammenbestehen» zwischen den einzelnen Theilen der Monarchie wiederherzustellen. Dennoch erfolgte die Publication der unveränderten Verfassung für Schleswig 15. Febr. und für Holstein 11. Juni 1854. Darin fehlten das Steuerbewilligungsrecht und alle freiheitlichen Garantien. Die ständische Competenz, das Wahlrecht und das Petitionsrecht waren aufs äußerste beschränkt, dagegen der Polizeigewalt sehr ausgedehnte Befugnisse eingeräumt. Schleswig war in diesen Verfassungsurkunden als ein «unzertrennliches Zubehör der dän. Krone», dagegen Holstein als ein «selbständiger Theil der dän. Monarchie» bezeichnet. Bei der verfassungsmäßigen Einrichtung des Gesammtstaats wurden die schlesw. und holstein. Stände gar nicht gehört. Die Herzogthümer sahen sich in dem sog. Reichsrath unbedingt einer dän. Majorität unterworfen, und zugleich wurden sie finanziell benachtheiligt, indem man ihre reichen Domänen und Domanialabgaben für den Gesammtstaat in Anspruch nahm, ohne daß das Königreich Dänemark in der Art etwas zum Entgelt hätte bieten können.

Unter solchen Verhältnissen konnte S. zu keiner wirklichen Beruhigung gelangen. Nach den ersten Jahren der Abspannung und Erschöpfung begann allmählich eine deutsche Opposition sich fast gleichzeitig im Reichsrath und in den beiden Provinzialständeversammlungen zu regen. Im Ständesaal zu Itzehoe war man immer fast einstimmig; im flensburger Ständesaal behauptete sich trotz aller Einschüchterung und Beschränkung der Wahlfreiheit fortwährend eine entschiedene deutsche Majorität. Scheele, der als Minister für Holstein (1854—57) rücksichtslos schaltete, ward von den holstein. Provinzialständen wegen Verfassungsverletzung in Anklagestand versetzt. Der Proceß endigte mit einer Incompetenzerklärung des kieler Oberappellationsgerichts (Aug. 1856). Die schlesw. Stände weigerten sich in der Session von 1856—57, bei der Feststellung einer Repartitionsnorm für die Beiträge zu den Gesammtstaatsbedürfnissen mitzuwirken. In der nächsten Session zu Itzehoe versuchte die Regierung eine Verständigung, indem sie für die holstein. Verfassung liberale Zugeständnisse anbot. Die

holstein. Stände wiesen dies zurück, solange nicht der «gerechte Anspruch Holsteins auf Selbständigkeit und Gleichberechtigung innerhalb der Gesammtmonarchie» befriedigt sei (9. Sept. 1857). Gleich darauf brachten Oesterreich und Preußen die sog. Holstein-Lauenburgische Sache wieder vor den Deutschen Bund. Dieser veranlaßte zunächst König Friedrich VII. zu dem Patent vom 6. Nov. 1858, wodurch die nicht mit den Ständen berathenen Abschnitte der holstein. Verfassung sowie auch die Gesammtstaatsverfassung für Holstein aufgehoben ward, während die letztere für Schleswig unverändert fortbestehen blieb. Dagegen wurden die Vorschläge, welche die holstein. Stände 11. März 1859 behufs einer Reconstruction des Gesammtstaats machten, dänischerseits verworfen. Seitdem dauerten die Verhandlungen am Bundestage fort und zogen sich in die Länge, da Dänemark durch Scheinconcessionen die seit 1858 wiederholt angedrohte Bundesexecution hinauszuschieben wußte. (S. Dänemark und Deutschland.) Die europ. Mächte, besonders England, begannen jetzt sich in die dänisch-deutsche Frage einzumischen. Bei diesen internationalen Verhandlungen brachte Preußen zuerst auch die Verhältnisse Schleswigs wieder zur Sprache. Reichliches Material dazu lieferte die Adresse der schlesw. Stände an den König vom 11. Febr. 1860, worin die Beschwerden des Herzogthums, namentlich die Unterdrückung der deutschen Nationalität ausführlich dargelegt und gegen den Fortbestand des dän.-schlesw. Reichsraths Protest erhoben war. Diese Kundgebungen riefen nur um so strengere Repressivmaßregeln hervor. Der Minister für Schleswig, Wolfhagen, suchte auch das letzte, worin sich noch irgendeine Gemeinsamkeit S.s kundgab, zu beseitigen; selbst kirchliche, wissenschaftliche und landwirthschaftliche Vereine blieben nicht verschont. Die Unterzeichnung von polit. Petitionen an die schlesw. Ständeversammlung wurde mit Geld- und Freiheitsstrafen belegt. Das Ministerium für Holstein war seit Scheele's Rücktritt fortwährend mit dänisch geborenen Männern, zuletzt Hall (s. d.), besetzt, da sich kein Eingeborener dazu bereit finden ließ. Obwol das System hier viel milder blieb, so erregte es doch namentlich große Erbitterung, als das dän. Cabinet die holstein. Provinzialstände März bis April 1861 in der vom Deutschen Bunde angeregten Budgetfrage zu täuschen suchte. Sowol die Behandlung der angeblichen Budgetvorlage wie auch die Entwürfe zu einer neuen Gesammtstaats- und Provinzialverfassung wurden von dem itzehoer Landtag abgelehnt. An eine Verständigung zwischen S. und Dänemark auf parlamentarischem Wege war seitdem nicht mehr zu denken. Auch die internationalen Verhandlungen verliefen ohne Resultate, nachdem sie das Unrecht und die Verblendung der dän. Regierung vor den Augen Europas dargelegt hatten.

Unterdeß war S. von dem Umschwung berührt worden, welchen der Regierungsantritt des Prinz-Regenten, nachmals Königs Wilhelm I., in Preußen und ganz Deutschland hervorrief. Bisher hatte die Opposition der holstein. Stände, unter Führung des Barons Karl von Scheel-Plessen, sich streng auf den Boden des Gesammtstaats beschränkt und die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 als Grundlage festgehalten. Zuerst richtete man im Febr. 1859 zahlreiche Petitionen an die Ständeversammlung, in welchen man diese aufforderte, auf das alte Landesrecht zurückzugreifen, und der Abgeordnete für Kiel, Th. Lehmann, setzte wenigstens durch, daß in dem ständischen Bedenken vom 11. März 1859 die «altberechtigte legislative und administrative Verbindung S.s» wieder erwähnt wurde. Auch die Petitionsbewegung, welche 1860 an die schlesw. Provinzialstände gerichtet war, ging von derselben Rechtsgrundlage aus, und diese Ständeversammlung protestirte in ihrer Adresse ausdrücklich gegen «alle bisherigen und künftigen Maßregeln», die auf eine Lösung der verbindenden Verhältnisse zwischen S. abzweckten. Dann organisirte sich im Anschluß an den deutschen Nationalverein und unter Lehmann's Führung eine nationale Partei in S., deren Programm, zu Kiel 13. Jan. 1861, außer dem alten Landesrechte, den «Anschluß der Herzogthümer an das unter Preußens Führung centralisirte Deutschland» verlangte. Unter Lehmann's Einfluß erklärten endlich die holstein. Stände in ihrem Bedenken vom 26. März 1861, daß «der wahre Friede dem Lande nicht wiederkehren werde, solange nicht dem innigen Verlangen nach Wiederherstellung und zeitgemäßer Entwickelung der altberechtigten Verbindung S.s vollständig Genüge geschehen». Aber gleichzeitig wie in S. hatte auch in Dänemark die nationalliberale (eiderdän.) Partei sich zu größerer Energie aufgeschwungen, und die Regierung ließ sich willig vorwärts drängen. Die kopenhagener Presse betonte die Nothwendigkeit einer vollständigen «Aussonderung» Holsteins, während gleichzeitig die Verbindung zwischen Schleswig und Dänemark durch Gesetze und administrative Maßregeln immer enger geschürzt wurde. Große Fortificationen bei Düppel und am Danewerk wurden in Angriff genommen, eiderdän. Demonstrationen in Schleswig hervorgerufen. Am Jahrestage der Schlacht bei Idstedt, 25. Juli 1862, ward auf dem flensburger Kirchhofe mit

großem Prunk das sog. Löwendenkmal enthüllt (demolirt 1864 und seit 1867 im Zeughaus zu Berlin). Eine eiderdänisch gefärbte Adresse des dän. Landsthings, im Jan. 1863, nahm König Friedrich VII. wohlwollend auf. Als dagegen die holstein. Stände in einer Adresse vom 18. Febr. abermals ihre Beschwerden vorbrachten und die Wiedervereinigung S.s als die einzig befriedigende Lösung betonten, verweigerte der Landtagscommissar die Annahme dieses Actenstücks. Nunmehr wandte sich die Versammlung mit einem Gesuch um Schutz der Rechte und Interessen Holsteins (19. März) an den Deutschen Bund. Noch rücksichtsloser wurden die schlesw. Stände behandelt, indem der Landtagscommissar denselben sogar das Recht der Wahlprüfung bestritt. Die deutsche Majorität legte darauf ihr Mandat nieder, und die Versammlung mußte (Juli 1863) aufgelöst werden. Die dän. Regierung war jetzt entschlossen, den äußersten Schritt zu thun. Bereits 12. Nov. 1862 hatte man für das Herzogthum Holstein eine sog. holsteinische Regierung (unter der Aufsicht des betreffenden Ministeriums) angeordnet, die anfangs in Kopenhagen installirt, aber im nächsten Frühjahr nach Plön verlegt wurde. Dann folgte die königl. Bekanntmachung vom 30. März 1863, betreffend die Verfassungsverhältnisse Holsteins, welche die beschlossene «Aussonderung» Holsteins thatsächlich vollzog. Das Herzogthum erhielt dadurch ein abgesondertes Bundescontingent und Militärbudget. Im übrigen sollte es die Beiträge zu den Gesammtstaatsfinanzen nach Maßgabe des bisherigen Normalbudgets unverändert fortbezahlen, ohne irgendwelchen Einfluß auf die Gesammtstaatsverwaltung zu haben. Dies Patent rief natürlich große Unzufriedenheit hervor, weshalb sofort alle polit. Versammlungen in Holstein aufs strengste verboten wurden. Endlich ward ein neues «Grundgesetz für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten Dänemarks und Schleswigs» 29. Sept. dem dän.-schlesw. Reichsrath vorgelegt und 13. Nov. 1863 von demselben genehmigt, mit der Bestimmung, daß es 1. Jan. 1864 in Kraft treten solle. Dies Grundgesetz sollte die vollständige Verschmelzung anbahnen; es war die thatsächliche Incorporation Schleswigs, nur mit Vermeidung des Worts. Somit hatte Dänemark vollends die Vereinbarungen von 1851—52 zerrissen, ohne sich an den Bundesbeschluß vom 1. Oct. 1863 zu kehren, welcher nach langen Zögerungen endlich das Executionsverfahren wegen Nichterfüllung bundesmäßiger Verpflichtungen bezüglich der Verfassungsverhältnisse Holsteins (und Lauenburgs) gegen den König-Herzog einleitete.

So war die Sachlage, als plötzlich und unerwartet König Friedrich VII. auf seinem Schlosse Glücksburg in Schleswig 15. Nov. 1863 starb. Mit ihm erlosch die königl. Linie des Oldenburger Hauses (Holstein-Glückstadt), welche einzig und allein ganz unzweifelhafte und unbestrittene Erb- und Herrscherrechte im gesammten S. gehabt hatte. Allerdings trat nunmehr der durch den Londoner Tractat von 1852 designirte Thronerbe, König Christian IX. (s. d.), auch in S. factisch die Herrschaft an. Seine Familie, namentlich sein ältester Bruder Herzog Karl von Glücksburg, genoß in den Herzogthümern eine wohlverdiente Popularität, und zum Theil war man, namentlich in Schleswig, geneigt gewesen, auf den neuen König Hoffnungen zu setzen. Doch mit der Sanctionirung des neuen Grundgesetzes für Dänemark-Schleswig 18. Nov. verscherzte Christian IX. hier alle Sympathien. Dem gegenüber erklärte durch Patent aus Dolzig 16. Nov. 1863 der Erbprinz Friedrich (s. d.) Christian August von Augustenburg, gestützt auf die agnatische Erbfolgeordnung des Oldenburger Hauses und auf das schlesw.-holstein. Staatsgrundgesetz von 1848, seinen Regierungsantritt als Herzog Friedrich VIII. von S. und dessen Lostrennung von Dänemark. Der Erbprinz Friedrich konnte sich darauf berufen, daß er, allerdings erst nachträglich 15. Jan. 1859, gegen die neue dän. Thronfolgeordnung förmlich Protest erhoben hatte. Viel weniger angemessen erschien, daß dessen Vater, der Herzog Christian Karl Friedrich August von Augustenburg trotz der 1852 eingegangenen Verpflichtungen jetzt nochmals zu Gunsten seiner männlichen Nachkommenschaft auf die Erbfolge in S. Verzicht leistete (16. Nov. und 25. Dec.). Indeß sah man in den Herzogthümern über solche Mängel und etwaige Unklarheiten des Augustenburgischen Erbrechts hinweg, um so mehr, da keine anderweitige Handhabe zur Erlangung der nationalen Unabhängigkeit sich darbot. Deutsch gesinnte Männer ohne Unterschied der Partei vereinigten sich zur Unterstützung des Erbprinzen. In Holstein verweigerte die Mehrzahl der Beamten den «binnen drei Tagen» geforderten Homagialeid für Christian IX. Die Mehrzahl der holstein. Ständemitglieder, zu Kiel 19. Nov. und zu Hamburg 24. Nov., sowie auch die schlesw.-holstein. Ritterschaft, zu Kiel 27. Nov., riefen den Deutschen Bund um Schutz an für das Recht des Landes und die legitime Erbfolge. Nur die entschiedensten Anhänger des dän. Gesammtstaats schlossen sich aus, namentlich Baron Karl von Scheel-Plessen, der sogar eine dän. Huldigungsadresse für Christian IX. mitunterzeichnete. In

Schleswig, wo die Stimmung gedrückter, kamen nur einzelne Eidesverweigerungen vor, welche mit sofortiger Absetzung bestraft wurden. Ueberhaupt wagte man hier, nach den frühern Erfahrungen, kaum noch auf deutsche Hülfe zu hoffen. Auch in Holstein war an einen thätlichen Widerstand gegen die factische Herrschergewalt nicht zu denken; aber eine geschickt organisirte Agitation gewann durch Wort und Schrift immer weitere Kreise der Bevölkerung für den Gedanken einer Losreißung von Dänemark. In Deutschland hatte inzwischen eine Volksbewegung begonnen, die auf einen deutschen Nationalkrieg zur Befreiung S. hinarbeitete, aber bald wieder erlahmte. Der Erbprinz Friedrich hatte seine Residenz nach Gotha verlegt, wo er ein Cabinet (Sammer, Francke, Oberst Du Plat) bildete, auch finanzielle und militärische Vorkehrungen beginnen ließ. Er wurde von Baden, Braunschweig, den sächs. Herzogthümern und andern Kleinstaaten als Herzog anerkannt, aber die Mittelstaaten hielten sich zurück. Oesterreich und Preußen dagegen erschienen ganz abgeneigt. Vorläufig blieb die Action dem Deutschen Bunde überlassen, der 28. Nov. 1863 die holstein. Stimme am Bundestag suspendirte und 7. Dec. die sofortige Execution in Holstein (und Lauenburg) beschloß, alles unter Vorbehalt seiner competenzmäßigen Entscheidung über die Successionsfrage. Mit der Vollstreckung wurden in erster Reihe Sachsen und Hannover beauftragt. Der königl. sächs. Geheimrath E. von Könneritz und der hannov. Geheimrath Rieger wurden zu Civilcommissaren des Bundes ernannt, während der sächs. Generallieutenant von Hake den Oberbefehl über die Executionstruppen erhielt; Oesterreich und Preußen sollten die Reserve stellen. Abermals mischte sich jetzt die fremde Diplomatie in die deutsch-dän. Frage ein. Da die deutschen Großmächte sich bereit erklärten, am Londoner Tractat festzuhalten, wenn Dänemark die Vorbedingungen desselben, nämlich die Vereinbarungen von 1851—52 ernstlich erfüllen wolle, so riethen England, Frankreich und Rußland in Kopenhagen dringend zum Widerrufe des dän.-schlesw. Grundgesetzes vom 18. Nov. Aber die dän. Regierung wollte sich in Bezug auf Schleswig auch nicht zu der geringsten Concession herbeilassen. Nachgiebiger war sie in Betreff Holsteins. Das Patent vom 30. März war bereits 4. Dec. aufgehoben. Man protestirte zwar gegen die Rechtsgültigkeit der Bundesexecution, beschloß aber, derselben keinen Widerstand entgegenzusetzen. Während die österr. und preuß. Reserve in Hamburg und Lübeck stehen blieb, überschritten die Sachsen und Hannoveraner 23. Dec. die Grenze Holsteins und besetzten bis zum 31. Dec. das ganze Herzogthum. Vor ihnen wichen die dän. Truppen Schritt vor Schritt zurück und behielten nur das sog. Kronwerk von Rendsburg nebst einigen benachbarten Dorfschaften besetzt. Gleichzeitig ward die dän. Zollinie von der Elbe an die Eider zurückverlegt. Die Bundescommissare, die ihren Sitz in Altona nahmen, erklärten die holstein. Regierung in Plön für aufgehoben und bestellten dafür eine sog. «Herzogliche Landesregierung» in Kiel. Die königl. dän. Insignien und Hoheitszeichen wurden allenthalben entfernt. Gleichzeitig benutzte die holstein. Bevölkerung ihre Freiheit zu lebhaften Demonstrationen. Nachdem schon eine Versammlung von holstein. Ständemitgliedern zu Hamburg 22. Dec. in einer Eingabe an den Bundestag geradezu um Anerkennung des Herzogs Friedrich VIII. gebeten, wurde derselbe unmittelbar nach dem Abzuge der dän. Truppen in Wandsbeck 23. Dec., Altona 24. Dec. u. s. w. in den einzelnen Ortschaften als «rechtmäßiger Landesherr» von S. ausgerufen. Dasselbe geschah auf einer von etwa 15000 Menschen besuchten «allgemeinen Landesversammlung» zu Elmshorn 27. Dec. Zugleich wurde von hier eine Deputation nach Gotha abgeschickt, um den «Herzog» nach Holstein einzuladen. Am 30. Dec. traf hierauf der Erbprinz Friedrich in Glückstadt ein und ging weiter nach Kiel, wo er mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Die Führer der Volksbewegung sahen sich aber alsbald in ihren Erwartungen enttäuscht, indem der Prinz, anstatt sofort als Herzog aufzutreten und sich der Regierungsgewalt in Holstein zu bemächtigen, den Bundescommissaren erklären ließ, daß er nur als «Privatmann» gekommen sei und dem Deutschen Bunde in keiner Weise vorgreifen wolle. Auch seine Proclamation an das Volk vom 31. Dec. 1863 war im gleichen Sinne gehalten. Dessenungeachtet nahm der Prinz in Kiel unausgesetzt Adressen und Deputationen an, die ihn als «rechtmäßigen Landesherrn» begrüßten. Außerdem beschäftigte er sich mit Vorbereitungen für die künftige Organisation des holstein. Bundescontingents. Unter der Hand übten er und seine Rathgeber auch einen großen indirecten Einfluß auf die Mitglieder der herzogl. Landesregierung (die sog. Augustenburgische Nebenregierung). Während unter solchen Verhältnissen die Volksbewegung in Holstein allmählich erlahmte, erstanden jetzt in den sog. schlesw.-holstein. Vereinen und Kampfgenossenvereinen für die Agitation neue Organe. Auch ward eine holstein. Landesdeputation von 186 Mitgliedern mit einer Adresse an den Bundestag abgeschickt, die 23. Jan. 1864 in Frankfurt eintraf und dann noch die Höfe von München

(26. Jan.) und Dresden (30. Jan.) besuchte. Ihre Reise durch Deutschland glich einem Triumphzuge, hatte aber natürlich keinerlei praktische Resultate.

Während sich Holstein seiner Wiedervereinigung mit Deutschland erfreute, litt Schleswig um so schwerer; fast die ganze dän. Armee hatte an der Eider und dem Danewerk Stellung genommen. Aber bald änderten sich auch hier die Dinge. Da Dänemark hartnäckig die Wiederaufhebüng des dän.-schlesw. Grundgesetzes verweigerte, so verbündeten sich Oesterreich und Preußen durch die (geheime) Convention vom 16. Jan. 1864 zu einer Occupation (Inpfandnahme) Schleswigs. Der Deutsche Bund hatte 14. Jan. seine Mitwirkung verweigert. Eine alliirte Armee unter dem Oberbefehle des preuß. Generalfeldmarschalls von Wrangel, unter welchem Prinz Friedrich Karl von Preußen die preuß. Truppen, der Feldmarschallieutenant von Gablenz das österr. 6. Armeecorps befehligte, rückte in Holstein ein und überschritt 1. Febr. die Eider. Die Preußen, auf dem rechten Flügel, stießen zuerst bei Missunde 2. Febr. mit den Dänen zusammen und trafen dann Anstalt, um die Schlei bei Arnis und Cappeln zu überschreiten. Die Oesterreicher marschirten auf die Stadt Schleswig zu und kämpften zuerst bei Jagel und Oberselk, wo der sog. Königsberg 3. Febr. erstürmt wurde. Somit war die dän. Stellung am Danewerk zugleich von vorn und in der Flanke bedroht, und man beschloß im dän. Kriegsrathe, dieselbe aufzugeben. In der Nacht vom 5. bis 6. Febr. trat die dän. Armee, unter Zurücklassung vieler Geschütze u. s. w., den Rückzug an, und das Gros erreichte glücklich die verschanzte Stellung bei Düppel. Am 6. Febr. morgens besetzten die Oesterreicher Schleswig und lieferten dem Feinde ein blutiges Rückzugsgefecht bei Oeversee, während die Preußen ohne Widerstand die Schlei überschritten. Am 7. Febr. rückten die Alliirten in Flensburg ein. Das preuß. combinirte Armeecorps unter Prinz Friedrich Karl nahm jetzt Stellung im Sundewitt, um gegen Düppel zu operiren. Die preuß. Gardedivision und die Oesterreicher drangen nordwärts vor, um Nordschleswig von Feinden zu säubern, und besetzten schon 19. Febr. die jütländ. Grenzstadt Kolding. Dagegen begann die dän. Flotte in den nächsten Wochen die Blokade der norddeutschen Küsten. Unterdeß war in Flensburg eine oberste Civilbehörde installirt worden, bestehend aus einem preuß. Commissar, Freiherrn von Zedlitz, und einem österr. Commissar, Graf Revertera (später Freiherr von Lederer und zuletzt Freiherr Halbhuber von Festwill), die im Namen der alliirten Mächte die Verwaltung des Herzogthums Schleswig übernahm. Man verbot den Gebrauch der königl. dän. Insignien, hob die sog. Sprachrescripte auf, beseitigte das dän. Münzsystem, schaffte das Verbot der schlesw.-holstein. Tricolore ab, stellte den Zollverband S.s wieder her, genehmigte die Rückzahlung der von der schlesw.-holstein. Anleihe herrührenden Communalschulden u. s. w. Gleichzeitig wurden polit. Vereine und Kundgebungen, namentlich in Betreff der Erbfolgefrage untersagt. Dennoch erfolgte in vielen Ortschaften des südl. Schleswig die förmliche Proclamirung des «Herzogs Friedrich VIII.». Auch gingen Deputationen und Adressen zum Erbprinzen nach Kiel, und es wurden schlesw.-holstein. Vereine und Kampfgenossenvereine organisirt. Im ganzen war aber die Betheiligung nur spärlich und weit geringer als in Holstein. Unmittelbar nach dem Abzuge der Dänen waren auch hier und da im südl. Schleswig die Beamten, welche sich als Hauptwerkzeuge des dän. Systems besonders verhaßt gemacht, von der Bevölkerung vertrieben worden. Desgleichen entließ die Civilbehörde in nächster Zeit eine große Anzahl meist dänisch geborener Beamten und Geistlichen, theils wegen Widersetzlichkeit, theils weil ihnen die gesetzlichen Qualificationen fehlten, und Eingeborene traten an deren Stelle. Die Kriegsoperation, die aus diplomatischen Rücksichten einige Zeit in Stockung gerathen, wurde von den Alliirten energisch wieder aufgenommen. Am 8. März begann von Kolding aus der Einmarsch in Jütland. Die preuß. Gardedivision warf die Dänen nach Fridericia zurück, und die Oesterreicher nahmen Veile ein. In den nächsten Tagen (10. bis 15. März drangen die Alliirten bis zum Liimfjord vor, während die Dänen sich über den Sallingsund nach der Insel Mors zurückzogen. In der Nacht des 15. bis 16. März setzten die Preußen von der holstein. Küste nach der Insel Femern über, wo die dän. Besatzung überrumpelt und gefangen wurde. Ein Theil der preuß. Flotte unter Contreadmiral Jachmann bestand 17. März an der Ostküste von Rügen ein Seegefecht gegen ein weit überlegenes dän. Geschwader. Inzwischen belagerte Prinz Friedrich Karl die dän. Düppelstellung, und nach einem furchtbaren Bombardement erstürmten die Preußen 18. April die Düppeler Schanzen und den sonderburger Brückenkopf. Nunmehr wurde ganz Jütland bis zum Liimfjord förmlich von den Alliirten occupirt; auch die Festung Fridericia ward, unter Zurücklassung eines großen Kriegsmaterials, von den Dänen 29. April geräumt. Zu Anfang Mai erschienen drei österr. Kriegsschiffe unter Contreadmiral Tegetthoff, denen sich im Texel einige kleinere preuß. Fahrzeuge angeschlossen,

vor der Elbmündung und lieferten 9. Mai bei Helgoland dem dän. Blokadegeschwader ein hitziges Treffen. In London hatte man unterdeß 25. April eine Conferenz zur Beilegung des dän.-deutschen Conflicts eröffnet, woran sich die fünf Großmächte, der Deutsche Bund, Dänemark und Schweden betheiligten. Am 12. Mai trat infolge des Beschlusses dieser Conferenz eine Waffenruhe ein, auf Grundlage des militärischen Besitzstandes und unter Aufhebung der Blokade. Feldmarschall Wrangel legte jetzt das Obercommando der alliirten Armee nieder, das auf den Prinzen Friedrich Karl überging. Während dieser Zeit hatte die Volksbewegung in S. einen neuen Aufschwung genommen, da es galt, die von der Londoner Conferenz her drohende Gefahr einer Personalunion mit Dänemark zu bekämpfen. Unter anderm fand zu Rendsburg 8. Mai eine von 30000 Menschen besuchte «allgemeine Landesversammlung» statt, welche die «Unabhängigkeit S.s unter seinem rechtmäßigen Herzog Friedrich VIII.» verlangte. Wirklich schienen die Aussichten für denselben einen Augenblick sehr günstig. Nachdem Dänemark, der Londoner Conferenz gegenüber, den Vorschlag der Personalunion abgelehnt, befürworteten Oesterreich, Preußen und der Deutsche Bund 28. Mai die Einsetzung des Erbprinzen Friedrich als Herzog von S. Obwol Dänemark auch diesen Vorschlag entschieden verwarf, hätte derselbe dessenungeachtet von ernstlichen Folgen sein können. Allein es war bekannt, daß die preuß. Regierung nach den großen für S. gebrachten Opfern auch ernstliche Zugeständnisse von dem künftigen Landesherrn verlangen wollte, und daß die öffentliche Meinung in Preußen (Adresse des Grafen Arnim-Boitzenburg u. s. w.) damit übereinstimmte. Auch die Führer der nationalen Partei in S. befürworteten unter der Hand einen engern bundesstaatlichen Anschluß an Preußen. Aber der Einfluß der Rathgeber des Erbprinzen Friedrich, namentlich Samwer's, der auf den Bund und Oesterreich seine Hoffnung setzte, überwog auch diesmal. Zwar reiste der Erbprinz 31. Mai nach Berlin, um mit dem Könige Wilhelm und dem Minister Bismarck zu verhandeln; aber er wollte sich hier zu keinerlei ernstlichen Concessionen in militärischer Hinsicht u. s. w. verstehen. Die Folge war, daß nunmehr die preuß. Politik den Erbprinzen ganz und gar fallen ließ. Zunächst kam in London eine Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten zur Sprache. Dagegen protestirten aber in Nordschleswig die Volksversammlungen auf Böghoved bei Hadersleben 6. Juni und zu Lygumkloster 21. Juni. Nachdem 25. Juni die Londoner Conferenz unverrichteter Sache auseinandergegangen, wurden tags darauf die Kriegsoperationen wieder aufgenommen. Man stellte jetzt Jütland unter österr.-preuß. Verwaltung, und der preuß. General Vogel von Falckenstein wurde zum Gouverneur ernannt. Während die dän. Flotte die Blokade erneuerte, überschritten 29. Juni die Preußen unter General Herwarth von Bittenfeld den Alsensund und eroberten die Insel Alsen. Die dän. Besatzung zog sich nach schweren Verlusten auf die Halbinsel Kekenis zurück und bewerkstelligte daselbst 30. Juni ihre Einschiffung. Am 10. Juli setzten die Preußen bei Aalborg über den Liimfjord, während auf dem linken Flügel die Oesterreicher über den Ottensund nach der Insel Mors vordrangen, ohne daß man noch auf dän. Truppen stieß. Somit war ganz Jütland in den Händen der Alliirten; selbst Fünen schien bedroht. Auch die kleine dän. Küstenflottille, die sich bisher im schlesw. Wattenmeere behauptet hatte, ergab sich 19. Juli dem alliirten Nordseegeschwader, und die nordfries. Inseln begrüßten österr. Jäger als ihre Befreier. Jetzt endlich bat Dänemark um Frieden. Am 18. Juli wurde zu Christiansfeld eine vorläufige Waffenruhe vom 20. an abgeschlossen, und 26. Juli begannen die Friedensconferenzen zu Wien. Hier wurden 1. Aug. 1864 die Friedenspräliminarien unterzeichnet, wodurch König Christian IX. alle seine Rechte auf S. (und Lauenburg) an Oesterreich und Preußen abtrat und versprach, deren weitere Dispositionen über diese Herzogthümer anzuerkennen. Dagegen bewilligten die deutschen Großmächte einen Waffenstillstand zunächst auf drei Monate, während dessen jedoch Jütland von den alliirten Truppen besetzt bleiben sollte.

Die internationale Seite der schlesw.-holstein. Frage war damit in der Hauptsache gelöst; aber desto größer wurden die anderweitigen Verwickelungen. Seit der formellen Beseitigung des Londoner Tractats von 1852 war neben dem Erbprinzen von Augustenburg als zweiter Prätendent der Großherzog Peter von Oldenburg aufgetreten, dem Kaiser Alexander II. von Rußland als Chef der Linie Holstein-Gottorp (zu Kissingen 19. Juni 1864) alle seine Erbansprüche auf S. cedirt hatte. Der Deutsche Bund hatte unter dem Drucke der beiden deutschen Großmächte auf eine selbständige Politik verzichten müssen. Schon längst lag ein von dem bair. Gesandten von der Pfordten verfaßter Ausschußbericht vor, der sich für das Augustenburgische Erbrecht aussprach, und Baiern hatte 12. März einen entsprechenden Antrag gestellt, der aber nicht zur Abstimmung gelangte. Nichtsdestoweniger forderte der Bundestag, 7. und 21. Juli, beide Prätendenten auf, ihre Erbansprüche zu begründen, was demnächst beiderseits in ausführlichen

Denkschriften geschah. Auch in S. erlitt die Bundesautorität schwere Niederlagen. Seit Anfang des deutsch-dän. Kriegs hatten alliirte Truppen aus militärischen Rücksichten Altona, Neumünster und Kiel besetzt gehalten. Tumultuarische Vorgänge zwischen preuß. und hannov. Soldaten in Rendsburg gaben die Veranlassung, daß die Preußen 21. Juli die Bundestruppen nöthigten, auch diese Festung zu räumen. Erst 27. Nov. wurden die Bundestruppen daselbst wieder zugelassen. Diese Vorfälle und manche preuß. Misgriffe, namentlich die Berufung des unpopulären Baron Karl von Scheel-Plessen als Vertrauensmann zu den dän.-deutschen Friedensverhandlungen, erregten in S. viel Anstoß. So eifrig auch die nationale Partei fortwährend den bundesstaatlichen Anschluß an die norddeutsche Großmacht befürwortete, entwickelte sich doch allmählich unter Augustenburgischem Einflusse ein streng legitimistischer Particularismus. Versammlungen, Corporationen u. s. w. forderten immer dringender die unverweilte Constituirung des Staats S. unter Herzog Friedrich VIII. Etwaige Zugeständnisse an Preußen wollte man jedenfalls von der vorherigen Einsetzung des «Herzogs», von der Zustimmung eines schlesw.-holstein. Landtags und von dem allgemeinen «deutschen» Interesse abhängig machen. Unter solchen Umständen mußte die Mission des Herrn von Ahlefeld, der Ende Sept. im Auftrage des Erbprinzen Friedrich nach Berlin reiste, erfolglos bleiben. Inzwischen hatten die Friedensverhandlungen zwischen Oesterreich, Preußen und Dänemark 25. Aug. begonnen, und auf Grundlage der Präliminarien kam der Friedensvertrag zu Wien 30. Oct. 1864 zum definitiven Abschluß. Außer einer zweckmäßigen Grenzregulirung (s. Schleswig) wurde stipulirt, daß S. (und Lauenburg) von der dän. Gesammtschuld 29. Mill. dän. Thaler und überdies die Rückerstattung der Kriegskosten an die deutschen Großmächte übernehmen sollte. Ueber die Theilung der Pensionslasten, Apanagen u. s. w. zwischen Dänemark und den Herzogthümern sowie über die Rückerstattung der beiderseits genommenen Schiffe und Ladungen, respective der in Jütland erhobenen Kriegscontributionen, wurde ein Abkommen getroffen. Auch ward den Herzogthümern die Auslieferung ihrer in Kopenhagen befindlichen Archive sowie die Rückgabe der während des Kriegs weggeführten flensburger Alterthumssammlung zugesagt. Demzufolge erließ König Christian IX. unterm 17. Nov. zwei Offene Briefe an die Einwohner S.s (und Lauenburgs), worin er dieselben ihrer Pflicht und ihres Eides als Unterthanen oder Beamte entließ und von ihnen Abschied nahm. Die alliirten Occupationstruppen aber traten den Rückmarsch aus Jütland an, das bis zum 25. Nov. vollständig geräumt war. Nunmehr forderte Preußen 29. Nov. die Regierungen von Sachsen und Hannover auf, ihre Truppen aus Holstein (und Lauenburg) zurückzuziehen, da die nur gegen die dän. Regierung verhängte Bundesexecution daselbst durch den Wiener Frieden gegenstandslos geworden sei. Hannover erklärte sich dazu bereit, während Sachsen an die Entscheidung des Bundes appellirte. Am 1. Dec. stellten Oesterreich und Preußen beim Bundestage den förmlichen Antrag auf Beendigung des Bundesexecutionsverfahrens und Zurückziehung der Executionstruppen. Am 5. Dec. ward dieser Antrag mit Stimmenmehrheit angenommen, und binnen wenig Tagen war die Räumung bewerkstelligt. Am 7. Dec. 1864 legten die Bundescommissare ihr Amt nieder und übergaben die Verwaltung Holsteins (und Lauenburgs) an die österr.-preuß. Civilbehörde, welche demnächst die sog. «Herzogliche Landesregierung» in Kiel aufhob und zum 1. Febr. 1865 für S. wieder nach alter Weise eine «Schleswig-Holsteinische Landesregierung» auf Schloß Gottorp bei Schleswig einsetzte. Den Oberbefehl über die alliirten Truppen in den Herzogthümern erhielt General Herwarth von Bittenfeld.

Seitdem lag die Entscheidung über die Zukunft S.s thatsächlich allein bei Oesterreich und Preußen. Wenn der Bundestag noch mehrmals einen Anlauf nahm, um sich zu Gunsten des Erbprinzen Friedrich einzumischen, so hatte das keine andere Folge, als daß die Ohnmacht des Deutschen Bundes sich aufs neue darlegte. Immer deutlicher gaben sich jetzt die Ziele der preuß. Politik kund. (S. Preußen.) Auch die aus der Anwartschaft von 1517 erwachsenen Successionsrechte des brandenburgisch-preuß. Hauses wurden zur Sprache gebracht, und unterm 14. Dec. 1864 erhielt das preuß. Kronsyndikat den Auftrag, ein Rechtsgutachten über die vorliegenden sämmtlichen Ansprüche auf S. (und Lauenburg) zu erstatten. Aber Oesterreich erwies sich den Planen Preußens abgeneigt, und im Lande selbst fanden diese noch weniger Anklang. Die erste annexionistische Kundgebung ging aus den Kreisen der schlesw.-holstein. Ritterschaft hervor, wo man dem Erbprinzen Friedrich seine Berufung auf das schlesw.-holstein. Staatsgrundgesetz von 1848 nicht verzeihen konnte. Am 22. Dec. 1864 richtete Baron Karl von Scheel-Plessen nebst 16 Genossen, ritterschaftliche Gutsbesitzer und Kaufleute, eine Adresse an den wiener und berliner Hof, welche den «engsten Anschluß» S.s an die preuß. Monarchie «unter Aufrechterhaltung einer den Eigenthümlichkeiten derselben entsprechenden Selbständigkei-

in Bezug auf die innern Angelegenheiten» als wünschenswerth bezeichnete. Offenbar war damit eine Personalunion zwischen Preußen und S. gemeint, wie sie damals auch von der Ritter- und Landschaft Lauenburgs angestrebt wurde. Diese sog. Siebzehner-Adresse veranlaßte eine heftige Augustenburgische Gegendemonstration, die sog. Vierziger-Erklärung zu Kiel 15. Jan. 1865, welche dann in den weitesten Kreisen verbreitet wurde und allmählich an 60000 Unterschriften erhielt. Von der nothwendigen Verständigung mit Preußen war darin keine Rede mehr; desto schärfer war das sog. Selbstbestimmungsrecht S.s betont. Dem gegenüber vereinigten sich die Führer der nationalen Partei zu Rendsburg 12. Febr. über ein polit. Programm, worin alles Gewicht auf die bundesstaatliche Unterordnung S.s unter die «Schutzmacht» Preußen gelegt war, während die Person des Erbprinzen ganz unerwähnt blieb. Dieses Parteiprogramm fand aber nur wenige Anhänger. Die große Masse blieb an dem Organismus der schlesw.-holstein. Vereine hängen, die jetzt ganz dem legitimistischen Particularismus anheimfielen und in Verbindung mit der deutschen Demokratie ihre Stütze suchten. In Holstein artete diese Richtung allmählich in einen förmlichen Preußenhaß aus; die Schleswiger blieben sich im allgemeinen stets mehr der schuldigen Dankbarkeit bewußt. Auch der Erbprinz Friedrich beharrte bei seiner abweisenden Haltung. Nachdem Preußen in der Depesche vom 22. Febr. 1865 die Bedingungen formulirt, unter denen allein es die Constituirung eines selbständigen S. gestatten könne, antwortete Erbprinz Friedrich mit einer an seinen Bevollmächtigten in Berlin, Herrn von Ahlefeld, gerichteten Denkschrift vom 31. März und suchte darin die preuß. Februarforderungen möglichst herabzumindern. Der Erbprinz und seine Räthe setzten schon alle ihre Hoffnungen auf Oesterreich, das eben jetzt anfing, der preuß. Politik mit größerer Entschiedenheit entgegenzutreten, indem es namentlich die Verlegung der preuß. Marinestation von Danzig nach Kiel zu durchkreuzen versuchte. Unter Beihülfe des österr. Civilcommissars Halbhuber gewannen die Anhänger des Erbprinzen in der Schleswig-Holsteinischen Landesregierung das vollständige Uebergewicht, und der Einfluß der Augustenburgischen Nebenregierung stieg immer höher. Der Großherzog Peter von Oldenburg als Nebenprätendent erhob deshalb 22. Mai Reclamationen in Wien und Berlin. Auch Preußen äußerte den Wunsch nach einer Entfernung des Erbprinzen Friedrich, worauf jedoch Oesterreich nicht einging. Ebenso wenig gelang es den beiden Mächten sich über die vielfach gewünschte Einberufung der schlesw.-holstein. Stände zu verständigen. Endlich formulirte eine österr. Depesche vom 10. Juli das äußerste Maß der an Preußen in S. einzuräumenden Zugeständnisse, was allerdings weit hinter den preuß. Februarforderungen zurückblieb. Ein offener Bruch schien unvermeidlich; doch fand die Diplomatie noch einmal ein Auskunftsmittel, um das österr.-preuß. Condominium in S. zu verlängern. Durch die Convention von Gastein 14. Aug. wurde, unbeschadet der Fortdauer der durch den Wiener Frieden gemeinsam erworbenen Rechte, stipulirt, daß Oesterreich diese Rechte in Holstein, Preußen aber in Schleswig ausüben solle. Außerdem erhielt Preußen die Hoheit über den kieler Hafen, das Mitbesatzungsrecht in Rendsburg, zwei Etappenstraßen durch Holstein u. s. w. Der schlesw.-holstein. Zollverband blieb fortbestehen, unter gleicher Theilung der Revenuen. Der Bundestag nahm die Notification von diesem Vertrage ohne Widerspruch hin, und die Demonstrationen, welche in S. wie auch sonst gegen diese abermalige «Trennung» der Herzogthümer vorfielen, blieben natürlich ohne Wirkung. Bald darauf, 11. Sept. 1865, erstattete das preuß. Kronsyndikat das erforderte Rechtsgutachten. Dasselbe lief in der Hauptsache darauf hinaus, daß die auf dem Londoner Tractat von 1852 beruhende dän. Thronfolgeordnung auch in S. Rechtskraft erlangt habe, und daß Preußen und Oesterreich, als Rechtsnachfolger des Königs Christian IX., nicht verpflichtet seien, Erbansprüche anderer Mitglieder des Oldenburger Hauses anzuerkennen. Gegen die Ansprüche des Prinzen von Augustenburg wurden insbesondere noch die von dessen Vater in der Acte vom 30. Dec, 1852 eingegangenen Verpflichtungen geltend gemacht.

Am 15. Sept. 1865 trat die durch den Gasteiner Vertrag geschaffene neue Ordnung ins Leben. Im Herzogthum Schleswig ward der General Freiherr von Manteuffel zum königl. preuß. Militär- und Civilgouverneur ernannt. Unter ihm fungirte der bisherige Civilcommissar von Zedlitz als Regierungspräsident, und eine «Schleswigsche Regierung» ward auf Schloß Gottorp installirt. Nachdem man die hervorragendsten Anhänger des Erbprinzen Friedrich aus den einflußreichen Stellungen entfernt, gelang es um so leichter, die Augustenburgische Agitation zu erdrücken, da sich dieselbe durch ihre Maßlosigkeit längst die gemäßigten Kreise innerlich entfremdet hatte. Eine kräftige und wohlwollende Verwaltung führte in wenigen Monaten eine Beruhigung der Gemüther herbei, wozu auch die persönlichen Eigenschaften des Gouverneurs

viel beitrugen. Im Herzogthum Holstein trat als kaiserl. österr. Statthalter der Feldmarschalllieutenant Freiherr von Gablenz ein, der seine Residenz in Kiel nahm; ihm war als Civiladlatus der Ministerialrath von Hoffmann beigeordnet. Eine sog. «Herzoglich holsteinische Landesregierung» ward in Kiel errichtet und mit entschiedenen Anhängern des Erbprinzen Friedrich besetzt, wie auch hier die Augustenburgische Agitation ganz freien Spielraum behielt. In der ersten Zeit bestand jedoch wenigstens ein scheinbares Einverständniß zwischen beiden Gouvernements. Als Erbprinz Friedrich 14. Oct. 1865 zum ersten mal die Grenze Schleswigs überschritt und sich in Eckernförde landesherrl. Ehrenbezeigungen erweisen ließ, ward derselbe nicht nur preußischerseits im Wiederholungsfalle mit Verhaftung bedroht, sondern es erfolgte auch ein beiderseitiges Verbot, solche Prädicate und Attribute, welche nur den wirklichen Landesherren (Oesterreich und Preußen) gebührten, irgendjemand anderm beizulegen. Seit Anfang 1866 trat indessen der Zwiespalt der beiden Mitbesitzer um so deutlicher hervor. In Holstein hatte eine Agitation auf sofortige Einberufung der schlesw. und holstein. Provinzialstände begonnen, die man auch nach Schleswig zu verpflanzen suchte. Eine von den schlesw.-holstein. Vereinen veranlaßte Volksversammlung in Altona 23. Jan. gab den Anstoß zu einem gereizten Notenwechsel zwischen Berlin und Wien. Andererseits richtete Baron Karl von Scheel-Plessen mit 18 Genossen eine Adresse an den Minister Bismarck, worin auf die Uebelstände der österr. Verwaltung hingewiesen und abermals um Vereinigung S.s mit der preuß. Monarchie unter Bewahrung der «eigenthümlichen Einrichtungen» gebeten wurde. Während man in Berlin diese sog. Neunzehner-Adresse beifällig aufnahm, bedrohte die holstein. Landesregierung die Unterzeichner mit einem gerichtlichen Verfahren, das jedoch infolge einer Weisung aus Wien unterblieb. Die deutsche Politik Preußens fand nur bei der kleinen nationalen Partei rückhaltslose Zustimmung, während dieselbe von den schlesw.-holstein. Vereinen und der Augustenburgischen Presse aufs heftigste angegriffen ward. Sodann richtete sich die particularistische Agitation auf sofortige Wiederherstellung des holstein. Bundescontingents. Man sprach davon, an der Seite Oesterreichs und der bundestreuen Staaten für die Einheit und Freiheit Deutschlands und das schlesw.-holstein. Landesrecht mitkämpfen zu wollen. Doch in Wahrheit war die kriegerische Begeisterung nicht sehr groß, und es blieb bei Worten. Endlich stellte Oesterreich 1. Juni die definitive Entscheidung der schlesw.-holstein. Frage dem Deutschen Bunde anheim, und tags darauf berief der österr. Statthalter von Gablenz die holstein. Provinzialstände zum 11. Juni nach Itzehoe. Eine preuß. Depesche vom 3. Juni erklärte dies für einen Bruch der Gasteiner Convention. Preußen sei deshalb befugt, auf den Boden des Wiener Friedens zurückzutreten und das Condominat sowie das Mitbesatzungsrecht auch in Holstein wieder an sich zu nehmen, während Oesterreich das gleiche Recht in Schleswig zustehe. Am 6. Juni notificirte der Gouverneur General von Manteuffel seinen bevorstehenden Einmarsch in Holstein dem Statthalter Feldmarschallieutenant von Gablenz, worauf dieser 7. Juni sich mit der holstein. Landesregierung nach Altona zurückzog und die österr. Truppen daselbst concentrirte. Auch Erbprinz Friedrich begab sich von Kiel nach Altona. An demselben Tage besetzten die Preußen Rendsburg und marschirten von da nach Itzehoe, wo das Zusammentreten der holstein. Provinzialstände durch militärische Maßregeln verhindert ward. Ein kleines preuß. Kriegsgeschwader auf der Elbe schien den Rückzug der Oesterreicher zu bedrohen. Eine Proclamation Manteuffel's (aus Rendsburg 10. Juni) verkündigte die Auflösung der sog. Herzoglich Holsteinischen Landesregierung und die Ernennung des Barons Karl von Scheel-Plessen zum königl. preuß. Oberpräsidenten von S., mit dem Sitze in Kiel. Darauf nahm Gablenz durch Proclamation vom 11. Juni Abschied von den Holsteinern und erklärte, daß er, der Uebermacht weichend, das Land verlasse. Am 11. und 12. Juni gingen die österr. Truppen über die Elbe nach Harburg, denen der Erbprinz Friedrich folgte. Gleich darauf zogen die Preußen in Altona ein, und damit war die Besetzung Holsteins vollendet. Die schlesw.-holstein. Vereine wurden geschlossen, einige preußenfeindliche Blätter unterdrückt, einige Beamte entlassen; sonst unterwarf sich das ganze Land ohne Widerstreben der neuen Autorität. Sogar als General von Manteuffel unmittelbar nachher mit fast allen preuß. Truppen nach Hannover abrückte, ward die Ruhe in S. nirgends gestört, und eine letzte Proclamation des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg (aus Liebenstein 17. Juni 1866) machte eigentlich gar keinen Eindruck mehr. Der Preußisch-Deutsche Krieg (s. d.) entschied auch über das definitive Schicksal S.s, indem Oesterreich durch die Präliminarien von Nikolsburg 26. Juni und den Friedensvertrag zu Prag 23. Aug. 1866 (Art. V) seine im Wiener Frieden erworbenen Rechte an Preußen abtrat, mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördl. Districte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu

werden, an Dänemark abgetreten werden sollen. Am 27. Sept. 1866 kam ein Vertrag zwischen Preußen und Oldenburg zu Stande, wodurch Großherzog Peter die Rechtsansprüche der Linie Holstein-Gottorp auf S. zu Gunsten des preuß. Königshauses aufgab. Dafür erhielt er, außer einer Summe von 1 Mill. Thaler, das holstein. Amt Ahrensböck und einige anstoßende kleine Districte, welche jedoch erst 19. Juni 1867 an das oldenburg. Fürstenthum Lübeck überliefert wurden. Schon vorher hatte in Gemäßheit des Annexionsgesetzes vom 24. Dec. 1866 und des königl. Besitznahmepatents vom 12. Jan. 1867 die förmliche Einverleibung der Herzogthümer S. in die preuß. Monarchie 24. Jan. 1867 stattgefunden. Die in Berlin eingeleiteten Verhandlungen mit Dänemark über die in Nordschleswig vorzunehmenden Gebietsabtretungen hatten Anfang 1868 noch zu keinem Resultate geführt.

Außer den im Art. Holstein angeführten Werken von Waitz und Bremer vgl. Christiani, «Geschichte der Herzogthümer S.» (4 Bde., Flensb. 1776—79) und «Geschichte der Herzogthümer S. unter dem Oldenburgischen Hause» (Bd. 1 u. 2, Kiel 1781—84), fortgesetzt von Hegewisch (Bd. 3 u. 4, Kiel 1801—2) und von Kobbe (bis zum J. 1808; Altona 1834); die «Urkundensammlung» (1839 fg.), die «Quellensammlung» (1862 fg.) und die «Zeitschrift» (1833 fg.) der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte; Jpsen, «Die alten Landtage der Herzogthümer S.» (Kiel 1852); G. Hanssen, «Die Aufhebung der Leibeigenschaft in S.» (Petersb. 1861). Ueber die neuere Zeit vgl. Droysen und Samwer, «Die Herzogthümer S. und das Königreich Dänemark. Actenmäßige Geschichte der dän. Politik seit dem J. 1806» (2. Aufl., Hamb. 1850); Wegener, «Actenmäßige Beiträge zur Geschichte Dänemarks im 19. Jahrh.» (Thl. 1, Kopenh. 1851); Lüders, «Denkwürdigkeiten zur neuesten schlesw.-holstein. Geschichte» (4 Bde., Stuttg. 1851—53); Baudissin, «Geschichte des schlesw.-holstein. Kriegs» (Hannov. 1862); Fock, «Schlesw.-holstein. Erinnerungen, besonders aus den J. 1848—51» (Lpz. 1863); Busch, «Schlesw.-holstein. Briefe» (2 Bde., Lpz. 1856) und «Der Schmerzensschrei von der Eider» (Lpz. 1860); «Schwarzbuch über die dän. Misregierung im Herzogthum Schleswig» (5 Hefte, Kiel 1864); Manicus, «Den dansk-tydske Strid» (Kopenh. 1864); O. Lehmann, «Om Aarsagerne til Danmarks Ulykke» (Kopenh. 1864); Fich, «Umriß der polit. Geschichte des dän.-deutschen Streits» (Berl. 1865); Rüstow, «Der deutsch-dän. Krieg von 1864» (Zür. 1864); «Der österr.-preuß. Krieg gegen Dänemark» (Wien 1865); Fontane, «Der schlesw.-holstein. Krieg von 1864» (Berl. 1866); «Die Herzogthümer seit dem 15. Nov. 1863» (Berl. 1866); «S. und die Annexion» (Freiburg 1867).

Schlettstadt, franz. Schlestadt, ein Kriegsplatz dritter Klasse und die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederrhein (Elsaß), zwischen Strasburg und Kolmar, am linken Ufer der Ill und an der Eisenbahn (Strasburg-Basel) gelegen, unregelmäßig gebaut, aber reinlich, von Vauban befestigt, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichts und einer Ackerbaukammer. Der Ort hat zwei schöne kath. Pfarrkirchen aus dem Mittelalter, einen prot. Tempel, ein Communalcollége, eine öffentliche Bibliothek mit sehr alten Drucken und zählt (1861) 10184 E., welche acht Gerbereien, zwei wichtige Fabriken in Metallgaze, fünf Getreidemühlen, außerdem Ziegeleien, Kalkbrennereien, Dampfschneidemühlen, Buchdruckereien und Bierbrauereien unterhalten, Feuerspritzen, Leim, Buntpapier, Baumwollzeuge, Handschuhe, Seife, Chemikalien und Holzgeräthe fabriciren und Handel mit gutem Tischwein, Taback, Rübsamen, Hanf und Flachs treiben. Die Stadt ist sehr alt. Unter dem Namen Scladistat kommt sie schon als eine Pfalz der Karolinger vor, in welcher Karl der Dicke mehrmals sein Hoflager hielt. 1216 mit Mauern umschlossen, wurde sie die dritte der zehn Freien Reichsstädte des Elsaß. Im 13. Jahrh. ward zu S. das Glasiren thönerner Gefäße erfunden, und im 15. Jahrh. errichtete hier der berühmte Humanist Agricola eine Gelehrtenschule, welche über 900 Zöglinge zu gleicher Zeit, darunter Erasmus von Rotterdam, zählte. 1632 wurde die Stadt von den Schweden erobert, und im Westfälischen Frieden 1648 kam sie an Frankreich. Ludwig XIV. ließ sie nach dem Nimwegener Frieden neu befestigen. 1814 wurde sie vom 5. Jan. bis zum ersten Pariser Frieden von den Baiern unter Graf von Pappenheim blokirt, 1815 seit Ende Juni bis zum zweiten Frieden von den Oesterreichern gegen Saint-Suzanne belagert. Gegen Westen der Stadt öffnet sich ein Thal, welches bald gabelt. Am Eingange des rechten Arms, des Mühlbachthals, liegen die Ruinen der Bergschlösser Ramstein und Ortenburg; in den linken Arm, das vom Gießenbach durchflossene Leberthal, geht jetzt von S. eine Zweigbahn über Chatenois und Lievre nach der gewerbreichen Stadt Sainte-Marie-aux-Mines oder (deutsch) Markirch, von wo die Straße über den 2387 F. hohen Vogesenkamm nach St.-Dié

in Lothringen führt. Die Stadt Markirch, an der Lieprotte in einem der malerischsten Thäler des Elsaß gelegen, hat zwei kath. Pfarrkirchen, eine reform. und eine luth. Kirche, eine Synagoge, zählt 12332 E. (1861) und gehört zu den betriebsamsten Städten der Vogesen. Die frühern Blei-, Nickel-, Kupfer- und Silberbergwerke sind bis auf eins aufgegeben. Dagegen bestehen 28 Etablissements für Textilindustrie, die 17000 Arbeiter beschäftigen, 12 Färbereien, 5 Bleichen, 2 Baumwollspinnereien, Fabriken für gedruckte Leinwand, Kirschwasser u. s. w.

Schleuder, eine Kriegswaffe, die sowol im Alterthum wie im Mittelalter üblich war. Bei den Griechen, wo sie Sphendone hieß und schon von Homer erwähnt wird, waren namentlich die Aetoler und Akarnaner als Schleuderer oder Sphendoneten berühmt. Bei den Römern, die in der spätern Zeit namentlich Bewohner der Balearischen Inseln als Schleuderer oder Funditores brauchten, unterscheidet Vegetius in der Kaiserzeit zwei Arten von S.: die gewöhnliche, aus Riemen oder geflochtenem Haar, zuweilen Menschenhaar, bestehende, Funda genannt, die vor dem Wurfe über dem Kopfe geschwungen ward, und den Fustibalus, eine Stabschleuder, wo die Riemen mit einem Stabe verbunden waren, und die blos geschnellt wurde. Aus beiden Arten wurden runde Kiesel (lapides missiles) oder auch eichelförmige, mit einem Stachel versehene Bleikugeln (glandes) mit solcher Heftigkeit geworfen, daß sie Sturmhauben und Schilder zerschlugen. Die Schleuderer bildeten bei den Griechen und Römern mit den Wurfspießwerfern (Akontisten, Jaculatores) und Bogenschützen (Toxoten, Sagittarii) die drei Arten des leichten Fußvolks.

Schleuse nennt man ein Bauwerk aus Stein, Holz oder Eisen zur Regulirung des Wasserstandes in einem Flusse von so starkem Gefälle, daß derselbe der Schiffahrt Schwierigkeiten bereitet. Man unterscheidet die aus einem einzigen Thore bestehenden Stauschleusen, welche den Spiegel der obern Flußstrecke während der Verschlußzeit des Thors aufstauen und beim Passiren eines Schiffs durch das geöffnete Thor eine Ausgleichung des obern und untern Wasserspiegels bewirken, von den in neuerer Zeit erfundenen und vollkommenern Kammerschleusen. Die letztern bestehen aus einem Kanale (der Kammer), in welchem ein oder mehrere Fahrzeuge Platz haben, und der am obern und untern Ende Thore hat, deren Flügel sich gegen den Wasserdruck stemmen (Stemmthor). Soll nun ein Schiff auf die Höhe des obern Wasserspiegels gehoben werden, so schließt man das obere Thor, öffnet das untere und schleust das Schiff ein, da jetzt der untere und der Kammerspiegel gleiche Höhe haben. Dann schließt man das untere Thor und läßt, da das obere des Wasserdrucks wegen nicht geöffnet werden kann, durch die in den Thorflügeln angebrachte Schiebepforte oder, was besser ist, durch einen Kanal, der besonders zu diesem Zwecke in der Schleusenwand angelegt ist, Wasser aus dem obern Strom eindringen. Dadurch steigt der Wasserspiegel schnell im Innern der S. und mit ihm das Fahrzeug, bis beide Wasserspiegel gleich sind und man das Schleusenthor leicht öffnen und das Schiff in die obere Flußstrecke führen kann. Soll ein Schiff von dem obern auf den tiefer liegenden Wasserspiegel kommen, so schleust man dasselbe bei hohem Wasserstande ein, schließt dann das obere Thor und läßt das Wasser unten aus, worauf der Wasserspiegel in der S. auf den des untern Stroms sinkt und das Schiff nach Oeffnung des Thors in denselben einlaufen kann.

Schleusingen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, am südl. Fuße des Thüringerwaldes an dem Flüßchen Schleuse, 6½ M. südlich von Gotha, 1¼ M. nördlich von Hildburghausen gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts und zählt 3128 E. (1864). Die Stadt besitzt ein altes Schloß, zwei Kirchen und ein Gymnasium. Die nicht unbedeutende städtische Industrie erstreckt sich besonders auf Bleiweiß, Glas, Papier, Handschuhe und Porzellan; auch ist der Holzhandel von Wichtigkeit. In der Nähe liegt ein schöngebautes Curhaus mit einem Fichtennadel-Dampfbad, in welchem täglich 80 Bäder verabreicht werden können. Die Stadt gehörte, wie der ganze Kreis, der (seit 1866 mit Schmalkalden) eine Enclave am Thüringer Walde bildet, in früherer Zeit zu der Grafschaft Henneberg und kam nach dem Aussterben der Grafen von Henneberg 1582 an Kursachsen, 1815 aber an Preußen. — Im Kreise S., der auf 7,2 Q.-M. 37359 E. zählt, liegt auch die Stadt Suhl (s. d.).

Schlichtegroll (Adolf Heinr. Friedr.), ausgezeichneter Numismatiker, der Begründer des «Nekrolog der Deutschen», geb. 8. Dec. 1765 zu Waltershausen im Herzogthum Gotha, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Gotha und bezog 1783 die Universität zu Jena, um die Rechte zu studiren, vertauschte aber dieses Studium mit dem der Theologie und Philologie und die Universität Jena mit Göttingen. 1797 wurde er Professor am Gymnasium zu Gotha, 1801 zugleich Bibliothekar und Aufseher des Münzcabinets, wodurch er in nähere Verbindung mit dem Herzog Ernst II. kam. Mit Eifer wirkte er seitdem für Förderung der Münzkunde. Seine Thätigkeit bekunden die «Annalen der Numismatik» (Bd. 1 und 2, Gotha 1804)

und die «Dactyliotheca Stoschiana» (2 Bde., Nürnb. 1805). Vor der Schlacht bei Jena rettete er das Münzcabinet und die vorzüglichsten Kleinodien des herzogl. Hauses nach Altona und folgte, nachdem er 1807 alles glücklich zurückgebracht, einem Rufe als Generalsecretär der königl. Akademie der Wissenschaften nach München. Später zum Director der Hofbibliothek und nach des Präsidenten F. H. Jacobi Austritt aus der Akademie mit deren Leitung betraut, wirkte er mit Eifer für Wissenschaft und Kunst und brachte unter anderm den Ankauf der Cousinery'schen Münzsammlung zu Stande. Mit dem Hofbibliothekar Scherer begründete er die Zeitschrift «Teutoburg» für die Fortbildung der deutschen Sprache, die aber keinen Bestand hatte. Dann gab er das «Turnierbuch des Herzogs Wilhelm IV. von Baiern» (4 Hefte, Münch. 1818—21) heraus. Einen weitverbreiteten Ruf erwarb ihm sein «Nekrolog der Deutschen» (28 Bde., Gotha 1791—1806), der zu den vorzüglichsten Werken dieser Art gehört. Er starb 4. Dec. 1822. Vgl. Weiller, «S.'s Leben und Wirken» (Münch. 1823).

Schlik (Franz, Graf von S. zu Bassano und Weißkirchen), österr. General, geb. 23. Mai 1789 zu Prag, war zur diplomatischen Laufbahn bestimmt. Nach vollendeten Rechtsstudien ließ ihn seine Vorliebe für den Kriegerstand, als Oesterreich 1808 zu rüsten begann, auf seinen böhm. Gütern drei Landwehrcompagnien errichten, zu deren Chef ihn der Kaiser ernannte. Beim Ausbruche des Kriegs 1809 trat er als Lieutenant in das Regiment Albrecht-Kürassiere, wurde Adjutant des Feldmarschallieutenants Graf von Bubna, nach der Schlacht von Aspern Oberlieutenant bei Schwarzenberg-Ulanen und noch im Laufe des Feldzugs Rittmeister bei Radetzky-Husaren. Nach dem Frieden begleitete er seinen Chef, welcher das an Frankreich abgetretene Littorale zu übergeben hatte, nach Fiume, trat dann zu seinem Regiment zurück, nahm aber 1812, als Oesterreich sich mit Frankreich verbündete, den Abschied und lebte auf seinen Gütern, bis die Kriegserklärung gegen Napoleon im Aug. 1813 ihn wieder zu den Waffen rief. Er wurde als Rittmeister bei Klenau-Chevauxlegers angestellt und Ordonnanzoffizier des Kaisers Franz. An den Schlachten der Hauptarmee nahm er rühmlichen Antheil, zuletzt bei Wachau, wo er durch den Pikenstich eines Kosacken, dem er wehren wollte, Gefangene zu mishandeln, das rechte Auge verlor. Er konnte deshalb an dem Feldzuge von 1814 nicht theilnehmen. 1815 Major geworden, avancirte er im Frieden bis zum Feldmarschallieutenant 1844. Nach der wiener Revolution von 1848 wurde er Commandant von Krakau, Ende Nov. aber zum Befehlshaber eines Corps von 8000 Mann ernannt, das bei Dukla in Galizien zu einer Diversion nach Oberungarn zusammengezogen ward. Mit diesem schwachen Corps, in einem Winterfeldzuge unter unsaglichen Beschwerden, inmitten einer feindlichen Bevölkerung, erkämpfte er gegen überlegene Streitkräfte der Insurgenten Sieg auf Sieg, bis er, von mehr als dreifacher Ueberzahl umringt, von Kaschau, seinem Stützpunkte, einen meisterhaften Rückzug nahm. Jetzt erhielt er Befehl, sich mit der Hauptarmee des Fürsten Windischgrätz zu vereinigen, welchem er sodann die Schlacht von Kápolna gewinnen half. (Vgl. Kocziczka, «Die Wintercampagne des Graf S.'schen Armeecorps 1848—49», Olmütz 1850.) In der folgenden Zeit, wenn auch nicht mehr als selbständiger Heerführer, bestand er noch ruhmvolle Gefechte und unterstützte kräftig die Operationen des Oberfeldherrn, seit dem Juni 1849 Haynau. Dem von den Russen verfolgten Görgei verlegte er den Weg bei Arad, wies dessen Angriff, um sich durchzuschlagen und mit Dembinski zu vereinigen, ab und veranlaßte so dessen Capitulation. Nach der Unterwerfung Ungarns wurde S. General der Cavalerie, Commandant des 2. Armeecorps und commandirender General in Mähren. Im März 1854 bei den Rüstungen Oesterreichs in der orient. Frage erhielt er den Oberbefehl über die Erste Armee, im Juni den über die Vierte Armee (in Galizien). Im ital. Kriege 1859 befehligte er zuerst im adriatischen Küstenlande, als aber nach dem Rückzuge der Oesterreicher hinter den Mincio die gesammten Streitkräfte in zwei Armeen getheilt wurden, trat S. an die Spitze der zweiten, mit welcher er in der Schlacht bei Solferino kämpfte. Er starb 17. März 1862.

Schlingen, Hinabschlucken (deglutitio), heißt der Act, mittels dessen feste oder flüssige Körper, besonders Nahrungsmittel aus dem Munde in den Magen gefördert werden. Das S. besteht in einer Reihenfolge von (anfangs willkürlichen, später unwillkürlichen) Muskelzusammenziehungen, welche den Bissen u. s. w. successiv nach hinten und unten fortschieben. Die dabei betheiligten Organe (Schlingwerkzeuge) sind: die Zunge, der weiche Gaumen, besonders die beiden Gaumenbögen, der Kehldeckel, der Schlundkopf (pharynx, s. Rachen) und endlich die Speiseröhre (s. d.). Das S. beginnt damit, daß die Zunge, indem sie sich erst vorn, dann allmählich weiter hinten an den Gaumen andrückt, den Bissen hinter die Zungenwurzel schiebt. Dort empfängt ihn der weiche Gaumen und zieht sich zusammen, während gleichzeitig der Kehl-

kopf in die Höhe steigt und der Kehldeckel rückwärts klappt und dadurch den Eingang in die Luftwege, die Stimmritze, verschließt. Ueber ihn hinweg gleitet nun der Bissen in den Schlundkopf und von da in die Speiseröhre, welche ihn durch wurmförmige Zusammenziehungen allmählich in den Magen (durch den obern Magenmund, cardia) hinabbefördert. Das S. kann mannichfach krankhaft gestört sein, durch organische oder Nervenleiden der betheiligten Organe. Bisweilen kommt der Bissen durch die Nase zurück (besonders bei Löchern im Gaumen oder Verschwellung des Schlundkopfs), bisweilen gelangen die Flüssigkeiten oder festen Bissen in die Luftwege (das sog. Verschlucken oder in die unrechte Kehle kommen), wenn es häufig geschieht, meist eine Folge von Zerstörung oder Verbildung des Kehldeckels oder der hintern Wand des Kehlkopfs, daher besonders bei Kehlkopfsgeschwüren. Bisweilen stürzt das Getränk polternd in den Magen hinab (bei Lähmung der Speiseröhre, daher in Fiebern ein Todesvorbote). Bisweilen bleibt ein Bissen, dem Patienten fühlbar, an einer bestimmten Stelle im Halse oder in der Brust sitzen (Schlingunvermögen, dysphagia), ein Zeichen von verschiedenen Entzündungen, Verengungen, Krämpfen und andern Krankheiten der Speiseröhre. Endlich kommen auch die hinabgeschluckten Speisen nach kürzerer oder längerer Zeit, ohne bis in den Magen gelangt zu sein, wieder in den Mund heraufgestiegen (Wiederkäuen, ruminatio). Die Erkenntniß der diesen Schlingbeschwerden zu Grunde liegenden Störungen ist oft schwierig und die Behandlung sehr verschieden.

Schlingern heißt die Bewegung des Schiffs von einer Seite zur andern, im Gegensatze zum Stampfen, der Bewegung in der Längenachse. Ein jedes Schiff schlingert nach dem Zustande der See mehr oder weniger, und diese Bewegung nimmt zu, wenn der Wind von hinten kommt, da dann die Fläche der Segel und der Druck des Windes auf sie keine Stütze bietet. Jedoch übt auch die Strömung viel Einfluß auf das S. Liegt der Schwerpunkt zu tief, so werden die schlingernden Bewegungen schnell und heftig; liegt er zu hoch, so werden sie länger, aber desto tiefer, wie bei den Panzerschiffen, bei denen sowol der Panzer als die schweren Geschütze den Schwerpunkt erhöhen. In beiden Fällen wird das Schiff sehr angegriffen, und man muß daher sowol bei der Stauung sorgsam verfahren, als auch bei der Vertheilung der Panzerlast sehr vorsichtig sein.

Schlingpflanzen, s. Lianen.

Schlippenbach (Ulrich Gustav, Freiherr von), bekannt als Dichter und Schriftsteller, wurde 18. Mai 1774 zu Groß-Wormsahten in Kurland geboren. Im väterlichen Hause gut vorbereitet, bezog er die Universität zu Königsberg, um die Rechte zu studiren, und 1791 die zu Leipzig. Schon früh hatte sich das poetische Talent in ihm geäußert; doch wurde es gewissermaßen zurückgedrängt, als er 1797 in das Geschäftsleben eintrat. 1807 zum Landrath des piltenschen Kreises erwählt, übernahm er gleichzeitig das Kanzleidirectoriat des Ritterschaftscomité und kam 1809 als Mitglied in die Reichsgesetzcommission. 1814 wurde er Mitglied der wegen Verbesserung des Zustandes der kurländ. Bauern niedergesetzten Commission und von dieser zum Redacteur ihrer Arbeiten erwählt. Für den bei diesem Geschäft bewiesenen Eifer belehnte ihn der Kaiser 1815 auf zwölf Jahre mit dem Krongute Kanneuecken. Nach Aufhebung des Piltenschen Landrathscollegiums wurde er 1818 Oberhofgerichtsrath in Mitau, Mitglied der neuerrichteten Provinzialgesetzcommission und 1822 Präsident derselben. 1816 begründete er die Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst. Er starb zu Mitau 1. April 1826. Seine Gedichte zeugen von einer regen Phantasie, streifen aber zuweilen an das Regellose. Außer den Taschenbüchern «Kuronia» und «Wega», die er 1806—9 herausgab, sind von ihm erschienen «Ikonologie des jetzigen Zeitalters» (Riga 1807); «Malerische Wanderungen durch Kurland» (Riga 1809); «Gedichte» (Mitau 1812); «Beiträge zur Geschichte des Kriegs» (4 Hefte, Mitau 1813); «Lebensblüten» (2 Bde., Hamb. 1816); «Erinnerungen von einer Reise nach Petersburg im J. 1814» (2 Bde., Hamb. 1818).

Schlittschuhe oder, wie Klopstock schrieb, Schrittschuhe, sind eine sehr alte Erfindung. Ihrer wird schon in der «Edda» in dem Bilde von dem Gotte Uller, «den Schönheit, Pfeil und S. vor den übrigen auszeichnen», gedacht. Es gibt verschiedene Arten derselben: holländische mit glatter, deutsche mit scharfgerinnter, amerikanische mit rundlicher Schiene, ebenso verschiedene Methoden der Befestigung am Fuße. Am meisten wird natürlich im Norden auf S. gelaufen, besonders in dem von Kanälen durchschnittenen Holland, von wo aus sich das Schlittschuhlaufen in Europa verbreitet hat. Neuerdings hat sich der Amerikaner Hayes als außerordentlicher Schlittschuhkünstler in vielen Städten producirt. Ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer war Klopstock, der auch in mehrern Oden diese Kunst besang; auch Schiller, Goethe, Herder, Cramer, Krummacher, Tollens u. a. liebten die «Kunst Tialf's».

Schlömilch (Oskar), namhafter deutscher Mathematiker, geb. 13. April 1823 zu Weimar, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und machte seine Studien zu Jena, Berlin und Wien. Bereits 1844 habilitirte er sich für Mathematik an der Universität zu Jena, wo er 1846 eine außerord. Professur erhielt. 1849 folgte er einem Rufe als Professor der höhern Mathematik am Polytechnischen Institut zu Dresden. Seit 1852 wirkt er daselbst gleichzeitig als Mitglied der Commission für die Staatsexamina der Civilingenieure. Vom Könige von Sachsen ward ihm zur Anerkennung seiner Verdienste der Hofrathstitel verliehen. S.'s literarischer Ruf gründet sich auf eine Reihe vorzüglicher mathem. Lehrbücher, die meist auch im Auslande Anerkennung gefunden haben. Dahin gehören: «Handbuch der algebraischen Analysis» (4. Aufl., Jena 1868); «Grundzüge einer wissenschaftlichen Darstellung der Geometrie» (3. Aufl., Eisenach 1859); «Lehrbuch der analytischen Geometrie des Raumes» (2. Aufl., Lpz. 1863); «Compendium der höhern Analysis» (3. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1868). Hieran schließt sich eine lange Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen, die theils in den Schriften der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, theils in den mathem. Zeitschriften Deutschlands und Frankreichs, theils in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber enthalten sind. 1856 begründete S. mit Witzschel die «Zeitschrift für Mathematik und Physik», deren Redaction er seit des letztern Tode mit Kahl und Cantor leitet.

Schloß, in der gewöhnlichsten Bedeutung des Worts, bezeichnet die Vorrichtung zum Verschließen der Thüren, Schiebladen, Kasten und sonstigen Behältnisse aller Art. Im allgemeinen enthält jedes S. einen Riegel, der mittels eines Schlüssels in Bewegung gesetzt wird. Zum Einbringen des Schlüssels dient das Schlüsselloch, welches gewöhnlich durch einen Schlüssellochdeckel vor der Verunreinigung durch Staub u. s. w. geschützt, öfters auch durch ein sog. Vexir in solcher Weise unzugänglich gemacht wird, daß man es erst mittels besonderer Kunstgriffe für den Eintritt des Schlüssels öffnen muß. Ihrer Anbringungsweise nach unterscheidet man die Schlösser in Vorlegschlösser, Hängschlösser, welche frei angehängt werden; angeschlagene Schlösser, Kastenschlösser, von einem eisernen oder messingenen Gehäuse (Schloßkasten) umgeben, der mittels Schrauben auf der Innenseite der Thür oder des Behältnisses sichtbar und vorspringend befestigt wird; Einlaßschlösser, welche man in einer Vertiefung des Holzes anbringt, sodaß sie sichtbar sind, aber nicht über dessen Fläche hervorspringen; Einsteckschlösser, welche ganz und gar in der Holzdicke verborgen werden, mit einziger Ausnahme der schmalen Seite, auf welcher der Riegelkopf heraustritt. Nach der Art, wie der Riegel in seiner die Verschließung bewirkenden Stellung erhalten wird, theilt man die Schlösser in deutsche, Bastard- und franz. Schlösser, von welchen die letztern gegenwärtig fast allein üblich sind. Der Zweck bei dem Baue eines guten S. muß sein, das Oeffnen desselben für jedes andere Werkzeug als den dazu bestimmten Schlüssel unmöglich zu machen. Gewöhnliche, aber in der Regel sehr ungenügende Mittel hierzu sind: verschiedene Schweifungen des Schlüsselbarts, nach welchen auch das Schlüsselloch geformt sein muß; hohle (rohrartige) Schlüssel von runder, viereckiger, sternförmiger, rosen- oder kleeblattförmiger Gestalt, nebst einem dazu passenden Stifte (Dorn) im Innern des S.; endlich die Besatzungen oder Eingerichte, innerlich um das Schlüsselloch angebrachte Blechreifen, welche jeden Schlüssel an der Umdrehung verhindern, der nicht in seinem Barte entsprechende Einschnitte oder Oeffnungen enthält. Es ist bekannt genug, daß trotz dieser Vorrichtungen die meisten Schlösser sehr leicht mittels des Sperrzeugs der Schlosser geöffnet werden können. Man hat daher darauf gesonnen, unter dem Namen Sicherheitsschlösser solche Schloßconstructionen zu erfinden, welche dem Sperrzeuge widerstehen und in der That nur durch den zugehörigen Schlüssel zu öffnen sind. Dies ist mittels der sog. Combinationsschlösser erreicht worden, deren Eigenthümlichkeit und Wesen darin besteht, daß sie mehrere (2—10) Zuhaltungen enthalten, welche sämmtlich zu gleicher Zeit und auf verschiedene Weise vom Schlüssel bewegt werden, um den Riegel frei und schiebbar zu machen. Unter den mannichfaltigen, nach diesem Principe gebauten Schlössern haben jene von Bramah und von Chubb besondern Ruf erlangt. Diese beiden werden gegenwärtig vorzugsweise angewendet und gewähren, richtig ausgeführt, den höchsten erreichbaren Grad von Sicherheit, sind aber für einen ganz allgemeinen Gebrauch zu kostspielig. Ihnen steht ein älteres Combinationsschloß, das Ring-, Mal- oder Buchstabenschloß (bei welchem eine Anzahl mit Buchstaben oder Zeichen versehener Ringe ohne Schlüssel, nur direct mit den Fingern, in bestimmte Stellung verdreht werden müssen), in vielen Hinsichten nach. Wahre Kunstwerke sind die Combinationsschlösser (mit Schlüssel) der Nordamerikaner Newell, Jennings und Yale. Schlösser überhaupt gehören, ihrem Charakter als allgemeines Bedürfniß entsprechend, zu den ältesten Erfindungen.

Schon zu Homer's Zeiten wurden die Thüren mittels einer Art S. zugehalten, welche freilich sehr einfach gewesen sein mag, zumal Spuren vom Gebrauch der Schlüssel sich erst in spätern Perioden finden. In Aegypten fanden die Gelehrten der großen Expedition unter Bonaparte eine Art Combinationsschloß im Gebrauch, welches ohne Zweifel aus dem grauen Alterthum stammt. Das vorstehend erwähnte Malschloß kam im 16. Jahrh. auf und soll nach einigen von Hieron. Cardanus, nach andern von dem Cremoneser Janellus Turrianus oder von dem Nürnberger Hans Ehemann (1540) erfunden worden sein. In neuester Zeit haben sich größtentheils Engländer, Amerikaner und Franzosen durch Erfindung vorzüglicher Schlösser hervorgethan. Ueber das S. an den Feuergewehren s. Handfeuerwaffen.

Schloßen, s. Hagel.

Schlosser (Friedr. Christoph), ausgezeichneter deutscher Geschichtschreiber, wurde 17. Nov. 1776 zu Jever als der jüngste unter zwölf Geschwistern geboren und nach des Vaters frühzeitigem Tode bei einer Verwandten auf dem Lande erzogen. Auf dem Gymnasium zu Jever vorgebildet, bezog er 1793 die Universität Göttingen, wo er neben Theologie eifrig Geschichte, Physik und Mathematik, später die schöne Literatur der Italiener, Spanier und Engländer studirte. Sein Freund Köppen führte ihn in die Philosophie ein. Auch in der Stellung als Erzieher der Kinder des Grafen von Bentinck in Varel studirte er fleißig Philosophie, namentlich Plato und Kant. 1798 vicarirte er für einen Prediger auf dem Lande. Da er aber nach sechs Monaten nicht angestellt wurde, ging er wieder als Hauslehrer nach Othmarschen bei Altona und in gleicher Eigenschaft 1800 nach Frankfurt a. M. In dieser Zeit begann er sich auch mit Aristoteles zu beschäftigen, und es erschienen zugleich von ihm die Schrift «Abälard und Dulcin» (Gotha 1807) und das «Leben Beza's und des Peter Martyr Vermili» (Heidelb. 1809). Inzwischen war S. 1808 Conrector an der Schule zu Jever geworden, legte aber 1809 dieses Amt nieder, weil es ihn in seinem histor. Studium unterbrach, und ging nach Frankfurt a. M. zurück, wo er einige Lehrstunden am Gymnasium übernahm und seine «Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oström. Reichs» (Frankf. 1812) ausarbeitete. Der Fürst-Primas ernannte ihn 1812 zum Professor am neuerrichteten Lyceum zu Frankfurt, und als dieses 1814 einging, wurde er Stadtbibliothekar. 1817 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Heidelberg, zu deren Zierden er seitdem gehörte. 1824 erhielt er den Titel als Geh. Hofrath, später den als Geheimrath. Nach 44jährigem ununterbrochenen Wirken als akademischer Lehrer starb er daselbst 23. Sept. 1861. Unter seinen größern Arbeiten erwarb ihm zuerst die «Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung» (4 Thle. in 9 Bdn., Frankf. 1817—24; 2. Aufl. 1839—41) den Ruf eines ernsten und scharfsichtigen Forschers. Diesem Werke folgte als Ergebniß seiner in Paris angestellten Forschungen die «Geschichte des 18. Jahrh.» (2 Bde., Heidelb. 1823), die durch kritische Schärfe und eingehende Charakteristik der Personen und Richtungen allgemeinen Beifall erlangte. In der «Universalhistor. Uebersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Cultur» (3 Bde. in 9 Abth., Frankf. 1826—34) legte er die Früchte vieljähriger Studien des Alterthums nieder, wandte sich aber dann zur modernen Zeit zurück in der Schrift «Zur Beurtheilung Napoleon's und seiner neuesten Tadler und Lobredner» (3 Abth., Frankf. 1832—35), welche zugleich als eine Vorarbeit zu der neuen Umarbeitung seiner «Geschichte des 18. Jahrh.» gelten konnte. Diese, bedeutend erweitert und besonders die Entwickelung der Literatur und Cultur ausführlich darstellend, erwarb sich einen großen Leserkreis sowol in Deutschland wie durch Uebersetzungen im Ausland und übte besonders in Deutschland selbst eine sehr eingreifende Wirkung. Das Werk erschien 1836—43 in zweiter (4 Thle.), 1843—46 in dritter (7 Thle.), 1853—60 (8 Bde.) in vierter Auflage. Eine ausgeprägte und kraftvolle Persönlichkeit, rücksichtslose Wahrheitsliebe und eine scharfe, sittenstrenge Beurtheilung der Personen und Zeiten zeichnet S.'s histor. Behandlungsweise vor andern aus. Um die Ergebnisse seiner Forschungen in einem Gesammtbilde auch populären Kreisen zugänglich zu machen, veranstaltete er die Herausgabe einer «Weltgeschichte für das deutsche Volk» (19 Bde., Frankf. 1842—54), welche Kriegk in Frankfurt aus den Werken S.'s über das Alterthum, das Mittelalter und das 18. Jahrh. bearbeitete, und zu der S. selbst das 15., 16. und 17. Jahrh. beifügte. Von seinen kleinern Schriften sind noch die Studien über Dante (Lpz. und Heidelb. 1855) und die Beiträge zu dem von ihm mit Ernst herausgegebenen «Archiv für Geschichte und Literatur» (5 Bde., Frankf. 1830—35) hervorzuheben. Vgl. «Nekrolog S.'s» von Gervinus (Lpz. 1861).

Schlosser (Joh. Georg), ein gewandter deutscher Prosaist und guter Uebersetzer, geb. 1739 zu Frankfurt a. M., Goethe's Jugendfreund und mit dessen Schwester verheirathet, studirte in

Gießen, nachher in Altdorf die Rechtswissenschaften. Er trat in die Dienste des Herzogs Friedrich von Würtemberg zu Mömpelgard, ging dann nach Karlsruhe, wurde Amtmann in Emmendingen, 1787 Geh. Hofrath in Karlsruhe und 1790 Geheimrath und Director des Hofgerichts. Aus Misstimmung darüber, daß eine Verordnung, welche er zu Gunsten armer Bürger gemacht hatte, zurückgenommen werden sollte, nahm er 1794 seine Entlassung und privatisirte nun erst in Ansbach, dann seit 1796 in Eutin. 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zum Syndikus, wo er 17. Oct. 1799 starb. S. war ein tiefer Denker und eifriger Wahrheitsfreund. Man mußte sein Talent einer glänzenden Darstellung bewundern, trotz seines Hangs zu Paradoxien. Der Speculation war er bei seiner entschiedenen Richtung auf das Praktische abhold, was ihn auch trieb, gegen Kant zu schreiben. Sein «Seuthes, oder der Monarch» (Strasb. 1788) und andere Schriften über Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Recht. Er liebte und studirte die Alten und hat Longin's Schrift «Vom Erhabenen» (Bas. 1781) und mehreres aus Aeschylus, Plato und Aristoteles übersetzt. Seine «Kleinen Schriften» erschienen in sechs Bänden (Bas. 1779—94). Vgl. die Biographie S.'s von Nicolovius (Bonn 1844). — Johann Friedrich Heinrich S., bekannt als Convertit und eifriger Verfechter ultramontaner Bestrebungen, geb. 30. Dec. 1780 zu Frankfurt, Neffe des vorigen und Sohn Hieronymus Peter S.'s (gest. 1797), ebenfalls eines Jugendfreundes von Goethe (auch als eleganter Jurist und lat. Dichter bekannt), prakticirte seit 1803 als Advocat in seiner Vaterstadt, wurde hierauf 1806 vom Fürsten-Primas zum Stadtgerichtsrath ernannt, legte aber diese Stelle bei Auflösung des Großherzogthums Frankfurt nieder, trat, wie schon vorher 1811 sein Bruder Christian S. (gest. 14. Febr. 1829), ein geistvoller, aber etwas überspannter Mann, zu Rom gethan hatte, 21. Dec. 1814 zugleich mit seiner Gattin Sophie, einer geborenen du Fay, zur kath. Kirche über und lebte dann ohne öffentliche Stellung theils in seiner Vaterstadt Frankfurt, theils auf seinem Landgute bei Heidelberg, dem ehemaligen Stifte Neuburg, seinen literarischen und kirchlichen Neigungen. Er starb zu Frankfurt 22. Jan. 1851. Als Schriftsteller hat er sich bekannt gemacht durch die Schriften: «Die morgenländ. orthodoxe Kirche Rußlands und das europ. Abendland» (Heidelb. 1845) und «Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte» (2 Bde., Mainz 1851). Seine Gattin starb 24. Mai 1865 zu Stift Neuburg.

Schlözer (Aug. Ludwig von), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher, geb. 5. Juli 1735 zu Gaggstedt in der Grafschaft Hohenlohe-Kirchberg, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Predigers, bei Verwandten erzogen und besuchte, mit reichen Sprachkenntnissen ausgerüstet, seit 1751 die Universität zu Wittenberg und seit 1754 die zu Göttingen, um Theologie zu studiren. Sein Plan, in der Zukunft den Orient zu bereisen, veranlaßte ihn zur Erlernung der orient. Sprachen. Nach beendeten akademischen Studien ging er 1755 als Hauslehrer nach Stockholm, dann nach Upsala. In Schweden schrieb er den «Versuch einer Handelsgeschichte» (Stockh. 1758) in schwed. Sprache. 1759 kehrte er nach Göttingen zurück, wo er sich unter Leitung des Geburtshelfers Röderer, dessen Tochter nachher seine Gattin wurde, der Medicin widmete. Schon wollte er 1761 promoviren, als der russ. Reichshistoriograph Müller durch die Aussicht auf eine künftige Anstellung bei der petersburger Akademie ihn bestimmte, als Hauslehrer und literarischer Gehülfe in dessen Dienste zu treten. Sein erstes Geschäft in Petersburg war die Erlernung der russ. Sprache, mit deren Hülfe er sodann an das Studium der altruss. Jahrbücher ging. Dies reizte indeß Müller's Eifersucht, der überdies weder für seinen Reiseplan, noch für seine Anstellung großen Eifer zeigte. S. fuhr indeß fort, die mittlere russ. Geschichte aus den Chroniken und Nationalschriftstellern zu bearbeiten, wurde 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an der Rasumowskij'schen Erziehungsanstalt und trennte sich nun von Müller völlig, der jetzt sein entschiedener Gegner wurde. In dieser Lage konnte ihm 1764 seine durch Michaelis bewirkte Ernennung als Professor in Göttingen, wenngleich für den Augenblick ohne Gehalt, nur höchst willkommen sein. Allein Müller wußte bei dem Senate das Verbot seiner Abreise durchzusetzen, sodaß S. sich genöthigt sah, noch einige Jahre in Rußland zu bleiben. Dafür bewilligte ihm die Regierung nach längern Verhandlungen 1765 seine früher vergebens gemachten Forderungen, ernannte ihn zum Professor bei der Akademie und übertrug ihm die Bearbeitung der altruss. Geschichte; zugleich wurde ihm ein dreimonatlicher Urlaub zu einer Reise nach Deutschland ertheilt. Nach seiner Rückkehr von hier blieb er noch zwei Jahre in Petersburg und folgte dann, 1767, einem Rufe als ord. Professor der Politik nach Göttingen. Mit dieser Anstellung begann S.'s weitumfassende Thätigkeit im Gebiete der Geschichte und Statistik, auf deren Behandlungsweise unter den Deutschen er umgestaltend und belebend mit großem Erfolg

einwirkte. Die vorzüglichste Frucht seiner histor. Forschungen waren seine «Allgemeine nordische Geschichte» (2 Bde., Halle 1772) und die Ueberſetzung des ruſſ. Chroniſten Neſtor bis zum J. 980 (5 Bde., Gött. 1802—9). Für eine geiſtvollere und lebendigere Behandlung der Univerſalgeſchichte brach er durch ſeine «Weltgeſchichte im Auszuge und Zuſammenhange» (2 Bde., Gött. 1792—1801) ſowie durch eine «Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder» (3. Aufl., Gött. 1790) die Bahn. Zugleich erwarb er ſich beſondere Verdienſte um die Statiſtik dadurch, daß er deren Begriff und Umfang zuerſt genauer beſtimmte und eine vollſtändige Theorie derſelben entwarf, wenn ihn auch hierbei eine einſeitige Vorliebe für das Tabellenweſen beherrſchte. Mit dem Studium der Staatswiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange verband er auch die vielſeitigſte Thätigkeit als polit. Schriftſteller, in welcher Eigenſchaft er beſonders durch ſeinen «Briefwechſel» (10 Bde., Gött. 1776—82) und ſeine «Staatsanzeigen» (18 Bde., Gött. 1782—93) ebenſo furchtlos als einflußreich wirkte. Mit ſeinem 70. J. zog ſich S. von allen Geſchäften zurück, wurde 1804 vom Kaiſer von Rußland geadelt und ſtarb als Geh. Hofrath 9. Sept. 1809. — Seine Tochter Dorothea, verehelichte Bürgermeiſter Rodde zu Lübeck, geb. 10. Aug. 1770, durch ihre gelehrten Kenntniſſe berühmt, die ſie mit aller Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts zu vereinigen wußte, bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, unter andern die ruſſ. Münzgeſchichte in den trockenſten Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anſpruchslos in den Kreis der weiblichen Wirkſamkeit zurück. Sie ſtarb auf der Rückreiſe aus dem ſüdl. Frankreich zu Avignon 12. Juli 1825. — Chriſtian von S., Bruder der vorigen, geb. 1774 zu Göttingen, früher Profeſſor an den Univerſitäten zu Dorpat und Moskau, ſpäter außerord. Profeſſor in der philoſ. Facultät zu Bonn, hat ſich insbeſondere durch ſeine «Anfangsgründe der Staatswirthſchaft» (ruſſ. und deutſch, 2 Bde., Riga 1804—6) bekannt gemacht. Auch gab er ſeines Vaters «Oeffentliches und Privatleben aus Originalurkunden» (2 Bde., Lpz. 1828) heraus. Er ſtarb 1831. — Kurd von S., Enkel A. L. von S.'s, geb. 5. Jan. 1822 zu Lübeck, wo ſein Vater, Karl von S., ruſſ. Generalconſul war, beſuchte das dortige Gymnaſium und widmete ſich ſeit 1841 erſt zu Göttingen, ſpäter zu Bonn und Berlin orient. und hiſtor. Studien. Nachdem er eine Schrift über den ältern arab. Reiſenden Abu-Dolef veröffentlicht (Berl. 1845), ging er nach Paris, um die dortigen Archive zu benutzen, worauf er ſeinen Aufenthalt wieder zu Berlin nahm. Von ſeinen Arbeiten ſind noch zu nennen: «Choiſeul und ſeine Zeit» (Berl. 1849); «Geſchichte der deutſchen Oſtſeeländer» (3 Bde., Berl. 1850—53); «Verfall und Untergang der Hanſa» (Berl. 1853); «Chaſot. Zur Geſchichte Friedrich's d. Gr. und ſeiner Zeit» (1. und 2. Aufl., Berl. 1856); «Die Familie von Meyern» (Berl. 1855); «Friedrich d. Gr. und Katharina II.» (Berl. 1859).

Schlucken, von neuern Aerzten auch Schluckſer oder Schluckſen genannt (singultus), bezeichnet ein eigenthümlich ſchallendes, unwillkürliches, krampfhaftes Einathmen, welches durch ſtoßweiſe erfolgende Zuſammenziehungen des Zwerchfells hervorgebracht wird, infolge deren die Luft eigenthümlich tönend durch die Stimmritze einſtrömt. Dieſer Zwerchfellskrampf findet ſich bei Krankheiten des Zwerchfells und ſeiner Nachbarorgane, z. B. des Magens nach Ueberladung oder Erkältung deſſelben, aber auch infolge von Reizung der Zwerchfellsnerven, welche z. B. vom Gehirn oder Rückenmark aus oder durch Reflex von entferntern Nervenpartien her bedingt ſein kann. Willkürliche Regelung des Athmens, Ablenken der Aufmerkſamkeit ſind unzuverläſſige Mittel; von überraſchender Wirkung iſt, namentlich bei kleinen Kindern, die häufig nach dem Trinken S. bekommen, der Genuß von etwas Zucker. Andauerndere Anfälle des Schluckſerkrampfes erfordern zuweilen noch beſondere medic. Behandlung. — Das Schluchzen, welches ſich zum heftigen Weinen geſellt, iſt dem Schluckſer nahe verwandt und beruht ebenfalls auf haſtigen Zwerchfellscontractionen.

Schlund, ſ. Rachen.

Schluß heißt in der Logik die Folgerung eines Urtheils aus einem oder mehrern andern. Im erſten Falle entſtehen die einfachen Schlüſſe oder Schlüſſe des erſten Grades, im zweiten die zuſammengeſetzten oder Schlüſſe des zweiten Grades. Zu den einfachen Schlüſſen gehören der S. von dem Allgemeinen auf das Beſondere (Unterordnungsſchluß), der von der Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Urtheils auf die Ungültigkeit oder Gültigkeit des ihm entgegengeſetzten (Entgegenſetzungsſchluß), ſowie auch der auf das umgekehrte Urtheil (Umkehrungsſchluß). Die zuſammengeſetzten Schlüſſe heißen Syllogismen (ſ. d.). In ihnen erfolgt die Verbindung des höhern und niedern Begriffs (terminus major und minor) im Schlußſatze (conclusio) vermöge eines zu Hülfe genommenen Mittelbegriffs (terminus medius). Sie zerfallen in kategoriſche,

hypothetische und disjunctive Schlüsse. Abgekürzte Schlüsse heißen Enthymeme. Durch Zusammensetzung zweier oder mehrerer Schlüsse entstehen die Schlußgewebe oder Epichereme, und die Schlußreihen oder Schlußketten. (S. Sorites.) Wenn der Mittelbegriff zur Verknüpfung des minor mit dem major nicht völlig zureicht, so entstehen die Wahrscheinlichkeitsschlüsse, wohin die der Analogie und der Induction gehören. Mangelhafte, scheinbare und täuschende Schlüsse heißen Fehlschlüsse oder Trugschlüsse. (S. Sophismen.) Die Lehre von den Schlüssen ist von Aristoteles zuerst bearbeitet und auch zugleich auf den Grad der Vollendung gebracht worden, welcher im ganzen noch heutzutage feststeht, wenngleich die tiefere Einsicht in die Gesetze der Begriffbildung, auf denen ihre Formen beruhen, erst der neuern Zeit angehört.

Schlüsselbein ist ein länglicher, flach Sförmig gekrümmter Knochen, welcher am untern Theile des Halses über der ersten Rippe liegt und das Brustbein mit dem Schulterblatte verbindet. Es hält dieser Knochen wie ein Strebepfeiler das Schultergelenk in gehöriger Entfernung vom Brustkasten und schafft so dem Arme die nöthige Freiheit und Festigkeit in seinen Bewegungen. Beim Bruche des S. sinkt der Arm nach innen herab und wird deshalb vom Kranken mit dem gesunden Arme in die Höhe gehalten. Der Bruch des S. erfolgt am häufigsten bei Kindern, ohne daß indeß die Bruchenden stets weit auseinanderrücken. Der Gebrauch des Armes wird in diesem Falle nur wenig beschränkt, und es ist nur ein leichter Verband nöthig.

Schlüsselblume, s. Primel.

Schlüsselburg, früher Nöteburg, eine Festung und Kreisstadt mit 3491 E., im russ. Gouvernement Petersburg, liegt für den Handel äußerst günstig, nur etwa 8½ M. von der Residenzstadt entfernt, am Newastrom, da, wo derselbe aus dem Ladogasee tritt, und wo gleichzeitig der aus dem Wolchow und jenem See führende Ladogakanal seine Mündung hat, sodaß sämmtliche Barken, welche den Weg von der Residenz nach den Wolgaländern nehmen, diesen Ort berühren müssen. Die Festung befindet sich auf der Katharineninsel, wurde 1323 vom Großfürsten Jurje III. Danilowitsch zum Schutze des nowgorodschen Gebiets gegen die Schweden erbaut und Orechowetz, d. i. Nüßchen, genannt, wie die Insel Orechow-Ostrow oder Nußinsel. Am 6. Aug. 1348 von dem Schwedenkönige Magnus erobert und Nöteborg (Nußburg) genannt, war sie fortan beständiger Zankapfel zwischen Schweden und Rußland. Peter d. Gr., welcher die Festung den Schweden 12. Oct. 1702 entriß, erkannte sehr richtig die ungemeine Wichtigkeit des Orts. Er ließ den Kanal graben und die Festungswerke der Stadt verstärken, auch Kasernen, Hospital, Kirchen und Fabriken anlegen. Die Fischerei und Schiffahrt sind sehr bedeutend. Eine histor. Bedeutung hat S. noch dadurch gewonnen, daß hier der unglückliche Iwan III. (s. d.) 1756—64 in Kerkerhaft gehalten und endlich ermordet wurde.

Schlüsselgewalt (potestas clavium) heißt nach Matth. 16, 19 im kirchlichen Sprachgebrauche die Gewalt der Geistlichen, Sünden zu vergeben und zu behalten. (S. Absolution.) Nach der Lehre der röm.-kath. Kirche kommt dieselbe dem Petrus als Statthalter Gottes auf Erden und als Nachfolgern desselben den Päpsten zu, allen andern Bischöfen oder Priestern aber nur kraft der ihnen vom Papste übertragenen Vollmacht. Auf Grund dieser Vorstellung hat sich nicht nur in der kirchlichen Malerei die Sitte gebildet, den Petrus mit einem Schlüssel in der Hand, «dem Schlüssel des Himmelreichs», abzubilden, sondern die Päpste führen auch den «Schlüssel» in ihrem Wappen. Die kath. Lehre von der S. hat sich allmählich aus der Vermischung zwei ursprünglich ganz verschiedener Vorstellungen, der Versöhnung des Sünders mit Gott und der Nothwendigkeit einer kirchlichen Disciplinargewalt zur Aufrechthaltung einer geordneten kirchlichen Gemeinschaft, gebildet. Erst seit Innocenz III. wurde es herrschende Meinung, daß der Priester nicht blos von den Kirchenstrafen (potestas oder clavis jurisdictionis), sondern auch von der Schuld vor Gott an Gottes Stelle und in einer auch im Himmel gültigen Weise (potestas oder clavis ordinis) absolviren könne. In letzterer Beziehung ist die kraft der S. ertheilte Absolution ein unfehlbar wirksamer sacramentaler Act. Da aber das Recht, die Sünden zu vergeben, auch das Recht, die Sünden zu behalten, einschließt, so hängt mit der priesterlichen S. auch der Kirchenbann (s. d.) oder die Excommunication und das Anathem zusammen, welche, zunächst ein Act der kirchlichen Disciplin, doch alle Unbußfertigen unfehlbar auch der göttlichen Sündenvergebung verlustig macht, weil jeder, der von der Mutter Kirche sich trennt, auch Gott nicht zum Vater haben kann.

In der evang. Kirche wurde die Ertheilung der Absolution anfangs nur als eine besondere Weise, das Evangelium zu verkündigen, angesehen und von der kirchlichen Disciplinargewalt oder der Befugniß, wegen öffentlichen Aergernisses von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen, unterschieden. Letztere, welche von den Reformatoren allein unter dem «Binden und

Lösen» verstanden wird, bezieht sich daher nicht auf das Verhältniß zur innern, sondern zur äußern Gemeinschaft, nicht zum «Himmelreich», sondern zur sichtbaren Kirche, und ist als ein menschliches Urtheil gültig vor Gott nur soweit es gerecht ist. Das Recht des Bindens und Lösens aber steht der Gemeinde zu oder dem Pfarrer im Namen der Gemeinde als ihrem berufenen Diener. Doch finden sich schon in Luther's eigenen Schriften wieder Stellen, in welchen die S. mit der Absolution aufs neue in Verbindung gebracht und auf das Vergeben oder Behalten der Sünden ohne weiteres bezogen wird. Da nun nach luth. Lehre der Sünder, der in der Beichte die Absolution aus dem Munde des Pfarrers empfängt, diese mit dem festen Vertrauen hinnehmen soll, daß diese Vergebung Gottes Vergebung sei, so konnten sich hieran leicht wieder ähnliche Vorstellungen anschließen wie in der röm. Kirche. So wurde seit 1560 dem Kleinen Katechismus Luther's vielfach ein sog. «sechstes Hauptstück» beigefügt «vom Amt der Schlüssel». In demselben wird ausdrücklich gelehrt, der Christ müsse glauben, wenn die berufenen Diener Christi von der Gemeinde ausschließen, «daß es also kräftig und gewiß sei auch im Himmel». Doch fehlt dieses Stück im Concordienbuche. Die spätere luth. Dogmatik versteht unter S. in ähnlicher Weise die Gewalt, an Gottes Statt die Sünden zu vergeben oder zu behalten, ohne strenge Scheidung zwischen Absolution und kirchlicher Disciplin. Daher haben neuerdings die strengen Lutheraner vielfach dieselbe Gewalt für die Pastoren als Mandatare Gottes in Anspruch genommen. Die reform. Kirche hielt von Anfang an die Verkündigung der göttlichen Sündenvergebung und die kirchliche Disciplinargewalt streng auseinander und blieb, während sie letztere vielfach in gesetzlicher Schroffheit handhabte, hinsichtlich ersterer bei der declarativen Form der Absolution stehen. Die Kirchenzucht (s. d.) wird in der reform. und unirten Kirche nicht von den Pfarrern allein, sondern von den Presbyterien geübt.

Schlußzettel, Schlußnote oder Mäklernotiz heißt die Urkunde, mittels welcher ein vereideter Mäkler (s. d.) bezeugt, daß ein bestimmtes Handelsgeschäft durch seine Vermittelung zu Stande gekommen sei. Er gibt den Namen der Contrahenten, die Zeit, den Gegenstand und die Bedingungen des Vertrags an, muß nach dem Deutschen Handelsgesetzbuche auf Verlangen der Parteien sofort nach dem Geschäftsabschlusse aufgenommen, auch jedem Theile in einem gleichlautenden Exemplare ausgehändigt werden und liefert vollen Beweis. In der Regel vollzieht der Mäkler den S. allein, bei Geschäften jedoch, die nicht sofort erfüllt werden sollen, hat er die Note den Parteien zur Unterschrift vorzulegen und das von jeder unterzeichnete Exemplar der Gegenpartei zu behändigen. Verweigerung der Unterschrift oder des Empfangs der vom Gegentheil unterschriebenen Note gilt als Rücktrittsversuch, und der Mäkler muß davon den andern Contrahenten sofort benachrichtigen.

Schlüter (Andreas), berühmter deutscher Baumeister und Bildhauer, geb. 20. Mai 1664 in Hamburg als Sohn eines Bildhauers, verlebte seine Jugend in Danzig und nahm dann auf Reisen die niederländ., franz. und ital. Kunstbildung der damaligen Zeit in sich auf. Er wirkte als vielbeschäftigter Baumeister in Warschau, als er 1694 vom Kurfürsten Friedrich III. als Hofbildhauer nach Berlin gerufen wurde, zunächst für die Decoration des Marmorsaales in Potsdam. Bald aber zeigte sich seine größere künstlerische Bedeutsamkeit. Nachdem er 1695 Mitdirector der Akademie geworden, baute er 1696 das Schloß Lietzenburg (jetzt Charlottenburg genannt), modellirte 1697 die Statue des Kurfürsten und leitete von 1698 an den von Nehring begonnenen Zeughausbau, der ihm besonders die decorativen Schönheiten, vor allem die weltberühmten Masken der Sterbenden verdankt. Zum Schloßbaudirector ernannt, baute er das Residenzschloß, ein durch großartige malerische Conception und kraftvolle Durchführung des Einzelnen höchst ausgezeichneter Bau. 1703 wurde sein plastisches Hauptwerk, das Edelste, was er geschaffen, die Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin, enthüllt. Dieses unübertroffene Erzbild vereint vollkommen individuelle Auffassung mit Adel der Gestalt und Haltung und dem Ausdrucke geistiger Macht. Ein Thurm, den der König gegen den bessern Rath S.'s auf unzureichendem Baugrunde neben dem Schlosse errichtet haben wollte, wurde das Mittel, wodurch es Eosander von Goethe gelang, S. aus seiner Stellung als Baumeister 1706 zu verdrängen. Doch blieb er Hofbildhauer und modellirte 1713 noch das Grabmal Friedrich's I. Dann aber ging er nach Rußland, wo er die Gunst des Kaisers Peter in hohem Grade genoß, aber schon 1714 starb. Vgl. Klöden, «Andreas S.» (Berl. 1855).

Schlutte, s. Judenkirsche.

Schmack ist ein veralteter Ausdruck für kleine holländ. Lastschiffe, die sehr unbeholfen gebaut sind und sehr flach gehen, um bei Flutzeit über die Watten der Nordseeströme fahren zu können. Ihr gegenwärtiger Name ist Tjalk. Diese Fahrzeuge unterscheiden sich von den ähn-

lich gebauten Kuffs nur dadurch, daß sie etwas kleiner sind und nur einen Mast haben, während jene deren zwei tragen. Um beim Segeln vom Winde wegen ihres geringen Tiefgangs nicht zu viel seitlich abgetrieben zu werden, ist diese Gattung Fahrzeuge mit sog. Schwertern ausgerüstet, einer mit Eisen beschlagenen, starken Plankenverbindung in Form eines Insektenflügels. Ein solches Schwert hängt an jeder Seite und dreht sich um einen starken Bolzen. Kommt das Fahrzeug in tiefes Wasser, und muß es mit seitlichem Winde segeln, so wird das in Lee (s. d.) befindliche Schwert hinuntergelassen und perpendiculär gestellt, das luvwärts aber über Wasser und horizontal gehalten. Das Leeschwert bildet dann einen Kiel und wirkt als solcher einem Abtreiben oder Seitwärtsgehen des Fahrzeugs entgegen. Der Name S. wird gegenwärtig nur noch auf helgolander und engl. Fischerfahrzeuge in der Nordsee angewandt. Dieselben haben jedoch keine Schwerter und sind tiefgehend gebaut.

Schmähschrift, s. Pasquill.

Schmalkalden, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, am südl. Abfalle des Thüringerwaldes in einem engen Thale, am Einflusse der Stille in die Schmalkalde, etwa 1 St. östlich der Werrabahn (Station Wernshausen) gelegen, ist Sitz des Landrathsamts und eines Kreisgerichts und zählt 5464 E. (3. Dec. 1864). Die Stadt gewährt mit ihren meist aus Holz gebauten Giebelhäusern ein alterthümliches Ansehen und ist noch von einer alten Ringmauer umgeben, vor welcher die drei Vorstädte liegen. Der ehemalige, ziemlich tiefe Wallgraben ist beinahe ausgefüllt und in Gärten verwandelt. S. hat zwei Schlösser, den Hessenhof am neuen Markte, früher Residenz der Grafen von Henneberg, in neuerer Zeit Sitz von Behörden, und die große Wilhelmsburg, über der Stadt, die aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. stammt. Merkwürdige Gebäude sind außerdem die goth. Hauptkirche (1413 erbaut) und das alte Rathhaus. Im Gasthause zur Krone am Markt wurde 1531 der Schmalkaldische Bund (s. d.) geschlossen, und in einem Hause mit einem goldenen Schwan und einer Inschrift, am Schloßberg nahe am Markt, erfolgte 1537 die Feststellung der Schmalkaldischen Artikel (s. d.). Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt S. eine Realschule. Den Haupterwerbszweig der Stadtbewohner sowie auch theilweise der Umgebung bildet die Eisen- und Stahlfabrikation (die sog. Schmalkalder Artikel, wie Messer, Scheren, Feilen, Bohrer, Zangen, Kaffeemühlen u. s. w.). Fast in jedem Hause, namentlich in der Weidenbrunner Vorstadt, befindet sich eine Schmiede. In der Nachbarschaft wird ansehnlicher Bergbau auf Eisen betrieben. S. war früher die Hauptstadt der Herrschaft S., die 1360 durch Kauf von den Burggrafen von Nürnberg an Hessen und Henneberg kam, aber nach Aussterben der Grafen von Henneberg (1583) in den alleinigen Besitz von Hessen überging. Als Enclave zwischen Gotha, Weimar, Meiningen und dem preuß. Kreise Schleusingen bildete die Herrschaft S. eine besondere Provinz des Kurfürstenthums Hessen. Bei Einrichtung der neuen Landesverwaltung in Kurhessen (7. Juli 1851) wurde die Provinz als Kreis der Provinz Fulda zugelegt, aber durch ein besonderes Regierungscommissariat verwaltet, das in der Stadt S. seinen Sitz hatte. Mit ganz Kurhessen kam 1866 auch die Herrschaft S. an Preußen. Dieselbe wurde zur Provinz Sachsen geschlagen und bildet seitdem den Kreis S., der auf 5,07 Q.-M. 37344 E. zählt. Unter den Ortschaften des Kreises sind noch zu nennen: der malerisch in einem engen Felsenthale gelegene Marktflecken Kleinschmalkalden, mit 1700 E., von welchem ein Theil (als Pfarrdorf) zu Gotha gehört; die Marktflecken Steinbach-Hallenberg, im Schwarzathale, mit 2872, und Brotterode, unweit des Inselsbergs, mit 2706 E., beide mit lebhafter Industrie in Metallwaaren; der Marktflecken Barchfeld, an der Mündung der Schweina in die Werra (auf einer Enclave im Meiningischen) schön gelegen, mit 1750 E. und Schloß der Landgräfin von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Von dem Areal der Herrschaft S. ist über die Hälfte (64733 kasseler Acker oder 2,80 Q.-M.) mit Wald bedeckt. Auf die Staatsforsten entfielen davon allein 37874 kasseler Acker oder 1,64 Q.-M. Durch Vertrag vom 14. Sept. 1866 trat Preußen diese schmalkaldischen Staatsforste an den Herzog Ernst von Koburg-Gotha ab in der Eigenschaft eines integrirenden Bestandtheils des Domänenguts in den Herzogthümern Koburg und Gotha, mithin als fideicommissarisches Privateigenthum des herzogl. sachsen-gothaischen Gesammthauses, und zwar gegen Uebernahme verschiedener, durch den Krieg entstandener Zahlungsverbindlichkeiten an die Staatsangehörigen der Herzogthümer Koburg und Gotha. Diese Forste zerfielen 1867 in sechs Reviere. Inmitten derselben erhebt sich der Gipfel des 2751 F. hohen Donnershauk. Vgl. Häfner, «Geschichte der Herrschaft S.» (Meining. 1818); Wagner, «Geschichte der Stadt und Herrschaft S.» (Marb. 1849).

Schmalkaldische Artikel werden vorzugsweise die von Luther im Dec. 1536 zu Witten-

berg aufgesetzten Artikel genannt, welche die Grundlage der Verhandlung auf dem von Papst Paul III. nach Mantua ausgeschriebenen Concil bilden sollten. Da die prot. Stände bei der vorläufigen Berathung zu Schmalkalden im Febr. 1537 dieses Concil ablehnten, so wurden jene Artikel auch nur von den anwesenden Theologen unterschrieben und galten lange Zeit hindurch nur als Privatschrift Luther's, während der gleichzeitige Tractat Melanchthon's über den Primat des Papstes und die Jurisdiction der Bischöfe sofort symbolisches Ansehen erhielt. Erst lange nach Luther's Tode begann man seine Artikel, besonders um der scharfen Ausprägung willen, die darin der eigenthümlichen luth. Abendmahlslehre gegeben war, im Streite wider die Schule Melanchthon's wieder hervorzuziehen und in verschiedenen Kirchenordnungen auf dieselben zu verpflichten. 1580 wurden sie als symbolische Schrift in das Concordienbuch aufgenommen und galten seitdem als eins der Hauptbekenntnisse des ausschließlichen Lutherthums. Auch abgesehen von der Behandlung der Abendmahlslehre ist der Ton dieser Artikel ein schärferer als in der Augsburgischen Confession, wie denn namentlich der Gegensatz gegen das Papstthum in denselben weit schroffer ausgeprägt ist. Das eigene Manuscript Luther's, das in der heidelberger Bibliothek aufbewahrt wird, hat Marheineke (Berl. 1817) herausgegeben.

Schmalkaldischer Bund. Nachdem Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 eine offenbar feindselige Haltung gegen die Reformation bewiesen, hielten Kurfürst Johann (s. d.) von Sachsen und dessen Sohn Johann Friedrich I. (s. d.) sowie Landgraf Philipp (s. d.) von Hessen mit mehrern andern prot. Reichsfürsten und Städten eine Versammlung zu Schmalkalden 22. bis 31. Dec. 1530 und beschlossen, wenn einer von ihnen in Sachen des Glaubens angegriffen würde, demselben gemeinschaftlichen Beistand zu leisten. Auf einer zweiten Versammlung ebendaselbst 29. März bis 4. April 1531 ward der Schmalkaldische Bund förmlich zunächst auf sechs Jahre abgeschlossen. Außer Kursachsen und Hessen traten bei Fürst Wolfgang von Anhalt, die Herzoge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig und Lüneburg, die Grafen von Mansfeld, die Städte Magdeburg, Bremen, Lübeck, Strasburg, Lindau, Konstanz, Memmingen, Biberach, Isny, Reutlingen und Ulm; bald folgten auch Eßlingen, Braunschweig, Göttingen, Eimbeck und Goslar. Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp wurden als Bundeshauptleute anerkannt, und die Bundesverfassung ward im Dec. 1531 zu Frankfurt a. M. vollends vereinbart. Somit hatte sich der deutsche Protestantismus als polit. Macht consolidirt, und sein Einfluß machte sich bald fühlbar. Die Bundesgenossen versagten dem Kaiser die Kriegshülfe gegen die Türken. Ueberdies weigerten sie sich, die Wahl seines Bruders Ferdinand I. zum röm. Könige anzuerkennen, in welchem Punkte sie von den strengkath. Herzogen von Baiern und dem Könige Franz I. von Frankreich unterstützt wurden. Auch schlossen sie einen Bundesvertrag 22. Jan. 1532 mit König Friedrich I. von Dänemark. Karl V. mußte sich daher zur Nachgiebigkeit verstehen, und unter Vermittelung der Kurfürsten von Mainz und Pfalz kam der Nürnberger Religionsfriede 23. Juli 1532 zu Stande. Seitdem gewann der Protestantismus immer mehr an Ausdehnung und Macht, während der Kaiser außerhalb Deutschlands beschäftigt war. Im Einverständniß mit Frankreich und Baiern führte Landgraf Philipp 1534 mit Waffengewalt den vertriebenen Herzog Ulrich (s. d.) von Würtemberg in sein Land zurück. Der röm. König, Ferdinand I., sah sich genöthigt, im Frieden zu Kadan 29. Juni 1534 nicht nur die Wiedereinsetzung Ulrich's zu genehmigen, sondern auch in religiöser Hinsicht Concessionen zu machen. Auf einer neuen Versammlung zu Schmalkalden 24. Dec. 1535 wurde der Bund auf weitere zehn Jahre erneuert und beschlossen, alle, die darum nachsuchen und sich der Augsburgischen Confession gemäß halten würden, aufzunehmen. Demzufolge traten im folgenden Jahre bei: Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, drei Fürsten von Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt a. M., Kempten, Hamburg, Hannover und Minden. Auch ein Bündniß mit König Christian III. von Dänemark wurde 5. Oct. 1536 vollzogen und erhielt durch einen zweiten Vertrag, zu Braunschweig 9. April 1538, noch weitere Ausdehnung. Auf der zahlreich besuchten Bundesversammlung zu Schmalkalden im Febr. 1537 lehnten die Bundesgenossen ab, das vom Papst zu berufende Concil in Italien zu beschicken und forderten ein wahrhaft freies Concilium in deutschen Landen. Gleichzeitig wurden die sog. Schmalkaldischen Artikel (s. d.) abgefaßt. Dem gegenüber vereinigten sich mehrere kath. Reichsstände in Nürnberg 10. Juni 1538 zu der Heiligen Liga (s. d.). Das Verhältniß zwischen beiden Religionsparteien gestaltete sich seitdem immer feindseliger. Doch gelang unter Vermittelung der Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz nochmals ein vorläufiger Vergleich (der sog. Anstand von Frankfurt 19. April 1539), wonach die Vortheile des Nürnberger Religionsfriedens von 1532 ausdrücklich auch allen später beigetretenen schmalkaldischen

Bundesgenossen zugute kommen sollten. Gleichzeitig siegte der Protestantismus vollständig in Brandenburg und den meisten Staaten Norddeutschlands, und sogar Heinrich VIII. von England suchte mit dem Schmalkaldischen Bunde anzuknüpfen. Kaiser Karl V. suchte unter solchen Umständen durch eine schlaue, anscheinend versöhnliche Politik vorerst Zeit zu gewinnen. Nachdem mehrere von ihm veranstaltete Religionsgespräche fruchtlos verlaufen, gab er auf den Reichstagen zu Regensburg 1541 und Speier 1544 den Protestanten beruhigende Erklärungen und schloß selbst 1541 ein Bündniß mit dem Landgrafen Philipp. Der Kaiser sah sogar zu, wie der strengkath. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, der die bundesverwandten Städte Goslar und Braunschweig befehdet hatte, von den Bundesgenossen im Aug. 1542 aus seinem Lande verjagt wurde. Dagegen leisteten letztere dem Kaiser nicht nur Beistand gegen die Franzosen und Türken, sondern ließen ihm auch freie Hand 1543 gegen den mit Frankreich verbündeten Herzog Wilhelm von Kleve, obwol derselbe sich offen der Reformation zuneigte. Nachdem jedoch Karl V. wieder Friede mit Frankreich und Waffenstillstand mit den Türken geschlossen, verbündete er sich mit dem Papst Paul III. Nunmehr fühlte er sich stark genug, um gegen die deutschen Protestanten einzuschreiten, welche damals, auf dem Reichstag zu Worms im Frühjahr 1545, entschieden jede Theilnahme an dem Tridentinischen Concilium verweigerten. Zunächst ließ der Kaiser gegen den reformatorisch gesinnten Kurfürst-Erzbischof von Köln, Hermann von Wied, ein Proceßverfahren einleiten und diesen mit Absetzung bedrohen. Dagegen siegten die schmalkaldischen Bundesgenossen im Sept. 1545 über Herzog Heinrich den Jüngern, als derselbe sein Land wiederzuerobern versuchte, und nahmen ihn gefangen. Auch beschloß die Bundesversammlung zu Frankfurt 21. Jan. 1546, dem Kurfürsten von Köln gegen jeden Angriff beizustehen. Eine Gesandtschaft wurde an den Kaiser abgeschickt, um die Sistirung des Proceßverfahrens zu erbitten, worauf dieser eine beruhigende Antwort ertheilte. Während sich dadurch die Bundesgenossen täuschen ließen und jede Vorsichtsmaßregel verabsäumten, begann Karl V. kriegerische Rüstungen in Deutschland, Niederland und Italien und sicherte sich durch geheime Verträge den Beistand der kath. deutschen Fürsten sowie auch des prot. Herzogs Moritz (s. d.) von Sachsen. Endlich warf der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg die Maske ab. Als die Protestanten anfragten, gegen wen die Rüstungen gerichtet seien, antwortete er 17. Juni 1546, daß er nur die kaiserl. Würde aufrecht erhalten wolle gegen die ungehorsamen Fürsten, welche unter dem Vorwande des Evangeliums sich auflehnten. Offenbar waren vorzugsweise die beiden Bundeshauptleute Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp gemeint, und diese wurden auch 20. Juli 1546 förmlich in die Reichsacht erklärt. Vergeblich bemühten sich die kaiserl. Räthe, durch zweideutige Erklärungen die übrigen Bundesgenossen zur Neutralität zu bewegen und namentlich den Schein eines Religionskriegs zu vermeiden. Obschon der ablaufende Bundesvertrag noch nicht förmlich erneuert worden, hielten doch die überraschten Bundesverwandten treu zusammen, und es begann somit der Schmalkaldische Krieg. Der Feldhauptmann Schertlin (s. d.) mit den Soldtruppen der oberdeutschen Städte nahm schon 10. Juli 1546 die Ehrenberger Klause ein und wollte von da in Tirol einrücken, um sich der Alpenpässe zu bemächtigen und dem Kaiser den Zuzug aus Italien abzuschneiden. Man rief ihn aber zurück und er stieß Anfang August bei Donauwörth zu dem Hauptheere des Bundes, welches unter Anführung des Kurfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp von Norden heranrückte. Während so der jeden entscheidenden Zusammenstoß vermeidende Kaiser die ital. Hülfstruppen an sich ziehen konnte, wurden im prot. Lager durch den Hader und die Eifersucht der beiden Bundeshauptleute alle Operationen gelähmt. Beide feindlichen Heere manövrirten längs der Donau gegeneinander, und erst, nachdem im Sept. auch die niederländ. Truppen zum Kaiser gestoßen, drängte dieser die Bundesgenossen nach Schwaben zurück, als sie Mitte Oct. bei Giengen ein festes Lager bezogen. Auf die Nachricht, daß Herzog Moritz Kursachsen angegriffen und größtentheils erobert habe, ging jedoch das Bundesheer 22. und 23. Nov. 1546 auseinander. Kurfürst Johann Friedrich eilte zurück, um sein Land wiederzugewinnen, und auch Landgraf Philipp kehrte heim. Die Bundesverwandten in Süddeutschland, schutzlos preisgegeben, mußten daher um Frieden bitten. Im Laufe Dec. 1546 und Jan. 1547 unterwarfen sich dem Kaiser alle Reichsstädte, ebenso der Herzog Ulrich von Würtemberg. Sie mußten dem Schmalkaldischen Bunde entsagen und hohe Kriegscontributionen bezahlen. Dann wurde der Kurfürst Hermann von Köln gezwungen, zu resigniren (25. Febr.) und sein Nachfolger stellte den Katholicismus im Lande wieder her. Unterdeß hatte Kurfürst Johann Friedrich Kursachsen wiedergewonnen und sogar den Herzog Moritz aus seinen Erblanden verjagt. Die norddeutschen Bundesverwandten hielten treu zu ihm, und in Böhmen regte sich eine

starke prot. Partei. Selbst Frankreich und England knüpften mit dem Kurfürsten Verbindungen an. Allein Karl V. zog nunmehr mit gesammter Macht heran und gewann 24. April 1547 die entscheidende Schlacht bei Mühlberg (s. d.), in welcher Johann Friedrich selbst gefangen wurde. Derselbe mußte durch die Wittenberger Capitulation vom 19. Mai auf sein Land nebst der Kurwürde verzichten, welche Herzog Moritz erhielt. Landgraf Philipp, der jetzt ganz allein stand, schloß unter Vermittelung Moritz' und des Kurfürsten von Brandenburg eine Capitulation und wurde, obschon er sich vor Karl V. zu Halle 19. Juni 1547 demüthigte, in Haft genommen. Auch die norddeutschen Bundesverwandten, bis auf Magdeburg und Bremen, unterwarfen sich dem Kaiser, und damit war der Bund vollends aufgelöst. Vgl. Maurenbrecher, «Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—1555» (Düsseld. 1865).

Schmalz (Theodor Anton Heinr.), bekannt als Schriftsteller im Gebiete der Staatswissenschaften, geb. zu Hannover 17. Febr. 1760, studirte zu Göttingen 1777—80 Theologie, seit 1783 aber die Rechtswissenschaften, habilitirte sich 1785 und erhielt 1787 zu Rinteln eine Professur der Rechte. 1789 folgte er jedoch einem Rufe in gleicher Eigenschaft nach Königsberg und wurde dort 1798 zugleich Consistorialrath und 1801 Kanzler und Director der Universität. 1803 erhielt er den Charakter als Geh. Justizrath und den Ruf als Director der Universität zu Halle. Als Halle zum Königreich Westfalen geschlagen wurde, ging S. nach Memel zum Könige von Preußen, der ihm die Aussicht auf eine Anstellung in Berlin eröffnete. Hierauf privatisirte er in Berlin, bis er 1809 in den Oberappellationssenat des Kammergerichts gelangte. Bei der Gründung der Universität zu Berlin 1810 wurde er zum ersten Rector und zum Ordinarius der Juristenfacultät ernannt. Als Schriftsteller war S. zuerst mit den «Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe» (Hannov. 1783) aufgetreten und hatte sich als solcher einen sehr geachteten Namen erworben. Durch die kleine polit. Schrift «Berichtigung einer Stelle in der Venturini'schen Chronik für das J. 1808» (Berl. 1815) erregte er jedoch nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland einen großen Anstoß, indem er darin den Tugendbund (s. d.) als revolutionären Verein zu verdächtigen und überhaupt das Mistrauen der Regierungen gegen den Geist der Zeit zu unterhalten und zu steigern suchte. Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, Fr. Förster, Krug, Fr. Rühs, Ludw. Wieland, Ludw. Lüders u. v. a. traten mit Schriften gegen ihn auf, und es entbrannte der Streit im Wechsel von Schriften und Gegenschriften in solcher Heftigkeit, daß durch eine königl. Verordnung vom 6. Jan. 1816 bei namhafter Geld- und Leibesstrafe verboten wurde, fernerhin in dieser Sache, weder für noch gegen, irgendetwas im Druck erscheinen zu lassen. Schließlich trat S. auch noch zu Gunsten Dom Miguel's auf und machte gemeinschaftliche Sache mit den Pietisten. Er starb zu Berlin 20. Mai 1831. Von seinen Schriften sind noch anzuführen: «Encyklopädie des gemeinen Rechts» (Königsb. 1790); «Handbuch des röm. Privatrechts» (Königsb. 1793); «Das Recht der Natur» (3 Bde., Königsb. 1795; neue Auflage, Lpz. 1823; neu bearbeitet unter dem Titel «Die Wissenschaft des natürlichen Rechts», herausg. von Jarcke, Lpz. 1831); «Encyklopädie der Kameralwissenschaften» (Königsb. 1797; 2. Aufl. 1819); «Handbuch des kanonischen Rechts» (Berl. 1815; 3. Aufl. 1834); «Das europ. Völkerrecht» (Berl. 1817); «Lehrbuch des deutschen Privatrechts» (Berl. 1818); «Staatswirthschaftslehre in Briefen an einen deutschen Erbprinzen» (2 Bde., Berl. 1818); «Ansicht der ständischen Verfassung in der preuß. Monarchie» (Berl. 1822), ein Schriftchen, das ebenfalls mancherlei Gegenschriften und Kritiken veranlaßt hat; «Das deutsche Staatsrecht» (2 Bde., Berl. 1825).

Schmarda (Ludwig Karl), Naturforscher und Reisender, geb. 23. Aug. 1819 zu Olmütz, erhielt seine akademische Vorbildung seit 1826 auf dem Gymnasium und (seit 1835) auf der Universität seiner Vaterstadt und widmete sich dann seit 1837 zu Wien dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften. Nachdem er 1841 die philos. und 1843 die medic. Doctorwürde erlangt, trat er als Oberfeldarzt in ein Dragonerregiment. Noch in demselben Jahre wurde er Assistent bei der Lehrkanzel der speciellen Naturgeschichte an der Josephsakademie zu Wien, von wo er im Dec. 1847 als Lehrer der Naturgeschichte und Geographie an die landschaftliche Realschule zu Gratz übersiedelte. Während der Bewegungen des J. 1848 betheiligte er sich durch Wort und That an den liberalen Zeitbestrebungen. 1850 erhielt S. eine ord. Professur an der Universität zu Gratz, die er 1852 mit der Professur der Zoologie zu Prag vertauschte. Bevor er die letztere wirklich antrat, entschloß er sich zu einer größern naturwissenschaftlichen Reise. Mit seinem Freunde, dem Guts- und Bergwerksbesitzer Ritter von Fridau, ging er im Jan. 1853 über Aegypten nach Ceylon, wandte sich dann nach einem längern Aufenthalt auf dieser Insel nach dem Capland und von hier im Juni 1854 nach Australien.

Während des folgenden Jahres besuchte er Chili, Mendoza, Panama und Jamaica und reiste dann von Paita und Guayaquil aus nach Quito, von dort nach Bogota und dann den Magdalenenstrom abwärts nach Cartagena, das er im Aug. 1856 erreichte. Da die projectirte Bereisung Nicaraguas wegen der damaligen polit. Zustände dieses Landes unthunlich war, wandte sich S. zunächst nach den Vereinigten Staaten und Canada, dann im Jan. 1857 von Neuorleans aus nach Cuba, von wo er nach Europa zurückkehrte. Inzwischen war er seiner Professur entsetzt worden, und er lebte nun die folgenden Jahre theils auf den Besitzungen seines Freundes in Steiermark, theils in Paris und Berlin. Im Jan. 1862 wurde er wiederum als Professor der Zoologie nach Wien berufen, wo er seitdem wirkte. Von dem Marineministerium mit der Berichterstattung über den Zustand der Seefischerei an den österr. Küsten beauftragt, bereiste er diese wiederholt während der Sommermonate der J. 1863—65. Als Zoolog beschäftigte er sich vorzugsweise mit den wirbellosen Thieren. Unter seinen Schriften aus früherer Zeit sind zu nennen: «Beiträge zur Naturgeschichte der Infusorien» (Wien 1846) und «Andeutungen aus dem Seelenleben der Thiere» (Wien 1846). Ueber seine Reisen berichtete er in der «Reise um die Erde in den J. 1853—57» (3 Bde., Braunschw. 1861). Von großer wissenschaftlicher Bedeutung ist S.'s Werk «Die geogr. Verbreitung der Thiere» (Wien 1853). Von seinen übrigen Arbeiten sind, außer zahlreichen Beiträgen zu Zeit- und Gesellschaftsschriften, noch zu nennen: «Zur Naturgeschichte der Adria» (Wien 1852); «Zur Naturgeschichte Aegyptens» (Wien 1857); «Neue wirbellose Thiere» (Abth. 1 und 2, Lpz. 1850—61, mit 37 Tafeln) u. s. w. Als Lehrbuch für höhere Unterrichtsanstalten verfaßte er «Grundzüge der Zoologie» (Wien 1853). Auszüge aus seinen Berichten an das Marineministerium über die maritime Production der österr. Küstenländer kamen in der «Oesterr. Revue» (1864 fg.) zur Veröffentlichung. — S.'s Bruder, Karl Johann S., geb. 13. Juli 1826 zu Olmütz, Oberstlieutenant in der österr. Artillerie und seit 1866 Mitglied des Artilleriecomité zu Wien, ist durch verschiedene mathem. und militärwissenschaftliche Arbeiten rühmlich bekannt. Dahin gehören: «Lehrbuch der Trigonometrie» (Wien 1855), «Anleitung zur Feldbefestigung» (2 Bde., Wien 1856), «Lehrbuch der praktischen Meßkunst» (Wien 1858), «Ueber die geometr. Vorbedingungen der treffsichern Feuerwirkung» (Prag 1862) u. s. w.

Schmarotzer, s. Parasiten.

Schmauß (Joh. Jak.), einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer, geb. zu Landau im Elsaß 10. März 1690, studirte zu Strasburg und Halle. Nachdem er auf der letztern Universität einige Zeit Vorlesungen gehalten, wurde er 1721 von dem Markgrafen zu Baden-Durlach zum Hofrath und 1728 zum Kammerrath ernannt. 1734 ging er als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Göttingen, 1743 als Professor des Staatsrechts nach Halle und 1744 wieder nach Göttingen zurück, wo er 8. April 1757 starb. S. war ein geistreicher Kenner und Bearbeiter der Geschichte und des Staatsrechts, besonders der neuern Geschichte, scharfsinnig und freimüthig und eröffnete manche neue Ansichten. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Corpus juris publici sacri Romani imperii academicum» (2 Bde., Lpz. 1745; neue Ausg. mit Anmerkungen von Schumann, Lpz. 1774); «Corpus juris gentium academicum» (2 Bde., Lpz. 1730); «Einleitung zu der Staatswissenschaft» (2 Bde., Lpz. 1742); «Neues System des Rechts der Natur» (Gött. 1753), welches seinerzeit besondere Aufmerksamkeit erregte; «Neuester Staat von Portugal» (2 Bde, Halle 1714).

Schmecks (genauer Schmecksz) oder Tátra-Füred, ein Prädium und Curort im ungar. Comitate Zips, im Tatragebirge, am Fuße der sog. Königsnase wildromantisch gelegen, ist von Fichtenwäldern und Torflagern umgeben. Es sind hier sehr kräftige, eisenhaltige und indifferente Säuerlinge und eine Kaltwasserheilanstalt. 1$^1/_2$ St. nördlich erhebt sich die Lomnitzer Spitze.

Schmeißfliege, s. Fliegen.

Schmeller (Joh. Andr.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Sprachforscher, geb. 6. Aug. 1785 zu Tirschenreuth in Oberfranken, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Lyceum zu München. Ohne Mittel, seine Studien fortsetzen zu können, faßte er, 18 J. alt, den Entschluß, in die Welt zu gehen. Im Juni 1804 machte er sich auf den Weg in die Schweiz, um dort unter Pestalozzi zu arbeiten. Als aber der Versuch, durch ihn beschäftigt zu werden, ebenso wie der, in Bern unterzukommen, dann auch der, von Basel zu Schiff nach Holland und von da nach Amerika zu reisen, mislungen war, ließ er sich auf dem Wege nach Solothurn von dem Agenten eines Schweizerregiments in span. Solde anwerben und kam im September nach Tarragona. Hier machte er mit einem Hauptmann des Regiments, Voitel, der Pestalozzi's

Lehrmethode in der Schule des Regiments eingeführt hatte, nähere Bekanntschaft und begleitete ihn, als derselbe 1806 zum Vorsteher einer nach Pestalozzi's Grundsätzen eingerichteten, für Offizierssöhne bestimmten Probeschule nach Madrid berufen wurde, dahin als Gehülfe dieser Lehranstalt. Als diese bald nach dem Ausbruche der Revolution ihr Ende fand, verließ er mit seinem Mitarbeiter Studer Spanien und ging 1808 in die Schweiz, wo er mit Sam. Hopf eine Privatanstalt in Basel errichtete, die bis 1813 bestand. In diesem Jahre verließ er die Schweiz, um sich in die Reihen der bair. Freiwilligen zu stellen. Sein Bataillon blieb 1814 bei der Reserve und wurde erst im Feldzuge von 1815 verwendet. Nach der Heimkehr begann er, unterstützt durch den Kronprinzen von Baiern, die Mundarten Baierns zum Gegenstand einer ausführlichen Arbeit zu machen. Seine Schrift «Die Mundarten Baierns, grammatisch dargestellt» (Münch. 1821) und sein großes lexikalisches Werk «Bair. Wörterbuch, mit urkundlichen Belegen» (4 Bde., Stuttg. und Tüb. 1827—36), zugleich Idiotikon der lebenden Volkssprache sowie Glossar der ältern Sprache des Landes, dürfen als Muster für gleichartige Arbeiten gelten. Als Oberlieutenant verabschiedet, wurde er 1827 Professor am Cadettenhaus in München, 1828 außerord. Professor für die ältere deutsche Sprache und Literatur zu München. Daneben erhielt er 1829 die Stelle eines Custos, 1840 die eines Unterbibliothekars an der königl. Hof- und Staatsbibliothek und wurde 1846 zum ord. Professor an der Universität zu München ernannt. Hier starb er 27. Juli 1852. Außer den bereits genannten Hauptwerken, sowie zahlreichen andern in den «Denkschriften der münchener Akademie», den «Münchener gelehrten Anzeigen», Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» u. s. w. enthaltenen Abhandlungen sind von seinen übrigen Schriften als besonders bedeutend noch hervorzuheben: die Ausgabe der von ihm «Hêliand» betitelten altsächs. Evangelienharmonie (Stuttg. und Tüb. 1830—40); ferner die Ausgabe der althochdeutschen Uebersetzung der sonst dem Tatian, von ihm selbst dem Ammonius zugeschriebenen Evangelienharmonie (Wien 1841); die Ausgabe des «Muspilli» (Münch. 1832). Mit Jak. Grimm gab er «Lat. Geschichte des 10. und 11. Jahrh.» (Gött. 1838) heraus; später folgte seine Ausgabe von «St.-Ulrich's Leben, lateinisch beschrieben durch Berno von Reichenau und um das J. 1200 in deutsche Verse gebracht von Albertus» (Münch. 1844). Einen Beitrag zur bair. Geschichte lieferte er in der kleinen Schrift «München unter der Vierherzog-Regierung 1397—1403, nach einer gleichzeitigen Denkschrift des Bürgermeisters Jörg Katzmair» (Münch. 1833). Für den stuttgarter Literarischen Verein besorgte er die Ausgaben von «Des böhm. Herrn Leo von Rozmital Ritter-, Hof- und Pilgerfahrt durch die Abendlande» (Stuttg. 1844), der «Carmina burana» (Stuttg. 1847) und «Hadamar's von Laber Jagd nebst drei andern Minnegedichten» (Stuttg. 1850). Ein besonderes Studium hatte S. den sog. Cimbern der Sette und Tredeci Communi zugewendet und ein Wörterbuch ihrer Sprache hinterlassen (herausg. von Bergmann, Wien 1855). Schon früher hatte er als Resultate seiner Untersuchungen die Abhandlung «Ueber die sog. Cimbern der VII und XIII Communen auf den venedischen Alpen und ihre Sprache» (Münch. 1838) veröffentlicht. Vgl. Föringer, «Lebensskizze S.'s» (Münch. 1855).

Schmelz ist gewöhnlich gleichbedeutend mit Email (s. d.). Im besondern nennt man so das undurchsichtige weiße Email, womit Uhrzifferblätter u. s. w. überzogen werden, und die emailartige weiße Glasur auf Stubenöfen und gemeiner Fayence, in welchen beiden Zinnoxyd und Bleioxyd als wesentliche Bestandtheile enthalten sind. Verschiedenfarbige Stückchen von feinen Glasröhrchen, welche wie Glasperlen zu Stickerei gebraucht werden, führen ebenfalls den Namen Schmelz. Schmelzfarben oder Emailfarben sind durch Metalloxyde gefärbte Glasflüsse, mit welchen man auf Glas, Porzellan und weißem Emailgrund malt, worauf das Gemälde der Glühhitze ausgesetzt wird, um durch Schmelzung sowol Glanz zu erhalten, als sich mit dem Grunde fest zu verbinden.

Schmelzen nennt man das Uebergehen eines Körpers aus dem festen in den tropfbarflüssigen Zustand. Dies kann durch keine mechan. Kraft, sondern allein durch Wärme bewirkt werden. Es gibt verschiedene Grade der Schmelzbarkeit. Manche Körper, wie Eis, Talg, Wachs, Schwefel u. s. w., sind leicht schmelzbar und werden schon bei niedriger Temperatur flüssig; andere bedürfen hierzu schon höhere Temperatur, wie Zinn, Blei, Zink u. s. w.; wieder andere, wie Gold, Eisen, Platin u. s. w., schmelzen nur in ungemein hohen Temperaturen. Gemische von Stoffen, wie z. B. Metallegirungen, haben jedoch einen bedeutend niedrigern Schmelzpunkt als die Stoffe (z. B. die Metalle) einzeln genommen. So können Legirungen von Zinn, Zink, Wismut u. s. w. hergestellt werden, welche schon im siedenden Wasser schmelzen (wie Rose's und Darcet's leichtflüssige Metalle). Obgleich es noch nicht gelungen ist, alle Körper zu schmelzen,

so darf man doch der Analogie nach schließen, daß absolut unschmelzbare Körper nicht existiren. Viele Körper, namentlich organische, erleiden durch die Wärme eine chem. Zersetzung, noch ehe sie zum S. kommen. Doch können mehrere derselben unter Umständen geschmolzen werden, zumal wenn man sie während des Erhitzens mit einer geeigneten Atmosphäre umgibt oder sie unter einem sehr starken Drucke erhält. Auf diese Weise ist es gelungen, Marmor und mehrere vulkanische Substanzen zu schmelzen. Das S. beginnt bei einem und demselben Körper bei einer festen, unveränderlichen Temperatur, dem Schmelzpunkte, und dieser ändert sich während des S. nicht, wie viel Wärme auch zu dem Körper noch hinzutreten möge. Doch ändert sich nach genauen Beobachtungen der Schmelzpunkt ein wenig mit dem Drucke der Atmosphäre.

Schmerlen oder Grundeln (Cobitis) heißen Süßwasserfische, die der Karpfenfamilie nahe stehen, aber sich durch die ganz oben auf dem schuppenlosen Kopfe stehenden Augen, enge Kiemenspalten und sehr kleine Schuppen unterscheiden. Der Mund ist mit wulstigen Lippen und Bartfäden besetzt. Sie halten sich an Boden der Gewässer auf. Es gibt in Deutschland drei Arten: der Schlammpitzger, Bißgurre oder die Meergrundel (C. fossilis), mit zehn Bartfäden, aalförmigem, fußlangem Körper, der häufig Luft in den Darm schluckt; der Steinpitzger oder die Dorngrundel (C. taenia), ebenfalls mit aalförmigem, sehr schlüpfrigem, aber kleinerm Körper und sechs Bartfäden, beide in schlammigen Gewässern und ihres Fleisches wegen wenig geschätzt; und die eigentliche Bartgrundel oder Schmerle (C. barbatula) mit kurzem Körper und sechs Bartfäden, die höchstens einen halben Fuß lang wird, klare Gewässer mit steinigem Grunde vorzieht und ihres zarten Fleisches wegen sehr geschätzt ist.

Schmerling (Anton, Ritter von), österr. Staatsmann, geb. 23. Aug. 1805 zu Wien, aus einer ursprünglich in den Rheinlanden ansässigen, seit dem 18. Jahrh. in Oesterreich begüterten Familie, machte seine jurist. Studien auf der wiener Universität und trat 1829, zunächst als Auscultant, bei dem Landgericht in Wien in den Staatsdienst. Nachdem er die untern Dienstgrade rasch durchlaufen, wurde er 1842 zum Rath ernannt, worauf 1846 seine Beförderung zum Appellationsrath erfolgte. S. war bereits nicht nur als tüchtiger Jurist, sondern auch durch seine thätige Theilnahme an den Arbeiten der niederösterr. Stände, denen er durch seine Geburt angehörte, bekannt, als ihn die Ereignisse des J. 1848 auf ein weiteres Feld riefen. Als ein Gegner des Metternich'schen Systems in die Bewegung der Märztage verflochten, wurde er von der österr. Regierung nach Frankfurt gesandt, um dort (seit 9. April 1848) als ihr Vertrauensmann den Berathungen über einen deutschen Verfassungsentwurf beizuwohnen. In dieser Stellung übte er auf die Ausarbeitung des Siebzehnerentwurfs einen nicht unbedeutenden Einfluß. Seine Richtung erschien damals rücksichtlich der Verfassungsangelegenheit unitarisch, wobei er aber nicht auf Preußens, sondern auf Oesterreichs Oberhauptschaft rechnen mochte. Nach Colloredo's Rücktritt erhielt S. 19. Mai 1848 für die letzten Wochen das Präsidium des durch die Wahl des Reichsverwesers im Juni aufgelösten Bundestags. In die deutsche Nationalversammlung von der Stadt Tuln als Abgeordneter erwählt, nahm er auch hier eine einflußreiche Stellung ein. Er schloß sich der constitutionellen Monarchie an, betheiligte sich an mehrern Ausschüssen und nahm die Interessen Oesterreichs mit Umsicht und Geschmeidigkeit wahr. Als Erzherzog Johann zum Reichsverweser erwählt worden, ernannte derselbe zuerst S. zum Reichsminister (15. Juli). In dieser Stellung vereinigte er anfangs Inneres und Aeußeres, behielt jedoch nachher nur das erstere Departement. Der Malmöer Waffenstillstand und dessen Verwerfung in der Nationalversammlung veranlaßte mit den übrigen Ministern auch S. zum Rücktritt. Doch behielt er, als die Bildung eines neuen Ministeriums auf Schwierigkeiten stieß, die Geschäfte in den Händen und entwickelte so beim Ausbruch der Unruhen 18. Sept. viel Energie. Die schnelle Bewältigung der Emeute war vorzugsweise sein Werk. Am 24. Sept. von neuem definitiv zum Reichsminister ernannt, sah er sich nicht nur heftigen Angriffen von seiten der Linken ausgesetzt, sondern entzweite sich auch seit dem Beginn der Verfassungsberathung mit einem großen Theile seiner bisherigen Freunde, indem er der Richtung auf die preuß. Oberhauptschaft immer offener entgegentrat. Er legte darum auch 15. Dec. 1848 sein Ministerium nieder und begab sich nach Olmütz und Wien, wo er bereits zum Abgeordneten in die österr. Reichsversammlung gewählt war und durch seine Mittheilungen und Rathschläge großen Einfluß auf die Modification der österr. Politik in der deutschen Frage übte. Die österr. Regierung übertrug ihm sodann die Stelle eines Bevollmächtigten bei der Centralgewalt, d. h. die Leitung der österr. Interessen in Frankfurt. Als Führer der Oesterreicher in der Nationalversammlung und einer der thätigsten Organisatoren der großdeutschen Partei arbeitete er nun

eifrig dem preuß. Kaiserthum entgegen. Nach der Erwählung König Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Kaiser kehrte er im April 1849 nach Wien zurück, wo er im Juli als Justizminister ins Cabinet Schwarzenberg trat. In dieser Stellung brachte er das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren zur Durchführung und leitete mancherlei Reformen ein, nahm aber schon im Jan. 1851 seinen Rücktritt, weil er sich mit der Restaurationspolitik Schwarzenberg's nicht im Einklange befand. S. erhielt hierauf das Amt eines Senatspräsidenten des obersten Gerichts- und Cassationshofs. Nach Erlaß des Diploms vom 20. Oct. 1860 wurde er 13. Dec. als Staatsminister ins Cabinet berufen, um den Uebergang Oesterreichs zu einem constitutionellen Staate fördern und leiten zu helfen. In dieser Stellung war das Staatsgrundgesetz vom 26. Febr. 1861 für die Reichs- und Landtagsvertretungen vornehmlich sein Werk. Auch hatte er an dem Deutschen Fürstentage in Frankfurt a. M. (1863) wesentlichen Antheil. Ungeachtet seiner Intentionen war jedoch S. unter den obwaltenden Verhältnissen nicht im Stande, den einheitlichen Verfassungsstaat durchzuführen. (S. Oesterreich.) Er legte deshalb 27. Juli 1865 sein Portefeuille nieder und machte dem sog. Sistirungsministerium Belcredi Platz. An demselben Tage übernahm er das Amt eines ersten Präsidenten des Obersten Gerichtshofs. 1861—65 war S. Mitglied des böhm. Landtags; 1861—67 vertrat er auch die Stadt Wien im niederösterr. Landtage. Der böhm. Landtag hatte ihn zum Abgeordneten in den Reichsrath gewählt, als ihn der Kaiser 1. April 1867 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannte.

Schmerz heißt jede unangenehme körperliche Empfindung, wenn sie einen gewissen Grad erreicht, deren eigenthümliche Bestimmtheit aber nur durch die eigene Erfahrung des Befallenen erkannt wird. Die einzelnen Arten des Schmerzes, z. B. der Empfindung des Stechens, Schneidens, Brennens u. s. w., unterscheidet man dadurch, daß man schon bekannte S. als Vergleichungspunkte für die Bezeichnung anderer benutzt. Die Entstehung der körperlichen Schmerzgefühle ist physiologisch und psychologisch ebenso dunkel wie die der körperlichen Lustgefühle. Daß die Empfindungsnerven dabei die vermittelnden Organe sind, ist gewiß; aber warum die verschiedene Art und der verschiedene Grad ihres Gereiztwerdens die Empfindung hier der Lust, dort des S. zur begleitenden Folge habe, ist noch sehr dunkel. Es ist sogar streitig, ob die Empfindungsnerven sich dabei in einem Zustande erhöhter oder verminderter Thätigkeit befinden; doch bleibt ersteres wahrscheinlicher. Die Aerzte unterscheiden den organisch bedingten S. (d. h. den durch krankhafte Zustände anderer Gebilde, besonders durch Entzündungen hervorgerufenen) von dem Nervenschmerz (Neuralgie). In Krankheiten steigert sich oft die Empfänglichkeit für körperliche Schmerzempfindungen auf eine unglaubliche Weise, während andererseits Geisteszerrüttung für körperlichen S. häufig unempfindlich macht. (S. auch Juden.) — Schmerzstillende Mittel nennt man insbesondere diejenigen, welche die Nerven und das Gehirn gegen S. unempfänglich machen. (S. Anodyna, Anästhesiren und Narkotica.) — Mehr in bildlicher Weise spricht man auch von rein geistigen (psychischen) S., dem Seelenschmerz, z. B. in der Reue, der Trauer, der Angst; doch läßt sich nicht leugnen, daß dieselben im Wesen wol dem körperlichen S. nahe verwandt sind, auch oft durch körperliche (häufiger freilich durch gemüthliche) Ursachen hervorgerufen werden.

Schmerzensgeld, eine Geldentschädigung, welche nach manchen Gesetzgebungen der Urheber einer Körperverletzung dem Verletzten wegen der damit zugefügten Schmerzen zahlen muß und die ganz unabhängig von der Strafe eintritt. Die Höhe des S. richtet sich nach der Schwere der Verletzung und den sonstigen Strafabmessungsgründen; der Betrag wird in der Regel durch richterliches Ermessen bestimmt.

Schmettau (Samuel, Reichsgraf von), preuß. Generalfeldmarschall, Grandmaître de l'Artillerie, geb. 26. März 1684, diente zuerst in einem fürstl. ausbachischen Regiment, welches in holländ. Diensten stand, und focht im span. Erbfolgekriege mit. 1714 trat er in poln. Dienste, wo er während der Conföderationsunruhen dem Könige August wichtige Dienste leistete, der ihn dafür zum Obersten der Artillerie ernannte. Bald nachher ging er in österr. Dienste über, kämpfte 1717 gegen die Türken und wurde dann gegen die Spanier nach Sicilien geschickt, wo er sich als Generalwachtmeister bei Villafranca auszeichnete. 1720 leitete er die Belagerung von Messina. 1731 ging er auf kaiserl. Befehl nach Genua, um den Aufruhr zu stillen, und als ihm dieses gelungen, 1733 als Feldmarschallieutenant unter dem Herzoge von Braunschweig-Bevern gegen die Franzosen nach dem Rheine. Hierauf wohnte er dem Türkenkriege 1737 bei. Von der Beschuldigung, als habe er einigen Antheil an der unrühmlichen Uebergabe von Belgrad gehabt, ist er völlig freigesprochen. 1741 wurde er Feldmarschall. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preuß. Unterthan zu-

rück, und S. folgte dem Rufe sehr gern, weil in Wien seine Neider ihm viel Verdruß bereiteten. Da er aber nicht wünschte, gegen Oesterreich zu fechten, so brauchte ihn Friedrich mehr als Gesandten, zuerst nach München an Kaiser Karl VII. und später an den König von Frankreich. Er starb zu Berlin 18. Aug. 1751. In 28 Schlachten und bei 32 Belagerungen hatte er mitgefochten. — Sein Bruder, Karl Christoph, Reichsgraf von S., preuß. Generallieutenant, geb. 1696, stand zuerst in österr., dann während des Siebenjährigen Kriegs in preuß. Diensten und starb zu Brandenburg 1775. — Des vorigen Neffe, Graf von S., geb. um 1740, diente schon im Siebenjährigen Kriege, zeichnete sich gegen die Franzosen in den Feldzügen am Rheine aus und fiel als General der Infanterie bei Auerstädt 14. Oct. 1806.

Schmetterlinge (Lepidoptĕra) bilden eine große, sehr natürliche Ordnung der Insekten, welche zugleich ihrer äußern Erscheinung nach die schönste ist und sich durch vier staubartig beschuppte Flügel von gleicher Substanz, einen spiralig einwärts gerollten Rüssel und die sehr vollkommene Verwandlung auszeichnet. Ihre Größe ist äußerst verschieden; einige Motten messen ausgebreitet nur wenige Linien, manche ausländische Tagschmetterlinge bis fast gegen 1 F. Der Körper besteht aus den bei allen vollkommenern Insekten gewöhnlichen Abschnitten; nur sind die Brustringe eng untereinander verbunden. Von den drei Fußpaaren bleibt das erste bisweilen sehr klein. Die Flügel zeigen eine sehr große Abwechselung der Umrisse. Sie sind ganz oder mannichfach ausgeschnitten, bei den Federmotten fast bis zur Wurzel in mehrere Theile zerschnitten, bald geschwänzt, bald ungeschwänzt, bei allen mit feinen, staubartigen Schüppchen bedeckt, welche sehr verschieden gefärbt und gestaltet, breit oder lang, dick oder dünn, rund oder eckig, stumpf, spitzig oder gezähnt, gestielt oder stiellos u. s. w. sind. Nur bei wenigen sind die Flügel an einzelnen Stellen oder die Vorderflügel größtentheils schuppenlos und durchsichtig wie bei den Glasflüglern (Sesĭa). Bei sehr wenigen Weibchen sind die Flügel sehr kurz oder fehlen gar gänzlich, wie bei dem Frostschmetterling, dem Aprikosenspinner und dem Sackträger. Die Ernährungswerkzeuge kommen durch Zusammengesetztheit denjenigen der Käfer nicht gleich, bestehen hauptsächlich in dem Rüssel und haben auch nur die Bestimmung zum Aufsaugen flüssiger Stoffe, die überhaupt nicht in großer Menge aufgenommen werden; ja einige Arten von S. scheinen ihr kurzes Leben hindurch durchaus keiner Nahrung zu bedürfen, indem manchen Phaläuen der Rüssel fast ganz fehlt. Die Oberlippe ist nur als Rudiment vorhanden, die Unterlippe aber groß, dreieckig, mit zwei großen, meist dreigliederigen Lippentastern, zwischen denen der aus zwei Hälften, den modificirten Kiefern, bestehende Rüssel liegt, an dessen Grunde die kleinen, ein- bis dreigliederigen Kiefertaster sitzen. Alle haben zwei große facettirte Augen, nur sehr wenige zugleich Nebenaugen. Die Geschlechter sind äußerlich oft leicht erkennbar. Die Weibchen sind meistentheils größer, oft minder lebhaft gefärbt, haben einen dickern Hinterleib und oft dünnere Fühler. Die Weibchen legen Eier von verschiedener, oft sehr zierlicher Gestalt, aus welchen nach Ablauf einer gesetzmäßigen Zeit die Raupe (s. d.) hervorkommt, welche, zur Fortpflanzung unfähig, nur auf Anhäufung von Körpermasse durch Ernährung hingewiesen, also sehr gefräßig, daher häufig dem Landmanne und Gärtner sehr schädlich ist und alle dem Schmetterlinge zukommenden Organe, wenn auch in sehr unentwickeltem Zustande, in sich trägt. Nach mehrfacher Häutung spinnt sie sich ein oder heftet sich an und wird zur Puppe (s. d.). Nach Ablauf der letzten Periode der Metamorphose kriecht endlich der Schmetterling aus der Puppe hervor, trocknet und entfaltet seine Flügel, deren Gefäße durch kräftige Athmung mit Luft erfüllt, ausgedehnt und gespannt werden, und beginnt sein kurz dauerndes Leben als vollkommen entwickeltes Thier, dessen Hauptgeschäft nun die Fortpflanzung ist, von deren früherer oder späterer Vollziehung auch die kürzere oder längere Lebensdauer abhängt. Dem Menschen sind die S. nur insofern nützlich, als mehrere Arten von Spinnern, die Seidenraupen (s. d.), ihm die Seide liefern; sehr viele sind dagegen als Raupen lästig oder verderblich. Ihre Verbreitung reicht zwar über die ganze Erde, denn einige leben selbst noch unter dem Polarkreise; doch übertreffen die tropischen Arten durch Zahl, Größe und Schönheit diejenigen milder Klimate. Man theilt die sämmtlichen S., von denen man etwa 20000 Arten kennt, in vier Unterordnungen: 1) Tagschmetterlinge oder Falter (Diurna), welche in die beiden Familien Falter (Papilionida) und Dickköpfe (Hesperida) eingetheilt werden; 2) Abendschmetterlinge (Crepuscularĭa), welche die beiden Familien Schwärmer (Sphingodĕa) und Widderchen (Zygaenĭdae) umfassen; 3) Nachtschmetterlinge (Nocturna oder Phalaenae), welche in drei Familien zerfallen: Spinner (Bombycida), Eulen (Noctuida) und Spanner (Geomĕtrae), und 4) Kleinschmetterlinge (Microlepidŏptĕra), welche man in vier Familien getrennt hat: Zünsler (Pyralĭdae), Wickler (Tortricĭna), Motten (Tinodĕa) und Federmotten oder Geistchen (Pterophorĭdae). Die

Literatur über die S. ist sehr reich und schließt viele Prachtwerke ein. Die europäischen S. beschrieben Ochsenheimer und Treitschke in dem Werke «Die S. von Europa» (17 Bde., Lpz. 1807—18). — Der Schmetterling war schon im Alterthum ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele (Psyche), und das Hervorgehen des Schmetterlings aus der Puppe in seiner Vollkommenheit wurde auf die Befreiung der Seele von dem Körper im Tode bezogen. Daher erscheint Psyche auf Kunstwerken gewöhnlich mit Schmetterlingsflügeln. Auch der Gott des Schlafs (Hypnos) wurde mit Schmetterlingsflügeln am Kopfe abgebildet, indem der Schlaf als eine periodische Befreiung der Seele von den irdischen Banden angesehen wurde.

Schmetterlingsblütler (plantae papilionāceae) werden im natürlichen Pflanzensysteme diejenigen dikotylen Gewächse genannt, deren aus fünf meist getrennten Blättern zusammengesetzte Blumenkrone seit Linné's Zeit schmetterlingsförmig genannt wird. Sie besteht aus einem obern unpaarigen Blumenblatte, welches die übrigen meist an Größe übertrifft und Fahne oder Segel genannt wird, und aus zwei Paaren gleichgestalteter Blumenblätter, von denen die der Fahne zunächst eingefügten, das Innere der (gewöhnlich schief oder horizontal gegen den Horizont gestellten) Blüte seitlich begrenzenden als Flügel bezeichnet werden, während die beiden untersten, dicht aneinandergeschmiegten, oft auch verwachsenen Blumenblätter den Namen Kiel oder Schiffchen führen, weil sie einen hohlen, meist kahnförmigen Körper darstellen, in dem die Geschlechtsorgane eingeschlossen zu liegen pflegen. Diese eigenthümliche Blumenkrone steckt in einem meist röhrigen, seltener mehrblätterigen Kelche, dessen Saum regelmäßig oder zweilippig ausgebildet erscheint. Die Zahl der Staubgefäße beträgt zehn und sind dieselben entweder frei oder (gewöhnlich) mit den Staubfäden verwachsen und zwar bald alle zehn Staubfäden in eine den Stempel umgebende Röhre verschmolzen (monadelphisch oder einbrüderig) oder neun in eine den Stempel von unten her umgebende Rinne, während der zehnte (oberste) frei ist (diadelphisch oder zweibrüderig). Daher gehören fast alle S. in die 15. und 16. Klasse des Linné'schen Systems. Aus dem oberständigen, stets einfächerigen Fruchtknoten entwickelt sich bei den meisten Papilionaceen eine Hülse (s. d.), bei einigen auch eine Gliederhülse. Deshalb hat man diese Gewächse auch Hülsenfrüchtler (Leguminosae) genannt, welcher Name indessen nicht recht passend erscheint, weil die Hülse auch andern, nicht zu den S. gehörenden Pflanzen zukommt. Die Papilionaceen bilden nächst den Compositen die größte und eine sehr natürliche Familie des Pflanzenreichs, welche wegen der vielen aus ihr stammenden Cultur- und Nutzgewächse eine ganz besondere Wichtigkeit für den Menschen hat. Es sind theils Holzgewächse, theils Kräuter der verschiedensten Lebensdauer, Größe und Bildung. Die Blüten stehen am häufigsten in Aehren, Trauben und einfachen Dolden, selten einzeln, gebüschelt oder in Trugdolden und Rispen. Die Samen enthalten keinen Eiweißkörper, aber die beiden Kotyledonen des Keims sind stets sehr groß und dick, reich an Kleber-, oft auch an Stärkemehl. Im Holze der Bäume und Sträucher dieser Familie pflegen Gummigänge vorzukommen. Manche Papilionaceen enthalten auch arzneiliche Stoffe, wenige giftige (meist in den Samen). Die Blätter sehr vieler, besonders krautartiger S. sind reich an nahrhaftem Schleim und bieten deshalb den grasfressenden Thieren ein nahrhaftes Futter. Alle unsere wichtigsten Futterkräuter (Klee, Luzerne, Esparsette, Serradella, Wicken u. a.) gehören zu dieser Familie, ebenso die durch Nahrhaftigkeit der Samen ausgezeichneten Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen u. a.). Die Papilionaceen zerfallen in mehrere große natürliche Gruppen. Es sind: 1) die Sophoreae mit ungegliederter einfächeriger Hülse und zehn freien Staubgefäßen, 2) die Loteae, ebenfalls mit einer echten Hülse, aber ein- oder zweibrüderigen Staubfäden; 3) die Hedysareae, durch Gliederhülsen ausgezeichnet; 4) die Vicieae, mit Hülsen und zweibrüderigen Staubgefäßen, von allen übrigen dadurch verschieden, daß beim Keimen die Kotyledonen unter dem Boden bleiben; 5) die Phaseoleae, Schlingpflanzen mit Hülsen oder Gliederhülsen, deren Kotyledonen zwar über den Boden hervortreten, wie in den ersten vier Gruppen, aber nicht wie dort grün und blattartig werden, sondern dick, fleischig und bleichgrün bleiben. Die S. sind über die ganze Erde verbreitet, jedoch in der nördl. Hemisphäre häufiger als in der südlichen. Ihre Zahl nimmt in der Richtung vom Pol nach dem Aequator zu. Die meisten kommen in Afrika vor.

Schmid (Christoph von), vorzüglicher Jugendschriftsteller, geb. 15. Aug. 1768 zu Dinkelsbühl, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Dillingen und war nach Vollendung seiner theol. Studien einige Jahre Pfarrgehülfe zu Nassenbeuren bei Mindelheim, dann zu Seng im Algau, worauf er vom Grafen von Stadion einen Ruf als Schulinspector und Schulbeneficiat zu Thannhausen an der Mindel annahm. Während er in diesem Amte erfolgreich wirkte, schrieb er im Auftrage die «Biblische Geschichte für Kinder», die, sowie der «Erste Unterricht von Gott»

und das «Lehr- und Lesebüchlein in hundert kurzen Erzählungen», in den Schulen Baierns eingeführt wurden. Nachdem er die Leitung und Aufsicht der Schule zu Thannhausen 20 J. lang geführt, verlieh ihm der Graf 1816 die Pfarrei Stadion im Königreiche Würtemberg. Später erhielt er den Ruf als Professor der Moral- und Pastoraltheologie an die neue kath. Facultät zu Tübingen und nachher als Director des Klerikalseminars zu Rothenburg. Doch konnte er sich nicht entschließen, seine Pfarrei zu verlassen, obgleich man ihm die Erlaubniß, sie durch einen Vicar verwalten zu lassen, gewähren wollte. 1827 ernannte ihn König Ludwig von Baiern zum Domherrn in Augsburg, später zum Ritter des Verdienstordens der bair. Krone, 1850 aber zum Comthur des Michaelsordens. Er starb 3. Sept. 1854. Außer der «Biblischen Geschichte» hat sich S. durch eine Reihe ausgezeichneter, das jugendliche Gemüth erweckender, durch gemüthlichen Ton und schöne Darstellung anziehender Schriften verdient gemacht, unter welchen vorzüglich die «Ostereier» (Landsh. 1821), wonach er sich auf seinen kleinern Schriften meist nannte, «Genovefa», «Der Weihnachtsabend», «Rosa von Tannenburg», «Das Blumenkörbchen», «Eustachius» und «Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde» (4 Bdchen., Landsh. 1821—26) großen Beifall gefunden haben. Diese Schriften wurden fast in alle neuern Sprachen übersetzt. Eine Ausgabe seiner «Gesammelten Schriften» (24 Bdchen., Augsb. 1840—46) veranstaltete S. noch selbst; eine zweite Auflage erschien 1860. Seine von ihm begonnene Selbstbiographie: «Erinnerungen aus meinem Leben» (4 Bde., Augsb. 1853—57) wurde nach seinem Tode von Werfer vervollständigt.

Schmid (Karl Christian Erhard), deutscher Philosoph, geb. zu Heilsberg im Weimarischen 24. Oct. 1761, studirte, von seinem Vater, einem Pfarrer, zur Universität vorbereitet, in Jena Theologie und Philosophie. Als Privatdocent daselbst, seit 1783, machte er sich mit dem Geiste der bis dahin fast unbeachteten Schriften Kant's bekannt und ließ sodann seine «Kritik der reinen Vernunft» (Jena 1786; 4. Aufl. 1798), welcher er ein «Wörterbuch zum Gebrauch der Kant'schen Schriften» (Jena 1786; 3. Aufl. 1795) beigab, erscheinen. Sein «Versuch einer Moralphilosophie» (Jena 1790; 4. Aufl. 1820) zeichnete sich durch Klarheit aus, und durch seine «Empirische Psychologie» (2 Bde., Jena 1791; 2. Aufl. 1796) bahnte er der Behandlung der Psychologie nach Kant'schen Grundsätzen den Weg. 1791 ging er als ord. Professor der Philosophie nach Gießen, folgte aber, als er dort wegen der Herausgabe der Schrift «De tribus impostoribus etc.» zur Verantwortung gezogen wurde, 1793 dem Rufe nach Jena als Diakonus und ord. Professor der Philosophie. Seitdem wirkte S., als Lehrer und Schriftsteller gleich thätig, bei der Umgestaltung der Philosophie nach Kant's Grundsätzen oder nach der kritischen Methode, wie dies seine «Physiologie, philosophisch bearbeitet» (3 Bde., Jena 1798—1801) beweist. Da er aber der Umgestaltung des Kant'schen Kriticismus zur Wissenschaftslehre fest widerstand, so gerieth er mit Fichte in Streit, der in seinem «Philos. Journal» den klaren S. als Philosophen für «Nichts» erklärte. S. wurde 1798 dritter Professor und 1800 Doctor der Theologie, worauf er 1804 vom Herzog von Sachsen-Gotha den Titel eines Kirchenraths erhielt. In den letzten sechs Jahren seines Lebens leitete er ein von ihm errichtetes Erziehungsinstitut. Seine letzten Schriften waren die «Adiaphora» (Jena 1809) und die «Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften» (Gotha 1810). Er starb zu Jena 10. April 1812.

Schmid (Joh. Heinrich Theodor), deutscher Philosoph, Sohn des vorigen, geb. zu Jena 24. Juni 1799, widmete sich seit 1817 zu Jena philol. und philos., später theol. Studien. Seine eifrige Theilnahme an den burschenschaftlichen Vereinen verschloß ihm indessen, bei aller Tüchtigkeit, lange eine öffentliche Laufbahn. Er benutzte diese Zeit zur Abfassung einer «Geschichte des Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsperiode» (Jena 1824), durch welche er sich der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt machte. Außer einigen größern kritischen Arbeiten beschäftigte ihn seit 1828 die Theilnahme an der Redaction der von Fries und Schröter gestifteten, von Schröter und Bretschneider fortgesetzten «Oppositionsschrift», deren Plan durch ihn auch auf das Gebiet der Philosophie erweitert wurde. 1829 erhielt er die Erlaubniß, in Jena als akademischer Docent aufzutreten. Ein Jahr darauf wurde er als außerord. Professor der Philosophie, mit dem besondern Auftrage, auch Religionsphilosophie zu lesen, nach Heidelberg berufen. Hier starb er 29. Jan. 1836. In seinen Ueberzeugungen hatte sich S. an Fries angeschlossen. Die beiden Werke, in welchen er seine Ansichten entwickelte, sind: die «Metaphysik der innern Natur" (Lpz. 1834) und die nach seinem Tode herausgegebenen «Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben» (Stuttg. 1836). Außerdem hat er eine Kritik von «Schleiermacher's Glaubenslehre» (Lpz. 1835) her-

ausgegeben sowie viele Beiträge zu Zeitschriften und Sammelwerken geliefert. Vgl. Reichlin-Meldegg, «Das Leben Heinrich S.'s in kurzem Umrisse dargestellt» (Heidelb. 1836).

Schmid (Reinhold), namhafter deutscher Rechtslehrer, Bruder des vorigen, geb. zu Jena 29. Nov. 1800, erhielt seine erste Bildung in Verbindung mit seinem Bruder in dem von seinem Vater gegründeten Erziehungsinstitut, trat dann später einige Zeit in ein größeres Handelshaus in Plauen, kehrte aber nach einigen Jahren wieder zu den gelehrten Studien zurück. Nachdem er seine Gymnasialbildung in Altenburg vollendet, widmete er sich seit 1819 zu Jena, seit 1821 zu Berlin dem Rechtsstudium, wurde aber, nachdem er nach Jena zurückgekehrt, in die burschenschaftlichen Verbindungen verwickelt, was nach vollendeter langwieriger Untersuchung eine Verurtheilung zu mehrjährigem Festungsarrest zur Folge hatte. Diesen Arrest, der durch Begnadigung auf ein Jahr beschränkt wurde, verbüßte er mit seinem Bruder auf dem Jagdschloß Frauenprießnitz. Durch seinen Verwandten Karl Ernst Schmid (s. d.) auf die bis dahin in Deutschland fast ganz unbeachtet gebliebenen angelsächs. Rechtsdenkmäler hingewiesen, veröffentlichte er zunächst eine Reihe dahin einschlagender Aufsätze im «Hermes», welchen dann die Ausgabe und Uebersetzung der «Gesetze der Angelsachsen» (Lpz. 1832; 2., vollständig umgearbeitete und durch ein antiquarisches Glossar bereicherte Aufl., 1858) folgte. Inzwischen hatte sich S. in Jena habilitirt, wo er 1832 zum außerord. Professor und zum Beisitzer des Spruchcollegiums ernannt wurde. Doch folgte er 1836 einem Rufe nach Bern als Professor des röm. Rechts, wo er in der Folge von dem sehr bewegten polit. Leben nicht unberührt blieb. Es beschäftigte ihn besonders die Rechtsphilosophie, wobei er, der histor. Rechtsschule und der neuern Speculation gegenüber, die Bedeutung der auf Erfahrung gegründeten polit. und nationalwirthschaftlichen Elemente des Rechts in ein klares Licht zu stellen suchte. Als Frucht dieser Studien erschien seine gehaltreiche «Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts» (Jena 1848). Seitdem wandte sich S. vorzugsweise der Betrachtung der neuern rechtlichen und polit. Zustände zu. So bekämpfte er im «Civilistischen Archiv» die neuern Theorien über die Genossenschaften (1853) und versuchte (1861) den dinglichen Gewerberechten (wozu er auch das Verlagsrecht rechnet) durch neue Begründung eine feste Stelle im System des heutigen Privatrechts zu vindiciren. In der Schrift «Die Herrschaft der Gesetze nach ihren räumlichen und zeitlichen Grenzen» (Jena 1863) unterwarf er die Lehren des internationalen bürgerlichen und peinlichen Rechts einer eingehenden Kritik. Auch schrieb er unter anderm über Savigny und dessen Verhältniß zur neuern Rechtswissenschaft, über die polit. Bedeutung des Nationalitätsprincips, über Repräsentativverfassung, über das demokratische Princip u. s. w.

Schmid (Karl Ernst), vorzüglicher deutscher Jurist, geb. 24. Oct. 1774 zu Weimar, wo sein Vater Bürgermeister war, widmete sich 1793—96 zu Jena neben jurist. Studien auch unter Anleitung seines Oheims, des Professors Karl Christian Erhard Schmid (s. d.), der Philosophie und folgte 1797 einem Rufe nach Baireuth zur Redaction der dortigen polit. Zeitung, die er bis 1804 führte. Daneben trat er auch in preuß. Staatsdienst und wurde 1803 Criminalrath, 1804 Stadtgerichtsrath. 1807 ging er als Regierungs- und Consistorialrath nach Hildburghausen, 1809 als ord. Professor der Rechte nach Jena, 1810 aber als Mitglied des Geh. Rechtscollegiums wieder nach Hildburghausen, wo er 1811 Vicepräsident sämmtlicher Landescollegien und 1812 Geheimerath wurde. Nachdem er 1816 den Conferenzen zur Errichtung des gemeinschaftlichen herzogl. sächs. Oberappellationsgerichts und zur Abfassung der Gerichtsordnung beigewohnt, trat er selbst in dasselbe zu Jena ein, wirkte aber außerdem als Lehrer an der dortigen Universität. 1826 wurde er an Schnaubert's Stelle Ordinarius der Juristenfacultät und damit Vorsitzender der Spruchcollegien. S.'s rastlose Thätigkeit erstreckte sich nach verschiedenen Seiten hin. Als akademischer Lehrer hielt er eine Reihe von Jahren hindurch Vorlesungen über deutsches Staats-, Völker- und Privatrecht, über engl. und franz. Criminalproceß. 1829 berief ihn der Herzog von Sachsen-Meiningen zur Berathung über die neue Organisation des Landes und die Entwerfung einer Verfassung für das Herzogthum sowie über manche andere Reform. Der Entwurf einer neuen Verfassung für das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen ward ihm 1840 übertragen. S. starb 28. Juni 1852. Seit 1826 widmete er seine Hauptthätigkeit den beiden Spruchcollegien der Juristenfacultät und des Schöppenstuhls; ein namhafter Theil der wichtigern Rechtssprüche dieser Collegien rührt von ihm her. Sein schriftstellerisches Wirken war vornehmlich auf Behandlung wichtiger polit. und rechtlicher Fragen der Zeit gerichtet. Dahin gehören: «Ueber Kriegsschäden» (Hildburgh. 1808); «Kritische Einleitung in das gesammte Recht des franz. Reichs» (2 Thle., Hildburgh. 1808—9); «Deutschlands Wiedergeburt» (Jena 1814); «Der Deutsche Bund», eine Zeit-

schrift (Bd. 1, Jena 1815); «Ueber das Bürgerrecht der Juden» (Jena 1816); «Ueber den gotha-altenburger Erbfolgestreit» (Jena 1826); «Ueber die Thronfolgeordnung in Großbritannien und Hannover» (1835); «Der Büchernachdruck» (Jena 1823). Sein Hauptwerk, «Lehrbuch des deutschen Staatsrechts» (Bd. 1, Jena 1821), blieb unvollendet. An verschiedenen Zeitschriften, namentlich am «Hermes», dessen Redaction er nach dem Tode seines Begründers, des mit S. nahe befreundeten Friedrich Arnold Brockhaus, führte, nahm er lebhaften Antheil.

Schmidt (Eberh. Karl Klamer); deutscher Dichter, geb. in Halberstadt 29. Dec. 1746, lebte als Kriegssecretär und Domcommissar in seiner Vaterstadt und starb daselbst 12. Nov. Nov. 1824. Bekannt wurde er hauptsächlich durch seine innige Freundschaft mit Gleim. Seine Dichtungen, meist zur lyrischen Gattung gehörend, außerdem Fabeln und Idyllen, drücken zwar in Form und Inhalt ganz die Milde, Friedlichkeit und sittliche Reinheit seines persönlichen Charakters aus, erheben sich aber sonst nicht über die allgemeinen, in seiner Zeit und besonders in seiner halberstädter Umgebung herrschenden Eigenschaften. Die Dichtungen erschienen in verschiedenen einzelnen Sammlungen, seine Uebersetzung der «Oden und Epoden» des Horaz 1820. S.'s «Leben und auserlesene Werke» (3 Bde., Stuttg. 1826—28) wurden von seinem Sohne in Gemeinschaft mit Lautsch herausgegeben.

Schmidt (Eduard Oskar), namhafter deutscher Zoolog, geb. 21. Febr. 1823 zu Torgau, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schulpforte und machte seine Studien 1842—46 erst zu Halle, dann zu Berlin, wo er sich besonders an Johannes Müller und Ehrenberg anschloß. 1846 habilitirte er sich zu Jena mit dem Entschluß, sich ganz der Zoologie zu widmen. S. theilte seitdem seine wissenschaftliche Thätigkeit zwischen zahlreichen Reisen (durch fast ganz Europa vom Nordcap und den Faröer bis Unteritalien und den Ionischen Inseln) und der Verarbeitung des auf denselben gesammelten und in der Heimat ergänzten Materials. 1849 erhielt er eine außerord. Professur zu Jena. Doch folgte er 1855 einem Rufe nach Krakau, von wo er 1857, da ihm die polit. Verhältnisse in Galizien nicht behagten, auf seinen Wunsch an die Universität zu Gratz versetzt wurde. Obgleich S. Protestant, erfolgte doch 1865 seine Erwählung zum Rector der Universität. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete S. mit dem «Handbuch der vergleichenden Anatomie» (Jena 1849; 5. Aufl. 1865), welchem sich ein «Handatlas der vergleichenden Anatomie» (Jena 1854) sowie die Schrift über «Die Entwickelung der vergleichenden Anatomie» (Jena 1855) anschlossen. Das Gesammtgebiet der Zoologie behandelte er im «Lehrbuch der Zoologie» (Wien 1853) und dem für den höhern Schulunterricht bestimmten «Leitfaden der Zoologie» (Wien 1860; 2. Aufl. 1867). Besondere Aufmerksamkeit verwandte S. auf das Studium gewisser niedern Thiergruppen der dalmatin. Küste, zu deren Vergleichung er neuerdings den westl. Theil des Mittelmeeres bereiste. Eine Reihe von Abhandlungen, die theils selbständig, theils in Zeit- und Gesellschaftsschriften erschienen, betrifft die Strudelwürmer. Seit 1860 widmete er sich vorzugsweise der Untersuchung der Schwämme (spongiae) und legte die Ergebnisse derselben in dem Werke «Die Spongien des Adriatischen Meeres» (Lpz. 1862; Supplement 1 und 2, 1864—66) nieder. Eine praktische Verwerthung dieser wissenschaftlichen Beobachtungen wurde seitdem durch die künstliche Schwammzucht in den dalmatin. Gewässern (wie namentlich bei der Insel Lesina) angebahnt. Sonst sind von S.'s Schriften noch von allgemeinerm Interesse: «Bilder aus dem Norden» (Jena 1851); «Goethe's Verhältniß zu den organischen Naturwissenschaften» (Berl. 1853); «Das Mikroskop» (Lpz. 1851), «Das Alter der Menschheit und das Paradies» (mit Unger, Wien 1866) u. s. w.

Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.), zum Unterschiede von Gleichnamigen meist Schmidt von Werneuchen genannt, war 23. März 1764 in Fahrland bei Potsdam geboren, wurde zuerst Prediger am Invalidenhause in Berlin, dann 1796 zu Werneuchen in der Mittelmark, wo er 26. April 1838 starb. Er versuchte sich vielfach als Dichter, wobei er ausschließend die von J. H. Voß ausgebildete ländliche Idylle nachahmte, diese Richtung aber einseitig übertrieb, indem er mit einseitiger Vorliebe oft an sich unästhetische Gegenstände behandelte. Ein nicht geringer Beweis für sein Talent ist übrigens, daß seine Gedichte trotzdem zum Theil eine Lebendigkeit und formelle Gewandtheit zeigen, welche das Interesse des Lesers fesseln. Dennoch ist sein Andenken fast nur noch dadurch lebendig, daß Goethe in dem Gedichte «Musen und Grazien in der Mark» seine Manier witzig parodirte. Unter anderm gab er heraus den «Neuen Berlinischen Musenalmanach», mit C. C. Bindemann (4 Bde., Berl. 1792—95), dessen Fortsetzung (1796—97) den Titel «Kalender der Musen und Grazien» führt, einige andere Almanache und «Neueste Gedichte» (Berl. 1815).

Schmidt (Georg Friedr.), Zeichner und Kupferstecher, einer der ausgezeichnetsten Künstler

des 18. Jahrh., wurde 1712 in Berlin geboren und sollte das Handwerk seines Vaters, eines armen Tuchmachers, erlernen. Der Knabe hatte aber einen solchen Drang zu künstlerischer Thätigkeit, daß er es durchsetzte, an dem Zeichenunterricht auf der Akademie der Künste theilnehmen zu dürfen. Selbst eine Reihe von Widerwärtigkeiten, worunter ein sechsjähriger Dienst in der Artillerie, vermochte ihn nicht von seinen Studien abzuhalten. Mit wenig Geld und ohne alle Empfehlungen ging er 1736 nach Paris, wo er, durch den Maler Lancret, den Freund des preuß. Hofmalers Pesne, gut aufgenommen und an den Kupferstecher Larmessin empfohlen wurde, der ihn unentgeltlich unterrichtete. Zuerst arbeitete er für diesen, erwarb aber bald durch die von ihm gestochenen Porträts des Grafen d'Evreux und des Erzbischofs von Cambray so viel Ruf, daß er fast zu gleicher Zeit zum Mitgliede der Französischen und der Berliner Akademie ernannt wurde. Obwol man ihm in Paris bedeutende Anerbietungen machte, folgte er doch der Berufung, die ihn in seine Vaterstadt zurückführte. Er kam dort 1744 an und wurde vom König und dem Hofe mit großer Auszeichnung empfangen. Sodann ging er auf fünf Jahre an den Hof nach Petersburg, wo er das Bild der Kaiserin und mehrere andere Bilder stach, auch die Kupferstecherschule gründete. 1762 kehrte er nach Berlin zurück und hier entfaltete er nun eine neue Thätigkeit. Man verdankt dieser seiner letzten Zeit namentlich treffliche, mit der Radirnadel gearbeitete Blätter im Geschmacke Rembrandt's. S. starb 1775 als einer der bedeutendsten Meister auf dem Gebiete der Kupferstechkunst. Außerdem war er als geistreicher Zeichner nicht minder geschickt. Er arbeitete nicht allein in der strengsten Grabstichelmanier, namentlich die Porträts, unter denen die des Malers Latour, des Peter Mignard, der Grafen Rasumowskij und Esterhazy, der Kaiserin Elisabeth von Rußland die vorzüglichsten sind, sondern wußte auch die Nadel in freiester, geistreichster Weise zu behandeln. In den radirten Blättern kommt er dem malerischen Reiz eines Rembrandt und Castiglione gleich, ohne jedoch in sklavischer Nachahmung irgendeiner Manier befangen zu sein.

Schmidt (Georg Phil.), genannt Schmidt von Lübeck, deutscher Dichter, geb. 1. Jan. 1766 in Lübeck, besuchte das dasige Gymnasium, wo damals viel poetische Betriebsamkeit an der Tagesordnung war. Von 1786—90 studirte er in Jena und Göttingen die Rechte und Kameralwissenschaften, wiewol er sich aus Rücksicht auf seine Familie einstweilen zum theol. Studium bekennen mußte. Bald darauf durch den Tod seiner Aeltern zu eigenem Vermögen gelangt, wandte er sich nach Jena, um hier als Vorbereitung für einen weiten Reiseplan Medicin zu studiren. Hier machte er indessen Bekanntschaft mit Sophie Mereau und dem als Arzt in Weimar verstorbenen ältesten Sohn Herder's und wurde nun sehr bald mit Herder selbst, mit Wieland, Schiller und Goethe bekannt, was seine frühere Neigung zur Poesie von neuem rege machte. Von Jena ging er 1795 nach Kopenhagen, wo er in der gräflich Reventlow'schen Familie bekannt wurde. Nachdem er Schweden bereist hatte, promovirte er 1797 in Kiel und bereiste sodann den größten Theil Deutschlands. 1799 folgte er einem Rufe des Grafen Ludwig Reventlow auf Trollaburg in Fünen und verlebte hier drei glückliche Jahre. Sodann erhielt er das dän. Indigenat und wurde Secretär bei dem Finanzminister Grafen von Schimmelmann in Kopenhagen. Seit 1806 war er in Altona Director mehrerer Bank- und Commerzinstitute und verschiedener Ausschüsse, die während des Continentalsystems entstanden. Selbst an der neuen Bürgerbewaffnung nahm er als Divisionsmajor Antheil. 1813 kam er als erster Administrator an die neue Reichsbank zu Kiel, wo ihm die Verwaltung für die Herzogthümer Schleswig nnd Holstein übertragen worden war. Als aber die Bank aufhörte, eine gemeinsame Anstalt für die Herzogthümer und das Königreich zu sein, ging er 1818 wieder nach Altona als erster Director des neuen Bankinstituts und als Justizrath. 1829 legte er sein Amt nieder und lebte in Altona bis zu seinem 28. Oct. 1849 erfolgten Tode. Seine in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreuten Gedichte wurden von seinem Freunde, dem Professor Schumacher, gesammelt unter dem Titel «Lieder» (Altona 1821; 3. Ausg. 1847). Obschon in vielen derselben die Reflexion zu sehr vorwaltet, stellen ihn doch sein «Paul Gerhardt» und manche in den Volksmund übergegangene Lieder den besten Dichtern gleich. Außer einigen kleinen Schriften gab er «Histor. Studien» (Altona 1827) heraus; auch schrieb er «Ueber Kaspar Hauser» (2 Hefte, Altona 1831—32).

Schmidt (Heinrich Julian), namhafter deutscher Literarhistoriker, geb. 7. März 1818 zu Marienwerder, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich 1836—40 zu Königsberg geschichtlichen und philol. Studien. Nachdem er seit Nov. 1842 als Lehrer an der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin gewirkt, siedelte er im März 1847 nach Leipzig über, um sich an der Redaction der «Grenzboten», die damals unter Kuranda's Leitung standen, zu

betheiligen. Im Juli des folgenden Jahres wurde S. mit seinem Freunde Gustav Freytag Eigenthümer dieser Zeitschrift, welche in polit. Beziehung zu Gunsten der preuß. Hegemonie in Deutschland wirkte. Im Dec. 1861 wandte er sich wieder nach Berlin, wo er zwei Jahre hindurch die «Berliner Allgemeine Zeitung», das Organ der altliberalen Partei, redigirte, dann aber als Privatmann lebte. S.'s erste Arbeit von Bedeutung war die «Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution» (2 Bde., Lpz. 1850), die er schon einige Jahre vorher zu Berlin unter dem Eindrucke der Hegel'schen Phänomenologie geschrieben hatte. Die zahlreichen kritischen und literarhistor. Artikel, die er für die «Grenzboten» verfaßte, bildeten zum Theil die Grundlage für S.'s «Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1853), sein eigentliches Hauptwerk, durch welches er seinen literarischen Ruf begründete. Mit demselben griff er in der Folge bis auf das J. 1781 zurück, weshalb er auch in der vierten Auflage den Titel in «Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod» (3 Bde., Lpz. 1858) umwandelte. Die scharfe Kritik dieser ersten Auflagen, die nach der einen Seite hin vielen Beifall fand, nach der andern aber auch viele Anfeindungen veranlaßte, trat in der vollständig umgearbeiteten fünften Auflage des Werks (3 Bde., Lpz. 1865—67) hinter die streng histor. Forschung zurück. Zwei andere Werke von Bedeutung sind S.'s «Geschichte der franz. Literatur seit der Revolution 1789» (Lpz. 1858) und «Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod» (2 Bde., Lpz. 1860—64). Letzteres Werk schloß sich rückwärts an seine «Geschichte der deutschen Literatur» an. Von S.'s übrigen Schriften sind noch «Schiller und seine Zeitgenossen» (Lpz. 1859) und «Uebersicht der engl. Literatur im 19. Jahrh.» (Sondersh. 1859), die Einleitungen zur deutschen Uebertragung der Werke von Dickens und von Heinrich von Kleist (1859) sowie zu Herder's «Cid» und «Ideen» (1868) hervorzuheben. Die polit. Gelegenheitsschrift über «Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung» (Berl. 1866) erlebte mehrere Auflagen.

Schmidt (Isaak Jakob), ausgezeichneter Kenner der Sprachen und Literaturen der Mongolen und Tibetaner, geb. 1779 in Deutschland, gest. 8. Sept. 1847 als russ. Staatsrath und Mitglied der Akademie zu Petersburg. Unter seinen vielen zum Theil polemisch gegen Klaproth, Abel Rémusat und Hammer gerichteten Schriften verdienen besondere Erwähnung: die «Forschungen im Gebiete der Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter» (Petersb. 1824) sowie die «Philol.-kritische Zugabe zu den von Rémusat bekannt gemachten mongol. Originalbriefen» (Petersb. 1824). Sehr wichtig ist ferner seine Ausgabe und Uebersetzung der 1662 von dem mongol. Khan Ssanang-Ssetsen Chungtaidschi aus dem Geschlechte des Dschingis-Khan in mongol. Sprache verfaßten «Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses» (Petersb. 1829). Auch hat S. das Verdienst, zuerst eine «Grammatik der mongol. Sprache» (Petersb. 1830) und ein «Wörterbuch» (Petersb. 1832) bearbeitet zu haben. Später gab er ein mongol. Heldengedicht: «Die Thaten Gesser-Khan's» (Petersb. 1826; deutsch, 1839), heraus. Vorzüglich auf Csoma de Körös' Arbeiten gestützt ist seine «Grammatik der tibetischen Sprache» (Petersb. 1839) und das «Wörterbuch der tibetischen Sprache» (Petersb. 1841). Als eine für das Studium der tibetischen Sprache treffliche Arbeit muß auch gelten «Der Weise und der Thor», Original nebst deutscher Uebersetzung (2 Bde., Petersb. 1843), das erste in tibetischer Sprache in Europa gedruckte Buch. Auch war S. ein gründlicher Kenner der kalmückischen Sprache.

Schmidt (Mich. Ignaz), deutscher Geschichtschreiber, geb. 1736 zu Arnstein im vormaligen Hochstift Würzburg, besuchte seit 1749 das Gymnasium zu Würzburg, wählte dann den Stand eines Weltgeistlichen und trat deshalb in das bischöfl. Seminarium. Nach fünf Jahren wurde er Kaplan zu Haßfurt. Doch ging er bald darauf nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeister von Rothenhan, dem er während des Siebenjährigen Kriegs auf seine Güter nahe bei Stuttgart folgte. Sein Aufenthalt in der Nähe jener Residenz, wo Pracht und Luxus damals den höchsten Gipfel erreicht hatten, gab seinem Geiste einen hohen Schwung und eine freiere Ansicht des Lebens. 1771 wurde er Bibliothekar der Universität in Würzburg, bald darauf auch Mitglied der vom Fürstbischofe zur Reform des Erziehungswesens angeordneten Schulcommission, dann Beisitzer der theol. Facultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. Nachdem er 1774 eine ansehnliche Präbende und die Würde eines geistlichen Raths mit Sitz und Stimme in der Regierung erhalten, war er ernstlich auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens bedacht, wobei er von seinem Landesherrn unterstützt wurde. Auf die Empfehlung Dalberg's, nachmaligen Großherzogs von Frankfurt, wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Erfurt erwählt. 1778 begann er die Herausgabe seiner «Geschichte

der Deutschen», welcher er sein ganzes übriges Leben widmete. Diesem Werke verdankte er die Ernennung zum Wirklichen kaiserl. Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs in Wien. Der Kaiser Joseph benutzte seine Talente auch, indem er ihn zum Mitgliede des neuorganisirten Censurcollegiums und zum Lehrer in der Geschichte für seinen Neffen und Thronfolger, den nachherigen Kaiser Franz, ernannte. S. starb zu Wien 1. Nov. 1794. Er war der erste, welcher eine wirkliche Geschichte der deutschen Nation schrieb, während seine Vorgänger nur deutsche Kaiser-, Reichs- und reichsständische Geschichte bearbeiteten. Sein Hauptzweck war, zu zeigen, wie Deutschland seine gegenwärtigen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine Staats- und Kirchenverfassung entwickelt habe. Soweit er den Plan des Werks ausführen konnte, geschah es mit Umsicht, Ordnung, Geschmack und philos. Scharfsinn. Indessen beweist er sich bei Darstellung der Reformation des 16. Jahrh. nicht immer treu und unparteiisch. Auch ist seine Schreibart und Sprache nicht durchaus musterhaft. Unter seinen frühern Schriften ist zu erwähnen die «Geschichte des Selbstgefühls» (Frankf. und Lpz. 1772), ein Werk, welches von großem philos. Beobachtungsgeiste zeugt. Seine «Geschichte der Deutschen», auch unter dem Titel «Aeltere Geschichte der Deutschen» (5 Bde., Ulm 1778—85), wurde vom sechsten Bande an unter dem Titel «Neuere Geschichte der Deutschen» aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers von Jos. Milbiller fortgesetzt (17 Bde., Ulm 1785—1808). Auch erschien sie zu Wien als «Aeltere Geschichte der Deutschen» (8 Bde., 1783—93) und als «Neuere Geschichte der Deutschen» (17 Bde., 1785—1808). Eine Fortsetzung derselben ist Dresch' «Geschichte Deutschlands seit dem Rheinbunde» (5 Bde., Ulm 1824—30), welche Bd. 23—27 der ulmer und Bd. 18—22 der wiener Ausgabe bildet.

Schmidt (Wilh. Adolf), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 26. Sept. 1812 zu Berlin, studirte daselbst Philologie und Geschichte und schloß sich insbesondere an Böckh, Lachmann, Raumer und Ranke an. Das Seminar des letztern besuchte er gleichzeitig mit Waitz, Giesebrecht, Dönniges, Köpke u. a. Nachdem er 1834 promovirt und dann einige Jahre als Gymnasiallehrer gewirkt, habilitirte er sich 1840 als Privatdocent der Geschichte zu Berlin. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war damals vorzugsweise dem Alterthum zugewandt. Als die bedeutendste Frucht derselben erschienen «Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums» (Bd. 1, Berl. 1842), in denen er gründliche Untersuchungen über This und Abydos, über die Purpurfärberei und den Purpurhandel im Alterthum, über das System der ägypt. Körpermaße und «Beiträge der Papyrusliteratur zur Geschichte der Tutel» niederlegte. 1844 begann er unter Mitwirkung von Böckh, Pertz, Ranke und der Gebrüder Grimm die «Zeitschrift für Geschichtswissenschaft», die bis Mitte 1848 erschien. Inzwischen 1845 zum außerord. Professor ernannt, betheiligte sich S. 1846 an der Begründung der Germanistenversammlungen und trat im Frühjahr 1848 für einen berliner Wahlbezirk in das frankfurter Parlament, wo er der Fraction des Würtemberger Hofs angehörte. Ostern 1851 folgte er einem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Zürich, mit welcher Stellung später auch der histor. Lehrstuhl am Eidgenössischen Polytechnikum verbunden ward. S. begründete daselbst in Verbindung mit andern Gelehrten die züricher «Monatsschrift» (4 Bde., Zür. 1856—59). Ostern 1860 ging er als Professor der Geschichte an die Universität Jena, wo er seitdem mit vielem Erfolge gewirkt hat. Von S.'s historischen Arbeiten, die zu den besten Leistungen der neuern deutschen Geschichtschreibung gehören, sind noch besonders hervorzuheben: «Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums» (Berl. 1847); «Der Aufstand in Konstantinopel unter Kaiser Justinian» (Zür. 1854); ferner «Preußens deutsche Politik» (Berl. 1850; 3. Aufl., die deutschen Ereignisse bis auf die Gegenwart fortführend, 1867); «Geschichte der preuß.-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's d. Gr.» (Berl. 1851); «Zeitgenössische Geschichten. I. Frankreich von 1815—30. II. Oesterreich von 1830—48» (Berl. 1859); «Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem Deutschen Reiche verloren gingen» (Lpz. 1859). Auch wurde von S. die achte Auflage der Becker'schen «Weltgeschichte» (18 Bde., Berl. 1860—63) bearbeitet und fortgeführt. Mit der Schrift «Schleswig-Holsteins Geschichte und Recht» (Jena 1864) betheiligte er sich im nationalen Sinne an dieser Frage der Zeit. Neuerdings hat er die Veröffentlichung der «Tableaux de la révolution française publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris» (Bd. 1, Lpz. 1867) begonnen.

Schmidt-Phiseldeck (Justus von), deutscher Staatsmann, geb. zu Wolfenbüttel 8. April 1769, studirte 1787—90 zu Helmstedt die Rechte, trat später in braunschw. Staatsdienst und wurde 1799 Consistorial-, Grenz- und Lehnrath, auch Archivar. Während dieser Zeit schrieb

er eine «Anleitung für Anfänger in der deutſchen Diplomatik» (Braunſchw. 1804) und einige kleine juriſt. Monographien. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig ernannte ihn 1806 zum Hofrathe und Geh. Secretär im Miniſterium. Nach Organiſation des Königreichs Weſtfalen wurde er 1808 Appellationsrichter in Kaſſel, 1809 Staatsrath und 1810 zugleich Generaldirector der indirecten Steuern. Nach Wiederherſtellung der rechtmäßigen Landesregierung 1813 ernannte ihn der Herzog Friedrich Wilhelm mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths zum Mitgliede der proviſoriſch angeordneten Regierungscommiſſion und dann zum Mitgliede des 1814 organiſirten Geheimrathscollegiums und zum Geheimrathe. Hierauf ging S. als Geſandter des Herzogs zum Wiener Congreß, an deſſen Verhandlungen er bis 1815 theilnahm. Nach Friedrich Wilhelm's Tode wurde das Geheimrathscollegium von dem königl. Vormunde, dem Prinz-Regenten von England, mit der oberſten Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt und S. blieb bis 1823, wo Herzog Karl die Regierung übernahm, und auch nachher noch bis 1826 Mitglied deſſelben. Wegen arger Beleidigungen und Verfolgungen von ſeiten des Herzogs Karl (ſ. d.) entfernte er ſich Oſtern 1827 aus Braunſchweig und trat als Geheimrath in hannov. Dienſte. Er wurde zum Chef des Juſtizdepartements, 1832 aber zum Landdroſt in Hildesheim ernannt. In allen dieſen Stellungen bewährte er ſich als ein tüchtiger und rechtlicher Verwaltungsbeamter. Später kehrte S. nach Braunſchweig zurück, wo er auch 23. Sept. 1851 zu Wolfenbüttel ſtarb. Ueber ſeine Zerwürfniſſe mit dem Herzoge Karl gibt ſeine Schrift Aufſchluß: «Ueber meinen Austritt aus dem herzoglich braunſchw. Staatsdienſt» (Hannov. 1827).

Schmidt-Phiſeldeck (Konrad Friedrich von), publiciſtiſcher Schriftſteller, der Bruder des vorigen, geb. 3. Juli 1770 zu Braunſchweig, beſuchte das Gymnaſium zu Wolfenbüttel, ſtudirte zu Helmſtedt Theologie und wurde dann Lehrer im Hauſe des nachherigen Geh. Conferenzraths Brun in Kopenhagen. Von einer Reiſe mit deſſen Familie durch Deutſchland, Frankreich und die Schweiz nach Kopenhagen zurückgekehrt, erwarb er ſich daſelbſt 1792 das Recht, als Docent bei der Univerſität aufzutreten, und erhielt 1794 das dän. Indigenat. Sehr bald aber gab er die Theologie auf und wurde Privatſecretär des Staatsminiſters Grafen von Schimmelmann, der ihn nun drei Jahre Kameralwiſſenſchaften auf ſeine Koſten ſtudiren ließ. Nachdem er 1797 als Aſſeſſor in das Oekonomie- und Commerzcollegium getreten, wurde er nach und nach Mitglied der Quarantäne-Direction und Wirkl. Juſtizrath, 1821 Etatsrath und 1822 Mitdirector der königl. Reichsbank. 1823 trat er wieder in das Commerzcollegium und wurde 1829 Conferenzrath. Er ſtarb 15. Nov. 1832. Als Schriftſteller gehört S. ſowol der dän. wie der deutſchen Literatur an. In frühern Jahren ein eifriger Kantianer, beſtrebte er ſich, durch ſeine Schrift «Philosophiae criticae secundum Kantium expositio systematica» (2 Bde., Kopenh. 1796—98) jene Philoſophie der ganzen gelehrten Welt zugänglich zu machen. Mehr Aufſehen machten indeß ſein «Verſuch einer Darſtellung des dän. Neutralitätsſyſtems» (4 Hefte, Kopenh. 1801—4) und ſeine Schrift «Ueber das jetzige Verhältniß der jüd. Nation zu dem chriſtl. Bürgervereine» (Kopenh. 1817), die Ueberarbeitung einer frühern Schrift (Kopenh. 1809). Sein in mehrere Sprachen überſetztes Werk «Europa und Amerika» (Kopenh. 1820), fortgeſetzt als «Europa und Amerika. Zweite Skizze» (Kopenh. 1832), verſchaffte ihm als philoſ.-polit. Schriftſteller hohe Auszeichnung. Außerdem ſind von ihm noch zu erwähnen: «Der europ. Bund» (Kopenh. 1821); «Proben polit. Redekunſt» (Kopenh. 1824); «Die Welt als Automat und das Reich Gottes» (Kopenh. 1829); «Ueber die neuerlichen Aufregungen in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein» (Kopenh. 1830).

Schmiedeberg, Stadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schleſien, 2 M. im Südoſten von der Kreisſtadt Hirſchberg, in dem hochanſteigenden Thale der Eglitz oder des Eſelbachs, am Fuße der Schneekoppe, 1440 F. über dem Meere gelegen, dehnt ſich 1 St. lang aus und beſteht aus den drei Theilen Ober-, Mittel- und Unterſchmiedeberg. Die Stadt hat aus ihrer Blütezeit noch viele ſchön gebaute Häuſer mit dahintergelegenen Gärten, eine evang. und eine kath. Kirche, ein Rathhaus, ein Hospital, eine Privatirrenanſtalt und zählt (1864) 3629 E. (gegen 3938 im J. 1816). Der Ort wurde 1148 gegründet, 1530 durch Wladiſlaw von Böhmen zur Stadt erhoben und war lange Zeit eine freie Bergſtadt. Sodann bildete S. bis in die erſten Jahrzehnte des 19. Jahrh. das Centrum der Leinwandfabrikation im Rieſengebirge ſowie den Hauptſitz des ſchleſ. Leinen- und Garnhandels und zählte unter ſeinen Induſtriellen außerordentlich reiche Leute. Von dieſer Blüte der Leineninduſtrie iſt in der Stadt ſelbſt nichts mehr übrig. Nur die Fabrikation von Seide-, Shawl-, Plüſch- und Teppichwaaren, von den beiden Firmen Weigert u. Comp. und Gewers u. Schmidt betrieben, ſowie die Wachsfabrikation

und die Wachsbleichen sind noch von Bedeutung. Der vormalige Bergbau auf Eisen, an den noch die Schlackenfelder der Umgegend erinnern, ist neuerdings von einer Gesellschaft wieder lebhaft aufgenommen worden. Von besonderm Interesse ist die Ausbeutung des hier sich vorfindenden Magneteisens. Der anmuthigen Gegend wegen halten sich im Sommer viele reiche schles. Privatleute in S. auf, die hier Häuser besitzen. Unter den Privatbesitzungen zeichnet sich Schloß Ruhberg aus. Das nahe im Südwesten an der Lomnitz gelegene Dorf Krumhübel (mit 570 E.) ist der Hauptsitz der Laboranten oder Sammler von Apothekerkräutern des Hochgebirgs. — S. heißt auch eine Stadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 3 M. von der Kreisstadt Wittenberg, östlich von der dübener Heide und der Hügelgruppe des Wurzelbergs. Der Ort zählt 2667 E. (1864), die sich von Ackerbau, Spinnerei, Weberei und Torfstecherei ernähren. In der Nähe liegt das Dorf Moschwig mit einem Vitriolwerk.

Schmieden ist eine der ältesten Bearbeitungsmethoden dehnbarer Metalle, vorzugsweise des Eisens und Stahls, aber auch des Kupfers, Silbers u. s. w. Es besteht wesentlich in der Anwendung des Hammers, durch dessen wohlangebrachte Schläge einem Metallstücke fast jede beliebige Gestalt gegeben werden kann. Das Metall liegt dabei auf dem Amboße und wird mittels einer Zange u. s. w. erforderlich regiert. Doch sind Hammer und Amboß allein nicht hinreichend, um alle dem Schmiede vorkommenden Aufgaben zu lösen; vielmehr werden zahlreiche Neben- und Hülfswerkzeuge nöthig, um z. B. Löcher, Einschnitte, scharfgebildete Ansätze, Biegungen u. s. w. zu erzeugen. Künstlichere Gestalten werden am besten in Gesenken geschmiedet, stählernen ein- oder zweitheiligen Formen mit angemessenen Aushöhlungen, in welche man das Arbeitsstück hineinschlägt. Eisen und Stahl müssen beim Schmieden stets glühend sein, weshalb das mit Gebläse versehene Schmiedefeuer (die Schmiedeesse) ein allgemeines Bedürfniß des Schmieds ist. Zum S. wird regelmäßig nur helle Rothglühhitze angewendet, dagegen ist zum Schweißen (wobei zwei Eisentheile durch die Hammerschläge vereinigt werden) starke Weißglut erforderlich, auf Stahl wenigstens die stärkste Rothglut. Mit Handhämmern kann das S. sehr großer Gegenstände nicht ausgeführt werden; man bedient sich hierzu schwerer, vom Wasser oder Dampf getriebener Hämmer (s. Hammerwerk), welche aber auch die Herstellung kleinerer Schmiedearbeit ungemein beschleunigen. Für letztere gebraucht man jetzt vielfach eine Schmiedemaschine, welche aus äußerst rasch aufgehobenen und niedergestoßenen Stempeln, ähnlich denen eines kleinen Pochwerks, besteht.

Schminke heißt eine Composition in Form einer weißen oder rothen Masse, welche sich gewöhnlich die Frauen aufs Gesicht legen, um die frischen, natürlichen Farben desselben nachzuahmen. Vorzugsweise aber bedienen sich die Schauspieler und Schauspielerinnen dieser Masse zu Erhöhung und Verstärkung der Gesichts- und Fleischfarben, die bei dem Glanze und Schimmer einer künstlichen Beleuchtung, wie Kerzen- und Gaslicht, zu schwach wirken würden. Die weiße S. ist ein Gemisch aus Kreide oder Zinkweiß mit einem Zusatz von Wismutoxyd oder Walrath. Zur Bereitung der rothen S. verwendet man theils Zinnober, theils Saflor, theils Karmin. Das Schminken geschieht mit einem wollenen Läppchen, dem sog. Schminklappen, welcher mit der Farbe so getränkt wird, daß er, angefeuchtet, die Haut färbt, die damit gerieben und infolge davon rauh, trocken und schmuzig wird. Eine von den neuen kosmetischen Künsten, welche die heutigen pariser Loretten und Cocotten betreiben, besteht darin, daß man sich mit Weiß, Roth und Schwarz einen pastellfarbenen Teint malt. Der Kunstausdruck für dieses Bemalen und Anstreichen heißt «moquiller». Auch die ehrbaren und vornehmen Frauen in Paris erscheinen auf Bällen und Soiréen häufig in solcher Bemalung.

Schminkbohne, s. Bohne.

Schmirgel oder Smirgel ist ein dunkel-bläulichgrauer Corund, der aber gewöhnlich mit etwas Magneteisenerz gemengt ist. Dieses Mineral ist sehr hart und eignet sich daher feingepulvert zum Schleifen anderer harter Körper. Derselbe findet sich zum Theil fein eingesprengt, zum Theil aber auch in besondern Lagern zwischen talkigen Gesteinen (z. B. Talkschiefer), so z. B. im sächs. Erzgebirge am Ochsenkopfe, auf Naxos und andern Inseln des Aegäischen Meeres, bei Smyrna (wovon sein Name), auch in Spanien, England, Persien, Peru und Mexico. Früher bediente man sich des S. statt der Diamanten zum Glasschneiden; jetzt braucht man ihn zum Schleifen des Glases, polirter Eisen- und Stahlwaaren, härterer Steine u. s. w., gepulvert als Ueberzug auf Leder oder Papier zum Abziehen der Rasirmesser. Was zu diesen Zwecken verwendet wird, ist jedoch nicht alles echter S.; denn man versteht darunter auch die oft sehr gemengten Fossilien, deren sich die Steinschleifer als Schleifpulver der Edelsteine und anderer harten Steine bedienen. Dahin gehört z. B. feinkörniger Granat, quarzige oder thonige Gesteine,

welche mit Strahlstein, Eisenglanz und andern Eisenoxyden innig gemengt sind, u. s. w. Doch wird von den Steinschneidern der echte S. unter dem Namen **blauer** S. unterschieden und wegen seiner Güte sehr geschätzt. Die schlechten als Pulver zum Schleifen verwendeten Granaten bilden den sog. **rothen** S.

Schmitthenner (Friedr. Jakob), ein vielseitiger deutscher Gelehrter, geb. 17. März 1796 zu Oberdreis im Fürstenthum Wied, besuchte das Gymnasium zu Idstein und bezog 1813 die Universität Marburg, um sich medic. Studien zu widmen. Bald vertauschte er jedoch diese mit Philosophie, Geschichte und Theologie. Bereits 1815 erhielt er eine Anstellung als Rector zu Dierdorf, bald darauf das Pfarramt zu Dreifelt im Nassauischen, dem er jedoch 1818 entsagte. Nachdem er hierauf seit 1819 als Lehrer an den Gymnasien zu Dillenburg und Wiesbaden gewirkt, wurde er im Frühjahr 1828 Seminardirector in Idstein. Doch folgte er noch in demselben Jahre einem Rufe als Professor der Geschichte nach Gießen, wo ihm 1830 auch das Fach der Staatswissenschaften übertragen wurde. 1832 siedelte er als Mitglied des großherzogl. hess. Oberstudien- und Oberschulraths nach Darmstadt über, kehrte aber schon 1835 nach Gießen zurück, wo er auch 19. Juni 1850 starb. Seine Schriften zeichnen sich durch Gedankenreichthum, Lebendigkeit in der Darstellung, Correctheit des Stils und eine philos. Auffassung des Gegenstandes aus. Die Beschäftigung mit dem Sanskrit führte ihn auf die Begründung eines neuen Systems der Sprachwissenschaft, das er in seiner «Ursprachlehre» (Frankf. 1826), in der «Teutonia, oder ausführliche deutsche Sprachlehre» (Frankf. 1828) und in der Einleitung zu dem «Kurzen deutschen Wörterbuche» (2. Aufl., Darmst. 1837) niederlegte. Eine vollständige Umarbeitung dieses letztern, nach vielen Seiten hin höchst schätzbaren Werks hat neuerdings Weigand (2 Bde., Gieß. 1853—62) veranstaltet. Von den übrigen sprachwissenschaftlichen Arbeiten S.'s sind noch zu nennen: die «Anweisung zur Rechtschreibung der deutschen Sprache» (2. Aufl., Kass. 1827); «Deutsche Grammatik für Schulen» (4. Aufl., Kass. 1837); «Deutsche Etymologie» (Thl. 1, Darmst. 1833); «Lehre von der Satzzeichnung» (Frankf. 1824); die «Methodik des Sprachunterrichts» (Frankf. 1828). Unter seinen histor. Schriften war die «Geschichte der Deutschen» (2. Aufl., Kass. 1836) für ihre Zeit nicht ohne Werth. Von seinen staatswissenschaftlichen Arbeiten sind die bedeutendsten: «Grundriß der polit. und histor. Wissenschaften» (3 Bde., Gieß. 1830—32) und die «Zwölf Bücher vom Staate» (Bd. 1, Gieß. 1839).

Schmolke oder **Schmolck** (Benjamin), ein trefflicher geistlicher Liederdichter, wurde zu Brauchitschdorf bei Liegnitz 21. Dec. 1672 geboren und auf der Schule zu Lauban und der Universität zu Leipzig gebildet, wo er Theologie studirte. Eine Zeit lang Substitut seines Vaters, der Pastor in Brauchitschdorf war, kam er 1702 als Diakonus nach Schweidnitz, wo er 1714 Oberprediger und Inspector der dasigen Kirchen und Schulen wurde und 12. Febr. 1737 starb. Seine Schriften fallen meist durch die dem damaligen Zeitgeschmacke angemessenen Titel auf, z. B. «Geistlicher Pechweihrauch», «Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz», «Klage und Reigen», «Freudenöl in Traurigkeit», «Schöne Kleider für einen betrübten Geist» u. s. w. Die größte Verbreitung fanden sein «Communionbuch» und sein «Morgen- und Abendsegen».

Schmöllnitz, ungar. **Szomolnok**, eine Bergstadt in dem ungar. Comitat Zips, in einem von Bergen umgebenen, engen und Ueberschwemmungen ausgesetzten Thale gelegen, hat 3015 E. (1857), meist Deutsche, welche den sog. gründner Dialekt sprechen und sich vom Bergbau nähren. S. ist Hauptort des oberungar. Bergdistricts und Sitz einer Berg-, Forst- und Güterdirection. Der reiche Bergbau liefert Kupfer, Silber, Eisenstein und Antimon; auch gewinnt man Schwefel, Schwefelblumen und Kupfervitriol. Sehenswerth sind die hydraulischen Maschinen, zumal die zur Heraufbringung des Cementwassers. Der schon unter Zapolya und Báthory gangbare Bergbau wird auf Rechnung der Regierung betrieben, seitdem die gräflich Csaky'sche Familie die eine Hälfte des Dominiums durch Confiscation verloren und die andere durch Tausch veräußert hatte.

Schmuggelhandel, s. **Schleichhandel**.

Schmutzer (Jak. Matth.), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. 1733 zu Wien, hatte, früh verwaist, mit viel Noth zu kämpfen, ehe es ihm gelang, der Kupferstechkunst ausschließend sich widmen zu können. Namentlich war es der General von Kettler, der ihn dazu veranlaßte, bei seinen Arbeiten dem Aetzwasser und der Nadel zu entsagen und nur das Grabeisen zu gebrauchen, in welcher schwierigen Manier er nachher so Vortreffliches leistete. Der Fürst von Kaunitz, dessen Gunst er sich durch sein Talent erworben, ließ ihn 1762 nach Paris reisen, wo er bald alle überragte. Ein Bild des Fürsten Kaunitz, Le gouté flamand nach Terbourg, der Geschirr-

flicker nach Kraus und die Savoyardin, welche ihren Sohn die Leier spielen lehrt, erwarben ihm in Paris Beifall und Auszeichnung. Nach seiner Rückkehr nach Wien 1766 ward er Hofkupferstecher, bald darauf Director der neuen Akademie für Zeichnung und Kupferstechkunst und 1771 Oberdirector aller erbländischen Normalzeichenschulen. Er starb 1813. Unter der Menge seiner vortrefflichen Blätter zeichnen sich die Arbeiten nach Rubens aus, dessen Eigenthümlichkeiten ihm am besten zuzusagen schienen. Beweise dafür geben sein Mucius Scävola (1775) und sein heil. Ambrosius, der dem Theodosius den Zugang zur Kirche verwehrt, die Geburt der Venus (1790) und Neptun und Thetis (1792). Ebenso ausgezeichnet sind zwei andere große Blätter, eine Jagd von Luchsen auf Steinböcke, nach Ruthart (1804), und ein anderes, wo Adler Schlangen und einen Wolf erlegt haben, nach Snyders. Der Grabstichel ist hier mit Meisterschaft geführt und das Metallische, welches man in andern Blättern bemerkt, glücklich vermieden. Auch mehrere Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia, des Fürsten Kaunitz u. a. gehören zu den Prachtstücken jeder Sammlung. Das Verdienstliche seiner Schule erkennt man in den Arbeiten von Kohl, John u. a. wieder.

Schnaase (Karl), einer der ausgezeichnetsten deutschen Kunsthistoriker, geb. 7. Sept. 1798 zu Danzig als der Sohn eines wohlhabenden Rechtsgelehrten, studirte seit 1816 ebenfalls die Rechte und hörte zu Heidelberg Hegel, dessen Vorträge ihn so anzogen, daß er diesem nach Berlin folgte. Er glaubte in der Philosophie die Heimat seines Geistes gefunden zu haben, als ihm eine Reise nach Dresden und die dortige Bildergalerie das Gebiet aufschloß, auf welchem er die eigentliche Aufgabe seines Lebens gewinnen sollte. Von 1819—25 war er in verschiedenen praktischen Stellungen zu Danzig und Königsberg thätig. Sodann unternahm er eine Reise nach Italien. Sein Interesse für Malerei kam hier zur Reife und verband sich durch den Anblick der großen Bauwerke des Mittelalters und Alterthums mit dem Interesse für die Kunstgeschichte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1826 Assessor in Königsberg, 1829 Rath bei dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder, dann Procurator an dem Landgericht zu Düsseldorf. Es erwachte jetzt wieder bei ihm der Gedanke, sich ganz der Kunstgeschichte zu widmen, aber manche Gründe veranlaßten ihn, der Jurisprudenz nicht zu entsagen, in der er übrigens mit Auszeichnung wirkte. Indeß betheiligte er sich lebhaft an dem regen künstlerischen Leben in Düsseldorf und förderte im Verein mit von Uechtritz und Immermann durch Vorlesung und Kritik die geistige Bildung der sich um Schadow sammelnden Malerschule. Die Zeit der Ferien zu Ausflügen benutzend, verarbeitete er das Gesehene unter anderm in sehr schätzbaren Aufsätzen im tübinger «Kunstblatte». Einer dieser Reisen verdankt man seine «Niederländ. Briefe» (Stuttg. 1834), in denen sich ein gründliches Studium der Kunst mit histor. Sinne und philos. Durchdringung vereinigt. 1840 trat er mit der trefflichen Einleitung zu Schwanthaler's «Kreuzzug Friedrich's des Rothbarts» hervor. Dann folgte sein Hauptwerk: «Geschichte der bildenden Künste» (Bd. 1—7, Düsseld. 1843—64; 2. Aufl. unter Mitwirkung von Lützow und Friederichs, Bd. 1 und 2, 1866—67), in der er sich hauptsächlich die culturhistor. Begründung der verschiedenen Stile zur Aufgabe gestellt hat. Hinsichtlich der tiefern philos. Auffassung der bildenden Künste in ihren geschichtlichen Entwickelungsstufen steht dieses geniale Werk einzig da. 1848 ging S. als Obertribunalsrath nach Berlin, welche Stelle er aber 1857 niederlegte, um sich ganz seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten zu widmen. Er gehörte zu den mitwirkenden Förderern des «Deutschen Kunstblattes» und begründete 1858 das «Christliche Kunstblatt», welches er mit von Grüneisen in Stuttgart und Schnorr von Carolsfeld in Dresden herausgibt. Ueberdies bethätigte er seinen Eifer für die Kunst im düsseldorfer Kunstverein und im wissenschaftlichen Kunstverein in Berlin sowie als Präsident des Vereins der Kunstfreunde im preuß. Staate und des Vereins für religiöse Kunst in der evang. Kirche. Die Jahre 1865 und 1866 brachte S. in Rom zu; im Sommer 1867 siedelte er nach Wiesbaden über.

Schnabelthier (Ornithorhynchus), eine zu den Kloakenthieren (Monotremata) gehörende, äußerst merkwürdige Säugethiergattung von der Gestalt der Fischotter, mit schnabelförmigen und mit einem einzigen aufgewachsenen Backenzahne versehenen Kiefern, geräumigen Backentaschen und kurzen, fünfzehigen Schwimmfüßen. Außer dem einem Entenschnabel ähnlichen Schnabel findet eine Annäherung an die Vögel und Reptilien noch dadurch statt, daß für die Ausleerungen und geschlechtlichen Thätigkeiten ein einziges Organ, die Kloake, und, wie bei den Schildkröten und Knorpelfischen, gewisse, mit der Kloake in Verbindung stehende, im Bauchfelle gelegene Höhlen, die willkürlich mit Wasser gefüllt werden können, vorhanden sind. Das Schultergerüst, an welchem sich zwei wirkliche Schlüsselbeine befinden, ist wie bei den Eidechsen gestaltet. Man kennt nur eine Art, das braune S. (O. paradoxus), welches nur in Neuholland einheimisch

ist und in Europa gegen 1798 bekannt wurde, seitdem auch lebend nach Europa gebracht worden ist. Es wird ohne den $4^1/_2$ Zoll langen Schwanz 20 Zoll lang, ist mit einem dicken, wasserdichten, oberseits dunkelbraunen, an der Bauchseite gelblichweißen Pelze bedeckt und sein Schädel vorn plötzlich in einen Entenschnabel abgeplattet. Seinen Bau legt es in den überhängenden Ufern stehender Gewässer an, und es führt nahe am Wasserspiegel ein langer gewundener Gang in denselben. Die Nahrung besteht aus Wasserinsekten, sehr kleinen Muschelthieren, Würmern u. dgl., welche beim Durchwühlen des Schlammes gefangen werden. Eier, wie man längere Zeit geglaubt hat, legt das Schnabelthier zwar nicht, aber die Jungen kommen sehr klein, unbehaart und äußerst unvollkommen zur Welt und müssen sehr lange Zeit durch Säugen an den zitzenlosen Milchdrüsen ernährt werden, da ihnen auch der Schnabel zum Aufsuchen der Nahrung noch fehlt. Daß der am Fersenbein des Männchens stehende große scharfe Sporn ein Giftorgan sei, gehört zu den Fabeln. Intelligenz besitzt das S. gar nicht, und auch sein Instinct ist gering; es ist sehr scheu, taucht und schwimmt vortrefflich.

Schnaderhüpfel, im Volksmunde gewöhnlich Schnadahüpfeln, eine dem deutschen Alpenlande eigenthümliche Art des Volksliedes, selten aus mehr als einer vierzeiligen Strophe bestehend, die vorzugsweise das Suchen, Meiden und Finden der Liebenden in den mannichfachsten Wendungen, bald trotzig und neckend, bald voll tiefer Empfindung, zeichnen und häufig aus dem Stegreif gedichtet werden. Den Namen bezieht Schmeller auf die ehemals üblichen Schnittertänze, «Schnitterhupfe». Wesentlich dazu gehört die zwar stets gleichartige, aber doch mannichfaltige Sangesweise nach gewissen landläufigen Tanzmelodien, welche sich in eigenthümlich weichen und getragenen Tönen fortbewegt und mit plötzlichem grellem Aufjauchzen oder dem sog. Jodeln abschließt. Während die echten S. im Munde des Volks selbst entstehen, hat man hier und da künstliche Nachahmungen versucht, unter denen die von Franz von Kobell ihrem Vorbilde wenigstens am nächsten kommen.

Schnaken oder Tipuliden, s. Mücken.

Schnarchen (stertor) nennt man ein geräuschvolles Athemholen, welches erzeugt wird, wenn bei offenem Munde und erschlafftem Gaumensegel geathmet wird, indem dann letzteres in Schwingungen geräth. Das S. ist vielen Personen im Schlafe eigen, besonders wenn sie mit offenem Munde schlafen und ihre Nasenhöhlen zu eng oder durch geschwollene Mandeln beengt sind. Es kann auch ein Symptom der Gaumenlähmung sein und begleitet häufig, doch nicht nothwendigerweise, den Hirnschlagfluß.

Schnecken (Cochleae) heißen im weitern Sinne alle mit einem einschaligen, gewundenen Kalkgehäuse versehenen Weichthiere oder Mollusken (s. d.). Im gemeinen Leben aber bezeichnet man mit diesem Namen drei verschiedene Gattungen der Landschnecken, nämlich die Waldschnecken (Arion) und die Wegschnecken (Limax), welche beide des kalkigen Gehäuses entbehren, langgestreckt, mit einer runzeligen, schleimigen Haut bekleidet und mit vier herausstreckbaren Fühlern versehen sind, und die Gartenschnecken oder Schnirkelschnecken (Helix), welche ein gewundenes Kalkgehäuse ohne Kielrand der Windungen und ebenfalls vier rundliche Fühler besitzen. Bei den Waldschnecken enthält das Rückenschild nur Kalkkörner und das Athmungsloch liegt vor der Mitte des Schildes. Sie leben an feuchten Orten, in Wäldern und Gärten, unter abgefallenem Laube, unter Steinen, Baumrinden und in Felsenspalten und nähren sich von Pflanzenstoffen. Sonst wurde die gemeine oder große Waldschnecke (A. empiricorum), welche braunroth, braun, schwarz, einfarbig und gestreift vorkommt, zur Brühe gekocht, gegen Schwindsucht gerühmt. Bei den Wegschnecken deckt das Rückenschild eine äußerst dünne Kalkschale, und das Athmungsloch liegt hinter der Mitte des Schildes. Die Arten dieser Gattung verheeren in nassen Jahren Gärten und Felder bedeutend, und man ist deshalb sehr auf ihre Vertilgung bedacht. Das Hinstreuen von Sand, Asche und Sägespänen ist am meisten geeignet, diese Thiere abzuhalten. Am Tage verbergen sie sich in Erdlöchern und kommen erst des Nachts hervor. Besonders ist bei uns die weißlichgraue, 1 Zoll lange Ackerwegschnecke oder Ackerschnecke (L. agrestis) in Gärten und Feldern schädlich. Durch ihre Größe zeichnet sich unter den einheimischen die lange Wegschnecke (L. antiquorum) aus, indem sie 5 Zoll lang wird. Die Gartenschnecken oder Schnirkelschnecken, welche eine äußerst artenreiche Gattung ausmachen, nähren sich ebenfalls hauptsächlich von Pflanzen, zuweilen auch von faulem Fleische. Sie zeichnen sich durch Lebenszähigkeit und das Vermögen, verloren gegangene Theile wieder zu ersetzen, aus und lieben Kühle und Feuchtigkeit, können aber auch anhaltende Dürre aushalten, indem sie die Schalenmündung durch einen schnell verhärtenden Schleim schließen. Manche

schließen auch durch solche oft sehr feste Deckel ihre Gehäuse während der Ueberwinterung. Die Arten sind bald nur wenige Linien breit, bald 1½ Zoll im Durchmesser, wie die gemeine Weinbergsschnecke (Helix pomatia), und öfters durch schöne Färbung des Gehäuses ausgezeichnet. Mannichfachen Abänderungen in der Färbung des Gehäuses sind besonders die Gartenschnirkelschnecke (H. hortensis) und die Hainschnirkelschnecke (H. nemoralis) unterworfen. Einige Arten dienen als Fastenspeise, wie die südl. Weinbergsschnecke (H. adspersa) und in Süddeutschland die gemeine Weinbergsschnecke, welche ehedem in der Gegend von Ulm sogar einen Handelsartikel für den wiener Markt bildete. Schon die Römer pflegten sie in besondern Vorrichtungen zu erziehen und zu mästen.

Schnee heißt die aus feinen Eiskrystallen bestehende Form atmosphärischer Niederschläge, welche sich bei gewissem Kältegrade der obern Luftschichten unter ähnlichen Umständen wie der Regen bildet. Die Gestalten dieser Krystalle sind sehr verschieden. Scoresby beobachtete 1) dünne Blättchen, 2) einen flachen oder kugelförmigen Kern, von welchem nach verschiedenen Richtungen ästige Zacken ausgehen, 3) feine Spieße oder sechsseitige Prismen, 4) sechsseitige Pyramiden und 5) Spieße, welche mit einem oder mit beiden Enden in dem Mittelpunkte eines dünnen Blättchens stecken. Nach Beschaffenheit der Atmosphäre und des Windes verbinden sich bald mehr, bald weniger Eiskrystalle miteinander zu einem Ganzen oder zu einer Schneeflocke. Je kälter die Luft ist, desto kleiner sind die Flocken; ja bei sehr strenger Kälte fallen die einfachen Krystalle selbst herab, weshalb gegen die Pole hin der S. dem Staube ähnlich ist. Der S. ist, wie das Wasser und Eis, der Verdunstung unterworfen, besonders sobald heftige Winde wehen. In den arktischen Gebieten schneit es fast unaufhörlich, selbst im Sommer, und die Schneemassen sammeln sich dort zu ungeheuern Höhen an. Je mehr man sich der Linie zuwendet, desto kürzer ist die Schneezeit. In Norddeutschland kann man in der Regel annehmen, daß es vom Mai bis Ende Sept. nicht schneit. In Süddeutschland, die hohen Gebirgsgegenden ausgenommen, fällt noch weniger S. In Oberitalien ist er nicht ungewöhnlich; doch bleibt er selten lange liegen. In Neapel fällt in den Ebenen fast gar kein S., und ist es der Fall, so thaut er gleich wieder weg. Näher gegen die Wendekreise hin, auf Malta und in Nordafrika, kennt man den S. nicht, und innerhalb der heißen Zone noch weniger. Jenseit des südl. Wendekreises fängt er schon etwas früher wieder an, und nach dem Südpole hin trifft man weit eher unaufhörliches Schneegestöber als gegen den Nordpol zu, was in der größern Menge der Wasserdünste seinen Grund hat. Hohe Berge, wie die Schweizeralpen, der Aetna, die Schneeberge in Südafrika und selbst die Andes und Cordilleras unter oder am Aequator in Südamerika haben ewigen S. Die Höhe, von welcher an dies statt hat, nennt man die Schneelinie (s. d.). Der S. ist von wohlthätigem Einflusse. Bei dem heftigsten Froste der Polargegenden bleibt die Temperatur schon 4 F. unter der Oberfläche des S.s immer die des aufthauenden Eises. Auch bei uns ist der S. in kalten Wintern als Decke unentbehrlich, und viele Gewächse gehen, wenn er fehlt, zu Grunde. Dagegen schadet er selbst den zartesten Gewächsen nicht: sie liegen sicher darunter, und einige Pflanzen wachsen und blühen sogar unter dem S. Ebenso schützt der S. den thierischen Körper gegen die zerstörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Der S. auf den Gebirgen ist ein Unterhaltungsmittel der Quellen. Irrig ist es, ihm eine größere Befruchtungskraft als dem Wasser beizulegen.

Schneeball oder Schlingbaum (Viburnum L.), eine zur 5. Klasse, 3. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Geisblattgewächse (Lonicereen) gehörende Pflanzengattung, welche aus Sträuchern und kleinen Bäumen besteht, die einfache Blätter, einen oberständigen fünfzähnigen Kelch, fünfspaltige, radförmige oder glockige Blumen und einsamige Beeren besitzen. Hauptsächlich aber wird mit dem erstern Namen der gemeine S. oder Wasserholler (V. opulus L.) und zwar diejenige Gartenvarietät bezeichnet, welche dichtkugelige, aus lauter großen, geschlechtslosen, radförmigen Blumen bestehende weiße Trugdolden trägt und wegen ihres schönen Ansehens sehr häufig gezogen wird. Die gewöhnliche wildwachsende Form hat flache Trugdolden, an denen nur die Randblüten groß und geschlechtlos sind. Die Blätter sind grün und kahl, dreilappig mit grob- und spitzgesägten Lappen und drüsigem Blattstiel, übrigens, wie bei allen Arten, gegenständig. Die scharlachrothen, herbsauern Beeren werden von Drosseln und Haselhühnern gern gefressen und deshalb auch Drosselbeeren genannt. Eßbar dagegen sind die Beeren des nahe verwandten eßbaren Schneeballs (V. edule Pursh) und des Moosbeerenschneeballs (V. oxycoccos Pursh), welche in Nordamerika einheimisch sind. Der im südl. und mittlern Europa einheimische wollige S. (V. Lantana L.), dessen ungelappte, länglich-eiförmige, oberseits stark runzelige, am Rande gesägte Blätter unter-

seits sammt den Blattstielen, jungen Trieben und Knospen durch Sternhaare grau- bis weißfilzig sind, wird bei uns ungemein häufig in Garten- und Parkanlagen gezogen. Er hat große schirmförmige Trugdolden mit lauter gleichgeformten weißen Blüten. Seine schwarzen, mehligen, schleimigen und unangenehm süßen Beeren wurden sonst gegen Diarrhöen und katarrhalische Halsentzündungen gebraucht. Aus den Wurzeln wird im südl. Europa Vogelleim bereitet. Der Bast der Aeste ist scharf, zieht auf der Haut Blasen und diente sonst zu Haarseilen bei Krankheiten der Hausthiere. Dieser Strauch wächst in Südeuropa und Süddeutschland häufig auf Kalkboden. Wegen seiner glänzenden, dunkelgrünen, lederartigen Blätter und frühzeitigen, schon im Jan. bis April entwickelten weißen Blüten wird in unsern Gewächshäusern der in Südeuropa heimische immergrüne S. oder Bastardlorber (V. Tinus L.) sehr häufig cultivirt. Seine schwarzblauen Beeren wirken drastisch-purgirend. Dieser beliebte Zimmerzierstrauch, welcher eine mit Sand gemengte fette Erde, Wärme und Sonne verlangt und sich durch Wurzelschößlinge und Stecklinge leicht vermehren läßt, pflegt von den Gärtnern für eine Lorberart ausgegeben und Laurus Tinus genannt zu werden. Man nennt ihn auch Steinlorber.

Schneebeere, s. Chiococca.

Schneeberg, eine freundlich gebaute Bergstadt im sächs. Kreisdirectionsbezirk Zwickau, rings von Bergen umgeben und auf einem Berge gelegen, unweit der Mulde, aus der ein Floßgraben für die Stadt angelegt ist, und der Westlichen Sächsischen Staatsbahn (Zweig Zwickau-Schwarzenberg), ist Sitz eines Gerichtsamts sowie einer Superintendentur und zählt 7987 E. (3. Dec. 1864). Die Hauptkirche, eine der schönsten im Erzgebirge und eine der größten in Sachsen, bewahrt einige Gemälde von Lukas Cranach. S. besitzt guteingerichtete Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, darunter eine Sonntagsschule und eine Klöppelschule, ferner ein Hospital, im Marienhofe ein Waisenhaus und ein Rettungshaus für Mädchen. Die wichtigste Erwerbsquelle für die Bewohner bildet der Bergbau, dann auch die Tuchschuh- und Cigarrenfabrikation. Der weibliche Theil der Bevölkerung verfertigt Spitzen, Blonden, Stickereien und Weißnähereien. Sehr ansehnlich ist die Fabrik für Chemikalien und Farben, die von Dr. Geitner, dem Erfinder des Argentans, begründet wurde. Der Handel erstreckt sich vorzugsweise auf Spitzen-, Weiß- und Nähwaaren. Auch befindet sich zu S. eine Niederlage von den Producten der sächs. Blaufarbewerke, sowol der königlichen in Schlema als auch der drei vereinigten Privatwerke in Pfannenstiel, die sämmtlich in der Nähe gelegen sind. Etwa 3/4 St. von der Stadt liegt der Filzteich, der ungefähr 1 St. im Umfange hat und mehrere bergmännische Kunstanstalten mit Wasser versorgt. Bei demselben befinden sich bedeutende Torfstechereien. Die Stadt verdankt ihr Dasein dem Bergbau. Die erste sichere Kunde ihrer Entstehung knüpft sich an den 6. Febr. 1471, an welchem Tage die Zeche St.-Georg erschürft wurde, die in der ersten Zeit außerordentlich reiche Silberausbeute gewährte. Wie berichtet wird, speiste 23. April 1477 Herzog Albrecht in dieser Grube auf einer großen Silberstufe, aus welcher später 80000 Mark Silber gewonnen wurden. 1478 konnte das erbeutete Silber nicht einmal ganz vermünzt werden. Silber, wenn auch nicht mehr in der frühern Reichhaltigkeit, dann Kobalt, Wismut und Nickel, Eisen- und Braunstein sind die Haupterzeugnisse der Umgebungen. Die bedeutendsten Zechen befinden sich auf dem Gebiete des benachbarten Städtchens Neustädtel (mit 3335 E.). Das 1 1/2 St. entfernte Städtchen Aue, an der Mulde, mit 1910 E., besitzt mehrere Fabrikanlagen. Der sog. Schneeberger Schnupftaback, aus aromatischen Kräutern, vornehmlich aus Angelica (Angelica Archangelica) bereitet, wurde bisher und wird noch unecht zu Bockau und Sosa, seit 1852 jedoch wieder echt in S. selbst verfertigt.

Schneegans, s. Gans.

Schneeglöckchen. Mit diesem Namen werden in der Volkssprache zwei Zwiebelgewächse belegt, welche zwar beide zur 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Amaryllideen gehören, aber aus zwei wesentlich verschiedenen Gattungen stammen. Als gemeines oder eigentliches S. bezeichnet man in der Regel die in unsern Gärten so häufig angebaute, in Grasgärten auch verwildert vorkommende, übrigens in Süd- und Westeuropa heimische Pflanze, Galanthus nivalis L., welche sich durch ein doppeltes Perigon, nämlich ein äußeres aus drei glockig zusammengeneigten weißen Blättern bestehendes und ein inneres, kaum halb so langes, aus drei steifern, ausgerandeten, grünlich gesäumten Blättern zusammengesetztes auszeichnet. Die zweite Pflanze gehört zur Gattung Leucojum L., welche sich vom Galanthus durch ein aus sechs gleichgroßen, glockig zusammengeneigten Blättern bestehendes Perigon unterscheidet. Sie wird wildes S., großes S., Märzbecher, Sommerthierchen, Knoten-

blume genannt und führt im System den Namen Leucojum vernum L. Sie wächst in Laubwaldungen namentlich ebener Gegenden und Thälern auf humoser Lauberde, wo sie vorkommt, gewöhnlich sehr häufig, ist einer der ersten Frühlingsboten und ein Schmuck unserer Laubwälder. Uebrigens hat man sie auch als Zierpflanze in Gärten, bisweilen mit gefüllten Blumen. Die etwas scharfe und brechenerregende Zwiebel wurde sonst äußerlich als zertheilendes Mittel angewendet, und die Blüten wurden gegen Seitenstich empfohlen. Beide Arten S. entwickeln aus ihrer Zwiebel nur zwei lineale Blätter, zwischen denen der blattlose, zusammengedrückte Schaft hervorkommt, welcher an seiner Spitze eine einzige nickende Blüte mit unterständigem Fruchtknoten trägt, deren Stiel von einem häutigen Scheidenblatt umgeben ist. Die Frucht ist eine dreifächerige mehrsamige Kapsel. In Südeuropa gibt es von Leucojum auch Arten mit mehrblütigem Schaft, z. B. das auch bei uns als Topfgewächs gezogene, erst im Sommer blühende Sommerschneeglöckchen (L. aestivum L.).

Schneehuhn (Lagopus) heißen Hühnervögel mit bis zu den Zehenspitzen befiederten Füßen, großen schaufelförmigen Nägeln und kuppigem Schnabel, von der Größe großer Rebhühner, die im Norden und auf den hohen Gebirgen vorkommen und im Sommer gelb und braun gesprenkelt, im Winter dagegen ganz weiß erscheinen. Sie leben besonders auf Heiden und in Büschen von Beeren, Knospen und Insekten, gesellig, aber in Monogamie und haben ein vortreffliches, zartes und feinschmeckendes Fleisch, weshalb sie überall viel gejagt werden. Die in den Polargegenden, in Schottland und auf den Alpen lebenden Arten sind nur sehr wenig im Gefieder, gar nicht in der Lebensweise verschieden.

Schneelinie oder Schneegrenze nennt man diejenige Höhe, über welche hinaus der Schnee selbst in der heißesten Jahreszeit auf den freien Abhängen der Gebirge liegen bleibt, wo also die Region des ewigen Schnees beginnt. Diese Linie richtet sich allerdings im allgemeinen nach der geogr. Breite und liegt um so niedriger, je mehr man sich den Polen, um so höher je mehr man sich dem Aequator nähert. Allein einerseits fällt sie keineswegs mit der Isotherme von 0° zusammen, sowenig als Länder, deren mittlere Jahrestemperatur 0° ist, stets mit Schnee bedeckt sind; andererseits liegt sie thatsächlich nicht gerade unter dem Aequator selbst am höchsten. Selbst in Gegenden, deren mittlere Jahrestemperatur noch unter 0° steht, findet noch Getreidebau statt. In Spitzbergen, unter 76—80° nördl. Br., bedeckt sich die Erde im Juli und August eine Zeit lang mit Grün, und es ist sehr zweifelhaft, ob die S. irgendwo das Festland in der Meereshöhe schneidet. Dieselbe hängt nicht sowol von der mittlern Jahrestemperatur als vielmehr von der Vertheilung der Wärme auf die verschiedenen Jahreszeiten, namentlich von der heißen Sommerwärme ab, weshalb man sie auch als Sommergrenze der Schneeregion bezeichnet hat. Mag ein Klima noch so strenge Winter haben, so wird, wenn nur die Sommerwärme ebenfalls sehr hoch steigt, auch die S. hoch liegen, also im Continentalklima höher als im oceanischen oder Seeklima, unter dem Einflusse von Landwinden, von trockenen, durchsichtigen Luftschichten, von wolkenfreiem Himmel höher als unter der Einwirkung von Seewinden, feuchter Luft und trübem Himmel. Auch wirken auf ihre Höhenlage ein die Dicke der angehäuften Schneemassen, die Gruppirung oder Isolirung der Berge, die Richtung und Steilheit der Abhänge, die Lage, Ausdehnung, Höhe und Bodenbeschaffenheit der umgebenden Ebenen, die Wärmestrahlung der Plateaux. Aus der Wirkung eines oder des andern oder mehrerer dieser Momente erklärt es sich, daß die S. in weitem Abstande vom Aequator höher liegen kann (z. B. in Bolivia) als unter diesem selbst, daß sie sich im Himalaja auf der Nordseite weiter zurückzieht als auf der Südseite. Die Grenze des ewigen Schnees liegt 1) auf der nördl. Hemisphäre in Spitzbergen (unter 77° Br.) 1400, auf Jan-Mayen (71°) 1220, auf Mageröe an der norweg. Küste (71° 25′) 2220 F. hoch; in Finnmarken (70°) 2720 auf der Nord-, 3143 F. auf der Südseite; auf Island (64°) 2880 F., im norweg. Dovrefjeld (62° 20′) 5023 F.; am St.-Eliasberg des nordamerik. Küstengebirgs (60° 17′) 4600 F.; am Kljutschewsker Vulkan in Kamtschatka (56° 4′) 4935 F.; in den Rocky-Mountains von Britisch-Amerika (52½—49°) 8070 F.; im Altai (49° 45′) 6600 F.; in der hohen Tatra der Karpaten (49° 10′) 6710 F.; in den Alpen (etwa 46°) an der Nordseite 8400, an der Südseite 8600 F.; im Kaukasus (etwa 43°) im Westen 10300, im Osten 11300 F.; in den Pyrenäen (42° 30′ bis 43°) im Norden 8400, im Süden 9380 F.; im Frémont-Pic der Rocky-Mountains (43° 2′) 11700 F.; im Thianschan in Turkestan (42°) 11540 F.; am Ararat in Armenien (39° 42′) 13042 F.; am Erdschischdagh in Kappadocien (38° 33′) 10620 F.; am Aetna in Sicilien (37° 45′) 8943 F.; im Taurus Ciliciens (37° 20′) 9200 F. im Norden, 9550 im Süden; in der Sierra-Nevada Andalusiens (37° 5′) 9200 F. im Norden, 9550 im Süden; am Demavend in Persien (36°) 13200 F.; am

Künlün in Tibet (36°) 14200 F. im Norden, 14800 im Süden; im Himalaja (28°) 16300 im Norden, 15200 im Süden; am Vulkan Popocateptl in Mexico (19°) 13300 F. im Norden, 14780 im Süden; in Abyssinien (13° 10′) 13200 F.; in der Sierra-Santa-Marta in Columbia (10° 57′) 14430 F. 2) Unter dem Aequator liegt die S. in Quito am Cayambe Urcu 14958 F. 3) Auf der südl. Hemisphäre befindet sich die Schneegrenze am Chimborasso (1° 36′) 14906 F. (Westseite 14932) hoch; am Kilimandscharo in Afrika (3° 7′) 15388 F.; am Sorata in Bolivia (15° 52′) 16193 F.; am Sahama in Peru (19° 47′) 17380 F.; in Mittel-Chile (32° 30′) 13800 F.; im Valdiviagebirge Süd-Chiles (39°) 5260 F.; in Neuseeland (39° 20′) 7320 F.; in Patagonien (43′) 5630 F.; im Feuerland (54° 27′) 3300 bis 3750 F. Die wie gewaltige Eiszapfen von dem Schneedach vieler Gebirge herabhängenden Gletscher (s. d.) zeigen in Bezug auf ihre untere Grenze (Gletscherlinie) ebenso große Unterschiede. In höhern Breiten, wie auf Spitzbergen (77°), Jan-Mayen (71°) und am St.-Eliasberg (60° 17′), ja sogar im Feuerland (54° 27′) und in Patagonien selbst (46° 50′) reichen sie von dem übersommernden Firn bis ans Meer herab, während die tiefste Eiszunge am Illimani in Bolivia (etwa 15° 50′) 15500 F. hoch liegt, in den europ. Alpen der Untergrindelwaldgletscher 3026, der Glacier des Bossons bei Chamouni am Montblanc 3388, dagegen der Glacier du Mont d'Iseran (Grajische Alpen) 6671, und die Pedretta di Marmolade (Venezianer Alpen) 7294 F.

Schneeschuhe sind von den Schlittschuhen (s. d.) dadurch verschieden, daß sie 6—7 F. lang und ganz von Holz sind. Man bedient sich ihrer in Norwegen und andern Ländern, namentlich bei der Jagd, um auf den Gebirgen schneller über den hartgewordenen Schnee hinwegzukommen. Zur Unterstützung bedient man sich dabei eines langen Stocks, der, um nicht einzustechen, unten mit einer Scheibe versehen ist Bergaufwärts geht es mit den S. freilich sehr mühsam, bergab aber fährt man mit der Geschwindigkeit eines Pfeils. Früher waren in Norwegen mehrere Compagnien mit solchen versehen, und noch gegenwärtig werden die Truppen theilweise im Gebrauche derselben eingeübt.

Schneidemühl (poln. Pyla), Stadt im Kreise Chodziesen des preuß. Regierungsbezirks Bromberg (Provinz Posen), liegt an der hier schiffbaren Küddow und der Ostbahn, hat zwei Kirchen und ein Progymnasium und zählt 7293 E., welche viel Garten- und Gemüsebau betreiben und einen ziemlich lebhaften Verkehr unterhalten. In der Nähe befinden sich Glashütten. Zu S. bildete sich auf Anregung Czerski's (s. d.), damaligen Vicars an der kath. Stadtkirche, 19. Oct. 1844 die erste deutschkath. Gemeinde.

Schneider (Eulogius), Dichter und zugleich berüchtigt als franz. Revolutionsmann, wurde 20. Oct. 1756 zu Wipfelt im Würzburgischen geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, trat in den Franciscanerorden und wurde 1786 Hofprediger des Herzogs von Würtemberg, verlor aber seine Anstellung infolge einer sehr freisinnigen Predigt über die Toleranz. Der Kurfürst von Köln, Erzherzog Maximilian Franz von Oesterreich, der ihn wegen seines poetischen Talents liebte, berief ihn hierauf als Professor der griech. Literatur nach Bonn. In dieser Zeit lieferte er eine Uebersetzung des Anakreon. Die Ereignisse der Französischen Revolution erhitzten indessen seine lebhafte Phantasie so gewaltig, daß er seinen Lehrstuhl verließ und nach Strasburg auswanderte. Hier wurde er 1791 Vicar des constitutionellen Bischofs, 1792 Maire von Hagenau, dann Civilcommissar bei der Armee, endlich öffentlicher Ankläger bei dem Revolutionsgericht im Elsaß. In letzterer Eigenschaft zog er mit der Guillotine umher und bewies sich noch furchtbarer als die Schreckensmänner des Convents. Auf die bloße Aussage seiner Gehülfen wurden Menschen jedes Geschlechts, Alters und Standes hingerichtet. Sein hochfahrendes Wesen gegen den Conventscommissar Saint-Just zog ihm endlich selbst den Untergang zu. Im Verein mit Lebas ließ ihn Saint-Just 21. Dec. 1793 verhaften und nach Paris schaffen, wo er als ungerechter Beamter 1. April 1794 sein eigenes Haupt unter die Guillotine legen mußte. Außer mehreren geistlichen Schriften hinterließ er «Gedichte» (Frankf. 1790 u. öfter) und eine Abhandlung: «Die ersten Grundsätze der schönen Künste» (Bonn 1790).

Schneider (Joh. Christian Friedr.), ausgezeichneter Kirchencomponist, geb. 23. Jan. 1786 zu Alt-Waltersdorf bei Zittau, erbte den Sinn für Tonkunst von seinem Vater, Johann Gottlob S., der früher Zwillichweber, damals aber Unterschulmeister und Organist war, im Mai 1787 als Kirchenschulmeister und Organist nach Gersdorf kam und 3. Mai 1840 starb. Nachdem er unter Anleitung des Vaters Klavier und Orgel und viele andere Instrumente erlernt, kam er 1798 auf das Gymnasium in Zittau, wo er unter dem Cantor Schönfelder sein musikalisches Studium fortsetzte und die besten ältern und neuern Musikwerke kennen lernte. In der Composition half er sich selbst fort, indem er fleißig Partituren studirte und sog. Harmonie-

musik für alle Gattungen der Blasinstrumente componirte. Haydn zum Vorbild nehmend, versuchte er sich auch in der Composition einiger Messen. 1805 bezog er die Universität zu Leipzig, wo er nun vorzugsweise der Musik und den Humanitätswissenschaften sich widmete und an A. E. Müller und Schicht Gönner und Förderer seines Talents fand. Er brachte daselbst mehrere seiner Compositionen zur Aufführung, auch trat er als tüchtiger Pianofortespieler öffentlich auf. Hierauf wurde er 1807 Organist an der Universitätskirche, 1810 Musikdirector bei dem Theater unter Jos. Seconda und 1813 Organist an der Thomaskirche. Für die durch Schicht gegründete Singakademie schrieb er unter anderm die treffliche Messe aus F-dur für bloße Singstimmen und, als er später die Leitung der Singakademie selbst übernommen hatte, noch vier andere Vocalmessen. Als Mitglied der 1815 gestifteten Liedertafel lieferte er eine Reihe der herrlichsten Gesellschaftslieder. 1817 übernahm er die Musikdirectorstelle bei dem neueröffneten Stadttheater, für welches er mehrere Ouverturen und Musikstücke schrieb, z. B. die Ouverture, welche «Den König segne Gott» zum Thema hat. Am 1. März 1821 folgte er dem Rufe als Organist und herzogl. Kapellmeister nach Dessau, wo er 1825 den Titel Hofkapellmeister erhielt und 23. Nov. 1853 starb. Unter seinen übrigen Compositionen sind insbesondere hervorzuheben: das Oratorium «Das Weltgericht» (1820); die Cantate von Niemeyer «Die Todtenfeier», und die Oratorien «Die Sündflut» (1823), «Das verlorene Paradies» (1825), eins seiner gelungensten Werke, «Pharao» (1828), «Christus der Mittler» (1828), «Christus das Kind» (1829), «Gideon» (1829) und «Absalon» (1830), «Gethsemane und Golgatha» (1838). Außerdem hat sich S. in allen Gattungen der Composition versucht; sein eigentlicher Beruf jedoch war das Gebiet der kirchlichen Vocalmusik. Ueberhaupt entwickelte er eine ungewöhnliche Productivität. Gedruckt wurden von ihm 105 Werke, darunter auch mehrere theoretisch-didaktische, wie: «Elementarbuch der Harmonie und Tonsetzkunst»; «Elementarübungen im Gesange»; «Elementarübungen im Pianofortespiel»; «Vorschule der Musik»; «Handbuch des Organisten» u. s. w. Er componirte auch sieben Opern, darunter «Claudine von Villa-Bella» von Goethe und «Alwin's Entzauberung» (1808 zu Leipzig gegeben). Als Lehrer hat S. mit außerordentlichem Erfolge gewirkt. In der von ihm 1831 errichteten, 1846 aber aufgegebenen Musikschule bildete er 135 Zöglinge, sowol Deutsche als Ausländer. Fast kein größeres Musikfest wurde in neuerer Zeit ohne S. und seine Compositionen veranstaltet.

Schneider (Joh. Gottlob), vorzüglicher Orgelspieler und Orgelcomponist, geb. 28. Oct. 1789 zu Altgersdorf bei Zittau, Bruder des vorigen, genoß ebenfalls in der Musik den Unterricht des Vaters, ging vom Gymnasium in Zittau Ostern 1810 auf die Universität Leipzig, wurde 1811 Organist an der Universitätskirche und Gesanglehrer an der Rathsfreischule daselbst, folgte aber 1812 einem Rufe als Organist an die Hauptkirche zu Görlitz, wo er eine Singakademie errichtete und mit Blüher große Musikfeste in der dortigen Nikolaikirche veranstaltete und dirigirte. 1825 ging er als Hoforganist an die evang. Hofkirche nach Dresden, wo er auch 1832 die Direction der Dreußig'schen Singakademie übernahm und durch dieselbe die classischen Tonwerke zur Aufführung brachte. Er starb zu Dresden 13. April 1864. S. zählt unstreitig zu den ausgezeichnetsten Organisten der Neuzeit. Er ließ sein meisterliches Spiel auf verschiedenen Kunstreisen (1833 auch in London) bewundern und bildete viele und gute Schüler. Außerdem besaß er gründliche Kenntnisse im Orgelbau. Nur ein Theil seiner vortrefflichen Orgelcompositionen ist im Druck erschienen, darunter Phantasien und Fugen, Präludien, religiöse Chorgesänge, Wechselgesänge mit Orgelbegleitung, ein evang. Kirchenpräludienbuch u. s. w. — Auch S.'s jüngerer Bruder, Johann Gottlieb S., geb. 19. Juli 1797 zu Altgersdorf, seit 1825 Organist an der Kreuzkirche zu Hirschberg, gest. daselbst 4. Aug. 1856, hat sich durch Compositionen um die Orgelmusik verdient gemacht.

Schneider (Joh. Gottlob), ausgezeichneter Philolog, geb. 18. Jan. 1750 zu Collmen bei Wurzen in Sachsen, daher er sich auf seinen Schriften stets Saxo nannte, erhielt auf der Schulpforta und auf der Universität zu Leipzig seine gelehrte Bildung, wurde hierauf von Heyne nach Göttingen gezogen und an Brunck (s. d.) in Strasburg empfohlen, um diesen auf sein Verlangen bei der Herausgabe der griech. Dichter zu unterstützen. Der dreijährige Aufenthalt in Strasburg hatte einen entschiedenen Einfluß auf S.'s spätere wissenschaftliche Richtung, indem er durch den Umgang und die Uebungen mit einigen angehenden Aerzten auf das Studium der Anatomie, Botanik und Zoologie geführt wurde, das er auf die dahin einschlagende Erklärung der alten Classiker theils in mehrern Ausgaben derselben, theils in trefflichen Monographien mit vorzüglichem Erfolge anwendete. 1776 nahm er die Professur der alten Sprachen und der Beredsamkeit an der Universität zu Frankfurt a. O. an und wurde 1811 bei der Verlegung

derselben nach Breslau mit dorthin versetzt, wo er, nachdem er ununterbrochen durch seine öffentlichen Vorträge und Schriften für die Alterthumswissenschaften nach allen Seiten hin gewirkt hatte, 12. Jan. 1822 starb. Unter der großen Anzahl seiner Schriften sind besonders hervorzuheben: die Bearbeitungen von Aelian's «De natura animalium» (2 Bde., Lpz. 1784), von Nikander's «Alexipharmaca» (Halle 1792), der «Scriptores rei rusticae» (4 Bde., Lpz. 1794—97), der Werke des Xenophon (4 Bde., Lpz. 1801 fg.; neue Ausg. von Bornemann und Sauppe, 6 Bde., 1825—40), des Vitruvius (4 Bde., Lpz. 1808), von des Aristoteles «Politica» (2 Bde., Frankf. 1809), «Historia de animalibus» (4 Bde., Lpz. 1812) und «Oeconomica» (Lpz. 1815), der «Physica et meteorologica» des Epikurus (Lpz. 1813) und der sämmtlichen Werke des Theophrastus (5 Bde., Lpz. 1818—21). Auch gehören hierher seine «Eclogae physicae ex scriptoribus praecipue Graecis excerptae» mit einem werthvollen Commentar (2 Bde., Jena und Lpz. 1801). Um die Verbreitung der Kenntniß der griech. Sprache machte er sich dadurch vorzüglich verdient, daß er zuerst in Deutschland ein «Großes kritisches griech.-deutsches Wörterbuch» (2 Bde., Züllich. 1797—98; 3. Aufl., 2 Bde., nebst Supplementen, Lpz. 1819—21) mit Benutzung von Wetzel's hinterlassenen Papieren begründete, woraus Passow (s. d.) später einen brauchbaren Auszug machte. Von seinen naturhistor. Untersuchungen verdienen eine ehrenvolle Erwähnung die «Ichthyologiae veterum specimina» (Frankf. 1782), die «Literarischen Beiträge zur Naturgeschichte aus den alten Schriftstellern u. s. w.» (1786), «Amphibiorum physiologia» (2 Hefte, Frankf. 1790—97), die «Historia amphibiorum naturalis et literaria» (2 Hefte, Jena 1798—1801) und außerdem die «Analecta ad historiam rei metallicae veterum» (Frankf. 1788). Auch lieferte er von mehrern ausländischen naturhistor. Werken Uebersetzungen und begleitete sie mit Beiträgen.

Schneider (Karl Ernst Christoph), verdienter Philolog, geb. 16. Nov. 1786 zu Wiehe im preuß. Herzogthum Sachsen, wurde seit 1797 auf der Klosterschule zu Roßleben und seit 1803 auf der Universität zu Leipzig gebildet, wo er mit dem Studium der Theologie das der Philologie unter Hermann's Leitung verband und, nachdem er einige Jahre lang Privatunterricht ertheilt, 1811 die dritte Lehrerstelle an der Nikolaischule erhielt. 1816 folgte er dem Rufe als Professor der classischen Literatur und Mitdirector des philol. Seminars nach Breslau, wo er, früher im Vereine mit Passow, dann mit Ritschl, Ambrosch, Haase, wesentlich zur Hebung der Alterthumswissenschaften beitrug. Er starb in dieser Stellung 16. Mai 1856. Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich vorzugsweise auf die Kritik und Erklärung des Plato und Cäsar, die durch ihn besonders durch die Benutzung vorher unbekannter handschriftlicher Hülfsmittel bedeutend gefördert worden sind. Von seinen Leistungen sind hervorzuheben: die große Ausgabe von Plato's «Staat» (3 Bde., Lpz. 1830—33; «Additamenta», 1854), der später eine Handausgabe mit den griech. Scholien (Bresl. 1841) und eine deutsche Uebersetzung (Bresl. 1839) nachfolgte; ferner der zweite Theil der Didot'schen Ausgabe der Werke des Plato (2 Abth., Par. 1846—53); die Uebersetzung von Plato's «Timaeus» (Bresl. 1847) und die Ausgabe vom Commentar des Proklus über letzteres Werk (Bresl. 1851). Zu den Zierden der neuern philol. Literatur gehört S.'s treffliche Bearbeitung von Cäsar's «Commentarii» (Bd. 1—2, Halle 1840—55). Außerdem besorgte er einen mit kritischen Untersuchungen versehenen Abdruck der dem Jul. Celsus früher beigelegten «Historia Julii Caesaris» des Petrarca (Lpz. 1827) und mit Passow zugleich den ersten Theil des «Museum criticum Vratislaviense» (Bresl. 1820). Seine «Akademischen Vorlesungen über griech. Grammatik» (Bd. 1, Bresl. 1837) enthalten über die schwierigsten Punkte der griech. Sprache manches Neue und Eigenthümliche.

Schneider (Louis), Schauspieler, dramatischer Dichter und Schriftsteller, Sohn Georg Abraham S.'s (geb. 1770 zu Darmstadt, gest. 1839 zu Berlin), ehemaligen Kapellmeisters und Directors sämmtlicher Musikchöre des königl. Gardecorps, geb. 29. April 1805 zu Berlin, verlebte die J. 1813—15 mit seinen Aeltern in Reval, wo er schon als achtjähriger Knabe in Kinderrollen die Bühne betrat. In der Folge besuchte er zu Berlin das Gymnasium, wandte sich aber 1820 wieder dem Theater zu. 1824—27 suchte er sich an kleinern Bühnen sowie auf Reisen nach London und Paris weiter auszubilden. Bald darauf erhielt er ein dauerndes Engagement als Schauspieler und Sänger in seiner Vaterstadt, fand aber anfangs nur wenig Beifall. Inzwischen hatte sich S. auch vielfach wissenschaftlich, besonders mit den neuern Sprachen, beschäftigt und während seines Dienstjahres als Freiwilliger eine große Vorliebe für das Militärische gewonnen. Bereits 1833 begann er die Herausgabe des noch immer allgemein geschätzten «Soldatenfreundes», einer Zeitschrift «für faßliche Belehrung und Unterhaltung des preuß. Soldaten». Schon vorher hatte er unter anderm den «Kriegsdolmetscher in zehn Spra-

chen» (mit Förster, Berl. 1829) und die in zahlreichen Auflagen in der preuß. Armee verbreiteten «Instructionsbücher» für die verschiedenen Truppengattungen herausgegeben. Seit 1834 fand S. auch als Schauspieler allgemeinern Beifall; er wurde rasch Liebling des Publikums, dessen Gunst er auch auf dem franz. Theater zu gewinnen wußte. Diese Erfolge verdankte er besonders den Rollen, die er für sich selbst schrieb oder wenigstens bearbeitete. Unter seinen dramatischen Arbeiten aus jener Zeit, die sämmtlich in der von ihm unter dem Pseudonym C. W. Both herausgegebenen «Bühnenrepertoire des Auslandes» erschienen, gefielen besonders: das Vaudeville «Fröhlich» (mit Wollheim bearbeitet), das Lustspiel «Der Heirathsantrag auf Helgoland», die Operette «Der Schauspieldirector», das Drama «Die Quitzows», ferner «Der Kurmärker und die Picarde», «Künstlers Erdenwallen» u. s. w. Vieles hat er aus dem Englischen, Französischen, Spanischen und Russischen übersetzt und der deutschen Bühne angepaßt. Lange Zeit hindurch war S. eins der fleißigsten Mitglieder der Hofbühne für Lustspiel, Posse, Vaudeville, komische Oper und selbst Ballet, und 1845 übertrug man ihm auch die Regie der Oper. Sein Verhalten in der Bewegung von 1848, gegenüber den revolutionären Strömungen, machte ihn jedoch zum Gegenstande heftiger Volksdemonstrationen, sodaß er sich veranlaßt sah, der Theaterlaufbahn ganz zu entsagen. Er widmete sich seitdem zu Potsdam, wo er seinen Wohnsitz nahm, ausschließlich literarischer Thätigkeit und kämpfte bis 1854 in der «Deutschen Wehrzeitung» (später «Preuß. Wehrzeitung») gegen die demokratischen Bestrebungen. Inzwischen hatte ihn Friedrich Wilhelm IV. zu seinem Vorleser und zum Hofrath ernannt, in welcher Stellung er den König auch auf Reisen begleitete. König Wilhelm bestätigte ihn in dem Amte und übertrug ihm auch die Aufsicht über seine Privatbibliothek, mit der er schon 1851 betraut worden war. 1865 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Hofrath. Bei Ausbruch des Kriegs von 1866 wurde S. dem großen Hauptquartier attachirt, von wo aus er eine besondere Ausgabe seiner Militärzeitschrift (den «Feld-Soldatenfreund») redigirte und die officiellen Berichte aus dem Hauptquartiere für den «Staatsanzeiger» schrieb. Wie schon früher, so wurde er auch vor dem Ausbruche des Kriegs zu mannichfachen vertraulichen Missionen verwendet. Die literarische Thätigkeit S.'s ist eine ungemein vielseitige. Außer den erwähnten militärischen und dramatischen Schriften versuchte er sich nicht ohne Erfolg auch auf dem Gebiete der Novelle und des Romans. Dahin gehören: «Bellona. Militärische Novellen, Erzählungen u. s. w.» (Berl. 1838), «Schauspieler-Novellen» (2 Bde., Berl. 1838), «Der böse Blick» (4 Bde., Berl. 1838), ein histor. Roman u. s. w. Unter seinen histor. Schriften sind zu nennen: «Geschichte der berliner Oper» (Berl. 1847), «Das Buch vom Rothen Adlerorden» (Berl. 1860), «König Wilhelm. Eine militärische Biographie» (Berl. 1863), «König Wilhelm im J. 1866» (2. Aufl., Berl. 1867), «Geschichte aller brandenb.-preuß. Orden, Ehrenzeichen und Auszeichnungen» (Berl. 1867 fg.). S. ist auch Begründer des Vereins für die Geschichte Potsdams.

Schneidervogel (Sylvia sutoria), ein kleiner Singvogel Ostindiens, ist durch die Art berühmt, auf welche er sein Nest verfertigt. Er verbindet nämlich durch eine Naht mittels feiner Pflanzenfasern, welche er durch Stiche zieht, die er mit dem Schnabel gemacht hat, die Ränder eines größern, am Ende eines schlanken Zweigs stehenden Blattes, sodaß eine Art Tasche entsteht. Wenn das Blatt nicht groß genug ist, näht er auch auf gleiche Weise noch ein zweites Blatt daran. Zuletzt füttert er das Innere mit Wolle, Federn u. s. w. Diese Vorsicht gebraucht er, um seine Jungen gegen die dort häufigen Baumschlangen zu schützen. Auch eine in Südeuropa einheimische kleine Sylvie (Sylvia cysticŏla) verbindet Schilfblätter auf gleiche Weise durch Nähte.

Schneller (Julius Franz Borgias), Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, geb. zu Strasburg 1777, verdankte seine Bildung der Hochschule zu Freiburg, wo sein Vater Professor der Rechte war. Mathematik beschäftigte ihn zuerst, und zwar mit solchem Erfolg, daß er schon 1794 den erkrankten Professor derselben vertrat. Als Moreau über den Rhein zu gehen drohte, wirkte S. eifrig für das Aufgebot des Landsturms in Hauenstein. Er zog auch mit den Studirenden in Freiburg gegen den Feind und wohnte 1796 dem Gefechte bei Wagenstatt bei. Der Sieg des Feindes bewog ihn, den Breisgau zu verlassen und sich nach Wien zu begeben. Hier wendete er sich besonders der Linguistik zu. Auch beschäftigte er sich mit theatralischen Arbeiten, unter denen das Trauerspiel «Vitellia» und das Lustspiel «Gefangenschaft» vielen Beifall fanden. 1802 begleitete er einen jungen Adelichen nach Paris, London, Venedig und Belgrad. Die großen Begebenheiten jener Zeit bestimmten ihn nach der Rückkehr zum Studium der Geschichte. Hierauf erhielt er den Lehrstuhl der Geschichte zu Linz und 1806 den zu Gratz. Hier

schrieb er nun eine Reihe trefflicher Werke: die «Weltgeschichte» (4 Bde., Gratz 1810—12); «Böhmens Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Oesterreich und Steiermark» (Gratz 1817); «Ungarns Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Böhmen, Oesterreich und Steiermark» (Gratz 1817); «Oesterreichs und Steiermarks Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Böhmen und unter sich» (Gratz 1818); «Bundesanbeginn von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Steiermark» (Gratz 1819). S. hatte seine freisinnigen, in der Politik auf die engl. und nordamerik. Verfassung gegründeten Grundsätze als Schriftsteller und Lehrer bisher stets ungehindert vorgetragen. Als aber nach Bonaparte's Sturze eine Reaction eintrat, wurde seit 1816 seine Stellung immer schwieriger. Man machte ihn als Josephiner und Bonapartisten verdächtig. Seine «Weltgeschichte» durfte nicht wieder aufgelegt werden, und der letzte Theil seiner österr. Geschichte wurde nicht zum Druck gelassen. Dies veranlaßte ihn, 1823 das Lehramt der Philosophie an der Hochschule zu Freiburg anzunehmen. Er starb zu Freiburg 15. Mai 1833. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen ein didaktisches Gedicht: «Weiblichkeit, ein Sonettenkranz» (2. Aufl., Wien 1822); seine Antrittsrede zu Freiburg: «Ueber den Einfluß der Weltgeschichte auf die Philosophie» (Freib. 1824); die Satire «Sündenbabel und Krähwinkel», die er unter dem Namen Julius Velox herausgab; «Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte» (Freib. 1825); «Geschichte der Menschheit» (Dresd. 1828); «Der Mensch und die Geschichte» (Dresd. 1828); «Oesterreichs Einfluß auf Deutschland und Europa seit der Reformation bis zu den Revolutionen unserer Tage» (2 Bde., Stuttg. 1828) mit den Noten des Censors, der früher in Oesterreich den Druck nicht erlaubt hatte. Seine «Hinterlassenen Werke» gab E. Münch heraus (6 Bde., Lpz. und Stuttg. 1834—42). Sein Stiefsohn ist der Freiherr Ant. von Prokesch-Osten (s. d.).

Schnellpresse nennt man eine Druckmaschine, welche im Gegensatz von den Hand- oder Tiegelpressen mittels Cylinder druckt und durch eine Maschinenkraft in Bewegung gesetzt wird. Schon 1790 nahm der Engländer Will. Nicholson das Patent auf eine S., brachte dieselbe aber nie zur Ausführung. Dies gelang erst dem deutschen Buchdrucker Friedr. König (s. d.), welcher im Verein mit Andr. Friedr. Bauer in London 29. März 1810 das erste Patent für eine Flachdruckpresse (mit Tiegeldruck) nahm, dann die erste einfache Cylinderdruckmaschine (patentirt 30. Oct. 1811) erfand, welcher bald darauf die doppelte Cylindermaschine (1814) sowie der Fortschritt zum Druck auf beiden Seiten folgte. Als weitere Verbesserungen gingen hieraus die Schön- und Widerdruckmaschine, die verbesserte einfache Druckmaschine und die verbesserte Doppelmaschine hervor. Vgl. Bauer, «Die ersten Druckmaschinen» (Lpz. 1851). Die Fabrik von König und Bauer wurde 1817 nach Oberzell bei Würzburg verlegt; andere Fabriken in Deutschland errichteten Helbig und Müller in Wien, Schuhmacher in Hamburg, Sigl in Berlin, Reichenbach in Augsburg (Augsburger Maschinenfabrik). Die einfache S. führt, einmal zugerichtet, unter Bedienung von zwei Burschen oder Mädchen, die Arbeiten von zwei geübten Druckern mit mehr als fünffacher Schnelligkeit aus. Die Maschine scheidet sich in drei Haupttheile: in das Fundament, den Druckcylinder und das Farbewerk. Auf dem Fundament, einer vollkommen ebenen eisernen Platte, welche durch den Mechanismus der Maschine eine regelmäßig wagerecht hin- und hergehende Bewegung erhält, liegt die Form, d. h. die zu einer Seite des Druckbogens gehörigen, fest aneinandergefügten Lettern. Ueber dieser Form, auf der Mitte ihres Weges, befindet sich der Druckcylinder, eine große eiserne, mit Filz überzogene Walze, welche, durch Eingreifen in eine am Fundament befestigte Zahnstange, eine mit der Bewegungsgeschwindigkeit der Form genau Schritt haltende drehende Bewegung erhält, die aber nur so lange andauert, als die Form sich in hingehender Bewegung unter dem Druckcylinder befindet, während letztere für den Rückgang festgestellt wird. Ueber diese Walze und einige hölzerne Nebenwalzen gehen Leitbänder, dazu bestimmt, den zu bedruckenden Bogen auf die Walze, um dieselbe herum und dann wieder abzuführen. Vor der Druckwalze steht der Schwärzapparat. Derselbe besteht aus einer eisernen Farbewalze, welche von einem Farbebehälter bei jedem Spiel der Maschine etwas Farbe an mehrere Vertheilungswalzen abgibt. Durch die umdrehende Bewegung der sämmtlichen Walzen, welche mit einer seitlich hin- und hergehenden Bewegung verbunden ist, vertheilt sich, da alle Walzen unter sich und mit der Hauptwalze in Berührung stehen, die Farbe nach und nach immer gleichmäßiger, bis sie endlich als eine ganz gleichmäßige Schicht auf zwei mit elastischer Composition überzogene Holzwalzen und von da auf die Letternform übertragen wird.

Wenn der Druck eines Bogens vor sich gehen soll, so steht die Form am Anfange ihrer Bahn. Während sich die Maschine in Bewegung setzt, legt ein Bursche an bestimmte Klammern über der Druckwalze einen Bogen Papier an, welcher durch die Maschine erfaßt und um die

Walze geführt wird. Underdeß ist die Form unter dem Schwärzapparat durchgegangen, hat dort von den Schwärzwalzen die nöthige Farbe gleichmäßig vertheilt empfangen und langt unter der Druckwalze gleichzeitig mit dem zu bedruckenden Bogen an. Letzterer empfängt nun während des Durchgangs zwischen Walze und Form den Abdruck und wird, nach vollendetem Druck und während die Form noch weiter über die Druckwalze hinausgeht, durch Leitbänder um die Walze und zu einer Tafel am Ende der Maschine geführt, wo ihn ein zweiter Bursche abnimmt und zur Seite legt. Das Ablegen der bedruckten Bogen kann durch einen mechan. Auslegeapparat auch durch die Maschine selbstthätig bewirkt werden. Die Form beginnt hierauf ihren Rückgang. Die Druckwalze läßt dieselbe während ihres Stillstandes unter sich durchgehen, und sie gelangt so wieder an den Ausgangspunkt, um dasselbe Spiel zu wiederholen. Eine solche einfach wirkende Maschine liefert 1000—1400 Abdrücke in der Stunde und bedruckt den Bogen nur auf einer Seite. Sehr bald kam man aber auf den Gedanken, den «todten» Rückgang der Form zu benutzen, indem man neben der ersten Druckwalze eine zweite mit umgekehrter Bewegung und ebenso ein zweites Farbenwerk anbrachte. So konnte man nun von jeder Seite einen Bogen auflegen und beim Hingange die erste, beim Rückgange die zweite Walze in Wirksamkeit treten lassen. Eine solche doppelte Maschine liefert, von vier Burschen und einem Zurichter (der übrigens auch für mehrere Maschinen ausreicht) bedient, 2400 Abdrücke in der Stunde. Außerdem brachte man es auch dahin, sog. vollständige oder Completmaschinen herzustellen, welche den Bogen umschlagen, auf beiden Seiten bedrucken und so 900—1000 Bogen in der Stunde auf beiden Seiten bedruckt liefern. Bei dieser Einrichtung leidet jedoch die Schönheit des Abdrucks durch das unvermeidliche Abschwärzen beim Wiederdruck. Man hat, um dies zu verhindern, die weitere Einrichtung getroffen, daß gleichzeitig mit jedem weißen Bogen ein Makulaturbogen mit durch die Maschine geleitet wird, welcher sich beim Wiederdruck, auf der Druckwalze, unter den noch feuchten ersten Abdruck legt und hierdurch das Abschwärzen für den folgenden Bogen verhütet. Der Mechanismus und Betrieb der Maschine wird jedoch durch jene Einrichtung sehr zusammengesetzt und kostspielig, daher die Completmaschinen weniger in Gebrauch gekommen sind als sich anfangs erwarten ließ. Einen bedeutenden Fortschritt hat das Drucken durch S. ferner durch die Erfindung von Little, dem Herausgeber der «Illustrated London News» gemacht, welcher die doppelt wirkende S. erfand. Schon früher hatte die Officin der «Times» vierfache Pressen, auf das System der Doppelpressen gegründet, bauen lassen, in welchen vier Druckcylinder arbeiteten, und die in der Stunde 4500—5000 Abdrücke lieferten, bei denen aber, abgesehen von dem großen Raume, den sie erforderten, immer zwei Cylinder ruhten. Little stellte dagegen eine Presse her, welche mit acht Walzen bei jedem Hin- und Hergange der Form 14 Abdrücke liefert. Er erreichte diesen Zweck dadurch, daß in seiner Presse die sechs mittlern Cylinder doppelt wirkend sind, d. h. sowol beim Hingange als beim Rückgange drucken, während die beiden Eckcylinder einfach wirkend sind, sodaß der erste nur beim Hingange, der letzte nur beim Rückgange druckt. Natürlich sind dann auch ebenso viele Farbenwerke nöthig, als Druckcylinder vorhanden. Die Hauptschwierigkeit, welche bei dieser Erfindung zu überwinden war, ging daraus hervor, daß nicht allein jeder Walze der Papierbogen zu rechter Zeit geliefert werden mußte, sondern daß sie auch denselben für den Hingang von der rechten Seite her, für den Rückgang, wo alle Bewegungen umgekehrt, von der linken Seite her empfangen und so auch wieder abführen mußte. Little gelangte durch eine eigenthümliche Anwendung von Papierspeise- und verschiebbaren Vertheilungswalzen zum Ziele. Seine Presse liefert in der Stunde 15750 auf einer Seite bedruckte Bogen. Auch auf das System der Completmaschine hat Little seine Erfindung angewendet, und er ist im Stande, den Bogen jetzt gleich auf beiden Seiten zu bedrucken. In neuerer Zeit ist eine von Applegath construirte S., ebenfalls mit acht Druckcylindern, zur Anwendung gekommen, wobei sich der Typensatz oder, wie namentlich beim Zeitungsdruck angewendet, die Stereotypplatten nicht auf einem ebenen Fundamente, sondern auf der Umfläche eines verticalen Cylinders befinden und die Druckwalzen nebst ihren Farbewalzen rings um diese cylindrische Form aufgestellt sind. Letztere empfängt eine stetige Drehung um ihre Achse und bietet so die abzudruckende Fläche allen acht Druckwalzen der Reihe nach dar, sodaß mithin an acht Papierbogen gleichzeitig gedruckt wird. Mit besondern Schwierigkeiten ist das untadelhafte Abdrucken von Holzschnitten in der S. verbunden, welche Aufgabe jedoch in neuerer Zeit ebenfalls vollkommen gelöst wurde. Man überzieht dabei die Druckfläche des Cylinders, anstatt mit weichem Filz, mit einer Lage fester Papierbogen, um durch Ausschneiden oder Aufkleben einzelner, mit den Licht- und Schattenstellen des Holzschnitts correspondirenden Stellen einen lebhaften Effect des Abdrucks hervorbringen zu können. Von wesentlicher Bedeutung ist für derartige Druckarbeiten die voll-

kommen gleichmäßigste Vertheilung der Farbe auf der Form, was zu verschiedenen Modificationen und Verbesserungen des Schwärzapparats, namentlich zu einem rotirenden Farbenwerk, der sog. Tischfärbung geführt hat. Bei dieser Einrichtung des Farbenwerks geschieht die Zuführung und Vertheilung der Farbe nicht, wie oben beschrieben, durch eine Anzahl unter sich in Berührung stehender Walzen, sondern durch eine in der Verlängerung des Fundaments angebrachte ebene Fläche, welche die durch Reibewalzen vertheilte Farbe auf vier bis fünf einzeln über der Form gelagerte Auftragwalzen überträgt.

Ueberhaupt ist der Mechanismus der S. in vielfacher Hinsicht so vervollkommnet worden, daß dieselbe in neuester Zeit zu den mannichfaltigsten Druckarbeiten, vom gewöhnlichen Buch- und Zeitungsdruck bis zum schwierigsten Accidenz- und Banknotendruck verwendet wird. Dahin ist namentlich auch der Druck in zwei oder mehrern verschiedenen Farben zu rechnen, welcher bisher nur in der Weise hergestellt werden konnte, daß ein mit einer Farbe bedruckter Bogen nochmals eingelegt und durch die Maschine geleitet wurde, um von einer zweiten Form in einer zweiten Farbe bedruckt zu werden. Durch eine von König und Bauer erfundene und ausgeführte Zweifarbenmaschine wird diese Operation gleichzeitig in zwei Farben ausgeführt. Es befinden sich in dieser Maschine, statt nur einer Form, zwei genau ineinanderpassende Formen, auf einem Fundament von doppelter Länge hintereinander gelagert, von denen die eine z. B. für einen rothen, die andere für einen schwarzen Abdruck bestimmt ist. Beide Formen werden von zwei verschiedenen Farbeapparaten, je roth und schwarz, gefärbt und gehen darauf in unmittelbarer Aufeinanderfolge unter Einem Druckcylinder hindurch, welcher nicht, wie bei der gewöhnlichen S. während dieses Durchgangs nur eine Umdrehung, sondern zwei Umdrehungen erhält. Ein auf dem Druckcylinder angelegter und durch Greifer festgehaltener Bogen folgt dem Druckcylinder in unverrückter Lage durch beide Umdrehungen und erhält während der ersten Umdrehung einen rothen Abdruck von der ersten Form, unmittelbar darauf durch die zweite Umdrehung einen schwarzen Abdruck von der zweiten Form. Es ist dieses Verfahren von besonderer Wichtigkeit für den Druck von Werthpapieren und Banknoten, welche meist in zwei verschiedenen Farben ausgeführt werden. Da bei der gewöhnlichen S. jeder Bogen von einem Burschen mit Genauigkeit einzeln angelegt werden muß, so kam man auf den Gedanken, die Maschine selbstthätig durch Zuführung von endlosem Papier zu speisen, wobei dann jeder einzelne Bogen in der Maschine selbst durch einen besondern Schneideapparat in das bestimmte Format zerschnitten wird. Es wurden mehrere Maschinen dieser Art in Wien ausgeführt und in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Betrieb gesetzt; doch haben dieselben eine weitere Verbreitung nicht gefunden. Neuerdings verschieden construirte Accidenzschnellpressen von vereinfachter Bewegung, wie die Victoriapresse von König und Bauer, haben eine beschränkte Leistungsfähigkeit. Mit günstigem Erfolge hat man in neuester Zeit das System des Cylinderdrucks auch für den Steindruck angewendet. Während bei der gewöhnlichen Steindruckpresse die Pressung durch einen über den Stein hinstreichenden Holzreiber hervorgebracht ward, erfolgt der Druck bei der lithographischen S. durch einen auf Federn elastisch gelagerten Druckcylinder. Der zum Abdruck bestimmte, auf dem Fundament gelagerte Stein kann durch einen Schraubenmechanismus höher oder tiefer gestellt werden, da die Stärke der Pressung je nach der Dicke des Steins regulirt werden muß. Die Farbe wird in ähnlicher Weise wie bei der gewöhnlichen S. durch fünf bis sechs mit Leder überzogene Walzen aufgetragen. Doch kommt hier noch eine weitere Operation in Betracht, indem die Oberfläche des Steins durch einen sog. Wischapparat stets mit Wasser angefeuchtet werden muß, um ein vollständiges Haften der Farbe an der Steinzeichnung zu ermöglichen. Die erste lithographische S. wurde von Sigl in Berlin erbaut. Später haben die Mechaniker Voirin und Duppy zu Paris diese Maschine noch wesentlich vervollkommnet. Vgl. Wittig und Fischer, «Die S.» (Lpz. 1861); Eisenmann, «Die S.» (Lpz. 1867).

Schnepfe (Scolŏpax), eine weitverbreitete, zur Familie der Waldvögel gehörende Vogelgattung, zeichnet sich durch einen langen, geraden, dünnen und an der kuppigen Spitze weichen Schnabel, vier getrennte Zehen und abgerundete Flügel aus. Alle haben große, weit nach hinten gerückte Augen und ein mehr oder minder braunes, theils gelb, theils dunkel geflecktes oder gebändertes Gefieder, und die an der Schnabelwurzel befindlichen Nasenlöcher sind spaltförmig in eine bis nach vorn reichende Furche verlängert. Sie sind theils Strich-, theils Zugvögel, vermeiden sehr warme Länder, lieben feuchte, moosreiche Waldungen und bebuschte Sümpfe, fliegen unregelmäßig, streifen morgens und abends umher und nähren sich von Würmern und Insektenlarven, welche sie mit ihrem Schnabel, der ihnen zugleich als Tastorgan dient, aus dem lockern Erdreiche und Moore heraussuchen. Die S. leben paarweise, nisten an der Erde und legen grünlich- oder gelblichweiße, braungefleckte Eier. Da sie sehr scheu, vom Boden schwer zu unter-

scheiden und flüchtig, so sind geübte Schützen zu ihrer Jagd nöthig, doch bringt sie auch schon die geringste Verwundung zum Sturze. Wo sie häufig sind, werden sie auch ohne Schwierigkeit in Netzen gefangen. Deutschland besitzt vier Arten, von denen die Waldschnepfe (S. rusticŏla) sich durch abgerundete Schnabelspitze, die bis an das Fersengelenk reichende Befiederung und die aschgraue Färbung der Stirn und des Scheitels unterscheidet. Sie ist in Deutschland Strichvogel und Gegenstand einer eifrig betriebenen Jagd, da sie wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches sehr geschätzt wird. Aber auch der Inhalt der Gedärme, welcher theils aus verdauten, als Futter verzehrten Würmern, theils aus Eingeweidewürmern besteht, mit welchen S. sehr heimgesucht sind, gilt seit alters als eine besondere Leckerei. Die Größe dieser S. beträgt mit Einschluß des 3 Zoll langen Schnabels bis 15 Zoll. Die zweite Art ist die Heerschnepfe oder Becassine (s. d.). Die Moorschnepfe oder kleine Becassine (S. gallinŭla) ist die kleinste ihrer Gattung und mit Einschluß des 1½ Zoll langen Schnabels nur 9 Zoll lang. Sie bewohnt Sibirien und wird in Deutschland nur im ersten Frühjahre und im Oct. zur Zeit des Zugs gesehen. Die große Sumpfschnepfe (S. major), bei welcher von den 16 Federn des Schwanzes die beiden äußern weiß und die Füße gelblichroth sind, findet sich nirgends in größern Gesellschaften. Bei der Gattung Pfuhlschnepfe (Limōsa) sind die Vorderzehen halb geheftet. Die große Pfuhlschnepfe (L. melanūra) hat ebenfalls ein sehr wohlschmeckendes Fleisch und ihre Eier gelten in Holland als die feinste Leckerei.

Schnepfenthal, die von Christian Gotthilf Salzmann (s. d.) begründete Erziehungsanstalt für Knaben, liegt 1 M. von Gotha am Fuße des Thüringerwaldes, in der Nähe von Reinhardtsbrunn und dem Städtchen Waltershausen. Die Institutsgebäude bestehen aus einem Haupthause, zwei Nebenhäusern und einer Reitbahn. In dem erstern wohnen der Director, die Mehrzahl der Lehrer und alle Zöglinge; zugleich enthält es den Betsaal, den Speisesaal, vier Schlafsäle, das Naturaliencabinet und die Bibliothek. Die Gebäude sind von Grasplätzen, Baumgruppen und Gartenanlagen umgeben, denen sich von der Rückseite die bewaldeten Vorberge des Thüringerwaldes anschließen. In einem nahen Laubwäldchen befindet sich der Turnplatz für die Zöglinge und ein schöner Teich zwischen S. und Reinhardsbrunn bietet die beste Gelegenheit zum Baden und Schwimmen. Die Zahl der Zöglinge beschränkt sich auf 60 Knaben im Alter von wenigstens 9 bis höchstens 16 J., die entweder für die Secunda eines preuß. Gymnasiums, für ein Cadettencorps oder für das praktische Berufsleben vorbereitet werden. Es wirken zu dem Zwecke 14 Lehrer mit dem Director an der Anstalt. Die Leitung der letztern übernahm nach dem Tode des Begründers (1811) dessen Sohn Karl Salzmann. Seit 1848 ist die Anstalt im Besitz und unter der Leitung des herzogl. sächs. Schulraths Wilhelm Ausfeld, eines Enkels des Stifters, und erfreut sich fortwährend großer Frequenz.

Schnepper oder Schnapper ist ein chirurgisches Instrument, dessen wesentliche Einrichtung darin besteht, daß mittels einer Stahlfeder eine oder mehrere meist kreuzweise gestellte, vorher in einer Kapsel verborgene, scharfe Klingen hervorgeschnellt werden. Die beiden Hauptarten dieses Instruments sind der Aderlaßschnepper (phlebotomus), an welchem nur eine Klinge befindlich ist, und der Schröpfschnepper (scarificatorium), mit welchem man mehrere, aber seichte Einschnitte in die Haut auf einmal macht. Hierher gehören auch mehrere der neuerdings erfundenen künstlichen Blutegel.

Schnittlauch, s. Lauch.

Schnitzler (Johann Heinrich), Geschichtschreiber und Statistiker, geb. 1. Juni 1802 zu Strasburg, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich auf der Akademie und dem prot. Seminar dem Studium der Theologie. 1823—28 lebte er als Hauslehrer einer kurländ. Adelsfamilie in Rußland, wo er Zeuge des Aufstandes vom 26. Dec. 1825 in Petersburg war und, sowie nachher in Moskau und dem Sergeikloster zu Troitza, reiches Material zur Kunde des russ. Reichs sammelte. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt übernahm er 1829 die Leitung der «Encyclopédie des gens du monde», die ihn in Paris bis 1845 beschäftigte. Inzwischen war S. 1840—44 auch Lehrer der deutschen Sprache für die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Orleans. 1847 erhielt er das Amt eines Inspectors der Primärschulen der Stadt Strasburg und 1856 die Professur der allgemeinen Literatur am prot. Seminar daselbst. Im Sommer 1864 machte er auf kaiserl. Veranlassung eine zweite Reise nach Rußland, welche er diesmal bis jenseits der Wolga und Kasan ausdehnte. Die ersten Arbeiten, mit denen S. an die Oeffentlichkeit trat, bezogen sich auf das classische Alterthum. Seinen literarischen Ruf begründete er aber mit dem «Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie» (Par. 1829) und «La Russie, la Pologne et la Finlande, tableau statistique, géographique

et historique» (Par. und Petersb. 1835), welche beiden Werke besonders in Rußland selbst Anerkennung fanden. Diesen folgten «De la création de la richesse» (2 Bde., Par. 1842) und die vom Französischen Institut gekrönte «Statistique générale, méthodique et complète de la France» (4 Bde., Par. 1846). Schätzbare Beiträge zur Kunde der Geschichte, Geographie und Statistik des russ. Reichs bot S. seitdem noch in den großentheils und selbst mehrfach ins Deutsche und in andere Sprachen übersetzten Werken: «Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas» (2 Bde., Par. 1847); «La Russie ancienne et moderne, histoire, description, moeurs» (2. Aufl., Par. 1854) und «Description de la Crimée» (Par. 1855), vor allem aber in «L'empire des Tsars au point actuel de la science» (Bd. 1—3, Par. und Petersb. 1856—66), seinem Hauptwerke, welches auf 5 Bände berechnet ist und eine erschöpfende Darstellung der statist. Verhältnisse des russ. Reichs enthalten soll. Außerdem sind von seinen Arbeiten hervorzuheben: «La mission de l'empereur Alexandre II et le général Rostoftsof» (Par. 1860), die Biographien des Fürsten Rasumowski und des Kaisers Paul I. im «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1863 und 1867) und «Rostoptchine et Koutousof, ou la Russie en 1812» (Par. 1863). Eine eingehende Geschichte der russ. Diplomatie hat S. schon seit Jahren vorbereitet. Von seinen übrigen Schriften ist noch der «Atlas historique et pittoresque, ou histoire universelle disposée en tableaux synoptiques» (von Bagnol begonnen, 3 Bde., 4., Strasb. 1859) mit Auszeichnung zu nennen. S. hat auch viel in deutschen Journalen geschrieben. Ein Theil seiner Correspondenzen für die augsburger «Allgemeine Zeitung» (1830—33) erschien gesammelt unter dem Titel «Briefe aus Paris über Frankreich in dem ersten Jahre seiner Juliusrevolution» (Stuttg. 1832).

Schnorr von Karolsfeld (Veit Hans), Maler und Zeichner, geb. zu Schneeberg im sächs. Erzgebirge 11. Mai 1764, erhielt wenig Unterricht, fand sich aber innig von der Natur angezogen, in der er, sich selbst überlassen, lebte. Nach des Vaters Willen studirte er seit 1784 zu Leipzig die Rechte und wurde Notar. Als aber sein Vater starb, verließ er die Jurisprudenz und widmete sich ganz der Kunst. Er heirathete 1788 und ging nach Königsberg in Preußen, wo er, durch Oeser und Weiße an Hippel, Kant u. a. empfohlen, eine gute Aufnahme fand und durch Privatunterricht sich die nöthigen Subsistenzmittel erwarb. Auf Betrieb seiner Mutter nahm er 1789 eine Lehrerstelle an der magdeburger Handlungsschule an, die er jedoch nach Verlauf eines Jahres wieder aufgab, um nach Leipzig zurückzukehren. Hier nun erst fing er an, mit rastlosem Eifer und Anstrengung aller Kräfte sich unter der Leitung Oeser's in der Kunst weiter auszubilden. Porträts in Oel und Miniatur, Zeichenunterricht, Arbeiten für Buchhändler mußten ihm seinen Unterhalt gewähren, während der nähere Umgang mit Erhard, Heydenreich, Weiße, Müller und Seume ihn geistig anregte und bildete. Er wollte Seume 1801 auf dessen Spaziergange nach Syrakus begleiten, kam aber nur bis Wien und besuchte hierauf Paris. 1816 wurde er zum Director und Professor an der leipziger Akademie ernannt, der er bis an seinen Tod 30. April 1841 vorstand. Seine Schüler leitete er zu einer eingehenden Auffassung der Natur und in den Studien zu einem genauern Contour an, wodurch er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern im Amte, auf die Richtung vorbereitete, welche die deutschen Künstler der spätern Periode in der Zeichnung anstrebten. Bekannt ist sein «Unterricht in der Zeichenkunst» (Lpz. 1810, mit 61 Tafeln). Die meisten seiner Gemälde sind aus den romantischen Dichtungen der damaligen Zeit, z. B. Kosegarten's «Jukunde» u. s. w., entnommen und zeichnen sich durch Gemüthlichkeit aus. Die Zahl seiner histor. Darstellungen und Porträts sowie insbesondere seiner Zeichnungen in Tusche, schwarzer Kreide, Sepia u. s. w. ist sehr bedeutend; auch hat er viel Blätter, meist nach eigener Composition, radirt und selbst in Thon modellirt und mancherlei Gipsarbeiten geliefert. Unter seinen plastischen Werken ist das Basrelief in Terracotta zu erwähnen, mit welchem er den Giebel des Universitätsgebäudes in Leipzig schmückte.

Schnorr von Karolsfeld (Julius), ausgezeichneter deutscher Maler, Sohn des vorigen, geb. 26. März 1794 zu Leipzig, erhielt durch den Vater den ersten Unterricht und ging dann 1811 nach Wien. Während der ersten Jahre seines Aufenthalts daselbst besuchte er die Akademie der Künste. Da ihm aber die damals dort übliche Kunstweise nicht zusagte, wandte er sich mit einigen Gleichgesinnten der Richtung zu, welche sich die altdeutsche Schule und deren Ideen zum Muster nahm. Aus diesen Bestrebungen gingen hervor: der Kampf der drei christl. und drei heidnischen Ritter nach Ariost, die Heilige Familie und die Almosenvertheilung des heil. Rochus. Im Herbst 1817 wandte sich S. nach Italien. Hier hielt er sich zunächst in Florenz längere Zeit auf, wo die Werke der alten Meister, namentlich die Wandmalereien, ihn fesselten. Anfang 1818 kam er nach Rom, wo damals die wiedererwachte Kunst blühte und Cornelius, Overbeck

und Ph. Veit ihre Meisterwerke schufen. Durch Vermittelung dieser Meister erhielt S. alsbald den Auftrag zur Ausmalung des für den «Orlando furioso» bestimmten Raums in der Villa Massimi. Außer diesen Fresken führte er während der zehn Jahre, die er in Rom verweilte, noch folgende Oelbilder aus: die Hochzeit zu Kana, Jakob und Rahel, Ruth und Boas, eine Madonna mit dem Kinde, die Flucht nach Aegypten, «Lasset die Kindlein zu mir kommen» und eine Verkündigung der Maria (für das Stift zu Wurzen). Noch ehe S. seine röm. Arbeiten beendigt hatte, erhielt er von König Ludwig von Baiern einen Ruf an die Akademie der bildenden Künste nach München. Nachdem er 1827 die Professur der Historienmalerei angetreten, beauftragte ihn der König, im Erdgeschosse der neuen Residenz fünf Prunkgemächer mit Darstellungen aus dem Nibelungenliede auszuschmücken. Die Ausführung dieser Fresken wurde jedoch auf einige Jahre (bis 1843) unterbrochen, da ihm unterdessen die Ausmalung von drei großen Sälen des Festsaalbaues mit kolossalen Darstellungen aus der Geschichte Karl's d. Gr., Barbarossa's und Rudolf's von Habsburg übertragen worden war. Außerdem hatte S. in München, wo er auch mehrere Oelbilder für Privatpersonen ausführte, noch den Auftrag, den Fries eines Saals der Königswohnung mit Darstellungen aus den Homerischen Hymnen auszustatten. 1846 folgte er dem Rufe als Director der Gemäldegalerie und Professor an der Akademie der bildenden Künste nach Dresden, von wo er jedoch zeitweise nach München zurückkehren mußte, um die Nibelungenfresken zum Abschluß zu bringen. Unter den münchener Frescomalern ist S. unstreitig derjenige, welcher mit der idealen Composition am meisten individuelles Leben verbindet. In Dresden kam sein großes Illustrationswerk, die schon in Rom begonnene und in München nach Möglichkeit weitergeführte «Bibel in Bildern» (240 Tafeln mit Text, Lpz. 1852—60) zu Stande, ein Werk, das S.'s Namen auch in weitern Kreisen bekannt gemacht hat. Schon vorher hatte er in Gemeinschaft mit Neureuther die Illustrationen zu der Cotta'schen Prachtausgabe des Nibelungenliedes geliefert. Ueberdies gehören der dresdener Periode seines Wirkens noch an: das für München bestimmte große Oelbild Luther auf dem Reichstage zu Worms und die Compositionen zu den Glasmalereien für die Paulskirche in London. Das dem Apostel Paulus gewidmete Hauptfenster, darstellend die Umkehr des Christenverfolgers auf dem Wege von Damaskus und seine Heilung, war 1867 bereits am Orte seiner Bestimmung aufgestellt. Das in Oelfarben ausgeführte Vorbild für den untern Theil dieses Fensters wurde für die dresdener Galerie angekauft. Unter S.'s literarischen Leistungen sind besonders sein Vorwort zur «Bibel in Bildern» und sein Protest gegen Kaulbach's Darstellungen der neuern Kunstgeschichte (in der «Allgemeinen Zeitung», Jahrg. 1852) bemerkenswerth. — S.'s zweiter Sohn, Ludwig S., geb. 2. Juli 1836 zu München, hat sich als Opernsänger einen geachteten Namen erworben. In München und Dresden erzogen, bekundete er schon in früher Jugend ein ungewöhnliches Talent für die Musik und eine vorzügliche Stimmbegabung. Nachdem er die nöthigen Vorstudien gemacht, entschied er sich für den Beruf des dramatischen Sängers. Er trat zuerst beim Hoftheater in Karlsruhe auf, dem er seit Herbst 1854 erst als Eleve, dann als Mitglied angehörte. Ostern 1860 erhielt er ein Engagement am Hoftheater zu Dresden, wo er bis zu seinem 21. Juli 1865 erfolgten Tode wirkte. In seinen Leistungen als Heldentenor wandte er neben dem musikalischen Theile seiner Aufgabe dem Spiele und der Darstellung besondern Fleiß zu. S.'s Lieblingsaufgaben bildeten die Helden in den Opern Richard Wagner's, zu dessen Anhängern er gehörte. Kurz vor seinem Tode wirkte er im Juni und Juli 1865 zu München bei der Aufführung von Wagner's «Tristan und Isolde» mit, wobei er die schwierige Rolle des «Tristan» übernahm, während seine Gattin, Malvina S., geb. Garrigues, die der «Isolde» vertrat. 1867 gab letztere einige Lieder S.'s zusammen mit eigenen heraus.

Schnorr von Karolsfeld (Ludwig Ferdinand), deutscher Maler, Bruder von Julius S., geb. 11. Oct. 1788 zu Leipzig, erhielt seine erste künstlerische Bildung im väterlichen Hause und ging 1804 nach Wien, wo er die Akademie besuchte und an dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen einen Gönner fand. Seine ersten Gemälde, wie des ritterlichen Jägers Liebeslauschen, Erlkönig, Loreley, gehörten der romantischen Richtung an. Entschiedenen Ruf erwarb ihm seine Darstellung von Goethe's Faust, die sich seit 1821 in der Galerie des Belvedere zu Wien befindet. Seinen schnellen Aufschwung hinderte eine Hinneigung zur Mystik und zum Magnetismus. Von seinen neuern Werken sind zu erwähnen: die Jungfrau mit dem Kinde und dem kleinen Johannes (1828) in der Galerie des Belvedere; die Vereinigung der Tiroler durch Andr. Hofer (1830) im Ferdinandeum zu Innsbruck; das Porträt des Herzogs von Reichstadt (1832); eine zweite Darstellung aus Goethe's «Faust», als Gegenstück zu der erwähnten, in der Galerie des Belvedere; Christus am Oelberge und die Speisung der Fünfhundert (19 F. lang und

16 F. hoch), bei den Mechitaristen in Wien. Auch hat er mehrere Blätter radirt und lithographirt. Er starb als erster Custos an der Galerie des Belvedere zu Wien 13. April 1853.

Schnupfen (coryza) heißt die Entzündung, der Katarrh (s. d.) der Nasenschleimhaut. Diese ist dabei entweder trocken, aber verschwollen (Stockschnupfen), oder sondert sogleich einen dünnen, scharfen Schleim ab (Fließschnupfen), welcher nach längerer oder kürzerer Zeit, meist nach zwei bis drei Tagen, dicker und milder wird. Damit verbinden sich öfters: Niesen, Gefühle von Spannung oder Druck oder Prickeln in der Nase, Nasenbluten, Thränen der Augen (wegen Verschwellung des Thränenkanals), Störung des Geruch- und Geschmacksinns, veränderte Sprache u. s. w. Der S. entsteht meist durch plötzlichen Temperaturwechsel, bei schnellem Uebergang von kalt zu warm oder umgekehrt, und herrscht deshalb im Winter und Frühjahr; aber auch durch scharfe, in die Nase gelangte Einathmungen oder Flüssigkeiten u. s. w. Er tritt auch als Theilerscheinung gewisser Infectionskrankheiten (Masern, Grippe) auf. Der gewöhnliche S. ist eine leicht heilbare Krankheit. Man muß dabei den schnellen Wechsel der Temperatur, besonders Zugluft vermeiden, die Füße warm halten und eine regelmäßige Diät beobachten. Erkältung während des S. kann gefährliche Zufälle, namentlich Lungen- und Gehirnkrankheiten herbeiführen. Bei Säuglingen gehört ein S. schon zu den bedeutendern Krankheiten und, wenn er monatelang dauert, sogar zu den Zeichen angeborener Lustseuche. Stockschnupfen kann auch durch Verstopfen der Nasengänge durch Schleimhautwucherungen (sog. Polypen) zu Stande kommen.

Schnupftabad, s. Tabad.

Schnüren nennt man im allgemeinen das Umgeben einzelner Körpertheile mit schnur- oder bandartigen Gegenständen, die fest anliegen und mittels Zusammenziehen einen Druck, namentlich auf die Blutgefäße, ausüben. Ein solches Verfahren wird von der Heilkunde in manchen Fällen, z. B. bei Krampfadern, mit Vortheil benutzt. Andererseits hat das S. durch die Gewalt der Mode eine große Ausdehnung im gewöhnlichen Leben, namentlich beim weiblichen Geschlecht, zur Verschönerung der Form des Oberkörpers gefunden. Der Zweck ist hier, theils die Gerabhaltung des Rückens zu befördern, theils den Busen emporzuheben und dessen Herabhängen zu behindern, theils eine knappe Taille hervorzubringen. Zu starkes S. führt aber der Gesundheit nachtheilige Veränderungen des Körpers herbei, insofern als die Leber gequetscht, die Baucheingeweide herabgedrängt und die Blutbewegung in den Unterleibsorganen erschwert werden, namentlich aber da, wo ein starkes Blankscheit im Schnürleibchen befindlich ist. Verschiedene Leiden der Frauen lassen sich auf diese Unsitte zurückführen.

Schnyder von Wartensee (Xaver), ausgezeichneter Componist und Tonkünstler, geb. 18. April 1786 zu Luzern, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause, besuchte das Gymnasium und sodann das Lyceum seiner Vaterstadt und zeigte schon in früher Jugend ebenso viel Anlage als Eifer für Musik. Von seinem Vater zur staatsmännischen Laufbahn bestimmt, unterzog er sich nur wenige Monate der Arbeit auf einem Finanzbureau in Luzern und widmete sich dann von 1810 an ausschließlich der Kunst und den freien humanistischen Studien. Nach einem Aufenthalte in Zürich lernte er 1811 Beethoven in Wien kennen, der sich für seine ersten Compositionsversuche interessirte und stets ausführlich in die Kritik derselben einging. Erst in Wien, dann im benachbarten Baden setzte er seine musikalischen Arbeiten und Studien bei Kienlen fort. Eine Feuersbrunst in Baden im Sommer 1812 vernichtete einen Theil seiner frühern Compositionen und Gedichte. Noch in demselben Jahre kehrte S. auf den von ihm ererbten Familiensitz, Schloß Wartensee am Sempachersee, zurück, nahm bald darauf bei Pestalozzi in Yverdun eine Lehrerstelle an, siedelte aber im Herbst 1817 nach Frankfurt über, wo er ein reiches Kunstleben und zahlreiche Schüler fand. 1831 lernte er daselbst den Pädagogen F. Fröbel kennen, den er zur Errichtung einer Erziehungsanstalt auf seinem Gute Wartensee veranlaßte. S.'s Aufenthalt in Frankfurt und verschiedene Reisen brachten ihn mit Goethe, Jean Paul, Börne, Spohr, Döbereiner und andern bedeutenden Männern in freundliche Berührung. Nach dem Verkaufe seines Familienguts lebte er 1844—49 auf einem von ihm gegründeten reizenden Landsitze bei Luzern, von wo er jedoch wieder zu seinem frühern Wirkungskreise in Frankfurt zurückkehrte. Er gründete daselbst zwei neue musikalische Vereine für Vocal- und Instrumentalmusik. S. ist Verfasser mehrerer Gedichte, zum Theil humoristischen Inhalts und verschiedener Artikel in musikalischen Zeitschriften. Zu seinen zahlreichen Compositionen gehören verschiedene Cantaten und Sammlungen ein- und mehrstimmiger Gesänge, Instrumentalsachen, das Oratorium «Zeit und Ewigkeit», die romantische Oper «Fortunat», die Schweizeroper «Heimweh und Heimkehr» u. s. w. S. gilt für einen der ersten Contrapunctisten; seine Musik ist oft originell, immer aber klar, melodisch und von seltener Correctheit.

Schoa, eine abyssin. Provinz zwischen 9 und 11° nördl. Br., grenzt im Norden an Amhara, im Süden an Guragne, im Osten und Westen an die Gebiete der Gallas und wird von der Jamma und dem Muger, zwei Zuflüssen des Blauen Nil, sowie von Nebenflüssen des Hawasch bewässert, liegt also auf der Wasserscheide zwischen Nil und Indischem Ocean. Das Land bildet grasreiche Hochebenen, im Südosten und Süden von einem 10000 F. hohen Abfall begrenzt. Es zerfällt in die Provinzen Gesche, Mans, Tegulet, Ghedem, das eigentliche Schoa, Mentschar und Bulga und zählt etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. christl., mohammed. und heidnische Einwohner, Amhara oder Galla. Bemerkenswerthe Orte sind die Hauptstadt Ankober auf einem 8200 F. hohen Berge, Angollola mit 3—4000 E. und ebenfalls Residenzstadt, die ehemalige Hauptstadt und Festung Tegulet, Mousche und die Handelsstädte Leguida und Alehou-Amba. Vgl. «Harris' Gesandtschaftsreise nach S., 1841—43» (Stuttg. 1845).

Schock bezeichnet im allgemeinen eine Anzahl von 60 Stücken. Ehe die Rechnung nach Gulden und nach Thalern eingeführt war, rechnete man in einem Theile Deutschlands nach S. oder Schockgroschen, d. i. 60 Groschen, die aber je nach dem Gehalte der Groschen einen sehr verschiedenen Werth hatten. In den ältesten Zeiten, wo 60 Groschen aus der Mark geprägt wurden, war das Schockgroschen gleich einer Mark. Später verringerte sich aber der Gehalt der Groschen dermaßen, daß ums J. 1500 das Schockgroschen nur noch einen Werth von $\frac{2}{3}$ Mark hatte. Das sog. alte sächsische S. wird zu 60 Schockgroschen oder 20 guten Groschen, dagegen das neue oder schwere S. zu 60 guten Groschen oder 2 Thlr. 12 Gr. Conv.-Geld berechnet. In Böhmen und einem Theile von Schlesien rechnete man nach böhmischen S., d. i. 60 Kaisergroschen oder 180 Kreuzern = 1 Thlr. 21 Gr. Conv.-Geld oder auch nach kleinen S. zu 40 Kaisergroschen oder 120 Kreuzern. — S. nannte man in Sachsen auch eine im 16. Jahrh. eingeführte Art Grundsteuer, behufs welcher der Werth der Grundstücke nach S. berechnet und das S. zunächst mit 5 Pf. Abgabe belegt wurde.

Schoedler (Friedrich Karl Ludwig), verdienter naturwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 25. Febr. 1813 zu Dieburg, wo sein Vater Justizamtmann war, widmete sich anfänglich zu Darmstadt der Pharmacie, wandte sich aber auf der Universität zu Gießen dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie zu und war 1835—38 Assistent bei Liebig. Hierauf ging er nach Tübingen, wo er besonders Hugo von Mohl, Quenstedt und Nörrenberg hörte. Nachdem er zu seiner weitern Ausbildung verschiedene Reisen durch Deutschland, die Schweiz, England und Frankreich gemacht, ging er 1842 als Lehrer der Naturwissenschaften an das Gymnasium zu Worms. Seit 1854 wirkte er sodann als Director der Realschule zu Mainz. S.'s literarischer Ruf gründet sich hauptsächlich auf «Das Buch der Natur» (Braunschw. 1846; 16. Aufl. 1867), eine gedrängte Darstellung des Gesammtgebiets der Naturwissenschaft, die sich durch klare und ansprechende Behandlung des Gegenstandes die allgemeinste Anerkennung erworben und wesentlich dazu beigetragen hat, ein lebendiges Interesse für die Naturwissenschaften in den weitesten Kreisen zu erregen. Das Buch ist in fast alle europ. Sprachen übersetzt worden. Vielen Beifall fand auch seine Schrift «Die Chemie der Gegenwart» (3. Aufl., Lpz. 1857). Verschiedene fachwissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte S. in Liebig's «Annalen der Chemie» und dessen «Handwörterbuch der Chemie». Auch lieferte er eine deutsche Bearbeitung von Soubeiran's «Pharmaceutischer Praxis» (Heidelb. 1839) und verfaßte den naturwissenschaftlichen Theil in Wagner's sehr verbreitetem «Handbuch der Naturkunde, Erdbeschreibung u. s. w.» (20. Aufl., Stuttg. 1863). Zahlreiche populär-naturwissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze erschienen von ihm in Gutzkow's «Unterhaltungen am häuslichen Herd», Westermann's «Illustrirten Monatsheften» u. s. w. Ueber Fragen von pädagogischem Charakter sprach er sich in der Schrift «Die höhern technischen Schulen» (Braunschw. 1847), in verschiedenen Programmen der mainzer Realschule sowie in Beiträgen zur «Allgemeinen Schulzeitung» aus. Ueberdies hat sich S. mehrfach als Novellist und Dichter versucht. Sein Lustspiel «Der verwünschte Brief» ist auf mehrern Bühnen zur Aufführung gekommen.

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Scholarchat (griech.), d. h. Schulvorstand, heißt in einigen Ländern und Städten die Behörde, welche die Oberaufsicht über die höhern Lehranstalten führt und gewöhnlich aus den ersten Geistlichen und Magistratspersonen besteht. Mit Scholarch bezeichnet man ein einzelnes Mitglied.

Scholastik und **Scholastiker.** Scholastiker hießen bei den Römern die an den kaiserl. Schulen angestellten Lehrer der Beredsamkeit. In der Regel bezeichnet man aber damit die Philosophen des Mittelalters. Letzteres hat seinen histor. Ursprung daher, daß die nach der Barbarei des 6.—8. Jahrh. seit Karl d. Gr. in den Klöstern, bischöfl. und erzbischöfl. Sitzen

gestifteten Schulen der Sitz einer erneuerten wissenschaftlichen Cultur und dadurch mittelbar philos. Bestrebungen wurden, die dann später ihren Mittelpunkt in den Universitäten, besonders in Paris und Oxford, fanden. Der wesentliche Grundcharakter dieser mittelalterlichen Philosophie ist Beschränkung der philos. Untersuchung auf die Theologie. Man kann die Zeit vom 9. bis zu Anfang des 11. Jahrh. als die vorbereitende Periode dieser Richtung betrachten. In sie fallen, nächst Johannes Scotus Erigena und Gerbert, einem Mönche zu Aurillac, der später als Papst Sylvester II. hieß, Berengar von Tours, Lanfranc, Anselm von Canterbury. Ein starkes Ferment für die Ausbildung der Philosophie wurde die gegen die Mitte des 12. Jahrh. durch Joh. Roscellinus angeregte Frage über die Bedeutung der allgemeinen Begriffe sowie die über denselben Gegenstand zwischen Wilhelm von Champeaux (gest. 1120) und Abälard geführten nominalistischen Streitigkeiten. (S. Nominalismus.) Sie wurde zu Gunsten des Realismus (s. d.) entschieden, und von dieser Zeit an blieb der Realismus die ganze Blütezeit der Scholastik im 12. und 13. Jahrh. hindurch die herrschende Denkart. Die Theologie, als deren Quelle unabhängig von der Philosophie der Glaube an die Offenbarung betrachtet ward, wurde immer mehr nicht nur das Object, sondern auch die Norm und Regel der Philosophie, und zwar ausdrücklich in der Form, in welcher sie sich durch die Kirchenväter, die Conciliенbeschlüsse und die Entscheidungen der Päpste als Dogma ausgebildet hatte. Die Philosophie hatte also kein Recht, den Inhalt der kirchlichen Glaubenslehre anzutasten, sondern sie hatte denselben nur in die Form eines Systems zu bringen, und daher der Ausdruck: die Philosophie ist die Magd der Theologie (philosophia theologiae ancilla). Was nicht unmittelbar mit dem Dogma zusammenhing, wurde entweder vernachlässigt oder nach Begriffen behandelt, die aus dem Alterthum überliefert waren. Vorzugsweise bezogen sich daher die Bemühungen der Scholastiker auf solche Probleme, die in den Dogmen der Kirche entweder wirklich lagen oder in sie hineingetragen wurden, und dadurch verwickelte sich die Scholastik in viele theils nothwendige, theils gemachte Subtilitäten und Distinctionen. Mit dem größten Fleiße wurde zugleich alles behandelt, was sich auf den Formalismus der Logik und Dialektik bezog, die man aus den logischen Schriften des Aristoteles kannte. Man betrachtete sie nicht blos als ein methodisches Hülfsmittel, sondern als das materiale Organon der Philosophie und gab ihr im Laufe der Zeit eine fast monströse Ausdehnung. Die Anwendung des dialektischen Verfahrens auf das Dogma war anfangs nur fragmentarisch. So bei den meisten Vertretern der Scholastik im 12. Jahrh., z. B. bei Gilbert de la Porrée, Alanus ab Insulis, Petrus Lombardus. Während des 12. Jahrh. hatte aber die vermehrte Berührung mit Arabern und Griechen auch zur Bekanntschaft mit den physischen und metaphysischen Schriften des Aristoteles, wenn auch zunächst nur durch das Medium höchst unvollkommener Uebersetzungen, geführt, und sowie sich der Gesichtskreis der Scholastiker dadurch erweiterte, so gewannen auch ihre Gedanken festere Haltepunkte. Die unbedingte Herrschaft des Aristoteles fällt demnach erst mit der eigentlichen Blütezeit der Scholastik zusammen, und es treten nun allmählich die großen durchgeführten Systeme der christl. Theologie hervor. Nächst Alexander von Hales (s. d.) waren die drei Heroen der Scholastik Albert d. Gr. (s. d.), Thomas von Aquino (s. d.) und Duns Scotus (s. d.), um welche sich eine große Anzahl mehr oder weniger selbständiger Schüler und Anhänger gruppirt. Der Ruhm und der Einfluß, den solche Männer hatten, war in jenen Jahrhunderten um so größer, je mehr der Mangel des Buchdrucks die Lernenden an die Person des Lehrers band und die vielen öffentlichen und feierlichen Disputationen der dialektischen Schlagfertigkeit mannichfaltige Gelegenheit gaben, das Staunen der Zuhörer zu erregen. Die Verehrung, welche man ausgezeichneten Lehrern zollte, zeigte sich darin, daß man ihnen ehrende Beinamen beilegte, unter welchen sie häufig citirt werden. So hieß Alanus von Ryssel Doctor universalis, Alexander von Hales Doctor irrefragabilis, Duns Scotus Doctor subtilissimus, Thomas von Aquino Doctor angelicus, Wilhelm Durand aus St.-Pourçain Doctor resolutissimus u. s. w. Mit Thomas von Aquino und Duns Scotus hatte die Scholastik ihren Höhepunkt erreicht, und verschiedenartige Gründe wirkten zu ihrem allmählichen Verfall zusammen. Die Mystik, eine gläubige Gefühlstheologie, hatte fortwährend einen Gegensatz zu der scholastischen Verstandestheologie gebildet. Im 12. Jahrh. vertraten diese Richtung hauptsächlich das Kloster zu St.-Victor in Paris und der heil. Bernhard von Clairvaux, im 13. Jahrh. Bonaventura, bis der Mysticismus im 14. Jahrh. bei Eckhart, Joh. Tauler, Thomas von Kempen, im 15. bei Johann von Gerson, Nikolaus von Clemanges u. a. auch durch seine ethische und praktische Tendenz in entschiedener Feindseligkeit gegen die Scholastik auftrat. Innerhalb der Scholastik selbst hatten die dialektischen

Gedankenwendungen häufig auf Folgerungen geführt, die sich mit dem Dogma nicht wohl vereinigen ließen, und es gewann allmählich die Unterscheidung zwischen philos. und theol. Wahrheit, also der Satz: es könne etwas philosophisch wahr und theologisch falsch sein, und umgekehrt, eine für die Scholastik selbst bedenkliche Geltung. Dazu kamen die abweichenden Meinungen, welche sich unter den Scholastikern selbst auch über nichttheol. Fragen gebildet hatten, und außerdem pflanzten sich die Meinungsverschiedenheiten zwischen Thomas von Aquino und Duns Scotus auf die mächtigen Orden der Dominicaner und Franciscaner fort. Endlich erhob der Nominalismus in Wilh. von Occam sein Haupt wieder und entzog der Scholastik durch die Bestreitung der Voraussetzungen ihres unkritischen Realismus ihre Hauptstütze. Der Nominalismus war aber seiner Natur nach ebenfalls unfähig, einen Fortschritt in der Richtung hervorzubringen, in welcher sich die bisherige Art zu philosophiren bewegt hatte, und so erfolgte nun mit seinem Wiedererstehen zugleich immer mehr der innere Verfall der Scholastik, während der Nominalismus selbst noch im 15. Jahrh. an Buridan, Peter d'Ailly u. a. berühmte und glänzende Vertheidiger aufzuweisen hatte, auch die alte scholastische Lehrart sich noch bis ins 17. Jahrh. hinein auf den Universitäten erhielt. Je mehr sie zuletzt in die abgeschmacktesten Wortstreitigkeiten sich verlor, desto entschiedener wurde in allen vorwärts strebenden Köpfen die Abneigung gegen sie. Männer wie Lorenz Valla, Ludw. Vives, Erasmus, Rudolf Agricola, Petrus Ramus u. a. verfolgten ihre Geschmacklosigkeit, die Illiberalität der Denkungsart, die Armuth an wirklichen Kenntnissen, die sklavische Bewunderung des Aristoteles mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes. Gleichwol mußten so durchgreifende Ereignisse wie die Wiedererweckung der classischen Literatur, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die ersten großen Entdeckungen eines Galilei und Torricelli, Kopernicus und Kepler in den Naturwissenschaften und die Reformation zusammenwirken, um diese Fessel des Geistes allmählich zu brechen. Die scholastische Lehrart verlor sich selbst in Deutschland und Frankreich nur sehr langsam; in den katholisch gebliebenen Ländern fand sie namentlich in den jesuitischen Schulen eine einflußreiche Stütze und ist selbst jetzt noch nicht ganz verschwunden. Die Beurtheilung der Scholastik hat sich in neuerer Zeit in dem Maße wieder günstiger gestaltet, als ihre übeln Nachwirkungen als überwunden angesehen werden dürfen. Man hat nicht nur den Fleiß, den Scharfsinn und relativen Tiefsinn gerechter würdigen gelernt, den ihre Lehrer in der Behandlung dogmatischer Probleme zeigten, sondern auch den großen Nutzen erkannt, der der christl. Kirche durch eine Religionsphilosophie erwuchs, welche zum ersten mal die Nationen des ganzen christl. Europa in den aufgeklärten Begriffen der vornehmsten Philosophen des classischen Alterthums denken lehrte. Vgl. Hauréau, «De la philosophie scolastique» (2 Bde., Par. 1850); Kaulich, «Geschichte der scholastischen Philosophie» (Thl. 1, Prag 1853); Stöckl, «Geschichte der Philosophie des Mittelalters» (3 Bde., Mainz 1864—66).

Scholien heißen die bald sprachlichen, bald sachlichen Erläuterungen zu einem großen Theile der griech. und röm. Schriftsteller, welche von den alten Grammatikern, die daher auch Scholiasten heißen, zum bessern Verständniß des Textes, bisweilen auch mit Rücksicht auf die kritische Gestaltung desselben, beigeschrieben oder besonders ausgearbeitet wurden.

Schöll (Adolf), Archäolog und Kunstschriftsteller, geb. 1805 zu Brünn, wo sein aus Wirtemberg stammender Vater als Fabrikherr lebte, besuchte seit 1819 das Gymnasium zu Stuttgart, studirte hierauf zu Tübingen und widmete sich dann 1828 zu Göttingen besonders unter O. Müller mytholog. und archäolog. Studien. Einige Jahre darauf ging er nach Berlin, wo er sich habilitirte und die Lectorstelle der Kunstmythologie an der Akademie der Künste erhielt. 1839 trat er mit O. Müller eine Reise nach Italien und Griechenland an, von der er 1840 zurückkehrte. Seit Herbst 1842 Professor der Archäologie zu Halle, folgte er im Frühjahr 1843 einem Rufe zur Direction der Kunstanstalten nach Weimar, wo er 1861 auch die Stellung eines Oberbibliothekars erhielt. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften, wie besonders Kugler's «Museum», dem Tübinger «Kunstblatt» u. s. w., sowie einer Uebersetzung des Herodot (2 Bde., Stuttg. 1832; neue Aufl. 1855) veröffentlichte er: «Beiträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen» (Berl. 1839), «Archäolog. Mittheilungen aus Griechenland» (Frankf. 1843); «Sophokles, sein Leben und Wirken» (Frankf. 1842), «Die Tetralogie des attischen Theaters» (Lpz. 1859). Hieran reihten sich Uebertragungen von des Sophokles «Ajax» (Berl. 1842 und Stuttg. 1860), «König Oedipus» (Stuttg. 1856; 2. Aufl. 1866), «Oedipus auf Colonos» (Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1867), «Antigone» (Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1866) und «Philoktet» (Stuttg. 1865) sowie von des Euripides «Cyklop» (Braunschw. 1851). Schätzbare Beiträge zur Goethe-Literatur veröffentlichte er in «Briefe und Aufsätze von Goethe aus den J. 1766—

86» (Weim. 1846), «Goethe's Briefe an Frau von Stein» (3 Bde., Weim. 1848—51) und «Karl-August-Büchlein» (Weim. 1857). Auch verfaßte er: «Weimar, ein Führer für Fremde und Einheimische» (Weim. 1847).

Schöll (Maxim. Samson Friedrich), Diplomat und Literator, geb. 8. Mai 1766 zu Harskirchen in Nassau-Saarbrücken, besuchte das Gymnasium zu Buchsweiler im Elsaß und bezog, 15 J. alt, die Universität zu Strasburg. Nach beendeten jurist. Studien wurde er Hauslehrer in einer livländ. Familie, mit der er 1788 und 1789 Italien und Frankreich bereiste. Sodann folgte er seinen Reisegefährten nach Petersburg, aber sein Enthusiasmus für die Französische Revolution führte ihn 1790 nach Strasburg zurück, wo er sich der jurist. Laufbahn widmete. Als das Schreckenssystem seine Existenz bedrohte, ging er in die Gegend von Kolmar, dann nach dem Wasgau und von da nach Mühlhausen und nach Basel. 1794 folgte er einer Einladung nach Weimar, und von da wandte er sich nach Berlin. Später übernahm er von dem berliner Buchdrucker Decker eine diesem gehörige Buchhandlung mit Druckerei in Basel, die indeß bei der Ungunst der Zeiten keine guten Geschäfte machte. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris 1814 wurde S. auf Empfehlung von Alex. von Humboldt mit dem Titel als Hofrath im Cabinet des Königs von Preußen angestellt. Nach der Abreise des Königs blieb er bei der preuß. Gesandtschaft. Der Staatskanzler Hardenberg rief ihn nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Congresses blieb. Sodann war er wieder bis zum Congreß in Aachen als Legationsrath der preuß. Gesandtschaft in Paris zugetheilt. 1819 wurde er in Berlin mit dem Titel eines Geh. Oberregierungsraths als vortragender Rath beim Staatskanzler angestellt, den er auch zu den Congressen in Teplitz, Troppau und Laibach, 1822 nach Verona begleitete. Nach Hardenberg's Tode widmete er sich fast ganz literarischen Arbeiten. Zu diesem Zwecke unternahm er 1830 eine Reise nach Paris, wo er 6. Aug. 1833 starb. Von seinen zahlreichen Werken sind zu nennen: die «Histoire abrégée de la littérature grecque» (2 Bde., Par. 1813; 2. Aufl., 8 Bde., 1824; deutsch von Schwarze und Pinder, 3 Bde., Berl. 1828—31) und «Histoire de la littérature romaine» (4 Bde., Par. 1815); «Recueil des pièces officielles destinées à détromper les Français sur les événements qui se sont passés depuis quelques années» (9 Bde., Par. 1814—16); «Recueil des pièces relatives au congrès de Vienne» (6 Bde., Par. 1816—18); seine Fortsetzung von Koch's «Histoire abrégée des traités de paix, etc.» (15 Bde., Par. 1817—18); «Archives politiques ou diplomatiques» (3 Bde., Par. 1818—19); «Tableau des révolutions de l'Europe» (3 Bde., Par. 1823), und vor allem sein «Cours d'histoire des états européens depuis la chute de l'empire romain jusqu'en 1789» (46 Bde., Par. 1830—36).

Scholle oder Plattfisch (Pleuronectes) heißt eine durch die ganz eigenthümliche, unsymmetrische Form des Körpers von allen andern Fischen leicht zu unterscheidende Familie der Knochenfische. Der Körper ist nämlich an den Seiten platt zusammengedrückt, aber auf der einen Seite dunkler, auf der andern heller, und der Kopf so sonderbar verdreht, daß beide Augen auf die dunklere Seite zusammen zu stehen kommen und das Maul schief ist. Daher kommt es, daß, durch die Färbung und die Stellung der Augen getäuscht, die dunklere Seite öfters als der Rücken und die weißliche als der Bauch angesehen wird. Allein den Rücken bildet eine scharfe Kante, welche mit einer auf dem Schädel beginnenden und bis zur Schwanzflosse fortlaufenden Flosse (Rückenflosse) besetzt ist, und der Bauch ist der entgegengesetzte Rand, welcher von der Afterflosse ganz eingefaßt wird. Brust- und Bauchflossen sind aber auseinandergerissen und stehen auf verschiedenen Seiten. Die S. besitzen keine Schwimmblase und verbringen die meiste Zeit auf dem Schlamme oder Sande des Bodens liegend, wobei sie die dunklere, augentragende Seite nach oben richten und so auf ihre Beute lauern. Nur wenn die S. aufgestört wird, richtet sie ihren Körper vertical und schießt eine Strecke pfeilschnell fort, geht dann in langsame, wellenförmige Bewegung über und senkt sich endlich wieder auf den Boden nieder. Der Rumpf besteht wesentlich aus dem Schwanze, da die Eingeweidehöhle unmittelbar hinter dem Kopfe nur einen kleinen Raum einnimmt und der After unter der Kehle liegt. Alle Fische dieser Familie leben im Meere; doch kommen einige auch in das Wasser großer Flußmündungen, und der Flunder steigt die Flüsse so weit hinauf, daß er schon bei Trier in der Mosel, bei Mainz im Rhein und bei Klingenberg in Franken im Main gefangen wurde. Sie halten sich meistens in Gesellschaften zusammen, haben ein sehr zähes Leben und ein meist sehr wohlschmeckendes Fleisch, das eine gesunde und angenehme Nahrung abgibt. Einige gehören sogar zu den leckersten Seefischen. Die größte Zahl der Arten findet sich in den gemäßigten Breiten. Linné hatte alle Fische dieser

Familie zu einer einzigen Gattung vereinigt, welche man jetzt nach der Bildung der Flossen und Zähne in mehrere trennt. Die eigentliche Gattung S. (Platessa) hat einen ovalen oder fast rautenförmigen Körper, Rücken- und Afterflosse reichen nicht ganz bis zur Schwanzflosse, die Augen stehen meist auf der rechten Seite und die Zähne sind stumpf-schneidend. Zu ihr gehört der Flunder (P. Flesus), welcher an den Küsten der Nordsee und eines Theils der Ostsee außerordentlich gemein, 12—20 Zoll lang und auf grünlichgelbem Grunde schwarz gefleckt ist. Da er ein zähes Leben hat, so kann er ziemlich weit landeinwärts transportirt werden. Er wird nicht allein frisch, sondern auch geräuchert genossen; doch ist sein Fleisch minder schmackhaft als das mancher andern Plattfische. Ihm ähnlich ist der im Nordischen Meere wohnende Platteis oder die gemeine S. (P. vulgaris), welche auf braunem Grunde roth gefleckt ist und 4—7 Höcker hinter den Augen und ein zarteres, wohlschmeckenderes Fleisch besitzt. Sie wird gesalzen und getrocknet. Die in der Nord- und Ostsee lebende Kliesche (P. Limanda) ist wie eine Feile rauh, 8—10 Zoll lang und durch Wohlgeschmack und Zartheit des Fleisches ausgezeichnet, aber seltener. Die Pole (P. cynoglossa) an den westfranz. Küsten zeichnet sich durch ansehnliche Größe und verwaschene Marmorirung auf gelbbraunem Grunde aus. Die Gattung Butt (Rhombus) ist von der vorigen durch hechelförmige, spitzige Zähne und die meistens auf der linken Seite stehenden Augen verschieden. Der in der Nord- und Ostsee, aber auch im Mittelmeere lebende, durch einzelne rauhe Schuppenbuckel leicht kenntliche Steinbutt oder Turbot (R. maximus) war schon den alten Griechen und Römern bekannt und ist stets geschätzt worden. Gewöhnlich wiegt er 5—10 Pfd.; doch sind auch schon Exemplare von 75, ja selbst von 190 Pfd. gefangen worden. Noch größer, als die vorige Art gewöhnlich, ist der in großen Tiefen der Nordsee vorkommende Heiligbutt (R. hippoglossus), der 6—7, ja selbst bis 12 F. lang werden soll. Er ist sehr fett und wird eingepökelt den Heringen vorgezogen. Der Glattbutt (R. vulgaris) ist noch gemeiner als der Steinbutt, aber bei weitem nicht von gleichem Wohlgeschmack. Er ist völlig glatt und seine dunklere Seite braun und gelb marmorirt. Die Gattung Sohle (Solea) hat eine längliche, zungenförmige Gestalt, und die Rücken- und Afterflosse reichen völlig bis zur Schwanzflosse. Zu ihr gehört die an den meisten Küsten Europas lebende gemeine Zunge (S. vulgaris), welche treffliches Fleisch hat und sich in großer Menge findet.

Schöllkraut, s. Chelidonium.

Scholten (Joh. Heinrich), Hauptvertreter der neuern prot. Theologie in den Niederlanden, geb. 17. Aug. 1811 zu Vleuten bei Utrecht, erhielt seine erste Bildung zu Harderwyk und Delft unter Leitung seines gelehrten Vaters, eines Predigers, und bezog 1828 die Universität Utrecht, wo sein Oheim, Professor van Heusde, ihn für die platonische Philosophie und die classischen Studien begeisterte. 1835 erwarb er den philos., 1836 den theol. Doctorgrad. 1838 nahm er eine Landpredigerstelle zu Meerkerk bei Utrecht an, die er jedoch schon 1840 mit einer Professur der Theologie am Athenäum zu Franecker vertauschte. 1843 wurde er bei Aufhebung des Athenäums als Professor der Theologie an die Universität Leyden versetzt, wo er seitdem wirkte. Schon bei seiner Antrittsrede in Franecker war er der sog. Gröninger Schule entgegengetreten, welche in der Weise der Vermittelungstheologie das ganze Christenthum auf die wunderbare Offenbarung des göttlichen Lebens in der Person Jesu zu bauen versuchte. Er vertheidigte dem gegenüber den Satz, daß das Christenthum keines Autoritätsglaubens an äußere Thatsachen bedürfe, und zeigte sich fortan unermüdlich bestrebt, den religiösen Gehalt der christl. Religion von seiner geschichtlichen Erscheinung immer schärfer zu scheiden. Dies führte ihn zu einer Reihe theils philosophisch-dogmatischer, theils historisch-kritischer Forschungen, welche, in der niederländ. Theologie bisher unerhört, das größte Aufsehen erregten und den mächtigsten Anstoß zur Begründung einer neuen Theologenschule gaben. In dem Streite zwischen Oosterzee und Opzoomer über den Sitz der Religion und über das Wesen des Christenthums trat S. für die Nothwendigkeit philos. Begründung der religiösen Wahrheiten in die Schranken, und zugleich machte er seine freien philos. Grundsätze in den mit größtem Beifall aufgenommenen Vorlesungen über Geschichte der Religion und Philosophie geltend. Aus diesen ging die Schrift hervor: «Geschiedenis der Godsdienst en wysbegeerte» (Leyd. 1853; 3. Aufl. 1863; franz. von Réville 1861). Noch bedeutender ward sein Einfluß, als er nach Alex. Schweizer's Vorgang sich der historisch-kritischen Bearbeitung der reform. Kirchenlehre zuwandte. So erschien sein epochemachendes Werk: «De leer der hervormde kerk in hare grondbeginselen» (2 Thle., Leyd. 1848—50; 4. Aufl. 1861—62), das auch in Frankreich und Deutschland ehrende Anerkennung fand. Aehnlich wie Schweizer hatte S. als Grundprincip der reform. Kirchenlehre den ethischen Determinismus bezeichnet, wofür er von allen Seiten Angriffe erfuhr, die ihn nur um

so mehr veranlaßten, den deterministischen Standpunkt auch philosophisch zu rechtfertigen. Zur Vertheidigung gegen den bedeutendsten seiner Gegner, Hoekstra, verfaßte er seine berühmte Schrift über den freien Willen («De vrye wil. Kritisch onderzoek», Leyd. 1859). Auch die neuern Arbeiten S.'s auf religionsphilos. Gebiet wurden durch Streitfragen des Tages veranlaßt. So die Abhandlung «Over de oorsaken van het heedendaagsche materialisme» (Amsterd. 1860), die hierdurch hervorgerufene Streitschrift gegen Opzoomer über den Begriff der sog. innern Erfahrung: «Het kritisch standpunt van Mr. C. W. Opzoomer» (Amsterd. 1860), und die Schrift gegen den Supernaturalismus «Supernaturalisme in verband mit Bybel, christendom en protestantisme» (Leyd. 1867). Gleichzeitig gab sich S. auch historisch-kritischen Arbeiten über die Anfänge des Christenthums in steigender Ausdehnung hin. Sein akademisches Handbuch «Kritische Inleiding dot de schriften des Nieuwe Testaments» (Leyd. 1853; 2. Aufl. 1856), das noch auf unzulänglichen Studien beruhte, wurde bald durch neue Arbeiten verdrängt, welcher immer bestimmter den Einfluß der sog. Tübinger Schule zeigten, in deren Geist er selbständig weiter forschte. Die beiden Hauptschriften, welche die Resultate der neuern Kritik auch in den Niederlanden heimisch machten, sind: «Het evangelie naar Johannes» (Leyd. 1864; deutsch von Lang, Berl. 1864), und «De oudste getuigenissen aangaande de schriften des Nieuwe Testaments» (Leyd. 1866; deutsch von Manchot, Brem. 1867). Hieran schloß sich eine dritte Schrift über «De evangelien naar Mattheus en Marcus» (Leyd. 1867). Außer diesen bahnbrechenden Arbeiten veröffentlichte S. noch mehrere akademische Handbücher und zahlreiche Reden, Gelegenheitsschriften und Abhandlungen sowie eine Sammlung von Predigten (1853). Auf allen Gebieten vertritt S. mit Entschiedenheit, Scharfsinn, gründlicher philos. Bildung und reicher Gelehrsamkeit die Sache der freien wissenschaftlichen Theologie, welcher er bereits in seinem Heimatslande zahlreiche Anhänger erworben hat.

Schömann (Georg Friedr.), ausgezeichneter Philolog und Alterthumsforscher, geb. 28. Juni 1793 zu Stralsund, besuchte die Schule zu Anklam und studirte seit 1809 Philologie auf den Universitäten zu Greifswald und zu Jena, wo namentlich Luden's Vorlesungen einen entschiedenen Einfluß auf seine wissenschaftliche Richtung hatten. Schon 1813 erhielt er das Conrectorat in Anklam; im folgenden Jahre kam er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Greifswald, rückte 1817 in die Stelle des Prorectors auf und wurde 1826 zum außerord., sehr bald darauf zum ord. Professor der alten Literatur und Eloquenz an der Universität daselbst, später auch zum Bibliothekar, 1853 zum Geh. Regierungsrath ernannt. S.'s akademische und schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich anfangs vorzugsweise auf die Kenntniß des attischen Gerichtswesens und auf die nächsten Quellen desselben, die attischen Redner. Durch gründliche Gelehrsamkeit, Klarheit und tiefe Auffassung zeichnen sich seine hierhergehörigen Schriften aus: «De comitiis Atheniensium» (Greifsw. 1819); «Der attische Proceß» in vier Büchern (Halle 1824), den er gemeinschaftlich mit M. H. E. Meier bearbeitete; die «Antiquitates juris publici Graecorum» (Greifsw. 1838) und die schätzbare, mit einem reichhaltigen Commentar ausgestattete Ausgabe der Reden des «Isäus» (Greifsw. 1831), der eine deutsche Uebersetzung desselben Redners (Stuttg. 1830) vorausgegangen war. Einen gleichen Reichthum an sprachlichen und sachlichen Bemerkungen bietet die Ausgabe von Plutarch's «Agis et Cleomenes» (Greifsw. 1839). Nächstdem wandte sich S. dem Studium griech. Dichter, besonders des Aeschylus und des Hesiod zu. Die Kritik und Erklärung des erstern wurde unter anderm durch die Ausgaben des «Gefesselten Prometheus» (Greifsw. 1844) und der «Eumeniden» (Greifsw. 1845) gefördert, während den hesiodeischen Werken, insbesondere der Theogonie, von der er eine Ausgabe mit kritischem und exegetischem Commentar vorbereitet hat, zahlreiche akademische Gelegenheitsschriften gewidmet sind. Eins seiner Hauptwerke sind die «Griechischen Alterthümer» (2 Bde., Berl. 1850—59; 2. Aufl. 1861—63), die zu den vorzüglichsten Leistungen der Deutschen auf dem Gebiete der Alterthumsforschung gehören. Von S.'s übrigen Arbeiten sind noch zu nennen eine Ausgabe von Cicero's Werk «De natura deorum» (Lpz. 1850; 3. Aufl. 1863), eine Reihe grammatischer Untersuchungen, wie unter anderm «Die Lehre von den Redetheilen nach den Alten» (Berl. 1863) sowie eine große Anzahl von Abhandlungen zur Geschichte, Mythologie und Alterthumskunde der Griechen. Eine Auswahl dieser kleinern Arbeiten ist in den «Opuscula academica» (3 Bde., Berl. 1851—58) zusammengestellt.

Schomberg (Friedr. Hermann von), berühmter General des 17. Jahrh., geb. in Heidelberg 1616, diente zuerst im Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dann unter dessen Sohne Wilhelm. Rühmlich bereits bekannt, trat er 1650 in franz. Dienste. 1661 ging er im Auftrage Ludwig's XIV. nach Portugal und befehligte dort so glücklich, daß Spanien 1668

zum Frieden und zur Anerkennung des Hauses Braganza genöthigt wurde. Für gleich ausgezeichnete Dienste in Catalonien 1672 erhielt er endlich, obschon er Protestant war, 1675 nach der Einnahme von Bellegarde den Marschallsstab. Beim Feldzuge in den Niederlanden entsetzte er 1676 Mastricht. Als 1685 das Edict von Nantes aufgehoben wurde, verließ er Frankreich und trat in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, der ihn als Gouverneur in Preußen, als Generalissimus seines Heeres und als Staatsminister anstellte. Später trat S. in portug. Dienste, in welchen er zum Grafen von Mertola und Granden von Portugal ernannt wurde, und zuletzt in holländ. Dienste, wo er den Prinzen Wilhelm von Oranien auf seiner Expedition nach England begleitete. Er folgte ihm 1689 nach Irland, wo Jakob eine Landung versucht hatte, und ging, um diesen, der gegenüberstand, anzugreifen, an der Spitze seiner Reiterei 20. Juli 1690 über den Boyne. Hier schlug er die feindliche, viel stärkere Reiterei, während Wilhelm das Fußvolk seines Schwiegervaters warf; doch schwer verwundet, mußte er den Sieg mit dem Leben bezahlen.

Schomburgk (Sir Robert Hermann), berühmter Reisender, geb. 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut, erlernte die Handlung in Naumburg, und beschloß dann, sein Glück in den Vereinigten Staaten zu versuchen, wo er als Theilnehmer bei einer Tabacksfabrik in Virginien eintrat. Das Geschäft mußte jedoch bald aufgegeben werden, und nach mancherlei Schicksalen gelangte S. 1830 fast mittellos nach Westindien, wo er am Gelben Fieber erkrankte und seine Rettung nur der Pflege einiger Eingeborenen der niedrigsten Klasse verdankte, die mit dem Fremdling Mitleid fühlten. Genöthigt, in verschiedenen Stellungen sein Leben zu fristen, hielt er sich längere Zeit auf Anegada auf. Veranlaßt durch die ihm eigene Wißbegier und aufgemuntert durch den engl. Gouverneur, erforschte er diese kleine Insel in allen Beziehungen, trug namentlich zur genauern Kenntniß der für die Schiffahrt gefährlichen Untiefen bei und legte seine Arbeit der londoner Geographischen Gesellschaft vor. Sie erregte Aufsehen, fand Anerkennung und verschaffte ihm einflußreiche Gönner in England. Es wurde 1834 eine wissenschaftliche Expedition nach dem brit. Guiana beschlossen, wozu ihn die Geographische Gesellschaft und einige Freunde der Botanik mit den nöthigen Mitteln ausrüsteten. Durch den Schutz der Colonialregierung ward es ihm möglich gemacht, große Entdeckungsreisen in das Innere jenes früher sehr wenig bekannten Landes zu unternehmen, und nach vierjähriger ergebnißreicher Thätigkeit kehrte er im Juni 1839 nach Georgetown und von dort nach Europa zurück. Die Resultate seiner Forschungen legte er in der «Description of British Guiana, geographical and statistical» (Lond. 1840; deutsch von Otto Schomburgk, Magdeb. 1841), in dem Prachtwerke «Views in the interior of Guiana» (Lond. 1840) und in Berichten an die Geographische Gesellschaft in London nieder, die von seinem Bruder Otto unter dem Titel «Reisen in Guiana und am Orinoco 1835—39» (Lpz. 1841) mit einem Vorwort Alex. von Humboldt's deutsch herausgegeben wurden. Fast alle Zweige der Naturkunde sind dadurch bereichert worden. Die zool. und botan. Sammlungen boten eine außerordentlich große Anzahl neuer Formen dar; zu letztern gehörten die herrliche Victoria und Elisabetha regia, nebst andern Pflanzen, welche jetzt die botan. Gärten zieren. Den Hauptzweck des Unternehmens, die astron. Verbindung des Littorals des brit. Guiana mit den östlichsten, von Humboldt bestimmten Punkten des Oberorinoco, löste S. zu so allgemeiner Zufriedenheit, daß er 1840 von der brit. Regierung an die Spitze einer Commission gestellt ward, welche die Grenzen zwischen Guiana und Brasilien vermessen und zugleich noch fernere geogr. und ethnogr. Untersuchungen vornehmen sollte. Nach einem kurzen Ausfluge in seine Heimat schiffte er sich 19. Dec. 1840 abermals nach Südamerika ein und landete 22. Jan. 1841 in Georgetown. Ueber drei Jahre brachte er mit der höchst mühsamen Grenzregulation zu, bereiste hierbei von neuem das ganze Land von den Mündungen des Orinoco und Essequibo bis in die Gebirge des Innern und traf im Juni 1844 wieder in England ein. Als Anerkennung seiner Verdienste ward er von der Königin zum Ritter geschlagen, erhielt eine Anstellung im Staatsdienst und wurde in Angelegenheiten der brit. Colonien vielfach zu Rathe gezogen. Doch blieb ihm hinlängliche Muße für wissenschaftliche, namentlich linguistische Beschäftigungen. Nachdem er noch auf Grund früher gesammelter Materialien eine «History of Barbadoes» (Lond. 1847) veröffentlicht und für die Hakluyt-Society das Werk «The discovery of the empire of Guiana by Sir W. Raleigh» (Lond. 1848) herausgegeben, ward er im Aug. 1848 zum brit. Consul und Geschäftsträger bei der dominicanischen Republik ernannt, wo er im Mai 1850 einen für England vortheilhaften Handelsvertrag zu Stande brachte und den Frieden mit dem Kaiser Soulouque vermittelte. 1857 als Generalconsul nach Siam versetzt, unternahm er dort mehrere Reisen, infolge deren

er über San-Domingo wie über Siam im «Journal of the R. Geographical Society» interessante Berichte veröffentlichte. Er kehrte im April 1864 krank nach Europa zurück und starb 11. März 1865 in Schöneberg bei Berlin. — Otto S., des vorigen Bruder, geb. 28. Aug. 1810 zu Voigtstädt, studirte in Halle Theologie, wandte sich dann den Naturwissenschaften zu, mußte aber wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen eine mehrjährige Haft in der Festung Magdeburg erleiden. Er hatte sich unterdessen mit der Bearbeitung der Werke seines Bruders für das deutsche Publikum beschäftigt und gab hierauf seit 1846 mit Froriep die Zeitschrift «Fortschritte der Geographie und Naturwissenschaft» heraus. Nach der Märzrevolution, die ihn mit freudigen Hoffnungen erfüllte, richtete er seine Thätigkeit vorzugsweise auf Förderung der berliner Handwerkervereine, entschloß sich aber bei den veränderten polit. Umständen 1849 nach Australien auszuwandern, wo er mehrere Jahre hindurch meteorolog. Beobachtungen machte und 16. Aug. 1857 als Geistlicher und Friedensrichter zu Buchsfelde starb. — Moritz Richard S., der dritte Bruder, unternahm als Botaniker 1840 in Begleitung Robert's auf Kosten des Königs von Preußen die Reise nach Guiana, deren Beschreibung («Reisen in Britisch-Guiana in den J. 1840—44», 3 Bde., Lpz. 1847—48) äußerst werthvolle Mittheilungen über die Fauna und Flora sowie die Bewohner dieses Landes enthält. Von seinen reichhaltigen botan., zoolog., geolog. und ethnogr. Sammlungen gelang es ihm jedoch nur einen kleinen Theil glücklich nach Europa zu bringen. Die Herausgabe seines Werks hatte ihm bedeutende Opfer gekostet, und da es ihm nicht glücken wollte, sich in seinem Vaterlande eine sorgenfreie Existenz zu sichern, so schiffte er sich 1849 gleichfalls nach Australien ein, wohin auch der vierte Bruder, Julius, später folgte. Seit 1865 ist Richard S. Director des Botanischen Gartens zu Adelaide.

Schön ist für die theoretische Kunstbetrachtung einer der wichtigsten Begriffe: man bezeichnet gewöhnlich das Wesen der Kunst als die Darstellung des Schönen. Nichtsdestoweniger ist die nähere Erklärung des Schönen äußerst schwierig. Der Sprachgebrauch nennt in Natur und Kunst bereits jede Linienschwingung schön, die das Auge reizt und die Seele mit Wohlgefallen anspricht; die Aesthetik (s. d.) ihrerseits ist strenger und bezeichnet diese sinnliche Gefälligkeit nur mit dem Ausdrucke des Reizenden und Angenehmen. Die Aesthetik beschränkt den Begriff des Schönen nur auf solche Gegenstände, in denen die sinnliche Form und Erscheinungsweise durch und durch bedingt und bestimmt ist durch die geistige Idee, die ihr zu Grunde liegt, in denen Form und Inhalt ganz und gar ineinander aufgehen und im innigsten Gleichgewichte sind. Diese Begriffsbestimmung ist besonders von der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie ausgegangen. Danach bestimmen sich auch die verwandten Begriffe des Erhabenen (s. d.), Komischen (s. d.) und Häßlichen (s. d.). Schön ist das harmonische Gleichgewicht und die innige Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen. Im Erhabenen ragt das Geistige über das Sinnliche hinaus; im Komischen ragt umgekehrt das Sinnliche über das Geistige; das Häßliche ist die rohe, geistverlassene Sinnlichkeit. Derjenige Theil der Aesthetik, der diese Begriffe näher entwickelt und in ihrem lebendigen Wechselverhältniß darstellt, heißt Metaphysik des Schönen. Die vollständigste Metaphysik des Schönen gibt Vischer in seinem Buche «Ueber das Erhabene und Komische» (Stuttg. 1837) und im ersten Theile seiner «Aesthetik». Da verschiedene Zeiten und Völker einen verschiedenen Inhalt haben und von diesem Inhalte auch die jedesmalige Darstellung abhängt, so ist jedoch die äußere Erscheinung des Schönen nach den verschiedenen Kunstepochen auch immer sehr wandelbar. Wer daher eine wahre und lebendige Erkenntniß des Schönen sich zu erwerben strebt, darf sich nicht blos auf die Aesthetik beschränken, sondern muß mit dieser vor allem auch das Studium der allgemeinen Kunstgeschichte verbinden. Die Aesthetik zeigt das Schöne nach seiner allgemeinen Wesenheit, die Kunstgeschichte in seiner besondern, durch Zeit und Ort bedingten Erscheinung. — Bei Beurtheilung der Schönheit des menschlichen Körpers wie jedes andern Naturkörpers entscheidet zum Theil der Standpunkt, den wir ihm gegenüber einnehmen. Sowie wir einen normänn. Gaul (als Frachtpferd), einen engl. Renner oder Araber (als Reitroß) jeden in seiner Art schön nennen können, so auch einen Neger neben einem Europäer oder rothhäutigen Indianer. Jedoch müssen die Formen des schön zu nennenden Individuums dem durch Erfahrung und Wissenschaft festgesetzten Begriff der Gattung und Art in möglichster Reinheit entsprechen: z. B. dem Naturforscher ist ein schöner Krystall derjenige, an welchem alle Flächen gleich regelrecht entwickelt sind, ein schöner Bandwurm der, an welchem reife und unreife Glieder, Hals, Kopf, Hakenkränze und Saugmündungen gleich ausgebildet und gut erhalten sind. So ist auch die menschliche Schönheit nicht auf Augen, Gesicht, Hautfarbe u. s. w. beschränkt, sondern es muß im Ganzen Harmonie herrschen, sowol im Bau (die Proportionslehre

der Künstler und Künstleranatomen) als auch in den den Stoffwechsel und die Säftemischung anzeigenden Färbungen der Haut und anderer äußerer Theile, in den von der Menge und Festheit des Fettes oder Fleisches abhängigen Rundungen und Wölbungen der Oberflächen, in den die Richtigkeit des Baues und Elasticität der Faser sowie die Vollkommenheit der willkürlichen und unwillkürlichen Nerventhätigkeit (Innervation) ausdrückenden Körperbewegungen (Mienen, Geberden u. s. w.). Zur Erhaltung und Entfaltung der Schönheit des Körpers dient eigentlich alles, was denselben gesund erhält: gute und hinreichende Nahrung, gehöriges Maß und gehöriger Wechsel von Ruhe und Arbeit, von Schlaf und Wachen, Reinlichkeit, Hautpflege, Gymnastik u. s. w. Insofern letztere Mittel, nebst Unterricht und Studien, bildendem Umgang und edler Denkungsweise, das geistige Element veredeln, so dienen sie, da dieses sich unausbleiblich im Körperlichen wiederspiegelt, auch zur Erhöhung der Schönheit: gerade so, wie ein zierlich bewegter Fuß schön und ein gleichgroßer, aber plump auftretender häßlich erscheint. Vgl. Nicolai, «Von der Schönheit des menschlichen Körpers» (Halle 1747); Richter, «Ueber die weibliche Schönheit vom turnärztlichen Standpunkte» (Dresd. 1850); Carus, «Proportionslehre der menschlichen Gestalt» (Lpz. 1854); derselbe, «Symbolik der menschlichen Gestalt» (2. Aufl., Lpz. 1857). — Schöne Künste sind diejenigen, welche sich wesentlich mit der Darstellung des Schönen beschäftigen, während die übrigen, die sog. technischen Künste, den Zweck der praktischen Nützlichkeit verfolgen. — Schöne Wissenschaften (Belles-lettres) wurden früher Dichtkunst und Redekunst genannt, weil sie mehr als die andern Künste in das Gebiet wissenschaftlichen Denkens hinüberragen. — Als Schöne Seele bezeichnet man, besonders nach Rousseau's «Belle âme» in der «Neuen Heloise» und nach Goethe's «Bekenntnissen einer schönen Seele» in dessen «Wilhelm Meister», ein moralisch wie ästhetisch feinfühlendes und darum in seiner innern Harmonie von den Berührungen mit der Wirklichkeit leicht verletzbares Frauengemüth. — Schöngeist, im Französischen Bel esprit, s. Esprit.

Schön (Heinr. Theodor von), ausgezeichneter preuß. Staatsmann, besonders verdient als Oberpräsident der Provinz Preußen, geb. 20. Jan. 1773 zu Löbegallen in Litauen, trat nach vollendeten Studien 1792 in den preuß. Staatsdienst und wurde 1806 Geh. Finanzrath für das ost- und westpreuß. Departement, 1709 Etatsrath und Regierungspräsident zu Gumbinnen. Seine Thätigkeit und begeisterte Liebe zu Volk und Vaterland erwarben ihm in der Zeit der Erniedrigung Preußens das Vertrauen der Minister Stein und Hardenberg und verschafften ihm großen Einfluß bei der Reorganisation des Staats. Seine Werke waren namentlich die Gesetze, welche den Grundbesitz erleichterten, sowie die Städteordnung von 1808. Auch wurde das unter dem Namen «Polit. Testament» bekannte Glaubensbekenntniß, welches Stein bei seinem Austritte aus dem preuß. Staatsdienste hinterließ, von ihm eigenhändig verfaßt. Als die Russen bei ihrem Einrücken 1813 Miene machten, von dem östl. Preußen völlig Besitz zu ergreifen, trat S. diesen Absichten mit großer Energie entgegen und bewirkte, daß Stein seine Plane aufgab und der russ. General Paulucci abberufen wurde. 1824 eröffnete sich S. eine Bahn segensreicher Wirksamkeit, indem er zum Oberpräsidenten der Provinzen Ost- und Westpreußen ernannt wurde. Er legte jetzt Chausseen an, durch welche diese Provinzen dem Mittelpunkte der Monarchie näher gerückt wurden, erwirkte den bedrängten Gutsbesitzern Unterstützung aus Staatsfonds, eröffnete neue Industriezweige und sorgte überhaupt mit Eifer und Erfolg für die materielle wie geistige Wohlfahrt seiner Provinzen. Dem Geiste der Humanität und des Fortschritts huldigend, trat er den reactionären Bestrebungen des Adels, ebenso den pietistischen und kirchlichen Schleichereien entgegen, beförderte aber dagegen die Lehrfreiheit und die Freiheit der Presse und die Entwickelung der ständischen Verhältnisse. Nicht ohne seine Mitwirkung geschah es, daß bei dem Thronwechsel von 1840 die preuß. Stände, auf alle Privilegien verzichtend, für das Gesammtvaterland eine reichsständische Verfassung forderten; auch ward ihm die Autorschaft der berühmten Schrift «Vier Fragen» zugeschrieben. Bei der Huldigung in Königsberg 1840 ward S. unter Beibehaltung des Oberpräsidentenpostens zum Staatsminister ernannt und in dieser Eigenschaft mehrfach nach Berlin berufen. Indessen stimmten seine Ansichten, namentlich in den Verfassungsangelegenheiten, zu wenig mit der maßgebenden Politik überein, sodaß er 1842, unmittelbar nach seiner Rückkehr von Berlin nach Königsberg, aus dem Staatsdienste ausschied. Ein Verein ostpreuß. Männer verehrte ihm bei dieser Gelegenheit einen werthvollen Grundbesitz als Eigenthum, während ihm der König den Titel eines Burggrafen von Marienburg verlieh. S. lebte seitdem auf seinem Gute Arnau bei Königsberg, wo er 22. Juli 1856 starb.

Schön (Martin), eigentlich Schongauer, der wichtigste Maler der oberdeutschen Schule des 15. Jahrh., ist nach seinen Lebensumständen nur wenig, desto mehr aber nach seinen Werken

bekannt; als seine Geburtsstätte gibt man Ulm, Augsburg, auch Kolmar an. Als sein Lehrer wird Lupert Rust genannt; wichtiger aber war wol die Einwirkung der altflandr. Schule auf ihn, welche er ohne Zweifel an Ort und Stelle kennen lernte. In Kolmar seit der Mitte des 15. Jahrh. angesessen, wurde er durch seine Gemälde und Kupferstiche weit und breit berühmt, gründete eine zahlreiche Schule, zu der seine Brüder und Verwandten gehörten, und starb in Kolmar 1488. Sein Name war auch in Italien als Buonmartino bekannt. Pietro Perugino soll mit ihm in freundschaftlicher Verbindung gestanden haben; Michel Angelo copirte in seiner Jugend den von S. verfertigten Kupferstich: St.-Anton's Versuchung. Die meisten Arbeiten S.'s finden sich gegenwärtig in der münchener Pinakothek und zu Kolmar; auch Wien besitzt Treffliches von seiner Hand. Zwar hat er den Realismus, wie ihn zuerst die van Eycks ausgebildet, schon ganz in sich aufgenommen, doch geht er nicht so sehr auf das Einzelnste ein und bezeichnet z. B. die Stoffe nicht, deutet die landschaftlichen Hintergründe nur an, faltet die Gewänder einfacher und würdiger und verfährt auch im Colorit nur mäßig und andeutungsweise. Dabei ist seine Gesammtauffassung edel und mild, der Ausdruck frei von individueller Härte und voll schönen Ernstes. Sein vorzüglichstes Werk ist die Muttergottes im Rosenhaag (jetzt im Querschiff des Münsters zu Kolmar), fast mehr als lebensgroß, eins der vorzüglichsten Werke der alten deutschen Kunst. Als Kupferstecher nimmt S. einen sehr hohen Rang ein. Hier besonders hat er oft in großen, figurenreichen Compositionen eine hohe Begabung als Historienmaler an den Tag gelegt, wie z. B. in der Jakobsschlacht, der Kreuztragung und der Passion. Die Technik des Stichs ist bei aller Zartheit doch frei und kräftig. Die Niellen sind zweifelhaft, keineswegs das Schönste. Nicht zu verwechseln ist S. mit dem niederrhein. Meister «E. S.». Vgl. His-Heusler, «Das Todesjahr Martin S.'s» (Lpz. 1867).

Schönaich (Christoph Otto, Freiherr von), deutscher Dichter, geb. 11. Juni 1725 zu Amtitz in der Niederlausitz, trat 1745 in kursächs. Kriegsdienste, nahm aber schon 1747 als Kürassierlieutenant seinen Abschied und lebte seitdem in Amtitz. Gottsched gab sein überaus breites, nüchternes und mattherziges Epos «Hermann oder das befreite Deutschland» (Lpz. 1751; 4. Aufl. 1805) mit einer anpreisenden Vorrede heraus und suchte ihn im Gegensatz gegen Klopstock und dessen Freunde zum Muster der deutschen Dichtkunst zu erheben, weshalb er ihn auch 1752 von der philos. Facultät zu Leipzig zum Dichter krönen ließ. S. schrieb noch ein anderes, ebenso schwaches Heldengedicht, «Heinrich der Vogler» (Berl. 1757), mehrere Trauerspiele, Oden u. dgl., und eine anonyme, nicht ganz unwitzige Satire gegen die neuern Dichter, besonders gegen Bodmer und Klopstock: «Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch» (Berl. 1754). Er starb vergessen in Amtitz 15. Nov. 1807, seit mehr als 30 J. erblindet.

Schönbein (Christian Friedr.), verdienter Chemiker, geb. 18. Oct. 1799 zu Metzingen unter Urach, beschäftigte sich nach vollendeter Schulzeit einige Jahre mit technischer Chemie, widmete sich hierauf zu Tübingen und Erlangen dem Studium der Naturwissenschaften und ertheilte 1824—25 chem.-physik. Unterricht zu Keilhau bei Rudolstadt. Behufs seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung ging er 1826 nach England, dann nach Paris, bis er 1828 einen Ruf an die Universität Basel annahm. Neben seinem Lehrberufe wirkt S. in dieser Stadt, die ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte, seit einer Reihe von Jahren als Mitglied des Großen Raths sowie einiger städtischen Behörden. S. verdankt die Chemie mehrere sehr bedeutende Entdeckungen. Seine erste Arbeit betraf die Passivität des Eisens, welche zu einer Reihe voltaischer und elektrochemischer Untersuchungen führte. 1839 entdeckte er das Ozon, im März 1844 die Thatsache, daß auch der Phosphor das Vermögen besitzt, den mit ihm in Berührung gesetzten Sauerstoff in den ozonisirten Zustand überzuführen. Die Untersuchungen des Ozons und eigenthümliche hypothetische Ansichten über die chem. Beziehungen dieses Körpers zu den Monohydraten der Salpetersäure und Schwefelsäure leiteten S. im Nov. 1845 zur Entdeckung des Nitrosaccharin, des Nitroamylum, dann, was seinen Namen auch in den weitesten Kreisen bekannt machte, des Nitrofibrin oder der Schießwolle. (S. Schießbaumwolle.) Noch gegen Ende 1845 stellte S. das Collodium (s. d.) dar, das er alsbald zur chirurgischen Anwendung empfahl und das auch bereits 1846 von Professor Jung in Basel in die medic. Praxis eingeführt wurde. In neuester Zeit beschäftigte er sich beinahe ausschließlich mit Ermittelung der Umstände, unter welchen der Sauerstoff zur chem. Wirksamkeit bestimmt wird und ist infolge dieser Untersuchungen zur Ermittelung der allgemeinen Thatsache gelangt, daß bei der in feuchtem Sauerstoff oder atmosphärischer Luft erfolgenden langsamen Oxydation unorganischer und organischer Materien Wasserstoffsuperoxyd erzeugt wird. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat er meist in Zeitschriften und Sammelwerken niedergelegt. Von seinen besonders erschienenen Schriften sind zu

nennen: «Das Verhalten des Eisens zum Sauerstoff» (Basel 1837); «Beiträge zur physik. Chemie» (Basel 1844); «Ueber die Erzeugung des Ozons» (Basel 1844); «Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft» (Basel 1845).

Schönborn, ein altes rheinländ. Geschlecht, welches urkundlich schon im 12. Jahrh. zur unmittelbaren Reichsritterschaft gehörte. — Johann Philipp von S., geb. zu Eschbach im Westerwald 1605, wurde 1642 Fürstbischof zu Würzburg und 1647 Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Bei der Krönung des Kaisers Leopold I. 1658 erneuerte er den schon bei der Krönung Ferdinand's III. ausgebrochenen Streit mit dem Erzbischof von Köln wegen des Vorrechts der Salbung des neuen Kaisers. Die Stadt Erfurt, die sich bei dem Streite zwischen dem Erzstift Mainz und Kursachsen über die Oberherrlichkeit in derselben ganz frei machen wollte, wurde von ihm unter Beihülfe franz. und lothring. Truppen 1664 durch Capitulation genommen. Er starb 1673. Seinen Bruder Philipp Erwin von S. belehnte er mit dem Erbschenkenamt Mainz und dem Erbtruchsessenamt Würzburg; auch überließ er ihm die Reichsherrschaft Reichelsberg. Vom Kaiser wurde derselbe 1663 in den Reichsfreiherrenstand erhoben und auf ihn 1671 die Stimme der erloschenen Familie von Reichelsberg im fränk. Grafencollegium übertragen. — Des vorigen Sohn Lothar Franz, Freiherr von S., geb. 1655, wurde 1693 Fürstbischof von Würzburg, 1694 Coadjutor und 1695 Erzbischof von Mainz. Er starb 1729. Vgl. Müller, «Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz» (Mainz 1846). — 1697 erhob Kaiser Leopold I. die gesammten Mitglieder in den Freiherren- und 1701 in den Reichsgrafenstand. — Friedrich Karl von S., Bischof von Bamberg und von Würzburg, 1729—46, wurde der deutsche Fleury genannt. Er stellte ein starkes Reichscontingent gegen Frankreich und gegen die Türken, blieb aber neutral im Oesterreichischen Erbfolgekrieg. — Karl Friedrich, Graf von S., erhielt infolge eines Erbvertrags mit dem Grafen von Buchheim oder Puchheim 1718 dessen bedeutende Besitzungen in Franken und zugleich das Oberst-Erblandtruchsessenamt in Oesterreich ob und unter der Ens. — 1717 theilte sich das Haus durch die Grafen Rudolf und Anselm in die Rudolfinische und Anselmische Linie. Ersterer erwarb durch Verheirathung mit einer Gräfin Hatzfeld die Herrschaft Wiesentheid in Franken. Die Anselmische Linie starb 1801 aus. Hierauf überließ 1802 der Graf Hugo Damian von der Rudolfinischen Linie seine Besitzungen seinen beiden ältesten Söhnen, und so entstanden die beiden Linien S.-Wiesentheid und S.-Buchheim. Als später der dritte Sohn aus dem geistlichen in den weltlichen Stand zurücktrat, gab ihm der Vater, mit Einwilligung der ältern Brüder, die böhm. Güter, und so entstand ein jüngster oder böhmischer Ast. Standesherr von S.-Wiesentheid ist der Graf Clemens, geb. 8. Oct. 1810, dessen Vater, Graf Erwein, geb. 7. April 1776, gest. 5. Dec. 1840, der Stifter dieser Linie war. An der Spitze der Linie S.-Buchheim steht der Graf Erwin, geb. 7. Nov. 1842, Erbobergespan des Beregher Comitats und Oberst-Erblandtruchseß des Erzherzogthums Oesterreich. Das Haupt des böhm. Astes ist Graf Erwein, geb. 17. Mai 1812, erblicher Reichsrath.

Schönbrunn, ein berühmtes kaiserl. Lustschloß in Niederösterreich, 1 St. von Wien, am Wienflüßchen, zwischen den Dörfern Hietzing und Meidling, war schon unter Kaiser Matthias ein fürstl. Jagdschloß, ist in seiner jetzigen Gestalt aber erst unter Maria Theresia 1744 von Valmagini nach dem Plane von Pacassi erbaut, von großartigen Parkanlagen umgeben und dient seitdem dem Hofe einen Theil des Sommers hindurch zum Aufenthalte. Die größte Länge des Gartens beträgt 784, die größte Breite 630 Klafter. Mit Einschluß aller Nebengebäude, welche viele Wohnungen und Abtheilungen sowie ein hübsches Schloßtheater enthalten, wird die Zahl aller Zimmer und Gemächer des Schlosses auf 1441 angegeben; darunter das blaue Cabinet, ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Maria Theresia, das Zimmer, in welchem Napoleon 1809 wohnte und sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, 1832 starb. Sehenswerth sind die schöne Schloßkapelle, der große herrliche Saal mit den Spiegelwänden und dem kunstvollen Plafondgemälde, die drei Landschaftszimmer, das Zimmer mit den Hamilton'schen Gemälden und der Ceremoniensaal. Zunächst am Schlosse befindet sich die große Orangerie und andere geschlossene Gartenanlagen. Das schöne Parterre ist mit 32 Marmorstatuen und Marmorgruppen geziert. Der Park enthält herrliche Alleen, mehrere Bassins, den Kaiser- oder Schönen Brunnen, welcher der ganzen Anlage den Namen gegeben hat, Fasanerien, eine ausgezeichnete Menagerie, einen berühmten Botanischen Garten, auf der Höhe des Schönbrunnerbergs das sog. Gloriett, ein 160 Klafter langes, 18 Klafter hohes, 1775 aufgeführtes Prachtgebäude mit einer herrlichen Colonnade, einen Obstgarten, Waldpartien u. s. w. In S. wurde 26. Dec. 1805 der zu Presburg (s. d.) geschlossene Friede bestätigt und 27. Dec. von Napoleon die Proclamation gegen

die Dynastie Bourbon in Neapel sowie 15. Mai 1809 dessen Aufruf an die Ungarn erlassen, 14. Oct. 1809 aber der Wiener Friede abgeschlossen.

Schönburg, ein jetzt fürstl. und gräfl. Haus im Königreiche Sachsen mit Besitzungen im niedern Erzgebirge im Umfange von $11\frac{2}{3}$ Q.-M., mit einer ungewöhnlich dichten Bevölkerung. Die Besitzungen sind theils Standes- oder Receßherrschaften, theils Lehnherrschaften. Die fünf Receßherrschaften sind Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, die niedere Grafschaft Hartenstein und die Herrschaft Stein. Zu den Lehnherrschaften, hinsichtlich deren die Besitzer zu Sachsen ganz in dem gewöhnlichen Vasallenverhältniß stehen, gehören Penig, Rochsburg, Wechselburg, Remse oder Remissau, Ziegelheim, Lößnitz und Lungwitz. Obschon das Haus S. seine Stammgüter bereits im 12. Jahrh. besaß und alle dem alten hohen Adel Deutschlands zuständigen Rechte genoß, aus welchen sich später die Landeshoheit anderer deutscher Dynastien entwickelte, so hat es sich doch zu dieser nicht zu erheben vermocht, da das meißn.-sächs. Fürstenhaus die herzogl. Befugnisse gegen seine Landherren besser zu behaupten wußte. Oft im Streite mit den meißn. Fürsten, übergaben sie, um der Landsässigkeit zu entgehen, der Krone Böhmen, zu welcher sie wegen zahlreicher Besitzungen ohnehin schon im Lehnsverhältniß standen, auch ihre Stammgüter zu Lehn. Da sie aber einzelne Rechte der ältern Landeshoheit durch Herkommen erlangt und außer den böhm. Lehen viele altmeißn. Rittergüter erworben hatten, so entstanden daraus bei der völligen Ausbildung der Landeshoheit der meißn. Fürsten verwickelte Verhältnisse, welche durch die Reichsstandschaft der Herren von S. nur noch schwieriger wurden. Sehr heftig wurden die Streitigkeiten, als das Haus 1700 die reichsgräfl. Würde erhielt. Endlich kam der doppelte Receß vom 4. Mai 1740 zu Stande, in welchem Sachsen die Reichsstandschaft des gräfl. Hauses S. und dieses die sächs. Landeshoheit anerkannte. Uebrigens wurden den Grafen von S. mehrere hoheitliche Rechte und wichtige Vorrechte von Sachsen gewährt. Neue Streitigkeiten entstanden 1772 und führten durch die von seiten Oesterreichs dem Hause S. gewährte Unterstützung 1776 sogar zu feindlichen Schritten gegen Sachsen. Im Teschener Frieden überließ Böhmen seine lehnsherrlichen Rechte über die drei schönburg. Herrschaften an den Kurfürsten von Pfalzbaiern, der sie nun an Sachsen abtrat. Die ältere Linie des Hauses S. erhielt 1790 die Reichsfürstenwürde, die auch von Sachsen anerkannt wurde. Als nach der Auflösung des Deutschen Reichs die Reichsstandschaft des Hauses S. erlosch, ließ König August den in seinen Grundbeziehungen erledigten Receß von 1740 nichtsdestoweniger fortbestehen, und nachdem der Wiener Congreß die Regelung des Verhältnisses ausdrücklich vorbehalten hatte, bestimmte ein Bundestagsbeschluß von 1828, daß dem Hause S., unbeschadet der aus dem Recesse von 1740 hervorgehenden Rechte, diejenigen Vortheile und Rechte eingeräumt werden sollten, welche den 1806 mittelbar gewordenen reichsständischen Familien im Bunde zugesichert seien. Die Fürsten und Grafen von S. gehören demnach zum hohen Adel und haben das Recht der Ebenbürtigkeit. Die Häupter der fürstl. Linie führen den Titel Durchlaucht, die der gräflichen Erlaucht. Wegen der Staatsreformen, welche in Sachsen seit 1831 vor sich gingen, änderte sich im Interesse der Staatseinheit auch manches in den Verhältnissen zu dem Hause S., sodaß 9. Oct. 1835 ein «Erläuterungsreceß» zu Stande kam. Weitere Veränderungen, besonders hinsichtlich der dem Hause vorbehaltenen Theilnahme an der Justizhoheit, machte die Reorganisation der Gerichte erforderlich, welche zu dem Vertrage vom 22. Aug. 1862 führte. Als der erste Herr von S. kommt Hermann 1182 urkundlich vor. Seine Nachkommen zerfielen in mehrere Linien, bis Ernst 1529 Erbe sämmtlicher Herrschaften und somit der nächste Stammvater des Gesammthauses S. wurde. Ernst's Söhne stifteten 1556 die glauchauische, die waldenburger und die peniger Linie. Nachdem die zuerst genannte 1620 erloschen, nannte sich die zweite die obere oder ältere und die peniger die untere oder jüngere Linie, auch wurde jene S.-Waldenburg, diese wegen des nunmehrigen Besitzes von Glauchau S.-Glauchau genannt. Die obere oder waldenburger Linie, gestiftet von Hugo, dem Sohne Ernst's, wurde 1790 in der Person des Grafen Otto Karl Friedrich in den Reichsfürstenstand erhoben. Durch des letztern Söhne bildeten sich die Linien S.-Waldenburg, S.-Hartenstein und der böhm. Ast. An der Spitze der Linie S.-Waldenburg, gestiftet von Otto Victor (geb. 1785), steht seit 16. Febr. 1859 dessen Sohn, Fürst Otto Friedrich. Die Linie S.-Hartenstein wurde von Otto Karl Friedrich's zweitem Sohne, Fürst Alfred, gestiftet, der 1840 ohne Leibeserben starb, worauf seine Besitzungen an seinen ältern Bruder, den Fürsten Otto Victor, und an die jüngern Brüder, Fürst Eduard, der bisher den böhm. Ast gebildet hatte, und Fürst Hermann, genannt S.-Tempelhof, übergingen, welcher letztere 1846 starb. Fürst Eduard (geb. 1787) wurde 1844 von seiten Sachsens und Oesterreichs als Chef der Linie S.-Hartenstein anerkannt. Die jüngere oder peniger Linie

stammt von Ernst's jüngerm Sohne, dem Grafen Wolfgang, dessen Söhne, Wolfgang Ernst, gest. 1612, und Wolfgang Heinrich, gest. 1657, die beiden Linien a) S.-Rochsburg-Hinterglauchau und b) S.-Penig-Vorderglauchau-Wechselburg stifteten. Die ältere Linie theilte sich in zwei Aeste: 1) S.-Rochsburg und 2) S.-Hinterglauchau. Die erste erlosch 1825 im Mannsstamme mit dem durch seine musterhafte Wirthschaftsführung ausgezeichneten Grafen Heinrich Ernst, geb. 1760. Seine Besitzungen fielen an die überlebenden Brüder von S.-Hinterglauchau, von welchen der ältere, Graf Albert, geb. 1761, die Lehnsherrschaft Rochsburg übernahm und an seinen Bruder, den Grafen Ludwig, geb. 1762, die Receßherrschaft Hinterglauchau verkaufte. Graf Albert starb 1817 ohne Leibeserben, und seine Besitzungen fielen an seinen Bruder Ludwig. Dieser starb 1842 und es folgte ihm in Hinterglauchau sein Sohn Heinrich, geb. 1794, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Ernst Ferdinand, geb. 1800, die Herrschaft Rochsburg besitzt. Die Linie Penig-Vorderglauchau-Wechselburg theilte sich mit den Söhnen des Stifters 1657 in die Aeste a) S.-Wechselburg und b) S.-Penig. Der letztere erlosch 1763, und seine Besitzungen erbte der ältere Ast. Der gegenwärtige Standesherr ist nach dem Ableben des Grafen Alban (geb. 1804) seit 1864 dessen Sohn Graf Karl (geb. 1832). Vgl. Tobias, «Regesten des Hauses S.» (Zittau 1865).

Schönebeck, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg (Kreis Kalbe) der preuß. Provinz Sachsen, 3 St. in Südwesten von Magdeburg am linken Elbufer und der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn (von der sich hier die Bahn nach Staßfurth abzweigt) gelegen, zeichnet sich durch Betriebsamkeit und Lebhaftigkeit aus, ist ziemlich regelmäßig gebaut und zählt 9338 E. (1864). Früher war die Stadt vorzugsweise auf Ackerbau angewiesen; in neuerer Zeit hat sie sich mehr und mehr dem Handel und der Industrie zugewandt. Außer der großartigen königl. Saline, mit einer jährlichen Production von $1\frac{1}{2}$ Mill. Ctr. Salz, die bedeutendste des europ. Continents, sind von industriellen Etablissements noch besonders hervorzuheben: die mit der Saline in Verbindung stehende großartige Hermann'sche chem. Fabrik, welche mit etwa 300 Arbeitern die verschiedenartigsten chem. Präparate, namentlich Soda, Chlorkalk, Glaubersalz und Säuren producirt; ferner die Eichel'sche Bleiweiß- und Sagofabrik, die Zündhütchenfabrik von Sellier und Bellot, die Philippi'sche Knopffabrik, die Allendorff'sche Bierbrauerei, die Lecksteinfabrik von Hoyer und Comp. Auch bestehen mehrere Ziegeleien, Branntweinbrennereien, Lackfabriken u. s. w. Der Handel erstreckt sich vorzüglich auf Landesproducte, Holz und Kohlen. Seit den Zeiten Friedrich's d. Gr. ist S. mit der benachbarten Stadt Großsalze (mit 2623 E.) und dem Flecken Frohse (an der Elbe, mit 1267 E.) durch Colonistenstraßen zu einem Dreieck verbunden, das sich nach und nach zur großen Handelsstadt ausbilden und den damals gedrückten Handel Magdeburgs an sich ziehen sollte. In Großsalze liegt das ziemlich ansehnliche königl. Solbad Elmen, Eigenthum der Saline S., das jährlich von etwa 1000 Curgästen besucht wird. Die Solquellen befinden sich im Dorfe Alt-Salze, mit 930 E., ausgedehnten Gradirhäusern und 7000 F. langen Röhrenleitungen, welche die Sole nach S. zum Versieden führen. In jüngster Zeit hat man in S. auch Steinsalz angebohrt.

Schönemann (Joh. Friedr.), einflußreicher Schauspieldirector, geb. 1704 in Krossen, gest. 1782 in Mecklenburg, betrat 1725 die Bühne und wurde 1740 von Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg zur Leitung der Schaubühne in Schwerin berufen. Nachdem dieselbe geschlossen, trat er als Theaterunternehmer abwechselnd in Leipzig, Hamburg, Breslau, Berlin, Hannover, Halle, Braunschweig und andern Städten auf. Von 1750—56 stand er wieder dem Hoftheater in Schwerin vor, spielte dann noch kurze Zeit in Hamburg und zog sich 1757 mit nicht ohne eigene Schuld gänzlich zerrütteten Vermögensverhältnissen vom Theater zurück, sodaß er als Rüstmeister in Diensten eines mecklenb. Prinzen seinen Unterhalt suchen mußte. S. war selbst ein ausgezeichneter Darsteller in komischen Rollen. Größer noch sind die Verdienste, welche er sich um Herstellung eines geordneten und classischen Repertoire sowie um die äußere Ordnung des Bühnenwesens und der Schauspielergesellschaften erwarb. Die von seinen Truppen aufgeführten Stücke hat er zum Theil mit interessanten Vorreden herausgegeben.

Schonen (schwed. Skåne), die südlichste, mildeste, fruchtbarste und bevölkertste Landschaft Schwedens, umfaßt 202,3 Q.-M. mit (1865) 527496 E. und vertheilt sich auf die zwei Län Malmöhus im Südwesten (85,17 Q.-M. mit 305261 E.) und Christianstad im Nordosten (117,13 Q.-M. mit 222235 E.). Das Land bildet ein fast regelmäßiges Parallelogramm, dessen nördl. Seite an die Landschaften Blekinge, Småland und Halland grenzt, während es im Osten und Süden von der Ostsee und im Westen vom Öresund und Kattegatt bespült wird. S. ist eine Ebene, wird aber von Westen nach Osten von zwei Landrücken durchstrichen, von denen der

südliche eine von sandigen Heiden unterbrochene Waldgegend ist. Der nördl. Rücken zerfällt durch den in der Mitte gelegenen Ringsee in zwei Theile, in den westlichen oder Söderåsen und in den östlichen oder Liderödsåsen. Durch diese beiden Landrücken wird S. in drei Gürtel getheilt. Der nördl. Gürtel ist, mit Ausnahme einiger Gegenden in der Mitte und im Osten, ein bewaldetes Hochland, dessen Boden im allgemeinen aus Fruchterde besteht und sich nach zwei Seiten senkt, gegen Westen nach dem Kattegatt (bewässert von der Rönne-Å, dem Abflusse des Ringsees) und gegen Osten nach der Ostsee. Dieser Theil umfaßt das untere Gebiet der Helge-Å und das Becken des Isösees. Der mittlere Gürtel, gegen Osten an Breite abnehmend, wird fast in seiner ganzen Richtung von der in das Öresund fallenden Keslinge-Å durchflossen. Der südliche oder Küstengürtel bildet mit dem mittlern eine wellenförmige fruchtbare Ebene. Das Mineralreich liefert hier Alaunschiefer (bei Andrarum) und Steinkohlen. Früher waren die Steinkohlengruben bei Höganäs, welche Kohlen von nur mittelmäßiger Beschaffenheit lieferten, die einzigen in Skandinavien. Neuerdings sind östlich davon weite Kohlenfelder entdeckt worden, von denen die in Walläkra und Wram bereits bearbeitet werden und gute Kohlen liefern. Die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung ist der Ackerbau, und Getreide und Branntwein bilden die Hauptausfuhrartikel. Ein sehr großer Theil des Bodens ist in den Händen des reichen Adels, der seine Güter sehr verbessert hat. Die starke Bevölkerung der Bauern und Tagelöhner befindet sich dagegen wegen übermäßiger Bodenzersplitterung und beschwerlichem Frondienste in dieser reichen Provinz übler als in Nordschweden. S. war lange ein Zankapfel zwischen Schweden und Dänemark und gehörte gewöhnlich zu letzterm, wurde aber 1658 in dem Roeskilder Frieden nebst Blekinge, Halland und Bohuslän an Schweden abgetreten. Noch jetzt unterscheiden sich die Bewohner durch ihre Mundart und ihre Sitte von den übrigen Schweden. Die Zahl der Städte beträgt 11, mit zusammen 62178 E., nämlich Malmö, Lund, Landskrona, Helsingborg, Ystad, Trelleborg, Skanör und Falsterbo in Malmöhuslän und Christianstad, Engelholm und Cimbrishamn in Christianstadslän. Bei Malmö beginnend, durchschneidet von Süden nach Norden die südl. Stammeisenbahn die Landschaft und verbindet dieselbe mit den übrigen Theilen des südl. Schweden. Von derselben zweigen sich bei Eslöf (4½ geogr. M. von Malmö) zwei Zweigbahnen ab, gegen Westen nach Landskrona und Helsingborg (8 M. lang) und gegen Südosten nach Ystad (10 M.). Weiter nördlich (11 M. von Malmö), bei Heßleholm, führt eine andere, 4 M. lange Zweigbahn nach Christianstad.

Schoner oder Schooner heißt ein gewöhnlich lang- und schmalgebautes Schiff bis zu 500 Tonnen Größe, das meistens nur zwei Masten hat. Der vordere Mast hat dann Raaen, der hintere nur Gaffelsegel. Man findet unter dieser Klasse häufig sehr gute Segler; namentlich liegen sie nahe am Winde. Auch bedarf man zu ihrer Handhabung verhältnißmäßig geringer Mannschaft, und sie sind deshalb für die Küstenfahrt sehr beliebt. In neuerer Zeit baut man auch dreimastige, bei denen dann die beiden hintern Masten Gaffelsegel führen.

Schönhals (Karl von), österr. Feldzeugmeister, geb. 15. Nov. 1788 zu Braunfels bei Wetzlar, trat 1807 in österr. Dienste als Cadet bei den Jägern, wurde bald zum Offizier befördert und wohnte den Feldzügen gegen Frankreich 1809, wo er bei Aspern verwundet wurde, und 1813 bei. Als Hauptmann machte er 1821 unter Frimont die Expedition nach Neapel mit. 1829 wurde er Major und Adjutant beim Generalcommando in Verona, 1830 Oberstlieutenant und Generaladjutant des Generals der Cavalerie, Grafen Frimont, 1832 in gleicher Function als Oberst dem commandirenden General im Lombardisch-Venetianischen Königreich, Grafen Radetzky, beigegeben. 1838 avancirte er sodann zum Generalmajor und 1846 zum Feldmarschallieutenant. Große Verdienste erwarb er sich in den ital. Feldzügen von 1848 und 1849 um die Siege der kaiserl. Waffen. Als 1849 die provisorische Bundescentralgewalt in Frankfurt aufgehoben und durch Bevollmächtigte von Oesterreich und Preußen ersetzt wurde, vertrat S. neben Kübeck den Kaiserstaat bis zur Auflösung der Commission und der Wiedereinsetzung des Bundestags. Später mit der Politik des Fürsten Schwarzenberg nicht einverstanden, nahm er Anfang 1851 den Abschied, erhielt den Charakter als Feldzeugmeister und lebte in stiller Zurückgezogenheit zu Gratz, wo er 16. Febr. 1857 starb. Sein Werk «Erinnerungen eines österr. Veteranen aus den ital. Kriegen in den J. 1848 und 1849» (2 Bde., Stuttg. 1852 u. öfter) gibt eine reiche Fülle von interessanten Aufschlüssen zur Geschichte jener Kämpfe. Außerdem hat er noch eine Biographie des Feldzeugmeisters Haynau (Gratz 1855) geschrieben.

Schönheit, s. Schön.

Schönlein (Joh. Lukas), ausgezeichneter Arzt und klinischer Lehrer, geb. 30. Nov. 1793 zu Bamberg, besuchte seit 1803 das Gymnasium daselbst, seit 1811 die Universität zu Lands-

hut und seit 1813 die zu Würzburg, wo er sich 1816 die medic. Doctorwürde erwarb. 1819 trat er zu Würzburg als Privatdocent auf und wurde hier 1820 außerord., 1824 ord. Professor der Therapie und Klinik und dirigirender Arzt am Juliushospitale. In dieser Stellung begründete er seinen großen Ruf als Arzt und Lehrer. Jedoch mit der bair. Regierung in Disharmonie, ging er 1833 als Professor der Klinik nach Zürich, wo er zu hoher Achtung in seinem Wirkungskreise gelangte. 1839 folgte er indessen einem Rufe nach Berlin. Er begann hier im Mai 1840 als Professor der Pathologie und Therapie und Director der medic. Klinik der Universität seine Wirksamkeit und wurde zum preuß. Geh. Obermedicinalrath, vortragenden Rath im Ministerium des Unterrichts, der geistlichen und Medicinalangelegenheiten sowie zum Leibarzt des Königs Friedrich Wilhelm IV. ernannt. Als solcher stand er dem Könige anfangs auch in dessen letzter Krankheit zur Seite, entzweite sich aber mit den andern Leibärzten über Wesen und Behandlungsweise des Leidens und legte deshalb 1859 alle seine Aemter nieder. Er zog sich hierauf in seine Vaterstadt Bamberg zurück, wo er 23. Jan. 1864 starb. Am Krankenbette war S. durch tiefen Blick und geniale Auffassung des einzelnen Falls ausgezeichnet; im Hörsale fesselte er durch eine großartige Anschauungsweise der Heilkunde im allgemeinen. Außerdem ist er als der Schöpfer eines die Krankheiten nach Art der Naturgeschichte in Klassen, Familien, Gruppen und Arten eintheilenden nosologischen Systems zu betrachten. Doch hat er seine Krankheitslehre in Schriften nicht niedergelegt, überhaupt außer einigen kleinen Schriften nichts durch den Druck veröffentlicht. Einige seiner Zuhörer veröffentlichten seine «Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie» (nach Vorlesungen bearbeitet, 4 Bde., Würzb. 1832; 4. Aufl. 1839), seine «Krankenfamilie der Typhen» (Zür. 1840) und seine «Klinischen Vorträge im Charitékrankenhause zu Berlin» (2 Hefte, Berl. 1842; 3. Aufl. 1843—44), wodurch seine Ideen in weitern Kreisen verbreitet wurden. Er selbst hat diese Schriften wegen vieler Entstellungen nur theilweise als die seinigen anerkannt.

Schönschreibekunst, s. Kalligraphie.

Schoolcraft (Henry Rowe), amerik. Reisender und Ethnograph, geb. 23. März 1793 zu Guilderland bei Albany, wandte sich mit Vorliebe Untersuchungen über die in den Vereinigten Staaten lebenden Indianerstämme zu. Bereits 1818 unternahm er eine Expedition in das Mississippithal, die er in «Scenes and adventures in the semi-alpine region of the Ozark Mountains of Missouri and Arkansas» (neue Aufl., Lond. 1853) beschrieb. Es folgten dann eine Reihe von Berichten über Reisen und Beobachtungen des Lebens und der Natur im Westen, die er der wissenschaftlichen Welt in mehrern Werken mittheilte. Dahin gehören: «View of the lead mines of Missouri» (Neuyork 1819), «Journal of travels from Detroit through the grand chain of American lakes to the sources of the Mississippi» (Albany 1821), «Travels in the Central portion of the Mississippi valley (Neuyork 1825), «Narrative of an expedition through the Upper Mississippi to Itaska Lake» (Neuyork 1834). Die letztern beiden Reiseberichte wurden in einer spätern Ausgabe (Neuyork 1854) verschmolzen. Die Regierung ernannte S. 1819 zum indian. Agenten am Obern See und gesellte ihn zugleich dem General Caß zu, um das Gebiet des gegenwärtigen Staats Minnesota zu erforschen und zu vermessen. Durch seine Verheirathung mit einer Enkelin des frühern Häuptlings der Chippeways gewann er das volle Vertrauen der Indianer und zugleich die günstigste Gelegenheit, sich mit den Sitten und Gebräuchen, der Sprache und Religion derselben auf das genaueste bekannt zu machen. Dies bekunden unter anderm seine «Algic researches», die «History of the Iroquois», «The rise of the West», «Oral legends» u. s. w. Sein Hauptwerk ist jedoch das infolge einer Congreßacte (1847) unternommene und auf Kosten der Regierung herausgegebene Nationalwerk «Information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes in the United States of America» (Bd. 1—6, Philad. 1851—57), in welchem ein reicher Schatz von Nachrichten jeder Art über die Indianer des nördl. Amerika niedergelegt ist. Außerdem sind von seinen Schriften noch zu nennen: «Oneota» (Neuyork 1844) und «The Indian and his wigwam» (Neuyork 1845), zwei Arbeiten in novellistischer Form, die «Personal memoirs of a residence of thirty years with the Indian tribes» (Philad. 1851) u. s. w. S. starb 10. Dec. 1864 zu Washington.

Schopenhauer (Johanna), deutsche Schriftstellerin, geb. im Juli 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinr. Trosina, Senator war, zeigte früh entschiedene Neigung zum Zeichnen und Malen sowie ein großes Talent für Sprachen. Nachdem sie eine sorgfältige Erziehung empfangen und eine glückliche Jugend durchlebt, verheirathete sie sich mit dem Bankier Heinr. Floris Schopenhauer. Dieser führte sie durch Deutschland nach Frankreich und London, wo sie

länger weilten, und dann nach Danzig zurück. Hier lebte sie bis zur Besitznahme dieser Stadt durch die Preußen 1793. Die nächsten Jahre brachte sie mit ihrem Gatten in angenehmen Verhältnissen in Hamburg zu, und 1803 traten beide eine größere Reise durch Holland, Frankreich, England, Schottland und Deutschland an, sodaß Johanna erst nach drei Jahren wieder in Hamburg eintraf, wo sie den Gatten durch den Tod verlor. 1806 nahm sie ihren Wohnsitz in Weimar, wo sich bald ein geselliger Verein um sie bildete, den auch Goethe's zwangloses Erscheinen belebte. Von 1832—37 lebte sie in Bonn, dann in Jena bis an ihren Tod, welcher 18. April 1838 erfolgte. Die Beschreibung der von Kügelgen gemalten Bildnisse Goethe's, Wieland's, Herder's und Schiller's war das erste, was von ihr im Druck erschien. Auf Cotta's Wunsch schrieb sie Fernow's Leben (Tüb. 1810). Es folgten sodann die «Reise durch England und Schottland» (Rudolst. 1813; 3. Aufl., Lpz. 1826); ein Band «Novellen, fremd und eigen» (Rudolst. 1816); die «Reise durch das südl. Frankreich bis Chamouny» (2 Bde., Lpz. 1817; 2. Aufl. 1824) und die «Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen» (Lpz. 1818). Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung, erwarben ihren Schriften Beifall. Dann erschien der Roman «Gabriele» (3 Bde., Lpz. 1819—20; 2. Aufl. 1826), ein meisterhaftes weibliches Charaktergemälde in einer reichen und mannichfaltigen Umgebung der vornehmen Welt; ein Werk über «Joh. van Eyck und seine Nachfolger» (2 Bde., Frankf. 1822), das sich insbesondere mit Gemälden aus der Boisserée'schen Kunstsammlung beschäftigt; die Romane «Die Tante» (2 Bde., Lpz. 1823), «Sidonia» (Lpz. 1828) und viele, in acht Bänden (Frankf. 1825—28), dann in noch drei Bänden (Frankf. 1832) gesammelte Erzählungen und Novellen. Eine ihrer letzten Schriften war der «Ausflug an den Niederrhein und Belgien» (Lpz. 1831). Ihre «Sämmtlichen Schriften» erschienen in 24 Bänden (Lpz. und Frankf. 1830—31), denen sich ihr literarischer «Nachlaß» (2 Bde., Braunschw. 1839) anschließt. — Ihre Tochter Adele S. bewies sich in «Haus-, Wald- und Feldmärchen» (2 Bde., Lpz. 1844) und in dem Roman «Anna» (2 Bde., Lpz. 1845) als gewandte Erzählerin. Sie starb 25. Aug. 1849 in Bonn.

Schopenhauer (Arthur), deutscher Philosoph, geb. 22. Febr. 1788 in Danzig, Sohn eines angesehenen Kaufmanns und der als Schriftstellerin bekannten Johanna Schopenhauer (s. d.), hielt sich in seiner Jugend mit den Aeltern längere Zeit in Frankreich und England auf und erlangte so eine ausgezeichnete Bekanntschaft mit der Sprache und Literatur beider Länder. 1809 bezog er die Universität Göttingen, wo er sich zuerst den Naturwissenschaften und der Geschichte widmete, aber durch G. E. Schulze (s. d.) der Philosophie zugeführt wurde. Letzterer rieth ihm, vor allem Platon und Kant zu studiren, was von entscheidendstem Einfluß auf seine eigene Philosophie wurde. 1811 siedelte S. nach Berlin über, um Fichte zu hören, fand sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht. Durch den Krieg an der Promotion in Berlin verhindert, wurde er 1813 auf die Abhandlung «Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde» (Rudolst. 1813; 3. Aufl., Lpz. 1864) in Jena promovirt. Darauf brachte er den Winter in Weimar zu, wo er Goethe's nähern Umgang genoß und durch den Orientalisten Fr. Majer in das indische Alterthum eingeführt wurde. In den J. 1814—18 privatisirte er in Dresden. Während dieser Zeit entstand sein philos. System, welches, nach seinem eigenen Ausdrucke, «gewissermaßen ohne sein Zuthun strahlenweise wie ein Krystall zu einem Centro convergirend zusammenschoß», und das er in seinem Hauptwerke «Die Welt als Wille und Vorstellung» (Lpz. 1819; 3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1859) darlegte. Vorher noch veröffentlichte er die optische Abhandlung «Ueber das Sehen und die Farben» (Lpz. 1816; 2. Aufl. 1854; in lat. Bearbeitung in Radius' «Scriptores ophthalmologici minores», Thl. 3, Lpz. 1830), in welcher er zu den «Data» der Goethe'schen Farbenlehre die erklärende «Theorie» lieferte. Im Herbst 1818 reiste S. nach Rom und Neapel. Nach der Rückkehr habilitirte er sich 1820 an der Universität zu Berlin, hielt aber nur ein Semester hindurch Vorlesungen. Im Frühjahre 1822 wandte er sich wieder nach Italien, von wo er erst 1825 nach Berlin zurückkehrte. 1831 verließ er die preuß. Hauptstadt der Cholera wegen und lebte seitdem in Frankfurt a. M., wo er auch 21. Sept. 1860 starb.

In günstiger äußerer Lage und ohne Amt, konnte S. seine Zeit ganz der Ausbildung seines Systems widmen. Nach einem vieljährigen Schweigen der Indignation über die Nichtbeachtung seines Hauptwerks und den lauten Ruhm der Hegel'schen Philosophie, der er gänzlich abgeneigt war, erschien von ihm erst 1836 wieder eine kleine Schrift: «Ueber den Willen in der Natur» (3. Aufl., Lpz. 1867), welche die Bestätigungen seiner Metaphysik durch die empirischen Wissenschaften erörtert und zugleich den Hauptpunkt derselben so deutlich und gründlich darlegt,

wie sonst nirgends. Die königl. norweg. Societät der Wissenschaften zu Drontheim krönte 1839 eine von ihm eingelieferte Preisabhandlung «Ueber die Freiheit des Willens» und ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Diese Abhandlung gab er, zusammen mit einer von der königl. dän. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen nicht gekrönten Preisschrift «Ueber das Fundament der Moral», unter dem Titel heraus: «Die beiden Grundprobleme der Ethik» (Frankf. a. M. 1841; 2. Aufl., Lpz. 1860). Zu der 1844 erschienenen zweiten Auflage seines Hauptwerks «Die Welt als Wille und Vorstellung» lieferte er einen ganzen Band «Ergänzungen». Sein letztes Werk «Parerga und Paralipomena» (Berl. 1851; 2. Aufl. 1862) enthält eine Sammlung seiner kleinern philos. Schriften, die wegen ihrer populären Form besonders dazu beitrugen, seine Lehre auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Aus dem Spanischen übersetzte er «Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit» (Lpz. 1862).

Die Grundgedanken der Schopenhauer'schen Philosophie fassen sich in Folgendem zusammen: Das Wesen und der Kern aller Dinge, das «Ding an sich», ist dasselbe, was in unserm eigenen Innern sich als Wille kundgibt. Dieser Wille erscheint in der Welt auf verschiedenen Stufen der Objectivation (Sichtbarkeit). Derselbe ist kein Resultat der Erkenntniß, sondern von dieser, die ganz secundär und spätern Ursprungs, grundverschieden und völlig unabhängig. Erst auf der Stufe des Thierreichs versieht sich der Wille mit einem Intellect, gleichsam einer Laterne zur Lenkung seiner Schritte, und nun allererst steht auch die Welt als eine objective, d. h. vorgestellte, dem erkennenden Subject gegenüber. In der gesammten Natur, von der thierischen abwärts, wirkt der Wille erkenntnißlos. Im Unorganischen werden seine Aeußerungen in Bewegung gesetzt durch bloße Ursachen; im vegetativen Leben der Pflanze und des Thieres durch Reize; erst bei animalischen, d. h. erkennenden Wesen, durch Motive, und zwar bei den Thieren durch anschauliche, beim Menschen überdem durch begriffliche (abstracte) Motive. Doch dieser Unterschied betrifft blos die Erscheinung des Willens; an sich ist derselbe auf allen Stufen, von der niedrigsten bis zur höchsten, Einer, ist Wille zum Leben. An diese Grundanschauungen knüpfte S. eine eigenthümliche Aesthetik und Ethik, jene auf Platonischer Grundlage, diese mit dem Brahmanismus und Buddhaismus verwandt. Im Gegensatze zu andern nachkantischen Systemen, welche die Welt a priori construiren, bemüht sich S., die gegebene Welt zu entziffern, ihren Sinn und ihre Bedeutung zu ergreifen. Daher beruhen seine Sätze nicht auf langen Schlußketten, sondern sind unmittelbar aus der anschaulichen Welt selbst, aus der äußern und innern Erfahrung, geschöpft. Nächst dem reichen Inhalt seiner Werke ist auch die Form seiner sprachlichen Darstellung eine höchst anziehende, sodaß er zu den besten deutschen Autoren gezählt werden darf. Trotzdem fand S., der geniale Denker, erst in den letzten Lebensjahren die verdiente Beachtung, wozu wesentlich die Bemühungen seines Freundes und Schülers Frauenstädt (s. d.) beitrugen. Derselbe veröffentlichte unter anderm «Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie» (Lpz. 1854), besorgte nach S.'s Tode die Wiederausgabe mehrerer seiner Werke und ließ auch «Lichtstrahlen» (Lpz. 1861; 2. Aufl., Lpz. 1867) aus diesen erscheinen, sowie die Schriften «Arthur S. Von ihm, über ihn u. s. w.» (in Gemeinschaft mit O. Lindner, Berl. 1863) und «Aus Arthur S.'s handschriftlichem Nachlaß» (Lpz. 1864). Außerdem vgl. Asher, «Offenes Sendschreiben an S.» (Lpz. 1855); Cornill, «Arthur S., als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung» (Heidelb. 1856); Bähr, «Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen» (Dresd. 1857); Seydel, «S.'s philosophisches System» (Lpz. 1857); Suhle, «S. und die Philosophie der Gegenwart» (Berl. 1862); Gwinner, «S. aus persönlichem Umgange dargestellt» (Lpz. 1862), und «S. und seine Freunde» (Lpz. 1863); Foucher de Careil, «Hegel et S.» (Par. 1862); Haym, «Arthur S.» (Berl. 1864); Victor Kiy, «Der Pessimismus und die Ethik S.'s» (Berl. 1866).

Schöpflin (Joh. Dan.), Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 8. Sept. 1694 zu Sulzburg im Breisgau, studirte zu Basel und zu Strasburg und erhielt an der letztern Universität 1720 die Professur der Geschichte und Beredsamkeit. 1726 bereiste er Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr erhielt er ein Kanonikat zu St.-Thomas; auch wurde er franz. Rath und Historiograph. Besonders beschäftigte ihn die Geschichte des Elsasses. Um Materialien dafür zu sammeln, besuchte er die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Die Frucht dieser Bemühungen war seine «Alsatia illustrata» (2 Bde., Kolm. 1751—61). Als er den ersten Band dieses Werks dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er diese Gelegenheit, für die Privilegien der prot. Universität zu Strasburg zu sprechen, und bewirkte deren Bestätigung. Als Nachtrag zu dem genannten Werke erschienen nach seinem Tode die «Alsatia diplomatica» und «Alsaticarum rerum scriptores», deren Herausgabe der Publicist Koch, mit dem er in

enger literarischer Verbindung stand, besorgte. Von diesem wurde auch die «Historia Zaringo-Badensis» (7 Bde., Karlsr. 1763—66) fortgesetzt, von der S. den ersten Band geliefert hatte. Von S.'s übrigen Werken sind zu erwähnen die «Vindiciae Celticae» (Strasb. 1754), und die «Vindiciae typographicae» (Strasb. 1760). Er starb zu Strasburg 7. Aug. 1771. Seine schöne Bibliothek und sein reiches Museum vermachte er der Stadt Strasburg; letzteres beschrieb Oberlin unter dem Titel «Museum Schöpflinianum».

Schöpfung. Nach der biblischen Vorstellung ist die Welt nach Stoff und Form ein Erzeugniß des göttlichen Machtwillens. Die alte Lehrerzählung (1 Mos. 1) läßt Gott in sechs Tagewerken Himmel und Erde erschaffen, wobei die Erzeugung des ungeordneten Stoffs den Anfang, die S. des Menschen den Schluß bildet. Der Darstellung liegt die antike Anschauung zu Grunde, welcher die Erde als Mittelpunkt der Welt, der Himmel als ein über ihr ausgespanntes Gewölbe, Sonne, Mond und Sterne als am Himmel befestigte Lichter galten. Von den Kosmogonien anderer morgenländ. Völker unterscheidet sich die hebr. Schöpfungssage theils durch ihre schlichtere, alles Abenteuerliche und Ungeheuerliche ausschließende Form, theils durch ihren reinern religiösen Gehalt, indem sie, jede Vermischung Gottes und der Welt fern haltend, letztere durchaus nur als Werk des freien göttlichen Schöpferwillens betrachtet. Gegenüber der im Oriente, aber auch bei den griech. Philosophen und später bei den Gnostikern (s. Gnosis) verbreiteten Theorie einer ewigen Materie bildeten sich die kirchlichen Vorstellungen von einer S. aus nichts und einer S. in der Zeit, doch wurde letzterer schon seit Origenes von tieferdenkenden Kirchenlehrern die Annahme einer sog. ewigen, richtiger anfangslosen S. gegenübergestellt, weil es weder anging, Gott erst in der Zeit anfangen zu lassen Schöpfer zu werden, noch der wirklichen, durch Wechsel und Geschehen erfüllten Zeit eine ewige, inhaltsleere Zeit vorauszuschicken. Neuerdings ist jedoch der ganze Schöpfungsbegriff noch von einer andern Seite in Anspruch genommen worden. Während nämlich die kirchliche Vorstellung Gott als vorweltliches und außerweltliches Einzelwesen betrachtet, das den Entschluß, eine Welt zu schaffen, erst gefaßt, dann ausgeführt habe, denkt sich die neuere Speculation Gott vielmehr als den ewigen, der Welt einwohnenden, schlechthin geistigen Urgrund derselben, der sich zur wirklichen Welt wie das absolute, Zeit und Raum mit allem zeiträumlichen Dasein in schlechthin überzeitlicher und überräumlicher Weise begründende Ursein zu der durch sein ewiges Wirken gesetzten Offenbarung verhält. Gott und Welt sind auch nach diesem Begriffe schlechthin unterschieden, die Geistigkeit Gottes nur strenger und consequenter als nach der gewöhnlichen Vorstellung gefaßt. Das Recht der religiösen Betrachtung, welche als Zielpunkt des gesammten Weltprocesses den Menschen und die Gemeinschaft Gottes mit ihm in der Liebe erkennt und von hier aus zurückblickend die Welt überhaupt als Offenbarung der ewigen Liebe betrachtet, ist hierdurch keineswegs ausgeschlossen. Die neuere Orthodoxie hat dagegen nicht blos den kirchlichen Schöpfungsbegriff rehabilitirt, sondern auch die Geschichtlichkeit der biblischen Schöpfungssage angelegentlichst vertheidigt, wobei sie freilich die Schöpfungstage zu «Schöpfungsperioden» umdeuten mußte und auch sonst mit der neuern Naturwissenschaft in unauflösliche Conflicte gerieth.

Schoppe (Amalia, eigentlich Emma Sophie), Verfasserin vieler Romane und Jugendschriften, geb. 9. Oct. 1791 auf der Insel Femern an der Küste von Holstein, war die Tochter des später in Holstein angestellten Arztes Weise, den sie jedoch früh verlor. Durch die zweite Verheirathung ihrer Mutter mit einem sehr wohlhabenden Manne kam sie nach Hamburg und genoß hier nun eine vortreffliche Erziehung. Sie wurde mit den Werken der großen Dichter bekannt und interessirte sich lebhaft für Geschichte, Naturgeschichte und Physik, während sie gegen die gewöhnlichen weiblichen Arbeiten große Abneigung verrieth. Deshalb faßte ihr Stiefvater den Plan, sie Medicin und vorzüglich Accouchement studiren zu lassen. Sie ergriff diesen Plan mit der ihr eigenen Hast und Heftigkeit, gelangte aber sehr bald zu der Ueberzeugung, daß sie auf diesem Wege Gefahr laufe, ein Zwitterwesen zu werden, und erklärte sich mit Festigkeit gegen die ihr zugewiesene Bestimmung. Später legte sie eine Erziehungsanstalt für Mädchen an und verheirathete sich mit dem Doctor der Rechte, S., in Hamburg, welche nicht glückliche Ehe der frühe Tod des Gatten löste. Sie lebte seitdem zurückgezogen in der Nähe von Hamburg, sich schriftstellerischen Arbeiten widmend. Auf ihre literarischen Bestrebungen hatte die verstorbene Rosa Maria, die Schwester Varnhagen's von Ense, später verehelichte Assing, einen großen Einfluß. Durch diese ward sie mit Varnhagen, Chamisso und Justinus Kerner bekannt, die ihr Gelegenheit gaben, mehrere ihrer Gedichte in Kerner's «Poetischem Almanach» und «Dichterwald» sowie im «Morgenblatt» mitzutheilen. Später versuchte sie sich in prosaischen

Arbeiten, welche meist histor. Stoffe behandeln. Mehrere ihrer Novellen erschienen unter dem Titel «Gesammelte Erzählungen und Novellen» (8 Bde., Lpz. 1828—36). Beifälliger wurden noch ihre Schriften für die Jugend aufgenommen, der sie in späterer Zeit ihre literarische Thätigkeit hauptsächlich und mit Erfolg widmete; auch schrieb sie ein Buch über den «Bürgerlichen Haushalt» (Jena 1844). Eine ihrer interessantesten Schriften sind die «Erinnerungen aus meinem Leben» (2 Bde., Altona 1838). 1851 wandte sie sich nach Nordamerika, wo sie 25. Sept. 1858 in Sheneктady unweit Albany im Staate Neuyork starb.

Schoppen, ein Flüssigkeitsmaß im südl. Deutschland und in der Schweiz, im allgemeinen der halben Weinbouteille entsprechend und gewöhnlich ein Viertel des den Namen Maß tragenden Flüssigkeitsmaßes, übrigens aber, wie dieses letztere, von abweichendem Rauminhalte.

Schöppen oder Schöffen, auch Scabinen (lat. scabinus), heißen die Beisitzer in den Gerichten. In alter Zeit, wo die Gerichtsvorstände nur mit der vollziehenden Gewalt bekleidet waren, hatten die Schöffen für die Gerichtsgemeinde, aus welcher sie hervorgingen, das Urtheil zu finden, die rechtmäßige Hegung des Gerichts zu überwachen und auf Befragen ein allgemeines Zeugniß über das Herkommen abzulegen (das Recht zu weisen). Die letztere Befugniß verschaffte weiterhin den Schöffen solcher Orte, deren Recht auf neugegründete Städte übertragen war, auch auswärts ein bedeutendes Ansehen, indem die Tochterstädte entstandene Zweifel einem solchen Oberhofe vorlegten und sich über die Fortschritte in der dortigen Spruchpraxis sonstige Mittheilungen erbaten. Auf diesem Wege konnten z. B. die magdeburger Schöffen ihre örtlichen Satzungen und die neuen Ansichten, welche sich seit dem 13. Jahrh. an den Versuchen einer schriftlichen Zusammenfassung der deutschen Rechte (s. Sachsenspiegel) heranbildeten, über Mittel- und Norddeutschland, ja selbst bis nach Polen, Preußen und Livland verbreiten. Nach dem Eindringen des röm. und kanonischen Rechts vermochten ungelehrte Schöffen und Rathmannen zwar keine Rechtsbelehrung weiter zu ertheilen. Da aber nunmehr die Stadträthe vielfach Doctoren der Rechte in ihre Mitte aufnahmen, so ließ sich der bisherige Brauch der Actenversendung und des Einkommens um Gutachten mit der Abänderung beibehalten, daß man sich an jene rechtsgelehrten Mitglieder wendete, die unter Zuziehung von noch andern Sachverständigen ein anerkanntes Spruchcollegium unter dem Namen Schöppenstuhl bildeten. Ein derartiges Dicasterium (s. d.), welches für die Gerichte des In- und Auslandes gleich einer Juristenfacultät auf Ersuchen Urtheile verfaßte, bestand z. B. in Leipzig von 1420—1835. Die S. im alten Sinne des Worts sanken dagegen allmählich zu bloßen Beisitzern herab, die bei wichtigern Geschäften das Gerichtspersonal (die besetzte Gerichtsbank) vollzählig machen und sowol für die Rechtmäßigkeit der Verhandlung als für die Treue des aufgenommenen Protokolls bürgen. Sie werden gewöhnlich aus den untern Gerichtsbeamten, auf dem Lande aus der Gemeinde erwählt und mittels Eides in Pflicht genommen, der die Landschöppen möglicherweise auch zur Mitwirkung bei der Polizeipflege, zu wahrheitsgemäßen Taxationen und zu Zeugnissen über Grenzverhältnisse anhält.

Schoreel oder Schorel (Jan van), trefflicher niederländ. Maler, geb. 1495, erhielt seinen Namen von seinem Geburtsorte Schoorl bei Alkmaar. In früher Jugend verwaist, nahmen sich Verwandte seiner an und brachten ihn zum Maler Willem Cornelis in Harlem in die Lehre, der nicht ohne Talent, aber rauh, eigennützig und dem Trunke ergeben war, sodaß es dem Knaben sehr übel erging. In seinem 18. J. kam S. nach Amsterdam in die Werkstätte des Jak. Cornelis, eines der berühmtesten Maler und Holzschneider jener Zeit, dessen Tochter er liebgewann und bei dem er einige Jahre lang das glücklichste Künstlerleben führte. Immer nach Höherm strebend, ging er hierauf zu dem ersten aller damals lebenden Meister, Joh. von Mabuse in Utrecht. Das wüste Leben desselben vertrug sich indessen keineswegs mit dem frommen Sinne des jungen S., und so wanderte er nach und nach in mehrere große Städte, wo Maler einen Ruf hatten, nach Köln und Speier, wo er Baukunst und Perspective studirte, auch nach Nürnberg zu Dürer, der ihn sehr freundlich aufnahm. Dürer's Hinneigung zu Luther und dessen Lehren vertrieb ihn wieder, und so gelangte S. nach mehrjährigem Wandern, 22 J. alt, nach Kärnten, wo er aus Liebe zu des Jak. Cornelis Tochter die Hand einer schönen Kärntnerin von Adel, die des Vaters Kunstsinn ihm anbot, ausschlug. Er zog nun nach Venedig, wo er von einem Landsmann, der Klosterbruder war, sich bestimmen ließ, an einer Wallfahrt nach Palästina theilzunehmen. Drei Jahre blieb er in Jerusalem, und vielleicht ist von ihm das große Gemälde in der Kirche daselbst an der Stätte, wo Christus geboren worden sein soll. Nachdem er auf dem Heimwege einige Zeit auf Rhodus verweilt, kam er nach Rom und erhielt, als sein Landsmann Hadrian VI. 1522 den päpstl. Stuhl bestieg, die Aufsicht über das Belve-

dere. Hadrian's Tod im folgenden Jahre veranlaßte ihn, nach der Heimat zurückzukehren, wo er die Absicht hatte, um die zurückgelassene Geliebte anzuhalten. Er ging durch Frankreich und lehnte hier die glänzendsten Anerbietungen Franz' I. ab, um seinen Plan auszuführen. Doch die Geliebte war ihm nicht treu geblieben, und so faßte er den Entschluß, hinfort blos der Kunst zu leben. An dem Dechanten Lockhorst in Utrecht fand er einen Gönner und Freund, in dessen Hause er lebte, und für den er manches treffliche Stück, z. B. den Einzug Christi in Jerusalem, malte. Als nach einigen Jahren in Utrecht Unruhen ausbrachen, ging S. nach Harlem, wo er sich eine geräumige Werkstätte einrichtete. Für die Marienkirche in Utrecht malte er ein großes, auf vier Flügelthüren ausgeführtes Altargemälde, welches Philipp II. 1549 der Kirche abkaufte und mit nach Spanien nahm. Selbst nach dem hohen Norden, besonders nach Schweden drang sein Ruhm. Zu seinen Schülern gehörten Mart. Heemskerk und Anton. Moro. Sein Freund war Johannes Secundus, den er auch malte. S. starb 6. Dec. 1569. Man hat ihn mit Joh. van Eyck, und wol mit Recht, verglichen, da er in unübertroffener Farbenpracht, in der Wahrheit in dem Colorit, in dem Ausdruck und in der Wärme der Zeichnung diesem gleich und höchstens in der Ausführung der Einzelheiten ihm nachsteht. Die Wuth der bilderzerstörenden Fanatiker hat die meisten seiner Werke schon 1566 vernichtet; nur wenige findet man noch in den Kunstsammlungen. — Von diesem wirklichen S. ist der fingirte ältere S. zu unterscheiden, unter dessen Namen man die Anbetung der Könige in der Galerie zu Dresden, eine ähnliche Anbetung in dem Museum zu Neapel, das kleine Altarblatt mit Flügelthüren in der Galerie des Belvedere zu Wien, das berühmte Altarbild, den Tod der Maria darstellend, jetzt in der Pinakothek zu München, und andere Bilder dieser Art vereinigt hat.

Schorn (Joh. Karl Ludw. von), ein vorzüglicher Kunstkenner, geb. 9. Juni 1793 zu Kastell in Franken, studirte früher Theologie, widmete sich aber daneben und bald ausschließend der Malerei und Kunstgeschichte. Er ging 1816 nach München, wo er sein erstes Werk «Ueber die Studien der griech. Künstler» (Heidelb. 1818) schrieb, das indeß mehr durch eine Fülle einzelner geistreicher Blicke als durch sein Hauptprincip, die Herleitung aller Kunst aus der Naturnachahmung, Beifall fand. 1819 wendete er sich nach Dresden und bald darauf nach Stuttgart, wo er seit 1820 das «Kunstblatt» redigirte, das seitdem durch Gediegenheit des Inhalts, Reichthum der Forschungen und Unparteilichkeit des Urtheils das vorzüglichste Organ dieses Fachs geblieben ist. Auch später, trotz mehrfacher Ortsveränderung, blieb die oberste Leitung des Blattes in seiner Hand. In den J. 1822 und 1823 besuchte er Italien und Frankreich und wurde 1826 als Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik an die Akademie und Universität nach München berufen, welches Amt er jedoch erst nach einer Kunstreise nach England und den Niederlanden antrat. Die Eleganz seiner Darstellung bewog auch den Hof, ihn mehrfach für Vorlesungen in Anspruch zu nehmen. 1830 erschien seine «Beschreibung der Glyptothek», und zwei Jahre später begann er die so schätzbare und durch ihre berichtigenden Anmerkungen wichtige Uebersetzung von Vasari's «Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister», die nach seinem Tode von E. Förster fortgesetzt wurde (5 Bde., Stuttg. 1832—47). 1833 wurde er an die Stelle des Hofraths H. Meyer nach Weimar berufen, wo er zur Reorganisation der Kunstschule auf das thätigste mitwirkte, eine neue Aufstellung der großherzogl. Kunstsammlungen vornahm, daneben bei Hofe Vorlesungen hielt und die Malerarbeiten im neuen Schloßflügel leitete. Von seinen Werken aus dieser letzten Periode seines Lebens ist vorzüglich der «Umriß einer Theorie der bildenden Künste» (Stuttg. 1835) und eine Abhandlung «Ueber altdeutsche Sculptur» (Erf. 1839) zu erwähnen sowie auch eine Anzahl kleiner Arbeiten im «Kunstblatt», in den «Schriften» der münchener Akademie, deren Mitglied er war, und in den «Annalen» des Archäologischen Instituts. Er wurde 1839 von dem Großherzog von Sachsen-Weimar in den Adelstand erhoben und starb zu Weimar 17. Febr. 1842.

Schorn (Karl), Geschichtsmaler, Neffe des vorigen, wurde 1802 zu Düsseldorf geboren und erhielt seine Kunstbildung zu Berlin in der Schule Wach's, die damals den größten Ruf hatte. Charaktervolle Auffassung und Sinn für Farbe waren die Grundzüge seines Talents, welches bald durch seine Bilder Maria Stuart und Rizzio, Karl V. zu St.-Just, Papst Paul III., der sich das von Cranach gemalte Bildniß Luther's zeigen läßt, u. a. m. zur Anerkennung gelangte. Inzwischen war die Glanzzeit von München angebrochen und auch S. wurde dahingezogen. Neben vielen Arbeiten aus der Mythe, Geschichte und Legende nahm er theil an der Ausführung der Fresken in den Arcaden des Hofgartens und zeichnete die Cartons zu den Seitenfenstern des Doms von Regensburg. Eine Reise nach Italien gab Stoff zu einer andern

Folge von Gemälden, unter denen auch launige Genrebilder. Sein größtes Werk aber ist das seit 1843—45 im Auftrage des Königs von Preußen ausgeführte Gemälde: die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof Franz zu Münster 1536, welches auf der berliner Ausstellung von 1846 die größte Sensation erregte. Es ist eine bedeutende Composition, welche eine scharf ausgeprägte Charakteristik mit dem Streben nach realer Durchdringung der Aufgabe verbindet. 1845 erhielt S. von König Ludwig den Auftrag, eine seiner Zeichnungen, die Sündflut darstellend, in kolossaler Dimension zu malen. Damit beschäftigt und seit 1847 Professor an der münchener Akademie, starb er daselbst 7. Oct. 1850.

Schornstein oder Esse heißt der röhrenförmige, vertical aufsteigende Theil einer Feuerungsanlage, welcher den Zweck hat, die gasförmigen Verbrennungsproducte (den Rauch) mit einer gewissen Geschwindigkeit abzuführen und dadurch den zur Verbrennung des Brennmaterials erforderlichen Zug zu erzeugen oder die Zuführung des hierzu nöthigen Quantums Luft zu bewirken. Die Ofenheizungen der Gebäude, die Dampfkesselanlagen der Fabriken, die Locomotiven, die Dampfschiffe und alle sonstigen Feuerungsanlagen haben S., theils als gemauerte Röhren in den Gebäudewänden, theils als freistehende röhrenförmige Anlagen von Stein oder Eisenblech. Unter russischen Essen in den Wohngebäuden versteht man die engen, vom Dache aus durch schwere Kugelbürsten zu reinigenden Röhren, im Gegensatze zu den weitern steigbaren S., welche durch den von unten einsteigenden Schornsteinfeger vom Ruß gereinigt werden.

Schote (siliqua) nennt man in der Botanik eine aus einem oberständigen, von zwei Carpellarblättern gebildeten Fruchtknoten entstandene Frucht, deren Innenraum durch eine senkrechte, an ihren Rändern die Samen tragende Scheidewand in zwei Längsfächer getheilt ist. Bei der Reife trennen sich die beiden Klappen (Carpellarblätter) von der Scheidewand los, in der Richtung von unten nach oben, und bleiben noch eine Zeit lang an der Spitze der Scheidewand stehen, bevor sie abfallen. Ist die Frucht kurz und breit, so nennt man sie Schötchen (silicula). Diese Fruchtform ist charakteristisch für die Pflanzen aus der Familie der Cruciferen oder Kreuzblütler. (S. Cruciferen.) Im gewöhnlichen Leben pflegt man die unreifen Früchte der Erbsen und diese selbst S. zu nennen. Ihre Frucht ist eine Hülse (s. d.). Ueberhaupt macht man im gewöhnlichen Leben in der Regel keinen Unterschied zwischen der Hülse und S., obwol diese beiden Fruchtformen einen ganz verschiedenen Bau besitzen.

Schotel (Johannes Christianus), einer der berühmtesten holländ. Seemaler, geb. 11. Nov. 1787 zu Dordrecht, zeigte starke Neigung zum Kriegsdienst, die aber sein Vater bekämpfte, indem ihm dieser die poetische Seite des See- und Handelslebens nahelegte. Dies führte S. der Malerkunst entgegen, der er sich von 1810 an, zuerst unter Meulemans, dann unter M. Schouman, ganz zuwandte. Durch angestrengtes Selbststudium brachte er es auf eine hohe Stufe der Kunstbildung. Mit seinem Lehrer Schouman malte er den Rückzug der Franzosen von Dordrecht 1814 und die Beschießung von Algier durch die Engländer 1816. Seit 1818 fing er an selbständig in Oel zu malen, und gleich sein erstes Bild machte das größte Aufsehen, sodaß seine Gemälde bei Fürsten und Privaten hoch bezahlt wurden. Von Dordrecht wendete sich S. später nach dem Haag, wo er 21. Dec. 1838 starb. In seinem Nachlasse fand man, außer 9 Skizzenbüchern, 400 Entwürfe zu ausgeführten Bildern. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Küsten von Frankreich und Flandern besucht. Als Seemaler übertraf er nicht nur alle seine Zeitgenossen, sondern er kann mit Recht den ersten Meistern in diesem Fache gleichgestellt werden. Seine vorzüglichsten Bilder finden sich in dem Museum im Haag, in den Sammlungen des Kaisers von Rußland und in Privatsammlungen im Haag, Amsterdam, Dordrecht und Brüssel. Sie werden auf Auctionen sehr theuer bezahlt. 1840 wurde ihm im Dome seiner Vaterstadt ein Monument gesetzt. Vgl. seines Sohnes G. D. J. Schotel «Leven van den Zeeschilder Joh. Chr. S.» (1840). — Ein zweiter Sohn von ihm, Peter Johannes S., ebenfalls ein ausgezeichneter Seemaler, machte seine Studien unter Leitung des Vaters und begleitete 1843 den Prinzen Heinrich der Niederlande nach dem Mittelmeere. Diese und andere Reisen gaben seinem fruchtbaren Pinsel die Vorwürfe zu naturwahren und anziehenden Marinen, mit denen er Erbe des Ruhms seines Vaters wurde. Eine Zeit lang bekleidete er die Stelle eines Professors an der Navigationsschule zu Medemblyck an der Zuydersee, ließ sich aber später in Düsseldorf nieder und starb auf einer Reise in Dresden 1865.

Schott (Christian Friedr. Albert), bekannt durch sein Wirken in den würtemb. Kammern, geb. 30. April 1782 zu Sindelfingen bei Stuttgart, studirte 1799—1803 zu Tübingen die Rechte, ging, von seinem Vater, einem Oberbeamten, zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, 1804 nach Paris, ließ sich aber bald als Sachwalter in Stuttgart nieder. In der Stände-

versammlung von 1815 versah er bis 1817 unentgeltlich die Stelle eines Registrators. Auf der constituirenden Versammlung von 1819 sowie auf den Landtagen von 1820—31, besonders aber 1833 zeichnete er sich durch Freimüthigkeit und feste Haltung aus. Zu der fast ganz aus Beamten gebildeten Kammer von 1839 lehnte er die Wahl ab. Nach der Märzrevolution, als er dem Vorparlament beigewohnt, wurde er als Mitglied des Funfzigerausschusses gewählt, in welchem er, wie später als würtemb. Abgeordneter zum Reichsparlament, der linken Seite angehörte. Dem Reichsparlament blieb er bis zu dessen Sprengung treu. In die verfassunggebenden Versammlungen Würtembergs ward er trotz seines Widerstrebens von der Stadt Stuttgart als Abgeordneter gewählt. Seit dieser Zeit lebte S. zurückgezogen seinem Berufe, als männlicher, edler und hochgebildeter Charakter von allen Parteien geschätzt. Er starb zu Stuttgart 6. Juni 1861. — Albert Lucian Constans S., geb. 27. Mai 1809 zu Stuttgart, Sohn des vorigen, studirte in Tübingen und Berlin Theologie und german. Philologie, vicarirte dann eine Zeit lang und machte Reisen durch Deutschland und Frankreich. 1832 ward er als Repetent am Seminar zu Maulbronn angestellt und 1834 ging er als Oberlehrer an die Cantonsschule in Zürich, wo er bis zur Revolution im Sept. 1839 verblieb. Infolge derselben nahm er seinen Abschied und lebte von 1840—42 mit literarischen Arbeiten beschäftigt in Stuttgart. In diese Zeit fällt die Schrift «Die deutschen Colonien in Piemont, ihre Mundart und Herkunft» (Stuttg. 1842), zu deren Bearbeitung er Studien an Ort und Stelle gemacht. 1842 zum Professor der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium zu Stuttgart ernannt, widmete er sich nun ausschließlich diesem seinem Lieblingsfache. Später erschienen von ihm «Walachische Märchen» (mit seinem Bruder Arthur, Stuttg. 1845), «Wanderungen durch das mittlere und nördl. Deutschland» (Stuttg. 1846), «Die Erklärung zu den Kaiserbildern» (Frankf. 1850). Besonders verdient machte er sich aber durch Studien über Würtemberg und vorzüglich als einer der Gründer und Hauptmitarbeiter des würtemberg. Alterthumsvereins. Er starb 21. Nov. 1847. — Arthur S., Bruder des vorigen, geb. zu Stuttgart 1814, studirte die Landwirthschaft zu Hohenheim und verweilte dann mehrere Jahre im Hause des ihm befreundeten Grafen Alexander von Würtemberg in Eßlingen. Nach dessen Tode lebte er 10 J. hindurch als Wirthschaftsadministrator im südl. Ungarn. Außer mehrern Liedercompositionen, in denen er sich als begabter Musiker bekundete, und den «Walachischen Märchen», die er mit seinem Bruder herausgab, veröffentlichte er auch einen Band «Gedichte» (Stuttg. 1850), die schöne Natur- und Völkerschilderungen enthalten. 1850 reiste S. nach Amerika, wo er als Mitglied einer Grenzcommission theils zu Georgetown bei Washington, theils in den Wildnissen an der mexic. Grenze lebte. 1865 machte er im Auftrage der mexic. Regierung eine wissenschaftliche Reise durch Yucatan. — Sigmund S., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1818 zu Stuttgart, studirte in Heidelberg und Tübingen die Rechte, beschäftigte sich daneben aber auch aus Neigung mit belletristischen und ästhetischen Arbeiten. 1840 ließ er sich als Advocat in Stuttgart nieder. Außer zahlreichen Aufsätzen schöngeistigen und polit. Inhalts für Zeitschriften, veröffentlichte er ein fleißig gearbeitetes histor. Werk: «Max Emanuel, Prinz von Würtemberg und sein Freund Karl XII. von Schweden» (Stuttg. 1839), ferner ein Bändchen «Gedichte» (Stuttg. 1857) sowie die beiden populär-philos. Studien «Sterben und Unsterblichkeit» (Stuttg. 1861) und «Von menschlichen Sprüchen» (Bresl. 1865). Seit 1850 ist S. Mitglied der würtemb. Abgeordnetenkammer, in der er der entschieden freisinnigen Partei angehört.

Schott (Heinr. August), Theolog und Kanzelredner, geb. 5. Dec. 1780 zu Leipzig, wo sein Vater, August Friedrich S., als ord. Professor der Pandekten 1792 starb, studirte in Leipzig und gab frühzeitig in einigen Abhandlungen Beweise seiner gründlichen philol. Kenntnisse. Er wurde 1805 Professor der Philosophie, 1808 Professor der Theologie zu Leipzig, 1809 Professor derselben zu Wittenberg und 1812 zu Jena, wo er als erster Professor und Geh. Kirchenrath 29. Dec. 1835 starb. Sein «Novum Testamentum Graecum, nova versione illustratum» (Lpz. 1806; 3. Aufl. 1825) sowie der von ihm und J. F. Winzer ins Lateinische übersetzte «Pentateuchus» (Lpz. 1825) und sein «Commentarius in epistolas Novi Testamenti» (Lpz. 1834) waren verdienstliche Arbeiten. Nach den Ansichten des Supernaturalismus, für welchen sich S. auch anderwärts erklärte, sind seine «Epitome theologiae christianae dogmaticae» (Lpz. 1811; 2. Aufl. 1822), die «Isagoge historico-critica in libros novi foederis» (Jena 1830) und die «Briefe über Religion und christl. Offenbarungsglauben» (Jena 1826) gearbeitet. Das Studium der Kanzelberedsamkeit suchte er nicht nur durch seinen «Kurzen Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit» (Lpz. 1807; 2. Aufl. 1813), sondern auch durch ein größeres Werk «Die Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche

Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange» (3 Bde., Lpz. 1815—28; Bd. 1 u. 2, 2. Aufl. 1828—33) zu fördern. Seine «Geistlichen Reden und Homilien, zum Theil mit besonderer Hinsicht auf die Ereignisse der Zeit» (Jena 1815), «Christl. Religionsvorträge über gewöhnliche Perikopen und freigewählte Texte» (2 Bde., Gotha 1814), die «Neue Sammlung geistlicher Reden und Homilien» (Jena 1822), die «Neue Auswahl von Homilien» (Jena 1830) und viele einzelne Gelegenheitspredigten sind mit sorgfältiger Berücksichtigung der in der Theorie der Homiletik aufgestellten Regeln bearbeitet. Nach seinem Tode erschien eine «Sammlung auserlesener Predigten» (Lpz. 1837) und von Danz herausgegeben seine Abhandlung «Ueber die Authenticität des kanonischen Evangeliums nach Matthäus benannt» (Lpz. 1837). Vgl. S.'s Biographie von Danz (Lpz. 1836).

Schott (Wilhelm), deutscher Orientalist, besonders verdient um die Kenntniß der Sprachen und Culturzustände des östl. und nördl. Asien, geb. 3. Sept. 1807 zu Mainz, bezog, nach Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, kaum 15 J. alt, ohne anfangs einen bestimmten Beruf gewählt zu haben, die Universität Gießen und ging dann, unterdessen für das Studium der orient. Sprachen gewonnen, nach Halle, um sich der Theologie zu widmen. Durch seine meist autodidaktischen linguistischen Studien allmählich von der Theologie ganz abgezogen, wandte er sich 1830 nach Berlin, wo die Schätze der königl. Bibliothek seine Aufmerksamkeit auf das ostasiat. Sprachgebiet lenkten und er zugleich auch Gelegenheit fand, sich im Türkischen und Persischen praktisch auszubilden. 1838 erhielt S. eine außerord. Professur an der Universität und ward 1841 Mitglied der berliner Akademie. Die Reihe seiner linguistischen Untersuchungen, deren größten Theil er in Zeitschriften sowie in den «Denkschriften» der berliner Akademie veröffentlichte, beginnt mit dem «Versuch über die tatar. Sprachen» (Berl. 1836). Demselben folgten: «De lingua Tschuwaschorum» (Berl. 1841); «Ueber das altaische Sprachengeschlecht» (Berl. 1847); «Das Zahlwort in der tschudischen Sprachklasse» (Berl. 1852). In den «Altaischen Studien» (Heft 1—3, Berl. 1860—67) legte er seine Forschungen über das Gesammtgebiet der tatar. Sprachen nieder. Die Sprachen Hinterindiens betreffen unter anderm die Abhandlungen «Zur Beurtheilung der annamitischen Sprache und Schrift» (Berl. 1855), «Ueber die sog. Indochinesischen Sprachen, insonderheit das Siamesische» (Berl. 1856) und «Die Cassia-Sprache im nordöstl. Indien» (Berl. 1859). Mit seiner «Chines. Sprachlehre» (Berl. 1857), an die sich eine Abhandlung «Ueber die chines. Verskunst» (Berl. 1857) anschließt, eröffnete er für die grammatische Behandlung des Chinesischen eine neue Bahn. Eine andere Reihe von Untersuchungen betrifft die Geschichte und Cultur der Länder und Völker des hohen Asien, wie «Ueber den tungusischen Schamanencultus am Hofe der Mandschukaiser» (Berl. 1842), «Ueber den Buddhismus in Hochasien und in China» (Berl. 1844), «Aelteste Nachrichten von Mongolen und Tataren» (Berl. 1845), «Das Reich Karachatai oder Si-Liao» (Berl. 1849), «Ueber die echten Kirgisen» (Berl. 1865). In dem «Entwurf einer Beschreibung der chines. Literatur» (Berl. 1854) gab S. die erste Uebersicht über die unermeßlich reiche Literatur der Chinesen. Schätzbare Beiträge zur Mythologie der Ostseefinnen enthalten unter anderm die Abhandlungen «Ueber die finn. Sage von Kullervo» (Berl. 1851), «Ueber die estnischen Sagen vom Kalewi-Poëg» (Berl. 1863), «Ueber finn. und estnische Heldensagen» (1866) u. s. w. S.'s Vorlesungen erstrecken sich auf die Sprachen und Literaturen der Chinesen, Japaner, Tibeter, Mongolen, Mandschu, der Türken, Ungarn und Finnen.

Schottenklöster werden die von schott. und irländ. Mönchen, welche im 6. und 7. Jahrh. als Missionare nach dem Continent herüberkamen, namentlich in Süddeutschland gegründeten Benedictinerklöster genannt. Dieselben behaupteten ihren Namen auch nachdem längst keine wirklichen Schotten mehr in ihnen wohnten, und haben ihn, wie in Wien und Regensburg, bis auf die Gegenwart behalten.

Schottland (engl. Scotland), früher ein selbständiges Königreich, seit 1707 die nördl. Hälfte des Vereinigten Königreichs Großbritannien (s. d.), hängt im Süden und Südosten mit England durch einen 15 M. breiten Isthmus zusammen, auf dem die Landesgrenze vom Solwaybusen und der Mündung des Esk nordostwärts über die Cheviotberge zur Mündung des Tweed hinzieht, und wird im Osten von der Nordsee, im Norden und Westen von dem Atlantischen Meere, im Süden von der Irischen See bespült, im Südwesten durch den Nordkanal von Irland getrennt, der an der engsten Stelle, bei der Halbinsel Cantire, nur 3 M. breit ist. Das Areal des Landes umfaßt mit den dazugehörigen 787 Inseln, nämlich den Hebriden (s. d.) im Westen, den Orkadischen Inseln (s. d.) und den Shetlandsinseln (s. d.) im Norden, 1473,34 Q.-M. (nach andern Angaben 1443,35 oder nur 1407,68 Q.-M.). Die Umrisse S.s sind sehr unregelmäßig.

Auf allen Seiten dringen fjordartige Seearme und Buchten (Firths und Lochs) in das Land, im Osten der Forth-, Tay-, Murray- oder Moray- und der Dornochbusen, im Westen, außer dem Solwaybusen mit der Wigton-Lucebai, der Clyde-, Linnhe- und viele andere Busen, Baien und Sunde, sodaß der Küstensaum 543 M. beträgt und schon auf 2,7 Q.-M. 1 M. Küste kommt. Gleichwol hat nur die Westküste gute und natürliche Häfen, während auf der Ostseite nur der Cromarty-Firth, ein Seitenzweig des Murraybusens, einen solchen bildet. Nach Gesittung, Abstammung und Sprache der Bewohner, wie diese namentlich bis um die Mitte des 18. Jahrh. sich zeigte, zerfällt das Land in zwei große Theile: die Niederlande (Lowlands) und die Hochlande (Highlands), deren Grenze durch das breite Thal des Clyde und Forth bestimmt wird. Die Niederlande, das südliche S., haben ziemlich die Boden- und Productionsbeschaffenheit Englands; nur ist das Klima etwas rauher, aber auch heiterer. Die Hochlande, das nördliche S., sind dagegen ein ödes, wenig bevölkertes Land, von rauhem, jedoch mehr feuchtem, nebeligem und stürmischem als kaltem Klima, auf dessen Gebirgen fast nichts als Heidekraut wächst.

Eine klarere Uebersicht der Landesnatur überhaupt gewährt indeß die durch zwei Einsenkungen und Einschnürungen bewirkte Eintheilung in Süd-, Mittel- und Nordschottland. Südschottland ist ein Berg- und Hügelland, von den Cheviot-Hills und ihren zahlreichen Verzweigungen eingenommen. Die eigentlichen Cheviot-Hills, auf der Grenze gegen die engl. Grafschaft Northumberland, erreichen ihren Culminationspunkt in dem 2505 par. F. hohen Cheviot, haben theilweise konische, felsige und kahle Gipfel, steile, durch tiefe Schluchten und Thäler getrennte Abhänge und bieten zahlreichen Schafheerden treffliche Weiden. Westlich schließen sich die Lowther-Hills an, mit dem Hart-Fell (2476 F.) und dem Broadlaw (2572 F.) im Osten, dem Tinto-Hill (2166 F.) im Norden, dem Queensberry-Hill (2120 F.) im Süden und den eigentlichen Lowther-Hills (2367 F.) im Westen, über dem Bergwerksorte Leadhills (1233 F.), einem der höchsten bewohnten Orte der brit. Inseln. Auch noch weiter im Westen und Südwesten breitet sich eine hohe Gegend bis zur Irischen See aus, mit unregelmäßiger Oberfläche, ohne Kettenbildung, aber mit zahlreichen einzelnen Höhen, z. B. der Black-Larg (1829 F.), Cairns-Muir of Deugh (2427 F.), Merrick-Mount (2595 F.) und in der Ebene am Solway-Firth der isolirte Criffel (1751 F.). Von dem östl. Haupttheile des ganzen Berglandes durch eine thalähnliche Einsenkung getrennt, liegen im Norden des Tweed die Lammermuir-, Moorfoot- und Pentland-Hills (bezüglich 1645, 2154 und 1726 F.). Grüne Ebenen wechseln in Südschottland mit sanft aufsteigenden Hügeln, ergiebigen Culturthälern, Fruchtfeldern, mit Wald und Weide, während schroffe Felsen, unfruchtbare Moore und Heiden die reizende Mannichfaltigkeit des Landes noch erhöhen. Mittelschottland, im Süden von dem Forthbusen und der Einsenkung des Forth- und Clydethals, im Norden vom Murraybusen und dem vom Caledoniakanal durchzogenen Thale von Glenmore begrenzt, ist zu mehr als drei Viertel Gebirgsland, das großentheils über 1000 F. Seehöhe hat und die höchsten Gipfel des brit. Inselreichs enthält. Die Hauptmasse ist die breite Region der Grampian-Mountains, welche in drei Gebirgszüge zerfällt. Die Centralen Grampians ziehen von der 4133 oder doch 4098 F. hohen Masse des Ben-Nevis am Linnhe-Loch, dem höchsten Berge der brit. Inseln, ostwärts bis südlich von Aberdeen. Die bedeutendsten Höhen östlich vom Ben-Nevis sind der Ben-Alder (3425 F.), der Cairn-Celar und Ben-Dearg (3143 und 3331 F.), der Ben-More und Cairn-Gowars (3367 und 3495 F.), der Glash-Meal und sein nördl. Nachbar (3285 und 3566 F.). Von dem 3180 F. hohen Knotenpunkte Scarsoch, unweit des Cairn-Celar, ziehen gegen Nordosten die Nördlichen Grampians, auch Cairn-Gorm-Range genannt, mit dem 4031 F. hohen Ben-Mac-Dui, ihrem Culminationspunkte, und dem 3842 F. hohen Cairn-Gorm. Südlich von demselben Knotenpunkte erstrecken sich von dem berühmten Paß von Cilliecrankie, über welchen die Hauptstraße und Eisenbahn über das Gebirge ins Thal des Spey führt, gegen Südwesten bis zum Clydebusen die hohen Massen der Südlichen Grampians, mit dem Sheehaillin (3315 F.), Ben-Lawers am Loch-Tay (3738 F.), dem 4 M. im Umfange messenden Ben-Cruachan (3444 F.), dem Südlichen Ben-More (3583 F.) und dem Ben-Lomond im Osten des Loch-Lomond (2995 F.). Die Abhänge der Grampianberge sind theilweise sehr steil und zerklüftet, die Gipfel abgerundet, die Thäler tief eingeschnitten. Während Heidekräuter und Torfmoore weite Strecken des Hochlandes bedecken, findet sich in den Thälern ausgezeichnetes Futtergras und, wo sie sich gegen Südosten und Nordosten erweitern, auch gutes Ackerland. Die Berggegend im Süden und Südosten der Grampians erreicht nicht die Küste, sondern endet an der über 17 M. langen, 1/8 bis 3 1/2 M. breiten Ebene Strathmore, die sich von Stonehaven gegen Südwesten bis Stirling am Forth hinzieht und die größte zusammenhängende Strecke Culturlandes in ganz S., den Hauptbestandtheil der

eigentlichen Lowlands bildet, trefflich bebaut und ergiebig an Gerste und Kartoffeln. Im Südosten von dieser Ebene finden sich wieder zwei Hauptketten: die Sidlaw-Hills, die von Perth gegen Nordosten ziehen, im Kings-Seat 1083 F. sich erheben, steil aus der Ebene aufsteigen und in Terrassen ostwärts zum Meere, südwärts zu der $^1/_2$ M. breiten Ebene längs des Tay, dem Carse of Gowrie, einer der schönsten und fruchtbarsten Striche S.s, abfallen, und die Ochill-Hills, die, etwas südlicher, von Perth gegen Südwesten streifen und im Craig-Rossie 2214, im Ben-Clengh 2207 F., in einer östl. Verzweigung, den Lochmond-Hills, noch 1607 F. Höhe erreichen. **Nordschottland**, der unwirthsamste und am geringsten bevölkerte Theil Großbritanniens, besteht aus einer kahlen, häufig von Torfmooren und Sümpfen eingenommenen Hochebene von 500—1400 F. Meereshöhe, auf welcher zahlreiche Gipfel von beträchtlicher Höhe emporsteigen, wie der Mamsuil (3632 F.), der Ben-Wywis (3211), der Ben-Derag (3432), der Nördliche Ben-More (3079 F.). Diese Höhen bilden eine durcheinandergeworfene Masse, grausiger und wilder als in Mittelschottland, eine kahle, steile Bergwildniß. Kaum $^1/_{20}$ des Landes ist eben, hauptsächlich an der Ostküste, wo die welligen Ebenen von Caithneß und von Cromarty einiger Cultur Raum geben.

Der wunderbare Wechsel von mächtigen Bergen, von mäßigen Höhen, oft mit Burgen gekrönt, von tiefen, schmalen Felsschluchten (Glens), von offenen Thälern (Straths oder Carses), besonders an der Ostseite, von malerischen Felsenküsten, von Seen, Flüssen und Wasserfällen verleihen dem gesammten S. die Reize höchster Romantik. Fast alle Flüsse des Landes entspringen im Gebirge, haben einen viel raschern Lauf als die Englands, steigen oft plötzlich an und sind viel weniger zur Schiffahrt geeignet. Die bedeutendsten sind im Osten der Tweed ($20^4/_5$ M. lang mit einem Gebiet von 88 Q.-M.); der Forth (s. d.), der bedeutendste von allen; der Tay ($20^1/_8$ M. lang, mit einem Gebiet von $105^4/_5$ Q.-M. und größerm Wasserreichthum als die Themse), der Dee von Aberdeen, der Don, der Spey, der schönste von allen ($19^1/_2$ M. lang, mit einem Gebiet von 56 Q.-M.), der Neß, Findhorn und Shin; im Westen der Clyde (s. d.) und der Lochy mit dem Speen. Die zahlreichen Landseen (Lochs) sind theils Süßwasserseen, theils tief in das Land eindringende Seearme, durch großen Umfang oder reizende Umgebung, fast alle durch außerordentlichen Fischreichthum ausgezeichnet. Die bedeutendsten der Süßwasserseen sind der Loch-Lomond ($5^1/_4$ M. lang, bis $1^3/_5$ M. breit, $2^1/_{10}$ Q.-M. groß, mit mehr als 30 Inseln), der Loch-Awe ($5^2/_5$ M. lang, $^1/_4$ bis über $^1/_2$ M. breit und $1^2/_5$ Q.-M. groß), der Loch-Neß ($1^2/_5$ Q.-M.), der Loch-Shin, Loch-Maree, Loch-Tay, Arkarg, Shiel, Lochy-Laggon und Morrer. Der einzige bedeutendere See im Tieflande ist der historisch berühmte Loch-Leven in Kinroß. Der Loch-Neß, Oich und Lochy im Thale Glenmore sind durch den Caledonischen Kanal (s. d.) verbunden. Außer diesem letztern sind bemerkenswerthe Kanäle: der Große oder Forth-Clydekanal (8,3 M. lang), der von demselben bei Falkirk abgehende Edinburgh-Glasgow-Unionkanal (7 M.), der Aberdeenkanal, der nach Inverary führt (4 M.), der Kanal, welcher die Halbinsel Cantire zur Insel macht. Diese und alle andern Kanäle haben zusammen $32^1/_2$ M. Länge.

Von der Bodenfläche S.s kommen (nach der Aufnahme von 1857, die freilich das Areal von 1443,35 Q.-M. voraussetzt), auf das Ackerland unter Pflug 19,3 Proc., auf Wiesen 11,2, Schafweiden 56,5, Wald 3,6, Gebäude 1,1, unbenutztes Land 5,1, Wasser 3,1. Von dem Culturlande sind 6,3 Proc. mit Weizen bebaut, 26,1 mit Hafer, 5,9 mit Gerste, 0,8 mit Roggen, 1,3 mit Bohnen und Erbsen, 3,9 mit Kartoffeln, 13,4 mit Rüben, 40,8 mit Klee und gesäetem Gras u. s. w. Die Landwirthschaft hat zwar in dem größten Theile des Landes mit Schwierigkeiten zu kämpfen, steht jedoch in Südschottland gegenwärtig auf einer fast höhern Stufe als in England. Hafer ist die Stapelwaare des Ackerbauers und die Brotfrucht des Landmanns; Gerste wird meistens zum Branntweinbrennen benutzt. Auch die Schafzucht, welche im ganzen der englischen nachsteht, hat sich bedeutend gehoben und sogar in die Hochlande verbreitet. Die Wollproduction beläuft sich jährlich auf etwa 13 Mill. Pfd. Uebrigens wird auch in S., wie in England, bei der Schafzucht weniger auf Erzeugung von guter Wolle als von gutem Fleisch gesehen. Von Rindern unterscheidet man verschiedene Stämme. Die Gallowayrinder, ohne Hörner, meist schwarz oder gefleckt, liefern vorzügliches Fleisch, weniger gute Butter. Die Rinder von Aberdeen, Fife, Ayrshire, Argyle und den Highlands haben Hörner von mittlerer Länge und liefern theilweise vorzügliches Fleisch und reichliche Milch. Clydesdale hat kleine, aber ausdauernde Ackerpferde, das Hochland Ponies, die jedoch hauptsächlich auf den Shetlandsinseln vorkommen. Auch Hochwild und niederes Wild sind vorhanden sowie Wasser- und Seevögel in Menge, Eidergänse vorzüglich auf den Inseln. Die Fischerei ist bei der großen Küstenausdehnung sehr bedeutend. Der Heringsfang bildet, seit die Holländer aus dem Alleinbesitz desselben verdrängt

wurden, eine Hauptbeschäftigung der Küstenbewohner, besonders im Westen. Der Walfischfang an der Küste von Grönland und in der Davisstraße wird von S. aus eifrig betrieben, doch bei weitem nicht mehr in dem Umfange wie früher. Lachs, der sich häufig in den Flüssen und Seen findet, bringt man nach London. Die ausgedehntesten Waldungen liegen in Perth, Aberdeen, Roß und Inverneß. In Mittelschottland haben die Wälder an Ausdehnung abgenommen, sind aber noch immer von großer Wichtigkeit und nehmen durch neue Anpflanzungen wieder zu. Ziemlich reich ist das Land an Mineralien, namentlich die Gebirge Mittelschottlands. Blei mit Silber gemengt findet sich auf dem Scheiderücken zwischen den Grafschaften Dumfries und Lanark; Leadhills in Lanark ist der Hauptsitz des Bergbaues auf Blei. Minder wichtig sind die Bleigruben auf den Hebriden. Ansehnliche Eisenbergwerke besitzen die Grafschaften Lanark, Ayr, Clackmannan und Stirling. 1863 waren von 153 Hohöfen 127 in Betrieb und lieferten 1,180000 Tons Roheisen. Kupfer wird am Loch-Tay gewonnen, andere Erze nur in geringer Menge an verschiedenen Punkten. Reiche Lager von Steinkohlen, obschon den bessern englischen an Güte nicht gleich, finden sich zwischen einer Linie von der Taymündung nach dem Nordende der Insel Arran und einer Linie von Abbs-Head nach Girran in Ayrshire. Das werthvollste Lager erstreckt sich längs des Forth bis zu einer Breite von 2⅕ M. Das Lager im Süden und Osten von Edinburgh nimmt 3,7 Q.-M. ein. Von Bathgate erstreckt sich die Kohle nach Glasgow und Paisley. Salz wird als Mineral nicht gefunden, sondern aus Meerwasser gesotten. In der Industrie steht S. England nicht gleich. Die Hauptsitze der Baumwollfabrikation sind Lanark und Renfrew. Glasgow und Paisley liefern treffliche Seiden- und Baumwollwaaren. Besonders ausgezeichnet sind die Musseline von Paisley, und in der Kattundruckerei, namentlich der Shawls, hat man es in S. weiter gebracht als in England. Einen uralten Stapelartikel bilden die Leinwand und andere Fabrikate aus Flachs. Diese Industrie ist über das ganze Land verbreitet, zum Theil als Nebenbeschäftigung. Fabrikmäßig betrieben wird sie vornehmlich in Dundee, nächstdem in Forfar, Dumfries, Perth, Aberdeen und Inverary. Seit der Mitbewerbung Irlands und dem vermehrten Gebrauch wollener Stoffe beschränkt sich jedoch S. vorzugsweise auf gröbere Gewebe, zu denen Rußland den Hanf, die Niederlande und Deutschland den Flachs liefern. Bedeutend ist der Schiffbau, besonders am Clyde. Der Binnen- und Küstenhandel ist sehr wichtig. Außer den Kanälen dienen die Eisenbahnen (die Ende 1865 auf einer Linie von 477,13 geogr. M. im Betrieb standen) und gute Kunststraßen zur Förderung des Verkehrs. Vor der Vereinigung mit England unbedeutend, hat der Handel seit der Mitte des 18. Jahrh. mit der Manufacturindustrie einen immer höhern Schwung genommen. Der Clyde ist der Sammelplatz der meisten schott. Handelsschiffe, und Glasgow der Hauptsitz dieses Verkehrs. Nächstdem sind wichtige Häfen Greenock und Leith (bei Edinburgh), Dundee und Perth, Aberdeen, Grangemouth, Montrose, Dumfries. Zur Beförderung des Verkehrs bestehen sehr viele öffentliche Banken.

Für die Volkserziehung ist durch Schulen ausreichend und weit besser als in England gesorgt. Schon seit 1696 erhielt jedes Kirchspiel eine Schule, und die Gesellschaft zur Verbreitung des christl. Unterrichts stiftete später auf ihre Kosten allein in dem Hochlande über 320 Schulen. Unter den vier Hochschulen zu Edinburgh, Glasgow, Aberdeen und St.-Andrews, die zusammen 90 Professoren und etwa 3000 Studenten zählen, ist die erstere die bedeutendste, besonders für das Studium der Arzneiwissenschaft. Die schott. Universitäten haben nichts von der mönchischen Disciplin der beiden alten englischen und nähern sich in ihrer Einrichtung mehr den deutschen. Mit der allgemeinen Belebung des Volks, um die Mitte des 18. Jahrh., erhob sich auch die Literatur, welche während der innern Unruhen im 17. Jahrh. in tiefen Verfall gerathen war, und aus S. gingen mehrere der ausgezeichnetsten Geister hervor, welche den Ruhm der engl. Literatur erhöhten. (S. Schottische Dichter.) Politisch ist S. in 32 Grafschaften (30 Counties und 2 Stewartries) eingetheilt, von welchen Orkney und Shetland (Stewartry), Caithneß, Sutherland, Roß und Cromarty (vereinigt) sowie Inverneß zu Nordschottland, Argyle, Bute (Stewartry), Nairn, Elgin oder Moray, Banff, Aberdeen, Kincardine oder Mearns, Angus oder Forfar, Perth, Fife, Kinroß, Clackmannan, Stirling, Dumbarton zu Mittelschottland, Linlithgow oder Westlothian, Edinburgh oder Midlothian, Haddington oder Ostlothian, Berwick, Renfrew, Ayr, Wigton, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh, Dumfries und Kirkcudbright zu Südschottland gerechnet werden. Die Gebietsgröße dieser Grafschaften ist sehr ungleich. Die Volksmenge hat sich seit der Mitte des 18. Jahrh. trotz der Auswanderungen mehr als verdoppelt. Um das J. 1700 belief sie sich auf etwa 1,050000 Seelen, 1750 auf 1,265380. Von 1801—41 stieg sie von 1,559068 auf 2,620184, im J. 1851 auf 2,888742, 1861 auf

3,062234 Seelen, und im Mai 1866 wurde sie auf 3,153413 berechnet. Der Schottländer ist nachdenkend und besonnen, aber fröhlicher gestimmt als der Engländer; dabei kühn, ehrgeizig und ausdauernd in allen seinen Unternehmungen. Von Liebe zum Erwerb getrieben, wandert er gern aus nach England oder den überseeischen Besitzungen, wird aber in der Fremde nicht leicht heimisch und kehrt später gewöhnlich zurück, um im Vaterlande seine Tage zu beschließen. Die Schotten, besonders die Hochschottländer oder Bergschotten, sind tapfer, gastfrei, wohlwollend, dabei stolz auf ihren Stamm (Clan) und ebenso haushälterisch wie die Engländer, aber unmäßiger im Genuß geistiger Getränke. Die Stammverschiedenheit der Hochländer und der Niederländer tritt noch in Sitten und Charakter hervor, und der gegenseitige Haß, der zwischen beiden seit alter Zeit bestand, wird durch die harten Bedrückungen, welche jene als Pächter von diesen oft erleiden müssen, forterhalten. Die hochländ. Sprache oder das Ersische ist ein Zweig des Gaelischen und dem Irischen verwandt. Das Niederschottische ist keineswegs blos ein Dialekt des Englischen, sondern eine eigene Sprache, die sich neben der englischen gebildet hat. Die polit. Verfassung S.s hat seit der Union, besonders in neuern Zeiten, mehrere Verbesserungen erhalten. Die Repräsentation im Parlamente, früher sehr mangelhaft, wurde durch die Reformbill vom 7. Juni 1832 verbessert. Zufolge derselben besitzt jetzt das Stimmrecht bei der Wahl der Abgeordneten der Grafschaften jeder wirkliche Besitzer eines Guts, das jährlich 10 Pfd. St. Ertrag liefert, und in den Städten jeder Bürger, der von einem Grundstück als Eigenthümer oder Pachter einen jährlichen Reinertrag von wenigstens 10 Pfd. St. zieht. In das Oberhaus sendet S. 16 Peers, die für jede Parlamentssitzung aus dem gesammten hohen Adel S.s gewählt werden, jedoch wegen seiner presbyterianischen Verfassung keinen Geistlichen, und in das Unterhaus aus den 32 Grafschaften 30 und aus den Städten und Flecken 23, zusammen 53 Abgeordnete. Die Localverwaltung ist in S. der englischen sehr ähnlich. Die Lord-Lieutenants der Counties und die Sheriffs werden von der Krone ernannt; letztere sind jedoch bezahlte Beamte. Die Friedensrichter haben mit ihren engl. Amtsbrüdern ziemlich gleiche Befugnisse. Von den 225 Städten (cities und towns) haben 83 als Burghs eine Municipalverfassung. Der Stadtrath besteht aus Räthen (Councillors, Baillies) und einem Bürgermeister (Provost). Für die Justizpflege ist in S. der Court of Sessions das oberste Gericht in Civilsachen und verbindet die Functionen des engl. Kanzleigerichts mit denen der Common-Law-Courts. Von seinen 13 Richtern bilden 5 den Court of Justiciary, den höchsten Criminalgerichtshof des Landes. Wie in England halten die Richter in den Hauptstädten des Landes Assisen ab. Verbrecher werden durch den Lord-Advocaten oder seine Stellvertreter in Anklagestand versetzt und auf öffentliche Kosten verfolgt. Sollte dieser sich weigern einzuschreiten, so kann jeder Privatmann auf eigene Verantwortung dies thun. Die niedern Gerichte in den Grafschaften werden von den Sheriffs und Friedensrichtern, in den Städten von den Baillies abgehalten; ihre Wirksamkeit ist jedoch eine beschränkte. Von den schott. Gerichten appellirt man an das Haus der Lords. Die allgemeine Landeskirche oder Church of Scotland (s. Schottische Kirche) ist die der Presbyterianer (s. d.). Sie bezieht den Zehnten, aber gegenwärtig gehört ihr die Majorität des Volks nicht mehr an. 1860 wirkten in den 1023 Kirchspielen etwa 1050 Geistliche. 6—34 Kirchspiele bilden ein Presbyterium, 2 oder mehrere Presbyterien 1 Synode. Die oberste kirchliche Behörde ist die General-Assembly, die jährlich zusammentritt und aus Geistlichen und Laien besteht, die von den Presbyterien und Universitäten gewählt werden. Ein Lord-High-Commissioner wohnt ihr als Repräsentant der Krone bei. Schon früher hatten sich zahlreiche Gemeinden von der Landeskirche getrennt. So 1706 die reform. Presbyterianer-Synode, gewöhnlich Cameronians genannt, welche jetzt 42 Gemeinden bildet; 1732 die Seceders, 1752 die Relief, die sich 1847 zur United-Presbyterian-Church vereinigten, mit 505 Gemeinden und 155000 Mitgliedern. Alle diese Sekten sind Calvinisten und Presbyterianer und unterscheiden sich nur in Sachen der Disciplin. Vereinigt würden sie die große Masse des Volks bilden. Hierzu kommen noch: die Schottisch-Bischöfliche Kirche mit 7 Bischöfen und 130 Kirchen, die getrennt von der Anglikanischen Kirche besteht; die Römisch-Katholischen mit 3 Bischöfen, 138 Geistlichen und 130 Kirchen (1845 hatten sie erst 66 Kirchen und 89 Geistliche); Englische Independenten mit 100 Kirchen; Wesleyaner Methodisten mit 27 Kirchen und 3500 Mitgliedern; Taufgesinnte mit 100 Kirchen; Anglikaner mit 8 Kirchen, u. s. w. Von der Gesammtbevölkerung des Landes gehören (nach Schätzung auf Grund der Heirathen) etwa 1,439000 Individuen (47 Proc. der Bevölkerung) der Church of Scotland an, 674000 (22 Proc.) der Free-Church, 490000 (16 Proc.) den andern Presbyterianern, 61000 (2 Proc.) der Schottisch-Bischöflichen Kirche, 122000 (4 Proc.) den prot. Dissidenten und 275000 (9 Proc.) den Römisch-Katholischen.

Vgl. Sinclair, «Statistical view of Scotland» (21 Bde., Edinb. 1794—96; im Auszuge 2 Bde., Edinb. 1823; deutsch von Schmidt, Stuttg. 1823); Playfair, «Geographical and statistical description of Scotland» (Edinb. 1819); Johanna Schopenhauer, «Reise durch S.» (Lpz. 1825); Kohl, «Reisen in S.» (Lpz. 1844); Carus, «England und S. im J. 1844» (Berl. 1845); von Kalckstein, «Erinnerungen an England und S.» (Berl. 1854); Fontane, «Jenseit des Tweed» (Berl. 1860); Andree, «Vom Tweed zur Pentlandföhrde» (Jena 1866), und die Reisehandbücher von Black und Nelson.

Die ältesten Bewohner von S. gehörten nach Sprache, Religion und Sitte zum großen Völkerstamme der Celten (s. d.). Die Römer, die sich 50 J. v. Chr. im südl. Theile der großen brit. Insel festsetzten, nannten jedoch die Völkerschaften, welche über den Tweedfluß hinaus wohnten, Caledonier. Erst im J. 80 drang der röm. Statthalter Agricola aus dem röm. Britannien in das Land der Caledonier vor. Das Land wurde nur bis an die Grampianberge unterworfen, hinter welchen die Caledonier dem Feinde trotzten. Um die Einfälle der Barbaren ins röm. Gebiet abzuhalten, errichteten die Römer befestigte Wälle, einen zwischen den Flüssen Forth und Clyde, später einen andern zwischen Solway und Tyne, der die Grenze des röm. Reichs blieb. Im Anfange des 4. Jahrh. werden von den röm. Schriftstellern die Bewohner jenseit der Wälle Picten genannt. Etwas später traten auch die Scoten auf, ein wilder Celtenstamm, der wahrscheinlich aus Irland herüber kam. Als die Römer 420 die brit. Insel aufgaben, fielen die Picten und Scoten verwüstend in das civilisirte Britannien ein. Die Briten riefen die Sachsen und Angeln zu Hülfe, welche zwar 449 die Barbaren hinter die Wälle trieben, sich selbst aber in Südbritannien festsetzten. Seitdem verschwinden die Picten und Scoten auf längere Zeit aus der Geschichte. Um das J. 600 nahmen die Scoten unter einem Fürsten Fergus feste Wohnsitze an der westl. Küste und auf den Inseln, während die Picten den Osten und Norden bewohnten. Gegen die Mitte des 6. Jahrh. verbreitete der Glaubensprediger Columba unter den Picten und Scoten das Christenthum. Derselbe gründete auch auf der Insel Iona ein Kloster, das der Stammsitz geistiger Bildung wurde und aus dem die unter dem Namen der Culdeer (cultores Dei) bekannten geistlichen Genossenschaften hervorgingen, welche bis ins Mittelalter hinauf die schott. Kirche unabhängig erhielten und durch ganz Europa Bildung und Christenthum verbreiteten. Nachdem der Stamm der Pictenfürsten erloschen, gelang es 843 dem Scotenkönig Kenneth, beide Ländertheile zu einem Reiche, Schottland (Scotland), zu vereinigen, dessen Grenze gegen England der Römerwall blieb. Allmählich wuchsen die beiden Völkerschaften zu einem Volke zusammen. Schon mit dem 10. Jahrh. entbrannten aus Vergrößerungslust die blutigen Kriege der Schotten mit den Engländern. König Edmund von England belehnte 945 den schott. König Malcolm mit der Provinz Cumberland unter der Bedingung, daß ihm derselbe gegen die eindringenden Dänen beistände. Aus dieser Verleihung leiteten alsbald die engl. Könige eine Oberherrlichkeit über S. her. Außerdem erregte die Verbindung den Zorn der Dänen, die nun S. ebenso wie England verwüsteten. Um das J. 1040 wurde der schott. König Duncan von seinem Vetter Macbeth (s. d.) aus Privatrache ermordet. Während sich Macbeth mit Hülfe der Stämme des Gebirgslandes auf den Thron schwang, floh der älteste Sohn Duncan's, Malcolm Canmore, nach Cumberland. Macbeth behauptete zwar die Krone zehn Jahre, machte sich aber durch Grausamkeit verhaßt. Von Siward, Grafen von Northumberland, und dem Könige von England unterstützt, fiel Malcolm 1054 in S. ein und trieb Macbeth ins Hochland, wo derselbe im Kampfe fiel. Die Thronerhebung Malcolm's III. Canmore war für S. von größtem Einfluß. Derselbe hatte am Hofe Eduard's des Bekenners gelebt und brachte engl. Bildung in die Heimat zurück. Als die Normannen 1066 England eroberten, begünstigte er den rechtmäßigen engl. Thronerben, Edgar Atheling, und nahm Tausende von flüchtigen Angelsachsen auf. Zwar gelang es ihm nicht, Wilhelm den Eroberer aus England zu vertreiben, aber er brachte von einem Kriegszuge nach Nordengland zahllose Gefangene mit, durch welche er sein Reich bevölkerte und civilisirte. Seitdem wurden engl. Sprache und Sitte in Niederschottland einheimisch, während im Hochlande altcelt. Eigenthümlichkeit und Wildheit fortdauerten. Nachdem Malcolm III. 1093 im Kriege gegen England gefallen, usurpirten seine Söhne und Verwandten untereinander den Thron, bis endlich 1124 der jüngste Sohn, David I., folgte. Derselbe erwarb durch Heirath Northumberland und Huntingdon, später von dem engl. Thronusurpator Stephan Westmoreland und andere nordengl. Besitzungen, die jedoch schon sein Enkel, Malcolm IV., der 1153 den Thron bestieg, nicht behaupten konnte. Nach Malcolm's Tode erhielt 1165 dessen Bruder, Wilhelm der Löwe, den schott. Thron. Weil ihm Heinrich II. von England, der es überhaupt auf ganz S. abgesehen, die Verleihung

der nordengl. Provinzen verweigerte, fiel er 1173 in England ein, wurde aber gefangen und auf das Schloß Falaise in der Normandie gebracht. Zwar erhielt er die Krone zurück, doch mußte er dieselbe als engl. Lehn annehmen. Schon Richard Löwenherz, Heinrich's II. von England Sohn, gab in einem Vertrage von 1189 die Oberherrlichkeit über S. gegen 10000 Mark Silber wieder auf. Als König Johann von England mit Papst und Adel zerfiel, schloß sich Wilhelm's Nachfolger auf dem schott. Throne, Alexander II., der engl. Volkspartei an und eroberte 1216 im Vereine mit dem franz. Kronprinzen Ludwig ganz Südengland. Bereits 1217 brachte indeß der engl. Reichsverweser Pembroke einen Frieden mit S. zu Stande, der durch die Vermählung Alexander's mit der Schwester des jungen Heinrich III. von England befestigt wurde. Nach Alexander's II. Tode fiel 1249 die schott. Krone dessen minderjährigem Sohne, Alexander III., zu, dem man Heinrich's III. von England Tochter zur Gemahlin gab. Diese Verbindungen begünstigten gewaltig die Einführung engl. Sitte und hatten heftige Spaltungen unter den Großen zur Folge. 1263 erschien König Hako von Norwegen mit bedeutender Macht an der Mündung des Clyde, um die Inseln Arran und Bute mit den zu Norwegen gehörenden Hebriden zu vereinigen. Alexander schlug den Feind auf der Westküste und erwarb für S. gegen jährlichen Zins sämmtliche Hebriden. Alexander III. starb 1286 und hinterließ als Thronerbin ein Kind seiner mit Hako's Sohne vermählten Tochter, die achtjährige Prinzessin Margarethe von Norwegen. Eduard I. von England, der jetzt die Gelegenheit zur künftigen Vereinigung S.s mit England gekommen sah, bewog 1290 die schott. Stände zu einer Verlobung der Prinzessin mit seinem ältesten Sohne. Die Prinzessin starb jedoch auf der Ueberfahrt von Norwegen auf den Orkaden, und nun drohten zwölf Kronprätendenten das schott. Reich in Verwirrung zu stürzen. Die nächsten Thronansprüche hatten die Abkömmlinge der Tochter des Grafen Huntingdon, des Bruders Wilhelm's des Löwen, nämlich: der Enkel der ältesten Tochter, John Baliol; der Sohn der zweiten Tochter, Robert Bruce, und der Sohn der jüngsten, John Hastings. Das schott. Parlament übertrug Eduard I. von England das Schiedsrichteramt, der 1291 mit großer Anmaßung dem zwar meistberechtigten, aber zugleich unterwürfigen Baliol die schott. Krone zusprach und sich auch von demselben als Oberlehnsherrn von S., ohne rechtlichen Grund, huldigen ließ. Außerdem wurde Baliol wie der geringste engl. Kronvasall behandelt und verlor dadurch die Achtung des stolzen schott. Adels. Durch die Schmach empört, verband er sich 1295 mit Frankreich und eröffnete gegen Eduard den Krieg, erlitt aber 1296 bei Dunbar eine entscheidende Niederlage. Eduard I. ließ ihn das Bekenntniß der Verletzung seiner Lehnspflicht vor dem versammelten Volke auf dem Kirchhofe zu Montrose mündlich und schriftlich bestätigen und schickte ihn dann als Gefangenen nach London. S. erhielt nun einen engl. Statthalter und engl. Beamte; alle Urkunden, welche die Selbständigkeit des Reichs bezeugten, wurden vernichtet. In dieser Lage erhob Will. Wallace (s. d.) die Fahne des Freiheitskampfes, fand jedoch bei den meinigen Großen wenig Anklang und mußte 1305 nach abwechselndem Glücke dem Usurpator erliegen. Schon glaubte Eduard S. für immer unterworfen, als 1306 Rob. Bruce (s. d.), der Sohn des frühern Prätendenten, an der Spitze des patriotischen Adels sein Thronrecht mit den Waffen geltend machte, die Engländer aus dem Lande trieb und sich die schott. Krone aufsetzen ließ. Eduard I. setzte den Kampf fort, konnte denselben aber, von Alter und Unglück gebeugt, nicht mit Kraft führen. Als sein Nachfolger, Eduard II., 1314 in S. einfiel, wurde er am Flüßchen Bannockburn gänzlich vernichtet. Dieser große Sieg befestigte die Dynastie und hob die Zuversicht der Schotten gewaltig. Ein Parlament ordnete hierauf die Erbfolge und bestimmte, daß nach dem Aussterben von Bruce's Mannsstamme die Nachkommenschaft von dessen Tochter Marjoria den schott. Thron erben sollte. Bruce vermählte seine Tochter mit Walter, dem Reichshofmeister, in dessen reicher und mächtiger Familie diese Reichswürde erblich geworden war und die davon den Namen Stewart oder Stuart (s. d.) empfangen hatte. Nachdem der engl. Reichsverweser Mortimer nochmals einen schwachen Versuch zur Unterwerfung S.s gemacht, kam im Nov. 1327 der Friede zu Newcastle zu Stande, in welchem England allen Ansprüchen auf S. entsagte.

Robert Bruce vermochte nun sein im Innern der Auflösung nahes Reich, soweit es die sehr geringe Gewalt der Krone zuließ, zu ordnen. Er zügelte zuvörderst die Häuptlinge des Hochlandes, die vermöge der alten Stamm- oder Clanverfassung fast unabhängig hausten. In Niederschottland hatte zwar das Lehnwesen weniger durch Gesetze als durch den Lauf und Charakter der Zeit Wurzel gefaßt und den Adel an die Krone gekettet; allein die Barone waren durch die Ausdehnung ihrer Territorien und die Stärke ihres Kriegsgefolgs so mächtig, daß sie dem Gesetze wie dem Könige trotzten. Wie in England, so standen auch in S. die Grenzmarken

mit ihrer kriegerischen Bevölkerung unter sog. Hütern der Grenze, die eine beinahe unabhängige Gewalt übten und nicht selten den Krieg auf ihre Faust eröffneten. War im Hochlande das Volk roh und unbändig, so seufzte die Bevölkerung des Niederlandes, selbst in den Städten, unter dem Drucke der Großen. Um seine Macht im Parlament zu stärken, berief der König 1326 auch 15 Abgeordnete der größern Städte, welche aber dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber noch nichts vermochten. Mit Bruce's Tode, dem 1329 sein fünfjähriger Sohn, David II., folgte, ging das Reich neuen Gefahren entgegen. Bruce hatte die während der Usurpation Eduard's I. zahlreich eingedrungenen Engländer aus ihren Gütern vertrieben, und diese boten bei der Schwäche des Reichsverwesers Grafen von Mar dem Eduard Baliol, einem Sohne des vormaligen Königs Baliol, die schott. Krone an. Von dem engl. Hofe reichlich unterstützt, landete der junge Baliol im Aug. 1332 in der Grafschaft Fife, schlug den Reichsverweser und ließ sich hierauf von seiner Partei zu Scone krönen. Baliol suchte sich zu befestigen, indem er die engl. Oberherrlichkeit anerkannte und Eduard III. die Huldigung leistete. Gegen diesen schmählichen Handel ergriff ein Theil der Großen die Waffen, mußte aber unterliegen. Man schaffte hierauf den jungen König nach Frankreich, wo ihn Philipp VI. gut aufnahm und fortan seine Sache unterstützte. Die gänzliche Abhängigkeit Baliol's, der seinem Lehnsherrn sogar einen Strich von Südschottland abtrat, hatte die Erhebung des erbitterten Adels zur Folge. Andr. Murray, David's Oheim, stellte sich an die Spitze der Patrioten und führte einen langen Krieg, bis Eduard III., außerdem mit Frankreich beschäftigt, ermüdete. Endlich kehrte David II. 1342 nach S. zurück und Baliol sah sich jetzt gänzlich verdrängt. Während Eduard III. von England 1346 Calais belagerte, ließ sich David zu einem Rachezuge nach England verleiten, auf welchem er zu Durham gefangen wurde. Dessenungeachtet vermochte Baliol den Thron nicht mehr zu behaupten und legte 1356 sein Anrecht in die Hände seines Lehnsherrn nieder. Eduard III. gab, des Friedens bedürftig, 1357 dem Könige David II. Freiheit und Krone unter der Bedingung zurück, daß er die engl. Dynastie zum Erben des schott. Throns einsetzte. Als aber der schwache David II. 1370 starb, verwarfen die schott. Stände den Anschlag auf die Unabhängigkeit des Reichs und setzten, gemäß des unter Rob. Bruce verfaßten Erbfolgestatuts, das Haus Stuart in der Person Robert's II., des Sohnes Marjoria's, auf den Thron.

Mit Erhebung der Stuarts begann in S. der lange Kampf der Krone gegen den übermächtigen Adel, der bei den häufigen Minderjährigkeiten der Könige immer wieder Gelegenheit fand, das Reich der Auflösung nahe zu bringen. Robert II. führte, von Frankreich gedrängt, fast ununterbrochen Krieg mit England. Ihm folgte 1390 sein Sohn Robert III., der, lahm, träge und der Einsamkeit ergeben, die Regierung dem jüngern Bruder, dem nachherigen Herzog von Albany, überließ. Der kurze Friede entfesselte bald die Zwietracht der Großen, besonders der Häuptlinge und Stämme des Hochlandes, die sich nicht selten zur Freude des Hofs gänzlich ausrotteten. Als 1399 das Haus Lancaster in der Person Heinrich's IV. den engl. Thron usurpirte, begannen die schott. Grenzer Feindseligkeiten, die gegenseitig vernichtende Kriegszüge zur Folge hatten. Außerdem sah sich Robert von dem Ehrgeize seines Bruders Albany bedroht. Letzterer hatte den Kronprinzen, den Herzog von Rothsay, unter dem Vorwande, ihn zu bessern, eingesperrt und denselben wahrscheinlich umbringen lassen. Der König schickte deshalb seinen jüngern Sohn, Jakob, zur Sicherstellung und Erziehung nach Frankreich; aber der Prinz fiel den Engländern in die Hände und wurde von Heinrich IV. zurückgehalten. Robert III. starb bald darauf aus Gram. Das Parlament erklärte zwar den gefangenen Jakob I. (s. d.) zum Könige, doch unternahm der Reichsverweser Albany nichts für dessen Befreiung. Auch Heinrich V. hielt, um bei den Unternehmungen gegen Frankreich gesichert zu sein, den schott. Thronerben zurück und begünstigte die Anschläge Albany's. Dessenungeachtet gingen die Schotten häufig nach Frankreich, um dort gegen die Engländer zu kämpfen. Der zweite Sohn Albany's, Graf von Buchan, führte sogar 1419 ein ansehnliches Hülfsheer über das Meer, das 1421 die Macht der Engländer in Frankreich zum ersten mal erschütterte. Nach Albany's Tode übernahm dessen schwacher Sohn, Murdoch, die Verwaltung, war aber nach einer vierjährigen Regierung des Amts müde und wirkte deshalb 1424 die Rückkehr des Königs aus. Jakob I. besaß Bildung und Charakter und suchte sogleich sein Reich aus dem Verfall zu heben. Er stärkte die Königsgewalt durch rücksichtslose Einziehung der an die Großen verschleuderten Krongüter, bändigte die Hochländer, rottete die unglaublich zahlreichen Räuberhorden aus und ordnete nach engl. Muster die Verwaltung, ohne an der Feudalverfassung zu rühren. Jakob unterstützte auch die Entfaltung des Gewerbes durch Gesetze, Begünstigung der Städte. Um den Schotten Gelegenheit zu gelehrter Ausbildung in der Heimat zu geben, pflegte er besonders die erst 1410

gestiftete Hochschule Aberdeen. Seine großen Entwürfe blieben jedoch unvollendet, indem er 1436 durch Verschworene, die er durch Gütereinziehungen beleidigt hatte, umkam. Für den zweijährigen Sohn, Jakob II., bemächtigten sich die Räthe Crichton und Livingston des Staatsruders. Dieselben bekämpften sich erst mit den Großen untereinander und verbanden sich dann zum Sturze des mächtigen Hauses Douglas (s. d.), das offenbar die Stuarts vom Throne zu drängen suchte. Wiewol der junge König 1452 den übermüthigen Douglas eigenhändig niederstieß, erstand doch dieses Haus in dem Seitenzweige Angus nur um so kräftiger. Jakob II. starb 1460 vor Roxburgh durch das Zerspringen einer Kanone. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Jakob's III., war das Reich abermals der Schauplatz wüster Zerwürfnisse. Der König heirathete 1470 die dän. Prinzessin Margarethe und erhielt als Mitgift die Orkaden und die Shetlandinseln. Gegen den Adel argwöhnisch, hingegen mit Vorliebe den Künsten ergeben, lebte Jakob zu Stirling nur mit Gelehrten und Künstlern, welche Zurücksetzung des Adels zu einer Verschwörung mit den königl. Brüdern, dem Grafen von Mar und dem Herzoge von Albany, führte. Ersterer kam 1477 im Gefängnisse um; Albany floh nach Frankreich, später nach England. Hier bewog er Eduard IV. zum Kriege gegen S., begleitete das Heer und zog nach dem Feldzuge die misvergnügten Großen an sich. 1488 schlugen die Empörer Jakob III. bei Stirling und ermordeten ihn auf der Flucht. Der junge König, Jakob IV., war selbst bei dem Sturze des Vaters thätig gewesen, weshalb sich anfangs die Hochländer seiner Thronbesteigung widersetzten. Er liebte Glanz und ritterlichen Prunk und zog den Adel an den Hof, sodaß die alte Feindschaft zu erlöschen schien. Als Jakob den engl. Prätendenten Perkin Warbeck aufnahm, verwickelte er sich muthwillig in einen Krieg mit Heinrich VII. von England, dem aber schon 1502 ein neuer Friede und die Vermählung Jakob's mit Heinrich's Tochter folgten. Mit der Thronbesteigung Heinrich's VIII. von England, der die alten Ansprüche auf S. zu erheben gedachte, schloß sich Jakob dem Könige Ludwig XII. von Frankreich an, schickte demselben ein Hülfsheer und fiel 1513 selbst in England ein, wo er 9. Sept. am Berge Flodden mit der Blüte seines Adels erschlagen wurde. Für den zweijährigen Jakob V. übernahm nun die Königin-Witwe, Margarethe, die Regierung; nächstdem besaßen der Cardinal Beaton und der Graf Arran, ein Urenkel Jakob's II., großen Einfluß. Ein Jahr später heirathete die Königin-Mutter, Margarethe, den Grafen Angus und verschaffte demselben die Regierungsgewalt. Um dem bedrohenden Einflusse der engl. Partei zu begegnen, erhoben die Stände 1515 den Herzog von Albany, einen Neffen Jakob's III., zum Regenten, der sich an Frankreich anschloß, 1524 aber gestürzt wurde. Angus bemächtigte sich nun abermals der Gewalt und des jungen Königs. Letzterer machte sich 1528 frei und ergriff, von seinen Freunden geleitet und von Rache gegen die Großen erfüllt, das Staatsruder. Der Fall des Hauses Angus war die nächste Folge. Jakob schloß sich dem hundertjährigen Todfeinde des Adels, dem Klerus, an, womit Beaton wieder zur Macht gelangte. Als Heinrich VIII. von England seinen Neffen zur Einführung der Kirchenreformation aufforderte, lehnte Jakob dies ab. Dagegen verband er sich enger mit dem kath. Frankreich, indem er die Prinzessin Marie von Guise heirathete. Heinrich VIII. eröffnete endlich 1540 gegen seinen Neffen den Krieg. Jakob rüstete sich zwar 1542, von der Geistlichkeit reichlich unterstützt, zu einem Einfall in England; aber der Adel weigerte sich, außer Landes zu kämpfen, und der Feldzug nahm einen schimpflichen Ausgang. In tiefe Schwermuth versenkt, starb Jakob V. 1542. Er hinterließ das nach außen von England, im Innern von kirchlichen Wirren bedrohte Reich seiner kaum geborenen Tochter, Maria Stuart (s. d.), für welche Beaton vermöge eines wahrscheinlich untergeschobenen Testaments die Zügel der Regierung ergriff.

Der schott. Klerus war stets vom röm. Stuhle ziemlich unabhängig gewesen. Eine Nationalsynode leitete die kirchlichen Angelegenheiten, bis 1468 unter heftigem Widerstande das Erzbisthum St.-Andrews gegründet wurde. Diese Stellung machte die Kirche von jeher von den Königen abhängig, die ausschließend die kirchlichen Würden vergaben. Die Könige hingegen betrachteten die Kirche, dem übermächtigen Adel gegenüber, als Verbündeten und ergriffen darum jede Gelegenheit, das Ansehen und den Reichthum derselben zu stärken. Zu Anfange des 16. Jahrh. besaß die schott. Geistlichkeit fast die Hälfte des ganzen Grundeigenthums, was die Furcht und die Eifersucht des Adels und den Unwillen des gedrückten Bürgerthums erregte. Außerdem befand sich in S. das alte Kirchenthum in noch tieferm Verfall als in andern Ländern. Die Priester waren ohne Bildung, lebten in Ueppigkeit und erhielten das gemeine Volk im rohsten Aberglauben. Mit der Reformation in Deutschland und England wendeten sich auch in S., wo die Wiclifsiten bereits vorgearbeitet, die Höherstehenden und Gebildeten aus Interesse mit innerm Bedürfniß den neuen Religionsideen zu. Wiewol Beaton die neue Lehre mit Feuer und

Schwert verfolgte, schlug doch die Reformation unter dem Schutze des Adels bis zum Tode Jakob's V. feste Wurzel. Die Regierungsgewalt war in S. noch zu schwach, die Macht des Adels zu groß, als daß die Hofpolitik hätte durchdringen können. Mit Hülfe der Großen eignete sich alsbald Jak. Hamilton, Graf von Arran, ein schwacher Mann, der aber dem Throne nahe stand, das Amt des Reichsverwesers zu und verlobte, um den franz. Einfluß zu lähmen, die junge Königin Maria Stuart mit dem Sohne Heinrich's VIII. von England. Die Anschläge Heinrich's auf die Unabhängigkeit S.s führten jedoch schon 1543 einen Bruch herbei, und Arran trat zum Katholicismus zurück und verband sich mit der franz. Partei und der Königin-Mutter, Marie von Guise. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse brach sich die Reformation unaufhaltsam Bahn. Nach Heinrich's VIII. Tode versuchte der engl. Reichsverweser Somerset nochmals, die Hand der jungen schott. Königin für den jungen Eduard VI. von England zu erwerben. Weil er aber zugleich die alten polit. Ansprüche hervorzog, kam es sogar zum Kriege, in welchem die Schotten 1547 bei Pinkey geschlagen wurden. Diese Niederlage brachte S. gänzlich auf die Seite Frankreichs. Der franz. Hof schickte 1548 ein Hülfscorps von 6000 Mann und die schott. Thronerbin wurde nach Frankreich gebracht und dort mit dem ältesten Sohne Heinrich's II., dem nachherigen Franz II., verlobt. Während sich die Gebrüder Guise, die eifrigsten Träger des Katholicismus, zu Vormündern der jungen Maria Stuart aufwarfen, gewann die Königin-Mutter durch Schmeichelei die schott. Protestanten, sodaß sie 1554 an Arran's Stelle die Regentschaft übernehmen durfte. Noch mehr befestigte sich die Macht der Regentin und der Einfluß Frankreichs, als Maria Stuart 1558 mit dem franz. Kronprinzen vermählt wurde. Auf Anstiften ihrer Oheime, der Guisen, unterzeichnete hierbei Maria Stuart eine Urkunde, nach welcher im Falle ihres kinderlosen Todes das schott. Reich an Frankreich fallen sollte. In Rücksicht ihrer Erbansprüche auf den engl. Thron nahm sie mit ihrem Gemahl zugleich den engl. Königstitel an und zog sich dadurch die verhängnißvolle Feindschaft der Königin Elisabeth von England zu. Nach der Vermählung ihrer Tochter hielt sich auch die Regentin S.s für stark genug, um ihre und ihrer Brüder Gesinnungen gegen den schott. Protestantismus zu offenbaren. Mit Hülfe des Grafen Arran und dessen Bruders, des Erzbischofs von St.-Andrews, stellte sie die strengen Ketzergesetze her und errichtete ein Glaubensgericht, das die abgefallenen Geistlichen bestrafen mußte. Ein Aufruhr, den 1559 die Verurtheilung eines Predigers zu Perth veranlaßte, rief endlich den prot. Adel unter die Waffen. Unter Anführung des Jak. Stuart, eines unehelichen Sohnes Jakob's V., nahmen die Protestanten Perth und Edinburgh, schlossen aber schon im Juli 1559 mit dem Hofe einen Vertrag, in welchem die Regentin Glaubensfreiheit und Entfernung der franz. Kriegsvölker versprach. Indessen erfolgte in Frankreich die Thronbesteigung Franz' II., und dieses Ereigniß gab den Guisen und ihrer Schwester, der Regentin, Muth, den Schotten gegenüber ihre Politik rücksichtslos zu verfolgen. Noch im Herbste 1559 erschien bedeutende franz. Verstärkung; die Protestanten wurden bedrückt; die schott. Verfassung erlitt mehrfache Antastung. Die prot. Stände zogen deshalb wiederum zu Felde, würden aber diesmal erlegen sein, hätte nicht die Königin Elisabeth von England im Jan. 1560 an die Westküste eine Flotte und im April ein Landheer zu ihrer Unterstützung geschickt. Die Franzosen mußten sich vor der Uebermacht nach Leith zurückziehen. In diesen Wirren starb die Regentin Marie von Guise, und die Parteien beeilten sich, einen Frieden zu schließen, der 30. Juli 1560 zu Stande kam. Franz II. und Maria Stuart legten hiernach den engl. Königstitel ab; die franz. Truppen räumten S.; die schott. Stände erhielten das Recht, die Kirchenreformation vollends durchzuführen. Der Sieg des Protestantismus war hiermit entschieden; nur im Hochlande bewahrte der alte Glaube noch eine starke Partei. Unter dem Einflusse des gewaltigen Reformators Knox (s. d.) wurde die Presbyterialkirche eingeführt, deren republikanische Formen am franz. Hofe den höchsten Unwillen erregten. Die Hälfte der Kirchengüter fiel in die Hände des prot. Adels.

Schon hofften die Katholiken auf Frankreichs Einschreiten, als der Tod Franz' II. die Königin Maria Stuart 1561 auf ihren angestammten Thron zurückführte. Angefeindet und verlassen, mußte sie versprechen, den Zustand der schott. Kirche, wie sie ihn bei der Ankunft gefunden, nicht zu stören. Auch sah sie sich genöthigt, die Leitung des Staats den Protestanten zu überlassen. Ihr Halbbruder, Jak. Stuart, den sie zum Grafen von Murray erhob, und der gewandte Maitland von Lethington standen an der Spitze der Verwaltung. Erst die Vermählung der Königin mit Darnley, dem Sohne des Grafen Lennox, störte ernstlich das friedliche Verhältniß. Darnley verdrängte Murray und dessen Freunde von der Staatsverwaltung und begünstigte dagegen bei Hofe die Katholiken, die zur Herstellung des alten Kirchenthums antrieben. Die Königin sammelte 1565 unter dem Vorwande, das Reich gegen äußere und innere Feinde zu

schützen, ein Heer, weshalb auch Murray seine Anhänger unter die Fahne rief. Indessen wurden die Truppen Murray's leicht zerstreut und die Häupter des Aufstandes mußten nach England fliehen, wo sie die Königin Elisabeth gut aufnahm. Dieser Sieg und die Ermunterungen aus Frankreich ließen Maria Stuart die frühere Mäßigung gänzlich vergessen; sie traf offen Anstalten, um das Land dem Katholicismus mit Gewalt zu unterwerfen. Ihre persönlichen Verhältnisse, die Ermordung Rizzio's (s. d.), ihr Liebeshandel mit dem Grafen Bothwell, endlich 1567 die geheimnißvolle Ermordung König Darnley's, gaben jedoch ihrem eigenen wie des Landes Schicksal eine neue Wendung. Wiewol die Mehrzahl der Nation die Unthat dem Grafen Bothwell zuschrieb und die Königin selbst der Mitwissenschaft beschuldigte, wagte Maria doch, sich einige Monate später mit dem wahrscheinlichen Mörder ihres Gemahls zu verheirathen. Dieser unwürdige Schritt und die Umstände, welche sich daran knüpften, verletzten alle Stände des Volks aufs tiefste. Als sich Bothwell sogar des jungen Thronerben, des Sohnes Maria's aus der Ehe mit Darnley, zu bemächtigen suchte, zog der Adel ein Heer zusammen, das im Juni 1567 zu Carberry auf die Truppen der Königin stieß. Letztere verriethen wenig Kampflust, und Maria mußte sich den Verbündeten ergeben und wurde auf dem Schlosse Lochleven verwahrt. Die Sieger bemächtigten sich nun der öffentlichen Gewalt, zwangen die Königin zur Thronentsagung und erhoben für den minderjährigen Jakob VI. den Grafen Murray zum Reichsverweser, der die Regierung mit starker Hand führte. Das Haus Hamilton (s. d.), dessen Haupt der frühere Reichsverweser Arran war, setzte zwar die Königin wieder in Freiheit und brachte aus deren Anhängern ein ziemlich starkes Truppencorps zusammen; dasselbe wurde jedoch von Murray im Mai 1568 bei Langside zerstreut. Maria suchte Schutz bei Elisabeth von England, die sich jetzt zur Schiedsrichterin in den schott. Wirren aufwarf und Murray bewog, als der Verfolger seiner Halbschwester aufzutreten. Vielleicht hätte es Murray nicht zum Aeußersten kommen lassen, wäre er nicht 1570 durch einen Hamilton aus Privatrache und Parteiwuth ermordet worden. Der Fall dieses durch Geisteskraft ausgezeichneten Mannes entfesselte die Katholiken und die Anhänger Maria's und stürzte S. in neue Zerrüttung. Durch Elisabeth's Einfluß wurde der Graf Lennox, der Todfeind Maria's, zum Reichsverweser ernannt, fiel aber alsbald bei einem Angriffe der Gegenpartei auf Stirling durch Mörderhand. Der gemäßigte Graf Mar trat jetzt an die Spitze der Regierung. Derselbe starb jedoch schon 1572 und erhielt den strengen Morton zum Nachfolger. Morton vernichtete die Partei Maria's für immer, beschränkte aber auch den Presbyterianismus, wirkte für die Einführung des Episkopats und erbitterte den Adel außerdem durch Härte und Habsucht. Eine Art Palastrevolution stürzte ihn endlich 1578, und der zwölfjährige König mußte selbst die Regierung übernehmen und erhielt zur Unterstützung einen Staatsrath von zwölf Großen. Hofintriguen, bei denen die engl. Königin mitwirkte und eine greuliche Günstlingwirthschaft, die den jungen König verdarb und das Reich wiederholt erschütterte, waren die Folge der übereilten Veränderung. Elisabeth, von den kath. Mächten bedroht, schloß 1586 mit Jakob VI. ein Bündniß zur Vertheidigung des prot. Glaubens und wußte denselben durch ein Jahrgeld und das Versprechen, ihn zum Erben der engl. Krone einzusetzen, so einzunehmen, daß er sogar zur Hinrichtung seiner Mutter (Febr. 1587) schwieg. Auf die Nation selbst hatte der Tod Maria Stuart's keinen andern Einfluß, als daß sich die Stände 1588 zum ersten mal zu einem feierlichen Glaubensbund oder Covenant vereinigten, welcher einem Aufstande und der Verbindung der Katholiken mit dem span. Hofe vorbeugen sollte. Indessen erhielten die geheime Begünstigung der Katholiken von seiten des Hofes und das offene Streben des Königs, die Freiheit der Presbyterialkirche durch die Einführung des Episkopats zu untergraben, im Innern fortwährend den Aufruhr und unheilvolle Spaltungen. Um die seit der Reformation noch vergrößerte Macht des hohen Adels im Parlament zu brechen, erneuerte der König die von Jakob I. angeordnete, aber nicht ausgeführte Maßregel, nach welcher auch die Abgeordneten des niedern Adels ins Parlament aufgenommen wurden. Durch diese wichtige Veränderung kamen zuvörderst mehrere wesentliche Beschränkungen der Kirche zu Stande, wie das Verbot, Kirchenversammlungen ohne Einwilligung des Königs zu halten, und die Ernennung der Prediger in den Hauptstädten durch die Krone. Nach mehrjährigen Unterhandlungen rückte endlich auch Jakob VI. seinem Hauptziele, der Einführung der bischöfl. Verfassung, näher, indem er 1600 vom Parlament das Recht erhielt, diejenigen Prediger, welchen er die alten Bischofssitze und Abteien verleihen würde, ins Parlament zu berufen. Der Tod Elisabeth's von England, die ihren nächsten Verwandten, den König von S., zum Thronerben eingesetzt hatte, hemmte 1603 für den Augenblick die kirchliche Reaction. Die Vereinigung beider Kronen, für welche 300 J. vergeblich gekämpft worden war, sollte jetzt friedlich erreicht werden.

Jakob I. (s. d.), wie sich der schott. König nun nannte, verließ sein Stammland im tiefsten Verfall. Der Ackerbau lag selbst im Niederlande noch in roher Kindheit. Die Gewerbsamkeit war äußerst gering; die Ausfuhr beschränkte sich nur auf Rohproducte, Wolle, Häute und Fische. Die Vernachlässigung, welche fortan S. erfuhr, lähmte die materielle Entfaltung des Landes noch mehr. Außerdem verlor der Adel dem nun übermächtigen Könige gegenüber seine gewaltige Stellung. Mit diesem Verfall des Feudalwesens und der Verwandlung der Barone in üppige Hofleute begann die Bedrückung und Auspressung der Grundholden in einer Weise, wie es bisher in S. unerhört gewesen. Seit der Einführung der Reformation hatten sich in S. erst eine einheimische Literatur und die Pflege der Wissenschaft erhoben. Auch dieser geistige Aufschwung der Nation wurde gelähmt, weil der Hof auswanderte und engl. Sprache und Literatur das einheimische Element vollends verdrängten. Der König schlug schon 1604 die völlige Vereinigung beider Reiche vor, was die Schotten ablehnten, da das engl. Parlament die Gleichheit der Gesetze zur Bedingung machte. Glücklicher war jetzt Jakob I. mit der Umwandlung der Presbyterialverfassung, indem 1610 das Episkopat nach dem Muster des englischen in aller Form eingeführt wurde. Auch Karl I. (s. d.) verfolgte seit 1625 die Politik seines Vaters, nur mit geringerer Vorsicht. Um die schott. Bischöfe glanzvoller auszustatten, setzte er 1633 im Parlament einen Gesetzentwurf durch, nach welchem die veräußerten Kirchengüter eingezogen und die dem Adel überlassenen Zehnten abgelöst werden sollten. Auf Anstiften des engl. Bischofs Laud, der als heimlicher Katholik galt, führte der König Kirchengebräuche ein, die an den Pomp des Papstthums erinnerten. Die erste Maßregel hatte den Adel in Schrecken gesetzt, die letztere erbitterte das ganze Volk; beide Theile verbanden sich zum Widerstande. Ein Aufruhr, den 1637 die Einführung der neuen Kirchengebräuche zu Edinburgh veranlaßte, hatte die Errichtung einer revolutionären Ständecommission zur Folge, die mit dem Staatsrath in Unterhandlung trat. Inmitten einer ungeheuern Aufregung erneuerte man 1638 die Beschwörung des Glaubensbundes, der sich schnell über das ganze Land verbreitete. So waren die Presbyterianer abermals in eine polit. Stellung gedrängt, die den König um so mehr bedrohte, als auch die Engländer auf dem Punkte standen, ihre volksthümlichen Rechte durch Gewalt zu sichern. Nach langen Unterhandlungen zog 1640, unter Anführung Leslie's und Montrose's, ein schott. Glaubensheer über die Grenze, das die königl. Truppen zerstreute und sich zu Newcastle festsetzte. Das engl. Parlament fand die Anwesenheit der Schotten für seine Zwecke so günstig, daß dieselben erst zu Ende 1541 das Land verließen. Karl mußte jetzt in die Herstellung der reinen Presbyterialkirche und in eine wichtige Veränderung der schott. Verfassung willigen. Das Parlament, das die Könige bisher nach Willkür beriefen, sollte sich fortan von drei zu drei Jahren versammeln; ein beständiger Ausschuß sollte die Verwaltung überwachen; die hohen Beamten sollten nur unter Mitwirkung der Stände ernannt werden. Der völlige Ausbruch der Revolution in England riß auch die Schotten zu weitern Schritten fort. 1643 kam zwischen den Schotten und dem engl. Parlament ein Glaubensbund zu Stande, durch welchen der Presbyterianismus auch in England eingeführt und unter den Schutz beider Nationen gestellt wurde. Von Leslie geführt, zog 1644 das schott. Heer den engl. Parlamentstruppen zu und half die Königlichen zu Marston-Moore schlagen. Während dieser Vorgänge erhob Montrose an der Spitze der Hochländer in S. die königl. Fahne mit vielem Glück, bis ihn Leslie im Sept. 1645 bei Philiphaugh vernichtete. König Karl I. sah nun keinen andern Ausweg, als sich nach der Niederlage bei Naseby dem schott. Heere zu übergeben, das ihn aber an das engl. Parlament auslieferte. Der Gang der Revolution, der selbst den Presbyterianismus bedrohte, brachte indessen die Schotten bald mit den engl. Machthabern in Zwiespalt. Die Schotten wollten wol die Beschränkung, aber nicht die Vernichtung der königl. Gewalt. Das schott. Parlament trat deshalb mit dem gefangenen König in Unterhandlung und schickte, nachdem Karl die Bestätigung des Glaubensbundes versprochen, den Herzog von Hamilton mit einem Heere nach England, das aber Cromwell bei Preston schlug. Nach Karl's I. Hinrichtung boten die Schotten dessen Sohne, Karl II. (s. d.), ihre Krone unter der Bedingung an, daß er den Glaubensbund beschwöre. Karl versuchte zuvor das Reich seiner Väter durch eine Militärexpedition unter Montrose zu unterwerfen und willigte erst nach dem Mislingen dieses Unternehmens ein, nach S. zu kommen und die harten Bedingungen und strengen Sitten der Presbyterianer anzunehmen. Cromwell erschien jedoch 1650 mit einem engl. Heere, vernichtete die Glaubensarmee bei Dunbar und schlug 1651 abermals ein schott. Truppencorps. Monk vollendete hierauf die Unterwerfung S.s, das nun sieben Jahre hindurch unter dem eisernen Regimente Cromwell's sich ruhig verhalten mußte.

Nach dem Tode des Protectors Cromwell unterstützten die Schotten das Unternehmen Monk's zu Gunsten Karl's II. und ließen 1660 die Restauration des Königthums ohne allen Vorbehalt vor sich gehen. Dessenungeachtet nahm gerade in S. die polit. und kirchliche Reaction, welche der Hof begann, die blutigste Wendung und stürzte das Volk in unabsehbare Zerrüttung. Der Statthalter Middleton und der Graf Clarendon führten trotz des Widerstandes den Episkopat ein und ein corrumpirtes Parlament genehmigte den Widerruf aller seit 1640 getroffenen Veränderungen. Eine besondere Behörde untersuchte das Benehmen aller Theilnehmer an der Revolution und verhängte die willkürlichsten Geldstrafen. Die presbyterianischen Prediger, welche sich dem Episkopat widersetzten, wurden aus den Aemtern getrieben, sodaß die Hälfte der Kirchen verwaist stand. Endlich setzte sogar der Erzbischof Sharp ein Glaubensgericht ein und ließ die Widerspenstigen, die nicht die bischöfl. Kirchen besuchten, auspeitschen. Seit 1666 erfolgten mehrere Aufstände der Presbyterianer, die mit Feuer und Schwert unterdrückt wurden. Tausende, darunter viele Weiber, unterlagen dem Henker; 16000 Menschen irrten im Lande umher und hielten ihren Gottesdienst bewaffnet im Freien. Die gelindeste Strafe war, daß man die Halsstarrigen im Gesicht brandmarkte oder ihnen ein Ohr abschnitt und sie dann nach Amerika verbannte. Noch schlimmer wurden für S. die Aussichten, als der kath. Jakob II. (s. d.) 1685 den Thron bestieg. Derselbe verweigerte den schott. Krönungseid als seinem Gewissen zuwider, arbeitete am Umsturze der Verfassung, führte die Jesuiten ein und gab eine Toleranzacte, die nur die Wiederherstellung des Papstthums bezweckte. Als 1688 die Nachricht von der Entthronung Jakob's nach S. kam, brach die Wuth des Volks gegen die Werkzeuge der Unterdrückung aus. Das Parlament sprach Wilhelm III. (s. d.) und dessen Gemahlin die schott. Krone und der Prinzessin Anna das Erbfolgerecht zu. Wilhelm III. bestätigte, wiewol mit Widerstreben, die Presbyterialverfassung und verletzte dadurch die Bischöflichen, die nun mit den Katholiken des Hochlandes zur Herstellung der Stuarts gemeinschaftliche Sache machten. Lord Dundee sammelte im Hochlande ein beträchtliches Heer, schlug 1689 die Truppen Wilhelm's III., vermochte aber wenig, weil sich die Presbyterianer nicht mit ihm vereinigten. Die blutige Härte, womit Wilhelm III. die Häuptlinge des Hochlandes strafte, seine Misachtung des schott. Handelsinteresses und die Willkür, welche seine Minister und Beamten üben durften, entzogen ihm jedoch sehr bald auch die Herzen der Presbyterianer. Alle Parteien beklagten den Verlust polit. Selbständigkeit und trachteten danach, die schott. Krone von der Englands wieder zu trennen. Schon Wilhelm III. ging deshalb mit dem Plane um, die völlige Vereinigung beider Reiche durchzuführen; allein er starb 1702 und konnte diese Angelegenheit seiner Nachfolgerin Anna (s. d.) nur dringend empfehlen. Bei der Unzufriedenheit und Misstimmung des Volks, welche der Uebermuth des engl. Parlaments nur steigerte, war die Lösung dieser Aufgabe auch den verschlagensten Staatsmännern jener Zeit vorderhand unmöglich. 1704 verwarf das schott. Parlament sogar das engl. Erbfolgestatut, nach welchem die Krone an das prot. Haus Braunschweig gelangen sollte. Hingegen kam das sog. Sicherheitsgesetz zu Stande, in welchem sich die Schotten vorbehielten, nach dem Tode der Königin die Thronfolge von der Wahl Englands unabhängig zu ordnen. Die Zusammensetzung des schott. Parlaments, in dem seit Jakob's I. Anordnung der arme Adel immer mehr das Uebergewicht erlangte, gab endlich dem Hofe Muth, die Union der beiden Reiche mit großen Geldopfern ernstlich zu versuchen. Das engl. und das schott. Parlament ernannten 1706 zu gleichen Theilen eine Commission von 32 Personen, die vom 29. April bis 2. Aug. eine Unionsacte entwarf. Diese Acte wurde 27. Jan. 1707 vom schott., am 16. März vom engl. Parlament angenommen, und schon 12. Mai trat die Union gesetzlich ins Leben. Es bleibt immer merkwürdig, daß sich keine Partei in S. diesem übereilten und angeblich erkauften Werke mit den Waffen in der Hand widersetzte. S. und England wurden hiernach auf ewig zu einem Reiche unter dem Namen Großbritannien vereinigt. Die Thronfolge sollte auf dem Hause Braunschweig beruhen, und jeder Katholik sollte ausgeschlossen sein. Alle Unterthanen des vereinigten Reichs genossen fortan gleiche Rechte und Privilegien, besonders rücksichtlich des Handels und der Zölle. Zu den Staatslasten sollte S. den 40. Theil beitragen. Die Schotten durften ihre Gerichtsverfassung und Privatgesetze behalten. Das vereinigte Reich sollte durch Ein Parlament repräsentirt werden; 16 schott. Peers sollten im Oberhause, 45 Abgeordnete der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhause Sitz nehmen. Mit dieser Vereinigung begann das schott. Volk ein neues, kräftiges Dasein zu entfalten. Nun erst konnte unter einer Gesetzgebung, die nicht nur Adel und Krone begünstigte, das Bürgerthum und die allgemeine Wohlfahrt gedeihen. Dessenungeachtet hielt das Volk die Union noch lange für ein großes Uebel, und wie zahlreich und mächtig die Jakobiten (s. d.), die

Anhänger des gestürzten Königsgeschlechts (s. Jakob III. und Eduard), blieben, bewiesen die Aufstände in den J. 1715 und 1745. (S. Großbritannien.) Vgl. die Geschichtswerke von Buchanan (Edinb. 1582), Hume (Lond. 1657), Guthrie (10 Bde., Lond. 1767), Dalrymple (2 Bde., Edinb. 1776—79), Robertson (2 Bde., Lond. 1758), Pinkerton (2 Bde., Lond. 1797), Heron (6 Bde., Perth 1794—99), Laing (4 Bde., Lond. 1804; neue Aufl. 1819), Chalmers (2 Bde., Edinb. 1807—10), Mackintosh (2. Aufl., Lond. 1822); ferner Tytler, «History of Scotland from the accession of Alexander II. to the union of the crowns» (8 Bde., Edinb. 1826—34; 3. Aufl. 1845); Lindau, «Geschichte S.s» (4 Bde., Dresd. 1827); Scott, «History of Scotland» (2 Bde., Lond. 1830; deutsch von Bärmann, 7 Bde., Zwick. 1830); endlich als die besten neuern Werke: Chambers, «Domestic annals of Scotland» (3 Bde., Edinb. 1859—61); Burton, «History of Scotland» (Bd. 1—4, Lond. 1867); Mackenzie, «History of Scotland» (Edinb. 1867).

Schottische Dichter. Während in dem nördl. Schottland noch bis auf die neueste Zeit herab eine celt. Mundart gesprochen wurde, hatte sich in dem südl. Theil des Landes wenigstens schon seit dem 11. Jahrh. das Angelsächsische eingebürgert, welches sich durch die zahlreichen Einwanderer aus England immer mehr verbreitete. Die Sprache, die in der größern und bevölkertern Hälfte Schottlands geredet ward, zeichnete sich zwar durch manche dialektische Eigenthümlichkeiten aus, war aber in ihren Hauptzügen englisch, wie ihre ältesten Denkmäler, die aus dem 13. bis 14. Jahrh. stammen, beweisen. Von den Gedichten des Thomas von Ercildoune, genannt der Reimer, der gegen das J. 1300 lebte, haben sich allerdings nur einige Verse von höchst zweifelhafter Echtheit erhalten; dagegen hinterließ John Barbour, Archidiakonus von Aberdeen (1357), zwei größere Gedichte in schott. Mundart, wovon wir das zweite, welches die Heldenthaten Robert Bruce's besingt, noch vollständig besitzen. Es ist dies eine gereimte Chronik, welche auch als eine der Hauptquellen zur schott. Geschichte Werth hat; sie wurde 1375 vollendet und besteht aus 7000 achtsilbigen Zeilen, deren Sprache von der der gleichzeitigen engl. Dichter, z. B. Chaucer's, wenig abweicht. Von ähnlichem Charakter ist die um 1420 von dem Geistlichen Andrew Wyntoun geschriebene «Orygynale Cronykil of Scotland». Große Popularität erwarb sich ein Volksepos über den Helden Wallace, dessen Ursprung in das J. 1460 fällt, und dessen nur unter dem Namen des blinden Harry bekannter Verfasser ein wandernder Minstrel oder Bänkelsänger war, der das nationale Element getreuer vertritt als seine studirten Vorgänger. Sein Gedicht ist in einer von W. Hamilton besorgten Bearbeitung noch heute ein Lieblingsbuch des schott. Landvolks.

Eine glänzende, wenngleich kurze Epoche beginnt für die schott. Dichtkunst zu Anfang des 16. Jahrh. mit William Dunbar. Am Hofe Jakob's IV. angestellt, wurde er von diesem Monarchen vielfach in diplomatischen Missionen nach England und dem Continent verwendet und starb um 1520. Seine Werke, von denen 1834 eine vollständige Ausgabe erschien, bestehen hauptsächlich in allegorischen und moralischen Gedichten, die sich theils durch lebhafte Schilderungen und kräftigen Ausdruck empfehlen, theils durch tiefes Gefühl und einen an Schwermuth grenzenden Ernst bezeichnet sind. Seine poetischen Erzählungen sind in der Art des Boccaccio gehalten und nicht frei von unsittlichen Tendenzen. Gleichzeitig mit ihm glänzte als Dichter Gavin Douglas, Bischof von Dunkeld (gest. 1522), der sich vornehmlich durch die Uebersetzung der Aeneide in schott. Verse verdient machte, dessen Stil aber durch Latinismen entstellt wird. Robert Henryson, Schulmeister zu Dunfermline, schrieb «The testament of Cresseid», als Fortsetzung von Chaucer's romantischem Gedicht «Troylus and Cresseid», und eine Reihe von Fabeln, in welchen sich glücklicher Humor mit einer reinen Moral verbindet. Alexander Scot's Liebesgedichte erwarben ihm den Beinamen des schott. Anakreon. Sir David Lyndsay (gest. 1555) schrieb satirische Gedichte, die meist gegen den kath. Klerus gerichtet waren, wie «Kittie's confession» (1541); ja in dem satirischen Drama «The three estates», welches 1535 öffentlich aufgeführt wurde, wagte er sogar, König, Adel und Geistlichkeit gleichmäßig zu verspotten. Er malt jedoch nur in groben Zügen, und sein Humor artet oft in Indecenz aus. Ueberhaupt fangen seitdem die schott. Dichter an, weit hinter ihren Nachbarn zurückzubleiben. Während der ganzen zweiten Hälfte des 16. Jahrh. war das Land von innern Fehden zerrissen, die alle Poesie verscheuchten, und der starre Geist des Calvinismus, der sich mit der Reformation festsetzte, ließ das Drama nicht aufkommen, auf welchem Gebiet die engl. Dichter so wunderbare Erfolge errangen. Sir Richard Maitland (gest. 1586) und Alexander Hume (gest. 1609) schrieben nur religiöse und moralische Gedichte. Von Alexander Montgomerie hat man eine ziemlich schwache

Allegorie «The cherrie and the slae» (1597), die sich indeß durch Glätte der Diction und ansprechenden Versbau empfiehlt, und Jakob's VI. «Essayes of a prentice in the divine art of poesie» (1584) sind nur dadurch merkwürdig, daß sie von einem Könige geschrieben wurden. Nachdem dieser Fürst den engl. Thron bestiegen und den Hof nach London übersiedelte, hörte die gebildete Welt, die stets das Lateinische vorgezogen hatte, ganz auf, sich der heimatlichen Mundart zu ihren schriftstellerischen Producten zu bedienen. Auch jetzt schrieben Arthur Johnstone und einige andere nach Buchanan's (s. d.) Beispiel lat. Verse; aber Sir Robert Ayton (gest. 1638), William Drummond (gest. 1649) und alle übrigen Schotten, die sich im 17. Jahrh. durch poetisches Talent auszeichneten, schlossen sich der gleichzeitigen engl. Dichterschule an. Während daher die engl. Sprache immer sorgfältiger bearbeitet wurde, sank das Schottische zu einer lingua rustica herab, der man in der Literatur keinen Platz mehr gönnte.

Fast ein Jahrhundert lang hatte die schott. Muse geschwiegen oder sich nur schwach vernehmen lassen, als der Genius Allan Ramsay's (s. d.), gest. 1758, sie von neuem belebte. Im Lande herrschte noch die religiöse Strenge der Covenanter, welche jeden freien Aufschwung der Phantasie niederhielt. Allein in den Städten ward mit der Zunahme des Wohlstandes ein frischerer Geist rege, und der originelle Humor Ramsay's, seine malerischen Skizzen, in welchen sich die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute abspiegelten, brachten eine mächtige Wirkung hervor. Dabei zeigte Ramsay durch seinen «Gentle shepherd», daß die schott. Volkssprache mit dem ihr eigenen Charakter der Naivetät und Herzlichkeit auch eines zartern und edlern Ausdrucks fähig sei. Dem Englischen zur Seite, welches unterdessen allgemeine Büchersprache geworden, konnte zwar das Schottische nur auf eine bescheidene Stelle Anspruch machen. Aber der Anstoß war gegeben, und es fanden sich bald Nachahmer, welche die von Ramsay und seinem Freunde Robert Crawford (gest. 1733) eröffnete Bahn verfolgten. Robert Fergusson (gest. 1774) schrieb Satiren und poetische Schilderungen, die nur von Burns übertroffen wurden, Alexander Roß (gest. 1784) eine Idylle «The fortunate shepherd». Eine mächtige Wirkung brachte die Veröffentlichung der berühmten Sammlung altschott. Volkslieder durch Bischof Percy 1765 hervor, die ein allgemeines, tiefgehendes Interesse an den reichen Schätzen schott. Volkspoesie erweckten. David Herbst veröffentlichte schon 1769 eine ziemlich vollständige Sammlung «Scottish songs and ballads». 1771 erschien die herrliche Ballade «Auld Robin Gray», eines der zartesten und rührendsten Miniaturbilder schott. Volkslebens, dessen Verfasserin erst ein halbes Jahrhundert später in Lady Anne Barnard, Tochter des Grafen Balcarres (gest. 1825), bekannt wurde. Außerdem versuchten sich mit Glück als Liederdichter John Love (gest. 1798), John Skinner, Verfasser des «Tullochorum» (gest. 1807), Jane Elliot, Susanna Blamire (gest. 1794) und Alicia Cockburn (gest. 1794). Endlich veröffentlichte Robert Burns (s. d.) 1786 seine ersten Dichtungen, die nicht nur in Schottland, sondern auch in England mit Begeisterung aufgenommen wurden und die Poesie aus dem Schlummer wecken halfen, in welchem sie dort seit der Ueberhandnahme des nüchternen franz. Geschmacks begraben lag. Als Dichter gehört Burns allen Zeiten und allen Nationen an; in seiner Redeweise, seinen Empfindungen und selbst in seinen Vorurtheilen aber ist er echter Schotte. Nur durch ihn ward es möglich, daß Walter Scott (s. d.) den schott. Dialekt in seinen Waverley-Romanen anwenden konnte.

Auf seine Landsleute übte Burns den belebendsten Einfluß aus, und viele eiferten ihm nach, wenn auch keiner ihn erreichte. Am nächsten kamen ihm vielleicht Alexander Wilson (gest. 1813) in dem «Watty and Meg» und John Mayne (gest. 1836) in dem «Siller Gun», das sich durch eine glückliche Mischung von Laune und Pathos empfiehlt, während der derbe Humor Sir Alexander Boswell's zu oft in Roheit ausartet. Von den Liedern Robert Tannahill's (gest. 1810) sind namentlich «The flower o' Dumblane» und «The Braes o' Balquhither» Eigenthum des Volkes geworden, und Hector Macneill (gest. 1818) stellte in «Scotland's skaith, or the history o' Will and Jean» das Nationallaster der Unmäßigkeit und seine traurigen Folgen in ergreifenden Zügen dar. Unter allen schott. Dichtern entwickelte James Hogg (s. d.) die glänzendste, wenn auch ungezügelte Phantasie. Allan Cunningham (s. d.) und William Motherwell (gest. 1835) bearbeiteten nach dem Vorgange Scott's die alten Volkssagen, James Hislop (gest. 1827) feierte die Märtyrer des Covenant und Robert Nicoll (gest. 1837) schrieb didaktische Gedichte. Neuerdings erwarben sich große Popularität die Dichtungen Robert Gilfillan's, John Wilson's und William Edmonstone Aytoun's (s. d.), dessen «Lays of the Scottish cavaliers» namentlich ein kräftiges Nationalgefühl athmen. Neben Aytoun ist am bekanntesten geworden Alexander Smith (geb. 1830), Sohn eines Musterzeichners, der schon als Knabe poetische Begabung zeigte und locale Berühmtheit erlangte. Das erste Werk, welches ihn in weiten Kreisen

bekannt machte, war sein «Life drama» (1852). Dem Erfolge dieser von einem kräftigen Talent getragenen Schöpfung hatte er zwei Jahre später, 1854, seine Wahl zum Secretär der Universität Edinburgh zu verdanken, die ihn in den Stand setzte, sich ganz der Poesie und Literatur zu widmen. 1855 erschienen von ihm «Sonnets on the war», 1857 «City Poems», 1865 «A summer in Skye». Sein frühzeitiger Tod 1866 wurde allgemein beklagt. Eine Auswahl der werthvollsten Gedichte im schott. Idiom bietet Whitelaw's «Book of Scottish song» (Glasg. 1843). Vgl. Bonar, «The poets and poetry of Scotland» (Lond. 1864).

Schottische Kirche. In Schottland wurde die Reformation durch Adel und Parlament im heftigen Kampfe gegen die streng kath. Königin Maria Stuart eingeführt und die Ausübung des kath. Gottesdienstes mit dem Tode bedroht (1560). Der Reformator der Schotten, John Knox (s. d.), der in Genf zu den Füßen Calvin's gesessen, gab der religiösen Bewegung seines Heimatlandes die Richtung auf schroffeste Ausprägung des Gegensatzes zu Rom in Lehre, Cultus, Verfassung und Sitte. Puritanischer Eifer und polit. Opposition gegen Klerus und Königthum reichten sich die Hand zum Bunde, um das kirchliche Reformationswerk im strengsten calvinischen Geiste zu vollenden. Die edinburgher Parlamentsversammlung von 1560 führte ein von Knox entworfenes Glaubensbekenntniß ein (die «Schottische Confession») und kurz nachher entstand die schott. Kirchenordnung (book of discipline), welche die Kirche unter ihrem alleinigen Haupte Christus streng presbyterianisch erfaßte. Die Wahl der Prediger, unter denen jede Rangordnung abgeschafft, wurde den Gemeinden, die kirchliche Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung den Kirchensitzungen (kirk-sessions) der Prediger und Aeltesten, den Provinzialsynoden und der Generalversammlung übergeben, der Gottesdienst mit Beseitigung aller röm. Ceremonien nach genfer Muster in strengster Einfachheit hergestellt. Die erste, im Dec. 1560 zusammengetretene Generalversammlung nahm die Confession und das Disciplinbuch an und vollendete dadurch die neue Ordnung der Dinge. Die Versuche Maria Stuart's zur Gegenreformation endeten mit der Vertreibung der Königin 1567 und der wiederholten Bestätigung und allgemeinen Durchführung der Presbyterialverfassung (1592). Während in England unter Karl I. zwischen Königthum und Parlament ein heftiger Kampf über die Kirchenordnung entbrannte, befestigte sich der Presbyterianismus in Schottland durch die nur hier vollständig angeeigneten Beschlüsse der Westminstersynode (1643 fg.) und überdauerte alle revolutionären und contrerevolutionären Stürme, von denen die Kirche von England heimgesucht wurde. Nur das Patronatsrecht, welches das Grundgesetz von 1690 (revolution settlement) abgeschafft hatte, wurde durch königl. Gewalt wiederhergestellt (1712). Der kirchliche Unabhängigkeitssinn des Volks machte in erfolglosen Protestationen sich Luft, bis endlich zeitweise die Gemäßigten (moderates) die Oberhand behielten. Erst der neuerwachte puritanische Eifer des 19. Jahrh. regte die Forderung unbedingt freier kirchlicher Wahlen abermals auf. Die Generalversammlung von 1834 forderte den Wahlen der Patrone gegenüber für die Gemeinden ein Veto. Als auch dieses nicht eingeräumt ward, kam es seit 1843 zur förmlichen Kirchenspaltung und zur Begründung der Schottischen Freikirche (Free Church), welche ihre volle Unabhängigkeit vom Staate und den Grundherren durch den Verzicht auf alles Kirchengut der Staatskirche und durch unglaubliche freiwillige Opfer zur Begründung eines neuen Kirchenwesens erkaufte. Neuerdings sind in der Schottischen Kirche noch weitere Spaltungen hervorgetreten, welche durch Verfassungsfragen hervorgerufen wurden.

Schottische Philosophie oder Schottische Schule nennt man die Lehre einer Anzahl in Schottland geborener und lehrender Philosophen, die sich besonders mit Moral und Psychologie beschäftigt haben. In der ersten Beziehung bildeten F. Hutcheson (s. d.), R. Price (1723—91), A. Ferguson (s. d.) und A. Smith (s. d.) einen wichtigen Gegensatz gegen die egoistische, blos auf Genuß gerichtete Moral der franz. Schule des 18. Jahrh., indem sie Wohlwollen und Sympathie als die Grundlage der Moral und den Unterschied zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Tugend und Glückseligkeit auseinandersetzten und geltend machten. In der zweiten Beziehung wurde der Skepticismus des David Hume (s. d.) die Veranlassung zu einer entgegengesetzten Theorie des gesunden Menschenverstandes (common sense) bei Thomas Reid, James Beattie, James Oswald, Dugald Stewart und Thomas Brown. Diese Männer suchten jenen Skepticismus dadurch zu überwinden, daß sie gewisse, im Gemeingefühl gelegene und die Erfahrungsthatsachen ergänzende Grundsätze alles Erkennens annahmen, welche für eine Erkenntnißlehre auf dem Wege einer psychol. Analyse sicherzustellen seien. Zu solchen gehören nach Thomas Reid unter andern die Voraussetzungen, daß jede Empfindung ein empfundenes Object anzeige, daß die Dinge in Wirklichkeit so seien, wie wir sie wahrnehmen, daß die Naturgesetze unveränder-

lich seien, und daß jedes Entstehen eine Ursache habe. Die Schottische Philosophie erwarb sich in Deutschland im vorigen Jahrhundert auf die vor Kant herrschende Popularphilosophie einen großen Einfluß, welchen sie durch Kant einbüßte. In Frankreich waren es in diesem Jahrhundert vorzüglich Royer-Collard und Jouffroy, welche aufs neue an sie anknüpften. In England bildet die Schottische Philosophie noch heute die Grundlage, auf welcher die meisten Neuern, wie James Mackintosh, William Hamilton und John Stuart Mill, unausgesetzt fortgearbeitet haben.

Schottische Zeuge heißen solche Gewebe, welche bunte und lebhafte Farben in Streifen, vorzüglich aber in gewürfelten (carrirten) und gegitterten Mustern darbieten. Dergleichen gehören bei den Einwohnern Schottlands zur Nationaltracht, und es unterscheiden sich dort die Angehörigen der verschiedenen Stämme (Clans) durch hergebrachte feststehende Farbenzusammenstellungen. — Schottische Teppiche sind buntgemusterte Fußdeckenzeuge, welche aus drei aufeinanderliegenden und durch das Weben miteinander verbundenen Schichten leinwandartigen Stoffs bestehen, worin Kette und Einschuß Wollengarn sind.

Schouw (Joachim Friedr.), ausgezeichneter Naturforscher, geb. 7. Febr. 1789 zu Kopenhagen, widmete sich seit 1808 auf der dortigen Universität dem Rechtsstudium, beschäftigte sich aber daneben eifrig mit Naturwissenschaften, besonders der Botanik. Nachdem er 1812 mit dem Botaniker Chr. Smith eine naturwissenschaftliche Reise nach Norwegen unternommen, trat er 1813 als Kanzlist in den dän. Staatsdienst. Nach der Rückkehr von einer abermaligen mehrjährigen wissenschaftlichen Reise in Deutschland, Frankreich und Italien habilitirte er sich 1820 an der Universität zu Kopenhagen und wurde 1821 außerord., später ord. Professor der Botanik und 1841 Director des Botanischen Gartens. Er starb 23. April 1852. Seine Vorlesungen, besonders über Botanik und physik. Geographie, die er theils an der Universität, theils in andern Kreisen hielt, erfreuten sich durch ihren lebendigen Vortrag der allgemeinsten Theilnahme. Unter seinen Schriften sind von besonderer Wichtigkeit: «Grundträk til en almindelig Plantegeographie» (Kopenh. 1822; deutsch, Berl. 1823); «Skildring af Veirligets Tilstand i Danmark» (Kopenh. 1826); «Beiträge zur vergleichenden Klimatologie» (Kopenh. 1827); «Europa. Physisch-geogr. Schilderung» (deutsch, Kopenh. 1833; dänisch, 1832; 2. Aufl. 1835); «Tableau du climat et de la végétation d'Italie» (Bd. 1, Kopenh. 1839, mit Atlas); «Natur-Skildringer» (2 Thle., Kopenh. 1839—45; deutsch von Zeise, Lpz. 1851); «Pröver paa en Jordbeskrivelse» (Kopenh. 1851; deutsch von Seebald, Berl. 1851). Auch als polit. Charakter genoß S. bei seinen Landsleuten einer hohen Achtung. 1835 wurde er als Vertreter der Universität zum Mitglied der dän. Ständeversammlung ernannt, der er 1835 und 1838 zu Roeskilde, 1836 zu Viborg präsidirte. Er war entschieden den liberalen Ansichten zugethan und nahm besonders an solchen Verhandlungen Antheil, die allgemeine staatliche Reformen betrafen. Auch sprach er sich nebenbei über alle Gegenstände des öffentlichen Lebens mit Freisinnigkeit und Mäßigung besonders in der von ihm herausgegebenen «Dansk-Ugeskrift» (8 Bde., Kopenh. 1831—36; Fortsetzungen, 8 Bde., Kopenh. 1842—46) und «Dansk Tidskrift» (Kopenh. 1847—52) aus. In Bezug auf die schlesw.-holstein. Frage nahm er den nationalen Standpunkt ein.

Schrader (Julius), Historien- und Porträtmaler, geb. 16. Juni 1815 zu Berlin, wurde von seinem Vater, einem Maler, unterrichtet und kam schon mit dem 14. J. auf die Akademie seiner Vaterstadt, wo er rasch die Klassen durchlief und die ausgesetzten Prämien erhielt. Dagegen concurrirte er 1835 ohne Erfolg um den großen Preis für Rom. Gleichwol verschaffte ihm G. Schadow eine zweijährige Pension für Düsseldorf, wohin er 1837 abging und sich unter die Leitung von Hildebrandt und später unter die von W. Schadow stellte. Seine Hauptarbeiten während dieser Zeit waren: Kaiser Friedrich II. und Peter von Vineis (vom düsseldorfer Kunstverein angekauft; gestochen von Steifensand) und Papst Gregor VII. und Cenci. Noch mit einer Wiederholung des letztern Bildes beschäftigt, erhielt er auf der Ausstellung von 1844 in Berlin den großen Preis für Geschichtsmalerei und eine dreijährige Pension für Rom, wohin er sich 1845 begab. Die Hauptleistung während seines dortigen Aufenthalts war «Die Uebergabe von Calais», ein Bild, das große Anerkennung fand und dem Künstler die Mitgliedschaft der Akademie zu Berlin eintrug. Es folgte diesem: Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Kollin (im Museum in Leipzig), die Tochter Jephtha's (in der Galerie zu Königsberg), Wallenstein und Seni. Den höchsten Ruhm erwarb er sich durch seinen Tod Lionardo's (1851). S. wurde hierauf zum Professor und Mitgliede des akademischen Senats ernannt. Wie vollkommen er auch die Technik der Frescomalerei beherrscht, zeigte er durch seine Arbeiten in der königl. Schloßkapelle und in dem großen Wandgemälde im Neuen Museum: die Einweihung der Sophienkirche in Konstantinopel durch Kaiser Justinian (1853). Auch S.'s spätere Staffeleibilder:

Karl's I. Abschied von seiner Familie, Esther vor Ahasver (1856), die nachtwandelnde Lady Macbeth (1860), Cromwell am Sterbebette seiner Tochter (1864; im Museum zu Köln), Philippine Welser vor Ferdinand I. (1864), haben große Aufmerksamkeit erregt. Desgleichen ist er als Maler von Bildnissen mit Recht sehr beliebt und gesucht. Dieselben entstehen in großer Anzahl, neben Darstellungen aus dem Genre und der histor. Anekdote, zwischen den größern geschichtlichen Bildern. Seine Porträts von Alexander von Humboldt und Peter von Cornelius gehören zu den Meisterwerken dieses Gebiets. S. ist vor allen ein glänzender Colorist, der keine Schwierigkeiten kennt, dazu in der Zeichnung des Nackten und der Draperie Meister, in der Kenntniß des Costüms wohlbewandert.

Schraffirung, vom ital. sgraffiare, nennt man die Bezeichnung des Schattens in Zeichnungen und Kupferstichen durch nebeneinandergesetzte oder sich durchkreuzende Striche, wobei die Striche vom Dunkelsten gegen das Helle zu immer feiner werden. In der Heraldik bezeichnet man mit S. die Art und Weise der Andeutung der Wappenfarben, welche an die Stelle der früher üblich gewesenen Planetenzeichen getreten ist. Die Erfindung der S. gehört jedenfalls Frankreich an; sie kam im 17. Jahrh. in allgemeine Aufnahme. Der eigentliche Erfinder ist unbekannt, obgleich sich Lacolombière in dem «Recueil de plusieurs pièces et figures d'armoiries» (Par. 1639) als solchen nennt, auch angibt, daß er seine Manier dem Jesuiten Sylvester de Petra Santa mitgetheilt habe, der sie auch in den «Tesserae gentilitiae», die bereits 1638 erschienen, angewendet habe. So viel ist gewiß, daß die Idee der S. bereits in der «Pompa funebris Alberti Pii Austriaci» (Brüss. 1623) vorkommt. Was die S. selbst betrifft, so besteht sie in einzelnen Zeichen, Linien u. s. w. für die verschiedenen Farben. Lacolombière, der sieben Farben angenommen hatte, bezeichnet Gold mit Punkten; Silber ohne Zeichen; Blau durch wagerechte Linien; Grün durch schräge Linien von rechts nach links; Purpur durch schräge Linien von links nach rechts; Roth durch senkrechte Linien; Schwarz durch sich kreuzende Linien. Die spätern S. zur Bezeichnung der Wappenfarben, welche seltener vorkommen, sind theils die Erfindung des Professors Rink in Altdorf, theils durch die Engländer eingeführt.

Schraube heißt ein Cylinder, auf welchem in gleichmäßig aufsteigenden Windungen (den Schraubengängen) rippenförmige Erhöhungen herumlaufen, das sog. Schraubengewinde. Dazu gehört als wesentlich und unentbehrlich eine Schraubenmutter, d. h. ein Stück mit cylindrischer Höhlung, an deren Wand ähnliche Gewindgänge angebracht sind, um zwischen jene der S. (Schraubenspindel) einzugreifen. Die Wirkung des Gewindes besteht darin, daß eine der Spindel oder der Mutter ertheilte Drehbewegung unmittelbar eine entsprechende geradlinige Fortschreitung zur Folge hat. Die Mechanik betrachtet das Schraubengewinde als eine an der Cylinderfläche herumgelegte schiefe Ebene (s. Schiefe Ebene) und führt demgemäß die Berechnung des Kräfteverhältnisses an der Schraube auf die schiefe Ebene zurück. In der Ausführung sind die S. äußerst mannichfaltig: nach ihrem Material (eiserne, messingene, hölzerne u. s. w.); nach der Feinheit ihrer Gewinde; nach der Gestalt der Gewindgänge (dreieckige oder scharfe, runde, flache Gewinde); nach der Richtung des Gewindes (rechte und linke S.); nach der Anzahl selbständiger Gewinde auf einer und der nämlichen Spindel (einfache, doppelte, dreifache bis achtfache S.). Die S. dient zur Vereinigung der Bestandtheile an zahllosen Gegenständen aus Holz, Metall u. s. w. (Verbindungsschrauben und Schraubenbolzen, welche mittels eigener Werkzeuge [Schraubenzieher und Schraubenschlüssel] ein- und ausgeschraubt werden); um verschiebbare und sonst bewegliche Maschinentheile u. s. w. vorübergehend zu befestigen oder einzuklemmen (Druckschrauben, Klemmschrauben); zur Ausübung von Druck bei Pressen, Schraubstöcken u. dgl. m.; um Maschinenbestandtheile, welche ihren Ort öfters verändern müssen, genau nach Erforderniß einzustellen (Stellschrauben); um Bestandtheile einen längern Weg mit geringer Geschwindigkeit fortzubewegen (Führungsschrauben); um Messungen oder Eintheilungen zu veranstalten (Mikrometerschrauben). Die Verfertigung der S. gehört zu den wichtigsten Aufgaben der praktischen Mechanik, deren Lösung, wenn es sich dabei um die höchste Genauigkeit und Regelmäßigkeit des Gewindes handelt, eigenthümlichen Schwierigkeiten unterliegt, und wozu es eine Menge verschiedenartiger Werkzeuge und Maschinen gibt. Ueber die S. als Schiffsmotor, s. Propellerschraube.

Schraubenschiff, s. Dampfschiff und Propellerschraube.

Schraudolph (Johann), Geschichtsmaler, geb. zu Obersdorf im Algäu 1808, lernte in seiner Jugend das Schreinerhandwerk beim Vater, dem er mehrere Jahre zur Seite stand. Zugleich übte er sich, ebenfalls nach des Vaters Beispiel, im Zeichnen und in der Oelmalerei, bis er 1825 das Handwerk niederlegte und die Kunstakademie zu München bezog. Unter Schlot-

hauer's Leitung bildete er sich weiter aus und übte sich unter Cornelius in der Glyptothek in der Frescomalerei. Doch seinem ganzen Wesen nach der religiösen Malerei zugethan, wandte er sich zu H. Heß und half diesem bei den Fresken in der Allerheiligenhofkapelle und der Bonifacius-Basilika zu München. In der letztern kommen schon eigene Compositionen von ihm vor. Neben Fischer und Stöckel lieferte er dann die Cartons zu den Glasgemälden der auer Pfarrkirche. 1844 wurde er von König Ludwig mit der großartigen Aufgabe betraut, den Dom zu Speier vollständig auszumalen. Der Künstler begab sich zunächst nach Italien, kehrte im folgenden Jahre mit den Entwürfen zurück und machte sich an die ungeheure Arbeit der Ausmalung dieser Kirche, die 445 F. lang und über 100 F. hoch ist. 1853 war diese bedeutsamste Aufgabe der monumentalen Malerei unserer Zeit fertig. Es sind Reihen von Scenen aus dem Alten und Neuen Testamente, die durch viele architektonische Abschnitte in Gruppen und Felder eingetheilt werden, und wobei sich S. mit verständigem Eingehen an die Architektur des Doms angeschlossen hat. Das Ganze ist auf Goldgrund ausgeführt und macht durch Reichthum, Harmonie, Schönheit der ornamentalen Theile und glückliche Verbindung der figürlichen Darstellungen einen sehr würdevollen und großen Eindruck. Die Steinigung des Stephanus daraus stach Burger. Eine Photographie des Ganzen auf Grund der in Speier aufbewahrten Cartons hat Albert in München unternommen. Tiefe und Zartheit der religiösen Empfindung, Einfachheit und Ernst, der Charakter dieser Fresken, findet sich auch in S.'s Oelgemälden, deren er manche für Altäre malte. In der Neuen Pinakothek zu München sieht man von ihm, neben kleinern Bildern, die Himmelfahrt Christi, ein herrliches Bild von großen Dimensionen. Für das münchener Maximilianum malte er die Geburt Christi.

Schreck (pavor) heißt eine herabstimmende, lähmende Einwirkung, welche der Geist durch plötzliche Wahrnehmung gefahrdrohender Dinge oder Zustände erfährt. Die Wirkung des S. auf den Organismus ist bald geistig-körperlich lähmend (z. B. das Herz), starr und unthätig machend, bald führt sie zu Reflexbewegungen (Krampf), bald zu einer mehr oder weniger unwillkürlichen Anstrengung zum Fliehen. Die durch das Erschrecken entstandenen Krampfformen (Epilepsie, Veitstanz, Asthma u. s. w.) haben das Eigenthümliche, daß sie regelmäßig wiederkehren können, zu Gewohnheitskrämpfen werden und dann unheilbar bleiben. Das Aufschrecken der Kinder im Schlafe ist eine gewöhnliche, in der Regel ganz bedeutungslose Erscheinung. Bei gesunden Erwachsenen kommt Aufschrecken während des Einschlafens oft vor nach Ueberanstrengung, nach Ueberladen des Magens, vorzüglich aber nach dem Rauchen zu starken Tabacks vor dem Niederlegen. Das Aufschrecken Fieberkranker aus ihrem bewußtlosen Zustande kann meist als ein übles Zeichen betrachtet werden.

Schreibekrampf oder Mogigraphie besteht in krampfhaften Bewegungen der Finger oder der Hand, welche nur dann eintreten, wenn die Hand die Stellung wie beim Schreiben einnimmt, also beim Erfassen der Feder. Aehnliche Zustände sind beobachtet worden bei manchen andern Beschäftigungen (bei der Schuhmacherarbeit, beim Melken). Der S. beruht auf einer krankhaften Erregung der zu den Muskeln der Finger tretenden Nervenfasern, kommt viel häufiger bei Männern als bei Frauen vor, namentlich bei solchen, welche viel schreiben (Schreiber, Beamte, Lehrer, Kaufleute u. s. w.). Die Ursachen sind nicht näher bekannt. Doch ist die Krankheit erst seit der Einführung der Stahlfedern wahrgenommen worden, und man vermuthet, daß der Gebrauch zu harter Federn Anlaß der Erscheinung sein könnte. Der S. ist in der Regel nicht heilbar. Manche Kranke, welche mit der linken Hand zu schreiben lernten, bekamen den Krampf auch in dieser. Die Benutzung weicher (Gänse-) Federn hat sich als erfolglos erwiesen. Apparate, vermittels welcher die Kranken schreiben, ohne den Fingern die gewöhnliche Schreibestellung geben zu müssen, leisten eine Zeit lang gute Dienste.

Schreibekunst ist die Kunst, durch Buchstaben oder andere Zeichen auf Papier oder eine andere Masse seine Gedanken mitzutheilen. (S. Schrift.) Die erste Grundlage der S. waren Bilder, durch die man das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenheiten aufbewahrte, und aus denen wol später die Hieroglyphen (s. d.) entstanden sind. Als eigentliche Erfinder der Buchstabenschrift, welche die Töne der Rede, nicht die Vorstellung oder Sache, wie die Bilderschrift, bezeichnet, nennt man die Phönizier. Von diesen kam sie, nach der Sage schon durch Kadmus, zu den Griechen; doch kann die eigentliche Buchstabenschrift nicht viel über das Solon'sche Zeitalter hinaufgerückt werden. So lernten sie die Etrusker und Römer kennen. Man schrieb zuerst auf Stein, Blei, Erz, Baumrinde, dann im 3. Jahrh. v. Chr. auf den ägypt. Papyrus, auf Baumwollpapier seit dem 8. Jahrh. n. Chr. und seit dem 14. Jahrh. auf Leinen- oder Lumpenpapier. Vgl. Amelang, «Von dem Alterthume der S. in der Welt» (Lpz.

1800); Hug, «Erfindung der Buchstabenschrift» (Ulm 1801); Weber, «Versuch einer Geschichte der S.» (Gött. 1807). Mit der Herrschaft der Römer wurde die S. immer mehr verbreitet. In Deutschland waren anfangs die goth. Schrift, mit der Ulfilas in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. seine Bibelübersetzung schrieb, und die Runenschrift (s. Runen) bekannt. Letztere steht freilich auf dem Gebiete der S. ziemlich bedeutungslos da, und ihr Gebrauch zu Steininschriften beschränkt sich fast nur auf den Norden Europas, auf Dänemark und Schweden. Dagegen wurde bald das lat. Alphabet im Abendlande von den deutschen und roman. Völkern allgemein angenommen. Der Grund hiervon lag bei den german. Völkern darin, daß Deutschlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieser Sprache schrieben, und daß die deutsche Sprache noch zu rauh und an Worten sehr arm war. Erst im 9. Jahrh. fing man an sie zu schreiben, jedoch mit lat. Buchstaben. Ueberhaupt wurden öffentliche Schriften, z. B. Gesetze, Friedensschlüsse und Verträge, nicht blos mit lat. Schrift, sondern auch in lat. Sprache abgefaßt. Die Zeit, in der zuerst die deutsche Schrift gewöhnlich geworden, setzt man gemeiniglich ins 13. Jahrh., unter die Regierung Kaiser Friedrich's II.; andere nehmen den Zeitpunkt später an. Wie sehr sich aber auch die lat. Buchstaben im Abendlande veränderten, so ist doch überall die lat. Grundform geblieben und nur hier und da etwas unkenntlich geworden. Von kürzerer Dauer und gewissermaßen örtlicher Beschränkung waren einzelne Bildungen des lat. Alphabets, wie die meroving. Schrift vom 5. bis 8. Jahrh. in Frankreich und Deutschland, die westgothische vom 5. bis 11. Jahrh. in Spanien, die longobardische vom 7. bis 13. Jahrh. in Italien und die karolingische seit dem 8. Jahrh. in Frankreich, Deutschland und in Italien. Die Ausbildung der deutschen Schrift wurde wol am meisten durch die Buchdruckerkunst befördert. Ueber die Schönschreibekunst s. **Kalligraphie**; über Schnellschreibekunst s. **Stenographie**; über Geheimschrift s. **Chiffrir-** und **Dechiffrirkunst**.

Schreiber (Aloys Wilh.), deutscher Geschichtschreiber und Dichter, geb. 12. Oct. 1763 zu Kappel unter Windeck in Baden, besuchte das Gymnasium zu Baden und die Universität zu Freiburg und wurde 1784 Professor der Aesthetik an dem Gymnasium zu Baden. 1788 ging er nach Mainz als Hauslehrer bei dem Grafen von Westphalen. Später lebte er in Rastadt zur Zeit des Congresses und kam 1799 wieder als Lehrer an das inzwischen in ein Lyceum umgewandelte Gymnasium in Baden. 1805 wurde er Professor der Aesthetik an der Universität zu Heidelberg, wo er mit J. H. Voß und dessen Sohne Heinrich in naher Beziehung lebte. Der Unfug, der damals mit Poesie und Mystik getrieben wurde, gab S. die Veranlassung zu seiner «Comoedia divina», die bei ihrem Erscheinen viel Aufsehen erregte und confiscirt wurde. Als Baggesen nach Heidelberg und damit in die bei Voß gehaltenen Abendgesellschaften kam, fertigte man hier zum Zeitvertreib Gedichte, die Baggesen ohne Vorwissen der übrigen unter dem Titel «Der Karfunkel oder Klingklingelalmanach» (Tüb. 1810) herausgab. Dieser Almanach erregte ungemeines Aufsehen, und auch S. mußte darüber von seinen Collegen an der Universität mancherlei erdulden. Indessen hatte sich sein Wirkungskreis erweitert, indem er nach Saalfeld's Weggange die Vorlesungen über Naturrecht und Staatsrecht übernahm. In neue Unannehmlichkeiten sah er sich aber durch die «Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden» (Heidelb. 1811) verwickelt, in der er die Universität gehöhnt haben sollte. Müde der Quälereien, hielt er 1812 um die seit Posselt's Tode erledigte Stelle eines bad. Historiographen an. Sein nächster Auftrag war hier, eine «Geschichte des Großherzogthums Baden für Schulen» (Karlsr. 1315), den er auch in musterhafter Weise löste. Uebrigens hielt S. in der Residenz vielbesuchte Vorlesungen über Geschichte, Aesthetik und Kunstgeschichte. Nach einem 13jährigen Aufenthalt in Karlsruhe wurde er unerwartet pensionirt und wählte nun Baden zum Aufenthaltsort, wo er nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold seine Vorlesungen fortsetzte. Er starb 21. Oct. 1841. Von seinen zahlreichen Schriften sind außer mehrern über Baden-Baden noch anzuführen: «Geschichte und Beschreibung Heidelbergs und seiner Umgebungen» (Heidelb. 1811); «Der Rhein, ein Handbuch für Reisende» (Heidelb. 1812; 5. Aufl. 1841), ein in dieser Gattung vortreffliches Werk; «Poetische Werke» (3 Bde., Tüb. 1817—18); «Sagen aus den Gegenden des Rhein und des Schwarzwaldes» (2. Aufl., Heidelb. 1829); «Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen» (Heidelb. 1839); «Erzählungen und Novellen» (2 Bde., Stuttg. 1833) und «Novellen» (2 Bde., Karlsr. 1839). Das von ihm 1816 gegründete Taschenbuch für deutsche Frauen, «Cornelia», setzte er bis 1840 fort.

Schreiber (Heinrich), Geschichtschreiber und Theolog, geb. zu Freiburg i. Br. 14. Juli 1793 und auch hier gebildet, wurde nach vollendeten theol. und philol. Studien und nachdem er 1815 die Priesterweihe erhalten, als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt angestellt, um das

er sich seit 1822 als Director Verdienste erwarb. 1826 übernahm er die Professur der Moraltheologie an der Universität. Seine Vorlesungen fanden viel Theilnahme; doch hatte er von Anfange an mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, und diese mehrten sich infolge des Erscheinens seines «Lehrbuch der Moraltheologie» (2 Bde., Freib. 1831—34). S. trug in diesem tüchtigen Werke mit Freimuth seine Ansichten gegen das Cölibatgesetz vor, was die ultramontane Partei benutzte, um namentlich die Orthodoxie des Autors in Frage zu stellen. Während andererseits die Ansichten S.'s großen Beifall fanden, wußten seine Gegner auch den Erzbischof Boll in ihr Interesse zu ziehen. Der Erzbischof verlangte von S. zunächst das Versprechen, daß er sich in seinem Lehramte jeglichen Angriffs gegen die lebenslänglich bindenden Gelübde und besonders gegen das Cölibatgesetz, überhaupt gegen kirchliche Institutionen enthalten wolle. S. gab dagegen eine offene Erklärung, worin er dieses Ansinnen ablehnte, und die Folge davon war, daß er 1836 durch Beschluß der großherzogl. Regierung seiner Lehrstelle an der theol. Facultät enthoben und ihm die Professur der histor. Hülfswissenschaften übertragen wurde. 1845 trat S. zur deutschkath. Kirche über, worauf er in den Ruhestand versetzt wurde. Von seinen theol. Werken sind noch anzuführen: «Allgemeine Religionslehre nach Vernunft und Offenbarung» (2 Bde., Freib. 1829) und «Deutschkatholisches» (Freib. 1846). Unter seinen sehr zahlreichen Schriften histor. und antiquarischen Inhalts sind vor allem zu nennen: «Der deutsche Bauernkrieg» (3 Bde., Freib. 1863—66) und die verschiedenen Arbeiten über seine Vaterstadt, unter denen das «Urkundenbuch der Stadt Freiburg» (2 Bde., Freib. 1828—29), die «Geschichte der Stadt Freiburg» (4 Bde., Freib. 1857—58) und die «Geschichte der Universität Freiburg» (3 Bde., Freib. 1857—60) die bedeutendsten sind. Andere werthvolle Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde, besonders des südwestl. Deutschlands sind: «Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland» (5 Bde., Freib. 1839—46); «Denkmale der deutschen Baukunst des Mittelalters am Oberrhein» (Freib. 1826; 2. Aufl. 1829); «Die ehernen Streitkeile, zumal in Deutschland» (Freib. 1842); «Die röm. Töpferei zu Riegel im Breisgau» (Freib. 1867) u. s. w.

Schreibfedern, s. Federn.

Schreibmalerei, d. h. Malerei mit der Feder, dankt ihren Ursprung den Schreibemeistern oder Schönschreibern, insbesondere einer Klasse derselben, welche bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst in Nürnberg vorzugsweise thätig waren und Modisten hießen. Sie suchten nicht blos schön zu schreiben, sondern auch ihre Schrift durch allerlei Farben, Verzierungen und Sonderbarkeiten zu heben. Zuerst erfanden sie die Kleinschreiberei: sie schrieben nämlich mit so kleinen Buchstaben, daß man solche kaum ohne Vergrößerungsglas lesen konnte. In dieser Beziehung war es namentlich gewöhnlich, das Vaterunser, einzelne Psalmen, wie den 128., auf den kleinsten Raum zu schreiben und in Ringe fassen zu lassen. Der Gebrauch dieser Schrift erhielt sich im 17. bis zu Anfang des 18. Jahrh. Man findet noch in Bibliotheken und Bildercabineten ganze Bildnisse mit Einfassungen, die aus ganz kleiner Schrift bestehen, welche die Geschichte der abgebildeten Person, eine Lobschrift derselben oder biblische Stellen enthält. Da diese Arbeit mit vieler Mühe verbunden war, so wählten sich die Schönschreiber einen freiern Spielraum und fertigten zu Verzierungen ihrer Schriften, besonders zu Anfang und am Ende derselben, mit der Feder namentlich architektonische Verzierungen, wie Tempel, aber auch ganze Landschaften u. dgl. Der bessere Geschmack hat jedoch sowol die Kleinschreiberei als auch die eigentliche S. in Vergessenheit gebracht. — Versteht man unter S., wie dies öfters geschehen, die Verbindung der eigentlichen Malerei mit der Schreibekunst, so ist der Ursprung derselben weit früher zu suchen. Denn schöngemalte Initialen finden sich z. B. schon im 9. Jahrh. Den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichte diese Art von S. in Italien im 15. Jahrh., wo die Vorbilder alter, namentlich griech. Kunst auf die Malerei und mithin auch auf die S. Einfluß äußerten. Daher finden sich z. B. in ital. Missalen des 15. Jahrh. die schönsten und gelungensten Initialen. Doch artete die Kunst mitten in ihrem Geburtslande sehr bald aus, und die abenteuerlichsten Figuren, Affen, Vögel u. s. w., mußten den Grundzug zu den Initialen hergeben, eine Entartung des bessern Geschmacks, die sich lange noch auch durch die xylographischen Producte des 15. und 16. Jahrh. hindurchzog.

Schrenck (Karl, Freiherr von), bair. Staatsmann, geb. 17. Aug. 1806 zu Wetterfeld, der Sohn des bair. Justizministers Sebastian von S., studirte die Rechte und erhielt seine erste Anstellung 1834 als Landgerichtsassessor in Landshut, von wo er 1838 als Regierungsrath in das Ministerium des Innern kam. 1845 erfolgte seine Ernennung zum Regierungspräsidenten der Pfalz. Allein schon im Mai 1846, als sein Vater als Justizminister in Pension

trat, wurde er vom König Ludwig zu dessen Nachfolger ernannt und ihm zugleich das neuerrichtete Cultusministerium übertragen. Im Febr. 1847 unterzeichnete er jedoch mit drei seiner Collegen das bekannte Memorandum an den König Ludwig wegen der Lola Montez und sah sich hierauf, als der König alle Minister entließ, zunächst zum Regierungspräsidenten der Oberpfalz ernannt, aber schon nach sechs Wochen ungnädig in den Ruhestand versetzt. 1848 gelangte S., in einem bair. Wahlkreise erwählt, in die deutsche Nationalversammlung, wo er sich jedoch keineswegs bemerklich machte. König Maximilian ernannte ihn 1849 zum Präsidenten der Regierung von Niederbaiern. 1850 wurde er als Gesandter an den reactivirten Bundestag geschickt, in welcher Stellung er die Politik des Ministeriums Pfordten vertrat. Als der König 1859 von der Pfordten entließ, um «Frieden mit seinem Volke zu haben», erhielt S. den Auftrag, das neue Ministerium zu bilden. Die Liberalen begrüßten ihn als einen Mann von strengem Rechtssinn. S. behielt sich in dem neuen Cabinet Neumayer-Mulzer die Departements des Aeußern und des Handels vor. Während dieses Ministerium in den innern Angelegenheiten günstige Resultate erzielte, hatte die Politik S.'s nach außen hin nur sehr zweifelhafte Erfolge. Bei dem immer schärfer hervortretenden Gegensatze zwischen Oesterreich und Preußen stellte er sich auf des erstern Seite und suchte die deutschen Mittelstaaten zu einer einheitlichern Haltung in diesem Sinne zu bestimmen. In der schlesw.-holstein. Sache neigte er auf die nationale Seite, ohne es doch zu einer That bringen zu können. In der seit 1862 schwebenden Frage des franz.-deutschen Handelsvertrags hielt er, obwol nach und nach immer mehr isolirt, so lange an der Opposition fest, bis er, durch ein preuß. Ultimatum gezwungen, Sept. 1864 nachgeben und zugleich auch abtreten mußte. Er ging wieder als Gesandter an den Bundestag, den er 1866 nach Augsburg begleitete, und dessen letzten Sitzungen er, nach Abreise des österr. Gesandten, präsidirte. Seitdem ist er Staatsrath und lebenslängliches Mitglied des Reichsraths.

Schrepfer (Joh. Georg), nicht Schröpfer, wie er gewöhnlich geschrieben wird, ein Betrüger, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. großes Aufsehen machte, war zu Nürnberg 1730 geboren und früher preuß. Husar. Nachdem er 1768 in Leipzig ein Kaffeehaus eröffnet, spielte er eine wichtige Rolle im Freimaurerorden, den er als den Weg vorzeichnete, die menschliche Natur zu vervollkommnen, wenn man bete, faste, Buße thue und so durch gehörige Präparation selbst mit dem höchsten Wesen in innigere Gemeinschaft käme. In der Loge verursachte sein Benehmen Unruhen. Er gerieth mit ihrem Vorsteher in Streit, und ein Pasquill, das er auf denselben machte, zog ihm eine Injurienklage und manche andere Unbesonnenheit öffentliche Beschimpfung zu. Am Ende mußte er Leipzig bankrott verlassen. Desto mehr Aufsehen erregte er nun an verschiedenen Orten als Geisterbeschwörer. Wahrscheinlich war er mit seinen Gaukeleien nur das Werkzeug einer im Finstern wirkenden Partei, die ihn nachher fallen ließ. Unter ihrem Schutz kehrte er nach Leipzig zurück und errichtete daselbst eine sogenannte schott. Loge für Geisterbeschwörungen, wo Beten, Messelesen, Abendmahl, Fasten u. s. w. die Hauptceremonien bildeten. Viele waren fest überzeugt, daß er, wofür er sich ausgab, eigentlich ein Oberst von Steinbach in franz. Diensten und der Sohn eines franz. Prinzen sei. Bei alledem hatte er sich endlich so verstrickt, daß er sah, wie er nicht mehr ohne Schande herauskommen könne. Am 8. Oct. 1774 ging er mit vier seiner Freunde unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, vor Sonnenaufgang in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts und erschoß sich. Seine Papiere zeigten, daß er diesen Schritt mit Ueberlegung that; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen seiner Plane waren die wahrscheinliche Ursache. Indessen hatte er das Gaukelspiel bis zum letzten Augenblick getrieben. In einem hinterlassenen Billet drohte er, daß jeder, den er riefe, ihm würde im Tode nachfolgen müssen; zu Weihnachten aber könnte jeder Gläubiger erwarten, von unbekannter Hand befriedigt zu werden. Die Ruhe und Besonnenheit, die Art, wie er zum Tode ging, imponirte wenigstens seinen Anhängern.

Schreyvogel (Jos.), als Schriftsteller unter dem Namen West (Thomas oder Karl August) bekannt, geb. zu Wien 1768, studirte daselbst und hielt sich dann mehrere Jahre in Jena auf, wo er an verschiedenen Zeitschriften theilnahm, bis er 1802 an Kotzebue's Stelle kaiserl. Hoftheatersecretär in Wien wurde. Diese Stelle legte er nieder, als er 1804 ein Kunst- und Industriecontor errichtete. Nachdem er dasselbe 1814 abgegeben, trat er in die fast bis an seinen Tod bekleideten Aemter als Theatersecretär und Dramaturg ein. Er konnte hier ziemlich selbständig walten, und so ist die Blüte und der Ruhm des Burgtheaters fast ganz als sein Werk zu betrachten. Namentlich stellte er das Repertoire mit Umsicht her, bereicherte es auch durch musterhafte Bearbeitung span. Dramen, unter denen «Don Gutierre» und «Das Leben ein Traum» nach Calderon und «Donna Diana» nach Moreto am bekanntesten wurden. Seine

eigenen Dichtungen sind, wie seine prosaischen Darstellungen, correct und elegant, aber ohne höhern Werth. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in vier Bänden (Braunschw. 1828—29). Eine Aenderung in der Oberleitung der kaiserl. Bühnen führte gegen seinen Wunsch im Mai 1832 seine Pensionirung herbei. Er starb 28. Juli desselben Jahres an der Cholera.

Schrift nennt man die sichtbaren Zeichen, welche ganzen Worten oder einzelnen Lauten bestimmter Sprachen zu entsprechen und diese für das Auge zu fixiren bestimmt sind. Alle S. der Völker gingen von Bilderschrift aus, wo jedes Zeichen einen Gegenstand abbilden soll, und von Wortschrift, wo jedes Bild einem ganzen Worte entsprach. Die Entwickelung der S. liegt in dem Fortschritte von der Wortschrift zur Silbenschrift, endlich zur Buchstabenschrift, womit zugleich nothwendig eine Vereinfachung der Zeichen in der Form und in der Zahl verbunden ist. Man kennt nur drei Schriftquellen, die voneinander unabhängig gewesen zu sein scheinen, die chinesische S., die westasiat. Urschrift, auf die man die verschiedenen Keilschriften zurückführen muß, und die ägypt. Hieroglyphenschrift, deren Umbildung in die hieratische und demotische Cursivschrift wir kennen. Alle semitischen, europäischen und ähnlichen S. in Asien und Afrika sind aus einer der beiden letztern hervorgegangen. Die älteste Richtung der S. war überall von oben nach unten in Columnen und von rechts nach links. Erst später, hauptsächlich durch das Schreibmaterial bedingt, tritt die horizontale Richtung und vornehmlich bei den indogerman. Völkern von links nach rechts ein.

Schriften oder Lettern, auch Typen, nennt man in den Druckereien die verschiedenen Schriftsorten, die nach der Größe sowie nach dem Schnitt der Buchstaben unterschieden werden. Die Sprache macht dabei keinen Unterschied. Die gewöhnlichen Bezeichnungen nach der Größe des Körpers, des sog. Kegels, sind in aufsteigender Linie von der kleinsten an: Diamant, Perl, Nonpareil, Colonel, Petit, Bourgeois, Garmond (eigentlich Garamond, so benannt nach ihrem Erfinder, dem berühmtesten Schriftschneider Frankreichs im 16. Jahrh.) oder Corpus, Cicero, Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon, Real und Imperial. Alle deutschen S. nennt man Fractur, die lateinischen Antiqua und unterscheidet dann Perlfractur, Perlantiqua u. s. w. Dasselbe geschieht auch bei den S. für andere Sprachen, wie z. B. Griechisch (Perlgriechisch u. s. w.), Hebräisch u. s. w. Die schiefstehende Antiqua oder Cursiv (bei den Franzosen Italique genannt) wurde von Aldus Manutius (s. d.) in Venedig erfunden. Die Schwabacher Schrift, so genannt nach ihrem Erfinder, dem Schriftgießer Schwabach, ist eine nach altgoth. Art gebildete Fracturschrift. Außer vielen Nuancirungen goth. Schriften gibt es eine große Anzahl von Titel- und Zierschriften in verschiedenem Ductus (schmal, breit, mager, halbfett, fett u. s. w.). Im technischen Sinne gehören zu den S. auch die Ziffern und Interpunctionszeichen sowie die Spatien, Quadrate, Halbquadrate und Schließquadrate, wodurch im Satze Worte oder Zeilen voneinander getrennt oder die sog. Auslaufzeilen ausgefüllt werden.

Schriftgießerei. Die Erfindung der Buchdruckerkunst schloß, strenggenommen, die der S. in sich ein. Denn sobald man dahin gekommen war, geschnittene Holzplatten zu einzelnen Buchstaben zu zertheilen und diese als bewegliche Typen zum Satze zu verwenden, mußte man auch darauf denken, sehr viele und gleichmäßige Typen auf bequemere Weise anzufertigen, und dazu lag natürlich der Guß am nächsten. Schon Pet. Schöffer wendete 1452 dieses Verfahren an. Sowie die Erfindung der Buchdruckerei eine echt deutsche ist, so sind es auch Deutsche gewesen, welche dieselbe zuerst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachten, denn Arn. Pannarz und Konr. Schweinheim erfanden 1467, während man bis dahin nur deutsche (gothische) Lettern verwendet hatte, in Rom die jetzt noch gebräuchliche lateinische, die Antiquaschrift. Das erste Erforderniß zu einer Schrift sind die Stempel, mittels deren die Formen zum Gusse der Lettern oder Schriften (s. d.) erzeugt werden. Die ersten und besten Stempelschneider waren in Nürnberg, und man ließ sich für die neuanzulegenden Gießereien die Abschläge der Schriften von dort kommen. In Leipzig wurde die erste S. 1656 von Hahn gegründet, welche nachher an Janson überging, und aus der die berühmte Eberhard'sche entstand; diese aber ebenso wol als die damals gleichzeitig bestehende hatte Stempel von Nürnberg. Erst Müller legte sich auf die Stempelschneiderei, und als er ziemlich jung starb, kamen seine Stempel und seine Gießerei durch Heirath seiner Witwe 1719 an Bernh. Christoph Breitkopf, dessen Sohn, Joh. Gottlob Imman. Breitkopf (s. d.), später als der eigentliche Schöpfer der leipziger Typographie sich auszeichnete. Die ausgezeichnetsten S. der neuern Zeit sind die von Bodoni, Elzevier und Stephanus, Baskerville, Didot, Zink und Schmidt. Gegenwärtig genießen die Schriften der Gießereien von Breitkopf und Härtel und F. A. Brockhaus in Leipzig, Schelter und Giesecke in Leipzig

und Wien, Dresler in Frankfurt a. M., Häuel in Berlin, Haase und Söhne in Prag und der Staatsdruckerei in Wien eines hohen Rufs.

Was die Technik der S. betrifft, so geschieht der Guß in Formen, den sog. Gießinstrumenten, welche man für die verschiedenen Lettern einer und derselben Schriftart weiter und enger, je nach der Breite der Lettern, machen und die eigentlichen Schriftformen, die Matrizen, verändern kann. Die letztern bestehen aus einem Stückchen Kupfer, in welchem mittels des vorher geschnittenen stählernen und gehärteten Stempels (Patrize) die Form der Letter vertieft abgeschlagen ist, und welche dann justirt wird. Diese Matrize wird nun zuerst in das Instrument gesetzt und dessen einzelne Theile dann nach der Schrifthöhe und der Breite des Buchstabens durch Schrauben festgestellt. In die auf solche Weise nach und nach für jeden einzelnen Buchstaben vorbereitete Form gießt nun der Arbeiter das geschmolzene Schriftgut, eine Mischung von Blei mit Antimon, welcher oft auch Zinn und Kupfer zugesetzt wird, worauf er die Form öffnet, die Letter auswirft und das Instrument dann wieder zum Guß schließt. Von dem gegossenen Buchstaben wird nun der Anguß abgebrochen, der an den Kanten vorstehende Grad auf einem Sandsteine abgeschliffen und eine ganze Reihe solcher Buchstaben in dem Bestoßinstrumente genau abgeglichen, welches mittels eines sehr genau stellbaren Hobels geschieht, sodaß alle Buchstaben genau gleiche Höhe erhalten. Dann werden sie vollends bestoßen und in Packete zur Ablieferung gesetzt. Die ganz großen Buchstaben, wie man sie zu Placaten und Anzeigen braucht, wurden ehemals in Sand, später in Gips geformt und gegossen. Pfnorr in Darmstadt hat dazu eigens construirte Fallwerke, sog. Clichirmaschinen, erfunden, wo das Metall in die Formen getrieben wird. Auch auf dem Wege der Galvanoplastik lassen sich sehr gute Matrizen für die S. erzeugen, welche sehr scharfe Lettern geben. Da das Gießen der einzelnen Lettern immer noch sehr zeitraubend war, kam man auf den Gedanken, Maschinen zu bauen, welche diese Arbeit schneller und in derselben Güte machen sollten. Applegath in London und andere construirten dergleichen Maschinen, die aber sämmtlich ihrem Zweck nicht entsprachen. Endlich wurde in Amerika auf eine solche Maschine ein Patent genommen, nach welcher E. Häuel in Berlin Maschinen baute. Dies Modell war es, welches in der Mechanischen Werkstätte von F. A. Brockhaus in Leipzig so wesentlich umgewandelt und verbessert wurde, daß die jetzt vielfach eingeführte ganz neue Schriftgießmaschine daraus entstand, mittels deren ein gewöhnlicher Handarbeiter in der Stunde 1500—2000 ganz fehlerfreie Buchstaben gießen kann. Die Lettern werden sehr scharf und gewähren noch nebenbei den Vortheil, sowol für den Käufer als für die, welche mit den gesetzten Formen umgehen müssen, daß sie bedeutend leichter sind, indem sich stets in ihnen ein hohler Raum bildet. Die Maschine besteht zunächst in einem kleinen Kessel, der über einem Ofen steht, und in welchem sich eine sehr einfach construirte kräftige Druckpumpe befindet, welche durch eine Kurbel an der Maschine dergestalt in Betrieb gesetzt wird, daß sie in gewissen Zwischenräumen einen Strahl des in dem Kessel befindlichen geschmolzenen Metalls ausspritzt. In dem Augenblicke des Ausspritzens führt die Maschine durch Umdrehung derselben Kurbel das an einem Hebel befindliche Gießinstrument vor die Ausgußöffnung und drückt es dort fest an. Die Zeit zwischen zwei Ausspritzungen des Metalls wendet die Maschine dazu an, das Instrument von dem Kessel zu entfernen, zu öffnen, den fertigen Buchstaben auszuwerfen, das Instrument wieder zu schließen und gegen den Kessel anzudrücken. Alle diese Arbeiten werden durch die Bewegung einer einzigen Kurbel von einem gewöhnlichen Arbeiter verrichtet, der außerdem nur darauf zu sehen hat, daß die Ausgußöffnung und die Form stets rein sind. Für jeden Buchstaben wird das Instrument besonders vorgerichtet. Vgl. Henze, «Handbuch der S.» (Weim. 1844); Bachmann, «Die S.» (Lpz. 1867).

Schriftsässigkeit (neulat. schriftsassiatus). Den Fürsten, Grafen und Herren sowie den Stiftern und Städten, welche im Deutschen Reiche unmittelbar unter dem Kaiser standen und neben dem Gerichtsstande vor den höchsten Justizstellen auch die Reichstagsfähigkeit besaßen, entsprachen aus den nur landsässigen Freien die Prälaten, die Mitglieder der Ritterschaft und diejenigen Städte, welche zum Erscheinen bei den Land- und Hoftagen des Territorialherrn von alters her berechtigt waren. Sie erhielten den Namen Schriftsassen, weil ihnen das Einberufungsschreiben zu den Landtagen (die Missive) von dem Landesmarschallamte unmittelbar zugesendet wurde. Weiterhin erlangten zwar auch noch andere große Grundbesitzer die Landtagsfähigkeit, empfingen aber die Missive nur durch Vermittelung der Vogtgerichte, denen sie in ihren Rechtsangelegenheiten untergeben blieben, und hießen deshalb Amtsassen. Nachdem im Laufe der Zeit auch allen höhern Hof- und Staatsdienern der Gerichtsstand vor dem Hof- oder Oberhofgerichte oder dem Regierungscollegium bestätigt worden war, bezeichnete die S. nur das Privi-

legium, gleich in der ersten Instanz vor den höchsten Gerichten des Landes Recht zu nehmen, und man unterschied einen dinglichen und persönlichen Schriftsassiat. Jener kam den Besitzern schriftsässiger Güter, dieser den in solcher Weise ausgezeichneten Stiftern und Städten sowie den gesellschaftlich höher stehenden Personen zu. Mit der neuern Justizorganisation ist das betreffende, vielfach beschwerliche Vorzugsrecht fast allenthalben beseitigt worden.

Schröckh (Joh. Matthias), Kirchenhistoriker, geb. zu Wien 26. Juli 1733 von prot. Aeltern, erhielt seine Gymnasialbildung erst zu Presburg, seit 1750 zu Kloster-Bergen bei Magdeburg und bezog dann 1752 die Universität zu Göttingen. Da sein Oheim, der damalige Professor Bel zu Leipzig, ihn 1754 zum Mitarbeiter bei den von ihm herausgegebenen «Acta eruditorum» und den «Leipziger gelehrten Zeitungen» wählte, so entschied sich S. für das akademische Leben und trat 1754 als akademischer Docent zu Leipzig auf. Er erhielt 1762 eine außerord. Professur, nahm aber 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an, der er jedoch nicht gewachsen war. Eifrig fuhr er dabei fort, sich im histor. Gebiete heimisch zu machen, und als er 1775 die Professur der Geschichte erhalten hatte, widmete er sich ausschließend der Geschichte. An seinem 76. Geburtstage hatte er das Unglück, in der Bibliothek von der Leiter zu fallen und ein Bein zu brechen. Infolge davon starb er 2. Aug. 1808. Fleiß im Sammeln und Forschen, feines Gefühl für das Wahre, Treue und verständige Anordnung blicken aus allen seinen histor. Werken. Seine Sprache ist nicht erhaben, aber edel; sein Stil einfach, klar, leicht und belebt. Diese Vorzüge verschafften seinen Werken eine ungemeine Verbreitung, z. B. der «Weltgeschichte für Kinder» (6 Bde., Lpz. 1779—84 u. öfter, mit 100 Kupfern); den histor. Compendien, darunter die «Historia religionis et ecclesiae christianae» (7. Aufl. von Marheineke, Berl. 1829); der in einzelnen Darstellungen vortrefflichen «Allgemeinen Biographie» (8 Bde., Berl. 1767—91) und den «Lebensbeschreibungen berühmter Männer» (2 Bde., Lpz. 1789—91). Für Guthrie's und Gray's «Allgemeine Weltgeschichte» bearbeitete S. die ital., franz., niederländ. und engl. Geschichte (1770—76) mit einer Einsicht und Sorgfalt, die diesen Uebersetzungen den Vorzug vor dem Originale verschafft hat. Sein Hauptwerk ist jedoch die «Christl. Kirchengeschichte» (35 Bde., Lpz. 1768—1803; Bd. 1—14; 2. Aufl. von Tzschirner, 1772—1825), woran sich die «Kirchengeschichte seit der Reformation» (10 Bde., Lpz. 1804—12) schließt, die vom neunten Bande an von Tzschirner fortgesetzt wurde. S. hat in diesem Werke in sehr umfassender, ebenso lehrreicher wie anziehender Weise ein zusammenhängendes Gemälde der Menschen und Begebenheiten gegeben, die seit 18 Jahrhunderten in der christl. Kirche Bedeutung erhielten. Eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Charakters von Tzschirner enthält die «Kirchengeschichte seit der Reformation» (Bd. 10).

Schröder (Friedr. Ludw.), berühmter deutscher Schauspieler und Dramaturg, wurde 3. Nov. 1744 zu Schwerin geboren. Nachdem sich seine Mutter, nach dem frühen Tode seines Vaters, in Moskau 1749 mit Konr. Ernst Ackermann (s. d.) wieder verheirathet hatte, durchzog er mit seinen Aeltern Kurland, Preußen und Polen und trat mehrfach in Kinderrollen auf. Für seine Erziehung geschah nichts, und er war auf dem Wege, ein Taugenichts zu werden. Endlich kam er auf das Friedrichscollegium zu Königsberg, wo ihn die Aeltern, als sie sich vor den anrückenden Russen flüchteten, in ziemlich hülfloser Lage zurückließen. Sein Fleiß zog ihm zwar Lob, sein Muthwille aber die schärfsten Züchtigungen zu, und als seine Aeltern nichts mehr von sich hören ließen, wurde er aus der Anstalt entlassen und würde umgekommen sein, hätte nicht ein armer Schuster, der das leerstehende Schauspielhaus zu bewachen hatte, sich seiner erbarmt. S. half jetzt seinem Wohlthäter Schuhe flicken, hungerte mit ihm, gewöhnte sich aber auch den Branntwein an und würde vielleicht in Gemeinheit untergegangen sein, hätte nicht der zu jener Zeit berühmte Seiltänzer Stuart sich seiner angenommen und für seine geistige Ausbildung Sorge getragen. 1759 ließen ihn endlich seine Aeltern nach Deutschland nachkommen, wo er Kaufmann werden sollte. Da er aber wenig Lust hierzu zeigte, wurde er aufs neue seinen Aeltern, die sich damals in der Schweiz aufhielten, nachgeschickt, wo er sich in Solothurn als Schauspieler und Tänzer ausbildete, seine ersten dichterischen Versuche mit Uebersetzung eines franz. Lustspiels machte, die Schweiz und die Rheingegenden durchzog und mehrere Jahre ein sehr wüstes Leben führte. In Hamburg, wohin die Ackermann'sche Gesellschaft 1764 zurückgekehrt war, zeichnete sich S. anfangs als Balletmeister und im Lustspiel aus. Später ging er ins tragische Fach über, und hier war es, wo er sich den Ruhm des ersten Künstlers seiner Zeit erwarb. 1771 übernahm er nach dem Tode seines Stiefvaters mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Direction der Bühne. Auch trat er jetzt mit einem eigenen Lustspiele, «Der Arglistige» auf, dem bald mehrere folgten, die eine lange Reihe von Jahren Glück machten. Seine Gattin, geborene Hart aus Petersburg,

welche er 1773 heirathete, bildete sich gleichfalls als bedeutende Schauspielerin aus. Was S. als Vorsteher der Bühne in Hamburg, die durch ihn ihren Ruf und feste Begründung erhielt, wirkte, gehört der Geschichte des deutschen Theaters an. Sein Streben nach Herstellung eines tüchtigen Repertoire und Ensemble der Darstellung, sein strenges Halten auf Sittlichkeit und Ordnung und vor allem sein eigenes Beispiel hoben die Bühne zu einer damals seltenen Höhe. Durch die fleißigen und umsichtigen Bearbeitungen der Shakspeare'schen Trauerspiele trug er zuerst mit dazu bei, diesen Dichter auch auf den deutschen Bühnen heimisch zu machen. Seine glänzendste Periode begann, als er 1780 mit seiner Gattin eine Kunstreise durch die Hauptstädte Deutschlands und nach Paris machte. Im folgenden Jahre folgte er einem Rufe an das wiener Hoftheater. Bald aber sehnte er sich wieder nach Hamburg zurück und übernahm von neuem die Leitung des dortigen Theaters, die er bis 1798 führte, wo er sich auf das von ihm erkaufte nahe Landgütchen Rellingen zurückzog. Hier wirkte er theils als dramatischer Schriftsteller, theils als Vorsteher der Freimaurerloge zu Hamburg. Zeitumstände, der Wunsch des Publikums und die Ueberzeugung, daß das von ihm begründete Institut dem Untergange nahe, bewogen ihn 1811, die Verwaltung der Bühne nochmals zu übernehmen. Er erntete aber für seine Mühen keinen Dank von dem Publikum, für das er sich und sein Vermögen opferte. S. starb 3. Sept. 1816. Als dramatischer Schriftsteller hatte er mehr die Anforderungen der Bühne als die der Dichtkunst im Auge; doch gehören seine bessern Conversationsstücke als echte Charaktergemälde zu dem Gelungensten, was die Deutschen in dieser Gattung besitzen. Er bildete mit besonnener Kraft und ruhigem Studium. Seine Gestalten waren aus dem Leben gegriffen, und in naturgemäßer Entwickelung solcher Charaktere sind ihm wenige deutsche dramatische Dichter gleichgekommen. Dabei war seine Sprache, mit seltenen Ausnahmen, rein und edel, und durch alle seine Stücke weht, wie ausgelassen sie zum Theil sein mögen, ein Geist der Sittlichkeit, wie ihn sein jüngerer Nebenbuhler Kotzebue, durch den er zuletzt fast in Vergessenheit gerieth, nie gekannt hat. S. hatte sich meist nach den Engländern gebildet, und viele seiner Stücke sind nur freie Bearbeitungen nach diesen. Alle im Druck erschienenen und viele handschriftlich vorhandenen gab Bülow unter dem Titel «S.'s dramatische Werke» mit einer Einleitung von Tieck (4 Bde., Berl. 1831) heraus. S.'s Witwe starb 25. Mai 1829. Vgl. das treffliche biographische Werk von F. L. W. Meyer, «Friedr. Ludwig S., ein Beitrag zur Kunde des Menschen und Künstlers» (2 Bde., Hamb. 1810); Brunier, «Friedr. Ludwig S., ein Künstler- und Lebensbild» (Lpz. 1864).

Schröder (Sophie), eine der ausgezeichnetsten deutschen tragischen Schauspielerinnen, geb. 29. Febr. 1781 in Paderborn, ist die Tochter des Schauspielers Bürger, dessen Witwe sich nachher mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheirathete. Als ihre Mutter 1793 bei der Tylli'schen Gesellschaft in Petersburg engagirt worden, begann dort die damals 12jährige Sophie in der Dittersdorf'schen Oper «Das rothe Käppchen» als Lina ihre theatralische Laufbahn. In Reval heirathete sie 1795 den Director der dortigen deutschen Bühne, Stollmers (eigentlich Smets). Hier lernte sie auch Kotzebue kennen, und auf seine Empfehlung erhielt sie eine Anstellung bei dem wiener Hoftheater. Sie spielte damals noch ausschließend naive Rollen und gefiel als Margarethe in den «Hagestolzen» und als Gretchen in den «Verwandtschaften». Schon nach einem Jahre ging sie nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagirt wurde und besonders als Hulda im «Donauweibchen» viel Glück machte. Ihre Ehe mit Stollmers ward hier getrennt, welcher die Bühne verließ und unter seinem wirklichen Familiennamen Smets als Hofrath des regierenden Reichsgrafen von Plettenberg-Ratibor wieder in die früher von ihm verlassene juridisch-diplomatische Laufbahn zurücktrat. 1801 unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Hamburg berufen, betrat hier Sophie die Bahn, auf welcher sie bald als ein Stern erster Größe glänzte: sie wechselte das naive Rollenfach mit dem tragischen. 1804 heirathete sie den Tenoristen Friedr. Schröder und lebte unter den günstigsten Verhältnissen in Hamburg, bis sie 1813 die Kriegsereignisse bestimmten, diese Stadt heimlich zu verlassen, da der Marschall Davoust sie in das Innere Frankreichs bringen lassen wollte, wegen der patriotischen Gesinnung, welche sie bei Hamburgs Besetzung durch den General Tettenborn auf der Bühne hatte laut werden lassen. Nachdem sie eine glänzende Kunstreise gemacht, spielte sie anderthalb Jahre in Prag und folgte dann einem Rufe an das wiener Hoftheater, dessen Zierde in hochtragischen Rollen sie bis 1829 war. Hier sah sie auch nach 16jähriger Trennung ihren Sohn erster Ehe, den späterhin durch mehrere theol. und poetische Schriften bekannt gewordenen kath. Geistlichen und Kanoniker Wilh. Smets (geb. 1796) wieder. Nachdem ihr zweiter Gatte Schröder 1818 gestorben, heirathete sie 1825 den talentvollen Schauspieler Kunst, von dem sie sich aber bald wieder trennte. 1829 schied sie vom wiener Hoftheater aus und machte bedeutende Kunstreisen, bis sie 1831

Mitglied des münchener Hoftheaters wurde. Von hier folgte sie im Frühjahre 1836 abermals einem Rufe an das wiener Hoftheater. 1840 wurde sie in Wien pensionirt und lebte seitdem meist in Augsburg. Wiewol betagt, erfreute sich die Künstlerin doch immer noch einer seltenen Kraft und Frische des Körpers und Geistes, sodaß sie sogar zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers Franz Joseph im Mai 1854 am wiener Hoftheater unter großem Beifall mitwirken konnte. Ihre bedeutendsten Rollen waren Phädra, Medea, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon und Isabella in der «Braut von Messina». Sie besaß ein gewaltiges und doch wohlklingendes Organ, ein wirksames Auge und ein durch Uebung zu einem erstaunenswürdigen Grade von Sicherheit entwickeltes Talent.

Schröder-Devrient (Wilhelmine), berühmte dramatische Sängerin, die Tochter der vorigen, wurde zu Hamburg 6. Dec. 1804 als die älteste von vier Geschwistern geboren und von früher Jugend an durch ihre Mutter für die Kunst gebildet. Schon in ihrem fünften Jahre betrat sie zu Hamburg die Bühne als tanzende Amorine, und im zehnten wurde sie Mitglied des Hörschelt'schen Kinderballets in Wien. Doch mit dem sich entfaltenden Geiste strebte die junge Künstlerin nach einem höhern Wirkungskreise und widmete sich dem Schauspiele. Die erste Rolle, in der sie in ihrem 15. J. auf dem Burgtheater zu Wien auftrat, war die der Aricia in Racine's «Phädra». Ihr Talent war unverkennbar, und schon ihre ersten Leistungen berechtigten zu großen Erwartungen. Ein Jahr später, 1821, trat sie plötzlich und unvermuthet als Pamina in der «Zauberflöte» auf und entwickelte ihre Gabe des Gesangs. Nachdem sie in der Rolle der Leonore im «Fidelio» den Sieg über alle ihre Vorgängerinnen davongetragen, stieg ihr Ruf rasch immer höher, und sie begann nun größere Reisen zu unternehmen. Ihr Aufenthalt in Berlin 1823, wo sie großes Aufsehen erregte, wurde für die Verhältnisse ihres Lebens bedeutend, indem sie sich daselbst mit Karl Devrient (s. d.) verheirathete. Mit ihrem Gatten gemeinschaftlich nahm sie ein Engagement bei dem Hoftheater in Dresden an; doch wurde die Ehe 1828 gelöst. Von Dresden aus unternahm sie häufige Kunstreisen. In Berlin, wo sie 1828 wieder auftrat, zeigte sich ihr Spontini sehr feindselig; doch erntete sie in ihren letzten Vorstellungen, namentlich in der «Euryanthe», den rauschendsten Beifall. Im J. 1830 ging sie zum ersten mal nach Paris, wo sie hoch gefeiert wurde, und nach der Rückkehr trat sie wieder in Berlin und andern großen Städten auf und erntete eine Reihe von Triumphen. Im nächsten Jahre, wo sie bei der ital. Oper in Paris sich auf ein Jahr engagirte, machte sie jedoch im ganzen weniger Glück. Mit desto größerm Enthusiasmus wurde sie 1832 in London aufgenommen, wohin man sie auch 1833 und 1837 wieder berief. Auch unternahm sie 1835 eine Kunstreise auf längere Zeit nach Rußland, Oesterreich und durch Deutschland. Diese Zeit ist ohne Zweifel als der Culminationspunkt ihres künstlerischen Wirkens zu betrachten. Ihre meisterhaftesten Leistungen waren Fidelio, Euryanthe, Donna Anna, die Vestalin, Desdemona, Emmeline, Romeo, die Nachtwandlerin, Norma und Valentine. Es war ihre schaffende Genialität, welche, durch tiefes und ernstes Studium unterstützt, ihre bewunderungswürdigen Leistungen erzeugte. Ihre Stimme war wohllautend und zugleich stark und umfangreich, obwol sie des eigentlichen Metalls entbehrte. Zugleich entwickelte sie eine hinreißende Intensität des Ausdrucks, die sie auch einzig in ihrer Art zu nutzen wußte. Unerreicht war sie in ihrem plastischen Spiel und im mimischen Ausdruck. Mit einer wunderbaren Schärfe des künstlerischen Blicks durchdrang sie jede Rolle und erfaßte den Moment, wo sie dieselbe auf den Gipfel der Wirkung heben konnte. Groß zeigte sie sich auch in der künstlerischen Selbsterkenntniß; sie wußte genau, was sie vermochte und wo ihre Mittel endeten. Die Rollen Adriano, Senta und Venus in den Opern Richard Wagner's, der 1842 nach Dresden kam, waren die letzten, denen sie ihren schöpferischen Genius widmete. Am 1. Juni 1847 wurde auf ihren Wunsch ihr Contract mit der dresdener Theaterintendanz aufgehoben. Sie ging hierauf einen Ehebund ein, der sehr unglücklich ausfiel und schon Ende 1848 unter Aufopferung ihres Vermögens getrennt wurde. Inzwischen hatte sie eine Gastspielreise durch Deutschland nach Kopenhagen, von da nach Rußland unternommen, wo sie 29. Dec. 1847 in Riga als Romeo zum letzten mal die Bühne betrat. Im Mai 1849 war sie Zeuge des Aufstandes in Dresden, der sie in die größte Aufregung versetzte. Sie wandte sich über Berlin nach Süddeutschland, von da nach der Schweiz und brachte den Winter in Paris zu, wo sie Herrn von Bock, einen livländ. Edelmann kennen lernte, dem sie, nachdem sie sich im März 1850 zu Gotha mit ihm vermählt, nach Livland folgte. Wiewol in günstigen Verhältnissen, trieb sie schon im folgenden Jahre die Sehnsucht wieder nach Deutschland. Bei ihrer Ankunft in Dresden sah sie sich in eine Untersuchung wegen ihres Verhaltens beim Maiaufstande verwickelt, die zwar niedergeschlagen

wurde, aber nachträglich ihre Verweisung aus Rußland zur Folge hatte. Erst einige Jahre später durfte sie nach Livland zurückkehren. Misbehagen führte sie 1856 wieder nach Berlin, wo sie seitdem in Concerten und gesellschaftlichen Kreisen als lyrische Sängerin auftrat. Der Beifall, den ihre Concertleistungen 1858 in Dresden, Leipzig und anderwärts fanden, ließen sie sogar an die Rückkehr zur Bühne denken. Im Laufe des J. 1859 wurde sie jedoch von einer langwierigen Krankheit ergriffen, infolge deren sie 26. Jan. 1860 zu Gotha in den Armen ihrer Schwester starb. Neben hoher Begabung, schöpferischer Kraft, durchdringendem Verstande besaß sie ein edles, warmes Herz, aber auch die Leidenschaften einer mächtigen Natur, die sie zum ruhigen Lebensgenuß nie kommen ließen. Vgl. Claire von Glümer, «Erinnerungen an Wilhelmine S.» (Lpz. 1862); Wolzogen, «Wilhelmine S.» (Lpz. 1863).

Schrödter (Adolf), ausgezeichneter Maler im humoristischen Genre, geb. zu Schwedt 28. Juni 1805, der Sohn eines Malers und Graveurs, lernte in Berlin sieben Jahre lang die Kupferstechkunst, bis er, mit seiner Beschäftigung unzufrieden, 1829 nach Düsseldorf ging, wo er als Maler auftrat. Obschon als Maler dem Humor und der Komik zugewandt, steht er doch hoch über den Caricaturisten, indem seine Conceptionen nicht auf den Witz des Augenblicks berechnet, sondern von objectiv gültigem Gehalt und in jeder Beziehung als Kunstwerke vollendet sind. Im ernsten Genre, in dem er ebenfalls einiges gemalt, ist er nicht frei von der Sentimentalität der düsseldorfer Schule. Das Komische entspringt bei ihm in echt poetischer Weise aus dem Contrast von Handlung und Zweck, Charakter und Absicht, und seine Charakteristik ist bis aufs feinste studirt, die malerische Ausführung lebendig und sorgfältig. Schon seine Weinprobe (1832) und das schöne fröhliche Bild, welches er: Rheinisches Wirthshausleben benannte, verschaffte ihm Ruf. Am vollkommensten aber entwickelte sich sein Humor in den verschiedenen Scenen zu Don Quixote, den Falstaffiaden, Eulenspiegel und Münchhausen, welche er bald in Oel, bald mit der Radirnadel, bald für den Holzschnitt ausführte. Eine andere Richtung des Künstlers geht auf die Arabeske und den Fries. In Düsseldorf gewann S. mit der Composition eines Frieses als Zimmerverzierung den vom Rheinischen Kunstverein ausgesetzten Preis. Kirchweihfestgruppen bilden den Inhalt dieser Arbeit, welche er nachher in Farben auf vergoldete Zinkplatten ausgeführt hat. 1847 malte er seinen «Auerbach's Keller», eins seiner bedeutendsten Oelbilder (gestochen von Lüderitz). In Frankfurt, wohin er sich seit 1848 wandte, malte er den Zug des Königs Rheinwein, ebenfalls als Fries, ein Stück voll Laune und Lust (1867 in Farbendruck in München bei Albert erschienen). Seinen Sinn für Ornamentik bethätigte er auch durch ein Musterbuch für Schnurstickerei, welches häufig benutzt wird. Als Schriftsteller ist S. mit einem Heft über «Das Zeichnen als ästhetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts» aufgetreten. 1852 entstanden vier zusammenhängende Aquarellbilder, welche den Rheinwein, den Maitrank, den Punsch und den Champagner illustriren. 1854 kehrte S. wieder nach Düsseldorf zurück, wo er unter anderm die Jahreszeiten in vier höchst gelungenen Aquarellen (in der Galerie zu Karlsruhe) darstellte und in Oel den Fallstaff: «So lag ich, so führte ich meine Klinge», malte. Seit 1859 wirkt er als Professor des Freihandzeichnens an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Als Proben seiner künstlerischen Thätigkeit aus jüngster Zeit sind zu nennen: die Illustrationen zu Uhland's Werken, zwei Mönche im Klosterkeller (1863), Hans Sachs, und Fallstaff mit seinem Pagen (1867). Als einer der trefflichsten Radirer hat S. eine große Anzahl seiner Compositionen, namentlich Arabeskenbilder, selbst auf die Kupferplatte übertragen, worunter sich «Der Geist der Flasche» den größten Beifall erworben hat. Sein Monogramm ist ein Pfropfenzieher. Seit 1835 ist S. Mitglied der Akademie zu Berlin.

Schröpfen (scarificatio) nennt man eine wundärztliche Operation, wobei eine Anzahl kleiner Einschnitte in die Haut gemacht und aus diesen das Blut mittels Sauginstrumenten herausgezogen wird. Zur Hervorbringung jener Einschnittchen wendet man gewöhnlich den Schnepper (s. d.), auch Scarificator genannt, an, von dem es mehrere Arten gibt. Zum Aussaugen dienten früher die Schröpfköpfe (cucurbitulae), gewöhnlich kleine Glocken aus Glas. Man hielt dieselben über eine Flamme, um darin durch die Hitze die Luft zu verdünnen, und stülpte sie dann rasch auf die Haut, wo sie sich beim Erkalten durch den Druck der äußern Atmosphäre fest ansaugten, die Haut in die Höhe zogen und Flüssigkeiten aus derselben zum Heraustreten brachten. Statt dieser ganz aus Glas verfertigten Schröpfköpfe wendet man jetzt Glasringe an, welche auf der einen Seite mit einer dicken Kautschukhaut verschlossen sind. Beim Aufsetzen des Rings drückt man den Kautschuk mit dem Finger ein und läßt diesen dann los, wenn der Ring gut sitzt.

Der Kautschuk spannt sich wieder aus und verdünnt so die Luft in der kleinen von ihm gebildeten Höhle. Aehnlicher Instrumente bedient man sich auch zum Abnehmen der Milch bei Frauen. Das S. gehört zu den mehr beim Volke als bei den Aerzten beliebt gebliebenen Blutentziehungsmitteln, und zwar zu den örtlichen. Es ersetzt die Blutegel in vielen Fällen, nur nicht da, wo das S. zu schmerzhaft ist (wie auf dem Bauche bei Bauchfellentzündung) und an unzugänglichern Stellen. Es dient theils bei Hautleiden, um in der Haut stockendes Blut zu entleeren, theils bei Krankheiten innerer Organe (Brust- und Brustfellentzündung, Bauchfellentzündung) als ableitende Blutentziehung. Oft wirkt es vielleicht nur durch die damit verbundene Reizung und Blutanhäufung in der Haut und Entfernung des Bluts in den darunterliegenden Organen (z. B. beim Auge). Daher gibt es Fälle, wo man mit Nutzen ohne Blutentziehung, also ohne vorherige Einschnitte schröpft: die sog. trockenen Schröpfköpfe, wie sie im Gegensatze zu den blutigen genannt werden.

Schrot, auch Hagel oder Schießhagel, nennt man das in kleine kugelige Körner geformte Blei, welches, aus Schrotflinten geschossen, zur Jagd auf kleines Wild dient und das Erzeugniß der Schrotgießerei ist. Die feinsten Sorten des sog. Vogeldunstes haben $1/_{40}$ bis $1/_{30}$ Zoll im Durchmesser; das gröbste S. mißt nicht viel weniger als $1/_4$ Zoll. Das Schrotgießen beruht auf einer Umwandlung des geschmolzenen Bleis in Tropfen, welchen man Gelegenheit gibt, zu erstarren, bevor sie mit einem harten Körper in Berührung kommen. Jede Flüssigkeit nimmt, wenn sie tropfenweise frei fällt, vermöge der Anziehung ihrer Theilchen zueinander die sphärische Form an, und auf diese Eigenschaft ist die Fabrikation der S. begründet. Man schmelzt das Blei, welchem man, um es tropfbarer zu machen, auf 6—7 Ctr. reines Blei $2^1/_2$—3 Pfd. weißen Arsenik oder rothes Schwefelarsenik zusetzt, in einem Kessel und gießt dasselbe löffelweise in ein Sieb, welches nach der Größe der zu gießenden S. kreisrunde Löcher hat. Da aber bei diesem Verfahren das Blei stromweise durch die Oeffnung fließen würde, bedeckt man den Boden mit Bleischaum oder Bleiasche, welche dann das geschmolzene Blei nur tropfenweise durchdringen läßt. Das Sieb wird, um das Anhängen zu verhindern, mit Lehmwasser bestrichen. Das durchtröpfelnde Blei nimmt nun die Kugelgestalt an und erstarrt, indem es in einen untergesetzten Bottich mit Wasser fällt. Dies ist die ältere Fabrikationsweise, welche aber viel Ausschuß liefert, da die Tropfen während ihres kurzen Verweilens in der Luft nicht Zeit haben, sich vollkommen rund zu bilden, oder noch flüssig ins Wasser kommen und dabei eine unregelmäßige Gestalt annehmen. Nach der neuern Art werden die sog. Patentschrote dadurch erzeugt, daß man den Schmelzapparat auf der Höhe eines eigens dazu erbauten Thurms oder über einem abgelegten Bergwerksschacht anbringt und die Tropfen von dieser Höhe, welche 120 F. und darüber betragen muß, hinabfallen läßt, wodurch sie, da man im Thurme einen beständigen Zugwind unterhält, schon unterwegs ganz erstarren. Unten fallen sie in einen Bottich mit Wasser, auf welchem eine mehrere Zoll dicke Schicht von Oel oder geschmolzenem Talg steht. Die so gegossenen S. werden durch ein eigenthümliches Verfahren von den unvollkommenen und unrunden Körnern befreit und die vollkommen runden in Sortirsieben nach der Größe voneinander geschieden. Die verschiedenen Größen bezeichnet man durch Nummern, welche von 00, 0, 1—12 oder 16 gehen, sodaß die höchsten Nummern die feinsten S. bezeichnen. Um die fertigen S. vor dem Oxydiren zu schützen, werden sie mit etwas Reißblei in eine Tonne gethan, welche man schnell um ihre Achse dreht, wodurch die S. nicht allein polirt, sondern auch mit einer dünnen Schicht Reißblei überzogen werden.

Schrot und Korn, s. Münze und Münzwesen.

Schröter (Joh. Hieronymus), ein berühmter Astronom, geb. 30. Aug. 1745 zu Erfurt, studirte die Rechte in Göttingen, wo ihn Kästner der Mathematik, insbesondere der Astronomie zuführte, die er für sein ganzes Leben zum Lieblingsstudium erwählte und mit großem Eifer und vieler Liebe trieb. Er wurde 1778 in der hannov. Regierung angestellt und starb als Justizrath und Oberamtmann zu Lilienthal, einem Dorfe im Herzogthume Bremen, 29. Aug. 1816. S. machte wichtige Beobachtungen und Entdeckungen in allen Regionen des Himmels, hauptsächlich in Bezug auf den Mond, von dem er einen sehr genauen Atlas lieferte. In Lilienthal hatte er sich eine Sternwarte errichtet und dieselbe nach und nach mit den besten Instrumenten ausgestattet. Sein 13füßiges Teleskop erklärte Lalande für das beste unter allen damals vorhandenen. Später verfertigte er mit unsaglicher Mühe und vielen Kosten noch mehrere größere Instrumente, unter denen ein 25füßiges Teleskop von ganz außerordentlicher Wirkung war. Als seine Hauptwerke sind zu nennen: «Beiträge zu den neuesten astron. Entdeckungen» (Berl. 1788); «Selenotopographische Fragmente» (2 Bde., Lilienth. 1791 und Gött. 1802); «Aphrodito-

graphische Fragmente zur genauern Kenntniß der Venus» (Gött. 1796); «Neuere Beiträge zur Erweiterung der Sternkunst» (Gött. 1798) und «Neueste Beiträge zur Erweiterung der Sternkunst» (Gött. 1800); «Kronographische Fragmente zur Kenntniß des Saturn» (Gött. 1808) und «Hermographische Fragmente zur Kenntniß des Mercur» (Gött. 1816).

Schub nennt man eine polizeiliche Maßregel, um sich fremder Bettler, Landstreicher u. s. w. zu entledigen. Diese Maßregel besteht darin, daß man jene Individuen aufgreift und durch polizeiliche Hülfsbeamte von Ort zu Ort und von Land zu Land bis zu ihrem Heimatsorte zurückschaffen, gleichsam weiterschieben läßt, weil nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen der Heimatsort zunächst die Verpflichtung hat, denjenigen, der sich nicht selbst ernähren kann oder sich nicht auf eine ehrliche Weise ernähren will, im ersten Falle zu unterstützen, im letztern aber durch Zwang dazu anzuhalten.

Schubart (Christian Friedr. Daniel), deutscher Dichter, geb. zu Obersontheim in der schwäb. Grafschaft Limburg 26. März 1739, dichtete schon auf dem Lyceum zu Nördlingen, das er seit 1753 besuchte, Lieder im Volkstone, die er auch componirte. 1756 kam er auf die Schule nach Nürnberg und 1758 auf die Universität zu Erlangen, wo er Theologie studirte. Ein zügelloses Leben stürzte ihn in Schulden, und mit zerrütteter Gesundheit wandte er sich nach Hause. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen, wo sein Vater Diakonus war, und in der Gegend umher sein Brot durch Predigen für dortige Geistliche zu verdienen. Nachher wurde er Präceptor in Geißlingen und verband sich 1764 mit einer Frau, die sich ganz in seine wunderlichen Launen zu schicken wußte und den großen Kummer, den er ihr so häufig machte, sanft und geduldig ertrug. Für Musik hochbegabt und dieser Kunst stets zugewandt, wurde er 1768 Musikdirector und Organist in Ludwigsburg, überließ sich aber immer größern Ausschweifungen, weshalb er eine Zeit lang ins Gefängniß kam. Wegen eines satirischen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei wurde er endlich seines Amtes für verlustig erklärt und des Landes verwiesen. Er begab sich zunächst nach Heilbronn, dann nach Heidelberg, endlich nach Manheim, wo er Gelegenheit fand, sich vor dem Kurfürsten hören zu lassen. Sein Spiel gefiel dem Kurfürsten, und schon wollte dieser ihn anstellen, als S. durch eine unvorsichtige Aeußerung sich den Unwillen desselben zuzog. Nachher wurde er mit dem bair. Gesandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, katholisch zu werden. Doch noch ehe er diesen Rath ausführen konnte, mußte er auch München verlassen. Nun ging er nach Augsburg, wo er seine «Deutsche Chronik» (1774—77) schrieb. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete, hielt Leseconcerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall declamirte, und fand reichlichen Gewinn. Durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen machte er sich jedoch viele Feinde, besonders unter der Geistlichkeit, die er angriff und verspottete. Plötzlich wurde er auf Befehl des kath. Bürgermeisters verhaftet und genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Ulm, setzte dort seine «Chronik» fort, zog sich aber auch hier ebenso viel Feinde als Freunde zu. Die Meldung in seiner «Chronik», daß die Kaiserin Maria Theresia vom Schlage gerührt worden, veranlaßte einen neuen Verhaftsbefehl gegen ihn. Auf eine verrätherische Weise ins Würtembergische gelockt, wurde er zu Blaubeuren 22. Jan. 1777 auf landesherrl. Befehl verhaftet und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Der Festungscommandant Rieger theilte ihm Bücher mystischen und theosophischen Inhalts mit, und der durch Ausschweifungen entnervte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte und mit einer glühenden Phantasie begabte S. wurde für das Mystische gestimmt. Zwar erleichterte man 1778 seine Gefangenschaft etwas; allein erst nachdem er zehn Jahre ohne Verhör im Kerker gesessen, kam er auf die Fürbitte des Königs von Preußen 1787 wieder auf freien Fuß und wurde zum Director der herzogl. Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Noch im Gefängniß hatte er seine «sämmtlichen Gedichte» (2 Bde., Stuttg. 1785—86; neueste Ausg. Stuttg. 1842) herausgegeben. In Stuttgart setzte er seine «Deutsche Chronik» unter dem Titel «Vaterlandschronik» fort; auch gab er hier seine musikalischen Arbeiten und seine Lebensbeschreibung (2 Bde., Stuttg. 1791—93) heraus. Doch noch vor Beendigung der letztern starb er 10. Oct. 1791. Seine Gedichte können durchaus nicht als classisch gelten, da in den meisten viel Formloses, Schwülstiges, selbst Rohes vorkommt; einzelne treffen den Volkston in hohem Grade. Einige seiner religiösen Gedichte und die erhabenen Dichtungen «Die Fürstengruft» und «Hymnus auf Friedrich d. Gr.» verdienen große Anerkennung. Weit mehr hat S. durch die Anregungen, die von ihm ausgingen, gewirkt. Schiller suchte ihn auf dem Hohenasperg auf, und seine frühesten Gedichte erinnern vielfach an

S. Aehnliche Anregungen, mitunter auch Aufregungen, gingen von seiner «Deutschen Chronik» aus, einem Volksblatte, welches durch stets gleichmäßigen Humor und reiche Abwechselung ebenso anzog, als es durch Einfachheit der Darstellung und schonungslose Freimüthigkeit tief in das Volk eingriff und S. den Beinamen des Patrioten verschaffte. Seine «Gesammelten Schriften und Schicksale» erschienen in acht Bänden (Stuttg. 1839—40). Vgl. Strauß, «S.'s Leben in seinen Briefen» (2 Bde., Berl. 1849). — Sein Sohn, Ludwig S., geb. zu Geißlingen 1766, war eine Zeit lang preuß. Legationssecretär und starb 1811. Er übersetzte Thomson's «Jahreszeiten» (Berl. 1789; 3. Aufl. 1805) und bearbeitete nach Shakspeare das Trauerspiel «Othello» (Lpz. 1802) und nach Macpherson «Ossian's Gedichte» (2 Bde., Wien 1808). Auch schrieb er ein Buch über seines Vaters «Charakter» (Erlang. 1798) und gab dessen «Ideen zur Aesthetik der Tonkunst» (Wien 1806) heraus, wie auch dessen «Vermischte Schriften» (2 Bde., Zür. 1812), die, wenn auch fragmentarisch, voll genialer Ansichten und Urtheile sind.

Schubart (Joh. Christian), Edler von Kleefeld, ein um die Verbesserung der Landwirthschaft sehr verdienter Mann, geb. zu Zeitz 24. Febr. 1734, war erst Leinweber, trat aber 1748 als Copist in die Dienste des zeitzer Amtmanns, dann 1750 in gleicher Eigenschaft in die Dienste des Justizamts Lauchstädt. Endlich wendete er sich 1751 nach Leipzig, wo er kümmerlich vom Abschreiben lebte. 1752 kam er zu einem Rechtsgelehrten nach Hirschberg, und 1753 nahm er eine Copistenstelle bei dem Reichshofrathsagenten Fischer in Wien an. Seine schöne Handschrift zog die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich, und man rieth ihm, sich um eine feste Stelle zu bewerben, wozu es jedoch nöthig, zur kath. Kirche überzutreten. S. widerstand dieser Versuchung, trat 1756 in die Dienste des sächs. Gesandten von Flemming, kehrte aber noch in demselben Jahre zu seinem frühern Principal nach Hirschberg zurück. 1759 verließ er Hirschberg wieder und trat als Secretär in die Dienste des Generallieutenants von Thadden, später in gleicher Eigenschaft in die Dienste des Generals Werner. Mit diesem wohnte er einem Theil des Siebenjährigen Kriegs bei. Nachdem Werner in Gefangenschaft gerathen, wendete sich S. nach Berlin und wurde hier bei der engl. Hülfsarmee als Kriegs- und Marschcommissar angestellt. 1762 trat er in den Freimaurerbund, für welchen er bis 1767 England, Rußland, Schweden, Dänemark, Holland, die Schweiz, Italien und Deutschland bereiste. Eine Zeit lang hielt er sich an den Höfen zu Mainz, Darmstadt, Ansbach und Schwedt auf, wendete sich aber 1768 wieder nach Leipzig. 1769 verheirathete er sich mit der Tochter des Kaufmanns Mittler, kaufte das Rittergut Würchwitz bei Zeitz und 1774 noch die beiden Güter Pobles und Kreischa. Hier führte er den Klee-, Krapp- und Tabacksbau und das Gipsen ein. Auch beschäftigte er sich viel mit den Gebrechen der Landwirthschaft, namentlich mit dem Schaden der Brache und Trift. Seinen literarischen Ruf begründete er durch eine von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift über den Futterkräuterbau, welche er unter dem Titel «Zuruf an alle Bauern, welche Futtermangel leiden» unentgeltlich vertheilte. Seine «Oekonomisch-kameralistischen Schriften» sammelte er in sechs Bänden (Lpz. 1783—84), denen sich sein «Oekonomischer Briefwechsel» (4 Hefte, Lpz. 1786) anschloß. Besonders schnell fanden die Lehren in Oesterreich Verbreitung und Anklang. Auch in dem Koburgischen und Anhaltischen machte man nicht unbedeutenden Aufwand, um S.'s Lehren praktisch und fruchtbar zu machen. 1784 wurde er unter Beilegung des Namens «Edler von Kleefeld» vom Kaiser in den Adelstand erhoben. In demselben Jahre erhielt er von dem Herzog von Sachsen-Koburg den Titel eines Geheimraths. Dabei aber fehlte es ihm nicht an heftigen und bittern Gegnern, namentlich unter dem Stande der Rittergutsbesitzer, die es S. nicht vergessen konnten, daß er fortwährend auf Abstellung des Triftzwangs und auf Gewährung allgemeiner Menschenrechte hinarbeitete. Dieses verleidete ihm den Aufenthalt in Sachsen so, daß er bereits entschlossen war, dem Antrag Kaiser Joseph's nach Oesterreich zu folgen, als Rücksichten auf seine Gesundheit ihn veranlaßten, davon abzustehen. Er starb 23. April 1787. Vgl. «Joh. Christian S., Edler von Kleefeld», eine gekrönte Preisschrift (2. Aufl., Dresd. 1846).

Schubert (Franz Peter), einer der begabtesten deutschen Tonsetzer, besonders berühmt als Liedercomponist, geb. zu Wien 31. Jan. 1791 als der Sohn eines Schullehrers, erhielt im Alter von sieben Jahren den ersten Musikunterricht durch den Chorregent Michael Holzer und wurde 1808 wegen seiner ausgezeichnet schönen Stimme in die Zahl der Hofkapellknaben aufgenommen. Während seines fünfjährigen Aufenthalts im kaiserl. Convicte erlernte er das Klavierspiel und die Bogeninstrumente mit so schnellem Erfolg, daß er in kurzer Zeit die Orchesterübungen an der ersten Violine leiten konnte. Im Generalbaß war der Hoforganist Ruziczka, in der Composition Salieri sein Lehrer und Führer. Ende Oct. 1813 verließ er die Anstalt, lebte theils

im älterlichen Hause als Schulgehülfe des Vaters, theils für sich, gab Unterrichtsstunden, weihte aber vorzugsweise seine Muße dem Selbstschaffen, wozu ihn sein Genius drängte und wobei ihn eine unglaubliche Leichtigkeit der Production noch unterstützte. Bis ins J. 1817, wo er das Schulgehülfenamt verließ, lieferte er bereits eine große Anzahl von Compositionen verschiedenster Art, Messen und andere Kirchensachen, sechs Opern und Singspiele (darunter «Des Teufels Lustschloß», «Der vierjährige Posten», «Claudine von Villabella», «Die beiden Freunde von Salamanca»), Symphonien und andere Instrumentalstücke und viele Lieder. Diese Productionen lassen gewahren, daß S. im ganzen das Stadium der Versuche schon hinter sich hatte. Unter den Liedern befinden sich sogar solche, die zu seinem spätern Ruhme viel beigetragen haben, z. B. der «Erlkönig» und der «Wanderer» (beide 1816). Einen Theil des J. 1818 brachte S. als Musiklehrer des Grafen Esterhazy auf dessen Landgute Zelész in Ungarn zu, und in den Sommer 1819 fällt ein Aufenthalt in Oberösterreich. Aus der Zahl von Compositionen aus diesen beiden Jahren sind hervorzuheben: das Lied «Die Forelle», die vierhändigen Variationen Op. 10 und das sog. Forellen-Quintett. Auch schrieb er 1819 schon seine sechste Symphonie (in C, nicht veröffentlicht). Im Juni 1820 trat S. zuerst vor das große Publikum Wiens mit der einactigen Posse «Die Zwillinge» (im Kärntnerthor-Theater) und im Aug. mit der Musik zu dem Spectakel- und Ausstattungsstück «Die Zauberharfe» (im Theater an der Wien), die beide keinen nachhaltigen Erfolg hatten. Außerdem fallen unter anderm ins J. 1820 das Oratorium «Lazarus», der achtstimmige Männerchor mit Orchester «Gesang der Geister über den Wassern», der 23. Psalm für vier Frauenstimmen, die Klavierphantasie Op. 15. Die Jahre 1821 und 1822, wo zuerst einige seiner Sachen («Erlkönig» und «Gretchen am Spinnrad») im Druck erschienen, brachten die Oper «Alfonso und Estrella» (1854 in Weimar aufgeführt) und eins von S.'s bedeutendsten Kirchentonwerken, die Messe in As. Die berühmten «Müllerlieder» entstanden 1823, welches Jahr auch durch die Musik zum Drama «Rosamunde», die große Oper «Fierrabras» (nicht aufgeführt) und die Operette «Der häusliche Krieg oder die Verschworenen» (erst in neuester Zeit aufgeführt) bezeichnet ist. Einen Theil des J. 1824 verlebte S. wieder auf dem Esterhazy'schen Gute Zelész, und die Sommermonate von 1825 waren einem Aufenthalt in Oberösterreich gewidmet. Aus der massenhaften Production dieser Jahre sind insbesondere hervorzuheben: das Instrumentaloctett Op. 166, das Klavierduo Op. 140, die Lieder aus W. Scott's «Fräulein vom See», und die Märsche Op. 55 und Op. 66. 1826 bewarb sich S. vergebens um die Stellen eines kaiserl. Vice-Hofkapellmeisters und eines Kapellmeisters am Kärntnerthor-Theater. Den Compositionen dieses Jahres gehören unter anderm an das große D-moll-Streichquartett, der erste Theil der Liedersammlung «Winterreise», die «Nachthelle» (für Männerchor), das Rondo brillant Op. 70 für Klavier und Violine, das Klaviertrio in B. In das Jahr 1827 fallen von bedeutendern Sachen: das Klaviertrio in Es, der zweite Theil der «Winterreise», der Chor «Nachtgesang im Walde», die Klavierimpromptus Op. 142. In seinem letzten, bereits durch Kränklichkeit getrübten Lebensjahre, 1828, lieferte er unter andern Compositionen noch sein bedeutendstes Instrumentalwerk, die große C-dur-Symphonie (Nr. 7), das Streichquartett in C, die Messe in Es und die Liedersammlung «Schwanengesang». S. starb zu Wien 19. Nov. 1828.

S. versuchte sich in allen Gattungen, sodaß das, was er im Laufe seines kurzen Lebens sowol quantitativ als qualitativ geleistet hat, außerordentlich ist. Seine Opern, Symphonien, Chöre, Ouverturen, Cantaten, Psalmen, Messen, Offertorien, Stabat mater, Halleluja, Sonaten, Trios, Variationen, Phantasien, Rondos, Tänze, Märsche, Vocal- und Streichquartetten u. s. w. sind die Zeugen seiner Erfindungskraft und seines Fleißes. Doch erst in neuerer Zeit gelang es tiefern Kennern für das Verständniß dessen, was S. genial geschaffen, der Musikwelt den Blick zu öffnen, und erst seitdem gehört S. unter die anerkannten Meister der Tonkunst. Was er insbesondere im Fache der Ballade und des Liedes, überhaupt in Gesängen mit Pianofortebegleitung geleistet hat, ist überall anerkannt. In seiner C-dur-Symphonie aber und in den Werken für Streichinstrumente und für Pianoforte hat S. das Ideal Beethoven's ergriffen und im Geiste desselben fortentwickelt. Originalität, tiefes poetisches Gemüth, überraschende Wahrheit des Ausdrucks, einfach reizende Melodien und Fülle der Phantasie sind die Elemente seiner Individualität. Nur an Tiefe und alles beherrschendem Kunstverstand steht er seinem erhabenen Vorbilde nach. Die Zahl seiner Compositionen beträgt ziemlich 1000, darunter gegen 600 Lieder. Vieles gelangte erst lange nach seinem Tode zur Veröffentlichung. Vgl. Kreißle von Hellborn, «Franz S.» (Wien 1864); Gumprecht in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1867, Bd. 2).

Schubert (Friedr. Wilhelm), verdienter deutscher Statistiker und Geschichtschreiber, geb.

20. Mai 1799 zu Königsberg, bezog 1815 die Universität Königsberg, um sich histor. Studien zu widmen, schloß sich aber noch vor Beginn des Cursus den freiwilligen Jägern an, mit denen er nach Paris ging. Nach der Rückkehr nach Königsberg setzte er 1816 seine Studien fort und habilitirte sich 1820, worauf er 1823 eine außerord. Professur und 1826 die ord. Professur der Geschichte, Geographie und Staatskunde erhielt. 1844 wurde er zum Geheimrath ernannt. In der ersten Zeit seiner akademischen Wirksamkeit hatte S., außer einigen auf die Geschichte Preußens bezüglichen Arbeiten, die schätzbare Schrift «De Romanorum aedilibus» (Königsb. 1828) veröffentlicht. Sein Hauptbestreben aber war auf die Darstellung der Geschichte des Hauses Hohenzollern und des preuß. Staats und eine allgemeine Entwickelung der Statistik der europ. Staaten gerichtet. Namentlich für den letztern Zweck unternahm er 1828, 1833 und 1846 Reisen durch Süddeutschland, Norditalien, Frankreich, die Niederlande und den österr. Staat, auf denen er die trefflichsten Materialien sammelte und viele Verbindungen anknüpfte. Als Vorläufer seines Werks über Preußen sind einige Abhandlungen zu betrachten, die er als Mitglied der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg, deren Director er seit 1825 ist, vorgetragen und theils besonders (z. B. «Preußens erstes polit. Auftreten unter dem Großen Kurfürsten», Königsb. 1823; «Das Krönungsfest der preuß. Monarchie», Königsb. 1832), theils in den von ihm herausgegebenen «Histor. und literarischen Abhandlungen der Königlichen deutschen Gesellschaft» (4 Bde., Königsb. 1830—37) veröffentlicht hat; ferner die «Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens» (Heft 1, Königsb. 1831) und ein Gemälde von Ost- und Westpreußen für den berliner «Histor.-genealog. Kalender» (1834—36). S.'s Hauptwerk jedoch bildet das «Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa» (Bd. 1, Thl. 1—4, Bd. 2, Thl. 1—3, Königsb. 1835—48), welches bisher die fünf Großmächte nebst Spanien, Portugal und den ital. Staaten umfaßt, und in dem das histor. Element zu einer wissenschaftlichen Begründung der Statistik einen umfassenden Raum gewonnen hat. Als praktischer Commentar für den staatsrechtlichen Theil des Werks ist seine «Sammlung der Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europas und der nordamerik. Freistaaten (2 Bde., Königsb. 1840—50) zu betrachten. Außerdem besorgte S. mit Rosenkranz die vollständige Ausgabe der «Sämmtlichen Werke Kant's» (12 Bde., Lpz. 1838—42), in deren 11. Bande er die erste ausführliche Biographie des Philosophen zum Theil nach handschriftlichen Quellen lieferte. Sein wissenschaftliches und akademisches Wirken wurde in neuerer Zeit mehrmals durch Uebernahme polit. Mandate unterbrochen. Im Mai 1848 zum Mitglied der Deutschen Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt, war er einer der Vorsteher der sog. Casinofraction und schied auch mit der Mehrzahl der Mitglieder derselben 20. Mai 1849 aus dem Parlamente. Nachdem er Oct. 1849 für Königsberg der berliner Ministerial-Universitätsconferenz beigewohnt, ging er im März 1850 als Mitglied des Volkshauses nach Erfurt. Einige Monate darauf in die Erste Kammer der preuß. Ständeversammlung gewählt, zog er ein Mandat für die preuß. Zweite Kammer vor und suchte in den Sessionen 1850—52 vorzugsweise für finanzielle Gegenstände zu wirken. Während der J. 1858—64 war er ununterbrochen Mitglied des Abgeordnetenhauses und stets ein thätiges Mitglied der Budgetcommission, für welche er namentlich viele Berichte aus den Ressorts des Finanz- und Cultusministeriums arbeitete. Im Dec. 1864 von der Universität für das preuß. Herrenhaus präsentirt und vom König zu dessen lebenslänglichem Mitglied ernannt, nahm er seit 1865 regelmäßig an den Sitzungen desselben theil. Auch hat S. wesentlich zur Begründung der internationalen statist. Congresse mitgewirkt.

Schubert (Gotthilf Heinr. von), deutscher Naturforscher und Naturphilosoph, geb. 26. April 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seine Schulbildung in Greiz und Weimar und bezog 1800 die Universität Leipzig, um sich theol. Studien zu widmen, verließ aber dieselbe nach einem Jahre und ging nach Jena, wo er Medicin studirte. Nachdem er hierauf zu Altenburg zwei Jahre als Arzt prakticirt, wandte er sich nach Freiberg, hauptsächlich durch Werner's Vorlesungen angezogen, und 1807 nach Dresden. Aus den hier über naturphilos. Gegenstände gehaltenen Vorlesungen entstanden die «Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften» (Dresd. 1808; 4. Aufl. 1840). Schon vorher hatte er die «Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens» (3 Bde., Lpz. 1806—20) begonnen. Von 1809—16 wirkte er als Director des Realinstituts zu Nürnberg, worauf er als Lehrer der Kinder des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust ging. Doch schon nach drei Jahren verließ er diesen Wirkungskreis und folgte einem Rufe als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen, von wo er 1827 nach München in gleicher Eigenschaft übersiedelte. Hier wurde er zum Geheimrath ernannt, in die Akademie der Wissenschaften aufge-

nommen und in den Adelstand erhoben. Er starb 1. Juli 1860 zu Laufzorn bei Grünwald in Oberbaiern im Hause seines Enkels. S.'s wissenschaftliche Richtung wurde zunächst durch die Schelling'sche Naturphilosophie bestimmt. Seine philos. Forschungen führten ihn jedoch in das religiöse Gebiet, wo er sich einem genialen Mysticismus zuwandte. Seine wissenschaftlichen Werke sind von den rein ascetischen Schriften zu unterscheiden. Zu erstern gehören, außer den bereits genannten, «Die Urwelt und die Fixsterne» (Dresd. 1822; 2. Aufl. 1839); die sehr ausführlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Naturgeschichte, insbesondere «Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde» (Erlang. 1852), die Handbücher der Mineralogie, Naturgeschichte u. s. w.; ferner die «Symbolik des Traums» (Bamb. 1814; 4. Aufl., Lpz. 1862) und die «Geschichte der Seele» (2 Bde., Stuttg. 1830; 2. Aufl. 1833), welches letztere Werk über sehr viele Gegenstände des geheimnißvollen Gebiets der Seelen- und Geisteskunde mehr ahnungsreiche als wissenschaftlich begründete Gedanken ausspricht. Einen Nachtrag dazu bilden «Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele» (Stuttg. 1845). Aus der zweiten Klasse sind zu erwähnen: «Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde» (5 Bde., Lpz. und Erlang. 1817—44); «Züge aus dem Leben des Pfarrers Joh. Friedr. Oberlin» (4. Aufl., Münch. 1832), die leicht das Beste unter allen ausgestreuten Tractaten der mystischen Zeitgenossenschaft sein möchten; «Beschreibung von Claudii de Martelli Errettung in und aus der türk. Gefangenschaft» (Erlang. 1825); die «Mittheilungen aus dem Reiche» in der «Evang. Kirchenzeitung». Außerdem sind zu erwähnen: «Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tirol und die Lombardei» (Erlang. 1823; 2. Aufl. 1834), «Reise durch das südl. Frankreich und Italien» (2 Bde., Erlang. 1827—31) und vorzüglich «Reise in das Morgenland in den J. 1836 und 1837» (3 Bde., Erlang. 1838—39). S. ist auf dem Gebiete der naturphilos. Forschungen durch ein ungewöhnliches Talent für Analogie und Induction ausgezeichnet. Die namentlich in der Astronomie, in der Geschichte des Erdkörpers und dann im Reiche des Geistigen von ihm aufgestellten Ansichten haben, gemüthlich und wohlwollend, wie sie gegeben worden sind, viele Freunde gefunden. Seine Selbstbiographie gab S. heraus unter dem Titel «Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen aus einem zukünftigen Leben» (3 Bde., Erlang. 1853—56).

Schubladenstück (pièce à tiroir) oder Verkleidungsstück heißt ein kleines dramatisches Stück, das seinem Wesen nach zum Lustspiel und der Posse gehört und den Zweck hat, mehrere Charaktere in schneller Aufeinanderfolge durch einen und denselben Darsteller zu veranschaulichen. Die bekanntesten Stücke dieser Gattung sind «Garrick in Bristol», «Die Leibrente», «Das Landhaus an der Heerstraße», «Die Zwillingsbrüder», «Die Proberollen» u. s. w.

Schuch (Franz), ein namhafter Schauspieler des 18. Jahrh., geb. zu Wien, errichtete daselbst 1740 eine wandernde Schauspielertruppe, mit der er in Deutschland umherzog. Er selbst spielte in Wien den Harlekin. Die Gesellschaft zeichnete sich besonders durch ihre extemporirten Stücke aus und war eine Zeit lang eine der besten in Deutschland. Gehoben wurde sie insbesondere durch den Balletmeister Carioni. Seit 1758 fing sie an zu sinken. S. starb 1764. Sein Sohn, Franz S., der Jüngere, geb. 1741, übernahm nach des Vaters Tode die Direction der Gesellschaft, bei der erst 1766 der Hanswurst abgeschafft wurde, starb aber schon 1771.

Schücking (Christoph Bernhard Levin), deutscher Romanschriftsteller, Nachkomme einer westfäl. Patricierfamilie, die in Staat und Wissenschaft namhafte Mitglieder aufzuweisen hat, wurde 6. Sept. 1814 zu Clemenswerth, einem Jagdschlosse des ehemaligen Bisthums Münster, geboren. Seine Mutter war selbst eine begabte Dichterin. Schon als Knabe von dem Triebe nach allgemeiner Ausbildung belebt, studirte er in München, Heidelberg und Göttingen die Rechte, wandte sich aber, in Münster lebend, der schriftstellerischen Laufbahn zu, die er mit «Das malerische und romantische Westfalen» (Lpz. 1842) und «Der Dom zu Köln und seine Vollendung» (Köln 1842) eröffnete. Nachdem er einen Winter auf der Meeresburg am Bodensee beim Freiherrn von Laßberg zugebracht, übernahm er 1843 die Leitung der Erziehung zweier Prinzen des bair. Fürsten Wrede, welcher Beruf einen längern Aufenthalt in Oesterreich veranlaßte. Seit 1844 lebte er in Augsburg, dann in Köln, dort an der Redaction der «Allgemeinen Zeitung», hier an der der «Kölnischen Zeitung» betheiligt. Nach längern Reisen durch Frankreich und Italien ließ er sich im Herbst 1852 auf dem Gute Sassenburg bei Münster, einem alten Besitzthum seiner Familie, nieder. Hier schrieb er nun die Romane «Ein Schloß am Meer» (2 Bde., Lpz. 1843), «Die Ritterbürtigen» (3 Bde., Lpz. 1846), «Eine dunkle That» (Lpz. 1846), «Ein Sohn des Volks» (2 Bde., Lpz. 1849), «Der Bauernfürst» (2 Bde., Lpz. 1851), «Die Königin der Nacht» (Lpz. 1852), «Ein Staatsgeheimniß» (3 Bde., Lpz.

1854), «Die Sphinx» (Lpz. 1856), «Der Held der Zukunft» (Prag 1856; 2. Aufl. 1859), «Aus den Tagen der großen Kaiserin» (2 Bde., Wien 1858; 2. Aufl., Prag 1859), «Paul Bronckhorst» (3 Bde., Lpz. 1859), «Die Rheider Burg» (2 Bde., Prag 1859), «Die Marketenderin von Köln» (3 Bde., Lpz. 1860), «Die Geschworenen und ihr Richter» (3 Bde., Hannov. 1861), «Frauen und Räthsel» (2 Bde., Lpz. 1864), «Eine Actiengesellschaft» (3 Bde., Hannov. 1863), «Verschlungene Wege» (3 Bde., Hannov. 1867) u. s. w. Wenn auch nicht gleich an Werth, gehören diese Romandichtungen doch zu den besten der Gegenwart. Vor allem sind sie erfüllt von einem gesunden Realismus sowie von einem kräftigen Patriotismus, der auf dem geschichtlichen Boden seiner heimischen Gegend beruht. Auch weiß S. einen frischen Humor an rechter Stelle und mit weisem Maße geltend zu machen und seinen Stoff durch einen philos. oder psychol. Grundgedanken zu vertiefen. Die sprachliche Form ist einfach und gediegen. Zudem veröffentlichte S. «Gedichte» (Stuttg. 1846), «Novellen» (2 Bde., Pesth 1846), «Gesammelte Erzählungen und Novellen» (6 Bde., Hannov. 1859—65) und einige Dramen, wie «Der Redekampf zu Florenz» (Berl. 1854), das Lustspiel «Maria Theresia» und die «Prätorianer», die mehrfach aufgeführt wurden. Ueberdies sind noch zu erwähnen «Eine Römerfahrt» (Kobl. 1849), die Charakteristik «Heinrich von Gagern» (Köln 1849) und die ins anthropologische Gebiet schlagenden «Geneanomischen Briefe» (Frankf. 1855). Außerdem schilderte er in «Annette von Droste» (Lpz. 1862), dem Lebensbilde der Freundin seiner Mutter, den Einfluß, den diese auf seine geistige Entwickelung gehabt. Die hervorragendsten seiner Schriften stellte S. selbst in der Sammlung «Ausgewählte Romane» (12 Bde., Lpz. 1864) zusammen. — Seine Gattin Luise, Tochter des darmstädtischen Generals und Kammerherrn Freiherrn von Gall, geb. 19. Sept. 1815, vermählt 1844, gest. 16. Mai 1855, hat sich durch «Frauennovellen» (2 Bde., Darmst. 1845) und die Romane «Gegen den Strom» (2 Bde., Brem. 1851), «Der neue Kreuzritter» (Berl. 1853) bekannt gemacht. Ihr Lustspiel «Ein schlechtes Gewissen» wurde mehrfach mit Erfolg aufgeführt. Nach ihrem Tode gab ihr Gatte «Frauenleben» (2 Bde., Lpz. 1856), eine Sammlung feinmotivirter Novellen, heraus.

Schuckmann (Friedr., Freiherr von), ein verdienter preuß. Staatsmann, geb. 26. Dec. 1755 zu Mölln, einem Stammgute seiner Familie im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, machte auf der Universität Halle seine Studien und trat hierauf in den preuß. Staatsdienst. Durch seine Ernennung 1790 zum Oberbergrichter bei dem schles. Oberbergamte kam er mit dem Minister Heinitz in Verbindung und erhielt durch diesen noch in demselben Jahre die Stelle eines königl. Münzrichters in Breslau. Durch den Minister von Hoym empfohlen, wurde er sodann 1795 zum Präsidenten der Kammer in Baireuth und das Jahr darauf auch in Ansbach ernannt. Während der Kriegsereignisse von 1806 und 1807 suchte er in dieser Stellung der Zerrüttung des Landes mit Eifer vorzubeugen. In eine üble Lage gerieth er, als der Generaladjutant Graf von Götzen von Schlesien aus eine geheime militärische Expedition gegen das franz. Gouvernement zu unternehmen versuchte. S.'s Wachsamkeit vereitelte zwar das unbedachte Unternehmen, aber er sah sich doch bei den Franzosen verdächtigt und wurde in der Nacht des 10. Mai 1807 von Gensdarmen nach Mainz abgeführt und später zu Heidelberg internirt. Beim Friedensschluß vergessen, erhielt er erst 1808 seine Freiheit zurück. S. ging nun mit seiner Familie nach Schlesien, wo er zu Hartlieb bei Breslau als Gutsbesitzer sich niederließ. Auf Hardenberg's Betrieb ward er jedoch schon 1810 zum Geh. Staatsrath und Chef der Abtheilungen für den Handel und die Gewerbe sowie für Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern ernannt. Unter seiner Leitung erfolgte die völlige Herstellung der neuen Universität zu Berlin sowie die Organisation der Universität Breslau. S. erwarb sich in jener Zeit auch besonders hohe Verdienste um die Entwickelung des preuß. Handels- und Gewerbswesens und wurde 1814 zum wirklichen Minister des Innern mit Beibehaltung der Cultus- und Unterrichtsangelegenheiten ernannt. Bei der Veränderung der Ministerialdepartements 1817 wurde ihm das geistliche und Unterrichtsdepartement abgenommen und statt dessen die Direction des Berg- und Hüttenwesens überwiesen, dagegen 1819 zu dem allgemeinen Polizeidepartement, dessen Leitung er schon seit 1812 führte, noch die sog. höhere Sicherheitspolizei ihm übergeben. Bei einer neuen, 1819 erfolgten Veränderung der Ministerialgeschäftskreise erhielt er auch noch die Handels- und Gewerbsangelegenheiten zugetheilt. Dagegen wurden ihm die allgemeinen innern Angelegenheiten abgenommen und dem Minister von Humboldt überwiesen, aber nach dessen Abgange abermals übergeben. Nachdem er schon 1830 die Polizeiangelegenheiten an den Minister Brenn abgetreten, mußte er, durch Schlagfluß gelähmt, 18. April 1834 sich gänzlich zurückziehen. Zur Anerkennung seiner Dienste hatte ihn der König in den

Freiherrenstand erhoben. S. starb 17. Sept. 1834 zu Berlin. Er gehört in die Reihe der Staatsmänner, welche zur Entwickelung des neuern preuß. Staatslebens wesentlich beitrugen, und namentlich die schwierige Ausführung der Gesetze, welche sich auf die gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablösungen und Gemeinheitstheilungen beziehen, sichert ihm das Andenken der Nachwelt. Sein Charakter war offen und freimüthig, ernst, aber nachsichtig und billig; sein Benehmen bei einer gewissen Derbheit bieder und gegen Jedermann gerecht. Er schrieb «Praktische Ideen über Finanzverbesserung» (Tüb. 1808) und «Bemerkungen gegen von Raumer's Schrift: Ueber Einkommensteuer» (Berl. 1810).

Schuderoff (Georg Jonathan), prot. Theolog, geb. zu Gotha 24. Oct. 1766, besuchte das Gymnasium zu Altenburg und studirte seit 1783 in Jena. Er wurde 1790 Substitut des Pastors zu Drakendorf bei Jena und rückte 1792 in das Pfarramt selbst ein. Schon damals machte ihm der Eid auf die Symbolischen Bücher Bedenklichkeiten. 1797 erhielt er die Stelle als Subdiakonus in Altenburg und 1805 das Archidiakonat. 1806 wurde er Oberpfarrer und Superintendent zu Ronneburg und 1824 Consistorialrath. Nachdem er 1836 als Ephorus in den Ruhestand getreten, wurde er zum Geh. Consistorialrath ernannt, im Nov. 1838 aber infolge zweier heftiger Schriftchen gegen das sog. altenburger Consistorialrescript und dessen Verfasser, den Superintendenten Hesekiel, von allen Amtshandlungen suspendirt. Später jedoch ward diese Suspension wieder aufgehoben. Er starb 31. Oct. 1843. S. gehört zu den namhaftesten Vertretern des Rationalismus. Unter seinen frühern Schriften sind hervorzuheben: «Briefe über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie» (Lpz. 1792); «Beiträge zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge» (Braunschw. 1796); «Versuche einer Kritik der Homiletik» (Braunschw. 1797). 1802 begann er das «Journal zur Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens», welches er bis 1832 fortsetzte. Mit Röhr und Schleiermacher gab er ein «Neues Magazin von Fest-, Gelegenheits- und andern Predigten» (Magdeb. 1823 fg.) heraus. An seine Schrift «Ueber Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die prot. Kirche» (Altenb. 1809), welche vielen Widerspruch fand, der zu Gegenerklärungen Anlaß gab, schlossen sich: «Ansichten und Wünsche, betreffend das prot. Kirchenwesen und die prot. Geistlichkeit» (Lpz. 1814); «Briefe über das prot. Kirchenwesen» (Lpz. 1815); «Grundzüge zur evang.-christl. Kirchenverfassung und zum evang. Kirchenrechte» (Lpz. 1817) und «Ueber die Consistorialverfassung» (Lpz. 1831), in welchen Schriften er für das Verhältniß zwischen Kirche und Staat das Collegialsystem forderte. In seinen «Nebenstunden» (2 Bde., Ronneb. 1823—25) gab er über manche wichtige Gegenstände sein von psychol. Scharfblick zeugendes Urtheil ab. Außerdem hat S. verschiedene Sammlungen von Predigten veröffentlicht. Die anonymen Schriften «Die Märtyrer der Liebe, von J. S.» (Berl. 1805) und «Richard und Auguste, ein Roman in Briefen» (Schneeb. 1805) sind ebenfalls von ihm. Auch ließ er eine Sammlung seiner «Kleinern Schriften kirchenrechtlichen und religiös-philos. Inhalts» (Lüneb. 1837) erscheinen.

Schuiskoi, eine berühmte fürstl. Familie in Rußland, welche in männlicher, directer und legitimer Linie von demjenigen Zweige des Hauses Rurik abstammt, der in dem Großfürstenthume Susdal, einem Bestandtheile des gegenwärtigen Gouvernements Wladimir, selbständig regierte. Das wichtigste Glied derselben ist Wassilij Iwanowitsch S., der den ersten der falschen Dmitris (s. Demetrius) in einer wohlvorbereiteten Verschwörung 17. Mai 1606 in seinem Schlosse in Moskau aufhob und nach Aufdeckung des Betrugs, den er gespielt, in Gegenwart des versammelten Volks sofort hinrichten ließ, worauf er selbst zum Zaren ausgerufen wurde. S. nahm als solcher den Namen Wassilij III. an und wußte sich von 1606—10 im Besitz der Krone zu behaupten und die vielfachen Verschwörungen und Parteiungen niederzuhalten. Wol hätte er sich noch länger behauptet, wäre sein Versuch, mit den Polen einen Friedensabschluß zu erzielen, nicht erfolglos geblieben. Diese unterstützten nun selbst den zweiten der falschen Dmitris, Iwan Bolotnikow, der sich bald einen gefährlichen Anhang zu verschaffen wußte. Doch gelang es S., auch diesen Betrüger zu entlarven, wobei ihm sein Neffe, Michail Skopin-S., thätigen Beistand leistete. Letzterm glückte es, Iwan's Partei, als sie schon auf Moskau losbrach, völlig aufs Haupt zu schlagen und Iwan selbst in seine Gewalt zu bekommen, der nun ebenfalls hingerichtet wurde. Auch ein anderer Abenteurer, Peter, der sich für einen Sohn Feodor's II. Borissowitsch ausgab, fiel in die Hände des Zaren und mußte das Blutgerüst besteigen. Endlich trat ein dritter falscher Dmitri auf, der vom Palatin von Sandomir begünstigt, von Marina, der Gemahlin des ersten Pseudodemetrius, als Gemahl anerkannt und von den Polen mit Geld und Heeresmacht unterstützt wurde, sodaß er 1609 mit einer großen

Truppenzahl gegen Moskau aufbrechen konnte. Sofort eilte Skopin-S. nach Finland, wo er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Karl IX. abschloß, kraft dessen der König dem Zaren 5000 Mann Hülfstruppen sendete. Die Polen wurden nun zurückgedrängt und Moskau entsetzt. Doch da S. die schwed. Truppen dem Versprechen gemäß nicht verpflegen und bezahlen konnte, gingen diese zu den Polen über und belagerten nun mit ihnen Moskau gemeinschaftlich. Dies entschied über S.'s Schicksal. Von Hunger bedrängt, empörten sich die Moskowiter und lieferten den Zaren Wassilij III. im Anfange des J. 1610 an die Polen aus, die ihn in ein Kloster sperrten, wo er wahrscheinlich mit dem Neffen durch Gift seinen Tod fand. Später wurden beide in der archangelschen Kathedrale zu Moskau beigesetzt.

Schu-king, d. i. das Buch der Annalen, und Schi-king, d. i. das Buch der Lieder, sind die beiden wichtigsten und interessantesten Denkmäler der ältern chines. Literatur. (S. Chinesische Sprache, Schrift und Literatur.)

Schuld heißt im juridischen Sinne das, was einer einem andern rechtlich, z. B. durch Contract, zu leisten verbunden ist (debitum); ferner die Nachlässigkeit oder der Mangel an Sorgfalt, um derentwillen man rechtlich in Anspruch genommen werden kann (culpa, im Gegensatz von dolus, d. i. der bösen Absicht), ingleichen die verantwortliche Urheberschaft hinsichtlich einer strafbaren Uebertretung des Gesetzes. (S. Culpa und Dolus.) In moralischer Bedeutung versteht man unter S. den sittlichen Unwerth, welcher durch die Nichtachtung des moralischen Gesetzes entspringt, oder das Böse, was der Mensch sich als freies Wesen sittlich zuzurechnen hat. Zur S. wie zu dem entgegengesetzten Verdienste gehört daher ein freier Urheber der Handlung, und die Größe der S. bemißt sich nach dem Grade des Bewußtseins einer Unsittlichkeit im Verhältniß zu der Widerstandsfähigkeit der Willenskraft.

Schulden nennt man das, was jemand (der Schuldner) einem oder mehrern andern (den Gläubigern) zu leisten, insbesondere an Geld zu zahlen hat. Man unterscheidet Kapital- und hypothekarische S. (s. Hypothek), Wechselschulden (s. Wechsel), Buchschulden, die sich wenigstens aus den Handlungsbüchern (s. d.) erweisen, aber nicht nach Wechselrecht beitreiben lassen, u. s. w. Erst an der Möglichkeit, säumige oder böswillige Schuldner mittels gerichtlichen Zwanges zur Tilgung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten, kann sich der bürgerliche Verkehr in weiterm Umfange entwickeln, und eine gute Gerechtigkeitspflege in allen Schuldsachen erhöht den Credit eines Staats. Die Vorzeit neigte hierbei zur äußersten Strenge. Im alten Rom trug auch noch der Umstand, daß die Wohlhabendern bei der Leitung des Staats das Uebergewicht behaupteten und das geringe Volk in immer größere Abhängigkeit zu bringen suchten, zur Verschärfung der Schuldgesetze bei. Nach dem Rechte der Zwölf Tafeln durfte der Gläubiger seine verurtheilten Schuldner (addicti, nexi) in Haft nehmen, mit Ketten belasten und, wenn dieselben binnen 60 Tagen nicht zahlten, ins Ausland verkaufen. Schuldner, die mehrern Gläubigern zugleich zugesprochen waren, konnten zerstückt werden (sectio in partes), um jedem Gläubiger das Recht an ihrer Person wenigstens symbolisch zu wahren. Diese Barbareien beseitigte zwar die lex Papiria Poteelia (326 v. Chr.), aber der Schuldarrest dauerte fort. Erst seit den bürgerlichen Kriegen bildete sich allmählich der Grundsatz aus, daß die Gläubiger sich nicht an die Person, sondern an das Vermögen des Schuldners zu halten hätten. Den Deutschen war die Schuldknechtschaft ebenfalls nicht fremd, und obschon bereits im Mittelalter gegen schlechte Schuldner regelmäßig mit Pfändung verfahren wurde, so erhielt sich doch die Schuldhaft bei dem Gläubiger, später im öffentlichen Schuldgefängniß (Schuldthurm) noch gegen Unvermögende oder solche, die sich von vornherein bei diesem Zwangsmittel verpflichtet (zu Hand und Halfter gegeben) hatten. Für den Großverkehr auf Messen empfahl sich das gleiche Verfahren, um Fremde zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten oder bei Handhabung des Gastrechts gegen Uebervortheilungen schleunig zu sichern, und der hieraus hervorgegangene Wechselarrest hat sich bis auf die Gegenwart behauptet. Neuerdings ist gegen die Schuldhaft namentlich geltend gemacht worden, daß die persönliche Freiheit als etwas Unabschätzbares kein Aequivalent für Vermögensrechte abgeben könne, und daß die Schuldhaft, da sie keine Zahlungsfähigkeit zu erzeugen im Stande sei, gewöhnlich nur zur Befriedigung privater Rachegelüste oder zur Ausübung eines Drucks auf wohlhabende Freunde und Angehörige des Schuldners gemisbraucht werde. Diejenigen, welche nur bei dem Wucher gegen Einsetzung ihrer Freiheit Credit erlangten, seien des Credits eben nicht würdig, und die Gewißheit, daß man durch Verpfändung seiner Person kein größeres Vertrauen gewinne, müsse die Geneigtheit des Worthaltens allgemein steigern und dadurch dem Verkehr eine gesündere Grundlage bereiten. In Frankreich wurde durch das Gesetz vom 22. Juli 1867 die Schuldhaft aufgehoben und der Reichstag des Norddeutschen Bundes

beantragte kurz darauf die gleiche Maßregel. Auch in England geht man damit um, das Zwangsmittel der Schuldhaft aufzuheben.

Schuldschein oder Schuldverschreibung nennt man das schriftliche Bekenntniß einer Schuld, welche sowol eine eigene, als eine fremde, zur eigenen Vertretung übernommene sein kann. Die Schuldverschreibung bezieht sich entweder auf ein früheres Geschäft, indem sie eine schon bestehende Schuld anerkennt, oder sie ist bei der Entstehung der Forderung selbst ausgestellt. Diese Entstehungsursache muß darin ausgedrückt sein, z. B. daß dem Schuldner die Summe als Darlehn vorgeschossen, daß er sie für gekaufte Waaren, geleistete Dienste schuldig geworden sei. Die Verschreibung muß aber auch die Person des Schuldners, des Gläubigers, die Schuld selbst, die Münzsorte, die Zeit und den Ort der Bezahlung, das Datum der Ausstellung angeben und mit der Unterschrift des Schuldners schließen. Eine solche Schuldverschreibung ist ein klarer Brief, ein documentum guarantigiatum, das, wenn Beklagter die Handschrift nicht mittels des Diffessionseides abzuleugnen vermag, einen Anspruch auf beschleunigte Rechtshülfe gewährt. Ausnahmsweise finden sich auch S., in denen sich der Gläubiger nicht einer bestimmten Person, sondern jedwedem Inhaber der Verschreibung zur Zahlung verpflichtet. Dieser Art sind z. B. die meisten Staatspapiere, Prioritäts-Obligationen u. s. f. Aus solchen Papieren au porteur oder Inhaberpapieren kann ein späterer Besitzer Befriedigung verlangen, ohne erst nachweisen zu müssen, durch welche Reihe von rechtmäßigen Weiterbegebungen die Verschreibung in seine Hände gelangt ist. Dafür lassen sich derartige Papiere, selbst wenn sie gestohlen oder verloren gegangen sind, nicht bei dem dritten gutgläubigen Besitzer vindiciren. Nach vielen Landesgesetzen können übrigens Inhaberpapiere nicht ohne Genehmigung des Staats ausgestellt, wol aber auf Antrag eines Besitzers durch eine darauf gebrachte gerichtliche Bemerkung seiner Person zugeschrieben und damit aus dem Umlaufe gezogen werden.

Schulen sind Anstalten für gemeinsamen Unterricht. Nach ihrem Zwecke kann man die S. eintheilen in solche, die eine allgemein menschliche Bildung, und in solche, die eine bestimmte Berufs- oder Fachbildung zum Ziel haben. Die erstern nennt man Volksschulen, die letztern Berufs- oder Fachschulen. Die Volksschule nimmt auf den zukünftigen Stand und Beruf der Schüler nur insofern Rücksicht, als dieser ein niederer oder höherer, d. h. eine größere wissenschaftliche Bildung voraussetzender ist. Sie scheidet sich daher in eine niedere oder Elementar-Volksschule und eine höhere Volksschule. Die niedere Volksschule entläßt ihre Schüler in der Regel mit dem 14. Lebensjahre, in der Schweiz und in England auch schon früher. Sie beschränkt sich daher auf die allernothwendigste Bildung und sucht diese zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Niedere Volksschulen sind die Land- oder Dorfschulen, die Armen- oder Freischulen, die Gemeinde- oder Bezirksschulen und die gewöhnlichen Bürgerschulen der Städte. Zu den höhern Volksschulen gehören die Gymnasien, die Realgymnasien, die Realschulen, die höhern Bürgerschulen. Auch die Gewerbeschulen des südwestl. Deutschland sind Realschulen niederer Ordnung. Zu den Berufs- oder Fachschulen gehören die speciellen Gewerb- und Gewerkschulen, alle technischen Bildungsanstalten, die polytechnischen S., die Bau-, Forst-, Bergakademien, die Kunstakademien, die landwirthschaftlichen Lehranstalten, die Militär- und Marineschulen, die Handelsschulen, aber auch die theol. und Lehrerseminare, ja die Facultäten der Hochschulen oder Universitäten. In Betreff ihrer Gründung und Unterhaltung theilt man die S. ein in Staats-, Gemeinde- und Privatschulen. Staats- und Gemeindeschulen nennt man auch öffentliche S., d. h. aus öffentlichen Mitteln gegründete und erhaltene. Schulgeld ist dabei nicht ausgeschlossen. Die Privatschulen sind in Deutschland in gewissem Sinne auch öffentliche S., bedürfen der staatlichen Genehmigung und stehen unter der staatlichen Aufsicht; nur in Betreff ihrer Unterhaltungsmittel sind sie ganz auf sich, d. h. auf das Schulgeld angewiesen. Die Elementar-Volksschulen sind in Deutschland in der Regel Gemeindeschulen, aus Mitteln der Gemeinde unterhaltene. Nur den ärmern Gemeinden gewährt der Staat einen in der Regel unbedeutenden Zuschuß. Alle Volksschulen sind aber der Aufsicht des Staats unterstellt, die dieser entweder durch fachmännische Inspectoren, Schulräthe, Kreisinspectoren (wie in Preußen, Gotha und Baden) übt oder der Kirche, den Ortsgeistlichen und den kirchlichen Behörden überträgt. Die pädagogischen Stimmführer der Neuzeit verlangen aber die Beseitigung der Beaufsichtigung der Schule durch die Kirche, da diese dazu weder ein Recht noch die Befähigung hat, und wollen die Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens ausschließlich den Pädagogen von Fach übertragen wissen. Staatsschulen sind viele höhere Volksschulen, denn da diese in der Regel einer Provinz oder einem ganzen Lande zugute kommen, so kann keine einzelne Gemeinde zu ihrer Unterhaltung verpflichtet sein. Trotzdem sind in

größern Städten viele höhere Volksschulen, namentlich Gymnasien und Realschulen, nur Gemeindeschulen. Privatschulen finden sich, soweit sie nicht vollständige Erziehungsinstitute mit Pensionat sind, meist nur in größern Städten und je nach dem Zustande des öffentlichen Schulwesens bald in größerer, bald in geringerer Anzahl. Ein gutes öffentliches Schulwesen läßt in der Regel wegen seiner bessern Schulzucht, oft wegen seiner bessern Resultate und zuweilen wegen gewisser staatlicher Berechtigungen das Privatschulwesen nicht aufkommen. Selbstverständlich ist das Schulgeld in der öffentlichen Schule in der Regel niedriger als in der Privatschule. Doch bietet eine gute Privatschule manche Vortheile: eine größere Berücksichtigung des einzelnen, eine größere Freiheit des Unterrichtsplans, eine engere Verbindung zwischen Haus und Schule. Die Frage, wem die Schule gehöre, ob dem Staate, der Gemeinde, der Familie oder der Kirche, ist unklar gestellt und darum auch oft unklar genug beantwortet worden. In ihrem innern Wesen gehört die Schule sich selbst, d. h. sie empfängt nur Gesetze von der Wissenschaft der Pädagogik. Aeußerlich gehört sie dem, d. h. ist sie verwaltet von dem, der sie gründet und unterhält, in den meisten Fällen also der Gemeinde und dem Staate. Aber auch in den Fällen, wo der Gründer und Unterhalter nicht der Staat, sondern die Gemeinde oder, wie in kath. Ländern zuweilen, die Kirche ist, hat der Staat das Recht und die Pflicht der Oberaufsicht, wenn er eins seiner wichtigsten Interessen, die Bildung seiner Mitglieder, nicht ignoriren will.

Die hohe Bedeutung der öffentlichen S. ist in allen civilisirten Ländern, vornehmlich aber in Deutschland schon längst praktisch anerkannt worden, wenn sie auch zuweilen theoretisch in Zweifel gezogen werden sollte. Der Privaterziehung in Familien fehlen, mit seltenen Ausnahmen, nicht nur die zur Vollendung der Jugendbildung erforderlichen Mittel, sondern sie ist auch ihrer ganzen Natur nach nicht im Stande, für das Leben in einer größern Gemeinschaft die wünschenswerthe Vorbereitung zu geben. Die Schule vermittelt, namentlich für das männliche Geschlecht, den Uebergang von dem Familienleben zum Leben in der Gemeinde und im Staate. Durch die Zucht in der Schule wird die Zucht des Hauses verstärkt und die gute Gewöhnung befestigt. Durch den Schulunterricht wird der Zögling allmählich zur Einsicht und Geistesbildung, zum Bewußtsein über das Menschenleben, seine Bestimmung und seine Zwecke, zu tieferer religiöser Erkenntniß, demnach zu freier Selbstbestimmung, dem letzten Zwecke aller Erziehung, geleitet. Die S., in welchen die Jugend einen großen Theil ihres täglichen Lebens verbringt, sind hiernach gleichsam die Kanäle, durch welche in alle Klassen des Volks Bildung, der Sinn für Wahrheit und Recht, die Kräftigung zu Wissenschaft und Kunst strömt, wenn auch die Schule sich nicht anmaßen kann, für sich allein das Leben zu bestimmen, sondern vielmehr von diesem bestimmt wird. Denn ihre Einrichtung, ihre Zucht und ihr Unterricht hängt natürlich immer von dem ab, was im Leben und in der Zeitansicht für das Rechte, Wahre und Nützliche gilt, und sie hat im ganzen nur die Aufgabe, dieses Gegebene auf die Jugend zu übertragen. Nur in seltenen Fällen gehen von der Schule, und dann gewöhnlich auch nur in ihren höhern Stufen, neue Lebensrichtungen aus. Der Einzelunterricht macht sehr oft, aber keineswegs immer und in jeder Hinsicht raschere und sicherere Fortschritte möglich. Dagegen hat das gemeinsame Lernen für die Zöglinge großen Reiz, regt den Wetteifer an, nimmt die Selbstthätigkeit des Schülers mehr in Anspruch und dient durch öftere Wiederholungen, die eben durch die Verschiedenartigkeit der Schüler veranlaßt werden, zu größerer Befestigung des erworbenen geistigen Eigenthums. Was die Gefahr für die Sittlichkeit der Zöglinge anlangt, so ist dieselbe in der öffentlichen Schule nicht unbedingt größer als im Hause und beim Privatunterrichte. Zudem aber muß der Knabe doch einmal aus dem engen Familienkreise hinaus in die Welt treten, und die Schule ist es eben, welche diesen Uebergang auf angemessene Weise vermittelt und die Gefahren vermindert, welche bei dem Mangel solcher Vermittelung für die Sittlichkeit entstehen würden. Das Hauptmittel, dessen sich die Schule dazu bedient, beruht in der Schulzucht oder Schuldisciplin, die nicht blos die Verhütung und Bestrafung von Fehlern und Vergehungen, sondern überhaupt die Gewöhnung an alles, was gut, recht und löblich ist, namentlich also an Ordnung, Regelmäßigkeit, Aufmerksamkeit, Fleiß und gesittetes Betragen zum Zwecke hat. Die Berechtigung und hohe Bedeutung der Schulzucht liegt darin, daß das Kind recht und gut leben lernen muß, bevor es noch selbst mit Einsicht und aus vernünftigen Gründen sich dazu bestimmen kann, und daß auch der rechte Erfolg des Unterrichts erst von ihr abhängt. Die Ausübung der Schulzucht beruht aber weniger auf theoretischen Anweisungen und Vorschriften als auf der Persönlichkeit des Lehrers und auf dem Princip der Pietät. Als Schulordnung regelt sie das äußere Schulleben und spricht sich in den speciellen Schulgesetzen aus, die kurz, bestimmt, einfach und deutlich sein müssen, aber nicht gerade immer schriftlich vorhanden zu sein

brauchen. Sie bestimmen die Schulstrafen, die wol nirgends ganz zu entbehren sein dürften. Doch ist die Schulzucht gewiß die beste, wo die wenigsten Strafen nöthig sind; denn Gewöhnung an das Gute und Rechte ist wichtiger als Verhütung des Fehlerhaften und Schlechten, und Vergehen zu verhüten verdienstlicher, als sie bestrafen zu müssen. Das erziehende Beispiel des Lehrers, verbunden mit der sittlichen und religiösen Ermahnung, ist immer der sicherste Grundpfeiler der Schuldisciplin, deren sorgsame Ueberwachung wieder eine der wichtigsten Obliegenheiten der Lehrer und Directoren und in höherer Instanz der Schulinspection bildet. Unter der Schulinspection begreift man diejenigen Veranstaltungen, welche dafür sorgen, daß alle Hindernisse der Schulerziehung möglichst beseitigt werden und daß in und außer der Schule alles geschieht, was zur Erreichung des Schulzwecks erforderlich ist. Wird die Schulinspection, wie es wol bei der Verschiedenheit der Grundansichten über das Schulwesen vorkommt und vorgekommen ist, der Geistlichkeit übertragen, so kann dies der Schule nur zum Nachtheile gereichen; denn ein Geistlicher als solcher ist ebenso wenig ein geborener Schulinspector, wie ein Arzt oder ein Jurist. In allen Fällen ist die Schulinspection nur ein Theil der Schulverwaltung, unter welcher man die Leitung und Verwaltung sämmtlicher S. eines Orts, eines Bezirks oder eines ganzen Landes durch bestimmte Behörden versteht. Die Schulbehörden, welche theils nur für einen einzelnen Ort, Bezirk oder Kreis, theils für eine ganze Provinz oder für ein ganzes Land bestimmt sind, haben im allgemeinen für Anlegung, Einrichtung und Unterhaltung der S., für die allgemeine Anordnung des Unterrichts, der Zucht und des Schullebens überhaupt, für Bildung, Anstellung und Beaufsichtigung der Lehrer Sorge zu tragen. Unumgänglich nöthig ist es, daß bei der Schulverwaltung sachverständige, d. h. solche Männer, welche die Aufgabe der Schule theoretisch und praktisch kennen gelernt haben, mit thätig sind. Die oberste Stellung in der Schulverwaltung nimmt das Ministerium des öffentlichen Unterrichts ein, welches gewöhnlich mit dem des Cultus vereinigt ist. Die Schulverwaltung entscheidet auch über die Einführung der Schulbücher, welche beim Unterricht von den Zöglingen gebraucht werden, mögen sie nun wirklich die Grundlage des Lehrgangs bilden, wie die Lese-, Lehr- und Uebungsbücher, die Leitfäden u. s. w., oder nur als sonstige Hülfsmittel dabei dienen, wie Bibel, Gesangbuch, Katechismus u. s. w. Welche Schulbücher in einer Schule nothwendig sind, hängt von dem Standpunkte jeder Schule, dem Zwecke und der Einrichtung des Unterrichts ab. Wenn es aber unzweifelhaft, daß die Schulbehörden über die Einführung und den Gebrauch der Schulbücher wachen sollen, wird doch immer auch bei der Wahl der Lehrbücher den einzelnen Lehrern und Lehrercollegien Stimme und Mitwirkung bleiben müssen, indem diese, abgesehen von ihrer genauen Sachkenntniß überhaupt, das Localbedürfniß am sichersten beurtheilen können. Gegen Institute, welche das Privilegium in Bezug auf Lieferung von obligatorischen Schulbüchern (Centralschulbücherverlag) haben, lassen sich daher gewichtige Einwendungen machen. Aus der Auswahl der Schulbücher läßt sich am sichersten der Charakter und Geist der Schule beurtheilen.

Das gegenwärtige Schulwesen Europas ist aus dem Christenthum erwachsen. Griechen und Römer kannten Volksschulen, wie sie jetzt bestehen, nicht und fühlten dafür auch nicht das Bedürfniß. In gewisser Hinsicht kann man Karl d. Gr. als den ersten Gründer unsers Schulwesens ansehen. Er verfolgte zuerst den großartigen Plan, Bildungsanstalten für alle Stände in seinem großen Reiche einzurichten, und suchte die hohe und niedrige Geistlichkeit dafür zu gewinnen. Die Verhältnisse der Zeit verhinderten aber die Ausführung, und die polit. Stürme und Kämpfe unter seinen Nachfolgern sowie der Zustand der Kirche hemmten nicht nur den Fortschritt, sondern veranlaßten auch den Verfall der meisten von den zahlreichen S., die unter Karl's d. Gr. Regierung in allen Theilen des großen Frankenreichs, besonders auch in Deutschland waren gegründet worden. Nur für die Bildung der Geistlichen und der vornehmern Stände war in den Klosterschulen (s. d.) und den Stifts- oder Domschulen (s. d.) durch Unterricht im Lesen, Schreiben, Singen, Latein, in der damals beschränkten Theologie, mitunter auch in einigen andern Wissenschaften nothdürftig gesorgt. Für die Bildung der Jugend des Volks wurde damals nichts gethan, weil das Volk eine polit. Bedeutung noch nicht hatte. Dieser Zustand blieb bis zum 12. und 13. Jahrh., wo die Städte polit. Wichtigkeit erhielten und Handel und Gewerbfleiß aufblühten, sodaß das Bedürfniß der Bildung auch im Bürgerstande erwachte. In den Städten wurden nun S. begründet, welche neben den kirchlichen Bildungsanstalten emporwuchsen, aber freilich meist nur das Lesen und Schreiben, höchstens die lat. Sprache in ihren Unterricht aufnahmen. Die niederdeutschen Schreibschulen (dudeschen Scrifscolen), die aus dem Bedürfniß der Kaufleute hervorgingen und als rein bürgerliche Institute frei von kirchlichem Einflusse waren, können als die ersten Anfänge der städtischen Bürgerschulen betrachtet werden.

Im 14. Jahrh. gingen durch Geert Groote und die geistliche Brüderschaft des gemeinsamen Lebens von Holland mächtige Anregungen aus zur Bildung des Volks durch S., während in Italien durch die sog. Wiederherstellung der Wissenschaften die höhern Studien eine neue Grundlage erhielten und eine neue Gestaltung des höhern Schulwesens vorbereitet wurde. Von jetzt an entstanden bis zum Anfange des 16. Jahrh. viele neue S., in welchen der Geist des classischen Alterthums sich geltend machte. Sie waren aber entweder nur Privatunternehmungen einzelner Männer, oder ihre Wirksamkeit beruhte doch ganz allein auf persönlicher Tüchtigkeit. Das Schulwesen war noch kein Gegenstand der allgemeinen Sorge. Auch die niedern S. mehrten sich, blieben aber nach den Verhältnissen der Zeit nur auf die nothdürftigste Bildung beschränkt. Ihre Lehrer waren größtentheils unwissend, zogen von einem Orte zum andern, genossen wenig Achtung und wurden schlecht bezahlt. Wie in dem Gewerbswesen bildete sich unter den Lehrern eine Abstufung nach Meistern und Gesellen im Sinne des Zunftwesens und ein Zunftgeist aus, und wie die Lehrer, so zogen auch Schüler (Bacchanten) von einer Schule zur andern, wobei sie nicht nur unwissend blieben, sondern auch zu sittlicher Roheit herabsanken.

Da trat mit der Reformation ein Wendepunkt im Schulwesen ein. Die neue Kirche mußte ihrem ganzen Wesen nach in der verbesserten Jugendbildung eine Stütze suchen. Daher sprachen die Reformatoren, namentlich Melanchthon, den schon seine Zeit den Magister Germaniae nannte, für Verbesserung vorhandener und Anlegung neuer S. Die frühern Anfänge eines Volksschulwesens erhielten nun Befestigung und weitere Ausbildung. Auch die Schulbildung des weiblichen Geschlechts wurde ins Auge gefaßt. Die neuen Kirchenordnungen, die überall aufgerichtet wurden, empfahlen die S. der allgemeinen Fürsorge, und nach dem Muster der von Melanchthon in dem «Unterricht der Visitatoren» für die Einrichtung der S. gegebenen Vorschriften wurde der Unterricht fast in allen prot. Ländern angeordnet. Während die höhern S. bald einen Aufschwung nahmen, ging es freilich mit dem Volksschulwesen nur sehr langsam vorwärts. Unter den Protestanten haben sich um das Schulwesen der damaligen Zeit, außer Melanchthon, große Verdienste erworben: Johannes Sturm, Val. Friedland, gewöhnlich Trotzendorf genannt, Michael Neander, Sebald Heyden, Ratich, Comenius u. s. w. Die kath. Christenheit blieb in dem Eifer für die Verbesserung des Schulunterrichts nicht zurück, und die Jesuitenschulen (s. d.) erlangten eine ungewöhnliche Berühmtheit.

Neue Hindernisse erwuchsen freilich der Entwickelung des Schulwesens durch die im Gefolge der Reformation gehenden Religionsunruhen, namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg, der aber auch die neuen Begriffe von Staat und Staatsverwaltung und somit wieder indirect die Fortbildung des Schulwesens im allgemeinen zur Folge hatte. Die Volksschule nach jetzigen Begriffen, die sich der Erziehung und Bildung eines jeden einzelnen Kindes annimmt, war dem ganzen Mittelalter, sogar der Reformationszeit noch fremd. Sie ist durchaus ein Product dieses und des vorigen Jahrhunderts. Was im Mittelalter und in der Reformationszeit die Kirche für das Schulwesen gethan, das hat sie nicht gethan, um den einzelnen eine allgemein menschliche Bildung zu gewähren, sondern nur um ihr Ansehen und ihren Einfluß auszubreiten. Die Volksschule der Jetztzeit ist geistig das Kind des Humanismus und der Aufklärung des 18. Jahrh. und praktisch ein Werk des Staats und der Gemeinden. Das Recht der Kirche auf die jetzige Volksschule ist daher weder historisch noch ideell nachweisbar. Gegen das Ende des 17. Jahrh. und im 18. bildete sich nach und nach die Ansicht aus, daß die Sorge für die S. eine Verpflichtung der weltlichen Regierung sei. Die Begründung von Schullehrerseminarien, seit der Mitte des 18. Jahrh., mußte besonders dem Volksschulwesen den größten Vorschub leisten. Basedow's (s. d.) und seiner Anhänger schulreformatorische Bestrebungen riefen endlich eine allgemeine und für die Fortbildung der S. höchst einflußreiche geistige Bewegung hervor (s. Philanthropie), und die wiedererwachte Philosophie verbreitete gleichfalls über den Unterricht bessere Ansichten. Mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wurden allmählich die aus frühern Zeiten noch bestehenden lateinischen S. in deutsche Bürgerschulen umgewandelt und diesen wieder höhere Bürger- oder Realschulen nach dem dringenden Bedürfnisse der Zeit übergeordnet und als Bürgergymnasien den Gelehrtenschulen ebenbürtig zur Seite gestellt. Durch die franz. Herrschaft in Deutschland erhielt die nationale Richtung der Schulbildung unleugbar Vorschub. Die Wichtigkeit und der Einfluß des Volks stieg, und seit dem Ende des Kriegs beeiferten sich die deutschen Regierungen, alle Schulverhältnisse zu verbessern. Auf die Hebung des Volksschulunterrichts und dessen Methode hatten die Bestrebungen Pestalozzi's (s. d.) wesentlichen Einfluß. Der Lehrerstand hat sich gehoben, freilich ohne im ganzen noch diejenige äußere Stellung zu besitzen, die ihm in Betracht seiner Wirksamkeit zukommt.

Unter allen Ländern Europas steht in Deutschland das Schulwesen am meisten in Blüte. Für die Bildungsbedürfnisse aller Stände und Klassen ist gesorgt durch zahlreiche Gymnasien, Progymnasien und lateinische S., durch polytechnische, höhere Gewerb-, Navigations-, Militär-, Berg-, Forst-, Handels- und Landwirthschaftsschulen, durch Seminare, Realgymnasien und Realschulen, durch Bürger- und Volksschulen, Frei- und Armenschulen, Industrie- und Arbeitsschulen, Gewerbschulen, Sonntagsschulen, Bauernschulen, höhere und niedere Mädchenschulen, Taubstummenanstalten und Blindenanstalten. Während früher Sachsen in Bezug auf Schuleinrichtungen fast allen deutschen Staaten zum Muster diente, ist seit 1816 Preußen an die Spitze der Schulreform getreten, und fast überall ist die preuß. Schulverfassung nachgeahmt worden. Bis in die vierziger Jahre herauf war auch Preußen in der That auf allen Gebieten der Schule den übrigen Staaten voraus. Seitdem aber von oben her eine orthodox-mystische und feudale Strömung dem hauptsächlich durch Diesterweg vertretenen Pestalozzismus entgegentrat, erfolgte ein sichtlicher Rückgang. Statt des längst gehofften und versprochenen Schulgesetzes erschienen 1854 die rückwärtsdrängenden Regulative. Seit dieser Zeit hat sich nach statistischem Ausweis der Procentsatz der Rekruten ohne hinreichende Schulbildung allmählich vergrößert. Preußens Vorgang fand besonders Nachahmung in Sachsen, wo als Ebenbild der preuß. Regulative 1856 eine neue Seminarordnung erschien, welche die Lehrerbildung, außer in Religion und Musik, auf ein Minimum beschränkte. Da die innern pädagogischen und methodischen Fragen der Schule ziemlich klar sind, so handelt es sich in der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Schule hauptsächlich darum, die gewonnene Einsicht zu verwirklichen, also um Organisation des Schulwesens. Bisher haben darin nur zwei kleinere Staaten, Koburg-Gotha und Baden, zeitgemäße Fortschritte gethan. Viele Staaten haben noch gar kein zusammenhängendes Schulgesetz, einige, wie Sachsen, ein ziemlich veraltetes. In Oesterreich und Baiern wurden 1867 wenigstens Entwürfe zu einem Schulgesetze in Berathung genommen. In den Staaten, deren Bildung wesentlich auf deutschem Geiste und deutscher Grundlage beruht, wie die Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden, ist ebenfalls viel zur Herstellung eines geregelten Schulwesens geschehen. In Frankreich, von jeher reich an höhern Unterrichtsanstalten, namentlich an solchen, welche die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien pflegen, erwarten doch die eigentlichen Gelehrtenschulen noch ihre höhere, dem Stande der modernen Wissenschaft entsprechende Entwickelung, während das seit der Revolution von 1830 neubegründete Volksschulenwesen noch viele Mängel und Lücken aufweist und wie von alters her durch die klerikalen Beziehungen mancherlei Hemmnisse erfährt. Belgien besitzt gegenwärtig ein in allen Zweigen wohlorganisirtes Unterrichtssystem, nur daß auch hier die kirchlichen Einflüsse nicht völlig überwunden sind und der Ausbildung der Schule manche Schwierigkeiten entgegenstellen. In Großbritannien haben sich die meist auf alten Stiftungen beruhenden Gelehrtenschulen noch nicht ihres alten Formenwesens entledigt, welcher Umstand der Entfaltung eines auf der Höhe der wissenschaftlichen Zeitbildung stehenden Unterrichts großen Eintrag thut. Für die Ausbreitung und Verbesserung des Volksschulenwesens geschah hier in neuerer Zeit viel, aber weniger durch den Staat als durch Vereine und Gesellschaften, indem immer noch die Ansicht vorherrschend ist, daß der Staat im Interesse der politischen wie der kirchlichen Freiheit von einer systematischen Organisation und Leitung des Schulwesens abstehen müsse. In Rußland besteht ein geordnetes System der höhern S. sowie auch des Volksunterrichts, obschon die Entwickelung des Volksschulwesens hauptsächlich durch Mangel geeigneter Lehrer gehindert ist. In Italien, wo seither alle Volksbildung in den Händen der Kirche und darum in vielen Gegenden ganz nichtig war, hat die Regierung die Schulsache für Staatssache erklärt und die größten Anstrengungen gemacht, um ein allgemeines Volksschulwesen herzustellen. Griechenland steht, wie in allen öffentlichen Einrichtungen, so auch in Bezug auf das Schulwesen noch im ersten Anfange. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika macht dagegen das Unterrichtswesen jeder Art die erfreulichsten Fortschritte, obschon die Organisation in den einzelnen Staaten, je nach der allgemeinen Lage und Bildungsstufe, sehr verschieden ist und das meiste von dem guten Willen und der Einsicht des Volks selbst abhängt. (S. Unterrichtswesen.)

Schulenburg (von der), ein altes hochberühmtes Geschlecht, welches Werner von der S., der 1119 bei der Eroberung von Acca in Syrien durch die Kreuzfahrer fiel, zum Stammvater hat. Im 14. Jahrh., wo das Geschlecht in der Altmark begütert war, theilte es sich in die Weiße und in die Schwarze Linie, von denen die erstere im 15. Jahrh. wieder in die jüngere und die ältere Linie zerfiel. Die Weiße Linie besaß 1341 das Erbküchenmeisteramt in der Mark Brandenburg, und 1563 wurde das ganze Haus in den Reichsfreiherrenstand erhoben.

Die Weiße Linie erhielt 1728 die Reichsgrafenwürde, die Schwarze, abgesehen von einigen Zweigen derselben, die sie schon im 18. Jahrh. erhielten, erst 1790, nachdem sie 1785 in den dän. Grafenstand erhoben worden war. Gegenwärtig besteht die ältere Weiße Linie aus den Häusern Hehlen und Betzendorf (mit den Speciallinien Wolfsberg, Betzendorf, Detzel und Klosterroda), die jüngere Weiße Linie aus den Häusern Trampe (sonst Blumberg), Emden, Altenhausen, Bodendorf, Burgscheidungen, Jahmen (im Mannsstamm erloschen), Vitzenburg, Angern, Kehnert (die 1815 im Mannsstamm erlosch) und dem freiherrlichen Hause Altendorf. Die Schwarze Linie besteht nur noch in dem Hause Lieberose. Ihre Besitzungen liegen in der preuß. Provinz Sachsen und Brandenburg, in Braunschweig und Hannover. Eine Menge berühmter Generale und Staatsmänner sind aus dem Geschlecht hervorgegangen. — Johann Matthias, Reichsgraf von der S., Erbherr auf Emden, Feldmarschall in Diensten der Republik Venedig, wurde zu Emden im Magdeburgischen 8. Aug. 1661 geboren. Als Generallieutenant in sächs. Diensten befehligte er 1702—6 ein Corps in Polen gegen Karl XII. Von diesem 12. Oct. 1704 bei Puniz angegriffen, hielt er zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ganz ohne Reiterei und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, den berühmten Rückzug von Puniz nach Schlesien. 1706 verlor er die Schlacht bei Fraustadt. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über ein Corps von 9000 Mann, welches Sachsen in niederländ. Dienste gab, wo er nun unter Marlborough und Eugen gegen die Franzosen focht. Der Kaiser Karl VI. erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Als aber 1711 der Graf Flemming das Commando der sächs. Armee erhielt, forderte S. seine Entlassung und erhielt sie. 1713 ging er nach dem Haag und dann nach England, um die Ansprüche des Hauses Hannover auf den engl. Thron zu vertheidigen. 1715 wurde er Feldmarschall der Republik Venedig. Seine Verdienste bei der Vertheidigung von Korfu 1716 ehrte die Republik, indem sie seine Bildsäule in Korfu aufstellen ließ. Bei den Kriegen der Oesterreicher in Italien, 1733—35 und 1742—47, hielt er die Neutralität Venedigs aufrecht. Er starb zu Verona 14. März 1747. Auch in diplomatischen Verhandlungen leistete er wiederholt ausgezeichnete Dienste. Vgl. Fr. Albr. von der Schulenburg, «Leben und Denkwürdigkeiten des Joh. Matthias von der S.» (2 Bde., Lpz. 1834). — Achaz von der S., preuß. Generallieutenant der Cavalerie, geb. 1669 zu Apenburg in der Altmark, gest. 1731, trat 1690 in preuß. Kriegsdienste und zeichnete sich besonders in dem Spanischen Erbfolgekriege aus. — Adolf Friedrich, Graf von der S., geb. zu Wolfenbüttel 1685, stand von 1705—13 in hannov. Diensten und focht als Major in den Schlachten von Oudenarde und Malplaquet. Dann trat er in preuß. Dienste, wo er dem pommer. Feldzuge und dem am Rhein von 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er als Generallieutenant der Cavalerie 1741 bei Mollwitz; eine Wunde, die er hier empfing, brachte ihm den Tod. — Levin Rudolf von der S., preuß. Generallieutenant und Staatskriegsminister, geb. 1727, befand sich während des Siebenjährigen Kriegs stets in dem Gefolge Friedrich's II. und starb 1788. — Karl Friedrich Gebhard, Graf von der S., aus dem Hause Wolfsburg, früher im preuß. Staatsdienste, trat dann in die Dienste des Königs von Westfalen, wo er sich hohe Achtung erwarb. Als der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatre-Bras 1815 fiel, stellte der Prinzregent von England, als Vormund des unmündigen Nachfolgers, den Grafen an die Spitze der Landesverwaltung in Braunschweig. Er starb 25. Dec. 1818. — Friedrich Albrecht, Graf von der S., aus dem Hause Klosterroda, der Verfasser der obenerwähnten Biographie seines Ahnherrn, geb. 18. Juni 1772 zu Dresden, studirte zu Leipzig und Wittenberg, widmete sich dann der diplomatischen Laufbahn und war von 1794—98 bei den Gesandtschaften zu Wien, Regensburg und bei dem Friedenscongreß zu Rastadt. 1799 wurde er Gesandter am dän., 1801 am russ. Hofe, war dann bis 1810 ohne diplomatische Stelle und hierauf bis 1812 Gesandter am wiener Hofe. Dem Wiener Congreß wohnte er als Vertreter des Königs von Sachsen bei. Nach der Rückkehr des Königs zum Wirkl. Geheimrath ernannt, erhielt er wieder den Gesandtschaftsposten in Wien, von welchem er 1830 abberufen wurde. Mit dem Titel eines Conferenzministers in den Ruhestand versetzt, lebte er seitdem in Klosterroda, wo er 12. Sept. 1853 starb. Vgl. Danneil, «Das Geschlecht der von der S.» (Salzwedel 1847).

Schulhoff (Julius), ausgezeichneter Klaviervirtuos, geb. von israel. Aeltern zu Prag 2. Aug. 1825, erhielt seinen ersten Unterricht im Klavierspielen durch Kisch, unter dessen Führung er bereits im Alter von neun Jahren öffentlich auftrat. Zu weiterer Ausbildung wurde er sodann der Leitung Tedesco's anvertraut. Unterweisung in der Theorie der Tonsetzkunst gab ihm Tomaschek. 1841 verließ S. Prag und wandte sich nach Paris, unterwegs in Dresden, Weimar

und andern Orten mit Erfolg Concerte gebend. In Paris lebte er anfangs einige Jahre in großer Zurückgezogenheit nur seinen Studien, bis er zufällig die Bekanntschaft Chopin's machte, der sein Talent erkannte und ihm zum öffentlichen Auftreten in Paris Muth einflößte. In der That fanden seine Leistungen vor dem Musikpublikum der franz. Hauptstadt allgemeinen Beifall, der ihn sodann auch auf seinen Kunstreisen in Südfrankreich, Spanien, England, Deutschland und Rußland begleitete. S. lebt abwechselnd in Dresden und Paris. Sein Spiel ist ausgezeichnet durch technische Vollendung sowol wie durch Feinheit und Eleganz. Diese Eigenschaften besitzen auch seine Compositionen, die in Salon- und Charakterstücken, Etuden, Phantasien u. s. w. bestehen, und von denen viele sehr beliebt und verbreitet sind.

Schulpforte, s. Pforta.

Schultens (Albrecht), berühmter Orientalist, geb. 1686 zu Gröningen, studirte hier, zu Leyden und zu Utrecht nächst der Theologie besonders die arab. Sprache, wurde 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leyden, 1713 Professor der orient. Sprachen und 1717 Universitätsprediger zu Francker und starb daselbst 26. Jan. 1750. Er brach in der Behandlung des orient. Sprachschatzes eine neue Bahn, indem er die mit der hebräischen verwandten morgenländ. Sprachen, vorzüglich die arabische, kritischer benutzte und eine bessere, das Studium dieser Sprache sehr erleichternde Methode erfand. Erfolgreicher als auf seine Landsleute wirkte er durch dieselbe auf die Deutschen. Vorzüglich geschah dies durch seine «Origenes Hebraicae» (2 Bde., Francker 1724; Leyd. 1733), noch mehr aber durch die «Institutiones ad fundamenta linguae Hebraicae» (Leyd. 1737). Um die arab. Sprache erwarb sich S. große Verdienste durch die Bearbeitung der Grammatik von Erpenius (Leyd. 1730 u. öfter) sowie durch die Herausgabe und Uebersetzung des Lebens Saladin's (Leyd. 1733) und die «Monumenta vetustiora Arabiae» (Leyd. 1740). Auch machte er das Abendland zuerst mit dem arab. Dichter Hariri bekannt. — Sein Sohn, Johann Jakob S., geb. zu Francker 1716, studirte ebenfalls zu Leyden orient. Sprachen, wurde 1742 Professor derselben zu Herborn und starb daselbst 27. Nov. 1778. Man hat von ihm mehrere gelehrte Dissertationen und Abhandlungen. — Des letztern Sohn, Heinr. Albrecht S., geb. zu Herborn 15. Febr. 1749, machte gleichfalls die orient. Sprachen in Oxford zu seinem Hauptstudium, wurde dann Professor derselben am Athenäum zu Amsterdam und erhielt hierauf eine Professur in Leyden, wo er 12. Aug. 1793 starb. Unter seinen Werken ist hervorzuheben die «Anthologia sententiarum Arabicarum» (Leyd. 1772).

Schultern (humeri) nennt man die obern Grenzen des Rumpfs zu beiden Seiten des Halses, welche von den Schlüsselbeinen (Schulterring, Halsring), den Schulterblättern und den dazugehörigen Muskeln gebildet werden. Die Schlüsselbeine sind leichtgekrümmte Röhrenknochen, die, vorn am obern Theil des Brustbeins seitlich befestigt, nach außen verlaufen und sich mit den Schulterblättern verbinden. Letztere gehören zu den breiten Knochen, sind sehr dünn, dreieckig und so auf dem Rücken zu beiden Seiten der Wirbelsäule gelegen, daß ihre schmalste Seite nach oben gekehrt ist. Auf der hintern Fläche haben sie ziemlich in der Mitte eine stark hervorspringende, dünne, horizontal verlaufende und nach oben etwas gekrümmte Leiste, die Schultergräte. Eine bedeutende Anzahl Muskeln, deren Anheftungspunkte sich an den Schulterblättern befinden, dient theils zur Befestigung dieser Knochen an die umliegenden festen Theile, Wirbelsäule, Schädel und Rippen, theils zur Bewegung der Schulterblätter sowol wie der Arme, deren obere Knochen mit den äußern Winkeln der Schulterblätter durch das freieste Gelenk, welches im Körper besteht, verbunden sind. Wegen der etwas bedeutendern Krümmung der Schlüsselbeine ist beim Weibe der Uebergang des Halses zur Schulter sanfter als beim Manne, dessen Schulter breiter. Nicht selten findet man, daß die eine Schulter höher steht als die andere, wodurch die Symmetrie des Körpers gestört wird. Diese Regelwidrigkeit, die sog. Hohe Schulter, kann entweder (und dies ist meist der Fall) von einer Verkrümmung der Wirbelsäule, welche die Rippen der einen Seite und somit auch die daraufliegenden Schulterknochen erhöht, oder durch Verkürzung der Halsmuskeln der einen Seite bewirkt werden und findet in den allgemeinen orthopädischen Mitteln, Turnen, Streckbetten u. s. w., nach Befinden auch Sehnendurchschneidung, ihre geeignetste Behandlung. (S. Schiefheit.)

Schultheiß, s. Schulze.

Schultz-Schultzenstein (Karl Heinrich), ausgezeichneter Botaniker und Physiolog, geb. 8. Juli 1798 zu Altruppin, besuchte das Gymnasium zu Neuruppin und widmete sich dann seit 1817 auf dem Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin der Medicin und Chirurgie. Nachdem er 1821 promovirt und sich 1822 als Privatdocent habilitirt, verließ er den Militärdienst, um

die akademische Laufbahn weiter zu verfolgen, und wurde 1825 außerord., 1833 ord. Professor an der Universität zu Berlin. S.'s wissenschaftliche Thätigkeit ging von botan. Studien aus. Er entdeckte seit 1821 die Säftecirculation in den höhern (heterorganischen) Pflanzengeschlechtern mittels mikroskopischer Untersuchungen und behandelte diesen Gegenstand in den Schriften «Ueber den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut und in mehrern andern Pflanzen» (Berl. 1822), «Ueber den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen» (Berl. 1824), «Die Natur der lebendigen Pflanze» (2 Bde., Berl. 1823 und Stuttg. 1828), «Natürliches System des Pflanzenreichs nach seiner innern Organisation» (Berl. 1832), «Sur la circulation et sur les vaisseaux laticifères dans les plantes» (Berl. 1839; von der pariser Akademie gekrönt), «Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen» (Bonn und Bresl. 1841). Die durch diese Entdeckung gewonnenen neuen Anschauungen über die innere Organisation der Pflanzen und deren Stufenentwickelung überhaupt führten ihn einestheils zur Aufstellung eines neuen Pflanzensystems, das er in der Schrift «Natürliches System des Pflanzenreichs nach der innern Organisation» (Berl. 1832) darlegte, anderntheils zu neuen Ansichten über den äußern Aufbau der Pflanzen (gegenüber der bisherigen Metamorphosenlehre). Letztere Ansichten entwickelte er unter anderm in den Schriften «Ueber Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen» (Berl. 1843), «Neues System der Morphologie der Pflanzen» (Berl. 1847) und «Die Verjüngung im Pflanzenreich» (Berl. 1851), sowie in einer Reihe von Beiträgen zur «Flora». In Zusammenhang hiermit stehen S.'s Untersuchungen und Entdeckungen über Ernährung und Respiration der Pflanzen, aus denen sich bereits neue Wege für Pflanzencultur ergeben haben. Ueber seine dahin einschlagenden Beobachtungen und Versuche berichtete er unter anderm in den Schriften «Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agriculturphysiologie» (Berl. 1844) und «Ueber Pflanzenernährung, Bodenerschöpfung und Bodenbereicherung» (Berl. 1864). Ein anderes Gebiet für S.'s Forschungen bildete die Physiologie des Menschen und der Thiere, wobei er das System der Lebensverjüngung den mechanisch-physikal. Theorien gegenüber durchzuführen bestrebt war. Die Grundlage hierzu bildet sein «System der Circulation in seiner Entwickelung durch die Thierreiche und im Menschen» (Stuttg. und Tüb. 1836). Nachdem er in diesem Werke die Ergebnisse einer ganz neuen Reihe von Untersuchungen über die Organisation und Entwickelungsgeschichte der Blutkügelchen mitgetheilt, wies er in dem Werke «Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur» (Berl. 1842; 2. Aufl. 1850) nach, daß das thierische und menschliche Leben überhaupt nicht ein chem. Stoffwechsel, sondern ein fortdauernder innerer Wechsel von Zeugen und Sterben verjüngter Formengebilde ist, daß der regelmäßige Fluß dieser beiden Verjüngungsacte (Bildung und Mauser) die Fortdauer der Gesundheit bedingt, und daß die Cultur des menschlichen Lebens in der Erhaltung und Herstellung des freien Laufs der Verjüngungsacte beruht. Die Entdeckung, wonach sowol Ausdehnung und Zusammenziehung der Muskelfasern active Thätigkeiten sind, als auch die Muskelbewegung eine von den Nerven unabhängige, selbständige Function der Muskelfasern ist, hat S. in «Die Verjüngung im Thierreich als Schöpfungsplan der Thierformen» (Berl. 1854) mitgetheilt. In Verbindung hiermit standen seine Beobachtungen und Versuche über die thierische Elektricität und das Vorhandensein von Elektricität in Krankheiten, die er in Froriep's «Tagesberichten» (1851) sowie in den «Berichten» der Versammlung der Naturforscher zu Königsberg (1860) mittheilte. Seine Ansichten über die Entstehung und das Wesen der Krankheiten führte er in der «Allgemeinen Krankheitslehre» (2 Bde., Berl. 1845) aus, welcher sich neuerdings (Berl. 1865) eine Widerlegung der von Virchow erhobenen Einwürfe anreihte. Mit der Schrift «Die Heilwirkung der Arzneien nach den Gesetzen der organischen Verjüngung» (Berl. 1846) suchte er die Verjüngungslehre zu einem vollständigen System der Heilkunst abzuschließen, während er neuerdings in der Schrift «Leben, Gesundheit, Krankheit, Heilung» (Berl. 1863) die Grundideen für die Cultur der Verjüngung des Lebens in allen seinen Organen und Functionen im gesunden und kranken Zustande bei Pflanzen, Thieren und Menschen in einem Gesammtbilde darstellte. In neuerer Zeit hat S. den Versuch gemacht, das Princip der Verjüngung auch auf die Geisteswissenschaften, insbesondere auf Psychologie und Moral zu übertragen. In dem Werke «Die Bildung des menschlichen Geistes durch Cultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation» (Berl. 1855) stellte er ein neues System der Psychologie auf, dessen weitere Ausführung und Anwendung er in «Naturstudium und Cultur oder Wahrheit und Freiheit in ihrem natürlichen Zusammenhange» (Berl. 1866), «Die Moral als Heilwissenschaft und Culturwissenschaft» (Berl. 1863) und «Die Physiologie der Verjüngung des Lebens im Unterschiede von

den dynamischen und materialistischen Stoffwechseltheorien» (Berl. 1867) versuchte. Schon früher hatte er durch seine Schrift über «Die homöobiotische Medicin des Theophrastus Paracelsus» (Berl. 1831) wesentlich zur wissenschaftlichen Beurtheilung der Homöopathie beizutragen gesucht. An der Universität ist S. durch Vorlesungen über Botanik, Naturgeschichte, Encyklopädie der Medicin, Physiologie, allgemeine Pathologie, Pharmakologie thätig. Auch trug er als Präsident der Gesellschaft der Gartenfreunde seit einer Reihe von Jahren viel zur Hebung der Pflanzencultur bei.

Schulz (Albert), pseudonym San-Marte, bekannt durch seine Arbeiten über die Literatur des Mittelalters, geb. 18. Mai 1802 zu Schwedt, erhielt seine Vorbildung zu Züllichau und studirte 1821—24 erst zu Berlin unter Savigny und Göschen, dann zu Heidelberg unter Thibaut, Mittermaier und Zachariä die Rechte. Gegen Ende 1824 trat er als Auscultator bei dem Stadtgericht zu Brandenburg, im Dec. 1826 als Referendar beim Oberlandesgericht zu Naumburg in den Justizdienst ein. Im Jan. 1830 wurde er zum Kammergerichtsassessor in Berlin, Ende Juni 1833 aber zum Regierungsrath in Magdeburg ernannt. Wegen eines Schriftchens «Ueber den Werth der Provinzialgesetze» bei dem Ministerium verdächtigt, sah er sich im Dec. 1837 als Domänenrath und Justiziar an die Regierung zu Bromberg versetzt. Doch schon im Herbst 1843 wurde er wieder nach Magdeburg als Regierungsrath in das Provinzialschulcollegium berufen, in welcher Stellung ihm besonders die umfangreiche Güterverwaltung der höhern Lehranstalten der Provinz obliegt. Seine Mußestunden wandte S. dem Studium der ältern deutschen Literatur zu, besonders seit er während seines Aufenthalts in Naumburg durch Lepsius (seinen Schwiegervater) und Koberstein dazu angeregt wurde. Wolfram von Eschenbach bildete den Mittelpunkt seiner Forschungen, die ihn einerseits rückwärts in die altfranz. Literatur und bis in das alte Wales, andererseits weiter in die Theologie des 11. und 12. Jahrh. leiteten. Nachdem er den «Parcival» des Wolfram von Eschenbach im Auszuge mitgetheilt (Magdeb. 1832), veröffentlichte er «Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach» (2 Bde., Magdeb. 1836—41), dessen erster Theil die neuhochdeutsche Uebertragung des «Parcival» (2 Aufl., 2 Bde., Lpz. 1858) enthält. Später schlossen sich die «Parcivalstudien» (3 Hefte, Halle 1860—62) an, als deren Fortsetzungen mehrere Abhandlungen in Pfeiffer's «Germania» zu betrachten sind. Außer den Bearbeitungen der «Gudrun» (Berl. 1839) und des «Walter von Aquitanien» (Magdeb. 1853) sind von seinen Schriften noch zu nennen: «Die Arthursage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest» (Quedlinb. 1842), welche Untersuchung von der Abergavenny-Cymreigiddion-Society gekrönt wurde; ferner «Nennius und Gildas» (Berl. 1844), «Beiträge zur bretonischen und celt.-german. Heldensage» (Quedlinb. 1847), «Die Sagen von Merlin» (Halle 1853), «Gottfried's von Monmouth Historia regum Britanniae» (Halle 1854), die deutsche Bearbeitung von Stephens' «Geschichte der welschen Literatur» (Halle 1864) u. s. w. Während seines Aufenthalts in Bromberg wurde S. auch auf das Studium der poln. Nationalsagen geführt, als dessen Früchte «Großpolens Nationalsagen, Märchen und Legenden» (Bromb. 1842; 2. Aufl., unter dem Titel «Polens Vorzeit in Dichtung und Sage», Bromb. 1859) und «Die poln. Königssage» (Berl. 1848) erschienen. In jüngster Zeit veröffentlichte er noch ein «Reimregister» zu Wolfram von Eschenbach (Quedlinb. 1867) und «Zur Waffenkunde des deutschen Mittelalters» (Quedlinb. 1867).

Schulz (David), prot. Theolog, geb. 29. Nov. 1779 zu Pürben bei Freistadt in Niederschlesien, hatte seiner Mittellosigkeit wegen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er in seinem 22. J. sein Studium beginnen konnte. Er besuchte das Gymnasium zu Breslau, 1803 die Universität zu Halle, um sich für das höhere Schulfach auszubilden, und habilitirte sich 1806 daselbst in der philos. Facultät, 1807 aber, da die Universität Halle aufgehoben wurde, in Leipzig. Johannes von Müller verschaffte ihm sodann 1809 eine außerord. Professur der Theologie und Philosophie zu Halle, und noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf nach Frankfurt a. d. O. Als 1811 diese Universität nach Breslau verlegt ward, folgte er dahin und eröffnete sich nun als Professor der Theologie eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit. 1819 wurde er Mitglied des königl. Consistoriums für Schlesien, dieser Stelle jedoch 1845 enthoben. Er starb 17. Febr. 1854. Als Schriftsteller hat S. das meiste für die exegetische Theologie geleistet. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Der Brief an die Hebräer. Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen» (Bresl. 1818); «Die Parabel vom Verwalter u. s. w.» (Bresl. 1821); die dritte Ausgabe des Griesbach'schen «Novum Testamentum Graece» (Berl. 1827); «De codice Cantabrigiensi» (Berl. 1827); «Die Geistesgaben der ersten Christen, insbesondere die sog.

Gabe der Sprache» (Bresl. 1836); ferner die Schriften: «Die christl. Lehre vom Heiligen Abendmahl» (Lpz. 1824; 2. Aufl. 1831) und «Die christl. Lehre vom Glauben» (Lpz. 1834), eine Umarbeitung der frühern Schrift «Was heißt Glauben und wer sind die Ungläubigen?» (Lpz. 1830). Auch gab er Cölln's «Biblische Theologie» nebst dessen Lebensbeschreibung (2 Bde., Lpz. 1836) heraus. In seinen Werken ist überall die zu Grunde liegende echt philol. Bildung sowie eine gesunde rationalistische Richtung und Auffassung erkennbar. Bei verschiedenen Gelegenheiten trat er als ein kräftiger Streiter für vernunftmäßiges Christenthum und für Denk- und Lehrfreiheit überhaupt auf: so in seinen Streitigkeiten mit Scheibel, Steffens, Schleiermacher, in den Verhandlungen über die preuß. Kirchenagende, in Betreff der «Evang. Kirchenzeitung», bei der Frage über eidliche Verpflichtung auf die Symbole u. s. w.

Schulz (Friedrich), deutscher Romanschriftsteller, geb. zu Magdeburg 1762, erhielt durch seinen Vater eine sehr harte Erziehung und studirte zu Halle, wo seine Kenntniß der franz. Sprache ihm als Lehrer und Uebersetzer Unterhalt verschaffte. Trotzdem gerieth er in Noth und ging daher 1780 nach Dresden, um Schauspieler zu werden. Als ihm dieses mislang, trieb er hier Romanschriftstellerei. Später lebte er amtlos theils in Wien und Berlin, theils auf Reisen, am längsten zu Weimar, wo er sich viele Freunde erwarb. In dieser Zeit schrieb er die beiden Kinderromane «Moritz» (Lpz. 1785 u. öfter) und «Leopoldine» (Lpz. 1791 u. öfter), welche allgemeinen Beifall erhielten. 1789 ging er nach Paris. Die Frucht seines dortigen Aufenthalts war die «Geschichte der großen Revolution in Frankreich» (Berl. 1790), welche man damals für das wahrhafteste Gemälde derselben erklärte, sowie ein Werk über «Paris und die Pariser» (Bd. 1, Berl. 1790). Von Paris kehrte er 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mitau erhielt. Hier war er als Lehrer und Mensch hochgeschätzt und wurde sogar Abgeordneter des Bürgerstandes beim Reichstage zu Warschau 1791, wo er eine glänzende Rolle spielte. Durch seine geschickten Unterhandlungen wurde nämlich die Sache des Bürgerstandes, die er zu vertheidigen hatte, sowie die Sache des Herzogs gegen den Adel im ganzen sehr günstig entschieden, obgleich sich daraus weiter keine ersprießlichen Folgen ergaben. In seiner «Reise eines Liefländers durch Polen» (Berl. 1797) legte er die auf dieser Sendung gemachten Beobachtungen nieder. 1793 unternahm er eine Reise nach Italien, von wo er kränkelnd 1794 zurückkehrte. In Mitau verfiel er in Wahnsinn und starb daselbst im Nov. 1798.

Schulz (Joh. Abraham Peter), tüchtiger musikalischer Theoretiker und Componist, geb. zu Lüneburg 30. März 1747, war von seinem Vater, einem Bäcker, zum Geistlichen bestimmt und besuchte erst die Michaelis-, dann die Johannisschule seiner Vaterstadt, erhielt aber auch bei guten Anlagen musikalischen Unterricht (im Klavier- und Orgelspiel von dem Organisten Schmügel). Nachdem er seinem Vater die Erlaubniß abgedrungen, sich die Tonkunst zum Lebensberuf zu wählen, auch schon verschiedene Compositionsversuche gemacht, ging er 1765 nach Berlin, wo er auf Phil. Emanuel Bach's Empfehlung von Kirnberger als Schüler ins Haus aufgenommen wurde, unter dessen Leitung er drei Jahre mit eisernem Fleiße studirte. Hierauf war er vier Jahre hindurch der musikalische Reisebegleiter einer poln. Fürstin Sapieha und trat dann kurze Zeit bei einem Verwandten der Fürstin (in Litauen) als Kapellmeister in Dienst. 1673 kehrte er nach Berlin zurück, wo er mit Sulzer in Verbindung kam und für dessen «Theorie der schönen Künste» einen großen Theil (vom Buchstaben S an) der Musikartikel schrieb. Später half er Kirnberger an dessen «Kunst des reinen Satzes». Form und Darstellung dieses Werks rühren fast ganz von ihm her, da Kirnberger selbst seine Gedanken nicht verständlich und klar darzulegen vermochte. Nach dieser Arbeit schrieb S. die Abhandlung «Die wahren Grundsätze zum Gebrauch der Harmonie», welche sehr lange Zeit Kirnberger zugeschrieben wurde. Nebenbei componirte er auch mancherlei. 1776 wurde er Musikdirector am Französischen Theater in Berlin, das aber schon zwei Jahre später aufgelöst wurde. S. privatisirte dann einige Zeit, bis er 1780 als Kapellmeister des Prinzen Heinrich von Preußen nach Rheinsberg ging. In dieser Stellung componirte er fleißig, unter anderm die Operetten «La Fée Urgèle» und «Le Barbier de Séville», das Melodram «Minona, oder die Angelsachsen», die Chöre zu Racine's «Athalia», viele Lieder und Gesänge, Instrumentalsachen u. s. w. 1787 folgte er einem Rufe als königl. Kapellmeister nach Kopenhagen, in welchem Amte er verdienst- und ehrenvoll acht Jahre wirkte. Während dieser Zeit componirte er verschiedene Oratorien (z. B. «Johannes und Maria», «Christi Tod»), Opern und Singspiele (z. B. «Das Erntefest», «Aline, Königin von Golconda»), Gelegenheitscantaten u. s. w. Anfang 1795 nahm er wegen Kränklichkeit seine Entlassung und trat im Sept. eine Reise nach Portugal an, um hier im milden Klima Genesung

zu suchen. Das Schiff, auf dem er sich befand, wurde jedoch durch Stürme nordwärts verschlagen und mußte sogar einen Theil des Winters zu Arendahl in Norwegen zubringen. S. gab infolge dessen seine Reise auf und kehrte nach Deutschland zurück, wo er, fortwährend kränkelnd, theils in Berlin, theils in Rheinsberg, Stettin und Schwedt lebte. An letzterm Orte starb er 10. Juni 1800. Wie schätzenswerth auch seine größern Compositionen sind, beruhen doch sein Ruf und seine Bedeutung in seinen Liedern (weltlichen und geistlichen), deren viele im Munde des Volks fortleben; so z. B. «Blühe, liebes Veilchen», «Seht den Himmel wie heiter», «Gesund und frohen Muthes», «Warum sind der Thränen» u. s. w. S. verstand es wie keiner, den Ton naiver Fröhlichkeit und Herzlichkeit, inniger und schlichter Frömmigkeit zu treffen.

Schulze, Scholz oder Schultheiß, eigentlich Schuldheis (Sculdarius oder Scultetus), hieß ursprünglich der Beamte, welcher die Mitglieder der Gemeinde zu Leistung und Entrichtung ihrer Schuldigkeit gegen den König oder Fürsten anzuhalten hatte. Der Name kommt von «Schuld» und «heischen», d. h. fordern. Der S. war der Vorsteher der Gemeinde, wie der Graf Vorsteher des Gaues. Schon im Mittelalter erscheint der S. aber auch als Stellvertreter des eigentlichen Richters, des Grafen. In den Städten kommt er dann bei deren weiterer und kräftigerer Entwickelung häufig neben dem Vogte vor; doch war seine Stellung und Bedeutung nach der Verfassung der einzelnen Städte verschieden. Gegenwärtig heißt noch sehr häufig S. der Vorsteher der Dorfgemeinde, der von der Gemeinde erwählt oder von der Gutsherrschaft oder der Regierung ernannt und eingesetzt wird. Zuweilen ruht das Schulzenamt auf einem Gute, und dann heißt der S. Erbschulze, Erbscholtiseibesitzer und, wenn er das Gut zu Lehn hat, Lehnschulze. Besitzer von Schulzengütern, welche das Amt nicht versehen können oder wollen, müssen auf ihre Kosten geeignete Stellvertreter bestellen. Der sog. Dorfschulze, in einigen Gegenden Deutschlands auch Richter genannt, hat es lediglich mit Polizei- und Verwaltungssachen des Orts zu thun.

Schulze (Ernst Konrad Friedrich), ein talentvoller deutscher Dichter der nachclassischen Periode, wurde 22. März 1789 zu Celle geboren. Der Gang seiner Jugendbildung war der frühen Entwickelung seines poetischen Talents außerordentlich günstig. Auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt lernte er die vorzüglichsten Dichter des Alterthums kennen; doch zog ihn vorwiegende Neigung zur neuern Literatur hin. Fast noch im Knabenalter las er franz. Ritter- und Feenromane. Dadurch wurde er zu Wieland geführt, dem er sich geistesverwandt fühlte, und dessen Dichtungen nach Inhalt und Darstellung ihn gleich mächtig anzogen. Doch wußte er auch die Größe von Schiller, Goethe, Shakspeare zu schätzen. Seine eigenen in dieser Zeit entstandenen poetischen Versuche sind ganz in Form seines Vorbildes gehalten. Im Anfange des J. 1806 arbeitete er schon an einer «Ritterepopöe im Geschmack Wieland's» und an einer kleinern Dichtung, «Der Dämon des Sokrates». Voll von dichterischen Planen, die er mit gleichgesinnten Freunden zu verwirklichen hoffte, ging er im Herbst 1806 zum Studium der Theologie nach Göttingen. Hier war der Umgang mit dem Aesthetiker Bouterwek von entschiedener Bedeutung für den jungen Dichter. In Bouterwek's «Neuer Vesta» (Lpz. 1808 und 1810) erschien sein «Amor und Psyche, Fragment aus einem griech. Märchen», ein Gedicht, welches durch reiche Erfindung und geschmackvolle Darstellung, namentlich durch zierliche Ausmalung des Einzelnen sich vor andern Nachahmungen Wieland's auszeichnet, jedoch der tiefern poetischen Bedeutung entbehrte. Erst die Liebe sollte seinem ganzen Wesen eine idealere Richtung geben. S. fand in Cäcilie Tychsen die Idee alles Schönen und Guten verkörpert, und in ihr lag fortan für ihn die Quelle und das Ziel seines dichterischen Lebens. Sie und zugleich die Wandlung in seinem poetischen Wesen feierte er in «Cäcilie, ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen» (2 Bde.; neue Aufl., Lpz. 1822; Miniaturausg., Lpz. 1849 u. öfter), zu welchem der Sieg des Christenthums über die nordischen Völker ihm den Stoff an die Hand gab. Nach Cäciliens frühem Tode übertrug S. seine Liebe auf deren Schwester Adelheid. Aber ein Verhältniß, das ihn ideal beseligte, sollte im wirklichen Leben nur eine Quelle bittern Leides für den Dichter werden. In dieser Zeit verfaßte er eine Menge kleiner Gedichte, poetische Episteln, Elegien, nach Inhalt und Form die bedeutendsten unter seinen Dichtungen, welche er selbst gesammelt herausgab (Gött. 1813), während noch manches andere, bei besondern subjectiven Anlässen entstanden, ebenso wie die «Cäcilie», erst nach seinem Tode als «Poetisches Tagebuch» herauskam. Seine theolog. Studien hatte S. bald aufgegeben und sich der Philologie zugewandt. Um einen Beruf zu wählen, entschloß er sich für die Docentenlaufbahn. Er promovirte und habilitirte sich 1812 mit einer exegetischen Arbeit über das «Pervigilium Veneris». Als akademischer Lehrer hatte er jedoch kein Glück, und die Verhältnisse in Göttingen gestalteten sich

überhaupt ungünstig für ihn. Dazu trug er den Keim einer Krankheit in sich, welche die Ursache seines frühen Todes werden sollte. Die patriotische Bewegung der J. 1813 und 1814 schien zwar noch einmal seine Kraft zu beleben, und er machte im Beaulieu'schen Jägercorps den Feldzug an der Niederelbe mit. Aber sein Gesundheitszustand wurde nach seiner Rückkehr nur bedenklicher. Im Herbst 1816 unternahm er noch eine Fußwanderung am Rhein und Main, dachte sogar an eine Reise nach Italien für den nächsten Frühling. Während dieser Zeit arbeitete er, wenn auch körperlich sehr erschöpft, doch geistig frisch, an seiner letzten Dichtung, der «Bezauberten Rose» (in verschiedenen Ausgaben; 11. Aufl., Lpz. 1867), einem poetischen Märchen, in welchem er die ganze Fülle seines eigenen Wesens aussprach. Das Gedicht gewann den von F. A. Brockhaus für die «Urania» ausgesetzten Preis und wurde in derselben (1818) zum ersten mal gedruckt. Inzwischen war S., kränker als er selbst dachte, im Frühjahr 1817 in das älterliche Haus zurückgekehrt. Hier, nachdem er noch durch die Nachricht von dem Erfolge seiner «Bezauberten Rose» erfreut worden, starb er 29. Juni 1817. Sein Grab in Celle wurde 1855 durch ein Monument geschmückt, welches die Verlagshandlung seiner Werke, F. A. Brockhaus, ihm errichten ließ. S. ist nur in beschränktem Sinne den Romantikern zuzuzählen. Er erklärte sich selbst für einen entschiedenen Gegner der «falschen Romantiker». Indem er, von Wieland ausgehend, den epischen Inhalt einer idealen Ritter- und Feenwelt sich aneignete, hielt er sich doch von den Formlosigkeiten und Verirrungen der romantischen Schule fern. Eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen poetischen Werke» nebst einer Biographie des Dichters gab sein Freund und Lehrer Bouterwek (4 Bde.; neue Aufl., Lpz. 1822) heraus. Unter seinen «Vermischten Gedichten» (3. Aufl., Lpz. 1852) befinden sich viele der zartesten Blüten deutscher Lyrik. Eine neue Gesammtausgabe der Werke S.'s, mit einer aus seinem Tagebuch- und Briefnachlaß geschöpften vollständigen Biographie des Dichters von H. Marggraff, erschien 1855 (5 Bde.) zu Leipzig. Neuerdings gab Tittmann die «Bezauberte Rose» und das «Poetische Tagebuch» mit einer biographischen Einleitung heraus (Lpz. 1868). Die «Bezauberte Rose» wurde von William Waddilove ins Englische und von Caroline de Crespigny ins Französische übersetzt.

Schulze (Friedr. August), als Romanschriftsteller unter dem Namen Friedrich Laun bekannt, geb. 1. Juni 1770 zu Dresden, wurde von Jugend an für eine höhere wissenschaftliche Ausbildung vorbereitet, sah sich aber, als er im Begriff stand, die Universität zu beziehen, durch beengende ökonomische Verhältnisse bestimmt, diesen Plan vorderhand aufzugeben und eine Stelle in der Kanzlei des Geh. Finanzcollegiums anzunehmen. Doch die Studien wurden fortgesetzt, um den ursprünglichen Plan wieder auffassen zu können. Endlich gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, und S. legte 1797 seine Stelle nieder und studirte bis 1800 in Leipzig, worauf er nach Dresden zurückkehrte. Noch in demselben Jahre erschien sein erster Roman «Der Mann auf Freiersfüßen» (Freiberg 1800), der durch gefällige Leichtigkeit viel Beifall gewann, wodurch sich S. bestimmen ließ, auf der betretenen Bahn weiterzugehen. 1807 wurde er Secretär bei der Landes-Oekonomie-Manufactur- und Commerziendeputation, und 1820 erhielt er das Prädicat eines königl. Commissionsraths. S. starb zu Dresden 4. Sept. 1849. Außer vielen Erzählungen und Romanen, deren Zahl über hundert, gab er mit A. Apel das «Gespensterbuch» (6 Bde., Lpz. 1810—17); ferner «Lustspiele» (Dresd. 1807) und «Gedichte» (Lpz. 1824; neue Aufl. 1828) heraus. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen mit Prolog von L. Tieck (6 Bde., Stuttg. 1843—44). Ohne auf höhere Bedeutung Ansprüche machen zu können, gehört S. zu den bessern Belletristen, namentlich in der komischen und naiven Gattung. Auch schrieb er «Robespierre mit Beziehung auf die neueste Zeit» (Lpz. 1837).

Schulze (Friedr. Gottlob), deutscher Nationalökonom und Lehrer der Landwirthschaft, geb. 28. Jan. 1795 auf dem väterlichen Gute Gävernitz bei Meißen, studirte, nachdem er zu Schulpforta eine tüchtige Vorbildung erlangt, auf den Universitäten zu Leipzig und Jena und widmete sich dann auf den Gütern seines Vaters der praktischen Landwirthschaft. 1817 wurde er zum Oberverwalter der weimar. Kammergüter Tiefurt, Oberweimar und Lutzendorf berufen, wodurch er zum Großherzog Karl August in nähere Beziehung trat. Nach dem Abgange seines Lehrers Sturm habilitirte er sich zu Jena und erhielt daselbst 1821 eine außerord., später eine ord. Professur. Neben seinen Vorträgen über Landwirthschaft und Nationalökonomie widmete sich S. mit Eifer philos. Studien und schloß sich zunächst an Kant, besonders aber an Fries an, die beide nicht ohne Einfluß auf seine wissenschaftliche Begründung der Nationalökonomie blieben. Zur Ausbildung angehender Landwirthe und Kameralisten gründete er 1826 ein Institut, das auf die Entwickelung der Landwirthschaft in Deutschland lange Zeit sehr einflußreich wirkte. Während Thaer die Landwirthschaft wesentlich nur von der naturwissenschaftlichen Seite auf-

gefaßt hatte, strebte S. auch deren Begründung durch die Nationalökonomie an und stellte neben die speciellen Lehren des Ackerbaues und der Thierzucht einen auf nationalökonomischen Grundsätzen beruhenden allgemeinen Theil. Ueberhaupt wies er zuerst nach, daß die Nationalökonomie nicht blos Grundwissenschaft der Staatswirthschaft, sondern auch aller Privatwirthschaft, besonders auch der Landwirthschaft sei. Die Grundgedanken seiner Anschauung entwickelte er in der Schrift «Ueber Wesen und Studium der Wirthschafts- und Kameralwissenschaften» (Jena 1826). Ebenso war S. der erste, welcher eine landwirthschaftliche Lehranstalt organisch mit einer Universität in Verbindung setzte. In Anerkennung seiner Bestrebungen ward ihm von der preuß. Regierung der Auftrag zur Einrichtung und Leitung der staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena bei Greifswald (1834) übertragen, die bald einen raschen Aufschwung nahm. Mancherlei Mishelligkeiten veranlaßten jedoch 1839 seine Rückkehr nach Jena, wo er die ord. Professur der Kameralwissenschaften übernahm und sein landwirthschaftliches Institut in größerm Maßstabe wiedereröffnete. Für die Zwecke des praktischen Unterrichts pachtete er 1842 die großherzogl. Kammergüter Zwätzen und Lehesten. Auch um das landwirthschaftliche Vereinswesen erwarb er sich Verdienste. Unter anderm rief er 1842 die thüring. Wanderversammlung ins Leben, deren Vorstand er bis zu seinem Tode blieb. Er starb 3. Juli 1860 zu Jena. Wenige Jahre vorher hatte er die Ackerbauschule zu Zwätzen, eine Musteranstalt zur Ausbildung von Bauernsöhnen, begründet. Unter S.'s Schriften sind noch hervorzuheben: «Antiquitates rusticae» (2 Hefte, Jena 1820—29); «Ueber Papiergeld» (Lpz. 1824); vor allem aber das «Lehrbuch der Nationalökonomie, besonders für Land-, Forst- und Staatswirthe» (Jena 1856) und «Lehrbuch der allgemeinen Landwirthschaft» (herausg. von Emminghaus und Graf Arnim zur Lippe, Jena 1863). Eine Reihe werthvoller Aufsätze enthalten auch die von ihm 1841—53 herausgegebenen «Deutschen Blätter für Landwirthschaft». 1867 wurde S. zu Jena ein von Drake modellirtes Denkmal gesetzt. Vgl. Birnbaum, «Friedrich Gottlob S. als Reformator der Landwirthschaftslehre» (Frankf. 1860).

Schulze (Hermann Johann Friedrich), deutscher Staatsrechtslehrer, Sohn des vorigen, geb. 23. Sept. 1824 zu Jena, besuchte das Gymnasium zu Hildburghausen und widmete sich 1842—46 auf den Universitäten zu Jena und Leipzig jurist. und staatswissenschaftlichen Studien. Nachdem er hierauf einige Zeit auf Reisen sowie im praktischen Staatsdienst zugebracht, begann er im Frühjahre 1848 als Privatdocent zu Jena Vorlesungen über deutsches Staatsrecht, europ. Völkerrecht sowie über deutsches Privatrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 1850 wurde er zum außerord. Professor ernannt, doch folgte er 1857 einem Rufe als ord. Professor der Rechte an die Universität Breslau. S.'s akademische wie literarische Thätigkeit ist vorzugsweise dem öffentlichen Rechte gewidmet, und insbesondere hat er sich eine specielle Kenntniß des deutschen Fürstenrechts zu eigen gemacht. Als Staatsrechtslehrer ist er bestrebt, die Gelehrsamkeit der alten Reichspublicistik und die Errungenschaft der histor. Schule mit einer tiefern philos. Auffassung und den Anforderungen des modernen Staatslebens in Einklang zu setzen. S. hat sich daher stets auch als einen warmen Anhänger der constitutionellen Monarchie bekundet und ist von jeher für das Recht des deutschen Volks auf eine nationale Gesammtverfassung eingetreten. Seine wichtigsten Schriften sind: «Das Recht der Erstgeburt in deutschen Fürstenhäusern» (Jena 1851), «Die staatsrechtliche Stellung des Fürstenthums Neuenburg» (3. Aufl., Berl. 1857), «Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser» (Bd. 1, Jena 1860), «System des deutschen Staatsrechts» (Bd. 1, «Einleitung in das deutsche Staatsrecht», Lpz. 1865), «Die Friedensbestimmungen von Prag in ihrem Verhältniß zur Neugestaltung Deutschlands» (Lpz. 1867), «Einleitung in das deutsche Staatsrecht nach den Friedensbestimmungen von 1866» (Lpz. 1867), welcher Schrift sich eine kleinere, «Die Krisis des deutschen Staatsrechts im J. 1866» (Lpz. 1867) anschloß. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von Rechtsgutachten sowie von Beiträgen zu Bluntschli's «Staatswörterbuch», Aegidi's «Zeitschrift für Staatsrecht» u. s. w. Als einen kenntnißreichen Nationalökonomen bekundete er sich unter anderm in den «Nationalökonomischen Bildern aus Englands Volksleben» (Jena 1853).

Schulze (Gottlob Ernst), deutscher Philosoph, geb. 23. Aug. 1761 zu Heldrungen in Thüringen, wurde, nachdem er in Wittenberg seine Studien vollendet, Diakonus an der Schloß- und Universitätskirche daselbst und Adjunct der philos. Facultät. 1788 kam er als ord. Professor der Philosophie nach Helmstedt und nach Aufhebung der dortigen Universität 1810 nach Göttingen, wo er 14. Jan. 1833 starb. In seinen frühern Jahren beschäftigte er sich vorzugsweise mit histor.-philos. Forschungen. Als Kant's Philosophie in Deutschland sich verbreitete und Reinhold ihr in seiner «Theorie des Vorstellungsvermögens» eine festere Grundlage zu geben

versuchte, war S. der erste, der in dem anonym herausgegebenen Werke «Aenesidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik» (Helmst. 1792) sich entschieden gegen die Alleinherrschaft der kritischen Philosophie erklärte. In dieser Schrift, welche zu ihrer Zeit nicht geringe Aufmerksamkeit erregte, trat S. wider Kant's und Reinhold's Philosophie ganz im skeptischen oder antidogmatischen Geiste auf. In demselben Geiste sind auch geschrieben: «Einige Bemerkungen über Kant's philos. Religionslehre» (Kiel 1795); «Kritik der theoretischen Philosophie» (2 Bde., Hamb. 1801); «Die Hauptmomente der skeptischen Denkart über die menschliche Erkenntniß» in Bouterwek's «Neuem Museum der Philosophie» (Bd. 3, Heft 2, 1805), wo er auch (Bd. 1, Heft 2) in den «Aphorismen über das Absolute» eine ironische Schilderung der Identitätslehre gab. S. suchte zu zeigen, daß es keine wissenschaftliche Theorie von den obersten Ursachen alles Bedingten oder Wirklichen gebe, weil der Ursprung menschlicher Erkenntniß außerhalb des Bereichs unserer Erkenntniß liege, und man müsse sich beschränken auf die Erforschung und Unterscheidung der Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß und der Gesetze, von welchen die Verbindung unserer Ueberzeugung mit den Erkenntnißarten abhänge. In seinen spätern Schriften hat er seinen Skepticismus beschränkt, und manche haben in denselben eine Annäherung an Jacobi's dogmatische Glaubensphilosophie finden wollen. Seine nicht streng wissenschaftliche Ansicht über die Philosophie ist in seiner «Encyklopädie der philos. Wissenschaften» (Gött. 1814; 3. Aufl. 1824) übersichtlich dargelegt. Außerdem veröffentlichte er: «Grundsätze der allgemeinen Logik» (Helmst. 1810; 5. Aufl. 1831); «Leitfaden der Entwickelung der philos. Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts» (Gött. 1813), nach welchem S. ein eigentliches Naturrecht nicht annimmt; «Psychische Anthropologie» (Gött. 1816; 3. Aufl. 1826); «Ueber die menschliche Erkenntniß» (Gött. 1832), worin er einem psychol. Empirismus huldigt, welcher durch religiöse Gesinnung bestimmt ist.

Schulze (Johannes), hochverdient um das höhere Unterrichtswesen in Preußen, geb. 15. Jan. 1786, erhielt seine Schulbildung auf dem Domgymnasium in Schwerin und in dem Pädagogium zu Kloster-Bergen bei Magdeburg, studirte in Halle und Leipzig Philologie und Theologie und kam im Juli 1808 als Professor an das Gymnasium in Weimar. Hier suchte er auch als geistlicher Redner zu wirken, wie seine «Predigten» (Lpz. 1810) und «Reden über die christl. Religion» (Halle 1811) bekunden. In den Schriften «Ueber Iffland's Spiel» (Weim. 1810) und «Ueber den standhaften Prinzen des Calderon» (Weim. 1811) legte er ein lebhaftes Interesse für kunstgerechte theatralische Leistungen an den Tag. 1812 folgte er einem Ruf als Professor an das Gymnasium in Hanau, ward großherzogl. frankfurt. Oberschul- und Studienrath und übernahm Anfang 1813 die Leitung des Gymnasiums in Hanau. Nach Wiedervereinigung Hanaus mit Kurhessen erfolgte seine Ernennung zum kurfürstl. hess. Oberschulrath und Director der hohen Landesschule in Hanau. Diese Stelle legte er im März 1816 nieder, um als Consistorial- und Schulrath zu Koblenz in preuß. Dienste zu treten. Seine Bemühungen um Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und besonders der Gymnasien waren hier nicht ohne Erfolg und führten 1818 seine Beförderung zum vortragenden Rath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und seine Versetzung nach Berlin herbei. In dieser Stellung bearbeitete S. die technischen und administrativen Angelegenheiten sämmtlicher Universitäten, der evang. und kath. Gymnasien, der öffentlichen Bibliotheken des preuß. Staats sowie alle höhern wissenschaftlichen Gegenstände bis zum Tode des Ministers Altenstein (1840). Von dem Nachfolger des letztern ward er von der Bearbeitung der Angelegenheiten der kath. Gymnasien entbunden, während er die der evang. Gymnasien bis gegen Ende 1842 führte. Seitdem beschäftigten ihn alle höhern wissenschaftlichen Angelegenheiten, besonders die der Universitäten; außerdem versah er seit 1849 die Stelle des Directors in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums. Auch wirkte er seit 1826 als Mitglied der Militärstudiencommission und seit 1831 als Mitglied der Studiendirection der Allgemeinen Kriegsschule. Allen Parteiungen abhold, erstrebte er, trotz aller Anfeindungen, mit Festigkeit eine gleichmäßige gründliche Bildung der Katholiken und Protestanten und kann in vieler Beziehung als der Begründer des blühenden Zustandes der höhern preuß. Lehranstalten angesehen werden. Neben den humanistischen Studien beschützte er besonders die Hegel'sche Philosophie, deren Begründer sein vertrauter Freund war. Er schloß sich daher dem Vereine zur Herausgabe von Hegel's Schriften an und besorgte die Herausgabe der «Phänomenologie des Geistes» (Berl. 1833). Er starb 1859. Zu seinen eignen wissenschaftlichen Leistungen gehört die mit H. Meyer besorgte Ausgabe von Winckelmann's «Geschichte der Kunst des Alterthums» (4 Bde., Dresd. 1809—15); später gab er dessen «Vorläufige

Abhandlung von der Kunst der Zeichnung der alten Völker» (Dresd. 1817) heraus. Auch lieferte er eine Uebersetzung der «Bestattungsrede des Perikles im Thucydides» (Hanau 1813) und ließ seine «Schulreden» (Hanau 1813) erscheinen. Die «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» in Berlin wurden auf seinen Betrieb gegründet, und er nahm an ihrer Redaction eine Zeit lang thätigen Antheil.

Schulze-Delitzsch (Hermann), hochverdient um die Förderung des Wohls der arbeitenden Klassen, besonders durch Gründung der deutschen Genossenschaften, geb. 29. Aug. 1808 zu Delitzsch, wo sein Vater Bürgermeister war, erhielt seine Gymnasialbildung zu Leipzig und widmete sich sodann auf dortiger Universität der Jurisprudenz. Nachdem er die akademischen Studien in Halle beendet, trat er 1830 bei dem Oberlandgericht zu Naumburg als Auscultator ein. Neben den Berufsarbeiten beschäftigte er sich hier mit Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur, und sein 1838 erschienenes «Wanderbuch» (2. Aufl., Glogau 1859), das die auf Erholungsreisen in Norddeutschland und Skandinavien empfangenen Eindrücke dichterisch wiedergab, legte auch in dieser Richtung seine nicht ungewöhnliche Befähigung dar. 1838 erfolgte seine Versetzung als Assessor an das Kammergericht in Berlin. Doch kehrte er 1841 als Patrimonialrichter unter Vorbehalt des Wiedereintritts in den Staatsdienst nach seiner Vaterstadt zurück. Hier gewann er jene genaue Bekanntschaft mit der Lage und den Bedürfnissen der kleinern Gewerbtreibenden und zugleich ein so allgemeines Vertrauen, daß er 1846 und 1847 den aus Anlaß der Theuerung ausgebrochenen Unruhen allein entgegentreten und durch die von ihm getroffenen Hülfsanstalten das Proletariat zur Ordnung zurückführen konnte. 1848 vertrat S. den Wahlbezirk Delitzsch in der Nationalversammlung zu Berlin, wo er zum Vorsitzenden des Ausschusses zur Untersuchung des Nothstandes der arbeitenden Klassen ernannt wurde. Die Begutachtung von mehr als 1600 einschlagenden Bittschriften befestigte nur seine Ueberzeugung, daß weder von der Rückkehr zum Zunftmonopol, noch von dem Eingehen auf die Systeme der damaligen socialistischen Vorsprecher Abhülfe zu erwarten, sondern die Hebung der Kleingewerbe lediglich, mit Schonung der bestehenden gesellschaftlichen Grundlagen, wiewol unter Beseitigung aller Fesseln des Verkehrslebens, durch die Beschaffung von Kapital und andern Mitteln des Großbetriebs im Wege der Association zu vollziehen sei. Praktische Versuche mit diesen Grundsätzen ließen sich freilich bei der bald eintretenden reactionären Gegenströmung und nach Beseitigung der Nationalversammlung nur in engsten Kreisen anstellen. S. bestimmte zunächst die Schuhmacher seiner Vaterstadt zur Bildung einer Genossenschaft, welche die bei ihr im Handwerk nöthigen Rohstoffe für gemeinschaftliche Rechnung einkaufte und an die Theilnehmer nach Bedarf zu Großhandelspreisen abließ. Obgleich das Ergebniß den Erwartungen entsprach, so ward doch S. vorderhand an der Weiterverfolgung dieser wichtigen Angelegenheit durch die Annahme eines Mandats für die nach der octroyirten Verfassung von 1849 berufene Zweite Kammer verhindert. Außerdem sah er sich nach Auflösung der Kammer von einer Anklage wegen Aufruhrs betroffen, welche das Ministerium auch gegen ihn aus Anlaß der Theilnahme an dem Steuerverweigerungsbeschlusse von 1848 erheben ließ. Doch wurde er im Febr. 1850 auf seine glänzende Vertheidigung freigesprochen. Mit der gesammten Patrimonialgerichtsbarkeit war auch sein bisheriges Amt eingezogen worden, und er mußte sich deshalb an das Kreisgericht zu Wreschen in der Provinz Posen versetzen lassen. Obgleich er sich hier mit seiner tüchtigen Arbeitskraft in kürzester Zeit um das ganze Collegium verdient machte, erschwerte ihm doch das Ministerium seine Stellung so, daß er seine Entlassung nahm und nach Delitzsch zurückkehrte, wo er nun die Weiterentwickelung des Gedankens einer Hebung der arbeitenden Klassen auf der Basis wirthschaftlicher Selbsthülfe wieder aufnahm. Unter seinem Einfluß entstanden zunächst in Delitzsch, weiterhin in Eilenburg, Halle, Bitterfeld und dem benachbarten Sachsen Genossenschaften zur billigern Beschaffung von Rohstoffen und Halbfabrikaten, Lebens- und Genußmitteln sowie sog. Volksbanken, die aus kleinen Einzahlungen und fortgesetzten Spareinlagen der Theilhaber, desgleichen aus empfangenen Darlehnen Geldvorschüsse gegen etwas höhere Zinsen gewährten und den Nutzen dieses Betriebs dem Guthaben der Mitglieder zuwachsen ließen. Dadurch sowol, daß alle Theilnehmer sich zum solidarischen Einstehen für die Verbindlichkeiten ihres Vereins verpflichten mußten, als durch die feste Haltung, welche die Genossenschaften unter selbst schwierigen Umständen bewahrten, stieg ihr Credit in so hohem Grade, daß ihnen bald auch aus weitern Kreisen Betriebsmittel zur Verfügung gestellt wurden. (S. Associationen.) Für die Verbreitung seines Systems entwickelte S. die größte Thätigkeit. Seine Schriften: «Das Associationsbuch» (Lpz. 1862), «Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen» (2. Aufl., Lpz. 1863), «Die Vorschuß- und Creditvereine als Volksbanken» (4. Aufl., Lpz. 1867), wiesen

die Nothwendigkeit dieser wirthschaftlichen Hülfsanstalten nach. Auf dem ersten Vereinstage deutscher Vorschußvereine, welcher vom 14. bis 16. Juni 1859 in Weimar abgehalten wurde, übertrug man S. nach seinem Vorschlage die Leitung eines Centralbureau, das die Verbindung unter den einzelnen Vereinen und den Austausch der Ansichten und Erfahrungen vermitteln soll. Seit 1859 betheiligte sich S. auch wieder an den polit. Angelegenheiten, indem er zur Stiftung des Nationalvereins (s. d.) mitwirkte und 1861 ein Mandat für das Abgeordnetenhaus in Berlin annahm, welche Stadt er seitdem sowol auf dem preuß. Landtage als auf dem Norddeutschen Reichstage im Sinne der Fortschrittspartei fortwährend vertrat. Daneben förderte er fortgesetzt seine socialen Aufgaben und veröffentlichte die Schrift «Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus» (Lpz. 1863), welche der arbeitenden Klasse die Lehren der Volkswirthschaft zugänglich machen sollte, sowie die «Jahresberichte über die auf Selbsthülfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften» (seit 1859). Entschiedenen Widerstand setzte er 1863 und 1864 der stürmischen Propaganda Lassalle's (s. d.) für Productivassociationen mit Staatshülfe entgegen. Den Angriffen von dieser Seite begegnete er in der Schrift «Die Abschaffung des geschäftlichen Risicos durch Herrn Lassalle. Ein neues Kapitel zum deutschen Arbeiterkatechismus» (Lpz. 1866). Ein Kapital von mehr als 50000 Thlrn., das Freunde und Parteigenossen 1863 unter sich als Anerkennung für S.'s gemeinnütziges Wirken zusammengebracht, bestimmte derselbe zu einem Stiftungsfonds, dessen Zinsen von einem unabhängigen Verwaltungsrathe an Männer überwiesen werden, die durch ihre Arbeit in irgendeinem Zweige des öffentlichen Lebens einen moralischen Anspruch auf diese Zuwendung erworben haben. S. ist auch der Rathgeber und Ehrenpräsident von mehrern außerhalb Deutschlands, besonders in Belgien und Oberitalien, gegründeten Vorschußvereinen geworden. 1866 arbeiteten auf deutschem Boden nach seinem System 1600 Genossenschaften, und die von ihnen gemachten Geschäfte ergaben einen Gesammtbetrag von mehr als 100 Mill. Thlrn.

Schumacher (Heinr. Christian), berühmter Astronom, geb. 3. Sept. 1780 zu Bramstedt in Holstein, studirte anfangs in Kiel und Jena, dann aber in Kopenhagen und Göttingen Mathematik und Astronomie, lebte 1807—10 in Altona und wurde 1810 außerord. Professor der Astronomie in Kopenhagen, 1813 Director der manheimer Sternwarte und 1815 ord. Professor der Astronomie und Director der Sternwarte in Kopenhagen. 1816 übertrug ihm der hamburger Senat die Vermessung des Gebiets von Hamburg, 1817 aber der König von Dänemark eine Gradmessung, welche die Breitengrade von Lauenburg nach Skagen, die Längengrade von Kopenhagen bis zur Westküste von Jütland umfaßte und von Gauß durch Hannover fortgesetzt wurde. 1821 erhielt er von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen die Direction der Aufnahme und Mappirung von Holstein und Lauenburg. Seitdem lebte er in Altona, wo der König ihm 1823 eine kleine, aber trefflich eingerichtete Sternwarte erbauen ließ. In Gemeinschaft mit dem engl. Board of longitude setzte er 1824 die engl. Messungen mit den dän. durch Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen der altonaer und greenwicher Sternwarte in Verbindung. 1830 machte er auf dem Schlosse Güldenstein die Beobachtungen über die Länge des einfachen Secundenpendels, welche dem dän. Maßsystem zur Grundlage dienen. Seine «Astron. Hülfstafeln» (1820—29) gaben ein treffliches Beispiel einer mit Schärfe berechneten Ephemeride. Seit 1822 lieferte S. auch sehr genaue Distanzen der vier Planeten Venus, Jupiter, Mars und Saturn vom Monde. Besondere Erwähnung verdienen seine «Astron. Nachrichten» (1821 fg.), die noch fortgesetzt werden und bis auf neuere Zeit herab das einzige Verbindungsmittel der Astronomen aller Länder untereinander waren. Im Verein mit den ausgezeichnetsten Astronomen, namentlich mit Bessel, begann S. auch die Herausgabe eines «Astron. Jahrbuch» (Stuttg. 1836). S. genoß die Gunst der Könige Friedrich VI. und Christian VIII. in hohem Grade. Nach dem Tode des letztern 1848 entzog ihm dessen Nachfolger Friedrich VII. den bisher genossenen ansehnlichen Jahrgehalt. Auf Verwendung seines Schülers W. von Struve erhielt er jedoch dafür vom Kaiser Nikolaus eine bedeutende Pension. S. starb 28. Dec. 1850.

Schumann (Rob.), ausgezeichneter Tonsetzer und musikalischer Schriftsteller, geb. 8. Juli 1810 zu Zwickau, wo sein Vater als Buchhändler lebte, erhielt eine gelehrte Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1828 als Student der Rechte die Universität Leipzig, 1829 die zu Heidelberg, machte aber stets die Musik zu seiner Hauptbeschäftigung. Viele Anregung hierzu fand er in dem Umgange mit Thibaut in Heidelberg, der ihm die ältern Meister der Tonkunst erschloß. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig 1830 widmete er sich ausschließend der Kunst und suchte sich im Umgange mit dem als Lehrer des Pianofortespiels geschätzten Friedr. Wieck zum Virtuosen auszubilden, während ihn der Kapellmeister H. Dorn in den Con-

trapunkt einführte. Eine Fingerlähmung nöthigte ihn indeß, die Ausbildung als Klaviervirtuos aufzugeben und sich seinem wahren Berufe, der Composition, zu widmen. An eine Reihe von Compositionsversuchen, die er bereits in Heidelberg gemacht, schloß sich 1832 ein Symphoniensatz, dann verschiedene Klaviersachen, wie die «Études symphoniques», die Sonaten in Fis-moll und G-moll, die Fantasie in C-dur. Zugleich beschloß er im Verein mit Gleichgesinnten ein eigenes musikalisches Journal zu gründen, welches der neuen, sich des alten Formalismus entledigenden Kunstrichtung in der Musik Bahn brechen sollte. So entstand die «Neue Zeitschrift für Musik» (seit April 1834), deren Redaction er bis 1844 vorstand, und die bald als bedeutendes musikalisches Blatt Anerkennung fand. Unter seine Compositionen aus den J. 1836—39 gehören die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana, die Novelletten, die Kindersymphonien und Fantasiestücke. Indessen fanden diese Klaviercompositionen anfangs nur geringe Anerkennung, wozu bei aller Originalität die großen Schwierigkeiten, die sie in technischer Hinsicht darboten, viel beitrugen. Erst als S. fortfuhr, immer reichere Gaben zu bieten, erfolgte auch die Anerkennung und die Einsicht, daß hier ein schöpferischer Geist neue Bahnen betrete. Nachdem er sich im Herbst 1840 mit Klara Wieck, der Tochter seines Lehrers, vermählt und hiermit das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte, wandte sich S. als Componist zum ersten mal dem Gesange zu und schuf noch in demselben Jahre 138 größere und kleinere Gesangscompositionen, meistentheils Lieder, in welchen er seine innigsten Gefühle ausströmte. Außerdem studirte er eifrig die classischen Meister, von den neuern besonders die Werke Felix Mendelssohn's. Die so gewonnene Einsicht in die großen Formen der Instrumentalmusik und deren Technik trug reiche Früchte in der B-dur-Symphonie und in «Ouverture, Scherzo und Finale». Ueberdies fällt in das J. 1841 noch die Entstehung der D-moll-Symphonie, die später, neu überarbeitet, veröffentlicht wurde. 1842—44 folgten die drei Streichquartette, das berühmte Es-dur-Quintett für Klavier und Streichinstrumente, das diesem verwandte Es-dur-Quartett, die Variationen für zwei Klaviere, endlich die Musik zu Moore's «Paradies und die Peri». 1843 wurde S. als Lehrer des Klavierpartiturspiels und der Composition an dem Conservatorium zu Leipzig angestellt, welche Thätigkeit indeß wenig seiner Natur entsprach, sodaß er sie bald wieder aufgab. 1844 unternahm er mit seiner Gattin eine längere Kunstreise durch Rußland, die beiden mannichfache Huldigungen einbrachte, und nach seiner Rückkehr siedelte er von Leipzig nach Dresden über. Schon 1833 war S. von einem krankhaften, auf ein Gehirnleiden deutenden Zustande befallen worden, der 1845 in gesteigertem Maße wiederkehrte und ihn einige Zeit seiner angestrengten Thätigkeit entzog. Nachdem er die Klarheit und Spannkraft des Geistes wiedererlangt, beschäftigte er sich mit gründlichen contrapunktischen Studien und wandte sich dann zur Composition der C-dur-Symphonie und des Klavierconcerts Op. 54. Im folgenden Jahre vollendete er seine Oper «Genoveva», an die er große Hoffnungen knüpfte, die aber nur dreimal in Leipzig und einmal in Weimar aufgeführt wurde. Hieran schloß sich die Composition der Musik zu Byron's «Manfred». Inzwischen war er Dirigent der Liedertafel und des Chorgesangvereins in Dresden geworden, wodurch er zu manchen seiner zahlreichen Werke aus dieser Zeit Anregung erhielt. Zum höchsten Umfang steigerte sich seine Productivität im J. 1849, in welchem allein 30, theils größere, theils kleinere Werke entstanden und auch die schon 1844 begonnene Faustmusik (mit Ausnahme der später componirten Ouverture) zum Abschluß kam. Im Herbst 1850 wandte sich S. mit seiner Familie nach Düsseldorf, wo er die früher von Hiller bekleidete städtische Musikdirectorstelle übernahm. Ein wenig gewandter Orchesterdirigent, überdies von jenen wiederauftretenden krankhaften Zuständen gestört, vermochte er indeß seiner Stellung nicht zu genügen, und nach langem Zögern sah man sich im Herbst 1853 genöthigt, ihn seiner Thätigkeit zu entheben. S. fuhr fort zu schaffen bis zur völligen Umdüsterung seines Geistes, die sich mehr und mehr auch in seinen Werken geltend macht. Von seinen Compositionen dieser Periode sind hauptsächlich zu nennen die Es-dur-Symphonie (1850) und «Der Rose Pilgerfahrt» (1851). Auch finden sich in dem Verzeichnisse seiner damaligen Productionen Ouverturen zu «Julius Cäsar», zu «Hermann und Dorothea» und zur «Braut von Messina», große Balladen für Soli, Chor und Orchester (z. B. «Der Königssohn», «Des Sängers Fluch», «Das Glück von Edenhall») u. s. w., von welchen Sachen erst später manches im Druck erschien. Zuletzt beschäftigte er sich mit der Zusammenstellung seiner trefflichen Aufsätze, in denen er seit einer Reihe von Jahren für Hebung der musikalischen Production und ihres Verständnisses gewirkt hatte, und gab dieselben unter dem Titel «Gesammelte Schriften über Musik und Musiker» (4 Bde., Lpz. 1854) heraus. Unterdessen traten seine Leidenszustände immer häufiger und stärker hervor, verbunden namentlich mit Gehörstäuschungen. Dennoch machte er noch 1853 mit seiner Gattin eine Kunst-

reise durch Holland, die sehr glänzend ausfiel. Nach der Rückkehr steigerte sich sein Uebel nur um so mehr, und 7. Febr. 1854 verließ er plötzlich seine Wohnung und stürzte sich in den Rhein. Zwar ward er gerettet, aber sein Geist blieb umnachtet. Man brachte ihn in die Heilanstalt zu Endenich bei Bonn, wo er 29. Juli 1856 starb. Als Componist schließt sich S. an Franz Schubert an und ist derjenige, welcher die von Beethoven begründete, im engern Sinne des Worts romantisch genannte Richtung der Tonkunst vorzugsweise weiter geführt hat. Die schönsten Blüten seines Talents entfalteten sich auf dem rein lyrischen Gebiet, von dem aus er jedoch weiter emporschritt bis zu den höchsten Gattungen der Kunst, indem er sich durch unermüdlichen Eifer und angestrengte Arbeit der größten und widerstrebendsten Formen bemächtigte. Wenn bei manchen seiner Leistungen das Gestaltungsvermögen des Künstlers dem Umfange der Aufgabe nicht gewachsen erscheint, muß man doch seine Energie bewundern und in einer Fülle genialer Züge Ersatz finden für den Mangel der letzten Vollendung. Vgl. die Biographien S.'s von Wasielewski (Dresd. 1858) und Reißmann (Berl. 1865). — Die Gattin Robert S.'s, **Klara S.**, Tochter des Musiklehrers Friedr. Wieck, eine der ausgezeichnetsten Pianofortespielerinnen unserer Zeit, geb. 13. Sept. 1819 zu Leipzig, genoß, wie später ihre Schwester Marie, im Pianofortespiel den Unterricht ihres Vaters. Schon im frühen Alter unternahm sie Kunstreisen und erlangte einen großen Ruf. Nach ihrer Verheirathung (1840) waren es vorzugsweise die Werke ihres Gatten, welche sie neben denen Beethoven's, Chopin's und Mendelssohn-Bartholdy's öffentlich vortrug. War früher ihr Spiel das virtuosenmäßige, elegante, fein abgemessene und berechnete der ältern Schule, so zeichnete sie sich später namentlich durch das Geist- und Seelenvolle ihres Vortrags aus. Besondere Verdienste hat sie sich dadurch erworben, daß sie in Deutschland zuerst Chopin's Werke öffentlich spielte. Nach dem Tode ihres Gatten brachte sie noch einige Jahre in Düsseldorf zu und lebte dann einige Zeit in Berlin, wählte aber später Baden-Baden zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte. Auf vielfachen Kunstreisen mit Joachim, Stockhausen u. a. bewährte sie fortdauernd ihre Meisterschaft. Als Componistin ist sie mit verschiedenen Klaviersachen, darunter ein Concert, ein Trio, Präludien und Fugen, und mit einigen Heften Liedern aufgetreten.

Schumla oder Schumna, eine befestigte Stadt im Ejalet Silistria in Bulgarien, liegt 12 M. westlich von Varna, 12 M. nördlich von dem Paß von Karnabad, dem nächsten, der über den Hauptkamm des Balkan nach Adrianopel führt, und steht durch eine Zweigbahn mit der 7. Nov. 1866 eröffneten, 28,3 M. langen Eisenbahn Rustschuk-Varna in Verbindung. Die Stadt ist im Süden und Westen von Gebirgen umgeben, im Norden und Osten aber von der mit Thälern durchschnittenen hügeligen Ebene, die sich nordwärts bis zur Donau erstreckt. Die Gassen der Stadt laufen bergab und bilden zwei lange Reihen von staffelförmigen Häusermassen, durch deren Mitte ein mit Gewässern und Brücken versehenes Thal zieht. Eine Menge von Minarets und die im byzant. Stil erbaute Hauptmoschee geben ihr ein freundliches Ansehen, und einige auf Hügeln angelegte großartige Gebäude verleihen der anmuthigen Gegend einen besondern Reiz. S. zählt 60000 E., aus Türken, welche im obern Stadttheile wohnen, und aus Armeniern und Juden (bis 1854 auch aus Griechen) bestehend, die im untern Theile sich aufhalten. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Seiden-, Wein- und Getreidebau. Auch bereitet man Leder und unterhält einen ziemlich belebten Bazar sowie im Juni eine große Messe. Ehedem besaß S. große Seidenmanufacturen; jetzt ist es in der Türkei berühmt durch seine Blech- und Kupferschmiede. Bei der Stadt vereinigen sich die Hauptstraßen, welche von den Donaufestungen über den Balkan nach Rumelien führen. Daher ist S. ein strategisch sehr wichtiger Punkt und bildet das Hauptbollwerk der Türken gegen Rußland. Es bestehen hier bedeutende Magazine, große Infanterie-, Cavalerie- und Artilleriekasernen und ein Arsenal, ein Militärhospital, eine mit hohen und dicken Steinmauern umgebene Citadelle. 1853 wurde der Platz durch eine Reihe fester Werke noch bedeutend verstärkt. In der Nähe befindet sich ein verschanztes Lager für 40—60000 Mann, welches ebenfalls durch Natur und Terrainlage sehr fest und als strategischer Punkt von großer Wichtigkeit ist. Der Ort kommt schon im 9. Jahrh. unter dem bulgar. Namen Schumen (von schuma, Wald), bei den Byzantinern unter dem Namen Sitz des Krummus (eines Bulgaren-Khans) oder Simeonshügel vor, wurde 811 vom Kaiser Nicephorus verbrannt und 1087 von Kaiser Alexius bekämpft, 1387 von den Türken unter dem Großvezier Ali-Pascha durch Capitulation eingenommen, 1649 erweitert und verstärkt sowie auch durch den 1768 abgesetzten Großvezier Hassan-Pascha aus Algier, dessen Grabmal sich hier befindet. In allen folgenden russ.-türk. Kriegen war S. das gewöhnliche Hauptquartier der Großveziere. 1854 bildete es das Hauptquartier Omer-Pascha's und den Concentrationspunkt der türk. Armee. Dreimal wurden die russ. Heere von diesem Bollwerke des türk. Reichs auf-

gehalten: unter Rumjanzow 1774, unter Kaminskoi 1810 und unter Wittgenstein 1828, wo es Hussein-Pascha vertheidigte; daher umging es Diebitsch 1829. Die Schlacht, in welcher Diebitsch 11. Juni 1829 den Großvezier Reschid besiegte, wurde zwei M. östlich von S., bei dem Dorfe Kulewtscha, geliefert, jenseit der Defiléen von Madara und Koparewa. Das Dorf Madara oder Marda, am Flusse Paravadi gelegen, hatte früher nur eine weibliche Bevölkerung und war der Zufluchtsort für alle gefälligen, von ihren Ehemännern verfolgten Schönen aus der Türkei. Zur Zeit des Ausbruchs des russ.-türk. Kriegs von 1828—29 lebten hier etwa 2000 Mohammedanerinnen, die unverschleiert gingen, abgabenfrei waren, keine alten oder häßlichen Frauenzimmer unter sich duldeten und die Reisenden ebenso gastfreundschaftlich als in jeder Hinsicht gefällig aufnahmen.

Schuppen nennt man die in ihrer Structur sehr verschiedenen Hautbildungen, welche wesentlich bei Fischen und Reptilien vorkommen. Die S. der Fische stecken in Taschen der Haut, sind meist von hornartiger, seltner von Knochen- oder selbst von Zahnsubstanz gebildet und zeigen Strahlen, welche fächerförmig von einem Mittelpunkte gegen das Ende der Schuppe verlaufen. Der hintere Rand ist oft gezähnt, in andern Fällen glatt. Die S. selbst sind farblos. Die Farben werden durch Pigmente in der Haut, der Perlenglanz durch mikroskopische Plättchen bedingt, die auch in innern Häuten (Schwimmblase, Bauchhaut) vorkommen und zur Fabrikation der falschen Perlen verwandt werden. Agassiz hat, freilich nicht mit Glück, die Structur der S. zur Klassification der Fische verwendet und danach unterschieden: Kammschupper (Ctenoiden), wozu der Barsch, Glattschupper (Cykloiden), wozu Karpfen und Lachse, Schmelzschupper (Ganoiden), wozu die mit Knochentafeln, die mit Schmelz überzogen sind, bedeckten Knochenhechte und die meisten fossilen Fische vom Jura, und Plattenschupper (Placoiden), wozu Rochen und Haie gehören. Die S. der Reptilien sind bald Knochentafeln, wie bei Krokodilen und Schildkröten, bald einfache Verdickungen oder verdickte Falten der Oberhaut, wie bei Schlangen und Eidechsen.

Schuppenkrankheit. Es gibt mehrere Hautkrankheiten, welche mit der Bildung von Schuppen verbunden sind. (S. Flechten und Haut). Als eigentliche S., bei welcher diese die Hauptsache ausmacht, sind indeß nur die sog. Pityriasis (Schuppenkrankheit) und Ichthyosis (Fischschuppenkrankheit) zu nennen. Bei diesen zeigt die von Entzündungen freie Haut, statt des glatten Ansehens, eine rauhe Beschaffenheit und ist in den leichtern Graden (Pityriasis) mit feinen weißen Schuppen bedeckt, während sie sich in den schwerern Graden (Ichthyosis) in großen dicken, gewöhnlich durch Farbestoff und Schmuz dunkel gefärbten Schollen abstößt. In den höchsten Graden bildet die Oberhaut hornartige, warzige, selbst stachelige Hervorragungen (Stachelschweinmenschen). Gewisse Körperstellen (Gesicht, Handteller und Fußsohlen, die Beugeseite der Gelenke) bleiben von der Krankheit verschont, während sie an den Streckseiten der Gliedmaßen vorzugsweise auftritt. Die Krankheit ist erblich und unheilbar. Das Abschuppen des Haarbodens hat nichts mit der S. gemein, sondern beruht auf oberflächlicher Hautentzündung.

Schuppenthiere (Manis) heißen durchaus zahnlose Ameisenbären, wie diese mit langer Klebezunge und großen Grabkrallen ausgerüstet, die aber, statt mit Haaren, mit knochenharten, scharfrandigen, dachziegelförmig geränderten Schuppen bedeckt sind und sich zusammenkugeln können. Es sind nächtliche Thiere, die nur im südl. Afrika und Asien in mehrern Arten vorkommen und von Ameisen und Termiten leben, deren Baue sie aufgraben. Einige klettern zu diesem Zwecke sogar auf Bäume. Im übrigen leben sie in selbstgegrabenen Erdhöhlen.

Schurmann (Anna Maria von), Schwärmerin, s. Labadie (Jean de).

Schurz (Karl), amerik. Diplomat, geb. 2. März 1829 in Liblar bei Köln am Rhein, besuchte bis 1847 das kath. Gymnasium daselbst und ging dann auf die Universität Bonn, um Philologie und Geschichte zu studiren. Hier trat er in Beziehungen zu Kinkel (s. d.), betheiligte sich im Frühjahre 1849 an dem siegburger Zeughaussturme und flüchtete infolge dessen nach der Pfalz und Baden, wo er in die Reihe der Aufständischen eintrat. Nach der Niederlage in Rastadt gefangen genommen, entkam er durch eine abenteuerliche Flucht in die Schweiz, von wo er im Sommer 1850 unter falschem Namen als Student der Medicin nach Berlin ging, um mit Hülfe von gleichgesinnten und reichen Freunden, namentlich der Baronin von Brüningk, die Flucht Kinkel's aus Spandau vorzubereiten, welche ihm auch im Nov. 1850 glänzend gelang. S. wandte sich dann über Paris nach London, wo er sich 1852 verheirathete und im Aug. nach Amerika einschiffte. Anfangs in Philadelphia wohnhaft, siedelte er 1855 nach Watertown im Staate Wisconsin über. Von hier aus griff er hauptsächlich als Volksredner in die polit. Bewegungen der Zeit ein und bewährte sich nicht allein als einer der begabtesten, sondern auch einflußreichsten Führer der jungen republikanischen Partei, zu deren Siege 1860 er

wesentlich mit beitrug. Lincoln ernannte ihn bei seinem Amtsantritt zum Gesandten in Spanien. S. ging im Juni 1861 auf seinen Posten ab, kehrte aber schon zu Anfang 1862 nach Amerika zurück, um als Soldat gegen die Secession zu kämpfen. Er trat als General unter Sigel's Befehl und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit, Kaltblütigkeit und Umsicht bei der zweiten Bull-Run-Schlacht, bei Chancellorsville, Gettysburg und verschiedenen andern Gelegenheiten aus. Später diente er unter Hooker in Tennessee und commandirte bis zum Ende des Kriegs eine Division, gelangte aber trotz seines Eifers zu keiner anerkannten Stellung in der Armee, da er kein Berufssoldat war und seinen Ruf als einflußreicher Politiker eher gegen als für sich hatte. Nach dem Ende des Kriegs unternahm S. im Sommer 1865, auf Wunsch des damals noch republikanischen Präsidenten Johnson, eine Beobachtungsreise durch den Süden und erstattete über die dortigen socialen und polit. Verhältnisse einen meisterhaften Bericht, welcher die Schäden des Landes und die Mittel zur Heilung zugleich erschöpfend besprach. Johnson, der inzwischen eine polit. Schwenkung gemacht, suchte S.'s Bericht zu unterdrücken und, als dies nicht mehr anging, durch einen Gegenbericht des Generals Grant unschädlich zu machen, dessen oberflächliche Bemerkungen aber die Beobachtungen S.'s um so verdienstvoller hervortreten ließen. Nach dem Kriege wandte sich S. zunächst nach Detroit in Michigan, wo er ein neues republikanisches Blatt, die «Detroit Post», herausgab. Seit dem Frühjahr 1867 lebte er in St.-Louis, wo er Miteigenthümer und Redacteur der «Westlichen Post» wurde, eines der einflußreichsten und verbreitetsten deutschen Blätter des Westens. S. ist einer der geistig bedeutendsten amerik. Redner der Gegenwart. Sein Erfolg rührt hauptsächlich daher, daß er die sonst so beliebten äußerlichen amerik. Mittel zur Bestechung seiner Hörer verschmäht und mit philos. Schärfe sein Thema zergliedert und beleuchtet. Er erhebt seine Zuhörer stets auf die Höhe des Gedankens und führt ihnen den großen Proceß, welchen das amerik. Volk in den letzten zehn Jahren durchmachte, im Zusammenhange mit der großen geistigen Entwickelung der Menschheit vor. Zwölf seiner hauptsächlichsten engl. Reden hat er selbst («Speeches of Carl S.», Philadelphia 1865) herausgegeben.

Schuselka (Franz), polit. Schriftsteller, geb. 15. Aug. 1811 zu Budweis in Böhmen, studirte zu Wien die Rechte, trat dann als Praktikant beim Criminalgerichte ein, gab jedoch diese Stellung bald wieder auf und wirkte fünf Jahre zu Wien, Salzburg und Prag als Lehrer und Erzieher. Seit 1839 wandte er sich der schriftstellerischen Laufbahn zu und veröffentlichte zunächst einen Roman, «Karl Gutherz» (Wien 1845; 2. Aufl. 1846), der nicht ohne Beifall aufgenommen ward. Infolge eines Conflicts mit der Censur ging er 1842 nach Weimar, dann nach Jena, wo er unter anderm die Flugschrift «Ist Oesterreich deutsch?» (Lpz. 1843), welche in Wien Wessenberg zugeschrieben wurde, veröffentlichte. Nach der Rückkehr nach Oesterreich sah er sich wegen der Schrift «Die orient. Frage, d. i. russische Frage» (Hamb. 1843) in Untersuchung verwickelt, die jedoch mit einem Verweis endete. S. ging hierauf wieder nach Jena, wo er unter andern «Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland» (Lpz. 1845) und «Die neue Kirche und die alte Politik» (2. Aufl., Lpz. 1846) erscheinen ließ, welche Schriften ihm von Wien aus abermals Verfolgung und die Ausweisung aus dem Weimarischen zuzogen. Er wandte sich nach Hamburg, wo er eine sehr fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit entfaltete und 1846 auch die deutschkath. Gemeinde mit gründete. Die Schrift «Oesterreich. Vor- und Rückschritte», welche er 1847 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheinen ließ, hatte von seiten Oesterreichs das Verbot des ganzen Verlags dieser Firma zur Folge. Die Märzbewegung von 1848 rief auch S. nach Wien zurück. Von der Aula ins Vorparlament und zu Frankfurt in den Funfzigerausschuß gewählt, trat er sodann durch Wahl zu Klosterneuburg in die Deutsche Nationalversammlung, wo er sich zur äußersten Linken hielt. Im Juni 1848 ward er auch von der Gemeinde Perchtoldsdorf bei Wien in den österr. Reichstag gewählt, und hier zählte er zur gemäßigten Linken. In den Octoberwirren versah er in dem permanenten Sicherheitsausschusse zu Wien das schwierige Amt eines Berichterstatters. Später ging er nach Kremsier, wo er eine sehr lebhafte parlamentarische Opposition entfaltete. Nach Auflösung der Versammlung wandte er sich nach Wien zurück, vermählte sich hier und widmete sich aufs neue literarischer Thätigkeit. Infolge des Einrückens der Russen in Ungarn veröffentlichte er die Broschüre «Deutsch oder Russisch», die viel Aufmerksamkeit gewann. Erst 1850 wurde S. ohne Angabe des Grundes aus Wien auf sein Landhaus nach Gainfarn verwiesen, wo er zwei Jahre zurückgezogen lebte und zur evang. Kirche übertrat. Nach Aufhebung dieser Internirung wandte er sich mit seiner Familie nach Dresden, wo er die Schrift «Das türk. Verhängniß und die Großmächte» (Lpz. 1853) verfaßte. Nachdem er 1854 nach Oesterreich zurückgekehrt, lebte er in völliger Zurückgezogenheit. Sein Name gelangte erst wieder in die Oeffentlichkeit, als er

1859 bei der Schillerfeier eine Rede hielt, welche viel Aufsehen machte, aber der Regierung so sehr misfiel, daß sie nicht gedruckt werden durfte und S. selbst einen Verweis erhielt. Als 1860 der constitutionelle Umschwung eintrat, betheiligte er sich als Volksredner an der Bewegung für die Gemeinderathswahlen. Eine Rede vor der großen Bürgerversammlung hatte die Folge, daß er, als in Wien nicht wahlberechtigt, von den Wahlversammlungen polizeilich ausgeschlossen wurde. Doch erfolgte Anfang 1861 seine Wahl im 9. Bezirke Wiens in den niederösterr. Landtag, in welchem er sich, sowie auch in der Broschüre «Oesterreich und Ungarn», für eine föderative Organisirung Oesterreichs aussprach. 1862 gründete er die polit. Zeitschrift «Reform», in welcher er die Opposition gegen den Centralismus fortsetzte und sich auch durch Behandlung kirchlicher Fragen misliebig machte. Man strengte zwei Preßprocesse gegen ihn an, von denen der erste eine achttägige, der andere eine vierwöchentliche Gefängnißstrafe nach sich zog; die Verbüßung derselben unterblieb infolge der Amnestie, doch hatte S. die Wahlfähigkeit verloren. Als ihn der 9. Wahlbezirk dennoch wieder wählte, sah ihm der Kaiser die Rechtsfolgen der Verurtheilung nach, sodaß er sein Mandat annehmen konnte. Als unter Belcredi die Reichsverfassung sistirt wurde, stand S. auf seiten der Regierung, weil er in dieser Sistirung den Weg zur freien Vereinbarung einer lebensfähigen Reichsverfassung erblickte. Indessen erlag er im nächsten Wahlkampfe gegenüber den Centralisten. Von S. frühern Schriften sind noch «Briefe Joseph's des Zweiten» (3. Aufl., Lpz. 1846) und «Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein» (Lpz. 1847) zu nennen. — Seine Gattin **Ida** S., verwitwete Brüning, hat sich als Schauspielerin einen geachteten Namen erworben. Zu Königsberg geboren und der Künstlerfamilie Wohlbrück angehörig, war sie früher auf den Theatern zu Petersburg, Hamburg und Hannover, dann am Theater an der Wien engagirt, wo sie der Liebling des wiener Publikums wurde. Nachdem sie sich 1849 vermählt, nahm sie kein dauerndes Engagement mehr an, sondern gastirte auf den Bühnen Deutschlands. 1852 trat sie auch zu Paris mit Beifall auf. Sie führte zwei Jahre die Direction des Theaters in Linz und hielt eine Zeit lang ein kleines deutsches Theater in Paris. Frau S. gehört zu den vorzüglichsten Darstellerinnen im Soubrettenfach. Auch hat sie sich als dramatische Schriftstellerin versucht.

Schußwunden (Vulnera scoleptaria). Die S. haben im allgemeinen die Bedeutung der Quetschwunden. Das Geschoß trennt nicht blos die Gewebstheile, wie z. B. ein Schnitt mit einem Messer oder ein Hieb mit einem scharfen Säbel, sondern es zermalmt und zerrt auch die der Wunde benachbarten Gewebe. Gequetschte Gewebe heilen aber nicht ohne weiteres, sondern werden brandig und stoßen sich ab. Dadurch wird eine Schußwunde schwerer als eine andere. Die Schwere der S. richtet sich nach dem verletzten Organ. S., welche wichtige Körpertheile (das Gehirn, Rückenmark, große Blutgefäße) getroffen haben, sind meist schnell tödlich, weshalb auch S. des Kopfs, der Brust, des Bauchs u. s. w. nur selten in den Lazarethen zur Beobachtung kommen. Doch zerreißen die Häute eines Blutgefäßes, welches von einem scharfen Schuße getroffen wird, meist so unregelmäßig, daß sie sich nach innen einrollen und den Abfluß des Bluts erschweren; oft fließt aus einem abgeschossenen Bein oder Arm nur wenig Blut. Trifft ein größeres Geschoß (eine Flintenkugel) mit Kraft auf einen Knochen, so bricht dieser nur selten einfach, sondern er splittert oder wird in mehrere kleine Stücke zerschlagen. Eine matte Kugel schlägt sich auf dem Knochen breit und bleibt auf ihm sitzen oder geht wol auch um ihn herum. So nehmen nicht selten Kugeln, welche vorn auf die Brust auftreffen, ihren Verlauf rings um den Brustkorb unter der Haut herum und werden dann auf dem Rücken aufgefunden. Nerven, Muskeln, Eingeweide (Lunge, Herz, Leber u. s. w.) werden wegen ihrer Weichheit leicht von Kugeln durchsetzt; die mit Luft gefüllten Därme aber weichen nicht selten dem Geschosse aus und bleiben unverletzt. Je nach der Art des Geschosses fallen natürlich die S. verschieden aus. Grobe Geschosse (Kanonenkugeln) können ganze Körpertheile hinwegnehmen; Kugelsplitter (Granatsplitter) bedingen wegen ihrer scharfen Ecken und Kanten gefährliche Rißwunden; die Spitzkugel dringt meist tiefer und schlägt meist mit größerer Kraft auf als die Rundkugel. Schrote sind, wenn sie nicht gerade lebenswichtige Theile treffen oder tief und in großer Zahl eindringen, verhältnißmäßig von geringerer Bedeutung. Trifft die Kugel auf bekleidete Körpertheile, so nimmt sie Stücke von der Kleidung u. dgl. mit in die Wunde. So dringt auch das Pflaster der Kugel, der Pfropf eines blinden Schusses in den Körper und verursacht eine ähnliche Verletzung wie ein hartes Geschoß. Bei Schüssen aus großer Nähe ist die Umgebung der Schußwunde von den in die Haut eingedrungenen Pulverkörnern geschwärzt, wie verbrannt. Streift ein Geschoß einen Körpertheil (Prellschuß), so wird die Haut blos oberflächlich leicht verletzt, oder an der Haut ist keine Veränderung wahrnehmbar. Dennoch können die unter der Haut gelegenen Theile schwere

Veränderungen erlitten haben, kann die Haut selbst in großer Ausdehnung von den unterliegenden Theilen abgetrennt sein. Solche Schüsse, welche die Haut anscheinend unverletzt lassen, nannte man früher Luftstreifschüsse. An den S. unterscheidet man eine Eingangs- und, wenn eine solche vorhanden, auch eine Ausgangsöffnung, welche je nach der Kraft, mit welcher das Geschoß ankam, nach seiner Form u. s. w. verschieden sind. Der Schußkanal ist meist geradlinig; in andern Fällen wird das Geschoß von seiner geraden Bahn abgelenkt und findet sich oft an Stellen, wo man es nicht sucht. Die Behandlung der S. ist im allgemeinen die der Quetschwunden und wird nur durch die speciellen Umstände modificirt. Das Geschoß, Kleiderfetzen u. dgl. entfernt man möglichst bald nach der Verletzung; in der spätern Zeit, wenn schon eine beträchtliche Schwellung und Entzündung der Wundränder eingetreten ist, hat sich die Entfernung des Geschosses als meist unzweckmäßig erwiesen. Wird aber durch die Gegenwart des fremden Körpers die Heilung beeinträchtigt, so muß er natürlich herausgenommen werden. Leicht geschieht dies zu jeder Zeit, wenn die Kugel unter der Haut liegt, durch eine sog. Gegenöffnung. Die Behandlung der Complicationen der S., z. B. Knochenbrüche, ist keine besondere.

Schütt ist der Name zweier Inseln, welche die Donau in der oberungar. Tiefebene zwischen Presburg und Komorn durch Ablagerung ihres Schuttes und fruchtbaren Schlamms gebildet hat. Die Große S. (ungar. Czallo Köz, d. h. die Trügliche, wegen des veränderlichen Flußbetts, genannt), von der Neuhäusler Donau oder dem Schwarzwasser und der mittlern oder Großen Donau (Oereg Duna) umströmt, ist 12 M. lang und 2—4 M. breit, vollkommen eben und besteht mit geringer Ausnahme aus ungemein fruchtbarer Gartenerde, weshalb sie auch der Goldene Garten (Arany Kert) Ungarns genannt wird. Sie ist reich an Getreide, Obst und Gartenfrüchten aller Art sowie an Wassergeflügel und Singvögeln, besonders Sprossern. Neben dem Feld- und Gartenbau treiben die Bewohner auch Viehzucht und Fischerei. Die Insel gehört zum größern Theile zum Presburger Comitat, zum kleinern zum Comitat von Komorn, zum kleinsten zu denen von Raab und Wieselburg und enthält an 200 Ortschaften mit magyar. Bevölkerung. An der äußersten Südostspitze liegt Komorn (s. d.), zu dessen Comitat die Marktflecken Gutta mit 4704 und Nagy-Megyer mit 2330 E. (1857) gehören. Im Presburger Comitat liegen der Marktflecken Sommerein oder Somorja, im 15. Jahrh. eine königl. Freistadt, mit 2550 E. und starkem Handel, besonders mit Getreide; der Marktflecken Böös, mit 2029 E., bekannt durch ein siegreiches Gefecht des Generals Reischach gegen die ungar. Insurgenten 16. Juni 1849; die Marktflecken Szerdahely, mit 3142 E. und großen Viehmärkten, und Bischofsdorf (Püschdorf oder Püspöki) mit 1500 E., wo im Dec. 1704 die Oesterreicher die Rakoczy'schen Insurgenten schlugen. Die kleine S. (ungar. Sziget Köz), zwischen der Großen und der Kleinen Donau (Kis Duna) oder der Wieselburger Donau, der mittlern Großen S. südwestlich gegenüber gelegen, ist weit schmaler und nur 6 M. lang. Sie gehört zu den Comitaten Wieselburg und Raab. In letzterm liegt der Marktflecken Hédervár (1000 E)., mit einem schönen gräfl. Viczay'schen Schlosse nebst auserlesener Bibliothek, reichhaltiger Waffensammlung, einem Botanischen Garten und Fasanenwaldung.

Schütz (Christian Gottfr.), verdienter Humanist, geb. 19. Mai 1747 zu Duderstadt, besuchte die Lateinische Schule und die Universität zu Halle, kam 1768 als Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie zu Brandenburg, war aber kaum ein Jahr von Halle abwesend, als ihm das Inspectorat des theol. Seminars daselbst übertragen wurde. Nachdem er 1776 eine Professur zu Halle erhalten, ging er 1779 als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Jena, wo er besonders über Literaturgeschichte mit größtem Beifall las und mit Wieland, der sich aber bald wieder lossagte, und Bertuch 1785 die «Allgemeine Literaturzeitung» gründete. 1804 ging er wieder nach Halle, wo er nach Wolf's Abgange 1807 die Direction des philol. Seminars übernahm und mit Ersch die «Halle'sche Literaturzeitung» fortsetzte, deren oberste Redaction er bis an seinen Tod, 7. Mai 1832, beibehielt. S. hat theils durch seine Schriften, theils durch seine anregenden Vorträge einer geschmackvollern Behandlung der Alterthumswissenschaft, wie sie später durch seine vorzüglichsten Schüler, F. Jacobs und Creuzer, auf glänzende Weise ins Leben trat, vorgearbeitet. Seine Vorlesungen «Ueber Lessing's Genie und Schriften» (Halle 1782) lassen ihn als Geistesverwandten dieses großen Mannes erscheinen. Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen: die Ausgabe des Aeschylus (3 Bde., Halle 1782—94; neue Aufl., 5 Bde., 1808—22); die der «Briefe» des Cicero (6 Bde., Halle 1809—12) und der sämmtlichen Werke desselben (20 Bde., Lpz. 1814—20); die unvollendet gebliebene Bearbeitung des Aristophanes (2 Bde., Lpz. 1821). Das grammatische Studium suchte er durch den verbesserten Auszug aus Hoogeveen's «Doctrina particularum Graecarum» (Dess. und Lpz. 1782;

2. Aufl., Lpz. 1806) und durch ein eigenes, aber unbeendigtes Werk «Doctrina particularum Latinae linguae» (Deff. und Lpz. 1784) zu fördern. Seine Programme und Abhandlungen erschienen gesammelt unter dem Titel «Opuscula philologica et philosophica» (Halle 1830). Das von seinem Sohne herausgegebene Werk «Chr. Gottfr. S., Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes» (2 Bde., Halle 1834) enthält nur den Briefwechsel. — Friedrich Karl Julius S., des vorigen Sohn, geb. zu Halle 31. Mai 1779, studirte zu Jena, habilitirte sich 1801 in Halle und wurde hier 1804 außerord. Professor der Philosophie. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich 1811 mit der Schauspielerin Händel, die sich nachher Händel-Schütz (s. d.) nannte, machte mit dieser große Kunstreisen und trat auch selbst auf, wendete sich jedoch 1818 mit seiner Gattin wieder nach Halle, wo er von neuem als Professor der Philosophie angestellt wurde. Später legte er seine Professorstelle nieder, ging nach Hamburg und ließ sich von seiner Gattin scheiden. Dann lebte er eine Zeit lang in Leipzig, verheirathete sich zum dritten mal und starb zu Leipzig 4. Sept. 1844. Unter seinen Schriften sind zu bemerken: «Geschichte der Republik Frankreich» (Jena 1802; 2. Aufl. 1808); «Handbuch der Geschichte Napoleon's I.» (Lpz. 1810); «Entwurf einer Geschichte der Französischen Revolution» (Halle 1820); «Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin Händel-Schütz» (Lpz. 1815); «Goethe's Philosophie» (7 Bde., Hamb. 1825—27).

Schütz (Heinrich), gewöhnlich Sagittarius genannt, einer der größten Tonmeister des 17. Jahrh., geb. zu Köstritz im Voigtlande 5. Oct. 1585, kam 1591 mit seinen Aeltern nach Weißenfels, von wo aus er mit 13 J. seiner herrlichen Sopranstimme wegen als Sängerknabe in die Kapelle des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel gelangte. Neben der musikalischen war hier für seine weitere Bildung gut gesorgt, und da er nach dem Willen der Aeltern die Musik nicht zum Beruf machen sollte, so bezog er 1607 zum Studium der Jurisprudenz die Universität Marburg. 1609 trat indeß eine Aenderung in seinem Lebensplane ein: der Landgraf Moritz kam um diese Zeit nach Marburg und bewog den ehemaligen Kapellknaben, das Talent zur Musik bei dem berühmten Giovanni Gabrieli in Venedig weiter auszubilden. Mit einem Stipendium des Landgrafen versehen, ging S. noch 1609 nach Venedig, wo er Gabrieli's Unterweisung bis zu dessen Tode 1612 genoß. Darauf kehrte er nach Kassel zurück und erhielt in der dortigen Kapelle eine Anstellung, die aber nur unbedeutend gewesen sein mag, da er nach einiger Zeit seine jurist. Studien wieder aufnahm. Indessen ward er 1614 zur Taufe des Herzogs August, nachherigen Administrators des Erzstifts Magdeburg, nach Dresden gerufen, um bei dieser Feier musikalisch thätig zu sein, und dies entschied seine weitere Laufbahn. Der Kurfürst von Sachsen, von seiner Leistung sehr befriedigt, ernannte ihn zu seinem Kapelldirector, in welches Amt er 1615 eintrat, während ihn der Landgraf von Hessen nur mit Widerstreben entließ. S. reformirte die dresdener Kapelle vollständig und hob sie zu einer damals bewunderten Höhe. Seine Wirksamkeit erlitt jedoch durch die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs einige Unterbrechungen. Diese unfreiwillige Muße benutzte er zu verschiedenen Reisen; so z. B. ging er wiederholt nach Italien und hielt sich längere Zeit an den Höfen zu Kopenhagen und Braunschweig auf. S. starb in seinem Amte zu Dresden 6. Nov. 1672. Gedruckt sind von seinen Werken Madrigalen, Psalmen, Motetten, geistliche Lieder (unter dem Titel «Symphoniae sacrae»), das Oratorium «Die Auferstehung des Herrn» u. s. w. Ungedruckt blieb unter anderm die Oper «Dafne», die nach Rinuccini's gleichnamigem Gedicht von Opitz bearbeitet und 1627 zu Torgau bei der Vermählung des Landgrafen von Hessen mit der Schwester des Kurfürsten von Sachsen aufgeführt wurde und überhaupt wol als die erste in Deutschland zur Aufführung gebrachte Oper zu betrachten ist. Ebenso blieb ungedruckt das Oratorium «Historia des Leidens und Sterbens unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi», sein letztes Werk, aber eins seiner bedeutendsten. S. war ein geistvoller, gründlicher, origineller und selbständiger Tonsetzer. Wiewol er sich das Vorzüglichste, was seine und die frühere Zeit hervorgebracht, zu eigen gemacht, erhielt er doch seinen Geist und Geschmack frei und wußte das, was er empfangen, in eigenthümlicher Weise zu verwenden.

Schutzbrief ist die vom Staatsoberhaupt urkundlich ertheilte Zusicherung eines besondern Schutzes. Dergleichen Briefe erhielten z. B. Angeklagte, wenn sie sich aus Furcht vor der Rache des Verletzten oder seiner Angehörigen dem Gericht nicht stellen wollten (s. Salvus conductus), ingleichen Zahlungsunfähige, welche die Rechtswohlthat der Güterabtretung erlangt hatten, um ohne Behelligung durch Wechselgläubiger bei der Ordnung ihres Creditwesens mitzuwirken. Auch ganzen Klassen der Bevölkerung, welche nicht volle Berechtigung genossen, wie die Juden oder in der Türkei alle Nichtmohammedaner, wurden S. ausgestellt.

Schütze (Joh. Stephan), bekannt als Erzähler, Dichter und Schriftsteller, geb. 1. Nov. 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, besuchte erst die magdeburger Domschule, dann die Lehranstalt zu Kloster-Bergen, wo er mit Karl von Jariges einen festen Freundschaftsbund schloß. Mit diesem bezog er 1794 die Universität zu Erlangen, um Theologie zu studiren, und setzte seit 1795 seine Studien in Halle fort. Nach Vollendung derselben schrieb er den «Versuch einer Theorie des Reims», der aber erst später gedruckt erschien (Magdeb. 1802). Nachdem er hierauf einige Zeit als Hauslehrer verbracht, ging er mit Jariges (unter dem Schriftstellernamen Beauregard Pandin bekannt) 1804 nach Dresden und von da nach Weimar, wo er seinen festen Wohnsitz nahm, Hofrath wurde und 19. März 1839 starb. In Weimar schrieb er das Lustspiel «Der Dichter und sein Vaterland, als Vorschlag zu einer Todtenfeier für alle Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden» (Lpz. 1807). Die Herzogin Amalie, Goethe und Jean Paul gaben ihm ihren Beifall zu erkennen, während sich das Publikum gegen jenes Drama aussprach. S. schrieb hierauf das Lustspiel «Die Journalisten» (Lpz. 1806), das hier und da nicht ohne Beifall gegeben wurde. Ein größeres Publikum verschaffte er sich durch seine Erzählungen, deren er eine große Menge im «Taschenbuch der Liebe und Freundschaft», das er von 1814—36 redigirte, und in andern Sammlungen lieferte. Außerdem sind noch zu nennen: «Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad» (Lpz. 1810; 2. Aufl. 1825); «Der unsichtbare Prinz» (3 Bde., Lpz. 1812); «Das Land der Wunder» (Hamb. 1812); «Humoristische Reise durch Mecklenburg, Holstein, Dänemark u. s. w.» (Hamb. 1812). S. gehörte zu jener großen Reihe der Unterhaltungsschriftsteller, deren auf das Aeußerliche gehende Richtung durch ihn, Prätzel, Langbein, Clauren u. a. repräsentirt wurde. Kenntniß des Lebens wie der Menschen und Lebendigkeit der Darstellung sind ihm indeß zuzugestehen. Seine kleinern Aufsätze, zum Theil durch die Herausgabe des «Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode» veranlaßt, das er zuerst mit Peucer, dann allein besorgte, ließ er größtentheils in den «Gedanken und Einfällen für Leben und Kunst» (Lpz. 1810) und in den «Muntern Unterhaltungen» (Lpz. 1829) wieder abdrucken. Seine Gedichte erschienen unter den Titeln «Gedichte» (Lpz. 1810) und «Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts» (Berl. 1830). Nicht ohne Werth ist sein «Versuch einer Theorie des Komischen» (Lpz. 1818). Einen Theil seines Lebens, besonders die Jugendjahre, schilderte er in seiner «Lebensgeschichte» (2 Bde., Neuhaldensleben 1834).

Schützengesellschaften sind der letzte Rest jener einst dem deutschen Bürger zustehenden allgemeinen Waffenfähigkeit, die mit der hohen Blüte- und Machtentwickelung der Städte aufs engste zusammenhing. Als häufige Ein- und Uebergriffe des Adels und der Fürsten die Städte zu beständiger Kampfbereitschaft nöthigten, ordnete sich auch ihr Kriegswesen. Die patricischen Geschlechter nahmen Waffen und Rüstung der Ritter an, die übrigen Bürger aber, nach Zünften oder Stadtvierteln geordnet, rüsteten sich mit verschiedenen Waffen, unter denen obenanstand die unritterliche, aber wirksame Armbrust. Weil aber erfolgreiche Führung der Armbrust eine nur durch lange Uebung zu gewinnende Fertigkeit voraussetzte, bildeten sich bald Schützenvereine in der damals allgemein üblichen Form von Gilden, denen deshalb auch ein kirchliches Element und ein besonderer Schutzheiliger nicht fehlte, als welcher gewöhnlich der durch Pfeilschüsse gemarterte St.-Sebastian galt. Schützenhäuser, Schießbahnen auf freien Plätzen oder in den Zwingern, eine durch Beiträge und Vermächtnisse bereicherte Vereinskasse und jährliche Schützenfeste waren die nothwendige Folge, und die städtischen Behörden begünstigten solche Einrichtungen natürlich aufs kräftigste. Namentlich gediehen die Schützenfeste, welche den Bürgern dasselbe wurden, als den Rittern die Turniere gewesen waren, zu großer Ausdehnung und hoher, selbst polit. Bedeutung. Mit besonderm Glanze wurden sie im 15. und 16., ja bis ins 17. Jahrh. hinein gefeiert, und Einladungen ergingen an Fürsten, Adel und Hunderte von Städten. Doch standen Fürsten und Adel, auch wenn sie zahlreich theilnahmen, mehr außerhalb des eigentlichen Schießens, welches, als ein echtes Bürgerfest, nur durch die Bürger selbst geleitet wurde. Die Theilnahme anderer Städte dagegen diente unter anderm auch zur Förderung und Befestigung mächtiger Bündnisse, wovon das durch Fischart im «Glückhaften Schiff» gefeierte Schützenfest der Stadt Strasburg (1576) ein Beispiel bietet. Wie Wappendichter den Turnieren nachgezogen waren, so fanden sich bei den Schützenfesten Pritschenmeister ein, die mit mäßigem bürgerlichem Humor eine Beschreibung des Festes in Reime brachten und mit zierlich ausgemalten Wappen der Festgeber und vornehmsten Theilnehmer aufputzten. Von solchen Dichtern ist Lienhard Flexel, Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., durch Uhland's Abhandlung «Zur Geschichte der Freischießen», vor Halling's Ausgabe von Fischart's «Glückhaftem Schiff» (Tüb. 1828), am bekanntesten geworden. Auch das Feuer-

gewehr lernten die Bürger sehr bald mit Eifer handhaben, und so bildeten sich auch schon frühzeitig S. für Wallbüchse und Standrohr, neben welchen die ältern Vereine fortbestanden, die ihr jährliches Festschießen nach einem auf einer Stange aufgesteckten Vogel oder Stern (Vogelschießen, Stern-, Nagel-, Stahlschießen) fortsetzten. Durch veränderte Kriegführung und Einbuße städtischer Freiheit verloren die S. allmählich ihre frühere Bedeutung und sanken zu Vergnügungsgesellschaften herab, die nur in besondern Nothfällen zum Zwecke des Gemeinwohls herangezogen wurden. Da, wo Bürgerwehren bestanden und bestehen, gewannen auch in Zeiten der Bedrängniß und der Auflösung der gesellschaftlichen Verhältnisse die deutschen S. keinen Boden mehr. Erst mit dem nationalen Aufschwunge der neuern Zeit erhoben sie sich wieder zu höherer, patriotischer Bedeutung. 1861 traten, in Nachahmung der großen schweiz. Schützenfeste, die alljährlich den Ort wechseln, die deutschen Schützen in Gotha zusammen und gründeten einen deutschen Schützenbund, der sein erstes Bundesschießen unter größter Theilnahme 1863 zu Frankfurt a. M., das zweite 1865 zu Bremen abhielt. Der deutsche Schützenbund verfolgt das Ziel: Verbrüderung aller deutschen Schützen, Vervollkommnung in der Kunst des Büchsenschießens und Hebung der Wehrfähigkeit des deutschen Volks. In der Schweiz haben die modernen S. die bewährteste Organisation.

Schutzgeister, s. Genien.

Schutzverwandte oder Schutzgenossen können zunächst alle die Einzelnen genannt werden, die mit einer polit. Gemeinschaft in Verbindung stehen und, ohne eigentliche Mitglieder zu sein, deren Schutz genießen. In den ursprünglichen Gesellschaften, die jeden Ungenossen als Feind behandeln, tritt der Fremde, welcher die Gastfreundschaft eines Gemeindemitglieds erlangt, in dessen Schutz. Auf weiter entwickelter Stufe übernimmt dagegen die Gesammtheit oder deren Oberhaupt um bestimmte Gegenleistungen die Gewähr für den Anhanglosen, ohne daß demselben daraus eigentliche polit. Rechte erwachsen. So konnten Ausländer als freie Metöken in Athen sich aufhalten und selbst Gewerbe treiben, wenn sie sich einen Patron (Prostates) aus den Bürgern wählten und ein jährliches Schutzgeld zahlten, und im Verhältniß zum röm. Staate waren alle Provinzialen bloße S. Unter den Deutschen nahmen Laten, Pfleghafte und sonstige Vogtleute in der Abhängigkeit von einem siegreichen Volksstamme oder unter dem Schutze (Vogtei) geistlicher und weltlicher Grundherren eine Mittelstellung zwischen Freien und Hörigen ein, und die Juden genossen als zinsende Kammerknechte den Frieden des Königs oder seiner mit dem Judenschutz beliehenen Würdenträger. Gegen den Druck mächtiger Herren, welche die kleinern Freien auf dem Lande in ein Hörigkeitsverhältniß zu bringen suchten, gewährten die Städte Schutz, indem sie die Bedrängten trotz mehrfacher, besonders im 13. Jahrh. ergangener Verbote zu freien Aus- oder Pfahlbürgern annahmen. In denjenigen Stadt- und Landgemeinden, welche sich um den Besitz einer Mark oder eines sonstigen, von den Mitgliedern benutzten, genossenschaftlichen Vermögens gebildet hatten, waren die Inhaber von später begründeten Stellen jener Nutzungsrechte der Altgemeinde nicht theilhaftig. Heutzutage noch bilden nach vielen deutschen Gemeindeordnungen die S. eine besondere, meistens geringer besteuerte, unansässige Einwohnerklasse zwischen den eigentlichen Bürgern und den Fremden, welche die Rechte des Indigenats (s. d.) besitzt, aber an der Gemeindeverwaltung keinen Antheil nimmt.

Schutzzollsystem oder Protectionssystem. Das System der Schutzzölle hat den Zweck, diejenigen inländischen Gewerbszweige, welche angeblich mit dem Auslande auf inländischen und fremden Märkten nicht zu concurriren vermögen, zu schützen. Dies geschieht durch hohe Einfuhrzölle auf eingeführte Fabrikate und durch Ausfuhrzölle auf für die Fabrikation nothwendige Rohstoffe. Ergänzend schließen sich hieran Ausfuhrprämien für ausgeführte Fabrikate. Das S. berührt sich nahe mit dem Prohibitivsystem (s. d.), welches die Einfuhr solcher Fabrikate, die inländischen Industrieproducten Concurrenz machen, ganz verbietet. Ersteres ist indeß milder und durchführbarer und tritt jetzt überall, wo noch das Prohibitivsystem besteht, an die Stelle desselben. Nur wenige Nationalökonomen wollen die Schutzzölle für immer beibehalten wissen; die Mehrzahl bezeichnet sie als vorübergehend nothwendig und als bis dahin aufrecht zu erhalten, bis die inländische Industrie genügend erstarkt ist, um der ausländischen Concurrenz mit eigenen Kräften siegreich entgegentreten zu können. Es sollen deshalb nur solche Gewerbszweige durch Schutzzölle unterstützt werden, welche nach einiger Zeit des Schutzes entbehren können, und es soll auch der schützende Zoll in demselben Verhältniß abnehmen und endlich ganz aufhören, in welchem das Gewerbe selbst feste Wurzel faßt und erstarkt. In neuerer Zeit haben sich die Anhänger des Systems der Schutzzölle mehr und mehr vermindert. Zunächst erscheint es schon

als bedenklich, dem Staate eine Einmischung auf den industriellen Betrieb, die immer zugleich eine Art von Bevormundung sein muß, zuzugestehen und zur Pflicht zu machen, zumal dabei sehr leicht große und nachtheilige Fehlgriffe stattfinden können. Sodann ist es ganz unmöglich, richtig festzustellen, welcher Art der Schutz sein muß, um gerade auszureichen. Endlich hat sich auch stets herausgestellt, daß derartig geschützte Industrien keineswegs emporkommen und blühen. Entweder eignen sich diese Industrien nicht für das Land, indem für sie die Vorbedingungen fehlen, und auch der Schutzzoll kann die exotische Pflanze nicht acclimatisiren. Oder es ist das Gegentheil der Fall, und dann fördert ja nur die Concurrenz des Auslandes ihre Entwickelung, indem die Concurrenz die inländischen Producenten zur Anspannung aller Kräfte und zur Benutzung aller Chancen und Vortheile anspornt. Aehnlich hat die Abschaffung der Zunftbeschränkungen, welche ebenfalls schützen sollten, die Gewerbe gehoben. Dazu kommt, daß der Schutzzoll im Interesse weniger Producenten gewisse Fabrikate beträchtlich vertheuert, daß das ganze Volk zum Vortheil einzelner besteuert und in der Regel genöthigt wird, sich mit weniger guten Waaren zu begnügen. Da die vertheuerten Producte gewöhnlich wieder von andern Gewerben verwendet werden, so ist der durch den Schutzzoll dem einen Gewerbe gewährte Schutz eine Benachtheiligung eines andern. So schützt z. B. der Schutzzoll auf Eisen die Production des Eisens, schädigt aber alle Gewerbe, welche Roh- und Schmiedeeisen verwenden, und schwächt dieselben der Concurrenz gegenüber.

Schuwalow, eine gräfl. Familie in Rußland, deren Adel erweislich nur bis zum Anfange des 17. Jahrh. zurückgeht, hat mehrere für die Entwickelungsgeschichte Rußlands bedeutende Männer hervorgebracht. Derjenige, der sich zuerst in dieser Familie auszeichnete, war der General Iwan S., Commandant von Wiborg unter Peter d. Gr., dessen Achtung und Vertrauen er in hohem Grade genoß. — Seine beiden Söhne, Alexander und Peter, welche beide in näherm Verhältnisse zur Kaiserin Elisabeth standen, wurden von derselben 17. Sept. 1746 in den russ. Grafenstand und beide von Peter III. später zu Reichsfeldmarschällen erhoben. Der Graf Peter, zwar grausam und habsüchtig, wie sein Bruder, aber ihm an Kenntnissen und Geist überlegen, war zugleich Generalfeldzeugmeister und Kriegsminister und führte als solcher mehrere bedeutende Verbesserungen im Artilleriewesen ein. Er starb 15. Jan. 1762. — Ein leiblicher Vetter der vorigen war Iwan Iwanowitsch S., der ebenfalls als ein Verehrer der Kaiserin Elisabeth galt, die ihn zu ihrem Oberkammerherrn erhob. Dieser Iwan, geb. 12. Nov. 1727, war einer der eifrigsten Beförderer der Wissenschaften und Künste in Rußland während der Regierungen der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. Er veranlaßte 1755 die Gründung der moskauischen Universität mit zwei zu ihr gehörigen Gymnasien, 1758 die Gründung der Akademie der Künste zu Petersburg und starb zu Petersburg 25. Nov. 1798. — Ein Seitenverwandter dieser Linie war der Graf Paul Andrejewitsch S., der, geb. 31. Mai 1776, unter Suworow in Polen diente, wo er dem Sturm auf Praga beiwohnte, und dann 1799 unter demselben in Italien focht. Bereits im 25. J. erlangte er den Grad als General. Er zeichnete sich in dem Feldzuge von 1807, mehr aber noch im finländ. Kriege 1809 aus, wo er der erste Russe war, der über Torneå in Schweden eindrang und durch einen kühnen Marsch über das Eis Schelefta einnahm, 8000 Schweden zu Gefangenen machte und 121 Kanonen erbeutete, für welche Thaten er zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Kaisers erhoben wurde. Auch sein diplomatisches Talent wurde in Anspruch genommen, besonders 1813, wo er an der Seite des Kaisers allen Schlachten beiwohnte, 26. Juli 1813 den Waffenstillstand von Neumark schloß und über einen Waffenstillstand vom 24. Febr. bis 5. März 1814 zu Lusigny verhandelte, der aber nicht zur Ausführung kam. Nach dem Einmarsch in Paris erhielt er den Auftrag, die Kaiserin Maria Luise nach Oesterreich zu geleiten und Napoleon nach Fréjus zu führen. Nach der Beendigung des russ.-franz. Kriegs genoß er stets das Vertrauen Alexander's. Er starb zu Petersburg 13. Dec. 1825.

Schwab (Gustav), deutscher Dichter, geb. zu Stuttgart 19. Juni 1792, war der jüngste Sohn Johann Christoph S.'s (geb. 10. Dec. 1743), der, als ein eifriger Anhänger der Leibniz-Wolf'schen Philosophie, mit einer Menge philos. Schriften gegen Kant auftrat und als Geh. Hofrath und Oberstudienrath in Stuttgart 15. April 1821 starb. Der Sohn erhielt seine Bildung theils auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt, theils durch den Vater selbst und studirte 1809—14 in Tübingen Philosophie und Theologie. Im Sommer 1815 bereiste er Norddeutschland, wo er namentlich in Berlin durch Fouqué, Franz Horn u. a. für die Poesie angeregt wurde. Uhland und andere gleichgestimmte Freunde hatten zuerst seinen Drang zum Dichten geleitet; Goethe, Novalis, Tieck und, in Beziehung auf die Form, A. W. Schlegel übten

den meisten Einfluß auf seine poetische Bildung. Nach seiner Rückkehr wurde er Repetent am theol. Seminar zu Tübingen, 1817 Professor der alten Literatur an dem obern Gymnasium zu Stuttgart, 1837 Pfarrer zu Gomaringen bei Stuttgart und 1842 Pfarrer an der St.-Leonhardskirche in Stuttgart, worauf 1845 seine Ernennung zum Oberstudienrath und Rath beim evang. Consistorium erfolgte. Er starb plötzlich 4. Nov. 1850. Unter S.'s zahlreichen poetischen Arbeiten stehen obenan seine Romanzen und Balladen, in denen er unter allen schwäb. Dichtern Uhland am nächsten kommt. Die gelungensten sind diejenigen, in welchen der schwäb. Patriotismus mit Gefühlswärme hervortritt. Seine theils in Zeitschriften und Almanachen, theils in einzelnen Sammlungen, z. B. «Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christoph's» (Stuttg. 1819) und «Legende von den heiligen drei Königen» (Stuttg. 1822), erschienenen Gedichte wurden von ihm in einer Sammlung vereinigt (2 Bde., Stuttg. 1828—29), die später als «Neue Auswahl» (Stuttg. 1838; 4. Aufl. 1851) mit einigen Auslassungen wieder erschien. Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Die schwäb. Alb» (Stuttg. 1823), die in Horazischen Weisen und Maßen ins Lateinische übersetzten Gedichte Uhland's «De constituenda republica» (Stuttg. 1823); ferner «Der Bodensee, ein Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie» (Stuttg. 1827; 2. Aufl. 1839); «Deutsche Volksbücher» (2 Bde., Stuttg. 1836; 4. Aufl. 1858); «Die schönsten Sagen des classischen Alterthums» (3 Bde., Stuttg. 1838—40; 4. Aufl. 1857) und sein treffliches Werk «Schiller's Leben» (3 Abthl., Stuttg. 1840; 2. Aufl. 1841—44). Auch nahm S. seit 1828 theil an der Redaction des «Morgenblatt». Er besorgte außerdem die Herausgabe und poetische Ausstattung von Dalp's Werk «Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Schlössern» (3 Bde., Chur 1828—39) und den Text zu dem «Malerischen und romantischen Schwaben» (Lpz. 1848; 3. Aufl. 1851). Mit Chamisso gab er längere Zeit den «Deutschen Musenalmanach» sowie Wilh. Müller's «Vermischte Schriften» (5 Bdchn., Lpz. 1830) und Wilh. Hauff's «Sämmtliche Werke» (Stuttg. 1830), beide mit Biographien der verstorbenen Verfasser, heraus und lieferte in den «Fünf Büchern deutscher Lieder und Gedichte» (Lpz. 1835; 4. Aufl. 1857) und der «Deutschen Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage» (2 Bde., Stuttg. 1843; 2. Aufl., 3 Bde., 1860) werthvolle Mustersammlungen, sowie ein sehr nützliches Buch in dem «Wegweiser durch die Literatur der Deutschen» (mit Klüpfel, 2. Aufl., Lpz. 1847; 3. Aufl. 1861). Zudem übersetzte er mehrere Werke franz. Dichter. Vgl. S.'s Biographie von Klüpfel (Lpz. 1858). — Sein Sohn, Christoph Theodor S., geb. 1821 zu Stuttgart, studirte 1839—43 zu Tübingen Theologie und Philosophie, lebte von 1845—51 als Hofmeister des Freiherrn von Prokesch-Osten in Wien, Griechenland und Berlin und wurde, nachdem er von einer Reise durch Holland, England und Frankreich zurückgekehrt war, 1852 Professor am Katharinenstift zu Stuttgart. Er besorgte die Ausgabe von Hölderlin's «Sämmtlichen Werken» (2 Bde., Stuttg. 1846) und veröffentlichte die auf eigene Anschauung gegründete Monographie «Arkadien» (Stuttg. 1852). — Der ältere Bruder Gustav S.'s, Karl Heinrich von S., geb. zu Stuttgart 20. März 1781, studirte die Rechte und durchlief seit 1806, wo er in den württemb. Staatsdienst trat, sehr schnell die niedern Amtsstellungen. Seit 1817 wurde er als Obertribunalrath dem Ministerium der Justiz beigegeben, 1823 zugleich außerordentliches Mitglied des Geh. Raths, 1829 Staatsrath, 1830 Vorstand des königl. Obertribunals und 1831 Chef des Justizministeriums und ordentliches Mitglied des Geh. Raths, jedoch 1842 der erstern Function überhoben. Er starb 1846.

Schwabach, Stadt im bair. Kreise Mittelfranken, 2 M. im Süden von Nürnberg, an der Schwabach und der Nürnberg-Augsburger Bahn gelegen, ist Sitz eines Landgerichts und des Bezirksamts für den Verwaltungsdistrict S. und zählt 6817 E. (3. Dec. 1864), darunter einige hundert Juden und die Abkömmlinge der daselbst 1686 angesiedelten franz. Colonie, welcher sie vorzüglich die Begründung ihres Fabrikwesens verdankt. Der ziemlich lebhafte Ort producirt vorzügliches Bier, Kattun, Strümpfe, Taback, Gold- und Silbertressen und die vorzugsweise sog. Schwabacher Nadeln, Nähnadeln mit großen Oehren, wie man sie zur Goldstickerei gebraucht. Unter den vier Kirchen zeichnet sich die 1469—95 erbaute Hauptkirche aus, mit altdeutschen Gemälden (unter andern von Wohlgemuth). Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen eine Lateinische Schule und eine Gewerbsschule. Am 14. Juni 1528 wurden hier von dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach mit den Nürnbergern die Schwabacher Artikel als Grundlage der Reformation in seinem Lande festgesetzt, und im Oct. 1529 legte Sachsen auf dem Convente zu S. die von Luther besonders verfaßten 17 Artikel den schweizer Theologen und Abgeordneten als Bundesbedingungen vor: die erste Grundlage der Augs-

burgischen Confession. S. bildet einen eigenen Stadtbezirk. Im Verwaltungsbistricte S., der auf 9,4 Q.-M. etwa 28000 E. in 46 Gemeinden zählt, liegen noch die Städte: Roth, am Einflusse der Roth in die Rednitz, mit 2519 E., Spalt, an der Fränkischen Rezat, mit 1800 E., und Abenberg, ebenfalls an der Fränkischen Rezat, mit 1150 E. Alle drei Ortschaften sind durch ihren Hopfenbau und Hopfenhandel bekannt.

Schwabe (Insektengattung), s. Schabe.

Schwaben, das alte deutsche Volksherzogthum, hieß ursprünglich nach seinen Bewohnern, den Alemannen (s. d.), Alemannien. Den Namen S. oder Schwabenland (Suevia) erhielt es von den im 5. Jahrh. hier eingewanderten Sueven (s. d.), die sich mit den Alemannen vereinigten. Gewöhnlicher wurde derselbe im 8. Jahrh., wo, nach Abschaffung der alemann. Herzogswürde, Elsaß und Rhätien von Alemannien getrennt wurden und den übrigen Theil des Herzogthums, statt der Herzoge, nun Kammerboten (Nuncii camerae) für die fränk. und seit 843 deutschen Könige verwalteten. Diese Kammerboten wurden bei der Schwäche der letzten Karolinger immer mächtiger und unabhängiger. Erst König Konrad I. (s. d.) machte die königl. Gewalt in S. wieder geltend und ließ die aufständischen Kammerboten Erchanger und Berthold 917 als Majestätsverbrecher enthaupten. An ihrer Stelle wurde mit Zustimmung der schwäb. Großen der Graf Burchard zum Herzog von S. eingesetzt, der nach Konrad's Tode sich gegen König Heinrich I. (s. d.) auflehnte, aber doch ohne Schwertstreich zur Unterwerfung gebracht ward. Die kräftigen Kaiser und Könige aus dem sächs. und fränk. Hause wußten seitdem ihre Oberhoheit über die Herzoge streng zu behaupten und verfügten zum Theil sehr willkürlich über die großen Volksherzogthümer, welche wiederholt an Mitglieder der kaiserl. Familie verliehen wurden. So gab Agnes, die Mutter und Vormünderin Kaiser Heinrich's IV., das Herzogthum S. 1058 ihrem Eidam, dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, ohne alle Rücksicht darauf, daß Kaiser Heinrich III. schon einem andern schwäb. Dynastenhause, den Zähringern, die Anwartschaft auf dasselbe gegeben hatte. Dieser Rudolf von Schwaben (s. d.) warf sich 1076 zum Gegenkönig auf, aber unterlag 1080. Das Herzogthum S. verlieh Kaiser Heinrich IV. darauf seinem Schwiegersohn, dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen (s. d.), dem Stammvater der Könige und Kaiser aus dem schwäb. Hause. Doch konnte Friedrich erst 1097 zu dem ruhigen Besitze des Herzogthums S. gelangen, nachdem er den Breisgau nebst der Reichsvogtei über Zürich an Berthold von Zähringen abgetreten. Unter Friedrich's Nachkommen waren die Schwaben von allen Deutschen der reichste, gebildetste und geachtetste Stamm. Als aber der Kampf mit den Guelfen die Macht des Hauses Hohenstaufen schwächte und nach Kaiser Konrad's IV. Tode dieses Haus die deutsche Krone verlor, erhoben sich die Vasallen, Städte, Prälaten, Ritter und Grafen zur Reichsunmittelbarkeit. Viele schwäb. Städte traten zu dem 1254 gestifteten Rheinischen Bund. Was übrigblieb, fiel nach Konradin's, des letzten Hohenstaufen, Tode 1268 an Baiern, Baden und Würtemberg. Die herzogl. Würde in S. erlosch. Ein langwieriger Kampf zwischen den großen und kleinen Reichsvasallen verheerte nun das blühende Land, bis Kaiser Rudolf I., nach Unterwerfung des Grafen Eberhard von Würtemberg, 1286 die Ruhe wiederherstellte und dem kaiserl. Hofgerichte zu Rottweil sowie dem Landgerichte in Ober- und Niederschwaben die Ausübung des kaiserl. oberstrichterlichen Amts verlieh. Der dadurch bewirkte Landfriede vom J. 1290 hatte jedoch keine Dauer. Oesterreich suchte inzwischen in S. seine Hausmacht zu erweitern, und auch Würtemberg griff immer mehr um sich. Die kleinern schwäb. reichsunmittelbaren Herren stifteten daher gegen Würtemberg den sog. Schläglerbund, welcher seit 1367 ganz S. in einen blutigen Krieg verwickelte. Auch die Städte traten 1376 wieder in einen Bund, den Schwäbischen Bund, zusammen, welcher bald über die Rheinlande, Baiern und Franken sich ausdehnte und durch den Zutritt von Fürsten und Rittern 1384 zu Heidelberg zur Großen Einung sich umbildete. In den gleichzeitigen Kriegen des Hauses Oesterreich mit der Schweiz hielt es gewöhnlich der schwäb. Adel mit Oesterreich, die Städte waren auf seiten der Schweiz. Auch dies vermehrte nur die innern Wirren in S. Die Bündnisse wechselten häufig; alle befehdeten einander; jeder Theil klagte den andern des Landfriedensbruchs an. Als König Wenzel 1400 abgesetzt wurde, blieben die schwäb. Städte diesem treu und erlangten dadurch viele Befreiungen und Vorrechte. Da sie in ihren neuerworbenen Rechten von dem Gegenkönig Ruprecht verletzt wurden, schlossen Würtemberg, Baden und 17 schwäb. Städte 1405 den Marbacher Bund. Bündnisse waren eben, nach dem Vorgange der schweiz. Eidgenossen, damals das einzige Schutzmittel gegen die Gewalt der Mächtigern. Kaiser Sigismund, von den Hussiten gedrängt, verlieh und verpfändete für Geld den schwäb. Vasallen wichtige Rechte. Das Unwesen der Befehdungen untereinander hörte auch unter Albrecht II. und

Friedrich IV. nicht auf. Die Städte schlossen deshalb 1440 ein neues Bündniß. Dasselbe thaten die Fürsten, worauf jene zu Ulm 1449 einen immerwährenden Kriegsrath und ein stehendes Heer errichteten. Endlich vereinigten sich alle schwäb. Stände, der langen Wirren und Befehdungen müde, zu Eßlingen 1488, um den Landfrieden gemeinschaftlich zu behaupten. So entstand der Große schwäbische Bund, der sich eine förmliche Verfassung gab, eine richterliche Gewalt anordnete und eine vollziehende Macht einrichtete. Dadurch ward der ewige Landfriede vorbereitet, den der Kaiser Maximilian I. 1495 zu Stande brachte. In demselben Jahr wurde die Grafschaft Würtemberg (s. d.) zu einem Herzogthum erhoben und trat damit gewissermaßen an die Stelle des alten Volksherzogthums. Bei der Kreiseintheilung Deutschlands 1512 wurde S. als Schwäbischer Kreis (s. d.) bezeichnet. Der Große schwäbische Bund nahm infolge der durch die Reformation herbeigeführten religiösen Spaltung 1533 ein Ende. Vgl. Pfister, «Pragmatische Geschichte von S.» (5 Bde., Heilbr. 1802—27); Jäger, «Geschichte der Stadt Heilbronn» (2 Bde., Heilbr. 1828).

Schwabenspiegel wird, im Gegensatze zum Sachsenspiegel, nach Goldast's Vorschlage seit dem Anfange des 17. Jahrh. das große süddeutsche Land- und Lehnrechtsbuch genannt. Diese Bezeichnung ist insofern unpassend, als der Verfasser zwar die Privilegien der schwäb. Nation besonders hervorhebt, aber doch nicht eine Sammlung ihres eigenthümlichen Gewohnheitsrechts beabsichtigt, sondern eine über das Landrecht hinausreichende Zusammenstellung des Rechts, wie es nach seinen Begriffen insgemein gelten sollte. Für diesen Zweck entnahm er seiner Hauptquelle, dem Sachsenspiegel, in der zum Theil misverständlichen Verarbeitung, welche der Spiegel deutscher Leute (s. Sachsenspiegel) vorführt, alles dasjenige, was ihm von allgemeiner Gültigkeit schien, bildete es nach süddeutscher Auffassungsweise um und ergänzte es aus den bair. und alemann. Volksrechten, den fränk. Capitularien, dem röm. und kanonischen Rechte, den Reichsgesetzen bis auf Rudolf I. sowie dem augsburger und freiburger Stadtrechte. Auch die Bibel, der Frydank, die Predigten des Franciscaners Berthold und legendarische Chroniken finden sich benutzt. Das letzte Stück vom 312. Kapitel an scheint später hinzugefügt zu sein. Ueber den Verfasser und die Entstehungszeit fehlt es an bestimmten Nachrichten. Weil in den Handschriften, welche die erste weitläufigere Form des Werks wiedergeben, Baiern die vierte Kurstimme führt, während sie in den jüngern Redactionen Böhmen zugesprochen wird, so muß, da Baierns vorübergehende Gelangung zur Kurwürde zwischen 1273 und 1290 fällt, das Rechtsbuch auch nach 1273 geschrieben sein, womit die Benutzung von Constitutionen Rudolf's I. stimmt. Es erledigen sich schon hierdurch die seit 1857 durch von Daniels wieder aufgenommenen Versuche, den S. als die ursprüngliche Sammlung und den Sachsenspiegel als einen für Norddeutschland berechneten magern Auszug hinzustellen. Dafür, daß der Verfasser ein Priester gewesen, läßt sich nur seine unfreie papistische Gesinnung, die Benutzung der geistlichen Literatur und die Kritiklosigkeit anführen, mit der er geradezu entgegengesetzte Bestimmungen aus seinen verschiedenen Quellen herübergenommen hat. Noch weniger Grund hat die Vermuthung, welche Pfeiffer in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 9) vertritt, daß Otto der Erlauchte von Baiern (1231—53) den S. durch Bruder David von Augsburg, den Lehrer des vorerwähnten Berthold, habe fertigen lassen. Die weitern Schicksale des S. sind denen des Sachsenspiegels sehr ähnlich. Der Text des Landrechtbuchs ward durch kleinere Zusätze und Umstellungen, hauptsächlich aber weiterhin durch Kürzungen, endlich aber mittels einer durchgreifenden, nach besserer Ordnung strebenden Redaction abgeändert, während das Lehnrechtsbuch mehr die frühere Gestalt behielt. Eine Glosse erhielt der S. nicht, wol aber ward er in zahlreichen Handschriften, deren jetzt noch über 200 bekannt sind, durch ganz Deutschland verbreitet und in das Niederdeutsche, Lateinische, Böhmische und Französische übersetzt. Gerichtliches Ansehen erlangte er vorzüglich in Schwaben, dem Elsaß, der Schweiz, Baiern, Franken und Oesterreich; auch ist seine Einwirkung auf die nordfranz. Landesgewohnheiten nachgewiesen. Drucke des S. finden sich schon früh (zuerst ohne Angabe des Orts und Jahres, wahrscheinlich zu Augsburg; erste datirte Ausgabe 1480); sie weichen aber untereinander sehr ab, da sie fast sämmtlich andere Handschriften wiedergeben. Weit über allen vorigen Ausgaben stehen die von Laßberg (Tüb. 1840) und die nur das Landrecht enthaltende von Wackernagel (Zür. 1840). Spätere Handschriften und ältere Ausgaben benennen den S. auch Keiserland- und Lehnrecht oder kurzweg Keiserrecht. Davon ist aber wohl zu unterscheiden das im S. wurzelnde, dem Anfange des 14. Jahrh. angehörende «Kleine Keiserrecht» (herausg. von Endemann, Kassel 1846), dessen Ursprung ebenso unbekannt ist als seine nächste Bestimmung. Mit dem S. hängen noch zusammen: «Das Land- und Stadtrechtsbuch Ruprecht's von Freysing», an-

geblich aus dem J. 1328 (herausg. von Maurer, Stuttg. und Tüb. 1839); das österr. Landrecht aus dem 14. Jahrh.; das Rechtsbuch Ludwig's des Baiern, welches dessen Söhne 1345 bekannt machten, und das «Kleinste Keiserrecht», das Zöpfl 1860 aus einer heidelberger Handschrift veröffentlicht hat.

Schwäbische Alp, s. Alp.

Schwäbischer Bund, s. Schwaben.

Schwäbische Dichter nannte man sonst vorzugsweise die Minnesänger des 13. Jahrh., weil man ihre Sprache irrthümlich ohne Unterschied für schwäbisch hielt und ihre Kunst in Schwaben, namentlich an dem Hofe des hohenstaufischen Geschlechts, eine Pflege fand, welche Dichter aus allen Theilen Deutschlands dorthin zog. Während auch in den spätern Jahrhunderten fortwährend einzelne reichbegabte Dichternaturen, vor allen Wieland und Schiller, aus Schwaben hervorgingen, sich aber auch aus mancherlei Ursachen ihrer vielfach zersplitterten Heimat wenigstens räumlich meist entfremdeten, beginnt ungefähr gleichzeitig mit den Freiheitskriegen eine neue schwäb. Dichterschule, deren Altmeister L. Uhland war. Ihm reihten sich an G. Schwab, J. Kerner, K. Mayer, G. Pfizer, A. Knapp, E. Mörike, W. Hauff u. a. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen ist der Grundzug eine innige Hingabe an die Natur, in welcher z. B. Mayer's poetische Thätigkeit fast ganz aufgeht, ein kräftiges, nur selten particularistisch schwäb. Nationalgefühl, Treue und Reinheit der Gesinnung.

Schwäbische Kaiser hießen die aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) stammenden deutschen Kaiser, weil sie früher das Herzogthum Schwaben besaßen.

Schwäbischer Kreis, einer der zehn Kreise Deutschlands nach der Eintheilung unter Kaiser Maximilian I., begriff den südwestl. Theil Deutschlands, das alte Schwaben (s. d.), nur daß dieses seine Grenzen noch weiter erstreckt hatte. Den Kreis begrenzten Frankreich, die Schweiz, Oesterreich, Franken und die beiden rhein. Kreise. Durchströmt von der Donau, durchzogen von der Alp und den Algauer Alpen, im ganzen mehr bergig als eben, sehr ergiebig an Getreide, Wein und Obst, gehörte der Schwäbische Kreis zu den schönsten und fruchtbarsten Landschaften Deutschlands. Sein Flächeninhalt betrug gegen 630 Q.-M., die Einwohnerzahl gegen 2,200000. Die zu Ulm 1563 begründete Kreisverfassung bestand mit wenigen Abänderungen bis zur Auflösung des Deutschen Reichs, nur daß die Stadt Donauwörth an Baiern und die am linken Rheinufer gelegenen Kreislande an die Republik Frankreich abgetreten werden mußten. Kreistage wurden jährlich zwei und zwar meist zu Ulm gehalten. Die kreisausschreibenden Fürsten waren der Herzog von Würtemberg, der Bischof von Augsburg, der Markgraf von Baden und der Bischof von Konstanz, vertreten durch Oesterreich. Das Directorium führte Würtemberg. Die Stände theilten sich in fünf Bänke: die der geistlichen, die der weltlichen Fürsten, die der Prälaten, die der Grafen und Herren und die der Städte. Die Bestandtheile dieses unter allen deutschen Kreisen am meisten zerstückelten Kreises waren die Hochstifte Konstanz und Augsburg; die fürstl. Abteien Kempten und Ellwangen; das Herzogthum Würtemberg; die Markgrafschaft Baden; die Fürstenthümer Hohenzollern; die gefürsteten Abteien Lindau und Buchau; die gefürstete Grafschaft Thengen; die Lande des fürstl. und landgräfl. Hauses Oettingen; die gefürstete Landgrafschaft Klettgau; das fürstl. Haus Liechtenstein; die Abteien Salmansweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Irsee, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt und Neresheim; die Comthurei des Deutschen Ordens Altschhausen; die Fürstenbergischen Landgrafschaften Stühlingen und Baar; die Herrschaft Wiesensteig; die Fürstenbergischen Herrschaften Hausen und Möskirch; die gräfl. Montfort'sche Herrschaft Tettnang und Argen; die Graf- und Herrschaften der Reichserbtruchsesse von Waldburg; die Grafschaft Königsegg; die Herrschaften von Mindelheim und Schwabeck; die Fürstenbergische Herrschaft Gundelfingen; die Grafschaft Eberstein; die Lande der Grafen Fugger; die Grafschaft Hohenems; die Herrschaft Justingen; die Grafschaft Bondorf; die Herrschaft Eglof; die Herrschaft Thannhausen; die Grafschaft Hohengeroldseck; die Herrschaft Eglingen; die Freien Städte Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Ueberlingen, Rottweil, Heilbronn, Gemünd, Memmingen, Lindau, Dünkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuern, Weil, Wangen, Isni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach und Zell am Hammersbach. Nachdem die Säcularisation die geistlichen Fürsten und die Mediatisation alle die kleinen weltlichen Besitzungen beseitigt hatte und von der großen Zahl Freier Städte nur Augsburg übriggeblieben war, wurden von allen schwäb. Fürsten bei der Errichtung des Rheinbundes nur Würtemberg,

Baden, Baiern, Hohenzollern, Liechtenstein und von der Leyen souverän, welches letztere Haus aber 1814 die Souveränetät wieder verlor.

Schwäbisch-Hall, officiell kurzweg Hall, Stadt im würtemb. Jaxtkreise und Hauptort eines Oberamts (6,10 Q.-M. mit 26876 E. im J. 1861), an der Eisenbahn, 10 M. im Nordosten von Stuttgart, sehr schön in dem tiefen Thale des Kocher, an beiden Seiten des überbrückten Flusses, auf ziemlich unebenem Terrain gelegen, hat 7245 E. (1864) und eine Saline, für welche die Sole seit 1824 aus dem $^3/_4$ M. südlicher gelegenen königl. Steinsalzwerk Wilhelmsglück hierher geleitet wird. Die Saline producirte 1861—62 93314 Ctr. Salz, und mit ihr ist auch ein guteingerichtetes Solbad verbunden. Die Stadt ist alterthümlich und meist eng gebaut, hat ein stattliches Rathhaus vom J. 1735, vier Kirchen, darunter die auf einer Terrasse über einer breiten Freitreppe von 53 Stufen imponirend hervorragende Haupt- oder Michaelis-kirche aus den J. 1425—1527, mit vielen Grabdenkmälern, Holzschnitzwerken u. s. w. Es besteht zu S. eine Lateinschule, eine höhere Realschule, ein Privatschullehrerseminar, eine Orthopädische Anstalt, ein reiches Hospital, die Wilhelmsanstalt für Waisen und verwahrloste Kinder. Auch befindet sich hier ein Zuchtpolizeihaus. Die Bevölkerung betreibt weniger Feldbau als Viehzucht, dazu Baumwollspinnerei, Stärkefabrikation und Kleingewerbe. Die Hauptnahrungsquelle aber sind die Saline und der Handel mit Mastvieh, das auf den bedeutenden Viehmärkten des Orts zum Verkauf kommt. Oberhalb der Vorstadt Unter-Limpurg, die früher ein eigenes Dorf bildete, und den Grafen von Limpurg, «des heil. röm. Reichs Erbschenken und Semperfreien», gehörte, liegt deren Stammburg Limpurg als Ruine. Das schwäb. Hall ist, wie das sächs. Halle, durch seine angeblich schon von den Römern benutzten Salzquellen groß geworden. Es wird urkundlich erst 887 erwähnt, gehörte im 11. Jahrh. zum Bisthum Regensburg, wurde dann eine hohenstaufische Municipalstadt und machte sich zur Zeit des Interregnums unabhängig. Es blieb Freie Reichsstadt mit demokratischer Verfassung, bis es 1802 mit seinem Gebiete (6 Q.-M. mit 20875 E.), zu welchem auch die im fränk. Kreise gelegenen Aemter Ilshofen und Vellberg sowie die jetzt zum Oberamt Krailsheim gerechneten Gemeinden Hohnhardt, Gründelhardt und Oberspeltach gehörten, an Würtemberg kam. Die Reformation wurde bereits 1522 durch Berufung von Johann Brenz eingeführt. Am 11. Febr. 1610 wurde hier die 1608 zu Anhausen oder Ahausen (s. d.) geschlossene prot. Union erneuert. Vom Münzrecht der Stadt zeugen die hier zuerst geschlagenen Heller (s. d.). $^1/_2$ St. südlich liegt der Marktflecken Steinbach, ein ehemals wohlbefestigter Ort, und dabei das vormalige Ritterstift Comburg, jetzt Sitz des königl. Ehren-Invalidencorps, ein großartiges Schloß mit der schönen, 1707—15 im Rococostil erbauten, reichausgestatteten Stiftskirche zum heil. Nikolaus. Die frühere Burg Comburg ward 1078 vom Grafen Burkhardt von Rotenburg in ein Benedictinerkloster, 1488 aber in ein reichsunmittelbares weltliches Chorherrenstift (Ritterstift) umgewandelt und kam 1802 mit seinem Gebiete an Würtemberg.

Schwäche. Die neuesten Untersuchungen über den Ursprung der Muskelkraft haben es sehr wahrscheinlich gemacht, daß diese ihre Quelle in der Verbrennung der stickstofflosen Nahrungsbestandtheile (Fett und Zucker) hat, und daß die dabei gebildete Wärme in ähnlicher Weise innerhalb der Muskeln in mechan. Arbeit umgewandelt wird, wie die Wärme in der Dampfmaschine. Von der Dampfmaschine unterscheidet sich aber der Thierkörper wesentlich dadurch, daß dieser eine besondere Vorrichtung für die Zufuhr des zur Verbrennung nöthigen Sauerstoffs besitzt, nämlich vor allem die aus einer Eiweißsubstanz bestehenden Blutkörperchen, während die Dampfmaschine dieser Vorrichtung nicht bedarf. Die Erzeugung der Kraft im Thierkörper hängt also ab von der Zufuhr stickstoffloser Nahrungsbestandtheile, ferner aber von dem Vorrath an Blutkörperchen, welchen das Thier besitzt, und endlich von dem Zustande der Muskulatur. Da die Blutkörperchen und die Muskulatur nur allmählich in guten Zustand gebracht werden, so kann man auch sagen, die Kraftleistung eines Thieres hängt ab von dem Ernährungszustande des ganzen Körpers und von seiner Nahrung. Es erklärt sich hieraus ganz einfach, wie eine anhaltend schlechte Ernährung, Krankheit, Blutverlust, Hunger u. dgl. einen allgemeinen Schwächezustand herbeiführen können. Die S. einzelner Körpertheile gegenüber andern kann aber auch abhängen von dem mangelhaften Zustande der Muskeln derselben (Muskelschwund) oder der Nerven, welche die Muskeln zur Thätigkeit anregen, oder der Knochentheile. So kann eine schlecht geheilte Verrenkung einen Arm kraftlos machen, Hirnschlag, welcher eine Gehirnhälfte gelähmt hat, Lähmung einer ganzen Körperhälfte herbeiführen. Auch gibt es Ernährungszustände der Empfindungsnerven und des Nervenmuskelorgans, welche diese in ihrer Thätigkeit beeinträchtigen. Dahin gehört unter anderm die leichte Reizbarkeit, welche gewisse sog. nervenschwache Per-

sonen zeigen, das leichte Ohnmächtigwerden bei einer unangenehmen Vorstellung, auf Schreck u. dgl.; ferner die Schwächezustände bei gewissen Vergiftungen (mit Taback, Alkohol, Blei u. s. w.). Die S. der Intelligenz kann entweder angeboren und so in einer mangelhaften Ausbildung des Gehirns begründet, oder sie kann auch durch Ueberanstrengung, Erschöpfung des ganzen Körpers oder vorzugsweise des Gehirns durch Ausschweifung erst erworben sein. Eine allgemeine Kräftigung des Körpers kann man herbeiführen durch gute Kost, verbunden mit zweckmäßiger Uebung. Die Kräftigung einzelner geschwächter Körpertheile erfordert meist, wenn sie überhaupt möglich ist, eine besondere ärztliche Behandlung.

Schwaden, s. Mannahirse.

Schwadron, s. Escadron.

Schwägerschaft oder Affinität heißt das Verhältniß zwischen dem einen Ehegatten und den Blutsverwandten des andern. Verschwägert sind also z. B. die Stief- und Schwiegerältern mit den Stiefkindern, Eidamen und Schwiegertöchtern, desgleichen die vorzugsweise so genannten Schwäger und Schwägerinnen. Eine weitere Affinität besteht aber auch zwischen dem einen Gatten und den Verschwägerten des andern, z. B. zwischen dem Manne der Stieftochter und den Stiefschwiegerältern. Die Blutsverwandten beider Theile, wie z. B. zugebrachte Kinder aus frühern Ehen, treten dagegen um dieser Verheirathung willen zueinander in keine nähere Beziehung. Die S. hat dieselben Grade der Nähe und Entfernung wie die Blutsverwandtschaft. Sie ist aber nur als Ehehinderniß von Wichtigkeit und verleiht weder sonstige Familienrechte noch ein gesetzliches Erbrecht.

Schwalbach oder Langenschwalbach, ein Amt des ehemaligen Herzogthums Nassau, jetzt preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, umfaßt 3,3 Q.-M. mit 11333 E. (1861). Der Hauptort ist die Stadt Langenschwalbach, von Wiesbaden 2 M., von Ems 4½, von Schlangenbad 1 M. entfernt, in einem schmalen, tiefen Thale, am Münzbach, 909 F. über dem Meere, am Fuße der Hohen Wurzel gelegen. Der Ort hat 2384 E. (1864), eine Real- und höhere Töchterschule und ist wegen seiner Mineralquellen und Badeanstalten bekannt. Die vorzüglichsten Quellen sind der Stahl-, Wein-, Paulinen-, Rosen-, Brodel-, Linden-, Unterneu-, Oberneu-, Ehe- und Adelheidsbrunnen, die, alle einander sehr ähnlich, sich nur durch den größern oder geringern Gehalt an kohlensaurem Eisen und kohlensaurem Gase unterscheiden und ein helles, starkperlendes Wasser von säuerlich zusammenziehendem Geschmack besitzen. Die beiden ersten der genannten Brunnen werden am meisten benutzt. Sämmtliche Quellen, von denen hauptsächlich die vier erstgenannten dem Curgebrauch dienen, gehören zu der Klasse der alkalisch-erdigen Eisenwässer, wirken belebend, reizend, stärkend und leicht erhitzend auf den Organismus, besonders auf das Muskel-, Nerven- und Gefäßsystem und werden daher meist bei Verschleimung und Säure des Magens, Appetitmangel, Verdauungsstörungen aus Schwäche, chronischen Nervenkrankheiten, Bleichsucht u. s. w. und bei Abwesenheit derjenigen Zeichen, die den Gebrauch von Eisenwässern im allgemeinen verbieten, sowol als Getränk wie als Bad angewendet. Die Quantität des versendeten Wassers war früher bedeutender als gegenwärtig. Erst neuerdings hat die Versendung wieder zugenommen. 1865 bestand der Verschleiß an Mineralwässern des Stahl-, Wein- und Paulinenbrunnens aus 122582 Krügen. Der Ort Swalbach oder Swalborn wird zuerst 1352 erwähnt. Tabernämontanus machte in seinem „Neuen Wasserschatz" (Frankf. a. M. 1581) auf die Heilkraft des Swalborn (Weinbrunnen) aufmerksam. Erst 1652 entstanden unter dem Landgrafen von Hessen-Rotenburg bedeutendere Bauten. S. ward Luxusbad und war bis Ende des vorigen Jahrhunderts eins der besuchtesten in Europa. 1816 kam der Ort mit der Grafschaft Niederkatzenellnbogen an den Herzog von Nassau, der durch Aufführung eines neuen Curhauses 1826 die Heilquellen einer größern Anzahl von Badegästen zugänglich machte. Um die Hebung des Bades machte sich vornehmlich Fenner von Fenneberg verdient, der auch Schriften über dasselbe veröffentlichte. Seit dem Curbesuch der Kaiserinnen von Rußland und von Frankreich im Sommer 1864 erfreut sich der Ort wieder eines ganz besondern Rufs unter den deutschen Bädern. 1865 betrug die Zahl der Curgäste 4600 und die der gegebenen Bäder etwa 30000. Ein neues Badehaus wurde 1866 unmittelbar am Lindenbrunnen errichtet. Wie alle nassauischen Badeorte bietet S. seinen Besuchern eine an Naturschönheiten und histor. Erinnerungen reiche Umgegend. Vgl. die Schriften von Genth (Wiesb.) und Frickhöffer (2. Aufl., Wiesb. 1861).

Schwalbe (Hirundo), eine Gattung von Singvögeln, mit breitem, kurzem Schnabel, weiter Rachenöffnung, langen, schmalen und spitzigen Flügeln, meist gabelförmigem Schwanz und kurzen, schwachen, vierzehigen Gangfüßen, deren äußere Zehe zuweilen eine Wendezehe ist. Das Gefieder

ist gewöhnlich schwarz oder braun, an einzelnen Theilen weiß, aber gewöhnlich durch metallischen Schimmer ausgezeichnet und dicht anliegend. Die Arten sind zahlreich und mit Ausnahme der kältesten Zone über die ganze Erde verbreitet. Sie fliegen reißend schnell, nähren sich von Insekten, welche im Fluge erhascht werden, leben in Monogamie, zeigen im Nesterbaue viel Kunsttrieb und sind Zugvögel. Alle sind sehr gesellig, durch Vertilgung einer großen Menge von Insekten nützlich, lieben meist die Nähe der Menschen, die ihnen gewöhnlich auch zugethan sind und ihre Ansiedelungen gern, zum Theil auch aus Aberglauben befördern. Bei uns überall häufig ist die Hausschwalbe (H. urbica), mit weißem Bürzel, die größere Rauchschwalbe (H. rustica), mit braunrothem Vorderkopf und Gurgel und sehr tief gabelförmigem Schwanze, und die Uferschwalbe (H. riparia), die kleinste unter den in Deutschland vorkommenden Arten, mit oberseits braungrauem, an Kehle und Brust weißem Gefieder. Die beiden erstern, welche als Boten des wiederkehrenden Frühlings bei uns überall gern gesehen sind, bauen ihre Nester an Häuser aus Schlamm oder nasser Erde, welche mit dem kleberigen Speichel fest zusammengeklebt wird. Die Uferschwalbe dagegen gräbt in sandige Uferwände, schroffe, lehmige Abhänge oder Hügel ziemlich lange Kanäle, die sie am Ende zum Neste erweitert. Sie ist im Herbste sehr fett und wird in Valencia regelmäßig zu Markte gebracht. Die angebliche Ueberwinterung der S. in hohlen Bäumen oder den mit Eis überzogenen Flußufern gehört zu den Fabeln. In Nordamerika ist es die Purpurschwalbe (H. purpurea), welche dort eine gleich freundliche Aufnahme bei den Menschen findet wie die Haus- und Rauchschwalbe in Europa. Sehr von den eigentlichen S. verschieden sind die zu den Schreivögeln gehörenden Mauerschwalben oder Segler (Cypselus), eine eigene, durch Klammerfüße mit sämmtlich dreigliederigen Zehen und die ungemeine Länge der Flügel ausgezeichnete Gattung. Zu ihr gehört die gemeine Mauer- oder Thurmschwalbe (C. apus), welche die hohen Thürme der Städte Deutschlands bewohnt. Derselben Gruppe gehören die Salanganen (Collocalia) an, welche die Indischen Vogelnester (s. d.) bauen. Die Ziegenmelker (s. d.) oder Nachtschwalben bilden den nächtlichen Typus dieser Gruppe.

Schwalbenwurz, s. Cynanchum.

Schwamm (Fungus) nennt man in der Regel den Krebs (s. d.), welcher zu den sog. bösartigen Geschwülsten gehört; nur der Knieschwamm ist nichts anderes als jede größere weiche Kniegeschwulst. Als schwammförmige (spongiöse oder cavernöse) Körper (Schwellkörper) bezeichnet übrigens die Normalanatomie eine gewisse eigenthümliche Klasse von Geweben, welche einen weitmaschigen Zellenbau (wie der Badeschwamm) zeigen und zugleich auf eine so eigenthümliche Art von zahlreichen Blutgefäßen durchwebt sind, daß sie rasch eine Menge Blut aufnehmen und in sich zurückhalten und dadurch steif werden können (sich erigiren, daher erectile Gewebe). Die bekanntesten dieser schwammartigen Körper sind die den Penis, die Harnröhre und Eichel bildenden beim männlichen Geschlecht. Aehnliche finden sich beim weiblichen Geschlecht im Innern neben der Mutterscheide und in der Clitoris sowie in den Brustwarzen.

Schwämmchen nennt man zwei verschiedene Erkrankungen der Mundhöhle, nämlich katarrhalische Geschwüre oder Aphthen und Pilzwucherungen oder Soor. Die Aphthen sind kleine, bis linsengroße, runde, schmerzhafte Geschwüre auf der Mundschleimhaut, welche die Nahrungsaufnahme erschweren, aber bei zweckmäßiger Behandlung (durch Mundwässer aus chlorsaurem Kali, Bepinseln mit verdünnter Salzsäure u. s. w.) schnell heilen. Der Soor, welcher, wie die Aphthen, Kinder und Erwachsene (namentlich herabgekommene Kranke) befällt, wird durch die Wucherung des Soorpilzes (Oïdium albicans) hervorgebracht und bildet auf der Mundschleimhaut weißliche Pünktchen, einen zarten, reifähnlichen Beschlag, selbst käsige, schmierige Massen. Derselbe kann sich bis in die Speiseröhre fortsetzen, nicht jedoch in den Magen. Dabei besteht Brennen im Munde, und den Kindern ist das Saugen schmerzhaft; sehr oft haben die Kinder dabei auch Diarrhöen. Verhütet kann der Soor werden durch Reinlichhalten des Mundes (Auswischen desselben mit einem feuchten Tuche, namentlich nach dem Trinken), zugleich das beste Verfahren zur Beseitigung des Soors. Die beliebten Pinselsäftchen (aus Borax u. dgl.) sind eher schädlich als nützlich.

Schwämme heißen nach wissenschaftlichem Sprachgebrauch räthselhafte Organismen der Gewässer, welche an Steinen, Muscheln, Wurzeln festsitzen und meist als formlose Klumpen von faserig-filziger und gallertartiger Masse erscheinen, seltener unter einer bestimmten Form auftreten. Man hat sie lange Zeit für Pflanzen, hierauf für zwischen den Pflanzen und Thieren stehende Geschöpfe gehalten, bis die Forschungen der Neuzeit ihre Thiernatur außer allen Zweifel gestellt haben. Die S. (Porifĕra, d. h. Löcherträger) sind jedenfalls als Thiercolonien zu betrachten.

Ihre schleimig-häutige Masse besteht aus einer unendlichen Menge kleiner Zellen, deren Innenwandung mit schwingenden Wimpern besetzt ist, welche fortwährend ein Aus- und Einströmen des Wassers durch die in den Zellenwänden befindlichen kleinen Oeffnungen unterhalten. Außer diesen mikroskopischen Löcherchen kommen in der Masse des Schwammes auch große Löcher vor, durch welche periodisch Strömchen von Wasser hervorgetrieben werden. Mit denselben werden zu gewissen Zeiten Spermatozoen und Eier ausgeworfen. Häufig hat man unentwickelte Embryonen im Gewebe der S. gefunden. Letzteres ist bei vielen S. von hornigen Fasern (z. B. beim Badeschwamm, s. d.) durchzogen und von mikroskopischen Gebilden aus Kieselerde oder Kalk von höchst zierlicher Gestaltung (Nadeln, Stäbe, Sterne, Kugeln, Rädchen) durchdrungen. Die meisten S. wachsen im Meere im seichten Wasser der Ufer und Klippen; in den süßen Gewässern finden sich nur wenige, die Gattung Spongilla bildende Arten, von denen die in Teichen an Wurzeln in Form gallertartiger grüner Klumpen vorkommende Sp. viridis die verbreitetste ist. Im gewöhnlichen Leben werden oft die eßbaren und giftigen Fleischpilze mit dem Namen «Schwämme» belegt. (S. Pilze.) Hauptsächlich aber wird der aus dem in Scheiben zerschnittenen Zunderlöcherpilz (Polyporus fomentarius L.), welcher vorzüglich an alten Buchenstämmen wächst, und dem an Obstbäumen so häufig vorkommenden Feuerlöcherpilz (Polyporus igniarius L.) zubereitete Feuer- oder Wundschwamm als Schwamm bezeichnet.

Schwan (Cygnus), eine den Schwimmvögeln angehörende Gattung, welche sich durch einen durchaus gleich breiten mit scharfen Zahnleisten besetzten Schnabel, der an der Wurzel höher als breit und an der Spitze platt gedrückt ist, durch eiförmige Nasenlöcher, einen sehr langen, dünnen, schlanken Hals und weit nach hinten gestellte Beine auszeichnet. Die Schwäne sind sämmtlich große, schwerfällige Vögel, welche in Monogamie leben, mit Grazie, aber auch mit Kraft und Schnelligkeit schwimmen und auf ihren Wanderungen in bedeutender Höhe mit ausdauernder Geschwindigkeit fliegen. Die Arten der nördl. Erdhälfte sind weiß, der südamerikanische am Kopfe und Halse sammtschwarz, der australische (C. atratus) fast durchaus kohlschwarz. Alle Arten sind jetzt in unsern Thiergärten eingebürgert. Unter den weißen, sämmtlich im hohen Norden nistenden Arten zeichnet sich der Höckerschwan (C. olor) durch den orangerothen, an der Wurzel mit einem schwarzen Höcker besetzten Schnabel aus. Da er unter allen Schwänen die graziöseste Haltung hat, so wird er häufig auf Teichen gehalten. Seine dem Tone einer schlechten Trompete ähnliche Stimme läßt er im Fluge niemals, im Schwimmen selten, am ehesten noch im Kampfe mit Nebenbuhlern vernehmen, sodaß man ihn auch den stummen S. genannt hat. Er ist übrigens stolz, tyrannisch, hämisch und zeigt niemals Zutraulichkeit und Anhänglichkeit an den Menschen. Der Singschwan oder gelbnasige S. (C. musicus) hat einen schwarzen, an der Wurzel mit gelber Wachshaut bekleideten Schnabel. Ihm sehr ähnlich ist der Bewicks-Schwan oder schwarznasige S. (C. Bewickii), der um ein Drittel kleiner ist und nur 18 Steuerfedern hat. Beide letzte Arten zeichnen sich durch eine eigenthümliche, zwischen den Platten des Brustbeins herabsteigende starke Krümmung der Luftröhre aus, welche sie zu einer ungemein starken Stimme befähigt, die sie während ihrer Wanderungen ertönen lassen. Was man aber von den schmerzlichen Melodien des S. bei dem Vorgefühl des Todes (dem sog. Schwanengesang) erzählt hat, ist völlig grundlos. Bei den Alten galten die Schwäne für geeignet zur Wahrsagung, wurden daher zu Augurien gebraucht und als dem Apollo geheiligt geachtet. Auch im german. Heidenthum hatten sie mytholog. Bedeutung. (S. Schwanjungfrauen und Schwanritter.) Wo die Schwäne gemein sind, wie im Norden Europas, wird die Jagd derselben als einträglich betrieben; denn die Dunen, sowol ausgerupft und zum Ausstopfen verwendet, als auch auf der abgestreiften Haut sitzend und als Pelzwerk gebraucht, sind hochgeschätzt. Die Schwingfedern dienen zum Schreiben. Das Fleisch der erwachsenen Schwäne ist zum Genusse nicht geeignet.

Schwan (Christian Friedr.), ein um deutsche Bildung sehr verdienter Buchhändler in Manheim, wurde 12. Dec. 1733 zu Prenzlau in der Ukermark geboren, wo sein Vater Buchbinder war. Er studirte in Halle und Jena Theologie, ward dann Hauslehrer und ging 1758 nach Petersburg. Die Akademie wählte ihn zum Corrector und seine Lage war eine ziemlich günstige. Er sollte Consulent bei dem deutschen Justizcollegium werden, hatte auch schon eine Proberelation gemacht, als der Tod der Kaiserin Elisabeth eine Veränderung seiner Verhältnisse veranlaßte. S. verließ endlich Rußland, ging nach Preußen, dann nach Holland, wo er in Form von Briefen seine «Anecdotes russes, ou lettres d'un officier allemand» (Haag 1764; deutsch mit Noten, Frankf. 1765) erscheinen ließ, die so großes Aufsehen, namentlich auch russischerseits, erregten, daß S. für gut fand, Holland zu verlassen. Er wandte sich nun 1764 nach

Frankfurt a. M., wo er die Wochenschrift «Der Unsichtbare» und das literarische Wochenblatt «Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatsschriften» mit Erfolg begründete. 1765 heirathete er seines Verlegers Eßlinger Tochter unter der Bedingung, daß er die Buchhandlung Eßlinger's in Manheim übernehme. Zu Manheim suchte er nun den Geschmack für schönwissenschaftliche Literatur zu erwecken, unter anderm durch Herausgabe der Zeitschrift «Die Schreibtafel» (1774—78), und arbeitete, auch selbst für die Bühne dichtend und übersetzend, mit Eifer an der Umwandlung des franz. Theaters in Manheim in ein deutsches, wozu sich auch endlich Kurfürst Karl Theodor entschloß. S. gehörte unter die ersten Mitglieder der 1775 zu Manheim gestifteten Deutschen gelehrten Gesellschaft und wurde 1778 kurpfälz. Hofkammerrath. Durch ihn wurde Schiller mit dem Freiherrn von Dalberg bekannt, und in seinem Verlag erschienen Schiller's «Fiesco» und «Cabale und Liebe». Nächst seinem Hauptwerke, dem «Dictionnaire de la langue allemande-française et française-allemande» (6 Bde., nebst einem Supplementband, Manh. 1782—98), sind noch zu erwähnen die von ihm herausgegebenen «Abbildungen der vornehmsten geistlichen und weltlichen Orden». Nachdem er schon früher seine Handlung an seinen Zögling Götz abgetreten hatte, ging er 1794 wegen der Kriegsunruhen von Manheim nach Heilbronn und dann nach Stuttgart, wo er den bei Cotta erschienenen Auszug aus seinem großen Wörterbuche ausarbeitete (4 Bde., Tüb. 1807). 1799 wendete er sich nach Heidelberg, wo er 29. Juni 1815 starb.

Schwanenfluß, Swan-River, ein Fluß an der südl. Westküste Australiens, hat der 1829 gegründeten engl. Colonie den Namen Schwanenfluß-Colonie gegeben, die, seitdem erweitert, jetzt Westaustralien (s. d.) genannt wird. Der Fluß entsteht aus zwei Armen, dem von Norden kommenden Salzfluß und dem aus Südosten kommenden Avon, die sich bei Northam vereinigen. Derselbe durchbricht dann die Darlingkette, geht bei Perth, der Hauptstadt von Westaustralien, vorüber und mündet unter 32° südl. Br. bei Freemantle. Seine Mündung bildet einen Hafen, sonst ist er nicht schiffbar.

Schwanenorden, der älteste Orden des preuß. Hauses, wurde in Anknüpfung an die Sage vom Schwanenritter (s. Schwanenjungfrauen) am Michaelistage 1440 vom Markgrafen Friedrich II. von Brandenburg gestiftet. Der Orden hatte den Zweck, gegen die Entsittlichung des Adels in der Mark und anderwärts zu wirken, dessen Rauf- und Fehdelust zu zügeln und ihn wieder an Gottesfurcht und Ehrbarkeit zu gewöhnen. Seine Tendenz war hiernach eine specifisch religiöse. Die Mitglieder mußten versprechen, sich jeder Unzüchtigkeit zu enthalten, ein frommes Leben zu führen und durch Gebete und Opferspenden zu bethätigen. Außerdem stand der Orden in enger Beziehung mit dem Frauencultus des Mittelalters, indem das Ordensstatut den Frauen die Mitgliedschaft erlaubte, um durch den Umgang mit denselben die Gesittung des Ritterthums zu veredeln. Daher lag auch in dem Mariendienst der Schwerpunkt der religiösen Handlungen, welche den Mitgliedern vorgeschrieben waren, und dies wieder gab Veranlassung zu dem Namen «Orden Unserer lieben Frauen zum Schwan». Hauptsitz des sich rasch über Nord- und Süddeutschland verbreitenden Ordens war das Gotteshaus auf dem Harlunger Berge bei Altbrandenburg. Als Ordensabzeichen galt das Bild der Gottesmutter an goldener Kette, darunter der Schwan als Symbol der Reinheit des Herzens, umgeben von einer weißen Schärpe, die unten verschlungen, in zwei Fransen herabhing. 1459 bestimmte ein Gesetz die Eintheilung des Ordens in zwei Provinzen, ober- und unterhalb des Thüringerwaldes. Mit der Reformation verlor der Orden seine Bedeutung und erlosch in sich selbst. Angeregt durch den religiösen und sittlichen Grundgedanken des Ordens, faßte König Friedrich Wilhelm IV. den Plan seiner Wiederbelebung. Ein Decret vom Weihnachtsabend 1843 gab dem Orden eine mehr praktische Richtung auf die werkthätige Liebe des Christenthums und suchte ihn dadurch zu einem umfassenden Organ der Innern Mission zu gestalten. Der Orden sollte die Pflege der Leidenden, die Sorge für reuige Gefallene und entlassene Bestrafte übernehmen. In dieser Gestalt war ihm eine Ausdehnung im weitesten Stile zugedacht. Männer und Frauen ohne Ansehen des Standes und Bekenntnisses sollten eintreten dürfen, wenn sie sich den Pflichten der Gesellschaft unterzögen. Der Orden blieb jedoch den weitern Kreisen als Werk des Pietismus verdächtig und trat niemals ins Leben über. Vgl. Stillfried-Rattonitz, «Der S., sein Ursprung und Zweck, seine Geschichte und seine Alterthümer» (Halle 1845).

Schwangerschaft. Bei jeder Menstruation des Weibes wird aus einem der Eierstöcke ein Eichen (selten mehr als eins) ausgestoßen, das durch die Muttertrompeten in die Gebärmutterhöhle gelangt, auf deren bis zur Blutung aufgelockerten Schleimhaut es mehrere Tage bis Wochen haften bleibt. Trifft es hier mit männlichem Samen zusammen, der entweder schon

vorher vorhanden war oder erst später dahin gelangt, so findet die Befruchtung statt. Das Eichen wächst in der Schleimhaut fest und entwickelt sich nun allmählich weiter. Von der fruchtbaren Empfängniß an beginnt die S. Dieser Zeitpunkt läßt sich aber in der Praxis begreiflicherweise nur selten sicher bestimmen, und daher wird der Beginn der S. in der Regel von der letzten Menstruation ab gerechnet. Da aber bei der Empfängniß ein Eichen schon in der Gebärmutterhöhle vorhanden sein kann oder erst mit der nächsten Menstruation in dieselbe gelangt, so ist ersichtlich, daß man sich bei der Feststellung des Beginns der S. um 4 Wochen verrechnen kann. Bei richtiger Berechnung dauert die S. in runden Zahlen 280 Tage oder 10 Mondmonate oder 9 Sonnenmonate. Daß ein Kind länger getragen wird, ist mindestens sehr zweifelhaft, und derartige Behauptungen haben größtentheils ihren Grund in falscher Berechnung; wol aber wird nicht selten das Kind vor vollendeter Entwickelung geboren (Fehlgeburt, Frühgeburt). Die Juristen nehmen daher die Schwangerschaftsdauer zu 180 (oder 210) bis 300 Tagen an. Mit der Befruchtung des Eichens treten nicht blos im Fruchtbehälter, sondern im ganzen mütterlichen Organismus wesentliche Veränderungen ein. Die Gebärmutter schließt sich und wächst, der Entwickelung der Frucht entsprechend. Bald hat sie nicht mehr im kleinen Becken, in welchem sie in unbefruchtetem Zustande liegt, Platz und steigt nun in das große Becken empor. Gleichzeitig hört die Neubildung der Eichen und mit ihr die Menstruation auf, und nur in seltenen Fällen finden noch in der ersten Zeit der S. Blutungen aus der Gebärmutter statt. Bei manchen Frauen stellen sich mannichfache Beschwerden ein. Der Appetit verliert sich oder richtet sich auf außergewöhnliche Speisen (Gelüste der Schwangern). Manchmal tritt Erbrechen ein; Zahnschmerzen treten auf; die Haut (namentlich des Gesichts) wird fleckig; es bilden sich selbst vollkommene Hautausschläge aus; die Füße schwellen an und Krampfadern bilden sich aus. Meist stellen sich diese Beschwerden indeß nur, wenn sie überhaupt zum Vorschein kommen, im Beginn der S. ein und verlieren sich zum Theil in den spätern Monaten wieder. Auch im psychischen Leben der Frau machen sich Veränderungen geltend. Häufig wird die Gemüthsstimmung eine andere, in seltenen Fällen selbst krankhaft gestört; alte Neigungen machen neuen, ungewohnten Platz; einzelne Frauen verfallen selbst periodisch in wirklichen Wahnsinn. Doch sind diese Zustände nur als Ausnahmen zu betrachten. Alle diese Erscheinungen, welche man als Schwangerschaftszeichen zusammenfaßt, geben jedoch keine Sicherheit für die Annahme der S., selbst das Anschwellen der Brüste und der Anfang der Milchsecretion, welche schon in den letzten Monaten der S. beginnt, gibt keine Gewähr. Den einzig sichern Anhalt gewährt nur das Wahrnehmen der Lebenszeichen der Frucht und von diesem wieder allein sicher die Herztöne, welche man vom sechsten Monat an beim Auflegen des Ohrs auf die Gebärmuttergegend deutlich wahrnimmt. Das Verhalten der Schwangern muß sich auf eine genügende Ernährung und Abhaltung von Schädlichkeiten richten; die Kost soll daher gutnährend, leichtverdaulich und an Menge zureichend sein; von Schädlichkeiten sind namentlich anstrengende körperliche und geistige Arbeiten sowie weite Reisen zu vermeiden. Als eine Eigenthümlichkeit der Schwangern gilt die leichte Empfänglichkeit derselben für gewisse Erkrankungen, z. B. für die sog. acuten Hautausschläge (Masern, Pocken u. s. w.). Fieberhafte und andere schwere Krankheiten werden von den Schwangern nicht so leicht überstanden als von andern Personen, und in vielen Fällen tritt dabei die Geburt ein. Dagegen ist bemerkenswerth, daß die Tuberkulose während der S. nur geringfügige Symptome macht, dagegen alsbald nach der Geburt mit aller Heftigkeit aufzutreten pflegt. Als eine besondere Form der S. ist zunächst die mit mehr als einer Frucht zu erwähnen. Zwillingsschwangerschaften sind ziemlich selten, noch seltener Drillingsschwangerschaften; auch kommen Geburten von mehr als drei Kindern vor. Die Zahl der Früchte ist abhängig von der Zahl der befruchteten Eichen, und eine Zwillingsschwangerschaft kann so zu Stande kommen, daß entweder zwei Eichen auf einmal in die Gebärmutter gelangen, oder daß, von dem Beischlaf ab gerechnet, das Ei von der vorigen und das der nächsten Menstruation befruchtet wird. Auch kann das Eichen außerhalb der Gebärmutter (im Eileiter, im Eierstock, in der Leibeshöhle) befruchtet werden und sich entwickeln. In solchen Fällen kann keine natürliche Geburt stattfinden; wenn die Frau nicht vorher schon stirbt, macht sich der Kaiserschnitt nöthig oder im günstigsten Falle stirbt die Frucht ab, wird zum Theil zurückgebildet und seine Reste bleiben als Steinfrucht in der Leibeshöhle liegen. Entartet die Frucht in der Gebärmutter krankhaft, so entwickelt sich kein Kind, sondern eine Mole (s. d.). Misbildungen der Frucht pflegte man früher auf ein Versehen der Schwangern zurückzuführen; seit aber die Entwickelungsgeschichte gelehrt hat, daß die Misbildungen viel früher zu Stande kommen, als der Zeitpunkt angegeben wird, an welchem das Versehen stattgefunden haben soll, ist dieser Aberglaube von den Aerzten bekämpft worden.

Schwanjungfrauen und **Schwanritter.** Der Schwan stand in der german. Mythologie in engster Beziehung zu den in Luft und Wasser waltenden Lichtgottheiten und galt als ein weissagender Vogel; daher die noch jetzt zur Bezeichnung einer Vorahnung üblichen Ausdrücke «es schwant mir», oder «mir wachsen Schwansfedern». Gewisse göttliche Wesen liebten Schwansgestalt anzunehmen, wie namentlich die Walkyrien oder die Schlacht- und Schicksalsjungfrauen und die Wald- und Wasserfrauen, welche dann Schwanjungfrauen genannt wurden und die Gabe der Weissagung besaßen. Solche Schwanjungfrauen sind unter andern die weißen, wie Vögel auf der Flut schwebenden Frauen, die im Nibelungenliede dem Hagen den Untergang der Burgunden weissagen, und der Vogel, welcher der Gudrun ihre nahende Befreiung verkündigt. Nach dem Volksglauben besaßen solche Wesen ein Schwanhemde, mit dem sie fliegen und schwimmen konnten und welches sie nach Belieben wieder ablegten, besonders um in kühler Flut als wunderschöne Mädchen zu baden. Wem es dann gelang, ein solches Gewand zu erhaschen, der hatte damit volle Gewalt über sie erreicht. Aber auch mytholog. Wesen männlichen Geschlechts erscheinen in Schwanengestalt, und das Vermögen, diese an- und abzulegen, ist dann gewöhnlich an den Besitz eines Rings oder einer Kette geknüpft, wie noch vielfach im Volksmunde lebende Sagen und Märchen erzählen. Mehrern deutschen Stämmen gemeinsam war eine uralte Volkssage von einem Knaben, der aus dem Meere oder einem Binnengewässer ans Land getrieben und darauf der Stammvater ihres ältesten Herrschergeschlechts geworden sei. Bei den Franken am Niederrhein hatte diese Sage besonders sich ausgebildet, und zwar so, daß man erzählte, in einem von einem Schwane gezogenen Kahne sei ein Ritter, der Schwanritter genannt, aus unbekanntem Lande über das Meer hergekommen, habe eine Fürstentochter durch siegreichen Kampf von einem ihr verhaßten Bewerber befreit, sich mit ihr vermählt und in dieser Ehe ein Fürstengeschlecht gezeugt, sei aber zuletzt, weil sie ungeachtet seines Verbots nach seiner Herkunft gefragt, auf demselben Wege wieder davongezogen. Diese fränk. Stammsage hat sich mit wechselnden Namen an verschiedene Orte und Gegenden des Niederrhein geknüpft, besonders an Brabant, Flandern und Kleve, und war bereits zu Ende des 12. Jahrh. mehrfach poetisch bearbeitet in franz. und vielleicht auch in niederländ. Gedichten, wurde aber schon damals willkürlich geändert und an die Zeitgeschichte, namentlich an die Schicksale Gottfried's von Bouillon geknüpft, wie in dem «Roman du chevalier au cygne ou de Godefroi Bouillon» (herausg. von Reiffenberg, 2 Bde., Brüss. 1846—48). In Deutschland übertrug Wolfram von Eschenbach (s. d.) am Schlusse des «Parzival» die Sage vom Schwanritter auf Loherangrin, den Sohn des Gralkönigs Parzival, doch ohne sie weiter auszuführen. Dies that dann zwischen 1273 und 1290 ein ungenannter Verfasser in einem weitläufigen strophischen Gedichte «Lohengrin» (herausg. von Rückert, Quedlinb. und Lpz. 1858) in ebenso willkürlicher als formloser Weise, während kurz zuvor Konrad (s. d.) von Würzburg in einer gefälligern Dichtung «Der Schwanenritter» (herausg. von Wilh. Grimm, im dritten Bande der «Altdeutschen Wälder», neuerdings von Roth, Frankf. a. M. 1861) die Sage nach Nimwegen und unter Karl d. Gr. versetzt hatte. Auch als Prosaroman erscheint die Sage gegen Ende des 15. Jahrh. in franz. und niederländ. Sprache, und das niederländ. Volksbuch ist noch jetzt beliebt. Eine mytholog. Erklärung der Sage vom Schwanritter hat W. Müller in Pfeiffer's «Germania» (Jahrg. 1) versucht. Das Gedicht Konrad's und den «Lohengrin» würdigte vom rechtshistor. Standpunkt Schröder in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Neue Folge, Bd. 1, Berl. 1866).

Schwanthaler (Ludw. Michael), einer der genialsten neuern Bildhauer, wurde 26. Aug. 1802 zu München geboren, wo sein Vater, Franz S., ein Bildhauer, 1821 starb. Um sich ganz der Kunst zu widmen, verließ er 1818 das Gymnasium und arbeitete nun in der Werkstätte seines Vaters; auch besuchte er nebenbei die Akademie. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er dessen Geschäft als einzigen Erwerbszweig seiner Familie. Erst 1823 erhielt er einige bedeutendere Bestellungen, namentlich auch den Auftrag vom König Maximilian, einen silbernen Tafelaufsatz mit Reliefs zu umrahmen. Nach kurzem Aufenthalte in Rom 1826 richtete er in München sein eigenes Atelier ein. Zunächst fertigte er für die Glyptothek zwei lange Reliefstreifen, Achilles im Skamander kämpfend und den Kampf bei den Schiffen, sodann die Statue Shakspeare's für die Theaterhalle und den Bacchusfries für den Speisesaal im Palais des Herzogs Maximilian in München. Hierauf reiste er 1832 wieder nach Rom, um dort einige Modelle des ihm übertragenen südl. Walhallagiebels zu fertigen. Er blieb zwei Jahre daselbst und bereitete hier eine Menge Entwürfe für Bildhauer und Maler vor. In München begann er damals die Reliefs für die Siegeshymnen des Pindar. Ein Reliefsfries mit Darstellungen aus dem Mythus der Aphrodite, im obern Stockwerke des Königsbaues, gehörte ebenfalls in diesen

Kreis. 1835 wurde S. Professor der Akademie, doch später in seiner Wirksamkeit durch heftige Gichtleiden auf einige Jahre unterbrochen. Inzwischen vollendete er die 24 kleinen Malerstatuetten als Vorbilder für die Statuen auf die Attika der Pinakothek, zu deren Ausführung in Kalkstein die Aufträge unter den Bildhauern von München vertheilt wurden. Wie diese Statuen, so wurden nach seinen Skizzen auch die Victorien und die Reliefs in der offenen Halle über dem Balkon des Saalbaues von Schülern der Akademie ausgeführt. An diese Arbeiten reihte sich der für den Barbarossasaal bestimmte, über 200 F. lange Reliefsfries, Muster eines romantischen, den Forderungen antik-plastischer Composition und Bildung entsprechend durchgeführten Reliefstils. Zu seinen größern, seitdem vollendeten Werken gehören die Modelle zu den 12 Ahnenbildern des Hauses Wittelsbach, von Stiglmayer ausgeführt; die 15 kolossalen Statuen für das vordere Giebelfeld der Walhalla, wozu früher Rauch eine Skizze entworfen; die Modelle der 15 Statuen der Hermannsschlacht für den nördl. Giebel der Walhalla; die Giebelgruppe des Kunstausstellungsgebäudes und das 54 F. hohe Modell der Kolossalstatue der Bavaria (s. d.). Der letzten Zeit gehören folgende zum Theil sehr bedeutende Werke aus dem Kreise der monumentalen Gattung an: die Gipsmodelle zu dem Denkmale des Donau-Main-Kanals; die Marmorstatue Kaiser Rudolf's für den Dom zu Speier; das Modell zur Statue Jean Paul's und des kurbair. Staatskanzlers von Kreitmayer und der Schild des Hercules, nach Hesiod's Dichtung, zu dessen Ausführung seine Schüler Balbach und Puille vorarbeiteten, der Erfinder selbst aber die letzte Hand anlegte. Auch sind hier die Zeichnungen zu großen Wandgemälden aus der «Odyssee» im neuen Saalbaue zu erwähnen. Von seinen Werken, die er auf auswärtige Bestellungen verfertigte, sind zu erwähnen: die acht Götterstatuen in Sandstein und zwei Tänzerinnen in Marmor, im neuen Schlosse zu Wiesbaden; das Denkmal für Frauenlob im Dome zu Mainz; die Modelle zu den kolossalen Bronzemonumenten für die Großherzoge Ludwig von Hessen und Karl Friedrich von Baden; die Statue Mozart's für Salzburg; eine anmuthige, äußerst vollendete Marmorgruppe Ceres und Proserpina für Berlin; die Entwürfe zu einer Reihe Darstellungen aus dem griech. Befreiungskriege und das Kolossalmodell zum Denkmale Goethe's für Frankfurt a. M. Seine Thätigkeit bewährte er nicht minder durch den Fleiß seiner eigenen Hände als durch die unermüdete Schöpferkraft seines Geistes und die sorgfältige Leitung der unter seinen Augen ausgeführten Arbeiten. Kräftig wurde er hierin stets von seinem Vetter Franz Xaver S. (geb. 1798, gest. 23. Sept. 1854 als Professor an der Polytechnischen Schule zu München), einem geschickten Praktiker, unterstützt. Außerdem besitzt man von S. eine Menge von Zeichnungen und Cartons. Er selbst hatte von dergleichen sowie von Modellen aller Art eine reiche Sammlung angelegt, die er bei seinem 15. Nov. 1848 erfolgten Tode dem Staate legirte. S. war ganz selbständiger Künstler, dessen höchst regsame und lebendige Phantasie ungetrübt von öftern Einwirkungen körperlicher Leiden sich nur in ununterbrochenem Schaffen zu genügen vermochte. Mit den Forderungen und Bedürfnissen sowol der plastischen als malerischen Darstellung innig vertraut, wurde er dabei durch eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Kunst- und Schriftdenkmale des Alterthums wie des Mittelalters unterstützt. Vgl. Trautmann, «S.'s Reliquien» (Münch. 1858).

Schwär oder Blutschwär, s. Furunkel.

Schwärmerei ist ein Gemüthszustand, in welchem Phantasie und Gefühle anhaltend das Uebergewicht über den Verstand behaupten, sodaß der Mensch seiner Vorstellungen, Gedanken und Bestrebungen nicht mächtig ist, sondern sich vielmehr infolge dieses regellosen innern Treibens in fortgesetzter Erregung befindet. Man unterscheidet nach dem, was die Entwickelung dieses Zustandes veranlaßt und unterhält, verschiedene Arten von S. und spricht namentlich von Liebesschwärmerei, von polit. und religiöser S. Wenn mit der religiösen S. sich ein Verfolgungseifer der Andersglaubenden verbindet, so entsteht daraus der Fanatismus (s. d.). Die S. unterscheidet sich von der Begeisterung als dem thatkräftigen und aufopferungsfähigen Einstehen für höhere Interessen dadurch, daß sie sich in unklaren, manchmal blos eingebildeten Vorstellungen befriedigt, während der Begeisterung klare Begriffe als Endziele vorschweben, und daß sie in der Regel eine blos passive und verweichlichende Gefühlsschwelgerei begünstigt, während die Begeisterung den Muth anspannt und zu Thaten anspornt.

Schwartz (Marie Sophie), schwed. Romanschriftstellerin, geb. 4. Juli 1819 zu Borås, wo ihr Vater, Joh. Birath, Kaufmann war, erhielt, frühzeitig Waise, im Hause von Verwandten eine sorgfältige Erziehung. Um sich der Malerkunst zu widmen, begab sie sich nach Stockholm, wo sie sich jedoch 1839 mit dem als Physiolog bekannten Professor Gustav Magnus Schwartz vermählte. Derselbe war aller künstlerischen Thätigkeit abgeneigt und gestattete seiner

Gattin nur erst spät, als Schriftstellerin öffentlich aufzutreten. Es geschah dies mit der Novelle «Förtalet» (Stockh. 1852), die unter der Chiffre M. S. S. erschien. Nach ihres Gatten Tode (1858) wandte sie sich sodann ganz literarischer Beschäftigung zu und entwickelte seitdem eine wahrhaft staunenswerthe Productivität. Schon mit ihren ersten Erzählungen, die feine Beobachtung und bedeutendes Darstellungstalent bekunden, gewann sie nicht blos in ihrem Vaterlande, sondern auch auswärts, namentlich in Deutschland, einen weiten Leserkreis. Ihre Arbeiten sind ungefähr gleichzeitig in mehrern deutschen Uebertragungen erschienen. Die Kretzschmar'sche Uebersetzung ihrer «Gesammelten Romane» (Lpz. 1865 fg.) war 1866 bereits bis zum 44. Bande gediehen. Die wichtigsten derselben sind: «Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke», «Schuld und Unschuld», «Zwei Familienmütter», «Blätter aus dem Frauenleben», «Die Kinder der Arbeit», «Wilhelm Stjernkrona», «Die Frau eines eiteln Mannes», «Die Witwe und ihre Kinder», «Ein Opfer der Rache», «Die Emancipationswuth», «Die Arbeit adelt», «Der Rechte», «Die Leidenschaften», «Gold und Name» u. s. w. Seit 1867 erscheinen ihre Arbeiten zunächst deutsch in der «Bibliothek moderner Romane des Auslandes» (Berlin), und erst zwei Jahre später schwedisch. Das erste auf solche Weise veröffentlichte Werk war «Sein oder Nichtsein» (3 Bde., Berl. 1867).

Schwarz ist im Sinne der Physik nicht eine eigenthümliche Farbe, sondern vielmehr die Abwesenheit alles Lichts und aller Farben. Es erscheinen demnach schwarz diejenigen Körper, welche alle darauffallenden Lichtstrahlen einsaugen und keinen Theil des Lichts zurückwerfen. In der Färbekunst beruht das Schwarzfärben auf der Hervorbringung einer schwarzen Verbindung, welche wesentlich mit der Substanz der gewöhnlichen Schreibtinte übereinstimmt. Die Materialien, welche man hierzu anwendet, sind gerbstoff- und gallussäurehaltige Pflanzenstoffe (Galläpfel, Knoppern, Blauholz und das aus diesem bereitete Extract, Sumach) in Verbindung mit Eisensalzen, namentlich Eisenvitriol und essigsaurem Eisenoxyd. Das sog. Chromschwarz auf Wolle entsteht durch Blauholz und chromsaures Kali.

Schwarz (Berthold), ein deutscher Franciscanermönch, gebürtig aus Freiburg i. Br., der sich viel mit Chemie beschäftigte, soll, nach der Sage, als er wegen angeblicher Zauberei ins Gefängniß kam, durch fortgesetzte chem. Arbeiten auf die Erfindung des Schießpulvers (s. d.) geleitet worden sein. Er soll eigentlich Konstantin Ancklitzen geheißen haben, den Klosternamen Berthold geführt und den Namen S. wegen seiner Beschäftigung mit chem. Arbeiten erhalten haben. Auch halten ihn einige für einen mainzer, andere für einen nürnberger Franciscaner; andere lassen ihn seine Erfindung zu Köln, wieder andere zu Goslar gemacht haben. Die Zeit seiner Erfindung setzt man um 1330; einige setzen sie früher, andere später. Inzwischen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Mischung des Schießpulvers schon vor Berthold's Zeit bekannt war; vielleicht stellte er dasselbe zuerst in einer für den Kriegs- und Jagdgebrauch tauglichen Gestalt dar. 1853 wurde ihm in Freiburg ein Denkmal errichtet.

Schwarz (Friedrich Heinrich Christian), prot. Theolog und vorzüglicher Pädagog, geb. zu Gießen 30. Mai 1766, studirte daselbst Theologie und beschäftigte sich schon zeitig mit Ertheilung von Unterricht. 1789 wurde er Pfarrer in Dorbach bei Marburg, 1795 in Echzell in der Wetterau und 1798 in Münster bei Gießen. Neben dem Predigtamte widmete er einen großen Theil seiner Thätigkeit einem Erziehungsinstitute, das er schon in Dorbach errichtet hatte, in Münster aber erweiterte. 1804 wurde er an die neuorganisirte Universität zu Heidelberg als Professor der Theologie berufen, nachdem schon sein Schwiegervater Jung-Stilling dorthin gegangen war. In dieser Stellung wirkte S. bis an seinen Tod als akademischer Lehrer und Vorsteher des pädagogischen Seminars. Er starb 3. April 1837. In seiner Jugend durch die Kant'sche Philosophie zu freierer Richtung geneigt, wendete er sich später einer religiös-mystischen Denkart zu. Seine unbedeutenden theol. Schriften gehören in das Gebiet der populär philosophirenden und praktischen Theologie, namentlich der Moral. Viel wichtiger sind seine pädagogischen Arbeiten, die zur Verbreitung tüchtiger Ansichten viel beigetragen haben. Seine Hauptwerke in diesem Fache sind: «Die Erziehungslehre» (4 Bde., Lpz. 1804—13; 2. Aufl., 3 Bde., 1829—30); «Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung» (Jena 1792; 2. Aufl. 1836); «Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik» (Heidelb. 1805; 5., von Curtmann neu bearbeitete Aufl. 1846—47); «Die Schulen» (Lpz. 1832); «Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik» (2 Bde., Lpz. 1833—34); «Das Leben in seiner Blüte» (Lpz. 1837).

Schwarz (Joh. Karl Eduard), prot. Theolog, geb. 20. Juni 1802 zu Halle, erhielt seine Vorbildung auf der Realschule und dann auf dem Waisenhausgymnasium zu Halle. Nachdem

er ebendaselbst von 1821 an Theologie und Philologie studirt und sich eine Zeit lang dem Privatunterricht gewidmet, wurde er 1825 Lehrer am Pädagogium des Klosters Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg und schon im folgenden Jahre Pfarrer zu Altenweddingen. In diesem Amte bildete er sich durch das Studium der Schleiermacher'schen Schriften so durch, daß man ihn 1829 als Superintendenten und Stadtprediger, zugleich auch als ord. Honorarprofessor der praktischen Theologie nach Jena berief. S. beseitigte alsbald das Mistrauen, mit welchem man den noch jungen und als Schriftsteller unbekannten Mann empfing, durch die Gediegenheit und Begeisterung seiner kirchlichen und akademischen Vorträge und wirkte für Neubelebung eines religiösen Sinnes unter allen Klassen sehr segensreich. Mehrere Berufungen, wie nach Oldenburg 1833 und nach Heidelberg 1849, lehnte er aus Liebe zu seiner Gemeinde ab. Von seinen Schriften sind, außer einzelnen Kanzelvorträgen und Abhandlungen (in den «Theol. Studien und Kritiken» und in der Herzog'schen «Real-Encyklopädie»), die «Predigten und kleinern geistlichen Amtsreden» (6 Hefte, Jena 1837—39), die «Denkschriften» über das seit 1836 von ihm geleitete homiletische und katechetische Seminar und die Jubelschrift «Das erste Jahrzehnt der Universität Jena» (1858) zu nennen. Nachdem er 1844 als ordentliches Mitglied in die theol. Facultät eingetreten, leitete er die theol. Redaction der «Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung» bis zu deren Eingehen 1848, wurde 1849 erstes geistliches Mitglied des neugebildeten weimar. Kirchenraths und half 1854 die «Prot. Kirchenzeitung» mitbegründen, von der er aber später zurücktrat, da er sich mit ihren Grundansichten über das Verhältniß der Kirche zum Staate nicht mehr im vollen Einklange wußte. Dagegen redigirte er seit 1865 das «Weimarische Kirchenblatt» und gab den zweiten Theil des «Weimarischen evang. Kirchenbuchs» heraus. Auf der Eisenacher Kirchenconferenz vertrat er fortwährend die freiere Richtung und wirkte mehrfach für eine Fortbildung der Kirchenverfassung in dem Sinne, daß sich zu ihr die verschiedenen thüring. Landeskirchen vereinigen sollen. Ueberhaupt ist S. ein entschiedener Anhänger der Union.

Schwarz (Karl Heinr. Wilh.), ausgezeichneter prot. Theolog, geb. 19. Nov. 1812 zu Wiek auf Rügen, der Sohn des dortigen Predigers Theodor S., der sich als theol. Schriftsteller und auf dem Gebiete der schönen Literatur (unter dem Pseudonym Theodor Melas) einen Namen gemacht hat, wurde auf dem Gymnasium zu Greifswald vorgebildet und besuchte 1830—34 die Universitäten Halle, Bonn, Berlin, Greifswald. Auf seine theol. Entwickelung übte namentlich Schleiermacher den größten Einfluß, dem er, infolge verwandtschaftlicher Beziehungen zu seiner Gattin, auch persönlich nahetrat. Auf der Universität zu Halle Mitglied der Burschenschaft, mußte er für Theilnahme an dieser Verbindung ein halbes Jahr auf der Festung Wittenberg büßen (1837). 1841 wurde er in Greifswald Licentiat der Theologie und habilitirte sich im folgenden Jahre als Privatdocent zu Halle unter dem Widerspruch Tholuck's und Julius Müller's, die ihn um jeden Preis von der theol. Facultät fern zu halten suchten, wogegen die Nationalisten Gesenius, Wegscheider und Thilo seine Zulassung zur akademischen Lehrthätigkeit durchsetzten. 1848 als Vertreter der Kreise Torgau und Liebenwerda Mitglied des frankfurter Parlaments, saß er hier im rechten Centrum und erwies sich bei aller Freisinnigkeit als entschiedener Gegner der ultraradicalen demokratischen Partei. 1849 wurde er unter dem liberalen Ministerium Ladenberg zum außerord. Professor der Theologie ernannt. Im Sommer 1856 wurde er vom Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha zum Hofprediger und Oberconsistorialrath nach Gotha berufen und anderthalb Jahre später zum Oberhofprediger und Mitglied des Ministeriums ernannt, in welcher Stellung er seitdem mit Erfolg wirkte. Seiner theol. Richtung nach gehört S. zu den hervorragendsten Vertretern der freien Theologie, deren Streben auf gründliche Beseitigung aller supranaturalistischen Vorstellungen und auf ehrliche Versöhnung der christl. Frömmigkeit mit der modernen Weltanschauung gerichtet ist. Den Namen eines Nationalisten hat er selbst als einen Ehrennamen für sich in Anspruch genommen, freilich in einem höhern Sinn als dem geschichtlich herkömmlich gewordenen. Von dem ältern Nationalismus unterscheidet er sich schon durch seine gründliche speculative Durchbildung, welche schon seine erste bedeutendere Schrift «Das Wesen der Religion» (Halle 1847) bekundet. Die Gedanken der Schleiermacher'schen und Hegel'schen Schule sind hier zu einer höhern Einheit zusammengefaßt, als Grundlage einer Theologie, welche Religion und Dogma aufs schärfste scheidend, in jener das Centrum des persönlichen Geisteslebens erkennt, dieses aber mit entschlossener Beiseitestellung veralteter Vorstellungsformen aus der frommen Erfahrung des Subjects heraus mit den wissenschaftlichen Bildungsmitteln der neuern Philosophie reproducirt. Entsprechend seinem Religionsbegriff sucht S. auch den Gottesbegriff neuzugestalten, indem er Gott als selbstbewußtes Weltcentrum und zwecksetzende Weltenergie faßte. Mit der Schrift «Gotthold Ephraim Lessing als

Theolog» (Halle 1854) betrat S. das Gebiet der histor. Forschung, auf welchem er kritischen Scharfsinn und ein glänzendes Darstellungstalent an den Tag legte. Der Zweck dieser Schrift war, Lessing als «das leuchtende Vorbild des Rationalismus für alle Zeiten, als den idealsten Ausdruck der Aufklärung, als den einzigen, der in dem Jahrhundert des Verstandes die Vernunft wirklich zu Ehren gebracht habe», zu feiern. Noch größeres Aufsehen erregte seine Schrift «Zur Geschichte der neuesten Theologie» (1. und 2. Aufl., Lpz. 1856; 4. Aufl. 1868), in welcher er die Entwickelung der prot. Theologie seit Schleiermacher und Hegel einer scharfen, fesselnden, oft pikanten Kritik unterzog und namentlich die Illusionen der modenen Restaurations- und Vermittelungstheologie in ihren verschiedensten Gestalten schonungslos aufdeckte. Seit seiner Uebersiedelung nach Gotha hat S. sich auch als Prediger einen Namen gemacht. Seine Antrittspredigt «Ueber die Stellung des evang. Geistlichen zur Gemeinde» erregte großes Aufsehen und erschien in sechs Auflagen. Seitdem hat er vier Sammlungen «Predigten aus der Gegenwart» (Lpz. 1859, 1862, 1865 und 1868), theilweise in mehrern Auflagen erschienen, herausgegeben. 1868 gab er Schleiermacher's Reden «Ueber die Religion» mit einer Einleitung heraus. Auch an kirchlich-praktischen Fragen hat S. sich stets im freisinnigen Geiste und mit besonderm Eifer betheiligt. Seit 1864 steht er mit an der Spitze des Deutschen Protestantenvereins.

Schwarza, ein Flüßchen im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, entspringt im Thüringerwalde, nördlich von Steinheide, nimmt bei Katzhütte die Katze, bei Unterweisbach die Lichte, bei Blankenburg die Rinne, außerdem noch andere Bäche auf und mündet bei dem Dorfe Schwarza in die Saale. Die S. hat auf ihrem 6 M. langen Laufe 1100 F. Fall, flößt jährlich mehrere tausend Klafter Holz in die Saale, birgt vortreffliche Forellen und führt goldhaltigen Sand, für den früher von dem Dorfe Schwarza aufwärts bis Blankenburg Goldwaschanstalten bestanden. Das Schwarzathal ist eines der schönsten, wenn nicht das schönste in ganz Thüringen. Die namentlich romantische Partie ist die Strecke von Blankenburg aufwärts bis Schloß Schwarzburg. In vielen Krümmungen zieht es sich 2 St. lang eng zwischen hohen Schieferfelsen hin, während der Fluß über mächtige Steinblöcke rauscht, wie über das Steinerne Wehr, welches ihn ganz durchsetzt. Eine gute Kunststraße führt durch das Thal. Bald nach dem Eingange in dasselbe, von Blankenburg aus, liegt jenseit der S., auf der Hunnenkuppe, der Eberstein, ein Jagdhaus, mitten in dem von dem übrigen Wildgarten abgesperrten Saugarten. Von der Krümmung des Thals gelangt man zu dem 1517 F. hohen Kirchfelsen und, den Thalwindungen folgend, an den Eingang des reichbelebten Wildgartens. Ein Weg führt jenseit des Flusses zu einem aus Baumrinde errichteten Salon, dem «Dürren Schild», unter dem sich ein Wasserfall in die Tiefe stürzt. Etwa $1/2$ St. sanft aufwärts steigend, gelangt man zu einem Gasthofe und zum Schlosse Schwarzburg, das, 1060 F. über dem Meere, auf einem 250 F. hohen, waldbewachsenen, von der S. umflossenen Felsen liegt. Dieses Stammschloß der Grafen und Fürsten von Schwarzburg enthält eine Sammlung alter Rüstungen und Waffen und ist neben der Wartburg und Reinhardtsbrunn wol der herrlichste Punkt Thüringens. Die Bewohner des östlich im Thale liegenden Dörfchens Schwarzburg nennen sich «Thalbewohner» oder «Männer von Schwarzburg». In der Nähe befindet sich der 1507 F. hohe Trippstein, von dem man die reizende Umgebung in größerm Umfange übersieht.

Schwarzburg, das souveräne Fürstenhaus, gehört unter die ältesten und edelsten deutschen Geschlechter. Erst gegen die Mitte des 12. Jahrh. jedoch erhält seine Abstammung Zusammenhang und Zuverlässigkeit, und es beginnen die Nachrichten aus jener Zeit mit Sizzo, Grafen von S. und von Käfernburg (gest. 1161). Der älteste Sohn desselben, Heinrich, folgte dem Vater als Graf von S., der jüngere, Günther, als Graf von Käfernburg. Als aber Heinrich auf dem Reichstage zu Erfurt 1184 durch den Einsturz einer Decke den Tod fand, erbte Günther, da jener kinderlos war, auch S. Von des letztern beiden Söhnen wurde Günther der Stammvater des 1385 erloschenen Hauses der Grafen von Käfernburg, während Heinrich die Stammlinie des gräfl. Hauses S. fortsetzte. Heinrich's XII. jüngerer Sohn, Günther (s. d.), wurde 1349 zum deutschen König erwählt, starb jedoch noch in demselben Jahre. Sein Bruder Heinrich, gest. 1335, pflanzte den Stamm des Hauses fort. Ein Nachkomme desselben in der siebenten Generation, Graf Günther XL. von S. und Arnstadt, gest. 1552, der wegen seines Reichthums den Beinamen «Mit dem fetten Maule» erhielt, ist der nächste gemeinschaftliche Stammvater der beiden noch blühenden Linien des Hauses. Seine vier Söhne, Günther XLI., Johann Günther, Albert und Wilhelm, errichteten 1571 einen Theilungsreceß. Nach dem Tode Graf Günther's XLI. kam 1584 zwischen dessen Brüdern ein anderweiter Theilungs-

receß zu Stande, und nachdem auch Graf Wilhelm 1598 verstorben war, wurde über dessen Verlassenheit 1599 der Ilmsche Hauptreceß abgeschlossen. So wurde Johann Günther Stifter der Linie zu Schwarzburg-Sondershausen (s. d.), welche anfangs die Linie zu Arnstadt hieß, und Albert der Ahnherr der Linie zu Schwarzburg-Rudolstadt (s. d.). Zu Anfange des 14. Jahrh. bestanden die Stammlande des Hauses aus den Reichslehen S., Blankenburg und Königssee. Die meisten Erwerbungen, theils durch Erbvertrag, theils durch Kauf, machte es seit der Zeit des Kaisers Günther. Es war von Kaiser Karl IV. mit Rudolstadt als böhm. Lehn, von Kurmainz mit Sondershausen, von Kursachsen mit Frankenhausen, von Sachsen-Weimar mit Arnstadt und Käfernburg (seit 1446), von Sachsen-Gotha mit Ilm und Paulinzelle belehnt; andere Lehen hatte es von Fulda und Hessen-Kassel. Das ganze Besitzthum zerfiel in die Obere und in die Untere Herrschaft S. Nur auf ersterer ruhte die Reichsstandschaft der Grafen von S., weshalb bei den Theilungen zur Behauptung derselben jede Linie in beiden Herrschaften Besitzungen erhalten mußte. Vgl. Hellbach, «Grundriß der Genealogie des Hauses S.» (Rudolst. 1820); Junghans, «Geschichte der schwarzburg. Regenten» (Lpz. 1824); König, «Genealogie des hochfürstl. Hauses S.» (Rudolst. 1865).

Schwarzburg-Rudolstadt, ein deutsches souveränes Fürstenthum, in Thüringen gelegen, umfaßt den größern Theil der schwarzb. Oberherrschaft (13,83 Q.-M.) und den kleinern (östlichen) der Unterherrschaft (3,75 Q.-M.), von denen der erstere wiederum aus zwei, der letztere aus drei getrenntliegenden Stücken Landes besteht. Das Gesammtareal beträgt 17,58 Q.-M. Die wichtigsten Orte sind Rudolstadt (s. d.), die Residenz, in der Oberherrschaft, und Frankenhausen (s. d.) in der Unterherrschaft. Das Land hat mehrere durch Naturschönheit ausgezeichnete Punkte, besonders in der am Nordabfalle des Thüringerwaldes gelegenen Oberherrschaft. Außer dem romantischen Thale der Schwarza (s. d.) werden die Klosterruinen Paulinzelle (s. d.) und (in der Unterherrschaft) die Trümmer der alten Kaiserburg auf dem Kyffhäuser (s. d.) häufig besucht. Die Einwohnerzahl betrug 1864: 73747, wovon 57559 auf die obere und 16188 auf die untere Herrschaft entfielen. In ersterer kamen auf die städtische Bevölkerung 14425, in letzterer 6490 Köpfe. Die Gesammtheit bekennt sich zur evang.-luth. Kirche; man zählte 1864 nur 112 Katholiken und 153 Israeliten. Das Fürstenthum hat 8 Städte, 5 Flecken und 157 Dörfer. Das Land ist in beiden Theilen gebirgig und namentlich im obern reich an Wald. Nur etwa 8 Proc. des gesammten Areals liegen unter dem Pfluge. Die Viehzucht ist nicht ohne Bedeutung. Man zählte im J. 1864: 1163 Pferde, 4347 Rinder, 26149 Schafe und 7540 Schweine in der untern, 1371 Pferde, 18725 Rinder, 44946 Schafe und 14654 Schweine in der obern Herrschaft. Die Forstcultur ist besonders im Thüringerwalde von Wichtigkeit, wo sie für manche Ortschaften die Hauptquelle des Erwerbs bildet. Das Waldareal beträgt 34 Proc. (128668 preuß. Morgen) der Gesammtfläche; im Besitz der Landesherrschaft befinden sich davon allein 69548 preuß. Morgen. Der Bergbau erstreckt sich in der Unterherrschaft auf Braunkohlen, von denen 1861—64 im Jahresdurchschnitt 248542 Ctr. gefördert wurden. In der Oberherrschaft wird auf Eisen-, Kupfer- und Vitriolerze gebaut; doch kann der Geldwerth dieser Erzeugnisse jährlich nur auf etwa 1600 Thlr. veranschlagt werden. Mit Land- und Forstwirthschaft beschäftigten sich in der Oberherrschaft 14006, mit Industrie 25132, mit Handel 3351 Personen; für die Unterherrschaft stellten sich diese Ziffern auf 3358, 6190 und 660. Leinweberei, Baumwollweberei (um «den langen Berg») und Holzwaarenfabrikation (im Thal der Schwarza) sind Gegenstände der Hausindustrie. Von Fabriken und sonstigen für den Großhandel arbeitenden Gewerbanstalten bestanden 1861: 8 Streichgarn- und Halbwollspinnereien und 2 Tuchfabriken (in Stadtilm und Umgebung), 7 Eisenwerke, 1 Maschinenfabrik, 2 Glashütten, 8 Porzellanfabriken (besonders in der Waldgegend) u. s. w. Im ganzen Fürstenthum zählte man 548 Webstühle für Baum- und Halbbaumwolle, und 596 für Leinen. Die Gerberei hat neuerdings einen Aufschwung genommen, ebenso die Perlmutterfabrikation (in Frankenhausen). 1865 waren 154 Brauereien im Betriebe, von denen 4 über 2000 Ctr. Malz jährlich verarbeiteten. Branntweinbrennereien bestanden 3, die zusammen 5656 Thlr. Steuer entrichteten. Die Gegenstände des Handels sind besonders Holz, dann die Producte der Industrie des Landes. Die Gesammtlänge der Chausseen in der Oberherrschaft beträgt 39,54, in der Unterherrschaft 5,55 M. Eisenbahnen besaß das Land bis Anfang 1868 noch nicht, doch waren deren für beide Landestheile projectirt. In der Oberherrschaft wird nach dem $52\frac{1}{2}$-Guldenfuß, in der Unterherrschaft dagegen nach dem 30-Thalerfuß gerechnet. Dem Deutschen Zollverein gehört das Land seit 1834 an.

Seit 1866 ist das Fürstenthum S. ein Glied des Norddeutschen Bundes, sendet zum

Bundesrath wie zum Reichstag je einen Abgeordneten und zahlt einen jährlichen Matricularbeitrag (1868) von 14058 Thlrn. Im Engern Rathe der ehemaligen deutschen Bundesversammlung hatte es theil an der 15. Stimme, im Plenum vertrat es eine eigene Stimme. Als Bundescontingent stellte es mit der Reserve 989 Mann. Das Land erhielt 1816 eine ständische Verfassung, die jedoch durch das neue Verfassungsgesetz vom 21. März 1854 eine Umgestaltung erfuhr. Das Ministerium führt die oberste Aufsicht über die Verwaltung. Unter demselben stehen die drei Landescollegien: die Regierung, das Finanzcollegium und das Consistorium. Zum Ressort des erstern gehören alle innern Landesverwaltungs- und Polizeiangelegenheiten, die Medicinal- und Strafanstalten, die Aufsicht über die Justizverwaltung u. s. w. Die Organe der Regierung sind die Verwaltungsämter, die Amtsphysiker und Kreisthierärzte. Die Verwaltungsämter sind entweder eigene Behörden (Landrathsämter) oder mit den Einzelgerichten zu Justiz- und Verwaltungsämtern verschmolzen. Ueberhaupt besorgen die Verwaltung: zwei Landrathsämter, vier Justizämter und eine Justizamtscommission. Dem Finanzcollegium liegt die Verwaltung aller finanziellen Angelegenheiten ob; Organe desselben sind die Forstämter (zwei Forstämter und ein Oberforstamt) und sieben Rent- und Steuerämter. Der Competenz des Consistoriums unterliegen die Kirchen- und die Schulsachen; unter demselben stehen die acht Superintendenten in acht Diöcesen mit 63 Parochien. Das ausschließlich schwarzb.-rudolstädt. Kreisgericht in der Residenz umfaßt die ganze obere Herrschaft und namentlich die Justizämter Blankenburg, Ilm, Königssee, Leutenberg, Oberweißbach und Rudolstadt. Die Justizämter Frankenhausen und Schlotheim sind dem mit Schwarzburg-Sondershausen gemeinschaftlichen Kreisgericht in Sondershausen zugewiesen. Außerdem ist das 1850 eröffnete gemeinschaftliche Appellationsgericht in Eisenach auch Justizbehörde für S., und als dessen oberster Gerichtshof gilt das Gesammtappellationsgericht zu Jena. Das Gesammtbudget für die dreijährige Finanzperiode 1864—66 betrug gleichmäßig für Einnahme und Ausgabe 2,582322 Fl. Seitdem S. den zwischen Preußen und Sachsen-Weimar 1867 abgeschlossenen Conventionen beigetreten ist, bilden die schwarzb.-rudolstädt. Truppen vom 1. Oct. 1867 ab zugleich mit den reußischen und altenburgischen das 7. thüring. Infanterieregiment Nr. 96. Das Schulwesen des Landes ist zweckmäßig eingerichtet. Ein Schullehrerseminar besteht zu Rudolstadt. Das Gymnasium zu Rudolstadt, das aus 6 Gymnasial- und 2 Realklassen besteht, zählt 13 Lehrer.

Dem Grafen Albert VII., Stifter der rudolstädt. Linie (s. Schwarzburg), welche deswegen auch die Albertinische heißt, folgten 1605 seine Söhne Karl Günther (gest. 1630) und Ludwig Günther I. (gest. 1646), der seinen einzigen Sohn Albert Anton (gest. 1710) zum Nachfolger hatte. Dessen Sohn, Ludwig Friedrich I. (gest. 1718), nahm die dem Vater bereits zugedachte, aber von diesem für seine Person abgelehnte Fürstenwürde an, nicht ohne heftigen Widerspruch Kursachsens. Erst unter Ludwig Friedrich's Sohn und Nachfolger Friedrich Anton wurden diese Streitigkeiten durch den Receß von 1719 beigelegt, desgleichen 1738 die Irrungen mit Kurbraunschweig, sodaß endlich 30. Mai 1754 der Fürst Johann Friedrich seinen Sitz im Fürstencollegium zu Regensburg nehmen konnte. Als letzterer 1767 kinderlos starb, ging die Regierung auf dessen Vatersbruder, den hochbejahrten Ludwig Günther II. über, dem 1790 der Sohn Friedrich Karl und diesem 1793 der Sohn Ludwig Friedrich II. folgte. Letzterer, ein aufgeklärter Fürst, war rastlos bemüht, das Wohl und die Bildung seines Ländchens zu fördern, sah aber seine Bestrebungen durch die Zeitverhältnisse, namentlich durch die Kriegswirren von 1806 gehemmt. Er starb, nachdem er noch dem Rheinbunde zugetreten, 28. April 1807 und hinterließ das Land seinem unmündigen Sohne (Friedrich) Günther (s. d.), für den die Mutter, Karoline Luise, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg (gest. 20. Juni 1854), als Obervormünderin die Regierung führte. Nachdem der junge Fürst 1814 die Regierung selbst übernommen und Mitglied des Deutschen Bundes geworden, wurden 1816 die Lehnsverhältnisse mit Preußen, an welches alle Rechte der Krone Sachsen gegen das schwarzb. Haus durch Beschluß des Wiener Congresses übergegangen waren, dann 1823 mit Sachsen-Gotha, 1825 mit Sachsen-Koburg durch Abtretungen und Austauschungen von Gebietstheilen geordnet und aufgehoben. Außerdem verlieh der Fürst 2. Jan. 1816 dem Lande eine Verfassung, wonach eine aus 18 Mitgliedern bestehende, in gleicher Zahl aus dem Adel, dem Bürger- und Bauernstande durch Wahl hervorgehende Versammlung von sechs zu sechs Jahren das Wohl des Landes berathen sollte. Doch verzögerte sich die wirkliche Berufung bis zum J. 1821. Unter Mitwirkung dieser Stände kam im Laufe der Jahre eine Reihe fördernder Gesetze und Einrichtungen, unter anderm treffliche Landstraßen zu Stande, und die Verhältnisse des Landes gestalteten sich befriedigend. Dennoch ward auch S. in die Bewegung des J. 1848 heftig

hineingerissen, wozu die allgemeinen ökonomischen Verhältnisse des innern Thüringen wesentlich beitrugen. Am 10. März 1848 wurde dem Fürsten aus der Residenz eine Petition überreicht, die außer den allgemeinen deutschen Forderungen verlangte: Volksbewaffnung, Geschworenengericht, neue Verfassung mit verantwortlichen Ministern, billige Ablösung der Feudallasten (Fronen, Triften, Schutz- und Lehngelder), allgemeine Grundsteuer, Minderung der Salzsteuer, des Holzpreises, des Wildstandes u. s. w. Der Fürst Günther genehmigte diese Gesuche, denen jedoch bald Forderungen folgten, deren Erfüllung zum Theil unmöglich war. Die Excesse, zu denen die aufgeregte Menge hier und da überging, wurden zwar durch Militär und Bürgerwehr gedämpft, erneuerten sich aber, sodaß später Reichstruppen ins Land rückten. Nachdem mit den alten Ständen ein erweitertes Wahlgesetz vereinbart worden, trat 17. Oct. 1848 ein neuer Landtag zusammen, welcher die Reformen berathen sollte, aber von heftigen Parteiwirren bewegt ward. Inzwischen hatte die Regierung mit den übrigen thüring. Staaten eine Gemeindeordnung, eine Gerichtsorganisation (mit Geschworenengericht) u. s. w. vereinbart, welche Gesetze der Landtag 1850 genehmigte, desgleichen ein neues Grundsteuergesetz. Die neue Verfassung des Fürstenthums kam jedoch erst Anfang 1854 zu Stande und wurde 21. März vom Fürsten vollzogen. Hiernach ist der Fürst in Gesetzgebung, Verwilligung und Verwendung der Steuern an die Mitwirkung des Landtags gebunden, der überdies das Petitions- und Beschwerderecht übt und dem die Minister verantwortlich sind. Derselbe besteht aus 16 Abgeordneten, von denen 3 die großen Grundbesitzer, 5 die größern, 8 die kleinern Städte und Landgemeinden und zwar auf sechs Jahre wählen. Das Kammervermögen ist Fideicommiß des Fürsten und dient zur Unterhaltung des Hofs. Die Civilliste ward schon früher auf 100000 Fl. und 38647 Fl. Apanagen festgesetzt. Der neue Landtag bewies sich der fürstl. Regierung sehr geneigt, beseitigte alle Gesetze von 1848, die der fürstl. Gewalt ungünstig waren, und führte auch die Todesstrafe wieder ein. Bei der guten Finanzlage des Landes setzte der Landtag von 1858 die Einkommensteuer auf die Hälfte herab. In demselben Jahre wurde die Organisation der Behörden, wie sie bis 1850 bestanden, wieder eingeführt, die Trennung von Justiz und Verwaltung wieder aufgehoben, die Wahl der Gemeindebehörden an die Bestätigung der Regierung gebunden und den Gutsherren die Ortspolizei zurückgegeben. Durch Gesetz vom 8. April 1864 erhielt das Land eine auf dem Princip der Gewerbefreiheit beruhende Gewerbeordnung, und ein Gesetz vom 1. Oct. desselben Jahres führte das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch ein. Nachdem die fürstl. Regierung bei dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni 1866 mit der 15. Curie gegen den österr. Antrag auf Mobilmachung gestimmt, trat sie 29. Juni aus dem Deutschen Bunde und erklärte sich für Preußen und den von diesem in Aussicht genommenen Norddeutschen Bund. Fürst Günther starb 28. Juni 1867, und es folgte ihm in der Regierung sein Bruder Fürst Albert (geb. 30. April 1798). Vgl. Sigismund, «Landeskunde des Fürstenthums S.» (Thl. 1 u. 2, Rudolst. 1862—63).

Schwarzburg-Sondershausen, ein deutsches souveränes Fürstenthum in Thüringen, besteht, wie Schwarzburg-Rudolstadt, ebenfalls aus zwei getrenntliegenden Theilen, der größern Unterherrschaft (9,43 Q.-M.) mit der Residenz Sondershausen (s. d.) und der kleinern Oberherrschaft (6,20 Q.-M.), mit Arnstadt (s. d.), der bedeutendsten Stadt des Landes. Das Gesammtareal des Fürstenthums berechnet sich auf 15,63 Q.-M. 1864 zählte man 66189 E., wovon 37540 auf die Unter-, 28649 auf die Oberherrschaft entfielen. Die Bevölkerung gehört der evang.-luth. Kirche an, mit Ausnahme (1864) von 101 Katholiken und 174 Juden. An Wohnplätzen zählt das Fürstenthum 5 Städte, 7 Stadt- und Marktflecken und 81 Dörfer. In der Unterherrschaft überwiegt das Ackerland, in der Oberherrschaft die Forst- und Wiesencultur. In jener sind 33778 Hektaren Ackerland (65,25 Proc. der Gesammtfläche), 730 Hektaren Wiesen (1,41 Proc.) und 12239 Hektaren Forsten (23,64 Proc.) vorhanden, während sich in der Oberherrschaft diese Ziffern auf 15044 (43,34 Proc.), 3374 (9,84 Proc.) und 13440 (39,17 Proc.) stellen. In der Unterherrschaft bildet der Ackerbau die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung, in der Oberherrschaft ist jedoch auch die industrielle Thätigkeit beachtenswerth. Der Viehstand betrug 1864 in der Unterherrschaft 3431 Pferde, 12815 Rinder, 77742 Schafe, 17257 Schweine, in der Oberherrschaft dagegen 818 Pferde, 8197 Rinder, 22223 Schafe, 7829 Schweine. Vom Gesammtareal der Waldungen (100582 preuß. Morgen) gehören der Landesherrschaft allein 63012 Morgen. Obst- und Gartenbau wird besonders um Arnstadt betrieben. Die Bergbauproduction ist unbedeutend; man findet Braunkohlen (zu Bendeleben) im jährlichen Geldwerth von 7800 Thlrn.; in der Oberherrschaft Eisenerze (1000 Thlr.) und Manganerze (8500 Thlr.). Die 1849 von einer Actiengesellschaft begründete Saline Arnshalle bei Arn-

stadt lieferte 1861—65 im Durchschnitt jährlich 3446 Ctr. Salz. Von der Bevölkerung sind in der Oberherrschaft 19,93 Proc. mit Land- und Forstwirthschaft, 43,35 Proc. mit Industrie und 4,60 Proc. mit Handel, in der Unterherrschaft 28,48 Proc. mit Land- und Forstwirthschaft, 30,42 mit Industrie und 4,10 Proc. mit Handel beschäftigt. Die gewerbfleißigsten Orte sind Arnstadt, Sondershausen und Greußen. Von den für den Großhandel arbeitenden Gewerbsanstalten sind hervorzuheben: 3 Streich- und Halbwollgarnspinnereien (Arnstadt), 3 Fabriken für Strumpfwaaren (Bezirk Sondershausen), 5 Eisenwerke (Bezirk Gehren), 5 Maschinenfabriken (Arnstadt), 2 Glashütten (Bezirk Gehren); ferner Fabriken für Zündwaaren (19), Porzellan (3) und Steingut (1), Leim (3), Schachteln und andere Holzwaaren (34), Papier (3), Lederwaaren (2), u. s. w., fast sämmtlich in der Oberherrschaft. Die Baumwoll- und Halbbaumwollweberei beschäftigt 263, die Leinweberei 392 Stühle, zum größten Theile in dem Bezirke Gehren (Leinweberei jedoch auch im Bezirke Ebeleben im Unterlande). Die Dampfkraft fand bisher nur in geringem Grade Anwendung. Brauereien waren 1865 in der Oberherrschaft 47, in der Unterherrschaft 25 im Betriebe, von denen 3 über 2000 Ctr. Malz jährlich verbrauchten. Branntweinbrennereien finden sich nur in der Oberherrschaft. Die Länge der Chausseen in der Oberherrschaft beträgt 25,4 M., in der Unterherrschaft 24,78 M. Die erstere ist neuerdings durch eine Zweigbahn (Dietendorf-Arnstadt) mit der Sächsisch-Thüringischen Bahn in Verbindung gesetzt; eine andere Bahn von Nordhausen über Sondershausen und Greußen nach Erfurt (1868 im Bau) durchschneidet die Unterherrschaft. Den Handel und Verkehr unterstützt die 1856 begründete Thüringer Bank zu Sondershausen.

Seit 1866 ist das Fürstenthum ein Glied des Norddeutschen Bundes. Früher hatte der Fürst als Mitglied des Deutschen Bundes in dem Engern Rathe mit Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg-Rudolstadt theil an der 15. Stimme, im Plenum eine eigene. Das Bundescontingent betrug mit Reserve 826 Mann. In den Bundesrath des Norddeutschen Bundes sendet das Fürstenthum einen Bevollmächtigten, auf den Reichstag einen Abgeordneten. Der Matricularbeitrag für 1868 betrug: 11778 Thlr. Nach dem Landesgrundgesetze vom 8. Juli 1857 besteht der Landtag aus 15 Vertretern: aus 5 lebenslänglich ernannten Mitgliedern, 5 Abgeordneten der Höchstbesteuerten und 5 Abgeordneten aus allgemeinen Wahlen. Die Wahl erfolgt jedesmal auf eine Finanzperiode von vier Jahren. Der Präsident des Landtags und zwei von dem letztern aus seiner Mitte gewählte Mitglieder bilden den stehenden Landtagsausschuß. Zur Herstellung, Aufhebung oder Veränderung eines Gesetzes ist die Uebereinstimmung des Landtags und des Fürsten nöthig. Der Landtag hat das Recht der Steuerbewilligung. Zur Contrahirung von Anlehen oder Veräußerung von Domänen ist die Zustimmung des Landtags erforderlich. Demselben steht auch das Recht zu, die Verwendung der Staatseinkünfte zu controliren sowie Anklage gegen die verantwortlichen Mitglieder des Ministeriums zu erheben. Die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte hat das Ministerium, welches in fünf Abtheilungen zerfällt: 1) für die Angelegenheiten des fürstl. Hauses und auswärtige Beziehungen; 2) für die innere Verwaltung; 3) für Finanzen; 4) für Kirchen- und Schulsachen; 5) für die Justiz. Unter dem Ministerium stehen die Landräthe (in den vier Bezirken Arnstadt, Gehren, Sondershausen und Ebeleben), denen die innere und Polizeiverwaltung, die Verwaltung der Domänen und der Bergsachen obliegt, ferner das Consistorium, die vier Bezirkskassen, die Staatshauptkasse, zwei Forstämter und die Ablösungscommissionen in Sondershausen und Arnstadt. Oberste Gerichtsinstanz ist das Oberappellationsgericht in Jena, zweite Instanz das Appellationsgericht zu Eisenach. Kreisgerichte bestehen in Sondershausen und Arnstadt, unter diesen sechs Justizämter. Unterrichtsanstalten sind im Fürstenthum vorhanden: zwei Gymnasien und zwei Realschulen in Sondershausen und Arnstadt, eine höhere Töchterschule in Sondershausen, ein Schullehrerseminar ebendaselbst und 118 Volksschulen. Nach dem Staatshaushaltsetat für die Finanzperiode von 1864—67 beträgt die jährliche Einnahme 628548 Thlr. (davon 72800 Thlr. directe Steuern, 111285 indirecte, 61250 Gebühren, 227813 Ertrag der Forsten, 119092 Ertrag der Domänen u. s. w.). Die jährliche Ausgabe beläuft sich auf 611354 Thlr. (darunter 155120 Thlr. Civilliste, 37582 Thlr. für Cultus und Unterricht u. s. w.). Die Staatsschuld hatte 1. Jan. 1864 die Höhe von 1,506200 Thlrn. Am 1. Oct. 1867 übernahm Preußen vertragsmäßig die Militärverwaltung des Landes. Die schwarzb.-sondershaus. Truppen bilden seitdem einen Theil des 7. thüring. Infanterieregiments Nr. 96. Als Garnison steht im Lande das 1. Bataillon des 71. preuß. Infanterieregiments. Vgl. Apfelstedt, «Heimatskunde für die Bewohner des Fürstenthums S.» (3 Hefte, Sondersh. 1854—57).

Dem Begründer der Linie S. (s. Schwarzburg), Joh. Günther, folgten 1586 in der

Regierung seine vier minderjährigen Söhne: Christian Günther I., Günther XLII., Anton Heinrich und Joh. Günther II: Da die drei letztern keine männlichen Erben hinterließen, so kamen 1642 Christian Günther's I. drei Söhne: Christian Günther II. zu Arnstadt, Ant. Günther zu Sondershausen und Ludw. Günther II. zu Ebeleben, zur Regierung. Der erstere starb 1666, und ihm folgte sein Sohn Christian Günther, der 1669 starb, worauf Arnstadt an Ebeleben fiel. Auch die dritte Linie starb mit Ludw. Günther II. 1681 aus. Ant. Günther war 1688 gestorben, und ihm folgten seine Söhne Christian Wilhelm zu Sondershausen und Ant. Günther II. zu Arnstadt, welcher letztere 1716 ohne Kinder starb. Christian Wilhelm hatte 1697 die reichsfürstl. Würde erhalten, wogegen aber Kursachsen und Sachsen-Weimar Widerspruch erhoben, und starb 1721. Ihm folgte sein Sohn Günther, unter welchem 1731 mit Schwarzburg-Rudolstadt ein Vertrag zu Stande kam, der die Unzertrennlichkeit des Landes und in der Erbfolge das Recht der Erstgeburt festsetzte. Auf Günther folgte 1740 dessen Bruder Heinrich, der 1754 in das Reichsfürstencollegium eintrat und 1758 ebenfalls ohne Nachkommenschaft starb, worauf des jüngern Bruders August Sohn, Christian Günther, zur Regierung gelangte, dem später das Große Comitiv verliehen wurde, vermöge dessen er das Recht erhielt, in den Adelstand zu erheben, Notare und Doctoren zu creiren und uneheliche Kinder zu legitimiren. Sein Sohn und Nachfolger, Günther Friedrich Karl I., seit 1794, der 1807 dem Rheinischen und 1815 dem Deutschen Bunde beitrat, gab 1831 dem Lande eine ständische Verfassung, die aber niemals ins Leben trat, weil die Stände der Obern Herrschaft Protest einlegten. In der Erziehung vernachlässigt, ein großer Freund von Jagd, Theater und Tabackrauchen, überließ er die Regierung seinen Geheimräthen, wodurch Unordnung und Unzufriedenheit entstand. Der Fürst entsagte darüber 19. Aug. 1835 der Regierung zu Gunsten seines Sohnes und starb 22. April 1837. Sein Sohn Günther Friedrich Karl (s. d.) begann nun eine Reihe wesentlicher Reformen. Das Geheimrathscollegium wurde neu constituirt, eine ständische Verfassung versprochen, das Unterrichts- und Schulwesen zweckmäßig geordnet, die Polizei organisirt und zur Tilgung der Kammerschulden eine Amortisationskasse begründet. Außerdem entstanden neue Chausseen, und es erfolgte auch eine allgemeine Verbesserung der Rechtspflege sowie Herstellung einer bessern Verwaltung und Cultur der Forsten. Endlich erschien das Verfassungsgesetz vom 24. Sept. 1841, dem aber erst 7. Sept. 1843 die Eröffnung des ersten Landtags und hiermit weitere erfolgreiche Umgestaltungen folgten. Namentlich ward die Verwaltung von der Justiz geschieden und vereinfacht, den Justizämtern die Jurisdiction entzogen und nur die Leitung der Processe übertragen, während erstere mit der Criminaljustiz auf die neuerrichteten Landgerichte zu Sondershausen und Arnstadt überging. 1848 fanden auch in S. Unruhen statt, infolge deren im Herbst die Obere Herrschaft von sächs., die Untere von reuß. Militär besetzt wurde, während das eigene Militär nebst dem rudolstädtischen zur Besetzung der reuß. Lande ausmarschirte. Die hauptsächlichsten Umänderungen in der Gesetzgebung traten mit dem 1. Juli 1850 in Kraft. Unter diesen Gesetzen ist zu erwähnen das Verfassungsgesetz vom 12. Dec. 1849, durch welches die Todesstrafe, die Familienfideicommisse, mit Ausnahme des fürstlichen, der Lehnsverband, das Jagdrecht auf fremdem Boden, die Vermögensconfiscation, der privilegirte Gerichtsstand, Ausnahmegerichte u. s. w. aufgehoben, dagegen Preßfreiheit, Petitions- und Versammlungsrecht, Auswanderungsfreiheit, Gleichheit der Besteuerung, Contrasignatur, directe Wahlen, Anklageproceß in Strafsachen u. s. w. eingeführt oder in Aussicht gestellt wurden. Durch das Gesetz über die Civilliste vom 18. März 1850 übernahm der Staat die Verwaltung der Kammergüter, während der Fürst eine jährliche Civilliste von 150000 Thlrn. erhielt. Es erschienen ferner 1850 Gesetze über den Civilstaatsdienst, über Ablösung der Reallasten, Weiderechte und Einrichtung einer Landrentenbank, eine freisinnige Gemeinde- und eine Bezirksordnung, ein Gesetz über eine Einkommen- und eine Grundsteuer für die bisher steuerfreien Grundstücke. Ein Gesetz vom 3. April 1850 ordnete die künftige Einrichtung der Rechtspflege und gab den Justizämtern die volle Jurisdiction zurück. Durch das Gesetz vom 25. März 1850 ward ein dem königl. sächsischen in den Grundzügen analoges Strafgesetzbuch und eine Strafproceßordnung eingeführt, die das Bedürfniß nach öffentlichem und mündlichem Verfahren befriedigte, während zugleich der mit Sachsen-Weimar und Schwarzburg-Rudolstadt über Bildung eines gemeinschaftlichen Appellationsgerichts und zweier gemeinschaftlicher Kreisgerichte abgeschlossene Staatsvertrag die Einführung der Geschworenengerichte ermöglichte. Bereits durch den Staatsvertrag vom 13. Dec. 1849 hatten sich die beiden schwarzb. Fürstenthümer an das Oberappellationsgericht zu Jena angeschlossen. Viele dieser Gesetze, die das Rechts- und Staatsleben reformirten, haben jedoch in den Jahren der deutschen Reaction

Wiederabschaffung oder Umwandlung erfahren. Die Verfassungsgesetze erlitten seit 1852 mehrfache Modificationen. Ein Klassensteuergesetz vom 8. Jan. 1853 belastete namentlich die Aermern und den Grundbesitz und hatte die Zunahme der Auswanderung zur Folge. Der im Nov. desselben Jahres berufene Landtag änderte jenes Steuergesetz sowie auch die Verfassungsgesetze und die Gemeindeordnung. Außerdem brachte derselbe wichtige Gesetze über Ablösung der Servituten, Gemeinheitstheilung, Zusammenlegung der Grundstücke u. s. w. zu Stande. Auch erfolgte die Rückgabe der Jagd in den Dominialforsten an den Fürsten. Der in den letzten Monaten des J. 1855 versammelte Budgetlandtag berieth unter anderm den Entwurf zu einem neuen Wahlgesetze, wonach dann 12. Juni 1857 ein neuer Landtag zusammentrat, welcher sich den Absichten der Regierung sehr günstig zeigte. Aus seinen Berathungen gingen hervor ein neues Landesgrundgesetz, eine neue Städte- und Landgemeindeordnung, eine neue Bezirksordnung, die Wiederherstellung der Todesstrafe und des christl. Eides, die Erklärung der luth. Kirche zur Landeskirche, die Wiederherstellung der frühern Jagdgesetze, ein Gesetz über Classification der Staatsdiener, eine neue Organisation des Kirchen- und Schulwesens, welche die Schule der Kirche unterstellte. Der Landtag von 1859 bewilligte aus dem steigenden Domänenertrage die Erhöhung der fürstl. Civilliste um 30000 Thlr. (im ganzen auf 150000 Thlr.) und die Verwendung der Finanzüberschüsse zu Meliorationen verschiedener Art. Das Staatsdienergesetz wurde, namentlich in Hinsicht auf Entlassung der Beamten, verschärft, desgleichen eine Petition der Rittergutsbesitzer auf Entschädigung wegen Wegfall der Grundsteuerfreiheit befürwortet. Es erfolgte hierauf Ende 1861 die Publication eines Gesetzes, welches als Entschädigung den 20fachen Betrag der auferlegten Grundsteuer (in 3procentigen Staatsschuldverschreibungen) gewährte. Von den neuern legislativen Acten waren für das Land von besonderer Wichtigkeit die Einführung des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs und die freisinnige Gewerbeordnung vom 14. Nov. 1865. Bei der Abstimmung am Bundestage 14. Juni 1866 erklärte sich die fürstl. Regierung mit der 15. Curie gegen den österr. Mobilisirungsantrag, trat hierauf 25. Juni aus dem Deutschen Bunde und schloß sich dem Bündnisse mit Preußen und infolge dessen dem Norddeutschen Bunde an.

Schwarzdorn, s. Schlehe.

Schwarzes Bret heißt die auf deutschen Universitäten in irgendeinem öffentlichen Gebäude befestigte Tafel, wo alle die Studirenden betreffenden Bekanntmachungen über Vorlesungen, Promotionen, Examina, Stipendien, Relegationen u. s. w. angeheftet werden.

Schwarze Kunst, s. Magie.

Schwarzes Meer, bei den Alten Pontus Euxinus (engl. Black Sea, franz. Mer Noire, bei den Neugriechen Mavri Thalassa, bei den Russen Tschernoje More, bei den Türken Kara Deniz), ein Binnenmeer, welches zwischen Europa und Asien liegt, im W. an die europ. Türkei, im N. an Südrußland, im O. an die russ. Statthalterschaft des Kaukasus, im S. an die türk. Provinz Natolien (Kleinasien) grenzt, steht im SW. durch den Bosporus (s. d.), weiterhin durch das Marmarameer (s. d.) oder die Propontis und die Straße der Dardanellen (s. d.) oder den Hellespontus mit dem Mittelländischen, und zwar zunächst mit dem Aegäischen Meere in Verbindung. Im NO. ist es durch die Straße von Kertsch mit dem Asowschen Meere (Palus Maeotis) verbunden. Die Größe des Schwarzen Meeres, das nicht als Theil des Mittelmeeres angesehen werden kann, beträgt (nach Smyth), ohne das Asowsche Meer (s. d.), 7500 Q.-M. (nach Engelhardt 7860). Die größte Länge von Westen gegen Osten ist 158 M., die größte Breite $82\frac{1}{2}$ M., die geringste (zwischen der Südspitze der Krim und dem Cap Kerembe) 37 M. Das Meer ist durchweg tief und klippenfrei. Die gemessene Tiefe beträgt zwischen dem Bosporus 40—800, ja bis 1070 engl. Faden; an vielen Stellen erreicht das Senkblei den Grund nicht. Wegen seines geringen Umfangs und der ihm zugehenden großen Ströme (Donau, Dnjestr, Dnjepr und Don), sowie der vielen kleinern, aber immerhin wasserreichen Flüsse, die ihm zusammen den atmosphärischen Niederschlag von 45000 Q.-M. (Europa 32000, Asien 13000) zuführen, ist sein Wasser süßer als das des Mittelmeeres. Ebbe und Flut sind nicht bemerkbar. Seine Gefahren für die Schiffahrt theilt das Schwarze Meer mit allen eingeschlossenen Meeren; einige besondere, durch die geogr. Lage bedingte Schwierigkeiten sind für Dampfschiffe nicht unübersteiglich. Die Hauptströmung wälzt sich gegen den Bosporus, dringt durch die Dardanellenstraße und vermischt ihre Gewässer mit denen des Aegäischen Meeres, in welchem sie, nachdem sie ihren Lauf noch ungefähr 9 M. fortgesetzt, gänzlich verschwindet. Diese Strömung, deren Geschwindigkeit am Eingange des Bosporus bei ruhigem Wetter $1\frac{1}{2}$ Knoten beträgt, nimmt bei starken Brisen eine Schnelle von $3\frac{1}{2}$—4 Knoten an und erfordert beim

Einlaufen in jene Meerenge besondere Aufmerksamkeit. Auf demselben Wege dringt aber auch eine submarine Strömung aus dem Mittelmeer ein, wodurch es sich erklärt, daß das Schwarze Meer, trotz der Masse des ihm zugeführten Süßwassers, überhaupt noch Salzgehalt hat. Die mittlere Jahrestemperatur des Schwarzen Meeres ist 11° R. (die des Mittelmeeres 15,7°). Doch zeigt sich an seinen Gestaden das Klima nicht überall so mild, wie es seine südl. Lage zwischen 41 und 46½° der Breite erwarten läßt, und es gehört zu den vielen Eigenthümlichkeiten desselben auch das Gefrieren, wovon 18 Beispiele bekannt sind. Die Südküste der Halbinsel Krim (s. d.), die kleinasiatischen und kaukasischen Gestade sind von hohen Bergen begrenzt und gewähren, wie zum Theil auch Bulgarien und Rumelien, gute Ankerplätze. Das Donaudelta und das ganze Küstengebiet zwischen demselben und dem nördl. Theile der Krim haben eine nur geringe Höhe. Die umgebenden Gebirge rufen auf dem Schwarzen Meere zahlreiche und wechselvolle Luftströmungen hervor, welche nicht selten heftige Stürme veranlassen, die aber gewöhnlich nicht über 12 St. anhalten. Ihre Furchtbarkeit sowie die Strenge des Klimas ist indeß früher sehr übertrieben worden. Zu den Stürmen gesellen sich namentlich in den Wintermonaten gefährliche Nebel, die den Horizont bei Tage in Dunkel hüllen und dem Meere die Bezeichnung des «schwarzen» verschafft haben, welcher Name schon um 1225 bei den Mongolen und Tataren, seit dem 13. Jahrh. bei den Venetianern und Genuesen vorkommt. Im frühen Alterthum hieß das Meer infolge der Schilderungen des Argonautenzugs Pontos axenos, d. i. ungastliches Meer. Nachdem sich aber die Griechen durch Handelsfahrten und zahlreiche Colonien die Gestade dieses Meeres erschlossen, wurde der Name in Pontos euxeinos, d. i. gastliches Meer, verwandelt. Infolge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (seit 1453) sahen sich die europ. Nationen von dem Schwarzen Meere wieder ausgeschlossen. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das Meer dem Handel aufs neue geöffnet, während Verträge den Kriegsschiffen den Eingang versagten. Da die Handelsschiffe fast ausschließlich die Nordseite (Odessa), die ungesündeste und gefährlichste, besuchten, so verfiel das Meer wieder in seinen alten schlimmen Ruf. Die Anwesenheit der engl. und franz. Flotten im Orientkrieg gestatteten erst, genauere Forschungen anzustellen, deren Resultate die frühern Uebertreibungen widerlegten. Zugleich eröffnete der Ausgang dieses Kriegs den beinahe zum russ. Binnenmeer gewordenen Pontus den Flaggen aller Nationen. Die wichtigsten Küstenpunkte sind außer Konstantinopel: Burgas, Varna, Baltschik, Küstendsche, Sulina, Akjerman, Odessa, Nikolajew, Cherson, Eupatoria, Sewastopol, Balaklawa, Kaffa oder Feodosia und Kertsch; an der kaukas. Küste Anapa, Suchumkalé und Poti; in Kleinasien Batum, Trapezunt, Samsun (Amisus), Sinub oder Sinope, Bender-Eregli (Hereklea der Alten). Die einzige Insel des Meeres ist die kleine Schlangeninsel (türk. Ilan Adassi, neugriech. Phidonisi, bei den Alten Insel des Achilles oder Leuke, d. i. die Weiße), 5½ M. östlich von der Sulina-Mündung der Donau, 1831 von den Russen mit einem Leuchtthurm versehen, 1856 im Pariser Frieden an die Türkei abgetreten. Früher wurde der Handelsverkehr mit den Küstenplätzen nur durch Schiffe unterhalten, am lebhaftesten mit Odessa und Trapezunt, dann nach dem Orientkrieg auch mit Küstendsche und Sulina. Neuerdings sind einige Plätze auch durch Eisenbahnen mit den Hinterlanden in Verbindung getreten, seit 1860 Küstendsche mit Tschernawoda an der Donau, seit 1865 Odessa mit Balta, seit 1866 Varna (über Schumla) mit Rustschuk. Ist erst das pontische Gestade mit dem Innern und Norden Rußlands, mit der Ostsee und Centraleuropa durch Schienenwege in Verbindung gesetzt, so wird das Schwarze Meer wieder in das Bereich des Welthandels hineingezogen werden, der hier den Venetianern und Genuesen einst so großen Gewinn brachte; dann dürfte aber auch Rußland wieder eine imponirende Stellung auf demselben einnehmen. Eine (1868) in Bau begriffene Eisenbahn von Baku über Tiflis nach Poti wird auch die Verbindung mit dem Kaspischen Meere herstellen und im Verein mit den ebenfalls von Tiflis nach Täbris zu bauenden Bahnstrecken den pers. Handel, dessen Schlüssel bisher Trapezunt war, nach Poti ziehen, wo jetzt großartige Hafenbauten im Werke sind. Vgl. Dureau de la Malle, «Géographie physique de la Mer Noire» (Par. 1807); Preller, «Ueber die Bedeutung des Schwarzen Meeres für Handel und Verkehr der Alten Welt» (Dorpat 1842); Taibout de Marigny, «Hydrographie de la Mer Noire» (Triest 1856).

Schwarzer Prinz, s. Eduard (Prinz von Wales).

Schwarzer Tod hießen im Mittelalter verschiedene Krankheiten, bei welchen der Körper oder einzelne Theile desselben eine schwärzliche Farbe annahmen, so z. B. die Schwarzen Blattern, vor allen aber die orient. Pest. Von dem Schwarzen Tode, welcher von 1348—50 Asien, Nordafrika und Europa verheerte und in diesen drei Jahren in Europa allein 25 Mill.

Menschen hinwegraffte, ist mit Sicherheit erwiesen, daß er nichts anderes war als die Pest. Wahrscheinlich ist, daß bei dieser Seuche Lungenbrand häufig auftrat.

Schwarzenberg, ein altes fränk., jetzt fürstl. Geschlecht, das mit den nachmaligen Grafen von Seinsheim einerlei Stammes ist. Erkinger von Seinsheim, 1417 vom Kaiser Sigismund in den Freiherrenstand erhoben, kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg in Franken, nach der er sich nannte. 1429 erhielt er auf Grund derselben Sitz und Stimme in dem fränk. Grafencollegium. Er starb 1437, und seine beiden Söhne theilten das Haus in die bairische und die fränkische Linie. Jene, welcher der Freiherr Johann zu Schwarzenberg (s. d.) angehörte, erlosch 1646 und ihre Besitzungen fielen an die fränk. Linie. Zu letzterer gehörte Adolf Freiherr von S., welcher wegen seiner im Türkenkriege als kaiserl. General bewiesenen Tapferkeit 1599 vom Kaiser Rudolf II. die reichsgräfl. Würde erhielt, aber schon 1600 blieb. Sein Sohn war Graf Adam zu Schwarzenberg (s. d.). Des letztern Sohn, Johann Adolf von S., wurde vom Kaiser Leopold I. 1670 für sich und den jedesmaligen Senior des Hauses in den Reichsfürstenstand und seine Grafschaft Schwarzenberg zur gefürsteten Reichsgrafschaft erhoben, worauf er 1674 Sitz und eine Virilstimme im Fürstencollegium erhielt. Der Enkel des letztern, Adam Franz von S., ererbte von seiner Mutter, einer geborenen Gräfin von Sulz, die 1688 gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und wurde 1723 Herzog von Krumau in Böhmen, welchen Titel seitdem der jedesmalige regierende Aelteste führt. Auch war er zugleich gefürsteter Graf von Klettgau in Schwaben. Von Kaiser Karl VI. wurde er 1732 auf der Jagd aus Versehen erschossen. Kaiser Franz I. erstreckte 1746 den Reichsfürstenstand auf alle Mitglieder des Hauses. Durch die Rheinbundsacte wurden Schwarzenberg und die Landgrafschaft Klettgau mediatisirt, welche letztere der Fürst von S. 1813 an Baden verkaufte. Seit 1703 ist das Haus in zwei Majorate getheilt. Zu dem erstern Majorate gehören die Standesherrschaften Schwarzenberg und Hohenlandsberg (4,2 Q.-M.) und die Herrschaften Wilhelmsdorf und Marktbreit (zusammen 2 Q.-M.) unter bair. Oberhoheit; ferner in Oesterreich außer dem Herzogthum Krumau (mit der incorporirten Herrschaft Goldenkron und mehrern Gütern 21,6 Q.-M.) zahlreiche andere Besitzungen, besonders in Böhmen und Steiermark. Standesherr ist Fürst Johann Adolf S., geb. 22. Mai 1799, vermählt seit 1830 mit Eleonore, der Tochter des Fürsten Moritz von Liechtenstein. Er folgte seinem 19. Dec. 1833 verstorbenen Vater Joseph, Fürst von S., dessen Gemahlin Pauline, eine Tochter des Herzogs von Aremberg, bei dem Brande des Ballsaals an dem Feste, das ihr Schwager, der Fürst Karl von S., in Paris zur Feier der Verbindung Napoleon's mit der Erzherzogin Maria Luise gab, ihr Leben einbüßte. Sein nächstfolgender Bruder war der Fürst Felix von Schwarzenberg (s. d.). Der jüngste der Brüder ist Fürst Friedrich von S., geb. 6. April 1809, der 1. Febr. 1836 zum Fürst-Erzbischof von Salzburg, 24. Jan. 1842 zum Cardinalpriester und 13. Dec. 1849 zum Fürst-Erzbischof von Prag ernannt wurde, Mitglied des österr. Herrenhauses ist und sich als eifriger Vertreter der kirchlichen Interessen bekannt gemacht hat. — Das zweite von dem Fürsten Joseph von S. 1803 auf die Herrschaft Worlick und Klingenberg in Böhmen übertragene und seinem Bruder, dem Feldmarschall Karl Philipp, Fürsten von Schwarzenberg (s. d.), abgetretene Majorat begreift außerdem noch einige Herrschaften, darunter Mariathal, die nebst vier Gütern in Ungarn dem Feldmarschall 1814 vom Kaiser von Oesterreich als Belohnung geschenkt wurden. Der jetzige Majoratsherr ist Fürst Friedrich Karl von S., der Sohn des Feldmarschalls, geb. 30. Sept. 1800, der 1820 seinem Vater folgte. Er ist General-Feldwachtmeister, unverheirathet und hat ein sehr bewegtes Leben geführt. Als Manuscript ließ er drucken «Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechts» (4 Bde., Wien 1844—45; 2. Ausg. 1846). Seine Brüder sind: Fürst Karl Philipp von S., geb. 21. Jan. 1802, gest. 25. Juni 1858 als Feldzeugmeister, und Fürst Edmund von S., geb. 18. Nov. 1803, General der Cavalerie und Hauptmann der 1. Arcierenleibgarde.

Schwarzenberg (Johann, Freiherr zu), ausgezeichnet durch die Förderung deutscher Bildung im 16. Jahrh., aus der sog. Bairischen Linie seines Hauses, wurde 1463 geboren. Ausgestattet mit großer Körperkraft und Rüstigkeit, widmete er sich zwar dem Kriegsleben und wohnte den Heereszügen Maximilian's I. bei; doch, Höheres verfolgend, verließ er das Kriegshandwerk und wurde Hofmeister der Bischöfe von Bamberg. Den frühzeitigen Tod seiner Frau (1502) konnte er sein ganzes Leben hindurch nicht verschmerzen. Am bekanntesten hat er sich gemacht als Verfasser der «Bamberger Halsgerichtsordnung» von 1507, die die Grundlage der «Carolina» bildet. Allein gleichgroße Verdienste erwarb er sich für seine Zeit durch seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit, die der Verbreitung der Sittlichkeit und der der classischen

Schätze des Alterthums unter das Volk gewidmet war. So brachte er z. B. eine deutsche Bearbeitung der «Officien» des Cicero zu Stande. Wesentliche Dienste leistete er endlich der Verbreitung der Reformation, der er sich aus Ueberzeugung und von einem selbständigen Standpunkte aus anschloß. Er war Mitglied des unter Karl V. eingesetzten Reichsregiments, trug aber dann besonders als Rath Kasimir's und Georg's von Brandenburg zur Durchführung und Organisirung der Reformation in deren Landen bei. S. starb zu Nürnberg 1528. Vgl. Herrmann, «Johann, Freiherr zu S.» (Lpz. 1841).

Schwarzenberg (Adam, Graf zu), kurbrandenb. Geheimrath, die rechte Hand des Kurfürsten Georg Wilhelm, geb. 1587 aus der fränk. Linie, war früher in kaiserl. Kriegsdiensten und wurde dann Rath bei dem letzten Herzoge von Jülich, Johann Wilhelm (gest. 1609). Als solcher ward er vom Kaiser Rudolf II. in die Acht erklärt, weil er bei der Besitznahme von Jülich und Kleve durch Pfalz-Neuburg und Brandenburg den Einspruch des Kaisers nicht geachtet hatte, dagegen von Brandenburg 1610 zum Geheimrath ernannt. Von Kleve brachte ihn Georg Wilhelm, der als Kurprinz dort Statthalter gewesen war, bei seinem Regierungsantritt 1619 nach Brandenburg, wo er fortan auf den schwachen Kurfürsten den größten Einfluß übte. Die wichtigsten Staatsangelegenheiten wurden durch ihn geleitet. So schloß er mit Pfalz-Neuburg 1624 den Theilungsvertrag über jene Lande ab; auch ging er 1628 nach Wien, wo er für Brandenburg die günstigsten Zugeständnisse erhielt. Sein Plan 1626, daß Brandenburg eine Kriegsmacht wie Sachsen unterhalten und das Land gegen den Durchzug und das Einlagern fremder Heere schützen möchte, scheiterte an den Landständen, welche die Mittel versagten. Nachdem Gustav Adolf 1630 ein Bündniß des Kurfürsten mit Schweden erzwungen, wurde S., ohne seines Herrn Gunst zu verlieren, nach Kleve entfernt. Gustav hatte sich schon früher sehr hart über ihn ausgesprochen; jetzt ließ er des Grafen Privatbesitzungen mit Beschlag belegen. Erst nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen 1634 kam S. wieder nach Berlin und wurde Statthalter von Brandenburg. Er rieth zu dem Bündnisse mit Oesterreich, wodurch die schrecklichsten Kriegsdrangsale über Brandenburg kamen. Dieser diplomatische Fehlgriff und seine früher schon bewiesene Hinneigung zu Oesterreich haben ihm von seiten mehrerer Historiker sowie auch Friedrich's II. die Beschuldigung zugezogen, daß er das Vertrauen des schwachen Kurfürsten zum Nachtheile Brandenburgs für des Kaisers Absichten gemisbraucht habe. Doch hat Cosmar in seinen «Beiträgen zur Untersuchung der gegen den kurbrandenb. Geheimrath Grafen Adam von S. erhobenen Beschuldigungen, aus archivalischen Quellen» (Berl. 1828) diese Ansicht nicht ohne Erfolg widerlegt. Dessenungeachtet dürfte S. noch nicht von jedem Verdachte der Untreue freizusprechen sein, und zwar um so weniger, da der Nachfolger Georg Wilhelm's, der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, gewiß nicht ohne Grund ihm bald nach seinem Regierungsantritte seine Vollmachten absordern und ihn 1641 verhaften ließ. Nur sein schon vier Tage hernach an einem Schlagflusse zu Spandau erfolgter Tod, 17. März 1641, entzog ihn einer weitern Untersuchung. Die Sage, daß der Kurfürst ihn habe enthaupten lassen, ist durch die auf Befehl Friedrich's II. 1777 veranstaltete Untersuchung des in der Garnisonkirche zu Spandau beerdigten Leichnams widerlegt worden.

Schwarzenberg (Karl Philipp, Fürst von), Herzog von Kruman, österr. Generalfeldmarschall, geb. 15. April 1771 zu Wien, zeichnete sich schon 1789 in dem Kriege gegen die Türken unter Lacy, dann in den Kriegen gegen Frankreich aus. In dem Feldzuge von 1793 commandirte er einen Theil der Avantgarde des Prinzen von Koburg und wurde Oberst. In der Schlacht von Château-Cambrésis 1794 warf er unter General Otto an der Spitze seines Reiterregiments, gefolgt von zwölf brit. Schwadronen, den Feind, dessen Infanterie vollständig aufgerollt wurde. Nach dem Siege bei Würzburg wurde er Generalmajor, 1799 Feldmarschalllieutenant. In der Schlacht von Hohenlinden rettete er sein Corps von der Gefangenschaft. In dem Kriege von 1805 befehligte S. eine Division unter dem General Mack. Bei Ulm commandirte er den rechten österr. Flügel. Nachdem alles verloren, schlug er sich unter dem Erzherzoge Ferdinand mit einigen Reiterregimentern durch und entkam glücklich nach Eger in Böhmen. Die Schlacht von Austerlitz wurde gegen seinen Rath vor der Ankunft der Verstärkungen geliefert. Nach dem Wunsche des Kaisers Alexander erhielt er 1808 die österr. Botschaft in Petersburg, wo seine Lage beim Ausbruche des Kriegs 1809 sehr schwierig war. S. verließ Petersburg, nahm an der Schlacht bei Wagram theil und befehligte auf dem Rückzuge die Nachhut bis Znaim. Damals wurde er General der Cavalerie. Nach dem Wiener Frieden leitete er als österr. Botschafter in Paris die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleon's mit der Erzherzogin Maria Luise. Auf diesem Posten erwarb er sich, besonders nach dem gräßlichen

Brande des Ballsaals bei dem Feste, das er zur Feier der Verbindung Napoleon's mit der Erzherzogin gab, des Kaisers Vertrauen im höchsten Grade. Auf Napoleon's Verlangen erhielt er in dem russ. Feldzuge, zu welchem Oesterreich ein Hülfscorps zu stellen hatte, den Befehl über dasselbe. Dieses 30000 Mann starke Corps ging in den ersten Tagen des Juli 1812 über den Bug und besetzte am 11. die Position von Pinsk. Im Aug. erhielt S. von Napoleon den Oberbefehl auch über das siebente, aus Sachsen bestehende Corps und operirte auf dem rechten Flügel der gegen Moskau vordringenden Hauptarmee. Es gelang ihm, gegen Tormassow einige Vortheile zu erhalten. Im Oct. mußte er sich jedoch vor der verstärkten russ. Armee unter Tschitschakow und Tormassow ins Großherzogthum Warschau zurückziehen, wo er sich, wahrscheinlich vermöge geheimer Instructionen, bis zum Febr. 1813 in der Position von Pultusk unthätig verhielt. In diesem Feldzuge hatte S. vom Kaiser Franz auf Napoleon's Wunsch den Marschallsstab erhalten. Im April 1813 war S. in Paris, wo er, wiewol vergeblich, den Frieden zwischen Frankreich und Rußland zu vermitteln versuchte. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Oberbefehl über das sich in Böhmen versammelnde Beobachtungsheer, welchem im Aug., nach der Kriegserklärung Oesterreichs, sich ein Theil der preuß. und russ. Heere anschloß. S. wurde zum Generalissimus der gesammten gegen Frankreich bestimmten Armeen ernannt und übernahm damit eine unermeßlich schwierige Aufgabe. Seine erste Unternehmung gegen Dresden war nicht glücklich, die siegreiche Schlacht bei Kulm gegen Vandamme stellte aber das Vertrauen auf seine Operationen wieder her. S. schlug sodann Napoleon bei Leipzig und führte 1814 die verbündete Armee nach Frankreich, wo der Feldzug glücklich beendigt wurde. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba erhielt S. den Oberbefehl über die verbündete Armee am Oberrhein, die Schlacht bei Waterloo ließ dieselbe aber nicht zu erheblicher Thätigkeit kommen. Nach Beendigung des Kriegs wurde er 1815 Präsident des Hofkriegsraths und mit mehrern Gütern in Ungarn beschenkt. Am 13. Jan. 1817 lähmte ihm ein Schlagfluß die rechte Seite, er starb auf einer Reise zur Cur 15. Oct. 1820 in Leipzig. Das Feldherrntalent S.'s ist häufig in Zweifel gezogen, namentlich sein Feldzug von 1814 scharf verurtheilt worden. Doch darf man nicht übersehen, wie sehr er durch polit. und persönliche Einflüsse in seiner Kriegführung gehemmt war. Seine Familie ließ ihm im Oct. 1838 einen Denkstein auf dem Schlachtfelde von Leipzig (bei Meusdorf) setzen. Vgl. Prokesch-Osten, «Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten S.» (Wien 1823).

Schwarzenberg (Fürst Felix Ludw. Joh. Friedr.), österr. Staatsmann, geb. 2. Oct. 1800 auf der Herrschaft Krumau in Böhmen, zweiter Sohn des 1833 verstorbenen Fürsten Joseph S., trat 1818 als Cadet in ein Kürassierregiment, avancirte bis zum Rittmeister und ging dann 1824 als Gesandtschaftsattaché nach Petersburg. Zwei Jahre später wurde er mit Aufträgen nach London geschickt und schloß sich dort der außerordentlichen Mission nach Brasilien an (1827), an deren Spitze Baron Neumann stand. Nach seiner Rückkehr nach Europa war er bei verschiedenen österr. Gesandtschaften, namentlich in Paris und Berlin, und rückte zum Legationsrath und dann Geschäftsträger auf. 1838 erhielt er bei den Höfen von Turin und Parma einen eigenen Gesandtschaftsposten, welche Stellung er 1846 mit der gleichen Function beim neapolit. Hofe vertauschte. Hier entwickelte er eine große Energie, namentlich seitdem die ital. Bewegung auch Neapel ergriff. Als bei einem Volksauflaufe 26. März 1848 sein Hotel insultirt ward, forderte er Genugthuung, und als ihm diese nicht in verlangtem Maße gewährt ward, verließ er Neapel. Er ging nach Wien, um eine militärische Stellung zu suchen. Während seiner diplomatischen Laufbahn war sein militärisches Avancement nicht unterbrochen worden, und er hatte schon 1842 den Rang eines Generalmajors erlangt. Als solcher übernahm er jetzt eine Brigade unter Nugent in Oberitalien, zeichnete sich in den Schlachten bei Curtatone und Goito aus und ward noch vor dem Entscheidungskampfe bei Custozza zum Feldmarschallieutenant ernannt. Die innere Krisis des österr. Staats rief ihn jedoch in die Staatsverwaltung zurück. Nach Bewältigung des wiener Octoberaufstandes von 1848 ward S. 22. Nov. an die Spitze der neuen Verwaltung gerufen, in deren Wirken sich bald seine rastlose Thätigkeit und Energie fühlbar machte. Die Geschichte Oesterreichs (s. d.) in dieser Zeit ist vorzugsweise an seine Persönlichkeit geknüpft. Der Kampf erst gegen den in Frankfurt projectirten deutschen Bundesstaat, dann gegen die preuß.-deutsche Union, das Bündniß mit Rußland zur Unterdrückung des ungar. Aufstandes, die Umgestaltung Oesterreichs in einen Einheitsstaat, die Herstellung des österr. Einflusses bei den deutschen Mittelstaaten, die Wiederberufung des Bundestags, die Bregenzer Allianz, die Execution in Hessen und Holstein und die Nöthigung Preußens, alle seine Positionen aufzugeben, das waren die bezeichnenden Momente der S.'schen

Politik. Doch gelang es ihm nicht, wie er wollte, auf den Dresdener Conferenzen eine Umgestaltung der Deutschen Bundesacte im österr. Interesse und den Eintritt von Gesammtösterreich in den Bund durchzusetzen. Dagegen verfolgte er mit Geschick den Plan einer nähern Zollverbindung Oesterreichs mit Deutschland. Die Schritte gegen Preußen in dieser Angelegenheit, die Berufung der Wiener Zollconferenz u. s. w. waren seine letzten Erfolge. Mitten in dieser Thätigkeit machte ein Schlaganfall 5. April 1852 seinem vielbewegten Leben ein Ende. Auch seine Gegner mußten einräumen, daß S. ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, ein kühner, hochstrebender und thatkräftiger Charakter war. Seit 1849 eng mit der russ. Politik verbunden, neigte er sich allmählich herüber zu einer nähern Befreundung mit den Westmächten, und Ludwig Napoleon und dessen Staatsstreich fanden von seiner Seite warmen Beifall. Die ihm näher standen, setzten voraus, er werde Oesterreich allmählich von der russ. Politik völlig trennen, und man legte ihm in dieser Hinsicht das Wort in den Mund: «Ich werde die Welt durch meinen Undank in Erstaunen setzen.» Eine rasch zugreifende, nicht selten schroffe Haltung war in der ziemlich soldatischen Politik S.'s namentlich gegen Preußen nicht zu verkennen; aber niemand konnte leugnen, daß er ein bestimmtes Ziel mit rastloser Thätigkeit verfolgte. Oesterreich als Einheitsstaat, militärisch-absolutistisch regiert, doch nicht ohne Hinneigung zu innern Reformen, das österr. Uebergewicht in Deutschland und Mitteleuropa vorherrschend, im Gegensatz zur Absperrung und zum Föderalismus des Metternich'schen Systems, Verschmelzung und Annäherung namentlich auch an Deutschland: dies waren die hervorstechenden Tendenzen seiner staatsmännischen Wirksamkeit. Vgl. Berger, «Leben des Fürsten Felix zu S.» (Lpz. 1852).

Schwarzkümmel, s. Nigella.

Schwarzkunst, s. Kupferstechkunst.

Schwarzwald (Abnoba oder Silva Marciana der Römer), ein Gebirge in Baden und Würtemberg, größerntheils zum erstern gehörig, läuft an der Westseite Schwabens in gleicher Linie mit dem Rheinstrome, nach dessen großer Biegung bei Basel und oft nur wenige Meilen von ihm entfernt, von Süden nach Norden hinab bis zur pforzheimer Stromporte der Enz, jenseit welcher das sog. Neckargebirge, ein flachwelliges Hügelland aus Muschelkalk von 12—1300 F. Mittelhöhe, schon seiner geognostischen Construction wegen nicht als Fortsetzung des S. und Verbindungsglied mit dem Odenwald angesehen werden darf. Etwa 21 M. lang, im Süden 10 M., im Norden kaum 6 M. breit, hat der S. eine keilförmige Gestalt, die breite abgerundete Seite gegen Süden, die Spitze nach Norden gekehrt, analog den jenseit der oberrhein. Ebene ihm parallel laufenden Vogesen (s. d.), mit denen er auch in andern Beziehungen auffallende Aehnlichkeit hat. Beide Gebirge nehmen von Süden gegen Norden, wie an Breite, so an Höhe ab; beide sind in ihren Haupttheilen massige Granit- und Gneisgebirge, von Porphyr durchsetzt; beide fallen steil in scharfmarkirten Linien zum Rheinthal, sanft dagegen nach der entgegengesetzten Seite ab; in beiden lehnt sich auf letzterer Seite die Triasformation (Buntsandstein) an, die, wie die spätere Juraformation auf der Rheinseite, nur in Bruchstücken auftritt; beide zeichnen sich durch die runde, gewölbte Form ihrer Kuppen (deutsch Belch oder Bolch, franz. Ballon), durch ihre pittoresken und von Industrie belebten Thäler, durch ihre engen, tiefen, steil abfallenden, hier und da mit kleinen Bergseen oder mit Mooren ausgefüllten Schluchten aus; in beiden endlich sind die Höhen bis an die obersten waldlosen Kuppen dicht mit Nadelholz bestanden, die untern Abhänge gegen das Rheinthal reichlich mit Weinpflanzungen bedeckt. Auf der Abendseite ergießen sich die im S. entspringenden Gewässer, wie der Wiesen, die Elz mit der Dreisam, die Kinzig, die Murg, die Enz und mit einem Umwege (den Odenwald durchbrechend) der Neckar, in den Rhein, auf der Morgenseite in die Donau, die gleichfalls hier ihren Ursprung hat. Das von Südsüdosten gegen Nordnordwesten gerichtete Thal der Kinzig durchschneidet das ganze Gebirge und theilt es in zwei geognostisch und orographisch verschiedene Haupttheile, das obere Gebirge im Süden, das untere im Norden. Der Obere Schwarzwald, ein aus Granit und Gneis gebildetes Massengebirge mit tiefen, in verschiedenster Richtung streichenden Thalspalten, erhebt sich auf der Süd- und Westseite wie eine steile Wand aus dem Rheinthal und erscheint von da aus in düsterer, imposanter Mächtigkeit; nach Osten und Südosten sanfter abgedacht, fließt es nach dieser Seite mit der Schwäbischen Alp zusammen. Die Mittelhöhe beträgt 2500—3000 F. Ein Hauptkamm tritt nirgends hervor, wol aber einzelne Berggruppen, durch enge, gewaltsam in das Gebirge eingerissene Thäler von Rheinzuflüssen voneinander geschieden. Die höchsten Gipfel sind nach Westen oder Südwesten vorgeschoben und liegen nicht auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, sondern westlich derselben. Den centralen Knoten und Kern des Gebirgs bildet die Gruppe

des Feldbergs, östlich von Freiburg, in der Gegend, wo der Ursprung des Wiesen und der bekannte Paß, die Hölle, ein enges, von hohen Gebirgen eingeschlossenes Thal (Höllenthal) unweit Neustadt, an der Straße von Freiburg nach Donaueschingen, sich befinden. Der wegen seiner Gebirgspanoramas besuchenswerthe Feldberg selbst ist 4601 par. F. hoch und nach der Riesenkoppe der höchste Berg des deutschen Mittelgebirgs. Vier Bergäste und sechs Thäler gehen von ihm aus, und die Hochseen des Waldes lagern um ihn: der kleine Federsee am Ostabhang (3400 F.), der Titisee (2015 F.) im Nordosten, der Schuchsee (2775 F.) im Südosten. Als die höchsten Kuppen liegen um den Feldberg: im Süden das Herzogshorn (4303 F.) und der Blößling (4001 F.); im Südosten Bärenhalde (4064 F.) und Hochrütti (3993 F.); im Norden der Todte Mann (4003 F.) und Rotheck (3699 F.); im Nordwesten über Freiburg der Erzkasten (3960 F.); im Westen der Hirschkopf (3898 F.) und Farnweide (3901 F.); im Südwesten der Belchen (4357) und über Badenweiler der Blauen (3591 F.). Im Nordosten des Feldbergs, jenseit einer 4025 F. hohen Kuppe, bildet die Albersbacher Höhe den höchsten Sattel des Gebirgs. Die Baumgrenze liegt in 4200, die Getreidegrenze in 3500 F. Seehöhe. Etwa 3 M. im Norden des Feldbergs erhebt sich abermals eine Gruppe von Hochgipfeln, der Kandel (3827), das Roßeck (3557 F.) u. s. w. In dem mehr plateauartigen Untern Schwarzwald bildet der Buntsandstein die Hauptmasse. Hier erheben sich der Hochkopf (3169 F.), die Hornisgrinde mit dem grundlosen, 3207 F. hoch gelegenen Mummelsee, der Katzenkopf (3350 F.) mit dem Grenzstein zwischen Baden und Würtemberg, der Roßbühl und die Uebergangshöhe des Kniebis (2995 F.). Völlig vom S. getrennt ist die Bergmasse des Kaiserstuhls (s. d.). Außer den genannten Steinarten finden sich im S. Eisen und einige andere Metalle, ohne jedoch einen bedeutenden Bergbau- und Hüttenbetrieb zu begründen. Sehr zahlreich sind die Mineralquellen, berühmt die Bäder von Baden und Wildbad, besucht auch Badenweiler, Rippoldsau, die Kniebisbäder Peterthal, Griesbach, Freiersbach, Antogast, Oppenau u. s. w. Die westl. Berggehänge und Thäler, bis in die Rheinebene hinein, liefern berühmte Weine. Mit den Rebengärten wechseln Obstanlagen und üppige Laubwälder, und es gedeihen vorzüglich Edelkastanien und Wallnüsse. Hinter den Vorbergen erhebt sich die Mittelregion mit ihren dunkeln Tannenforsten, in den Thalgründen mit Buchen, Birken, Eschen und Ahorn. Die höchste Region bilden kahle und moorbedeckte Hochebenen, wo kümmerlich noch Hafer und Kartoffeln gedeihen und die krumme Holzkiefer vorkommt. Ergiebiger als der Feldbau ist im Gebirge die Viehzucht. Eine bedeutende Einnahmequelle ist der Holzreichthum des Gebirgs geworden. Schwarzwälder Stämme waren stets in Holland gesucht, und die Ausfuhr dorthin (jährlich im Werth von 3 Mill. Fl.) wird noch jetzt von Flößergesellschaften und Forstbesitzern unterhalten. Nächstdem ist die Fabrikation der Schwarzwälder Uhren ein wesentlicher Erwerbszweig, dessen Hauptsitze Furtwangen und Neustadt, überhaupt der Obere S. Gegenwärtig sind damit an 40000 Menschen, darunter 14—15000 Gewerbsmeister beschäftigt. Es werden jährlich über 600000 Wanduhren, Kunstuhren, Spieldosen u. s. w. verfertigt und von mehr als 1000 Händlern in allen Ländern abgesetzt. Außerdem bilden das Rußbrennen, Theerschwelen u. s. w., die Bürsten- und Holzwaarenfabrikation sowie die Strohflechterei belangreiche Zweige der Betriebsamkeit des Schwarzwälders. Auf dem eigentlichen Gebirge findet man wenige in Städten und Dörfern zusammenwohnende Gemeinden. Die meisten bestehen aus zerstreuten Höfen und Häuschen. Zwei Pässe des S. sind in den franz. Revolutionskriegen sehr bekannt geworden, der Kniebis und die Hölle. Der erstere, an der Quelle der Murg, wurde 1796 und 1797 von den Franzosen genommen; letzterer, die Hölle, ist bekannt durch den Rückzug Moreau's 1796. Am Westrande des Gebirgs, wo sich die dichteste Bevölkerung in einer Menge von industriellen Städten, Flecken und Dörfern zusammendrängt, zieht sich die Badensche Staatsbahn von Heidelberg bis Basel hin. Auch das nördl. Ende des Gebirgs hat bereits seine Bahn von Karlsruhe nach Pforzheim sowie das Südende die südl. Badische Staatsbahn von Basel bis Schaffhausen u. s. w., mit einer Zweigbahn von Basel gegen Nordosten nach Schopfheim. Von der Bahnlinie, welche das Gebirge quer durchschneiden soll, war Anfang 1868 nur die Strecke von Offenburg durchs Kinzigthal über Petersthal, Biberach bis Hausthal eröffnet, von wo ihre Weiterführung über Triberg und Villingen bis Donaueschingen im Werke. Vgl. Gerbert, «Historiae Nigrae Silvae» (3 Bde., Ulm 1783—88); Schwarz, «Die Schwarzwaldreise» (Stuttg. 1836); Fecht, «Der südwestliche S.» (Lörrach 1858). — Der Schwarzwaldkreis des Königreichs Würtemberg zählt (1864) auf 86,70 Q.-M. 435045 E. (darunter 318065 Evangelische, 111747 Katholiken, 426 Dissidenten und 1438 Juden), zerfällt in 17 Oberämter, hat 37 Städte, 474 Flecken und Dörfer und zur Hauptstadt Tübingen.

Schwarzwurzel (Scorzonera L.) ist der Name einer zur Familie der Compositen, Abtheilung der Cichoriaceen, gehörenden Pflanzengattung, deren eiförmige, mit einer dachziegeligen Schuppenhülle versehene Blütenkörbchen lauter zungenförmige Blüten von gelber, seltener rosenrother Farbe haben. Die Früchte sind schnabellos mit schiefem Nabel und tragen eine federige Fruchtkrone. Die Scorzoneren sind milchende, ausdauernde Pflanzen mit beblättertem Stengel, ganzen, meist schmalen und langen parallelnervigen Blättern und einzeln am Ende des Stengels oder der Aeste stehenden Blütenkörbchen. In ganz Deutschland findet sich auf feuchten Wiesen die niedrige S. (S. humilis L.), bei welcher die äußern Hüllblätter der Blütenköpfe ei-lanzettig und schmal sind, häufig wildwachsend. Ihre Wurzel kann recht gut als auflösendes, gelind eröffnendes Heilmittel gebraucht werden. Von ihr ist die spanische S. (S. Hispanica L.), welche hauptsächlich in Südeuropa, aber auch in mehrern Gegenden Deutschlands wild wächst und als Gemüsepflanze häufig angebaut wird, durch höhern Wuchs, längere und größere Blätter, die dreieckig-eirunden, breiten, äußern Hüllblätter verschieden. Ihre Blüten haben, namentlich am Morgen, einen sehr angenehmen Vanillegeruch. Ihre außen schwarze, innen weiße Wurzel, welche einen weißen Milchsaft enthält und mild, süßlich-schleimig schmeckt, wird als angenehmes Gemüse gern gegessen, zum Theil auch als Ersatzmittel des Spargels benutzt. Sie galt auch ehedem für ein Mittel gegen Schlangenbiß und Typhus. Die Blätter geben ein geringes Surrogat der Maulbeerblätter zur Fütterung der Seidenraupen ab.

Schwechat, ein schon zur Römerzeit unter dem Namen Villa Gai gekannter Ort, Marktflecken am gleichnamigen Flusse, in Niederösterreich, unweit Wien, zählt 3497 E. (1857), ist der Hauptort des gleichnamigen Bezirks und somit Sitz eines Bezirksamts. S. besitzt eine Baumwollspinnfabrik und berühmte Bierbrauereien (Dreher). Ein Obelisk in der Nähe des Orts erinnert an die Zusammenkunft des Kaisers Leopold I. mit dem Polenkönig Sobieski nach der Befreiung Wiens 1683. Im Oct. 1848 wurden hier die ungar. Insurgenten von den kaiserl. Truppen besiegt.

Schweden (schwed. Sverige), ein Königreich, das von der skandinav. Halbinsel die südöstl. mildere und fruchtbarere, auch mehr bevölkerte Seite einnimmt, wird im Nordwesten und Norden von Norwegen, im Osten von Finland (wo die Muonio- und Torneå-Elf die Grenze bilden), dem Bottnischen Meerbusen und der Ostsee, im Süden und Südwesten von der Ostsee, dem Oeresund, dem Kattegat und dem Skagerrak begrenzt und erstreckt sich von 55° 23′ 1,13″ bis 69° 3′ 21″ nördl. Br. und von 28° 49′ bis 41° 49′ östl. L. Es bildet einen parallel mit Norwegen von Nordnordosten nach Südsüdwesten sich erstreckenden Streifen, der bei einer Länge von 212 und einer Breite von 40—50 M. nach A. Hahr's (freilich unsicherer) Angabe 8017,9 Q.-M. (Götaland 1782,7, Svealand 1534,7, Norrland 4700,4) und eine Seegrenze, alle Busen und Fjorde mit einbegriffen, von 1600 M. hat. Von diesem Flächeninhalt liegen 2700 Q.-M. unter 300 (schwed.) F. absoluter Höhe, 2300 zwischen 300 und 800 F., 2400 zwischen 800 und 2000 F. und das übrige über 2000 F.; davon 33 Q.-M. (wol zu hoch angegeben) in der Region des ewigen Schnees. Der Boden S.s ist zu einem großen Theile gar keiner Cultur fähig. Es werden 773,8 Q.-M. (also fast $^1/_{12}$ des Ganzen) von Seen und Sümpfen und über 2000 Q.-M. von Schnee- und Felswüsten eingenommen. Der übrige Theil der Oberfläche besteht meist aus gebröckeltem und verwittertem Gneis und Granit, der nur mit einer dünnen Schicht von Fruchterde bedeckt ist, und selbst wo diese eine bedeutende Tiefe hat, liegen oft Felsentrümmer darauf zerstreut. Dagegen ist das Land auch durch seinen Fluß- und Seereichthum begünstigt. Die Flüsse des nördlichen S. sind sämmtlich Bergströme, reißend und wegen Klippen, Stromschnellen und Wasserfällen zur Schiffahrt nur streckenweise, dagegen vielfach zum Flößen brauchbar. Die Flüsse im Süden des Landes sind meist zu seicht, als daß sie der Schiffahrt dienen könnten. Doch hat man durch Kanalisation bereits vieles in dieser Hinsicht gethan, und die zahlreichen Landseen, die häufig durch kurze Kanäle oder Eisenbahnen miteinander verbunden sind, bieten im Innern des Landes bequeme Communicationsmittel dar.

Die Bewohner gehören, mit geringer Ausnahme, dem german.-skandinav. Volksstamme an, aus dem sie sich im Laufe der Zeit zu besonderer schwed. Nationalität herausgebildet haben. Fremden Stammes sind die Lappen, an Zahl 7248 (im J. 1860) in den Lappmarken, die Finnen, an Zahl 15261, größtentheils in Norrbotten und demnächst in Dalarna und Wermland, wo sie als Colonisten, meistens jedoch mit Aufgebung ihrer ursprünglichen Sprache, leben. Außerdem gibt es im Lande 1150 Juden und eine Zahl von in den Städten wohnhaften Fremden. Der german. Schwede ist im allgemeinen schlank, aber kräftig gebaut, gewöhnlich blauäugig, blond und von edler Gesichtsbildung und Haltung, gottesfürchtig, sittlich, Vaterland, Freiheit und Selbständigkeit liebend, gastfrei und höflich, verständig, ernst und arbeitsam, sowie geschickt

in mechan. Arbeiten. Doch aber zeigt er sich auch rang- und titelsüchtig, neidisch, mistrauisch, nach dem Ausländischen haschend, starken Getränken ergeben. Die Bevölkerung wuchs bis zum J. 1810 sehr langsam, machte aber seitdem raschere Fortschritte. Sie betrug 1747: 1,736482, 1810: 2,377851, 1840: 3,138887, 1855: 3,639332 und 1865: 4,114141 (2,001184 männliche und 2,112957 weibliche) Individuen, wovon in den Städten 498982 (230084 männliche und 268898 weibliche) wohnten, sodaß sich also die Bevölkerung in den letzten 55 Jahren über 73 Proc. vermehrt hat. Das Verhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte ist ein ungünstiges, doch gestaltet sich dasselbe in neuerer Zeit wieder günstiger, indem mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Ungeachtet des rauhen Klimas, der theilweise spärlichen Nahrung, der schweren Arbeit, des oft übermäßigen Branntweingenusses (der allerdings in neuester Zeit bedeutend abgenommen) stellt sich in S. die Lebensdauer nicht ungünstig. Von 1861—65 kam jährlich nur 1 Todesfall auf 51 E., während auf 30 Individuen ein Geburtsfall kam. Mit der Ergiebigkeit des Bodens nimmt nach Norden zu auch die relative Bevölkerung ab. Im Län Malmöhus in Schonen leben 3584 Individuen auf der Quadratmeile, während in Norrbotten kaum 38, in Lappmarken nur 12 auf der Quadratmeile wohnen.

Der Ackerbau bildet trotz der nicht sehr günstigen Bodenverhältnisse die Hauptbeschäftigung von fast zwei Drittel der Bevölkerung. Derselbe hat im 19. Jahrh. solche Fortschritte gemacht, daß man seit 1820 der Getreidezufuhr aus dem Auslande entbehren, seit 1854 sogar jährlich etwa 14 Mill. Kubikfuß Getreide ausführen konnte. Doch ist sicher, daß die Culturfläche noch um das Doppelte vermehrt, der Ertrag der Landwirthschaft also in demselben Maße gesteigert werden kann. Nach officiellen, aber nicht ganz zuverlässigen Angaben beträgt das Ackerland in S. 406, die natürliche Wiesenfläche 342, also das gesammte Culturland 748 Q.-M., d. i. 9,3 Proc. der ganzen Bodenfläche. Auf Götaland entfallen davon 413 (246 Acker, 167 Wiesen) Q.-M. Culturland; auf Svealand 213 (129 Acker, 84 Wiesen) Q.-M.; auf Norrland 122 (31 Acker, 91 Wiesen) Q.-M. Am verbreitetsten ist der Anbau der Gerste, die an geschützten Stellen selbst im höchsten Norden gedeiht, während der Haferbau nicht über 64° nördl. Br. reicht. Roggen, das Brotkorn des Volks, wird überall gebaut, bis über den 66.° nördl. Br. hinaus. Weizencultur besteht ziemlich stark in den fruchtbarern Län von Götaland und Svealand. Auch baut man dort Erbsen, Bohnen und Wicken. Die Flachs- und Hanfcultur deckt die Bedürfnisse des Landes bei weitem nicht. Der Kartoffelbau reicht bis in den höchsten Norden hinauf, und seiner Entwickelung haben die Bewohner der innern nördl. Landestheile zu danken, daß sie in Misjahren nicht mehr, wie früher geschah, ihre Zuflucht zu Nothbrot von Fichtenrinde zu nehmen brauchen. In der südl. Hälfte des Landes baut man außerdem Runkelrüben, Rüben und andere Wurzelgewächse, und besonders in der Nähe der Städte und auf größern Gütern wird auch Garten- und Obstbau (namentlich Aepfel) betrieben. Die Viehzucht, obschon von bedeutenden Wiesen und Weiden unterstützt, hat sich bisher in vernachlässigtem Zustande befunden. Nach officieller Angabe besaß S. im J. 1860: 400000 Pferde, 340000 Ochsen und Stiere, 1,100000 Kühe, 465000 Stück Jungvieh, 1,650000 Schafe und Ziegen und 458000 Schweine, außerdem an 100000 Renthiere (der einzige Reichthum der Lappen). Diese große Menge von Hausthieren ist jedoch nicht im Stande, die Bedürfnisse des Landes zu decken, und es findet eine bedeutende Einfuhr von Thierproducten statt, die erst seit neuester Zeit in Abnahme begriffen ist. 1865 wurden eingeführt: Speck und Fleisch 29250 Ctr. (à 100 schwed. Pfd.), Talg 37523, Butter 22387, Käse 12219, Rohhäute 51142, gegerbte Häute 4132, Wolle 32957, Horn 292 Ctr. Dagegen begann seit 1864 eine Ausfuhr von Schlachtvieh nach England, die sich 1865 auf 7182 Stück Rindvieh, 11268 Schafe und 15706 Schweine belief, in den folgenden Jahren aber noch viel bedeutender war. Die einheimischen Rinder und Pferde sind zwar kräftig, aber unansehnlich und werden ohne große Sorgfalt gezogen. Die Kühe geben wenig Milch, und die Bereitung von Käse und Butter wird sehr nachlässig betrieben. Indessen hat die Regierung selbst Anstalten zur Veredlung der Rassen sowie zur Entwickelung der Milchwirthschaft getroffen. Die Mehrzahl der Schafe gehört der einheimischen Rasse mit grober Wolle an, da die Ungunst des Klimas der Edelzucht große Schwierigkeiten entgegenstellt. Die Entwickelung des rationellen Landbaues fördern die landwirthschaftliche Akademie zu Stockholm, zwei höhere Institute (zu Ultuna bei Upsala und Alnarp in Schonen), 28 Ackerbauschulen, Zeitschriften, Ausstellungen und die Haushaltungsgesellschaften in allen Län.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht bildet die Waldnutzung eine Hauptquelle des Nationaleinkommens, da mindestens 2300 Q.-M. der Bodenfläche mit Wald bedeckt ist. Der größte

Theil davon besteht aus Nadelhölzern, namentlich Fichten und Tannen, die vorzügliches Nutzholz geben. Unter den Laubhölzern ist am wichtigsten die Birke, die bis in den höchsten Norden hinauf wächst. Von geringerm Belang sind Eichen, Buchen, Linden und Ulmen, von denen die Eichen nördlich bis Sundsvall, die Buchen nur bis Kalmar hinauf gehen. An den Holzreichthum des Landes sind bedeutende Gewerbe geknüpft, wie Fällen und Flößen der Bäume, Kohlenbrennerei, Theerbereitung, Schiffbau und vor allem Häuserbau. Mit Ausnahme der beiden größten Städte Stockholm und Göteborg, die massive Häuser haben, führt man in S. die Wohnhäuser aus Holz auf, die den Steinbauten an Behaglichkeit keineswegs nachstehen. Die Ausfuhr von Nutzholz jeder Art sowie von Brennholz, Theer, Pech ist sehr bedeutend, und hierzu kommt noch der ungeheuere Holzverbrauch im Lande selbst. Um dem Holzmangel, der bei regelloser Benutzung in einigen Gegenden bereits eingetreten, vorzubeugen, hat die Regierung Maßregeln zur Begründung einer rationellen Forstwirthschaft getroffen, namentlich aber ein Forstinstitut und fünf Forstschulen errichtet sowie eine Beaufsichtigung der Kronforsten eingeführt. Die Einfuhr von Steinkohlen betrug 1832 nur 580000, 1857 schon 11,800000 und 1865 über 17,000000 Kubikfuß. Die neuentdeckten reichen Steinkohlenlager in Schonen, wo bisher die Gruben bei Höganäs etwa nur 200000 Tonnen Kohlen von sehr mittelmäßiger Beschaffenheit lieferten, sowie die überall vorhandenen, bisher fast nicht benutzten Torflager dürften für S. von unschätzbarem Werthe sein. Die Jagd, durch keine Gesetze beschränkt als durch das Recht des Grundbesitzes, war früher weit wichtiger, weil die Menge des Wildes sehr abgenommen hat. Doch liefern die waldreichen Gegenden in Norrland noch viel Hasen, Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehühner. Hirsche und Rehe sowie Elennthiere finden sich selten; das Renthier ist gewöhnlich nicht wild, sondern wird von den Lappen als Hausthier gezogen. An den Küsten werden Seevögel und Robben gejagt. Die Pelzthiere, Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Marder, Hermeline u. s. w., sind bedeutend in Abnahme begriffen. Auch Zobel und Biber sind noch vorhanden, aber äußerst selten. Wichtiger als die Jagd ist die Fischerei, welche für die Küstenbewohner am Kattegat und Skagerrak ein Hauptgewerbe bildet und sich, mit dem gänzlichen Aufhören des zu Anfang dieses Jahrhunderts ungemein ergiebigen Heringsfanges (jährlich über 3 Mill. Tonnen), auf Dorsche, Schellfische, Makrelen, Hummer, Krabben und Austern richtet. Die Fischerei in den Flüssen und Landseen liefert außer andern Fischen namentlich Lachse. Die Ostseefischerei deckt indeß keineswegs den Bedarf des Landes, und es werden große Massen von Fischen jeder Art besonders aus Norwegen eingeführt.

Einer der wichtigsten Erwerbszweige für S. ist auch der Bergbau, der vorzugsweise auf Eisen, weniger auf Kupfer, Silber und andere Mineralproducte betrieben wird. Die ergiebigsten Bergwerke liegen in dem Gürtel, welcher im Süden von den Seen Wener, Wetter, Hjelmar und Mälar, im Norden durch die Ljusna-Elf begrenzt wird und hier besonders in den Län Kopparberg, Örebro, Wermland und Westmanland. 1865 wurde in S. aus 524 Gruben gegen 11,700000 Ctr. Eisenerz gefördert, das durch Betrieb von 219 Hohöfen 5,205000 Ctr. Roheisen und 126000 Ctr. Gußgüter, außerdem durch 57 eigentliche Gießereien 197000 Ctr. Gußgüter lieferte. Ferner bereitete man (auf 906 Herden) 3,492000 Ctr. Stabeisen. Die Production von Stahl (einschließlich 104000 Ctr. Bessemer Stahl), Platten, Nägeln, Werkzeugen u. s. w. betrug 640000 Ctr. Das schwed. Eisen gehört zu dem besten, und berühmt sind besonders die Gruben von Dannemora. Da jedoch die Holzkohlen, bisher das einzige Brennmaterial bei der Fabrikation, in hohem Preise stehen, so kann S. in dieser Hinsicht namentlich mit England nicht concurriren. Doch nicht blos innerhalb des erwähnten Gürtels findet sich Eisen, sondern dieses Metall ist, mit Ausnahme Schonens, über das ganze Land verbreitet. So besteht der Taberg bei Jönköping aus Eisenerz, desgleichen mehrere Berge in Lappland, namentlich der 1281 F. hohe, $^3/_4$ M. lange und $^1/_2$ M. breite Gellivare, welcher mit seinem 60—75 Proc. haltenden Erze alle Hohöfen der Erde versehen könnte. Nächst dem Eisen ist das Kupfer wichtig, welches im Norden häufig vorkommt, dort aber bisher noch nicht der Ausbeute unterlag. 1865 wurden 43532 Ctr. Garkupfer gewonnen, und bei 11 Kupferhämmern und Walzwerken betrug die Production 5176 Ctr. Auch Silber gewinnt man, wenn auch nicht mehr in solcher Menge wie früher. 1865 betrug die Ausbeute an Silber nur noch etwas über 2681 Pfd. Außerdem lieferte der Bergbau 2 Pfd. Gold, 450 Ctr. Nickelkupfer, 1500 Ctr. Nickelstein, 11273 Ctr. Blei, 610500 Ctr. Zinkerz, 9931 Ctr. Schwefel u. s. w. Die Zahl der beim Bergbau beschäftigten Arbeiter betrug 24009.

Die eigentliche Industrie S.s befriedigt zwar noch immer nicht den einheimischen Bedarf, hat aber doch seit 1830 einen kräftigen Aufschwung genommen. Damals betrug der Werth

sämmtlicher Fabrikate wenig über 13 Mill. Reichsthlr., 1840 aber 21 Mill., 1850 37 und 1860 über 69 Mill. Reichsthlr. Seitdem nahm zwar die Production weniger zu, aber nur weil infolge der amerik. Wirren die schwed. Baumwollspinnereien und Webereien großentheils ihre Arbeiten einstellen mußten. Während 1861 der Werth der Baumwollfabrikate noch 18,670000 Reichsthlr. betrug, sank derselbe 1863 auf 5 Mill. und hatte sich 1865 erst wieder auf 13 Mill. gehoben. Außerdem lieferten 10 Zuckerraffinerien Producte für 13 Mill. Reichsthlr., 94 Tuch- und Wollzeugfabriken für 9 Mill., 95 Tabacksfabriken für 6 Mill., 658 Lederfabriken für 4 Mill., 73 Papierfabriken für 2 Mill., 22 Glashütten, 42 Oelschlägereien, 12 Seifensiedereien, 412 Färbereien, 2 Porzellanfabriken je für etwa 1 Mill. Reichsthaler. Außer diesen verdienen die 97 mechan. Werkstätten mit über 5000 Arbeitern besondere Erwähnung theils wegen ihrer raschen Entwickelung, theils auch wegen der selbst im Auslande anerkannten Güte ihrer Fabrikate (Dampfmaschinen u. s. w.). Der Gesammtwerth ihrer Productionen betrug 1865 fast 8 Mill. Reichsthlr. Die Hausindustrie ist in manchen Theilen S.s bedeutend. In der Gegend von Borås wurden 1865 gegen 13 Mill. Fuß baumwollene, leinene und wollene Gewebe, in Gefleborgslän 2 Mill. F., in Wester-Norrlands Län 1 Mill. und in Hallands Län ⅓ Mill. F. leinene Gewebe angefertigt. Auch liefern die Landleute Tischler-, Drechsler-, Böttcher- und andere Arbeiten in die Städte. Der Handwerksbetrieb ist in S. von jedem Zunftzwange befreit. In den größern Städten befinden sich Handwerker aller Art, die sich an Geschicklichkeit mit denen anderer Länder messen können. In den kleinern Städten und noch mehr auf dem Lande ist jeder immer noch sein eigener Handwerker.

Der Handel und die Schiffahrt S.s, ehedem im Norden Europas von größter Bedeutung, haben zwar durch das Emporkommen anderer Völker, namentlich Englands und Rußlands, ihren hohen Rang verloren, sind aber noch immer ansehnlich und über die ganze Erde verbreitet. Namentlich in den letzten Jahrzehnten haben sie wieder eine sehr erfreuliche Entwickelung genommen, wozu unter anderm die maritime Lage des Landes mit seiner bedeutenden Anzahl guter Häfen und Landungsplätze, zweckmäßige Schiffahrtseinrichtungen, das natürliche und künstliche Wassersystem, gute Landstraßen und die Eisenbahnen beitrugen. Von dem künstlichen Wassersystem ist zunächst zu erwähnen der Göthakanal (s. d.), welcher einen Wasserweg von 25,72 M. Länge bildet. Diesem Werke schließen sich an die Kanalarbeiten an der aus dem Wenersee abfließenden Götha-Elf, welche an vier Stellen Wasserfälle bildet (darunter die 102 F. hohen fünf Trollhättafälle), die durch kurze, mit Schleusen versehene Kanäle umgangen werden. Hierdurch wird eine 52 M. lange Wasserstraße zwischen der Ostsee und dem Kattegat hergestellt. Im Zusammenhange steht damit 1) das Philipstadsche Wassersystem, welches eine Reihe von Landseen untereinander durch schiffbare Kanäle in Verbindung setzt, sodaß man von Philipstad bis in den See Sjöändan zu Wasser und von dort nach Christinehamn am Wener auf einer 40000 F. langen Eisenbahn gelangen kann. Ferner gelangt man ostwärts nach Carlskoga, und nordwärts sind mehrere Landseen mittels kurzer Eisenbahnen mit diesem Wassersysteme, das besonders für den Eisentransport wichtig ist, in Verbindung gesetzt. Ein anderes Glied bilden 2) die 10 M. langen drei Seen Fryken, die von ihrem Südende bei Frykstad durch eine 0,73 M. lange Eisenbahn nach Lyckan mit der von dort bis an den Wener durch Kunst schiffbar gemachten Clara-Elf in Verbindung stehen. Ein weiteres Glied ist 3) der Seflekanal an der By-Elf, durch welchen eine Reihe von Landseen im westl. Wermland (Hare-, Björnö-, Glafs- und Elgå-Fjord) mit dem Wener in Verbindung gesetzt werden, und der so einen 12 M. langen Wasserweg eröffnet, dessen oberes Ende durch eine kurze Eisenbahn mit dem See Ränken verbunden ist, während dieser auf gleiche Weise mit dem Hugn in Beziehung tritt. Hierzu kommen 4) die Kanäle in Dalsland, wodurch die im Westen des Wener terrassenförmig hintereinander gelegenen langen und schmalen Seen Aklången, Råvarpen, Laxsjö, Lelången und Store-Lee untereinander und mit dem Wener verknüpft werden. Der letztgenannte See Store-Lee erstreckt sich bis über die norweg. Grenze und kommt dem dortigen Ödemarksee sehr nahe, der dem bereits kanalisirten Frederikshaldschen Wassersysteme (s. Norwegen) angehört. Es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß diese beiden Wasserwege bald miteinander in Verbindung treten werden. 5) Der Kindakanal in Östergötland, durch welchen die durch die Stång-Å verbundenen Landseen Krön, Juttern, Åsunden, Emmern, Striere, Rimmern, Jernlunden, Lilla Regnen, Stora Regnen und Erlången in schiffbare Verbindung gesetzt sind. Ein Kanal von dem Erlången nach dem Roxen (Götakanal) war 1868 in Angriff genommen. Von den andern Kanälen sind anzuführen: der Söderteljekanal zur leichtern Verbindung des Mälar mit der Ostsee und zur Herstellung einer

bequemern Schiffahrt von Süden nach Stockholm; der Hjelmarkanal zur Verbindung des Hjelmar mit dem Mälar; der Strömsholmskanal zur Verbindung des Mälar mit dem See Barken im westl. Dalarna, welcher wiederum durch eine Eisenbahn mit dem Weßman verbunden ist; der Eskilstunakanal zur Umgehung eines Wasserfalles in der Eskilstuna-A bei Thorshälla; der Wäddökanal, wodurch die Halbinsel Wäddö an der Ostseeküste zwischen Stockholm und Gefle in eine Insel verwandelt ist. Die Landstraßen sind im allgemeinen gut und chausseeartig angelegt. An den größern, deren Gesammtlänge 4267 M. beträgt, befinden sich Stationshäuser (Gästgifvaregårdar), 1473 an Zahl, die den Reisenden Unterkommen gewähren.

Die erste Eisenbahn in S. wurde 1856 eröffnet. Am 1. Dec. 1866 waren aber bereits 166,31 schwed. M. (fast 250 geographische) dem Betriebe übergeben, nämlich 100,6 M. Stamm- oder Staatsbahnen, 36,76 M. Zweigbahnen, 22,37 selbständige Privatbahnen für Locomotiven und 6 für Pferde. Von den Stammbahnen, die der Staat baut, befanden sich Ende 1867 im Betriebe: 1) die westl. Bahn von Stockholm über Södertelge, Sköfde, Falköping, Alingsås nach Göteborg nebst der Bahn von Hallsberg nach Örebro, 44,9 M., welcher letztern sich die Privatbahn von Örebro nach Arboga (5,5 M.) nebst Zweigbahn von Ervalla nach Nora (1,7 M.) anschließt. Zweigbahnen laufen zwei von Herrljunga aus (7,5 M. von Göteborg entfernt), nämlich nach Borås, 3,9 M., und nach Wenersborg und Uddevalla, 8,44 M. 2) Die südl. Stammbahn, von der vorigen sich bei Falköping (31,9 M. von Stockholm und 10,7 von Göteborg entfernt) abzweigend und über Jönköping und Lund nach Malmö führend, 35,6 M. An diese schließen sich vier Zweigbahnen, nämlich von Alfvestad (16,9 M. von Malmö entfernt) nach Weriö, 1,64 M., von Heßleholm (7,7 M. von Malmö entfernt) nach Christianstad und von Eslöf (3,1 M. von Malmö entfernt) westlich nach Landskrona und nach Helsingborg, zusammen 5,6 M., und südöstlich nach Ystad, 7,14 M. 3) Von der östl. Bahn, die von jener sich bei Katrineholm (12,4 M. von Stockholm) abzweigt und über Norrköping und Linköping sich der südlichen unweit Jönköping bei Nässjö anschließen soll, war Ende 1867 die Strecke von Katrineholm nach Norrköping, 4,5 M., vollendet, während zu derselben Zeit von der nordöstl. Bahn, welche in der Mitte der westlichen bei Larå (21,3 M. von Stockholm und von Göteborg entfernt) über Christinehamn, Karlstad und Arvika an die norweg. Grenze und von dort über Kongsvinger nach Christiania führen soll, die südöstl. Strecke von Larå bis Christinehamn (6,2 M.) fertig, die nordwestliche von Arvika bis an die Grenze (3,84 M.) der Vollendung nahe, und die dazwischen liegende, 10,6 M., in Anlage begriffen war. 4) Von der nördl. Stammbahn, deren weitere Richtung noch nicht bestimmt ist, war Ende 1867 die Strecke von Stockholm nach Upsala, 6,2 M., im Betriebe. Außerdem war die Verbindungsbahn zwischen den drei erstgenannten Bahnen und der nördlichen durch die Stadt Stockholm, 1/3 M. lang, in Anlage begriffen, ein ebenso schwieriges wie kostspieliges Unternehmen. Selbständige Privatbahnen, doch wie die genannten Zweigbahnen mit 2/3 des Anlagekapitals vom Staate unterstützt, sind: die Bahn von Gefle nach Falun 8,9 M.; die von Köping am Mälar nach Uttersberg nebst einer Seitenbahn an den See Lillsvan 3,36; die von Söderhamn an die Landseen Marman und Bergvik, 1,5, u. s. w. Eine sehr wichtige Straße für den innern Verkehr ist die neuerdings angelegte von Sundswall an der Ostsee nach Levanger in Norwegen am Trondhjemsfjord, in der Länge von 40,79 schwed. M., von welchen 16,33 Wasserweg und 22 M. Chaussee. Die dazugehörige 2,41 M. lange Eisenbahn von Sundsvall an den Stödesee war jedoch Ende 1867 noch nicht in Angriff genommen. Als kräftige Beförderungsmittel des Verkehrs können auch die Posten und die Telegraphen betrachtet werden, welche sämmtliche Ortschaften des Landes untereinander und mit dem Auslande in Verbindung setzen.

Die Zahl der handeltreibenden Personen (männliche und weibliche) belief sich 1865 auf 11541 mit 6879 Gehülfen. Zu dem inländischen Verkehre wurden verwendet 1849 Segelfahrzeuge von 23127 Neulasten (à 10000 Pfd.) Tragfähigkeit, und 174 Dampfboote mit 1927 Pferdekraft und 4867 Neulasten Tragfähigkeit. In schwed. Häfen kamen von schwed. Ortschaften an 21736 Fahrzeuge von 321136 Neulasten und gingen dorthin ab 19358 Fahrzeuge von 287217 Neulasten. Alle Beschränkungen des Handels sind aufgehoben, und die Regierung bemüht sich, durch Handelsverträge mit andern Mächten und durch gegenseitige Zugeständnisse dem Verkehre mit dem Auslande Aufschwung zu geben. Die Haupteinfuhrartikel sind: von Norwegen Heringe und andere Fische; von Finland Holz, Butter, Fleisch, Getreide, Fische, Thran; von Rußland Oele, Flachs, Hanf, Sämereien, Talg; von Dänemark und Schleswig-Holstein Wolle, Getreide, Fleisch, Vieh, Butter, Thran, Zucker, Kaffee; von Preußen Wolle, Getreide, Sämereien, Zink, Bleiweiß; von Lübeck und Hamburg Silber, Gewebe aller Art,

Garn, Taback, Häute, Wein, Branntwein, Kaffee, Zucker, Maschinen, Werkzeuge u. s. w.; von Bremen vorzugsweise Taback, demnächst Zucker und Sirup; von den Niederlanden Branntwein und Wein, Käse, Taback, Zucker, Kaffee, Cichorie, Blei- und Zinkweiß u. s. w.; von Belgien Blei- und Zinkweiß, Zink, Glas u. s. w.; von Großbritannien Steinkohlen, Eisenbahnschienen, Maschinen, Fabrikate aller Art, Zucker, Sirup, Thee, Kaffee, Reis, Oel, Farben, Colonialwaaren; von Frankreich Wein und Branntwein, Zucker, Salz, Kaffee, Früchte; von Spanien und Portugal sowie von den andern Ländern des Mittelländischen Meeres Salz (ein Artikel, den S. gar nicht erzeugt), Wein, Rosinen, Südfrüchte; von Nordamerika Taback und Kaffee, von Westindien Zucker, von Brasilien und überhaupt Südamerika Kaffee und Häute; von Ostindien und Australien Zucker, Kaffee, Colonialwaaren. Die Hauptausfuhrartikel dagegen sind Producte des Ackerbaues, der Waldwirthschaft und des Bergbaues. Die ganze Einfuhr wurde 1844 auf 26,230500, die Ausfuhr auf 32,520000 Reichsthlr. berechnet; 1865 aber war jene auf 105,863000 und diese auf 108,086000 Reichsthlr. gestiegen. Die bei dem ausländischen Handel betheiligte Handelsflotte umfaßte 1865 3155 Segelfahrzeuge von 83524 Neulasten Tragfähigkeit. Die Zahl und Tragfähigkeit der Segelschiffe hat sich zwar in den letzten Jahrzehnten nicht gesteigert, dafür aber ist die Zahl der Dampfschiffe bedeutend angewachsen. Es waren davon bereits 1865 an 214 mit 9514 Pferdekraft vorhanden, ungerechnet die zahllosen kleinern Dampfer, welche die Communication auf den Landseen und zwischen den Küstenplätzen unterhalten. Der ausländische Handel wird ausschließlich von den 38 Stapelstädten besorgt; Städte, die am Meere liegen und kein Stapelrecht haben, heißen «Seestädte», die übrigen Uppstäder, d. i. Landstädte. Der Zolleinnahme nach war 1865 Göteborg die erste, Stockholm die zweite Handelsstadt. Hinter diesen standen die übrigen: Malmö, Norrköping, Landskrona, Helsingborg, Karlskrona, Kalmar, Gefle u. s. w., weit zurück. Die Zahl der in S. vom Auslande mit Ladung eingetroffenen Fahrzeuge betrug 1865 5358 von 164637 Neulasten Tragfähigkeit, davon 2750 von 63677 Neulasten schwedische. Die Zahl der mit Ladung abgegangenen war 9973 von 438792 Neulasten, davon 5008 von 123497 Neulasten schwedische. Außer dem directen Handel sind schwed. Schiffe in allen Meeren mit Frachtfahrt beschäftigt.

Historisch zerfällt S. in drei Haupttheile: 1) Götaland oder Göta-Rike (das gothische Reich), der südlichste, ergiebigste und volkreichste Theil mit den 10 Landschaften Östergötland, Småland, Öland (Insel), Gotland (Insel), Blekinge, Skåne (deutsch Schonen), Halland, Westergötland, Bohuslän und Dalsland; 2) Svealand oder Svea-Rike (das eigentliche S.), der mittlere und kleinste, aber älteste Theil des Staats mit den sechs Landschaften Södermanland, Upland, Westmanland, Nerike, Wermland und Dalarna (deutsch Dalekarlien); 3) Norrland, die größere nördl. Hälfte, jedoch der volksärmste Theil des Staats, mit den acht Landschaften Gestrikland, Helsingland, Medelpad, Ångermanland, Herjeådalen, Jemtland, Westerbotten und Lappland oder den Lappmarken. In administrativer Hinsicht wird das Land eingetheilt in eine Oberstatthalterschaft, welche die Hauptstadt Stockholm umfaßt, und in 24 Län oder Landshöfdingdömen (Landshauptmannschaften). Diese sind: a) in Götaland: 1) Malmöhus (Malmö), 2) Christianstad, 3) Blekinge (Karlskrona), 4) Kronoberg (Wexiö), 5) Jönköping, 6) Kalmar, 7) Östergötland (Linköping), 8) Gotland (Wisby), 9) Halland (Halmstad), 10) Göteborg und Bohus (Göteborg), 11) Elfsborg (Wenersborg), 12) Skaraborg (Mariestad); b) in Svealand: 13) Södermanland (Nyköping), 14) Stockholm (jedoch ohne die Stadt), 15) Upsala, 16) Westmanland (Westerås), 17) Örebro, 18) Wermland (Karlstad), 19) (Stora) Kopparberg (Falun); c) in Norrland: 20) Gefleborg (Gefle), 21) Wester-Norrland (Hernösand), 22) Jemtland (Östersund), 23) Westerbotten (Umeå), 24) Norrbotten (Luleå). Die Län, deren Größe und Bevölkerung sehr verschieden, zerfallen in 112 Fögderier (Vogteien) und die 18 südlichen in 238 Härader, die an manchen Orten Skeppslag und Bergslag (Schiff- oder Berggemeinschaften) heißen. Diese Eintheilung findet jedoch in den sechs nördl. Län nicht statt, die in 94 Tingslag (Gerichtsbezirke) zerfallen. In gerichtlicher Hinsicht ist S. unter drei Hofgerichte von sehr ungleicher Größe vertheilt, indem Svea-Hofrätt in Stockholm ganz Svealand und Norrland nebst der Insel Gotland, Göta-Hofrätt in Jönköping den größten Theil von Götaland und das Hofgericht für Schonen und Blekinge in Christianstad nur diese beiden Landschaften umfaßt. Unter den Hofgerichten stehen die 107 Domsagor (Gerichtssprengel), von denen jeder mehrere Tingslag (Gerichtsbezirke, Gerichtsstellen), im ganzen 321, begreift, in welchen der Richter (Häradshöfding) der Domsaga Gericht hält. Die Domsagor sind wichtig, indem jede derselben ein Ganzes bildet mit einer eigenen Communalregierung (Landsting) und ein oder zwei Repräsentanten zum Reichstage wählt. In kirchlicher Hinsicht zerfällt das Land in 12 Stifter oder

Bisthümer, von denen Upsala, mit einem Erzbischof an der Spitze, das erste ist. Die übrigen sind: Linköping, Skara, Strengnäs, Westerås, Wexiö, Lund, Göteborg, Kalmar, Karlstad, Hernösand und Wisby. In jedem Stifte besteht ein Consistorium. Außerdem bestehen in Stockholm noch ein Hof- und ein Stadtconsistorium, die aber dem Erzbischof untergeordnet. Es gibt ferner 176 Propsteien, 1282 Pastorate, zu denen im ganzen 2592 Gemeinden mit 2499 Kirchen und Kapellen gehören. Diese Eintheilung in Pastorate und Gemeinden bezeichnet zugleich die Zahl der Communen.

Die Staatsverfassung S.s ist gegenwärtig durch folgende Grundgesetze bestimmt: 1) die Regierungsform vom 6. Juni 1809; 2) die Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866, welche die auf das Gesetz vom 10. Febr. 1810 gegründete Repräsentation durch vier Reichsstände (Adeliche, Geistliche, Bürger und Bauern) aufhob; 3) die Erbfolgeordnung vom 26. Sept. 1810, wonach den männlichen Descendenten Karl XIV. Johan's nach dem Rechte der Erstgeburt die Thronfolge zusteht; 4) die Preßfreiheitsordnung vom 16. Juli 1812. Hierzu kommt noch der Reichsact von 1815, worin die Bedingungen der Union mit Norwegen (s. d.) festgesetzt sind, der in Norwegen vom Storthing als Grundgesetz 31. Juni, in S. vom Reichstage am 6. Aug. angenommen wurde, hier aber nicht eigentlich als Grundgesetz gilt. Infolge dieser Grundgesetze ist S. eine mit Norwegen unter einem und demselben Oberhaupte stehende, durch den Reichstag beschränkte Erbmonarchie mit einem Könige an der Spitze, der sich zur evang.-luth. Kirche bekennen muß, höchster Befehlshaber der Land- und Seemacht, Theilhaber und Vollstrecker aller Staatsgewalten ist und allein die Regierung führt. Doch muß er den Rath seiner Staatsräthe einholen, mit Ausnahme der auswärtigen und der Kriegsangelegenheiten, in welchen er auf den Vortrag der bezüglichen beiden Minister, die dafür verantwortlich, unmittelbar entscheidet. Der Staatsrath wird vom Könige ernannt und zählt 10 Mitglieder: zwei Staatsminister für die Justiz und das Auswärtige, fünf Staatsräthe für das Innere, die Finanzen, den Krieg, die Marine und den Cultus, und drei consultative Staatsräthe ohne Portefeuille. Dem Staatsrathe steht nur eine berathende Stimme zu, und der König kann, nachdem er ihn angehört, seinen Beschluß fassen, wie er will. Wenn ein Mitglied des Staatsrathes einen solchen Beschluß des Königs für unrecht oder mit den Grundgesetzen und dem Wohle des Staats für unvereinbar erachtet, muß er einen motivirten Protest dagegen zu Protokoll geben und, ist er der Chef eines Ministerialdepartements, seine Gegenzeichnung des königl. Beschlusses (ohne welche kein königl. Erlaß Gültigkeit hat) verweigern. Er tritt dann ab mit Beibehaltung seines Gehalts. Thut er das nicht, so ist er der Nation ebenso verantwortlich als ob er den Beschluß angerathen hätte, und er kann vor das Reichsgericht gezogen werden. Doch wird durch solchen Protest der königl. Beschluß keineswegs nichtig, sondern er gelangt nur zur Ausführung mit der Unterschrift eines andern Gegenzeichners, wenn sich ein solcher findet. Doch kommt dann der königl. Beschluß zur Entscheidung des nächsten Reichstags, welcher bestimmt, ob der betreffende Staatsrath recht gehabt hat oder nicht, und dieser nimmt in ersterm Falle sein Amt von neuem ein. So gibt es in S. verantwortliche Rathgeber, nicht aber verantwortliche Minister der Krone. Die gesetzgebende Gewalt des Königs wird vom Reichstage beschränkt, welcher über die Besteuerung sowie über die Münze und das Staatsschuldenwesen allein, in den übrigen Zweigen der Gesetzgebung aber im Verein mit dem König zu entscheiden hat. Nach der neuen Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866 bestehen die Mitglieder des Reichstags aus den von dem ganzen Volke gewählten Abgeordneten, und der Reichstag zerfällt in zwei Kammern, die in allen Fragen gleiche Machtvollkommenheit besitzen. Der ordentliche Reichstag tritt jährlich am 15. Januar zusammen und dauert vier Monate, falls nicht etwa der König ihn früher auflöst und neue Wahlen anordnet. Der Abgeordnete zur Ersten Kammer muß 35 Jahre alt sein und wenigstens 3 Jahre Grundstücke besessen haben, deren Taxwerth 80000 Reichsthlr. beträgt, oder er muß ebenso lange für ein jährliches Einkommen von 4000 Reichsthlrn. an den Staat Steuern entrichtet haben. Derselbe wird von den Landstingen und den Bevollmächtigten (einer für 30000 Seelen) der größern Städte auf 9 Jahre, also indirect gewählt und erhält keine Diäten. Die Erste Kammer soll das aristokratische Element repräsentiren und mäßigend einwirken; sie besteht gegenwärtig aus 125 Mitgliedern. Zur Zweiten Kammer wird für jeden Gerichtssprengel (Lagsaga) ein Abgeordneter gewählt. Hat dieser Sprengel über 40000 E., so wird derselbe in zwei Theile getheilt, die je einen Abgeordneten wählen. Ebenso wählt jede Stadt, die 10000 Bewohner oder darüber hat, für jede vollen 10000 einen Abgeordneten. Die übrigen Städte bilden, womöglich länsweise, besondere Wahlkreise von 6—12000 E. Actives Wahlrecht kommt in der Commune jedem in den Gemeindeangelegenheiten stimmberech-

tigten Manne zu, der entweder Grundstücke zu dem Taxwerth von 1000 Reichsthlrn. besitzt oder wenigstens auf 5 Jahre ein Grundstück pachtet, dessen Taxwerth nicht unter 6000 Reichsthlrn. steht, oder für ein jährliches Einkommen von wenigstens 800 Reichsthlrn. an den Staat Steuern entrichtet. Die Wahlen zur Zweiten Kammer, die im Sept. jedes dritten Jahres vollständig erneuert werden müssen, geschehen auf dem Lande durch Elektoren, falls nicht die Stimmenmehrheit der Wählenden die unmittelbare Wahlart beschließt. In den Städten aber, die einen Bevollmächtigten oder mehrere zur Zweiten Kammer wählen, geschieht die Wahl unmittelbar durch die absolute Stimmenmehrheit der Wahlberechtigten. Wählbar ist jeder unbescholtene Mann, der wenigstens 1 Jahr in der Commune, die ihn wählt, Stimmrecht besessen hat und das Alter von 25 Jahren besitzt. Jedes Mitglied der Zweiten Kammer erhält aus der Staatskasse für jeden Reichstag, wenn derselbe auch länger als vier Monate dauern sollte, 1200 Reichsthlr. Diäten. Die Zahl der Abgeordneten für die Zweite Kammer beträgt für die erste Periode (1867—69) 191, davon 136 vom platten Lande und 55 von den Städten (Stockholm allein 13) gewählt wurden. Der König eröffnet und schließt den Reichstag auf dem Schlosse zu Stockholm. Derselbe ernennt die Sprecher und Vicesprecher und läßt bei der Eröffnung den Entwurf zu dem Budget des nächsten Jahres aushändigen. Was beide Kammern mit Stimmenmehrheit beschließen, gilt als Reichstagsbeschluß, der durch die Sanction des Königs Gesetzeskraft erhält. Gehen die Beschlüsse der Kammern auseinander, so fällt die Sache dem nächsten Reichstage zu, mit Ausnahme solcher Angelegenheiten, die nicht aufgeschoben werden können, wie Staatsausgaben, Bewilligungen, Angelegenheiten der Bank und des Reichsschuldencontors. Ueber solche Angelegenheiten wird noch einmal in jeder Kammer abgestimmt, und diejenige Ansicht, welche in beiden Kammern die absolute Stimmenmehrheit erhält, gilt dann als Beschluß. Der König kann ohne die Bewilligung des Reichstags keine Abgabe erhöhen, keine Staatsanleihe machen, kein Kronbeneficium veräußern, keinen Gebietstheil abtreten. Gemeinschaftlich mit dem König kann der Reichstag Gesetze geben, verändern, aufheben und erklären. Doch darf keine Veränderung in den Grundgesetzen von dem bestehenden Reichstage angenommen (wol aber verworfen) werden, sondern diese muß so lange ruhen, bis neue Mitglieder zu der Zweiten Kammer gewählt worden sind, wo dann die Zustimmung beider Kammern und die Sanction des Königs erforderlich ist. Der Reichstag verwaltet allein die Reichsbank und das Reichsschuldencontor, bestimmt die Abgaben und Steuern, ernennt in jedem dritten Jahre einen eigenen Ausschuß von 48 Mitgliedern, welcher prüft, ob alle Mitglieder des höchsten Tribunals ihre Pflicht erfüllt haben. Der Reichstag kann nicht nur die Rathgeber des Königs zur Verantwortung ziehen, sondern ernennt auch einen Justizsachwalter (Justitie-Ambudsman), der in der Zeit, wo der Reichstag nicht versammelt, die Freiheit des einzelnen schützt und die Beamten und Richter des Staats überwacht, auch an der Spitze eines Comités von 6 Personen zum Schutze der Preßfreiheit steht. In jeder Stadt besteht eine Communalregierung und auf dem Lande in jedem Gerichtssprengel (Domsaga) seit 1862 ein Landsting, dessen Mitglieder sich für jedes Län in der Länshauptstadt alljährlich im Sept. versammeln, um über die besondern Angelegenheiten des Läns zu berathen und zu beschließen. Die Rechtspflege wird von unabsetzbaren Richtern ausgeübt. Die höchste Instanz bildet das höchste Tribunal des Königs (Konungens högsta Domstol). Appellationsgerichte oder oberste Gerichtshöfe in bürgerlichen Streitsachen bilden die Hofgerichte zu Stockholm, Jönköping und Christianstad. Unter diesen stehen als unterste Instanzen in den Städten die Rathhaus- und auf dem Lande die Häradsgerichte. Für die letztern ist in jedem Gerichtssprengel (Domsaga) ein Richter (Lagman oder Häradshöfding) angestellt, welcher zu bestimmten Zeiten in den Orten (Tingställen) seines Sprengels Gericht (Ting) hält, dem 12 von den Einwohnern des Sprengels gewählte Abgeordnete (Nämndemän) beiwohnen. Verwerfen diese Beigeordneten einstimmig das Urtheil des Richters, so gilt ihre Bestimmung als Urtheil, ist aber nur einer derselben auf der Seite des Richters, so gilt die richterliche Entscheidung. Außerdem bestehen für Geistlichkeit, Militär und Bergwesen eigene Gerichte.

Das Militärwesen S.s wurde seit 1680 mittels des sog. Eintheilungswerks Karl's XI. auf eigenthümliche Weise geordnet. Die Nation verpflichtete sich damals, beständig eine gewisse Anzahl Reiter (Rusthåll), Soldaten (Rothåll) und Bootsleute (Båtsmanshåll) zu unterhalten. Zu diesem Zwecke wurde das Land in kleine Districte (Rotar) getheilt, deren Grundbesitzer einen Mann stellen und diesen mit einem «Torp» (kleinen Grundstücke) ausstatten, bewaffnen und bekleiden. Der Mann wird im Frieden als Arbeiter benutzt, außer der Zeit seiner jährlichen (vier Wochen) Uebungszeit und den Fällen, wo er öffentliche Arbeiten (Festungsbau, Kanal-, Eisenbahnbauten u. dgl.) verrichtet. Ziehen diese «eingetheilten» (indelta) Truppen in den Krieg, so

erhalten sie Sold, während außerdem der District, Gutsbesitzer, Bauer, dem er angehört, seinen Torp bestellen und, wenn er im Kriege fällt, für seine Familie sorgen muß. Die Offiziere und Unteroffiziere der eingetheilten Truppen wohnen mitten unter ihren Mannschaften und sind im Besitz ähnlicher, ihnen vom Staate ertheilter Grundstücke (Boställen), die aber gegenwärtig die Regierung für sie durch Pächter bewirthschaften läßt. Diese Truppen, der Kern der schwed. Armee, bilden keine vom Volke abgesonderte Kaste, haben sich aber bei guter Führung stets tüchtig erwiesen. Ihre Stärke beträgt 24000 Mann Infanterie (24 Regimenter) und 4450 Mann Cavalerie (6 Regimenter). Das eigentliche stehende Heer ist gebildet aus gewöhnlich auf sechs Jahre geworbenen (värfvade) Mannschaften (2 Garde-Infanterieregimenter, 1 Jägerregiment, 1 Leibgarderegiment zu Pferde, 1 Husarenregiment und 3 Artillerieregimenter), welche in den Festungen und Küstenplätzen Garnison halten. Seit 1812 ist außerdem auch durch das Conscriptionssystem die allgemeine Wehrpflicht, d. h. die Organisation einer Landwehr (Beväring) eingeführt, bei welcher jeder Schwede vom 20. bis zum 25. J. dienstpflichtig. Außerdem hat die Insel Gotland noch ihre eigene Miliz (21 Compagnien), die nicht außerhalb der Insel verwendet werden darf. Die Gesammtstärke des Heeres, außer Offizieren und Spielleuten, beträgt 1) Infanterie: Garde 1800 Mann, Linie 24000 Mann, Landwehr 70950 Mann, Miliz von Gotland 8500 Mann, zusammen 105250 Mann; 2) Cavalerie: Garde 450 Mann, Linie 4450 Mann, Landwehr 3760 Mann, zusammen 8660 Mann; 3) Artillerie: 3350 Mann, nebst 1700 Mann Landwehr, zusammen 5050 Mann mit 176 Geschützen; 4) Genie: 1180 Mann; 5) Train: 4667 Mann; im ganzen also 124807 Mann. Hierzu kommen noch das seit 1861 zur Landesvertheidigung errichtete «Freiwillige Scharfschützencorps», das etwa 50000 Mann zählt. Diese Einrichtungen gewähren den Vortheil, daß die Finanzen des Landes verhältnißmäßig geschont bleiben. Die Kriegsflotte, seit 1860 reorganisirt, hat folgenden Bestand: 1) Dampfer: 3 Monitors, jeder zu 2 Kanonen, 1 Linienschiff von 160 Pferdekraft und 70 Kanonen, 1 Schraubenfregatte von 400 Pferdekraft mit 22 Kanonen, 3 Corvetten von bezüglich 200, 160 und 100 Pferdekraft mit zusammen 22 Kanonen, 11 Kanonenschaluppen, zum Theil bepanzert, mit 22 Kanonen, 18 armirte Dampfer mit 140 Kanonen und 5 unbewehrte Dampfer; 2) Segelschiffe: 5 Linienschiffe (zu respective 72, 68, 66, 62 Kanonen), 2 Fregatten, 3 Corvetten, 5 Briggs und Schoner und 14 Transportfahrzeuge, 58 Kanonenschaluppen, 6 Mörserboote und 92 Kanonenjollen. Seit 1. Oct. 1866 besteht die Flotte 1) aus der «königl. Flotte» zur äußern Küsten- und Seevertheidigung in Karlskrona und 2) der «königl. Schären-Artillerie» in Stockholm und Göteborg zur Vertheidigung der Binnengewässer. Das Personal der Flotte umfaßt: 1) die Bemannung 7851 Mann mit 236 Offizieren; 2) das Constructionscorps 515 Mann mit 12 Offizieren; 3) das Mechanische Corps 77 Mann mit 7 Offizieren; 4) das Marineregiment 834 Mann mit 36 Offizieren; zusammen also 9568 Mann. Dazu kommt 5) die Reserve (Bewehrung oder Landwehr), etwa 25000 Mann. Die wichtigsten Festungen S.s sind: Karlsborg (noch nicht vollendet), die Centralfestung des Landes, die starken Befestigungen bei Karlskrona, die Felsenbefestigung bei Marstrand, unweit Göteborg, Enholm im Hafen von Slitö auf Gotland. Regimentsschulen bestehen im besoldeten Heere bei allen Corps. Höhere Militärunterrichtsanstalten sind die Kriegsakademie im Schlosse Karlberg bei Stockholm und die Anstalt zu Marieberg bei Stockholm zur Bildung von Artillerieoffizieren und Ingenieuren.

Die Finanzen des Staats sind in gutem Zustande. Vor 1857 hatte S. keine ausländischen Schulden, und die inländischen waren höchst unbedeutend. Seitdem mußte man für Eisenbahnbauten, die 1867 bereits über 100 Millionen gekostet, Anleihen machen. Die Gesammtsumme der Staatsschulden (in- und ausländische) betrug 30. Juni 1866: 69,563515 Reichsthlr. (wenig über 26 Mill. preuß. Reichsthlr.). Dagegen hat das Reichsschuldencontor ein Vermögen von über 3 Mill. Das Budget für 1868 bestimmt die Staatseinnahmen auf 36,861270 Reichsthlr., die Ausgaben auf dieselbe Summe. Die Einnahmen umfassen: ordentliche Einnahmen an Geld und Getreide 8,861270, außerordentliche 28,000000 Reichsthlr. (Zölle 14,000000, Post 2,000000, Stempelpapier 1,500000, Branntweinsteuer 10,500000). Die Ausgaben weisen folgende Haupttitel auf: königliche Etats 1,417000, Justiz 2,353100, Auswärtiges 478200, Landvertheidigung 9,498000, Seevertheidigung 3,952000, Civildepartement 3,926900, Finanz 5,998100, Cultus 4,598700, Pensionen 1,319100, Beitrag zur Bestreitung der dem Reichsschuldencontor übertragenen Ausgaben 3,318270 Reichsthlr. Zu bemerken ist, daß ein bedeutender Theil des Heeres und viele Civilbeamten aus den Krongütern und andern Fonds ihre Besoldung erhalten, ferner daß die Bewilligungen für Eisenbahnbauten (6 Mill.) in jenem Budget nicht eingeschlossen sind.

Die evang.-luth. Kirche nach der unveränderten Augsburgischen Confession ist in S. Staatsreligion; doch ist jetzt jedem die freie Ausübung seiner Religion gestattet. Die fremden Religionsverwandten bestanden 1860 aus 1155 Juden, 319 Katholiken, 155 Reformirten und 4 Griechen. Das schwed. Volk ist ausgezeichnet sowol durch wissenschaftliche wie allgemeine Bildung und rege Theilnahme an geistigen Interessen. Kaum in den entlegensten Gegenden des Landes wird sich jemand finden, der nicht wenigstens lesen könnte und mit Katechismus und biblischer Geschichte vertraut wäre. Ueberdies ist in der neuesten Zeit viel für die Hebung des Volksunterrichts geschehen, theils durch Errichtung neuer Schulen, theils durch die verbesserte Stellung der Schullehrer. Dennoch bestehen bei der Zerstreutheit der Bevölkerung und ihrer Wohnstätten noch viele Wanderschulen, und in ganz entlegenen Strichen ist der häusliche Unterricht die Hauptsache. Es bestehen in ganz S. 2127 feste, 1247 Wander- und 2759 Kleinschulen, also 6133 Volksschulen, nebst 6 Seminarien, die Lehrer, und 3, die Lehrerinnen heranbilden. Für den höhern Unterricht sorgen die hier sog. «Elementarschulen», die in höhere und in untere zerfallen. Die höhern, eigentlich combinirte Gymnasien und Realschulen, stehen den deutschen Gymnasien ziemlich gleich. Die untern gleichen den Bürgerschulen in Deutschland. Vollständige höhere Lehranstalten sind in den Provinzstädten 24 vorhanden, außerdem noch 4, die in den Realien als vollständig zu bezeichnen. An untern Lehranstalten bestehen 36 sowie 21 Pädagogien. Die Hauptstadt Stockholm für sich hat außerdem 2 vollständige höhere Anstalten, 5 untere Schulen, 9 Handwerks- und 10 Katechetenschulen. Neben den beiden Landesuniversitäten zu Upsala (s. d.) und Lund (s. d.) besteht noch für höhere medic. Bildung das Karolinische Institut zu Stockholm. Außer den landwirthschaftlichen Anstalten und den Militärschulen sind noch als Specialschulen zu nennen: das Technologische Institut, die Gewerbschule, das Forstinstitut in Stockholm, die Bergwerkschule in Philipstad und eine höhere in Falun, die Kunst- und Musikschulen in Stockholm, 9 Schiffahrtsschulen an verschiedenen Orten und technische sowie Gewerbschulen in den meisten größern Städten. Auch besitzt S. verschiedene öffentliche Bibliotheken, Kunstsammlungen und besonders gelehrte Gesellschaften. Unter den Sammlungen sind besonders die des Nationalmuseums und der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm hervorzuheben. Unter den Gesellschaften sind zu nennen: die wissenschaftliche Societät zu Stockholm (seit 1730), die Akademie der Wissenschaften, jetzt besonders den Naturwissenschaften gewidmet (seit 1737), die Akademie für schöne Literatur, Geschichte und Alterthümer (seit 1753), die 1786 gestiftete Schwedische Akademie mit 18 Mitgliedern, welche die Ausbildung der Sprache und die Beförderung der schönen Literatur zum Zwecke hat. Wie der geistige, so ist auch der sittliche Zustand des Volks zu rühmen, der von alters her eine der glänzendsten Seiten in dessen culturgeschichtlicher Entwickelung bildet. — Gute Karten von S. lieferten Hermelin, Hagelstam, Forsell, Klint (Seeatlas), Hahr und das Topographische Corps; gute geogr. und statist. Arbeiten Tuneld (5 Bde., Stockh. 1827—33), Sköldberg (Stockh. 1846), Forsell («Statistik S.s», 4. Aufl., Stockh. 1844), Agardh und Ljungberg (4 Bde., Karlstad 1852—62), Thomée (Stockh. 1859—61), Frisch, «S., Handbuch für Reisende» (Berl. 1860) und dessen «Geographie und Statistik S.s» in Stein's und Hörschelmann's geogr.-statist. «Handbuch» (7. Aufl., Bd. 3, 1862). Reisebeschreibungen von S. lieferten Arndt, Molbech, Schubert, Mügge, Kohl, Hausmann u. a.

Geschichte. Die Urgeschichte S.s bildet ein Ganzes mit der des gesammten Skandinavien (s. d.) und ist durchaus sagenhaft. Wie in den übrigen skandinav. Reichen gab es ursprünglich viele Stämme, die ungeachtet ihrer großen Verwandtschaft doch politisch getrennt waren. Zwei Hauptmassen sind unverkennbar, Gothen im Süden und Schweden im Norden. Aber gemeinschaftlich war das Nationalheiligthum, der Tempel zu Upsala, und hierin schon lag der Grund zu einer nähern Vereinigung. Die Upsala-Könige schwangen sich über die kleinern Häuptlinge, die Härads- und Fylkis- (d. i. Provinz-) Könige empor, welche allmählich ausgerottet wurden. Der letzte König aus dem alten, von Oden oder dessen Enkel Yngve Frey seinen Ursprung herleitenden Königsgeschlechte der Ynglinger, Ingiald Illråda, der eine Alleinherrschaft zu gründen suchte, fand in diesem Bestreben seinen Tod. Auf die Ynglinger folgte in Upland die mit Ivar Widfadme beginnende Dynastie der Skioldunger, die von Skiold, Oden's Sohne, ihre Abkunft herleiteten. Erich Edmundsson, mit dem Beinamen Väderhatt, aus dieser Dynastie soll um das Ende des 9. Jahrh. die Alleinherrschaft über S. gewonnen haben. Schon während dieser sagenhaften Zeit waren die Schweden mit ihren Nachbarn, den Norwegern und Dänen, häufig in Kriege verwickelt, während die östl. Küsten der Ostsee schon damals der Schauplatz für ihre Seeunternehmungen wurden, wo sie Staaten gründeten, wie die übrigen Normannen in England und Frankreich. Mit Einführung des Christenthums fängt die Geschichte S.s an klarer zu werden.

Schon der heil. Ansgar hatte 829 einen Versuch gemacht, das Christenthum in S. einzuführen, aber noch Jahrhunderte dauerte es, ehe es siegte. Olof Schooßkönig ließ sich zwar um 1000 taufen; doch der Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum dauerte fort, bis der Sieg des Christenthums durch das Verbrennen des Upsala-Tempels unter Inge dem Aeltern (1080—1112) entschieden wurde. Von da an bildete sich allmählich die kath. Hierarchie aus. Doch erst auf der Kirchenversammlung zu Skenninge (1152) wurde das Cölibat eingeführt, und das Land machte sich verbindlich, eine jährliche Steuer an den Papst zu zahlen. Während dieser Zeit standen Gothen und Schweden wie zwei Nationen feindselig einander gegenüber und wählten jederseits eigene Könige. Außerdem wurde jede Provinz beinahe wie ein besonderes Reich betrachtet und hatte eigene Gesetze. Die schwed. Stämme blieben länger dem Heidenthume treu. Als endlich 1250 das Geschlecht der Folkunger den Thron bestieg, erfolgte die Verschmelzung der beiden Völkerstämme. Doch verblieben manche der provinziellen Ungleichheiten bis auf den heutigen Tag. Unter dem ersten dieses Geschlechts, Waldemar, wurde Stockholm angelegt von Birger Jarl, dem Vater und Vormunde des Königs, um 1260, der zuvor schon Tavastaland in Finland erobert hatte. Sein Bruder Magnus (gest. 1290), ein Gönner ausländischer Pracht und Sitte, legte den Grund zum eigentlichen Adel, schützte aber auch den gemeinen Mann durch weise Gesetze vor der Willkür der Großen und war ein Freund der Geistlichkeit. Ihm folgte sein Sohn Birger. Der treffliche Vormund desselben, Torkel Knutson, eroberte Savolax und Karelien in Finland; als aber sein Herr mündig wurde, ließ dieser, von seinen ehrgeizigen Brüdern misleitet, ihn enthaupten. Nicht minder trefflich regierte der Vormund seines Neffen und Nachfolgers, Matts Kettilsmundson, der, Dänemarks damalige Ohnmacht benutzend, 1332 Schonen, Halland und Blekinge erwarb, welche Provinzen aber der schwache König, nachdem er mündig geworden, zurückgab. Während dieser Zeit war S.s innere Geschichte ein Wechsel von Greuelthaten und innern Zwistigkeiten. Die Könige hatten sowol mit der Priesterschaft als mit der Aristokratie, die immer mächtiger wurde, harte Kämpfe zu bestehen, in denen sie oft unterlagen. So wurde der letztgenannte Magnus nebst seinen beiden Söhnen entsetzt, nachdem die Aristokratie seinen Schwestersohn, Albrecht von Mecklenburg, zum Thron berufen hatte (1363), den er zwei Jahre später, nach der Besiegung und Gefangennehmung des Magnus, unbestritten einnahm. Seine Regierung war kraftlos; der reiche Reichsdrost Bo Jonson Grip, der ein Drittheil des ganzen Reichs besaß, vermochte mehr als der König selbst. Albrecht unterlag 1389 in einem Treffen bei Falköping gegen die Dänen, bei welchen seine Unterthanen Hülfe gegen ihn gesucht hatten, und es vereinigte nun die Königin Margarethe (s. d.) von Dänemark und Norwegen mit diesen beiden Reichen durch die Kalmarische Union (s. d.) vom 20. Juli 1397 auch das schwedische. Die Union konnte indeß im Volke keine Wurzel schlagen, da sie auf die Unterdrückung der schwed. Unabhängigkeit gebaut war. Entwaffnung des Volks, drückende Steuern und grausame Züchtigung der widerstrebenden Bevölkerung waren die Thaten, wodurch sich Margaretha's Regierung wie die ihres Schwestertochtersohns, Erich's XIII. von Pommern (seit 1412), charakterisirte. Endlich erhob sich 1434 das Volk unter dem edeln Bergmann Engelbrecht, der einen großen Theil des Reichs von dem ausländischen Joche befreite. Zwar fiel schon 1436 der treffliche Mann durch Meuchelmord, aber der König wurde doch abgesetzt und mußte, auf Gotland lebend, zur Seeräuberei seine Zuflucht nehmen. Der Reichsmarschall Karl Knutsson (Bonde) wurde 1436 zum Reichsvorsteher gewählt, mußte aber 1441 sein Amt niederlegen. Den Thron bestieg sodann Christoph von Baiern, Erich's XIII. Neffe, der schon als Ausländer die Liebe des Volks nicht gewinnen konnte, obgleich er unter allen Unionskönigen noch der beste war. Unter seiner Regierung wurde (1442) ein allgemeines Landesgesetz angenommen, das bis 1734 Rechtskraft hatte. Nach Christoph's Tode, 1448, wählten die Schweden, indem sie sich von der Union trennten, den ehemaligen Reichsvorsteher Karl Knutsson unter dem Namen Karl VIII. zu ihrem Könige. Doch traten diesem die weltlichen und geistlichen Herren entgegen, namentlich der mächtige Erzbischof Jöns Bengtson (Oxenstierna), und auf ihren Betrieb wurde schon 1450 die Kalmarische Union erneuert und festgesetzt, daß derjenige König, der den andern überleben würde, alle drei Kronen erhalten sollte. Im Kampfe gegen den verrätherischen Erzbischof geschlagen, floh Karl VIII. 1457 nach Danzig, und es wurde nun der König der Dänen, Christian I., auf den schwed. Thron berufen, der wegen seiner Raubgier von dem gemeinen Manne «die bodenlose Tasche» genannt wurde. Infolge eines Aufstandes mußte er 1464 den schwed. Thron aufgeben, den der vertriebene Karl VIII. wiedererhielt, welcher aber schon 1465 demselben abermals entsagen mußte. Doch nicht Christian erhielt die Krone zurück. Die eine Partei erwählte zum Reichsverweser den Bischof Kettil (Wasa) und

dessen Oheim, Jöns Bengtson, zum Reichsfürsten; die andere Partei, an deren Spitze die Geschlechter Sture und Tott standen, bewirkte die Zurückberufung Karl's VIII., der, also zum dritten mal Regent, sich nun auch bis zu seinem Tode, 1470, behauptete. Er hatte auf den Fall seines Ablebens seinen Neffen Sten Sture (s. d.) zum Reichsvorsteher ernannt, der mit königl. Gewalt regierte. Diesem folgten in derselben Würde sein Neffe Svante Nilsson Sture, 1504—12, und dessen Sohn, Sten Sture, der Jüngere, 1512—20, worauf der König von Dänemark, Christian II., als König von S. anerkannt wurde. Doch kaum hatte dieser den Thron eingenommen, so ließ er in dem sog. Stockholmer Blutbad die Edelsten und Angesehensten der Nation grausam aus dem Wege räumen, um auf den Trümmern der Aristokratie seine unbedingte Macht aufzurichten.

Durch diesen Frevel gereizt, erhoben sich die Schweden gegen den tyrannischen Christian II. unter Anführung Gustav Wasa's, eines Schwestersohns des ältern Sten Sture, der 1521 zum Reichsvorsteher und 1523 zum König erwählt wurde. Damit hörte die Kalmarische Union für immer auf. Gustav I. (s. d.) brach die Macht des kath. Klerus und führte die Reformation allmählich und mit großer Klugheit ein, sodaß das Volk erst spät inne ward, daß es katholisch zu sein aufgehört. Die Klöster und geistlichen Güter, bei deren Einziehung er nicht ohne Härte verfuhr, bereicherten den Staat bedeutend. Dies aber, besonders die Wegnahme der Kirchenglocken, erbitterte die Dalekarlier, die dreimal sich empörten. Auch hatte er gegen den Adel in Westgothland und gegen das von Dacke misgeleitete Volk in Småland, endlich gegen die Lübecker, die auf übertriebene Handelsfreiheit pochten, zu kämpfen. Aber stark und fest, wußte Gustav alle Hindernisse niederzuschlagen, die Ruhe zurückzuführen und den Thron in seinem Geschlecht erblich zu machen. Auch folgte ihm nach seinem Tode ohne Widerrede der älteste Sohn, Erik oder Erich XIV. (s. d.), 1560—68, der den gehegten Erwartungen nicht entsprach und halb wahnsinnig durch seine Brüder vom Throne gestoßen wurde. Den Thron nahm hierauf Johann III. ein, unter welchem, wie unter seinem Vorgänger die Aristokratie, so jetzt das Papstthum von neuem das Haupt erhob. Johann's unentschiedene Stellung zwischen den beiden Kirchen, seine Neigung, die Gebräuche beider zu verschmelzen, und seine Unterstützung der Jesuiten begünstigten diesen Umschwung. Im Stettiner Frieden von 1570 hatte er Gotland und die alten Ansprüche auf Schonen, Halland und Blekinge an Dänemark überlassen müssen. Eine allgemeine Empörung drohte gegen ihn auszubrechen, als er 1592 starb und ihm sein offenbar kath. Sohn Sigismund (s. d.) folgte, der 1587 zum Könige der Polen erwählt worden war und damals die prot. Lehre in S. zu schützen nothgedrungen hatte geloben müssen. Da das Volk ihn wegen seines Eifers für die kath. Kirche haßte, so gelang es seinem ehrgeizigen Oheim Karl, einem eifrigen Protestanten, leicht genug, Sigismund 1600 zu entthronen und 1604 unter dem Namen Karl IX. den schwed. Thron zu besteigen. Dieser befestigte die luth. Kirche, unterdrückte die Aristokratie durch Hinrichtungen, begründete den Bergbau und machte viele treffliche Einrichtungen. In seinen Fehden mit Rußland, Polen und Dänemark hatte er anfangs kein Glück; zuletzt aber war er sogar nahe daran, seinen jüngern Sohn zum Zaren von Rußland zu erheben. Diese Kriege endete nach seinem Tode, 1611, glücklich sein großer Sohn Gustav II. Adolf (s. d.). Mit der Sicherheit des Reichs suchte dieser die Beschützung der prot. Lehre zu verbinden. Auf die Bekämpfung Polens und Rußlands, mit denen der Friede beinahe immer schwankte, verwendete er die ersten 19 J. seiner Regierung. Nachdem er sich gegen Polen, Russen und auch gegen die feindlichen Dänen siegreich behauptet und Schweden zur ersten nordischen Macht erhoben, begann er im prot. Interesse, mit dem die Existenz des schwed. Königthums eng verwachsen war, einen Kampf mit der habsburgischen Macht, welcher der europ. Geschichte angehört. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Sein Siegeslauf, der ihm die leitende Macht in Deutschland in die Hand zu legen versprach, endete durch seinen Tod, den er 6. Nov. 1632 zu Lützen fand. Seine Erfolge hatten indessen S. auch schwere Opfer aufgelegt. Mehrere Abgaben wurden damals als Kriegssteuer bewilligt, nachher aber nicht wieder aufgehoben. Auch in den innern Verhältnissen des Reichs war seine Thätigkeit von anhaltender Wirkung. Gustav Adolf errichtete Collegien, Gymnasien, die Universität zu Dorpat, schenkte der zu Upsala alle seine Familiengüter, belebte den Bergbau und den Handel u. s. w. Die Aristokratie bildete sich durch die im Kriege erlangte Stellung sowie durch die in Deutschland gewonnenen Reichthümer zu einer überwiegenden Macht im Staate aus. Noch mehr geschah dies, als die minderjährige Königin Christine (s. d.) ihrem Vater auf dem Throne folgte, unter einer vormundschaftlichen Regierung, an deren Spitze Axel Oxenstierna (s. d.) stand. Als Christine 1644 den Thron selbst bestieg, umgab sie sich mit einem glänzenden Hofstaate und

leistete dem Adel durch Schenkungen der Domänen u. s. w. noch weitern Vorschub. Torstenson's (s. d.) Siege hatten 1645 den Frieden zu Brämsebro zur Folge, in welchem Dänemark an S. Jemtland und Herjeådalen nebst den Inseln Gotland und Ösel, Halland aber auf 25 J. überließ und die Befreiung der schwed. Schiffe vom Sundzolle bewilligte. Durch den Westfälischen Frieden erwarb S. die deutschen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern, einen Theil Hinterpommerns und Wismar nebst der deutschen Reichsstandschaft.

Allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke, besonders aber ihr wankelmüthiger und launenhafter Charakter bewog die Königin Christine 1654, die Regierung an ihren Vetter, den Pfalzgrafen von Zweibrücken, abzutreten, der unter dem Namen Karl X. Gustav den Thron bestieg. Seine kühnen Unternehmungen gegen Polen, Rußland und Dänemark setzten die Welt in Erstaunen, und seine Eroberungen von letzterm Reiche sind die einzigen, die S. noch geblieben sind. Er starb plötzlich 1660, und ihm folgte sein unmündiger Sohn Karl XI. Die Regierung übernahmen die verwitwete Königin Hedwig Eleonore, der Kanzler de la Gardie und vier andere Reichsräthe. Karl Gustav hatte im Roeskilder Frieden mit Dänemark (1658) Drontheim und Bornholm, Blekinge, Schonen und Halland erworben. Die vormundschaftliche Regierung schloß 1660 mit Polen den Frieden zu Oliva, wodurch ganz Livland bis zur Düna an S. kam, mit Dänemark den zu Kopenhagen, in welchem sie Drontheim und Bornholm zurückgab, und 1661 auf der Grundlage des Stolbower Friedens einen Vergleich mit Rußland. Karl XI. trat 1672 die Regierung selbst an, bekümmerte sich aber wenig um die Geschäfte, sodaß sich die Vormünder durch Bestechung zu einem sehr nachtheiligen Bündnisse mit Frankreich gegen Dänemark und Brandenburg verleiten ließen. Doch verlor S. im Frieden von St.-Germain und Lund 1679 nichts weiter, als was es in Pommern jenseit der Oder besessen hatte. Die Finanzen des Staats waren durch die Schuld der vormundschaftlichen Regierung in eine sehr schlechte Lage gerathen; die Einkünfte reichten nicht mehr hin zur Bestreitung der Ausgaben. Darum fand jetzt endlich das Verlangen des Volks nach einer Zurücknahme (Reduction) der der Krone entrissenen Güter Gehör, die aber durch die Art, wie man sie ausführte, ungerecht und verhaßt wurde. Durch Gustav Wasa's Reduction waren ungefähr 20000 Hufen, welche die Geistlichen sich zu verschaffen gewußt, wieder an das Reich gekommen, durch die, welche Karl XI. 1680 vornahm, gewann der Staat 10 Grafschaften, 70 Baronien und eine große Menge adelicher Güter und Kronhufen, welche der Adel seit Erich XIV., besonders aber in der letzten Zeit theils als Geschenke, theils angeblich käuflich an sich gebracht hatte. Diese Reduction zog allerdings, indem sich bei der Ausführung Privathaß und Parteigeist einmischten, den Untergang vieler ausgezeichneter Familien nach sich. S. war seit Gustav's I. Tode, 116 J., in beinahe unaufhörliche Kriege verwickelt gewesen und hatte darin oft Ehre und Ansehen geerntet. Jetzt bedurfte und erhielt es Ruhe, die Karl XI. zur bessern Entwickelung der innern Verhältnisse benutzte. Er gründete die meisten Festungen sowie die Stadt Karlskrona mit den Docks und den Werften, organisirte die Armee, rief die Reichsbank und die Universität Lund ins Leben, gab neue Gesetze und führte viele Bauten aus, darunter auch den Umbau des stockholmer Schlosses, das jedoch kurz nach seinem Tode niederbrannte. Bei dem Miswachs in den J. 1695 und 1696 schenkte er an die Armen 110000 Tonnen Getreide, und bei seinem Tode waren mehrere Millionen Reichsthaler in der Schatzkammer. Unter seinem Sohne und Nachfolger Karl XII. (s. d.), 1697—1718, der trotz seiner Herrschsucht und Halsstarrigkeit von den Schweden hochgehalten wird, begann der Nordische Krieg (s. d.), welcher die Nation in dem Grade ermattete, daß sie nach Verlauf von 100 J. sich kaum wieder erholen konnte. Von 1700 bis zur Schlacht bei Pultawa stellte S. 400000 Mann auf, und bis kurz vor dem Tode des Königs war beinahe 1 Mill. der männlichen Bevölkerung durch den Krieg hinweggerafft worden. Daß S. zuletzt doch noch eine treffliche Armee von 70000 Mann zu stellen vermochte, hatte Karl XII. nur der Standhaftigkeit und Treue seines Volks zu danken.

Vom Tode Karl's XII. 1718 bis zur Regierungsveränderung 1772 war S., besonders seit 1739, ein Tummelplatz der Parteistreitigkeiten, die sich auf den Reichstagen unter franz., russ. oder engl. Einflusse entwickelten. Dem Könige Karl XII. folgte auf dem Throne seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore, doch nicht sowol durch Erbrecht als durch freie Wahl der Stände, welche die alte Regierungsform unter noch größerer Beschränkung der königl. Macht wiederherstellten. Ihr Gemahl war Friedrich von Hessen-Kassel, der mit Bewilligung der Stände 1720 die Regierung übernahm und sie bis 1751 führte. Als ein schwacher Fürst wurde er von den Parteien des Adels beherrscht, und der Reichsrath machte sich unabhängig. Auch diese Epoche war von dauernden Kriegen und unglücklichen Friedensschlüssen erfüllt. Im Frieden zu Stock-

holm mußte S. 1719 Bremen und Verden an Hannover und 1720 Stettin und Vorpommern bis an die Peene an Preußen, im Nystädter Frieden (1721) Livland, Esthland, Ingermanland und einen Theil von Wiborgslän an Rußland abtreten, dann im Frieden mit Dänemark zu Frederiksborg (1720) auf die Befreiung vom Sundzolle verzichten. Auf Anstiften einiger erhitzter Köpfe aus der sog. Partei der Hüte begann man, 1741, gegen des Königs Rath und Wunsch, um die an Rußland abgetretenen Provinzen wiederzuerlangen, abermals einen Krieg, den 1743 der für S. schimpfliche Friede zu Åbo endete, in welchem ein Theil Finlands bis an den Kymenefluß verloren ging und die Thronfolge in S., da die Königin kinderlos war, dem Herzog Adolf Friedrich von Holstein, Bischof von Lübeck, einem nahen Verwandten der russ. Kaiserin, zugesichert ward. Unter des letztern Regierung, 1751—71, nahm S. 1757 einen schwachen und erfolglosen Antheil am Siebenjährigen Kriege. Im Innern zerrütteten die unter dem Namen der Hüte und Mützen bekannten Parteien das Reich, und die königl. Gewalt sank zum Schattenbilde herab. Als Gustav III. (s. d.) 1771 seinem Vater in der Regierung gefolgt, ließ er es 1772 sein erstes Geschäft sein, die Fesseln der gewaltigen Aristokratie zu brechen. Er unternahm auch gegen Rußland einen zwar erfolglosen, aber nicht ruhmlosen Krieg, erweiterte 1789 die königl. Macht, wurde jedoch deswegen 1792 das Opfer einer Verschwörung. Ihm folgte unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Karl von Södermanland, sein Sohn Gustav IV. Adolf (s. d.), der durch die unblutige Revolution von 1809 den Thron verlor, welchen der Herzog von Södermanland unter dem Namen Karl XIII. (s. d.) bestieg. Diese Revolution beendete für S. den Streit zwischen Monarchie und aristokratischer Vielherrschaft, und während man die königl. Macht hinlänglich zu kräftigen, dabei aber eine Garantie gegen die Eingriffe in die Rechte und Freiheiten des Volks festzusetzen suchte, glaubte man eine allen Forderungen genügende Verfassung aufgestellt zu haben. Als der Stamm der Wasa nach einer 300jährigen Regierung erlosch und eine neue Königswahl nothwendig wurde, wählte man den Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der den Namen Karl August annahm, zu des Königs künftigem Nachfolger. Mit Rußland schloß man den Frieden zu Frederikshamn 17. Sept. 1809, in welchem das ganze Finland bis zum Torneå- und Muniofluſſe nebst den Ålandsinseln abgetreten wurde, mit Dänemark den zu Jönköping 10. Dec. 1809 und mit Frankreich den zu Paris 6. Jan. 1810, in dem S. dem Continentalsystem beitrat. Inzwischen starb aber der Kronprinz Karl August eines plötzlichen Todes, und der Reichstag zu Örebro wählte nun im Aug. 1810 den franz. Marschall Bernadotte zum Thronfolger, der unter dem Namen Karl Johann von Karl XIII. adoptirt ward. Auf Andringen Napoleon's mußte S. England den Krieg erklären. Doch das Drückende dieses Kriegszustandes sowie die immer steigenden Anmaßungen Frankreichs führten 1812 dahin, daß sich S. den gegen Napoleon verbündeten Mächten anschloß. Durch den Frieden mit Dänemark zu Kiel 14. Jan. 1814 sollte S. zu dem Besitze Norwegens gelangen; dagegen trat es seinen Antheil an Pommern und die Insel Rügen ab.

Karl XIV. Johann (s. d.), der nach dem Tode Karl's XIII. 1818 den Thron bestieg, war vor allem bemüht, den materiellen Zustand des Landes zu heben. Durch Anbau wüster Strecken, Förderung des Handels und der Gewerbe, Anlegung von Straßen und Kanälen, Gründung von Gewerbs- und Navigationsschulen erwarb sich der König bleibende Verdienste. Doch gelang es ihm nicht, im Lande ganz heimisch zu werden. In Norwegen erregte sein Bemühen, dies Land unmittelbar der Krone unterzuordnen, Unzufriedenheit; in Schweden trat er vielfach mit dem Volksthum in Widerspruch und vermochte nicht den franz. Marschall ganz abzulegen. Einzelne Spuren eines noch vorhandenen Anhangs an die vertriebene Dynastie veranlaßten ihn zu strenger Polizei und Censur und drängten ihn noch entschiedener zur Freundschaft mit Rußland, die den schwed. Traditionen widersprach. Mit dem Reichstage vermochte sich der König über manche nothwendige Reformen nicht zu verständigen. Die Schuld lag einerseits an der ganzen Organisation dieses polit. Körpers, andererseits an des Königs Mistrauen und seiner Abneigung gegen Concessionen, die seiner Macht Eintrag thun konnten. Preßprocesse riefen (namentlich im Sommer 1838) tumultuarische Scenen in der Hauptstadt hervor, welche den reactionären Einflüssen, unter denen der König stand, neuen Anlaß gaben, ihn mit Mistrauen gegen das Volk zu erfüllen. Indessen schien es, als wollte die Regierung allmählich selbst den Anstoß geben zu einer Reform der Verfassungsverhältnisse; aber die seit 1840 darüber entsponnenen Verhandlungen und Streitigkeiten ließen einen nahen Abschluß nicht erwarten. Am 8. März 1844 starb Karl Johann, und es folgte ihm sein Sohn Oskar I. (s. d.), von dem man namentlich die Erledigung der Verfassungsreform erwartete. Oskar begann damit, daß er,

durch den Protest des Prinzen Wasa unbeirrt, den bisher verbotenen Verkehr mit der vertriebenen Dynastie freigab und der Verfassungsangelegenheit ein reges Interesse zuwandte. Als der Reichstag im Juli zusammenkam, ward der von dem Constitutionsausschuß 1840 vorgelegte Reformentwurf zur Verhandlung gebracht. Derselbe fand bei dem Bürger- und Bauernstande eine große Majorität, wurde jedoch vom Adel und Klerus abgelehnt. Die Regierung gab ihrerseits die Erklärung ab, daß sie die Reform für nothwendig halte, und verlängerte den Reichstag, um die neuauftauchenden Entwürfe zur Berathung zu bringen. Doch kam die Sache nicht zur Erledigung. Dagegen setzte der König (1845) eine Reform der Criminalgesetzgebung und, nicht ohne lebhaften Widerspruch des Adels, eine Veränderung der Erbgesetze ins Werk, welche für alle Stände und Geschlechter gleiches Erbrecht bestimmte. Im nächsten Jahre ergriff dann die Regierung selbst die Initiative in den Verfassungssachen und veranlaßte die Bildung einer Commission, um die Repräsentationsfrage zu prüfen. Materielle Reformen, wie die Abschaffung des Zunftzwangs, die größere Förderung von Handel und Gewerbe, die Vorbereitung von Eisenbahnanlagen, wurden zu gleicher Zeit durchgeführt. Im Sommer 1847 war die bestellte Commission mit ihrem Entwurfe fertig, und 13. Nov. trat der Reichstag zusammen. In seine Berathungen fiel die Erschütterung vom Febr. 1848, welche auch S. nicht gänzlich unberührt ließ. In Stockholm erfolgten rege Volksdemonstrationen; die zahlreichen Vereine für Reform brachten Petitionen ein um definitive Erledigung der Verfassungsfrage. Das nächste Ergebniß war (April) ein Wechsel im Ministerium zu Gunsten des Liberalismus und die Zusage einer baldigen Entscheidung der Verfassungsangelegenheit. Schon 2. Mai ward hierauf den Ständen der Entwurf der neuen Nationalrepräsentation übergeben, wonach nur noch zwei Kammern bestehen sollten, beide gewählt, die erste aus 120 Mitgliedern, deren Mandat auf neun Jahre lautete, die zweite aus 150, die man für jeden Reichstag zu wählen hatte. Dazu kamen dreijährige Periodicität des Reichstags und ein freisinnig ausgedehntes Wahlrecht. Dieser Entwurf ward von dem Verfassungsausschuß angenommen, aber die definitive Entscheidung, der Verfassung gemäß, erst dem nächsten Reichstage vorbehalten. Inzwischen hatten sich ernste auswärtige Verwickelungen vorbereitet: der Streit zwischen Dänemark und Deutschland, in welchem S. nicht unbetheiligt bleiben zu können glaubte. Schon seit Jahren hatte sich in der Nation, namentlich unter der Jugend, eine skandinavische Einheitstendenz geltend gemacht, die den alten Haß zwischen Schweden und Dänen milderte, und die nun dazu beitrug, die dän. Sache in S. populär zu machen. Aber auch die Regierung, sonst der skandinavischen Bewegung nicht hold, verfolgte diese Richtung, zumal als der Reichstag 3 Mill. zu dem Zwecke bewilligte. Es kam ein enges Bündniß zwischen S. und Dänemark zu Stande, infolge dessen schwed. Truppen nach Fünen abgingen und die schwed. Politik eine active Theilnahme am Kampfe gegen Deutschland in Aussicht stellte. Unter schwed. Vermittelung wurde auch wirklich 26. Aug. 1848 der Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen. Aber sehr bald erkaltete in S. selbst die Theilnahme für die dän. Sache, sodaß Dänemark 1849 vergeblich versuchte, die Schweden zu einer thätigen Mitwirkung zu bringen. S. blieb neutral, und es ward ihm deshalb bei dem Waffenstillstande vom 10. Juli 1849 die Besetzung Nordschleswigs übertragen. In den innern Angelegenheiten des Landes trat keine Entscheidung ein, wie sie nach den Vorgängen der bewegtern Zeit von 1848 zu erwarten gestanden. Als im Nov. 1850 der Reichstag zusammentrat, überreichte die Regierung einen Vorschlag, wonach die Trennung in vier Stände und die Selbstrepräsentation des Adels fallen sollte. Der Antrag fand indessen nur beim Bürgerstande die Mehrheit, alle andern Curien verwarfen ihn. Die Folge war eine Modification des Ministeriums und abermalige Verschiebung der Sache. Ueberhaupt schien der conservative Eifer in den höhern Ständen nur gewachsen zu sein, und in der Berathung über die Erweiterung der Judenrechte war z. B. ein Rückschritt gegen die frühere Zeit unverkennbar. Die Regierung suchte indessen die materiellen Interessen des Landes zu heben. Sie verbesserte die Vertheidigungsanstalten, förderte den Eisenbahnbau, suchte die Ablösung der Sundzölle vorzubereiten. Das königl. Haus aber ward durch schwere Unglücksfälle heimgesucht. Die Vermählung des Kronprinzen 1850 mit Luise von Oranien, der Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich der Niederlande, sowie 1851 die Geburt einer Prinzessin und Dec. 1852 eines Erbprinzen (der jedoch 13. März 1854 starb) aus dieser Ehe, erregten im Lande große Freude und steigerten noch die hohe Popularität des Thronfolgers. Um so schmerzlicher war die Theilnahme, als der König Oskar, von einer zur Stärkung seiner zerrütteten Gesundheit mit seiner Familie angetretenen größern Reise nach Deutschland und der Schweiz zurückgekehrt, selbst sehr schwer erkrankte und sein zweiter Sohn, Prinz Gustav, Herzog von Upland (geb. 1827), nach der Rückkehr nach kurzer Krankheit in Christiania starb (24. Sept.

1852). Des Königs Krankheit war so langwierig, daß eine Regierungscommission bestellt werden mußte, und er erst nach Monaten wieder die Geschäfte übernehmen konnte (April 1853). Neue Sorgen erwarteten den hinsiechenden König. Außer der Cholera, die das Land heimsuchte, zog sich ein polit. Sturm zusammen, der S. nicht unberührt lassen konnte. Die orient. Verwickelung, der zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochene, mit den Westmächten drohende Krieg, berührte S. sehr nahe. Die Regierung suchte zunächst durch einen Neutralitätsvertrag mit Dänemark sich gegen die unfreiwillige Verflechtung in den Krieg zu schützen, traf jedoch zugleich Rüstungen und verlangte vom Reichstage im Nov. 1853 4 Mill. Thlr. für die Landesvertheidigung. Auch als im Laufe des J. 1854 die Flotten der Westmächte an S.s Küsten erschienen, suchte die Regierung ihre neutrale und zuwartende Stellung einzuhalten. In der Nation gab sich dagegen eine antiruss. Stimmung kund und das eifrige Verlangen, das verlorene Finland wiederzugewinnen. Die Politik der kriegführenden Westmächte suchte zugleich in diesem Sinne um so rühriger zu wirken, je sichtbarer ihr eigener Erfolg in den nördl. Meeren von der energischen Theilnahme der schwed. Landmacht abhing. Die Furcht vor Rußlands Uebergewicht im Norden und die Unsicherheit der von den Westmächten in Aussicht gestellten Garantien hielt jedoch die Regierung von jeder activen Theilnahme zurück. Auch der Reichstag zeigte sich hierin einverstanden und bewilligte ohne Widerspruch die zur Durchführung der bewaffneten Neutralität begehrten Mittel. Einverständniß herrschte auch zwischen Regierung und Reichstag in Betreff der Beschränkung des Branntweingenusses mittels der Vertheuerung des Branntweins durch eine hohe Steuer, welche überdies dem Staatseinkommen sehr förderlich wurde. Das Verlangen der Juden nach unbeschränktem Recht der Niederlassung und des Grundbesitzes, wie es bereits in Norwegen eingeführt, wurde aber von den schwed. Reichsständen nur theilweise bewilligt. Außerdem brachte dieser Reichstag, der 5. Dec. 1854 aufgelöst wurde, vieles zu Stande; so ein neues Criminalgesetz, eine Steuerreform, Einführung des Decimalsystems in Münze, Maß und Gewicht, Verbesserung der Administration, Bewilligung von Mitteln zu wissenschaftlichen, national-ökonomischen und wohlthätigen Zwecken. In der äußern Politik wurde 21. Nov. 1855 zwischen Schweden-Norwegen und den Westmächten (Frankreich und England) ein Schutzbündniß abgeschlossen, veranlaßt durch russ. Uebergriffe bei der Fischerei und der Jagd im Norden infolge der unsichern Grenzen. Schweden-Norwegen verpflichtete sich, keine Gebietstheile an Rußland abzutreten, wogegen es bei etwaigen Angriffen Rußlands die Hülfe der Verbündeten zugesichert erhielt. In dem Pariser Frieden von 1856 ging Rußland bereitwillig auf die deshalb gestellten Bedingungen ein, verpflichtete sich auch, die Ålandsinseln ferner nicht zu befestigen.

Der Reichstag von 1856—58 verwarf zwar das Gesetz in Betreff der Religionsfreiheit, erweiterte aber die Handelsfreiheit und bewilligte zur Ausrüstung des Heeres sowie zum Eisenbahnbau bedeutende Summen. Da der König wieder schwer erkrankte, so wurde dem Kronprinz Karl 10. Sept. 1857 die Regentschaft übertragen, die er nun bis zu dem 8. Juli 1859 erfolgten Tode seines Vaters fortführte. Karl XV. (s. d.) umgab sich mit Rathgebern, die das Vertrauen der Nation besaßen, und schlug überhaupt eine ganz volksthümliche Politik ein, sodaß die Opposition, die sich in den letzten Regierungsjahren seines Großvaters entwickelt, unter seinem Vater aber bereits abgenommen hatte, nun vollends erlosch. Der erste Reichstag unter seiner Regierung trat 15. Oct. 1859 zusammen. Obschon mehrere zeitgemäße Veränderungen an dem Widerspruche des einen oder andern Reichsstandes scheiterten, auch eine Collision des Reichstags mit dem norweg. Storthing über die unionellen Verhältnisse eintrat, sodaß nur der König dem gänzlichen Bruche vorbeugen konnte, fanden doch viele wichtige innere Angelegenheiten ihre Erledigung. Das Communalwesen auf dem Lande (Landsting) wie in den Städten wurde reformirt, die Religionsfreiheit erweitert, den Israeliten im ganzen Lande die Erwerbung von Grundbesitz bewilligt, der Paßzwang aufgehoben, ein neues Concursgesetz hergestellt, die Errichtung einer allgemeinen Hypothekenbank beschlossen und zur Fortsetzung der Eisenbahnbauten bedeutende Mittel bewilligt. Außerdem erfolgten Vorschläge zur Reformirung der Grundgesetze, darunter auch einer in Betreff der Volksrepräsentation, über die jedoch erst von dem folgenden Reichstage Entscheidung getroffen werden konnte. Der Stand der Bürger und der Stand der Bauern richteten 20. Oct. 1860 Adressen an den König mit der Bitte, dem nächsten Reichstage den Entwurf zu einer Reform der Reichsvertretung vorlegen zu lassen. Dieser Schritt fand im ganzen Lande Anklang, da man das Unzweckmäßige einer Repräsentation nach vier Ständen mit ihrer schleppenden Geschäftsordnung längst erkannt hatte. Wie in England, so fand auch in S. die Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung großen Anklang, und es

bildeten sich 1861 im ganzen Lande freiwillige Scharfschützenvereine, denen der König ihre Befugniß und ihre Befehlshaber ertheilte. Nachdem 15. Oct. 1862 der Reichstag wieder zusammengetreten, legte ihm die Regierung den Entwurf einer neuen Reichstagsordnung (datirt 5. Jan. 1863) vor, der von dem Reichstage günstig, von der ganzen Nation mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Doch mußte, dem Grundgesetz gemäß, die Entscheidung der wichtigen Angelegenheit bis zum nächsten Reichstage ruhen. Es kam diesmal eine gesetzliche Bestimmung zu Stande, wonach in Abwesenheit oder bei Krankheit des Königs der dem Thron am nächsten stehende volljährige königl. Prinz die Regierung führen soll. Hieran schlossen sich neue Straf-, See- und Jagdgesetze, ein Gesetz über Gemeindeversammlungen, über Gestattung bürgerlicher Heirathen zwischen Christen und Israeliten und die Herstellung vollständiger Gewerbefreiheit. Zur Fortsetzung der Eisenbahnbauten wurden wieder Mittel angewiesen. Gleichzeitig lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Angelegenheiten, indem der Aufstand in Polen bei dem Russenhasse der Schweden die lebhafteste Theilnahme fand. Wiewol sich die Presse sowie ein Theil der Reichsstände kriegerisch zeigten, hielt sich die schwed. Regierung schon darum zurück, weil sich für die Polen kein mächtigerer Bundesgenosse erhob. In dem deutsch-dän. Conflicte waren die Sympathien sowol der Regierung als auch des Volks auf der Seite der Dänen, und das schwed. Cabinet bemühte sich eifrig, die Existenz der dän. Monarchie im Falle des Ausscheidens von Holstein und Lauenburg zu sichern. Als jedoch mit dem Tode König Friedrich's VII. (15. Nov. 1863) die Lage der Dinge sich so gestaltete, daß der Bruch zwischen Dänemark und Deutschland als unvermeidlich erschien, ließ die schwed. Regierung von dem bereits verhandelten Bündnisse mit Dänemark ab, obgleich die Stände 3 Mill. zur Vervollständigung der Rüstungen bewilligten. Unter den Verträgen, welche Schweden in neuerer Zeit im Interesse des internationalen Verkehrs abschloß, war der mit Frankreich errichtete Handelsvertrag vom 14. Febr. 1865 der wichtigste. Am 15. Oct. 1865 trat der neue Reichstag zusammen, welchem die Abstimmung über die in der vorigen Session von der Regierung vorgelegte Reichstagsordnung zukam. Der Entwurf wurde zur Freude der ganzen Nation von allen vier Ständen (4., 7. und 8. Dec. 1865) angenommen und erhielt 22. Juni 1866 durch die Unterschrift des Königs die gesetzliche Kraft. Die dem Bedürfnisse längst nicht mehr entsprechende Ständevertretung war hiermit abgethan und dafür ein Zweikammersystem mit entsprechender Wahlordnung eingeführt. Im Sommer 1866 veranstaltete man in Stockholm die erste skandinav. Industrie- und Kunstausstellung, zu welcher auch Finland Beiträge lieferte. Diese Ausstellung gab namentlich einen erfreulichen Beweis von der Entwickelung der schwed. Industrie, zog aber infolge der Kriegswirren in Deutschland die Aufmerksamkeit des Auslandes weniger auf sich. Am 15. Jan. 1867 trat der erste Reichstag nach der neuen Ordnung zusammen, der seine Arbeiten in der vorgeschriebenen Zeit von vier Monaten erledigte, obschon die Geschäftsordnung noch bestimmt und die Abgeordneten mit den ungewohnten Formen erst vertraut werden mußten. Der Reichstag bewilligte bezüglich der Eisenbahnen nur die Mittel für die Fortführung der Bahn nach Christiania, während er für die Ausrüstung des Heeres, der Kriegsflotte, der Festungen sehr bedeutende Opfer brachte. Vgl. über die schwed. Geschichte die Quellensammlungen von Fant, Geijer und Schröder («Scriptores rerum Suecicarum medii aevi», 2 Bde., Upsala 1818—25) und Rietz («Scriptores Suecici medii aevi», 2 Bde., Lund 1842—44); ferner «Handlingar rörande Skandinaviens historia» (Stockh. 1830 fg.); das von Liljegren begonnene, von Hildebrand fortgesetzte «Diplomatarium Suecianum» (Stockh. 1827 fg.); die Publicationen der «Svenska Fornskrift-Sälskapet» u. a. Von den ältern Geschichtsschreibern sind zu nennen: Dalin («Geschichte von S.», deutsch, 4 Bde., Greifsw. 1756—64); Lagerbring, «Svea Rikes Historia» (4 Bde., Lund 1763—83, herabreichend bis 1457); dessen kürzeres Werk «Abriß der schwed. Reichshistorie» (Rost. 1776); Rühs, «Geschichte S.s» (5 Bde., Halle 1804—14). Die Hauptwerke lieferten jedoch die drei bedeutenden schwed. Geschichtschreiber Geijer (s. d.), fortgesetzt von Carlsson (s. d.), Fryxell (s. d.) und Strinnholm (s. d.). Um die Kirchengeschichte machte sich Reuterdahl (s. d.) verdient.

Schwedische Sprache, Literatur und Kunst. Die schwedische Sprache gehört, wie die dänische, zu den german. Sprachen, unter diesen zu den nordgermanischen oder skandinavischen, von denen sie wiederum den westskandinav. Dialekten Norwegens gegenüber eine besondere, obwol nur mundartlich verschiedene Sprache bildet. (S. Nordische Sprachen und Literaturen.) Die ältesten Denkmäler der schwed. Sprache, die uns in einer überaus reichen Anzahl von Runinschriften (gegen 1450, sieben Achtel des gesammten skandinav. Runenschatzes) aus dem 10. bis ins 14. Jahrh. erhalten sind, lassen bei der höchst einfachen Lautbezeichnung und

dem beschränkten Inhalt zu wenig Eigenthümliches erkennen, um aus ihnen ein charakteristisches Bild ihrer Sprache zu gewinnen. Dies tritt uns erst in der umfänglichen Literatur entgegen, die uns in vielen Provinzgesetzen, Prosa- und Reimchroniken, Legenden, Uebersetzungen des 13., 14. und 15. Jahrh. überliefert ist. Das Altschwedische, wie man die Sprache dieses Zeitraums im Gegensatz zu der sich seit der Reformation entwickelnden Neuschwedischen nennen darf, zeigt im Vergleiche zum Altnorwegisch-Isländischen oder Altnordischen anfangs zwar in lautlicher, grammatischer, lexikalischer Beziehung nur wenig Verschiedenheit, außer daß dem erstern sowol ein geringerer Umfang des Umlauts als auch ein Vorherrschen langer Vocale statt der im Altnorwegischen gebliebenen Diphthonge eigenthümlich ist. Bald jedoch machen sich äußere Einflüsse geltend, welche die Sprache von ihrer ursprünglichen Gestalt immer mehr entfernen. War bereits durch die Annahme des Christenthums (nach 1050) und die dadurch herbeigeführte Kenntniß der lat. Sprache, deren Schrift statt der bisher, obwol nur für Steininschriften benutzten Runen nicht ohne wesentlichen Belang für die Lautbezeichnung sein konnte, der Wortschatz nach Form und Inhalt erweitert, so mußte dies, freilich auf Kosten der Reinheit, noch in bei weitem höherm Grade geschehen, als seit der Mitte des 13. Jahrh. das Deutsche durch vielfache polit. Bezüge wie den regen Verkehr mit den deutschen Ostseeküsten, seit Ende des 14. Jahrh. das Dänische während und infolge der Kalmarunion viele neue Bestandtheile zuführten. Versetzt mit einer Menge so verschiedener und fremdartiger Wörter und Redeweisen, in ihren Flexionsendungen abgeschwächt und durch die willkürlichste Orthographie entstellt, war sie allmählich in einen Zustand der Verwilderung gerathen, der seinen Höhepunkt in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. erreichte. Es war die Uebergangszeit zur neuschwed. Sprache. Auf ihre Gestaltung übten zwar neben der neu hinzutretenden franz. Sprache die deutsche und die dänische, erstere namentlich durch die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg sowie durch ununterbrochene Anerkennung deutscher Literatur und Wissenschaft, sehr bedeutenden Einfluß. Dagegen wirkten die sprachreinigenden Bemühungen so verdienstvoller Männer, wie Andreä's und der Gebrüder Petri durch ihre Bibelübersetzungen, wie ferner Stjernhjelm's, des Reformators der schwed. Literatur, Lindskjöld's u. a., ja der Könige des Landes selbst von Gustav Wasa bis auf Gustav Adolf, endlich das Aufblühen einer namentlich durch den Gothenbund gehobenen Nationalliteratur und die grammatische Behandlung der Sprache intensiv und anhaltend genug, um die Entwickelung der Sprache wieder in eine ihrer ursprünglichen Natur entsprechende Bahn einzulenken, auf der sie dann seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts zu einem hohen Grade von innerer Kraft und Reife gediehen ist. Die schwed. Sprache, wie sie uns jetzt in einer reichen Literatur ausgeprägt vorliegt und außer dem Königreiche Schweden und seinen Inseln auch in den Städten Finlands, an der Küste Estlands und auf Runö gesprochen wird, ist anerkannt unter den neuern Sprachen Europas eine der wohlklingendsten und gesangreichsten. Unter den ungefähr zehn Dialekten, in denen das Schwedische gesprochen wird, und von denen einige bereits im 13. Jahrh. zur Abfassung von Provinzgesetzen dienten, verdienen neben den sörmländischen (der Provinz Södermanland), aus dem die heutige Schrift- und Redesprache gebildet ist, vorzugsweise die in der Provinz Dalarne und auf der Insel Gotland üblichen einer Auszeichnung: beide tragen ein besonders alterthümliches Gepräge. Die Grammatik der schwed. Sprache, die seit Gabr. Wallenius (1682) in Tjällman (1696), Ljungberg (1756), Sahlstedt (1769 und 1798), von Botin (1777 und 1792), Fryxell (1824; 13. Aufl. 1865), Enberg, dem anonymen Verfasser der von der schwed. Akademie herausgegebenen Grammatik (1836), Sjöborg (6. Aufl., Stralf. 1848), Dietrich (2. Aufl., Stockh. 1848), Swedbom (1830; 2. Aufl. 1845), Schram (7. Aufl. 1864) und Lyth (1848) die namhaftesten frühern Bearbeiter gefunden, erhielt die erste, der heutigen Sprachwissenschaft entsprechende Behandlung durch Rydquist («Svenska Språkets Lagar», Bd. 1—3, Stockh. 1850—63), in compendiarischer Weise durch Strömborg («Svenska Språklära», Stockh. 1852). Die Geschichte der schwed. Sprache bis ins 17. Jahrh. hat Petersen in «Det Danske, Norske og Svenske Sprog Historie» (2 Bde., Kopenh. 1830) gegeben, eine besondere Darstellung des Altschwedischen Munch (Stockh. 1849). Unter den Wörterbüchern steht des trefflichen Ihre «Glossarium Suio-Gothicum» (Upf. 1769) noch unübertroffen da. Die neuerdings von Rindblad (1840) und von Almquist (1842) begonnenen sind unvollendet geblieben; dagegen ist das Wörterbuch Dalin's (2 Thle., Stockh. 1850) eine verdienstvolle Arbeit.

Den eigentlichen Beginn der schwedischen Literatur hat man in den Folkvisor zu suchen, jenen nordischen Romanzen, die durch ihren Anschluß an mythische Ueberlieferung in die vorchristl. Zeit hinaufreichen, jedoch zum größten Theile während des 14. und 15. Jahrh. entstanden,

seitdem unter mannichfachen Umwandlungen, in ihrem Bestande bald gemindert, bald durch neue, umgedichtete, nachgebildete Lieder vermehrt, Jahrhunderte hindurch sich im Gedächtnisse des Volks erhalten haben. Die Folkvisa, in ihrer frühesten Gestalt als Kämpavisa, entwickelte sich im Verlauf des 12. und 13. Jahrh. aus den isländ. Rimur; wie diese vorzugsweise zum Gesange bestimmt und in strophischer Form mit meist alternirenden Schlußreimen, erzählt sie von den Thaten ausgezeichneter Vorfahren. Während sie noch in regem Gefühl des Anstaunens und der Bewunderung einer dahingeschwundenen Heldenwelt einen oft an das Ungeheuerliche, ja Rohe streifenden Charakter trägt, athmet aus der unter dem Einflusse der Kirche mit ihren Heiligen und des Ritterthums hervorgegangenen spätern Form der Riddarvisa ein viel milderer Geist. Dem auch hier noch vorherrschend Epischen tritt ein lyrisches Element zur Seite, das sich theils in der ganzen Stimmung, theils noch in eigenthümlicher Weise im Kehrreim geltend macht; das jedoch sie alle Beseelende ist die stets miterfundene, untrennbare Melodie des Gesangs. Sammlungen veranstalteten Geijer und Afzelius («Svenska Folkvisor», 3 Bde., Stockh. 1814—16), Atterbom («Nordmannaharpan», Upf. 1816), Arwidsson («Svenska Fornsånger», 3 Bde., Stockh. 1834—48), Afzelius («Afsked af Svenska Folksharpan», Stockh. 1849), Cavallius und Stephens («Sveriges historiska och politiska Visor», Bd. 1, Örebro 1853). Was uns von schriftlichen Denkmälern aus der Zeit vor der Reformation erhalten ist, reicht nicht über das 13. Jahrh. hinauf. Es besteht neben den Provinzgesetzen in Chroniken und Uebersetzungen theils biblischer und theol. Schriften, theils ausländischer Romane. Unter den Gesetzen gehören das «Vestgötalag» und das «Upplandslag» zu den ältesten; schon in die erste Hälfte des 14. Jahrh. fallen das «Östgötalag», «Södermannalag», «Dalalag», «Helsingalag», «Vestmannalag», «Gottlandslag», «Björköa Rätten» u. a. Um ihre Herausgabe hat sich besonders Schlyter verdient gemacht. Der Zeit und theilweise dem Inhalte nach sind auch hier zu erwähnen das Buch «Om Konunga Styrilse och Höfdinga», eine Art altschwed. Königsspiegel (herausg. von Bure, Stockh. 1634; von Scheffer, Stockh. 1669), und «die Offenbarungen der heil. Brigitta», geschrieben von ihrem Beichtvater Matthias, dem man zugleich die älteste schwed. Bibelübersetzung verdankt. Von den Chroniken verdienen durch Umfang wie Gehalt genannt zu werden: die prosaische oder die des Messenius, der sie 1615 herausgab; ferner die kleine und die große Reimchronik (gedruckt in den «Scriptores rerum Svecicarum», Bd. 1), beide aus dem 15. Jahrh. In großer Anzahl sind die theils gereimten, theils prosaischen Nachbildungen und Uebersetzungen fremder Romane und Volksbücher vorhanden, die man zum Theil, obwol nicht ganz richtig, unter dem Namen von «Drottning Eufemias Folkvisor» begreift. Mehrere von ihnen (z. B. «Flores och Blanseflor», «Iwan och Gawian», «Namnlös och Valentin», «Vilkina Sagan» u. a.) sind nebst andern hierhergehörigen Schriften in den «Samlingar» der Svenska Fornskrift-Sälskap veröffentlicht worden; die einer etwas spätern Zeit angehörigen Volksbücher hat Bäckström (2 Bde., Stockh. 1850—52) herausgegeben.

Die Stiftung der Universität zu Upsala 1476 trug anfangs wenig zur Belebung der höhern Gelehrsamkeit bei, weil sie damals wenig mehr als eine Kapitelschule war, und in den Zeiten Johann's III. lag sie sogar ganz darnieder. Die Apostel der Reformation, die Brüder Olaus und Laurentius Petri, Melanchthon's Schüler, vertreten beinahe die ganze Literatur ihres Zeitalters, weil sie zugleich Bibelübersetzer, Chronikschreiber und Dichter waren. Ihre Bibelübersetzung, in einer kräftigen, körnigen Sprache geschrieben, übrigens nicht frei von Misverständnissen und auch nicht von Germanismen, hatte vielen Einfluß auf die Ausbildung der schwed. Prosa; weniger gelang ihnen das Gesangbuch, das beim Kirchengebrauch eingeführt wurde. Die in der Landessprache abgefaßte Reichsgeschichte der beiden Brüder ist in stilistischer und kritischer Hinsicht nicht ohne Verdienst; aber in den Thatsachen schwebte ihnen der dän. Mythenerzähler Saxo Grammaticus als Muster vor, den sie in Fabeln zur Verherrlichung des Vaterlandes möglichst noch zu überbieten suchten. Gleichzeitig schrieben die ausgetriebenen katholischen, in Rom lebenden Brüder Johannes Magni, vormals Erzbischof zu Upsala, gest. 1541, und Olaus Magni, gest. 1558, jeder eine abenteuerliche Historie der nordischen Völkerschaften, aber lateinisch. Gustav I. selbst sprach und schrieb einfach schön, rein und kräftig, nicht selten derb; sein ältester Sohn, Erich XIV., war Dichter und Psalmist; sein jüngster, Karl IX., Chronist und Theolog; der mittlere, Johann III., zwar nicht Schriftsteller, aber gelehrt. Dennoch erlaubten seine übrigen Sorgen Gustav I. nicht, etwas Namhaftes für die öffentliche Erziehung zu thun; ebenso wenig war dies der Fall während der folgenden unruhigen Zeiten, wiewol sich Karl IX. bemühte, die Universität zu Upsala wieder zu heben. So stand denn die allgemeine wissenschaftliche Bildung bei Gustav II. Adolf's Regierungsantritt auf keiner hohen Stufe. Die Literatur war sehr

dürftig, indem sie aus wenig mehr als einigen neuen Königs- und Bischofschroniken, einem Haushaltungsbuche vom Grafen Brahe und einem von Aberglauben erfüllten Arzneibuche bestand. Jetzt traten in Upsala zwei gelehrte Professoren auf, die miteinander um die Gunst der Jugend so heftig wetteiferten, daß der König, um der Unruhe ein Ende zu machen, beide abberufen mußte. Der erste, Joh. Messenius (gest. 1637), schrieb Geschichtskomödien, die er von Studenten aufführen ließ; später verfaßte er während seiner 20jährigen harten Gefangenschaft zu Cajaneborg in 20 Bänden ein großes histor. Werk «Scondia illustrata», das, wiewol sehr unkritisch, doch für die spätern Zeiten von Wichtigkeit ist. Sein Nebenbuhler, Joh. Rudbeckius, erhielt den Bischofsstuhl zu Westerås und organisirte die Schulen, das Gymnasium und die theol. Studien in seinem Stifte auf eine Art, die seitdem zum Vorbilde gedient hat. Gustav II. Adolf beförderte seine Absichten, indem er die höhere Volksbildung sich angelegen sein ließ, begründete viele Schulen und die ersten Gymnasien und legte jeder Familie eine Abgabe auf, die zur Unterstützung armer Bauersöhne auf den Schulen bestimmt war. Die Universität zu Upsala beschenkte er auf eine wahrhaft königl. Weise und ermunterte durch sein Beispiel vermögende Privatleute, durch Stipendien und andere Stiftungen ebenfalls zum Flor der Lehranstalten beizutragen. Von dieser Zeit an war Gelehrsamkeit eine Bedingung für Beförderung zu höhern Stellen sowol in der Kirche wie in der Administration; mehrere Staatsmänner, besonders Diplomaten, zeichneten sich als Gelehrte aus, andere waren zugleich Mäcene. So unter andern Axel Oxenstierna, der, selbst ein gelehrter Theolog, zeitlebens auch ein Gönner der Wissenschaften blieb. Unter seiner Mitwirkung wurden die Universitäten zu Åbo und Dorpat und viele neue Gymnasien und Schulen errichtet; die Universität zu Lund wurde erst 1668 gestiftet kurz nach der Vereinigung Schonens mit Schweden. Die Königin Christine wollte ihren Hof und die Universität zu Upsala zum Brennpunkt der ganzen europ. Gelehrsamkeit machen und rief daher aus Deutschland, Holland und Frankreich eine große Zahl der berühmtesten Gelehrten herbei; aber diese übten einen sehr geringen Einfluß auf die einheimische Bildung, weil sie dem Volksleben zu fern standen, und verschwanden meist nach kurzem Auftreten. Die ganze Gelehrsamkeit der damaligen Zeit war überhaupt mehr die Sache einer Kaste als des Volks und daher zum großen Theil unpraktisch und für die Nationalliteratur nicht förderlich. War doch das Latein beinahe noch die ausschließliche Sprache der Gelehrten.

Unter allen Wissenschaften genoß die Theologie das größte Ansehen, diese aber war noch scholastisch, streng dogmatisch und überall Ketzerei witternd. Männer, wie Joh. Matthiä, Christinens Lehrer, später Bischof zu Strengnäs, Joh. Terserus und Joh. Gezelius, Vater und Sohn (deren vortreffliches Bibelwerk zu den besten exegetischen Schriften gehört), die sich mit freiern Ansichten hervorwagten, wurden verfolgt und zum Theil abgesetzt. Auch die weltlichen Professoren lebten in immerwährendem Zank und die Kanzler der Universitäten hatten ihre Noth, Frieden zu erhalten. Nächst der Theologie war die Philosophie der Schauplatz der hitzigsten Kämpfe. Descartes, den die Königin Christine an ihren Hof berief und der in Stockholm starb, hatte in Schweden viele Anhänger gefunden; seine Philosophie drang in die Universität ein und kam in den heftigsten Conflict mit dem alten Aristotelischen Schulsystem, das die Aeltern festhalten wollten. Dabei wollten auch die meisten der damaligen Gelehrten alle Wissenschaften umfassen und als Polyhistoren in allen Fächern glänzen. So Georg Stjernhjelm, gest. 1672, und Olof Rudbeck der Aeltere, gest. 1701, beide in der That mit den glänzendsten Naturgaben ausgestattet. Die Schriften des erstern sind jetzt längst vergessen, aber sein Lehrgedicht «Hercules», in einer kräftigen, kernigen Sprache und in hexametrischer Form gedichtet, hat ihm den Namen des Vaters der schwed. Dichtkunst erworben. Olof Rudbeck war beinahe in allen Fächern des menschlichen Wissens bewandert und erwarb sich um mehrere derselben ausgezeichnete Verdienste. Später aber gab er sich ganz Einem Lieblingsstudium hin, der nordischen Alterthumsforschung, welcher sich schon vorher Bureus, Messenius u. a. gewidmet hatten. Er trat 1675 mit dem ersten Theile seiner «Atlantica» auf, welches Werk inner- und außerhalb Schwedens eine ungeheuere Aufmerksamkeit erregte. Die Sätze der «Atlantica» zu bekämpfen, wurde beinahe als Hochverrath gegen das Vaterland betrachtet und die Widersacher mittels königl. Ordonnanzen zum Schweigen gebracht. Diese einseitige Richtung dauerte noch unter Karl XII., der übrigens, wenn auch ungelehrt, doch den praktisch nützlichen Wissenschaften nicht abhold war.

Was nun die einzelnen Fächer anlangt, so gingen die Theologen in ihrer Intoleranz nicht nur so weit, daß sie die Einführung einer strengen Censur bewirkten, sondern auch alle philos. Untersuchungen zu verbannen suchten. Die Orthodoxen selbst verketzerten einander gegenseitig,

und deswegen scheute man vor jeder theol. Schriftstellerei zurück, mit Ausnahme der Predigten und der ascetischen Schriften. Ausgezeichnet in diesem Fache waren jedoch neben den beiden obenerwähnten Gezelius der Erzbischof Spegel (gest. 1714) als Prediger und erster Bearbeiter der allgemeinen schwed. Kirchengeschichte sowie als Dichter und Verfasser des neuen Gesangbuchs, das bis 1819 galt; ferner der Erzbischof Svebelius (gest. 1700), Verfasser eines verbesserten Katechismus, der erst 1812 außer Gebrauch gesetzt wurde; der Professor Isr. Kolmodin u. a. Die Rechtsgelehrsamkeit wurde dadurch befördert, daß Stjernhjelm, Hadorph, Joh. Loccenius, Wexionius (später Gyldenstolpe), Lundius, Abrahamson und Stjernhöök theils die alten schwed. Gesetze herausgaben, theils dieselben und die noch geltenden Gesetze auslegten. Das meiste verdankt diese Wissenschaft dem trefflichen Stjernhöök (gest. 1675), dessen classisches Werk «De jure Sveonum et Gothorum restitutio» ein Meisterstück für alle Zeiten verbleibt. Die medic. Studien, womit noch die Naturwissenschaften verbunden waren, fingen an durch Stenius, Hoffvenius und Olof Rudbeck sich emporzuheben, gingen jedoch bald zurück. Zwar wurde des letztgenannten Sohn, der auch Olof hieß und ein ausgezeichneter Botaniker und Ornitholog war, des Vaters Nachfolger; aber von denselben antiquarischen Grillen hingerissen, vernachlässigte er seine Wissenschaft ebenfalls und wandte seine Studien auf Palästina, Lappland und China. Der berühmteste Mediciner war damals Urban Hjärne (gest. 1724), zwar der Kabbala ergeben, aber nichtsdestoweniger in der Chemie ausgezeichnet. Die Philosophie theilte sich in zwei Hauptrichtungen, die mittelalterlich-scholastische, welche die zahlreichsten Anhänger fand, und die mystische, der Stjernhjelm, Hjärne u. a. anhingen. Am Ende des Jahrhunderts siegte der Cartesianismus ob. Die Philologie, besonders die vaterländische, wurde von vielen, z. B. Tjällman, den Bischöfen Svedberg und Spegel, bearbeitet; die isländische von Verelius, dem Isländer Rugman, Hadorph, Peringskjöld, M. Celsius, überhaupt hier früher als in Dänemark. Professor Ausius war der erste Lehrer in Upsala, der die griech. Studien mit Ernst trieb. Nach ihm ist Professor Norrmann (gest. 1703) zu erwähnen, ein Mann von ungeheuerer Gelehrsamkeit und ebenso großem Fleiß. Die lat. Sprache gehörte noch zur allgemeinen Bildung, und deswegen schrieben, sprachen oder dichteten in ihr noch sehr viele. Am meisten glänzend in ihrem Gebrauch war Professor Upmarck, dessen Orationen auch Kern und Inhalt besitzen. — In Bezug auf die Geschichtschreibung ist mit Uebergehung der schon erwähnten Alterthümler, welche die vaterländische Geschichte durch ihre Grillen mehr verdunkelten als aufklärten, mit verdientem Ruhm nur Sam. Puffendorf zu nennen, der auf Antrag des Königs Karl Gustav dessen Thaten in lat. Sprache beschrieb. Vorher hatten Girs (gest. 1639), Tegel (gest. 1636) und endlich Werwing (gest. 1697), das vorangehende Zeitalter von Gustav I. bis Karl IX. beleuchtet. Die vorzüglichsten Dichter dieser Periode waren der unglückliche Lucidor, eigentlich Lars Johansson (erstochen 1674), und Runius (gest. 1713), beide nachlässige und regellose Gelegenheitsdichter, aber voll Mutterwitzes; Frese (gest. 1728), ein wahrhafter Genius; der Erzbischof Spegel, dessen großes geistliches Epos «Guds Werk och Hvila» («Gottes Werk und Ruhe») erhabener Schilderungen voll ist; endlich die Frau Brenner (gest. 1730), welche, wiewol dürr und pedantisch, doch von den Zeitgenossen als die zehnte Muse gepriesen wurde. Ueberhaupt fehlen diesen Dichtern weder Geist noch Gefühl, aber wol Takt und Maß, auch hatten sie mit der noch ungelenken Sprache zu kämpfen. Was die übrigen schönen Künste betrifft, so wurde die Architektur durch Nikod. Tessin aus Stralsund (gest. 1728) auf einen hohen Standpunkt gehoben, der einen edeln, reinen und schönen Stil einführte und sich durch Aufführung mehrerer königl. Schlösser, unter andern des von Stockholm, und anderer Gebäude berühmt machte. Ehrenstrahl schmückte diese Paläste und andere Lustschlösser mit herrlichen Gemälden, besonders Schlachtstücken. Der Kapellmeister Düben war der beste schwed. Tonsetzer der Zeit; übrigens befaßte sich auch Olof Rudbeck mit dieser Kunst, die in diesem Zeitraume in Schweden noch nicht Wurzel fassen wollte.

Nach dem Tode Karl's XII. ging die Herrschaft an eine Königin von beschränkten Geistesgaben und deren ungebildeten Gemahl über, oder richtiger an eine Partei, die der sog. Mützen, welche für Kunst und Wissenschaft gar keinen Sinn hatte. Außerdem war das Reich noch so verarmt, daß man auch mit dem besten Willen wenig für ihre Beförderung hätte thun können. Eine günstigere Zeit eröffnete sich, als die andere Partei, die der sog. Hüte, welche die Bewegung vertrat, sich 1738 des Staatsruders bemächtigte; doch war die Richtung der Wissenschaften anfangs nur eine patriotisch-praktische. Die geistreiche Königin Luise Ulrike, des preuß. Friedrich II. Schwester, wirkte förderlich für die Kunst, die Geschichte und die schöne Literatur, für welchen Zweck sie 1753 eine neue Akademie stiftete. Ihr Sohn, Gustav III., war leidenschaftlich begeistert für Musik und Dichtkunst, besonders die dramatische, sowie für die Beredsamkeit,

weniger für die Wissenschaften. Für alle diese Bestrebungen war aber sein geistesbeschränkter Sohn, Gustav IV. Adolf, ganz kalt; doch die geistige Bildung hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie auch unter seinem Scepter aus eigenen Kräften unablässig wuchs.

Im Anfange dieses Zeitraums wurde in der Theologie von der Geistlichkeit und der Regierung ängstlich auf Orthodoxie gehalten, sodaß für freie Forschung kein Raum übrig blieb. Ungern duldete man den Theosophen Swedenborg (s. d.), der allerdings lateinisch schrieb und seine Schriften meistens in England drucken ließ. Als ein noch unübertroffener Prediger ragt der streng dogmatische Rohrborg hervor, aber die flachen Zeitgenossen Gustav's III. zogen den Schönredner Lehnberg vor. Unter diesem Könige konnte übrigens die Theologie freier athmen; der Gewinn war aber gering, denn einerseits brach die franz. Freidenkerei, andererseits die deutsche Aufklärerei in die Kirche hinein. In der Philosophie führte der Professor A. Rydelius in Lund (gest. 1738) den Cartesianismus und N. Wallerius in Upsala den Wolfianismus ein; doch war der erste zugleich ein selbständiger Denker. In der Rechtskunde zeichneten sich Nehrman (nach seiner Erhebung in den Adelstand Ehrenstråle genannt), Rabenius, Wilde und Calonius in Åbo, in der Kameralistik Berch und Nyström aus. Die Arzneikunde wurde durch Rosén von Rosenstein (gest. 1773) von neuem belebt; seitdem erwarben sich Schulzenheim, Bäck, Ahrell, Murray, der Chirurg Bjerkén großen Ruhm. Als Mathematiker leuchteten A. Celsius, Klingenstjerna, Melanderhjelm und Wargentin hervor; als Mechaniker der große Polhem, Schwedens Archimedes, dem man die Anlage des Trollhättakanals und der Docks zu Karlskrona verdankt. In den Naturwissenschaften, besonders in der Botanik, machte Linné (s. d.) seinen Namen weltberühmt. Seine Schüler besuchten beinahe alle Welttheile und verbreiteten über die Floren verschiedener Zonen neues Licht; so Hasselquist über Palästinas und Aegyptens, Löfling über Spaniens und Amerikas, Thunberg über Japans Flora, Sparrman über die des Caplandes und der Südseeinseln, Ad. Afzelius über die Guineas und Osbeck über die von China. Uebrigens waren A. J. Retzius, Hoffberg, Liljeblad und Acharius für die Erweiterung der Botanik thätig, der Freiherr de Geer, später Paykull, Gyllendahl, Schönherr für die Entomologie, und in die Ichthyologie wurde von Artedi noch vor Linné Licht gebracht. Die Mineralogie, die Bergkunde und die Chemie hatten schon durch Scheffer, J. G. Wallerius, Cronstedt, von Svab und Tilas große Fortschritte gemacht, als Bergman auftrat, welcher, von Scheele und Gahn unterstützt, der Physik, der Chemie und der Geologie eine neue Gestalt gab. Die hebr. und besonders die rabbin. Literatur fand in Karl Aurivillius, später in Hallenberg gelehrte Bearbeiter; vorzüglichen Ruhm erwarben sich Olof Celsius und Ödmann. Die classische Philologie wurde weniger gepflegt, aber die altnordische und die goth. Sprache mit desto größerm Erfolg von Ihre, der den Ulfilas und sein noch immer geschätztes «Glossarium Sveo-Gothicum» herausgab. Die vaterländische Geschichte fand auch in diesem Zeitraum viele und eifrige Bearbeiter, die mit weit gesünderer Kritik und nüchternerm Urtheile ans Werk gingen; nur Björner war dem alten Aberglauben ergeben. Die Bahn zu einer gesammten Reichshistorie brach Dalin; diesem folgte Lagerbring; endlich schrieb Botin im pragmatischen Geiste einen Entwurf zu einer Geschichte des schwed. Volks. Uebrigens verdienen folgende Historiker rühmliche Erwähnung: Norberg, wegen seiner Geschichte Karl's XII., dessen Beichtvater er war; der Erzbischof Erich Berzelius und seine Söhne, als unermüdliche Forscher; der Bischof Rhyzelius, Verfasser einer «Episcoposcopia» und einer «Monasteriologia»; der Bischof Celsius der Jüngere (gest. 1794), der die Geschichte Gustav's I. und Erich's XIV. sowie eine Kirchengeschichte schrieb; der Kanzleirath Stjerneman, als Herausgeber vieler histor. Documente; ferner Loenbom, M. von Celse, E. M. Fant, Porthan in Åbo (gest. 1804), dem die finn. Mythologie und Geschichte unendlich viel verdankt, der unermüdliche Giörvell u. a. Mit der schärfsten Kritik verfuhr Warmholz (gest. 1785) in seiner musterhaften «Bibliotheca Sveo-Gothica». Der vielseitigste aller Historiker war der Reichshistoriograph Hallenberg (gest. 1834); sein Meisterwerk ist die Geschichte Gustav II. Adolf's, ganz nach archivalischen Quellen bearbeitet.

Als der eigentliche Reformator der schönen Literatur Schwedens ist Dalin zu betrachten. Zuerst trat er als Herausgeber einer im Geiste des engl. «Spectator» redigirten Zeitschrift «Argus» auf, die ungeheuere Sensation erregte, obschon man darin gar nichts Außerordentliches weder in Gedanken noch in der Behandlung findet. Größeres Verdienst haben seine Gedichte, meistens Gelegenheitsgedichte, obwol sie jetzt ein veraltetes Aussehen haben, während die Prosa in seiner Reichsgeschichte noch durch ihre Reinheit und edle Würde anspricht. Neben ihm stand Frau Nordenflycht; in ihren Liedern athmet ein tiefes, schaurig-glühendes Gefühl, dem es jedoch selten gelang, den rechten Ausdruck zu finden. Um diese Muse versammelte sich ein Dichter-

kreis, der sich «Utile dulci» benannte. Aus diesem gingen hervor der ernste Gyllenborg (gest. 1808), der Fabeln, Oden und das epische Gedicht «Tåget öfver Belt» schrieb, und sein Freund Creutz (gest. 1784), der durch die Idylle «Atis und Camilla» die Nation hinriß. In sprachlicher Hinsicht ist eine große Kluft zwischen diesen beiden Dichtern und ihren Vorgängern. Noch mehr wurde die Sprache ausgebildet durch Kellgren, der, nicht nur durch seine leichte, reine und melodische Diction, sondern auch durch tiefes Gemüth und hohen poetischen Schwung ausgezeichnet, als lyrischer Dichter und Satiriker den ersten Rang gewann. Mit ihm wetteiferte Leopold (gest. 1829), der jedoch wie Pope, sein Vorbild, eigentlich mehr rhetorisch als poetisch war. Hochgeschätzt wurde auch Oxenstierna (gest. 1818) wegen seiner epischen Gedichte «Skördarna» und «Årstiderna», worin er mit einem überaus glänzenden, aber auch elegischen Farbenschmelz den vaterländischen Himmel und das vaterländische Volks- und Landleben schildert. Weit unter diesen standen Gustav III., der zwar nicht Verse machen konnte, aber mehrere Schauspiele entwarf, die Kellgren mit poetischem Gewand bekleidete, übrigens aber als Redner ausgezeichnet war; G. A. Silfverstolpe, Adlerbeth, Stenhammar, Blom u. a. Alle die bisher Genannten gehörten der sog. classischen, nach franz. Muster gebildeten Schule an. An sie schloß sich die naive Frau Lenngren an. Eigene Bahnen aber verfolgten der zwar liederliche, aber weichherzige, sentimentale, melodische Lidner (gest. 1793), von dessen Gedichten «Spastara's Död» und «Yttersta Domen» die berühmtesten sind, und der geniale Bellman (s. d.). Nicht weniger originell innerhalb seiner Sphäre war Graf Karl Aug. Ehrensvärd (gest. 1800). Er schrieb 1784 eine Reise nach Italien und eine Philosophie des Schönen, worin er fast dieselbe Richtung verfolgt, wie der ihm sonst unbekannte Winckelmann. Seine Zeitgenossen, die ihn nicht verstanden, betrachteten ihn wie einen genialen Sonderling. Nur zwei begriffen ihn, der Bildhauer Sergell und sein Geistesverwandter Thorild. Letzterer gerieth bald, die ganze Oberflächlichkeit der Zeit ebenso geistreich als schonungslos aufdeckend, in hitzigen Streit mit den Koryphäen des herrschenden Geschmacks, Kellgren und Leopold; nachher zerfiel er mit der damaligen lichtscheuen Regierung und wurde in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Professor nach Greifswald verbannt. Einige Jahre danach fingen der Philosoph B. Höijer und G. Silfverstolpe an, in ihren beiden Journalen für vaterländische und ausländische Literatur eine tiefere Kritik einzuführen und auf die wichtigsten Erscheinungen des Auslandes, namentlich Deutschlands, die Aufmerksamkeit zu lenken. Bis dahin kannte das größere schwed. Publikum von der deutschen Literatur wenig mehr als Kotzebue's Schriften, Lafontaine's Romane; einige Schriften Wieland's, Schiller's «Räuber» und Goethe's «Werther's Leiden», die ins Schwedische übersetzt wurden. Doch nach wenigen Jahren ermüdeten jene beiden Journale; die meisten Dichter von der alten Schule waren gestorben oder vom Alter geschwächt, und die später aufgetretenen Dichter waren nur schwache Nachahmer der vorhergegangenen. Im Bereich der schönen Kunst hörte mit Nikol. Tessin das goldene Zeitalter der Architektur auf; Hårleman konnte sich mit ihm nicht messen. Dagegen blühte die Sculptur in Sergell (s. d.) auf. In der Malerei zeichneten sich viele aus, wie Pilo, Kraft, Pasch, Hillerström; weniger wollte die Musik gedeihen, und nur wenige und unbedeutende Componisten erzeugte Schweden in dieser Zeit, obschon mehrere deutsche Meister, wie Vogler und Naumann, längere Zeit in Schweden wirkten.

So war die neueste Epoche der schwed. Literatur vorbereitet, welche mit dem Anfang des 19. Jahrh. beginnt. Namentlich war es die schöne Literatur, in der sich die Neugestaltung geltend machte; erst seit der Revolution von 1809 datirt der Beginn einer schwed. Nationalliteratur im eigentlichen Sinne des Worts. Außer dem schon erwähnten Thorild, der die Befreiung vom geisttödtenden Formalismus ernstlich anstrebte und fremde Muster empfahl, waren es die Lyriker Franzén und Wallin, der Kanzelredner und Psalmist, die «Davidsharfe des Nordens», die, zwar noch zum Theil der alten Richtung angehörig, den neuen Tag verkündeten. Neben ihnen gehören Choräus, als geistlicher Liederdichter, Kullberg und Valerius, als Verfasser von Lehrgedichten, Stiernstolpe, der Uebersetzer von Wieland und Blumauer, die Dramatiker Lindegren, Hornberg und Nordforß der Uebergangsperiode an. Infolge des zu Anfange dieses Jahrhunderts besonders durch den Philosophen Höijer in Upsala angeregten neuen Lebens bildete sich, zum Theil noch aus Studirenden, eine Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften, aus der 1807 der «Aurorabund» hervorging. Das damalige, allen Neuerungen abholde und argwöhnische Regiment Gustav IV. Adolf's hemmte diese Bestrebungen durch Verbote und harte Censur und stellte den neuen Ideen in der von Wallmark redigirten «Allmänna journalen för litteratur och theatern» ein Organ entgegen, welches auf einige Zeit der eifrigste Vorkämpfer der Akademie und der alten classischen Schule blieb. Als nach der Revolution von 1809 Buchhandel

und Presse frei geworden waren, folgte der polit. Bewegung die literarische schnell nach. Der Kampf gegen die veraltete Akademie wurde gleichzeitig in zwei sich fast parallel entwickelnden Richtungen geführt, je nach den zwei Hauptelementen, dem idealistischen einerseits, dem vaterländischen andererseits, die überall in der neuern Romantik, in Schweden jedoch bis zum Extrem hervortraten. Die erstere Richtung verschaffte sich anfangs seit 1809 durch die beiden Zeitschriften «Polyphem», der in Stockholm von Askelöf, und «Phosphoros» (1810—14), der in Upsala von Atterbom redigirt wurde, ihren Ideen Geltung. Bald darauf begann der letztere auch die Herausgabe eines «Musenalmanach» (1813—22); nachdem der «Phosphoros», nach welchem übrigens die Vertreter dieser Richtung den Namen Phosphoristen erhielten, eingegangen, trat an dessen Stelle die «Svensk litteratur tidende» (1814—24). Die Häupter der Bewegung waren Atterbom, Elgström, Hedborn und Dahlgren als Dichter, Hammarsköld, Palmblad, Graf Schwerin, J. H. Schröder und Livijn als Prosaisten. Die Poesie Atterbom's (s. d.) ist einerseits südländisch, üppig und phantasiereich, andererseits auf deutsche Weise gedankenreich, sinnig und reflectirend, zuweilen im Uebermaße. Elgström, früh verstorben, hinterließ schöne Elegien. Der Naturdichter Hedborn zeichnete sich besonders durch geistliche Lieder aus. Dahlgren war eine Reihe von Jahren wegen seiner Heiterkeit und seines leichtspielenden Witzes, wegen seiner Lebendigkeit und Lebensfrische ein Liebling des größern Publikums. Hammarsköld war ein sehr kenntnißreicher, aber im Lobe wie im Tadel übertreibender Kritiker. Palmblad (s. d.) stand ihm in dem Berufe als Kritiker bei, nahm thätigen Antheil am «Phosphoros» und andern Zeitschriften, besorgte den Nachdruck der besten deutschen Classiker, schrieb eine Reihe Novellen, die sehr gefielen, und gab später die Romane «Falkensvärd» und «Aurora Königsmark» heraus. Livijn zog sich früh in das praktische Leben zurück; von seinen Romanen, die großartige Züge eines wilden Humors enthalten, ist die «Pique-Dame» den Deutschen durch Fouqué's Uebersetzung bekannt. Der Kampf zwischen Romantik und Classicismus wurde lange Zeit hindurch mit großer Bitterkeit geführt; die Kritik war mit mancher Parteilichkeit verbunden, und nicht mit Unrecht kann man den Phosphoristen den Vorwurf machen, daß sie mehr negativ als positiv gewirkt haben. Doch drangen die neuern Ansichten allmählich selbst in die Akademie ein, und als Leopold, noch der einzige bedeutende Vertreter des Classicismus, gestorben war (1829), ward Atterbom sogar selbst in die Akademie aufgenommen.

Die zweite Hauptrichtung, die sich in der Bewegung der schwed. Nationalliteratur geltend machte, aber auf neutralem Grunde stand, ohne an dem Kampfe theilzunehmen, waren die sog. «Gothen». Im Anfange repräsentirte sie der «Gothenbund», welcher die Zeitschrift «Iduna» zu seinem Organe hatte. Wie die Phosphoristen, einem körperlosen Idealismus nachstrebend, allem wirklichen Boden sich zu entheben, ihren Stoff überall her, ihre Form aus jeder südländischen antiken und modernen Literatur sich anzueignen suchten, so war das Streben der Gothen ein in Sprache und Inhalt echt nationales, rein nordisches, auf nordischem Boden erwachsenes und durch ihn genährtes. Charakteristisch ist in dieser Beziehung Geijers Gedicht «Manhem». Hauptvertreter dieser Richtung waren Geijer und Tegnér, neben ihnen besonders Ling, der Begründer der schwed. Gymnastik, nebst Afzelius, dem jüngern Adlerbeth u. a. Anfangs war es im «Gothischen Bunde» Ling, der am meisten diejenigen in der damaligen Sturm- und Drangperiode anzog, die, alle ausländischen Tendenzen fanatisch verwerfend, von nichts als von altnordischen Kampfthaten, Berserkerwuth und großsprecherischem Prahlen wissen wollten und sogar die altnordische Mythologie wieder zu beleben sich bestrebten. Seine Genossen, wiewol auch patriotische Dichter, hielten sich von dieser Gothomanie gänzlich entfernt. Vielmehr kann man von Tegnér's (s. d.) weltberühmter «Frithjofsaga» behaupten, daß der Ton eher zu weich, modern und sentimental sei. Uebrigens erwarb sich dieser Dichter durch die Ueppigkeit seiner Phantasie, den Glanz seiner Bilder und seine originelle, antithesenreiche Diction große Bewunderung. Weniger glänzend, aber tiefer an Gemüth, gediegen und männlich-kräftig, verstand Geijer (s. d.) das Herz zu treffen und zugleich patriotische Gesinnungen zu erregen. A. Afzelius hat wenig gedichtet, aber einige seiner Lieder im Tone des Volksliedes haben einen bleibenden Werth.

Der frühern Epoche der neuern schwed. Literatur gehört noch eine ganze Reihe von Dichtern an, die sich keiner bestimmten Schule anschließen lassen. Eine hohe Stelle unter denselben gebührt Stagnelius, der, wiewol sehr jung vom Tode dahingerafft, erstaunlich viel und zwar in allen Gattungen der Poesie hervorgebracht hat. Sein Genius war ein immer sprudelnder Born, seine Phantasie glühend, seine Sprache prachtvoll und blühend, sein Versbau klangvoll und harmonisch. Leider war er dem poetisch unfruchtbaren Neuplatonismus ergeben und wendete seine Muse gern abstracten Stoffen zu. Ihm geistig verwandt war Erik Sjöberg, der sich Vitalis

nannte und seine zerrissene Seele bald in Witzen funkeln ließ, bald in tief eindringenden ausſprach. Sein Freund Nicander war nicht weniger originell, aber harmonischer durch A Wohlklang und stille Schönheit. Dramatiker ist Bernhard von Beskow, dessen «Torkel I son» für das beste von allen bühnengerechten Schauspielen der schwed. Literatur gilt. A Tragödien von Börjesson («Erik XIV.») und die dramatischen Producte von Blanche, Hedberg, Ridderstad, Wetterbergh u. a. erfreuen sich bleibenden Beifalls. Durch ganz Sc bekannt sind die unzähligen Wortspiele und Parodien von Fahlcrantz, einem ebenso witzi tiefsinnigen Dichter. Wol der beweglichste und vielseitigste der schwed. Dichter ist unstrei originelle Almquist, der zwar manches Gute geleistet hat, sich aber zu sehr in Sonderb gefiel. Unter der jüngsten Generation von schwed. Dichtern ist es besonders der Finländer berg (s. d.), welcher sich der allgemeinsten Beliebtheit erfreut. Nächst ihm sind noch zu er der scherzhafte, witzige, ungezwungene, hier und da selbst etwas cynische Wilhelm von und der sehr angesehene Böttiger, der Schwiegersohn Tegnér's, sowie ferner Ruda, Lin Ingelmann, ein unerschöpflicher Gelegenheitsdichter, Sätherberg, Malmström, Nybom Fryxell, Sturzenbecher (pseudonym Orvar Odd), Ridderstad, Stramberg (pseudonym Qualis, Uebersetzer Byron's), Sahlstedt, Kjellman-Göranson, Adlersparre, der Finne To Herman Bjursten (welcher unter anderm Schiller's Gedichte vortrefflich ins Schwedische ü hat) u. a. Auch der König Karl XV. und sein Bruder Oskar, Herzog von Östergötland, Gedichte veröffentlicht; letzterer hat unter anderm Herder's «Cid» übersetzt.

Der Roman war in Schweden bis auf neuere Zeit herab ein fast unbebautes Feld. machte Crusenstolpe viel Glück mit dem burlesk-witzigen Romane; später folgte Claes (gest. 1844), dessen Romane schon oben erwähnt wurden. Der histor. Roman wurde Nachahmung Walter Scott's auch in Schweden hervorgerufen. Dem Versuche des P Gumälius («Thord Bonde») folgte ein Unbekannter mit «Der Freibeuter» und «De Abend im Ostwalde». Histor. Studium und gute Erfindung, beeinträchtigt durch die breite Ausführung, entfalteten sich in des Grafen Sparre «Der letzte Freisegler» und « Findling». Die Romane Crusenstolpe's bieten eine sonderbare Mischung von Wahrhe Dichtung. Mehr Kunst besitzt Kullberg, z. B. in seinem «Hof Gustav's III.» Letzter suchte sich auch in Paul de Kock's Manier. Die Romane Almquist's wurden eine Zeit la besprochen, doch tragen sie mit wenigen Ausnahmen den Stempel einer unechten Genialit des Communismus an sich. Ueberhaupt hatte der eigentliche histor. Roman nur eine Blütezeit und mußte bald der Sittenschilderung aus der Gegenwart weichen. Hervorzuhe hier besonders Wetterbergh, der als Schriftsteller den Namen Onkel Adam führt und bilder aus dem Mittelstande wählt. Engström stellt den Bauernstand vortrefflich dar, sich aber dem Tendenzromane zu. Beschaulichkeit herrscht bei dem Finnen Snellma dem Baron de Geer vor. Sehr beliebt sind die beinahe zahllosen Novellen Mellin's, denen sich manches Hübsche findet. Schon genannt wurden die Novellen und Romane blad's, von denen besonders die letztern zu dem Besten dieser Gattung in der schwed. Li zählen. Andere Romanschriftsteller sind Ridderstad, Kjellmann-Göranson, Graf Adler (pseudonym Albano), von Zeipel, Bjursten, Lindeberg, Topelius, Rydberg. Das größ teresse jedoch haben drei romanschreibende Damen für sich zu erregen gewußt. Voran steht derike Bremer (s. d.), deren Romane durch Sinnigkeit, feine Beobachtungsgabe, frische N und schöne Weiblichkeit den Leser ansprechen; weniger originell sind die ungewöhnlich fru Frau Flygare Carlén (s. d.) und die Freiin Knorring, jene in der Composition und Ausm häuslicher Verhältnisse nicht unglücklich, aber ohne Poesie; diese eine Meisterin in der D lung des Tand und der zierlichen Thorheiten der großen Welt. Außerdem sind noch di vellen der Wilhelmine (Stålberg) zu nennen, und in der neuesten Zeit haben die Tochte Schwägerin der Emilie Carlén, Frau Rosa Carlén, sowie die Frau Marie Sophie Sc (s. d.), die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf sich gezogen. Talentvolle Feuilleto doch auch Novellen- und Romanverfasser, hier und da in etwas burschikoser Manier, ab sprudelndem Witze ausgestattet, sind Sturzenbecher (Orvar Odd) und Blanche.

Weniger bemerkbar blieb der Einfluß der Bewegung von 1809 auf das wissenscha Leben Schwedens. Die Theologie konnte sich zwar nach Aufhebung der Censur freier be doch blieb sie als Wissenschaft an originellen Gedanken arm und folgte den Bewegung deutschen Theologie nach. Als Exeget ist Ödmann (gest. 1829) zu nennen; unter den K rednern sind Wallin und Rogberg, dann Franzén, Hagberg, Schartau, Thomander, Li die namhaftesten. Die Philosophie erhob sich durch Höijer (gest. 1812) zur Selbständigkeit

zunächst stand Biberg (gest. 1827), an Geist mit Schleiermacher verwandt. Sonst sind noch die Arbeiten von Geijer, Atterbom, Grubbe, Boström, Schröder, Ribbing, Klasson u. a. zu nennen. Um den histor. Theil der Rechtsgelehrsamkeit machte sich vor allen Schlyter (auch Collin) durch die Herausgabe der alten schwed. Landschaftsgesetze verdient; ferner Järta und Nordström durch rechtsgeschichtliche Arbeiten und Schrevelius durch die Bearbeitung des Civilrechts. In der Medicin sind Huß und Retzius berühmte Namen; der letztere hat auch ein neues ethnolog. System aufgestellt. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften behauptet Schweden noch immer seinen alten Ruhm. Vor allen ist hier der berühmte Chemiker Berzelius (s. d.) zu nennen, welcher in Mosander, Berlin, Wachtmeister u. a. würdige Schüler hinterlassen hat. In der Physik haben sich außer Berzelius ausgezeichnet: Rudberg, Brede, Edlund, Nordenskjöld; in der Astronomie Selander, Svanberg, Lindhagen; in der Mathematik Svanberg, Hill, Malmsten; in der Zoologie Nilsson, Lovén, Zetterstedt, Sundevall, Malmgren. Die classische Philologie hat in Schweden nie rechten Boden gewinnen können; doch sind werthvolle Arbeiten vorhanden, z. B. das schwed.-lat. Wörterbuch von Lindfors. Mehr geschah für die orient. Studien, wo außer Ödmann und Norberg Agrell und Tullberg für das Syrische, Tornberg und in Finland Wallin für das Arabische, Tullberg und in Helsingfors Kellgren für das Sanskrit, an letzterer Universität auch Geitlin für das Persische thätig gewesen sind. Ueber die Landessprache hat Rydquist das erste Werk geliefert, das den Anforderungen der modernen Sprachwissenschaft entspricht; um die Runen haben sich Liljegren, Dieterich und Dybeck, um die Münzkunde Schröder und Hildebrand verdient gemacht. Sehr sorgfältig ist die schwed. Geschichte bearbeitet worden; auch hat man begonnen, die bisher meistens vernachlässigten reichen Schätze des Reichsarchivs zu benutzen und umfassende Sammlungen herauszugeben. Die drei bedeutendsten Geschichtsschreiber der neuesten Zeit sind Geijer (s. d.), Fryxell (s. d.) und Strinnholm (s. d.), denen sich Cronholm, Holmberg, Wieselgren, Carlsson, Malmström, Wahrenberg, Tengberg, Hammarstrand u. a. anschließen. Als Kirchenhistoriker ist Reuterdahl, als Kunsthistoriker Brunius hervorzuheben. Ein sehr verdienstvolles Werk ist das von Palmblad redigirte «Svenskt biographiskt Lexicon» (23 Bde., Upf. 1835—57; Fortsetzung, redigirt von Wieselgren, Bd. 1—5, Örebro 1857—64). Die Geographie ist von Palmblad wissenschaftlich bearbeitet, Schwedens specielle Geographie von Tuneld, Tamm u. a., die Statistik von Forsell, Agardh, Ljungberg, Thomée, Hahr u. a. vortrefflich dargestellt worden.

Beachtenswerthes hat Schweden in neuerer Zeit auf dem Gebiete der schönen Künste geleistet. Um die Baukunst machten sich neben den geschulten Architekten Blom und Nyström besonders der Professor Brunius zu Lund als Wiederbeleber des goth. Stils, der Hauptmann Cronstrand und ein Bauer in Östergötland, der Erbauer vieler Kirchen, Schlösser und Edelhöfe, verdient. In der Sculptur bewahrten nach Sergell's Tode dessen begabte Schüler Byström und Fogelberg Schwedens Ruhm. Letztern schließen sich Quarnström und Molin würdig an. Weit größer ist die Zahl der Maler. Wir erwähnen nur: die Porträtmaler C. von Breda, Westin, Södermark, Staaf, Sandberg, welcher letztere auch Geschichtsmaler ist; in dieser Gattung haben sich auch J. von Breda und Hörberg ausgezeichnet. Als Genremaler sind bekannt: Lauräus, Hjalmar Mörner (Caricaturen in Hogarth's Manier), Wickenberg (Winterlandschaften), Boklund, Zoll, Höckert, Nordenberg, Wallander, Egron Lundberg (Aquarell) und Amalia Lindegren; als Landschaftsmaler Fahlcrantz, Palm, Billing, Stäck, Bergh und M. Larsson, welcher letztere sich auch (außer Berger und Plagemann) als origineller Marinemaler berühmt gemacht hat; als Thiermaler: Kjörboe, Wahlbom, Andersson und Wright; als Zeichner das Fräulein Röhl (in Porträts), Anckarsvärd und Billmark; als Graveurs: Forsell, Graffman, Anckarsvärd und Mandelgren; als Medailleurs: Frumerie, Mellgren, Lundgren und Lea Ahlborn. An der Spitze der neuern schwed. Musiker stand Häffner (gest. 1833), ein Deutscher, der sich als Wiederhersteller der Choral- und der alten Volksmelodien ein großes Verdienst erworben hat. Beliebte Tonsetzer sind übrigens Crusell, Nordblom, Randel, Dannström, Ahlström, Berwald, Josephson und Geijer, der Geschichtsschreiber und Dichter. Am höchsten steht Lindblad, dessen Gesänge in aller Munde sind und dessen größere Compositionen auch im Auslande Anerkennung gefunden haben. Weltbekannt ist die Sängerin Jenny Lind (s. d.). König Oskar hat auch eine von Brendler begonnene Oper nebst vielen andern kleinen Sachen componirt, und sein Sohn, der früh verstorbene Prinz Gustav, war ein leidenschaftlicher Bewunderer der Tonkunst. Die Hauptwerke über schwed. Literaturgeschichte sind: Hammarsköld, «Svenska viterheten» (neue Ausg. von Sondén, Stockh. 1833); Lenström, «Svenska poesiens historia» (2 Bde., Stockh. 1839); derselbe, «Sveriges literatur- och konsthistoria» (Upf. 1841); Wieselgren, «Sveriges sköna literatur» (5 Bde., Stockh. 1846—49); Atterbom, «Svenska Siåre och

Skalder» (Bd. 1—6, Stockh. 1841—51); Sturzenbecher, «Die neuere schwed. Literatur» (deutsch, Lpz. 1850). Als bibliogr. Hülfsmittel sind besonders der «Svensk bokhandels katalog» (4 Thle., Stockh. 1845—52) und die «Svensk bibliographie» zu nennen.

Schwedisch-Pommern wurde der westl. Theil des Herzogthums Pommern genannt, welchen das Deutsche Reich im Westfälischen Frieden von 1648 als Reichslehn, mit Sitz und Stimme im Fürstencollegium auf dem Reichstage, zur Entschädigung an die Krone Schweden abtreten mußte. Es begriff damals ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen und einem Theile Hinterpommerns, sodaß Schweden in den vollen Besitz der Odermündungen kam. Dem Hause Brandenburg, welchem Pommern in Gemäßheit einer Erbverbrüderung nach dem Tode des letzten wendischen Herzogs von Pommern, Bogislaw's XIV., 1637 zugefallen war, verblieb demnach nur der größte Theil von Hinterpommern nebst dem säcularisirten Bisthum Kamin. Im Frieden zu Stockholm von 1720 mußte Schweden seinen Antheil von Hinterpommern an Preußen abtreten, und S. bestand nun blos aus Vorpommern nebst Rügen. Im Frieden zu Kiel von 1814 trat es Schweden gegen Norwegen an die Krone Dänemark ab, von welcher es Preußen gegen das ihm auf dem Wiener Congreß von 1815 zugesprochene Herzogthum Sachsen-Lauenburg eintauschte. (S. Pommern.) Gegenwärtig bildet es den Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern, mit der Hauptstadt Stralsund.

Schwedt, Stadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, am linken Ufer der Oder, 3 M. in Ostnordosten von der Kreisstadt Angermünde gelegen und gut gebaut, mit breiten, geraden Straßen, die mit Bäumen besetzt sind, hat ein sehenswerthes königl. Schloß, das 1580 erbaut, 1723 als Residenz eines Seitenzweigs der Markgrafen von Brandenburg vergrößert und verschönert wurde, und zu welchem ein engl. Garten mit einem Schauspielhause und dem großen Gebäude der 1867 nach Hannover verlegten königl. Reitschule gehört. Die Stadt besitzt drei evang. und eine kath. Kirche, eine höhere Knabenschule und (1864) mit Einschluß der Cavaleriegarnison 8362 E. Es befindet sich hier eine königl. Gerichtsdeputation für die Herrschaft S. sowie seit 1826 eine Mobiliar-, Feuer- und Hagelschädenversicherungsgesellschaft. Die Einwohner beschäftigen sich mit Tabacks- und Seifenfabrikation, Kleingewerben und Schiffahrt. Auch hat die Stadt eine Dampfschneidemühle. Unweit nordwestlich liegt das durch eine Allee mit der Stadt in Verbindung stehende, 1778 erbaute Lustschloß Monplaisir mit einem Park. S. war 955 der Sitz der heidnischen Wendenfürsten Nakko und Stoinef, erhielt 1265 Stadtrecht, sank aber nachmals von seiner Höhe so herab, daß ihm 1515 aufs neue das Stadtrecht verliehen werden mußte. Die Herrschaft S., seit 1478 ein Besitzthum der Grafen von Hohenstein, kam, als der Graf Martin von Hohenstein-Vierraden 1609 ohne männliche Erben starb, unter der Regierung des Kurfürsten Johann Sigismund an Brandenburg und wurde der Ukermark einverleibt. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm verlieh dieselbe 1689 seinem ältesten Sohne aus zweiter Ehe, Philipp Wilhelm, der als Markgraf von S. der Gründer einer Seitenlinie wurde, die aber mit dem jüngern Sohne Philipp Wilhelm's, Heinrich Friedrich, 1788 ausstarb, worauf S. wieder an das Kurhaus zurückfiel.

Schwefel, eins der wichtigsten und verbreitetsten chem. Elemente, kommt in der Natur theils gediegen, theils im Zustande chem. Verbindung vor. Natürlicher S. findet sich nur in vulkanischen Gegenden, besonders häufig in Sicilien, wo er theils in Rhombenoctaëdern von stroh-, wachs- und honiggelber Farbe krystallisirt, theils derb, in Gips und Cölestin eingesprengt, theils pulverig als sog. Mehlschwefel erscheint. Die reinern Formen des natürlichen S. werden nur umgeschmolzen und so in den Handel gebracht, die mit Thon u. s. w. gemengten aber durch Sublimiren und Umschmelzen gereinigt. Bei weitem die größere Masse des vorhandenen S. findet sich indeß in der Form von Schwefelmetallen, d. h. Verbindungen des S. mit Metallen, die unter dem Namen der Kiese, Glanze und Blenden in der Mineralogie bekannt sind. Die verbreitetsten darunter sind der Schwefelkies (Schwefeleisen), Kupferkies, Bleiglanz und die Zinkblende. Aus diesen kann man zum Theil durch Erhitzung unter Luftausschluß einen großen Theil des S. austreiben. Endlich kommt sehr viel S. in der Form natürlicher schwefelsaurer Salze vor, unter denen der Gips das verbreitetste ist, die man aber nicht zu S. benutzt. Der rohe S. kommt im Handel in der Form gegossener Stangen als Stangenschwefel (die unreinen, graugelben Sorten als Roßschwefel) vor. Diesen reinigt man durch Sublimation, wobei man die Dämpfe in kühlen Kammern als feines krystallinisches Pulver (Schwefelblumen) absetzen läßt. In der Medicin ist als Schwefelmilch eine sehr fein zertheilte Form des S. in Anwendung, welche man erhält, wenn man Schwefelleberlösungen durch eine Säure zersetzt. Der S. findet sich auch im Pflanzenreiche, vorzüglich in dem Pflanzensafte und den öligen

Samen der Hülsenfrüchte sowie in den Cruciferen, wie in dem Senf, dem Meerrettich u. s. w. Im Thierreich macht der S. einen Hauptbestandtheil des Eiweiß, Faserstoffs, Caseïns, der Epidermis, der Haare, des Horns, der Galle u. s. w. aus. Der reine S. ist stroh- bis honiggelb, von muscheligem Bruch, geringer Härte, doppelt so schwer als Wasser und ein Nichtleiter der Elektricität. In der Wärme wird er weich und schmilzt dann zu einer braunen Flüssigkeit; wenig über dem Schmelzpunkte entzündet er sich an der Luft und verbrennt mit blauer Flamme unter Entwickelung eines eigenthümlichen, erstickenden Geruchs. Bei 450° siedet der flüssige S. und verwandelt sich in ein dunkelrothes Gas. In Säuren ist er unlöslich, nur von Salpetersäure wird er nach langem Kochen in Schwefelsäure verwandelt; in Alkalien löst er sich in Menge auf und bildet damit die sog. Schwefelleber (s. d.); mit Metallen verbindet er sich fast ohne Ausnahme direct durch Zusammenschmelzen zu **Schwefelmetallen**. Zu diesen gehören viele der wichtigsten in der Natur vorkommenden Erze des Eisens, Kupfers, Bleis, Silbers, Antimons, Arseniks u. s. w. Alle Schwefelmetalle haben das Charakteristische, daß sie beim Erhitzen an der Luft nach schwefliger Säure riechen und beim Uebergießen mit wasserhaltigen Säuren das nach faulen Eiern riechende Schwefelwasserstoffgas (s. d.), eine Verbindung von S. mit Wasserstoff, entwickeln. Der S. selbst wird seiner leichten Entzündlichkeit wegen als Zündstoff benutzt und als Schwefelfaden, zu Zündhölzchen, zu Schießpulver u. s. w. in großer Menge verbraucht. Sonst verwendet man ihn zur Darstellung der schwefligen Säure, der Schwefelsäure, der Schwefelleber, des Zinnobers und anderer pharmaceutischer und chem. Präparate, als Arzneimittel, endlich wegen seiner Plasticität auch zu Abgüssen von Medaillen u. s. w. Neuerdings wird er auch mit Kautschuk zu sog. vulkanisirten Gummi verbunden, da er die Elasticität des Kautschuk bedeutend erhöht und stabiler macht. Unter den Verbindungen des S. sind folgende zu erwähnen. Mit Sauerstoff gibt der S. sechs bis acht saure Verbindungen, von denen zwei, die Schweflige Säure (s. d.) und die Schwefelsäure (s. d.), besonders wichtig sind. Mit Kohlenstoff verbunden bildet der S. den **Schwefelkohlenstoff** (alkohol sulphuris), eine sehr bewegliche, unangenehm riechende, das Licht stark brechende Flüssigkeit, die in der Medicin äußerlich und in der analytischen Chemie und Technik Anwendung findet. Die Wirkung des S. auf den thierischen Organismus ist hauptsächlich eine auflösende, verflüssigende, welche aber der ihr ähnlichen des Antimons und Quecksilbers an Intensivität nachsteht. Der S. erhöht die Thätigkeit der äußern Haut sowol wie die der Schleimhäute, namentlich die des Darmkanals und der Lungen, und beschleunigt den Blutumlauf besonders in den Venen der Unterleibsorgane. Man wendet ihn daher häufig bei Brustaffectionen, als chronischem Husten, chronischen Entzündungen der Respirationsorgane u. s. w., Hämorrhoidalbeschwerden, chronischen Exanthemen, vorzugsweise bei Krätze, Gicht, Rheumatismus und, um mit seinen dynamischen auch seine chem. neutralisirenden Eigenschaften wirken zu lassen, bei chronischen Metallvergiftungen an. Innerlich gibt man meist die Schwefelblumen, die Schwefelmilch und die Schwefelleber in Pulvern, Pillen und Latwergen; äußerlich sind die **Schwefelsalben** viel in Gebrauch, besonders aber die **Schwefelbäder**, welche, durch Auflösen von Schwefelleber in Wasser bereitet, mit vielem Erfolge benutzt werden. Ebenso ausgebreitet ist der Gebrauch der natürlichen Schwefelwässer (s. d.). Räucherungen mit Schwefeldämpfen sind, als in vielen Fällen der übrigen Gesundheit nachtheilig, fast wieder ganz außer Anwendung gekommen. In der Schwefelsäure und den sie enthaltenden Mitteln tritt die eigentliche Schwefelwirkung gänzlich in den Hintergrund.

Schwefeläther, s. Aether.

Schwefelätthergeist, s. Liquor.

Schwefelleber (hepar sulphuris) nennt man im allgemeinen alle in Wasser löslichen Schwefelmetalle, namentlich die Verbindungen der Alkali- oder Erdmetalle (Kalium, Natrium, Ammonium, Calcium, Baryum) mit Schwefel, und spricht daher von Kali-, Natron-, Barytschwefelleber u. s. w., gewöhnlich jedoch nur die Verbindung des Kalium mit dem Schwefel oder das Fünffach-Schwefelkalium, welches auch in der Medicin theils innerlich, theils äußerlich in Salben und Auflösungen zu Waschungen und Bädern benutzt wird.

Schwefelsäure oder **Vitriolöl** ist eine aus 36 Theilen Schwefel, 64 Theilen Sauerstoff und 2 Theilen Wasserstoff bestehende Säure. Sie ist die wichtigste aller Säuren. In freier Gestalt findet sie sich nur sehr selten in der Natur, in desto größerer Menge aber mit Basen verbunden als Gips (schwefelsaurer Kalk), Cölestin (schwefelsaurer Strontian), Schwerspat (schwefelsaurer Baryt), als Glaubersalz und Bittersalz in den Bitterwässern, mit Kalk und Magnesia verbunden in kleiner Menge in den Pflanzenaschen u. s. w. Man unterscheidet **rauchende** oder **nordhäuser** S. und **englische** S. Erstere wird durch Destillation von

Eisenvitriol gewonnen; sie bildet eine im höchsten Grade ätzende, ölartige Flüssigkeit von 1,8 bis 1,9 specifischem Gewicht, welche alle organischen Gebilde schnell zerstört. Man benutzt sie in der Färberei zum Auflösen des Indigo. Die bei weitem gebräuchlichere englische S. wird durch Oxydation von schwefliger Säure durch Salpetersäure in den sog. Bleikammern und nachheriges Erhitzen der so erhaltenen verdünnten S. in Platinkesseln dargestellt. Die höchst concentrirte englische S. enthält noch eine gewisse Menge Wasser (auf 40 Theile wasserfreie S. 9 Theile Wasser), das ihr nicht entzogen werden kann. Sie bildet ein ölartiges Liquidum, das außerordentlich hygroskopisch ist und alle organischen Körper unter Wasserbildung verkohlt. Beim Mischen mit Wasser findet beträchtliche Wärmeentwickelung und Volumenverminderung statt; 4 Theile Schnee und 1 Theil Schwefelsäure geben beim Mischen große Kälte. Die englische S. findet in den Gewerben die mannichfaltigste Anwendung, so unter anderm zur Darstellung der Soda und des Glaubersalzes, des Chlors, der Stearinkerzen, des Phosphors, zur Scheidung des Goldes vom Silber (Affiniren), in der Telegraphie zum Füllen der galvanischen Batterien, zum Reinigen des Rüböls, zur Wasserstoffentwickelung, als Düngemittel. In verdünntem Zustande und mit Weingeist gemischt, findet sie als Mixtura sulfurica acida (Elixir acidum Halleri) innerlich und als Aqua vulneraria acida (Arquebuscade) äußerlich Anwendung. Mit Basen bildet sie die schwefelsauren Salze oder Sulfate. Die wichtigsten derselben sind schwefelsaurer Kalk (Gips), schwefelsaures Natron (Glaubersalz), schwefelsaure Magnesia (Bittersalz), schwefelsaures Kupferoxyd, Zinkoxyd und Eisenoxydul (Kupfer-, Zink- und Eisenvitriol). Die S. läßt sich in Flüssigkeit leicht dadurch nachweisen, daß auf Zusatz von salzsaurem Baryt ein weißer Niederschlag sich bildet, der sich weder in siedendem Wasser noch in Salzsäure löst.

Schwefelwässer nennt man diejenigen Mineralwässer, welche sich theils durch ihren Gehalt an Schwefel vor andern auszeichnen, theils auf den thierischen Organismus nach Art der Schwefelmittel einwirken. Der meist in der Form von Schwefelwasserstoffgas in ihnen enthaltene Schwefel gibt ihnen einen mehr oder weniger starken Geruch und Geschmack nach diesem Stoffe und häufig ein schwach opalisirendes Ansehen. Derselbe entweicht sehr leicht oder scheidet sich ab, indem er einen schwärzlichen Niederschlag und eine feine, schillernde Haut auf der Oberfläche des Wassers bildet. Aus einigen heißen Schwefelquellen, z. B. der von Aachen, sublimirt Schwefel in Form zarter, locker zusammengehäufter Krystallnadeln, welche die Wände und Gewölbe, wodurch die Quellen eingeschlossen sind, bekleiden. Modificirt werden die Wirkungen der S. durch die den einzelnen Quellen eigenthümliche Beimischung anderer Stoffe, und man unterscheidet sonach 1) alkalisch-muriatische, in denen vor den übrigen Bestandtheilen Kochsalz und kohlensaures Natron vorwaltet, z. B. zu Aachen; 2) alkalisch-salinische, in denen sich neben den angeführten Stoffen noch schwefelsaures Natron in bedeutenderer Quantität vorfindet, z. B. zu Warmbrunn und zu Landeck; 3) erdig-salinische S., in denen schwefelsaure Salze, namentlich erdige, die ersten Nebenbestandtheile bilden, z. B. zu Baden in Oesterreich, Nenndorf, Eilsen, Kreuth u. s. w. In den meisten Fällen ist das Schwefelwasserstoffgas der Begleiter solcher Quellen, die reich an schwefelsauren Salzen sind, und erklärt sich dann sein Entstehen aus diesen durch Einwirkung von organischen Stoffen auf sie, Bildung von Schwefelverbindungen der Erden und Alkalien und Zersetzung dieser durch Kohlensäure. Alle haben das gemeinschaftlich, daß sie die Ab- und Aussonderungen der äußern und der Schleimhaut befördern und den Blutumlauf beschleunigen, weichen jedoch in ihrer Wirkung durch die vorwaltenden Nebenbestandtheile sowie durch ihren verschiedenen Temperaturgrad noch verschiedentlich voneinander ab. Im allgemeinen wendet man sie gegen Dyskrasien verschiedener Art, chronische Krankheiten der äußern Haut, die in unterdrückter Thätigkeit oder regelwidriger Absonderung derselben bestehen, Krankheiten der Schleimhäute infolge örtlicher Schwäche und Stockungen des Blutkreislaufs in den Unterleibsorganen, namentlich Hämorrhoidalbeschwerden an. Vorzugsweise benutzt man sie als Bad in allen Formen, weniger, jedoch im ganzen ziemlich häufig, auch als Getränk. Außerhalb Deutschland sind besonders die Herculesbäder bei Mehadia und Trentsin in Ungarn, Abano, Acqui und Aix in Italien, Baden und Schinznach in der Schweiz, Barrèges, St.-Sauveur, Cauterets und Bagnères d'Adour in Frankreich und Harrowgate in England als heilkräftige S. berühmt.

Schwefelwasserstoffgas, Hydrothionsäure, heißt eine gasförmige Verbindung des Schwefels mit dem Wasserstoff, die in der Natur in den Schwefelwässern (s. d.) vorkommt und sich häufig durch Fäulniß in Morästen und Kloaken erzeugt. Diese Verbindung macht sich da, wo sie vorhanden ist, sogleich durch ihren Geruch bemerklich, der identisch mit dem der faulen Eier ist. Es wirkt erstickend und im höchsten Grade giftig; jedoch haben geringe Mengen desselben

wenn es z. B. als Schwefelwasser angewendet wird, eine entschieden heilsame Wirkung, besonders auf das Respirationssystem. Es unterhält das Verbrennen nicht, ist aber selbst brennbar und verbrennt mit blauer Flamme zu schwefliger Säure und Wasser. Das S. wird künstlich bereitet durch Uebergießen von Schwefelmetallen mit verdünnten Säuren, wobei das Gas unter Aufbrausen entweicht, und ist ein werthvolles Mittel, das in der Chemie zur Trennung der Metalle Anwendung findet.

Schweflige Säure besteht aus gleichen Gewichtstheilen Schwefel und Sauerstoff. Es ist ein farbloses, stechend riechendes, säuerlich schmeckendes Gas, das auf Pflanzenfarben bleichend einwirkt und durch Verbrennen des Schwefels oder durch Kochen von Schwefelsäure mit Kohlenpulver, Schwefel oder Kupfer dargestellt wird. Man wendet sie entweder als Gas in Wasser aufgelöst oder in Gestalt schwefligsaurer Salze, mit Kali oder Natron verbunden, an und benutzt sie vorzugsweise zum Bleichen thierischer Substanzen, wie der Seide, der Wolle, der Schwämme, der Federn u. s. w., welche Körper durch das gewöhnliche Bleichmittel, durch Chlor, nicht entfärbt, sondern gelb gefärbt werden. Sie dient ferner zum Bleichen der Stroh- und Korbgeflechte sowie zum Entfernen von Obst- und Weinflecken aus Wäsche. Die schweflige Säure hat große Neigung, Sauerstoff aufzunehmen und in Schwefelsäure (s. d.) überzugehen. Dieser Eigenschaft wegen benutzt man die schweflige Säure zum Schwefeln der Weinfässer, um den Wein dadurch haltbar zu machen, sowie als Feuerlöschmittel, um brennende Schornsteine zu löschen, indem man auf dem Herde Schwefel verbrennt. Zweifach-schwefligsaures Natron (bisulfite de soude) benutzt man in der Papierfabrikation unter dem Namen Antichlor zur Entfernung des überschüssigen Chlorgases. Durch Auflösen von Schwefelblumen in dieser Verbindung erhält man das unterschwefligsaure Natron (hyposulfite de soude), das in der Photographie und zum Ausbringen des Silbers aus seinen Erzen Anwendung findet. Bäder von schwefligsaurem Gase werden zuweilen bei Hautkrankheiten verordnet.

Schwegler (Albert), deutscher Geschichtschreiber, geb. 10. Febr. 1819 zu Michelbach im Würtembergischen, wo sein Vater Landgeistlicher war, wurde frühzeitig zum Studium der Theologie bestimmt und bezog 1836 mit überwiegender Neigung für die classische Philologie die Universität Tübingen. Hier ward er bald durch Baur auf das Studium der histor. Theologie hingeleitet, als dessen erste Frucht der «Montanismus» (Tüb. 1841) erschien. Diese Schrift wie mehrere andere in Zeller's «Theol. Jahrbüchern» veröffentlichte Abhandlungen zogen S. die Ungunst der würtemb. Kirchenbehörden zu, weshalb er die theol. Laufbahn verließ. Er gründete im Sommer 1843 die «Jahrbücher der Gegenwart», die bis Mitte 1848 erschienen, und habilitirte sich im Herbst 1843 als Privatdocent der Philosophie und classischen Philologie an der tübinger Universität, wo er 1848 eine außerord. Professur der classischen Philologie, später die ord. Professur der Geschichte erhielt und 5. Jan. 1857 starb. Die Ergebnisse seiner theol. Forschungen hat S. in der Schrift «Das nachapostolische Zeitalter» (2 Bde., Tüb. 1846) niedergelegt. In dieser geschichtlichen Untersuchung ist er bestrebt, die Entwickelung des Christenthums aus dem Judenthum und die Entstehung der kath. Kirche als einen rein histor. Proceß aus rein histor. Motiven zu erklären und den neutestamentlichen Schriften in diesem Entwickelungsprocesse des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters ihre histor. Stelle anzuweisen. Von seinen übrigen kirchengeschichtlichen Werken sind noch zu erwähnen die Ausgaben der Clementinischen Homilien (Stuttg. 1847) und der «Kirchengeschichte» des Eusebius (2 Bde., Stuttg. 1852). Sehr verdienstlich sind auch S.'s Arbeiten über Geschichte der Philosophie. Dahin gehören die Ausgabe der «Metaphysik» des Aristoteles (mit Uebersetzung und Commentar, 4 Bde., Tüb. 1847—48), der treffliche Abriß der «Geschichte der Philosophie» (Stuttg. 1848; 6. Aufl. 1868) und die erst nach seinem Tode von Köstlin veröffentlichte «Geschichte der griech. Philosophie» (Tüb. 1859). Ein Werk von Bedeutung ist auch seine «Röm. Geschichte» (Bd. 1—3, Tüb. 1853—58; 2. Aufl. 1867 fg.), die jedoch nur bis zu den Licinischen Gesetzen reicht.

Schweidnitz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, am Fuße des Eulengebirgs und an der Weistritz gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts sowie eines Schwurgerichtshofs (für die Kreise S., Reichenbach und Waldenburg) und zählt 15849 E. (3. Dec. 1867). Unter den vier Kirchen sind die kath. Pfarrkirche wegen ihres über 300 F. hohen Thurms aus Quadern, mit herrlicher Fernsicht, und die evang. Pfarrkirche zur Dreieinigkeit in der Vorstadt als eine der drei Friedenskirchen, welche Ferdinand III. nach dem Westfälischen Frieden erlaubte, merkwürdig. Es bestehen in S. ein evang. Gymnasium, ein Ursulerinnenkloster mit Töchterschule und Pensionat, eine höhere Töchterschule, eine Provinzialgewerbschule, ein Corrections- und

Landarmenhaus, ein Stadtarmenhaus, ein Bürgerhospital, ein vom Kaufmann S
1820 begründetes und infolge der Metzger'schen Stiftung erweitertes Waisenhaus.
besitzt Fabriken in Wolle, Leder, Holzstiften, landwirthschaftlichen Geräthen u. s
schweidnitzer Bier war früher (unter dem Namen Schwarzer Schöps) weithin be
wurde im 16. Jahrh. selbst nach Italien ausgeführt. Auch fabricirt man zu S. g
schuhe und Pfefferkuchen. Die Getreide-, Vieh- und Garnmärkte sind sehr besucht. E
Eisenbahn mit Breslau (seit 1844) sowie mit Waldenburg, Frankenstein und Liegnitz
Die Stadt war bis auf die neueste Zeit herab eine Festung, die während des Siel
Kriegs vier Belagerungen, zwei durch die Oesterreicher und zwei durch die Preußen,
hatte, unter denen die von 1762 durch die Preußen wegen des Minenkriegs die der
war. Vgl. F. J. Schmidt, «Geschichte der Stadt S.» (2 Bde., Schweidnitz 1846-
Das ehemalige unmittelbare Fürstenthum S. war, nachdem sich Schlesien äuf
Polen getrennt, mit dem breslauer Fürstenthum eng verbunden. Erst nach dem Tod
zogs Heinrich IV. (1290) erhielt es eigene Landesherren. Der erste derselben war
dessen Linie in unmittelbarer männlicher Erbfolge bis 1368 regierte. Infolge des
Karl I. von Böhmen (Kaiser Karl IV.) 1353 abgeschlossenen Vertrags gehörte das Fi
nun zur Krone Böhmen, bis es 1741 an Preußen abgetreten wurde. Dasselbe umfaßt
von etwa 44 Q.-M., das gegenwärtig theils dem Regierungsbezirk Breslau (die
Reichenbach, Striegau und Waldenburg), theils dem Regierungsbezirk Liegnitz (Kreise
und Landshut) angehört. Im Kreise S., der 1864 auf 10,72 Q.-M. 78996 E. (daru
allein 1560 Weber und 1668 Familienglieder derselben) zählte, liegen noch die Städte
unter dem Fürstenstein, mit 6304 E., und Zobten, am gleichnamigen Berge, mit 2

Schweigaard (Anton Martin), ausgezeichneter norweg. Jurist und Nationalök
11. April 1808 in Kragerö, wurde nach dem frühen Tode der Aeltern von Verw
zum Seemann, dann für den Kaufmannsstand bestimmt und deshalb zur Erlernung
schen Sprache 1822 zu einem Geistlichen in Ostfriesland gegeben. Hier beschäftigte
1824 eifrig mit Sprachstudien, besuchte dann, weil er sich inzwischen zum Studiren e
seit 1825 die lat. Schule zu Skien und bezog drei Jahre darauf die Universität C
wo er sich eifrig den Rechtswissenschaften widmete. Seit 1833 unternahm er mit Un
des Staats eine Reise durch Schweden, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und
und machte sich allenthalben mit dem Bank- und Geldwesen vertraut. Nach seine
1835 wurde er Lector der Jurisprudenz an der Universität Christiania. 1840 erf
Ernennung zum Professor der Statistik und Staatswissenschaften. An dem Kampf
manisten und Realisten 1836 und 1837 nahm er eifrigen Antheil für die letztern,
Richtung er auch seit 1839 als Mitglied der großen Unterrichtscommission wirkte.
wurde S. jedesmal als Repräsentant Christianias in den Storthing gewählt. Auch
Wirkungskreise wußte er sich die Achtung aller Parteien zu erwerben. 1845 erf
Storthing seine Ernennung zum Bankadministrator. In diesen Stellungen übte er g
fluß auf die Gesetzgebung, das höhere Unterrichtswesen, auf Handel, Zollwesen, E
und die unionellen Angelegenheiten Norwegens. Von 1836—46 war er Mitred
Tageblatts «Den Constitutionelle». Außerdem schrieb er: «Om Norges Bank- og Pe
(Christiania 1836), «Norges Statistik» (Christiania 1840), «Den norske Proces» (C
1841; 2. Aufl. 1854), «Commentar over den norske Criminallov» (Christiania,
1844—46; 2. Aufl. 1860).

Schweigger (Aug. Friedr.), verdienter, auch durch sein Schicksal bekannt geworden
forscher, geb. 8. Sept. 1783 zu Erlangen, empfing in seiner Vaterstadt seine Vorbil
dirte daselbst Medicin, widmete sich aber dabei auch der Botanik und Zoologie und g
dem er 1804 promovirt, nach Berlin. Mit Unterstützung der Regierung machte er
Reise nach Paris; doch sah er sich hier bald durch das Unglück seines Vaterlandes
Hülfsmittel beschränkt. Er suchte und fand ärztliche Praxis, setzte aber dabei sei
Studien so erfolgreich fort, daß seine Monographie der Schildkröten ihm die Achtung
gezeichnetsten franz. Zoologen verschaffte. Kurz nach seiner Rückkehr nach Preußen, 18
er als Professor der Botanik und Medicin in Königsberg angestellt. Seitdem unt
mehrere wissenschaftliche Reisen durch England, Frankreich und Italien, ward abe
1821 in Sicilien, unfern Camerata, bei der Einsiedelei von Quisquina durch seinen
ermordet. Aus der actenmäßigen Untersuchung ging hervor, daß die That ein gemein
mord war, die der Mörder aber dadurch zu beschönigen suchte, daß er auf der Rei

geworden, wie der Fremde ein Ungläubiger (incredulo) sei. Durch Anlegung eines Botanischen Gartens in Königsberg und eine ihm zur Hälfte angehörende «Flora Erlangensis» (2 Bde., Erl. 1811) erwarb sich S. um die Pflanzenkunde Verdienste. Wichtig für die Zoologie sind sein «Handbuch der Naturgeschichte der skeletlosen ungegliederten Thiere» (Lpz. 1820) und die «Beobachtungen auf naturhistor. Reisen» (Königsb. 1820). Auch verdient seine Schrift «Ueber Kranken- und Armenanstalten zu Paris» (Bair. 1809) Erwähnung.

Schweigger (Joh. Salomo Christoph), deutscher Physiker und Chemiker, der Bruder des vorigen, wurde 8. April 1779 zu Erlangen geboren, wo er auch seine Studien vollendete und 1800 als Privatdocent auftrat. Im Oct. 1802 erhielt er eine Anstellung als Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Baireuth und 1811 in Nürnberg an der Polytechnischen Anstalt. Wissenschaftlicher Zwecke wegen, vorzüglich aber um die Studienanstalten genau kennen zu lernen, reiste er 1816 über Paris nach England. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland lebte er ein Jahr in München als Mitglied der königl. Akademie; dann übernahm er die Professur der Physik und Chemie in Erlangen, von wo aus er 1819 einem Rufe für dieselben Fächer nach Halle folgte. Hier starb er 6. Sept. 1857. S.'s physik. Arbeiten bewegen sich vorzüglich auf dem Gebiete der Elektricität und des Galvanismus. Er hatte schon 1808 einen Elektrometer zur Messung der elektrischen Kraft durch magnetische construirt; unmittelbar nach Oersted's großartiger Entdeckung erfand er den elektromagnetischen Multiplicator, der seinen Namen führt. Seit 1811 hatte er die Herausgabe von Gehlen's «Journal» übernommen. Sein als Fortsetzung desselben gegründetes «Jahrbuch für Chemie und Physik» überließ er später dem Adoptivsohn seines Bruders, dem Professor der Medicin Franz Wilhelm Schweigger-Seidel (geb. 16. Oct. 1795 zu Weißenfels), welcher es 1834 mit Erdmann's «Journal für praktische Chemie» verband, aber schon 5. Juni 1838 starb. Mit seinen physik. Studien hat S. auch mehrfach antiquarische verbunden; so unter anderm in der Schrift «Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft» (Halle 1836) und der gründlichen Abhandlung «Ueber das Elektron der Alten» (Greifsw. 1848). Seine neuern physik. Untersuchungen hat S. in Zeitschriften niedergelegt; besonders erschien die Schrift «Ueber die stöchiometrischen Reihen» (Halle 1853).

Schweighäuser (Joh.), gelehrter Philolog, geb. 26. Juni 1742 zu Strasburg, wo sein Vater Johann Georg S., auch als Orientalist bekannt, Pfarrer zu St.-Thomas war. S. beschäftigte sich zu Paris eine Zeit lang mit den orient. Sprachen und besuchte dann zu seiner weitern Ausbildung das Ausland. Nach seiner Rückkehr lehrte er in Strasburg Logik und Philosophie; 1778 aber wurde er Professor der griech. und morgenländ. Sprachen, worauf er sich ausschließend dem Studium der alten Literatur widmete. Die Revolution unterbrach seine Arbeiten, und eine Zeit lang verhaftet, wurde er nachher auf ein Dorf in Lothringen verwiesen. Später erhielt er wieder in Strasburg einen Lehrstuhl an der Centralschule des Depart. Niederrhein, und 1816 wurde er auf Verfügung des Königs Mitglied der Akademie der Inschriften. Altersschwäche wegen legte er 1824 seine Professur nieder und starb zu Strasburg 19. Jan. 1830. Einen bedeutenden Ruf in der gelehrten Welt erwarb sich S. durch seine trefflichen Bearbeitungen des Appianus (6 Bde., Lpz. 1785), Polybius (9 Bde., Lpz. 1789—95; auch 5 Bde., Orf. 1831), von Epiktet's «Manuale» und Cebes' «Tabulae» (Lpz. 1798), ferner der «Epicteteae philosophiae monumenta» (5 Bde., Lpz. 1799—1800), des Athenäus (14 Bde., Strasb. 1801—7), von Seneca's «Epistolae» (2 Bde., Zweibr. und Strasb. 1809) und besonders des Herodot (12 Bde., Strasb. und Par. 1816, nebst einem «Lexicon Herodoteum», 2 Bde., Strasb. und Par. 1824). Seine kleinern Schriften erschienen unter dem Titel «Opuscula academica» (2 Bde., Strasb. 1806). — Sein Sohn, Jean Geoffroy S., geb. zu Strasburg 2. Jan. 1776, mußte während der Revolution nacheinander mehrere Verwaltungsstellen übernehmen, dann beschäftigte er sich in Paris mit literarischen, meist philol. und archäol. Arbeiten. 1810 wurde er seinem Vater als Professor in Strasburg adjungirt und 1824 dessen Amtsnachfolger. Mit Petit-Radel gab er die «Monuments antiques du musée Napoléon» (4 Bde., Par. 1804—6) und mit Golbery die «Antiquités d'Alsace» (Par. 1825 fg.) heraus. Unter seinen übrigen antiquarischen Arbeiten ist noch die «Énumération des monuments les plus remarquables du departement du Bas-Rhin» (Strasb. 1844) zu nennen. Er starb 14. März 1844.

Schweine oder Borstenthiere (Setigera) machen eine Familie der Dickhänter oder Vielhufer unter den Säugethieren aus und zerfallen in mehrere Gattungen. Sie sind über alle Welttheile verbreitet, im allgemeinen zum Fettwerden geneigt und fressen alle nur irgend genießbaren Stoffe. Wie alle Dickhäuter lieben sie die Feuchtigkeit und wälzen sich gern im Schlamme,

um ihre sehr empfindliche, mit Borsten bekleidete Haut gegen Insektenstiche zu schützen. Der Rüssel ist sehr kurz, und von den vier Zehen (Klauen) sind die zwei Seitenzehen höher gestellt und nach hinten gerichtet (Afterklauen). Die eigentliche Gattung Schwein (Sus) zeichnet sich durch lauter vierzehige Füße, dreikantige vorragende Eckzähne, einen mittellangen Schwanz und den Mangel der Rückendrüse aus. Zu ihr gehört das Wildschwein (S. Scrofa Aper), welches braunschwarz ist, sonst in ganz Europa gemein war, jetzt aber wegen des Schadens, den es durch Wühlen in Feldern und Weinbergen anrichtet, in den meisten Gegenden ausgerottet ist. Es ist reizbar, rachsüchtig, grimmig und völlig furchtlos und stürzt sich wüthend auf seinen Gegner. Man jagte es früher mit großen Hunden (Saurüden) und fing es mit dem Jagdmesser oder mit dem Spieße (Saufeder) ab; jetzt schießt man es mit der Büchse nach vorgängiger Hetze oder Einkreisung. Das Männchen nennt man Eber oder Keiler, das Weibchen Bache und die Jungen Frischlinge. Von ihm sowie von dem in Asien einheimischen Siamschwein (S. indicus) stammt unser Hausschwein (S. Scrofa domesticus) ab, welches schon in den ältesten Zeiten erwähnt wird und als ein verhältnißmäßig wohlfeil zu erhaltendes und einträgliches, besonders aber durch seine große Fruchtbarkeit wichtiges Hausthier geschätzt, aber bei vielen orient. Völkern, wie Juden, Mohammedanern u. a., auch verabscheut ist. Durch die äußerst lange Zucht und verschiedene Mischung der Stammältern sind zahlreiche Rassen entstanden. (S. Schweinezucht.) Von Eingeweidewürmern und Krankheiten haben die S. viel zu leiden, besonders wenn sie nicht reinlich gehalten werden. Das Papuschwein (S. Papuensis) auf Neuguinea, welches ein wichtiges Besitzthum der Papuas ausmacht, übertrifft an Zierlichkeit der Gestalt und feinem Baue alle andern Arten. Nur in Südamerika einheimisch ist das Bisamschwein (s. d.). Die Gattung Warzenschwein (Phacochoerus), die sich durch die Backenzähne auszeichnet, welche aus aufrecht nebeneinandergestellten, mit Schmelz eingehüllten und mit Rindensubstanz zu einem Ganzen verbundenen Knochencylindern bestehen, enthält ihrer Wildheit wegen in ihrem Vaterlande Abyssinien und Südafrika höchst gefürchtete Arten. Auch der Hirscheber (s. d.) gehört zu den S.

Schweinezucht ist die landwirthschaftliche Aufzucht und Verwerthung des Hausschweins (s. Schweine), welches in vielen natürlichen und künstlichen Rassen verbreitet ist, unter denen die englischen in Westeuropa, die ungarischen und serbischen (Mangalicza) im Osten, die neapolitanischen im Süden die hervortretendsten sind. Die S. heißt eine halbwilde, wenn die Thiere das ganze Jahr hindurch im Freien auf der Weide bleiben und auf eine bestimmte Mast angewiesen sind, nach welcher sie verwerthet werden; so z. B. auf die Eichelmast im Bakonyer Walde (Ungarn). Diese Zucht kommt aber nur in südl. und uncivilisirten Ländern vor. Da, wo die Landwirthschaft eine höhere Stufe erreicht hat, wird der S. dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet wie andern Zweigen der Viehzucht. Dies schließt einen geregelten Weidegang nicht aus. Bekanntlich vergüten die Schweine den Schaden, welchen sie durch Wühlen thun, in der massenhaften Vertilgung von Ungeziefer, und nebenbei ist die Waldmast mittels Eicheln und Bucheckern eine sehr vortheilhafte. Bei der reinen Stallhaltung füttert man an die Schweine, außer Trockenfutter, fast alle vorkommenden Futtermittel und Abgänge. Vorzüglich aber mästen sie sich mit den Ueberbleibseln der Molkerei, mit Kartoffeln und Getreideschrot, im Süden mit Mais, Kürbissen, Melonen; kein Thier verwerthet das Futter besser und rascher als das Schwein. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß ältere Schweine sich vorzüglicher mästen als jüngere; im Gegentheil liegt der besondere Vorzug der engl. Schweinerassen in ihrer Frühreife, welche schon bis zu einem Jahre ausgemästete Thiere von vorzüglicher Production liefern. Die Stallung der Schweine soll reinlich, warm, solid gebaut, vor allem hinreichend trocken sein. Es ist ein schädlicher Wahn, wenn man diesem Thiere Reinlichkeit für nicht zuträglich hält, die vielmehr den Fettansatz und das Wohlsein ungemein fördert. Neben den Stallungen soll womöglich ein besonderer Schweinehof, im günstigen Falle mit einer Schwemme angebracht sein. Das junge Schwein heißt Ferkel. Im Alter von 1—1½ J. wird es zur Zucht verwandt, und es heißt alsdann das männliche Thier Eber, Bär, Hacksch, Hauer, Kämpe, Baier, Keiler, Faselschwein, das weibliche Sau, Mutterschwein, Zuchtsau, Ferkelsau, Kosel, Bache. Verschnittene männliche Thiere nennt man Bark, weibliche Nonne. Solange die Ferkel saugen, heißen sie Milchschwein oder Spanferkel (Spansau), dann bis zur Paarung Läuferschwein. Das Hausschwein leidet an verschiedenen Krankheiten, von welchen zwei dem Menschen gefährlich werden: die Finnen, unentwickelte Formen des Bandwurms (s. d.) und die Trichinen (s. d.). Die Producte des Schweins: Fett, Schmalz und Schmalzöl, Fleisch, Borsten, Haut u. s. w., treten in den Welthandel. Es gibt besondere Mittelpunkte für den Schinkenhandel, in Europa z. B. Westfalen, Bayonne,

Neapel; in Nordamerika St.-Louis, Chicago und Cincinnati. Letztere Stadt wird auch «Porkopolis», d. i. Schweinestadt, genannt, wegen des ungeheuern Handels, welchen sie mit den Producten der S. des fernen Westen treibt.

Schweinfurt, Stadt im bair. Kreise Unterfranken und Aschaffenburg, am Main und der Bamberg-Würzburger Bahn gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts, Bezirksgerichts, eines Stadt- und eines Landgerichts und zählt 9328 E. (1864), darunter 1481 Katholiken und 160 Juden. Sehenswerth ist das neuerdings renovirte Rathhaus am geräumigen Marktplatze, das 1570—72 im Renaissancestil aufgeführt ward und eine nicht uninteressante Sammlung von Alterthümern sowie eine Bibliothek enthält. Außerdem sind zu nennen die goth. Johanneskirche mit hohem Thurme und die 1717—19 erbaute Salvatorkirche. Ueber den Main führen zwei Brücken, eine steinerne und eine eiserne. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium (von Gustav Adolf gestiftet) und eine Gewerbschule. Die städtische Industrie liefert besonders Bier, Bleiweiß und andere Farben (darunter auch das bekannte Schweinfurter Grün), ferner Zucker, Leder u. s. w. Auf den Rebenhügeln der Umgegend wird ein guter Wein gebaut. Der Strom treibt bedeutende Mahlmühlen, und die Schiffahrt ist nicht unbedeutend. Die Vieh- und Pferdemärkte sind sehr besucht. S. ist der Geburtsort Rückert's, dessen Geburtshaus am Markte seit Mai 1867 eine Gedenktafel trägt. Die erste urkundliche Erwähnung der Stadt fällt ins J. 790. Im 12. Jahrh. wurde sie zur freien Reichsstadt (1130), und sie behauptete ihre Reichsunmittelbarkeit, bis sie durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 an Baiern kam. Seit 1810 gehörte S. zum Kurfürstenthum Würzburg, wurde aber 1814 wieder bairisch. Das Gebiet der Stadt umfaßte etwa 1 Q.-M. 1652 wurde zu S. die Leopoldinische Akademie der Naturforscher gestiftet. Vgl. Bundschuh, «Beschreibung der Reichsstadt S.» (Ulm 1862); Beck, «Chronik der Stadt S.» (2 Bde., Schweinf. 1836).

Schweinichen (Hans von), ein schles. Ritter, der infolge seines Verhältnisses zu den Herzogen Heinrich und Friedrich von Liegnitz den größten Theil des Deutschen Reichs durchzog und an den mancherlei Abenteuern Heinrich's Antheil nahm, ist besonders seines mit großer Sorgfalt geführten Tagebuchs wegen merkwürdig, welches einen wichtigen Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrh. enthält. Er wurde 25. Juni 1552 auf dem fürstl. Schlosse Grädizberg geboren und nach damaliger Sitte in seinem neunten Jahre zum Dorfschreiber gesandt, um schreiben und lesen zu lernen. In seinem zehnten Jahre that ihn der Vater an den Hof, wo er gemeinschaftlich mit dem Sohne des wegen seiner Verschwendung in kaiserl. Gewahrsam gehaltenen Herzogs Friedrich von Liegnitz unterrichtet wurde. Vier Jahre später kam er auf das Gymnasium zu Goldberg, wo er zur Nothdurft Latein reden lernte. Hierauf trat er 1567 in die Dienste des seinem Vater Friedrich in der Regierung gefolgten Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz. Mit diesem leichtsinnigen Fürsten machte er verschiedene Züge nach Polen und manche andere kleine Reisen. Endlich begleitete er ihn als Kammerjunker auf dessen Reise ins Reich und bekam bei diesem Ritt gar bald «groß Kundschaft», da er sich «mit Saufen einen großen Nam'n gemacht». Die Reise ging über Mecklenburg, Lüneburg und Dresden, von da zurück nach Breslau und Schlesien, dann nach Polen und endlich durch Böhmen über Prag nach Süddeutschland, wo Augsburg, Heidelberg, Strasburg und viele andere Städte S. und seinem Herzog tausend Freuden, diesem aber, bei seiner Verschwendung, auch viel Leid verursachten. S.'s väterliches Gut war indessen den Gläubigern verfallen, bei denen sich sein Vater für den Herzog verbürgt hatte. Der Herzog selbst wurde festgenommen, und S. war froh, mit heiler Haut zu Fuß über Leipzig 1577 in die Heimat zu kommen. Sein Vater war gestorben; der Bruder Heinrich's, Friedrich, hatte die Regierung übernommen und war gegen ihn nicht freundschaftlich gesinnt. Endlich kehrte der Herzog Heinrich, dem kaiserl. Befehl gemäß, ins Land zurück, und S. war nun wieder der treue Gefährte desselben auf allen seinen Zügen und vollzog die ihm aufgetragenen Sendungen mit der größten Pünktlichkeit, bis sein Herr von neuem vor den Kaiser nach Prag gefordert und gefangen genommen wurde. Jetzt trat S. aus dessen Dienst, verheirathete sich und trieb nun Landwirthschaft. Endlich nahm ihn Herzog Friedrich zu Gnaden an und machte ihn zu seinem Marschall. Er begleitete diesen nach Holstein und auf mehrern Reisen und starb 1616. Sein Tagebuch geht bis 1602 und wurde von Büsching («Leben und Abenteuer des schles. Ritters Hans von S.», 3 Bde., Lpz. 1823) herausgegeben.

Schweiß (sudor) nennt man die tropfbarflüssige Hautausdünstung. Dieselbe wird von eigens dazu bestimmten Organen abgesondert. Es sind dies die in außerordentlich großer Anzahl vorhandenen, aber mit unbewaffnetem Auge kaum wahrnehmbaren Schweißdrüsen,

welche in der Lederhaut liegen und durch einen die obern Hautschichten durchbohrenden Ausführungsgang, den Schweißkanal, ihr Product nach der Oberfläche der Haut leiten, wo es durch die Schweißporen hervortritt. (S. Haut.) In gewöhnlichem, ruhigem Zustande des Körpers und des Geistes und bei mittlerer Temperatur wird nur so viel Feuchtigkeit abgesondert, als in derselben Zeit wieder verdunstet (die sog. unmerkliche Transspiration); aber bei reichlicherm Säfteandrang nach den Schweißdrüschen oder bei behinderter Verdunstung auf der Hautoberfläche (z. B. unter Wachstaffet, oder in sehr feuchter Luft, im Dampfbad) erscheint der tropfbare S. Die chem. Bestandtheile des S. sind Wasser, einige sog. flüchtige Fettsäuren (Ameisensäure, Essigsäure), denen der frische S. seinen sauern Geruch verdankt, Harnstoff und einige Mineralsalze. In der Schweißabsonderung kommt also der Haut eine ähnliche Thätigkeit zu wie etwa den Nieren. Die durch den S. feucht gehaltenen Abschilferungen der Haut gerathen leicht in Fäulniß und bedingen so den stinkenden S. Durch fleißige Waschungen kann man diesen Fäulnißproceß verhindern. Einstreuen der Strümpfe mit feingepulverter Weinsäure läßt eine solche Fäulniß des Fußschweißes nicht aufkommen, ohne daß dadurch die Schweißabsonderung unterdrückt wird, was gesundheitsschädlich ist. Unterdrückung des S. überhaupt ist eine der ersten Folgen der Erkältung und wird daher als übles Zeichen angesehen, während man den Ausbruch des S. als günstig betrachtet. Da durch die Haut auch in nicht tropfbarflüssiger Form viel Wasser sowie auch Kohlensäure vom Körper abgegeben wird, so ist begreiflich, wie eine (im Versuch absichtlich herbeigeführte oder durch Krankheit erzeugte) Unterdrückung dieser respiratorischen Hautthätigkeit gefährliche Folgen haben kann. In fieberhaften Krankheiten (z. B. Wechselfieber) fängt der Körper zu einer Zeit zu schwitzen an, wenn die Fiebertemperatur bereits wieder sinkt und das Befinden des Kranken ein besseres wird. Die ältern Aerzte, welche von dem Zusammenhange dieser Erscheinungen nichts wußten, sahen daher den Ausbruch von S. in einer Krankheit ganz allgemein als ein gutes Vorzeichen an (kritischer S.). Bei gewissen Krankheiten (z. B. Tuberkulose) muß man aber die S. als nachtheilig betrachten, weil sie meist das Fortdauern des erschöpfenden Fiebers anzeigen. Als Begleiter des Fiebers treten sie daher auch meist in der Nacht, gegen Morgen ein, auf welche Zeit meist die Temperaturabnahme fällt. Das künstliche Hervorrufen von S. als Heilmittel hat daher nur für solche Fälle Bedeutung, wo die Herstellung der daniederliegenden Hautthätigkeit Vortheil bringen kann, also z. B. nach Erkältungen; dagegen ist es unsinnig, jedweden Kranken schwitzen zu lassen. Fieberkranken wird das lästige Gefühl der Hitze dadurch nur gesteigert und Anlaß zu Erkältungen gegeben. Die Mittel, S. hervorzubringen (schweißtreibende Mittel, Diaphoretica) sind sehr mannichfaltig. Das einfachste besteht in Einhüllungen in dichte Decken mit dem gleichzeitigen Genusse von viel warmem Wasser. Beimischung von ätherischen Oelen (wie im Fliederthee u. s. w.) befördert die schweißtreibende Wirkung.

Schweißtuch hieß bei den Juden das Tuch, in welches man den Kopf eines Leichnams oder auch diesen selbst hüllte. Die röm. Kirche hat einige heilige Schweißtücher, die sie als kostbare Reliquien verehrt. Hierher gehört z. B. das S. der Maria, besonders aber das der heiligen Veronika, welches fünfmal vorhanden sein soll. Die Legende sagt, daß die Veronika Jesus bei seinem letzten Gange in Schweiß und Blut gesehen und ihm ein Tuch gereicht habe, um sich abzutrocknen. In das Tuch, das dreimal zusammengelegt gewesen sei, habe Jesus sein Gesicht gedrückt, und der dadurch erhaltene dreifache Abdruck seines Gesichts sei nach Jerusalem, Rom und nach Spanien, nach andern aber nach Turin, Toulouse, Besançon, Compiègne und Sorlat gekommen. Als einer Wunder wirkenden Reliquie widmeten ihr Johann VII. und Gregor XIII. eine besondere Verehrung. In Besançon entstand selbst ein Orden, der sich die Brüderschaft des heiligen S. nannte und jährlich 3. Mai eine feierliche Procession der Reliquie widmete, weil sie (1544) die Stadt von einer pestartigen Seuche befreit haben sollte.

Schweitzer (Aug. Gottfr.), ausgezeichneter Lehrer der Landwirthschaft, geb. 4. Nov. 1788 zu Naumburg an der Saale, widmete sich auf dem Rittergute Mosen bei Ronneburg, das im Besitz seiner Familie war, der Landwirthschaft und besuchte 1807 das landwirthschaftliche Institut zu Möglin. Später bereiste er, um praktische Erfahrung sich zu erwerben, einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz. Eine kleine Schrift «Die Wechselwirthschaft» war sein erster schriftstellerischer Versuch (1817). Hierauf lieferte er werthvolle Beiträge in die von ihm mit Koppe, Schmalz und Teichmann herausgegebenen «Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft» (Lpz. 1818—25). Seit 1820 bewirthschaftete S. das Gut Mosen für seine Rechnung, und 1826 übernahm er die Administration des nahe dabei gelegenen sächs.-weimar. Kammerguts Mildenfurth. Drei Jahre darauf folgte er dem Rufe als Professor an der Aka-

demie und Director der landwirthschaftlichen Anstalt zu Tharand. Von seinen seitdem erschienenen Schriften sind zu erwähnen: «Kurzgefaßtes Lehrbuch der Landwirthschaft» (2 Bde., Dresd. 1831—34; 4. Aufl. 1861); «Anleitung zum Betrieb der Landwirthschaft» (2 Bde., Lpz. 1832—33); «Landwirthschaftliche Reise durch das nördl. Frankreich» (nach dem Französischen des Professors Moll, Dresd. 1836); «Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande» (nach dem Englischen, 2 Bde., Lpz. 1839—40). Seit 1831 gab er auch in Verbindung mit Schubarth und Weber das «Universalblatt für die gesammte Land- und Hauswirthschaft» (Lpz. 1831—38) heraus. 1839 wurde er Director der Oekonomischen Gesellschaft und 1844 zweiter Vorstand des landwirthschaftlichen Hauptvereins für das Königreich Sachsen. Sodann folgte er 1846 einem Rufe als Professor der Landwirthschaft an der Universität Bonn und als Director der dort zu errichtenden höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt. Nachdem er letztere Stellung 1851 niedergelegt, starb er 17. Juli 1854.

Schweiz. Die S., mit einer Grenzausdehnung von etwa 250 M., zwischen den süddeutschen Staaten, Oesterreich, Italien und Frankreich gelegen, erstreckt sich von 23° 50′ bis 28° 5′ östl. L. und 45° 50′ bis 47° 50′ nördl. Br. und hat einen Flächenraum von 739,51 Q.-M. Das Land ist das höchste Europas, und von hier steigen einige der bedeutendsten Flüsse dieses Welttheils herab. Der größte Theil der bewohnten Orte liegt auf einer Höhe über dem Meeresspiegel, die zwischen 1200 und 2000 F. die Mitte hält. Nur wenige Theile der äußersten Grenze machen hiervon eine Ausnahme, wie die Umgebungen des Lago-Maggiore, des niedrigsten Punktes der S. südlich der Alpen (636 F.), und das Rheinthal vom Bodensee bis Basel, der niedrigste Punkt nördlich der Alpen (780 F.). Die Bewohnbarkeit des Landes beschränkt sich jedoch nicht auf jene mittlere Höhe; selbst bis 4000 F. sind noch viele Flecken und größere Dörfer anzutreffen und kleinere, das ganze Jahr bewohnte Dörfer sogar bis 6000 F. Höher hinauf finden sich in der Regel nur Sommerwohnungen. Die S. bietet also eine große Abwechselung dar. Noch größer wird diese durch die im ganzen etwa 62 Q.-M. einnehmenden Seen, Flüsse und andere Gewässer, welche die herrlichsten Wasserfälle bilden, sowie durch die zahlreichen Gletscher, die etwa 43 Q.-M. umfassen. Das Land ist daher das Ziel unzähliger Reisenden, die von nahe und fern kommen, um die Reize und Wunder seiner Natur kennen zu lernen. Die Hauptgebirge der S. sind die Alpen (s. d.) und der Jura (s. d.). Jene erheben sich im Süden bis zu einer Höhe von 14700 F.; dieser übersteigt nirgends 5300 F.; das zwischen Alpen und Jura liegende Mittelgebirge erreicht seine größte Höhe beim Pilatus mit 6570 F. In der Höhe von 8000—8200 F. bleibt der Schnee gewöhnlich das ganze Jahr liegen. Weit tiefer herab steigen aber die in beständiger Zu- und Abnahme begriffenen Gletscher (s. d.). In den Alpen vom Montblanc bis zu den Grenzen Tirols liegen über 600 solcher Gletscher, von denen wenige kleiner als 1 St., sehr viele aber 6—7 St. lang, ½—¾ St. breit und 100—600 F. mächtig sind. Sie bilden oben ein fast überall zusammenhängendes Eismeer. Die Eis- und andern hohen Berge liefern nach allen Richtungen die reichsten Quellen zahlloser Gewässer, wozu Rhein, Aar, Rhône, Inn, selbst Zuflüsse zur Etsch und zum Po gehören, die aber sämmtlich erst jenseit der S. für den Verkehr bedeutend werden. Desto mehr ist dieses Land mit schiffbaren größern Seen versehen. Die meisten sind auf einer Höhe von 1100—1600 F. über dem Meere, welche am besten zum Anbau sich eignet. Die Seen frieren im Winter selten zu und erleichtern daher den Verkehr ungemein. Die größern Seen werden von zahlreichen Dampfschiffen befahren. Unter den Kanälen ist der wichtigste der Linthkanal. Das Klima der S. ist nach der Oertlichkeit außerordentlich verschieden. Man kann in den obern Regionen der Alpenwelt die Kälte Sibiriens und vielleicht eine Tagereise davon, in einer Ebene am südl. Abhange nackter hoher Felsen, die äußerste Hitze (z. B. in Wallis) zu bestehen haben. Die meisten bewohnten Gegenden haben einen mittlern Wärmegrad von 6½—8° R., wie in den gemäßigten Theilen des niedern Deutschlands. Im allgemeinen ist die S. ein sehr gesundes Land. Nur wenige Orte in sumpfigen oder sehr engen, tiefen Thälern machen eine Ausnahme. Von verheerenden Erdbeben, von denen das Juragebiet noch im Mittelalter viel zu leiden hatte, ist das Land seit Jahrhunderten verschont geblieben. Doch wurde das Vispertthal im Wallis 25. Juli 1855 von einem solchen heimgesucht. Hingegen bereiten Bergstürze, häufige Ueberschwemmungen, Lavinen, heftige Schnee- und andere Stürme den Bewohnern vieler Gegenden manche Gefahren. Auch die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr ungleich. Gegen ⅔ des Flächenraums bestehen aus Seen und andern Gewässern, Gletschern, nackten Felsen und andern unwirthbaren Höhen. Auch die niedern Gegenden haben oft durch Austreten der Berg-

bäche zu leiden, die hier keinen fruchtbaren Schlamm, sondern nur grobes Geschiebe absetzen. Doch gibt es in der S. auch solche Gegenden, die zu den ertragreichsten gezählt werden müssen. Der reichliche Anlaß zu Bewässerungen und die Güte der obern Weiden ersetzen in den Producten der Viehzucht, was dem Ackerbau abgehen mag. Im allgemeinen läßt sich der Boden in sieben Stufen eintheilen. Unterstes Gebiet: 700—1700 F. über dem Meer: Weizen, Weinstock (selbst bis 2300 F.), Maulbeerbäume, Kastanien; zweites, bis 2800 F.: Nußbäume, Eichen, Spelt, die besten Wiesen, die Städte Bern, Chur, St.-Gallen; drittes, bis 4100 F.: Buchen, Roggen, Gerste, gute Weiden (der Weißenstein, Grindelwald, Engelsberg); viertes, bis 5500 F.: Tannen, Ahorn, vortreffliche Weiden (Urserenthal und Oberengadin), fünftes oder untere Alpenregion, bis 6500 F.: die besten Weidekräuter und etwas niederes Gesträuch, aber keine Bäume, kein Anbau mehr (Rigikulm, Grimselhospiz, Splügen); in der sechsten Stufe oder obern Alpenregion bis zur Schneelinie sind die Gesträuche verschwunden, blos Alpengewächse zu finden und ein Theil der Thäler zu Gletschern geworden. An schattigen Stellen ist schon ewiger Schnee, der in der siebenten Region (über 8000 F.) fast die einzige Bedeckung des Bodens bildet, sodaß blos an sonnenreichen steilen Orten noch einige Vegetation aufkommt. Die S. hat Ueberfluß an den trefflichsten Steinarten, schönen Marmor, Alabaster und Krystall; sie hat sehr gutes, aber nicht hinreichendes Eisen, Kupfer und etwas Gold (in Rhein und Aar) sowie Torf, Steinkohlen, Braunkohlen und Salz. An Mineralquellen besitzt sie einen Reichthum wie fast kein anderes Land. Leuk in Wallis, St.-Moritz im Engadin, Pfäffers, Ragatz, Baden, Schinznach sind die besuchtesten und haben den meisten Ruf. Einen ähnlichen Zuspruch, wie die vielen Bäder, haben die vielen Molkencuranstalten, von denen Gais, Weißbad, der Rigi und Weißenstein am meisten besucht sind.

Der Anbau wird in den meisten Cantonen musterhaft betrieben, doch liefert der rauhe Boden in gewöhnlichen Jahren nur etwa drei Fünftel des Bedarfs an Getreide. Die Weinproduction beträgt jährlich im Durchschnitt etwa 1,140000 Hektoliter, im Werth von 30 Mill. Frs. Große Sorgfalt wird der Cultur des Obstes und der Wiesen sowie der Viehzucht zugewendet. Die besten Rassen des Rindviehs liefern das Saanen- und Simmenthal, Greyerz in Freiburg, Schwyz, dann Zug, Entlibuch, Prättigau und Glarus; die besten Käse das Emmen-, Saanen- und Simmenthal, Greyerz und Urseren. Die Bereitung des Milchwerks wird in vielen Cantonen fabrikmäßig in gemeinschaftlichen Käsereien betrieben. Der Kapitalwerth des Rindviehstandes, über 853000 Haupt (nach andern Angaben sogar 1 Mill.), wird auf 94½ Mill. Frs. und der Gesammtwerth des jährlich gewonnenen Futters auf 112½ Mill. Frs. geschätzt. An Hufvieh hat die S. 106000 Haupt, meist nicht schöne, aber kräftige und ausdauernde Pferde. Schaf- und Schweinezucht genügen nicht dem Verbrauche. Der Gesammtwerth des Viehstandes ist 137½ Mill. Frs. Die Waldungen umfassen 712800 Hektaren, und obgleich in den rauhern Gebirgsgegenden manche Wälder nicht benutzt werden können, auch hier und da die Forstcultur noch unvollkommen ist, übersteigt doch die Production des Brennmaterials den Bedarf. Die Fischerei gibt noch immer beträchtliche Ausbeute, weniger die Jagd. Die früher häufigen Gemsen werden seltener, die Steinböcke sind als fast ganz verschwunden zu betrachten; häufiger dagegen kommt noch der Bär, namentlich in Graubündten, vor. Seit anderthalb Jahrhunderten ist besonders die östliche S., nächstdem die westliche und nördliche der Sitz einer blühenden Industrie. Ziemlich bedeutend sind noch jetzt die Gerbereien, besonders die Bereitung von Sohlleder. An Wollstoffen müssen jährlich noch gegen 36000 Ctr. eingeführt werden. Um so höher entwickelt ist die Fabrikation in Seide, besonders in Basel (Bandfabrikation) und Zürich (meist glatte Zeuge). Der jährliche Ertrag dieser Industrie wird auf 154,410560 Frs. geschätzt. Nicht geringer ist die Baumwollfabrikation in 136 größern und kleinern Spinnereien mit 1,151590 Spindeln, 48 mechan. Baumwollwebereien sowie der entsprechenden Zahl von Zeugdruckereien und Färbereien, worunter die Rothfärbereien besonders berühmt sind. In St.-Gallen und Appenzell wird die Verfertigung von Musselinen in Verbindung mit Stickerei derselben betrieben. Das reine Product der Baumwollfabrikation hat einen jährlichen Werth von etwa 72 Mill. Frs. Ein neuer Zweig des Gewerbfleißes ist die künstliche Strohflechterei. Auch der Holzschnitzerei ist zu erwähnen. Sehr wichtig ist die Uhrmacherei, die jährlich etwa 1,100000 Uhren verschiedenster Art meist für den Verkauf im Auslande liefert und in den rauhesten Juragegenden ihre Hauptsitze hat. Unter den Fabriken für Metallwaaren, die jedoch den innern Bedarf nicht decken, zeichnen sich einige große Maschinenfabriken aus. Dieser schwungvollen Industrie entspricht die Ausdehnung des Handels. Der jährliche Waarenumsatz an den Landesgrenzen beträgt gegen 1300 Mill. Frs. Hauptartikel der Einfuhr sind: Getreide, Colonial-

waaren, Getränke, besonders Fabrikate in Wolle und Leinen. Die Ausfuhrartikel der S. haben meist überseeischen Absatz. Nordamerika und Brasilien sowie die Levante sind die wichtigsten Märkte für den schweiz. Handel, für dessen Sicherstellung und Regulirung durch die in allen Welttheilen etablirten Consulate genügend gesorgt ist. Die individuelle Rate der Handelsbewegung beträgt in der S. 406 Frs., dagegen in England 268, in Frankreich 101, im Zollverein 83, in Belgien 296 (nach einer Berechnung von 1856). Unter allen Staaten des europ. Festlandes hat also die S. den stärksten Handel. Diese merkwürdigen Resultate verdankt das von Natur aus arme Land theils seinem seit lange befolgten System der Handelsfreiheit, theils und hauptsächlich seiner wohlfeilen Administration und besonders dem Umstande, daß durch kein stehendes Heer den productiven Beschäftigungen fort und fort ein großer Theil der Arbeitskräfte entzogen wird. Dem Grundsatze der Handelsfreiheit ist durch das Zollgesetz vom 1. Sept. 1848 kein wesentlicher Eintrag geschehen, indem dadurch in der Hauptsache nur geringe Finanzzölle im Interesse der Eidgenossenschaft eingeführt wurden. Dagegen fielen alle den Verkehr vielfach belästigenden Binnenzölle, Weg- und Brückengelder weg, wofür der Bund den Cantonen eine jährliche Schadloshaltung von 2,350000 Frs. bezahlt. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist für den Straßenbau und in den letzten Jahren durch Centralisation des Postwesens auch für dieses viel gethan worden. In Hinsicht der Landstraßen steht die S. keinem andern europ. Lande nach. Durch die seit 1860 erfolgte Anlage strategischer Gebirgsstraßen (Furka-, Oberalp- und Axenstraße), wofür der Bund 2,750000 Frs. verwilligte, ist nicht nur die Landesvertheidigung, sondern auch der Verkehr bedeutend erleichtert. Eine lebhafte Dampfschiffahrt besteht auf allen größern Seen. Die S. ist bereits in allen Hauptrichtungen von Eisenbahnen durchzogen; nur ist die große Frage der Alpenüberschreitung (St.-Gotthard, Lukmanier, Simplon) noch nicht endgültig entschieden. Die Hauptlinien des schweiz. Eisenbahnnetzes sind: 1) Das System der Vereinigten Schweizerbahnen, welches von Chur nach Sargans geht, dort einen Zweig nach Rorschach entsendet und mit einem andern über Wallenstadt, Rapperschwyl und Uster nach Wallisellen reicht, wo es sich durch die Linie Winterthur-Wyl-St.-Gallen mit dem östlichen in Verbindung setzt. Bei Weesen zweigt sich eine Bahn nach Glarus ab. 2) Die Nordostbahn, von Romanshorn über Winterthur nach Zürich, von da über Baden, Brugg nach Aarau und Wöschnau gehend und durch einen Zweig über Waldshut mit der bad. Oberlandbahn in Verbindung stehend. Bei Winterthur nimmt sie die von Schaffhausen kommende Rheinfallbahn auf. 3) Die Centralbahn (mit dem 8320 F. langen Hauensteintunnel) zerfällt in fünf Zweige: in die Linien von Basel über Liestal nach Olten; von Olten nach Wöschnau; von Aarburg über Zofingen und Sursee nach Luzern; ferner von Olten über Langenthal, Herzogenbuchsee und Burgdorf nach Bern; endlich von Herzogenbuchsee über Solothurn nach Biel. Hierher gehört noch die Linie von Bern nach Thun und die Verbindung durchs Emmenthal und Entlebuch mit Luzern. 4) Die Jurabahnen von Biel längs dem Bielersee verzweigen sich von Corcelle bei Neuenburg theils nach Chaux-de-Fonds und Locle, theils durchs Traversthal nach Verrières und Pontarlier in Frankreich. Von Neuenburg geht die Bahn nach Yverdon. 5) Die Westbahn verbindet Yverdon mit Morges, zieht sich von dort östlich nach Lausanne, westlich nach Genf, wo sie mit der Genf-Lyoner Bahn in Verbindung steht. 6) Die Oronbahn von Bern über Freiburg nach Lausanne. Endlich 7) führt von letzterer Stadt noch ein Schienenweg über Villeneuve und St.-Maurice nach Sitten. 8) Die Ligne d'Italie, ein Schienenweg durchs Wallis in der Richtung nach dem Simplon, hatte, nach vielfachem Schwanken, im J. 1868 Aussicht zur Ausführung zu gelangen. Die Gesammtlänge der schweiz. Eisenbahnen betrug 1868 gegen 1200 Kilometer, und es erforderte deren Anlage einen Kostenaufwand von über 400 Mill. Frs. Durch Einführung des franz. Münzfußes und eines einheitlichen Maß- und Gewichtsystems wurde der früher herrschenden Verwirrung abgeholfen. Staatspapiergeld gibt es in der S. nicht; dagegen hat sich die Zahl der Privatbanken vermehrt. Der im ganzen herrschende große Wohlstand ist nicht allzu ungleichartig vertheilt. Neben 370200 Haushaltungen mit Grundbesitz gibt es nur 92800 ohne solchen. Auch viele Fabrikarbeiter sind zugleich kleine Grundbesitzer, was die Lage dieser Klasse günstiger als in andern Ländern mit großer Industrie macht. Zu den nicht unwichtigen Quellen des Einkommens in der S. gehört auch das viele Millionen betragende Kapital, das jährlich durch die seit 1815 beständig zunehmende Zahl der Reisenden in Umlauf gesetzt wird.

Die Bevölkerung der S. belief sich nach dem Census von 1860 auf 2,524700 Köpfe, darunter 116465 Ausländer. Die Zahl der im Ausland lebenden, aber nicht mitgezählten Schweizer wird auf 75—80000 berechnet. Die Zahl der Protestanten betrug 1,476982, die der Katho-

liken 1,023430, die der Juden etwa 4100 (früher hauptsächlich im Canton Aargau, jetzt überall in der S. verbreitet). Es läßt sich im allgemeinen sagen, daß die prot. Cantone in Hinsicht intellectueller Entwickelung, rationeller Landwirthschaft, Industrie u. s. w. den katholischen vorangeschritten sind; doch gilt dies mehr in der franz. als in der deutschen S. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist in der S. sehr verschieden. Von den Städten hat nur Genf die Zahl von 40000 E. überschritten; ihm zunächst stehen Basel und Zürich. Nach Sprache und Abstammung gehören die Schweizer vier Stämmen an, und zwar dem deutschen (1,698000), dem französischen (572000), dem italienischen (140000), dem romanischen (34500). Bei allen Verschiedenheiten nach Abstammung und Sprache, hauptsächlich aber nach der Religion, ist gleichwol nicht zu verkennen, daß eine dreihundertjährige Geschichte, gemeinsame Erinnerungen und zumal die Gewohnheiten der bürgerlichen und polit. Freiheit den Bestand einer gleichartigen Nationalität einigermaßen ersetzen. Dadurch sind die Schweizer von den angrenzenden Nachbarstaaten scharf genug geschieden, um irgendwo dauernde Gelüste für eine Trennung von der Eidgenossenschaft Wurzel fassen zu lassen.

Bis zur sog. Regeneration nach der Julirevolution von 1830 wurde von Staats wegen nur eine sehr mäßige Sorge für Verbreitung der intellectuellen und moralischen Bildung entwickelt, und namentlich geschah nicht sehr viel für die eigentliche Volksschule. Um so mehr blieb dem Eifer einzelner überlassen. Anerkennung verdienen die Bestrebungen Salis' von Marschlins, Nesemann's von Reichenau, Niederer's von Yverdun. Lange blühte die von Fellenberg zu Hofwyl im Canton Bern gegründete landwirthschaftliche Schule, und unsterbliche Verdienste um das Volksschulwesen im weitesten Umfange hat sich vor allen Pestalozzi erworben. Eine noch größere Menge von Lehranstalten an den Ufern des Genfer- und Neuenburgersees entsprang dem Bedürfniß, sich die franz. Umgangssprache zu eigen zu machen. Der Aufenthalt vieler Fremden in diesen Gegenden hatte rückwirkend den größten Einfluß auf die Bewohner, aus deren Mitte viele Erzieher und Erzieherinnen hervorgehen, die alle Theile Europas, besonders den Norden, versehen. Das Unterrichtswesen der übrigen prot. Schweiz und der gemischten Cantone nahm zumal seit 1830 einen großen Aufschwung. Zu der alten Hochschule von Basel kamen die nach deutschem Maßstabe angelegten von Zürich und Bern, während die Akademien von Genf, Lausanne und Neuenburg die höhern franz. Bildungsanstalten zum Muster nahmen. Die Gründung der in der Bundesverfassung von 1848 in Aussicht gestellten gemeinschaftlichen eidgenössischen Hochschule ist zwar auf unbestimmte Zeit vertagt; dagegen wurde 1854 von der Bundesversammlung die Errichtung einer eidgenössischen Polytechnischen Schule in Zürich beschlossen. Ueberall ist eine beträchtliche Menge von Mittelschulen neu gegründet worden, und vor allem hat der Volksunterricht eine ungemeine Ausbreitung gewonnen. Die kleinen demokratischen Cantone haben keinen kostspieligen Aufwand für stehende Heere zu bestreiten und können um so mehr für Volksbildung verwenden. Darum ist in keinem europ. Staate das Budget für das Unterrichtswesen verhältnißmäßig so bedeutend als in den regenerirten Cantonen der S. In weniger günstigem Zustande befindet sich das Schulwesen in der katholischen S., obwol es auch hier einige Cantone an ernstlichen Bemühungen für dasselbe nicht fehlen lassen.

Auf der gleichen Stufe wie das Erziehungs- und Unterrichtswesen steht die Cultur überhaupt. Fast alle ausgezeichneten Männer der Wissenschaft, welche die S. berühmt gemacht, gehören den Protestanten an, und es mögen sich hierin die französisch und deutsch redenden das Gleichgewicht halten. Dagegen haben die Katholiken mehr Künstler aufzuweisen, und es hat die italienische S., obgleich ihr gute Vorbildungen jeder Art ganz abgingen, doch in den Künsten der Malerei, Bildhauerei und Baukunst mehr tüchtige Männer hervorgebracht als alle übrigen Cantone zusammen. Nächst Tessin haben Zürich und Genf die besten Maler und Zeichner aufzuweisen. Basel hatte nur einen berühmten Maler, Holbein (s. d.), der größte schweiz. Künstler nördlich der Alpen. Zwar geschieht vom Staate aus nicht viel für die Hebung der Künste, mehr aber auf dem Wege der Association durch jährliche Gemäldeausstellungen in allen Hauptstädten der S. Die Kupferstechkunst ist ziemlich gut bestellt; in Bildhauerei und Baukunst sind in der neuesten Zeit einige Talente hervorgetreten. Die Musik zählt verhältnißmäßig die meisten und eifrigsten Freunde; doch gehen hier gerade die prot. Cantone voran. Zahlreiche Sängervereine finden sich hier in fast allen Bezirken und größern Ortschaften. Ein stehendes Theater gibt es nicht. Basel, Bern, Genf, Zürich und Lugano besitzen jedoch größere Schauspielhäuser, in denen wenigstens die Hälfte des Jahres gespielt wird. Die polit. Beredsamkeit hat Fortschritte gemacht. Die Kanzelberedsamkeit und Dichtkunst haben manche bedeutende Namen aufzuweisen. Bekannt sind aus der deutschen S. die Kanzelredner Zollikofer,

Muslin, Häfelin, Stolp u. a.; die Dichter Haller, Geßner, Salis, Usteri und Hegner. Den Dichtern reihen sich auch aus der neuern Zeit einige hervorragende Talente an, wie Albert Bitzius, Gottfr. Keller u. a. Unter den Wissenschaften sind Heilkunde, Naturkunde und Mathematik stets am meisten gepflegt worden. Die Namen von Joh. Geßner, Haller, den Bernoulli, Euler, Merian, Tissot, Saussure, Bonnet, Decandolle und Deluc sind ebenso berühmt als in andern Zweigen der Forschung und der geistigen Production die eines J. J. Rousseau, Lavater, Breitinger, Sulzer, Johannes von Müller, Pestalozzi, Zimmermann u. a. Die schweiz. Literatur, um in weiterm Kreise Eingang zu finden, muß sich an die deutsche, französische oder italienische anschließen. Die Menge der literarischen Erzeugnisse der S. für den eigentlichen Buchhandel ist verhältnißmäßig nicht so groß als in Deutschland und Frankreich. Um so zahlreicher ist, besonders seit den Bewegungen von 1830, die periodisch-polit. Presse. Es erscheinen gegenwärtig in der S. über 300 Zeitungen, von denen jedoch die meisten nur eine cantonale Bedeutung haben. In den meisten Cantonen fehlt es nicht an literarischen Gesellschaften, die sich einer wachsenden Theilnahme erfreuen. Auch gibt es solche Vereine, die sich auf ganze Cantone oder die ganze S. erstrecken und im letztern Falle alle Jahre ihren Sitzungsort ändern. Die älteste dieser Verbindungen ist die 1763 gestiftete Helvetische Gesellschaft. Größere Theilnahme fand die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, die sich hauptsächlich Erziehungswesen, Gewerbfleiß, Armenwesen, Gefängnißpflege u. s. w. zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gewählt hat. Diese Vereine haben ihre Existenz frühern Anstalten ähnlicher Art in einzelnen Cantonen zu verdanken, worin hauptsächlich Bern, Zürich, St.-Gallen und Basel mit rühmlichem Beispiel vorangingen. Die Schweizerische naturforschende Gesellschaft versammelt sich jährlich abwechselnd in einem Hauptorte und hat fast in allen Cantonen Töchtervereine, die für Vergrößerung oder Anlegung von Museen und botan. Gärten thätig sind und viel zur Beförderung der Naturkunde beitragen. Eine ausgebreitete, die Wissenschaft fördernde Thätigkeit haben namentlich neuerdings die histor. Vereine der S. entwickelt. Außer diesen größern gibt es noch allgemeine schweiz. Gesellschaften von Aerzten, von Thierärzten, eine Künstlergesellschaft, die jährliche Kunstausstellungen veranstaltet, viele landwirthschaftliche und industrielle Vereine u. s. w. Die Allgemeine schweiz. Musikgesellschaft und der Eidgenössische Sängerverein wechseln ebenfalls um und äußern ihre Thätigkeit in größern Aufführungen. Auch ein Verein der Milizoffiziere, der eine militärische Zeitschrift herausgibt, versammelt sich jährlich abwechselnd an verschiedenen Orten. Außerdem bestehen in vielen Cantonen militärische Cantonalvereine, welche Bibliotheken besitzen und zu wissenschaftlichen Vorträgen zusammenkommen. Alle diese Vereine entstehen meist ohne Mitwirkung der Regierungen. Die S. ist in der Stiftung solcher Vereine den meisten andern Staaten vorausgegangen. Die zahlreichsten Vereine in der S. sind aber die Schützengesellschaften, deren Verbindungspunkt die Große eidgenössische Schützengesellschaft ist, die mehrere tausend Mitglieder zählt und ihre zweijährigen Freischießen feiert.

Der Territorialbestand der für neutral erklärten und in ihrer Neutralität völkerrechtlich gewährleisteten S. wurde auf dem Wiener Congresse nach Aufnahme der drei neuen Cantone Genf, Neuenburg und Wallis festgestellt und später nur durch den Vertrag mit Sardinien vom 16. März 1816 in Bezug auf die Grenzen gegen dieses Königreich berichtigt. Eine innere Veränderung trat ein durch Trennung des Cantons Basel (s. d.) in zwei souveräne Halbcantone, wonach für Basel ein ähnliches bundesrechtliches Verhältniß eintrat, wie es schon seit Jahrhunderten für Unterwalden (s. d.) und Appenzell (s. d.) besteht. Außerdem wurde 1848 das Fürstenthum Neuenburg (s. d.) in eine Republik verwandelt. Die äußern Grenzen der die Eidgenossenschaft bildenden 22 Cantone oder Stände blieben jedoch ungeändert. Durch die neue Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848, wodurch der Bundesvertrag vom 7. Aug. 1815 seine Kraft verlor, hat der frühere eidgenössische Staatenbund den Uebergang zum Bundesstaate vollendet. Die wichtigsten Bestimmungen der neuen Bundesverfassung sind folgende: Bundeszweck ist die Unabhängigkeit gegen außen, Rechtsschutz und Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt im Innern. Es gibt keine Unterthanenverhältnisse mehr, keine Vorrechte des Orts und der Personen; alle Schweizer sind gleich vor dem Gesetz. Gewährleistung des Gebiets der Cantone durch den Bund sowie ihrer nichts Bundeswidriges enthaltenden Verfassungen, wenn sie die Ausübung der polit. Rechte nach republikanischen Formen sichern, vom Volke angenommen sind und auf Verlangen der Mehrheit der Bürger revidirt werden können. Ausschließliches Recht des Bundes zu Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Staatsverträgen und Vermittelung des diplomatischen Verkehrs. Verbot der Selbsthülfe bei Streitigkeiten der Cantone unter sich und Schlichtung durch den Bund. Die Berechtigung des Bundes zur Errichtung öffentlicher Werke

und Anstalten im Interesse der Eidgenossenschaft oder eines großen Theils. Niederlassungsrecht in der ganzen S. für alle Schweizer christl. Confession. Gewährleistung der freien Ausübung des Gottesdienstes in der ganzen S. für die anerkannten christl. Gemeinden, der Preßfreiheit, des Petitionsrechts, des Vereinsrechts, jedoch unter Verbot der Aufnahme von Jesuiten und ihrer Affiliirten. Verbot der Einführung von Ausnahmegerichten und der Fällung von Todesurtheilen wegen polit. Verbrechen. Verpflichtung zur Vollziehung der rechtskräftigen Urtheile jedes Cantons in der ganzen S. Ausmittelung von Bürgerrechten für die Heimatlosen und Maßregeln gegen Entstehung neuer. Recht des Bundes zur Ausweisung der die innere oder äußere Sicherheit gefährdenden Fremden. Die oberste Bundesgewalt übt die aus Nationalrath und Ständerath gebildete Bundesversammlung aus. Der erstere wird von allen wenigstens 20jährigen Activbürgern, auf je 26000 Seelen ein Mitglied, für drei Jahre direct aus allen stimmberechtigten Schweizern gewählt. Der Ständerath besteht aus 44 Mitgliedern der Cantone, je zwei aus jedem ganzen, eins aus jedem halben Canton. Zur Competenz der Bundesversammlung gehören eidgenössische Gesetzgebung und Beschlüsse zur Vollziehung der Bundesverfassung, Staatsverträge, Organisation und Verwendung des schweiz. Heeres, Anstellung eidgenössischer Beamten, Oberaufsicht über eidgenössische Rechtspflege, staatsrechtliche Streitigkeiten unter den Cantonen über die Competenz des Bundes oder der Cantonalsouveränetät, des Bundesraths oder Bundesgerichts, Revision der Bundesverfassung. Beide Räthe, deren Mitglieder ohne Instruction stimmen, treten jährlich zu ordentlicher Sitzung und außerordentlich auf Verlangen des Bundesraths oder eines Viertels des Nationalraths oder von fünf Cantonen zusammen. In regelmäßig öffentlicher Sitzung verhandelt jeder Rath abgesondert. Für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räthe erforderlich; nur bei Wahlen, Begnadigungen und Competenzstreitigkeiten treten sie zu gemeinschaftlicher Berathung und Beschlußfassung zusammen. Der Bundesrath von 7 Mitgliedern, die von der Bundesversammlung für je drei Jahre aus den zum Nationalrath wählbaren Bürgern ernannt werden, ist oberste vollziehende und leitende Behörde, deren Vorsitz der jährlich von den vereinigten Räthen gewählte Bundespräsident führt. Seine Geschäfte sind nach Departements unter die einzelnen Mitglieder vertheilt, doch geht jede Entscheidung vom Bundesrath als Behörde aus. Ein Bundesgericht von 11 auf drei Jahre gewählten Mitgliedern urtheilt, nach öffentlichem und mündlichem Verfahren, über Civilstreitigkeiten zwischen Cantonen und Bund sowie als Assisengericht, mit Zuziehung der die Thatfrage entscheidenden Geschworenen, über völkerrechtliche und über polit., gegen den Bund gerichtete Verbrechen und Vergehen. Bern ist Bundeshauptstadt. Die deutsche, franz. und ital. Sprache sind Nationalsprachen des Bundes. Alle eidgenössischen Beamten sind für ihre Geschäftsführung verantwortlich. Die Bundesverfassung kann zu jeder Zeit auf dem Wege der Gesetzgebung revidirt, und die Frage, ob Revision stattfinden soll, muß auf Verlangen von 50000 stimmberechtigten Bürgern dem Volke vorgelegt werden. Die revidirte Bundesverfassung tritt in Kraft, wenn sie von der Mehrheit der stimmenden Bürger und der Mehrheit der Cantone angenommen ist.

Für die Verfassungen der einzelnen Cantone gilt durchgreifend das Princip der Volkssouveränetät, sodaß ohne ausdrückliche Zustimmung der Mehrheit des Volks keine Aenderung der Verfassung stattfinden darf. In Rücksicht auf die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt zerfallen die Cantonalverfassungen in zwei Hauptklassen: 1) Absolut-demokratische Cantone. Die oberste Gewalt steht hier der Landesgemeinde zu, die aus allen activen Bürgern besteht und sich unter freiem Himmel, gewöhnlich im April oder Mai, versammelt, wo dann über die Gesetze abgestimmt und Rechnung abgelegt wird, die erforderlichen Abgaben bewilligt und die Tagsatzungsgesandten und obersten Landesbeamten gewählt werden. Die Vorschläge dazu kommen gewöhnlich von der vollziehenden Behörde oder werden doch wenigstens dort geprüft. Diese heißt Landrath und besteht aus den obern Landesbeamten und den «Rathsherren», welche die einzelnen Gemeinden aus ihrer Mitte wählen. Für wichtigere Gegenstände wird ein auf gleiche Weise gewählter zwei- oder dreifacher Landrath einberufen. Solche Verfassungen haben Uri, die beiden Unterwalden, Appenzell und Glarus. Daran schließen sich Graubündten und Wallis, wo die Gesetze der Genehmigung der Gemeinden unterliegen. 2) Cantone mit repräsentativ-demokratischer Verfassung. In diesen erwählen sämmtliche Staatsbürger meist unmittelbar nach Maßgabe der Bevölkerung ihre Stellvertreter, deren Versammlung der «Große Rath» heißt, dessen Sitzungen öffentlich sind, und dem die meisten Rechte der Landesgemeinde zustehen. In mehrern Cantonen, St.-Gallen, Basel-Land, Luzern und Thurgau, steht dem Volke ein Veto gegen die vom Großen Rath beschlossenen Gesetzentwürfe zu. Entschädigungen (Diäten) für die Mit-

glieder der Großen Räthe werden nur in einigen Cantonen gegeben. Selbst die das ganze Jahr hindurch in Anspruch genommenen Mitglieder der Regierung erhalten nur in den größern Cantonen angemessene Schadloshaltung. Wenige Beamte, die Geistlichen und Lehrer ausgenommen, und auch diese nicht überall, sind in der S. lebenslänglich angestellt; nach Ablauf der gesetzlichen Dienstzeit oder auch früher, wenn eine Staatsveränderung erfolgt, können sie ohne Angabe von Gründen entlassen werden. Wenige Stellen geben gesetzlichen Anspruch auf Pensionirung. Man hilft sich durch freiwillige Ersparniß-, Witwen- und Waisenkassen. Es besteht also in der S. kein eigenthümlicher Beamtenstand, und überhaupt kann seit 1798 von eigentlichen Standesunterschieden im rechtlichen Sinne nicht mehr die Rede sein. Man kennt keine ausschließlichen Vorrechte einzelner Klassen der Bürger und keine privilegirten Gerichtsstände. Auch hat die S. keinen eigenen Adel. Die vorhandenen Adelsfamilien sind entweder eingewandert, oder stammen noch aus der Zeit der Verbindung mit dem Deutschen Reiche her, oder sind in fremden Militär- oder Civildiensten geadelt worden, oder haben sich wol auch selbst den Adel beigelegt. Da keine Adelsmatrikel besteht und der Adel nichts nimmt und gibt, so wird es damit nicht genau genommen. In mehrern Cantonen besteht das Verbot, von einer auswärtigen Adels- oder Ordensverleihung Gebrauch zu machen. Statt gedruckter Gesetzbücher behelfen sich noch einige kleinere Cantone mit geschriebenen Ueberlieferungen oder dem Herkommen. Doch ist man jetzt überall bemüht, solche zu sammeln und dem Druck zu übergeben. Die regenerirten Cantone haben fast über alle Theile des Rechts Gesetzbücher ausarbeiten lassen oder Einleitung dazu getroffen. Im schweiz. Recht hat sich noch viel Altgermanisches erhalten, und das röm. Recht hat sich nirgends, einige Grenzcantone ausgenommen, durchgreifenden Eingang verschaffen können. In der Verwaltung der Justiz und Polizei geben die wichtigsten Cantone den andern civilisirten Staaten Europas nichts nach, während die kleinern kath. Cantone noch auf der Stufe des Mittelalters stehen. Sehr verschieden sind die Proceßformen, welchen in der Regel entweder die Einrichtungen des deutschen oder des franz. Gerichtsverfahrens zu Grunde liegen. Das Institut der Geschworenen, nachdem es sich zuerst in Genf bewährt, ist auch in Waadt, Bern, Zürich und einigen andern Cantonen eingeführt.

Der Finanzstand der meisten schweiz. Freistaaten ist ein günstiger. Nur wenige Cantone haben Staatsschulden; viele dagegen, wie Bern, Zürich u. a., besitzen ein beträchtliches Staatsvermögen. Die Staatsabgaben sind nirgends drückend, bedeutender jedoch die Gemeindesteuern in einzelnen Communen. In einigen Cantonen hat man keine directen Steuern; doch ist man überall auf Beseitigung oder Verminderung der das Einkommen der Bürger belastenden indirecten Auflagen bedacht. Die zum Zwecke des Sonderbundskriegs gemachte eidgenössische Schuld von einigen Millionen Francs ist getilgt, und bereits übersteigen wieder die Activa des Bundes dessen Passiva um etwa 10,700000 Frs. Das gesammte Einkommen des Bundes beläuft sich auf etwa 20—21 Mill. Frs. jährlich. Hauptquellen des Bundeseinkommens sind die Zölle mit etwa 8,160000 Frs. Brutto und die Posten mit gegen 7,200000 Frs., wovon jedoch eine gesetzlich festgestellte Entschädigung an die einzelnen Cantone zurückzuzahlen ist. Regelmäßige Reinerträge liefern noch das Schießpulverregal, die Zündkapselfabrikation und das Telegraphenwesen. Die Taxen der schweiz. Telegraphen waren bisher wohlfeiler als in allen andern Staaten. Hauptausgaben des Bundes sind, außer der Zollverwaltung (etwa 4 Mill.) und der Postverwaltung, die Militärverwaltung mit über 4 Mill. Frs. und mit großen Schwankungen, seitdem die gesteigerten Anforderungen an das Kriegswesen infolge der neuen Erfahrungen auch in der S. eine Umgestaltung der Bewaffnung nöthig machten. Die S. nahm zu diesem Zweck 1867 ein Anlehn von 12 Mill. Frs. auf, welches theils zur Umwandlung der vorhandenen Gewehre in Hinterlader, theils zur Neuanschaffung solcher bestimmt ist.

Nach der schweiz. Militärverfassung und dem Gesetz über Militärorganisation vom 8. Mai 1850 beginnt die allgemeine Wehrpflicht für jeden Schweizer mit dem 20. und endigt mit vollendetem 44. J. Aus diesen Altersklassen bilden $4\frac{1}{2}$ Proc. der Gesammtbevölkerung das eigentliche Bundesheer, nämlich 3 Proc. den Bundesauszug und $1\frac{1}{2}$ Proc. die Bundesreserve, in welche letztere die Mannschaft des Auszugs längstens nach vollendetem 34. J. eintritt. Nach regelmäßig sechs Jahren Dienst in der Reserve dient die Mannschaft noch bis zum vollendeten 44. Altersjahre in der Landwehr der Cantone, über die jedoch der Bund im Kriegsfalle gleichfalls verfügen kann. Der Bundesauszug umfaßt zwei Drittel, die Reserve ein Drittel des Bundesheeres, und beide zusammen haben vorschriftsmäßig eine Stärke von 104354 Mann: 82416 Mann Infanterie und 6890 Mann Scharfschützen, 10366 Mann Artillerie, 2869 Mann Cavalerie, 1530 Mann Genie. Das ganze Bundesheer, mit Einschluß der Ueberzäh-

ligen (über 125000 Mann), sowie der größte Theil der 150000 Mann starken Landwehr, ist vollständig organisirt, ausgerüstet und bewaffnet und kann binnen einer Mobilisirungsfrist von drei bis vier Wochen verwendet werden. Bei dem schweiz. Milizheere gibt es im Frieden außer der kurzen Uebungszeit keine weitere Präsenzzeit. Es gibt keinen Offizierstand, indem selbst die Mitglieder des eidgenössischen Stabs nur während ihrer activen Dienstzeit Taggelder beziehen. Auch gibt es im Frieden keinen militärischen Pferdestand, da die für die Uebungszeit der Artillerie und Cavalerie erforderlichen Pferde nur für diese Zeit gemiethet werden. Die Bundesverfassung erklärt ausdrücklich, daß der Bund nicht berechtigt ist, stehende Truppen zu halten. Auch darf ohne Bewilligung der Bundesbehörde kein Canton mehr als 300 Mann stehende Truppen haben.

Die Verfassung der Reformirten Kirche (s. d.) in der S. ist in einigen Cantonen eine presbyterianische; in andern nähert sie sich mehr oder minder dem Episkopal- oder Consistorialsystem, indem ein Antistes (oberster Geistlicher) und Dekane oder Kirchenräthe an der Spitze stehen. Wahlact und Besoldung der Geistlichen sind sehr verschieden. Die Katholiken standen ehemals unter den Bischöfen von Konstanz (unter dem Erzstift Mainz), Basel und Lausanne (unter dem Erzstift Besançon), Genf (unter Vienne), Chur, Sitten und Como (unter Mailand). Seit 1814 sind aber alle diese Bisthümer unter dem Vorwande, ein schweiz. Erzbisthum zu errichten, von ihrem bisherigen Metropolitanverbande getrennt und unmittelbar dem Papste oder dem mit manchen erzbischöfl. Rechten ausgestatteten Nuntius in der S. unterworfen worden. Die Diöcese Konstanz wurde zwischen Basel und Chur getheilt, doch befinden sich noch einige Cantone in einem Provisorium. Neuerdings wurde die Gründung eines neuen kleinen Bisthums St.-Gallen durchgesetzt. Die Bischöfe werden von ihrem Domkapitel gewählt und von den betreffenden Cantonen bestätigt. In neuerer Zeit haben die Regierungen mehrerer Cantone danach getrachtet, dem Einflusse des päpstl. Nuntius entgegenzuarbeiten, und zugleich die Klöster unter strengere Controle gesetzt, wonach den Mönchen blos noch die geistlichen Verrichtungen überlassen blieben, die Verwaltung der Güter aber ihnen entzogen wurde. Auch wurden mehrere Klöster in St.-Gallen, Aargau, Freiburg und Luzern eingezogen. Aber selbst nach dieser Verminderung gibt es in der S. noch etwa 100 Klöster. Vgl. Franscini, «Neue Statistik der S.» (deutsch, 2 Bde., Bern 1849; «Nachtrag», Bern 1851); «Gemälde der S.» (14 Bde., St.-Gallen 1834 fg.); J. Meyer, «Land, Volk und Staat der schweiz. Eidgenossenschaft» (2 Bde., Zür. 1861); Berlepsch, «Schweizerkunde» (Braunschw. 1864); Snell, «Handbuch des schweiz. Staatsrechts» (2 Bde., Zür. 1839—44); die Schweizerführer von Baedeker, Tschudi, Berlepsch u. s. w. Die beste Karte der S. ist die 1865 unter Leitung des General Dufour vollendete Generalstabskarte in 25 Blatt.

Geschichte. Die Geschichte des Schweizerlandes vor seiner Berührung mit den Römern ist in Dunkel gehüllt. Manche Streiflichter auf die Culturzustände der Urbewohner werfen die neuerdings entdeckten Pfahlbauten in den Seen des Landes. Das erste historisch bekannte Volk auf diesem Boden sind die wahrscheinlich von Nordosten eingewanderten Helvetier (s. d.), die dem celt. Völkerstamme angehörten und in wilder, freier Verfassung, in vier Gaue getheilt, zwischen Rhein, Jura und Alpen wohnten. Sie waren von bundesverwandten Völkern meist gleicher Abkunft umgeben, fielen mit ihnen zwischen 58 v. Chr. und 10 n. Chr. unter röm. Herrschaft und nahmen vieles von den Sitten und der Sprache ihrer Ueberwinder an, bis sie mit diesen von deutschen Völkerschaften überwältigt wurden. Um 400 n. Chr. bemächtigten sich die Alemannen des größern Theils der jetzigen S. und machten ihre Sprache und Sitte dort einheimisch. Ein kleinerer Theil fiel den Burgundern und Longobarden zu, und die bis dahin unbewohnten Thäler am nördl. Saume der Alpen sollen von Deutschen goth. Stammes bevölkert worden sein. Später fiel ganz Helvetien dem fränk. Reiche anheim. Es blühte unter der Herrschaft der Franken zu einigem Wohlstand empor, der aber bald unter den schwachen Nachfolgern Karl's d. Gr. verschwinden mußte, da deren Statthalter überall sich unabhängig zu machen suchten und in beständige Kriege verwickelt waren. Obwol es einigen derselben gelang, im Westen eigene Reiche, Burgund diesseit und jenseit des Jura, zu errichten, so wußten sich doch die deutschen Könige in der übrigen S. bald wieder Ansehen zu verschaffen und Burgund 1032 wieder an sich zu bringen. Helvetiens Schicksal war nun mit dem des Deutschen Reichs, von dem es einen Theil ausmachte, verknüpft und blieb es bis zu der Zeit, wo die Krone dieses Wahlreichs erblich zu werden anfing. Die Kaiser ließen den größern Theil der S. durch die Herzoge von Zähringen verwalten, die Wohlthäter des Landes wurden, den innern Kriegen wehrten, die Städte begünstigten und mehrere neue, wie Bern und Freiburg im Uechtlande, gründeten. Nach ihrem Aussterben 1218 verfiel jedoch alles wieder in das alte Unwesen. Viele größere und kleinere Herren regierten im Lande; die mächtigsten unter ihnen waren Habsburg, Kyburg und Savoyen.

Die Stärke allein gab das Recht. Die kleinern Freien, die Klöster und die Landstädte wurden unterdrückt oder mußten den Schutz irgendeiner mächtigern Stadt nachsuchen. Die größern Städte, namentlich Zürich, Bern und Basel, verbanden sich zu ihrer Sicherheit und trachteten überdies, sich möglichst unabhängig zu machen, indem sie den Kaisern und andern, die Rechte bei ihnen besaßen, diese abkauften.

Vom Ende des 13. Jahrh. an erhielt die S. allmählich eine andere Gestalt. Das Haus Habsburg, besonders nach Rudolf's Erhebung zum deutschen Kaiser 1273 und Herrn von Oesterreich, gewann auch in der S. überwiegenden Einfluß. Doch schonte noch Rudolf die Rechte der freien Städte und Länder, die früher ihm und seinem Hause Beistand geleistet und zu seiner Größe beigetragen hatten. Sein Sohn Albrecht aber war kaum zum Besitz der röm. Königskrone gelangt, 1298, als er alles Land seinen österr. Erbstaaten einzuverleiben trachtete. Er trug den freien Städten und Ländern den Schirm Oesterreichs an, und da sie lieber beim Reiche bleiben wollten, brauchte er Gewalt. Doch Zürich und Bern widerstanden mit Erfolg, und nun versuchte er es mit den von jeher völlig reichsfreien Bergländern Uri, Schwyz und Unterwalden. Diese hatten sich vor alten Zeiten freiwillig unter des Reichs Schirm begeben und von allen Kaisern Bestätigung ihrer Freiheit erhalten. Sie übten ihre Justiz selbst; nur wenn Blutbann gehalten wurde, durfte ihr Schirmvogt, ein fremder Graf, zuletzt einer von Habsburg, im Namen des Reichs ihr Land betreten. Durch Besetzung einiger angrenzenden und auch im Lande befindlichen Burgen, sowie durch Vögte, die anfangs nur zur Verwaltung der österr. Güter und Beaufsichtigung der eigenen Unterthanen bestellt worden, wußte jedoch Albrecht auf die altgefreiten Landleute immer mehr Einfluß zu gewinnen. Doch das Land widerstand allen Zumuthungen. Die Vögte gingen nun weiter, nahmen ihren bleibenden Wohnsitz im Lande, maßten sich die Rechte der ehemaligen hohen Schirmvögte an, erhöhten die Zölle und behandelten die Reichsfreien als Unterthanen. Diese vermochten den wachsenden Druck nicht länger zu ertragen, und die Angesehensten versammelten sich 7. Nov. 1307 auf dem Rütli, einer Bergwiese am Waldstädtersee, und beschlossen die am Neujahrstage 1308 ausgeführte Verjagung der Landvögte und Zerstörung ihrer Burgen. (S. Tell.) Sie leisteten jedoch fortwährend dem Reiche und allen, die sonst noch Rechte bei ihnen hatten, die obliegenden Pflichten. Albrecht's Nachfolger in der deutschen Regierung, Heinrich VII., sowie spätere Kaiser bestätigten den Waldstädten alle Freiheiten. Das Haus Oesterreich aber wollte die einmal gefaßten Plane nicht aufgeben. Es entstand daraus ein 200jähriger Kampf, der mit der Losreißung der S. vom Reiche sowie für Oesterreich mit dem Verlust seiner Erblande zwischen Alpen und Rhein und seiner Stammschlösser Habsburg und Kyburg endete. Die erste engere Verbindung der drei Waldstädte war schon 1291 geschlossen und 1308 erneuert worden. Im Nov. 1315, nachdem sie den ersten Sieg bei Morgarten (s. d.) über Oesterreich erfochten, wurde ein Ewiger Bund errichtet, dem bis 1353 Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern beitraten, welche acht Orte, weil bis 1481 keine neuen Glieder aufgenommen wurden, die acht alten Orte hießen und bis 1798 manche Vorrechte genossen. Diese Verbindung, die sich die Junge Eidgenossenschaft nannte, blieb etwa 100 J. nach ihrem ersten Entstehen bei den Grundsätzen, wodurch sie gestiftet wurde. Die einzelnen Freistaaten trachteten auf friedliche Weise sich auszudehnen und die vielen fremden, unter ihnen befindlichen Güter und Rechtsame durch Kauf an sich zu bringen und ließen die erworbenen Leute gleicher Rechte wie sie selbst genießen. Allein kaum hatten sie nach den glänzenden Siegen bei Sempach (s. d.), wo Arnold von Winkelried den Heldentod 9. Juli 1386 starb, und bei Näfels (s. d.) 9. April 1388 in einem vorläufigen Friedensvertrag die Anerkennung ihrer Selbständigkeit durchgesetzt, als sie bald aus der Stellung der Angegriffenen in die von Angreifenden übergingen. Sie streckten ihre Hände aus nach dem österr. Erbgut, dem Aargau und Thurgau, nach dem der Grafen von Toggenburg, nach dem schönen Lande jenseit der Alpen und waren meist so glücklich, wiewol zuweilen erst nach harten Niederlagen, wie bei Arbedo 1422 und bei St.-Jakob (s. d.), diese Gebiete wirklich an sich zu bringen. Das einzeln von jedem Canton oder das gemeinsam Eroberte wurde jetzt nicht mehr als freies, sondern als Unterthanenland behandelt und durch Landvögte regiert. Der eidgenössische Krieger begnügte sich nicht mehr, allein dem Vaterlande zu dienen, sondern, in den langwierigen Kämpfen an das Kriegsleben gewöhnt, verließ er auch die Heimat und zog seit der Mitte des 15. Jahrh. fremden Heeren und Städten zu. Auch gab es schon damals unter den Eidgenossen selbst Zerwürfnisse, sodaß Zürich in einem Kriege mit Oesterreich eine Zeit lang (1440—50) vom Bunde abfiel. Da Schwyz damals die Seele des Bundes und am meisten mit Zürich zerfallen war, so nahmen die andern Eidgenossen die Landesfarbe (weiß und roth) von Schwyz als Feldzeichen an und er-

hielten deshalb den Parteinamen Schwyzer, der seitdem Benennung des ganzen Volks geblieben ist. Einen harten, ruhmvollen Kampf hatten die Schweizer bald darauf mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund zu bestehen, dem mächtigsten Herrscher seiner Zeit im westl. Europa. Die gemeinsame Gefahr verband mit den Schweizern die umliegenden Herren und Reichsstädte, wie Lothringen, Freiburg und Strasburg. Mit einem Heere von etwa 20—25000 Mann rückten sie dem 60—70000 Mann starken Heere des Herzogs entgegen und schlugen ihn in den drei Schlachten bei Grandson (s. d.), Murten (s. d.) und Nancy. Ungeheuer war die Beute der Schweizer, von unberechenbaren Folgen der Reiz, ähnliche zu machen. Doch benahmen sie sich in Beziehung auf ihre Eroberungen mit Mäßigung, gaben den größten Theil der eroberten Waadt an Savoyen zurück, wiesen den Antrag der Franche-Comté, mit ihnen vereinigt zu werden, von der Hand und setzten den Herzog von Lothringen wieder in sein Land ein. Bald darauf, 1481, nahmen sie indessen Freiburg und Solothurn in ihren Bund auf und schlossen mit andern Nachbarstaaten Schirmbündnisse, wodurch diese aller Vortheile ihres mächtigen Schutzes theilhaftig wurden. Das Glück der Eidgenossen stieg so auf eine Höhe, daß die Höfe ringsumher, selbst Oesterreich, sich um ihre Freundschaft und Hülfe bemühten. Ganze Gewalthaufen wurden dem zugeführt, der die freien Gemeinschaften für sich zu gewinnen im Stande war, und Frankreich, der Papst und die Republik Venedig wetteiferten in Geldspenden. Zwar fehlte es schon damals nicht an Patrioten, die laut gegen solches Unwesen sich aussprachen; aber der Strom der Umstände riß alles mit sich fort, und die S. eilte rasch dem Wendepunkte ihres kriegerischen Glücks und ihrer Größe entgegen, die nur auf ihrer Eintracht beruhte. Schon fing die Eifersucht zwischen Städten und Ländern an, schon ließ der zunehmende Reichthum einzelner und die wachsende Ungleichheit bedrohliche Misverhältnisse zwischen den reichern und ärmern Bürgergeschlechtern durchblicken, als die Schweizer plötzlich, zum Glück für ihre innere Ruhe, noch einmal in einen ihrer gefährlichsten Kriege verwickelt wurden. Kaiser Maximilian I. von Oesterreich war schon lange damit umgegangen, das Deutsche Reich enger zu verbinden, dem Fehdewesen ein Ende zu machen und Ordnung herzustellen. Er theilte das Reich in Kreise, worin die S. mitbegriffen sein sollte, errichtete ein oberstes Reichsgericht, von dem sie ebenfalls Recht zu nehmen habe, trat dem schwäb. Sicherheitsbunde bei, wozu auch die S. eingeladen wurde, und setzte eine Reichsmatrikel fest, nach der alle Stände des Reichs, mit Einschluß der Schweizer, an Mannschaft und Geld zu den Türkenkriegen beizutragen hätten. Allein die Eidgenossen, seit 200 J. gewohnt, vom Reiche keinen Schutz zu empfangen, voll Selbstvertrauen und mistrauisch gegen alles, was von Oesterreich ausging, wiesen jedes Ansinnen beharrlich zurück. Der Kaiser erklärte ihnen 1498 mit dem ganzen Schwäbischen Bunde den Krieg und griff sie an allen Grenzen vom Engadin bis Basel an. Die Schweizer hatten einen harten Stand, blieben aber in sechs blutigen Treffen Sieger und wurden darauf im Baseler Frieden vom 22. Sept. 1499 aller Theilnahme am Kammergericht und später von der Reichsmatrikel entbunden, auch keinem deutschen Kreise einverleibt.

Von dieser Zeit an datirt die factische Unabhängigkeit der S. und ihre Losreißung vom Deutschen Reiche. Zwar wurden noch lange die alten Formen beibehalten, wol gar bei Thronbesteigungen bis zu Maximilian II. die altübliche Bestätigung der Rechte und Freiheiten nachgesucht, der Kaiser auf seinen Reisen als solcher empfangen; aber von 1500 an findet sich keine Spur mehr, daß man dem Reiche auf die innern und äußern Angelegenheiten der S. einigen Einfluß gestattet habe, noch daß dies wie früher bei den Verträgen vorbehalten worden sei. Die feierliche Anerkennung der S. im Westfälischen Frieden (1648) kann daher nur als eine völkerrechtliche Bestätigung des längst Bestehenden betrachtet werden. Die Schweizer nahmen nach dem Schwabenkriege 1501 Basel und Schaffhausen und 1513 Appenzell in ihren engern Bund auf, der bis 1798 auf diese 13 Orte beschränkt blieb. Die andern Bundesgenossen hießen nur «zugewandte Orte». Von diesen hatten die Stadt und der Abt von St.-Gallen sowie die Stadt Biel auf den Tagsatzungen (damals Tagleistungen) Sitz und Stimme; nicht aber die Alliés oder Föderati: Bündten, Wallis, Genf, Neuenburg, Mühlhausen und das Bisthum Basel. Die gemeinsamen Unterthanenlande: Thurgau, Baden, Sargans, Rheinthal und das ital. Gebiet, hatten wol manche Rechte und Freiheiten, aber keine polit. Selbständigkeit. Nach dem letzten Kriege gegen Oesterreich glaubten die Schweizer keinen Feind mehr fürchten zu müssen. Sie bekriegten selbst Frankreich, drangen 1500 bis Dijon, wo man ihnen den Frieden mit Geld abkaufte und halfen bald dem einen, bald dem andern der Herrscher Italiens. 1512 eroberten sie für den schwachen Herzog Maximilian Sforza die ganze Lombardei, schlugen 1513 bei Novara die Franzosen und behaupteten das Land drei Jahre bis zur Schlacht bei Marignano

1515, wo sie zwar unterlagen, aber unangefochten davonzogen. Frankreich überließ ihnen im Frieden den ganzen heutigen Canton Tessin und das Veltlin, ertheilte ihren Kaufleuten große Vorrechte und versprach jedem Canton gewisse Jahrgelder. Durch die Gewährung dieser und anderer Vortheile gelang es Frankreich, die Schweizer in sein Interesse zu ziehen und sich von dieser Seite her sicherzustellen. Der deshalb abgeschlossene Ewige Friede 1516 ist auch von der S. nie, von Frankreich erst 1798 gebrochen worden.

Seitdem zogen die Schweizer noch wiederholt aus, um für Frankreich dieselbe Lombardei vertheidigen zu helfen, die ihnen von dieser Macht entrissen worden war. Allein diese Kriege brachten ihnen so wenig Gewinn, daß sie endlich 1526 der Sache selbst überdrüssig wurden. Von da hörte der Gebrauch auf, mit ganzen schweiz. Heeren für andere Mächte ins Feld zu ziehen. Man begnügte sich, mit ihnen Capitulationen für einzelne Regimenter oder Fahnen kriegslustiger Freiwilliger abzuschließen, die sich für einen oder mehrere Feldzüge verdingten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurden aus diesen Freiwilligen stehende Truppen, die durch die Hauptleute für Werbgeld stets vollzählig erhalten werden mußten. Man war jedoch zufrieden, wenn nur wenigstens die Hälfte der Mannschaft aus Schweizern bestand. Diese fremden Kriegsdienste einzelner, die Pensionen, die Jahrgelder machten aber das Land immer abhängiger von andern Mächten, besonders von Frankreich. Nicht wenig trug dazu die innere Uneinigkeit zwischen den Städten und ihren Unterthanen bei. Dieselbe brach zuerst 1525 im Norden in offene Empörung aus, welche sich nachher im einzelnen und in einem allgemeinen Aufstande 1653 wiederholte und später der Keim zur Auflösung der alten Verhältnisse wurde. Viel wichtiger noch, besonders wegen der Verhältnisse mit dem Auslande, war während mehrerer Jahrhunderte die Glaubenstrennung, die in der S. gleichzeitig mit der in Deutschland durch Luther entstand. (S. Reformirte Kirche.) Zwingli in Zürich, Oekolampadius in Basel, Haller und Manuel in Bern, Farel und Calvin in Genf und viele andere arbeiteten miteinander an Wiederherstellung der ursprünglichen christl. Kirche. Diesen Männern fiel über die Hälfte der Bevölkerung zu; ein anderer Theil wurde nur durch die Gewalt der Mehrheit in ihren Städten und Ländern davon abgehalten, jenem Beispiel zu folgen. Es konnte nicht fehlen, daß Verfolgung aller Art und Reibungen zwischen den Gliedern der alten und neuen Kirche stattfanden. Mehrmals kam es zum Kriege; öfters aber gelang die Versöhnung der gegenüberstehenden Parteien. Zwingli selbst büßte sein Leben in der ersten Schlacht bei Kappel 1531 ein, wo die Katholiken über die Reformirten den Sieg davontrugen. Am Ende mußten jedoch die Katholiken, nach der Niederlage 1532, den Reformirten mehrere gemeinsame Vogteien allein überlassen, und seit der Mitte des 18. Jahrh. schien der Hader erloschen. Dieser Zwiespalt ward von den fremden Mächten absichtlich genährt und brachte die Eidgenossenschaft nicht nur um ihren Einfluß nach außen, sondern gefährdete sogar ihre Unabhängigkeit. Zu den Zeichen des Verfalls gehörte namentlich der 1586 vom Cardinal-Erzbischof von Mailand, Karl Borromäus, zwischen den kath. Cantonen, Wallis und dem Bischof von Basel für Erhaltung und Ausbreitung der röm. Kirche gegründete Goldene Bund. Am meisten aber zeigte sich das Herabsinken der S. von ihrer Höhe im Dreißigjährigen Kriege, wo das zugewandte Graubündten und sein Unterthanenland Veltlin der Spielball zwischen Frankreich und seinen Gegnern, Oesterreich und Spanien, war und Rhätien nur durch die gegenseitige Eifersucht dieser Mächte in seinem Gebiet ungeschmälert blieb. Besonders die größern und prot. Republiken Zürich und Bern, von denen letzteres 1536 die Waadt von Savoyen eroberte und dadurch der mächtigste Ort der Eidgenossenschaft wurde, behaupteten durch ihr kluges Benehmen während dieses Kriegs die Neutralität der S. Zwar konnten sie im Anfange den Durchzug einzelner, von den Katholiken begünstigter Heerhaufen durch die S. nicht hindern, und sie selbst unterstützten auch die der prot. Sache dienenden Mächte in gleicher Weise; aber es gelang ihnen doch, sich und die andern Stände vor offener Theilnahme am Kampfe zu bewahren. Von 1640 an brachten sie es sogar dahin, durch ein gutgeordnetes «Defensionale» die Grenzen der S. zu bewahren, sodaß die Neutralität des schweiz. Bodens bis 1798 nicht mehr verletzt wurde. Dieses Neutralitätssystem bildete fortan die Grundlage der ganzen schweiz. Politik. Doch gerade die lange Ruhe ließ eine Sorglosigkeit überhandnehmen, die am Ende die S. an den Abgrund führte. Bei Erringung ihrer Selbständigkeit war die S. nur von kleinen oder sehr zerstreuten Herrschaften umgeben, was ihre Vertheidigung erleichtern mußte. Später war sie fast nur noch von den Gebieten Oesterreichs und Frankreichs umschlossen, in deren gegenseitiger Eifersucht sie allein eine unsichere Stütze fand. Dennoch blieben die militärischen Einrichtungen in der S. theils weit hinter der Zeit zurück, theils fehlte es dem Wehrwesen an Zusammenhang. Es war noch ein günstiger Zufall, daß

Bern und Zürich den Oberbefehl hatten und bei jedem Kriege der Nachbarn die Grenzen besetzt hielten. Diese beiden Cantone waren es auch allein, die den steigenden Anmaßungen der franz. Großbotschafter einigermaßen Schranken zu setzen suchten. Bezeichnend für die Stellung zum Auslande war es, daß zuweilen auch der in Solothurn residirende Gesandte Frankreichs auf Kosten seines Souveräns die Mitglieder der Tagsatzung nach Solothurn berief.

Die Dreizehn Cantone (so nannten sich die eidgenössischen Orte oder Stände seit Anfang des 18. Jahrh.) hingen durch kein gemeinschaftliches Band und keinen gemeinsamen Vertrag, sondern nur durch eine Menge einzelner abweichender «Verkommnisse» miteinander zusammen. Zürich war der leitende Canton (Vorort), d. h. es hatte, mit wenigen Vollmachten versehen, die geringen äußern Geschäfte zu führen und die schweiz. Tagsatzungen auszuschreiben, die meist in Luzern, Zürich, Baden, Bremgarten, Aarau und Frauenfeld gehalten wurden. Jeder Stand schickte seine Gesandten, die aber wenig mehr als mit der Verwaltung der gemeinsamen Vogteien zu thun fanden. Die einzelnen Cantone, besonders die acht ältern Orte, betrachteten sich als souveräne Staaten und sorgten eifrig, daß keine Bundesgewalt aufkam. Die Verfassungen der Cantone waren ebenfalls nicht nach festen Grundsätzen geordnet. Die Wichtigkeit, nicht die Natur der Geschäfte bestimmte, von wem sie behandelt wurden. So waren gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt seltsam gemischt. Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug und Appenzell hatten noch die Verfassung, die sie beim Eintritt in den Bund angenommen, oder vielmehr die sie in den Bund hineingenommen hatten. Sie regierten sich durch Landesgemeinden für die wichtigsten, hatten Landräthe für die bedeutenden und Landammänner für die laufenden Geschäfte. Die Städte hatten ihre täglichen oder Kleinen Räthe für die gewöhnlichen Angelegenheiten; den Großen Räthen oder Ausschüssen der Bürgerschaft war das Wichtigere vorbehalten. Letztere wurden aber meist nicht durch das Volk gewählt, sondern ergänzten sich selbst: in Zürich, Schaffhausen und Basel gleichmäßig aus allen Zünften der Bürgerschaft; in Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern nur aus einer beschränkten Zahl von Familien. Diese Ausartung der Demokratie in Oligarchie mußte am Ende zur völligen Schwäche dieser Staaten führen. Noch kläglicher waren die Verhältnisse in den Unterthanenlanden. Vor 1789 bestand sogar die ganze Bevölkerung der S., mit Ausnahme der Haupt- und einiger Municipalstädte und der altgefreiten Landleute in den kleinen demokratischen Cantonen, aus Unterthanen, die nicht nur von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, sondern auch von einigen ihrer Herrscher, namentlich den kleinen demokratischen Cantonen, nicht zum besten behandelt wurden. Darum kam es in mehrern Gegenden zu einzelnen, aber stets unterdrückten Aufständen.

In diesem Zustande befand sich die S. beim Ausbruch der Französischen Revolution. Es geriethen alsbald einige Gegenden in Bewegung, wie Genf, das untere Wallis, das Bisthum Basel, St.-Gallen, Waadtland und das Seeufer von Zürich. Doch diese einzelnen Aufstände wurden gedämpft. Bedenklicher gestaltete sich die Lage, als Frankreich immer größere Fortschritte machte und mehrere alte Republiken, wie Holland, Venedig und Genua, gänzlich umgestaltete. Die Regierungen der S. thaten alles Mögliche, selbst nach den größten Beleidigungen, um die übermüthigen Sieger nicht zu reizen. Sie bewahrten streng ihre Neutralität, deckten dadurch in den für Frankreich entscheidungsvollen Momenten dessen verwundbarste Grenze, vertrieben die Emigrirten und suchten sonst allen Vorschub zu leisten. Aber alles war umsonst. Die franz. Machthaber wollten eine abhängige Nachbarrepublik gegründet wissen, zugleich die wichtigen Alpenpässe und den großen Schatz in Bern in ihrer Gewalt haben und ließen darum unter nichtigem Vorwand 1798 Truppen ins Waadtland einrücken. Nachdem man Bern mit Unterhandlung hingehalten, marschirten die Franzosen auf Bern selbst los, das, von seinen Bundesgenossen verlassen, von seinem Landvolk heldenmüthig vertheidigt wurde, aber 5. März 1798 in franz. Gewalt gerieth. Als die Franzosen durch Plünderung des berner Schatzes und des Zeughauses sowie durch Auflegung schwerer Brandschatzung ihren Zweck erreicht, brachten sie eine zu Paris verfertigte Constitution zum Vorschein, wonach das zu einem einzigen Staat umgeschaffene Helvetien in 18 an Größe und Bevölkerung gleiche Cantone getheilt wurde. Jeder Canton hatte eine gleiche Zahl Deputirte in zwei gesetzgebende Kammern, Senat und Großen Rath, zu wählen, und an der Spitze sollte ein Vollziehungsdirectorium von fünf Männern stehen. Der Canton Bern ward hiernach in vier Cantone getheilt, die demokratischen Cantone dagegen in einen vereinigt und, damit die Ungleichheit geringer würde, Genf, Mühlhausen, Biel, das Bisthum, wie schon früher Veltlin, von der S. losgerissen und mit Frankreich oder der von ihm abhängigen Cisalpinischen Republik vereinigt. Ein Gleiches sollte mit dem Unterthanenlande jenseit der Alpen, mit Tessin, versucht werden. Da jedoch die, übrigens

von der S. am meisten bedrückten Tessiner einstimmig erklärten, Schweizer bleiben zu wollen, so wurde ihnen nachgegeben.

Während Berns Kampf hatten die Unterthanen aller Cantone die Gelegenheit benutzt, sich frei zu erklären und dadurch die städtischen Regierungen, die sämmtlich gestürzt wurden, an wirksamer Unterstützung dieses Standes gehindert. Nach dem Falle Berns nahmen fast alle Cantone die neue helvet. Constitution an. Die kleinen Demokratien namentlich mußten ihren Widerstand hart büßen. Die Franzosen durchzogen das Land und ihre Commissare schalteten als Machthaber. Die Abhängigkeit der neuen Regierung, die neuen Abgaben, die kostspielige Unterhaltung der Centralregierung, zahlreicher Beamten und eines stehenden Heeres, der neue kostspielige Rechtsgang, besonders aber die Aushebung von Truppen: das alles wirkte zusammen, um die neue Constitution keine Wurzel im Volke fassen zu lassen. Von vielen wurden daher 1799 die verbündeten Oesterreicher und Russen, die den vorigen Zustand herzustellen versprachen, freudig empfangen. Da aber die Franzosen bald wieder das Uebergewicht erhielten, so mußten die Landleute ihr Auftreten für die alte Ordnung schwer büßen, und es war fortan kein Widerstand mehr gegen Frankreich zu erwarten. Desto mehr wurde derselbe gegen die helvet. Regierung selbst fortgesetzt. Diese war in sich entzweit, ohne andere Stütze als die der Franzosen und auch von diesen keineswegs geachtet. Sie änderte einmal über das andere die oberste Behörde, schlug eine neue Einheitsverfassung nach der andern vor, aber keine konnte sich auf die Dauer allgemeinen Beifall erwerben. Am meisten widerstanden die Urcantone. Aloys Reding (s. d.), Anführer der Schwyzer im Kriege, benutzte diese Stimmung, um im östl. Theile der S. 1802 einen Bund zum Sturze der Centralregierung zu schließen. Bonaparte, damals Erster Consul der franz. Republik, war der helvet. Regierung gleichfalls nicht gewogen, aber aus andern Gründen als die Schweizer. Als auf seinen Befehl die franz. Truppen die S. verlassen, brach fast in allen Cantonen der Aufstand gegen die helvet. Regierung in Bern aus. Nachdem sie der Landsturm bis hinter Lausanne zurückgetrieben, berief Reding zum 27. Sept. 1802 eine allgemeine Tagsatzung, aus einer gleichen Zahl Mitglieder der ehemals Regierenden und Regierten zusammengesetzt, nach Schwyz, die sich mit Einleitungen zu einem neuen Bunde beschäftigte. Das Staatshaupt Frankreichs, Bonaparte, gebot jedoch plötzlich durch den General Rapp die Herstellung aller Dinge in den vorigen Stand und die Abordnung von Bevollmächtigten aus allen Cantonen nach Paris, um mit diesen den Plan zu einer neuen Verfassung auszuarbeiten. Alle Cantone fügten sich, nur die Urcantone nicht, und dies gab den Vorwand, 12000 Mann in die S. einrücken und eine allgemeine Entwaffnung vornehmen zu lassen. Die Abgeordneten versammelten sich im December in Paris. Am 19. Febr. 1803 ließ ihnen Bonaparte eine sog. Mediationsacte zufertigen, wodurch das Cantonalsystem hergestellt wurde, aber das schon in der helvet. Constitution beseitigte Unterthanenverhältniß aufgehoben blieb. Zu den alten 13 Cantonen, die außer Bern meist ihre frühern Grenzen behielten, kamen 6 neue, nämlich die vorher zugewandten Orte: St.-Gallen, Graubündten (doch ohne Veltlin, das bei Italien blieb), und die ehemaligen Unterthanenlande: Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. Wallis wurde eine eigene Republik, aber später (1807) mit dem franz. Reiche verbunden. Neuenburg, seit 1707 unter preuß. Hoheit, blieb von der S. getrennt und wurde 1807 dem Fürsten Berthier als franz. Lehn zutheil. An der Spitze des Schweizerbundes stand nun wieder eine nach Instructionen stimmende Tagsatzung aller Cantone, und den sechs größern Cantonen wurden zwei Stimmen zugetheilt. Der Tagsatzung präsidirte ein Landammann der S., der fast alle Rechte des ehemaligen Vororts erhielt. Sechs der alten Cantone: Zürich, Bern, Luzern, Basel, Freiburg und Solothurn, waren abwechselnd zu Directorialcantonen bestimmt. In den demokratischen Cantonen wurden die Landesgemeinden hergestellt, in den andern die Großen und Kleinen Räthe, doch erstere unmittelbar durch das Volk nach Maßgabe der Bevölkerung, letztere durch den Großen Rath gewählt. Diese neue Verfassung, die bei vielen Fehlern doch das Gepräge eines großen Staatsmannes trug, wurde ohne Schwierigkeit eingeführt. Die S. genoß nun eines zehnjährigen innern und äußern Friedens. Die Cantone stellten ihr Gemeinwesen wieder her, und das ganze Land begann eine erfreuliche Entwickelung. Weniger glücklich waren die Cantone, wo alte und neue Interessen und in den Räthen die Anhänger der neuen und der alten Ordnung gemischt waren. Hier fehlte es nicht an Reibungen zwischen den vormals allein Bevorrechteten und den durch die Revolution Emporgekommenen. Dennoch erholte sich die S. im ganzen wieder und ward im Innern einander genähert. Drückend waren aber die von Napoleon unaufhörlich gestellten Forderungen zur Vollzähligmachung von 12000 Schweizern in seinem Solde und das sehr lästige Continentalsystem, das eine mehrjährige Besetzung Tessins zur Folge hatte.

Nach der Schlacht bei Leipzig erfolgte 21. Dec. 1813 der Einmarsch der Verbündeten in die S. Viele Mitglieder der alten Regierungen benutzten sofort die Wandlung, um sich wieder in den Besitz ihrer Vorrechte zu setzen. In Bern und andern ehemals aristokratischen Städten wurde die Mediationsregierung gestürzt und die alte wieder eingeführt. Bern forderte Aargau und Waadt, die kleinern Cantone begehrten ihre Unterthanenlande zurück. Allein diese widerstanden und die Gesandten von zehn Ständen trafen noch vor dem Auseinandergehen der Tagsatzung, 29. Dec. 1813, eine vorläufige Abrede, wonach zwar die Mediationsverfassung abgeschafft und der alte Bundesverband unter dem Vorort Zürich hergestellt, aber die Unterthanenverhältnisse aufgehoben bleiben und jedem Canton sein Gebiet gewährleistet werden sollte. Dieser Beschluß, der bis zum 9. Jan. 1814 die Ratification von 15 Ständen erhielt, bewahrte die S. vor völliger Auflösung. Er bestimmte auch die verbündeten Mächte, denselben als Grundlage der schweiz. Verhältnisse anzuerkennen und nach der ersten Besiegung Frankreichs der S. die verlorenen Theile Genf, Wallis, Neuenburg und das Bisthum wieder einzuverleiben. Nur Oesterreich behielt das Veltlin als Eroberung für sich. Inzwischen verfloß ein Jahr unter Zwistigkeiten, Reactionen und Gegenrevolutionen; Bern und einige Urcantone wollten durchaus die ehemals ihnen gehörenden Gebiete wieder an sich ziehen. Endlich erklärte sich der Wiener Congreß als Vermittler für die Uebereinkunft vom 29. Dec. 1813, entschädigte Bern mit dem Bisthum Basel und die Urcantone mit Geld von den neuen Cantonen. Da sich die Schweizer 1815 dazu verstanden, gegen Frankreich zu marschiren, so erhielten sie dafür Entschädigung aus den Contributionsgeldern, einige kleine Gebietserweiterungen und 20. Nov. 1815 von den Großmächten Europas die Zusicherung der immerwährenden Neutralität.

Auf den Grundlagen der Vereinigung vom Dec. 1813 kam in der vom April 1814 bis Aug. 1815 außerordentlich versammelten Tagsatzung die 7. Aug. 1815 angenommene Bundesurkunde zu Stande. Dieselbe befriedigte keine der Parteien und ließ in manchen Bestimmungen, wie im Art. 12 über Garantie der Klöster, fremden Einfluß nicht verkennen. Auf Einladung Kaiser Alexander's von Rußland mußte die S. 1817 der Heiligen Allianz beitreten, auch sich von 1823—28 dem Ansinnen der europ. Großmächte rücksichtlich der Beschränkung der Preßfreiheit, des Asylrechts u. s. w. fügen. Im Geiste der Restauration waren schon vor dem Abschlusse des Bundesvertrags die meisten Cantonalverfassungen auf gewaltsamem Wege dahin abgeändert worden, daß die ehemals regierenden Städte auch jetzt wieder ein Uebergewicht in der Vertretung erhielten. Ein noch größerer Misstand war es, daß die unmittelbaren Volkswahlen in die Großen Räthe mehr oder weniger abgeschafft wurden, und daß fortan diese Behörden, wenn nicht durchweg, doch zum großen Theile sich selbst ergänzten. Ueberall erhoben sich Oligarchien durch Verbindung der neuen Gewalthaber mit den alten Aristokraten, denen sich in den kath. Cantonen der Klerus zugesellte. Frucht dieser Allianz war die Wiederberufung der Jesuiten nach Freiburg. Die Misbräuche der Gewalt riefen indeß eine wachsende Opposition hervor. In einigen Cantonen, wie in Luzern, Waadt und zumal in Tessin, stieg die Unzufriedenheit so hoch, daß schon vor 1830 theilweise oder gänzliche Umänderungen der Verfassung durchgesetzt wurden.

Der Anstoß für weitere Bewegungen kam endlich durch die franz. Julirevolution von 1830. Bei der allgemeinen Aufregung, die fast alle Völker Europas ergriff, trat auch die große Mehrheit der schweiz. Bevölkerung mit ihren Forderungen polit. Reform, zunächst im Gebiete des Cantonalstaatsrechts, entschiedener hervor. Wo die Gewalthaber mit den Umgestaltungen zögerten, zogen die Landleute in Massen in die Hauptstädte. Entscheidend war der Aufbruch von einigen tausend bewaffneter Bauern der ehemaligen Freiämter an der Reuß nach Aarau. Diesem sog. Freiämtlerzuge (6. Dec. 1830) schlossen sich mehrere hundert der aus Frankreich entlassenen Schweizersoldaten an. Aarau wurde besetzt bis zur Gewährung aller Forderungen. Jetzt erreichte die Bewegung auch in vielen andern Cantonen ihr Ziel durch bloße Demonstration. Im Jan. 1831 fügte sich die Aristokratie in Bern. Länger dauerten die Spaltungen in Schwyz, wo es zu einer zeitweisen Trennung kam und erst nach einer eidgenössischen Occupation die Wiedervereinigung und eine neue Verfassung durchgesetzt wurde. Bei der Trennung in zwei Halbcantone blieb es dagegen in Basel (s. d.), wo die Verweigerung der vom Landvolke in Anspruch genommenen Rechtsgleichheit einen Bürgerkrieg erzeugt hatte, der mit der Niederlage der Städter endigte. Auf friedliche Weise setzte Glarus die Reform seiner Verfassung 1836 durch. Graubünden wurde nur wenig berührt, und Tessin hatte schon vor den Juliereignissen seine Reform zu Stande gebracht. In Genf und Neuenburg wurde die Gärung durch einige Concessionen beschwichtigt; völlig unbeweglich blieben Uri und Unterwalden und noch während geraumer Zeit der Canton Wallis. Die meisten sog. conservativen Cantone, Uri, Schwyz,

Unterwalden, Neuenburg und Basel-Stadt, hatten sich im Nov. 1832 zu dem reactionären Sarnerbunde vereinigt. Sie erklärten 28. Nov., daß sie die Tagsatzung nicht mehr beschicken würden, falls man den Abgeordneten von Basel-Land zulasse. Aber ausnahmsweise schritt die Tagsatzung energisch ein, indem sie den Sonderbund für aufgelöst erklärte. Im ganzen umfaßte die Regeneration im liberalen Sinne etwa zwei Drittheile der gesammten Bevölkerung der S. Die Wahlen in die constituirenden Versammlungen waren meist nach Maßgabe der Bevölkerung erfolgt; doch ließ man in vielen der neuern Verfassungen, zum Vortheil der früher herrschenden Städte, noch ein Vorrecht in der Stellvertretung bestehen, das erst durch spätere Verfassungsrevisionen beseitigt wurde.

Der Kampf der liberalen Partei war nach den Juliereignissen vorerst auf Herstellung constitutioneller Formen gerichtet; als das zunächst Liegende erreicht, dachte man auch an eine Reform der Bundesverfassung. Die helvetische Constitution, trotz aller Mängel und trotz ihres flüchtigen Bestandes, hatte gleichwol eine neue Epoche für die S. eingeleitet. Der sichtbare Verfall der eidgenössischen Conföderation in den letzten zwei Jahrhunderten hatte die Haltlosigkeit des losen Föderalismus erkennen lassen, und das Bedürfniß der engern polit. Einigung wurde in weitem Kreise geweckt. Von diesem Standpunkte aus mußte die Bundesverfassung von 1815 als Rückschritt erscheinen, und es war natürlich, daß nach der Revision der Cantonalverfassungen auch die der Bundesacte zur Sprache kam. Die liberale Partei ließ daher keine Gelegenheit vorübergehen, ohne auf diese Nothwendigkeit hinzuweisen. Auch die Tagsatzung, der Volksstimme nachgebend, beschloß endlich die Revision der Bundesverfassung 17. Juli 1832. Der hiernach 15. Dec. 1832 zu Stande gebrachte Entwurf einer neuen Bundesacte entsprach jedoch nicht den Zielpunkten des äußersten Liberalismus, der sog. radicalen Partei. Gleichwol galt er der politisch stabilen Partei als Attentat gegen die Cantonalsouveränetät, und zugleich hatte er die Ultramontanen zu Gegnern. Durch eine Coalition der äußersten Parteifractionen wurde demnach der einer Volksabstimmung in den einzelnen Cantonen unterlegte Revisionsentwurf 1833 verworfen. Das Wenige, was erreicht ward, war die Oeffentlichkeit der Tagsatzungsverhandlungen seit 1834.

Eine Reihe von Verwickelungen mit dem Auslande stellte die Schwäche der Eidgenossenschaft deutlich heraus und trug dazu bei, die Reformfrage in den Hintergrund zu rücken. Nach den Ereignissen von 1830 war die S. das Asyl zahlreicher polit. Flüchtlinge, die von da aus auf ihre Heimatländer einzuwirken suchten. Nach dem sog. Savoyerzuge kam endlich auf die dringenden Noten des Auslandes 24. Juni 1834 ein Tagsatzungsbeschluß gegen die ihr Asylrecht misbrauchenden Flüchtlinge zu Stande, obschon gegen die Protestation einiger Cantone. Ungeachtet der Ausweisung vieler Flüchtlinge aus der S. infolge der 1836 entdeckten Verzweigungen des Jungen Europa und eines bis 1838 wirksam gebliebenen Tagsatzungsbeschlusses über das Verfahren gegen die ihres Asylrechts verlustig erklärten Fremden dauerten doch die diplomatischen Reibungen fort. Diese wurden gesteigert durch die Entdeckung des von franz. Behörden mit falschen Pässen versehenen Spions Conseil und den von einer Tagsatzungscommission darüber erstatteten Bericht. Wiewol das Unrecht offenbar auf seiten Frankreichs war, ordnete dieses doch sogar eine Grenzsperre an. Kaum war der Zwist beendet, als nach dem Strasburger Attentat die Rückkehr Ludwig Bonaparte's nach dem Thurgau, wo er seit 1832 das Bürgerrecht besaß, zu neuem Zwiespalt führte. Frankreich, von den andern Mächten unterstützt, forderte dessen Ausweisung. Während die Tagsatzung hierüber zu keinem für Frankreich befriedigenden Beschlusse kommen konnte, ließ letzteres abermals eine theilweise Grenzsperre eintreten und zog Truppen zusammen. Diesen Rüstungen gegenüber legten Genf, Waadt und andere Cantone einen patriotischen Eifer zur Vertheidigung der schweiz. Unabhängigkeit an den Tag, und auch die Tagsatzung sah sich endlich zu dem Beschlusse der Aufstellung zweier Beobachtungscorps an der Westgrenze veranlaßt. Ehe die Tagsatzung zu weiterer Entscheidung gelangte, machte Ludwig Bonaparte die Anzeige, daß er die S. verlasse, um nicht das Interesse zweier befreundeter Nationen zu gefährden. Dies geschah 14. Oct. 1838, und am 15. gab der franz. Gesandte die Erklärung, daß seine Regierung die Verwickelung als gelöst betrachte.

In dieser Periode der diplomatischen Prüfungen erhob auch wieder im Innern der S. die Reaction ihr Haupt. Mächtig regte sich namentlich die ultramontane Partei, die ihre Plane mit großer Consequenz verfolgte. Wie sehr die Wirren des Landes seit 1814 die Absichten dieser Partei unterstützt hatten, zeigten unter anderm die Wiederberufung der Jesuiten, die Ausstattung des päpstl. Nuntius mit ausgedehnten Befugnissen, die Zersplitterung der S. in kleine

Bisthümer, die keinem Metropolitanverbande, sondern der päpstl. Gewalt unmittelbar unterstellt wurden. Gegen die Umgriffe der Hierarchie sahen sich daher schon vor 1830 mehrere Cantonalregierungen zum Widerstande geführt. Ende 1833 versammelten sich die Gesandten der baseler Diöcesanstände (außer Zug) und St.-Gallens zu Baden, um zur Herstellung eines Metropolitanverbandes, zur Aufrechthaltung der Rechte des Episkopats sowie zur Gründung eines gemeinsamen schweiz. Staatskirchenrechts Einleitung zu treffen. Diese Badener Conferenzbeschlüsse veranlaßten jedoch langwierige Streitigkeiten. Ein päpstl. Kreisschreiben vom 17. Mai 1835 verdammte dieselben «als falsch, verwegen und irrig, die Rechte des Heiligen Stuhls schmälernd, die Regierung der Kirche und ihre göttliche Einrichtung umstürzend, das Kirchenamt der weltlichen Gewalt unterwerfend, aus schon verdammten Lehren hergeleitet, auf Ketzereien hinzielend und schismatisch». Einige theilnehmende Stände ließen sich einschüchtern, und kein Mittel ward versäumt, um überall die kath. Bevölkerung in Gärung zu bringen. Einige tumultuarische Auftritte im bernischen Jura sowie hauptsächlich in den kath. Freiämtern des Aargau im Herbst 1835 wurden zwar durch militärische Demonstration leicht unterdrückt; allein in der Hauptsache blieb der hierarchischen Partei, die sich wieder als Macht fühlen lernte, der Sieg.

Eine weitere Unterstützung fand diese Partei im reform. Canton Zürich durch die Umwälzung vom 6. Sept. 1839. Den Vorwand hierzu gab die Berufung von D. F. Strauß (s. d.), Verfasser des «Leben Jesu», auf den Lehrstuhl der Dogmatik an die züricher Hochschule. Der Ruf der Religionsgefahr wurde darüber von den sog. Conservativen angestimmt und die Masse in Gärung gesetzt. Der Große Rath des Cantons faßte den Beschluß, daß Strauß entfernt bleiben solle, aber die Häupter der Bewegung blieben gleichwol in feindseliger Stellung gegen die Behörden und benutzten ein falsches Gerücht vom Einmarsche eidgenössischer Truppen in den Canton, um 6. Sept. einen Haufen empörter Bauern in die Stadt zu werfen, die Regierung zu stürzen und sich selbst an deren Stelle zu setzen. Diesem verwirrenden Ereignisse folgte eine Reihe von Umwälzungen und revolutionären Versuchen, wie in Tessin 1839, im Aargau 1840, im Wallis 1840 und 1844, in Genf 1842, 1843 und 1846, in Luzern 1844 und 1845, in Waadt 1845. Insbesondere war es aber die hierarchische Partei, die mit ihren seitdem gesammelten Mitteln angriffsweise hervortrat. Sie benutzte für ihre Zwecke die kritische Periode der Verfassungsrevision, die gegen Ende 1840 fast gleichzeitig für Solothurn und Aargau eintrat. Im kath. Solothurn wurde die Gärung ohne Mühe unterdrückt. Im Aargau erhoben sich 10. Jan. 1841 die Bewohner der Freiämter in einem hauptsächlich von den Klöstern aus geschürten Aufstande. Auf ihrem Zuge gegen Aarau wurden sie aber bei Vilmergen geschlagen, zerstreut und damit der Aufruhr beendigt. Unter dem Eindrucke dieses Vorgangs beschloß 13. Jan. der Große Rath des Cantons die Aufhebung aller Klöster. Nach langen Verhandlungen der Tagsatzung über diese sog. Klosterfrage kam endlich 31. Aug. 1843 mit 12½ Stimmen, trotz der Protestation der meisten kath. Stände, ein Beschluß zu Stande, worin die Angelegenheit nach der von Aargau anerbotenen Herstellung einiger Nonnenklöster als beseitigt erklärt wurde. Inzwischen hatte die Verbindung der hierarchischen Partei mit den ochlokratischen Elementen 21. Mai 1841 die Annahme einer revidirten Verfassung im Canton Luzern durchgesetzt. Mit dieser dem Papste vorgelegten Constitution, wodurch der Staat auf das Placet in Kirchensachen Verzicht leistete, indem er sich ein bloßes Visum vorbehielt, und wonach das Cantonsbürgerrecht fortan nur an Römisch-Katholische ertheilt werden sollte, hatte sich der kath. Vorort gänzlich den ultramontanen Einflüssen preisgegeben. In entgegengesetzter Richtung fanden jedoch um dieselbe Zeit Bewegungen im Wallis statt. Das staatsrechtlich gegen das obere Wallis zurückgesetzte Unterwallis hatte sich erhoben und durch den Sieg vom 1. April 1840 über die Oberwalliser der schon früher beschlossenen, auf das Princip der gleichheitlichen Berechtigung gegründeten Verfassung vom 3. Aug. 1839 Geltung verschafft. Allein die hierarchische Partei, in Verbindung mit den Aristokraten des Oberwallis, wußte bald auch das demokratische Princip der neuen Constitution in ihrem Interesse zu benutzen und durch die Wahlen von 1843 die Majorität im Großen Rathe, bald auch im Staatsrathe zu gewinnen. Vor und seit diesen Wahlen stellten sich die Parteien in diesem Canton schroffer gegenüber und organisirten sich als Junge und Alte S. Die Leitung der letztern stand hauptsächlich unter geistlichem Einflusse. Die Reibungen führten endlich im Mai 1844 zu offenem Kampfe, in dem die Scharen der Jungen S. am Trient in Unterwallis 21. Mai 1844 eine blutige Niederlage erlitten. Die Frucht des Siegs der ultramontanen Partei war die unter den Auspicien des Bischofs von Sitten zu Stande gekommene Verfassung vom 14. Sept. 1844. Diese bestimmte unter anderm, daß nur die kath. Religion im Canton einen Cultus haben dürfe.

Der Sieg der Ultramontanen in Wallis und die, von Bundes wegen nicht verhinderte Niederlassung der Jesuiten in Schwyz führten dahin, auch in Luzern, dem kath. Vorort, die Berufung dieses Ordens mit Eifer zu betreiben. Dagegen stellte aber der Große Rath des Cantons Aargau einen Antrag auf Aufhebung und Ausweisung des Ordens aus der gesammten S., der durch zahlreiche Volkspetitionen unterstützt wurde und 19. Aug. 1844 auf der Tagsatzung zur Verhandlung kam. Allein die Mehrheit der Stände erklärte sich gegen die Einmischung. So erfolgte denn 24. Oct. im Großen Rathe von Luzern mit 70 gegen 24 Stimmen die Annahme des 14. Sept. mit der Gesellschaft Jesu abgeschlossenen Vertrags über Uebernahme der theol. Lehranstalt und des geistlichen Seminars. Die Jesuitengegner suchten der Berufung durch Gewalt zu begegnen, aber ihr planloses Unternehmen scheiterte (8. Dec. 1844), und die aus den Nachbarcantonen zuziehenden Freischaren kehrten in ihre Cantone zurück. Nach diesem Siege begann die luzerner Regierung durch Ausnahmegesetze, polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen ein sehr hartes Regiment, welchem sich Hunderte durch Auswanderung in die Nachbarcantone entzogen. Zugleich verbreitete sich die Aufregung gegen die Jesuiten in der Mehrheit der schweiz. Bevölkerung. Petitionen für deren Ausweisung wurden in Umlauf gesetzt, zahlreiche Volksversammlungen veranstaltet, Antijesuitenvereine und in mehrern Cantonen ein bewaffneter Volksbund gegründet. Im Canton Zürich, wo man bereits von den Täuschungen des J. 1839 zurückgekommen, verlangte man eine Instruction zur Tagessatzung, wonach die Jesuitenfrage zur Bundessache erklärt und die Aufhebung des Ordens beantragt werden sollte. Der Große Rath war einsichtig genug, in diesem Sinne zu instruiren, und bewahrte hierdurch den Canton vor Ereignissen, wie sie in Waadt eintraten. Hier hatte der Große Rath in der Jesuitensache keinen entscheidenden Beschluß gefaßt. Kaum war seine schwankende Instruction zur Tagsatzung bekannt, so sammelte sich 14. Febr. 1845 eine aufständische Menge in Lausanne. Die einberufenen Milizen traten zum Volke über; der Staatsrath gab seine Entlassung. Eine provisorische Regierung wurde ernannt, die bisherige Verfassung einer Revision unterworfen und eine veränderte Instruction in der Jesuitensache beschlossen. Die ganze Bewegung ging ohne Blutvergießen von statten.

Inzwischen vermehrten sich die Auswanderungen aus Luzern, und die Unzufriedenen dieses Cantons bereiteten sich mit den Jesuitengegnern anderer Cantone zu einem neuen Freischarenzuge vor. Sie machten den Versuch der Selbsthülfe, als die Tagsatzung abermals zu keinem entscheidenden Entschlusse gekommen war. Unter der Führung von Ochsenbein brachen Ende März 1845 etwa 4000 luzerner Ausgewanderte und Freischaren aus den Cantonen Aargau, Basel-Land, Solothurn und Bern in den Canton Luzern ein. Diese Scharen wurden jedoch unter starkem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, deren spätere Befreiung nur gegen Zahlung bedeutender Lösegelder erfolgte, 31. März und 1. April geschlagen. Die Jesuitenfreunde befleckten ihren Sieg durch Grausamkeiten, und der Fanatismus dieser Partei führte einen Fanatiker der andern Seite, A. Müller, zur Ermordung des Leu von Ebersohl, eines der einflußreichsten Beförderer der Jesuitenberufung. Während die Anhänger des Ultramontanismus aus diesem isolirt stehenden Verbrechen eine Parteiwaffe zu machen suchten, reizte die maßlose Reaction in Luzern immermehr die Masse der schweiz. Bevölkerung auf. Im Canton Zürich wurden verfassungsmäßig die Reste der Septemberregierung beseitigt. In Bern kam durch Berufung eines Verfassungsraths 31. Juli 1846 eine revidirte Verfassung zu Stande, infolge dessen entschiedenere Gegner der Jesuitenpartei in die neue Regierung eintraten. Diese Wendung der Dinge erweckte in den ultramontanen Cantonen große Besorgnisse. Schon im Herbste 1843 waren Luzern, Freiburg, Zug und die Urcantone durch die Conferenz im Bade Rothen zu einem Sonderbunde zusammengetreten. Im Sept. 1845 trat auch Wallis bei. Die Bestimmungen dieses Bundesvertrags, wonach bei einem Angriffe von der andern Seite ein Kriegsrath die Leitung des Kriegs übernehmen sollte, standen mit einigen Artikeln der Bundesacte, mehr noch mit dem Geiste der schweiz. Conföderation im Widerspruch. Es entstand daher allgemeine Aufregung, als der Inhalt des Vertrags zur öffentlichen Kenntniß kam. Der Vorschlag Zürichs auf Auflösung des Sonderbunds erhielt, da ihm auf der Tagsatzung nur $10\frac{1}{2}$ Stimmen zufielen, gleichwol nicht die zum Beschlusse erforderliche Mehrheit. Zur Verhinderung des Beschlusses hatte die in Genf herrschende Partei wesentlich beigetragen, und es kam deshalb später, im Oct. 1846, in Genf zu einem Aufstande und einer Regierungsveränderung. Noch vor diesen Ereignissen hatte sich aber auch St.-Gallen auf die Seite der Gegner des Sonderbunds gestellt. Infolge dessen kam nun 20. Juli ein gültiger Tagsatzungsbeschluß zu Stande, der die Auflösung des Sonderbunds aussprach. Es geschah dies jedoch nur mit einer Mehrheit von $12\frac{2}{2}$ Stim-

men, indem Neuenburg offenbar Partei für den Sonderbund nahm, Basel-Stadt aber und Appenzell-Innerrhoden in schwankender Stellung blieben. An den Beschluß vom 20. Juli 1846 knüpfte sich dann im Sept. ein weiterer Beschluß für Ausweisung der Jesuiten.

Nachdem eine Proclamation an das Volk der Sonderbundscantone und die Absendung von Commissaren dahin erfolglos geblieben, handelte es sich nun um die Maßregeln zur Vollziehung jener Beschlüsse. Die Tagsatzung versammelte eine Armee von 50000 Mann, die bald auf nahe 100000 erhöht wurde, unter dem Oberbefehl Dufour's (s. d.) und beschloß 4. Nov. die Vollziehung ihres Decrets vom 20. Juli durch Waffengewalt. Ihr gegenüber hatten die sieben Sonderbundscantone 36000 Mann aufgestellt, welche durch einen Landsturm von 47000 Mann unterstützt werden sollten. Im ganzen traten in der S. über 200000 Mann unter die Waffen. Durch Ueberschreitung der Grenzen des Cantons Tessin und einige erfolglose Einfälle in die kath. Freiämter des Aargaues wurden die Feindseligkeiten von den Truppen des Sonderbunds eröffnet. Der Angriff von seiten der Tagsatzung erfolgte durch das Einrücken eines Theils der eidgenössischen Truppen in den Canton Freiburg. Nach einem kurzen Gefechte in der Nähe der Stadt capitulirte dieselbe. Die freiburger Milizen und Landstürmler wurden entlassen, die Jesuiten flohen, die Regierung zerstreute sich und eine neue ward gebildet. Jetzt wandte sich die Hauptmacht der Eidgenossen gegen Luzern. Zug unterwarf sich ohne weiteres. Am 23. Nov. kam es an der Grenze von Luzern, bei Gislikon, Honau und Meierskappel, zum entscheidenden Gefecht. Nach ziemlich hartnäckiger Gegenwehr ergriffen die Sonderbundstruppen die Flucht und auf die Nachricht von dieser Niederlage auch der in Luzern tagende Kriegsrath des Sonderbunds, die Regierung von Luzern und die Jesuiten. Bald darauf unterwarfen sich Unterwalden, Uri, Schwyz und Wallis. Im Verlauf dieser Kämpfe, die ihre Ausgangspunkte in der Aufhebung der aargauer Klöster, in den Umgriffen des Jesuitismus und hauptsächlich in der Gründung des Sonderbunds hatten, betheiligte sich fortwährend die Politik der Großmächte, mit Ausnahme Großbritanniens, in den innern Angelegenheiten der S. auf eine die Selbständigkeit der Eidgenossenschaft gefährdende und den Unabhängigkeitssinn des Volks tief verletzende Weise. Schon 1846, unter dem Einflusse der Umwälzung in Genf, kam es zwischen Oesterreich und Frankreich zu Verhandlungen über eine eventuelle Intervention. Während Metternich 1847 auf ein rasches Einschreiten drang, erließ Guizot 2. Juli 1847 einen offenen Brief, der die Wirkung einer Drohung hatte, ohne doch einschüchtern zu können. Da Frankreich nur mit England gemeinschaftlich handeln wollte, so benutzte Palmerston die Gelegenheit, die Entscheidung der Sache so lange zu verzögern, bis es keinen Sonderbund mehr gab und die Vermittelung von selbst wegfiel. Doch erließen Oesterreich, Frankreich und Preußen noch nach Auflösung des Sonderbunds an die S. eine Note vom 22. Jan. 1848 mit der Zumuthung, die kaum erst besetzten Sonderbundscantone zu räumen und Veränderungen in der Bundesacte von 1815 nur mit Einwilligung aller den Bund bildenden Cantone vorzunehmen. Der Eintritt der franz. Februarrevolution von 1848 und hiermit der großen europ. Bewegung beseitigte jedoch mit einem Schlage alle Gefahren von außen, sodaß die S. das Werk ihrer polit. Wiedergeburt ungestört vollenden konnte. Schon 17. Febr. 1848 begann eine von der Tagsatzung ernannte Bundesrevisionscommission ihre Arbeiten. Am 15. April konnte der Entwurf der neuen Bundesverfassung veröffentlicht und nach seiner Durchberathung durch die Tagsatzung 27. Juni zur Abstimmung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Cantone wie die große Mehrheit der Bevölkerung erklärte sich für Annahme. Zwar überwog in einigen kleinern kath. Cantonen die Zahl der Verwerfenden. Da aber der Grundsatz zur Geltung gelangte, daß die neue Verfassung als angenommen zu betrachten, sobald sich eine Mehrheit von Ständen, die zugleich die Mehrheit der schweiz. Bevölkerung vertrete, dafür erklärt habe, so konnte schon 12. Sept. die feierliche Verkündigung erfolgen. Auch für einzelne Cantone, namentlich für die früher zum Sonderbund gehörenden, gaben die Ereignisse zu Ende 1847 den Anstoß zu wichtigen Reformen in Verfassung und Gesetzgebung. Das bedeutendste Ereigniß dieser Art war die Verwandlung des Fürstenthums Neuenburg in eine Republik, obschon Preußen gegen diese Umgestaltung Verwahrung, zwar mit Recht, aber vergeblich, einlegte.

Der Sieg über die europ. Revolution 1849 führte abermals tausende polit. Flüchtlinge, besonders Deutsche, Italiener und bald auch Franzosen, auf den Boden der S. Zur Entwaffnung der Flüchtlinge und zum Schutze der Grenzen gegen ihre Verfolger ordnete der Bundesrath 1849 ein Aufgebot von 12000, dann von 24000 Mann an. Allmählich verminderte sich die Zahl der in der S. anwesenden Flüchtlinge auf wenige Hunderte. Ihre Anwesenheit gab indessen einigen Nachbarstaaten Anlaß zu Beschwerden. Am ernstlichsten ward der Conflict mit

Oesterreich. Die Betheiligung einiger ital. Flüchtlinge am Attentat in Mailand vom 6. Febr. 1853 erweckte bei der österr. Regierung den Verdacht, als sei die Sache von der S. und insbesondere vom Canton Tessin aus eingeleitet oder doch begünstigt worden. Die von Oesterreich gestellten Forderungen vertrugen sich so wenig mit der Stellung der S. als eines unabhängigen Staats, daß sie zurückgewiesen werden mußten. Infolge hiervon rief Oesterreich seinen Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft ab, ordnete eine Grenzsperre gegen den Canton Tessin an und wies alle im Lombardisch-Venetianischen Königreiche wohnenden Tessiner, über 6000, aus dem Kaiserstaate aus. Der Zwist nahm so einen drohenden Charakter an, und es hatte 1853 den Anschein, als solle die S. neuen Prüfungen entgegengehen. Der Ausbruch der orient. Wirren stimmte indeß Oesterreich zu friedlichem Austrag, indem im Juni 1854 die strenge Grenzsperre gegen Tessin aufgehoben wurde. Eine neue, bei weitem gefährlichere Verwickelung erstand der S., als 3. Sept. 1856 im Canton Neuenburg die Royalistenpartei durch einen Aufstandsversuch sich in den Besitz der Regierung zu setzen versuchte, um das frühere Verhältniß zur Krone Preußen wiederherzustellen. Das Unternehmen wurde zwar sofort durch die eidgenössisch Gesinnten mit Waffengewalt unterdrückt, aber Preußen, in Hinsicht auf seine alten Rechte, verlangte von der Bundesregierung die Sistirung des Processes gegen die Gefangenen und deren unbedingte Freilassung. Da die Bundesregierung auf diese Forderung nicht eingehen wollte, so drohte der König von Preußen mit Krieg, und die Eidgenossenschaft rief unter großer patriotischer Begeisterung ihr Heer zu den Waffen. Diese energische Haltung führte unter Vermittelung der Mächte, namentlich des Kaisers von Frankreich, zu dem Londoner Vergleiche vom 26. Mai 1857, wonach die schweizer Regierung den Royalistenproceß niederschlug und allgemeine Amnestie gewährte, während der König von Preußen seine Souveränetätsrechte auf Neuenburg und Valengin gegen gewisse Stipulationen aufgab. (S. **Neuenburg**.) In dem ital. Kriege von 1859 sah sich die S. abermals genöthigt, zur Wahrung ihrer Neutralität an ihren Südgrenzen Truppenaufstellungen vorzunehmen. Als sodann 1860 Frankreich Savoyen annectirte, fand sich die S. insofern in Mitleidenschaft gezogen, als hierdurch die durch den Wiener Congreß und den zweiten Pariser Frieden garantirte Neutralität Nordsavoyens offenbar verletzt wurde. Während Napoleon III. erklärte, daß er die durch die Verträge festgesetzten Verbindlichkeiten in derselben Weise übernehmen wolle wie früher Sardinien, verlangte die öffentliche Stimme in der S. selbst die Einverleibung des Neutralitätsgebiets in die Eidgenossenschaft. Proteste, welche die Bundesregierung gegen die franz. Annexion erhob und durch außerordentliche Gesandtschaften (namentlich in London, Berlin und Petersburg) bei den sog. Congreßmächten unterstützen ließ, hatten keine thatsächlichen Erfolge. Da die Frage durch keinen allgemein anerkannten internationalen Vertrag geregelt ward, so blieb dieselbe im Grunde ungelöst, und die S. unterließ nicht, gelegentlich ihre Proteste und Ansprüche zu erneuern. So geschah dies noch in der Bundesversammlung vom Juli 1867. Der Krieg in Italien 1866 machte wieder eine Truppenaufstellung im Süden nöthig. Die Neugestaltung Deutschlands veranlaßte die S., einen ordentlichen Gesandten beim Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten zu ernennen. Durch die außerordentlichen Anstrengungen, welche die S. nach dem deutsch-österr. Kriege in ihrer Heeresorganisation machte, lieferte sie aufs neue den Beweis, daß sie keine Vorkehrungen unterlassen will, ihre Neutralität, die erste Basis ihrer internationalen Existenz und Unabhängigkeit, nach Kräften zu wahren. Vgl. Johannes von Müller, «Geschichte der Eidgenossenschaft» (Bd. 1—5, Abth. 1, Lpz. 1806—8; Bd. 5, Abth. 2, von Glutz-Blozheim, Zür. 1816; Bd. 6 und 7, von Hottinger, Zür. 1825—29; Bd. 8—10, von Vulliemin, 1842—45; Bd. 11—13, von Monnard, 1846—51); Meyer von Knonau, «Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft» (2 Bde., Zür. 1826—29); Zschokke, «Geschichte des Schweizerlandes» (Zür. 1822 u. öfter); Haller, «Darstellung von Helvetien unter den Römern» (2 Bde., Bern 1818); Balthasar, «Helvetia, oder Denkwürdigkeiten für die 22 Freistaaten» (8 Bde., Zür. 1823); Müller Friedberg, «Schweiz. Annalen» (Zür. 1831); Gelzer, «Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte» (Aarau und Thun 1838); Tillier, «Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittelungsacte» (2 Bde., Zür. 1845—46); derselbe, «Geschichte der helvet. Republik» (3 Bde., Bern 1843); Vögelin, «Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft» (4 Bde., Zür. 1861); Daguet, «Histoire de la confédération suisse» (6. Aufl., Neufchâtel 1867; deutsch, Aarau 1867); Feddersen, «Geschichte der schweiz. Regeneration von 1830—48» (Zür. 1867); Baumgarten, «Die S. in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50» (Bd. 1—4, Zür. 1864—67); die reichhaltigen «Mittheilungen» der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich (Zür. 1841 fg.).

Schweizer (Miethstruppen). Nach den siegreichen Kämpfen der Schweiz gegen Oesterreich begann schon die Gewohnheit, daß sich junge S. zum Solddienst für fremde Staaten vereinigten, in der Regel unter dem Vorbehalt, von Offizieren ihrer Nation befehligt zu werden und unter eigener Gerichtsbarkeit zu stehen. (S. Schweiz.) Noch vor den Burgunderkriegen 1450 traten S. als Bundesfreunde in den Sold der Reichsstadt Nürnberg und kämpften gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg. Unter den Cantonen verlieh zuerst Solothurn 1464 Soldtruppen an Frankreich. Seitdem kamen die Militärcapitulationen einzelner oder mehrerer Cantone zur Stellung von Söldnertruppen für fremde Staaten, zumal für Frankreich, Spanien, Holland, Neapel, Piemont und den Kirchenstaat, immer mehr in Gewohnheit. In Frankreich allein dienten von Ludwig XI. bis zum Ende der Regierung Ludwig's XIV. (1465—1715) 1,100000 S., für die gegen 1150 Mill. Frs. bezahlt wurden. Die S. glaubten in dieser Vermiethung zu fremdem Kriegsdienste die Quelle eines bedeutenden Einkommens zu besitzen. In der Regel gelang es aber nur einem Theile der Offiziere, sich einiges Vermögen zu erwerben, während die Gemeinen arm und krank in die Heimat zurückkehrten. Auch als Kriegsschule war dieser Söldnerdienst nicht mehr zu betrachten, seitdem die schweiz. Miethsoldaten hauptsächlich als Leibgarden der Monarchen verwendet wurden. Die Entlassenen kehrten oft demoralisirt und zu bürgerlichem Berufe untüchtig in das Vaterland heim. Viele der kräftigsten Arbeiter wurden dem Landbau oder den Gewerben entzogen. So kam es, daß gerade diejenigen Cantone, welche die meisten Söldner in das Ausland lieferten, entweder die ärmsten blieben, oder daß ihre früher blühende Industrie, wie dies in Freiburg der Fall, zu Grunde ging. Außerdem trug das Söldnersystem nicht wenig dazu bei, den Namen der S. im Auslande verhaßt und verachtet zu machen. Die Französische Revolution unterbrach für einige Zeit diese Militärcapitulationen. Allein der Art. 8 der schweiz. Bundesacte von 1815 gestattete den Cantonen unter gewissen Bedingungen wieder den Abschluß solcher Verträge. Nach 1830 nahmen die meisten regenerirten Cantone das Verbot der Militärcapitulationen mit fremden Staaten in ihre Verfassungen auf. Dasselbe Verbot ging in die Bundesverfassung von 1848 (Art. 11) über. Doch blieben noch solche Verträge mit dem Papste und mit Neapel in Kraft, und obschon später von den schweizer Bundesbehörden alle weitern Werbungen selbst für die capitulirten Regimenter untersagt wurden, konnte doch dem sog. Reislaufen nicht völlig Einhalt gethan werden. Die Barbareien, welche die päpstl., größtentheils aus S. bestehenden Fremdentruppen (unter dem General Schmid aus Uri) bei der Erstürmung der Stadt Perugia 20. Juni 1859 verübten, veranlaßten in Italien eine solche Aufregung, daß sich der Bundesrath zu strengern Maßregeln gegen den fremden Kriegsdienst veranlaßt sah. Derselbe trat zunächst mit dem Könige von Neapel in Unterhandlung, infolge dessen die nationalen Abzeichen (die eidgenössischen und cantonalen Farben) von den Fahnen der capitulirten Regimenter entfernt wurden. Dies führte indeß zu einem Aufstande eines Theils der neapolit. Schweizertruppen, der nur mit Hülfe der treugebliebenen, die hierbei auf ihre eigenen Landsleute schossen, unterdrückt werden konnte. Da die Insubordination dennoch weiter um sich griff, so entschloß sich die neapolit. Regierung, alle diejenigen zu verabschieden, welche es wünschen würden. Auf diese Weise kehrten 2000 S. in ihre Heimat zurück. Im Juli 1859 erließ sodann die Bundesregierung ein verschärftes Gesetz, das die Anwerbungen mit Gefängniß, Geldbuße und selbst Verlust der polit. Rechte bestrafte. Trotzdem ist noch gegenwärtig die Zahl der S. im ausländischen Kriegsdienste, namentlich im holländ. Ostindien und in Rom, eine sehr bedeutende. Im Frühjahre 1867 sah sich deshalb der Bundesrath genöthigt, das Gesetz von 1859 den einzelnen Cantonen in Erinnerung zu bringen. Vgl. Zurlauben, «Histoire militaire des Suisses» (Par. 1753); May de Romainmotier, «Histoire militaire des Suisses dans les différents services de l'Europe» (Lausanne 1788); Rudolf, «Geschichte der Feldzüge und der Kriegsdienste der S. im Auslande» (2 Bde., Baden 1844—45).

Schweizer (Alexander), einer der namhaftesten prot. Theologen der Gegenwart, geb. 14. März 1808 zu Murten, wo sein auch als Schriftsteller bekannter Vater Johann Jakob S. (gest. 1843 als Pfarrer zu Trub) damals Diakonus war, erhielt seine Vorbildung seit 1818 auf den Gymnasien zu Biel, Basel und Zürich und beendete in letzterer Stadt 1831 auch seine theol. Studien. 1832 hörte er in Berlin besonders Schleiermacher und kehrte, nachdem er seit 1833 als Hülfsprediger an der reform. Gemeinde in Leipzig gewirkt, im Herbst 1834 nach Zürich zurück, wo er als Privatdocent an der Universität und Vicar am Großmünster seine Wirksamkeit eröffnete. Schon 1835 erhielt er die Professur der praktischen Theologie und wurde von der Synode in den Kirchenrath gewählt. 1840 wurde er Ordinarius und im Febr. 1844 Pfarrer der Münstergemeinde. In seinen theol. Anschauungen besonders durch Schleiermacher

angeregt, dem er auch durch die seltene Verbindung eines warmen religiösen Gefühls mit tiefer philos. Bildung und scharfer, freimüthiger Kritik unter allen seinen unmittelbaren Schülern am nächsten steht, verwandte er seine eminente Begabung zugleich zu einer gründlichen Durchforschung des ältern reform. Lehrbegriffs, dessen innern Zusammenhang mit Schleiermacher'schen Sätzen er mit Vorliebe aufsuchte. So entstanden die beiden großen Werke, die «Glaubenslehre der reform. Kirche» (2 Bde., Zür. 1844—47) und «Die prot. Centraldogmen innerhalb der reform. Kirche» (2 Bde., Zür. 1854—56), in denen er nicht nur einen reichen Schatz gründlicher Gelehrsamkeit aufgesammelt, sondern auch die Bahn zu einem eindringenden Verständnisse des reform. Dogmas in der verdienstvollsten Weise gebrochen hat. An diese Arbeiten knüpften sich eine Reihe von Artikeln in den «Theol. Jahrbüchern», in denen S. seine Auffassung des reform. Lehrbegriffs näher begründete und durch weitere histor. Mittheilungen ergänzte. Sein letztes, leider noch unvollendetes Werk ist «Die christl. Glaubenslehre nach prot. Grundsätzen dargestellt» (Bd. 1, Lpz. 1863), nach Schleiermacher's «Christl. Glauben» wol die bedeutendste dogmatische Leistung unserer Zeit. Dieses Werk, in welchem er auf Grund seiner frühern dogmengeschichtlichen Leistungen begonnen hat, das christlich-fromme Bewußtsein auf seiner gegenwärtigen Entwickelungsstufe, frei von veraltetem dogmatischen Formelwerk und im scharfen Gegensatze zur prot. Orthodoxie, doch mit der freudigen Zuversicht in die ewige religiöse Wahrheit des Christenthums als der vollkommenen Erlösungsreligion darzustellen, muß als der classische Ausdruck der neuern freien prot. Theologie bezeichnet werden. Auch um die wissenschaftliche Construction der praktischen Theologie hat sich S. namhafte Verdienste erworben. Dahin gehören unter anderm die Schriften «Ueber Begriff und Eintheilung der praktischen Theologie» (Lpz. 1836) und die mit philos. Geiste bearbeitete «Homiletik» (Lpz. 1848). Sonst sind, außer vielen Abhandlungen in Zeitschriften, wie besonders zu den «Theol. Studien und Kritiken» und der «Prot. Kirchenzeitung», noch zu nennen: «Darstellung der Wirksamkeit Schleiermacher's als Prediger» (Halle 1834); «Das Bindende der liturgischen Formulare» (Zür. 1836); «Das Evangelium des Johannes» (Lpz. 1841). Auch gab S. die «Philos. Ethik» Schleiermacher's (Berl. 1835) und mehrere Predigtsammlungen (Bd. 1—5, Lpz. 1834—62) heraus.

Schwenkfeld (Kaspar), der Begründer der nach ihm benannten Sekte der Schwenkfeldianer, geb. 1490, ein schles. Edelmann aus dem alten Geschlechte von Ossig, stand zur Zeit der Reformation als Rath in den Diensten des Herzogs von Liegnitz. Ohne gelehrte theol. Bildung, aber, wie viele seiner Zeitgenossen, von mystischen Ideen berührt, suchte er die reformatorischen Gedanken, denen er anfangs mit Begeisterung sich angeschlossen, in einer Weise weiter zu bilden, welche den Reformatoren als Schwärmerei erschien. Besondern Anstoß gab er durch seine Lehre von der himmlischen oder vergotteten Menschheit Christi, durch seine Auffassung der Rechtfertigung als Einpflanzung des gottmenschlichen Wesens Christi in uns und durch seine Deutung des Abendmahls, in welchem er ein Sinnbild der mystischen Idee sah, daß die himmlische Menschheit Christi das wahre Brot für die Seele sei. Wie viele andere «Schwarmgeister» seiner Zeit verlangte er Aufrichtung einer Kirchengemeinschaft, in welche nur wahrhaft «Heilige» Zutritt fänden, und berief sich statt auf die äußere Autorität des geschriebenen Worts auf die unmittelbar innere Erleuchtung der Seele, als die einzige Norm des Glaubens und Lebens. Seine Lehren sprach er aus in dem «Bekanntnus und Rechenschaft von den Hauptpunkten des christl. Glaubens» (1547). Schon 1528 aus seinem Vaterlande verbannt, wanderte er unter mancherlei Verfolgungen in Schwaben und am Rhein umher. Nach seinem wahrscheinlich zu Ulm 1561 erfolgten Tode bildeten sich zuerst in Schlesien besondere Gemeinden, die seinen Behauptungen folgten und eine strengere Kirchenzucht unter sich einführten. Nach harten Verfolgungen fanden sie 1733 eine Zuflucht in Nordamerika, wo sie selbst noch jetzt geschlossene Gemeinden bilden, eigene Geistliche und Bethäuser haben und wegen ihrer Mäßigkeit und Rechtlichkeit gerühmt werden. Vgl. Kadelbach, «Ausführliche Geschichte Kaspar von S.'s u. s. w.» (Lauban 1861).

Schwenkung heißt diejenige Evolution einer Truppe, durch welche sie, ohne ihre Fronte zu brechen, eine andere Richtung gewinnt, indem sie sich um einen Drehpunkt (Pivot), den ihr rechter oder linker Flügel bildet, im Bogen bewegt (Rechts- oder Linksschwenkung). Die S. auf die Mitte (Achsschwenkung), wobei das Pivot in der Mitte liegt, die eine Hälfte kehrt macht und rückwärts, die andere vorwärts in die neue Linie schwenkt und jene, dort angekommen, die Fronte herstellt, ist jetzt als unbrauchbar für die neuern Gefechtsverhältnisse in den meisten Armeen abgeschafft. Die S. kann eine Achtel-, Viertel- oder halbe S. sein je nach dem Kreisbogen, den der äußere Flügel beschreibt. Im 18. Jahrh. wurden S. von 10—12

Bataillonen, 10—20 Escadrons in ungebrochener Linie zusammen (en barrière) ausgeführt; gegenwärtig kommt dies nicht mehr vor, auch geschehen die meisten S. in Colonne.

Schweppermann (Seyfried), ein durch seine Kriegserfahrung berühmter Ritter, der Sieger bei Mühldorf, stammte aus einem Patriciergeschlechte zu Nürnberg. An der Spitze der fränk. Hülfstruppen zog er 1315 mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg dem 20. Oct. 1314 zum deutschen Kaiser erwählten Herzog von Baiern, Ludwig IV., gegen den gleichfalls 19. Oct. zum Kaiser ernannten Herzog von Oesterreich, Friedrich III., zu Hülfe. Sieben Jahre wurde mit abwechselndem Glücke, meist in kleinern Gefechten, über den Besitz der Kaiserkrone gekämpft. Doch sollte endlich eine Hauptschlacht den Streit entscheiden. Der Gegenkönig Friedrich, durch einen Haufen wilder Ungarn verstärkt und von den geistlichen Fürsten von Salzburg und Passau persönlich unterstützt, drang bei Mühldorf über den Inn vor und beabsichtigte unter Beihülfe seines Bruders Leopold, der mit einem wohlgerüsteten Heere von Schwaben heranzog, die Baiern mit ihren Verbündeten in die Mitte zu nehmen und zu erdrücken. Das einzige Mittel zur Rettung war, einen Angriff gegen Friedrich zu wagen, ehe Leopold ankäme. Allein es fehlte an einem gemeinschaftlichen Heerführer, der die Bewegungen einer Armee von ungefähr 30000 Mann zu leiten verstanden hätte. In dieser Verlegenheit übertrug man dem alten, kriegserfahrenen S. den Oberbefehl. Er erkannte sogleich die fehlerhafte Stellung der Oesterreicher, griff zuerst den rechten Flügel an, warf ihn und wendete sich gegen die Mitte und gegen die Seite des linken Flügels und ließ zuletzt, als der Sieg schwankte, die Truppen des Burggrafen von Nürnberg dem Feinde in den Rücken fallen. Durch diese Schlacht, welche 28. Sept. 1322 bei Mühldorf stattfand, trat Ludwig in den Alleinbesitz der deutschen Kaiserkrone. Als am Abende nach dem Siege für die kaiserl. Tafel nichts als ein Korb voll Eier aufgefunden wurde, vertheilte sie der Kaiser mit den Worten: «Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!» Diese Worte gingen in die Grabschrift S.'s zu Burg Castell in der Oberpfalz über.

Schwere (Schwerkraft). Alle materiellen Theilchen ziehen sich gegenseitig an, und die Größe der infolge dieser Eigenschaft zwischen zwei Körpern vorhandenen Anziehung steht im geraden Verhältnisse ihrer Massen, aber im umgekehrten der Quadrate ihrer Entfernung. Das Wort S. bezeichnet nun in seiner allgemeinsten Bedeutung diese zwischen allen Körpern im Weltraume vorhandene Anziehung, auch allgemeine S. oder Gravitation (s. d.) genannt, während es in einem engern Sinne sich nur auf die Anziehung zwischen der Erde und den auf ihr befindlichen Körpern erstreckt. Wenn die Erde eine Kugel von überall gleicher Dichtigkeit wäre, so würde die aus der Anziehung aller ihrer materiellen Theilchen resultirende Kraft genau durch ihren Mittelpunkt gehen und an allen Punkten ihrer Oberfläche gleichgroß sein. Man kann sich unter dieser Voraussetzung die ganze Masse der Erde, wenn es sich um ihre Anziehung auf einen außerhalb der Oberfläche liegenden Punkt handelt, in ihrem Mittelpunkte vereinigt denken, und die anziehende Kraft der S. (der Erde) auf einen außerhalb der Erde befindlichen Körper steht dann im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung dieses Körpers vom Mittelpunkte der Erde. Anders muß es sich aber natürlich mit der Anziehung auf einen in dem Innern der Erde, also in ihrer Masse selbst gelegenen Punkt verhalten, indem hier die von diesem Punkte nach auswärts liegenden Theile der Erde gerade nach entgegengesetzter Richtung anziehend wirken als die übrigen. Es verhält sich gerade so, als ob nur eine anziehende Kugel von einem dem Abstande des betrachteten Punktes vom Mittelpunkte der Erde gleichen Radius vorhanden wäre, woraus folgt, daß die S. innerhalb der Erde in geradem Verhältnisse mit den einfachen Entfernungen vom Mittelpunkte derselben zunimmt. Für die Erklärung sehr vieler Erscheinungen genügt die obige Annahme der Kugelgestalt unserer Erde. Da jedoch unsere Erde ein Umdrehungsellipsoid ist, dessen Polardurchmesser kleiner als der Aequatorialdurchmesser, so wird schon aus diesem Grunde die Schwerkraft nicht an allen Punkten der Oberfläche gleichgroß sein können: sie wird unter dem Aequator kleiner sein müssen als unter den Polen. Dazu kommt noch, daß die infolge der Umdrehung der Erde entstehende Schwungkraft der Schwerkraft unter dem Aequator gerade entgegenwirkt, während dieser Einfluß nach den Polen zu geringer wird; es wird daher die Schwerkraft unter dem Aequator um so mehr kleiner sein müssen als unter größern Breiten oder unter den Polen. Die Größe der S. (oder Schwerkraft) wird gemessen durch die Geschwindigkeit, welche sie einem freifallenden Körper während des Falles von einer Secunde mittheilt. Mit großer Genauigkeit erhält man diese Geschwindigkeit durch die Beobachtung der Schwingungsdauer eines Pendels von gemessener Länge, indem die Schwingung des Pendels einen fortwährenden Fall auf schiefen Ebenen von veränderlicher Neigung darstellt. Nach Bessel's Versuchen beträgt dieselbe für Königsberg 30,213 par. F. Die Schwingungsdauer eines

und desselben Pendels wird wegen der erwähnten Verschiedenheit in der Größe der Schwerkraft unter dem Aequator länger, an den Polen kürzer sein. Beim Steigen auf bedeutende Höhen nimmt die Schwerkraft ab; die Bestimmung der Schwingungsdauer eines und desselben Pendels am Meeresufer und auf hohen Bergen liefert dafür die thatsächliche Bestätigung. Die Richtung, in welcher die Erde einen Körper auf ihrer Oberfläche anzieht, wird durch einen Faden bestimmt, an dessen unterm Ende ein schwerer Körper hängt (Bleiloth). Man kann sie ebenfalls bestimmen durch die etwas ausgedehnte freie Oberfläche einer Flüssigkeit, indem sie auf letzterer senkrecht steht. Specifische S. wird bisweilen, aber unrichtig für specifisches Gewicht oder Dichtigkeit gebraucht.

Schwererde und **Schwerspat**, s. Baryt.

Schwerhörigkeit ist eine Abschwächung der Gehörsempfindungen, bei welcher leise Töne nicht mehr, starke nur schwach wahrgenommen werden. Da das Organ, welches zuerst die Schallwellen zur Uebertragung auf die Gehörnerven aufnimmt, eine zwischen zwei Luftsäulen (dem äußern und innern Gehörgang) frei schwingende Membran (Trommelfell) ist, so verursacht S. alles, was die Schwingungen dieser beeinträchtigt. So entsteht S. bei Verstopfung des äußern Gehörgangs, z. B. durch Ohrenschmalz (bei alten Leuten gar nicht selten), bei Verstopfung des innern Gehörgangs infolge von Katarrh der Schleimhaut (häufigste Ursache der anhaltenden S.), durch Verletzung des Trommelfells. Von dem Trommelfell werden die Schwingungen durch ein System von gegeneinander beweglichen Knöchelchen auf die Kapsel übertragen, welche die Endausbreitung der Gehörnerven einschließt. Eine Verletzung dieses Mechanismus hat S. oder Taubheit zur Folge. Endlich kann S. auch entstehen durch Störungen im Nerven selbst. Je nach der Ursache ist die Behandlung der S. und die Aussicht auf Herstellung des Gehörs verschieden.

Schwerin, Fürstenthum, gegenwärtig ein Bestandtheil des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin (s. d.), mit welchem es so wenig als mit der ebenfalls zu letzterm gehörigen ehemaligen Grafschaft, dem nunmehrigen Herzogthum Schwerin zu verwechseln ist, war früher eines der drei von Heinrich dem Löwen gestifteten Bisthümer, welches im Westfälischen Frieden aufgehoben und als weltliches Reichsfürstenthum dem Herzog von Mecklenburg als Entschädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrschaft Wismar übergeben wurde. Es hat ein Areal von 13,66 Q.-M. Haupt- und Residenzstadt des Bisthums war Bützow.

Schwerin, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, liegt in angenehmer Umgebung an dem 3 M. langen und 3/4 M. breiten, fischreichen Schwerinersee und der Mecklenburgischen Eisenbahn (Hagenow-Rostock). Die Stadt ist Sitz der sämmtlichen obern Landesbehörden, zählt 24634 E. (3. Dec. 1867) und zerfällt in die Altstadt, die Neustadt, die Vorstadt und die Paulstadt. Besonders in den drei letztern, neuern Stadttheilen ist sie schön und modern gebaut. Das neue großherzogl. Residenzschloß, 1845—58 in großartigen Verhältnissen aufgeführt, liegt auf einer Insel des Sees, wo sich schon im Anfange des 12. Jahrh. ein Schloß der Fürsten und Herzoge von Mecklenburg erhob, das 1629 von Wallenstein erneuert wurde. Die angrenzenden schönen Anlagen dienen zu Spaziergängen. Sonst sind von neuern Bauwerken noch hervorzuheben das 1844 erbaute Arsenal, der neue Marstall, das Collegien- oder Regierungsgebäude (seit dem Brande von 1865 neu aufgeführt) und das Schauspielhaus, 1832—35 von Demmler erbaut. Vor demselben steht das eherne Standbild des Großherzogs Paul Friedrich (von Rauch). Der im Anfang des 15. Jahrh. vollendete, neuerdings vollständig restaurirte Dom (350 F. lang, 135 F. breit) gehört zu den schönsten Denkmälern des den baltischen Ländern eigenthümlichen ernsten goth. Stils. Außerdem hat S. noch zwei andere prot. und eine kath. Kirche. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium (das Fridericianum, die ehemalige Domschule), eine Realschule und eine Gewerbeschule. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind besonders die großherzogl. Gemäldegalerie (800 Bilder) mit Kupferstichcabinet, das trefflich geordnete Antiquarium (Sammlung des Vereins für meckleub. Geschichte und Alterthumskunde), die Regierungs- und die Gymnasialbibliothek hervorzuheben. Handel und Industrie sind von keiner hervorragenden Bedeutung. Am stärksten betrieben wird die Tabacksfabrikation. Außerdem bestehen eine Eisengießerei, Bier- und Essigbrauereien, Branntweinbrennereien sowie Fabriken für Strohhüte, Wagen, Spiegel, Cement, Parfumerien, Lack, Leim, Chocolade, Watte, Spielkarten, Strumpfwaaren u. s. w. Von Geldinstituten besitzt die Stadt die 1853 begründete Lebensversicherungs- und Sparbank. Mit dem 2 M. nördlich entfernten Seehafen Wismar ist S. durch Eisenbahn verbunden. Das am südwestl. Ende des Schwerinersees gelegene, zur Stadt gehörige Dorf Zippendorf ist ein besuchter Vergnügungsort. S. ist ein uralter Ort, der in neuerer Zeit namentlich durch den Groß-

Herzog Paul Friedrich (gest. 1842) sehr erweitert und verschönert wurde und sich, seitdem er in das deutsche Eisenbahnnetz gezogen, sehr gehoben hat. Vgl. «Beschreibung von S.» (Wism. 1857).

Schwerin ist der Name eines der ältesten und vornehmsten, an Gliedern und Besitz reichsten Adelsgeschlechter Pommerns, wo es zuerst gegen die Mitte des 12. Jahrh. urkundlich genannt wird und auch die Stammgüter (Spantekow, Altwigshagen und Cummerow, das jetzige Schwerinsburg) liegen. Von Pommern aus verbreitete sich die Familie nach Mecklenburg, der Mark, Preußen, Polen, Schweden, Kurland, Baiern und gelangte überall zu großem Ansehen. Im 17. Jahrh. bestanden an 24 verschiedene Linien, und gegenwärtig blühen, außer verschiedenen adelich gebliebenen Zweigen (z. B. auf Janow), vier gräfl. Linien in Preußen, zwei gräfl. Linien in Schweden, zwei freiherrl. Linien ebenfalls in Schweden und eine freiherrl. Linie in Baiern. Als gemeinsamer Ahnherr der vier in Deutschland bestehenden gräfl. Häuser ist Hans von S. (gest. vor 1569) anzusehen. Dessen Enkel, Otto von S., geb. 8. März 1616, zeichnete sich in kurbrandenb. Staatsdiensten aus, wurde 1648 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und stand seit 1658 als Oberpräsident an der Spitze der gesammten Verwaltung des brandenb.-preuß. Staats und Hofs. Er starb 8. Juni 1679 zu Berlin und hinterließ 14 Kinder. Von letztern wurde Freiherr Otto von S., geb. 21. April 1645, gest. 8. Mai 1705 als kurbrandenb. Geh. Staatsminister, vom Kaiser Leopold I. 11. Sept. 1700 zum Reichsgrafen erhoben. Seine beiden Söhne waren die Stifter zweier noch blühenden Linien. 1) Die Linie Walsleben und Wildenhoff stiftete Reichsgraf Otto Friedrich Wilhelm von S., geb. 28. Juli 1678, gest. 6. Aug. 1727 als Geh. Staatsrath und Oberhofmeister der Königin von Preußen. Gegenwärtiges Haupt derselben ist Graf Otto von S., geb. 31. Juli 1823, Majoratsherr der Herrschaften Walsleben und Wildenhoff (29540 Morgen) im Kreise Preußisch-Eylau. 2) Die Linie zu Wolfshagen, in der Mark und Mecklenburg, begründete Graf Otto von S., geb. 5. Juni 1684, gest. 2. Jan. 1755 als Statthalter zu Berlin. An der Spitze derselben steht jetzt Graf Otto Wilhelm Ludwig von S., geb. 26. Aug. 1822. 3) Die Linie zu Schwerinsburg in Pommern wurde von Klaus von S. (gest. 1612), dem Sohne des obenerwähnten Hans von S., gestiftet. Klaus' Urenkel, Hans Boguslaw (geb. 10. Juni 1683, gest. 23. Aug. 1747), Geh. Oberfinanzrath, Landjägermeister und Oberforstmeister der Kurmark, und der berühmte Feldmarschall Kurt Christoph von Schwerin (s. d.) wurden 31. Juli 1746 von Friedrich II. in den Grafenstand erhoben. Ein Urenkel Hans Boguslaw's, Graf Maximilian von Schwerin (s. d.), Besitzer von Boldekow, Bornmühl, Glien, Putzar u. s. w., ist der Chef dieses Hauses. Des letztern Bruder, Graf Victor von S., geb. 22. Dec. 1814, Besitzer von Schwerinsburg u. s. w., ist Mitglied des preuß. Herrenhauses. Der Großoheim dieser beiden Brüder, Graf Wilhelm Friedrich Karl von S., geb. 23. Dec. 1728, wurde als Adjutant des Königs in der Schlacht bei Zorndorf von den Russen gefangen und nach Petersburg geführt, wo er später bei der Thronbesteigung Peter's III. über den Frieden unterhandelte. 1795 führte er als Generallieutenant die preuß. Truppen gegen Polen, wurde aber überall geschlagen, sodaß er sich kriegsgerichtlich zum Verlust seines Regiments und einjähriger Gefangenschaft verurtheilt sah. Als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung gelangte, suchte er vergeblich um Revision des Processes nach und starb 17. Aug. 1802 zu Hamburg. 4) Die Linie zu Willmersdorf wurde von Hans Felix von S., ebenfalls einem Sohne des obenerwähnten Ahnherrn Hans, gestiftet und 1787 in der Person des preuß. Generalmajors Friedrich August Karl Leopold von S. (geb. 11. Oct. 1750, gest. 16. Dec. 1834) in den Grafenstand erhoben. Der Großvater des letztern, Freiherr Friedrich Boguslaw von S., geb. 30. Aug. 1674, gest. 1. Oct. 1747, war preuß. Geh. Staatsminister. Von den in Schweden ansässigen Linien des Hauses wurden die zu Husby 1766 und die zu Stegeberg 1776 in den Grafenstand erhoben.

Schwerin (Kurt Christoph, Graf von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 16. Oct. 1684 in Schwedisch-Pommern, trat, nachdem er zu Leyden, Greifswald und Rostock studirt, 1700 als Fähnrich in holländ. Dienste, focht in den Schlachten von Ramillies und Malplaquet und wurde 1705 Hauptmann. 1706 trat er in mecklenb. Dienste, avancirte 1708 zum Obersten und wurde 1711 mit geheimen Aufträgen an Karl XII. nach Bender geschickt, wo er sich ein volles Jahr aufhielt. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier und 1718 zum Generalmajor. Als solcher schlug er 1719 das kaiserl. Commissionsheer (13000 Hannoveraner), welches die Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinen Landständen beilegen sollte. Als aber ein Theil von Vorpommern, wo S.'s Güter lagen, an Preußen fiel, trat er in preuß. Dienste. Friedrich Wilhelm I. schickte ihn als Gesandten nach Warschau, wo er die Unruhen in Thorn zum Besten der Evangelischen beilegen mußte, ernannte ihn 1730 zum Gouverneur von Peiz und

1731 zum Generallieutenant und schenkte ihm, zumal seitdem ihm 1733 der Auftrag, die hannov. Truppen abermals aus Mecklenburg zu vertreiben, vollständig glückte, sein besonderes Vertrauen bei Berathung aller militärischen Angelegenheiten, machte ihn zu seinem Begleiter auf Reisen und ernannte ihn 1739 zum General der Infanterie. Bei der Thronbesteigung Friedrich's II. zum Feldmarschall und in den Grafenstand erhoben, führte er im ersten Schlesischen Kriege nach dem Einzuge in Breslau den rechten Flügel des preuß. Heeres bis Neisse, drängte den österr. General Browne zurück und drang bis tief in Mähren ein. Er war es, der durch kräftigen Angriff die fast verlorene Schlacht bei Mollwitz, 10. April 1741, noch gewann. Nach dem Frieden ernannte ihn Friedrich zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neisse. Beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs rückte er durch die Grafschaft Glatz in Böhmen ein und vereinigte sich vor Prag mit dem Könige, worauf die Belagerung der Stadt begann, die am 16. Sept. mit ihrer Capitulation schloß. Als später die Preußen aus Böhmen sich zurückziehen mußten, führte S. diesen schwierigen Rückzug mit großem Ruhme aus, begab sich aber dann, um seine Gesundheit herzustellen, auf seine Güter. Erst beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs rückte er wieder ins Feld. An die Spitze des preuß. Corps gestellt, das von Schlesien aus die Oesterreicher beobachten sollte, drang er nach der lowositzer Schlacht in Böhmen ein und verhinderte die Vereinigung Piccolomini's und Browne's. Den Feldzug des nächsten Jahres eröffnete er an der Spitze eines Corps, mit welchem er in Böhmen einrückte und die Oesterreicher an allen Orten zurückdrängte, worauf er mit dem Könige und dem Fürsten Moritz von Anhalt, welche von Sachsen aus auf Prag gerückt waren, sich vereinigte. Auf den Höhen bei Prag stand der Herzog von Lothringen mit dem österr. Heere in einem starkverschanzten Lager. Am 6. Mai 1757 wurde der Angriff beschlossen, der nur auf dem feindlichen rechten Flügel, aber auch hier nur mit der äußersten Gefahr geschehen konnte. Schon begann, nachdem mehrere Angriffe mislungen, die preuß. Schlachtordnung auf dem linken Flügel zu wanken, als der greise S. die Fahne ergriff und seine Krieger aufs neue gegen die Verschanzungen führte. Doch kaum zwölf Schritte vorgerückt, wurde er von vier Kartätschenkugeln entseelt niedergestreckt und erlebte den Sieg des Königs nicht mehr. Wol kein anderer preuß. Held des Siebenjährigen Kriegs ist so allgemein wie er betrauert worden. Volksgesänge brachten seinen Namen auf die Enkel, und der König ließ sein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufstellen. Mit Heldenmuth und Feldherrntalent verband er Menschlichkeit, Milde gegen Untergebene und echt religiösen Sinn, auch besaß er umfassende und gründliche Kenntnisse. Er schrieb selbst eine Kriegskunst und verfaßte mehrere religiöse Lieder.

Schwerin (Maximilian, Graf von), preuß. Staatsmann, geb. 30. Dec. 1804 zu Boldekow, einem Familiengute in Pommern, studirte die Rechte auf den Universitäten zu Berlin und Heidelberg, trat dann als Auscultator in den Staatsdienst, verließ denselben jedoch bald, um einige seiner väterlichen Güter zu verwalten. Hier wurde er Landrath des Kreises Anklam und 1839 Generallandschaftsdirector. Als 1846 die Generalsynode zusammentrat, ward er Mitglied derselben, ebenso 1847 des Vereinigten Landtags, in welchem sein Antrag, die Wahlfähigkeit nicht von der Gemeinschaft mit einer der bestehenden christl. Kirchen abhängig zu machen, sondern dieselbe allen zu gestatten, welche sich zur christl. Religion bekennen, trotz des Widerspruchs der Minister Annahme fand. Am 19. März 1848 in das Ministerium Arnim berufen, übernahm er das Portefeuille des Cultus. Als aber infolge des Wachsmuth-Waldeck'schen Antrags, den Verfassungsentwurf betreffend, im Ministerium Meinungsverschiedenheit entstand, trat auch S. 13. Juni zurück. Von dem Kreise Schlawe in Hinterpommern zum Abgeordneten in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, zählte S. zu der kleinen Partei, welche die Feststellung einer deutschen Verfassung nur auf dem Wege der Vereinbarung mit den deutschen Fürsten für möglich erachtete. Er trat daher im Mai 1849 aus der Versammlung, als diese sich für competent erklärte, das Verfassungswerk auf eigene Hand zu Ende zu führen. Seit der Begründung der preuß. Verfassung war S. ununterbrochen Mitglied der Zweiten Kammer und in den beiden Sitzungsperioden von 1849—55 Präsident derselben. Zur Zeit der sog. Landschaftskammern, 1855—58, gehörte er zu der geringen Anzahl der Abgeordneten, welche trotzdem die constitutionelle und liberale Sache verfochten. Der Umschwung in den Wahlen von 1858, während der Regentschaft, gab ihm zunächst die Präsidentenwürde zurück, die er behielt, bis er an Flottwell's Stelle 3. Juli 1859 als Minister des Innern in das liberale Ministerium eintrat. Bei Beginn des über die Militär- und Budgetfrage hereinbrechenden Conflicts, den er in verfassungsmäßigem Sinne gelöst haben wollte, reichte er mit den andern liberalen Mitgliedern des Ministeriums Auerswald 18. März 1862 seine Entlassung ein. Während der Zeit

des Zerwürfnisses zwischen Volksvertretung und Regierung kämpfte S. für die constitutionellen Rechte in den Reihen der altliberalen (gothaischen) Partei, zu deren Häuptern er gehörte. Nach den Ereignissen von 1866 war er einer der ersten Liberalen, die in offener Selbstverleugnung für die von der Regierung nachgesuchte Indemnität und für eine kräftige Unterstützung der auswärtigen Politik des Ministeriums Bismarck ihre Stimme erhoben, ohne sich jedoch von den freisinnigen Grundsätzen loszusagen. Der sehr entschiedenen Schwenkung nach rechts, welche die preuß. Altliberalen machten, folgte er nicht, sondern erklärte sich in einem Wahlprogramm zum Norddeutschen Reichstage von 1867 für die national-liberale Partei, der er auch beitrat. Wenige Männer der preuß. Aristokratie erfreuen sich einer so allgemeinen Popularität wie S. Sein energisches Auftreten gegen die Bestrebungen der Feudalpartei in den Kammerverhandlungen von 1856—58 und seine echt freisinnige Verwaltung des Ministeriums, die sich durch Schutz des freien Wahlrechts, milde Behandlung der Presse und Reform des Polizeiwesens auszeichnete, haben ihm namentlich auch in bürgerlichen Kreisen die größte Achtung verschafft. Neben seinen staatsmännischen und polit. Geschäften behielt S. stets die Pflege der ihm zugehörigen bedeutenden Familiengüter im Auge und war überhaupt auf die Hebung der wirthschaftlichen Interessen Pommerns bedacht. Die Universität Greifswald ernannte ihn bei der Jubelfeier 1856 wegen seiner Verdienste um die Provinz zum Ehrendoctor der jurist. Facultät. Vermählt ist S. seit 1834 mit Hildegard Schleiermacher, der jüngsten Tochter des berühmten Theologen.

Schwerpunkt nennt man denjenigen Punkt in jedem festen Körper, welcher allein unterstützt zu sein braucht, wenn der Körper nicht fallen soll, und in welchem also die ganze Kraft, mit welcher der Körper zur Erde gezogen wird, vereinigt gedacht werden kann. Die Unterlage oder Stütze, welche diesen Punkt zu fallen hindert, trägt mithin das Gewicht des ganzen Körpers, dessen übrige Theile sich nach dem Gesetze des Hebels das Gleichgewicht halten. Ist die Dichtigkeit eines Körpers in allen Theilen desselben gleich, so fällt der S. mit dem Mittelpunkte, falls die Gestalt einen solchen hat, zusammen, wie z. B. bei Kugeln von gleicher Dichtigkeit. Die Lehre vom S. ist eine der wichtigsten in der Mechanik und findet im gemeinen Leben beim Lasttragen, Balanciren, Seiltanzen, Schlittschulaufen u. s. w., ja selbst beim Gehen unaufhörliche, wenngleich unbewußte Anwendung. Die Lehrbücher der mechan. Wissenschaften enthalten mannichfache Vorschriften, den S. eines Körpers, von welcher Form er auch sein möge, durch Rechnung zu finden, wobei meistens vorausgesetzt wird, daß der Körper eine gleichmäßige Dichtigkeit besitzt oder homogen ist. In der Praxis kommt man aber oft schneller als mit Hülfe der Rechnung auf folgende Weise zum Ziele. Man hängt den Körper, dessen S. bestimmt werden soll, an zwei verschiedenen Punkten nacheinander mittels eines Fadens auf. Die verlängerte Richtung des Fadens geht jedesmal durch den S. des Körpers. Der S. des Körpers muß also da liegen, wo die beiden verlängerten Richtungen des Fadens bei den beiden aufeinanderfolgenden Aufhängungen sich schneiden. Bei flüssigen Körpern kann im allgemeinen von einem S. nicht die Rede sein, oder wenigstens nur unter der Voraussetzung, daß sie eine gewisse Gestalt beibehalten, denn mit derselben ändert sich auch ihr S.

Schwert ist die Benennung einer Handwaffe früherer Zeiten, welche eine doppelschneidige, breite, gerade, zuweilen auch leicht gekrümmte Klinge mit einfachem Griff ohne Bügel hatte. Das S. wurde für den Nahkampf schon im frühesten Alterthum geführt; bei den Römern, welche stets den Einbruch in den Feind zum Schwertkampf suchten, entschied es die Schlachten. Damals war die Waffe sehr kurz und mehr zum Stich als zum Hieb eingerichtet; besondere Fechtmeister, armaturae doctores, lehrten sie handhaben. Im Mittelalter, als die Reiterei Hauptwaffe wurde, hatten die Schwerter eine bedeutende Länge und Schwere und waren fast nur zum Hauen bestimmt. Es gab solche, die nur mit zwei Händen geführt werden konnten. Zu Festlichkeiten wurden aber auch zierliche, kunstreich gearbeitete Schwerter getragen, deren Griffe oft reich mit Edelsteinen besetzt waren. In neuern Zeiten ist das S. in seiner eigentlichen Form nicht mehr im Gebrauch. Außer der Kriegswaffe gab es auch noch Richtschwerter zur Vollstreckung von Todesurtheilen.

Schwertbrüder, ein geistlicher Ritterorden, gehörten nebst ihren Besitzungen zum Deutschen Reiche. Der Orden wurde von dem Bischof Albert, dem Bekehrer der Liven und Erbauer der Stadt Riga, früher Domherr zu Bremen, gegen 1200 gestiftet, um das Reich des Glaubens und der Kirche unter den Völkern des Nordens zu erweitern und die in Livland gegründete christl. Kirche zu vertheidigen. Innocenz III. genehmigte den Plan und rieth bei der Stiftung des neuen Ordens die Verfassung des Templerordens zum Grunde zu legen. Albert nannte die Glieder desselben «Brüder des Ritterdienstes Christi» und gab ihnen als Ordenskleid

einen weißen Mantel mit rothem Kreuz und Schwert. Nach diesem Zeichen nannte man die Ritter dieses Ordens auch S. oder Schwertträger (gladiferi, später ensiferi). Bischof Albert weihte zu ihrem ersten Ordensmeister den ritterlichen Winno von Rohrbach. Ritter und andere Kreuzfahrer aus Deutschland, namentlich aus Bremen, strömten in Menge nach Livland. Der neue Orden wuchs an Zahl und bald auch an Macht, als der Bischof 1206 diesem den dritten Theil von ganz Livland sowol als auch der noch zu erobernden Länder als freies Eigenthum abtrat. Der Hauptsitz des Ordens wurde die Ordensburg zu Wenden, wo auch die Ordensmeister begraben liegen. Der Orden eroberte im Verein mit dem Bischof um 1220 Kurland und Estland mit Reval; allein schon wenige Jahre nachher hielt er sich für zu schwach, um selbständig bestehen zu können. Daher machten die S. nach dem Tode des Bischofs Albert, 1229, den Deutschen Rittern (s. d.) das Anerbieten, sich mit ihnen zu vereinigen, was aber diese zunächst abschlugen, bis Papst Gregor IX. 1237 die Verbindung vermittelte. Der Deutsche Ordensmeister stellte nun einen Landmeister (Magister provincialis) an die Spitze der S. Kurland, Livland und Estland wurden gegen die Russen und Dänen behauptet und Riga die Hauptstadt der Ordensritter. Der Landmeister Walther von Plettenberg, 1493—1535, erlangte von dem Deutschen Ordensmeister, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der die Hülfe des Landmeisters gegen Polen bedurfte, 1521 eine gewisse Unabhängigkeit der S. von den Deutschen Rittern und das Recht, sich selbst ihren Heermeister zu wählen. Zugleich wurde Walther von Plettenberg 1525 von Kaiser Karl V. in den Reichsfürstenstand erhoben, womit er auch Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielt, und führte nun den Titel Fürstenmeister. Um dieselbe Zeit wurde die Reformation in dem Ordenslande durchgeführt. Nachdem aber 1561 die Deutschen Ritter Livland nebst Kurland und Semgallen verloren, legte der letzte Heermeister der S., Gotthard Kettler, der sich bereits 1556 mit einer Prinzessin von Mecklenburg vermählt hatte, 1562 freiwillig seine Würde nieder, indem er Livland an Polen abtrat, sich selbst aber von diesem als Herzog von Kurland und Semgallen belehnen ließ.

Schwertel, s. Gladiolus.

Schwertfisch (Xiphias) ist eine zur Familie der Makrelen (s. d.) gehörende Fischgattung, welche sich durch den sehr lang schwertförmig verlängerten Oberkiefer auszeichnet. Der Rumpf ist mit sehr kleinen Schuppen bekleidet, die Bauchflossen fehlen und eine nur vorn erhöhte, sonst sehr niedere Rückenflosse läuft auf dem Rücken hin. Der gemeine S. (X. Gladius), welcher besonders im Mittelländischen Meere, aber auch im Atlantischen Ocean bis in die Nord- und Ostsee sich findet, wird 15—18 F. lang und über 400 Pfd. schwer; oberseits ist er schwärzlichblau, unterseits silberweiß und besitzt eine große halbmondförmige Schwanzflosse und sichelförmige Brustflossen. Das Schwert beträgt ungefähr ein Drittel der Körperlänge. Zur Nahrung dienen dem S. nur kleine Fische und Krustenthiere, besonders Calmare. Er schwimmt sehr schnell und besitzt eine gewaltige Muskelstärke, welche er nicht gar selten dazu benutzt, um mit gewaltigem Stoße gegen Boote und Schiffe anzurennen, sodaß sein Schwert tief in das Holzwerk eindringt und abbricht; doch scheint sein Zusammentreffen mit Schiffen nur ein zufälliges zu sein, da er friedlich lebt und mehr furchtsam und vorsichtig ist. Das Fleisch der jüngern ist schmackhaft, weiß und zart, und es wird dieser Fisch deshalb besonders um Calabrien und Sicilien mittels Harpunen gejagt. Man verkauft das Fleisch frisch nach dem Gewichte oder salzt es auch ein. Die S. der südl. Meere zeichnen sich durch eine sehr große, im Halbkreise ausgespannte Rückenflosse aus und werden deshalb als besondere Gattung (Histiophorus) aufgestellt.

Schwertlilie (Iris L.), Pflanzengattung aus der 3. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, Typus der nach ihr benannten monokotylen Familie der Irideen, besteht aus perennirenden, theils mit einem knolligen, theils mit einem zwiebeligen Wurzelstock versehenen Kräutern, welche schwertförmige oder lineale Blätter besitzen und sich durch den Bau und die Form ihrer meist großen und schöngefärbten Blume sehr auszeichnen. Diese besteht nämlich aus einem doppelten, an den unterständigen Fruchtknoten angewachsenen Perigon. Die drei äußern Blätter sind größer als die innern, meist nach außen umgebogen und oft auf der Mittellinie ihrer obern (innern) Fläche mit goldgelben, kammartig gestellten Fasern besetzt (mit einem «Bart» versehen), die drei innern aufgerichtet und von anderer Form. Im Centrum der Blume befinden sich auf dem Fruchtknoten drei blumenblattartige divergirende Blätter mit zweizipfeligem Ende. Das sind die drei Griffel. Unter jedem liegt ein Staubgefäß, der äußern concaven Fläche des blumenblattartigen Griffels angeschmiegt. Die Blüten sind anfangs von häutigen Scheiden umhüllt und bilden bei vielen Arten endständige Aehren. Bei den mit schwertförmigen Grundblättern versehenen Arten sind die Blüten am Rande unten aufgeschlitzt, und es steckt hier ein Blatt in

dem andern (reitende Blätter). Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung sind namentlich in der gemäßigten Zone der nördl. Halbkugel, vorzugsweise in den Mittelmeerländern und Mittelasien zu Hause. Unter den einheimischen verdienen die oft zur Zierde angebaute deutsche S. (I. germanica L.), welche große, prachtvoll violette Blumen hat, und die gelbblühende Wasserschwertlilie (I. Pseudacorus L.), welche die Ufer stehender Gewässer im Mai und Juni mit ihren großen goldgelben Blumen ziert und sich zur Decoration von Bassins und Weihern in Gärten und Parken sehr eignet, eine besondere Erwähnung. Das Rhizom dieser Pflanze wurde früher als Radix Acori vulgaris frisch als diuretisches Mittel, getrocknet gegen die Ruhr angewendet, dasjenige von I. germanica gegen Wassersucht. Unter den ausländischen Arten, von denen mehrere zur Zierde in unsern Gärten cultivirt werden, ist namentlich die in Oberitalien und Südfrankreich heimische I. florentina L. bemerkenswerth. Der Wurzelstock dieser weißblühenden S. ist die wegen ihrer angeblichen Heilkraft und ihres Wohlgeruchs berühmte Veilchenwurzel. Diese kommt als Radix Ireos florentinae in schmuzig-gelbweißen, flachen, holzigen Stücken in den Handel und hat einen ziemlich starken Veilchengeruch, der auf dem Vorhandensein eines ätherischen Oels beruht. Der Geschmack ist scharf und bitter. Gegenwärtig verwendet man die Veilchenwurzel nur noch gepulvert zu Fontanellen und zu Parfums. Mütter pflegen ihren kleinen zahnenden Kindern durchbohrte Stücke der Veilchenwurzel in einem Leder um den Hals zu hängen, damit die Kinder darauf beißen sollen.

Schwertmagen, s. Agnaten.

Schwetschke (Karl Gustav), Buchhändler und geistvoller Schriftsteller, geb. 5. April 1804 zu Halle, Sohn des Buchhändlers K. A. Schwetschke, widmete sich zu Heidelberg und Halle philol. Studien, wurde aber von letzterer Universität wegen Theilnahme an der Burschenschaft relegirt. Er wandte sich hierauf dem väterlichen Geschäft zu, redigirte eine Reihe von Jahren die «Hallische Zeitung» und betheiligte sich lebhaft an den Bestrebungen der prot. Freunde. 1848 wurde er in das frankfurter Parlament gewählt, wo er der Kaiserpartei angehörte. Um jene Zeit veröffentlichte er: «Novae epistolae obscurorum virorum» (Frankf. 1849), in denen er mit Witz und Satire die frankfurter Demokratie bekämpfte. Wie er schon vorher der kirchlichen Reaction in Preußen entgegengetreten war, so richtete er nun seine Angriffe gegen die Führer der polit. Reaction in Berlin, wie unter anderm seine «Novae epistolae clarorum virorum» (Brem. 1855) bekunden. Eine Sammlung der im 19. Jahrh. in Deutschland erschienenen «Epistolae obscurorum virorum» gab er später heraus (2. Aufl., Lpz. 1860). Von S.'s übrigen Schriften sind besonders die bibliographischen sowie die culturhistorischen hervorzuheben. Dahin gehören: «De Donati Minoris fragmento Halis nuper reperto» (Halle 1839), «Vorakademische Buchdruckergeschichte von Halle» (Halle 1840), «Codex nundinarius oder Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von 1564—1764» (Halle 1850), «Paläographischer Nachweis der Unechtheit der Kölner Freimaurerurkunde» (Halle 1843), «Geschichte des L'Hombre» (Halle 1862) u. s. w. Als Dichter ist S. sowol in deutscher wie auch, namentlich in neuerer Zeit, in lat. Sprache aufgetreten. Außer poetischen Uebersetzungen aus Spenser, Scarron u. s. w. sind zu nennen: «Gedichte eines prot. Freundes» (Lpz. 1847), «Der Oberon von Sanssouci» (Halle 1847), «Aennchen von Tharau» (Halle 1852), das Lied «Recta via ex taberna», die Dichtung «In Dantem sexcentenarium» (Halle 1865) und das didaktische Epos «Bismarckias» (Halle 1867). Eine ausgewählte Sammlung seiner deutschen und lat. Schriften gab er 1864 selbst heraus (vermehrte Ausg., Halle 1866).

Schwetzingen, eine Stadt im Kreise Manheim des Großherzogthums Baden, 2¾ M. von Manheim und 1½ M. von Heidelberg entfernt, am Leimbach gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts und zählt 3449 E. (1864). Der Ort ist besonders berühmt durch sein Schloß und den Schloßgarten, beides Schöpfungen aus der Mitte des 18. Jahrh., wo der Ort Lieblingsresidenz der pfälz. Kurfürsten war. Die Anlagen tragen sehr das Gepräge des Geschmacks jener Zeit. Gleichwol ist der 186 Morgen große Park, welcher verschiedene Bauwerke (darunter eine Moschee), Sculpturen, Wasserkünste, eine Orangerie u. s. w. enthält, immer noch durch Schönheit und sorgsame Pflege ausgezeichnet und überragt in dieser Hinsicht die Anlagen aus gleicher Zeit, wie Versailles, Nymphenburg u. a. An den Pfingsttagen ist S. gewöhnlich von Tausenden von Besuchern erfüllt.

Schwiebus, Stadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, zum Kreise Züllichau gehörig, liegt 2½ M. südlich der Kreisstadt Züllichau in einer von der Schwemme durchflossenen Thalsenkung in fruchtbarer Gegend, hat ein Schloß, eine kath. und eine prot. Kirche und zählt 6793 E. (1864). Der Ort ist ein Hauptplatz für Tuchindustrie,

die sich auch auf die Umgebungen ausdehnt. Das ehemalige Land S. gehörte seit 1335 zum Fürstenthum Glogau. Als 16. Nov. 1675 die piastischen Fürsten von Liegnitz, Brieg und Wohlau mit dem Herzog Georg Wilhelm ausstarben, sollten kraft einer 1537 mit Kurbrandenburg abgeschlossenen Erbverbrüderung jene Fürstenthümer an den großen Kurfürsten übergehen. Da derselbe jedoch seine Anrechte damals nicht nachdrücklich genug geltend machen konnte, wurden die Fürstenthümer von Kaiser Leopold I. in seiner Eigenschaft als König von Böhmen als eröffnete und der böhm. Krone anheimgefallene Lehen eingezogen. Nach langen Zögerungen und Verhandlungen kam zwischen dem Kurfürsten und dem Könige von Böhmen der Vergleich vom 7. Mai 1686 zu Stande, in welchem dem Kurfürsten das Land S. gegen Entsagung seiner Ansprüche auf die drei Fürstenthümer abgetreten wurde. Nach wiederholten Streitigkeiten gab endlich infolge eines abermaligen Vergleichs vom 20. Dec. 1694 der inzwischen zur Regierung gelangte Kurfürst Friedrich III. das Land S. wieder zurück, wogegen er vom Kaiser 250000 Fl. empfing, zugleich aber auch von demselben die Anerkennung der herzogl. Souveränetät in Preußen erhielt. Durch den Frieden von 1742 erlangte endlich Friedrich d. Gr. mit fast ganz Schlesien auch das Land S. wieder, welches seitdem als Schwiebuser Kreis zum Glogauschen Kammerdepartement gehörte. 1817 wurde jedoch das Gebiet S. zum brandenb. Regierungsbezirk Frankfurt geschlagen und mit dem Lande Züllichau (s. d.) zu einem Kreise vereinigt.

Schwieger (Jakob), deutscher Dichter des 17. Jahrh., geb. zu Altona um 1630, studirte in Wittenberg und ging dann nach Hamburg, wo er mit Philipp von Zesen in Berührung kam, welcher ihn unter dem Namen «der Flüchtige» in die Deutschgesinnte Genossenschaft aufnahm. In Rist's Erbschwanenorden trat er als «Filidor, der Dorferer» ein. Eine Zeit lang wohnte er auch in Stade. 1657 nahm er dän. Kriegsdienste und machte den Feldzug gegen die Schweden in Polen mit. Nach seiner Rückkehr lebte er in Gottorf und Glückstadt, seit 1665 am schwarzb.-rudolstädt. Hofe. Er starb nach 1667. Als Lyriker schließt sich S. der Richtung Flemming's an, und ihm gebührt als Liebesdichter der Platz unmittelbar neben diesem, namentlich da, wo er sich von dem conventionellen Stile der Schule, dem Schäferwesen mit der Beigabe mytholog. Schmuckes, freihält. Freilich sind viele seiner Gedichte, besonders die während seines Kriegslebens entstandenen, nicht frei von Derbheiten, ja selbst Obscönitäten. S. gab dieselben unter dem Titel: «Geharnischte Venus von Filidor dem Dorferer» heraus (Hamb. 1660). Das 7. Buch zeichnet sich durch kecke Frivolität aus. Von den übrigen Sammlungen sind zu erwähnen: «Liebesgrillen. Das ist Lust- und Liebes-Scherz- und Ehrenlieder u. s. w.» (Hamb. 1654; 1656; 2 Thle., 1656) und «Ueberschriften und Gedichte» (Stade 1654). Seine in Rudolstadt verfaßten Gelegenheitsschauspiele, bei denen er novellistische Stoffe nach ital., span. und franz. Quellen benutzte, erschienen gesammelt als «Filidor's erster Theil der Trauer-, Lust- und Mischspiele» (Jena 1665).

Schwimmen. Ein Körper, dessen specifische Schwere oder Dichtigkeit geringer ist als das specifische Gewicht einer Flüssigkeit, wird, sobald man ihn auf diese legt, von der Flüssigkeit getragen: er schwimmt. Man unterscheidet das ebenerwähnte passive S., das bloße Getragenwerden von der Flüssigkeit, von dem activen S., der Fortbewegung in einer Flüssigkeit nach beliebiger Richtung, wozu natürlich nur lebende Wesen befähigt sind. Da kein Körper gewichtlos ist, so wird beim S. desselben stets eine gewisse Eintauchung, d. h. Verdrängung der Flüssigkeit, stattfinden, und zwar wird der Körper stets so tief eintauchen, daß die von ihm verdrängte Flüssigkeit genau so viel wiegt als er selbst. Ein Kubikfuß Holz, der nicht mehr wiegt als ein halber Kubikfuß Wasser, wird also auch nur einen halben Fuß ins Wasser sinken und zur Hälfte über dasselbe hervorragen. Man kann einen specifisch schwerern Körper als die Flüssigkeit dadurch zum S. bringen, daß man ihn mit einem leichtern in Verbindung bringt, sodaß beide Körper zusammen weniger wiegen als das Wasser, welches von ihnen bei völligem Untertauchen verdrängt würde. So schwimmt eine verschlossene Blechbüchse auf dem Wasser, weil das Blech, obgleich specifisch schwerer als Wasser, mit der darin enthaltenen Luft gleichsam einen Körper bildet, der specifisch leichter ist als Wasser. Auch die Anwendung der sog. Schwimmblasen, Schwimmkleider und Schwimmgürtel, die, mit Luft gefüllt, an einem schweren Körper befestigt werden, beruht darauf. Ebenso bilden Schiffe mit der in ihrem Raume befindlichen Luft zusammen einen specifisch leichtern Körper, als das Wasser ist, und schwimmen, selbst wenn sie von Eisen sind. Beim activen S. kommt das specifische Gewicht gleichfalls wesentlich in Betracht, weil das S. dadurch erleichtert oder erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Die Fische, deren Bestimmung es ist, nicht auf, sondern in dem Wasser zu schwimmen, gehören wol mit zu den specifisch schwersten Thieren. Die Scholle, die keine Luftblasen hat, ist, wie die

Muschel, an den Boden gebannt. Die meisten Fische haben jedoch zwei Luftblasen, durch deren Zusammendrückung sie specifisch schwerer und durch deren Ausdehnung sie specifisch leichter werden. Am specifisch leichtesten sind wol die Schwimmvögel: sie machen nur einen geringen Eindruck ins Wasser und können, so geschickt sie sich auf demselben bewegen, doch nicht ohne Anstrengung untertauchen. Die Landthiere sind im gewöhnlichen Zustande durchgängig leichter als das Wasser und können fast alle auf demselben schwimmen. Was den Menschen betrifft, so ist sein specifisches Gewicht, wie bei allen athmenden Thieren, ein verschiedenes bei mit Luft gefüllter Lunge, bei leergehauchter Lunge, bei mit Wasser gefüllter Lunge, welches letztere beim Ertrinken stets der Fall. Die Lunge hochauf voll Luft geathmet, ist der Mensch specifisch etwas leichter als Wasser. Es kostet dem geübtesten Schwimmer Anstrengung, mit luftgefüllter Lunge sich auf einige Tiefe hinunterzuarbeiten, weshalb er auch gewöhnlich beim Tauchen einen Sprung ins Wasser zu Hülfe nimmt. Einmal in der Tiefe, wird es ihm aber ein leichtes, solange die Athemnoth ihn nicht drängt, unten zu weilen. Das über ihm befindliche Wasser drückt nämlich seinen Leib ein, verdichtet dadurch die Luft in seinem Innern und macht ihn in demselben Grade specifisch schwerer, als sein Umfang abnimmt. Arbeitet man sich aber nicht absichtlich hinab, so bleibt bei luftgefüllter Lunge ein kleiner Theil des Körpers über Wasser, selbst ohne alle mechan. Beihülfe. Mit ausgehauchter Lunge ist der Mensch nur ein weniges schwerer als das Wasser. Man sollte es hiernach nur für schwer möglich halten, daß ein Mensch ertrinken könnte, und in der That würde sich auch der des S.s Unkundige vor dem Sinken bewahren, wenn er die Geistesgegenwart hätte, mit der Luft in seinen Lungen zu ökonomisiren und keine seinem Halten über dem Wasser entgegenwirkende Bewegungen zu machen. Bei der Fortbewegung im Wasser übt der Schwimmer mittels der Hände und Füße einen Stoß oder Druck in der Weise auf das Wasser aus, daß er durch denselben gleichzeitig gehoben und je nach seinem Belieben vorwärts oder rückwärts bewegt wird. Die Flächen der Hände oder Füße müssen dergestalt gehalten werden, daß sie beim Stoß oder Druck der Flüssigkeit eine möglichst große, dagegen beim Anziehen (um sie nachher zu einem neuen Stoß oder Druck anzuwenden) eine möglichst kleine Fläche entgegensetzen. Rücksichtlich der Methoden beim Schwimmunterricht hat sich die des preuß. Generals von Pfuel als vorzüglich bewährt. Schwimmschulen befinden sich gegenwärtig wol in allen größern Städten.

Schwimmende Batterien sind Geschützaufstellungen, welche entweder auf verbundenen, überbrückten Fahrzeugen oder starken Flößen errichtet werden, um bei Belagerungen von Seestädten diese zu beschießen. Die Geschütze werden durch Blendungen von Wollsäcken, Faschinen oder Holz gegen feindliches Feuer möglichst gedeckt. Schwimmende Batterien kamen in den niederländ. Kriegen vor; sie sollen schon früher 1535 auf dem Zuge Kaiser Karl's V. gegen Tunis von dem Sohne des Herzogs Alba, Fernando de Toledo, erfunden worden sein. Bei der Belagerung von Ostende misglückte ein Versuch damit. Am berühmtesten sind die Schwimmenden Batterien 1782 vor Gibraltar (s. d.) geworden: es waren zehn von 6—21 Kanonen, welche die Spanier nach der Idee des franz. Ingenieurs Arçon in Algesiras erbaut hatten. Am 13. Sept. griffen diese Batterien, in Verbindung mit der combinirten Flotte, die Festung an; doch wurden sie größtentheils durch die glühenden Kugeln der Engländer in Brand gesteckt. Gegenwärtig kommen sie nicht mehr zur Anwendung, da ihr Zweck durch die neuern, mit Bombenkanonen armirten, sehr schwer zu treffenden Kanonenboote, wie durch Panzerschiffe (Monitors) viel besser erreicht werden kann.

Schwimmvögel (Palmipedes oder Natatores) bilden eine sehr natürliche Ordnung der Vögel, welche sich durch Schwimmfüße oder Ruderfüße auszeichnet, je nachdem nur die drei Vorderzehen, wie bei Gänsen, Enten, Möven, oder auch noch die vierte hintere Zehe, wie bei Pelikan und Scharbe, durch Schwimmhäute untereinander verbunden sind. Sehr selten sind Lappenfüße vorhanden, indem die Zehen nur mit einem gelappten Hautsaume eingefaßt sind, wie bei dem Lappentaucher (Podiceps). Die Beine sind kürzer als der Rumpf, außerhalb der Körpermitte nach hinten gerückt und fast bis ans Hackengelenk gefiedert; das Schienbein ist zwischen den Federn des Rumpfes versteckt, der Hals länger als die Beine, der Steiß mit einer großen Fettdrüse besetzt und der Schnabel meist mit Wachshaut versehen. Auf ihre Bestimmung zum Leben auf dem Wasser deutet schon ihre äußere Gestalt. Die Unterseite des Rumpfes ist abgerundet, damit der Körper weniger tief im Wasser einsinkt; die Brust tritt gewölbt weit vor, um das Wasser leichter durchschneiden zu können; um den Körper durch Rudern kräftig fortzubewegen, sind die Beine außerhalb des Mittelpunkts des Körpers eingefügt, die an Bauch und Brust sehr dicht stehenden Federn sind an der Fläche so gewölbt, daß unter ihnen eine sehr

dichte, Luft einschließende Flaumschicht stehen kann, wodurch die specifische Leichtigkeit des Körpers befördert wird. Außerdem ist das ganze Gefieder so von Oel durchdrungen, daß das Wasser nicht eindringen kann. Viele dieser Vögel können auch sehr gewandt, wie die Möven und Seeschwalben, oder sehr ausdauernd fliegen, wie die Tropikvögel, die Sturmvögel und Albatros. Manche dagegen fliegen schwerfällig; nur sehr wenige vermögen aber gar nicht zu fliegen, wie der große Alk und die Fettgänse oder Pinguine. Die meisten nähren sich von Wasserthieren, wenige von Pflanzen. Im Verhältniß zu der Art des Futters ist auch die Form des Schnabels sehr verschieden. Bei den Scharben und Raubmöven gleicht er mehr dem der Raubvögel, bei den Tauchern, welche ihre Beute im Stoße erhaschen, ist er lang und sehr spitzig, bei den Enten breit, löffelförmig und innen mit Reihen feiner Hornplättchen versehen, welche etwa einen gleichen Dienst verrichten wie die Barten beim Walfische. Wegen der leichten und reichlichen Ernährung und der raschen und kräftigen Verdauung werden die S. meistens sehr fett; doch ist das Fett oft mit dem Geruche der zum Futter dienenden Fische durchdrungen und macht das Fleisch dann ungenießbar, wie bei vielen Seeschwimmvögeln. Die Stimme äußert sich in Schreien, Krächzen und Schnattern. Gewöhnlich sind die S. fruchtbar; doch legen manche auch nur ein Ei. Meistentheils leben sie monogamisch und bauen stets kunstlose Nester, welche sie öfters mit den Federn und Dunen des eigenen Körpers ausfüttern. Seeschwimmvögel bilden gewöhnlich große Vereine, wo Tausende von Nestern nebeneinander stehen. Die Jungen vermögen meist wenige Stunden nach dem Auskriechen aus dem Ei zu schwimmen und entwickeln sich schnell. Prachtfarben besitzen die S. zwar nicht; doch haben viele eine hübsche Zeichnung, spiegelndes Gefieder und manche sogar an einzelnen Stellen lebhafte glänzende Farben, besonders die Enten. Im Ganzen gehören sie zu den größern und zum Theil zu den größten Vögeln; nur wenige haben eine geringe Körpergröße.

Schwind (Moritz von), ausgezeichneter deutscher Maler, geb. zu Wien 1804, wurde von Ludwig Schnorr unterrichtet, kam 1828 zu Cornelius nach München und sah sich bald zur Theilnahme an den vielen malerischen Aufgaben in den entstehenden Prachtbauten herangezogen. Sodann malte er in Oel nach Goethe's Gedicht «Ritter Kurt's Brautfahrt», ein sehr geistreiches Bild, das die Situation jener Dichtung darstellt. 1839 ward er nach Karlsruhe gerufen, um die neuerbaute Kunsthalle auszumalen. Neben manchen trefflichen Arbeiten, die er hier begann, schmückte er auch den Sitzungssaal der Ersten Kammer in Karlsruhe. Zugleich entstanden Oelbilder und Cartons allegorischer Art, darunter eine große Composition, die den Rhein mit seinen Nebenflüssen darstellt. S. hat dies Bild später in Oel ausgeführt. Andere bemerkenswerthe Staffeleibilder sind: die Sage vom Ritter Kuno von Falkenstein; der Hochzeitsmorgen und die Rose, ein originelles phantasievolles Gedicht; der Sängerkampf, den er für das Städel'sche Institut in Frankfurt an Ort und Stelle (1845) malte. Schon 1847 wurde er als Professor an der Akademie nach München zurückgerufen. Von 1853 ab beschäftigte ihn die malerische Ausschmückung der Wartburg, wo er im Corridor eine Folge von Bildern aus dem Leben der heil. Elisabeth, im Sängersaale den Sängerkrieg und in einem andern Zimmer Darstellungen aus dem Leben des Landgrafen-Ludwig schuf. Auf Bestellung des Vereins für histor. Kunst malte er Kaiser Rudolf's Todesritt nach Speier (1857), jetzt in der Kunsthalle zu Kiel. Anmuthige Behandlungen deutscher Märchen sind seine Folge von Bildern zu «Aschenbrödel» (Baron Frankenstein) und den «Sieben Raben» (Schloß zu Weimar). Dann folgten Cartons zu Glasmalereien für das Münster zu Glasgow, die Bilder für den Hauptaltar der münchener Frauenkirche (1860) und die Fresken in der Pfarrkirche zu Reichenhall (1863). Bald darauf begann er die Ausschmückung des neuen wiener Opernhauses, in der Loggia: ein Freskencyklus aus der «Zauberflöte», im Foyer: 16 Temperabilder. Außerdem sind von ihm vorhanden viele kleinere Oelbilder, Zeichnungen zu Werken plastischer Kleinkunst (unter anderm ein Schild für den Grafen O'Donnell, Geräthschaften für die nürnberger Kunstschule), Holzschnitte (z. B. für die Münchener Bilderbogen) und Radirungen (unter anderm 42 Epigramme mit Text von Feuchtersleben), die, wie alle seine Werke, reiches Compositionstalent und übersprudelnde Phantasie verrathen. Geistreiche, hochpoetische Composition ist die stärkere Seite S.'s, während das Colorit seiner Oelbilder in seinen meist kühlen Farben an die Technik des Frescomalers erinnert.

Schwindel (vertigo) nennt man ein krankhaftes Gefühl, zufolge dessen dem Schwindeligen seine Glieder oder die Außenwelt bewegt scheinen. Bei der gewöhnlichsten Art des S. scheint sich die Außenwelt horizontal im Kreise herumzudrehen. Sowol diese Art als die, wo sich die Gegenstände scheinbar von rechts nach oben und links oder umgekehrt, oder von vorn nach oben

und hinten oder umgekehrt drehen, lassen sich nach den berühmten Versuchen Purkinje's künstlich bei gesunden Menschen erzeugen; ebenso örtliche Gefühlstäuschungen ähnlicher Art in einzelnen Gliedern, z. B. den Beinen, einem Arme. Zu letztern gehören jene Bewegungsgefühle, welche man z. B. nach einer Seereise auf dem Festlande empfindet. Die Ursachen der den S. bedingenden Gefühlsnervenstörung sind sehr mannichfach: am häufigsten betreffen sie das Gehirn selbst (Kopfschwindel), daher der S. häufig rein psychisch bedingt ist (Angstschwindel, Hallucinationsschwindel), oder von wirklicher Hirnkrankheit abhängt (z. B. von narkotischen Vergiftungen, Blutanhäufung, Blutarmuth, Schlagfluß, Typhus), oder mit Störungen der Sinnesorgane zusammenhängt (z. B. Augenschwindel von Bewegtsehen oder Augenflimmern, Ohrenschwindel von Ohrenbrausen, innerer Ohrentzündung). In andern Fällen hängt der S. von Rückenmarkskrankheit ab, z. B. die bei der Rückendarre bestehende Unfähigkeit, mit geschlossenen Augen oder im Finstern aufrecht zu stehen oder zu gehen. Höhere Grade des S. führen zu Zittern und Schwanken des Körpers und wirklichem Hinfallen, auch wol zu Gesichtsverdunkelung, Erbrechen, Ohnmacht, Bewußtlosigkeit u. s. w. Das Uebel kann zur Gewohnheit und so gleichsam zu einer selbständigen Krankheit oder Anlage werden. Da die Ursachen sehr verschieden sind, so ist auch die Behandlung verschieden. Jedenfalls ist ein kräftiger Wille, um die Herrschaft über das Muskelsystem zu behaupten, unerlaßliche Bedingung, um das Ausarten der Schwindelanfälle in die höhern Grade (Hinfallen u. dgl.) oder in eine Gewohnheitskrankheit zu verhüten.

Schwindsucht im allgemeinen (tabes, tabescentia) nennt man alle langwierigen Krankheiten, bei welchen die Kranken allmählich, aber unaufhaltsam an Fleisch und Kräften abnehmen. Die ältere Medicin unterschied als zwei Hauptklassen die Darrsucht oder trockene S., Abzehrung (marasmus, Atrophie), von der eigentlichen S. oder Auszehrung (phthisis), bei welcher letztern reichliche Stoffverluste und krankhafte Entzündungs- oder Eiterungsprocesse als Ursachen des allmählichen Abzehrens vorlagen und meist hektisches Fieber (s. Hektik) vorhanden war. Die Phthisen schied man aber weiter in vier Hauptarten, welche jedoch fast nur von der Lungenschwindsucht (s. d.) als der gewöhnlichsten Art der Phthisis entnommen waren: Eiter-, Schleim-, Knoten- und galopirende S. Am häufigsten kommt die S. bei Tuberkulosen vor. Doch bei diesen keineswegs allein, da fast alle langwierigen fieberhaften und mit Stoffverlusten verbundenen Krankheiten Abmagerung und Kraftverlust zur Folge haben. Die Behandlung der S. richtet sich nach den Ursachen, ist aber natürlich in der Regel eine stofferſetzende, gutnährende: daher Milch, Eier, Fleisch, fette und mehlreiche Nahrungsstoffe u. s. w. neben dem Aufenthalt in reiner, guter, milder Luft die Hauptsache dabei sind.

Schwingel, s. Festuca.

Schwingfeste, nach schweiz. Mundart Schwingete. Das Schwingen, eine eigenthümliche Art regelrechten Ringens, ist hauptsächlich in mehrern Alpengegenden der Schweiz einheimisch, namentlich im Emmenthal, Berner Oberland, Schwyz u. a. Dieses Kampfspiel, bei dem sich beide Theile gegenseitig mit der einen Faust und ausgestrecktem Arme bei ihren Beinkleidern fassen, woher auch der Name «Hosenlupf», erfordert große Kraft und Gewandtheit, fast noch mehr in den Beinen, deren Musculatur bei den Sennen des Gebirgs in hohem Grade entwickelt ist, als in den Armen. Der Wettkampf hat seine genau bestimmten Regeln, und Sieger ist, wer den Gegner auf den Rücken wirft. Die kräftigsten Schwinger einer Gegend, oft auch diejenigen mehrerer Cantone, versammeln sich da und dort zu jährlichem Wettkampfe, in der Zahl von 10—30. Das bedeutendste dieser Feste ist das regelmäßig bei Bern am Ostermontag gehaltene. Die vom Kampfgericht ausgetheilten Preise bestehen in Kränzen, Geld, Uhren u. dgl. Wer dauernd und wiederholt Sieger geblieben, ist der Schwingerkönig.

Schwingung, Vibration oder Oscillation nennt man jede Bewegung, welche einen Körper zwischen bestimmten Grenzen in gleichbleibenden Zeiträumen wiederholt hin- und wieder zurückführt; so die Bewegungen des Pendels (s. d.), des Wagebalkens, der Glocken, der gespannten Saiten, der Luft beim Tönen der Pfeifen und der Fortpflanzung des Schalls (s. d.) u. s. w.

Schwulst, s. Bombast.

Schwund, s. Atrophie.

Schwungkraft, s. Centralbewegung.

Schwungrad ist ein schweres (meist gußeisernes) Rad, welches dazu dient, die kleinen Unregelmäßigkeiten im Gange einer Maschine, welche ebenso wol durch geringe Constructionsfehler als durch Schwankungen in der Größe des zu überwindenden Arbeitswiderstandes oder der betreibenden Kraftäußerung hervorgebracht werden, auszugleichen und somit eine möglichst gleichmäßige Geschwindigkeit der Bewegung zu erzeugen. Ein derartiges Rad wird zu dem genannten

Zwecke dadurch tauglich, daß es zufolge des Beharrungsvermögens für eine kurze Zeit die einmal angenommene Geschwindigkeit beibehält, auch wenn vorübergehend die antreibende Kraft etwas ab- oder der Widerstand etwas zunimmt. Die Masse (das Gewicht) des S. muß den zu überwindenden Widerständen und den vorfallenden Unregelmäßigkeiten, welche es aufheben soll, angemessen sein, kann daher ebenso wol zu klein als zu groß gegriffen werden; im erstern Falle regulirt es nicht genügend, im letztern zehrt es nutzlos Kraft auf. Auf die Wirkung des S. sind außerdem dessen Durchmesser und Umdrehungsgeschwindigkeit von großem Einflusse. Das S. ist ein vorzüglicher Regulator (s. d.).

Schwur, s. Eid.

Schwurgericht, Geschworenengericht, Jury (im mittelalterlichen Latein jurata patriae), ist die allgemeine Bezeichnung für eine Gruppe von eidlich in Pflicht genommenen, nicht nothwendig rechtskundigen Vertrauensmännern aus dem Volke (Geschworene, engl. jurymen, franz. jurés), welche in allen bedeutendern, einer gerichtlichen Behandlung unterbreiteten Fällen durch ihren Wahrspruch (Verdict, veredictum) den Sachverhalt festzustellen haben und damit die Anwendung des einschlagenden Gesetzes durch die eigentlichen Justizbeamten vorbereiten. In England, der Heimat des Instituts, werden Geschworene sowol bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten (Civiljury), als in solchen Strafsachen einberufen, welche vor die Quartalsitzungen der Friedensgerichte (s. d.) oder vor die Assisen (s. d.) gehören. Auf die Strafrechtspflege bezieht sich dort der Unterschied zwischen Großer und Kleiner Jury (grand, petty jury). Die Große oder Anklagejury (s. d.), welche bis aus 23 Mitgliedern besteht, hat sich mit einer Mehrheit von wenigstens 12 Stimmen darüber zu äußern, ob die ihr mitgetheilten, gegen eine bestimmte Person sprechenden Verdachtsgründe zur Erhebung einer förmlichen Anklage hinreichend sind oder nicht (true bille oder no bille). In ähnlicher Weise kann die dem Coroner (s. d.) zur Seite stehende «Todtenschau-Jury» schon auf die Voruntersuchung Einfluß üben, wenn sich ihre Ueberzeugung dahin ausspricht, daß ein unnatürlicher Todesfall vorliege, der auf ein Verbrechen als Ursache zurückweise. Die Verhandlungen über wirkliche Anklagen erfolgen in Gegenwart der aus zwölf Mitgliedern bestehenden Kleinen oder Urtheilsjury, welche nach Vollendung der Beweisaufnahme in strenger Abgeschlossenheit ihren einhelligen, auf schuldig oder nichtschuldig (guilty, not guilty, in Schottland auch not prowen) lautenden Wahrspruch zu finden hat. Sie ist hierbei auf gewisse, allgemein bekannte Grundsätze verwiesen, welche die Bedingungen der Annahme eines hinreichenden Beweises (evidence) festzusetzen suchen, und kann über diese Regeln nicht minder als über das in Frage kommende Strafgesetz von dem Vorsitzenden des Gerichtshofs Belehrung verlangen. Das Verdict, für welches die Geschworenen keine Gründe anzugeben brauchen, verschafft den Richtern volle rechtliche Gewißheit, sodaß sich letztere im Falle einer Verurtheilung nur noch mit Bemessung der Strafe zu beschäftigen haben. Zuweilen gibt jedoch die Jury nur ein Specialverdict, indem sie blos besondere Thatumstände als erwiesen annimmt und die Entscheidung der Frage, ob damit der Thatbestand des schuldgegebenen Verbrechens, z. B. einer Fälschung, begründet sei, ebenfalls dem Gerichtshof überweist. Obschon dem vorsitzenden Richter das Recht zusteht, die Protokollirung des ertheilten Wahrspruchs zu beanstanden und wegen untergelaufener Irrthümer oder vorgefallener Unregelmäßigkeiten eine nochmalige Berathung der Jury zu veranlassen, auch bei Verdacht, daß der Spruch auf unerlaubte Weise entstanden sei, das Verfahren auszusetzen, so hält doch das engl. Recht im allgemeinen die Fiction fest, daß ein S. nicht irren könne, und es läßt sich deshalb das Urtheil nicht durch den Nachweis der Wahrheitswidrigkeit, sondern nur wegen mehr formeller Mängel anfechten, zu welchen jedoch die Nichtbeobachtung der Beweisregeln mit gehört. Das hauptsächlichste Rechtsmittel einer motion for a new trial zur Erwirkung eines writ of venire facias de novo, d. h. zur Verweisung der Sache vor ein anderes S., ist aber bei Anklagen wegen Felony (s. d.) nicht einmal zulässig, sondern es kann hier nur durch Begnadigung geholfen werden. Zur Theilnahme am S. ist in England jeder großjährige unbescholtene Mann berufen, der aus ihm eigenthümlichen Ländereien wenigstens 10, oder aus Erbpachtgütern wenigstens 20 Pfd. St. Jahreseinkommen bezieht und nicht dem abhängigen Soldatenstande oder der Beamten- und Hofdienerklasse angehört. Desgleichen steht allen Pairs, den Geistlichen, weil sie nicht zu Bluturtheilen mitwirken sollen, den Aerzten, Advocaten, Apothekern und andern namhaft gemachten Personen ein gesetzlicher Befreiungsgrund zur Seite. Das Verzeichniß der Befähigten wird im ganzen Lande alljährlich durch die Kirchspielsbeamten zusammengestellt und zur Entgegennahme etwaiger Reclamationen eine bestimmte Zeit hindurch öffentlich ausgehängt. Nach diesen Ver-

zeichnissen fertigt der Gerichtsschreiber bei den Quartalsitzungen die alphabetarische Urliste der Grafschaftsgeschworenen, aus welcher der Sheriff (s. d.) für jede bevorstehende Sitzungsperiode wenigstens 48 und höchstens 72 auf die diesmalige Dienstliste setzt und einberuft. Die Namen der Eingetroffenen werden nach Eröffnung des Gerichts in ein Gefäß gelegt und sodann von einem der Beisitzer einzeln herausgezogen und verlesen. Dem Angeklagten steht hierbei frei, die ihm nicht Zusagenden, und zwar bei den ersten 20 ohne Angabe von Gründen zu verwerfen. Indessen erlischt diese Ablehnungsbefugniß für den Fall, daß nur noch 12 Namen übrig sind. Wenn sich nur eine Minderzahl der geladenen Schwurgerichtsmitglieder einstellt, so wird die Liste durch Einberufung von Ersatzgeschworenen aus der Nähe (tales de circumstantibus) ergänzt. Unter Anklage gestellte Fremde dürfen eine «jury per medietatem linguae» verlangen, bei welcher die Hälfte der Geschworenen aus Fremden bestehen muß. Auf Antrag der Krone oder infolge eines Compromisses zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten ist ausnahmsweise mit Bildung einer «Special-Jury» zu verfahren. Es werden dazu Esquires, Bankiers und Kaufleute höhern Ranges einberufen, wobei auch dem Ankläger Ablehnungsrechte zustehen.

Auf den Continent wurde das S. zuerst durch die franz. Nationalversammlung verpflanzt, welche die nicht hinreichend bekannten engl. Institutionen durchweg als Schutzwehren der bürgerlichen Freiheit betrachtete und den Misbräuchen in der Strafrechtspflege durch eine fortgesetzte Antheilnahme des Volks zu begegnen gedachte. Das Gesetz vom 29. Sept. 1791 führte die Anklage- und Urtheilsjury ein, und weitere Gesetze vom 5. Fructidor des Jahres III, vom 3. Brumaire IV, vom 19. Fructidor V und vom 7. Pluviose IX ergingen sich in den verschiedenartigsten Organisationsversuchen. Die hierbei gemachten Erfahrungen waren nichts weniger als befriedigend, und nach der Wiederherstellung eines befestigten Zustandes erklärten sich viele Stimmen, darunter die Vota von 30 Gerichtshöfen, gegen die Jury, wobei allerdings die Erinnerung mitwirkte, daß die blutberauschten Revolutionstribunale S. gewesen waren. Indessen entschied sich Napoleon's Code d'instruction criminelle für Beibehaltung wenigstens der Urtheilsjury bei Anklagen wegen Verbrechen (crimes), wenn schon unter Abänderungen, welche die Verdicte den Urtheilen der rechtsgelehrten Gerichte ebenbürtig und den Gewalthabern annehmbar machen sollten. Zu diesem Zwecke wurde die Befähigung zum Amte eines Geschworenen auch den Bevölkerungsklassen, welche die Vermuthung einer höhern Bildung für sich haben, ohne Rücksicht auf einen Census zuerkannt, die Abhängigkeit von der obersten Gewalt als Ausschließungsgrund meistens beseitigt, der Regierung ein weitgehender Einfluß auf die Bildung der Ur- und Dienstlisten vorbehalten, die Jury so viel als möglich auf die Beurtheilung der Thatfrage ohne Ansehen der vom Gesetz dem Schuldigen gedrohten Strafe beschränkt, das Erforderniß der Einstimmigkeit des Wahrspruchs sowie die Beachtung fester Beweisregeln aufgehoben und dem Assisenhofe ein Einwirkungsrecht zur Verbesserung von irrthümlichen Aussprüchen der Geschworenen zuerkannt. Neuere Gesetze haben hier nur einzelnes richtiger gestellt; doch verdient das Gesetz vom 28. April 1862 besondere Erwähnung, welches die Geschworenen zur Annahme «mildernder Umstände» (circonstances atténuantes) ermächtigt. Da der Gerichtshof hierauf nicht die volle Strafe zuerkennen darf, so wird damit dem Uebelstande vorgebeugt, daß die Jury bei zu großer Härte des Strafrechts lieber ihre Ueberzeugung von der Schuld verleugnet, als ihr Gewissen mit einer drakonischen Verurtheilung belastet.

Obgleich das franz. Strafproceßrecht dem Wesen der Jury vielfach Gewalt anthut, so hat es doch die bessere Organisation der Gerichte, die Staatsanwaltschaft, die scharfe Auseinanderhaltung von sachgemäßen Stadien des Strafverfahrens, die angemessene Verwerthung des Inquisitionsprincips namentlich bei der Voruntersuchung und die Vermehrung der Rechtsmittel gegen verletzende Decrete und Urtheile vor dem engl. Rechte voraus und konnte sich deshalb auch in andern Ländern, wie Belgien, Griechenland, einigen Schweizercantonen u. s. w., als Mustergesetz zur Geltung bringen. In Deutschland vertheidigte besonders die Bevölkerung der vordem mit Frankreich verbundenen Rheinprovinzen ihr öffentlich-mündliches Strafverfahren mit Geschworenen, und die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Regierungen der Restaurationszeit für rechtsgelehrte Gerichte und das geheime schriftliche Verfahren eintraten, gab an sich schon für die Gesammtheit der Liberalen einen hinreichenden Beweggrund zum Uebergange in das entgegengesetzte Lager. Wie viel Unfertiges auch bei der hieran sich schließenden langwierigen Controverse zu Tage gekommen sein mag, so ist doch das Ergebniß der Untersuchungen über die äußern und innern Entstehungsgründe des S. und über die Bedingungen seiner gedeihlichen Wirksamkeit als ein immerhin bedeutendes zu bezeichnen. Die Jury stellt sich hiernach, obgleich sie mit den röm. judices und den deutschen Schöffen manches gemein hat, doch keineswegs als das Volksgericht

dar, welches das Recht zugleich schuf und in vollständigen Urtheilen verwerthete, sondern sie vermittelt nur die Einführung eines volksthümlichen Elements in die an sich den rechtsverständigen Richtern innerhalb eines schärfer gegliederten Gemeinwesens vorbehaltene Rechtspflege. Ihre Antheilnahme soll aber nicht etwa einem Mistrauen gegen die Unabhängigkeit, die Einsichten und Erfahrungen der Richter zum fortgesetzten Ausdruck verhelfen, sondern eine ganz andere Anforderung des german. Rechtsgefühls befriedigen. Vorbedingung eines Strafurtheils ist, daß das Verbrechen erwiesen, d. h. die Ueberzeugung hergestellt sei, daß eine äußerlich als Verbrechen sich darstellende Rechtsverletzung vorliege, und daß sie in der Schuld einer bestimmten Person ihren Grund habe. Wie sich an dem Verbrechen zwei Seiten, eine äußere und eine innere, aufzeigen lassen, so muß auch das Beweisverfahren eine Doppelrichtung nehmen. Hierbei tritt nun ein wesentlicher Unterschied zwischen der röm. und german., theilweise in den skandinav. Ländern, am entschiedensten und erfolgreichsten aber in England zur Ausbildung gelangten Rechtsansicht hervor. Jene legt nämlich den verschiedenen Beweismitteln und Beweisgründen (Geständniß, Augenschein, Zeugniß, Urkunden, Anzeichen) gleiche Wichtigkeit bei und räumt namentlich dem Geständniß keinen Vorzug ein, obgleich nur dieses geeignet ist, ebenso über die äußere wie über die innere Seite der That Aufschluß zu geben. Dagegen war das deutsche Recht von jeher bestrebt, das Innere des Vergehens, die Schuld, zu ermitteln und hiervon das Gewissen des Richtenden zu überzeugen. Weil aber der Schluß von rein äußerlichen Beweisen auf eine Thatsache des subjectiven Bewußtseins keine abschließende Gewißheit zu liefern geeignet ist, so verlangte unser Recht, daß zu dem auf jenem Wege Ermittelten noch etwas Weiteres, das Gewissen des Richters Beruhigendes komme, wie der Eid des Anklägers und seiner Genossen (Eideshelfer) oder der Ausspruch der Gottheit (Gottesurtheil). Nur bei dem Geständnisse wurde ein solches Weiteres nicht gefordert, sowie dann, wenn die richtende Gemeinde die That selbst sah oder hörte. Diese Richtung trat anfangs im deutschen Rechte so einseitig hervor, daß es auf die Beweismittel für die äußere Seite der That fast gar kein Gewicht zu legen schien. Hierin offenbarte sich freilich ein Mangel, der bei steigender Cultur nothwendig verbessert werden mußte, was in Deutschland wie in Frankreich zu einem gänzlichen Abbrechen des nationalen Entwickelungsganges und zur Annahme des röm.-kanonischen Beweisrechts führte. Dagegen hielt England an den heimischen Anforderungen hinsichtlich des Beweises fest, und das Ende der freilich sehr complicirten, mancherlei Phasen durchlaufenden Entwickelung des dortigen Rechts war die Anerkennung der Nothwendigkeit, daß allerdings auch die äußere Seite der That zu erweisen sei (durch Zeugen, Urkunden u. s. f.), daß aber dieser Beweis nur die Voraussetzung und Grundlage des auf anderm Wege herzustellenden, auf das Innere der That gerichteten Schuldbeweises bilden dürfe. Ein solcher wird zunächst in dem freiwilligen Geständnisse des Schuldigen selbst gefunden. Wo dasselbe nicht erfolgt, da muß ein anderer Gewissensausspruch an seine Stelle treten, und dies ist eben der einhellige Wahrspruch der Geschworenen, welche als Stellvertreter der Gesellschaft das Volksgewissen repräsentiren. So wenig aber das Geständniß des Schuldigen ein grundloses sein darf, ebensowenig darf der Spruch der Geschworenen aus einer grundlosen, moralischen Ueberzeugung (conviction intime), aus bloßen Gefühlen oder Instincten, wie nach franz. Rechte, hervorgehen. Vielmehr muß auch ihm eine Ueberzeugung aus Gründen vorangehen, welche dadurch zu vermitteln ist, daß man den Geschworenen sämmtliche Beweismittel in lebendiger Handlung vorführt und so den ganzen Vorfall, über welchen ein Wahrspruch abgegeben werden soll, sich wie in einem Drama wiedererzeugen läßt. Deshalb fordert man auch in England mit Recht von den Geschworenen Kenntniß der vielfach in gemeinfaßlichen Werken verbreiteten Beweisregeln. Man setzt dabei voraus, daß die Jury sämmtliche Beweismittel für die äußere Seite der That ebenso sorgfältig prüfe, wie dies Juristen thun würden, und daß sie, wenn sie hiermit für sich selbst nicht ganz zurecht kommt, von den rechtskundigen Richtern Belehrung erbitte. Sonach stellt sich dann der Wahrspruch der Geschworenen als ein Seitenstück des Geständnisses, als ein Mittleres zwischen Beweis und Urtheil dar.

Die in vielen deutschen Staaten seit 1848 angenommenen Strafproceßordnungen gehen zwar in den meisten Beziehungen auf das franz. Vorbild zurück, indessen gelangt hier die Einsicht zu immer allgemeinerer Geltung, daß das engl. Recht dem Begriffe der Jury weit vollständiger Rechnung trage. Dasselbe ist auch, wenigstens der Hauptsache nach, in die nordamerik. Tochterrechte übergegangen und in Portugal und Brasilien bei der einschlagenden Gesetzgebung benutzt worden. Vgl. Mittermaier, «Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geschworenengericht» (Stuttg. 1845); derselbe, «Das Strafverfahren in seiner Fortbildung» (Erl. 1856); Köstlin, «Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrh.»

(Tüb. 1849); Gneist, «Die Bildung der Geschworenengerichte in Deutschland» (Berl. 1849); Biener, «Das engl. Geschworenengericht» (3 Bde., Lpz. 1852—53); Gundermann, «Engl. Privatrecht» (Tüb. 1864); Forsyth, «History of trial by jury» (Lond. 1852); Trebutien, «Cours de droit criminel» (2 Bde., Par. 1854).

Schwyz, einer der drei Urcantone und eine von den vier sog. Waldstädten, woher das ganze Land der Eidgenossenschaft den Namen der Schweiz erhalten hat, ist im Range der 5. Canton. Er liegt zwischen Uri, Glarus, St.-Gallen, Zürich, Zug, Luzern und Unterwalden und zählt auf 16,83 Q.-M. in 6 Bezirken und 29 Gemeinden 45100 deutsche Bewohner, wovon nur 155 Protestanten, die übrigen Katholiken sind. Der Boden ist Gebirge, jedoch ohne Schneeberge und Gletscher. (S. Rigi.) Im Canton liegt der Lowerzersee. Alpenwirthschaft ist die Hauptbeschäftigung des Hirtenvolks der alten und innern Bezirke, das sich lange Zeit allen Neuerungen, auch den heilsamen, heftig widersetzte und auf niederer Bildungsstufe stehen geblieben war. Neben den altgefreiten Schwyzern wohnen in den äußern Bezirken die neuen Landsleute, die bis 1798 die Angehörigen hießen. Schon 1831 war es hier zu Unruhen gekommen, da die Bewohner, auf den Bundesvertrag gestützt, gleiche staatsbürgerliche Rechte mit den Altschwyzern begehrten. Nach langen Wirren, die eine zeitweise eidgenössische Occupation von Innerschwyz veranlaßten, kam endlich für den gesammten Canton die Verfassung vom 13. Oct. 1833 zu Stande. Aber die Wahlen gaben den Altschwyzern das Uebergewicht, worauf Beschwerdeschriften aus den äußern Bezirken über verschiedene Verfassungsverletzungen bei der Tagsatzung einliefen. Ueberdies erhob sich in den innern Bezirken der Streit der sog. Hörner und Klauen, oder der reichern und ärmern Oberallmendsbesitzer. Es kam 8. Mai 1838 auf der Landsgemeinde am rothen Thurm zu Thätlichkeiten, wobei die Klauen und Außerschwyzer den Kürzern zogen. Nur mit Mühe brachten eidgenössische Commissarien eine Entwaffnung beider Parteien und eine neue Landsgemeinde zu Stande, wobei abermals die Altschwyzer das Uebergewicht behielten. Von nun an hielt sich S., wo viele Klagen über ungerechte Justiz und über weit verbreitete Bestechlichkeit laut wurden, entschieden zu den ultramontanen Cantonen. Die Verfassung war absolut-demokratisch und die höchste Gewalt stand der alle zwei Jahre versammelten Landsgemeinde zu. S. war eins der eifrigsten Mitglieder des Sonderbunds. Nach dessen Auflösung erhielt der Canton 11. März 1848 eine neue Verfassung, wodurch er in die Reihe der Repräsentativdemokratien trat. Die Landsgemeinde verschwand, doch bestehen noch Bezirks- und Kreisgemeinden. An der Spitze der gesetzgebenden Gewalt steht ein vom Volk in 13 Kreisversammlungen für eine Amtsdauer von vier Jahren gewählter, aber alle zwei Jahre zur Hälfte erneuerter Cantonsrath von 81 Mitgliedern. Die höchste vollziehende und verwaltende Behörde ist ein Regierungsrath von 7 Mitgliedern, mit einem Landammann als Präsidenten. Die Justiz in höchster Instanz wird von einem mit je 13 und 5 Mitgliedern und ebenso vielen Ersatzmännern besetzten Cantons- und Criminalgerichte ausgeübt. Seit der neuen Verfassung hat S. in jeder Beziehung erfreuliche Fortschritte gemacht. Eine 1855 unternommene Verfassungsrevision beschränkte sich nur auf einige Artikel der Gerichtsorganisation. In kirchlicher Beziehung gehört der Canton mit 1 Abtei, 5 Klöstern und 30 Pfarreien zum Bisthum Chur. Hauptort des Cantons ist Schwyz, ein zerstreut gebauter Flecken mit 5432 E., am Fuße des 5870 F. hohen Mythen, Sitz der Regierung und von 1838—47 auch Sitz eines Jesuitencollegiums mit einigen hundert Schülern. In der Nähe liegt das Dorf Steinen, wo Werner Stauffacher wohnte, und am Fuße des Rigi das Bad Sewen. Andere wichtige Ortschaften sind: Gersau (s. d.), Lachen, ein Flecken am Zürichersee, Einsiedeln (s. d.), Küßnacht (s. d.) und Brunnen, Flecken am Vierwaldstädtersee, ein Hauptplatz für den Verkehr auf der Gotthardsstraße. Daselbst beschworen Uri, Schwyz und Unterwalden 1315 den ewigen Bund nach dem Siege von Morgarten. Vgl. Meyer von Knonau, «Der Canton S.» (St.-Gallen 1835); Steinauer, «Geschichte von S.» (2 Bde., Einsiedeln 1861).

Sciacca, Hafenstadt in der Provinz Girgenti, an der südwestl. Küste Siciliens, Hauptort eines Districts (16,6 Q.-M. mit 49837 E. im J. 1861), $^3/_4$ M. im Nordosten vom Cap San-Marco an und auf einer steilen Höhe am Meere gelegen und durch diese Lage sowie durch ihre zahlreichen Thürme und alten Ringmauern von weitem imponirend, aber im ganzen schlecht gebaut, hat einen von Julia, der Tochter König Roger's I. gegründeten Dom mit merkwürdigem Echo, eine Menge anderer Kirchen und Klöster, einen dem Marchese San-Giacomo gehörigen großen, modernen Palast mit schönem Park und verschiedene, wegen ihrer mittelalterlichen Architektur interessante Gebäude, wie Casa Triolo und Casa Starepinto. Ueberhaupt gehört die Bedeutung der Stadt frühern Jahrhunderten an. Sie war im Mittelalter eine königl. (keinem

Baron gehörende) Stadt. Doch wohnten hier wichtige Dynasten, deren Burgen noch jetzt in Trümmern (namentlich an der Ostseite der Stadtmauer) vorhanden sind. Hier erheben sich die Castelle der Familien Luna und Perolle, deren Kämpfe die Stadt während eines Jahrhunderts (1410—1529) in Aufregung setzten. Der Hafen ist klein. Die Stadt zählt (1861) 13690 (innerhalb des Gemeindebezirks 14292) E., die Töpfereien, namentlich für kühlende Gefäße aus poröser Erde, desgleichen mancherlei andere Manufacturen unterhalten und starken Sardellenfang sowie Handel mit Getreide, Soda, Honig, gesalzenen Sardellen und Anchovis, mit Nitrum und Töpferwaaren treiben. Man bemerkt in der Umgegend überall vulkanische Thätigkeit. Bei S. waren meist die warmen Bäder von Selinus. Von antiken Gebäuden ist keine Spur mehr vorhanden. Etwa 1 St. im Osten liegen jedoch auf dem isolirten Bergkegel Monte-San-Calogero (1102 F. hoch) die merkwürdigen Dampfbäder (le stufe) des Mons-Chronios der Alten, deren Dampfwärme zwischen 27 und 32° R. schwankt. Ihre Anlage wurde im Alterthum dem Dädalus, die Entdeckung ihrer Heilkraft im Mittelalter dem San-Calogero zugeschrieben. Merkwürdig sind die theilweise künstlichen Höhlen des Berges mit (unwichtigen) Inschriften, wie Grotta Taphano oder della Diana, Grotta delle Pulzelle u. s. w. In dem Thale zwischen dem Berge und der Stadt befinden sich heiße Schwefelquellen (45°) und heiße Salzquellen (25°), die im Sommer von vielen Kranken besucht werden. Vgl. Farina, «Le terme Selinunte» (Sciacca 1864).

Scillyinseln (franz. Sorlingues), liegen in einer 4 St. langen und halb so breiten Gruppe 6½ M. vom Cap Landsend, der äußersten Südwestspitze von Cornwall. Es sind 145 kleine, zusammen nur 0,26 Q.-M. einnehmende Eilande, von vielen Klippen und Riffen umgeben, felsig, baumlos, von überaus mildem und gesundem Klima begünstigt, aber stets von den Wogen des Meeres gepeitscht und nicht selten verheerenden Orkanen ausgesetzt. Nur fünf sind bewohnt und tragen Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln, während die unbewohnten nur Gras, Moos und Seetang erzeugen, welcher zu Kelp verbrannt oder zum Viehfutter benutzt wird. Pferde und Rinder sind klein. Die Schafwolle, wegen ihrer Feinheit von Werth, wird meist an Ort und Stelle zu Tuch und Strümpfen verarbeitet. Kaninchen, wildes Land- und Seegeflügel sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, 2431 an der Zahl (1861), nähren sich von Ackerbau, Schafzucht, Fischerei und Lootsendienst, in welchem sie ausgezeichnet sind. 1861 besaßen sie 51 Schiffe von 6239 Tons. Sie sind arm, abgabenfrei und stehen mit Cornwall, wozu sie gerechnet werden, in keiner polit. Verbindung. Erst in neuerer Zeit sind Schulen und Kapellen angelegt worden. Zwölf der Einwohner bilden die Verwaltungsbehörde. In kirchlicher Beziehung stehen die S. seit 1838 unter dem Bischof von Exeter. Die größern Inseln sind: St.-Marys, mit 1532 E. und dem Städtchen Hughtown oder Newton, dem Hauptort der Eilandsgruppe, einem Hafen und einem Fort auf dem 110 F. hohen Hugh-Hill; Tresco oder Trescaw, mit 399 E. und dem Flecken Dolphintown; St.-Martins, mit 185 E. und einem Signalthurm; Bryher, mit 115 E., und St.-Agnes, mit Kirche und Leuchtthurm. Ein zweiter Leuchtthurm steht im äußersten Südwesten auf Bishop's-Rock. Das Hauptgestein der Inseln ist Granit; von Zinn oder Zinngruben enthalten sie keine Spur. Daß in den S. die Cassiterides Insulae oder Zinninseln der Alten zu finden sind, ist eine gewöhnliche Angabe. Wahrscheinlich ist aber, daß die Phönizier, die nach ziemlich einstimmiger Ueberlieferung Britannien entdeckt, mit jenem Namen nicht sowol die S. als vielmehr die dahinterliegende, zerspaltene Küste von Cornwall und Devon, noch jetzt die Hauptfundstätten des brit. Zinns, oder überhaupt die brit. Inseln bezeichnet haben. Andere nehmen an, daß in ältester Zeit die Eilande mit Cornwall zusammengehangen haben und erst später von demselben losgerissen worden seien.

Scioppius (Kaspar), eigentlich Schoppe, Gelehrter des 16. Jahrh., geb. 27. Mai 1576 zu Neumark in der Pfalz, suchte sich, nachdem er zu Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt seine Studien vollendet, durch den Uebertritt zur kath. Kirche einen Weg für seine ehrgeizigen Absichten zu bahnen und erhielt auch später eine Menge glänzender Titel, indem man ihn in Spanien zum Geheimrath und Grafen von Clara-Valle erhob, ohne ihm jedoch Stellung und gewissen Gehalt zu sichern. Der Beifall, mit dem seine ersten philol. und kritischen Schriften aufgenommen wurden, steigerte seine Anmaßung und Prahlsucht bis zu dem Grade, daß er selbst den Cicero der Barbarismen beschuldigte und sich den Beinamen des grammatischen Hundes zuzog. Namentlich verfolgte er auch mit Schmähungen seine ehemaligen Glaubensgenossen und reizte die kath. Fürsten gegen sie auf, verschonte aber dabei mit seiner Satire die gekrönten Häupter ebenso wenig wie die Jesuiten. Dieses Treiben brachte ihn gänzlich in Misachtung. 1614 ward er von den Leuten des engl. Gesandten in Madrid öffentlich ausgeprügelt, worauf er sich, da er nirgends einen sichern Aufenthalt fand, nach Padua zurückzog. Hier starb er 19. Nov.

1649. In den letzten 14 J. hatte er aus Furcht vor Nachstellungen sein Schlafgemach nicht verlassen. In seinen philol. Schriften bekämpfte er allerdings mit Grund die damalige planlose und geisttödtende Erklärung der alten Classiker, besonders das verwilderte Notenlatein, aber freilich in einem mehr als gemeinen Tone. Hierher gehören die «Verisimilium libri IV» (Nürnb. 1596), die «Suspectarum lectionum libri V» (Nürnb. 1597 und Amsterd. 1664); ferner die «Commentatio de arte critica» (Nürnb. 1597 und Amsterd. 1661) und die «Grammatica philosophica» (Mail. 1628; zuletzt Augsb. 1712). Eine große Anzahl anderer Schriften, die noch mehr den Charakter von Pasquillen an sich tragen, wie «Infamia Famiani» u. s. w., veröffentlichte er unter den Namen von Nikodemus Macer, Oporinus Grubinus, Aspasius Grosippus, Isaak Casaubonus, Philoxenus Melander, Juniperus de Ancona u. s. w.

Scindia, s. Gwalior.

Scipio ist der Name einer der patricischen röm. Familien, die zu der Gens Cornelia gehörten. Sie erscheint in der Geschichte zuerst mit dem Publius Cornelius S., den die Fasti unter den consularischen Kriegstribunen der J. 395 und 394 v. Chr. anführen. Ein anderer Publius Cornelius S. war 366 v. Chr. der eine von den beiden ersten curulischen Aedilen. Zum Consulate schwang sich aus der Familie der Scipionen zuerst Lucius Cornelius S. 350 v. Chr. empor. Lucius Cornelius S. Barbatus bekleidete das Consulat 298 v. Chr., dann die Censur und zeichnete sich in dem Kriege wider die Etrusker, Samniter und Lucaner aus. Seine Grabschrift und die seines Sohnes Lucius Cornelius S., der 259 v. Chr. als Consul die Karthager aus Corsica vertrieb und 258 Censor war, sind, in saturnischem Versmaß abgefaßt, die ältesten unter den Inschriften, die in dem 1780 vor der Porta Capena bei Rom entdeckten Familienbegräbniß der Scipionen gefunden wurden. — Söhne des letztgenannten Lucius waren Publius und Cnejus Cornelius S., von denen der erstere als Consul 218 v. Chr., dem ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, Hannibal vergeblich am Uebergang über den Rhône zu hindern suchte und dann von diesem in Italien am Ticinus im Reitergefecht und darauf an der Trebia mit seinem Amtsgenossen Tiberius Sempronius Gracchus geschlagen wurde. 217 ging er nach Spanien, wohin sein Bruder Cnejus, der als Consul 222 mit Marcellus im Gallischen Kriege ruhmvoll gekämpft, schon 218 als Legat gegangen war und den Karthagern das Land zwischen Ebro und Pyrenäen, dann auch die Herrschaft über die Küste entrissen hatte. Beide Brüder besiegten die Karthager wiederholt in den nächsten Jahren, fanden aber 212 ihren Untergang, indem Publius in der Schlacht bei Anitorgis, Cnejus bei Urso fiel. Die Reste des röm. Heers rettete der Ritter Lucius Marcius. — Den Tod seines Vaters Publius und seines Oheims rächte bald nachher der große Publius Cornelius S. Africanus der Aeltere (major). Dieser, geb. 235 v. Chr., wurde 212 vom Volke zum curulischen Aedil gewählt. Als man 211 nach Spanien, wo der Prätor Cajus Claudius Nero nichts ausgerichtet hatte, einen Proconsul schicken wollte, trat S. als einziger Bewerber um das gefährliche Amt auf. Das Volk, auf welches seine Persönlichkeit sowie seine geheimnißvolle Religiösität einen zauberhaften Reiz ausübten, wählte ihn, obwol er bis dahin kein höheres Kriegsamt bekleidet. Schon im Frühjahre 210 eroberte er mit seinem Freunde Cajus Lälius, der seine Flotte führte, Neu-Karthago, den wichtigsten Handels- und Waffenplatz der Punier in Spanien. Durch Großmuth und Milde gewann er die span. Völker, die ihn, nachdem er den Barcinen Hasdrubal 209 bei Bäcula geschlagen, ohne doch seinen Abzug nach Italien verhindern zu können, zum König ausrufen wollten. 208 wurden Hanno und Mago geschlagen und Hasdrubal, Gisgo's Sohn, genöthigt, sich in die festen Plätze zurückzuziehen. Als der letztere 207, mit Mago vereint, bei Bäcula wieder dem S. die Spitze bot, siegte dieser und schloß darauf ein Bündniß mit dem Numidier Syphax, den er nicht ohne Gefahr selbst in Afrika aufsuchte. Nachdem er durch die Einnahme von Gades die Unterwerfung des karthagischen Spanien vollendet, kehrte er nach Rom zurück, wo er für das J. 205 zum Consul gewählt wurde. Seinem Plane aber, den Krieg sogleich nach Afrika zu versetzen, widersprach der Senat, besonders der alte Fabius Cunctator. Endlich wurde ihm Sicilien zur Provinz und die Erlaubniß gegeben, nach Afrika zu gehen. Trotz mancher Hindernisse von seiten seiner Gegner in Rom erschien er 204 mit etwa 20000 Mann als Proconsul in der Nähe von Utica. Der Widerstand, den diese Stadt leistete, nöthigte ihn, im verschanzten Lager zu überwintern. Hasdrubal, Gisgo's Sohn, und Syphax, der sich den Karthagern verbündet hatte, griffen ihn an, wurden aber zweimal 203 besiegt und der letztere selbst gefangen. Im Herbste 203 kehrte Hannibal nach Afrika zurück und wurde nach vergeblichen Friedensunterhandlungen von S. 19. Oct. 202 in der Schlacht bei Zama (s. d.) entscheidend geschlagen. Hierauf kehrte S.,

nachdem er den Frieden, der Karthagos Macht brach, vermittelt, im Triumph nach Rom zurück, wo er den ehrenden Beinamen Africanus erhielt. Im J. 199 wurde er zum Censor, 194 zum zweiten mal zum Consul erwählt, und dreimal verlasen ihn die Censoren als Princeps Senatus. 193 wurde er als Schiedsrichter zwischen den Karthagern und Masinissa nach Afrika geschickt. In dem Krieg gegen Antiochus begleitete er 190 seinen Bruder Lucius als Legat. Aufgereizt von der den Scipionen feindlichen Partei, an deren Spitze Cato stand, klagten ihn Volkstribunen vor dem Volke an (187), daß er sich von Antiochus habe bestechen lassen. Da erinnerte S., ohne sich zu verantworten, das Volk, heute sei der Tag, an dem er einst den Hannibal besiegt, sie sollten ihm auf das Capitol folgen und den Göttern danken. Man sah wohl ein, daß man gegen den großen Mann undankbar handle, und ließ alsbald den Proceß fallen. S. starb auf seinem Landgute bei Liternum in Campanien 183, nach andern 185 oder 184. Von seiner Gattin Aemilia, der Tochter des Aemilius Paulus, der bei Cannä fiel, hinterließ er zwei Söhne: Publius, ausgezeichnet durch Begabung und Bildung, aber durch Körperschwäche an öffentlicher Wirksamkeit verhindert, und Lucius, den Antiochus gefangen nahm und der, als ausgeartet, von den Censoren 174, wo er die Prätur erlangte, aus dem Senat gestoßen wurde. Die eine der Töchter war Cornelia (s. d.), die Mutter der Gracchen, die andere an Publius Cornel. Scipio Nasica Corculum verheirathet. — Der jüngere Bruder des großen Africanus war Lucius Cornelius S., der mit jenem in Spanien war, 193 die Prätur bekleidete und 190 als Consul den Auftrag zur Führung des Kriegs gegen Antiochus III. von Syrien erhielt. Nach der Beendigung des Kriegs durch den Sieg bei Magnesia feierte er einen prächtigen Triumph und legte sich den Namen Asiaticus bei. Auch er wurde angeklagt, daß er vom Antiochus bestochen sei und den Staat betrogen habe. Er wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt, um derentwillen er seine Güter verkaufen mußte. Ein Abkömmling von ihm war Lucius Cornelius S., der 83 v. Chr. als Consul von seinem Heere verlassen wurde, da Sulla gegen dasselbe zog. — Publius Cornelius S. Aemilianus, der jüngere Africanus, der leibliche Sohn des Lucius Aemilius Paulus, kämpfte, kaum 17 J. alt, 168 unter diesem und wurde von des ältern Africanus Sohn, Publius, adoptirt. Ohne der strengen altröm. Sitte sich zu entfremden, suchte er mit ihr die griech. Bildung, in der ihn der Umgang mit Polybius, dann dem Stoiker Panätius förderte, zu vereinen und nahm eifrig theil an der Entwickelung der röm. Literatur. Im J. 151 übernahm er freiwillig die Stelle eines Kriegstribunen bei dem Heere in Spanien. Seine Tapferkeit bewährte er, indem er im Zweikampf einen span. Häuptling erlegte und bei der Belagerung von Intercatia zuerst die Mauer erstieg. Auch in dem ersten Jahre des dritten Punischen Kriegs, 149 v. Chr., diente er nur als Tribun, aber seine Tapferkeit, Rechtlichkeit und Kriegskunde erwarben ihm allgemeine Bewunderung. Er wurde darum 147 zum Consul erwählt und mit der Endigung des Kriegs gegen Karthago beauftragt. Von Polybius und Lälius begleitet, ging er nach Afrika, stellte hier die Kriegszucht wieder her und beschränkte die Karthager auf die Stadt, die sie mit verzweifeltem Muthe vertheidigten und die erst 146 erobert wurde. (S. Karthago.) Auf den Trümmern soll S. ihr Geschick beweint und in der Ahnung, daß auch Rom einst fallen werde, die Homerischen Worte ausgerufen haben: «Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt.» S. kehrte nach Rom im Triumph zurück und besaß seitdem den Namen Africanus nicht blos als ererbten. Die Censur verwaltete er 142 mit Mummius streng und gewissenhaft. Für das J. 134 wurde ihm zur Beendigung des Kriegs gegen Numantia (s. d.) das Consulat zum zweiten mal übertragen. Auch hier begann er mit Herstellung der Mannszucht beim Heere; aber erst im 15. Monat seiner Kriegführung wurde er 133 der heldenmüthigen Stadt Meister und seitdem auch Numantinus genannt. Als er 129 die Ausführung des Ackergesetzes dadurch aufhielt, daß er den zur Vertheilung bestimmten Triumvirn die Entscheidung über die in der Sache entstehenden Streitigkeiten entzogen wissen wollte, wurde er am Morgen nach der Volksversammlung, in der er heftig gegen die Volksführer gesprochen, in seinem Schlafgemache todt gefunden. Nach einigen war er eines natürlichen Todes gestorben, andere gaben seinen Gegnern, namentlich dem Papirius, die Schuld. — Von Cnejus S., dem erwähnten Oheim des ältern Africanus, stammte die Linie der Scipionen, die den Beinamen Nasica führte. Zuerst erhielt ihn jenes Sohn, Publius Cornelius S. Nasica, der 194 und 193 als Prätor und Proprätor in Spanien, als Consul 191 im Cisalpinischen Gallien gegen die Bojer siegreich war. Sein gleichnamiger Sohn, mit einer Tochter des ältern Africanus vermählt, erhielt wegen seiner Tüchtigkeit und Einsicht den Zunamen Corculum. Derselbe war zweimal Consul, 162 und 155, Censor 159. Pontifex Maximus wurde er 150. Gegen Cato erklärte er sich für die Erhaltung von Karthago, in welcher er ein

Mittel sah, den wachsenden Uebermuth der Menge daniederzuhalten. — Sein Sohn gleiches Namens, von einem Tribunen im Spott mit dem Sklavennamen Serapio zubenannt, Consul 138, streng und hart und ein eifriger Optimat, leitete 133 v. Chr. den Angriff auf den ältern Gracchus und machte sich dadurch beim Volke so verhaßt, daß ihn der Senat, obwol er Pontifex Maximus war, aus Italien durch eine Sendung nach Asien entfernte, wo er in Pergamus starb. — Sein Sohn gleiches Namens, in der Jugurthinischen Zeit durch Unbestechlichkeit und strenge Rechtlichkeit, ebenso durch Milde, als Redner durch Witz und Laune ausgezeichnet, starb als Consul 111. Dessen Enkel war der von Metellus adoptirte Quintus Cäcilius Metellus Pius S., Cäsar's heftiger Gegner.

Sclopis de Salerano (Graf Federico), ital. Staatsmann und Gelehrter, geb. 1798 zu Turin, erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt jurist. Studien. Nach Beendigung derselben arbeitete er erst im Ministerium des Innern, ward aber nach einiger Zeit Mitglied des höchsten Gerichtshofs in Piemont. An der Redaction des Civilgesetzbuchs von 1837 hatte er wesentlichen Antheil. Inmitten der Bewegungen von 1848 übernahm S. 16. März das Ministerium der Justiz und der kirchlichen Angelegenheiten. Er präsidirte der Commission, welche das neue liberale Preßgesetz verfaßte, und trat in Verhandlungen mit der Römischen Curie wegen eines abzuschließenden Concordats. Doch legte er schon im Juli 1848 sein Portefeuille nieder, und jene Verhandlungen blieben ohne Erfolg. S. war hierauf Mitglied der Deputirtenkammer, bis er unter dem Ministerium Gioberti sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog. Ende 1849 trat er in den Senat und wurde zum Vicepräsidenten, später zum Präsidenten desselben erwählt. Nach Abschluß der Septemberconvention von 1864 entsagte er aber der Präsidentschaft. Nach Uebersiedelung der Regierung nach Florenz behielt S. seinen Wohnsitz in Turin, wo er als Präsident der Akademie der Wissenschaften, der Commission für vaterländische Geschichte und des Provinzialraths sowie als Mitglied des Municipalraths eine einflußreiche Stellung einnimmt. Als Gelehrter hat er sich durch eine Reihe von Werken über Gesetzgebung, Staatsrecht und Geschichte Italiens, insbesondere der sardin. Monarchie auch im Auslande einen geachteten Namen erworben. Dahin gehören: «Histoire de l'ancienne législation de Piémont» (Tur. 1833); «Histoire de la législation italienne» (3 Bde., Tur. 1840—57); «Essai sur les États généraux et autres institutions politiques du Piémont» (Tur. 1851); «Recherches historiques sur les rapports politiques entre la dynastie de Savoie et le gouvernement britannique» (Tur. 1853) u. s. w.

Scontriren oder Riscontriren (ital. scontrare und riscontrare), d. h. Schuld und Forderung gegeneinander ausgleichen, ist ein kaufmännisches Verfahren, durch das die gleichzeitige Berichtigung einer Menge von Geldforderungen, welche verschiedenen Anwesenden gegeneinander zustehen, mittels Abtretung und Anrechnung erfolgt, um damit die zeitraubende vielmalige Aufzählung größerer Summen zu ersparen. Man nennt deshalb diese Berichtigungsweise auch Zahlung mit geschlossenem Beutel. Wenn z. B. A an C und B an D je 500, D wieder an A, C an B den gleichen Betrag zu fordern hat, so erfolgt die Tilgung, indem A den C an B abtritt und D wieder durch Cession den B befriedigt, welchem aber B nicht zahlt, sondern seine Gegenforderung anrechnet. Stellt sich die Forderung des einen etwas höher, so empfängt er nur den überschießenden Betrag in baarem Gelde. Schon im Mittelalter glichen so die Wechsler der verschiedenen Handelsplätze auf jährlichen Zusammenkünften in Brie und Troyes die Forderungen aus, welche sie durch gegenseitige Honorirung von Anweisungen erworben hatten, und noch jetzt bedienen sich die Großhändler und Bankiers auf bedeutendern Plätzen an bestimmten Zahltagen, desgleichen die deutschen Verleger auf der leipziger Buchhändlermesse des nämlichen Verfahrens, das in Frankreich Virement des parties, in England Clearing heißt. Ein besonders großartiges Geschäft dieser Art vollzieht sich regelmäßig auf dem londoner Clearinghouse. Unter Scontro wird theils die Zahlung im Wege des S., theils die Zeit, zu welcher dies geschieht, der Scontrotag, verstanden. Auch heißt Scontro das Buch, in welchem die täglich vorkommenden gegenseitigen Geschäftsvorfälle aufgezeichnet werden (daher unterscheidet man nach den verschiedenen Geschäftszweigen Waaren-, Wechsel-, Maß-, Schuldenscontro).

Scoresby (William), ausgezeichneter engl. Seemann, geb. 5. Oct. 1789 zu Cropton in der Grafschaft York, begann seine Laufbahn als Seemann unter der Leitung seines Vaters, eines geschickten Kapitäns bei der nordischen Walfischerei. Während er sich in den Sommermonaten allen Mühen und Gefahren der arktischen See unterzog, benutzte er die Winterzeit, sich auf der Universität Edinburgh theoretische Kenntnisse zu erwerben. Auf dem Schiffe seines Vaters, der Resolution, drang er bis zu 81° 30′ nördl. Br. vor, eine Polhöhe, die im offenen arkti-

schen Meere nur durch Parry (82° 45′) übertroffen wurde. Die Resultate einer 17jährigen Erfahrung in den nördl. Meeren legte er in dem berühmten «Account of the arctic regions» (2 Bde., Lond. 1820) nieder. 1822 untersuchte er zum ersten mal die Ostküste Grönlands zwischen 70 und 75° nördl. Br. und entwarf die erste genaue Karte dieser Küste in einer Länge von 800 engl. M. Einen Bericht über diese merkwürdige Reise gab er in seinem «Journal of a voyage to the northern whalefishery» (Edinb. 1823; deutsch von Kries, Hamb. 1825). Er trat darin der Ansicht von einer beständig offenen Polarsee entgegen. Auch machte er zuerst sorgfältige Beobachtungen über die Elektricität der Luft in jenen hohen Breiten. 1823 gab er die nautische Beschäftigung auf und warf sich mit voller Energie auf das Studium der Theologie. Er studirte in Cambridge und erwarb 1834 den Grad eines Baccalaureus, worauf er als Kaplan für Seeleute in den Dienst der engl. Kirche trat. Trotzdem verfolgte er stets mit dem lebhaftesten Interesse die Fortschritte der arktischen Entdeckungen und schrieb auch mehrere naturwissenschaftliche Abhandlungen, von denen namentlich seine Beobachtungen über magnetische Erscheinungen aus den J. 1839—48 hervorzuheben sind. Ganz besonders richtete er sein Augenmerk auf einen für die Schiffahrt höchst wichtigen Gegenstand, nämlich auf den Einfluß, welchen das Eisen an den Schiffen auf den Kompaß ausübt. Um diese Untersuchungen weiter zu führen, unternahm er in seinen letzten Lebensjahren eine Reise nach Australien. S. starb 21. März 1857 zu Torquay.

Scott (Sir Walter), berühmter schott. Dichter, der Verfasser des «Waverley», wurde 15. Aug. 1771 zu Edinburgh geboren. Sein Vater war ein geachteter Sachwalter daselbst, seine Mutter die Tochter eines dasigen ausgezeichneten Arztes, J. Rutherford; durch beide Aeltern war er mit achtbaren alten schott. Familien verbunden. Seine schwache Gesundheit, hauptsächlich durch Lähmung des rechten Fußes veranlaßt, bewirkte, daß er früh zu seinem Großvater nach Sandy-Knowe, in der Nähe von Kelso, aufs Land gebracht wurde. Später kam er nach Kelso selbst, wo er im 13. Jahre Percy's «Reliques» kennen lernte, die nicht wenig dazu beitrugen, ihn zum Dichter zu machen. Die vielfachen alten Sagen der Grenzlande mochten überdies seinen Geist gleichfalls mächtig anregen. Er besuchte darauf die High-School zu Edinburgh, machte im Lateinischen zwar Fortschritte, konnte aber seine Abneigung gegen das Griechische nicht überwinden; dagegen erlangte er oberflächliche Kenntniß des Deutschen, Französischen und Italienischen. Dann studirte er die Rechte auf der Universität zu Edinburgh und wurde im 21. J. Advocat. Seine Gesundheit hatte sich gekräftigt; er machte zahlreiche Ausflüge zu Fuß und war bei der Errichtung freiwilliger Cavalerieregimenter, als man eine Landung der Franzosen in Schottland fürchtete, einer der Eifrigsten. Um diese Zeit versuchte er sich zuerst als Dichter, anfangs in Uebersetzungen aus dem Deutschen: Bürger's «Leonore» und «Wilder Jäger» wurden 1796 übersetzt; 1799 erschien seine Uebersetzung des «Götz von Berlichingen». Dazwischen hatte er sich 1797 mit Miß Carpenter verheirathet und wählte eine Cottage in Laßwade zu seiner Wohnung. 1799 wurde er zum Sheriff von Selkirkshire mit einem Einkommen von 300 Pfd. St. ernannt. Erst jetzt fing er an ein fruchtbarer Dichter und Schriftsteller zu werden. Zunächst erschien 1802 seine Sammlung der volksthümlichen schott. Balladen des Grenzlandes: «Minstrelsy of the Scottish border» (3 Bde.), mit trefflichen geschichtlichen Erläuterungen, die großen Beifall fand. 1804 gab er den altengl. Roman «Sir Tristrem» gleichfalls mit geschmackvollen und gelehrten Anmerkungen heraus. Erst 1805 trat er mit seinem ersten größern Gedichte «The lay of the last minstrel» hervor, das den glänzendsten Erfolg hatte. Dies bewog ihn, die Praxis völlig aufzugeben, was er um so eher thun konnte, als er 1806 eine der ersten Clerkstellen am edinburgher Gerichtshofe mit einem Einkommen von 1300 Pfd. St. erhielt. 1808 erschien «Marmion, a tale of Floddenfield», die großartigste seiner ritterlichen Erzählungen, und in demselben Jahre seine Ausgabe des Dryden. Im folgenden Jahre gab er Ralph Sadler's Staatsschriften (3 Bde.) heraus; auch arbeitete er fleißig mit an der auf seinen Antrieb neubegründeten «Quarterly Review», mit der er, als Organ der Tories, der zur Whigpartei gehörigen «Edinburgh Review», deren Mitarbeiter er früher gewesen war, entgegentreten wollte. 1810 erschien «The lady of the Lake», das herrliche Schilderungen der Hochlandsnatur enthält und des Dichters Ruhm auf den Gipfelpunkt brachte. Da seine folgenden Gedichte «The vision of Don Roderick» (1811), «Rokeby» (1813), «The Lord of the isles» (1814), «The field of Waterloo» (1815), «The bridal of Triermain» und «Harold the dauntless (1817) immer weniger Beifall fanden, so wandte er sich seitdem dem Gebiete des Romans zu. Außer diesen Dichtungen hatte er übrigens in dieser Zeit noch die Werke von Swift mit einer trefflichen Lebensbeschreibung herausgegeben (19 Bde., 1814), den Text zu den «Border an-

tiquities» (2 Bde., 1814) geliefert, und durch einen Ausflug nach dem Continent veranlaßt, «Paul's letters to his kinsfolk» (1815) geschrieben.

Der große Ertrag seiner Dichtungen setzte S. 1811 in den Stand, ein Gütchen am Ufer des Tweed nahe bei Melrose zu kaufen, Cartley-Hole genannt, dem er aber den Namen Abbotsford gab. Er vergrößerte es in der Folgezeit durch neue Ankäufe, verschönerte es durch neue Gebäude und Anlagen und verwendete darauf im ganzen eine Summe von mehr als 60000 Pfd. St. Er wollte seiner Familie ein schönes Besitzthum hinterlassen. Bereits 1805 hatte er den Roman «Waverley» begonnen, aber liegen lassen; er nahm ihn jetzt wieder auf, vollendete ihn und gab ihn 1814 ohne seinen Namen heraus. Nur Ballantyne wußte um das Geheimniß. «Waverley» wurde anfangs wenig beachtet, fand aber dann desto größern Beifall. Das anfangs aus Scheu vor einem Mislingen des Versuchs angenommene Geheimniß wurde indessen nun nicht aufgegeben und trug wol noch dazu bei, die Theilnahme des Publikums bei seinen folgenden Romanen zu erhöhen. 1815 erschien von dem «Verfasser des Waverley»: «Guy Mannering», mit noch einstimmigerm Beifall aufgenommen; 1816 «The antiquary»; 1817 als erste Reihe der «Tales of my landlord»: «The black dwarf» und «Old mortality» (deutsch: «Die Schwärmer»); 1818 «Rob Roy» und in der zweiten Reihe der «Tales of my landlord»: «The heart of Mid-Lothian»; 1819 die dritte Reihe der «Tales»: «The bride of Lammermoor» und «Legends of Montrose» sowie «Ivanhoe»; 1820 «The monastery» und «The abbot»; 1821 «Kenilworth» und «The pirate»; 1822 «The fortunes of Nigel»; 1823 «Peveril of the peak», «Quentin Durward» und «St. Ronan's well»; 1824 «Redgauntlet»; 1825 «Tales of the crusaders», enthaltend «The betrothed» und «The talisman»; 1826 «Woodstock»; 1827 und 1828 «Chronicles of the Canongate»; 1829 «Anne of Geierstein»; endlich 1831 die vierte Reihe der «Tales of my landlord», enthaltend «Count Robert of Paris» und «Castle dangerous». In den meisten dieser Romane erläutert S. die Geschichte seines Vaterlandes. «Ivanhoe», «Kenilworth», «Woodstock» und «Nigel» spielen in England. Die in andere Gegenden versetzten stehen diesen mit Ausnahme von «Quentin Durward» bedeutend nach. Seine Romane haben meist den Fehler, daß sie im Anfange etwas schleppend und breit, am Ende zu abgebrochen sind. Der Plan ist selten fehlerfrei; bald stören Unwahrscheinlichkeiten, bald ein gezwungener Ausweg, bald zu große Verwirrung des Knotens, bald ein zu eiliger Schluß. Aber diese Fehler sind gering gegen die Vorzüge der trefflichen Charakterschilderung und der bis in die kleinsten Details bestimmten und wahren Zeichnung, der klaren und lebendigen Anschauung und Darstellung vergangener Zeiten, der anmuthigsten Schilderungen landschaftlicher Schönheiten und der reichen Quelle von Humor, die sich mit dem größten sittlichen Ernste und zahlreichen Stellen voll der tiefsten Rührung paart.

Außerdem hatte sich der 1820 zum Baronet ernannte Dichter auch im Schauspiel versucht, aber mit geringem Erfolge. Treffliche biographische und literarische Einleitungen hatte er der neuen Ausgabe der ältern engl. Romanschreiber vorangeschickt, welche 1825 in drei Bänden gesammelt erschienen. Jetzt, als er sich dem Alter zu nähern begann, als ihn alle Welt nach dem ungeheuern Absatz seiner Romane für einen reichen Mann hielt, traf ihn der harte Schlag, daß 1826 die Häuser Ballantyne und Constable, deren Geschäftstheilhaber er war, fielen und er sich mit einem mal mit einer Schuldenlast von 117000 Pfd. St. belastet sah. Doch auch das drückte seinen Muth nicht nieder; er hoffte dennoch als ehrlicher Mann sterben zu können und widmete sich mit verdoppeltem Eifer der Schriftstellerei. Er mußte jetzt schreiben, um Geld zu verdienen, und daher kann man sich nicht wundern, wenn seine Feder jetzt manches mittelmäßige Erzeugniß lieferte. Sein «Leben Napoleon's» (9 Bde., 1827) war eine flüchtige und unkritische Arbeit und that dem Ruhme des Dichters bedeutenden Eintrag, obgleich es reich an einzelnen schönen Stellen ist. 1829 besorgte er eine neue Ausgabe seiner dichterischen Werke, mit neuen Einleitungen vermehrt. Auch schrieb er in diesen Jahren für seine Enkel die in drei Reihen erschienenen «Tales of a grandfather (1828—30), für Lardner's «Cyclopaedia» die «History of Scotland» (2 Bde., 1830) und die «Letters on demonology» für Murray's «Family Library». Durch diese und seine oben genannten spätern Romane erwarb er so viel Geld, daß er den größten Theil seiner Schulden decken konnte. Bereits 1830 war die Schuldenlast auf 40000 Pfd. St. zusammengeschmolzen, und wenige Jahre der Gesundheit würden hingereicht haben, um sie völlig zu decken; diese waren ihm indessen nicht mehr verliehen. Im Winter 1830 zeigten sich Spuren einer mehr und mehr zunehmenden Lähmung. Im Herbste 1831 reiste er nach Italien, verweilte vom December bis April 1832 in Neapel, ging dann nach Rom und kehrte, da sich sein Zustand nur verschlimmerte, nach England zurück. Fast be-

wußtlos wurde er infolge eines zweiten Schlagflusses nach Abbotsford gebracht, wo er 21. Sept. 1832 starb. In Dryburgh-Abbey wurde er begraben. Das dankbare Schottland eröffnete nicht nur eine Sammlung, um seiner Familie Abbotsford zu wahren, sondern errichtete ihm auch in Edinburgh ein Denkmal, das schönste, das je einem Dichter gesetzt worden ist. In der That hat aber auch selten ein Land so viel Ursache, gegen einen Dichter dankbar zu sein, als Schottland gegen S., dessen sämmtliche Werke fast nur eine Verherrlichung seines Vaterlandes sind. Selten aber hat auch ein Dichter schon bei seinen Lebzeiten solchen Ruhm und solche Verbreitung gefunden wie S. Seine Werke wurden nicht nur in alle gebildeten Sprachen oft mehrfach übersetzt, sondern auch vielfach nachgedruckt. So beliebt waren seine Romane vor 30 J. in Deutschland, daß man Romane in seiner Manier schrieb und für seine Arbeiten ausgab. Den gelungensten Versuch derart machte Wilibald Alexis (s. Häring) mit dem «Walladmor». Die Ausgaben seiner Romane sind zahllos; die besten sind die edinburgher in verschiedenen Formaten und zu den verschiedenartigsten Preisen. Sein Leben wurde am ausführlichsten beschrieben von seinem Schwiegersohne Lockhardt (7 Bde., 1838 u. öfter; deutsch im Auszuge von Brühl, Lpz. 1839). — Sein ältester Sohn, Sir Walter S., geb. 28. Oct. 1801, Oberstlieutenant in der brit. Armee, starb 8. Febr. 1847 auf der Rückreise von Indien nach England. Mit ihm erlosch der Baronetstitel, da sein jüngerer Bruder Charles schon früher gestorben war.

Scott (Winfield), amerik. General, geb. 13. Juni 1786 bei Petersburg in Virginien, wohin sein Großvater, ein Schotte und Jakobit, nach der Schlacht von Culloden ausgewandert war, widmete sich dem Rechtsstudium und trat 1806 als Sachwalter auf. Die Aufregung, welche die Beschießung der amerik. Fregatte Chesapeake durch ein brit. Linienschiff im Lande hervorbrachte, führte auch ihn zu den Waffen. Im Mai 1808 erhielt er das Patent eines Artilleriekapitäns und stand 1809 im Lager zu Neuorleans. Wegen freier Aeußerungen über das Benehmen seines Obergenerals auf ein Jahr suspendirt, benutzte er diese Zeit, um sich militärische Kenntnisse zu erwerben. Nach dem Ausbruche des Kriegs mit England 1812 wurde er als Oberstlieutenant nach der canad. Grenze beordert, gerieth aber in der Schlacht von Queenstown in Gefangenschaft. Nach einigen Monaten ausgewechselt, eilte er von neuem zur Armee, eroberte 27. Jan. 1813 Fort George, schlug die Angriffe des Feindes auf diesen Platz ab und ward im Alter von 28 J. Brigadegeneral. Am 5. Juni 1814 schlug er den brit. General Riall bei Chippewa und focht dann mit großer Tapferkeit in der Schlacht von Niagara, wo er schwer verwundet wurde. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ging er nach Europa, wo er das franz. Militärsystem studirte. Nach der Rückkehr hielt er sodann Vorlesungen über die Kriegswissenschaften. 1832 ward ihm die Leitung der Operationen gegen den Indianerhäuptling Black-Hawk übertragen, die er bald glücklich beendete. 1835 unterdrückte er einen Aufstand der Seminolen und unterwarf 1838 die Creeks. Während der Insurrection in Canada zog S. zur Aufrechterhaltung der Neutralität ein Truppencorps an der Grenze zusammen, ward aber dann nach dem entgegengesetzten Ende der Republik abgefertigt, um die Cherokesen in das diesen eingeräumte Gebiet am westl. Ufer des Mississippi zu geleiten. Er entledigte sich dieses schwierigen Auftrags mit Besonnenheit und erhielt 1841 nach dem Tode des Generals Macomb den Posten eines Oberbefehlshabers der amerik. Armee. Als solcher hatte er sein Hauptquartier in Washington, wo er als eifriger Whig auch an den polit. Angelegenheiten thätigen Antheil nahm. Der mexic. Krieg gab ihm Gelegenheit, die glänzendsten Lorbern zu erringen. Im März 1847 erschien er vor Veracruz, welches sich ihm nach einer kurzen Belagerung ergab. Hierauf rückte er gegen Jalapa vor, brachte 18. April dem General Santa-Anna bei Cerro-Gordo eine Niederlage bei, schlug denselben 19. und 20. Aug. abermals bei Contreras und Churubusco und erstürmte 15. Sept. die Hauptstadt Mexico. Diese Siege führten zum Frieden von Guadalupe-Hidalgo, den er 2. Febr. 1848 abschloß, und der das Gebiet der Vereinigten Staaten um einen Ländercomplex von 30000 Q.-M. vermehrte. Trotz seiner Verdienste waren seine Bewerbungen um die Präsidentenwürde ohne Erfolg. Nachdem ihm 1848 der General Taylor (s. d.) vorgezogen worden, gelang es ihm zwar 1852 seine Ernennung zum Candidaten der Whigpartei durchzusetzen; allein bei der im Nov. stattfindenden Wahl wurden seine Hoffnungen durch den unerwarteten Erfolg des demokratischen Candidaten Pierce (s. d.) vernichtet. Um ihm die Niederlage weniger bitter zu machen, ernannte ihn sein siegreicher Gegner Pierce im nächsten Jahre zum Generallieutenant mit der Anciennetät von der Einnahme von Mexico an. Beim Ausbruche des Bürgerkriegs stand S. als Patriot fest zur Sache des Bundes und that alles, um die Plane der Secessionisten im Keime zu ersticken. Der Präsident Buchanan nahm jedoch seinen Rath nicht an. Dagegen ehrte ihn Lincoln als seinen Rathgeber und ließ ihn an der Spitze der Armee.

S. war aber zu alt, um noch ins Feld zu rücken, und nahm deshalb, nachdem McClellan ihm im Obercommando gefolgt war, 1. Nov. 1861 seinen Abschied. Er starb zu Washington 29. Juni 1866. S. besaß großes strategisches Talent, ausgebreitete Kenntnisse und einen ehrenwerthen Charakter; aber sein Ehrgeiz und ein gewisser militärisch-aristokratischer Hochmuth ließen ihn nie zu Popularität gelangen. Er selbst gab seine «Memoirs» (2 Bde., Neuyork 1864) heraus.

Scotus und Scotisten, s. Duns Scotus.

Scribe (Augustin Eugène), berühmter franz. Theaterdichter, geb. 24. Dec. 1791 zu Paris von bemittelten Aeltern, die er früh verlor, fühlte sich unwiderstehlich zum Theater hingezogen. Seine Vormünder wollten jedoch nicht zugeben, daß er sich der Kunst widmete, und stellten ihm frei, entweder die Wissenschaft oder den Handel zu seinem Berufe zu wählen. S. entschied sich für das Studium der Jurisprudenz, wobei ihm die Freiheit des Studentenlebens gestattete, weniger die jurist. Vorlesungen als die Vorstellungen im Theater zu besuchen. Eifrig bemüht, als dramatischer Dichter auf den Bretern zu glänzen, erlitt er 1811 mit seinem ersten Stück, «Les Dervis», eine erste Niederlage, die ihn jedoch nicht entmuthigte, obschon mehrere andere darauf folgten. Endlich erzielte er einen vollständigen Erfolg mit dem Stück «Une nuit de la garde nationale», welches er in Gemeinschaft mit Delestre-Poirson verfaßt hatte. Es geschah dies 1816, im Anfang der Restauration, deren nachfolgende 15 J. für ihn nur ein anhaltender Triumph waren. Zunächst erschienen: «Flore et Zéphire», «Le comte Ory» (1816), «Le nouveau Pourceaugnac», «Le soliciteur» (1817), Musterbeispiele des kleinen Singlustspiels (Comédie-Vaudeville). Das Vaudevilletheater und die Variétés reichten kaum aus für die Schaulust des Publikums wie für den Absatz dieser zahllosen Erzeugnisse. Die Gründung des Gymnase (1820) verschaffte S. einen neuen Markt. Delestre-Poirson, welcher dieses Theaterprivilegium erlangt hatte, schloß mit S. einen langdauernden Contract und sicherte sich seinen Namen und seine Feder. Der Umstand, daß die Herzogin von Berri ihre Gönnerschaft dem neuen Theater zuwandte, welches sich Théâtre de Madame nannte, steigerte noch die allgemeine Eingenommenheit. S. lieferte für das Gymnase etwa 150 Stücke, unter andern (1821—30) «Michel et Christine», «La demoiselle à marier», «L'héritière», «Les premières amours», «La marraine», «La chanoinesse», «Avant, pendant et après», «Le colonel», «La veuve de Malabar», «Le plus beau jour de la vie», «Le mariage d'inclination», «Le mariage de raison» u. s. w., die unter dem Titel «Répertoire du théâtre de Madame» eine eigene Sammlung bilden. Um einen solchen Verbrauch zu bestreiten, hatte S. eine förmliche Werkstatt anlegen müssen, wo eine Menge ordentlicher und außerordentlicher Mitarbeiter thätig waren, indem dieser den Grundgedanken, jener den Plan, der eine den Dialog, der andere die Couplets lieferte. An ihrer Spitze standen Germain Delavigne, S.'s ehemaliger Schulfreund, und der unzertrennliche Mélesville. Sodann kamen H. Dupin, Brazier, Varner, Bayard, Carmouche, Xavier u. s. w. Mit unglaublicher Leichtigkeit und Beharrlichkeit zum Arbeiten begabt, beaufsichtigte und leitete S. alles, lieferte bald den ersten Entwurf, bald überlas und bearbeitete er das Werk und schmolz es nöthigenfalls um. Die Revolution von 1830 störte dieses blühende literarische Geschäft. Bei der gewaltigen Bewegung der Ideen und Dinge wurde das Publikum kühler gestimmt gegen die kleinen Intriguen und Verhältnisse, welche der Inhalt eines Vaudevilles sind. S. war schon früher auf dem Théâtre-Français mit kleinbürgerlichen Sittenkomödien aufgetreten, wie «Valerie» (1822) und «Le mariage d'argent» (1827). Nunmehr versuchte er es auf dieser Bühne mit der polit.-satirischen Komödie und versetzte der neuen Regierung seine Nadelstiche in «Bertrand et Raton» (1833). Sodann folgten auf demselben Theater: «La Camaraderie» (1837), das am meisten beklatschte von seinen polit. Lustspielen; ferner «Une chaîne» (1841), «Le verre d'eau» (1842), «Adrienne Lecouvreur» (1849), «Les contes de la reine de Navarre» (1851), «Rêves d'amour» (1859) u. s. w. In einem andern Genre hatte S. ebenfalls keinen Nebenbuhler, nämlich im Opernlibretto. Mit seinen verschiedenen Mitarbeitern bediente er 30 J. lang alle pariser Operntheater und hatte seinen Antheil an allen namhaften Hervorbringungen der neuern Musik. Er lieferte die Texte für «La neige» (1823), «La Dame blanche» (1825), «La muette» (1828), «Fra Diavolo» (1830), «Robert le Diable» (1831), «La Juive» (1835), «Les Huguenots» (1836), «Le domino noir» (1841), «Le prophète» (1849), «L'étoile du Nord» (1854) und mehr als 50 andere Opern. Auch hat man von ihm mehrere Novellen und Romane: «Carlo Broschi», «Le roi de Carreau», «Piquillo alliaga», «Le filleul d'Amadis», «Fleurette la bouquetière» (1860) u. s. w. Obschon vom Publikum enthusiastisch applaudirt und 1838 auch von der Französischen Akademie als Mitglied aufgenommen, ist S. jedoch von der strengern Kritik nie zu den vollgültigen Schrift-

stellern gerechnet worden. Seine Stücke sind stets bühnengerecht; aber Originalität der Auffassung, gründliche Beobachtung des Lebens, tiefes Eingehen in Leidenschaften, scharfe Entwickelung der Charaktere, Geist und Stil darf man nicht verlangen. Keiner von den neuern Theaterdichtern wußte besser als er dem durchschnittlichen Geschmacke eines gewissen Theils der franz. Gesellschaft seiner Zeit zu entsprechen. In der Kunst des Schürzens und Auflösens dramatischer Knoten ist eine angeborene Virtuosität, eine beispiellose Theaterpraxis nicht zu verkennen, und hieraus erklärt sich hinlänglich der außerordentliche Beifall, mit welchem seine Stücke auf franz. und ausländischen Bühnen 40 J. lang gegeben wurden. S. starb zu Paris 20. Febr. 1861. Seine dramatischen Arbeiten, deren Zahl man auf mehr als 350 schätzt, sind fast alle besonders oder in verschiedenen gleichzeitigen Sammlungen abgedruckt, sodann nachher in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Ausgaben des «Théâtre de S.» gesammelt. Unter diesen mehr oder minder vollständigen Gesammtausgaben sind besonders zu erwähnen die von 1833—37 (20 Bde.) und die von 1855—58 (26 Bde.).

Scriptores historiae augustae werden die sechs spätern röm. Geschichtschreiber genannt, welche eine ziemlich ununterbrochene Reihe von Biographien der röm. Kaiser von Hadrianus bis Carus oder vom Anfange des 2. Jahrh. bis gegen das Ende des 3. Jahrh. (117—282 n. Chr.) verfaßten und gewissermaßen eine Fortsetzung des Suetonius (s. d.) lieferten. Die einzelnen Verfasser derselben sind Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Trebellius Pollio im 3. oder 4. Jahrh., Flavius Vopiscus aus Syrakus, Aelius Lampridius und Julius Capitolinus, welche letztere unter Diocletian und Konstantin d. Gr. lebten. Obgleich diese Sammlung, die wahrscheinlich zu Konstantinopel veranstaltet wurde, nicht ganz in ihrer Vollständigkeit auf uns gekommen ist und auch ihrem Inhalte nach mehr das Gepräge einer bloßen, zum Theil sehr mangelhaften Compilation als eigener Forschung und Kritik an sich trägt, so ist sie doch bei dem sonstigen Mangel an Quellen für die Geschichte jener Zeit für uns nicht ohne Bedeutung. Neuere Ausgaben besorgten Jordan und Eyssenhardt (2 Bde., Berl. 1864) und Peter (2 Bde., Lpz. 1865).

Scriver (Christian), ascetischer Schriftsteller, geb. zu Rendsburg 2. Jan. 1629, studirte zu Rostock und erhielt 1653 das Diakonat zu Stendal. 1667 kam er als Pastor zu St.-Jakob nach Magdeburg, wo er später Senior, Consistorialassessor und Inspector wurde, und 1690 als Consistorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er 5. April 1693 starb. Alle seine Schriften, namentlich sein «Seelenschatz» (neue Ausg., 2 Bde., Dresd. 1835), athmen Gottesfurcht und insbesondere «Gotthold's zufällige Andachten» (19. Aufl. 1729; neueste Aufl. von Wimmer, 2 Bde., Günz 1836) große Zartheit und Sinnigkeit, welche neuerdings unter dem Titel «Erbauliche Parabeln» (4. Aufl., Barm. 1844) sprachlich verjüngt worden sind.

Scrupel, Skrupel, s. Apothekergewicht.

Scrutinium, von scrutari, d. h. ausforschen oder gründlich untersuchen, bezeichnet im Kirchenrechte die der Uebertragung eines geistlichen Amts vorausgehende Untersuchung, ob der zum Amt Berufene zur Annahme desselben fähig sei oder nicht; in der kath. Kirche die mittels versiegelter Stimmzettel vorgenommene Wahl eines Bischofs und daher dann im allgemeinen jede Wahl mittels Stimmzettel oder Kugelung.

Scudéry (Georges de), franz. Dichter, geb. 1601 zu Havre-de-Grâce, diente in seiner Jugend im Heere und erhielt dann die Stelle eines Gouverneurs von Notre-Dame de la Garde auf einem isolirten Felsen bei Marseille, des kleinsten Postens dieser Art im damaligen Frankreich. Die Beschäftigung mit der Literatur veranlaßte ihn aber 1630, nach Paris überzusiedeln. Er wendete sich dem Theater zu und zwar mit so entschiedenem Erfolge, daß sein Stück «L'amour tyrannique» (1636) im Vergleich zur lauen Aufnahme des «Cid» von Corneille die überwiegende Gunst des Publikums erlangte. Dieser Beifall und seine lächerliche Polemik gegen Corneille verschafften ihm 1650 eine Stelle in der Französischen Akademie. Am bekanntesten ist sein prunkvolles Epos «Alaric» (Par. 1654), welches verherrlicht wurde, bis ihm Boileau den Stempel des Lächerlichen für immer aufdrückte. S.'s Eitelkeit und Großsprecherei ging ins Unglaubliche, und wenn er sich weigerte, auf Veranlassung der Königin Christine von Schweden einige den Grafen de la Gardie lobende Stellen seines «Alaric» zu streichen, so war auch dies nur ein Ausfluß seiner Schriftstellereitelkeit. Er starb zu Paris 14. Mai 1667. — Seine Schwester, Madeleine de S., zu Havre 1607 geboren, war viel berühmter als ihr Bruder, und ihre romantisch-histor. Romane behaupteten einige Jahrzehnte fast Alleingültigkeit, bis ebenfalls Boileau's Satire diesem Ruhm ein Ende machte. Ihre Romane «Ibrahim, ou l'illustre Bassa» (4 Bde., Par. 1641); «Artamène, ou le grand Cyrus» (10 Bde., Par. 1650); «Clélie» (10 Bde., Par. 1656; neue Aufl. 1731); «Almahide» (8 Bde., Par. 1660), wozu

noch zehn Bände «Conversations et entretiens» kommen, sind als die letzten Ritterromane in Frankreich von geringem poetischen Werth, jedoch als Documente der damaligen Zeitgeschichte nicht unwichtig. So findet man unter einer nur leichten Verhüllung in der «Clélie» und im «Cyrus» die Porträts aller damals ausgezeichneten Männer und den Ausdruck der überschwenglichen Conversationen im Hotel Rambouillet. Madeleine de S. stand bis an ihren Tod, 2. Juni 1701, in hoher Achtung. Sie wurde sehr häufig von der Königin und den Prinzen besucht und bezog Pensionen von Mazarin, Ludwig XIV. und der Königin Christine von Schweden. Die Behauptung einiger Literarhistoriker, daß ihr Bruder sich bei der Abfassung ihrer Werke betheiligt habe, ist unbegründet. Ihren «Discours de la gloire», das erste Werk, welches 1671 einen von Balzac gestifteten Preis der Französischen Akademie davontrug, findet man nebst Auszügen aus ihren andern Werken in dem öfters aufgelegten «Esprit de Mademoiselle de S.» (Par. 1766).

Scudo (scudo d'argento) ist eine ital. Münze, welche ihre Benennung von dem Gepräge, den Wappenschildern, hat. Die Münze ist von Thalergröße, war aber je nach den einzelnen Staaten von verschiedenem Werthe. In Piemont und Modena wurde der S. zu 5 Lire (d. i. franz. Franken) gerechnet. In Rom (scudo romano oder scudo nuovo) wird er in 10 Paolo oder 100 Bajocchi getheilt und jetzt $^9/_{10}$ fein geprägt (eigentlich 9,66 Stück), thatsächlich aber $9^3/_4$ Stück auf die köln. Mark fein Silber, sodaß er dem bisherigen span. Piaster gleichzuachten ist und = 1 Thlr. 13 Sgr. 1 Pf. preuß. = 2 Fl. $30^3/_4$ Kreuzer in süddeutscher Währung. Etwas geringer sind die frühern Scudi von Bologna, von denen etwa $9^4/_5$ = 1 köln. Mark fein Silber. Der S. in Genua (scudo di S.-Gian Battista oder scudo di cambio) war geringer und nur 1 Thlr. $3^5/_6$ Sgr. preuß. an Werth, dagegen der venetianische S. (Scudo della croce, Kreuzthaler), mit der Bezeichnung 140, besser, denn nur etwa 8 gingen auf die köln. feine Mark, wonach der Werth circa $1^3/_4$ Thlr. preuß. war. In Neapel und Sicilien wurden die Silberstücke zu 12 Carlini ebenfalls S. genannt.

Sculptur, s. Bildhauerkunst.

Scultetus (Andreas), deutscher Dichter des 17. Jahrh., geb. 25. Aug. 1639 zu Bunzlau als der Sohn eines Schuhmachers, kam auf das Elisabethanum zu Breslau, als dessen Schüler er seine Poesien verfaßt zu haben scheint. Keines seiner Gedichte trägt ein älteres Datum als aus dem J. 1642. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand Lessing auf der Universitätsbibliothek zu Wittenberg ein Gedicht von ihm: «Andreae Sculteti Boleslavii Oesterliche Triumphposaune» (Bresl. 1842). Lessing war von der Schönheit dieses Gedichtes, welche er nur durch das Streben, Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen, beeinträchtigt fand, so überrascht, daß er weitere Nachforschungen anstellte. Er entdeckte in Schlesien noch mehrere Gedichte von S., darunter den «Blutschwitzenden und todesringenden Jesus». Beide mit vier Gelegenheitsgedichten zusammen gab er nun unter dem Titel: «Gedichte von Andreas S.; aufgefunden von Gotthold Ephraim Lessing» (Braunschw. 1771; Werke von Lachmann, Bd. 8) heraus. Nachträge dazu erschienen: von Jachmann («Nachlese», Bresl. 1774), von Scholz («Zweite Nachlese», Bresl. 1783), von Klose u. s. w.

Scurra hieß bei den Römern ursprünglich ein ärmerer Bürger ohne Landeigenthum, der sich an einen reichern anschloß und von diesem ernähren ließ. Bald aber spielten diese Scurrae des Broterwerbs wegen die allgemeinen Lustigmacher, besonders an den Tafeln der Reichen und Vornehmen, wie an den Höfen der Kaiser, suchten sich durch Schmarotzen und Schmeichelei in Gunst zu erhalten und gaben sich zu allerhand Possenreißerei her. Scurra heißt daher auch so viel wie Hofnarr.

Scylla (lat. Scyllaeum), ein Fels in der Meerenge von Sicilien, auf einer Landzunge (Rhegium promontorium) gelegen, gegenüber dem Strudel Charybdis (s. d.), wird von den Alten den Schiffern als sehr gefährlich geschildert, weil der, welcher die heftige Brandung der S. vermeiden wollte, gewöhnlich in den Strudel der Charybdis gerieth. Jetzt heißt diese dem Verkehr nicht mehr gefährliche Klippe der calabrischen Küste La Rema. In der Mythe wird die S. als ein vielköpfiges scheußliches Ungeheuer dargestellt. Der Name ging über auf das Städtchen Scilla, 3 M. im Nordnordosten von Reggio und $^3/_8$ M. von der Nordostspitze Siciliens entfernt. Dasselbe zählt (1862) 3456 E., wird von einem Schlosse auf schmalem Vorgebirge überragt und ist durch seinen Wein- und Seidenbau sowie durch seinen Schwertfischfang berühmt. Am Morgen des 5. Febr. 1783 zerstörte ein Erdbeben fast den ganzen Ort, während die Bewohner an das Meer geflüchtet waren. Gegen Abend spaltete ein zweiter Erdstoß das Vorgebirge und trieb die Wellen der Meerenge von Messina mit solcher Gewalt gegen den Strand, daß an 1500 Menschen weggespült und die Trümmer der Stadt unter Wasser gesetzt

wurden. Das Schloß, einst Besitz der Fürsten von Scilla, eines Zweigs der Familie Rufo, wurde nach der Schlacht bei Maida von den Engländern besetzt und 18 Monate lang, bis 1808, gegen die Franzosen behauptet.

Scythen. Unter dem Namen Skythae faßten die Griechen schon frühzeitig die nach Abstammung und Sitten verschiedenen Völkerschaften zusammen, die im Norden der Donaumündungen und des Schwarzen Meeres von den karpatischen Gebirgen im Westen bis zum Don (Tanais) im Osten, also in der jetzigen Moldau und Walachei, in den weiten Ebenen des südl. Rußland und auf der Halbinsel Krim wohnten, und die sich nach Herodot's Angabe selbst mit dem Namen der Skoloten bezeichneten. Der angesehenste Stamm unter ihnen, von Herodot die königlichen oder freien S. genannt, war ein echtes Nomadenvolk, das ohne feste Wohnsitze in den weiten Steppen zwischen Dnjepr und Don umherschweifte, die Männer zu Roß, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, nur den Krieg, den sie mit wilder Roheit führten, als eine des Mannes würdige Beschäftigung betrachtend, die Weiber und Kinder in großen Zelten hausend, die als wandernde Häuser auf vier- oder sechsräderigen, mit Ochsen bespannten Karren mitgeführt wurden. Weit zahlreicher als die königlichen S. waren die diesen unterworfenen Stämme, theils ebenfalls Nomaden, theils Ackerbauer, die gegen jährlichen Tribut an den herrschenden Stamm feste Wohnsitze und eigene Ländereien besaßen, wie die Kallipiden und Alazonen an der Mündung des Bug (Hypanis) und die weiter östlich wohnenden, vorzugsweise «die Ackerbauer» genannten S. Ueber die Herkunft des Volks gibt uns Herodot die Tradition, daß sie ursprünglich im innern Asien gewohnt hätten, aber von den Massageten verdrängt, sich nach den damals vom Volke der Kimmerier bewohnten Gegenden gewendet und, als diese vor ihnen das Land geräumt, sie nach Asien verfolgt hätten; bei dieser Verfolgung seien sie nach Medien gekommen, hätten, nachdem sie den medischen König Kyaxares in einer Schlacht besiegt, eine Reihe von Jahren Vorderasien von Medien bis zu den Grenzen Aegyptens verwüstet, bis es dem Kyaxares gelungen sei, einen großen Haufen durch List zu erschlagen; der Rest sei dann heimgezogen, wo ihnen anfangs ihre Sklaven und die während ihrer Abwesenheit von ihren Weibern mit diesen erzeugten Söhne die Heimkehr haben wehren wollen, bis sie dieselben mit den Peitschen in der Hand wieder zur Unterwerfung gezwungen hätten. So viele sagenhafte Züge auch in dieser Erzählung enthalten sein mögen, so ist doch ein verwüstender Einbruch scythischer Stämme in Vorderasien gegen das Ende des 7. Jahrh. v. Chr. als histor. Thatsache zu betrachten. Eine vielfach bestrittene Frage ist die nach der Abstammung der S. Während nämlich die einen, nach Niebuhr's Vorgange, sie dem mongol. Stamme zurechnen, betrachten andere sie als Angehörige der großen arischen Völkerfamilie, insbesondere des iranischen Stammes, also als die nächsten Stammverwandten der Perser. Für die Richtigkeit der letztern Ansicht, wenigstens in Betreff der «königlichen» S., sprechen sowol die sehr naturwahren Darstellungen von S. auf mehrern neuerdings in alten scythischen Gräbern im südl. Rußland entdeckten Bildwerken, die in Bezug auf Physiognomie und Körperbau entschieden vom mongol. Typus abweichen, als auch die freilich spärlichen Ueberbleibsel (etwa 60 Namen und Wörter) der scythischen Sprache. Mit den Griechen hatten die S. einen lebhaften Handelsverkehr, der hauptsächlich durch eine Anzahl blühender griech. Pflanzstädte am Nordgestade des Schwarzen Meeres und am Asowschen Meere (der Mäotis der Alten), wie Olbia, Herakleia, Pantikapaion, Tanais, Phanagoria, vermittelt wurde und vielfach auch zur Vermischung des hellenischen und scythischen Elements führte. Während früher die S. ihre Unabhängigkeit gegen alle feindlichen Angriffe (wie namentlich bei der Invasion ihres Landes durch den pers. König Darius 515 v. Chr.) glücklich vertheidigt hatten, wurden sie später von ihren Nachbarvölkern, besonders von den Sarmaten unterjocht, nach welchen dann das früher Scythien genannte Land Sarmatien benannt wurde. Seit der röm. Kaiserzeit ward das ganze nördl. Asien von der Wolga im Westen bis zum Lande der Seren im Osten und bis nach Indien im Süden mit dem Namen Scythia bezeichnet und dieses Scythien durch den Berg Imaus (Belor-Dag) in zwei Theile, Scythien diesseit und jenseit des Imaus, geschieden.

Sealsfield (Charles), geistvoller Romanschriftsteller, hieß eigentlich Karl Postel und ward 3. März 1793 zu Poppitz bei Znaim geboren, wo sein Vater Ortsrichter war. Er wurde für die geistliche Laufbahn bestimmt und erhielt seine Gymnasialbildung zu Znaim. Um 1813 trat er auf den Wunsch seiner Aeltern als Novize in das Ordenshaus der Kreuzherren zu Prag und wurde, nachdem er die Priesterweihe empfangen, Secretariatsadjunct, einige Zeit darauf Ordenssecretär. Aus nicht vollständig aufgeklärten Gründen verließ er im Herbst 1822 ohne Wissen

seiner Vorgesetzten das Kloster, hielt sich einige Zeit in Karlsbad, Wien und Tirol auf, wandte sich aber nach der Schweiz und von da nach Amerika, wo er den Namen «Charles Sealsfield» annahm. 1826 besuchte er Deutschland und veröffentlichte ein Buch in deutscher Sprache über die Vereinigten Staaten. Bald darauf wandte er sich nach England und ließ daselbst anonym «Austria as it is» (Lond. 1828) erscheinen, welche Schrift allgemeines Aufsehen erregte. Im Sommer 1827 kehrte S. nach der Neuen Welt zurück, wo er eine Reise durch die südwestl. Staaten der Union und Texas unternahm. Unter den Eindrücken derselben schrieb er seinen ersten Roman «Tokeah, or the White rose» (2 Bde., Philad. 1828), welchem einige kleinere Novellen, Skizzen und andere Aufsätze folgten, die jedoch ziemlich unbeachtet vorübergingen. Nachdem S. 1829—30 an der Redaction des in Neuyork erscheinenden franz. Blattes «Courrier des États Unis» theilgenommen, welches nach der Julirevolution von dem Exkönig Joseph Bonaparte angekauft wurde, ging er als Correspondent des «Morning Courier and Enquirer» nach Paris. Er lebte jetzt abwechselnd in Paris und London, wo er zugleich mit der Monatsschrift «The Englishman» in Verbindung trat. 1832 gab er indeß seine Correspondenzen auf und zog sich nach der Schweiz zurück. Hier machte er sich zuerst in weitern Kreisen bekannt durch den Roman «Der Legitime und die Republikaner» (3 Bde., Zür. 1833), eine Uebersetzung und Umarbeitung des «Tokeah». Die günstige Aufnahme, welche diesem Werke zutheil wurde, ermunterte den Verfasser, einen längst gefaßten Gedanken zu verwirklichen und dem deutschen Publikum das Leben Amerikas in einer Reihe von Skizzen und Gemälden, die, obwol nur lose verbunden, ein Ganzes bilden sollten, vorzuführen. So erschienen zunächst die «Transatlantischen Reiseskizzen» (2 Bde., Zür. 1833), dann der Roman «Der Virey und die Aristokraten» (2 Bde., Zür. 1834), vielleicht das beste seiner Werke, und die «Lebensbilder in beiden Hemisphären» (2 Bde., Zür. 1834), die in der zweiten Auflage den Titel «Morton, oder die große Tour» (Stuttg. 1846) erhielten. Letztern schlossen sich an «Ralph Doughby's Brautfahrt», «Pflanzerleben und die Farbigen» und «Nathan, der Squatter-Regulator», welche nebst den «Reiseskizzen» Theile seiner «Lebensbilder aus der westl. Hemisphäre» (5 Bde., Stuttg. 1846) bilden. S. unterbrach seine literarische Thätigkeit auf kurze Zeit durch eine neue Reise nach den Vereinigten Staaten und langte 1838 wieder in der Schweiz an, wo er nun «Deutschamerikan. Wahlverwandtschaften» (5 Bde., Zür. 1838—42), «Das Kajütenbuch» (2 Bde., Zür. 1840) und «Süden und Norden» (3 Bde., Zür. 1842—43) veröffentlichte. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen in 18 (Stuttg. 1846) und in 15 Bänden (Stuttg. 1846—47). Später besuchte er noch zweimal (1850 und 1859) Amerika. In der Schweiz lebte S. in einem einfachen Bauernhause in der Nähe von Solothurn, in welchem er auch 26. Mai 1864 starb. Erst nach seinem Tode gelangten Aufklärungen über seine Herkunft in die Oeffentlichkeit. Die Hauptvorzüge der Dichtungen S.'s sind gründliche Kenntniß der menschlichen Natur, geschickte Charakterzeichnung, ein geistvoller und dramatischer Dialog und seltenes Beschreibungstalent. Ihr Held ist nicht eine einzelne Person oder eine Gruppe von Individuen, sondern das ganze Volk mit seinem socialen öffentlichen und Privatleben, seinen materiellen, politischen und religiösen Beziehungen, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft. Als Mängel erscheinen eine gewisse Nachlässigkeit in der Durchführung des Stoffs, die hin und wieder vorkommenden Inconsequenzen und hier und da eine allerdings geniale Wildheit und Zusammenhangslosigkeit des Stils. S. kann als der Schöpfer einer ganz neuen Romangattung gelten, die sich auf der breiten Grundlage des nationalen und socialen Lebens bewegt. Seine Werke haben auch in England und in Amerika zahlreiche Leser gefunden. Vgl. Kertbény, «Erinnerungen an S.» (Brüss. und Lpz. 1864); Gottschall, in «Unsere Zeit» (Neue Folge, Bd. 1, Lpz. 1865).

Sebak, ein ägypt. Gott, dem das Krokodil heilig war, daher er auch meistens krokodilköpfig auf den Denkmälern abgebildet wird. Er wurde besonders in Oberägypten viel verehrt und erscheint hier nicht selten auch als letzter unter die Götter der ersten Götterdynastie aufgenommen. In Ombos hatte er mit Harueris einen Doppeltempel, während in andern Städten, namentlich in Apollinopolis, Elephantine und Dendera, das Krokodil verabscheut wurde und der Gott S. daher auf den Tempelwänden von Dendera, die uns fast noch unberührt erhalten sind, nirgends erscheint. S. gehört nicht zur Familie des Osiris, obgleich er sich derselben anschließt; seine Herkunft wird überhaupt auf den Denkmälern nicht angegeben. In Ombos aber wird er als Sebak-Ra häufig mit dem allgemeinen Sonnengotte identificirt, und hier scheint er an die Stelle des alten Localgottes von Ombos, Set-Typhon, getreten zu sein, welcher später aus der Göttergesellschaft verdrängt worden war.

Sebaldus, einer der Schutzpatrone (neben dem heil. Lorenz) Nürnbergs, der 1425 vom

Papste Martin V. kanonisirt wurde, soll nach einigen der Sohn eines dän. Königs, nach andern der Sohn eines Landmanns gewesen sein. Wie die Legende erzählt, studirte er in Paris, vermählte sich dort mit der Tochter des Königs Dagobert III., trennte sich aber schon am folgenden Tage von ihr, um sich einem beschaulichen Leben zu widmen, und pilgerte nach Rom. Nachher soll er auch nach Deutschland gekommen sein und zuletzt in einem Walde bei Nürnberg als Einsiedler gelebt haben. Er starb 801 (nach andern 901 oder 1070) und hatte befohlen, seinen Leichnam auf einen mit Ochsen bespannten Wagen zu legen und ihn da zu begraben, wo diese, nachdem man sie angetrieben, freiwillig stehen bleiben würden. Dies geschah an der Peterskapelle zu Nürnberg, die hierauf erweitert und Sebalduskirche genannt wurde. In derselben befindet sich das prächtige Grabdenkmal des S. von Peter Vischer.

Sebastian, Heiliger und Märtyrer der kath. Kirche, geb. zu Narbonne in Gallien, war der Legende nach unter Diocletian Hauptmann in der Prätorianergarde. Schon seit längerer Zeit gehörte er dem Christenglauben an, und seine Stellung zu Rom gab ihm Gelegenheit, für dessen Verbreitung zu wirken und seine verfolgten Brüder zu unterstützen. S. erhielt indessen vom Hofe die Aufforderung, seinen Glauben zu verlassen, und als er standhaft blieb, ward er den mauritanischen Bogenschützen übergeben, die ihn an einen Baum banden und mit angeblich 1000 Pfeilschüssen durchbohrten. Eine Christin, Irene, die den Körper des Nachts aufsuchte, um ihn zu bestatten, fand, daß S. noch lebe, und rettete ihn. Bald ward jedoch S. wieder ergriffen, 20. Jan. 288 zu Tode gestäupt, dann in eine Schleuse gestürzt. Eine fromme Christin, Lucina, zog ihn hervor und begrub ihn zu den Füßen der Apostel Petrus und Paulus. Papst Damasus errichtete dem Heiligen eine Kirche. Seine Reliquien wurden in alle Länder vertheilt und als gegen die Pest wirksam betrachtet. Auch gilt S. als Schutzpatron der Schützengesellschaften. Die erste Marter des heiligen S. ist mehrfach von berühmten Meistern gemalt worden.

Sebastian, König von Portugal 1557—78, der nachgeborene Sohn des Infanten Johann und Johanna's, einer Tochter Kaiser Karl's V., geb. 1554, ward der Nachfolger seines Großvaters Johann III. Die Regierung führte bis zu seiner Volljährigkeit sein Großoheim, der Cardinal Heinrich. S. zeigte als Knabe viel Anlagen, die aber unter der Vormundschaft seiner bigoten Großmutter, Katharina von Oesterreich, Gemahlin Johann's III. und Schwester Karl's V., welche die Erziehung des Knaben den Jesuiten überließ, auf eine unzweckmäßige Art ausgebildet wurden. Seine Frömmigkeit wurde zum Fanatismus und seine Tapferkeit zur Abenteuerlichkeit. Er schwärmte für eine Erneuerung der Kreuzzüge und träumte davon, ganz Indien und Afrika dem Christenthum und der portug. Herrschaft zu unterwerfen. Schon 1574 unternahm er eine kleine Expedition nach Tanger, von wo aus er dann eine Zeit lang ohne besondern Erfolg gegen die Mauren kämpfte. Kurz darauf brach ein Thronstreit in Marokko aus, und der flüchtige Mulei-Mehemmed, der von seinem Oheim, dem regierenden Scherif Mulei-Hamet, aus dem Lande verjagt ward, rief die Hülfe S.'s an. Obwol seine Verwandten und Rathgeber, auch König Philipp II. von Spanien dringend abmahnten, entschloß sich S., den marokk. Prätendenten zu unterstützen und segelte 24. Juni 1578 nach Tanger ab. Sein Heer bestand aus 10000 Portugiesen, 2000 Spaniern und 3000 Deutschen und 600 ital. geworbenen Söldnern nebst vielen Freiwilligen. Von Tanger rückte S. zu Lande gegen Süden vor; aber bei der Stadt Kassr-el-Kebir (s. d.) stieß er schon auf die weitüberlegene Heeresmacht des Scherifs von Marokko. Hier kam es 4. Aug. 1578 zur Entscheidungsschlacht. S. durchbrach die erste und die zweite Linie des Feindes, während der kranke Scherif sich aus dem Schlachtgetümmel entfernen mußte und inzwischen, ohne daß sein Heer etwas erfuhr, in seiner Sänfte starb. Tollkühnheit führte den König endlich mitten unter die Feinde, die bereits im Rücken seines Heeres wütheten. Wahrscheinlich fiel hier S.; doch niemand von den Seinen war Zeuge. Auch fand oder wenigstens erkannte man ihn nicht unter den Todten. Sein ganzes Heer blieb auf dem Wahlplatz oder wurde gefangen; Mulei-Mehemmed ertrank auf der Flucht. Die Blüte des portug. Adels war durch diese Unternehmung vernichtet, die Kassen waren erschöpft, und das Reich war ohne unmittelbaren Thronerben. Zunächst führte der Cardinal Heinrich, den S. zum Reichsverweser bestellt hatte, die Regierung fort und ward nach einiger Zeit zum König ausgerufen; aber er starb schon 31. Jan. 1580, und mit ihm erlosch die alte legitime portug. Dynastie. Von verschiedenen Seiten wurden nun Erbansprüche erhoben; aber Philipp II. von Spanien, dessen Mutter Isabella eine Schwester von S.'s Großvater Johann III. gewesen war, bemächtigte sich kraft dieses Erbrechts mit Waffengewalt der Herrschaft über Portugal. Vgl. Machado, «Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o go-

verno del rey Don S.» (4 Bde., Lissab. 1736—51). Die Folge der Ungewißheit über den Tod des Königs S. war, daß später vier Abenteurer auftraten, die sich für S. ausgaben. Eine glänzende Rolle unter diesen Pseudo-Sebastianen spielte namentlich der vierte, der vielfach für den echten S. gehalten ward. Derselbe erschien 20 J. nach der Katastrophe zuerst in Venedig und gab vor, daß er auf dem Schlachtfelde unter den Todten und Verwundeten sich verborgen und, um Portugals Ruhe nicht zu stören, in der Berberei geblieben sei. Er wollte in Sicilien als Einsiedler gelebt haben. Endlich habe er den Entschluß gefaßt, sich dem Papste zu entdecken, sei indessen unterwegs von Räubern geplündert, von einigen Portugiesen aber erkannt und nach Venedig gebracht worden. Der Senat verwies ihn, und da er wieder zurückkehrte, wurde er eingekerkert. Er erregte allgemeine Theilnahme, und der Senat setzte ihn endlich in Freiheit, verwies ihn aber aus Venedig. In Florenz wurde er wieder gefangen genommen und an den span. Vicekönig von Neapel ausgeliefert, wo er, auf seiner Aussage beharrend, als Galeerensklave behandelt wurde. Zuletzt soll er nach Castilien geschafft und daselbst im Gefängniß gestorben sein. Vgl. d'Antas, «Les faux Don Sébastien» (Par. 1865).

Sebastiani (François Horace Bastien, Graf), franz. Marschall, aus einer angesehenen Familie der Insel Corsica, wurde 10. Nov. 1772 im Flecken Porta unweit Bastia geboren. Er trat im Alter von 17 J. in die franz. Armee, schwang sich in den Feldzügen der Revolution rasch empor und unterstützte als Oberst eines Dragonerregiments wesentlich die Ereignisse vom 18. Brumaire, wodurch er die Gunst Bonaparte's gewann. Im Feldzuge von 1800 kämpfte er bei Marengo. Nach dem Frieden von Amiens schickte ihn Bonaparte nach Konstantinopel, Aegypten, Syrien und den Ionischen Inseln, wo er als Diplomat ausgezeichnete Dienste leistete. Beim Wiederausbruch des Kriegs mit England erhielt er den Grad des Brigadegenerals. 1804 beobachtete er in Deutschland die Bewegungen der österr. Armee, und seine Berichte trugen viel zur Eröffnung des Kriegs von 1805 bei. Im Vortrabe Murat's befehligend, rückte er mit den ersten franz. Truppen in Wien ein. In der Schlacht bei Austerlitz schwer verwundet, erhob ihn Napoleon zum Divisionsgeneral und schickte ihn im Mai 1806 als franz. Gesandten nach Konstantinopel. Unter den schwierigsten Verhältnissen wußte er hier Selim III. für Frankreich zu gewinnen. Er setzte die Kriegserklärung gegen Rußland durch und vermochte die Pforte zum Widerstand, als der brit. Admiral Duckworth im Febr. 1807 durch die Dardanellen drang. Kurze Zeit nach Selim's Sturze wurde S. zurückgerufen. Er erhielt den Befehl über ein Armeecorps in Spanien, wo er bis 1811 ruhmvoll kämpfte. Dann kehrte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Frankreich zurück. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 gab ihm Napoleon eine leichte Division im 2. Cavaleriecorps unter Montbrun, nach dessen Tode in der Schlacht bei Borodino er den Befehl des Corps übernahm und behielt. Auf dem Rückzuge befehligte er eine Schwadron der aus Offizieren gebildeten légion sacrée, im Frühjahr 1813 eine Division an der untern Elbe, nach dem Waffenstillstande wiederum das neuformirte 2. Reitercorps, mit welchem er an der Katzbach unglücklich, dann bei Leipzig und Hanau kämpfte. Auch im Feldzug von 1814 befehligte S. ein Cavaleriecorps. Während der Hundert Tage organisirte er auf Napoleon's Befehl die Nationalgarde zu Amiens, wurde auch vom Depart. Aisne zum Mitglied der Kammer gewählt. In letzterer Eigenschaft ging er nach der Niederlage bei Waterloo mit Lafayette und andern Deputirten zur Friedensvermittelung in das Lager der Verbündeten, schiffte sich aber, als diese Sendung misglückte, nach England ein. Weil sein Name nicht auf der Proscriptionsliste stand, kehrte er 1816 nach Frankreich zurück, wo er wiederholt in der Kammer Platz nahm und zuletzt als Gegner der reactionären Politik Polignac's auftrat. Nach der Julirevolution von 1830 übernahm er 11. Aug. das Ministerium der Marine, 17. Nov. das des Auswärtigen. In dieser Stellung, die er unter verschiedenen Cabinetsmodificationen behielt, war er ein ziemlich gehaßtes Werkzeug der Politik Ludwig Philipp's. In der Kammer von 1834 erlitt er jedoch in der Entschädigungssache der Vereinigten Staaten eine gewaltige Niederlage, sodaß er 1. April seine Entlassung nahm. Er war sodann Gesandter zu Neapel, hierauf von 1835—40 in London und erhielt nach seiner Rückkehr den Marschallsstab. Seine Wirksamkeit beschränkte sich seitdem auf die Kammer, in welcher er seit 1835 gewöhnlich die Stadt Ajaccio vertrat. Nachdem er noch das traurige Schicksal seiner einzigen Tochter, der Herzogin von Praslin (s. d.), erlebt, starb er 21. Juli 1851. — Sein Bruder Tiburce S., geb. 31. März 1786, franz. General und seit 1840 Befehlshaber der 1. Militärdivision zu Paris, suchte als solcher vergeblich in den Februartagen von 1848 den Volksaufstand niederzuhalten. Er lebte seitdem zurückgezogen in Ajaccio.

Sebastopol, s. Sewastopol.

Sebulon ist der Name eines israel. Stammes, der im Nordosten Palästinas seine Sitze hatte, Seehandel trieb und mit Kanaanitern und Phöniziern vermischt wohnte. Auch eine Stadt gleiches Namens lag in dem Gebiete jenes Stammes. Die hebr. Ueberlieferung leitet den Namen S. von dem gleichnamigen Sohne Jakob's und der Lea ab.

Secante heißt in der Geometrie diejenige gerade Linie, welche eine krumme Linie in zwei oder mehrern Punkten trifft. In der Trigonometrie dagegen versteht man unter S. eines Bogens oder Centriwinkels die aus dem Mittelpunkte des Kreises durch den einen Endpunkt des bezüglichen Bogens bis an dessen Tangente gezogene gerade Linie, welche gleich dem Quadrat des Halbmessers, dividirt durch den Cosinus, ist.

Seceders nennt man eine dissentirende Kirche in Schottland. Mehrere presbyterianische Prediger, unzufrieden mit der 1712 erfolgten Wiederherstellung der Patronatsrechte, trennten sich seit 1733 förmlich von der Staatskirche und bildeten unter dem Namen des Vereinigten Presbyteriums eine eigene Sekte, die sich bald durch den Hinzutritt vieler Gemeinden verstärkte. Rücksichtlich des Lehrbegriffs blieben die S. ganz der Presbyterialkirche treu, dagegen bildeten sie eine völlig demokratische Verfassung aus. Ihre Prediger werden von allen Gliedern der Gemeinde gewählt; dieselben stehen unter keiner Oberbehörde und regieren sich auf ihren Synoden selbst. Wegen des vor Mitgliedern der herrschenden Kirche zu leistenden Bürgereides zerfielen die S. 1747 in **Burghers**, unter Erskine, gest. 1755, die ihn leisteten, und in die minder zahlreichen **Antiburghers**, unter Gibb, gest. 1788, die ihn nicht leisteten. Letztere verstanden sich jedoch später zu einem Eide der Treue und des Gehorsams in rein bürgerlichen Dingen. 1820 vereinigten sich beide Parteien wieder unter dem Namen der Verbundenen Synode der abgesonderten Kirche. Verwandte Motive riefen seit 1843 eine ähnliche und weit größere Bewegung hervor, welche zur Stiftung der schott. Freikirche führte.

Sechellen, Seychelles oder Mahé-Inseln heißt eine Gruppe von 29 Eilanden, die im westl. Theile des Indischen Oceans (zwischen 3° 33′ und 5° 35′ südl. Br., 55° 15′ und 56° 10′ östl. L.) nordöstlich von Madagaskar liegen und in polit. Beziehung vom Gouverneur der brit. Insel Mauritius abhängig sind. Ihr Areal, dessen Umfang früher sehr überschätzt wurde, beträgt nur 3,7 Q.-M. Die sämmtlichen Inseln liegen inmitten einer 45 M. langen und halb so breiten unterseeischen Korallenbank, als deren Gipfel sie hervortreten. Mit Ausnahme von zweien sind sie hoch, bergig, pittoresk und gut bewässert. Das Klima ist ungeachtet der äquatorialen Lage mild und gilt für gesund. Auch reichen die Orkane, welche die südlichern Inseln des Indischen Oceans schwer heimsuchen, nicht bis zu den S. Die Temperatur zeigt sich sehr gleichmäßig und hält sich zwischen 26½ und 27° C. Vom Mai bis Oct. weht der Südost-Monsun, vom Nov. bis April der Südwest-Monsun, welcher Regen, Hitze und Gewitter bringt. Die größte Insel ist Mahé. Dieselbe steigt bis zu 2000 F. auf und besitzt an der Ostseite einen guten Hafen, Port Victoria, an welchem die gleichnamige Hauptstadt liegt. Nur vier Inseln sind bewohnt. Die Zahl der Einwohner, fast lauter Neger und nur wenige Engländer und Franzosen, beträgt (1861) 7486. Die Erzeugnisse der Inseln sind vortreffliche Nutz- und Farbehölzer, Baumwolle, Zuckerrohr, Taback, Reis, Mais, Manioc, Kaffee, Cacao, Gewürznelken, Bananen, Geflügel, Austern und vorzügliche grüne Schildkröten. Außerdem ist ein berühmtes Erzeugniß die Doppelkokosnuß (Coco do mar; Lodoicea Sechellarum), die nur auf den drei Inseln Praslin, Curieuse und Ronde, sonst nirgends vorkommt. Die Doppelfrüchte dieser schönen 50—130 F. hohen Palme, welche unter dem Namen Salomonsnuß in den Handel gebracht wurden, galten ehedem als Universalmittel und unfehlbares Gegengift. Ihr Vaterland blieb lange unbekannt, und man fischte sie nur im Meere auf und verkaufte sie zu enormen Preisen. So bot Kaiser Rudolf II. 4000 Fl. für ein Exemplar, erhielt es aber nicht, da das Gebot zu niedrig war. Die S. waren schon den Arabern bekannt, wurden aber erst 1506 von dem Portugiesen Suarez entdeckt, der sie die «Sieben Brüder» nannte. 1742 gab ihnen der franz. Kapitän Picault den Namen Labourdonnaye-Inseln, nach dem Gouverneur der franz. Besitzungen in Indien. Damals erhielten sie auch die ersten franz. Ansiedler, später, nach dem Marineminister Hérault de Seychelles, ihren gegenwärtigen Namen. 1794 wurden sie von einem engl. Geschwader in Besitz genommen, aber erst 1814 förmlich an England abgetreten.

Sechs bedeutet in der pythagoräischen Zahlensymbolik das reguläre Sechseck als eine Figur, welche in den Bildungen der Naturorganisation eine große Rolle spielt, wie in Schneekrystallen, Bergkrystallen, Pflanzenzellen, Bienenzellen, Lilienkelchen u. dgl. Daher findet man sie als die Zahl der Gliederung oder Organisation, auch der Erzeugung bezeichnet. Am einfachsten erzeugt sich das Sechseck als Form eines gepreßten Cylinders. Denn weil um jeden Cylinder

sechs von gleichem Durchmesser Platz haben, so muß bei deren Zusammenpressung der mittelste jene Form annehmen. In geometr. Construction bedeutet das Sechseck den in der Peripherie eines Kreises sechsmal umhergetragenen Radius desselben.

Seciren, s. Section.

Seckendorf, ein altes, jetzt in ganz Deutschland und in Oesterreich verbreitetes Adelsgeschlecht, zur vormaligen reichsunmittelbaren Ritterschaft in Franken gehörig. Seinen Namen führt es nach dem zwischen Nürnberg und Langenzenn gelegenen Dorfe Seckendorf, wo 950 Kaiser Otto auf seiner Heerfahrt gegen Welschland Rast gehalten und dem Gründer dieses Geschlechts Schwert, Helm und Schild verliehen haben soll. (Vgl. auch Schönhuth, «Das Wappen der S. in Vorzeit und Gegenwart», Bd. 1, Stuttg. 1861.) Den Stammbaum leitet jedoch die Familie erst von Ludwig von S. ab, welcher in einer bamberger Stiftungsurkunde von 1262 genannt ist. Unter Kaiser Adolf von Nassau blühten bereits elf verschiedene Linien, deren ausgebreitetes Besitzthum sich namentlich über die Rittercantone Steigerwald, Rhön, Werra, Altmühl, Gebürg und Odenwald erstreckte. Drei Enkel Ludwig's von S., Aberdar II., Gaudentius und Friedrich, gründeten die drei noch bestehenden Hauptlinien. Die Aberdarische Hauptlinie, in Franken, Würtemberg und Preußen angesessen, wurde 1706 von Kaiser Joseph I. in den Reichsfreiherren- und 1810 von König Friedrich I. von Würtemberg theilweise in den Grafenstand erhoben, sodaß sie in eine freiherrliche und eine gräfliche zerfällt. Die freiherrliche Linie besteht zur Zeit aus den Häusern Aberdar-Sugenheim-Weingartsgreuth, Unternzenn-Ebneth und Gröningen-Erkenbrechtshausen, die gräfliche aus dem Hause Aberdar-Obernzenn. Die Gudentische Hauptlinie, gleichfalls aus einer freiherrlichen und einer gräfl. Linie bestehend, theilte sich durch die drei Söhne Ernst Ludwig's von S., eines Neffen von Veit Ludwig von Seckendorf (s. d.) und des Bruders von Friedr. Heinr. von Seckendorf (s. d.) in die Häuser Meuselwitz, Obernzenn und Weißenfels-Kölzen. In die Hauptlinie Gudent gelangte die gräfl. Würde zuerst durch den erwähnten (Feldmarschall) Friedrich Heinrich von S., der dieselbe nach seiner Rückkehr aus Sicilien 1719 von Kaiser Karl VI. erhielt, ohne jedoch Nachkommen zu hinterlassen; sodann durch Adolf Franz Karl von S. auf Kölzen (geb. 30. Oct. 1724, gest. 9. Nov. 1818), königl. sächs. Geheimrath und Director der Stände des Stifts Merseburg, welcher 1816 von König Friedrich Wilhelm III. in den erblichen Grafenstand erhoben wurde. Seine Gemahlin war die jüngste Schwester des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, er selbst vordem Kammerherr der unglücklichen Königin Karoline Mathilde von Dänemark während ihrer Verbannung in Celle gewesen. Haupt der gräfl. Linie Gudent ist gegenwärtig des vorigen Sohn, Graf Karl August Georg von S., geb. 5. Jan. 1800, königl. preuß. Oberbergrath a. D. in Halle. Ein Bruder des letztern, Graf Theodor Franz Christian, geb. 1801, war preuß. Gesandter in Hannover, Brüssel, Stuttgart u. s. w., zuletzt am Hofe zu München, wo er 17. Sept. 1858 starb. — Der Rheinhäfischen Hauptlinie, die zur Zeit noch in Preußen und Baiern, wenn auch weniger zahlreich, vertreten ist, gehörte Kaspar von S. an, welcher 1590—95 Fürstbischof von Eichstädt war, ingleichen Barbara von S., die 1556 als letzte Meisterin des Prämonstratenser-Frauenklosters Sulz bei Feuchtwangen starb. — Im 12. Jahrh. wird mehrfach Ritter Friedrich von S. erwähnt und dessen Gemahlin, eine geborene Schenk von Geyern, die auf dem Turnier zu Zürich durch ihre Schönheit glänzte und dem Ritter Anselm von S. den vierten Preis ertheilte. — Ritter Georg von S., gest. 1442, liegt neben vielen andern Familiengliedern im Kloster Heilsbronn, wo noch ein stattliches Grabmal sein Bildniß zeigt. — Kasomir von S.-Aberdar, Ritter zu Kreschberg, starb, nach einem wohlerhaltenen Grabmonument am Stephansdom zu Wien, im Türkenzuge 1. Nov. 1542. — Luther wie Götz von Berlichingen nennen in ihren Schriften mehrfach einen Hans von S., wahrscheinlich des vorigen Vater, der ums J. 1512 markgräfl. ansbachischer Hofmeister war. — Joachim Ludwig von S., der Gudenter Linie angehörig und vermählt mit einer Enkelin Sebastian Schärtlin's von Burtenbach, war fürstbischöfl. bambergischer Landeshauptmann und trat 1632 als Reiteroberst in schwed. Dienste. Er ließ sich aber auf Betrieb Erzherzog Leopold's wegen seines Uebertritts in die kaiserl. Armee mit dem General Piccolomini in Unterhandlungen ein und wurde, durch einen Trompeter verrathen, von den Schweden 1642 in Salzwedel kriegsrechtlich enthauptet. Schiller gedenkt S.'s im «Wallenstein».

Seckendorf (Veit Ludwig von), berühmter Staatsmann und Gelehrter, Sohn des von den Schweden enthaupteten Joachim Ludwig von S., wurde zu Herzogenaurach in Oberfranken 20. Dec. 1626 geboren und legte auf den Schulen zu Koburg, Mühlhausen und Erfurt den Grund zu seiner spätern Bedeutung. Nach seines Vaters Tode bezog er 1642 die Universität

Strasburg, unterstützt von Herzog Ernst dem Frommen von Gotha, aber auch auf Anrathen und unter Beihülfe des schwed. Obersten Montaigne, eines Freundes seines Vaters. Hier widmete er sich hauptsächlich der Jurisprudenz und der Geschichte und schloß sich namentlich an Boecler an, damals einer der berühmtesten Lehrer der Hochschule. Bereits als eleganter Lateiner und gewandter Streiter in öffentlichen Disputationen bekannt, trat S. alsbald nach Vollendung seiner Studien in Ernst's des Frommen Dienst, der ihn unter Ernennung zum Hof- und Kammerjunker mit der Aufsicht über seine Bibliothek betraute. In dieser Stellung betrieb S., neben andern wissenschaftlichen Beschäftigungen, das Studium der neuern Sprachen mit solchem Eifer, daß er nach und nach die französische, italienische, spanische, dänische und schwedische vollkommen beherrschte. Nachdem er 1651 Hof- und Justitienrath geworden, sah er sich mit verschiedenen Gesandtschaftsreisen beauftragt und wurde 1656 Geh. Hof- und Kammerrath, 1657 auch Hofrichter zu Jena, 1663 Wirkl. Geheimrath und Kanzler. In diesen Aemtern nahm er fast an allen wichtigen Reformen des Herzogs im Staats-, Kirchen- und Schulwesen hervorragenden Antheil. Durch ihn wurden unter anderm die langen Streitigkeiten über das Hennebergische Erbe geschlichtet; ebenso brachte er die Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten von Mainz und der Stadt Erfurt zu vorläufigem Ende. Obschon mit dem Herzog Ernst bis zu dessen Tode in bestem Einvernehmen, trat S. doch Ende 1664 wegen allzu großer Geschäftsüberhäufung in die Dienste Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz, von dem er wieder als Geheimrath, Kanzler und Consistorialpräsident angestellt wurde. Kurfürst Johann Georg II., dem S. 1655 als Kurprinzen seinen «Fürstenstaat» gewidmet hatte, verlieh ihm 1669 gleichzeitig die Würde eines kurfürstl. sächs. Geheimraths und einen ansehnlichen Jahrgehalt. Nach Herzogs Moritz Tode 1681 gab S. seine Aemter in Zeitz wegen vielfacher Mishelligkeiten, besonders durch die Aufhebung des Collegiatstifts veranlaßt, auf und zog sich auf sein, 1677 erkauftes Rittergut Meuselwitz im Altenburgischen zurück, wo er das Schloß baute und die Stelle eines Obersteuer- und Landschaftsdirectors des Fürstenthums Altenburg fortbekleidete. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg berief ihn 1691 zum Vorsitzenden jener Commission, die zu Halle die Streitigkeiten der Pietisten (Spener) und Orthodoxen schlichten sollte, und übertrug ihm auch das Kanzleramt an der neugegründeten Universität Halle. Hier starb er indeß schon 18. Dec. 1692 kinderlos. Breithaupt und Thomasius hielten ihm Gedächtnißreden. Von S.'s Schriften sind hervorzuheben: der «Deutsche Fürstenstaat» (Gotha 1655 u. öfter), das «Compendium historiae ecclesiasticae» (von Artopäus und andern 1723 beendet, Lpz. 1660—64), der «Christenstaat» (Lpz. 1685), das «Jus publicum Romanorum» (Frankf. 1686). Sein berühmtestes, durch Maimbourg's jesuitische «Histoire du Lutheranisme» veranlaßtes Werk ist jedoch der «Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo» (3 Bde., Lpz. 1692). Vgl. Schreber, «Historia vitae ac meritorum Viti Lud. a. S.» (Lpz. 1733); Nasemann, «Veit Ludwig von S.», in den «Preußischen Jahrbüchern» (Bd. 12); W. Roscher, «Zwei sächs. Staatswirthe im 16. und 17. Jahrh.», in Weber's «Archiv für die sächs. Geschichte» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Seckendorf (Friedr. Heinrich, Reichsgraf von), kaiserl. Feldmarschall, als Diplomat wie als Feldherr berühmt, ein Neffe des vorigen, geb. 5. Juli 1673 zu Königsberg in Franken, studirte 1688—93 zu Jena, Leipzig und Leyden die Rechte und trat 1693 in das engl.-holländ., später aber in das kaiserl. Herr, in dem er 1698 als Hauptmann unter Eugen gegen die Türken kämpfte. Im Spanischen Erbfolgekriege führte er in Deutschland das ansbacher Dragonerregiment, wohnte vielen Belagerungen bei und eroberte bei Hochstädt 16 Fahnen. Zum Oberst ernannt, focht er in den Schlachten bei Ramillies und Oudenaarde, war bei der Belagerung von Ryssel sehr thätig, trat aber, als er die Commandantenstelle dieses Platzes nicht erhielt, als Generalmajor in die Dienste August's II. von Polen und commandirte 1710 und 1711 die sächs. Hülfsvölker in Flandern. Als poln. Gesandter im Haag nahm er an den Verhandlungen des Utrechter Friedens theil. Nachdem er die Unruhen in Warschau gestillt, wirkte er als Anführer sächs. Truppen 1715 zum Falle Stralsunds mit und wurde hierauf 1717 kaiserl. Feldmarschallieutenant. An der Spitze zweier ansbacher Regimenter focht er unter Eugen bei Belgrad. Dann kämpfte er 1718 in Sicilien gegen die Spanier, welche er zu dem Evacuationsvertrage zwang. S. wurde 1719 Reichsgraf, 1721 Feldzeugmeister und übernahm mit des Kaisers Bewilligung vom König August II. die Stelle eines Gouverneurs von Leipzig, die er bis 1726 bekleidete. Hierauf ging er als kaiserl. Gesandter an den Hof zu Berlin. Er brachte den Vertrag von Wusterhausen (1726) und später den geheimen Tractat zwischen Preußen und Oesterreich zu Stande und bewirkte im Interesse des österr. Cabinets die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, wodurch er sich

freilich Friedrich's II. Misfallen für immer zuzog. Später bereiste er die Höfe von Dresden, Kassel, Braunschweig, Ansbach und Gotha, um dieselben zur Anerkennung des pragmatischen Erbgesetzes zu bewegen. Wie bei den meisten dieser Höfe, gelang ihm diese Absicht 1732 auch mit Dänemark, bald hernach mit Holland. Das Mistrauen, welches um diese Zeit Oesterreich bei Preußen erregt hatte, wußte er durch eine Zusammenkunft des Kaisers und des Königs zu Kladrup in Böhmen zu beruhigen, den letztern trotz seiner Abgeneigtheit beim Ausbruche des Polnischen Erbfolgekriegs zur Stellung von 10000 Mann Hülfstruppen zu vermögen und auch Baiern, die Pfalz und Köln für den Kaiser zu gewinnen, sodaß endlich 1734 ein Reichsheer am Rhein sich sammelte. Er selbst wurde zum Reichsgeneral der Cavalerie ernannt, überstieg mit etwa 30000 Mann den Hundsrück und schlug 20. Oct. 1735 die Franzosen bei Klausen. Im Begriff, sich ins Privatleben zurückzuziehen, erhielt er, von dem sterbenden Eugen empfohlen, als Feldmarschall den Oberbefehl über das österr. Heer, welches bei Belgrad stand. Der Anfang des Feldzugs von 1737 war glücklich; allein ungünstige Umstände aller Art brachten S. bald in eine so misliche Lage, daß er sich hinter die Save zurückziehen mußte. Seine Feinde, die er als Ausländer und Protestant in Wien hatte, benutzten dies, seinen Sturz zu bewirken. Er wurde zurückberufen, angeklagt und auf die Festung Gratz gefangen gesetzt. Nach seiner Freilassung trat er in die Dienste Karl's II. von Baiern, erhielt den Oberbefehl des bair. Heers, befreite München und drängte die Oesterreicher nach Böhmen zurück. Von den Franzosen im Stich gelassen, mußte er die gewonnenen Vortheile wieder aufgeben; doch drang er, nach Abschluß der von ihm zwischen Baiern und Preußen bewirkten Union zu Frankfurt 1744, noch einmal siegreich vor, befreite ganz Baiern und führte den Kaiser nach München zurück. Nachdem er sein Commando niedergelegt hatte, wirkte er nach des Kaisers Tode noch für dessen Sohn die Versöhnung Oesterreichs in dem Frieden zu Füssen (22. April 1745) aus. Von Kaiser Franz I. in allen seinen Ehrenstellen bestätigt, zog sich S. auf sein Gut Meuselwitz bei Altenburg zurück und lebte hier in ungestörter Ruhe bis 1758, wo ihn Friedrich II. unter dem Vorwande eines nachtheiligen Briefwechsels mit Oesterreich im Dec. plötzlich gefangen nach Magdeburg abführen ließ. Nach einem halben Jahre gegen Zahlung von 10000 Thlrn. wieder befreit, ging er nach Franken, kehrte aber 1760 nach Meuselwitz zurück und starb daselbst 23. Nov. 1763. Vgl. Theresius von Seckendorff, «Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von S.» (4 Bde., Lpz. 1792—94). Das Seniorat, das sein Oheim, Veit Ludwig von S., zu Meuselwitz gestiftet, verwandelte er in ein Majorat (Primogenitur) und vererbte es, da er selbst ohne Leibeserben, auf seines Bruders, des preuß. Staatsministers Ernst Ludwig von S. (geb. 1672, gest. 1741) Sohn, den Obersten Friedrich Karl von S.

Seckendorf (Leo, Freiherr von), ein talentvoller Dichter, der Hauptlinie Aberdar angehörig, wurde zu Wohnfurth bei Haßfurt 1773 geboren. Sein Vater war zuletzt bevollmächtigter Minister des Großherzogs von Baden am Hofe des Fürsten-Primas. Früh umfaßte S. mit Liebe die Poesie und das Studium der Alten und studirte mit Eifer in Jena und Göttingen. Als er 1798 als Regierungsassessor nach Weimar kam, trat er mit Wieland, Goethe, Herder und Schiller in enge Verbindung. Zuerst erschienen von ihm «Blüten griech. Dichter» (Weim. 1800), die aber wegen der deutschen Sprachformen manchen Tadel erfuhren; dann das ausgezeichnete «Neujahrstaschenbuch von Weimar für 1801». Indeß verließ er 1802 Weimar und wurde bald nachher als würtemb. Regierungsrath in Stuttgart angestellt. Wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens in eine Untersuchung verwickelt, kam er als Staatsgefangener auf das Schloß Solitude und dann nach Hohenasperg. Erst beim Ausbruch des Kriegs von 1805 wurde er freigelassen. Hierauf hielt er sich in Franken bei Verwandten auf. Früchte seiner dichterischen Beschäftigungen waren die beiden «Musenalmanache» (Regensb. 1806 und 1807). Die Krankheit eines Bruders, der in österr. Militärdiensten stand, führte ihn dann nach Wien, wo er auch blieb. 1808 verband er sich mit seinem Freunde Jos. Ludw. Stoll zur Herausgabe des Journals «Prometheus», durch das er zugleich eine literarische Annäherung zwischen Süd- und Norddeutschland bezweckte. Als der Krieg von 1809 ausbrach, ging er als Hauptmann bei der wiener Landwehr zum Heere. Er folgte dann der Hiller'schen Heeresabtheilung und fand bei Ebersberg an der Traun den Tod, indem er, schwer verwundet, in einer Scheuer 6. Mai 1809 verbrannte. — Karl Sigmund von S., bekannt als Dichter und Uebersetzer, ebenfalls aus der Hauptlinie Aberdar, geb. 1744 als Sohn des markgräfl. baireuthischen Ministers von S., war 1784 preuß. Gesandter im Fränkischen Kreise und starb 1785 in Ansbach. Er übersetzte die Lusiade von Camoens (in Bertuch's «Magazin der span. und portug. Literatur») und schrieb «Fragment aus der Geschichte von Granada», die «Geschichte Thoang-ses oder das

Rad des Schicksals», «Superbia» (ein Singspiel) und drei Sammlungen Volks- und anderer Lieder (Weim. 1779—82).

Seckendorf (Christian Adolf, Freiherr von), Kameralist und dramatischer Dichter, geb. 4. Oct. 1767 zu Meuselwitz, stand 1786—94 in mecklenb. und kursächs. Militärdiensten und zog sich dann auf sein Rittergut Zingst an der Unstrut zurück. Hier entfaltete er bald auf kameralistischem und belletristischem Gebiet eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit. Unter anderm veröffentlichte er «Forstrügen» (10 Bde., Lpz. 1799—1804), «Briefe an einen Prinzen von seinem Begleiter auf Reisen» (Lpz. 1805), «Gedichte» (Lpz. 1808) und «Dramatische Arbeiten» (2 Bde., Lpz. 1822—23), eine Sammlung seiner Trauer- und Lustspiele. Auch ließ er seine «Sämmtlichen Werke» (7 Bde., Lpz. 1816—23) erscheinen. Mit seinem Gutsnachbar in Fehde gerathen, entzog er sich einem ihm drohenden Festungsarrest, indem er 1828 nach Strasburg und von da nach Luzern ging, wo er 29. Aug. 1833 starb. Sein Sohn Wilhelm Adolf von S., geb. 1801, starb als preuß. Generalmajor im Ruhestande zu Halle 19. Oct. 1866, nachdem er in der Kriegszeit desselben Jahres als stellvertretender Commandeur der 14. Infanteriebrigade freiwillig wieder in Dienst getreten war.

Seckendorf (Gustav Anton, Freiherr von), bekannt unter dem Namen Patrik Peale, geb. 20. Nov. 1775 zu Meuselwitz, des vorigen Bruder, studirte 1791 in Leipzig, später in Freiberg und Wittenberg und unternahm 1796, um sich über den Bergbau, die Handels- und polit. Verhältnisse der Neuen Welt zu unterrichten, eine Reise nach den Vereinigten Staaten, von wo er 1798 zurückkehrte. Er fand noch in demselben Jahre Aufnahme in kursächs. Staatsdienst, wo er bald zum Assessor bei der Landes-Oekonomiemanufactur und Commerziendeputation sowie zum Kammerjunker und Amtshauptmann zu Torgau befördert wurde. Auf Betrieb Herzog Friedrich's zu Sachsen-Hildburghausen, der seine vielseitige Begabung und Kenntnisse schätzte, ward er im Mai 1807 seiner bisherigen Stellung enthoben und dafür in Hildburghausen zum Kammerdirector ernannt. Er verließ jedoch schon im folgenden Jahre dieses Amt mit dem Charakter eines Wirkl. Geheimraths, da er sich in seinen finanzwirthschaftlichen Ansichten und Planen zu wenig unterstützt fand. Seine Kunststudien benutzend, hielt er nun mehrere Jahre hindurch unter dem Namen Patrik Peale an verschiedenen Orten ästhetische Vorlesungen und suchte durch damals viel bewunderte plastisch-mimische Musterdarstellungen auf die Hebung der deutschen Schauspielkunst einzuwirken. Im Frühjahr 1812 habilitirte er sich als Doctor der Philosophie an der Universität Göttingen, vertauschte aber diese Stellung 1814 mit einer Professur am Carolinum in Braunschweig. Unter dem Einflusse einer krankhaften Ueberreizung ging er 1821 abermals nach Amerika, wo er 1823 zu Alexandria im Staate Louisiana starb. S. stand mit den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit in lebhaftem Verkehr und war ein gesuchter Mitarbeiter an gelehrten und belletristischen Zeitschriften. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Scenen des höchsten Schmerzes» (Lpz. 1801), die Trauerspiele «Otto III.» (Lpz. 1805) und «Orsina» (Braunschw. 1814), eine Fortsetzung von Lessing's «Emilia Galotti»; ferner «Die Grundform der Toga» (Gött. 1812), «Kritik der Kunst» (Gött. 1812), «Aphorismen» (Berl. 1812), «Beiträge zur Philosophie des Herzens» (Berl. 1814). Hieran schlossen sich «Vorlesungen über die bildende Kunst u. s. w.» (Aarau 1814), «Adelheid von Bergau, eine Romanze» (Lpz. 1815), «Vorlesungen über Declamation und Mimik» (2 Bde., Braunschw. 1816), «Grundzüge der philos. Politik» (Lpz. 1817), «Gedichte» (Braunschw. 1820) u. s. w. — Derselben Linie gehört an Alfred, Freiherr von S., geb. 14. Sept. 1796 zu Meuselwitz, herzogl. altenburg. Regierungspräsident a. D. und Wirkl. Geheimrath, welcher 1826 seinem Vater, dem sächs. Kammerherrn Veit Ludwig (III.), einem Bruder Gust. Anton von S.'s, im Majorat folgte und unter dem Namen Alpin Novellen, Gedichte, dramaturgische Kritiken und Reiseberichte veröffentlichte.

Secret (lat.) nennt man die Flüssigkeiten, welche von mit Ausführungsgängen versehenen Drüsen bereitet werden; so ist die Galle das S. der Leber, der Harn das S. der Nieren, der Hauttalg das S. der Hautsalbendrüsen. Als Excrete bezeichnet man diejenigen Drüsenproducte, welche im Körper selbst keine weitere Verwendung finden; so der Harn, der Schweiß. Die Verschiedenheit der S. hängt zunächst ab von dem anatomischen Bau und der chem. Beschaffenheit der Drüse; ferner von der chem. Beschaffenheit des dieselbe durchfließenden Bluts; vom Druck, unter welchem das Blut steht; endlich von der Thätigkeit der die Drüse versorgenden Nerven. (S. Absonderung.)

Sect (span. Vino seco, d. i. trockner Wein, Trockenbeerwein) ist der Name mehrerer starker süßer Weine, besonders solcher, die aus fast trockenen (gewelkten) Beeren gekeltert sind und dadurch die genannten Eigenschaften besitzen. Die bekanntesten Arten sind: Canariensect von

den Canarischen Inseln, Palmsect von der canarischen Insel Palma, Xeressect (Sherry) von Xeres in Andalusien, und Malagasect. Häufig gebraucht man auch den Namen S. für den Champagner (s. d.).

Section (lat., d. i. Abtheilung) heißt bei der Infanterie die kleinste Unterabtheilung der Compagnie, in der franz. Armee ein halbes Peloton, in der preußischen 4—6 Rotten stark, die österreichische hat sie nicht. Sie wurden erst nach dem Siebenjährigen Kriege eingeführt, als die Compagnien stärker geworden waren, und bilden gegenwärtig die gewöhnliche Marschcolonne der Infanterie. — Zur Zeit der Französischen Revolution war Paris in 48 S. oder Stadtviertel getheilt, die regelmäßig zu besondern, zuweilen auch zu Generalversammlungen zusammentraten, in welchen die öffentlichen Angelegenheiten berathen, oft aber auch Demonstrationen und Aufstände vorbereitet wurden. Die Sectionsversammlungen galten neben den eigentlichen Clubs als die Herde von Emeuten und Kundgebungen der revolutionären Bürgerschaft.

Section (sectio cadaveris, Leicheneröffnung) heißt eigentlich nur das kunstgemäße Oeffnen der Körperhöhlen, welche der Besichtigung und anatom. Zerlegung der in diesen befindlichen Organe vorangeht. Die Extremitäten werden nur dann zergliedert, wenn besondere Gründe dafür vorliegen (Verletzungen, Gelenkrheumatismus). Die Schädelhöhle eröffnet man so, daß man zunächst die Haut von der Schädeldecke ohne Verletzung der Stirn abtrennt und dann den Knochen rundum absägt. Das Rückenmark wird nach Eröffnung der Schädelhöhle durch Aufsägen des Rückgrats bloßgelegt. Zur Eröffnung der Brust- und Bauchhöhle macht man einen Schnitt vom Kehlkopf abwärts am Nabel vorbei bis zum Schambein, trennt dann Haut und Muskeln seitlich ein Stück von den Rippen ab und löst durch zwei seitliche Schnitte durch die Rippenknorpel das Brustbein heraus. Darauf folgt die Besichtigung der Organe erst in ihrer natürlichen Lage, dann nach ihrer Entfernung aus dem Körper. Die S. soll nicht blos als Controle für die Diagnose der Krankheit dienen, sondern sie ist auch ein höchst wichtiges Lehrmittel für die Pathologie und patholog. Anatomie. Der patholog. Anatom lernt durch dieselbe die möglichen krankhaften Veränderungen der Körperbestandtheile und die Art und Weise ihres Zustandekommens kennen, der Patholog andererseits die Erscheinungen, welche die krankhaften Veränderungen im Leben hervorbringen. Für die Angehörigen der Secirten ist die S. deshalb von Wichtigkeit, weil nur durch sie die Krankheit des Verstorbenen sicher erkannt wird und diese Kenntniß für die Verhütung ähnlicher Krankheiten bei Gliedern derselben Familie von großem Werthe sein kann. Die gerichtliche S. heißt Obduction (s. d.).

Sector, s. Ausschnitt.

Secundär, s. Primär.

Secunde (vom lat. secundus, der Zweite) nennt man in der Zeit- und Gradmessung den 60. Theil einer Minute (s. d.). — In der Musik heißt S. jeder höhere Ton des zunächst unter ihm liegenden oder das Intervall der zweiten Notenstufe; sie ist entweder klein oder groß oder übermäßig. Secundenaccord nennt man den Septimenaccord, in welchem die Septime zum Grundton geworden ist, oder die dritte Verwechselung des wesentlichen Septimenaccords.

Secundogenitur. Im Privatfürstenrechte sowie auch im Familienrechte des hohen Adels kommt neben der Erbfolgeordnung nach dem Rechte der Erstgeburt oder der Primogenitur (s. d.) auch die Bestimmung vor, daß der Zweitgeborene (secundogenitus) gewisse Vermögens- oder Herrschaftstheile, welche eine Substanz des Gesammthauses bilden, zu besonderm Besitz und Genuß für sich und seine Nachkommen erhalten soll. Dies bezeichnet man im Gegensatz zur Primogenitur mit dem Namen S. Auch die Tertiogenitur kommt vor. Im Hause Habsburg z. B. gründete sich das Recht der in Toscana bis 1859 regierenden Familie auf die S., während die kaiserl. Familie der österr. Monarchie den Thron infolge der Primogenitur innehat.

Sédaine (Michel Jean), ein beliebter Lustspiel- und Operndichter der Franzosen, geb. zu Paris 4. Juli 1719, lernte anfangs das Maurerhandwerk. Sein Fleiß zog die Aufmerksamkeit des Architekten Buron auf ihn, und einige poetische Versuche erwarben ihm die Gunst von Lecomte, welcher ihm die Mittel verschaffte, sich seit 1752 gänzlich der literarischen Beschäftigung zu widmen. Am bedeutendsten ist das, was S. im Genre der komischen Oper geleistet hat. Das erste Stück, welches er für die Bühne schrieb, war «Le diable à quatre» (1756), dessen Musik Philidor besorgte. Seine ansprechendste komische Oper ist «Rose et Colas» (1764). Auch haben sich einige andere, z. B. «Aline, reine de Golconde», «Amphytrion», «Le magnifique», «Aucassin et Nicolette», «Richard Coeur-de-Lion» (1784) und «Guillaume Tell» (1791), deren mehrere von Grétry und Monsigny componirt wurden, theilweise auf dem Repertorium erhalten. Unter seinen Lustspielen, welche im ganzen etwas nüchtern gehalten, verdient

«Le philosophe sans le savoir» (1765) den Preis, daneben «La gageure imprévue». Geringen Beifall fanden die Dramen. Die Chansons und satirischen Episteln, welche er in großer Anzahl dichtete, waren ihrerzeit sehr beliebt, und das Lehrgedicht «Le vaudeville» (Par. 1756) bietet noch jetzt ansprechende Züge. S. wurde 1768 Mitglied der Akademie und starb 17. Mai 1797. Seine «Oeuvres dramatiques» erschienen zu Paris 1760 und 1776 (4 Bde.). Eine Auswahl daraus besorgte Auger mit einer biographischen Notiz in den «Oeuvres choisies» (3 Bde., Par. 1813). Eine Würdigung seiner Leistungen gab die Fürstin Salm in ihrem «Éloge historique de Michel Jean S.» (Par. 1797).

Sedan, Handels- und Fabrikstadt, alte Festung, Kriegsplatz erster Klasse und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Ardennen, liegt an der Maas und an der Eisenbahn, 3 M. im Südosten von Mezières, in baumloser Kreideebene, auf welcher starker Gemüsebau stattfindet und Steinbrüche, Kohlen- und Eisengruben im Betriebe stehen. S. ist Sitz einer Gewerbe- und Manufacturkammer, einer Ackerbaukammer und einer Bankfiliale, hat ein Communalcollége, eine Industrieschule, eine öffentliche Bibliothek, eine Ackerbaugesellschaft und zählt (1864) 15536 E. Obschon unregelmäßig, aber gut gebaut, hat die Stadt zum Theil sehr breite Straßen, mehrere öffentliche Plätze, anmuthige Promenaden, schöne Fontainen, eine reform. und drei kath. Kirchen, großartige Militärmagazine, ein Arsenal, ein hochgelegenes Schloß. Sie ist der Geburtsort des Marschalls Turenne, dem zu Ehren 1823 auf dem Platze vor dem Stadthause eine bronzene Statue errichtet wurde. Industriell ist S. besonders durch seine Tuchfabrikation bedeutend, die gegen 6000 Arbeiter beschäftigt und jährlich für 16 Mill. Frs. Tuch und Kasimir, darunter die berühmten Sedantücher liefert. Außerdem bestehen mehrere Fabriken für Waffen, Projectile, Eisen- und Stahlwaaren sowie ausgezeichnete Wollspinnereien, berühmte Gerbereien, zahlreiche Färbereien und Brennereien. Mit diesen Industrieerzeugnissen sowie mit Wolle, Getreide und Arzneigewächsen wird lebhafter Handel getrieben. S. wird urkundlich zuerst 1259 genannt, wurde 1400 zum Fürstenthum erhoben, kam nach mehrfachem Wechsel seiner Besitzer 1588 an Heinrich von La Tour d'Auvergne, dessen zweiter Sohn der berühmte Marschall Turenne, und gelangte 1642 für immer an die Krone. Solange es in den Händen der Protestanten war, hatte es eine berühmte Hochschule. Die Festung ist als Bollwerk Frankreichs an der Nordgrenze von Wichtigkeit. Am 25. Juni 1815 wurde sie von den Hessen bombardirt und 26. Juni zur Uebergabe gezwungen, aber erst 15. Sept. capitulirte auch die Citadelle. Vom Oct. 1815 bis Nov. 1816 behielt der Platz eine preuß. Besatzung.

Sedes heißt der Sitz oder Residenzort eines Bischofs, vornehmlich der des Papstes, welcher die sedes apostolica oder der apostolische Stuhl genannt wird. Nach dem Tode eines Bischofs tritt Sedisvacanz (sede vacante) ein, die nach kanonischem Rechte nur eine bestimmte Zeit dauern darf. Ist diese verstrichen, ohne daß das Kapitel einen neuen Bischof erwählt hat, so geht das Wahlrecht auf den Papst über.

Sedgwick (Catherine), amerik. Romandichterin, wurde um 1790 zu Stockbridge in Massachusetts geboren, wo ihr Vater als Senator in hohem Ansehen stand und ihr eine treffliche Erziehung geben ließ. In der literarischen Welt machte sie sich zuerst durch die «New England tale» (Neuyork 1822; neue Aufl. 1852) bekannt, deren Schilderungen puritanischer Sitten großes Aufsehen erregten. Ihr folgendes Werk «Redwood» (1824) fand die günstigste Aufnahme und wurde den Romanen Cooper's zur Seite gestellt. 1827 erschien «Hope Leslie, or early times in Massachusetts», die für ihre beste Erzählung gilt, wie «Clarence» (1830) für die schwächste; ferner «Le bossu» (1832) und «The Linwoods» (1835). 1839 unternahm sie eine Reise durch England, Deutschland, die Schweiz und Italien, deren anziehende Beschreibung «Letters from abroad to kindred at home» (2 Bde., Lond. 1841) in Amerika das größte Interesse erregte. Nicht geringes Verdienst erwarb sie sich durch ihre Jugendschriften, wovon «The poor rich man and the rich poor man» (1836), «Live and let live» (1837), «Morals of manners» (1846) und «The boy of mount Rhigi» (1848) besonders zu erwähnen sind. Außerdem hat sie, neben verschiedenen Beiträgen zu Zeitschriften, die Gedichte der früh verstorbenen Lucretia Davidson herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin (deutsch, Lpz. 1848) begleitet. In allen ihren Werken ist die Tendenz entschieden religiös und christlich, der Gedankengang äußerst klar und lichtvoll, die Sprache einfach, aber anmuthig und kraftvoll. Amerik. Scenen, Sitten und Traditionen weiß sie meisterhaft zu schildern. Sie starb 31. Juli 1867. In deutscher Uebersetzung erschienen ihre Erzählungen und Novellen mit einer Einleitung von L. Rellstab in sechs Bänden (Lpz. 1836—37).

Sedlitz oder Seidlitz, s. Seidschütz.

Sedulius (Cölius), ein christl. Presbyter im 5. Jahrh. n. Chr., unter Honorius und Theodosius, schrieb mehrere Gedichte religiösen Inhalts, die durch eine für jene Zeiten noch ziemlich gute Sprache und durch Fluß der Rede sich auszeichnen. Das erste und bedeutendste derselben, «Mirabilium divinorum sive operis paschalis libri quinque», welches später von dem Grammatiker Turcius Rufus Apronianus Asterius verbessert und bekannt gemacht wurde, enthält in Hexametern die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu bis zur Himmelfahrt. Von den übrigen Gedichten ist die «Collatio Veteris et Novi Testamenti» in einem spielenden elegischen Versmaße verfaßt, der Hymnus «De incarnatione verbi» aus Virgilischen Versen zusammengesetzt, und der «Hymnus abecedarius» besteht aus iambischen Dimetern, wobei die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen die Reihenfolge des ganzen Alphabets angeben. Ausgaben besitzen wir von Cellarius (2. Aufl., Halle 1736), Arntzen (Leuward. 1761) und besonders Arevali (Rom 1794).

Sedum, Name einer zur 10. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Crassulaceen gehörenden Pflanzengattung, die sich durch fleischig-saftige, ausdauernde Blätter und in kurzdoldig gruppirte Wickelähren gestellte Blüten auszeichnet. Ihre zahlreichen Arten, theils ausdauernde Kräuter, theils Halbsträucher, sind vorzüglich in Europa, den Mittelmeerländern und Asien heimisch, doch auch in Nordamerika verbreitet. Die Blätter stehen abwechselnd in Spiralen, sind meist ganzrandig und haben keine Nebenblätter. Die Blüten besitzen einen vier- bis siebenblätterigen fleischigen Kelch, ebenso viele flache oder concave Blumenblätter, meist zehn Staubgefäße und fünf Stempel, aus denen mehrsamige Balgkapseln hervorgehen. Unter den einheimischen Arten sind besonders bemerkenswerth: S. acre L., der gemeine Mauerpfeffer und S. Telephium L., die Fetthenne. Erstgenannte, an steinigen, felsigen Orten, trocknen Rainen und Hügeln, auf Mauern und Dächern häufig wachsende Pflanze hat kleine, längliche, fast stielrunde, dicht stehende Blätter von beißend scharfem Geschmack und goldgelbe Blüten. Sie kann nebst andern Arten (dem ebenfalls gelbblühenden, in allen Theilen größern S. reflexum L., welches auch häufig an felsigen Orten vorkommt, dem weißblühenden, sehr niedlichen, in wärmern Gegenden an Felsen, auf Steingerölle und Mauern wachsenden S. album L. u. a.) sehr vortheilhaft zur Decoration von künstlichen Felsgruppen in Gärten benutzt werden. Die zweite, durch hohen Wuchs, große, breite, längliche, gezähnte Blätter und gelblichweiße Blüten ausgezeichnete Art wächst theils auch an felsigen, trockenen, sonnigen Orten, theils auf Aeckern. Ihre Wurzeln und Blätter wurden sonst als Radix und Herba Telephii s. Crassulae majoris als kühlendes Mittel in der Heilkunde angewendet. Die Blätter sind noch als kühlende Umschläge bei Wunden und Entzündungen in der Volksheilkunde im Gebrauch und können, wie diejenigen der auch zu dieser Gattung gehörenden Tripmadam (S. Anacampseros L.), einer weiß- oder rothblühenden, in den Alpen wachsenden und häufig in Küchengärten angebauten Art, mit verkehrteiförmigen, ganzrandigen Blättern, als Suppenkraut benutzt werden. Auch abergläubischer Gebrauch wird mit der Fetthenne namentlich in Gebirgsgegenden getrieben. Man steckt ausgerissene oder abgeschnittene Stengel in die Spalten der Thürpfosten und Balken und schließt aus den Drehungen des Stengels und der Zeit, welche bis zum gänzlichen Vertrocknen verstreicht, das Glück oder Unglück im Lebensgange von Verlobten und Neuvermählten sowie auch die Lebensdauer der Familienglieder. Die Wurzel einer verwandten Art des in höhern Gebirgen vorkommenden, durch grünlichgelbe Blüten ausgezeichneten S. Rhodiöla L. besitzt einen angenehmen Rosengeruch, wird deshalb Rosenwurz genannt und gilt ebenfalls für ein kühlendes und schmerzstillendes Mittel. Das von Siebold aus Japan eingeführte S. japonicum Sieb. mit rundlichen, blaugrünen, rothgesäumten Blättern und hellrosenrothen Blüten wird jetzt allgemein als Topf-, namentlich als Ampelpflanze cultivirt, auch zu Einfassungen von Gartenbeeten und Gräbern verwendet.

See. Die S. ist ganz gleichbedeutend mit Meer (s. d.). Der S. bezeichnet eine größere oder kleinere Wassersammlung, die in einem natürlichen Becken eingeschlossen ist, und deren Verbindung mit dem Meere, findet eine solche statt, durch einen Fluß (Abfluß) vermittelt wird, in welchem Falle der S. dann auch Strömung hat und sich von dem Stillwasser unterscheidet. Uebrigens zeigt der Sprachgebrauch viel Schwankendes. Es gibt auch S., welche Meere genannt werden, ohne gerade durch ihre besondere Größe auf diese Auszeichnung Anspruch zu haben; so z. B. nicht nur das Kaspische Meer, der größte aller S. (8413,25 Q.-M.), sondern auch das Todte Meer in Palästina (23,3 Q.-M.), das Bairische Meer (der 1,7 Q.-M. große Chiemsee) und das Steinhuder Meer (0,05 Q.-M.). Misbräuchlich nennt man S. oft auch Teiche (s. d.) und Weiher, d. i. kleine Wasser, deren Ansammlung und Aufstauung künstlich bewirkt wird oder befördert ist durch Abdämmung und Eindeichung, um darin Fische zu ziehen, oder, wie dies in Ostindien bei den Dschils und Tanks der Fall, zur Bewässerung des Landes. Die S., auch

Landseen oder Binnengewässer genannt, werden mit bloßer Rücksicht auf die Wasserfläche eingetheilt in Quellseen ohne Zufluß und mit Abfluß, in Flußseen mit Zufluß und Abfluß und in Steppenseen, die theils Zufluß, aber keinen Abfluß haben und alsdann Mündungsseen genannt werden können, theils ohne Ab- und Zufluß sind. Die Steppenseen sind in der Regel Salzseen. Nach der chem. Beschaffenheit des Wassers theilt man die S. nämlich in Süßwasserseen und Salzseen. Mit Rücksicht auf die Höhenlage, die natürliche Bildung und Beschaffenheit des Beckens, worin das Wasser angesammelt ist, unterscheidet man Gebirgsseen und Thalseen, die gewöhnlich Flußseen sind; Krater- oder Trichterseen, d. i. wassererfüllte Krater; Plateauseen auf Hochebenen, die meistentheils Steppen- und Salzseen sind; Niederungsseen, welche die tiefsten Gründe der Tiefebenen und die Spalten ebener Felsplatten erfüllen. Die Gebirgsseen, in den Thalspalten oder muldenförmigen Weitungen der Gebirgsthäler mehr oder weniger eingeengt, haben meist längliche Gestalt, scharfbegrenzte Umrisse, gewöhnlich steile Ufer, bedeutende Tiefe, selten Inseln, gewöhnlich Zu- und Abfluß. Zu ihnen gehören auch die auf den Vorstufen oder am Ausgange des Gebirgs liegenden Stufenseen, welche die Abklärung- oder Läuterungsbecken der Gebirgsflüsse bilden. Hat das Gebirge alpinen Charakter, so nennt man seine Wassersammlungen Alpenseen, während diejenigen der Mittel- und niedrigen Gebirge Bergseen heißen. Der größte Alpensee der Erde ist der Baikal; Bergseen sind z. B. die sog. Hochseen des obern Schwarzwaldes. Die Kraterseen haben kreisrunde Gestalt, geringen oder doch mäßigen Umfang, oft unergründliche Tiefe, selten Inseln, noch seltener Abfluß. Zu ihnen gehören z. B. mehrere S. der apenninischen Halbinsel und die sog. Maare der Eifel. Die Plateauseen haben meist länglichrunde Gestalt, gewöhnlich mittlere Größe, wie z. B. der Lopnoor in Turfan, zum Theil aber auch bedeutenden Umfang, wie der Great-Salt-Lake in Utah, der Titicacasee in Bolivia, der Nyanza oder Ukerewe, Nyassa und Tanganyika in Südafrika; auch haben sie in der Regel flache Ufer, wenige oder gar keine Inseln. Die Niederungsseen haben sehr unregelmäßige Gestalt und bald buchtenreiche, flache und sumpfige, bald steile Ufer. Ihre Tiefe ist im Verhältniß der Größe meist gering, zuweilen aber auch sehr bedeutend; die meisten haben viele Inseln sowie Zu- und Abfluß. Als bloße Mündungsseen sind sie den sandigen, trockenen Steppen Asiens, als Flußseen Europa und dem nördl. Amerika eigen. Die größten Niederungsseen sind der Kaspische und der Aralsee, der Balkasch, der Tsad in Sudan, der Ladoga, Onega, Saima, die fünf S. des St.-Lorenzgebiets in Canada, von denen der Obere-, Michigan- und Huronsee eigentlich einen bilden, der Große Sklaven-, der Große Winipegsee u. s. w. Eine besondere Merkwürdigkeit haben das Kaspische und das Todte Meer, indem jenes gegen 80, dieses 1207 F. unter dem allgemeinen Meeresniveau liegt, ersteres bei einer Tiefe bis zu 2770 F., letzteres von 500—1200 F. Die höchstgelegenen S. sind der Aksai-Tschin in Tibet, 15590 F., der Siri-Kul (Quelle des Amu), 14660 (oder nach andern 15600) F., die Heiligen S. Mansaráur und Rakas-Tal in Tibet, 14258 F., mehrere andere von über 14000 F. Höhe in demselben Lande, der Titicacasee, 11827 (oder nach andern über 12000) F. Der tiefste S. ist der Ontario (3410 F.). Was die Entstehung der S. betrifft, so haben sich einzelne gewiß schon bei der Bildung der jetzigen Erdoberfläche gebildet, andere erst später infolge von Erdfällen, vulkanischen Umwälzungen, Erdbeben und Bergstürzen gesammelt. Das Niveau der S. bleibt im allgemeinen dasselbe, wenn nicht der Abfluß zufällig sich verstopft oder der Zufluß sich momentan sehr verstärkt, sodaß sie dann mehr Wasser enthalten, als gewöhnlich durch Abfluß oder durch Verdunstung oder durch beides absorbirt wird. Doch auch ein veränderter Luftdruck kann sich in seiner Wirkung auf die Wasserhöhe der S. merklich machen, wie man dies seit längerer Zeit an allen großen S. der Erde, z. B. am Wettersee in Schweden, wahrgenommen. Am Genfersee ist diese Erscheinung unter dem Namen Les Seiches bekannt. Dieselbe besteht in einem unregelmäßigen, nicht von Wellenschlagen begleiteten Steigen des Wasserspiegels, das selten über 20 Minuten dauert und bei Genf, wo der S. eng ist, bis 5 F., an andern breitern Stellen nur einige Zoll beträgt. Als temporäre oder intermittirende S. sind besonders berühmt der Czirknitzersee und der Kopais. Der Neusiedlersee in Ungarn hatte 1862 noch 2—3 F., im Herbste 1864 noch 1/2 F. Tiefe, und seitdem ist er durch Abtrocknen ganz verschwunden. Doch auch 1693 und 1738 war er ausgetrocknet, und es liegt das Wiedererscheinen des Wassers nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Der Celano- oder Fucinosee in den Abruzzen dagegen ist erst neuerdings durch künstliche Ablassung verschwunden.

Seebach (Marie), s. Niemann-Seebach.

Seebäder wurden zwar schon im Alterthum, aber bis auf die neuere Zeit verhältnißmäßig wenig als Heilmittel angewendet. Im 18. Jahrh. wurden sie zuerst in England üblich, später

auch in Deutschland, nachdem Lichtenberg auf ihren Nutzen aufmerksam gemacht hatte. Das älteste deutsche Seebad ist Dobberan (1793). Die Wirkung des Seebades beruht weniger auf dem Salzgehalt des Wassers, als vielmehr auf der Einwirkung des Wellenschlags, dem Einathmen der (salzhaltigen) Seeluft, dem Aufenthalt an der Küste (unter höherm Luftdruck) und der durchaus veränderten Lebensweise. Je nach der Stärke des Wellenschlags, der Temperatur, der geschützten Lage des Ortes sind die S. in ihrem Werthe verschieden. Die Heilwirkungen, welche man durch S. zu erzielen sucht, sind theils eine reizende und stärkende auf das Muskel- und Nervensystem sowie auf die äußere Haut, theils eine sog. zertheilende, auflösende für das Lymph- und Drüsensystem. Es wird daher das Seebad vorzugsweise bei chronischen Nervenkrankheiten, bei Drüsenkrankheiten, skrophulösen Geschwülsten und Verhärtungen, chronischen Hautausschlägen, besonders skrophulöser Art, Erschlaffung der Haut und Neigung zu gichtischen und rheumatischen Uebeln angewendet; aber vielleicht mehr als jedes andere Mittel oft misbräuchlich und zum größten Schaden der Kranken, namentlich solcher, welche dadurch verlorene Jugendkräfte wieder zu gewinnen hoffen. Insbesondere schädlich sind die S. bei Vollblütigkeit, Fehlern des Herzens, Lungenschwindsucht, Verstopfung. Bäder von erwärmtem Seewasser verdienen in manchen Fällen den Vorzug. Die passendste Zeit zu einer Seebadecur ist von Mitte Juli bis Mitte September. In den meisten Seebädern ist die Einrichtung des Bades folgende. Man läßt sich in einem bedeckten Karren, der nach der Seeseite eine Thüre mit einer kleinen Treppe hat, in die See schieben, entkleidet sich darin und steigt dann in die See hinab, in welcher man erst nur 5—10 Minuten, später wol länger verweilt. Beim Baden selbst sind die bei jedem andern Bade nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Nach dem Bade ist eine Bewegung von der Dauer einer halben bis ganzen Stunde nöthig; dann muß Ruhe und Erfrischung folgen. Die beste Zeit zum Baden ist in den Morgenstunden bei noch nüchternem Magen oder nach einem sehr leichten Frühstück; allein besondere Umstände können auch wol eine spätere Stunde, um die Flut abzuwarten, rathsam machen. Mehrmals an einem Tage zu baden, ist eher schädlich als nützlich, und gewöhnlich reichen 30 Bäder hin, um die erwünschten Wirkungen hervorzubringen. Als die vorzüglichsten S. sind zu nennen: 1) an der Ostsee Zoppot, Rügenwalde, Kolberg, Dievenow, Putbus, Warnemünde, Swinemünde, Heringsdorf, Dobberan, Travemünde, Kiel und Apenrade; 2) an der Nordsee (deren Salzgehalt und Wellenschlag bedeutender ist, die außerdem auch Ebbe und Flut hat): Wyk auf Föhr, Sylt, Helgoland, Cuxhaven, Wangeroog, Spikeroog, Langeroog, Norderney, Ramsgate, Margate, Harwich, Yarmouth, Scheveningen und Ostende; 3) am Kanal (wo die Fluthöhe bedeutender): Dover, Southampton, Portsmouth, Wight, Dieppe, Boulogne und Havre-de-Grâce; 4) im Mittelländischen und Adriatischen Meere (wo das Meerwasser wärmer und keine Flut ist): Marseille, Nizza, Genua, Livorno, Venedig und Triest. Vgl. die Schriften von Gaudet, Noppe, Pouget, Hartwig, Bencke u. s. w.

Seebär, s. Robben.

Seeberg, eine Anhöhe ganz nahe bei Gotha, auf welcher Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha mit Mitteln aus seiner Privatkasse eine Sternwarte (1789—91) anlegen ließ, die aber gegenwärtig, nachdem 1859 auf Veranlassung des Directors Hansen die neue Sternwarte in der Erfurter Vorstadt Gothas erbaut worden (50° 56′ 57,5″ nördl. Br., 8° 22′ 32″ östl. L. von Paris), nicht mehr benutzt wird und ihrem Verfalle entgegengeht. Durch die trefflichen Astronomen, die an ihr thätig waren, zuerst Freiherr von Zach, 1787—1808, welcher die Einrichtung der Sternwarte leitete, dann B. A. von Lindenau, Nikolai, Encke und seit 1825 Hansen, ist dieselbe berühmter geworden als manche größere und vollkommener eingerichtete Sternwarte.

Seegras oder Wasserriemen, Wier (Zostera L.), heißt eine Gattung der Wasserpflanzen aus der 21. Klasse des Linné'schen Systems und aus der Familie der Najadeen. Die Blätter sind schmal-grasartig und die einhäusigen Blüten bestehen blos aus hüllenlosen Staubgefäßen und Stengeln, welche einem auf dem Mittelnerv der obern Seite eines am Grunde gespaltenen Blattes entspringenden Kolben eingefügt sind. Zu ihr gehört das gemeine S. (Z. marina), welches auf dem sandigen Grunde fast aller europ. Meere Wiesen bildet, ausdauernd ist und im August blüht. Die Stengel sind schlaff, 2—3 F. lang, am Grunde kriechend und die Blätter der unfruchtbaren Aeste bandförmig, 1—2 F. und darüber lang und dreinervig. Da diese Pflanze salzhaltig ist, so benutzt man sie in den Küstengegenden als Dünger; getrocknet wird sie unter dem Namen S. in den Handel gebracht und zum Polstern u. s. w. verwendet. Die borstenförmigen Ueberbleibsel alter Blätter werden von den Meereswellen abgerissen und zu leichten, braungelben, oft faustgroßen Kugeln zusammengeballt, welche sonst unter dem Namen Meerbälle in den Apotheken aufbewahrt und gegen Kröpfe und Hautkrankheiten als Heilmittel

gebraucht wurden. S. wird in Deutschland auch ein in Wäldern auf undurchlassenden Boden häufig wachsendes Riedgras (Carex brizoides L.) genannt, das man in der Schweiz, in Würtemberg, Oberbaden und im Elsaß massenhaft sammelt und ebenfalls als Polstermaterial benutzt.

Seehandel, überseeischer Handel, ist derjenige, welcher die Versendung seiner Gegenstände zur See bedingt, der Handel mit überseeischen Ländern. Solange sich die Schiffahrt auf Fahrten längs der Küsten beschränkte, blieb der Landhandel der wichtigere Zweig des gesammten Handels, während mit der Beschiffung des weiten Ocean der S. allmählich zum Welthandel wurde und diesen letztern, die Allgemeinheit des Völkerverkehrs, vorzugsweise repräsentirt. Seit dem Aufblühen des S. war und ist ein ungemein erweiterter Landhandel dessen natürliche Folge, und überhaupt sind beide Kategorien nicht schroff zu trennen, namentlich in der Gegenwart, wo, abgesehen vom Transportmittel, beide Zweige des Großhandels eine ziemlich gleichartige Behandlung erfahren, wogegen allerdings früherhin, als der Commissionshandel und das Wechselwesen noch nicht existirten, sie sich wesentlich unterschieden sowie einzeln noch heute der Seeverkehr nach fernen Küstengebieten, welche dem ausgebildeten Großhandel noch nicht gewonnen sind, eine dem ehemaligen ähnliche besondere Form (Mitsendung von Cargadoren u. s. w.) erheischt. Während des Alterthums und Mittelalters war der Landhandel der vorherrschende. Demnächst entfaltete sich ein Seeverkehr auf dem Mittelländischen Meere, der aber zu keiner Bedeutung gelangen konnte, da beinahe nur die an jenem Meere gelegenen ital. und span. Hafenplätze ihn betrieben. Zu einer weltgeschichtlichen Wichtigkeit erhob sich der Seehandel erst seit dem Anfange des 16. Jahrh., in welchem infolge der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und der Auffindung Amerikas der Ocean die Haupthandelsstraße wurde, die westl. und südl. Staaten Europas, zuerst Portugal und Spanien, dann Holland und England, als Handelsmächte an die Stelle der kleinern Handelsstaaten traten und sich mit großem Eifer und bei ihren Mitteln auch mit größerm Erfolge dem S. zuwendeten. Eine Folge der unmittelbaren Handelsverbindungen der Europäer mit Amerika und Ostindien war die Anlegung von Colonien, die in Verbindung mit dem S. bald eine der vornehmsten Quellen des Wohlstandes der Mutterstaaten und damit eine Haupttriebfeder der europ. Politik wurden. An der Spitze der Seehandelsstaaten stehen gegenwärtig England, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Deutschland und Frankreich. (S. Handel und Handelsmarine.)

Seehandlung. Das preuß. Institut der S. wurde 1772 zu Berlin gegründet, um den sehr daniederliegenden Handel mit dem Auslande zu beleben, den Absatz der Leinenfabrikate nach Spanien zu erweitern und sich des Zwischenhandels nach Polen zu bemächtigen, den die damals freie Reichsstadt Danzig besorgte. Die Gesellschaft erhielt die Begünstigung, daß nur ihre Schiffe zum Ankauf und Verkauf des Salzes in den preuß. Häfen und Rheden zugelassen wurden. Der Kleinhandel wurde der Preußischen Compagnie überlassen. Ebenso mußte das Wachs, welches die Weichsel abwärts verführt wurde oder innerhalb des preuß. Staats zu beiden Seiten dieses Flusses sich vorfand, der S. zunächst zum Kauf angeboten werden. Dieses Wachs ging hauptsächlich nach Spanien. Ueberdies war sie bestimmt, Rhederei und Handel aller Art zu treiben. Das Betriebskapital sollte aus 1,200000 Thlrn. in 2400 Actien bestehen und außer der sich ergebenden Dividende mit 10 Proc. jährlich verzinst werden. Die Actieninhaber hatten keine Stimme; der König besaß 2100 Actien, sodaß nur 300 Actien ins Publikum kamen. Der erste Chef, Minister von der Horst, war der Sache nicht gewachsen, daher ihm schon 1774 der Minister von Görne folgte, der aber 1782 zur Criminaluntersuchung gezogen und zum Ersatz von 1,022096 Thlrn., zur Confiscation seiner Güter und zum lebenslänglichen Festungsarrest verurtheilt wurde. Unter diesen Directoren hatte ein Kapitalverlust von 2½ Mill. Thlr. stattgehabt. Unter Görne's Nachfolger, dem Minister Grafen von der Schulenburg-Kehnert, fand die Vereinigung der Preußischen Compagnie mit der S. statt, deren Geschäfte sich nun hoben. 1791 wurden die Rechte und Privilegien der Anstalt bis zum 1. Jan. 1808 verlängert. Das Betriebskapital wurde 1793 bis zu 1,500000 Thlrn. gesteigert, dagegen nur mit 5 Proc. verzinst. Die Actieninhaber sahen sich von jedem andern Gewinn und von aller Theilnahme an der Verwaltung ausgeschlossen. Das Vorrecht zum Ankauf fremden Wachses ging verloren, wogegen der S. 1794 gestattet wurde, mit allen im Lande und zum Transito nicht verbotenen Waaren en gros Handlung zu treiben, auch Wechselgeschäfte zu machen, Contore in allen preuß. See- und Handelsstädten und auswärts zu unterhalten, mit Fremden und Einheimischen zu verkehren, zu kaufen und zu verkaufen, Schiffe zu bauen, Rhederei zu treiben und alle kaufmännischen Geschäfte zu unternehmen. Durch die letzte Theilung Polens 1795 ging der Handelszug nach den an Rußland und Oesterreich gekommenen Theilen

desselben verloren. Die Handelsthätigkeit der S. verminderte sich dadurch wie durch den Revolutionskrieg sehr bedeutend; dagegen machte sie bei den Anleihen des Staats gute Geschäfte, auch erhielt sie die Verwaltung der Staatsschulden. Sie lieh dem Staate bis 1806 17,800000 Thlr., womit die im Auslande gemachten Staatsanleihen zurückgezahlt wurden. Die Ereignisse des J. 1806 hatten für das Institut die unglücklichsten Folgen. Die Gelder, welche sie dem Staate vorgeschossen, wurden ihr nicht zurückgezahlt, daher sie auch ihre Gläubiger nicht befriedigen konnte. Unter solchen Umständen war an eine Erneuerung der 1808 abgelaufenen Octroi nicht zu denken. Ihr verblieb der Einkauf des überseeischen Salzes als ein Commissionsgeschäft, wogegen der Staat sich ihrer als eines Commissionärs zur Befriedigung seiner großen Geldbedürfnisse für Abführung der franz. Contributionsgelder bediente. Ihre Obligationen und ihre Actien wurden 1810 in Staatsschuldscheine umgeschrieben. Als sie ihre Verbindlichkeiten wieder erfüllen konnte, hob sich ihr Credit, ohne daß sie sich von dem erlittenen Schlage völlig wieder erholen konnte. Hierbei kam ihr ein allmählich gebildeter Kapitalstamm zu Hülfe, welcher sich 1819 auf 1,035110 Thlr. belief. Am 17. Jan. 1820 gelangte sie unter die Verwaltung des Ministers Rother. Gleichzeitig wurde sie für ein selbständiges Geld- und Handelsinstitut des Staats erklärt und erhielt den Ankauf des überseeischen Salzes, die Einziehung der Salzdebitüberschüsse, die Besorgung aller im Auslande für Rechnung des Staats, dessen Kassen und Institute vorfallenden Geldgeschäfte, sowie derjenigen Geldgeschäfte im Innern, bei denen eine kaufmännische Mitwirkung erforderlich. Insbesondere verlieh man ihr ein ausschließliches Recht auf die Besorgung aller Geschäfte, welche die Bezahlung der im Auslande contrahirten Staatsschulden an Kapital und Zinsen, die Einziehung der dem Staate im Auslande verfügbar werdenden Gelder und den Verkauf der dem Staate unentbehrlichen Producte des Auslandes zum Gegenstande hatten. Zugleich leistete der Staat Garantie für ihre Operationen, bestellte ein Curatorium zur Aufsicht und übertrug die Rechnungsrevision dem Chef-Präsidenten der Oberrechnungskammer. Eine Cabinetsordre von 1821 verfügte, daß der Gewinn dem Kapitalvermögen des Instituts einverleibt und daraus ein Reservefonds gebildet werden sollte, über welchen in außerordentlichen Fällen der König zu Staatszwecken verfügen könne. 1822 machte die S. das erste größere überseeische Unternehmen, indem sie schles. Leinwand, wollene Tücher u. s. w. nach Mittel- und Südamerika führte. Diesen Verkehr dehnte sie nach China, Ostindien, Nordamerika u. s. w. aus, obgleich er keinen Gewinn abwarf. Zugleich beförderte sie den Schiffbau, indem sie in Nordamerika Schiffe kaufte, die den preuß. Rhedern zum Muster dienten. 1847 besaß sie fünf Schiffe und fünf Schiffsantheile. Von 1820—43 betrug der gesammte Umsatz 2076 Mill.: im Durchschnitt also jährlich 86½ Mill. Thlr. Außer dem Handels- und Wechselverkehr betheiligte sich das Institut noch an vielen andern Unternehmungen, wie Chausseebauten. Durch die Leitung Rother's gelang es ihr 1829, den alten Kapitalstamm von 1,035110 Thlrn., den sie von der Regierung besaß, zurückzuzahlen und 1832 auch die Zinsen mit 338979 Thlrn. abzuführen. 1844 erlitt die S. vielfache Angriffe seitens des Gewerbe- und Handelsstandes in Bezug auf den Betrieb einer Anzahl Gewerbe- und Fabrikationszweige, durch welchen das Institut vielen Gewerbtreibenden eine fast erdrückende Concurrenz machte, ohne dabei wesentlichen Gewinn zu erzielen. Zwar verfügte eine Cabinetsordre von 1848 das Fortbestehen der S., nahm ihr jedoch den auswärtigen Salzhandel und bestimmte außerdem, daß neue gewerbliche Unternehmungen nicht mehr begonnen werden sollten. Bald darauf stellte die S. ihren überseeischen Handel und ihre Seeschiffahrt ein und fing nun auch ernstlich an, sich ihrer gewerblichen Anstalten zu entäußern. Außer wenigen Etablissements dieser Art blieben ihr nur noch die Geldgeschäfte und die Staatsagentur. Auch in dieser Gestalt hat sie lebhafte Angriffe erfahren, da sie die Staatsregierung in den Stand setzt, gegen den Willen der Landesvertretung Anleihen zu machen, Schulden zu convertiren. Seit 1848 steht das Institut wieder unter dem Finanzministerium. Dasselbe liefert gegenwärtig alljährlich einen Antheil des Reingewinns von 500000 Thlrn. in die Staatskasse ab. Der Rest des Gewinns fließt dem Kapitalfonds zu. Ueber die frühern Perioden des Instituts geben Aufschluß Rother, «Die Verhältnisse des königl. Seehandlungsinstituts» (Berl. 1845), und Julius, «Die S. und das bürgerliche Gewerbevorrecht» (Berl. 1845). Die neuern Verhältnisse berührt dagegen Dieterici, «Statistik des preuß. Staats» (Berl. 1858).

Seehund, s. Robben.

Seeigel (Echinoidea), eine Gattung Fische aus der Klasse der Stachelhäuter von kugeliger, herzförmiger oder platter Scheibengestalt. Die Kalktafeln, welche die äußere Umhüllung bilden, sind zu einer unbeweglichen Schale verbunden, welche Oeffnungen für den Mund, den After,

die Geschlechtstheile, die Augen und die Saugfüßchen besitzen. Der Mund befindet sich stets auf der untern Fläche, meistens central und ist bald mit bedeutendem Zahnapparate versehen, bald unbewaffnet. Der After steht häufig central auf der obern Fläche, oft aber auch hinten und selbst unten. Auf den Kalktafeln des Körpers stehen außen Stacheln, meist auf runden Knöpfchen nach allen Seiten beweglich, die zuweilen eine bedeutende Größe erreichen, sodaß die Thiere wie auf Stelzen darauf kriechen, zuweilen nur haarförmig sind. Die Punktöffnungen, durch welche die zahlreichen Saugfüßchen nach außen treten, bilden bald fünf einfache oder geschlängelte, vom Gipfel nach dem Munde laufende Linien, bald eine fünfblätterige Rosette. Die S. können mittels dieser Füßchen, die sich ansaugen, selbst an senkrechten Glaswänden hinaufklettern. Man unterscheidet mehrere Familien, worunter besonders die kugeligen eigentlichen S. (Echinus) und die herzförmigen, symmetrischen Herzigel (Spolongus) bemerkenswerth sind. Zur Laichzeit im Frühjahr ißt man die eine fünfblätterige Traube bildenden, meist orangegelb oder hochroth gefärbten Geschlechtstheile, die von manchen den Austern vorgezogen werden.

Seekalb oder Meerkalb, s. Robben.

Seekarten heißen die Darstellungen der ganzen Wasserfläche oder eines Theils derselben sammt den umgrenzenden Küsten und Leuchtthürmen, den darin befindlichen Inseln, Felsen, Untiefen, Banken, Strömungen, Tiefen des Wassers, nebst der Angabe der Zeit des Eintritts des hohen Wassers am Neu- und Vollmondstage an verschiedenen Punkten. Die gebräuchlichen S. sind entweder Plan- oder platte Karten, oder Mercator's Karten, Karten mit wachsenden Breiten, auch runde genannt. Beide können wiederum rechtweisende oder misweisende sein, d. h. auf erstern ist die wahre Nord- und Südlinie des Kompasses parallel der Breitenscale gezogen und die Variation nur in Graden angegeben, während in letztere der magnetische Norden geradezu niedergelegt ist und von ihm abhängig alle übrigen Kompaßstriche gezogen sind. (S. Landkarten und Projection.) Durch Vollständigkeit und fortgesetzte rasche Berichtigung übertreffen die von der brit. Admiralität herausgegebenen S. alle übrigen, ihre Zahl beträgt mehrere tausend. Ihnen zunächst stehen die des Dépôt de la Marine und die nordamerikanischen, während andere Staaten S. nur in beschränkter Zahl oder nur von ihren eigenen Küsten publiciren.

Seekatz (Joh. Konr.), Maler, geb. zu Grünstadt in der Pfalz 1719, hatte seinen Vater, Johann Martin S., und seinen ältern Bruder, Martin S., gest. 1765, zu Worms als Lehrer, arbeitete dann einige Zeit unter Brinkmann's Leitung in Darmstadt und wurde 1753 kurfürstl. Hofmaler. Er war auf das innigste mit Goethe's Vater in Frankfurt befreundet und starb zu Darmstadt 1768. Sein glückliches Genie und seine unermüdliche Beobachtung der Natur machten ihn zu einem der besten Künstler, vorzüglich in kleinen Gemälden, Landschaften mit Figuren, Bauerngesellschaften, Zigeunern, Scharmützeln, Plünderungen u. s. w. Seine Färbung ist kräftig und sein Pinsel ebenso kühn als leicht. Von Stichen nach ihm kennt man nur wenige; ausgezeichnet sind darunter zwei Blatt Landschaften mit fröhlichen Bauernkindern.

Seekrankheit (nausea) nennt man das eigenthümliche Unwohlsein, welches Seereisende auch bei übrigens vollständiger Gesundheit zu befallen pflegt. Es beginnt mit Uebelkeit, Schwindel und Störung der Gesichtswahrnehmungen und steigert sich bis zum wirklichen Erbrechen, welches sich meistens häufig (wenigstens bei aufrechter Stellung des Befallenen) wiederholt und worauf endlich Unempfindlichkeit gegen andere Einflüsse und gänzlicher Lebensüberdruß bei meist ungetrübtem Bewußtsein folgen. Die S. ist ein zwar im höchsten Grade lästiges, jedoch nur bei sehr schwachen Individuen, bei längerer Dauer der Fahrt oder bei dem Vorhandensein anderer krankhafter Zustände, welche durch Störungen im Blutkreislaufe und Erbrechen verschlimmert werden, gefährliches Uebel. Ueber die Ursache davon sind die Meinungen noch sehr getheilt; doch kann man den Grund am wahrscheinlichsten als eine Gehirnaffection (entsprechend derjenigen, die vom Schaukeln, Wagenfahren, Schwindel entsteht) annehmen. Dafür spricht auch die Natur ihrer entferntern Ursachen: das fortwährende Schwanken, die Unsicherheit des Blicks, der mit dem Schiffsleben unzertrennlich verbundene üble Geruch, leerer Magen, die Furcht vor der Krankheit selbst u. s. w. Als Mittel gegen die Krankheit hat sich anscheinend bei einem Individuum dieses, bei dem andern jenes bewährt; es sind aber dieser Mittel so viele empfohlen, daß es bei dem Mangel anderer Anhaltepunkte nicht möglich, das richtige, wenn es überhaupt gefunden werden kann, ausfindig zu machen. Die meiste Sicherheit vor und eine Erleichterung in der Krankheit gewährt die horizontale Rückenlage auf einem Bett oder Sopha. Gewohnheit übt auch hier ihre große Gewalt, indem sie bei den meisten Menschen die Empfänglichkeit für die Krankheit abstumpft. Beim Landen oder beim Einlaufen des Schiffs in die Mün-

dung eines Flusses pflegt das Uebel sofort zu verschwinden oder wird doch geringer; bisweilen aber dauern gewisse Empfindungen, namentlich der Schwindel, auch noch längere Zeit auf dem Lande fort. Durch unruhige See wird das Uebel bedeutend gesteigert und sogar bei Personen, welche in der Regel frei bleiben, hervorgerufen. Vgl. Semanas, «Le mel de mer» (Par. 1851).

Seekrieg ist der auf dem Meere geführte Kampf zwischen feindlichen Staaten. Er bedingt eine Seemacht, worunter im weitern Sinne die armirte Kriegsflotte mit ihrer Bemannung und den Marinetruppen sowie auch die Arsenale mit allem Seematerial, die Schiffswerften, Docks, Kriegshäfen, kurz alles gehört, was aus den Hülfsmitteln des Staats für Beschaffung, Erhaltung und Ergänzung der Marine geschaffen wird. Der S. dient gewöhnlich zur Unterstützung des Landkriegs, trägt aber einen ganz eigenthümlichen Charakter. Sein Zweck ist der eines jeden Kriegs: Vernichtung des Feindes. Dazu führt hier der Sieg über die feindliche Flotte und die Benutzung desselben durch Besitznahme oder Zerstörung der feindlichen Hülfsquellen, d. h. der Häfen und Arsenale, wichtigen Küstenplätze, auch wol der überseeischen Besitzungen und Colonien. Aber die Art der Kriegführung wird natürlich durch ganz andere Verhältnisse bestimmt als der Landkrieg. Der Operationsplan richtet sich nach der zu bekämpfenden Macht und den Meeren, welche das Kriegstheater bilden; hier sind die Hindernisse freier Schiffahrt, Untiefen, Klippen, Riffe u. s. w., die klimatischen und Naturverhältnisse der Jahreszeiten, die periodisch waltenden Stürme, Strömungen u. s. w., ferner die Ufer mit ihren Landungsplätzen, Häfen und Fortificationen, also die strategisch wichtigen Punkte zu berücksichtigen. Die genaue Kenntniß des Kriegsschauplatzes wird durch Seekarten (s. d.) und Recognoscirungen, zu welchen einzelne Fahrzeuge ausgeschickt werden, vervollständigt. Dann wird die disponible Flotte vom Oberbefehlshaber (Admiral), um zu den bestimmten Operationen verwendet zu werden, eingetheilt, gewöhnlich in Flottendivisionen, deren eine als Avantgarde der Hauptflotte voraus schifft, während eine dritte dieser zur Reserve dient. Ob die ersten Unternehmungen offensiver oder defensiver (hier zuwartender) Natur sind, ob sie gegen die feindliche Flotte oder gegen einen wichtigen Küstenplatz zu richten, und im letztern Falle, ob Landungstruppen an Bord zu nehmen, um unter dem Feuer der Flotte zum directen Angriff verwendet zu werden, hängt von den Verhältnissen ab. Viele den Landkrieg erschwerende Einflüsse: Terrain, Fortkommen, Verpflegung, Ermüdung u. s. w., fallen zur See weg. Dagegen treten andere, in der Natur des Elements begründete Hindernisse ein. Vertrautsein mit dem Meere, nächst gediegenen nautischen Kenntnissen und guter Kriegserfahrung, ist daher ein Hauptérforderniß für alle Befehlshaber zur See. (S. Seetaktik.) Auch zur See gibt es gewisse Kriegsgebräuche, welche das Seerecht (s. d.) bilden. Dazu gehört unter anderm die Kaperei. (S. Kaper.)

Seekuh oder Lamantin (Manatus), s. Manati.

Seeland (dän. Själland), die größte und wichtigste Insel der Monarchie Dänemark, zwischen dem Kattegat und der Ostsee gelegen, durch den Sund von Schweden und durch den Großen Belt von Fünen getrennt, von Norden gegen Süden $17\frac{1}{2}$ M. lang, 14 M. breit, zählt auf 128 Q.-M. (mit Einschluß von 13 umherliegenden Eilanden, die zusammen nur 3 Q.-M. umfassen) nach dem Census von 1860 eine Bevölkerung von 560510 E. (also 4380 auf 1 Q.-M.), wovon 201303 auf die Hauptstadt Kopenhagen und die übrigen 17 Städte, dagegen 359207 auf das platte Land entfallen. Die Insel hat durch mehr oder weniger tief eindringende Buchten und Fjorde eine bedeutende Gliederung. Es treten vier bis fünf größere Halbinseln hervor, drei im Norden durch den großen Isefjord, den Roeskildefjord und den Sund gebildet, eine im Süden, gegenüber von Möen und ein Ansatz im Osten mit der Landspitze Stevnsklint zwischen der Prästö- und der Kiögebucht. Der höchste Theil der Insel ist der Thybjergsprengel, wo der Ovedrevsbakken bei Vesteregede 386 F., Dysted-Banke 373 und Veierhöien 369 F. Höhe erreichen. Von da senkt sich das Land nach Süden, aber es behält doch bei Vordingborg im Kulsbjerget eine Höhe von 348 F. Nach Osten geht es in die große flache Ebene von Stevn (Stevn-Hed) über, in deren westl. Theile der isolirte Faxökalkhügel 236 F. aufragt. Stevnsklint, des hohen Ufers erhabenster Punkt, ist 116 F. hoch, eine Landmarke der Seefahrer. Die thybjerger Hochebene setzt sich auch gegen Nordwesten fort. Dort ist der Hashöi bei Slotsbergby 289 F. hoch; der südlichste Punkt ist der Klöveshöi, 311 F.; die nördlichsten sind der Mörkemosebjerg, 329, und der Knösen, 298 F. Auch der nordöstl., durch eine flache Heide abgetrennte Theil der Insel ist sehr hügelig. Es erhebt sich hier der Schanzbakken bei Frederiksborg 239 F., und der Maglehöi bei Frederiksvärk 212 F. hoch. Im Nordwesten, wo der Odssprengel abgeht, liegt ein Höhenzug, der sich in der Wetterhöhe 376 F. erhebt. Eine wirkliche Ebene ist die sog. Heide, die im Norden von Roeskilde beginnt und bis Kopenhagen

und Kjöge nach Kallebod-Strand und Amager zieht, eine platte, waldlose Fläche, nicht etwa mit Heidekraut bedeckt, sondern sehr fruchtbar. Ihr ähnlich ist die Ebene im Stevnssprengel. Als Grundlage der Insel ist ein Kreide- und Kalklager zu betrachten, das an verschiedenen Punkten, namentlich an der Ostküste im Stevnsklint zu Tage tritt. Im Nordwesten findet sich die Braunkohlenformation, der Geschiebethon fast überall vor. Seine Strecken, größtentheils aus wellenförmigen Hügeln bestehend, sind ungemein reich an Naturschönheiten, und an Fruchtbarkeit stehen sie nur den Marschen nach. Fast überall tragen sie zerstreut liegende Holzungen, in denen besonders die Buche herrlich gedeiht und neben dieser auch die Eiche. Der Geschiebesand, der im ganzen Norden vorherrscht, bildet mehr zusammenhängende Hügelstrecken. Mehrere Gegenden innerhalb seines Bereichs stehen, obgleich sie einen etwas ernsten Charakter tragen, an Naturschönheiten keineswegs denen des Geschiebethons nach. Der Boden dieser Formation ist minder fruchtbar, dagegen finden sich hier bedeutende Waldungen, namentlich von kräftig entwickelten Eichen. Auch mit Flugsand ist eine nicht unbeträchtliche Strecke im Norden der Insel bedeckt, der jedoch vollkommen gedämpft und mit Bäumen bepflanzt. Im ganzen ist die Insel ein sehr fruchtbares Kornland und hat treffliche Rindvieh- und Pferdezucht. Von den Flüssen ist die 11 M. lange Suus-Aa im Südwesten der größte, theils schiffbar für Prahmen und Boote, theils kanalisirt. Unter den zahlreichen Seen sind zu nennen: der Tiissee ($^3/_8$ Q.-M.), im Nordosten der Furesee ($^1/_4$ Q.-M.), der Arresee ($^3/_4$ Q.-M.) und der Esromsee ($^1/_3$ Q.-M.). Alle Gewässer sind fischreich. Um die Suus-Aa durch den gegen 20 F. hoch liegenden Bavelsesee zu vertiefen, wurde 1812 der Danneskjöldkanal (3 M.) angelegt, der hauptsächlich dazu dient, Kopenhagen aus waldreichen Gegenden Brennholz zuzuführen. Der 1808 angelegte Esromkanal geht von dem Esromsee aus. Der Frederiksvärkkanal, 1716 zur Verhütung der Ueberschwemmungen des Arresees angelegt, treibt die wichtigen Fabriken von Frederiksvärn. Von Kopenhagen führen Eisenbahnen nach Korsör, Roeskilde und Helsingör. — Das dän. Inselstift S. umfaßt, außer der Insel S. und deren Eilande auch die Inseln Möen und Bornholm, zählt auf 143,5 Q.-M. 604115 E. und zerfällt in die sechs Aemter Kopenhagen, Frederiksborg, Holbäk, Sorö, Präftö und Bornholm. Es gehören zu diesem Stift, dessen Bischof Primas des Reichs ist, außerdem die Faröer und Grönland. — S. ist auch der deutsche Name der niederländ. Provinz Zeeland (s. d.). — Bernisches S. heißt die im nordwestl. Theile des schweiz. Cantons Bern, zwischen dem Neuenburgersee und dem Canton Solothurn gelegene Landschaft, welche die Bezirke Erlach, Aarberg, Nidau und Büren umfaßt.

Seele bezeichnet nach dem Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens dasjenige in uns, was wir als eine letzte Ursache den durch den innern Sinn wahrnehmbaren Zuständen des Bewußtseins, des Empfindens und Denkens, Begehrens, Wollens u. s. w. unterlegen. Es wird hierbei vorausgesetzt, daß dieses Princip ein anderes sei als dasjenige, auf welchem man sich die Verdauung, den Blutumlauf sammt den übrigen Functionen des leiblichen oder durch die äußern Sinne wahrnehmbaren Organismus beruhend denkt. Daher erhält das Wort S. eine von dieser verschiedene Bedeutung in denjenigen philos. Systemen, welche einen solchen Unterschied nicht machen, sondern leibliche wie psychische Functionen aus denselben Grundkräften ableiten. Diese gebrauchen das Wort S. in der Bedeutung eines Inbegriffs aller im menschlichen Organismus wirkenden Kräfte, erblicken in den leiblichen Processen ebenfalls Thätigkeiten der S., wenngleich Thätigkeiten niedern Ranges, und werden dadurch genöthigt, nicht nur den Pflanzen und übrigen Naturproducten bis herab zur unbelebten Materie ebenfalls ihren Antheil an einer (freilich unbewußten) psychischen Thätigkeit zuzugestehen, sondern auch das allgemeine Walten physik. Kräfte in der Natur, das Wirken der Elektricität, Wärme u. dgl. als die Theilnahme der Massen an dem Leben einer universellen Weltseele aufzufassen. Mag man nun die S. in dieser letztern oder in jener erstern Bedeutung verstehen, so faßt man sie jedenfalls auf als eine Kraft; im erstern Falle als eine selbständige Kraft von specieller Art, im letztern Falle als die Urkraft des Alls der Dinge selbst, welche in den seelenhaften Erscheinungen auf eine reinere und einfachere Art wirkt als in den zusammengesetztern und verworrenern Phänomenen der physik. Kraftwirkungen. Beiden Ansichten tritt die materialistische entgegen, welche der Seelenkraft keinerlei Art von Selbständigkeit, weder für sich allein noch im größern Zusammenhange der Dinge zugesteht, sondern die S. und alle Kräfte im Weltall für bloße vorübergehende Erscheinungen an den Massen hält. Welche von diesen drei möglichen Grundansichten über die Natur der S. die richtige sei, sucht die Psychologie (s. d.) als empirische, auf genaue Selbstbeobachtung gegründete Wissenschaft zu entscheiden. Im Auge des Psychologen ist daher die S. ein eigenthümliches

Feld erfahrungsmäßiger Beobachtung, nämlich das Feld des innern Sinns als der Beobachtung meines Denkens, Erinnerns u. s. w., im Gegensatz zur übrigen Erfahrung als der Erfahrung durch die fünf äußern Sinne. (S. Sinn.) Sowie der äußere Sinn die Gesetze der materiellen Welt erschließt, so erschließt die innere Beobachtung die Gesetze der Innenwelt oder S. Diesen Gesetzen auf die Spur zu kommen ist aber schwer, und daher hat man sich in Beziehung auf den erfahrungsmäßigen Inhalt der S. lange Zeit mit den oberflächlichsten Bestimmungen beholfen. Sie bestanden darin, daß man den verschiedenen psychischen Thätigkeiten verschiedene Vermögen substituirte, ohne daß man sich gleichwol in Beziehung auf Anzahl und Beschaffenheit derselben einigen konnte. Denn während einige sich begnügten, die S. aus einer erkennenden Kraft als dem Intellect oder Verstand und einer handelnden Kraft als dem Willen bestehen zu lassen, schoben andere ein besonderes Gefühlsvermögen zwischen beide in die Mitte, bis zuletzt die Phrenologie (s. d.) die Anzahl der Seelenvermögen bis auf 30 und darüber steigerte. Aber es ist bei einer schärfern Prüfung wohl zu erkennen, daß man durch diese und ähnliche Annahmen nichts anderes thut, als daß man gewissen Klassen von Ereignissen bloße Namen beilegt, welche nichts erklären. Die Einsicht in die Unbrauchbarkeit der Annahme einer größern oder kleinern Anzahl von Seelenvermögen zur Erklärung der Erscheinungen des geistigen Lebens kann man demnach als ein feststehendes Resultat der Fortschritte betrachten, welche die psychol. Forschung gemacht hat. An dieses negative Resultat knüpft sich das positive, daß es im Felde des innern Sinns ebenfalls, wie in dem des äußern, Gesetze gibt, welche für alle dort vorkommenden Processe ebenso allgemein gelten wie die Gesetze der Schwere und des Stoßes für alle Massenverhältnisse. Es sind dieses zunächst die Gesetze des Beharrens der Vorstellungen und des Verschmelzens aller gleichen und ähnlichen Bestandtheile in denselben. Eine genauere Erforschung dieser Gesetze lehrt, daß die Thätigkeiten der S. sich nicht allein auf dasjenige erstrecken, was im Bewußtsein vor sich geht, sondern daß ein noch weit größerer Theil derselben sich im Unbewußten vollzieht, daß daher die Verbindung zwischen den psychischen und leiblichen Kraftsystemen sich nicht blos auf die wenigen Orte im Gehirn beschränken darf, an denen das Bewußtsein zur Erscheinung gelangt, sondern viel wahrscheinlicher eine völlig allgemeine ist, sodaß alle lebendigen Organe ihre eigenthümliche Verbindung mit psychischen Trieben haben, welche belebend auf dieselben einwirken, sowie sie auch wieder von ihnen gegenwirkende Einflüsse empfangen. Daher jeder heftige Affectenwechsel in der S. Veränderungen der leiblichen Säfteerzeugung und Säfteabsonderung als unmittelbare Folgen nach sich zieht, sowie jedes Befinden des Leibes sich in den psychischen Gemeingefühlen und Stimmungen unmittelbar abspiegelt. Aus diesem Grunde stehen Störungen und Hemmungen der leiblichen Functionen mit denen der psychischen in enger Wechselwirkung, und zwar einestheils im sympathischen, anderntheils im antagonistischen Consensus. Doch tritt wirkliche Seelenstörung immer erst ein, wenn die höhern Systeme des Seelenlebens, nämlich die besonnene Ueberlegung und das auf ihr beruhende freie Wollen in entschiedene Mitleidenschaft gezogen werden. (S. Geisteskrankheiten.)

Seelenheilkunde oder (griech.) Psychiatrie ist eine erst der neuern Zeit angehörige Wissenschaft. Früher betrachtete man die Geisteskranken als von bösen Geistern besessen, die man austreiben müsse. Noch später behandelte man vielfach die Irren nicht viel besser als Verbrecher, warf sie ins Gefängniß, mishandelte sie, machte sie zum Gegenstand einer rohen und grausamen Verhöhnung. Erst mit der höhern Würdigung des Menschen und seiner Rechte sowie mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften verfolgte man in der Behandlung von Geisteskranken humanere und richtigere Grundsätze, indem man sie als unzurechnungsfähige Kranke betrachtete, deren Heilung man erstreben, die man vor Schaden bewahren, und deren Gefährlichkeit man verhüten müsse. Man geht zunächst an die Beseitigung der die Störung veranlassenden und nährenden Verhältnisse, soweit dies überhaupt ausführbar ist. Das erste und eins der wichtigsten Erfordernisse, auf welche jeder Arzt energisch dringen muß, ist demnach die Entfernung des Kranken aus seiner bisherigen Umgebung. Der Geisteskranke muß daher nach dem Auftreten der ersten Krankheitserscheinungen sobald als möglich in einer Heilanstalt untergebracht werden. Es hat sich ergeben, daß nur dann die Aussicht auf die Genesung vorhanden bleibt, während Kranke, bei welchen diese Versetzung nicht geschieht, immer mehr verfallen und zuletzt unheilbar werden. Nur sicher unheilbare, aber ungefährliche Kranke können außerhalb einer Anstalt leben, wiewol ihre Unterbringung in eine solche immerhin erwünscht bleibt. Bei der Behandlung der Geisteskranken ist ein eigentlich medic. Verfahren, die Verabreichung von Arzneien u. dgl. ohne Erfolg, und nur unter gewissen Umständen kann dies in beschränktem Grade zur Anwendung kommen. Dagegen sucht man die Kranken von ihren krankhaften Vorstellungen abzubringen, in-

dem man ihnen eine ihrem Zustande angemessene Beschäftigung ertheilt. In großen öffentlichen Anstalten verrichten die Kranken, wenn es thunlich ist, leichte Feldarbeit, oder sie arbeiten in einer Werkstatt u. dgl. Unterhaltungsmittel, wie Musik, Theater u. s. w., finden nur eine sparsame Verwendung, weil sie nur so wohlthätig anregen, während ein Uebermaß leicht schädlich wirkt. Aufgeregte Kranke dagegen werden unter Verhältnisse gebracht, unter denen sie sich und andern keinen Schaden zufügen können. Man verwahrt sie in Zimmern, in denen sie sich nicht beschädigen können, wendet aber Zwangsmittel (Zwangsjacke, Zwangsstuhl) sehr sparsam an (System des no-restraint); Züchtigungen kommen nie vor. Völlig verfallene blödsinnige Kranke werden einfach verpflegt. Für die Heilung und Verpflegung der Geisteskranken bestehen besondere Heilanstalten und Pfleganstalten, in welche man die Kranken je nach ihrem Zustande vertheilt. Allenthalben unterhält der Staat diese Anstalten, aber auch von Aerzten geleitete private Irrenanstalten bestehen in Menge. Neuerdings hat man Versuche mit sog. Irrencolonien gemacht, die entweder für sich (Gheel in Holland) bestehen oder mit größern Heilanstalten verbunden sind. Die Kranken wohnen hier auf dem Lande unter Verhältnissen wie in der Familie und werden zur Verrichtung allerlei häuslicher und Feldarbeit angehalten. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Colonien hat man noch keine endgültigen Resultate erlangt. Der Aufschwung der S. datirt vom Ende des 18. Jahrh., wo namentlich Pinel seine humanen Bestrebungen geltend machte. Chiari in Italien, Arnold und Crichton in England, Weickard, Hoffbauer und Reil in Deutschland folgten, und bald zeigten sich auch die Staatsregierungen zur Errichtung neuer und zur bessern Einrichtung der vorhandenen Irrenanstalten (s. d.) geneigt. Hierdurch wurde zugleich das Interesse an der durch jene Aerzte begründeten Wissenschaft geweckt, und Männer wie Cox, Haslam, Wright und Combe in England, Esquirol, Pariset und Georget in Frankreich, Horn, Langermann, Heinroth, Nasse, Jacobi, Amelung, Bird und Friedreich in Deutschland, Gualandi in Italien und viele andere förderten ihre Ausbildung mit einem solchen Eifer, daß sie sich gegenwärtig mit vollem Rechte den übrigen medic. Doctrinen an die Seite stellen darf. Von den neuern Irrenärzten verdienen unter andern genannt zu werden: Damerow (s. d.) und Schroeder van der Kolk; ferner Roller in Illenau, Griesinger und Laehr in Berlin, Nasse in Sieburg, Hofmann in Frankfurt a. M., Schlager in Wien, Czermak in Brünn, Solbrig in München.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenmesse heißt in der kath. Kirche diejenige Messe, welche für die im Fegfeuer schmachtende Seele eines Gestorbenen gehalten wird, um sie aus dem Orte der Qual zu befreien oder doch wenigstens ihre Qualen zu verkürzen. Die Entstehung und Ausbildung der S. beruht auf der Entstehung und Ausbildung der Lehre vom Abendmahle als wirklichem Opfer sowie der Lehre vom Fegfeuer. (S. Messe.)

Seelenverkäufer oder Zettelverkäufer hießen jene berüchtigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Mäkler, welche Matrosen oder Soldaten zum Dienste in den Colonien und namentlich für die Ostindische Compagnie anwarben, sie bis zur Ablieferung unterhielten und dabei für jedes Individuum einen auf 150 Fl. lautenden Schuldzettel erhielten, die ihnen, wenn der Verkaufte am Leben blieb, ausgezahlt wurden, nachdem man sie diesem an seinem Lohne abgezogen hatte. Die S. aber verhandelten diese sog. Transportzettel meist um sehr niedrigen Preis an Kapitalisten, und so wurde sowol mit diesen Zetteln wie mit den sog. Monatszetteln, in denen die Verkauften ihren Hinterlassenen in Europa von ihrem Lohne jährlich einige Gulden auszahlen zu lassen sich anheischig machten, schmählicher Wucher getrieben.

Seelenwanderung heißt die vermeintliche Wanderung der menschlichen Seele durch verschiedene thierische oder menschliche Körper. Der Grund für diese uralte Ansicht beruht auf dem religiösen Glauben an Wechselwirkung und Verwandtschaft aller lebendigen Wesen und an eine allmähliche Reinigung und Rückkehr der geistigen Individuen zu dem gemeinschaftlichen Urquell. Damit hängt auch der Glaube an ein Dasein der Seele vor der Geburt auf Erden (Präexistenz) zusammen. Denn das irdische Leben ist nach dieser Ansicht nur ein Punkt in der Kette von Zuständen, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen hat, um endlich in seinen Schos zurückzukommen. Die Brahmanenlehre der alten Indier, in der sich die ersten Spuren dieses Glaubens zeigen, stellt die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch bösartige und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der Läuterung dar, womit auch die Schonung der Thiere bei den Indiern zusammenhängt. Auch die Buddhisten nehmen eine Seelenwanderung an. Die Geheimlehre der ägypt. Priesterkaste nahm einen nothwendigen Kreislauf von 3000 J. an, den jede Seele nach dem Tode, die Körper aller Thiergattungen durchlaufend, vollenden müsse, ehe sie in den Menschenkörper zurückkehre und in den Wohnungen der Seligen anlange. Wahr-

scheinlich von den Aegyptern empfingen die Griechen den Glauben an die Seelenwanderung, welche sie Metempsychosis, d. i. Seelenwechsel, und Metensomatosis, d. i. Körperwechsel, nannten. Als die ersten Männer, welche sie bei den Griechen annahmen, werden Pythagoras und sein angeblicher Lehrer Pherecydes namhaft gemacht. Es sollte der Geist des Pythagoras selbst schon zum vierten mal auf Erden gewesen sein. Doch beruht dieses alles auf spätern Berichten. Empedokles nahm eine Wanderung der Seele selbst in Pflanzenkörper an. Die griech. Mysterien kleideten die S. in anziehende Mythen ein, welche den Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstellen, und auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Die griech. Dichter und Philosophen haben diese Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar, Orphischen Lehren sich anschließend, läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schos der Gottheit auf 10000 J. aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Er trägt dies auf mythische Weise vor; die Neuplatoniker aber scheinen es eigentlich genommen zu haben. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. Aristoteles verwarf sie, weil sie voraussetzt, daß die Seele sich zu bestimmten Körpern gleichgültig verhalte. Die Rabbinen malten die Lehre von der S. in einer ihnen eigenen Manier aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, solange es Juden gebe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, am Auferstehungstage aber alle geläutert sein und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des Gelobten Landes aufleben würden. Die christl. Sekte der Manichäer betrachtete die S. ebenfalls als Bußmittel; aber die christl. Kirche hat sie stets bestritten. Auch die alten Italiener, die celt. Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten diesen Glauben, und die heidnischen Nationen des östl. Asien, die kaukas. Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrik. Neger haben ihn noch, obschon mit mancherlei Aenderungen. Eine Folge desselben war bei vielen Völkern die Verehrung gewisser Thiere und die Scheu vor dem Genusse ihres Fleisches.

Seelöwe, s. Robben.

Seemächte oder Seestaaten heißen diejenigen Staaten, welche in ihren befestigten Häfen zum Schutz ihres Handels und ihrer überseeischen Besitzungen eine Kriegsflotte aufbieten können, oder auch solche Staaten, deren maritime und coloniale Macht ihre Bedeutung auf dem Festlande weit überragt. In diesem Sinne waren früher Venedig, Genua und Holland S. zu nennen; ihre Bedeutung ist aber längst durch andere verdrängt. Unter den gegenwärtigen Staaten Europas nimmt Großbritannien den ersten Rang als Seemacht ein. Durch seine Insellage, seine Colonialmacht und seine Kriegsflotte, wozu eine tüchtige seemännische Tradition und ein trefflicher Stoff an guten Matrosen kommt, hat es diesen Vorrang erlangt. Als Seemacht ersten Rangs steht der britischen durch die Lage des Landes, den Reichthum der Hülfsmittel und den kühnen Unternehmungsgeist nur die der Vereinigten Staaten von Amerika nahe. Von den europ. Staaten reihen sich die Mächte Frankreich und Rußland zunächst an die britische an. Nur ist Frankreich, obwol vortrefflich gerüstet, zugleich zu sehr Landmacht und zu wenig Colonialstaat, um mit England auf gleicher Linie zu stehen. Rußland hat eine zahlreiche Ausrüstung, aber die Beschaffenheit der Meere, die es umgeben, namentlich der nordischen, beschränkt seine maritime Bedeutung ebenso sehr wie der mangelhafte Stoff der Bemannung. Der 1854 ausgebrochene Krieg zwischen Rußland und den westlichen S. bewies schon im Beginn, daß Großbritannien die lange Friedenszeit eifrig benutzt hatte, um an Größe und Trefflichkeit der Ausrüstung, namentlich durch Benutzung des Dampfs und der Schraubenschiffe, seinen Vorrang zu behaupten. Als S. zweiten Rangs sind Italien, Oesterreich, Spanien, Holland und die Türkei zu betrachten. Deutschland, durch seine Lage und seinen ausgebreiteten Seehandel dazu aufgefordert, machte 1848 einen Versuch in diese Reihe einzutreten, der in Anbetracht der damaligen Verhältnisse und der Kürze der Zeit wenigstens der Nation keine Unehre brachte. Dieser erste Stamm einer deutschen Kriegsflotte fiel aber der Restaurationspolitik und dem particularistischen Hader zum Opfer. Dagegen machte Preußen bescheidene Anfänge, eine Kriegsflotte zu gründen, um allmählich in die Reihe der S. zweiten Rangs einzutreten. Nach der Gründung des Norddeutschen Bundes (1866) ging es mit mehr Energie an die Herstellung einer Bundesflotte.

Seemann (Berthold), Reisender und Naturforscher, geb. 28. Febr. 1825 zu Hannover, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich schon frühzeitig dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik und Anthropologie. Bereits 1846 wurde er

von der brit. Admiralität als Naturforscher der Expedition des Herald beigegeben, welcher mit Aufnahmen im Großen Ocean beschäftigt war. Im August desselben Jahres schiffte sich S. in England ein, besuchte Madeira und Westindien und ging dann von Chagres über den Isthmus nach Panama. Da der Herald noch nicht eingetroffen war, fand er hinreichend Muße zur planmäßigen Durchforschung des damals noch wenig bekannten Isthmusgebiets. Er sammelte nicht nur viele neue Pflanzen und Thiere, sondern fand auch merkwürdige Alterthümer in Veraguas auf. Seit Anfang 1848 besuchte er vom Herald aus zuerst die Anden von Peru und Ecuador, dann mehrere Staaten des westl. Mexico. Während der folgenden Jahre machte er mit dem Herald drei Expeditionen durch die Behringsstraße nach den arktischen Meeren und sammelte während derselben das Material zu einer vollständigen Flora des äußersten Nordwesten von Amerika sowie für die Ethnographie der Eskimos. 1850 kehrte S. mit dem Expeditionsschiff über die Sandwichinseln, Hongkong, Singapore, Capstadt, St.-Helena und Ascension nach Europa zurück und traf im Juni 1851 wieder in London ein. Er berichtete zunächst über seine Reisen in dem Werke «Narrative of the voyage of H. M. S. Herald and three cruises to the arctic regions in search of Sir John Franklin» (Lond. 1852), das auch in deutscher Sprache erschien (2 Bde., Hannov. 1853; 2. Aufl. 1858), und bearbeitete dann die botan. Ergebnisse in einem Prachtwerke (Lond. 1852—57), durch welches S. zu Alexander von Humboldt in nähere Beziehungen kam. Inzwischen hatte er 1853 die botan. Zeitschrift «Bonplandia» gegründet, die erst in Hannover, seit 1863 aber in London als «Journal of Botany» erschien. Im Febr. 1860 ging S. über Aegypten und Mauritius abermals nach der Südsee, besuchte zunächst Sidney und Melbourne, wandte sich aber dann nach den Fidschi-Inseln, die er im Auftrage der engl. Regierung nach allen Seiten hin durchforschte. Nach der Rückkehr veröffentlichte er zunächst das interessante Werk «Viti, an account of a government mission to the Vitian or Fijian Islands» (Lond. 1862), welchem dann die «Flora Vitiensis» (Lond. 1862 fg., mit 100 Tafeln) folgte. Nachdem S. 1864 im Auftrage einiger franz. und holländ. Kapitalisten einen Theil von Venezuela bereist, wandte er sich 1865 wiederum nach Centralamerika, wo er namentlich Nicaragua durchforschte und die Javali, die reichste Gold- und Silbermine des centralen Amerika, ankaufte. Im Sommer 1866 kehrte S. zwar nach Europa zurück, doch ging er im Spätherbst desselben Jahres abermals nach Nicaragua, um daselbst die erwähnte Mine in Besitz zu nehmen und dieselbe auf sechs Monate als provisorischer Director zu verwalten. Nach seiner Ankunft in England (Juni 1867) gab er das Werk «Dottings of the roadside» (Lond. 1868) heraus, eine Erweiterung der brieflichen Berichte, die er über seine Reisen an das «Athenaeum» gerichtet hatte. Von S.'s übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Die in Europa eingeführten Akazien» (Hannov. 1852), die treffliche «Popular history of the palms» (Lond. 1856; deutsch von Bolle, Lpz. 1857; 2. Aufl. 1863), die Erläuterungen zu Hartinger's «Paradisus Vindobonensis» (Wien 1847 fg.), «The popular nomenclature of the American flora» (Hannov. 1851), «The history of the Isthmus of Panama» (2. Aufl., Panama 1867).

Seemeile, s. Meile.

Seenesseln, s. Akalephen.

Seeotter (Enhydris) bildet unter den Raubthieren eine eigene Gattung und den Uebergang von der Fischotter, welcher der Schädel und die Bezahnung gleicht, zu den Robben, welchen der lange runde Körper und die nach hinten gerichtete Stellung der Schwimmfüße ähnelt. Die S. unterscheidet sich ferner durch die kleinen Vorderfüße mit kurzen verwachsenen Zehen, einen ziemlich kurzen Schwanz, stumpfe Schnauze und oben vier, unten fünf Backenzähne. Man kennt nur eine Art, die edle S. (E. marina), welche einen cylindrischen Körper, runden Kopf, tutenförmig eingerollte Ohren hat und ohne den 10—12 Zoll langen Schwanz $3^1/_2$—4 F. lang wird. Sie bewohnt das Meer hauptsächlich an der Nordküste Amerikas von Californien bis zum Behringsmeer und wird wegen ihres kostbaren Pelzes gejagt, der ungemein fein, schwarzbraun, selten gelb und einer der theuersten im Handel ist. Jedoch erreicht jetzt der Fang der S. keine bedeutende Höhe mehr, da das Thier beinahe ausgerottet ist. Das Weibchen wirft nur ein Junges. Die Nahrung besteht in Fischen und Schalthieren.

Seepferdchen (Hippocampus) heißen kleine, ringsum gepanzerte Meerfische mit langvorgezogenem, pferdeähnlichem Kopfe und knotigem, flossenlosem, meist eingerolltem Schwanze. Ihre im Nacken liegenden Kiemen sind büschelförmig; die Männchen brüten die Eier in einer besondern, an der Schwanzwurzel angebrachten Bruttasche aus. Sie schwimmen aufrecht durch wirbelnde Bewegung der kleinen Rückenflosse. Früher brachte man sie häufig getrocknet als Merkwürdigkeit, jetzt sieht man sie nicht selten lebend in Aquarien.

Seeprotest oder **Verklarung** nennt man die aus dem Schiffsjournal entnommene Darstellung des Hergangs einer Haverei (s. d.), welche nach der Ankunft am Bestimmungsplatze der Schiffsführer geben und sammt seiner Mannschaft eidlich erhärten muß. Der S. bezweckt, das Verfahren des Schiffers zu rechtfertigen und zugleich den Beweis und die Rechnungslegung gegenüber dem Rheder und den an der Ladung Betheiligten zu bilden, unter anderm also auch einen sich etwa später an der Ladung vorfindenden Schaden diesen allein zur Last zu legen und den Schiffsführer von jedem Verdacht einer Fahrlässigkeit zu reinigen. Wenn der Schiffer unterwegs in einen Nothhafen eingelaufen ist, so muß er schon hier eine Aussage vor der Obrigkeit leisten, welche bisweilen gleichfalls S. genannt wird. Der S. ist in Havereifällen ein unumgänglich nöthiges Document.

Seeräuberei oder **Piraterie** unterscheidet sich von der Kaperei (s. **Kaper**) dadurch, daß erstere von Freibeutern, Korsaren und Piraten unter willkürlicher Flagge aus eigener Macht gegen jedermann ausgeübt, letztere dagegen den Privaten und Rhedern von einer kriegführenden Macht gegen die ihr feindliche, den Seegesetzen gemäß, durch ein Patent erlaubt wird. Die S., häufig ein Erzeugniß langwieriger Seekriege oder innerer Unordnung in Seestaaten, hat ihren Sitz meist in inselreichen Meeren und an buchtenreichen Küsten. Eine Art von Berühmtheit als Seeräuber erlangten im Alterthume die cilicischen und andere Seeräuber im Mittelländischen Meere, welche Pompejus 67 v. Chr. unterdrückte; dann die normann. Seeräuber vom 8. bis 11. Jahrh.; die nordafrik. Seeräuber bis in die neuere Zeit; die Flibustier (s. d.) in Westindien; die griech. Seeräuber im Meere um Griechenland, die bis 1828 ihren Hauptschlupfwinkel zu Karabusa auf Kreta hatten; die westind. und südamerik. Seeräuber, die durch den Krieg des span. Amerika gegen das Mutterland erzeugt wurden; die persischen und indischen im Persischen Meerbusen, die dem indischen Handel vielen Abbruch thaten; die malaiischen Freibeuter im Ostindischen Archipelagus, die jetzt fast noch die einzigen, systematisch in eigenen Raubstaaten ihr Gewerbe treibenden und dabei höchst gefährlicher Art sind; endlich die chinesischen, die namentlich in neuester Zeit seit den Bürgerkriegen in China ihr Gewerbe mit besonderer Frechheit treiben, und deren Unterdrückung den Kriegsschiffen der civilisirten Seemächte trotz aller Anstrengung bisjetzt nicht gelungen ist. S. wird gewöhnlich auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Seerecht nennt man den Inbegriff der Gesetze, die sich auf Schiffahrt und Seehandel beziehen und sowol die privatrechtlichen Verhältnisse zwischen den Eigenthümern des Schiffs, dem Kapitän und den Befrachtern, die Beschädigungen des Schiffs und der Ladung, die Bodmerei und die Versicherungen, als auch das Staats- und Völkerrecht umfassen, welches wegen der Kaperei hier tiefer als in andern Beziehungen in das Privatrecht eingreift. Für die Verhältnisse der Staaten zueinander gibt es keine gesetzgebende Gewalt, sondern nur Grundsätze des natürlichen Rechts. Jede Seemacht kann daher hierin so weit gehen, als ihre Kräfte reichen, die Beschränkungen, welche sie andern auflegt, oder die Befreiungen, welche sie selbst für sich in Anspruch nimmt, mit Gewalt durchzusetzen. Eigentlich befand sich ganz Europa seit Cromwell mit England über das S. in einem Streite, der bei einem jeden Seekriege von neuem ausbrach. Die hauptsächlichsten Aufstellungen Englands waren: daß 1) die Neutralen nicht berechtigt, den Feinden Kriegsbedürfnisse, die man in einem sehr ausgedehnten Begriffe nahm, zuzuführen; daß sie 2) nicht befugt, unter ihrer Flagge Eigenthum der Feinde zu transportiren, vielmehr feindliches Gut auch auf neutralen Schiffen weggenommen werden könne, also daß die Flagge nicht die Ladung decke; daß 3) die kriegführenden Mächte ganze Küsten in Blokadestand setzen, d. h. alle Communication zur See dahin untersagen könnten, und 4) daß die kriegführenden Mächte berechtigt seien, die Schiffe der Neutralen zu visitiren. Diesem Ansinnen Englands wurde von seiten Rußlands die bewaffnete Neutralität, von seiten Frankreichs das Continentalsystem (s. d.) entgegengesetzt, doch eins so wenig als das andere durchgeführt. Es ruhten nun wieder bis in die neuere Zeit diese Fragen, welche in England durch den vieljährigen Richter der Admiralität, Sir Will. Scott, auf die höchste Spitze getrieben waren. Erst durch den Krieg, welcher 1854 zwischen den Westmächten (England und Frankreich) und Rußland ausbrach, kam der Gegenstand aufs neue zu vielseitiger Erörterung. Die brit. Regierung ihrerseits erklärte wieder ausdrücklich, daß das Eigenthum, welches die im feindlichen Lande Angesessenen oder Etablirten (mögen diese nun durch Geburt Feinde, Neutrale, Verbündete oder Mitunterthanen des eigenen Staats sein) aus Feindesland ausführen, in allen Fällen als Feindesgut und mithin als rechtmäßige Kriegsprise behandelt werden solle, wenn es auch an Bord eines neutralen Schiffs geladen sei. 1856 wurde durch die sog. Pariser Declaration, der Frankreich, England Rußland, Preußen und die meisten übrigen europ. Seestaaten beitraten, eine mehr humane Grundlage für

das S. zu schaffen versucht, indem man die Privatkaperei für aufgehoben erklärte. Doch lehnten die Vereinigten Staaten von Amerika die Annahme der Declaration ab, weil sie als Bedingung ihres Beitritts die Beseitigung aller Wegnahme feindlichen Privateigenthums mit Ausnahme von Kriegscontrebande hinstellten, eine Forderung, die hauptsächlich an dem Widerstande Englands scheiterte. Die Declaration erhielt dadurch einen sehr fraglichen Werth, obwol seitdem die Mehrzahl der Seemächte unverkennbar dahin strebte, die amerik. Auffassung zur internationalen Geltung zu bringen. Man darf deshalb eine baldige Neugestaltung des S. erwarten. Das älteste Seegesetz, welches allen S. zu Grunde liegt, ist die Lex Rhodia, die aus dem Alterthume stammenden Gesetze für die Insel Rhodus. Aus dem Mittelalter sind die Seegesetze von Oléron in Frankreich, das Consolato del mare, die Seegesetze Barcelonas aus dem 13. Jahrh., die flandrischen S. von Damme, das amsterdamer S. aus dem Anfange des 14. Jahrh., das S. von Wisby aus dem 13. Jahrh., das hamburger Schiffsrecht von 1270 und das lübecker von 1299 und aus der neuern Zeit die niederländ. Ordonnanz Kaiser Karl's V. von 1549 und vorzüglich die franz. Ordonnance maritime von 1681. Um die wissenschaftliche Bearbeitung des S. haben sich in England verdient gemacht Reddie und Abbott, in Frankreich Pardessus, Boulay-Paty, Beaussant, Bravard-Veyrières und Cauchy, in den Niederlanden Abbink, in Italien (außer den veralteten Werken von Azuni und andern) Plantanida und Lucchesi-Palli, in Nordamerika die Juristen Story, Kent und Wheaton, unter den Deutschen endlich Jacobsen («S. des Friedens und Kriegs», Altona 1815, und «Englisches S.», Hamb. 1805), in neuester Zeit besonders Kaltenborn («Grundsätze des praktischen europäischen S.», 2 Bde., Berl. 1851), Nizze («Allgemeines S.», Rostock 1857), Soetbeer u. a. Die vollständigste Sammlung der ältern Seegesetze (bis 1700) ist Pardessus' «Collection des lois maritimes antérieures» (6 Bde., Par. 1829—45).

Seerose, s. Nymphaea.

Seescheiden, s. Ascidien.

Seeschlacht, s. Seetaktik.

Seeschlangen (Hydrina) heißen giftige, in den indischen Meeren vorkommende Schlangen von 3—5 F. Länge, die sich von allen übrigen Schlangen durch einen seitlich zusammengedrückten Ruderschwanz unterscheiden. Außer diesen geht aber eine, vielfach von Augenzeugen eidlich verbürgte Sage über ein fürchterliches Schlangenungethüm vom Umfange einer Tonne, mehrern hundert Fuß Länge, Augen wie Teller und einer am Kopfe anfangenden mähnenartigen Flosse, das an den Küsten Norwegens und im Ocean, besonders häufig aber im Moldefjord gesehen worden sein soll. Da noch nie ein Thier dieser Art oder nur etwas Aehnliches gefangen oder getödtet oder auch nur Theile eines solchen gefunden wurden, so haben die Naturforscher die Zeugenaussagen entweder auf hintereinander schwimmende Delphine oder auf große Fische bezogen, namentlich den sog. Heringskönig, der aber nur eine Länge von 6—8 F. erreicht.

Seesoldaten dienen auf Kriegsschiffen nicht nur als Musketiere, um das Kleingewehrfeuer in der Schlacht zu unterhalten, die Sicherheits- und Ehrenposten zu besetzen und bei Landungen als Infanterie zu dienen, sondern sie haben auch die Geschütze mit zu bedienen und bei der Regierung der Segel da zu helfen, wo nicht seemännische Geschicklichkeit, sondern nur physische Kraft nöthig ist. Die S. sind in Bataillone und Regimenter formirt, stehen an Bord aber unter dem Befehle des Schiffscommandanten. Die Offiziere der S. bedürfen keiner nautischen Ausbildung. Auf der russ. und franz. Marine gibt es keine S. Ihre Dienste werden durch Matrosen versehen, welche Einrichtung für die Einheit des Dienstes sehr vortheilhaft ist.

Seesterne (Asteroidea) machen eine Ordnung der Stachelhäuter oder Echinodermen aus, bewohnen nur das Meer und besitzen einen platten, fünfeckigen oder am häufigsten in 5—20 Strahlen mehr oder minder tief sternförmig getheilten Körper. Die Haut ist ziemlich dick und enthält meist warzige und stachelige Kalkplatten. Auf der Bauchseite steht in der Mitte der meist fünfeckige Mund, von welchem aus Kiemen in die Arme ausstrahlen, welche dicht mit Saugfüßchen (Ambulacren) besetzt sind. Der Mund führt in einen weiten Magensack, der Blindsäcke in die Arme sendet. Selten nur findet sich ein After auf der Rückenseite. Die Beute, wie Weichthiere, Kruster und selbst kleine Fische, wird von Hunderten von Saugfüßen umstrickt und festgehalten und die harten Schalen derselben werden durch den Mund wieder ausgestoßen. Die eigentlichen S. kriechen meist sehr langsam mittels Ansaugen der Saugfüßchen, sodaß sie selbst an den senkrechten Wänden von Glasgefäßen hinaufklettern können. Die Fortpflanzung erfolgt durch Eier. Sie finden sich über alle Meere verbreitet, bringen aber dem Menschen keinen Nutzen; einige kommen versteinert vor. Man unterscheidet drei Hauptgruppen: die eigentlichen

S. (Asterias), bei welchen die Arme Fortsetzungen der Körperscheibe mit Furchen und Saugfüßchen auf der Unterseite bilden. Die zahlreichen Arten werden an allen europ. Seeküsten sehr häufig gefunden und in manchen Gegenden in solcher Menge, daß sie zur Düngung der Felder benutzt werden. Ferner die Schlangensterne (Ophiurae); sie haben gegliederte, einfache Arme ohne Saugfüßchen, welche sie nach allen Seiten bewegen und krümmen können. Werden sie angefaßt, so werfen sie einen oder mehrere Arme freiwillig ab, die aber bald wieder reproducirt werden. Ihre Arten sind besonders in den nordischen Meeren häufig. Bei den Medusensternen (Euryalae) sind die Arme mehrmals gabelig getheilt, ja bei einigen Arten des Indischen Ocean geht die Zertheilung so weit, daß sie bis zu 80000 Gliedern ansteigt. Diese wegen ihres wunderlichen Aussehens oft für schädlich und giftig gehaltenen Thiere galten sonst als naturhistor. Seltenheiten.

Seestücke nennt man Gemälde, welche die Darstellung der See zum Gegenstande haben. Die See- oder Marinemalerei bildet einen Zweig der Landschaftsmalerei und läßt gleich dieser die verschiedenste Art der Auffassung zu, indem man zunächst das Meer an und für sich in seinem elementaren Walten, sei es in ruhiger Windstille, sei es im Stürmen der aufgeregten Wogen, ins Auge faßt. Daß hier der Wechsel der Beleuchtung, der Tageszeiten, der Zonen eine ähnlich reiche Stufenleiter von Nuancen hervorbringt, wie bei der Landschaft, ist selbstverständlich. Sodann aber wird die See in ihrer Verbindung mit dem Menschen, den sie trägt, gegen den sie sich empört, der gegen sie oder auf ihr gegen seinesgleichen kämpft, dargestellt. Als im 17. Jahrh. die Landschaftsmalerei in allen europ. Malerschulen hervortrat, bildete sich bei den Holländern, denen die See die zweite Heimat, die Marinemalerei als Nebenzweig aus. Joh. van de Capelle, Bonaventura Peters, Willem van de Velde sind die ersten vorzüglichen Künstler dieses Gebiets. Der letztere cultivirte die Marinemalerei in ihrem weitesten Umfange und malte auch Seeschlachten. Bekannter, obwol nicht bedeutender, ist Ludolf Backhuysen, der sowol die leichtbewegte heitere See als auch die Seestürme in hochpoetischer Auffassung zu geben wußte. Auch der große Jakob Ruisdael hat diesen Zweig der landschaftlichen Kunst mit Erfolg behandelt. Meer und Flüsse mit dem lebendigen Getümmel des Hafentreibens schilderten Joh. Lingelbach, Abr. Stock u. a. Unter den Neuern sind zu nennen bei den Holländern: die beiden Linnig, Hulk, (Water-)Koekkoek, A. Schelfhout, die beiden Schotel, Louis Meyer, Jacobs u. a.; bei den Deutschen: Krause, Weiß, L. Hermann, Schmidt, Weber, Eschke in Berlin, A. Achenbach, Hünten in Düsseldorf, K. Baade in München, Malbye in Hamburg; bei den Franzosen: Gudin, Le Poittevin, Barry, Mayer; bei den Engländern: Stanfield, Calcott, E. W. Cooke, Duncan; bei den Skandinaviern: E. F. Sörensen, Larsen; bei den Russen: Aiwazowski.

Seetaktik ist die Verwendung der Schiffe zum Kriegszwecke, zum Siege. Dieselbe gibt für einzelne Schiffe an, wie sie auf feindliche Fahrzeuge Jagd machen, diesen ausweichen oder sie bekämpfen sollen; sie ordnet die Aufstellung von Abtheilungen oder ganzen Flotten an und bestimmt die Bewegung derselben, Seemanövers. Außerdem lehrt sie den Waffengebrauch, das Seegefecht, welches fast ausschließlich Feuergefecht durch Geschütze ist. Zum Kampfe mit der blanken Waffe kommt es nur beim Entern, das jedoch gegenwärtig, bei der großen Vervollkommnung der Feuerwaffen, sehr selten zur Anwendung gelangt. Das Feuer der Geschütze wird hauptsächlich auf den Rumpf der Schiffe in und unter der Wasserlinie gerichtet, um die bewegende Kraft (Dampfmaschine) zu zerstören und den Feind zum Sinken zu bringen. Bei Enterungen werden auch wol Kartätschen angewandt, und es beginnt das Kleingewehrfeuer der hinter Deckungen aufgestellten Mannschaften, welches durch Schützen in den Marsen unterstützt wird, die auf Offiziere und die Leute am Steuerruder schießen. Muß ein Schiff sich ergeben, so holt es seine Flagge nieder; es wird sofort in Besitz genommen. Seit Einführung der Panzerschiffe sucht man den Feind nicht allein durch Geschützfeuer, sondern auch durch Anrennen mit einem am Bug unter Wasser befindlichen und sehr stark gebauten eisernen Sporn zu versenken, wie dies in der Schlacht von Lissa (1866) österreichischerseits mit dem ital. Panzerschiffe Rè d'Italia geschah. — Die Seeschlacht ist der Kampf von Flottenabtheilungen oder ganzen Flotten gegeneinander. Die Aufstellung dazu wird gewöhnlich in zwei Treffen genommen, von denen das erste die Schlacht eröffnet, das zweite zur Unterstützung dient. Signale durch Flaggen vom Admiralschiffe aus leiten den Kampf, soviel es der Pulverdampf erlaubt, andere durch Sprachrohr oder Instrumente würden im fortwährenden Kanonendonner nicht verstanden werden. Ueberhaupt sind Signale nur in wichtigen Momenten nothwendig. Denn mehr oder minder kämpft jedes einzelne Schiff in taktischer Selbständigkeit und hat nur die augenblicklichen Vortheile, die sich ihm bieten, und die Gelegenheit, mit den nächsten Schiffen gemeinschaftlich zu handeln, wahrzunehmen. Ueberflügelungen, Durchbrechen der feindlichen

Schlachtlinie, Anrennen der feindlichen Schiffe sowie geschicktes Manövriren und überlegene Artillerie führen zum Siege. Dieser muß durch Verfolgung benutzt werden, um so viele feindliche Fahrzeuge wie möglich zu nehmen oder in den Grund zu bohren. Einer eigenen Niederlage weicht die Flotte durch rechtzeitigen, geschickten Rückzug aus, oder sie sucht, wenn sie geschlagen ist, durch Schnelligkeit wenigstens möglichst viele Schiffe zu retten.

Seetang, s. Tange.

Seetraube, s. Coccoloba.

Seetzen (Ulr. Jaspar), Reisender und Naturforscher, geb. 30. Jan. 1767 zu Sophiengroden in der Herrschaft Jever, studirte 1785—88 zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaften und unternahm dann Reisen durch Deutschland und Holland. Am 13. Juni 1802 ging er, von Gönnern unterstützt, nach dem Orient, um von Arabien aus mitten durch Afrika vorzudringen. Zunächst besuchte er, nachdem er zu Aleppo das Arabische erlernt, Syrien und Palästina, 1805 den Libanon und Antilibanon und im Jan. 1806 die Gegenden an der Ostseite des Hermon, Jordan und Todten Meeres, wo er wichtige Entdeckungen machte. Sodann wandte er sich 1807 über Suez nach Kairo, wo er zwei Jahre verweilte und eine kostbare Sammlung von 1574 Handschriften, Alterthümern und vielen naturhistor. Seltenheiten zusammenbrachte, die sich jetzt in Gotha befindet. Im Mai 1808 besuchte er Mittelägypten. Nachdem er 1809 Mekka und Medina sowie die von Wechabiten besetzten Gegenden besucht hatte, wandte er sich im März 1810 nach Jemen, dann nach Aden und von hier nach Mokka. Sein von hier aus unterm 17. Nov. 1810 an Bernh. Aug. von Lindenau in Gotha geschriebener Brief ist die letzte durch ihn selbst nach Europa gelangte Nachricht. Vier Jahre später erfuhr man, daß S. im Oct. 1811 auf dem Wege zum Imam von Sana, von dem er seine in Mokka in Beschlag genommenen Effecten wieder zu erhalten hoffte, in der Nähe von Taes plötzlich gestorben sei. Das Tagebuch seiner morgenländ. Reisen, welches für verloren galt, gelangte in die Hände des Professors Kruse in Dorpat, der dasselbe erst in neuerer Zeit in Verbindung mit andern Gelehrten unter dem Titel: «S.'s Reisen durch Syrien, Palästina, Phönizien, die Transjordanländer, Arabia Peträa und Unterägypten» (4 Bde., Berl. 1854—59) herausgab.

Seeversicherung, Seeassecuranz nennt man die Sicherstellung der Eigenthümer von Seeschiffen und darauf befindlichen Ladungen gegen die Gefahr zur See mittels Vertrags zwischen jenen Eigenthümern (den Versicherten) und einem Versicherer (Assecurateur), welcher letztere gegen Zahlung einer Prämie die Garantie übernimmt und nöthigenfalls die Entschädigung leistet. Auch der Frachtlohn (nicht aber in Frankreich und Spanien), der muthmaßliche (imaginäre) Gewinn auf die Waaren (dieser aber nicht in Frankreich, Sardinien, Spanien, Portugal), die Haverei- und Bodmereigelder, die etwaige Spesennachnahme und selbst die Assecuranzprämie können versichert werden. Die allgemeinen Grundsätze sind hierbei dieselben wie bei den Feuer- und Lebensversicherungen, nur findet der Unterschied statt, daß nicht blos Gesellschaften, sondern auch Privatpersonen als Versicherer auftreten. Bei Abschließung des Assecuranzvertrags kommt hauptsächlich in Betracht: 1) Kein Schiff darf über seinen wahren Werth versichert werden. 2) Ist das Schiff schon in See, so dürfen die Contrahenten über dessen Schicksal nicht unterrichtet sein. 3) Der Verlust darf weder durch den Versicherer noch durch dessen Untergebene verschuldet sein. 4) Läuft von einem versicherten Schiffe keine Nachricht wieder ein, so tritt (in Europa) bei den nach europ. Häfen bestimmten Schiffen gewöhnlich nach einem Jahre, bei den nach andern Welttheilen gehenden nach zwei Jahren der Versicherte das Versicherte an den Assecurateur ab und erhält von diesem die versicherte Summe. Diese Abtretung heißt der Abstand oder Abandon. Die Versicherung des Fahrzeugs heißt auch Cascoversicherung. Die bisweilen vorkommenden Cascoversicherungen auf Gegenseitigkeit bei Küstenfahrzeugen u. s. w. gaben Versicherungsvereinen das Entstehen, welche in Ostfriesland Compacten genannt werden. Um den Assecurateuren eine Garantie dafür zu gewähren, daß die zu versichernden Schiffe sich auch in seefähigem Zustande befinden, haben sich in den verschiedenen Seestaaten Klassificationsgesellschaften gebildet, nach deren Bauvorschriften die Schiffe gebaut werden müssen, wenn sie versichert werden sollen, und deren Sachverständige nach dem jeweiligen Zustande der Schiffe deren Klasse bestimmt, von der dann wieder die Höhe der Versicherungsprämie abhängig ist. Die bedeutendste dieser Gesellschaften ist die Veritas (mit dem Sitze zu Paris), die bisher auch fast alle deutschen Schiffe klassificirte. Rheder und Baumeister sahen sich jedoch durch ihre Vorschriften u. dgl. nicht selten sehr beeinträchtigt, sodaß sich neuerdings in Hamburg der Germanische Lloyd bildete mit dem Zwecke, die deutsche Schiffahrt von den Fesseln einer fremdländischen Privatgesellschaft zu befreien und durch zweckmäßige Bauvorschriften die Interessen der

Rheder und Baumeister zu wahren. Das beste deutsche Werk über die S. ist Benecke's «System des Seeassecuranz- und Bodmereiwesens» (umgearbeitet von Nolte, 2 Bde., Hamb. 1851—52).

Seewissenschaften nennt man im engern Sinne die Schiffbaukunst, die Seetaktik, welche zugleich die Signalkunst umfaßt, die Seefortification und das Seerecht, indem man gewöhnlich die Schiffahrtskunde davon trennt.

Seewurf nennt man das Ueberbordwerfen eines Theils der Schiffsladung, wenn solches zur Erleichterung des Schiffs nothwendig ist. Wird das Schiff dadurch wirklich gerettet, so muß der Schade von Schiff und Ladung gemeinschaftlich getragen und in diesem Verhältniß dem Eigenthümer der geworfenen Güter ersetzt werden. Dies findet auch statt, wenn das Schiff noch auf der nämlichen Reise, aber durch einen andern Unglücksfall untergeht. Der S. ist eine Hauptart der großen Haverie (s. d.).

Segel heißen große, aus mehrern Breiten oder Kleidern zusammengenähte Tücher von starker Leinwand, welche, an den Raaen und Stagen der Schiffe ausgespannt, zur Fortbewegung derselben mittels des Windes dienen. Man hat rechteckige, dreieckige und trapezoidisch gestaltete S., die sämmtlich mit einem ihrer Größe angemessenen starken Taue, dem Liek, eingefaßt sind, um so den Saum zu sichern. Die Raasegel haben alle die Gestalt eines Rechtecks oder Trapezes; ihnen zur Vergrößerung dienen die an den Spieren (Verlängerung der Raaen) befestigten Leesegel. Die Stagsegel sind dreieckig, und es fällt ihre Richtung bei Windstille in die Ebene des Kiels. Die Ruthensegel hängen unter einem in sehr schräger Richtung am Maste befestigten und nach beiden Borden beweglichen Baume; sie sind ebenfalls gewöhnlich dreieckig und auf Galeren, Schebecken, Tartanen, Feluken u. s. w. unter dem Namen der lateinischen S. gebräuchlich. Die Gaffelsegel hängen unter einem Baume (Gaffel), der sich mit einer ausgeschnittenen Klaue um den Mast bewegt. Die Sprietsegel werden meist auf Booten gebraucht und durch eine in der Diagonale angebrachte Stange ausgespannt. Unter Vor- und Hintersegeln eines Schiffs versteht man die vor und hinter dem großen Maste befindlichen, deren Wirkung auf das Schiff untereinander im Gleichgewicht stehen muß. Nach der Stelle, wo sie angebracht sind, heißen die S. eines großen Schiffs Hauptsegel, Focksegel und Besahnsegel, je nachdem sie sich am Haupt-, Fock- oder Besahnmast befinden. Nach der Stelle aber, welche sie an einem jeden Maste einnehmen, unterscheidet man Marssegel, Bramsegel und Oberbramsegel. Unter S. gehen heißt die S. ausspannen, um abzugehen; auf etwas S. machen, auf einen Gegenstand zusegeln; S. mindern oder bergen, beim Sturm oder beim Einsegeln in einen Hafen nach und nach die S. einnehmen. Oft gebraucht man S. auch für Schiffe selbst.

Segeltuch, ein sehr grober, schwerer, dicht und fest aus Hanf- oder Baumwollgarn leinwandartig gewebter Stoff, welcher von seiner Hauptanwendung (zu Schiffssegeln) den Namen hat, aber auch zu Zeltbekleidungen, Frachtwagendecken, Feuereimern u. s. w. gebraucht wird. Die leichtern Sorten pflegen unter der Benennung Bramtuch vorzukommen.

Segen heißt überhaupt die Anwünschung eines Gutes in geistiger und leiblicher Beziehung, besonders aber der göttlichen Gnade unter Anrufung Gottes. Fromme Segenswünsche finden wir daher schon bei den Völkern des heidnischen Alterthums in den mannichfaltigsten Formen. Im Judenthume gab es einen häuslichen und öffentlichen S.; jenen sprach der sterbende Vater über seinen Erstgeborenen, diesen der Priester über das Volk beim Gottesdienste. Vor Ertheilung des S. mußte der Priester sich waschen; er sprach ihn mit erhobenen Händen aus und das Volk empfing ihn stehend. Auch die christl. Kirche hat nach dem Beispiele Jesu und der Apostel die Sitte des S. beibehalten. Beim Gottesdienste, welcher gewöhnlich mit einem Segensspruche begonnen, immer aber mit einem solchen geschlossen zu werden pflegt, erhielt sich namentlich die sog. mosaische Segensformel (4 Mos. 6, 24—26) im Gebrauch, welche auch bei allen gottesdienstlichen Handlungen, Taufen, Trauungen, Begräbnissen u. s. w. angewendet zu werden pflegt. Von dem mosaischen unterscheidet man den apostolischen S. (2 Kor. 13, 13), welcher häufig in der evang. Kirche die Predigt beschließt, aber auch mit irgendeinem andern biblischen Segenswunsche vertauscht werden kann. Die Gemeinde empfängt den S. gewöhnlich stehend oder in knieender Stellung. Die feierliche Weihe mancher Personen unter Segenssprüchen, z. B. bei der Confirmation oder bei dem Antritte eines Amts heißt die Einsegnung, bei Wöchnerinnen aber, die Gott zugleich für eine glückliche Entbindung danken, die Aussegnung, die jedoch nur in manchen Ländern gebräuchlich ist. Bei der Ertheilung des S. an einzelne Personen findet die Handauflegung statt. Ueber die Einsegnung von Brot und Wein beim Abendmahle s. Consecration. In der kath. Kirche heißt die Segensertheilung Benediction (s. d.).

Segers oder Seghers (Daniel), ein ausgezeichneter niederländ. Blumen- und Frucht-

maler, geb. zu Antwerpen 1590, lernte bei Joh. Breughel, dem sog. Sammt-Breughel, trat in jungen Jahren in den Jesuitenorden und zierte mehrere Kirchen desselben mit Landschaften und Staffage aus dem Leben der Heiligen seines Ordens. Nachmals bekam er die Erlaubniß, nach Rom zu reisen, wo er sich eifrig der Kunst widmete. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt er bedeutende Aufträge und erwarb sich sehr bald den Ruf eines der größten Maler seiner Zeit. Die Blumen in seinem Garten mit ihren Insekten waren die Modelle seiner in manchen Beziehungen nicht übertroffenen Kunstschöpfungen. Rubens und andere Historienmaler seines Vaterlandes veranlaßten ihn sehr oft, ihre heiligen Bilder mit Guirlandeneinfassungen, Blumenbouquets u. s. w. zu schmücken. Er starb zu Antwerpen 1660. Unter seinen Schülern war Ottmar Elliger der ausgezeichnetste. Gemälde von ihm finden sich nicht nur in den Museen seines Vaterlandes, sondern auch im Belvedere zu Wien, im berliner Museum, in der Pinakothek zu München und in der Galerie zu Dresden. Zeichnungen von ihm und Kupferstiche nach ihm gibt es nur sehr wenige. — Sein Bruder, **Geraart S.**, dessen Hauptfach geistlich-histor. Malerei war, wurde zu Antwerpen 1589 geboren und lernte bei Heinr. van Balen und Abr. Janssens. Auch er ging jung nach Rom, studirte sehr fleißig und ahmte die Manier des Michel Angelo da Caravaggio, Manfredi's und Cigoli's in ihren dunkel gehaltenen Bildern mit Lichteffecten nach. Später ging er nach Spanien, wo er am Hofe arbeitete. Nach seiner Rückkehr nach Antwerpen lebte er mit Rubens und van Dyck in freundschaftlichem Verhältniß, dessen Manier er sehr bald mit seiner bisherigen Manier geschickt zu verschmelzen wußte, und wurde mit Bestellungen für Kirchen und Kunstfreunde wahrhaft überhäuft. In seinen spätern Lebensjahren hielt er sich einige Zeit in England auf. Er starb zu Anwerpen 1651. Gemälde von ihm finden sich auch außerhalb seines Vaterlandes in der Galerie des Belvedere zu Wien und im Museum des Louvre in Paris; selten sind Zeichnungen von ihm und noch seltener die von ihm selbst auf Kupfer geätzten Blätter, wie Diogenes, die heil. Katharina und das Porträt des moskowitischen Fürsten Godefridus Chodkiewicz. Gestochen nach ihm haben P. Pontius, die Vorsterman, die Bolswert, Lauwers u. a.

Segesta (bei den Griechen Egesta oder Aigesta), eine Stadt im westlichen Theile Siciliens, $1\frac{1}{2}$ M. im SSW. von ihrem Hafen (Emporium Egestae), dem jetzigen Castellamare (s. d.), und $\frac{3}{4}$ M. im NNW. von Calatafimi (s. d.), war nach der Sage ebenso wie die im NW. gelegene Stadt Eryx von flüchtigen Troern, die mit den eingeborenen Sikanern zu dem Volke der Elymer verschmolzen, auf einem steilen Berge, dem jetzigen Monte-Barbaro, an den warmen Quellen des Skamandros (jetzt Fiume Gággera) erbaut. Jedenfalls ist sie eine der ältesten Städte der Insel und nicht griech. Ursprungs. Daher die ewigen Kämpfe der Egestaner mit den Hellenen, trotzdem daß die Stadt im Laufe des Jahrhunderts ihrer ganzen Bildung nach eine hellenische geworden war. S. hat furchtbare Schicksale gehabt. Von den Selinuntiern bedrängt, riefen die Segestaner die Athener nach Sicilien. Nach deren Niederlage vor Syrakus 413 v. Chr., ergaben sie sich den Karthagern. Diese zerstörten 409 Selinus, aber auch S. Seit dieser Zeit steht der berühmte Tempel der Stadt unvollendet. Zwar erhob sich S. wieder und schloß sich gegen Karthago an Agathokles von Syrakus an, der die Karthager vertrieb, aber die Einwohner der Stadt, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, theils verjagte, theils am Skamander hinschlachtete. Unter seiner Herrschaft hieß sie Dikaiopolis. Nach seinem Tode (289) erhielt S. wieder eine karthagische Besatzung, die von den Segestanern im ersten Punischen Kriege ermordet wurde. Die Stadt übergab sich nun den Römern, welche dieselbe wegen der trojanischen Abstammung als eine verwandte betrachteten, sie nach dem Kriege für frei erklärten und mit Ländereien beschenkten. Die Ruinen der Stadt, die gewöhnlich von Alcamo aus besucht werden, auf welchem Wege man an den Ueberresten der Thermae Segestanae (vier verschiedener heißer Quellen) vorüberkommt, liegen auf dem Gipfel des Monte-Barbaro in formlosen Steinhaufen durcheinander. Neuerdings sind Häuserfragmente mit griech. und röm. Mosaikboden bloßgelegt worden. Ziemlich gut erhalten ist nur das in den Felsen gehauene Theater. Ganz außerhalb der Stadt, auf einem Hügel, liegt der berühmte, der Aphrodite geweihte Tempel, der nie vollendet wurde.

Segestes, ein Fürst der Cherusker, s. Hermann.

Segment, s. Abschnitt.

Segóvia, Segóbia, Hauptstadt einer altcastil. Provinz (127,5 Q.-M. mit 150740 E. im J. 1864) in Spanien, 9 M. im NNW. von Madrid, jenseit der Sierra-Guadarrama, liegt höchst malerisch am linken Ufer der ein tief eingefurchtes Thal durchströmenden Eresma, auf und an den Abhängen eines mit seinem Alcazar 3100 F. über das Meer emporragenden Felshügels.

Die Stadt ist mit alten Mauern umgeben, hat zwar sehr unregelmäßige Gassen, aber stattliche Häuser von alterthümlicher Bauart, 24 Kirchen, 21 Klostergebäude, ein Priesterseminar, ein Instituto, eine Artillerieschule und andere Unterrichtsanstalten, ein Armenhaus, mehrere Hospitäler, eine Münze zur Prägung von Kupfermünzen und eine Kaserne. Die Eindade, schon unter den Römern eine bedeutende Stadt (Segovia), später wiederholt Residenz der Könige von Leon und Castilien, ist Sitz eines Bischofs, zählt 10196 E. (1861) und liefert aus ihren Wollwäschereien die schöne Segoviawolle. Die Tuchfabrikation ist aber nicht mehr von so großer Bedeutung wie früher, namentlich wie zur Zeit der Mauren, wo dieser Industriezweig 60000 Arbeiter beschäftigt haben soll. S. ist reich an architektonisch interessanten Kirchenbauten. Die 1522 begonnene Kathedrale ist ein stolzer goth. Bau mit drei prachtvollen, durch schlanke Rundpfeiler geschiedenen, mit Netzgewölben bedeckten Schiffen und einem 324 F. hohen, in einer Kuppel endigenden Thurme. Die 1459 begonnene Kirche El-Parral hat ein breites, kurzes Schiff und Netzgewölbe. Im roman. Stil sind San-Millan, San-Esteban, San-Martin und sechs kleinere Kirchen gebaut. Merkwürdig ist auch die 1208 geweihte Templerkirche. Der Alcazar oder das königl. Schloß ist ein starkbefestigter, im mittelalterlichen Burgstil aufgeführter, hochgethürmter und höchst pittoresker Bau auf schwindelnder Felshöhe über der Eresma, im Innern theils im maurischen, theils im modernen Stil reich ausgeschmückt. Es befindet sich hier die königl. Artillerieschule. Weltberühmt ist der über die Stadt hinweggehende röm. Aquäduct, der noch jetzt seine Bestimmung erfüllt, indem er das Wasser des Rio-Frio von der 3 Leguas entfernten Sierra-Fonfria herbeiführt. Der Bau besteht aus 159 Doppelbogen, ist 4362 F. lang, in der Mitte über 200 F. hoch und ohne Mörtel aus aneinandergelegten Granitquadern erbaut. Außer dieser Wasserleitung hat S. auch noch wohlerhaltene Ueberreste eines röm. Amphitheaters.

Seguidilla, eine span. Versform, besteht aus vier Versen, in welchen gewöhnlich sieben- und fünfsilbige assonirende Zeilen abwechseln. Meist verbindet man damit einen Anhang, Estribillo genannt, von drei Versen, von welchen der erste und letzte Vers sich reimen.

Ségur, eine berühmte franz. Adelsfamilie, die früher in zehn, jetzt meist ausgestorbene Linien zerfiel. Dieselbe stammt aus Guyenne, war dem Protestantismus zugewendet und erlitt in den Religionskriegen große Drangsale. Vorzüglich sind es die Linien S.-Pardaillan, S.-Bouzeley und S.-Ponchat, die viele ausgezeichnete Männer zählen. — Philippe Henri, Marquis von S., der Linie S.-Ponchat angehörig, wurde 1724 geboren, stieg in den Kriegen Ludwig's XV. zum General und erhielt später das Commando in der Franche-Comté. Ludwig XVI. ernannte ihn 1780 zum Kriegsminister. In dieser Stellung errichtete er die leichte Artillerie, schuf einen Generalstab und sorgte für bessere Ausbildung der Offiziere. Nach dem Frieden von 1783 erhielt er den Marschallsstab. Noch vor dem Ausbruche der Revolution nahm er als Minister seine Entlassung, weil er die Politik des Hofes misbilligte. In der Revolution wurde er ins Gefängniß geworfen, entging aber der Guillotine. Bonaparte hingegen bewies ihm große Achtung und gewährte ihm eine Pension. Er starb 3. Oct. 1801. — Josephe Alexandre, Vicomte de S., bekannt als Lustspiel- und Operndichter, der zweite Sohn des vorigen, wurde zu Paris 1756 geboren und erhielt 1788 den Grad eines Maréchal-de-Camp. Von seinen ersten literarischen Arbeiten sind zu nennen die «Correspondance secrète de Ninon de l'Enclos» (Par. 1790), eine täuschende und glückliche Nachahmung, und der Roman «La femme jalouse» (Par. 1791). Wiewol ein Feind der Revolution, die er durch seine Verse bekämpfte, mochte er doch nicht auswandern. Er verlor während der Schreckenszeit ebenfalls sein Vermögen, wurde eingekerkert und mußte fortan vom Ertrage seiner Feder leben. S. schrieb eine Menge Lustspiele, darunter «Le retour du mari». Von seinen vielen Liedern wird «L'amour et le temps» als ein kleines Meisterwerk angesehen. Sein letztes Werk «Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre sociale, etc.» (3 Bde., 1803) wurde oft aufgelegt. Er starb zu Baguères 27. Juli 1805. Seine «Oeuvres diverses» erschienen 1819.

Ségur-d'Aguesseau (Louis Philippe, Graf von), bekannt als Dichter und Geschichtschreiber, der älteste Sohn des Marschalls und Bruder Josephe Alexandre's, wurde zu Paris 10. Dec. 1753 geboren. Er empfing eine strenge Erziehung, machte tüchtige Studien und heirathete später Antoinette Marie Elisabeth (gest. 5. März 1818), die Tochter des Kanzlers d'Aguesseau. Von seinem Vater in die militärische Laufbahn gedrängt, machte er als Oberst den Krieg in Amerika mit und ward der Freund seines Verwandten Lafayette und auch Washington's. Nach seiner Rückkehr schickte ihn Ludwig XVI. 1783 als Gesandten nach Petersburg, wo er sich als geistreicher Mann die Gunst der Kaiserin Katharina, die er auf ihrer Reise nach der Krim begleitete, erwarb, dem brit. Einfluß entgegenarbeitete und 1787 einen vortheilhaften Handelsvertrag

zwischen Frankreich und Rußland zu Stande brachte. Beim Ausbruch der Revolution zurückgerufen, trat er in die Nationalversammlung und erhielt den Grad eines Maréchal-de-Camp. Zum Gesandten am päpstlichen Hofe ernannt, nahm ihn Pius VI. nicht an. Hierauf sendete ihn 1792 der König nach Berlin, um daselbst die Kriegserklärung zu verhindern. Nach des Königs Tode trat er aus dem Staatsdienst und in der Schreckenszeit verlor er sein großes, durch Heirath erworbenes Vermögen. Er zog sich nach Châtenay bei Sceaux zurück, wo er den Unterhalt für seine Familie durch Schriftstellerei erwarb. Zuerst veröffentlichte er das «Théâtre de l'hermitage» (2 Bde., Par. 1798), eine Sammlung geistreicher Lustspiele, die er für das Privattheater der russ. Kaiserin geschrieben hatte. Hierauf erschien sein treffliches «Tableau historique et politique de l'Europe de 1786—96, contenant l'histoire de Frédéric-Guillaume II» (3 Bde., Par. 1800), dem anmuthige «Contes, fables, chansons et vers» (Par. 1801) folgten. In den spätern Jahren beschäftigte sich S. viel mit histor. Studien. Aus dieser Periode sind zu erwähnen: «Histoire universelle ancienne et moderne» (44 Bde., Par. 1817; 10 Bde., 1821 u. öfter), eine auf die Jugend berechnete Compilation; «Galerie morale et politique» (Par. 1817); das schöne Gedicht «Les quatre âges de la vie» (Par. 1819); als Fortsetzung der «Contes, etc.» die «Romances et chansons» (Par. 1819); endlich sein Hauptwerk, die ausgezeichneten «Mémoires ou souvenirs et anecdotes» (3 Bde., Par. 1825—26). Unter dem Consulat war S. Mitglied des Gesetzgebenden Körpes, des Staatsraths und 1803 des Instituts geworden. Bei Errichtung des Kaiserthrons ernannte ihn Napoleon zum Grafen, zum Oberceremonienmeister, 1813 zum Senator. Nach der ersten Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair; doch verlor er diese Würde, weil er während der Hundert Tage in die Dienste des Kaisers getreten war. Erst 1818 erhielt er seinen Sitz in der Pairskammer zurück. Er starb 27. Aug. 1830. Seine «Oeuvres complètes» erschienen in 33 Bänden (Par. 1824—30). Sein ältester Sohn, Octave, Graf von S., geb. 1778, betrat erst die Beamtenlaufbahn, betheiligte sich aber später an den letzten Feldzügen Napoleon's und starb 15. Aug. 1818. Er übersetzte die Romane «Ethelvina» (2 Bde., Par. 1802) und «Belinde» (Par. 1802) aus dem Englischen. — Raymond Joseph Paul, Graf von S., der dritte Sohn, geb. 18. Febr. 1803, diente als Offizier in dem span. Feldzuge von 1823 und trat dann in die administrative Laufbahn. 1837 Präfect des Depart. Oberpyrenäen, legte er sein Amt nieder, obschon der Graf Molé, sein Verwandter, damals im Ministerium war. Dasselbe Departement wählte ihn 1849 in die Legislative Versammlung. Hier war er es, der in der zweiten Sitzung die Rechte bewog, mit ihm in den Ruf «Vive la république!» einzustimmen. Sein republikanischer Eifer kühlte sich indessen bald ab. Seit 25. Jan. 1852 ist S. kaiserl. Senator.

Ségur (Paul Philippe, Graf von), General und militärischer Schriftsteller, der zweite Sohn des Grafen Louis Philippe Ségur-d'Aguesseau, wurde 4. Nov. 1780 geboren, verbrachte einen Theil seiner Jugend in England und vollendete dann bei seiner Familie zu Châtenay seine Ausbildung. Nach der Revolution vom 18. Brumaire trat er in das Heer und wohnte dem Feldzuge Moreau's in Baiern sowie dem Macdonald's in Graubündten bei, den er auch unter dem Titel «Campagne du général Macdonald dans les Grisons» (Par. 1802) beschrieb. Der Erste Consul nahm ihn 1802 in seinen besondern Generalstab auf und ernannte ihn zum Palastadjutanten, als Kaiser 1804 zum Pagengouverneur. 1805 unterhandelte S. mit Mack die Capitulation zu Ulm. Im poln. Feldzuge von 1807 Napoleon's Adjutant, fiel er in die Hände der Russen, die ihn nach dem Frieden von Tilsit auslieferten. Hierauf befehligte er ein Husarenregiment in Spanien und nahm theil an der Erstürmung der Höhen von Somo-Sierra durch poln. leichte Reiter, für welche kühne That ihn der Kaiser zum Oberst erhob. Im Feldzuge von 1812 befand er sich als Brigadegeneral im Gefolge des Kaisers und versah den Dienst eines Maréchal-du-Palais. In dieser Stellung hatte er gute Gelegenheit, den Gang der Ereignisse zu beobachten. Im Feldzuge von 1814 mußte er das 5. Regiment der Garden organisiren, an dessen Spitze er besonders bei Rheims mit Auszeichnung kämpfte. Nach dem Sturze des Kaisers gab ihm Ludwig XVIII. den Befehl über die aus der alten Garde gebildete Cavalerie. Während der Hundert Tage wendete sich S. jedoch Napoleon zu und diente als Generalstabschef bei dem Armeecorps, welches den Rhein decken sollte. Mit der zweiten Restauration zog er sich deshalb zurück und schrieb seine berühmte «Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812» (2 Bde., Par. 1824 u. öfter). Dieses durch epische Darstellung und philos. Anschauungsweise ausgezeichnete Werk, als Kriegsgeschichte allerdings unzuverlässig, fand an dem General Gourgaud einen heftigen Gegner, der aus militärischem Gesichtspunkte ein «Examen critique» (Par. 1825) über das Buch S.'s veröffentlichte. S.'s «Histoire de Russie et

de Pierre-le-Grand» (2 Bde., Par. 1829) zeichnet sich mehr durch gefällige Form als durch tiefe Forschung aus. Die Französische Akademie wählte ihn 1830 zum Mitgliede. Nach der Julirevolution von 1830 trat er wieder in den activen Dienst und erhielt 1831 den Grad eines Generallieutenants sowie die Pairswürde. Mit Hülfe der Papiere seines Vaters veröffentlichte er eine «Histoire de Charles VIII» (2 Bde., Par. 1835).

Sehen, s. Auge und Gesicht.

Sehnen oder Flechsen heißen die aus festem, faserigem, nicht fleischigem Gewebe zusammengesetzten Endstücke der Muskeln, von rundlicher oder hautartig breiter Form und gewöhnlich an einen Knochen angeheftet. — Sehne oder Chorde heißt eine gerade Linie, welche zwei Punkte einer krummen Linie verbindet, ohne die letztere zu schneiden. Besonders wird dieser Ausdruck bei dem Kreise gebraucht.

Sehnendurchschneidung, s. Tenotomie.

Seide heißt das eigenthümliche Gespinst der Seidenraupe (s. d.), welches sie bereitet, um sich darin zu verpuppen. Diese ovale Hülse, welche Cocon genannt wird, besteht aus einem knäuelartig aufgewickelten, zuweilen bis 4000 F. langen und mehrere parallele Schichten bildenden Faden. Hat sich die Seidenraupe eingesponnen, so liegt sie drei bis vier Tage, ehe sie sich verpuppt. Die Cocons werden dann nach ihrer Beschaffenheit sorgfältig sortirt und die darin befindliche Puppe wird durch Hitze getödtet. Hierauf werden die Cocons, welche meistens mehr oder minder gelb, seltener schneeweiß sind und aus drei Lagen bestehen, nachdem sie in einen Kessel mit heißem Wasser geworfen worden, und der Leim, welcher die Fäden verbindet, aufgeweicht ist, mit Ruthen gepeitscht, damit die Anfänge der Fäden sich lösen, und dann auf einem Seidenhaspel abgehaspelt. Die äußere, lockere, gröbere Lage gibt die Floretseide (s. Floret), die zweite, eine Fadenlänge von 1000 bis höchstens 3000 F. ausmachende Schicht die feine Seide, und die dritte innerste, in welcher die Fäden fest miteinander verklebt sind, die Seidenwatte. 5—24 einfache Fäden des Cocons werden zu einem verwendbaren Seidenfaden zusammengefügt. Die so entstehende Rohseide wird auf eigenen Maschinen gezwirnt oder moulinirt, und je nachdem sie lockerer oder fester gezwirnt und aus mehr oder weniger Fäden zusammengesetzt ist, nennt man sie Organsinseide oder Tramseide. Jene nimmt man zur Kette, diese zum Einschuß bei den Seidengeweben. Da das Gewicht der S. mit dem Feuchtigkeitszustande der Luft und des Aufbewahrungsorts merklich zu- und abnimmt, so hat man in Lyon und andern Hauptorten des Seidenhandels sog. Conditionirungsanstalten errichtet, in denen die S. durch verpflichtete Beamte auf den Normalgrad der Trockenheit gebracht und dann gewogen wird. Titriren nennt man das Sortiren der S. nach der Feinheit oder dem Verhältnisse zwischen Gewicht und Länge des Fadens. Für die meisten Verarbeitungen, namentlich vor dem Färben, wird die S. in Seifenwasser gekocht, welches ihr den natürlichen Firnis benimmt und Glanz und Weichheit gibt (das Entschälen oder Degummiren). Die früheste Kenntniß der S. und ihrer Anwendung zum Weben hatten die Chinesen und Indier. Von ihnen kam die Kenntniß der Erzeugung und Behandlung der S. nach Konstantinopel und verbreitete sich über ganz Griechenland. Durch Roger II. ging sie 1146 nach Sicilien über und wurde von hier aus bald über Italien und Spanien verbreitet. Noch jetzt liefern China und Italien die meiste S. Der Kaiser Heliogabalus war der erste, welcher ein Kleid von reiner S. trug; Marcus Aurelius verkaufte unter anderm auch seine seidenen Kleider, um seinen erschöpften Schatz zu füllen, und Jakob I. borgte sich, als er noch König von Schottland war, ein Paar seidene Strümpfe, um sich damit vor dem engl. Gesandten zu zeigen. Vgl. Michel, «Histoire des tissus de soie au moyen âge» (2 Bde., Par. 1852); Pariset, «Histoire de la soie» (Bd. 1 und 2, Par. 1864 fg.).

Die Verschiedenheit der Seidenzeuge ist nicht minder groß als die der Baumwollzeuge, und auch hier bringt jede kleine Veränderung neue Namen hervor, sodaß man ein Verzeichniß aller Modenamen nicht geben kann. Die Hauptklassen der Seidenzeuge indeß sind: 1) Glatte, leinwandartig gewebte Zeuge. Hierher gehören die Taffete, Florence, Marcelline u. s. w. Enthalten diese im Schuß mehrfache und dadurch besonders starke Fäden, entweder allein oder im Wechsel mit dünnern, sodaß sie gerippt oder gekörnt erscheinen, so nennt man sie Gros (Gros de Tours, Gros de Naples u. s. w.). Der Kamelot aber ist eine Abänderung des Gros de Tours. Durch Anwendung verschieden gefärbter S. in Schuß und Kette und durch Moiriren entstehen wieder neue Effecte. Mit auseinanderliegenden Fäden sind die Gazearten und Beuteltuche von S. gewebt. Flor und Krepp sind Seidenzeuge, in deren Kette und Schuß rechts und links gezwirnte Fäden wechseln, wodurch es möglich wird, denselben durch die nachherige Operation des

Kreppens die bekannte krause Beschaffenheit zu ertheilen. 2) Geköperte Zeuge. Dahin gehören Levantine, Serge, Croisé u. s. w. und die Atlasse. 3) Unzählich sind die Verschiedenheiten der gemusterten, damastartigen und broschirten Seidenzeuge. 4) Sammtartige Seidenzeuge sind der eigentliche, gerissene oder ungerissene, glatte oder gemusterte Sammt, der Velpel und Plüsch.

Die Seidenweberei unterscheidet sich in der wesentlichen Einrichtung des Stuhls nicht von der Baumwollweberei; doch stellt die Zartheit des Materials der Anwendung von Maschinenstühlen mehr als dort Hindernisse entgegen. Da die Musterweberei zuerst in S. einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte, so gehört auch die Erfindung der jetzt allgemein auf Baumwolle angewendeten Jacquardmaschine (s. Jacquard) der Seidenweberei an. Die Centralpunkte der Seidenweberei sind gegenwärtig Lyon, besonders für Modestoffe leichter und mittlerer Schwere, die Schweiz (Zürich, Basel u. s. w.) für leichte seidene Zeuge, Mailand, Wien u. s. w., im Norden Krefeld u. s. w. für schwere Möbel- und Kleiderstoffe. Doch kann dies nur im allgemeinen gelten, da im einzelnen fast alle diese Orte verschiedene Arten von Seidenzeugen machen. Auch Berlin, Elberfeld und in Sachsen Annaberg und Frankenberg concurriren in gewissen Branchen in neuerer Zeit mit Frankreich, dem indessen in Originalität und Eleganz der Muster immer noch der Vorrang bleibt. Seidene Bänder werden besonders in Basel, Zürich, St.-Etienne u. s. w. verfertigt. — Der Seidendruck und die Seidenfärberei oder das Färben der S. und der Seidenzeuge sowie das Bedrucken der letztern richten sich zwar im allgemeinen nach denselben Principien für Färberei und Zeugdruckerei; doch die besondern Eigenschaften des Materials erzeugen besondere Schwierigkeiten und demnach Abänderungen des allgemeinen Verfahrens. Zunächst ist nämlich die S. den auf Baumwolle und Leinen anwendbaren Bleichmitteln unzugänglich, da sie durch Chlor dunkel gefärbt wird; man kann sie nur durch Anwendung der schwefligen Säure völlig weiß machen. Doch wird diese nicht sehr haltbare Bleiche in der Regel nur angewendet, wo die S. weiß bleiben soll; zu färbende S. braucht gewöhnlich blos sorgfältig entschält oder degummirt zu sein. Die meisten Seidenzeuge werden nicht im fertigen Stücke, sondern vor dem Weben «in der S.» gefärbt. Für S., welche nicht Pflanzen-, sondern Thierfaser ist, passen auch nicht dieselben Beizmittel und Farben wie für Baumwolle. Die Hauptbeizen sind Alaun, Zinnbeize und für gewisse Fälle Eisenbeize. Als Farbestoffe dienen für Blau Indig und Kaliblau, für Roth Saflor, Rothholz und besonders Cochenille sowie Anilinroth, aber kein Krapp, für Orange Orlean, für Gelb besonders Wau, für Violet Orseille und für Schwarz ähnliche Verbindungen wie für Baumwolle. Der Druck auf Seidenzeuge unterscheidet sich, soweit er blos Tafeldruck ist, nicht von anderm Tafeldruck und wird ebenfalls durch Dämpfen befestigt. Wo man Beizen aufdruckt und dann ausfärbt, gelten die Abweichungen der Seidenfärberei in Bezug auf Wahl der Beizen und Farben ebenfalls, doch nähert man sich hier dem Baumwolldruck bei weitem mehr, indem hier z. B. auch Krappfarben mit Thon- und Eisenbeizen zur Anwendung kommen. Immer aber ist die Seidendruckerei mit größern Schwierigkeiten verknüpft als die Baumwolldruckerei.

Seïde, eigentlich Zaid, ein Sklave Mohammed's, war einer der ersten, die ihn als Propheten erkannten, wofür er zunächst seine Freiheit zum Lohn erhielt. Seitdem Mohammed's treuester Schüler, wurde er von diesem zum Sohne angenommen und mit Zeinab, der Tochter einer Tante des Propheten, vermählt. Bald aber mußte er sie dem durch ihre Reize entzündeten Propheten abtreten, der durch ein Kapitel im Koran vorher das öffentliche Aergerniß abgewendet hatte. Voltaire schilderte in seinem Trauerspiel «Mahomet» die auf Glaubensschwärmerei begründete Anhänglichkeit S.'s an seinen Meister so trefflich, daß man seitdem sprichwörtlich jeden ergebenen Anhänger mit dem Namen S. zu bezeichnen pflegt.

Seidel, auch Seitel, heißt ein Flüssigkeitsmaß in Oesterreich und Baiern. In Oesterreich ist es ¼ Maß = 0,354 franz. Liter = 0,309 preuß. Quart (ein Gemäß von 1½ S. heißt hier Großseidel); in Baiern ist es ein älteres Localmaß von ½ altem Maß und von abweichender Größe. Der bis Ende Juni 1854 gesetzlich gültig gewesene ungarische S. (Meszelij) war ½ ungar. Halbe = 0,417 franz. Liter = 0,2945 wiener Maß oder 1,178 wiener S. = 0,364 preuß. Quart. In Baden ist der S. auch ein bergmännisches Maß für Eisenerze, Ocher und andere Erden. In Böhmen ist der S. zugleich ein älteres Getreidemaß, von welchem 12 ein Maßel, 48 ein Viertel, 192 einen Strich ausmachen (der Strich = 93,61 franz. Liter = 1,522 wiener Metzen = 1,703 preuß. Scheffel).

Seidelbast, s. Daphne.

Seidenpflanze, s. Asclepias.

Seidenraupe und **Seidenzucht.** Die Seidenraupe oder der Seidenwurm ist die Raup eines ursprünglich nur in China einheimischen Nachtschmetterlings, des Seidenspinners oder Maulbeerspinners (Bombyx Mori), der mit ausgebreiteten Flügeln etwa $1\frac{3}{4}$ Zoll i der Breite und $\frac{3}{4}$ Zoll in der Länge mißt, schmuzigweiße Flügel und mit zwei bis drei dunklen Querstreifen und einem undeutlichen bräunlichen Halbmond bezeichnete Vorderflügel hat. Da Männchen stirbt bald nach der Begattung; das Weibchen klebt seine 200—300 bläulichen Eie an Baumstämme an. Die im Frühjahr auskriechenden Raupen fressen hauptsächlich Maulbeerblätter, wachsen sehr schnell, häuten sich viermal während ihres sechs bis sieben Wochen dauernden Lebens und spinnen sich dann ein. Die Raupen sind glatt, weißlich glänzend, mit verschiedenen graulichen und röthlichen Flecken und mit einem Horne auf dem letzten Ringe. Zun Spinnen besitzen sie, wie viele andere Spinner, an der Unterlippe ein Spinnorgan und haspel durch eigenthümliche Bewegungen den sehr dünnen, aber kleberigen und zähen, bisweilen übe 1600 Ellen langen Faden hervor, welchen sie mit den Vorderfüßen in anfangs unregelmäßigen dann aber sehr regelmäßigen Achtertouren umher wickeln und so eine ovale, innen glatte Hülse (Cocon) bilden, in der sie sich verpuppen, und aus welcher nach drei Wochen der Schmetterlin ausschlüpft, der mittels eines scharfen Saftes den Cocon durchbricht und so den Zusammenhan des ihn bildenden Fadens vielfach zerreißt. — Die Seidenzucht wurde schon in den ältesten Zeiten in China getrieben und verbreitete sich einerseits nach Japan, andererseits nach Innerasien. Unter Justinian sollen zwei Mönche die ersten Eier in hohlen Stöcken nach Konstantinopel gebracht haben, worauf sich die Seidenzucht weiter von Griechenland aus nach Spanien Portugal, Sicilien, Italien und in jüngerer Zeit nordwärts verbreitete. Jetzt sind die wesentlichsten Productionsländer die Umgebungen des Mittelmeeres, China und Japan; was nördlic von den Alpen producirt wird, ist kaum der Rede werth. Bei der Seidenzucht selbst komme zwei wesentliche Gesichtspunkte in Betracht: Erzielung möglichst vieler Seide und möglichst gesunder Nachkommenschaft. Hütung vor Nässe, Erhalten in möglichst gleicher Temperatur, sorgfältige Beseitigung der erkrankten Raupen, Darreichung trockener, gesunder Blätter, Verhütun vor Ueberfüllung der Räume sind wesentliche Bedingungen. Man betreibt die Zucht entwede als Nebenindustrie in den Häusern oder in großen Zuchtanstalten (Magnaneries); letztere sin Krankheiten und Epidemien mehr ausgesetzt. Die mohnkorngroßen Eier (graines) werden nac Unzen verkauft; die Unze liefert etwa 32000 Raupen, die etwa 16 Ctr. weißer Maulbeerblätte bis zur endlichen Verpuppung bedürfen. Man hält die Eier in kühlen Räumen, bis die Maulbeerblätter entwickelt sind und läßt sie dann in höherer Temperatur ausschlüpfen. So kann ma zwei bis drei Zuchten im Jahre (Sommer) haben in südl. Gegenden. Die Raupe brauch 30 Tage bis zum Einspinnen. 10 Tage nach dem Einspinnen tödtet man diejenigen Cocons welche Seide (s. d.) liefern sollen, durch Wärme (über 60°), die schönsten aber behält man zu Nachzucht. Die Krankheiten, welche unter den Raupen oft entsetzliche Verwüstungen anrichten hängen meist von der Entwickelung parasitischer Schimmel und ähnlicher mikroskopischer Pflanzen ab, deren Keime sich durch den Schmetterling in die Eier fortsetzen. In den letzten Jahre litten die Mittelmeerländer sehr unter diesen ansteckenden Krankheiten, sodaß an manchen Orte die Seidenzucht ganz aufgegeben werden mußte, wodurch Einbußen von Millionen entstanden Man suchte besonders durch Anschaffung gesunden Samens aus solchen Ländern zu helfen, w die Krankheiten noch nicht ausgebrochen waren, namentlich z. B. aus der Schweiz, Deutschland wo die Seidenzucht nur als Privatliebhaberei betrieben werden kann. Unter den eigentliche Seidenraupen gibt es viele Varietäten und Rassen, die verschiedene Seide liefern. Auch hat ma neuerdings noch viele andere Arten von Spinnraupen einzuführen gesucht, die auf andern Gewächsen, z. B. dem Götterbaume (Ailanthus) oder der Eiche leben und zum Theil ganz ander Gattungen angehören; indessen sind diese neuen Einführungen bisjetzt noch wenig verbreitet.

Seidenschwanz (Bombycilla) heißen sehr schön gefärbte, beerenfressende Singvögel von gedrungenem Bau, mit kurzem, breitem, gekerbtem, an der Spitze schwach gekrümmtem Schnabel, ovalen, unter steifen Borsten versteckten Nasenlöchern und kurzem Schwanz und Flügeln, dere erste Schwinge verkümmert ist. Bekannt ist der oben rothgraue, am Bauche silbergraue europäische S. (B. garrula) mit sammtschwarzer Kehle und Stirn, hohem Schopf, schwarzen, weißgebänderten und rothgetupften Flügeln und citronengelb geränderten Schwanzfedern. E nistet im hohen Norden, kommt oft in Scharen nach Deutschland und ist ein dummer, seine Gefräßigkeit und Schmuzigkeit wegen ekelhafter Vogel.

Seidl (Joh. Gabriel), österr. Dichter, auch auf dem Gebiete der Archäologie vortheilhaf bekannt, geb. 21. Juni 1804 in Wien, studirte, obschon früh poetisch angeregt, nach seine

Vaters Wunsch, die Rechte. Der Tod des letztern versetzte ihn in die dürftigste Lage; doch stählte gerade dies seine Thatkraft. 1829 wurde er Gymnasialprofessor zu Cilli in Steiermark, von wo er 1840 zum Custos am Münz- und Antikencabinet zu Wien berufen ward. Seit 1847 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst. 1856 wurde er zum k. k. Hofschatzmeister ernannt, und 1867 erhielt er den Titel und Charakter eines k. k. Regierungsraths. Unter seinen Dichtungen stehen die lyrischen, namentlich seine Balladen und Romanzen, den übrigen voran; auch seine mundartlichen Dichtungen: «Gedichte in niederösterr. Mundart» (4. Aufl., Wien 1844), haben viel Verbreitung gefunden. Hervorzuheben sind besonders: «Dichtungen» (3 Bde., Wien 1826—28); «Bifolien» (5. Aufl., Wien 1855); «Liedertafel» (Wien 1840); «Lieder der Nacht» (2. Aufl., Wien 1851); «Natur und Herz» (3. Aufl., Stuttg. 1859). Alle seine Gedichte, die zum großen Theil in Taschenbüchern und Zeitschriften verstreut sind, sprechen durch tiefes und warmes Gefühl, Reinheit des Sinnes und Geschmacks und Wohllaut an; nicht in gleichem Maße besitzen sie immer kräftige Neuheit der Gedanken. Weniger bedeutend sind S.'s Erzählungen, z. B. «Pentameron» (Wien 1843). Auch seine Dramen, z. B. «Das erste Veilchen», «Die Unzertrennlichen» und mehreres nach fremden Vorbildern Gearbeitete, erregten weniger Aufmerksamkeit, bis er mit den Localstücken «'s letzte Fensterln» und «Drei Jahre nach'm letzten Fensterln» hervortrat, welche seltenen Beifall fanden. Auch seine Bearbeitung des Ponsard'schen Trauerspiels «Lucrèce» wurde im k. k. Hofburgtheater sehr günstig aufgenommen. An seine heimatlichen Studien schließen sich an «Wanderungen durch Tirol und Steiermark» (Lpz. 1840) und akademische Arbeiten, wie «Chronik der archäol. Funde in der österr. Monarchie», «Ueber den Dolichenuscult» u. s. w., sowie mehreres Epigraphische. Sehr verdienstlich ist S.'s Theilnahme an der Redaction der ersten «Zeitschrift für die österr. Gymnasien» seit 1850. 1854 wurde sein neuer Text zu Haydn's «Gott erhalte u. s. w.» officiell als österr. Volkshymne anerkannt.

Seidschütz oder Saidschitz (Zajeczice), Püllna oder Pilna (Bylany) und Seidlitz oder Sedlitz, drei Dörfer im Saazer Kreise des Königreichs Böhmen, ersteres zur Herrschaft Bilin gehörig und 2 St. von der Stadt Bilin (s. d.), letztere beide je 1 St. von Brüx gelegen, sind wegen ihrer Bittersalzbrunnen (s. Bittersalz und Bitterwässer) bekannt, aus denen jährlich ½ Mill. Krüge in ganz Europa versendet werden. Vgl. Reuß, «Das seidschützer Bitterwasser» (2. Aufl., Prag 1843).

Seife nennt man im weitesten Sinne jede Verbindung eines vegetabilischen oder thierischen Oels oder Fettes mit einem Alkali, welche sich in reinem Wasser zertheilt und auflöst, damit schäumt und fettige sowie andere Unreinigkeiten aus Zeugen hinwegnimmt. Ein jedes Oel oder Fett besteht aus Stearinsäure, Oelsäure und ähnlichen Säuren und aus einem basischen Körper, dem Glycerin, sodaß ein Oel oder Fett als ein Salz betrachtet werden kann. Bei der Verseifung tritt das Kali an die Stelle des Glycerin, welches ausgeschieden wird, und es bildet sich ein neues Salz, die S. Man theilt die S. ein in harte und weiche S. Die harten S. (Soda- oder Natronseifen) haben als Base Natron; das Fett zu ihrer Bereitung ist im nördl. Europa Talg und Palmenöl, in den südl. Ländern Oliven- und Seifenöl. Früher pflegte man diese Art S. mit Pottasche zu sieden und die entstandene Kaliseife durch das Aussalzen mit Kochsalz (Chlornatrium) in Natronseife überzuführen. Bei uns ist dieses Verfahren jetzt noch ziemlich gebräuchlich, während in Frankreich und England des niedrigen Preises der Soda wegen, aber auch in vielen größern deutschen Seifenfabriken dieses Verfahren nicht mehr befolgt wird. Man stellt jetzt die Natronseife am besten durch directes Verseifen der Fette mit Aetznatronlauge dar. Die Härte der S. hängt theils von der Menge der festen Fettsäuren, theils von der darin zurückgebliebenen Quantität Wasser ab, welche letztere bei Natronseifen mehr als 60 Proc. betragen, ohne daß diese weich und schmierig werden. Natronseife, deren Wassergehalt durch Verdampfung auf 25—30 Proc. herabgebracht ist, nennt man «Kernseife». Die weichen S. (Kali- oder Schmierseifen) sind gewöhnlich grünlichgelb; sie haben Kali zur Base und werden mit geringen Sorten von Oel, wie z. B. Rüböl und Thran, dargestellt. Diese weichen S. sind weit schärfer als die Natronseifen und können als Auflösungen von Kaliseife in Kalilauge betrachtet werden. Die gewöhnliche Waschseife liefert nächst Deutschland namentlich Rußland in großen Massen. Andere vortreffliche S. sind die venetianische, unter den französischen die marseiller, lyoner und touloner, die neapolitanische, die anconesische und in Spanien die alicantische. Unter den wohlriechenden S., die Berlin, Wien, Leipzig u. s. w. in sehr verschiedenen Sorten liefern, sind am bekanntesten die Mandelseife, die Windsorseife, die Pariser Seifenkugeln, die helldurchsichtige

Transparentseife, die Palmseife, die Königsseife u. a. Die Bimssteinseife (Savon ponce) ist mit Bimssteinpulver gemischte Oelseife. Die S. ist ein für die Industrieentwickelung wie für Reinlichkeit, Wohlbefinden und Gesundheit des Menschen so wichtiger Gegenstand, daß Liebig wol nicht mit Unrecht behauptet hat, die Menge der consumirten S. gebe einen Maßstab für den Wohlstand und die Civilisation eines Volks ab.

Seifen nennen die Bergleute eine eigenthümliche Gewinnungsart von Metall-, Erz- oder Edelsteinkörnern, welche hier und da in losen Sand-, Schutt- oder Lehmanhäufungen gefunden werden. Es besteht dieselbe darin, daß man die Masse, welche die Metall- oder Edelsteinkörner enthält, der Wirkung strömenden Wassers aussetzt, wodurch sie fortgeschwemmt wird. Dabei aber trifft man geeignete, der Oertlichkeit entsprechende Vorrichtungen, um eine gesonderte Ablagerung der fortgeschwemmten Theile nach ihrem ungleichen specifischen Gewicht oder nach ihrer Größe zu veranlassen. So sondert man, oft durch mehrfache Wiederholung des Processes, z. B. die schwerern Gold- und Zinnerzkörner mehr und mehr von den andern Gesteins- oder Bodentheilen ab, zwischen denen sie liegen. — Seifenlager werden diejenigen entweder durch bloße Verwitterung an Ort und Stelle oder schon durch Zusammenschwemmung entstandenen Lagerstätten genannt, welche zu der bergmännischen Arbeit des S. Veranlassung geben. Dergleichen Seifenlager kennt und benutzt man in sehr großer Ausdehnung am Ural und Altai. Hier enthalten sie Gold, Platin und selten auch Diamanten. Ungemein reiche goldhaltige Lager derart haben in neuester Zeit bekanntlich für Californien und Australien eine außerordentliche Wichtigkeit gewonnen. Auch an der Westküste Afrikas (im Lande der Aschanti) wird das Gold seit lange fast nur durch Auswaschen aus solchen Seifenlagern gewonnen. Der Sand vieler deutscher Flüsse enthält ebenfalls etwas Gold und hat oft zu Seifenwerken Veranlassung gegeben, so am Rhein, an der Edder in Hessen, an der Saale und Schwarza im Thüringerwald u. s. w. Auch das Zinnerz wird häufig aus Seifenlagern gewonnen, so auf Banka, Biliton und andern Inseln Ostindiens, in Cornwall und früher auch im Erz- und Fichtelgebirge. In Brasilien kommen die Diamanten auf ähnliche Weise vor. — Seifenwerke nennt man die zum Zwecke des Ausseifens oder S. der Seifenlager getroffenen bergmännischen Vorrichtungen und Anstalten.

Seifenkraut, s. Saponaria.

Seigneur (vom lat. senior, d. i. der Aeltere), nachmals auch gekürzt in Sieur, hieß ehedem in Frankreich derjenige, welcher als Lehn oder freies Allod ein erbliches Territorium oder wenigstens darüber die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit (Seigneur justicier) besaß. Ein solches Territorium nannte man Seigneurie, den Inbegriff der Rechte aber, die an demselben hafteten, Seigneuriage. Später jedoch wurde unter dem letztern Worte besonders das königl. Münzrecht verstanden. Gegenwärtig bedient man sich des Titels S. nur gegen souveräne Fürsten; Prinzen, Herzoge, Erzbischöfe werden mit Monseigneur titulirt. Auch «Herr Gott» wird im franz. Kirchenstil mit S. ausgedrückt. Die Verkürzung von S. ist Sire, so viel als gnädiger Herr, welches Wort früher ebenfalls eine weitere Anwendung hatte, jetzt aber nur bei Anreden an Monarchen gebraucht wird. Grand S. heißt im gesellschaftlichen Leben derjenige, dessen Sitten und Lebensart den Mann von vornehmer Abkunft und großem Vermögen verrathen.

Seiler (Georg Friedr.), Theolog und Volksschriftsteller, geb. 24. Oct. 1733 zu Kreussen bei Baireuth, war der Sohn eines armen Töpfers und studirte zu Baireuth und Erlangen. Nachdem er 1761 Diakonus zu Neustadt an der Haide und 1764 Diakonus zu Koburg geworden, erregte seine gehaltvolle Schrift «Ueber den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums» (Kob. 1769; 10. Aufl. 1779) so viel Aufsehen, daß ihn die ansbachische Regierung 1770 als ord. Professor der Theologie zu Erlangen anstellte, wo er 1772 Universitätsprediger, 1773 Geh. Kirchenrath, erster Consistorialrath im Consistorium zu Baireuth und 1788 noch überdies Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums wurde und 13. Mai 1807 starb. In diesen Aemtern wirkte er sehr verdienstlich theils als Schriftsteller, theils durch seinen Einfluß auf die Verbreitung tüchtiger Religionskenntnisse unter den Laien. Seine «Geschichte der geoffenbarten Religion» (Erl. 1772), das kleine biblische «Erbauungsbuch» (2 Bde., Erl. 1782), die «Religion der Unmündigen» (Erl. 1772), das «Lesebuch für den Bürger und Landmann», unstreitig das beste seiner Volksbücher, erlebten eine Menge Auflagen. Sehr gemeinnützig machte er sich auch durch seine Schullehrerbibel und durch einen Bibelauszug mit Anmerkungen. Außerdem schrieb er Methodenbücher, Katechismen, Fibeln u. s. w., welche in den Schulen Frankens eingeführt wurden. Auch gab er von 1776—1800 die kritische Zeitschrift «Gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften über Religion, Sitten und Besserung des menschlichen Geschlechts» heraus.

Seiltänzer, auch (griech.) Akrobaten, nennt man gymnastische Künstler, welche auf einem mehr oder minder hoch über dem Boden horizontal oder auch schräg ausgespannten Seile nicht blos in allen möglichen Gangarten einherschreiten und tanzen, sondern auch die verschiedenartigsten Körperbewegungen, Sprünge, gymnastischen und andere Künste ausführen. Die eigentliche Kunst des Seiltanzes besteht bei der Schmalheit der Bahn und dem stetigen Schwanken des Seils in der geschicktesten Wahrnehmung des Gleichgewichts (daher die franz. Benennung Equilibristen), zu dessen Unterstützung sich die S., wenigstens bei gewissen Kunststücken, einer Balancirstange bedienen. (S. Balanciren.) Die Kunst des Seiltanzes findet sich bei allen Culturvölkern alter und neuer Zeit, des Abendlandes wie des Morgenlandes. Die Griechen und Römer leisteten, wie überhaupt in den Gauklerkünsten, auch in diesem Fach Außerordentliches. Schon im Alterthume zogen Gesellschaften von S. (griech. schoenobatae, lat. funambuli) beiderlei Geschlechts von Ort zu Ort und schlugen da, wo es, wie schon Xenophon sagt, viel Gewinn und viele einfältige Leute gab, ihre Schaubühne auf. Doch wurden sie auch, namentlich bei den Römern zur Kaiserzeit, zur Verherrlichung öffentlicher und privater Festlichkeiten herangezogen. Einzelne vornehme Römer hielten unter ihren Sklaven Gaukler und Equilibristen jeder Art. Viele merkwürdige Seiltänzerkunststücke finden sich theils von den Alten erwähnt, theils auf Vasen und Wandgemälden abgebildet. Vielfach scheinen die S. ihre Künste im Costüm von Sirenen, Faunen und anderer mytholog. Gestalten producirt zu haben. Die Besteigung des sog. Thurmseils wurde schon im Alterthume ausgeführt. Nach den Berichten des Plinius und Sueton soll man selbst Elefanten zu diesem schwierigen Kunststück abgerichtet haben. Einen besondern Ruf in der Kunst der Akrobatie hatte die Stadt Cyzikus, auf deren Münzen bisweilen das Besteigen des Thurmseils abgebildet ist. Auch im Mittelalter erscheinen S., wenn vielleicht auch weniger häufig, auf Messen und Märkten. Einzelne hervorragende Künstler dieser Art werden zu den Zeiten Karl's VI. von Valois und Ludwig's XII. ausdrücklich genannt. Der Akrobat Arcangelo Tuccaro, der seine Künste im 16. Jahrh. an den Höfen Deutschlands, Frankreichs und Englands zeigte, verfaßte auch eine Schrift über dieselben (Par. 1599, mit Holzschnitten). In neuerer Zeit haben besonders die Italiener als S. Vorzügliches geleistet, wie z. B. die Chiarini und die Frau Saqui (zur Zeit Napoleon's). In Deutschland hatte im zweiten Viertel des 19. Jahrh. besonders die Familie Kolter ungewöhnliche Popularität erlangt. In jüngster Zeit erregte namentlich der Amerikaner Blondin, der unter anderm den Niagarafall auf einem gespannten Seile überschritt, allgemeine Aufmerksamkeit.

Sein ist der allgemeinste der Begriffe. Seine Erörterung ist Gegenstand der Ontologie als eines Theils der Metaphysik (s. d.). Man findet in ihm zu unterscheiden, daß etwas ist (die Existenz oder das Gesetztsein), und dasjenige, was es ist (die Essenz oder das Wesen). Von beiden unterscheidet sich wieder das S. in der Bedeutung der Identität als der bloßen Form des Gesetztseins, wie dieselbe in der grammatikalischen Copula hervortritt. Da der Begriff des S. mit dem der Gegenwart zusammentrifft, so kann ein sich in der Zeit entwickelndes Ding, welches fortwährend zum Theil nicht mehr und zum Theil noch nicht ist, nicht ein Seiendes im strengen oder metaphysischen Sinne des Worts genannt werden. Der Gegenstand, auf welchen der Begriff des S. in seiner strengsten Bedeutung passen würde, ist unter dem Namen des absoluten Wesens (ὄντως ὄν) von jeher das Ziel der ontologischen Nachforschungen gewesen, in denen es hauptsächlich drei Richtungen zu unterscheiden gibt. Entweder hält man dogmatisch den Seinsbegriff für einen schlechthin einfachen und nimmt infolge davon schlechthin einfache Grundwesen an, wie Leibniz und Herbart thaten und wie es schon im Alterthum bei den Eleaten und Atomisten vorkam. Oder man reflectirt dialektisch auf die oben bezeichneten, aus dem Seinsbegriff entwickelbaren Unterschiede und hält ihnen entsprechend auch das absolute Wesen für ein in sich Mannichfaltiges, wie es in den Systemen Hegel's, Schelling's, und schon im Alterthum bei Plato geschah, wo die am Seinsbegriff entdeckten dialektischen Entwickelungen auf das absolute Wesen übertragen wurden. Der dritte Weg ist der kritische, den Begriff des S. überhaupt nicht als Zeichen für irgendeinen wirklichen Gegenstand, sondern für ein bloßes subjectives Werkzeug der Auffassung anzusehen. Diese Denkweise, welche im Mittelalter unter der Benennung des Nominalismus (s. d.) sich zuerst Bahn brach, ist später von Kant zu ihrer höchsten Ausbildung gebracht worden, während sich im Alterthum kaum vereinzelte Spuren derselben finden, ein Beweis, daß ihre Ausbildung die größte Abstractionsfähigkeit des Geistes voraussetzte.

Seine (Sequăna bei den Alten), einer der größten und fischreichsten Flüsse Frankreichs, entspringt 1373 (oder 1450) F. hoch im Depart. Côte d'Or am südwestl. Ende des Plateau von Langres, am nördl. Fuße des 1872 F. hohen Mont-Tasselot, im Walde von Chanceaux,

zwischen St.-Seine und Chanceaux und durchströmt in nordwestl. Hauptrichtung Burgund, Champagne, Isle de France und die Normandie (Depart. Côte d'Or, Aube, Marne, Seine-Oise, Seine, Eure und Niederseine). Auf ihrem Laufe berührt sie Chatillon, Troyes, Méry, Marcigny, Nogent, Montereau, Corbeil und durchschneidet $1^1/_6$ M. weit Paris. Dann fließt sie vorüber an St.-Denis, Argenteuil, St.-Germain, Poissy, Meulan, Mantes, Vernon, Les-Andelys, Pont de l'Arche, Elboeuf, Rouen und Caudebec, bildet von Quilleboeuf an ein 4 M. langes, zwischen Harfleur und Honfleur $1^1/_2$ M. breites Aestuar und ergießt sich bei Cap de la Hève, nahe unterhalb Havre, in 55 M. directer Entfernung von der Quelle, nach einem sehr gekrümmten Laufe von $103^3/_4$ M., in den Kanal (La Manche). Unterhalb Troyes, bei Marcilly, von der Aubemündung an, wird die S. ($75^1/_2$ M. weit) schiffbar. Innerhalb Paris wechselt sie beträchtlich in der Breite, von 151 F. (unter dem Pont St.-Michel) bis 512 und 816 F. (unter dem Pont-Neuf und Pont d'Austerlitz). Von da an hat sie viele Inseln und einen langsamern Lauf sowie auffallend viele Windungen. Unterhalb Rouen wird sie 2100—2400 F. breit. Von der Quelle bis Paris sind ihre Ufer im allgemeinen monoton, desto malerischer und romantischer von Paris bis zum Meere. An der Mündung ist sie zur Flutzeit majestätisch; zur Ebbezeit gewahrt man nur einige Wasserstreifen zwischen schlammigem Sand. Zur Zeit der Aequinoctien sowie bei Neu- und Vollmond steigt die Barre mit Getöse aufwärts, selbst bis Rouen bemerkbar, nicht selten die besten Deiche zerstörend. Bis Rouen, gegen 17 M. vom Meere, steigen mit der Flut Segelschiffe von 4—500, Dampfer von 6—800 Tonnen Last hinauf, sodaß diese Stadt als Seehafen betrachtet wird. Die S. hat ein Gebiet von 1240 Q.-M. und nimmt 25 Nebenflüsse (darunter 8 schiffbare) auf, von denen rechts die Aube, Marne mit Ornaire und Ourcq, die Oise mit der Aisne, die Eple und Andelle, links die Yonne mit dem Armançon, der Loing, die Essonne, Eure und Rille die namhaftesten sind. In Verbindung steht sie durch das treffliche Kanalsystem Frankreichs auch mit der Somme, Schelde, Maas, Saône und dem Rhône sowie durch den neuen Marne-Rheinkanal mit dem Rhein. Sie ist der wichtigste und verkehrreichste Fluß Frankreichs, indem sie die Hauptstadt des Reichs direct mit dem brit. Kanal, dem befahrensten Meerestheil der Erde, und durch künstliche Wasserstraßen den Ocean mit dem Mittelmeer in Verbindung setzt. Nach der S. sind vier Departements benannt.

Das Depart. Seine, ein Theil der alten Provinz Isle de France, fast kreisrund, ganz umschlossen vom Depart. Seine-Oise, ist das kleinste, aber durch die darinliegende Hauptstadt Paris das volkreichste und volksdichteste Departement Frankreichs. Es hat ein Areal von 8,64 Q.-M., wovon die Hauptstadt Paris (s. d.) allein 1,4 einnimmt, und eine Bevölkerung, die 1801—21 von 631585 auf 822100 (um 30,18 Proc.), bis 1831 auf 935108 (um 13 Proc.), bis 1841 auf 1,194603 (um 27,5 Proc.), bis Ende 1851 auf 1,422065 (um 19 Proc.), bis Ende 1861 auf 1,953660 (um 37,36 Proc.), in 20 J. also um 71,9 Proc. sich steigerte und bis 31. Dec. 1866 abermals einen Zuwachs von 10,8 Proc. erhielt, indem die Zählung 2,150916 E. ergab, wovon auf Paris allein 1,825274 (85 Proc.) kamen. Das Land ist meist eben, und der Chaumont, Montmartre, Mont-Valérien sowie die Höhe bei Plessis-Piquet sind bei 313, 323, 499 und 533 F. Seehöhe die einzigen Erhebungen, welche den mittlern Theil, das Thal der Seine, beherrschen. Die Seine nimmt bei Charenton die Marne, in Paris die von Süden kommende Bièvre (Rivière des Gobelins) sowie die Kanäle de l'Ourcq, St.-Denis, St.-Martin und St.-Maur auf. Die schiffbaren Flüsse haben 7,63, die Kanäle 3,26, die 32 nicht schiffbaren Flüßchen 16 M. Länge. Der Boden des Departements, aus Kalkstein, Gips und Mergel bestehend, ist leicht und dürr, aber durch eifrigen Anbau ertragreich, namentlich in den gutbewässerten Gärten, welche jährlich bis sechs Ernten geben. Bemerkenswerth sind die vielen Gips- und Steinbrüche sowie die kalten Mineralquellen von Passy und Auteuil. Producte sind Getreide, viel, aber mittelmäßiger Wein, Hülsenfrüchte, Rüben, vortreffliche andere Gemüse. Alles dies reicht jedoch für die ungeheuere Bevölkerung nicht hin, weshalb auf den Flüssen und Kanälen unermeßliche Provisionen aller Art, Lebensmittel, Bau- und Brennmaterialien herbeigeführt werden müssen. Den Verkehr befördern außerdem gute Chausseen und die von Paris ausgehenden Eisenbahnen. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Paris, St.-Denis und Sceaux und zählt 28 Cantone und 71 Gemeinden. — Das Depart. Niederseine (Seine inférieure), aus Bestandtheilen der Normandie (den Landschaften Caux und Bray) und Theilen von Roumois und Vexin gebildet, zählt (1866) auf 109,57 Q.-M. 792768 E. (gegen 789988 im J. 1861 und gegen 609800 im J. 1801), zerfällt in die fünf Arrondissements Rouen, Havre, Dieppe, Yvetot und Neuchâtel, die zusammen 51 Cantone und 756 Gemeinden enthalten, und hat zur Hauptstadt Rouen (s. d.). Die Küste

hat außer dem Aestuar der Seine keine Buchten. Das Land ist theils ganz flach, theils von bewaldeten Hügeln durchzogen, welche fruchtbare Thäler einschließen. Außer der Seine im Süden, die viele Bäche aufnimmt, ergießen sich nur kleine Küstenflüsse ins Meer, wie die Durdent, bei Dieppe die Béthune, an der Ostgrenze die Bresle bei Tréport, von wo ein Kanal nach Eu führt. Die schiffbaren Flüsse haben 21, die 170 nicht schiffbaren 61²/₃ M. Länge. Das Klima ist mild. Das Departement gehört zu den bevölkertsten (mit 7235 E. auf 1 Q.-M.), reichsten und gewerbthätigsten Theilen Frankreichs. Landbau und Industrie stehen hier auf der höchsten Stufe. Rouen ist eine der bedeutendsten Fabrikstädte des Reichs und Havre dessen zweiter Handelshafen. Der wohlbewässerte, im allgemeinen fruchtbare Boden gewährt reiche Ernten von Getreide, doch kaum hinreichend für die dichte Bevölkerung; ferner Kartoffeln, Gemüse, Aepfel, Oelgewächse, Hopfen, Lein, Futter und Runkelrüben im Ueberfluß. Die guten Weiden im Innern unterstützen die Viehzucht. Die Holzungen nehmen zusammen etwa 13 Q.-M. ein, und Torf findet sich in Menge in den Flußthälern. An der Küste bereitet man aus Varech (Seetang) Aschensalz und Dünger. Von Erzen findet sich nur etwas Eisen, dagegen sind vielerlei Steinarten, wie Marmor, Bau- und Pflastersteine, auch Kreide, Thon und Mergel vorhanden, desgleichen zahlreiche Mineralquellen, wie die von Rouen, Forges, Aumale und Gournay, wozu noch die Seebäder von Dieppe, Etretat am Cap Antifer kommen. Neben der Landwirthschaft besteht eine großartige und vielseitige Industrie, an welcher sich fast zwei Drittel der Bevölkerung betheiligen. Wichtig ist auch die Seefischerei, welche Paris versorgt. Von größter Bedeutung ist aber der Handel, der durch die Häfen Rouen, Croisset, La-Bouille, Duclair, La-Meilleraye, Caudebec, Quilleboeuf und Harfleur an der Seine, den großen Seehafen Havre und die kleinern Seeplätze Fécamp, St.-Valéry-en-Caux, Dieppe, Tréport und Eu sowie durch die Eisenbahnlinien Paris-Rouen, Rouen-Dieppe, Rouen-Amiens und Rouen-Cherbourg gefördert wird. — Das Depart. Seine-Marne, aus Theilen von Isle de France und Champagne, namentlich den Landschaften Brie-Française und Gâtinais-Français, Stücken von Valois und Brie-Champenois zusammengesetzt, zählte im J. 1866 auf 104,13 Q.-M. 354400 E. (gegen 352312 im J. 1861 und gegen 299100 im J. 1801), zerfällt in die fünf Arrondissements Melun, Fontainebleau, Coulommiers, Provins und Meaux, zusammen mit 528 Gemeinden in 29 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Melun (s. d.). Das Land ist eine Ebene mit sanften Höhen (Kalksteinhügeln), im höchsten Punkt kaum 540 F. über dem Meere gelegen, durchflossen von der Seine mit der Yonne, dem Loing und dem Yères, von der Marne mit dem Kleinen und Großen Morin, vom Ourcq u. s. w. Der Ourcqkanal, die Kanäle von Cornillon und Chelles haben zusammen 16 M., die schiffbaren Flüsse 32,74 M. und die 229 unschiffbaren Flüßchen und Bäche 140,22 M. Länge. Auch an kleinen Seen und Teichen fehlt es nicht. Mineralquellen hat Provins. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Der Boden, nur im Süden und Osten kalkig, sonst thonig und kiesig, ist gut bebaut oder mit ausgezeichneten Wiesen und schönen Wäldern bedeckt, darunter der berühmte Wald von Fontainebleau. Man gewinnt Weizen, Obst, die sehr geschätzten Spaliertrauben von Thomery (bei Fontainebleau), sehr vielen, aber nur mittelmäßigen Wein, zieht Rindvieh, welches den Käse von Brie liefert, sowie Merinoschafe. Von Wichtigkeit sind die Steinbrüche. Auch Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. — Das Depart. Seine-Oise, ebenfalls aus Theilen von Isle de France, namentlich aus Hurepoix, Mantais, Parisis, Vexin und Brie-Française zusammengesetzt, das Depart. Seine umschließend, zählte Ende 1866 auf 101,77 Q.-M. 533727 E. (gegen 513093 im J. 1861 und gegen 421500 im J. 1801), zerfällt in die sechs Arrondissements Versailles, Mantes, Pontoise, Rambouillet, Corbeil und Etampes, zusammen mit 684 Gemeinden in 36 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Versailles (s. d.). Das Land ist fast ganz eben, hier und da von Hügeln überhöht. Reichliche Bewässerung geben die Seine mit der Essonne, Orge, Orgeval oder Gouzain, Mauldre und Vaucouleurs links und der Marne, dem Ourcqkanal, der Oise und der Epte rechts sowie zahlreiche Teiche. Die schiffbaren Flüsse haben 20 M., die Kanäle 7,8 M. und die 160 nicht schiffbaren Flüßchen und Bäche 162,9 M. Länge. Mineralquellen hat Forges-les-Bains. Das Klima ist mild und gesund, doch veränderlich, zuweilen feucht und nebelig, besonders in den Flußthälern. Der Boden, zum Theil sandig, aber im ganzen fruchtbar, liefert Kreide, Gips, Bausteine und Torf. Man producirt Getreide weit über den Bedarf, Kartoffeln, Wein und viel Obst. Die Waldungen nehmen fast ein Fünftel des Areals ein. Natürliche und künstliche Wiesen unterstützen die Viehzucht. Man zieht Pferde und Schafe, die durch die große kaiserl. Schäferei zu Rambouillet sehr verbessert worden sind. Obgleich das Departement vorwiegend ein ackerbautreibendes ist, unterhält die Bevölkerung doch auch 3—400 industrielle Etablissements mit

etwa 12000 Arbeitern, namentlich Spinnereien, Fabriken für Strumpf- und Posamentierwaaren, Destillationen, Papiermühlen u. s. w. Auch beutet man sehr viele Steinbrüche aus und treibt lebhaften Handel. Außer den Arrondissementsstädten sind namhafte Ortschaften und Schlösser St.-Germain-en-Laye, Poissy, St.-Cloud, Sèvres, Longjumeau, Marly, Malmaison, St.-Cyr, Montmorency, Ecouen und Grignon.

Seitenstechen, Seitenstich (pleurodynia, pleuralgia), d. h. stechende Schmerzen in der Rippengegend, meist auf einer Seite, ist ein Symptom, welches von sehr verschiedenen Zuständen abhängen kann: so z. B. von Nervenkrankheit (Neuralgie, Spinalirritation), von Erkrankung oder Verletzung der Muskeln und Sehnen (z. B. nach gewaltiger Anstrengung oder von Rheumatismen), von Rippenknochenbrüchen, aber auch von Entzündung des Brustfells und von Erkrankung der Lunge selbst, wenigstens ihres serösen Ueberzugs (Lungenfells). Die Bedeutung und Behandlung dieses Zufalls ist demnach sehr verschieden. Das bei den Laien übliche gewaltsame Streichen eines derartigen sog. Herzgespans kann manchmal geradezu schädliche Folgen haben.

Sejanus (Aelius), Günstling des röm. Kaisers Tiberius, war der Sohn des Ritters Sejus Strabo aus der etrur. Stadt Volsinii, aber von einem Aelius (vermuthlich dem unter Augustus als Präfect Aegyptens bekannten Aelius Gallus) adoptirt. Die Familie stand dem Hofe sehr nahe. Der Vater war schon unter Augustus Befehlshaber der Prätorianergarde. S. selbst befand sich im Gefolge des jungen kaiserlichen (schon im J. 4 n. Chr. verstorbenen) Prinzen Cajus Cäsar. Der Kaiser Tiberius machte ihn bald nach seinem Regierungsantritt zum Genossen seines Vaters im Commando der Garde, und als einige Jahre später der Vater Statthalter in Aegypten wurde, erhob Tiberius den S., der sich inzwischen mehr und mehr das Vertrauen des Kaisers erworben hatte, zum alleinigen Präfectus Prätorii oder Gardecommandanten. In dieser Stellung bestimmte er den Kaiser zu der Maßregel, die für die spätern Kaiser sehr verhängnißvoll wurde, indem er der bessern Disciplin der Soldaten und der bessern Sicherung des Kaisers halber die gesammte Garde in Rom zusammenzog und für diese Truppe am Viminalischen Thore ein starkverschanztes Lager errichtete (23 n. Chr.). Da es ihm gelungen war, die Gunst und das Vertrauen des sonst gegen jedermann mistrauischen Kaisers im höchsten Grade zu erwerben, so gewann S., ein bei vielen Lastern und wüster Jugend hochbegabter, rastlos thätiger Mann, allmählich immer höhere Macht. In seiner wilden Herrschsucht räumte er alles aus dem Wege, was ihm entgegenstand. Selbst den Kronprinzen Drusus, der ihn schwer beleidigt hatte, beseitigte er mit Hülfe von dessen, dem schönen Soldaten in ehebrecherischer Liebe ergebener, eigener Gemahlin, der Prinzessin Livilla, 23 durch Gift. Bereits mit dem Plan sich tragend, als Tiberius' Nachfolger künftig selbst die röm. Krone zu gewinnen, wußte seine List auch die Verhältnisse zwischen Tiberius und dessen Nichte Agrippina (des Prinzen Germanicus Witwe) und ihren Söhnen zum Bruch zu treiben und den völligen Sturz dieser Angehörigen des Kaisers herbeizuführen. Als es ihm dann gelungen war, den Tiberius zu bestimmen, 26 Rom für immer zu verlassen und seinen dauernden Aufenthalt auf der Insel Capri zu nehmen, konnte S. thatsächlich als der Stellvertreter des Kaisers angesehen werden und wurde auch von den Römern so behandelt. Doch begann im J. 31 Tiberius den Günstling zu durchschauen und ihm seine Gunst zu entziehen, sodaß S. nun in allem Ernst sich zu einem großen Schlage gegen Tiberius rüstete. Der Kaiser wußte ihn aber durch raffinirte und meisterhafte Kunst diplomatischer List zu umspinnen und zu besiegen. S. ließ sich dermaßen überrumpeln, daß er 18. Oct. 31 durch Tiberius' Agenten mitten im Senat zu Rom verhaftet werden konnte. Der Senat ließ ihn sofort hinrichten. Pöbel und Prätorianer wütheten einige Tage lang in wildem Tumulte, der Senat aber und der über den entlarvten Günstling furchtbar erbitterte Kaiser jahrelang durch blutige Criminalprocesse gegen alle Angehörigen und Freunde des S.

Sekel (siclus), war der Name eines bei den Hebräern gebräuchlichen Gewichts, wonach Schwere und Werth wägbarer Dinge, besonders des Metalls bestimmt wurde. Bei Zahlungen wurde Siber nach dem Sekelgewicht zugewogen, da man noch kein gemünztes Geld hatte. Der S. galt sonach als eine Art Rechnungsmünze (wie Pfund Sterling) für Berechnung der Preise, Steuern u. s. w.; 3000 S. machten ein hebr. Talent aus. Der genaue Werth des althebräischen S. ist schwer zu bestimmen. Als Münze wurden ganze, halbe und Viertelsekel erst von dem jüd. Fürsten Simon seit 142 v. Chr. ausgeprägt, und wenn dieser gemünzte S., wie wahrscheinlich ist, dem alten gleichkam, so entsprach er ungefähr der äginetischen Doppeldrachme, welche 174 par. Gran wog, d. i. etwa der Werth von 25 Ngr. Der öfters erwähnte «S. des Heiligthums» bezeichnet vermuthlich nur den vollwichtigen S., ebenso der S. «nach königl. Gewicht». Die Silberlinge des Neuen Testaments sind ebenfalls Silbersekel.

Sekten nannte man ursprünglich die philos. Schulen, welche durch Verschiedenheit ihrer Principien und Methoden gegeneinander sich abschlossen. Im kirchlichen Sprachgebrauche wurde das Wort auf die kleinern religiösen Parteien übertragen, welche durch die Verschiedenheiten in Lehre, Cultus und Sitte von den großen Kirchengemeinschaften sich absonderten. In Nordamerika bezeichnet man mit dem Worte S. auch überhaupt die verschiedenen Religionsbekenntnisse und Kirchen. Nicht nur das Christenthum, sondern alle ausgebildeten Religionen, die in der Weltgeschichte auftreten, haben S. aufzuweisen, und zwar um so mehr, je strenger von herrschenden Parteien die Einheit und Unabänderlichkeit in Lehre und Cultus festgehalten werden.

Selâm heißt im Arabischen der Friede. Die Worte «Selâm aleika!» («Der Friede sei über dir») ist die gewöhnliche Anrede der Mohammedaner, und daraus entwickelte sich die allgemeine Bedeutung von Gruß und Sendung eines Grußes an einen Abwesenden. Bei der Eifersucht, mit der der Orientale Frauen und Töchter bewacht, war es gefährlich, brieflich directe Grüße an die im Harem eingeschlossene Geliebte zu senden. Man bediente sich daher schon frühzeitig der Blumen und anderer Dinge, denen man conventionell eine gewisse sinnige Bedeutung unterlegte, um seine Gefühle und Wünsche auszusprechen. So bedeutet z. B. die Jonquille: «Habe Mitleid mit meiner Leidenschaft»; die Seife: «Ich bin krank vor Liebe»; der Pfeffer: «O gib mir Antwort», u. s. w. Aus diesem Gebrauche kommt es, daß man das Wort S. auch in der Bedeutung von Blumensprache gebraucht. Ein Verzeichniß von Blumen u. s. w. mit ihrer tiefern Bedeutung in türk. Versen gab Hammer-Purgstall. (S. Blumensprache.)

Selbstbewußtsein, s. Bewußtsein.

Selbstentzündung findet bei gewissen Dingen, welche leicht verbrennlich sind, also eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff haben, unter gewissen Umständen statt. Phosphor und verschiedene chem. Präparate, wie das bei den Zündnadelgewehren angewendete Gemenge von chlorsaurem Kali mit Schwefelantimon, entzünden sich außer durch Reibung auch oft freiwillig durch bloßen Zutritt von Luft oder Feuchtigkeit. Aus einer angefeuchteten und dann leicht mit Erde bedeckten Mischung von Eisenfeilspänen und Schwefel entsteht nach einigen Stunden ein künstlicher Vulkan, während Haufen von dicht zusammengeschichtetem Heu, Getreide, Dünger, Sägespänen mancher Holzarten, Wolle u. s. w. längerer oder kürzerer Zeit bedürfen, um nach vorgängiger Gärung und Entwickelung der gebundenen Wärme (s. d.) in Flammen zu gerathen. Man muß daher alle diese Stoffe, ehe man sie dichter aufschichtet, sorgfältig trocknen lassen, um ihnen die Hauptbedingung der Gärung, die Feuchtigkeit, zu entziehen. Auch mit Oel oder Theer getränkter Hanf und dergleichen hat schon mehrfach durch S. zu Bränden Veranlassung gegeben.

Selbstherrscher, s. Autokratie.

Selbsthülfe begreift in den Rechten jedwedes Verfahren, durch welches jemand mittels Eigenmacht sich Genugthuung wegen einer wirklichen oder vermeintlichen Rechtsverletzung oder den Genuß und die Ausübung einer ihm bestrittenen Befugniß verschafft. Da von Beschwerdeführenden weder ein leidenschaftsloses Urtheil, ob die Bedingungen einer Rechtsverfolgung im Falle vorliegen, noch die Selbstbeschränkung auf das Zukömmliche und auf die zu dessen Erlangung schon hinreichenden geringern Zwangsmittel zu erwarten ist, so behält das Gesetz der öffentlichen Autorität die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes ausschließend vor, indem es jede private Eigenmacht für die Regel bei Strafe untersagt. Bei den Römern ward die einfache S. ohne besondern Kraftaufwand, z. B. durch Wegnahme der streitigen Sache aus dem Gewahrsam des abwesenden Besitzers, nach einem Erlaß des Marcus Aurelius (Edictum Divi Marci) mit Verlust des wirklichen Rechts oder mit der Verpflichtung zu doppeltem Ersatz bei nur vermeintlichem Rechte geahndet, wofür die neuern Gesetzgebungen meistens geringe Freiheits- oder Geldstrafe eintreten lassen. Mit Gewaltthätigkeit wider Personen verbundene oder selbst in Aufruhr (s. d.) ausgehende S. war dagegen ein dem eigentlichen Strafgericht überwiesenes, nach der Lex Julia de vi zu vernehmendes Verbrechen. (S. Gewalt.) In Deutschland, wo die S. mit gewaffneter Hand jahrhundertelang als aushülfsweises Rechtsmittel gestattet war (s. Fehde und Faustrecht), stellte erst der Ewige Landfriede von 1495 mit dem Verbote jedweder S. die bürgerliche Ordnung her. Bei Zuwiderhandlungen wendet das gemeine Criminalrecht die röm. Strafverfügungen an, insoweit nicht die Carolina (s. d.) über gewisse Formen der strafbaren Eigenmacht, wie den Landzwang und Landfriedensbruch, eigene Bestimmungen enthält. In den neuern Landesgesetzen treten sowol diese als andere schwere Fälle der S. als besondere Verbrechen auf. Ausnahmsweise ist jedoch die Eigenmacht als Ersatz für die mangelnde Staatshülfe oder zur Sicherung derselben gestattet im Falle der Nothwehr, desgleichen um Verbrecher auf frischer That oder auf der Flucht von der That festzuhalten, ferner bei Ausübung des Pfändungs- oder Re-

tentionsrechts. Ebenso macht der Staat bei der Verhängung von Retorsion und Repressalien oder bei der Kriegserklärung von seiner durch das Völkerrecht anerkannten Machtvollkommenheit Gebrauch. — In einem andern Sinne ist S. das Princip der deutschen wirthschaftlichen Vereine (s. Association), welche die Hebung der untern Klassen durch Ersparnisse zu erzielen suchen und die Unterstützung aus Staatsmitteln oder durch sonstige wohlthätige Beihülfen ablehnen.

Selbstmord (suicidium). Die Erhaltung des eigenen Lebens ist nicht nur natürlicher Trieb, sondern auch sittliche Pflicht; denn das irdische Dasein des Menschen ist als Bedingung seines höhern Vernunftlebens, auf welchem seine Würde beruht, und um dieser Würde willen geheiligt. Jede willkürlich verschuldete Lebensverkürzung ist daher unsittlich. Mit dem S. ist jedoch der freiwillige Tod (mors voluntaria) nicht zu verwechseln, welcher gewählt wird, um die sittliche Würde zu behaupten und für Ideen zu sterben. Derselbe tritt ein, wo das Leben nur auf Kosten dieser Würde erhalten werden könnte, wo die Fortsetzung des irdischen Daseins unverträglich mit derselben sein würde, oder wo im Gegentheile nur durch Aufopferung des Lebens ein höherer sittlicher Zweck erreicht werden kann. Diese Selbstentleibung entspringt nicht, wie dies gewöhnlich beim S. der Fall ist, aus sinnlichen Trieben, nicht aus verschuldetem Zwiespalt im Innern oder einem verzweifelten Gewissen, sondern aus Muth und festem Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu besiegeln. Von beiden ist endlich verschieden der unwillkürliche S., welcher in einer krankhaften Beschaffenheit des Körpers, die auf den Geist unwiderstehlich einwirkt, oder in einer solchen Gemüthsstörung seine Quelle hat, vermöge deren das Bewußtsein des Sittlichen oder Unsittlichen der Handlung und damit auch die freie Willenskraft des Handelnden gehemmt und aufgehoben ist. In den meisten Fällen wirkt jedoch physische und moralische Krankheit zusammen, und hierin liegt der Grund, warum wir bei allem natürlichen und sittlichen Abscheu vor dem willkürlichen S. doch ein entscheidendes und verdammendes Urtheil über den Selbstmörder uns nicht anmaßen dürfen. Vgl. Osiander, «Ueber den S.» (Hannov. 1813); Heyfelder, «Der S. in arzneigerichtlicher und medic.-polizeilicher Beziehung» (Berl. 1828); Frau von Staël, «Sur le suicide» (Stockh. 1812), ein Schriftchen voll geistvoller Ansichten; Stäudlin, «Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom S.» (Gött. 1824).

Selbstsucht, s. Egoismus.

Selbstverbrennung (combustio spontanea). Früher wußte man öfters zu berichten, daß Personen, namentlich dem Trunk ergebene, sich von selbst oder durch Annähern eines brennenden Gegenstandes an die ausgeathmete Luft entzündet und zu einem Häuflein Asche verbrannt worden seien. Diese Schreckgeschichten gehören, wie die vom Scheintod u. dgl., sicher in das Bereich der Fabeln. Allerdings ist es möglich und geschieht es auch, daß die Kleider oder das Bett eines Betrunkenen am brennenden Licht oder dem glühenden Ofen Feuer fangen und der Betrunkene, wenn er den Brand wahrnimmt, zu hülflos ist, um denselben zu löschen, sodaß er sich schwere Brandwunden zuziehen, ja den Tod dabei finden kann. Die Selbstentzündung eines Menschen oder ein Brennen desselben in der Art eines brennbaren Körpers ist aber, selbst wenn sein Körper im höchsten Grade mit Alkohol gesättigt wäre, schon darum nicht möglich, weil der Körper immer noch so viel Wasser enthält, daß eine solche Verbrennung nicht stattfinden kann. Die Gründe gegen die Annahme einer S. wurden zuerst namentlich von Liebig in dem berühmten Görlitz'schen Proceß (1850) entwickelt. Vgl. Liebig, «Zur Beurtheilung der S. des menschlichen Körpers» (2. Aufl., Heidelb. 1850); Graff, «Ueber die Todesart der Gräfin Görlitz, nebst Gegenbeweis von Bischoff» (beide in Henke's «Zeitschrift» 1850 und Separatabdruck), auch Gorup-Besanez in Schmidt's «Jahrbüchern» (Bd. 68, 1850).

Seldschuken, ein türk. Geschlecht aus der Bucharei, welches im 11. und 12. Jahrh. mehrere Dynastien in Mesopotamien, Persien, Syrien und Kleinasien stiftete. Namentlich unterscheidet man folgende Dynastien: 1) die iranische oder bagdadische Dynastie, welche zu Bagdad und Ispahan herrschte. Sie war die mächtigste, und aus ihr gingen die berühmtesten seldschuk. Fürsten hervor. Ihr Stifter war der kriegerische Fürst Togril-Beg, der Enkel des Seldschuk, Stammvater des Geschlechts, welcher zuerst im Dienste des Fürsten der Kirgisen stand, dann mit seinen Anhängern nach Buchara auswanderte und sich zum Islam bekehrte. Togril-Beg eroberte Khorasan und das nördl. Persien, kämpfte mit Erfolg gegen die Byzantiner in Armenien, fiel dann in Irak ein, besetzte Bagdad, machte der Herrschaft der Bujiden ein Ende, erhielt vom Khalifen den Titel «König des Ostens und des Westens», verlobte sich mit einer Tochter des Khalifen, starb aber (1063) vor der Vermählung in einem Alter von 70 J. Unter seinen Nachfolgern sind Alp-Arslan, 1063—73, der den griech. Kaiser Romanus bekriegte und gefangen nahm; Melik-Schah, 1073—92, der den um die Beförderung der

wissenschaftlichen Studien hochverdienten Minister Nisam-el-Mulk in seinem Dienste hatte; Barkijarok, 1092—1104, der fortwährend gegen Brüder und andere Verwandte zu kämpfen hatte; Mohammed-Schah, 1105—18, dessen Feldherr Maudud gegen die Kreuzfahrer glückliche Kriege führte, und Sindschar zu erwähnen, der von 1118—57 regierte und einer der berühmtesten mohammed. Fürsten war. Die Dynastie endete mit Togril-Schah 1194, den der charismische Sultan Tekesch überwältigte. 2) Die kermanische Dynastie, welche in der pers. Provinz Kerman herrschte und von geringerm Einflusse war. Sie wurde gestiftet durch Togril-Beg's Neffen Kawerd, welchem Togril-Beg 1039 die Verwaltung der genannten Provinz übergab, und bestand bis 1091. 3) Die syrische Dynastie, die mit der Unterwerfung von Haleb 1071 und von Damaskus (1075) durch Tutusch, einen Bruder Melik-Schah's, begann. Nach Tutusch's Tode (1095) fiel Syrien in die Gewalt seiner Söhne Dekak und Ridhwan, deren Nachkommen sich bis gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts in einzelnen syrischen Städten behaupteten. 4) Die ikonische oder kleinasiatische Dynastie, welche zu Ikonium oder Konieh in Kleinasien ihren Sitz aufschlug. Sie wurde gegründet durch Soliman-ben-Kutulmisch, einen Urenkel Seldschuk's, welchem der Sultan Melik-Schah 1075 ein Gebiet in Kleinasien einräumte, und erhielt sich am längsten. Unter Keikobad, einem der letzten Fürsten dieser Dynastie, zeichnete sich der Türke Ertogrul, der Vater Osman's, als Heerführer aus, und letzterer gründete die Osmanische Dynastie in Kleinasien, in demselben Gebiete, welches bis dahin die S. beherrscht hatten. Vgl. Mirchond, «Geschichte der S.» (aus dem Persischen von Vullers, Gieß. 1838).

Selĕn, eine von Berzelius 1817 entdeckte Substanz, die in ihren chem. Eigenschaften dem Schwefel, dem Tellur und Arsenik sehr nahe steht, ist bisjetzt nur selten als Selenblei, Selenquecksilber, Selensilber, Selensilberblei u. s. w. in den Eisensteingruben zu Tilkerode, Zorge und Lorbach am Harz und in dem Schlamme gefunden worden, der sich in den Bleikammern ansammelt, die zur Darstellung der Schwefelsäure dienen. Es ist ein bleigrauer, metallglänzender Körper, der in feingetheilter Gestalt schön roth aussieht, bei 80° schmilzt und bei 620° in Dämpfe übergeht. Es verbrennt an der Luft noch unter dem Kochpunkte mit blauer Flamme unter Verbreitung eines höchst widrigen Geruchs nach faulem Rettich. In concentrirter Schwefelsäure löst sich das S. mit grüner Farbe.

Selēne, die Mondgöttin, bei den Römern Luna, war die Tochter des Hyperion und der Theia und die Schwester des Helios (weshalb sie auch Phöbe genannt wurde) und der Eos. Ihr, wie ihrem Bruder, wird ein Wagen beigelegt, der mit zwei weißen Rossen oder Kühen oder auch Maulthieren bespannt ist. Später wurde sie mit der Artemis (Diana) identificirt, die sich aber von der S. durch Jungfräulichkeit unterschied. Mit Endymion zeugte S. 50 Töchter, mit Zeus die Pandia und die Erse (Thau). Von seiten der Kunst unterscheidet sich S. in ihrer gewöhnlichen Bildung von der Artemis nur durch vollständigere Bekleidung und ein bogenförmiges Schleiergewand über dem Haupte. Sie ist besonders durch die Endymion-Reliefs bekannt.

Selenographie, s. Mond.

Seleucia, Name mehrerer von Seleucus (s. d.) gegründeter Städte in Asien. Die wichtigste, eine der größten Städte des Alterthums, war S. am Tigris, Adlersfittigen gleich am Ufer des Stromes ausgebreitet, 6 M. südlich von Bagdad. Zum Theil aus dem Baumaterial des verlassenen Babylon gebaut, erhob sich die Stadt durch ihre Lage am Tigris, der hier mit dem Euphrat durch einen Kanal verbunden war, zu einer ungeahnten Größe, da fast ganz Babylon sich hier ansiedelte. Seit 140 v. Chr. im Besitz der Parther, wurde die Stadt unter Trajan geplündert, und 162 durch Lucius Verus zerstört. Eine Pest, die das ganze Römerreich bis Gallien bald darauf verheerte, wurde vom Volke als eine Rache der Götter für diese Zerstörung gedeutet. Ihr gegenüber lag Ktesiphon (s. d.). S. soll 600000 E. gezählt haben. — Noch kennt man S. in Syrien, auch Pieria genannt, nördlich von der Mündung des Orontes, unweit des heutigen Suudieh. Die Stadt war sehr bedeutend, stark befestigt, sodaß man sie für uneinnehmbar hielt, und mit einem guten Hafen versehen. — Auch gab es ein S. am Taurus, in Pisidien, und ein viertes in Cilicien, auch S.-Trachea genannt, heute Selevkeh.

Seleuciden nennt man die von ihrem Ahnherrn, Seleucus I. Nikator (s. d.), genannte Herrscherfamilie des syr. Reichs, das unter derselben 248 J. (312—64) bestand. Der große, fast das ganze alexandrinische Weltreich umfassende Länderbesitz, den Seleucus I. bei seinem Tode 281 hinterlassen hatte, wurde schon unter seinem Sohne und Nachfolger Antiochus I. (s. d.) Soter (281—260), namentlich aber unter Antiochus II. Theos (260—247) verringert, da sich die Parther 256 losrissen und sich im fernen Osten unabhängige Königreiche bildeten. Die Bruderkriege zwischen Seleucus II. Callinicus (247—225) und Antiochus Hierax sowie die

kurze Regierung Seleucus' III. Ceraunus (225—223) hätten das Reich bald ins Verderben gebracht, wenn nicht die zum Theil erfolgreiche Wirksamkeit Antiochus' III. (s. d.) d. Gr. (223—187) dem syr. Einfluß neue Kraft verliehen hätte. Seleucus IV. Philopator (187—174), der Usurpator Heliodor 174, vor allen die Unternehmungen Antiochus' IV. Epiphanes (174—164, s. d.) brachten eine Periode der Zerrüttung hervor, die gleich nach dem Tode des jungen Antiochus V. Eupator (164—162) ihren Anfang nahm. Von nun an begann während 40 J. ein Kampf zwischen den Kronprätendenten Demetrius I. Soter (162—149), Alexander Balas (150—144), Demetrius II. Nikator (149—143), Antiochus II. Dionysos (143—140), nochmals Demetrius II. (140—139), Tryphon oder Diodotus (140—130), und zum dritten mal Demetrius II. (130—125), welchem dann mehr oder weniger lange Antiochus VII. Sidetes (bis 121), Alexander Zabinas und Demetrius' Sohn, Seleucus V., folgten. Von hier ab beherrschte Ein Seleucide allein Syrien. Antiochus VIII. Grypus (124—97) mußte seine Herrschaft mit Antiochus IX. Cyzicenus (114—94) theilen. Ersterm folgte Seleucus VI. Epiphanes (97—93) und Antiochus' VIII. Söhne, Philipp (bis 80), Antiochus XI., Demetrius III. und Antiochus XII. (bis 85), letzterm Antiochus X. der Fromme (94—80), dessen Witwe Selene (80), und der erobernde armen. König Tigranes (83—69), nach dessen Besiegung Antiochus XIII. (69—64), Antiochus' des Frommen Sohn, zum letzten mal regierte, da 64 Syrien durch Pompejus erobert und zur röm. Provinz gemacht wurde. Die Politik Roms, die zur Zerrüttung des Reichs seit lange her sich der unfähigen Herrscher, der gewaltthätigen Statthalter, des entnervten Volks sowie der Mitwirkung der Parther bedient hatte, war so zu ihrem Endziel gekommen. Ueber die Aera der S., s. Aera.

Seleucus ist der Name von sechs Königen des nach Alexander gebildeten syr. Reichs, das sich zur Zeit seiner Blüte weit über die Grenzen des heutigen Syrien (s. d.) erstreckte. Der einzige bedeutende dieser sechs Könige ist der Gründer des Reichs, S. I., des Antiochus Sohn, genannt Nikator. Geboren 358 v. Chr., war er zur Zeit von Alexander's Tode 323 Statthalter von Medien und Babylonien und Reiterbefehlshaber. Nachdem er den Prätendenten Antigonus gegen Perdikkas, Polysperchon und Eumenes unterstützt, verfeindete er sich mit demselben und floh geächtet nach Aegypten, verbündete sich mit dem dortigen Statthalter Ptolemäus, schlug mit ägypt. Hülfstruppen seinen Feind bei Gaza und nahm 312 Babylon ein, das Demetrius Poliorcetes, Antigonus' Sohn, ohne Glück vertheidigt hatte. Nachdem er durch einen Frieden 311 anerkannt worden, erweiterte er seine Herrschaft bis an den Indus. Nach wechselndem Glück schlug und tödtete er im Verbande mit Ptolemäus, Cassander, Lysimachus den 84jährigen Antigonus bei Ipsus (301), nahm dessen kleinasiat. Provinzen, verbündete sich darauf mit dem Sohne seines erschlagenen Feindes, Demetrius, dessen Tochter er heirathete, gegen Ptolemäus und Lysimachus und hielt dann seinen widerspenstig gewordenen Schwiegervater bis an seinen Tod 283 gefangen. Hierauf schlug er Lysimachus bei Cyropedion (282) und hatte so während sieben Monaten fast die ganze Monarchie Alexander's, Macedonien inbegriffen, doch Aegypten ausgenommen, vereinigt, als er von Ptolemäus' I. Sohn, Ptolemäus Ceraunus, 78 J. alt, ermordet wurde. Ihm folgte sein Sohn Antiochus I. Soter. S. wird als mild und weise geschildert. Er ehrte die Künste und Wissenschaften, und gründete viele Städte (s. Seleucia). Ueber die andern Könige dieses Namens s. Seleuciden.

Seligérsee, russ. Seligér-Osero, auch wol See von Ostáschkow genannt, ein sehr fischreicher, vielbefahrener Landsee in den russ. Gouvernements Nowgorod und Twer, größerntheils zu dem letztern gehörig, liegt auf dem Waldaiplateau in einer Meereshöhe von 862 oder 917 F. Der See ist in seiner südl. Erstreckung 8 M. lang, meist schmal (höchstens 1 M. breit), besteht eigentlich aus drei durch Engen verbundenen Bassins, bedeckt eine Fläche von 3,62 Q.-M., hat eine Tiefe von 7—35 F., fließt durch die 5 M. lange Selisharowka in die obere Wolga ab und umschließt über 70 zum Theil bewohnte Inseln, darunter Stolobnoi mit dem sehr berühmten Nilkloster (Nilskoi Stolobnoi), das wegen seines Gnadenbildes stark bewallfahrtet wird. Nur 1 M. südlich von demselben liegt malerisch an dem Seegestade die Kreisstadt Ostáschkow im Gouvernement Twer, mit vier Kirchen, einem Kloster, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen und (1863) 10488 E. Diese Bevölkerung ist sehr gewerbthätig, liefert jährlich 200000 Paar «Ostaschi», d. i. weiße Stiefel aus Pferdeleder, und Hunderttausende von Aexten, Sensen, Sicheln und Schafscheren. Auch werden viele Heiligen- und andere Bilder verfertigt. Außerdem bestehen große Baumwollspinnereien, bedeutende Gerbereien, Gußeisenmodellfabriken, Drechsler- und Schlosserwerkstätten. Man betreibt auch Fischerei und einen belangreichen Handel mit den eigenen Fabrikaten, Getreide, Holz, Bast und Hasenfellen.

Seligkeit. S. stammt vom altdeutschen Sal, d. i. Menge oder Fülle, sowol im Angenehmen als im Unangenehmen, das sich aber nur noch in den zusammengesetzten Wörtern Drangsal, Trübsal, mühselig, trübselig, glückselig u. a. m. erhalten hat. Im neuern Sprachgebrauche wird «selig» nur vom Angenehmen gesagt und S. von dem Zustande höchster Lebensförderung und innerer Befriedigung. Da diese aber nicht im Besitze äußerer Güter und sinnlicher Genüsse, sondern nur durch die harmonische Vollendung des geistigen Lebens gewonnen wird, so bezeichnet die philos. Sittenlehre nur letztere mit dem Namen der S., im Unterschiede von der Glückseligkeit, welche auch das äußere Wohl umfaßt. Der kirchliche Sprachgebrauch bezieht das Wort auf das Wohlergehen der Frommen, läßt also die S. durch das rechte religiöse Verhältniß zu Gott bedingt sein, welchem Glauben die tiefe Wahrheit zu Grunde liegt, daß die wahre Harmonie des Menschen mit sich selbst nur gewonnen werden kann durch seinen Frieden oder seine Versöhnung mit Gott. Weil aber auch die religiöse Betrachtung nur sehr allmählich vom Sinnlichen zum Geistigen sich erhob, so setzte man anfänglich die S. in den ungetrübten Besitz einer Fülle äußerer Güter, welche dem Frommen als Lohn für seinen gottesfürchtigen Wandel zutheil werden sollte. Auch der ältere Hebraismus hat diese Vorstellung, die sich noch völlig im Diesseits befriedigte, getheilt. Erst das nachexilische Judenthum bildete im Zusammenhange mit der Auferstehungslehre die Vorstellung einer S. nach dem Tode aus, ohne im übrigen die Anschauung höchsten irdischen Glücks zu verlassen. In diesem Sinne verstand auch das älteste Christenthum die S. des Messiasreichs, welches wol vom Himmel her offenbar werden, aber seinen Sitz auf der Erde haben sollte. Als seine Bürger wurden unter dem Königthume des wiederkehrenden Christus die überlebenden und die durch Gottes Allmacht wieder ins Leben zurückgerufenen Gläubigen betrachtet. Es war indessen nur eine Consequenz dieser Anschauung, wenn die christl. Theologie das zeitliche Jenseits immer entschiedener auch als ein räumliches bestimmte und den Seligen als Aufenthaltsort nach dem Tode den «Himmel» anwies. Hinter dieser Vorstellungsform verhüllte sich in der christl. Kirche von Anfang an ein geistiger Gehalt, die innere S., deren die Frommen schon gegenwärtig in ihrer Gemeinschaft mit Gott und dem Erlöser genießen, und schon das Johannes-Evangelium läßt in diesem Sinne «das ewige Leben» auf Erden beginnen.

Seligsprechung oder Beatification heißt in der kath. Kirche der feierliche Act, durch welchen ein verstorbener Frommer nach Untersuchung seines Wandels und seiner Verdienste vom Papste für selig erklärt wird. Die kirchenrechtlichen Wirkungen dieses Acts sind der Anspruch auf Privatverehrung in einem bestimmten Theile der Kirche und die Anwartschaft auf die künftige Kanonisation (s. d.), durch welche letztere eine öffentliche Verehrung in der gesammten Kirche begründet wird. Die S. kam im 12. Jahrh. auf, um vor der eigentlichen Heiligsprechung Zeit zur sichern Erforschung der Verdienste verstorbener Frommen zu gewinnen.

Selim I., Sultan der Osmanen, geb. 1467, entthronte 25. April 1512 mit Hülfe der Janitscharen seinen alten und kränklichen Vater Bajazet II., der bald darauf (26. Mai) an Gift starb, das, wie man glaubt, ihm auf Anstiften S.'s beigebracht wurde. Um sich gegen Empörung zu sichern, ließ S. fünf Neffen und zwei Brüder ermorden; überhaupt wurde jeder hingerichtet, der ihm misfiel oder verdächtig erschien. Er bekriegte 1514 den Schah Ismail von Persien, schlug diesen in der Ebene von Tschaldiran und besetzte Tebris. Im folgenden Jahre eroberte er Kurdistan, Diarbekr und den größten Theil von Mesopotamien. 1516 erklärte er Kanßuweh, dem Mamlukensultan von Aegypten, den Krieg und besiegte ihn (24. Aug.) nördlich von Haleb, worauf ganz Syrien in seine Gewalt fiel. Nach längern Unterhandlungen mit Tuman-Bei, dem Nachfolger Kanßuweh's, brach S. nach Aegypten auf und besetzte (Jan. 1517) Kairo, nach einer in der Nähe dieser Hauptstadt gewonnenen Schlacht, und in wenigen Monaten war er Herr von ganz Aegypten, das fortan ein osman. Paschalik wurde. Infolge dieser Eroberung und der Gefangennahme des in Kairo residirenden Khalifen, der auf seine Rechte als Nachfolger Mohammed's zu Gunsten S.'s verzichten mußte, betrachteten sich die türk. Sultane auch als legitime Herrscher, wobei ihnen noch die Unterwerfung der heiligen Stadt Mekka zu statten kam. S. legte den Grund zu einer geordneten Seemacht, baute das Arsenal in Pera, zügelte mit blutiger Strenge den Uebermuth der Janitscharen und verbesserte den Zustand der eroberten Länder durch verständige Einrichtungen. Gern beschäftigte er sich mit Dichtkunst und war ein Freund von Dichtern und Gelehrten. Gerüstet zu einem Zuge gegen Persien und Rhodus, starb er 22. Sept. 1520 auf dem Zuge von Konstantinopel nach Adrianopel. S. war ein ausgezeichneter Feldherr, ein kluger, thätiger, aber zugleich grausamer Regent. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Soliman II. (s. d.).

Selim II., Sultan der Osmanen, der Enkel des vorigen, Soliman's II. und der Roxolane

Sohn, geb. 1524, bestieg den Thron, nachdem sein Vater 6. Sept. 1566 im Heerlager vor Szigeth gestorben. Er war der erste Sultan, der sich persönlich aller kriegerischen Thätigkeit entzog, dem Großvezier die Führung des Heeres und die Regierung überließ und blos für seinen Harem und für sinnlichen Genuß lebte. S. schloß 1568 mit Ungarn einen achtjährigen Waffenstillstand und im folgenden Jahre mit Persien und eroberte 1571 durch seine Feldherren die Insel Cypern. Zwar verlor der Admiral Ali 8. Oct. 1571 die große Seeschlacht bei Lepanto (s. d.); doch die christl. Mächte wußten diesen Sieg nicht zu benutzen. Der thätige Großvezier Sokolli sicherte die Macht des Reichs unter dem sorglosen, fast stets berauschten Sultan. Venedig schloß 1573 einen demüthigenden Frieden, und die aufrührerische Moldau wurde aufs neue unterjocht. Tunis wurde zwar von den Spaniern besetzt, aber nach 18 Monaten wieder aufgegeben. S. starb 12. Dec. 1574. Ihm folgte sein Sohn Murad III.

Selim III., Sultan der Osmanen, geb. 24. Dec. 1761, war der Sohn Mustapha's III., dem, als letzterer 21. Jan. 1774 starb, sein Bruder Abd-ul-Hamid folgte. S. lebte unterdessen im Serail unter Frauen und Eunuchen, studirte hier aber den Koran und die Geschichte des türk. Reichs. Von dem Gedanken beseelt, einst der Reformator des Reichs zu werden, trat er mit Staatsmännern in Verbindung und seit 1786 sogar mit dem Grafen Choiseul, der damals franz. Gesandter in Konstantinopel war. Auch sendete er seinen Vertrauten Isaak-Bei nach Frankreich, um die dortige Verwaltung kennen zu lernen. Nach Abd-ul-Hamid's Tode, 7. April 1789, bestieg S. den Thron. Die Pforte befand sich damals in einem sehr unglücklichen Kriege mit Oesterreich und Rußland, der 1791 mit ersterm ohne schwere Einbußen, 1792 aber mit letzterm durch den nachtheiligen Frieden zu Jassy endete. Doch konnte S. nun wenigstens an die Herstellung der Ordnung im Innern denken. Kaum aber hatten Syrien und Aegypten, die seit 1786 im Empörungszustande, sich unterwerfen müssen, so brach in Europa der Aufstand des Paßwan-Oglu aus, welcher erst 1803 als Pascha von Widdin die Hoheit der Pforte wieder anerkannte. Gleichzeitig wurde S. durch Bonaparte's Besetzung Aegyptens in den Kriegsbund Rußlands und Englands gegen die franz. Republik gezogen. Nach dem Abschlusse des Friedens mit Frankreich (1802) nahm S. wieder seine schon früher begonnenen Reformen in der Staatsverwaltung auf. Schon früher hatte er den nur aus sechs Mitgliedern bestehenden Divan in einen ansehnlich erweiterten Staatsrath umgewandelt und dadurch die überwiegende Macht des Großveziers geschwächt. Es wurde eine neue besondere Kriegskasse für alle Bedürfnisse des Heeres errichtet. Eine Anzahl Truppen wurde nach europ. Art eingeübt und unter diesen eine strengere Mannszucht eingeführt. Die Kriegsschulen wurden besser organisirt, und der Sultan selbst, der in den mathem. und phys. Wissenschaften bewandert war, besuchte sie häufig und beobachtete die Fortschritte der Schüler. Gleiche Sorgfalt wurde auf die Hebung der Flotte verwendet, die schon früher gegründete Navigationsschule bedeutend verbessert. Bis 1805 bestand aber das nach europ. Muster gebildete Corps (Nisam-Djedid) nur aus freiwillig Geworbenen und erreichte kaum die Stärke von 20000 Mann; jetzt sollte es aber durch eine allgemein gezwungene Aushebung bedeutend verstärkt werden. Dies und andere Einrichtungen reizten das versunkene und von den Janitscharen und den Ulemas aufgestachelte Volk zu Unzufriedenheit und Empörung. Dazu kamen der Aufstand in Serbien, 1807 ein neuer Krieg mit Rußland und mit Großbritannien, endlich der mächtige Einfluß des Generals Sebastiani, infolge der von ihm geleiteten Vertheidigung von Konstantinopel gegen die durch die Dardanellen eingedrungene engl. Flotte. Als S. auf dessen Rath seine schlummernden Reformplane wieder aufnahm, verschwor sich der Mufti, der sie als religionswidrig ansah, und die Partei der Janitscharen, auf deren Vernichtung es abgesehen war, gegen den Sultan, der vergebens auf den Schutz Frankreichs sowie auf die Hülfe der noch bestehenden neuen Truppen und die des Paschas von Rustschuk zählte. Zum Ausbruch kam der Aufstand, als 2000 Mann Hülfsartilleristen dem Nisam-Djedid einverleibt werden und dessen Uniform erhalten sollten. Diese zogen mit andern Rebellen, Janitscharen, Artilleristen und Matrosen vereint, 29. Mai 1807 nach Konstantinopel, wo der Stellvertreter des Großveziers, der mit ihnen im Einverständnisse sich befand, den Sultan in Sicherheit zu wiegen und von energischem Widerstande abzuhalten gesucht hatte. Es wurden die Anhänger der Reformen gemordet und am folgenden Tage der Beschluß gefaßt, S. des Throns verlustig zu erklären, obgleich der Sultan die gänzliche Aufhebung des Corps des Nisam-Djedid befahl und das Haupt seines Bostandje-Baschi den Rebellen zuwerfen ließ. Mit Uebereinstimmung des Mufti wurde dann 31. Mai S. förmlich entthront und Mustapha IV., der Sohn Abd-al-Hamid's, zum Sultan ausgerufen. Man verwies S. in einen Kiosk des Serails, behandelte ihn aber anständig. Im Gefängnisse beschäftigte er sich mit der Dichtkunst und mit der Unter-

weisung seines Neffen Mahmud.. Im folgenden Jahre griff Bairaktar, Pascha von Rustschuk, ein eifriger Anhänger S.'s und seiner Reformen, für dessen Wiederherstellung zu den Waffen und drang 28. Juli 1808 mit einem Heere in Konstantinopel ein. Mustapha ließ auf seines Mufti Rath S. umbringen und seinen Körper über die Mauern des Serails werfen. Sofort nun stieß Bairaktar den Sultan vom Throne ins Gefängniß, während er dessen Bruder Mahmud II. (s. d.) auf denselben erhob. S. war ein gebildeter, humaner und von den besten Absichten beseelter Herrscher, dem es aber an Kraft gebrach, die zerrütteten Zustände seines Reichs zu reformiren.

Selinus, die westlichste griech. Colonie in Sicilien, wurde von dem sicil. Megara aus 628 v. Chr. (nach anderer Angabe schon 651) gegründet, östlich an einem Flüßchen, das nach dem dort reichlich wachsenden Eppich (griech. Selinon) ebenso wie die Stadt den Namen S. erhielt, jetzt Madiuni heißt und 3 M. im Ostsüdosten von Mazzara, westlich vom Flusse Hypsas (jetzt Belici) mündet. Die Stadt wurde bald reich und mächtig und blühte, bis die Einwohner von Segesta (s. d.), durch die Selinuntier und Syrakusaner bedrängt, die Karthager gegen sie zu Hülfe riefen. Diese sendeten ein starkes Heer unter Hannibal Gisgon, der 409 S. eroberte und größtentheils zerstörte und ausmordete. Im ersten Punischen Kriege um 249 v. Chr. verpflanzten die Karthager die übriggebliebenen Bewohner von S. nach Lilybäum und gaben die Stadt auf. Seitdem versank sie in Trümmer, die in Hinsicht ihrer architektonischen Kunst von großer Wichtigkeit sind. Es finden sich hier die Ruinen von sechs Tempeln, die größten in Europa, drei in der auf dem östl. Hügel gelegenen Stadt und drei auf der Akropolis, dem westl. Hügel, an denen sich eine besonders schwere Behandlungsweise des dorischen Stils bemerklich macht. Der nördl. Stadttempel (367 F. lang und 161 F. breit), vermuthlich ein Heiligthum des Zeus, war bei der Eroberung von 409 noch nicht vollendet. Seine Säulen sind auch später niemals fertig geworden, da ihnen fast durchgängig die Cannellirung fehlt. Ein anderer Tempel war, wie eine 1865 entdeckte Inschrift darthut, der Here geweiht. Eine genaue Abbildung und Beschreibung dieser Ueberreste finden sich in des Duca di Serradifalco «Le antichità della Sicilia» (5. Bde., Palermo 1834—42). Vgl. Reinganum, «S. und sein Gebiet» (Lpz. 1827).

Selke, ein kleiner Fluß des Unterharzes, der aus dem güntherberger Teiche im Herzogthum Anhalt-Bernburg seinen Ursprung nimmt, eine Menge Mühlen, Pochwerke und Eisenhüttenwerke treibt, nachdem er das Gebirge verlassen, gegen Nordosten nach Ermsleben, dann gegen Nordnordwesten fließt und $1\frac{1}{2}$ M. nordöstlich von Quedlinburg, bei Rodersdorf, in die Bode fällt. Die S. bildet in ihrem obern Laufe von Güntbersberge bis zu dem Dorfe Meisdorf das 6 St. lange, liebliche Selkethal, das von waldbekränzten Bergen und pittoresken Felsenmassen eingeschlossen, in immer neuem Wechsel herrliche Ansichten bietet. Die Hauptpunkte des Selkethals sind die Burgen Falkenstein und Anhalt, das Jagdhaus Meiseberg, der Mägdesprung und Alexisbad.

Selkirk, eine Grafschaft im südl. Schottland, zwischen Edinburgh, Roxburgh, Dumfries und Peebles, zählt auf $12\frac{1}{5}$ Q.-M. 10449 E. (1861) in 3 Flecken und 12 Kirchspielen. Die Grafschaft ist ein pittoreskes Gebirgsland. Das Cheviotgebirge, das hier im Windlestraw-Law 2028, in den Blackhouse-Heights 2271, im Ettrick-Pen 2119 F. aufsteigt, bildet eine Menge schmaler Thäler. Der Tweed, verstärkt durch den Ettrick und Yarrow, folgt der Hauptabdachung gegen Osten zur Nordsee. Das Klima ist rauh, der Boden, von dem nur 8 Proc. dem Pflug unterworfen sind, wenig fruchtbar, der Ackerbau auf Hafer und Kartoffeln beschränkt, die Industrie unbedeutend. Ehemals fast ganz mit Wald bedeckt, bildete die Grafschaft gewissermaßen nur einen Wildpark der Könige von Schottland. Die Wälder sind längst verschwunden und zahlreiche Heerden von Kühen, Pferden und besonders von Schafen weiden auf den wellenförmigen Plateauflächen und Bergabhängen. Die Schafe der Selkirk- und Cheviotrasse sind berühmt durch ihre feine, lange Wolle, und diese nebst den Lämmern und Hammeln bildet den Hauptausfuhrgegenstand des Ländchens. Der Hauptort ist die Marktstadt S., am Ettrick und unweit vom Tweed, an der Eisenbahn 7,6 M. im Südsüdosten von Edinburgh gelegen, mit sechs Kirchen, einem schönen Stadthause und 3695 E., die sich von Wollweberei und Gerberei unterhalten. Nur 1,3 M. nordöstlicher, an der Mündung des Gala in den Tweed und an der Eisenbahn, liegt die Fabrikstadt Galashiels mit 7010 E., fünf Kirchen, einer Lateinschule, Wollfabriken (die Tartans, Tweed u. s. w. liefern), Gerbereien und Brauereien.

Selkirk (Alex.), s. Robinson Crusoe.

Sellerie, s. Apium.

Selterser Wasser, gewöhnlich, aber mit Unrecht, Selzerwasser genannt, hat seinen Namen von dem Dorfe Niederselters unweit Limburg im Nassauischen, wo dieses Mineral-

wasser hell und klar, perlend und schäumend aus vier in einen Brunnen gefaßten Quellen emporsteigt, welche in der Stunde 5000 Kubikfuß Wasser liefern. Wegen seines hervorstechenden Gehalts an freier Kohlensäure, Kochsalz und kohlensaurem Natron ist dasselbe zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen gehörig. Es wirkt gelind reizend auf die Schleimhäute des Mundes, Schlundes, Magens und des obern Theils der Athmungswerkzeuge, fördert daselbst die Absonderung des Schleims und geht endlich reichlich durch den Urin fort. Das Selterser Wasser wird bei chronischen Krankheiten der Schleimhäute der Respirationsorgane, Leiden der Urinwerkzeuge, Stockungen in den Unterleibsorganen, auch in manchen entzündlichen und fieberhaften Krankheiten, wenn die Gefäßaufregung vorüber ist, mit günstigem Erfolge angewendet. Brustkranke trinken es häufig mit warmer Milch vermischt. Als diätetisches Mittel, allein oder mit Zucker versüßt, wird es namentlich an der Leber Leidenden und in heißen Klimaten und Jahreszeiten empfohlen. Diese berühmte Quelle, von welcher jetzt jährlich 2—3 Mill. Krüge nach allen Gegenden der Erde versendet werden, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. entdeckt, im Dreißigjährigen Kriege wieder verschüttet und nach ihrer erneuerten Auffindung so wenig geachtet, daß sie noch in der Mitte des 18. Jahrh. für ein äußerst geringes Geld verpachtet war. An der Quelle wird das Wasser nur sehr wenig getrunken. 1865 belief sich der Debit an Mineralwasser auf 3,763728 Krüge (gegen 2,593548 im J. 1861), d. i. 81⅓ Proc. von der Gesammtsumme (4,627443) aller nassauischen Quellen. — Neuerdings ist das künstliche Selterwasser der Struve'schen Anstalten wegen seines Gasreichthums und seiner Frische noch beliebter als das versendete und fast zu einem gewöhnlichen Getränke geworden. Auch bereiten viele sich selbst ein dem Selterwasser ähnliches, kohlensäurehaltiges Getränk aus Brunnenwasser mittels eigener Apparate. Doch ist letzteres sowie die in Frankreich unter dem Namen Eau de Seltz artificielle, Eau gazeuse üblichen moussirenden Wässer meist unreinerer Art. Vgl. Fenner von Fenneberg, «Selters und seine Heilkräfte» (Darmst. 1824).

Selz, ein kleiner Ort in der Nähe von Friedberg im Großherzogthum Hessen, besitzt einen erdig-salinischen Sauerbrunnen, welcher an der Quelle sowol als versendet getrunken wird, aber mit dem Selterser Wasser nicht zu verwechseln ist. — S. heißt auch ein Städtchen von 1991 E. im franz. Depart. Niederrhein (Elsaß), 6 M. im Nordnordosten von Strasburg, an der Mündung des Seltzbachs in den Rhein gelegen und ebenfalls durch gute Mineralbrunnen bekannt. Der Ort war einst karolingische Pfalz. Pipin empfing daselbst eine arab. Gesandtschaft, und die Gemahlin Otto's d. Gr. gründete hier ein Benedictinerkloster. Vom 30. Mai bis 6. Juli 1798 fanden zu S. Unterhandlungen über den Frieden von Campo-Formio statt. Uebrigens wurde weder hier noch in der kaiserl. Pfalz Selz (jetzt Dorf Salz an der Fränkischen Saale im bair. Kreise Unterfranken, südlich Neustadt gegenüber gelegen), wie sich häufig infolge eines Misverständnisses angegeben findet, ein Friede zwischen Karl d. Gr. und den Sachsen geschlossen.

Sem, Ham und **Japhet** sind nach der hebr. Ueberlieferung die Namen der drei Söhne des Noah, von denen sämmtliche Völker der Erde abstammen. Sem, hebr. schêm, d. i. der Ruhm, der älteste der drei Brüder, wurde der Stammvater der Völker des südwestl. Asien, der Assyrer, Babylonier, Syrer, Hebräer und Araber. Man nennt in Bezug hierauf diese Völker die Semiten und ihre Sprachen die Semitischen Sprachen (s. d.). Von Ham, hebr. châm, d. i. heiß, stammen die Völker des heißen Südlandes, die Aegypter, Aethiopier u. s. w. Japhet, hebr. jefet, d. i. ausgebreitet, wurde der Stammvater der im Osten und Norden von Palästina zerstreut lebenden Völker.

Semecarpus, Name einer zur 5. Klasse, 3. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Terebinthaceen gehörenden Gattung ostind. Holzgewächse mit einfachen, nebenblattlosen Blättern und rispig angeordneten polygamischen Blüten, welche aus einem mit dem Fruchtknoten halb verwachsenen, fünfzähnigen Kelch und einer fünfblätterigen Blumenkrone bestehen und Nüsse hervorbringen, die in den fleischig gewordenen, obstartigen Blütenboden eingeschlossen sind. Zu dieser Gattung gehört der berühmte Acajoubaum (S. Anacardium), dessen Frucht als indische Herzfrucht bekannt ist, und dessen Nüsse als ostind. Elefantenläuse (s. d.) in den Handel kommen. Es ist ein großer, stattlicher Baum mit ziemlich langgestielten Blättern, deren längliche, am Grunde etwas herzförmige Scheiben bis 18 Zoll Länge und bis 8 Zoll Breite erreichen, und mit grünlichgelben, in eine lange Rispe gestellten Blüten. Außer den Nüssen werden auch andere Theile des Baumes benutzt.

Semele, die Tochter des Kadmos und der Harmonia, aus Theben, Schwester der Ino, Agaue, Autonoë und des Polydoros, war so schön, daß sich Zeus in sie verliebte. Hera, deswegen eifersüchtig, überredete dieselbe trüglicherweise in der Gestalt ihrer Amme Beroë, den Zeus

zu bitten, daß er sich ihr in dem ganzen Glanze seiner Herrlichkeit zeigen möge. Der Gott, der ihr versprochen, jede Bitte, die sie thun werde, zu erfüllen, kam nun als Donnerer, und die Geliebte wurde von der Glut seiner Blitze verzehrt. Den Dionysos oder Bacchus (s. d.), welchen sie vom Gotte unter ihrem Herzen trug, rettete Zeus. Durch ihren Sohn wurde sie später aus der Unterwelt als Thyone auf den Olymp versetzt. Erklärt wird dieser Mythos dahin, daß S. die Erde sei, welche, durch Frühlingsregen und den Blitz befruchtet, den Dionysos, d. i. den Freudengeber, gebar.

Semendria oder Smederewo, Festung und Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Fürstenthum Serbien, an der Donau und der Jesava, dem westl. Mündungsarme der Morawa, 6 M. südöstlich von Belgrad und gegen 3 M. westlich von Passarowitz, mit romantischer, weinreicher Umgebung, hat (1859) 3620 E., welche starken Weinbau und lebhaften Handel treiben, war einst die Residenz der serb. Könige und auch früher Sitz des serb. Senats und des Primas. Die Festung ist 1435 vom Despoten Georg Brankowitsch erbaut, wurde 1439, 1459 und 1690 von den Türken erobert, 1717 diesen vom Prinz Eugen entrissen, 1738 aber von den Türken wieder eingenommen. 1789 nahmen sie die Oesterreicher abermals. Die Türken erschlugen hier 1805 den Wojwoden Gjuscha Wulitschewisch, worauf die Festung von den Serben bombardirt und erobert ward.

Semgallen, s. Kurland.

Seminar (lat. seminarium), eigentlich Pflanzschule, nennt man besonders in Deutschland Anstalten zur Bildung von Lehrern und Geistlichen. Dahin gehören die Predigerseminare (s. d.) der kath. und prot. Länder sowie die Schullehrerseminare. Auch bestehen an den meisten Universitäten homiletische S. zur praktischen Uebung im Predigen und philologische S., welche den Studenten der Philologie Gelegenheit geben sollen, unter der Leitung eines besonders mit der Direction beauftragten Professors auf eine eingehende und selbständige Weise mit der Kunst, andern zu interpretiren, sich bekannt zu machen. Am einflußreichsten war das philologische S. zu Leipzig unter G. Hermann's und das zu Berlin unter Böckh's und Lachmann's Leitung. Besondere pädagogische S. für Lehrer an höhern Schulen gibt es in Halle (bei den Francke'schen Stiftungen), Heidelberg, Breslau, Berlin, Leipzig u. s. w.

Seminolen, eins der sog. Floridavölker in Nordamerika (s. Indianer), ein Zweig des Choctaw-Muskogheestamms, hatten ihre Wohnsitze zuerst am Chattahootcheeflusse in Georgia und gehörten ursprünglich zu der Conföderation der Creeks (s. d.). Infolge langer Streitigkeiten unter den Häuptlingen trennte sich der Stamm. 1750 brach ein angesehener Häuptling, Secoffi, an der Spitze einer zahlreichen Gefolgschaft aus der alten Heimat auf und zog nach der Halbinsel Florida, in deren Mitte er den fruchtbaren Bezirk Alachua in Besitz nahm. Ein tapferer Streiter, gewaltiger Redner, gewandt und erbitterter Gegner der Spanier, stiftete er den Bund der S., d. h. der Entlaufenen oder Flüchtlinge. Er starb 1784. Eine andere Schar kam 1808 unter Miko-Hadjo nach Florida und ließ sich in der Nähe von Tallahassee nieder. Die eigentlichen Inhaber des von den S. besetzten Bodens waren bis dahin die Mickasukis, ein schwacher Stamm, der sich gezwungen sah, mit den Eindringlingen gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Gesammtzahl dieser Florida-Indianer belief sich 1822 auf 3899, wovon 1594 Krieger. Schon 1817 begannen sie Einfälle nach Georgien zu machen und wurden dafür vom General Jackson bekriegt. Da sie dabei von den Spaniern (denen damals Florida noch gehörte) unterstützt worden waren, so nahm und besetzte Jackson auch einige span. Forts und gab dadurch Veranlassung zur Annexion (1822) des Floridagebiets an die Vereinigten Staaten. 1823 wurden die S. durch Vertrag mit der Union auf einen gewissen Landstrich im Innern von Florida internirt. Da sie diesen Vertrag nicht hielten, so schloß man 1832 einen zweiten Vertrag, wonach sie in neue Wohnsitze in das Indianergebiet jenseit des Mississippi versetzt werden sollten. Ein Theil des Stamms, unter dem Häuptling Osceola, weigerte sich, diesen Vertrag anzuerkennen und führte deshalb mit den Vereinigten Staaten einen siebenjährigen (1835—42) Krieg. Gedeckt durch die Everglades oder Sümpfe im Süden des Okeechobeesees, wehrten sie lange Zeit alle Angriffe glücklich ab, bis endlich Osceola fiel und die Widerstandskraft der S. durch eine schwere Niederlage gebrochen wurde. An diesem Kampfe nahmen übrigens nicht nur die S., sondern auch alle übrigen Indianerstämme in Florida theil. Man schaffte nun den größten Theil der S. über den Mississippi in das Indian-Territory. In Florida selbst blieben nur wenige, welche bis zum Ende der funfziger Jahre einen kleinen Krieg unter ihrem Häuptlinge Billy-Bowlegs fortführten, aber endlich 1858 auch über den Mississippi wanderten. Das neue Ge-

biet der S. im Indian-Territory liegt am untern Canadian oder Rio-Colorado, einem Zufluß des Arkansas. Etwa 4—5000 Köpfe stark, leben sie in 25 Ortschaften, deren jede ihren eigenen Häuptling und eigene Ortsgesetze hat, die aber durch einen Nationalrath mit einem Oberhäuptling und einem ausführenden Ausschuß verbunden sind. Sie sind jedoch von ihren Nachbarn, den etwa 25000 Köpfe starken Creeks, abhängig, da ihr Nationalrath nichts beschließen darf, was gegen die Beschlüsse des Nationalraths der Creeks ist.

Semiötik oder Semiologie, die ärztliche Zeichenlehre oder Zeichenkunde, beschäftigt sich mit der Beobachtung aller am menschlichen Organismus wahrnehmbaren Erscheinungen und mit den Schlüssen, welche aus diesen Erscheinungen auf den jeweiligen gesunden oder krankhaften Zustand des Menschen gemacht werden können. Man hat sonach physiol. Zeichen, welche dem Leben in seinem regelmäßigen Gange eigenthümlich sind, und welche also auf die Gesundheit des Theils, von dem sie ausgehen, oder der Verrichtung, deren Wirkung sie sind, schließen lassen, und pathologische, gewöhnlich Symptome genannt, welche bei totaler oder partieller Erkrankung des Organismus hervortreten. Die Bedeutung dieser Zeichen kann theils auf die vergangene Zeit hinweisen (anamnestische Zeichen), theils auf den gegenwärtigen Zustand (diagnostische), theils auf den zu erwartenden Verlauf (prognostische Zeichen), theils auf das, was der Arzt zu thun und zu lassen hat (Indicationen). Die S. bietet ein unendlich großes Feld für Beobachtung und Forschung, welches in der neuesten Zeit noch besonders durch die Ausbildung der pathol. Anatomie sowie durch Erfindung der Auscultation und Percussion und anderer physik. Unterscheidungsmethoden eine beträchtliche Erweiterung gewonnen hat. Doch ist es einseitig, sie ganz in Diagnostik (s. Diagnose) aufgehen zu lassen. Als Erscheinungen des Organismus nach Aufhören des Lebensprocesses gehören auch die Kennzeichen des Todes zu den Objecten dieser Wissenschaft. Vgl. die Werke von Bock, Skoda, Wintrich, Gerhardt, Schwanda u. a.

Semipalátinsk, District und Stadt in Westsibirien. Der District (8500 Q.-M., wovon 7830 bewohnt, mit 217451 E. im J. 1858), zwischen dem Irtysch und Issik-kul (etwa 51° und 43° nördl. Br.) gelegen, gehört zu den wärmsten Gebieten der russ. Besitzungen in Asien. Theils Steppenland, von der Großen Orda der Kirgisen bewohnt, theils Hügel- und Bergland, durch die Ausläufer des Altaisystems und Mustagh gebildet, ist der Boden besonders für Viehzucht geeignet. Der südl. Theil, das «Land der sieben Ströme», welche in den Balchaschsee laufen, ist gut bewässert. Unter den Flüssen ist der Ili der größte und wichtigste, da sein Thal die belebteste Handelsstraße in die chines. Dsongarei nach Kuldscha bildet. Der District zerfällt in die vier Bezirke: S., Kokbekty, Alajös und Kopal. Die Stadt S., am Irtysch, ist befestigt, zählt 8000 E. und bildet eine wichtige Einbruchsstation für den centralasiat. Handelsverkehr. Bereits 1754 errichteten die Russen hier eine Grenzmauthstation. Seit 1855 werden zwei Messen in der Stadt abgehalten, vom 25. Mai bis 10. Juni und vom 15. Dec. bis 1. Jan. Während des Winters wird der Haupthandel betrieben. Der auswärtige Handel der russ. und tatar. Kaufleute von S. benutzt folgende Karavanenwege: 1) nach Tschugutschak, 2) nach Kuldscha und Kaschgar, 3) nach Kokand. Ausgeführt werden schwarzes und rothes Leder, Baumwoll- und Wollstoffe, Sammt, Goldborten, Brocat, Uhren, Spiegel, Guß- und Schmiedeeisen, Kupferplatten und Schweine. Dagegen werden zurückgebracht dünne Filze, Schaffelle und Schlachtvieh aus den Steppen. Taschkend liefert Baumwollstoffe, seidene Kaftans, wollene Teppiche, rohe und gespulte Baumwolle und Obst, während von Kuldscha und Tschugutschak Thee, Porzellan, Silberbarren, Seide, Pelzwerk und Kämme bezogen werden, Artikel, welche meist nach den russ. Messen in Irbit und Tjumen, ja selbst bis Kasan und Moskau wandern.

Semipelagianer, s. Pelagianer.

Semiramis, Königin von Assyrien, einer der berühmtesten Frauennamen der Weltgeschichte, ist trotzdem für die Geschichtsforschung ein schwieriges Problem. Nach der durch die Perser und mittelbar durch die Griechen und Römer überlieferten Legende war sie die Gemahlin des Menones, eines Feldherrn des assyr. Königs Ninus (s. d.). S. soll bei der Belagerung von Baktra, nach der pers. Quelle, die uns durch Diodor von Sicilien überliefert, dem Ninus den Weg angegeben haben, wie er in die Stadt eindringen könne. Ihr erfolgreicher Rath gewann ihr nach dem Selbstmorde ihres Gemahls die Hand des Königs. Nach Ninus' Tode übernahm sie die Regierung für ihren Sohn Ninyas und soll unter dieser Regentschaft oder Herrschaft Indien und Afrika unterjocht, Babylon und eine Menge anderer Städte gebaut, überall die großartigsten Werke, Kunststraßen und Kanäle angelegt haben. So legte man ihr im allgemeinen alle bedeutenden Bauunternehmungen Asiens bei, unter andern auch die Mauern und die schwebenden Gärten Babylons, die zu den Sieben Weltwundern zählten. Sie soll von ihrem Sohne Ninyas,

mit dem sie, nach einer Sage, blutschänderischen Umgang hatte, ermordet, nach andern nur vom Throne entfernt worden sein. Die Legende setzt sie gegen 2000 v. Chr. Daneben wird aber von dem glaubwürdigen Herodot eine andere historische S. genannt, die fünf Geschlechter vor Nitokris in Babylon herrschte, also gegen 800 v. Chr. Wirklich kennen zu dieser Zeit die Keilinschriften eine Königin Sammuramat, die Gemahlin des Königs Belochus IV.; man hat aber nur den Namen. Späterer Forschung muß überlassen bleiben, festzustellen, ob und inwiefern die S. des Herodot und der Keilschriften den Anlaß zu der alten, hochberühmten Gestalt gegeben hat.

Semiten, s. Sem.

Semitische Sprachen. Diesen Namen führte zuerst Eichhorn ein, da der früher für diesen Sprachstamm gebräuchliche Name «Orientalische Sprachen» wegen der stets wachsenden Kenntniß neuer und grundverschiedener Sprachen des Morgenlandes als zu allgemein und unbestimmt erkannt wurde. In den sämmtlichen Sprachen dieses Sprachstamms, der ursprünglich die Gebiete vom Tigris bis an die Küsten des Mittelländischen Meeres und Arabien umfaßte, durch die Colonien der Phönizier und die Eroberungszüge der Araber aber nach Westen wie nach Osten hin weiter verbreitet wurde, herrschen dieselben phonetischen Gesetze, in welchen namentlich das Vorherrschen rauher Kehllaute zu beachten ist, dieselben Grundelemente der Wörter, die fast durchgängig aus dreibuchstabigen Wurzeln bestehen, dasselbe consequent durchgeführte grammatische System, in welchem namentlich die Starrheit des consonantischen Elements und die Flüssigkeit des vocalischen hervortritt, sowie dasselbe orthographische System, nach welchem nur die Consonanten, als die eigentliche Basis des Worts, geschrieben, die Vocale nebenbei blos angedeutet oder meist ganz in der Schrift weggelassen werden. So steht dieser Sprachstamm eigenthümlich da, wesentlich verschieden von den ihn nach allen Seiten hin begrenzenden Indogermanischen Sprachen (s. d.). Versuche, beide Sprachstämme auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen, haben kein überzeugendes Resultat herbeigeführt. Der semit. Sprachstamm theilt sich im allgemeinen in drei Hauptzweige: 1) das Aramäische, welches im Alterthum in Syrien, Babylonien und Mesopotamien gesprochen wurde und hauptsächlich a) in die jüd.-aramäische, gewöhnlich chaldäisch genannte, und b) die christl.-aramäische oder syr. Sprache zerfällt. Außerdem haben wir noch Documente in den Dialekten der Samaritaner, Sabier und in den Inschriften von Palmyra, welche ebenfalls zum aramäischen Zweige gehören. 2) Das Kanaanitische in Palästina und Phönizien. Hierzu gehören a) das Hebräische und das daraus gebildete Neuhebräische oder die Sprache des Talmud und der Rabbinen, welches aber mehr oder weniger mit dem Aramäischen gemischt ist; b) das Phönizische. 3) Das Arabische des nördl. Arabien, welches durch Mohammed und den Koran die herrschende Sprache der mohammed. Reiche wurde und woraus sich verschiedene Dialekte bildeten, wie der syrische, ägyptische und die vielfach verderbten Dialekte in den Barbareskenstaaten, in Marokko und auf der Insel Malta. Von den südlichen arab. Dialekten ist erst in neuerer Zeit durch Inschriften der himjaritische wieder entdeckt worden, welcher den Uebergang zur Aethiopischen Sprache (s. d.) bildet. Außerdem gehört auch das Assyrische, d. i. die Sprache der freilich noch nicht vollständig entzifferten assyr. Keilschriftmonumente zu dem semit. Sprachstamme, doch ist dasselbe wegen seiner vielen Eigenthümlichkeiten wohl geeignet, einen besondern vierten Hauptzweig desselben zu bilden.

Semler (Joh. Salomo), einer der einflußreichsten prot. Theologen des 18. Jahrh., geb. 18. Dec. 1725 zu Saalfeld, wo sein Vater Archidiakonus war, wurde zwar in der Jugend durch das am Hofe des letzten Herzogs von Saalfeld herrschende pietistische Wesen eingenommen, überwand aber auf der Universität zu Halle, die er 1742 bezog, diese Richtung und schloß sich nun dem freisinnigen Sigm. Jak. Baumgarten an, den er bei der Herausgabe der «Welthistorie» unterstützte. 1749 ging er nach Koburg, wo er den Professortitel erhielt und 1750 die Herausgabe der «Koburger Zeitung» übernahm. Schon 1751 wurde er zu einer theol. Professur wieder nach Halle berufen, wo er mit großer Befähigung und vielem Erfolge lehrte. Aus Nachgiebigkeit gegen den Minister von Zedlitz errichtete er 1777 aus den Fonds des theol. Seminars, das ihm seit Baumgarten's Tode 1757 übertragen worden war, eine philanthropische Erziehungsanstalt zur Uebung der Seminaristen, sah sich aber dennoch 1779 durch den Machtspruch desselben Ministers vom Directorium beider Anstalten entfernt. Wiewol es S. an philos. Systematik und gefälliger Schreibart mangelte und seine Lehrbücher sich eigentlich nur durch wichtige Notizen und Bemerkungen auszeichnen, die ihm eine streng histor. Forschung an die Hand gab, hat er sich doch durch die Beseitigung vieler Vorurtheile in den theol. Wissenschaften bedeutende Verdienste erworben. Er hat durch seine Anmerkungen zu Wetstein's Prolegomenen und kritischen

Schriften, durch den «Apparatus ad liberalem Veteris Testamenti interpretationem» (Halle 1773) und durch die «Abhandlung von der Untersuchung des Kanons» (4 Bde., Halle 1771—75) für die Geschichte und Erklärung des Textes der biblischen Bücher viel gethan. Mit siegenden Gründen hat er ferner auf dem Wege der ihm eigenen histor.-kritischen Methode die Veränderlichkeit und den zeitlichen Ursprung mancher Dogmen erwiesen, dem Geiste der religiösen Duldung Einfluß verschafft und mit Muth das Recht der freien Untersuchung in Sachen der Religion zu erkämpfen gewußt. Seinen Grundsätzen gemäß bekämpfte er dagegen mit demselben Eifer, welchen er früher den Pietisten entgegengesetzt, den Naturalismus des wolfenbüttler Fragmentisten und der Basedow'schen und Bahrdt'schen Schule. Als er jedoch 1788 das Religionsedict des Ministers Wöllner (s. d.) in Schutz nahm, sah er seine letzten Lebensjahre durch keineswegs gerechte Angriffe auf seinen Charakter verbittert. Er starb 14. März 1791. Unter seinen Schriften sind noch anzuführen: «De daemoniacis» (Halle 1760; 4. Aufl. 1779); «Umständliche Untersuchung der dämonischen Laute» (Halle 1762) und «Versuch einer biblischen Dämonologie» (Halle 1776); «Selecta capita historiae ecclesiasticae» (3 Bde., Halle 1767—69); die unvollendeten «Commentationes historicae de antiquo christianorum statu» (2 Bde., Halle 1771—72); «Versuch christl. Jahrbücher oder ausführliche Tabellen über die Kirchengeschichte bis aufs J. 1500» (2 Bde., Halle 1783—86); «Observationes novae, quibus historia christianorum usque ad Constantinum magnum illustratur» (Halle 1784). Vgl. «S.'s Lebensbeschreibung von ihm selbst verfaßt» (2 Bde., Halle 1781—82).

Semlin, ungar. Zimony, serb. Semun, eine serb.-banat. Stadt in der österr. Militärgrenze, liegt an der Mündung der Save in die Donau auf der Landspitze zwischen diesen beiden Flüssen, Belgrad, von dem es nur durch die Save getrennt ist, gegenüber, an den Abhängen eines Hügels, welcher die Ruinen der Burg Joh. Hunyad's trägt. Die Stadt ist der Sitz eines Platzcommandos, eines Hauptzoll-, eines Post- und eines Contumazamtes, besteht aus der innern Stadt und der Vorstadt Franzensthal und zählt (Oct. 1857) 8746 E. Sie besitzt eine Real- und eine Hauptschule, sieben Kirchen, ein deutsches Theater und viele Alterthümer aus der Römerzeit. Die Einwohner sind meist Serben, die sich hier ansiedelten, als Belgrad 1739 in türk. Gewalt kam, und die serb. Sprache ist die vorherrschende; nach ihr ist die deutsche am meisten verbreitet. Die Stadt hat als der Hauptübergangspunkt in die Türkei bedeutenden Verkehr mit derselben und steht mit Belgrad in regelmäßiger Verbindung. Der schon früher sehr ansehnliche Transitohandel hat sich seit Einführung der Dampfschiffahrt noch mehr gehoben. Die Hauptgegenstände des Verkehrs sind Baumwolle, Garn, Safran, Honig, Hasenbälge, Lämmerfelle und Pfeifenköpfe; Ausfuhrartikel sind besonders Tücher, Porzellan, Glas u. s. w.

Semmering, eine Bergmasse der steiermärk. Voralpen, auf der Grenze von Niederösterreich und Steiermark, zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag gelegen, durch das schöne reichenauer oder Schwarzathal von dem im Norden 6400 F. hoch aufsteigenden Schneeberge getrennt, aber mit dem zwischen dem Leitha- und Murgebiet hinstreichenden Alpenzuge zusammenhängend, hat eine Höhe von etwa 4300 F. und ist besonders deshalb wichtig, weil der Hauptverbindungsweg Niederösterreichs mit den jenseit der Alpenschwelle liegenden österr. Kronlanden den nur 3066 F. hoch gelegenen Paß derselben überschreitet. Schon im 14. Jahrh. ließ ein Herzog von Steiermark für Reisende über den S. mitten in der Wildniß des Gebirgs ein Hospiz, damals Spital am Herrenberge genannt, erbauen, aus welchem das jetzige Dorf Spital am S. auf der steierischen Seite des Passes entstanden ist. Eine ordentliche Fahrstraße ließ erst Karl VI. ausführen, die 1728 vollendet wurde, und dem dafür auf deren Scheitelpunkte eine Denksäule mit der bezeichnenden Inschrift «Aditus ad maris Adriatici litora» errichtet ward. Es ist dies die alte Semmeringsstraße, die durch die 1840 vollendete, wegen ihrer vielen Windungen zwar längere, aber mit Bequemlichkeit fahrbare neue Semmeringsstraße ersetzt wurde. Nachdem jedoch im Mai 1842 die Wien-Gloggnitzer Eisenbahn in Betrieb gesetzt worden, ging man alsbald an die Ausführung einer Eisenbahn über den S., die, anfangs mit geringern Mitteln und mit Unterbrechungen aufgenommen, erst mit dem Frühjahre 1850 einen raschen Fortgang hatte, sodaß, ungeachtet die ungeheuersten Schwierigkeiten zu überwinden, im J. 1854 die Semmeringsbahn dem allgemeinen Verkehre übergeben werden konnte. Letztere ist eine der kühnsten und großartigsten Eisenbahnbauten in Europa, inmitten großartiger, höchst romantischer Umgebung; 15 Tunnels und ebenso viele kolossale Viaducte wechseln mit den außergewöhnlichsten Ansteigungen des Terrains. Die Anlage der Bahn kostete 15 Mill. Fl. Die Bahn führt in einer Länge von 5½ M. von Gloggnitz (s. d.) nach Mürzzuschlag (s. d.) und setzt als ein integrirender Theil der österr. Südbahn Wien mit Triest in Verbindung.

Semnonen, ein german. Volk, das mächtigste und angesehenste im Bunde der Sueven (s. d.), zu dessen religiöser Feier, bei der auch ein Menschenopfer üblich war, sich Abgesandte der einzelnen Stämme in dem heiligen Haine der S. vereinten. Sie wohnten zu beiden Seiten der Spree, durch die Elbe von den Hermunduren, durch die Oder von den Burgundionen geschieden. Auch sie standen unter der Herrschaft Marbod's (s. d.), von dem sie sich aber im Kriege mit Hermann trennten, während sie sich letzterm anschlossen. In der spätern Zeit schwindet ihr Name vor dem allgemeinen der Sueven.

Sempach, ein Städtchen im Canton Luzern, am gleichnamigen See und der Eisenbahn, mit 1084 E., ein weitläufig gebauter und jetzt offener Ort mit zerfallenden Mauern, ist denkwürdig durch die Schlacht vom 9. Juli 1386, wo 1300 Schweizer über 4—6000 Feinde einen vollständigen Sieg erfochten. Der Herzog Leopold von Oesterreich führte seine Truppen von Sursee her gegen die Eidgenossen von Luzern, den Waldstädten, Glarus und Zug. Diese hatten bereits 60 Gefallene, als die enggeschlossenen Glieder des zu Fuß fechtenden Adels durch den Heldentod Arnold's von Winkelried gebrochen wurden. Mit den Worten: «Eidgenossen, ich will eine Gasse machen», hatte der gewaltige Mann mit beiden Armen von des Feindes Speeren, soviel er konnte, umfaßt und in seine Brust gedrückt, worauf seine Kampfgenossen in die Lücke eindrangen und die dichten Reihen der Gegner brachen. Der Herzog fiel im Kampfe und mit ihm 1400 vom Adel aus Schwaben, Elsaß und Aargau, darunter 300 gekrönte Helme. Ueberhaupt kamen nur wenige von Leopold's Heere davon. Die auf dem Schlachtfelde stehende Kapelle, die wahrscheinlich bis ins 15. Jahrh. reicht, aber seitdem ausgebessert worden ist, soll angeblich auf der Stelle, wo Leopold's Leichnam gefunden wurde, errichtet worden sein.

Semper (Gottfr.), ausgezeichneter deutscher Baumeister, geb. 1804 in Hamburg, erhielt seine erste Bildung zu Altona, besuchte hierauf das Johanneum seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Göttingen mathem., besonders aber militärwissenschaftlichen Studien, um sich zum Eintritt in die Artillerie vorzubereiten. Die Versuche, in preuß. oder in niederländ. Dienste zu treten, blieben indessen erfolglos, und er studirte nun zu München, dann drei Jahre zu Paris die Baukunst. Nach der Julirevolution von 1830 setzte er seine Studien auf dem classischen Boden Italiens, Siciliens und Griechenlands fort. Während seines Aufenthalts in letztgenannten Ländern gewann er die eigenthümlichen Ansichten über die bei den Griechen übliche Polychromie (s. d.), welche er in mehrern geistreichen Schriften niederlegte. Nach S.'s Ueberzeugung hat eine durchgängige Bemalung der antiken Tempel stattgefunden, während andere eine nur theilweise Polychromie zugeben, wie insbesondere Kugler. 1834 wurde S. an Thürmer's Stelle nach Dresden berufen, wo er nicht allein als akademischer Lehrer nachhaltigen Einfluß gewann, sondern sich ihm auch ein ausgezeichneter praktischer Wirkungskreis eröffnete. Zunächst decorirte er das Antikencabinet des königl. Museums nach seinen Grundsätzen über die Verbindung einer farbigen Umgebung mit Werken der Plastik. In den J. 1837 und 1838 führte er für die Stadt Dresden das Frauenhospital zu St.-Maternus aus. 1839 erhielt er vom König den Auftrag zur Erbauung des neuen großartigen Schauspielhauses, bei welchem er zwar in der Hauptsache den Grundsätzen antiker Architektur folgte, jedoch auch in freier und geistvoller Weise die Formen anderer Stile zur Anwendung brachte. Gleichzeitig erbaute er die neue Synagoge zu Dresden und eine Villa am rechten Ufer der Elbe für den Bankier Oppenheim. Später errichtete er für letztern auch ein Wohnhaus an der Bürgerwiese in der Stadt. 1847 begann S. den Prachtbau des Neuen Museums zu Dresden, das bis zum ersten Stock unter seiner unmittelbaren Leitung aufgeführt, später nach seinen Zeichnungen und Modellen (mit Ausnahme der Kuppel des Mittelbaues) von Haenel und Krüger vollendet wurde. Ferner betheiligte er sich bei der Concurrenz zum Neubau der Nikolaikirche zu Hamburg und verfocht darauf in einer kleinen Schrift den von ihm adoptirten roman. Stil gegen den von der Commission begünstigten gothischen. Außerdem erbaute er in Hamburg das mit Sgraffitozeichnungen decorirte Haus seines Bruders, des Apothekers W. Semper. 1849 mußte S. wegen seiner Parteinahme bei den Ereignissen in Dresden Deutschland verlassen, und er wandte sich nach England, wo er bald an der königl. Akademie in Marlboroughhouse einen entsprechenden Wirkungskreis fand. 1856 folgte er einem Rufe nach Zürich, wo er seitdem als Professor der Baukunst und Vorstand der Bauschule am Eidgenössischen Polytechnicum thätig war. Zu Zürich führte er gemeinschaftlich mit Wolff das Gebäude des Polytechnicums auf. Von S.'s Schriften, in denen er sich als einen geistvollen, freisinnigen und vielseitig gebildeten Künstler bekundet, sind noch besonders hervorzuheben: «Das königl. Hoftheater zu Dresden» (Braunschw. 1849, mit 12 Kupfern); «Ueber Industrie, Wissenschaft und Kunst» (Braunschw. 1852); «Die vier

Elemente der Baukunst» (Braunschw. 1851); «Ueber die bleiernen Schleudergeschosse der Alten» (Frankf. 1859); vor allem aber «Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten» (Bd. 1 und 2, Frankf. 1860—65).

Semperfreie, eigentlich «sendbar Freie» (sentbere Brimannen, homines synodales), sind im Mittelalter die Vollfreien, welche dem alten Grafengericht unterstehen und im Sendgericht (s. Send) des Bischofs erscheinen. Da jedoch nach dem Ueberwuchern des Lehnwesens und dem Aufkommen neuer Ständeunterschiede die Beziehung zum Volksgerichte nicht mehr als entscheidendes Merkmal einer höhern Stellung gelten konnte, so begreift der Schwabenspiegel (s. d.) unter S. nicht sämmtliche Reichsunmittelbaren, sondern nur die Fürsten und freien Herren. Diese willkürliche Deutung erlangte allmählich das Uebergewicht, sodaß bis in die neuere Zeit herab adeliche Geschlechter, wie die Herren von Limburg und die Grafen Schaffgotsch, den Titel S. führten und damit ihre erbliche Reichsfreiheit hervorhoben.

Sempervivum, s. Hauswurz.

Sempronius ist der Name eines röm. Geschlechts, das eine patricische Familie und mehrere plebejische in sich schloß. Die erstere, die den Namen Atratinus trägt, erscheint in den Magistratsfasti zuerst mit Aulus S. Atratinus, der 497 und 491 v. Chr. Consul war. Ihr gehörten auch Aulus S. Atratinus an, der 444 unter den ersten consularischen Kriegstribunen sich findet, und Lucius S. Atratinus, der 443 mit Lucius Papirius Mugillanus zuerst das neubegründete Censoramt verwaltete. — Unter den plebejischen Familien ist die berühmteste die den Namen Gracchus (s. d.) führende, die mit Tiberius S. Gracchus, der 238 v. Chr. Consul war, in den Fasti erscheint. Sein gleichnamiger Urenkel war der Gemahl der Cornelia, der Tochter des ältern Scipio Africanus, sowie Vater der Sempronia, die sich mit dem jüngern Scipio Africanus verheirathete, und des Tiberius und Cajus Gracchus, der berühmtesten aus dem ganzen Geschlecht, deren Gesetze nach denselben Leges Semproniae heißen. — Andern plebejischen Familien des Geschlechts gehörten an Cajus S. Bläsus, der als Consul im ersten Punischen Kriege 253 v. Chr. eine Landung in Afrika machte und auf der Rückkehr Schiffbruch erlitt; Tiberius S. Longus, der im ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, 218, als Consul nach Afrika übersetzen sollte, aber zurückgerufen wurde, als Hannibal in Italien erschien, und gegen diesen mit seinem Amtsgenossen Publius Cornelius Scipio die Schlacht an der Trebia verlor; Publius S. Sophus, der als Consul 304 die Aequer, und Publius S. Sophus, der als Consul mit Appius Claudius Crassus Picenum 268 unterwarf; Marcus S. Tuditanus, unter dessen und des Cajus Claudius Centho Consulat 240 Livius Andronicus zuerst regelmäßige Dramen auf die röm. Bühne brachte; Publius S. Tuditanus, der als Consul 204 bei Croton über Hannibal, nachdem er erst von ihm geschlagen worden, siegte; und Cajus S. Tuditanus, Consul 129 v. Chr., der durch ein Geschichtswerk, das verloren ging, zu den vorzüglichern röm. Annalisten gezählt wurde.

Sénancour (Etienne Pierre de), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 1770, verlebte eine kränkliche Jugend und wanderte beim Ausbruche der Revolution nach der Schweiz aus, wo er sich verheirathete und sein erstes Werk «Rêveries sur la nature primitive de l'homme, sur ses sensations, etc.» (1799; 3. Aufl. 1833) herausgab. Er war Atheist, als er diese Träumereien schrieb, die nichts als Herzensergießungen eines sentimentalen Gottesleugners sind. Unter dem Consulat kehrte er nach Paris zurück, wo er später an dem neubegründeten liberalen «Constitutionnel» sowie an einigen Blättern gleicher Richtung arbeitete und wegen kümmerlicher Verhältnisse auf Bestellung einige histor. Resumé's, z. B. «Résumé des traditions morales et religieuses chez tous les peuples», schrieb. Außerdem hat man von ihm noch eine Schrift «De l'amour selon les lois primordiales et selon les convenances des sociétés modernes» (Par. 1806; 3. Ausg. 1829), die «Libres méditations d'un solitaire inconnu sur divers objets de la morale religieuse» (Par. 1819; 2. Aufl. 1830) und die Dichtung «Isabelle» (Par. 1833). Sein bedeutendstes Werk ist «Obermann, Lettres» (Par. 1804; 4. Aufl. 1840), eine Art psychol. Roman oder poetische Selbstbiographie in Briefen. Dieses Buch machte bei seinem ersten Erscheinen nur geringen Eindruck, wurde aber in neuerer Zeit von Ste.-Beuve und Georges Sand aus der Vergessenheit hervorgezogen und übte auf eine ganze Klasse von Lesern einen bedeutenden Einfluß. S. wird wegen dieses Werks mit Recht als einer der Vorläufer der romantischen Literatur in Frankreich gepriesen. Er starb im Jan. 1846 zu St.-Cloud.

Senar, lat. senarius, d. h. Sechsfüßler, heißt ein iambischer Trimeter oder ein aus sechs einzelnen Jamben bestehender Vers, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der reine Jambus mit Ausnahme des letzten Fußes auch Auflösungen in einen Daktylus (— ⏑ ⏑), Spondeus (— —),

Anapäst (⏑ ⏑ —) und Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑) zuläßt. (S. **Jambus** und **Trimeter**.) Das Grundschema des S. ist folgendes:

Ein fester Wille, nicht die Noth gebiete dir.

Dieses Metrum wurde namentlich von den Fabeldichtern alter und neuerer Zeit, unter den Römern besonders von Phädrus, angewendet und unterscheidet sich nur wenig vom Choliamb (s. d.).

Senat (senatus) hieß bei den Römern die berathende Versammlung, welche mit der gesetzlich beschließenden Volksgemeinde und den ausführenden Magistraten die Oberleitung des Staatswesens handhabte. Ursprünglich bezeichnet das Wort die Versammlung der Alten (senes) und entspricht genau der spartan. Gerusia, der Versammlung der Geronten. Der römische S. war in der Königszeit ein Ausschuß der bejahrtern Bürger des patricischen Populus, die Senatores und als Patricier auch Patres hießen und bestimmt waren, dem Rex (s. d.) als Staatsrath (consilium) zur Seite zu stehen, nach seinem Tode aber die Regierung so lange zu führen, bis ein aus ihrer Mitte hervorgegangener Interrex die Wahl des neuen Königs durch die Comitien des Volks zu Stande gebracht hatte. Die Zahl der Senatoren entsprach zunächst wol der der Gentes, weshalb zuerst 100 die latinischen Ramnes vertraten, wozu dann ein zweites Hundert der albanischen Tities, endlich ein drittes der dritten Tribus, der Luceres, kam, die als patres minorum gentium (d. i. der mindern Geschlechter) bezeichnet wurden. Gleich nach der Gründung der Republik wurde von den ersten Consuln 509 v. Chr. der sehr geschwächte S. wieder zur Zahl von 300 durch Aufnahme von Männern des Ritterstandes, unter denen sich gewiß auch Plebejer befanden, ergänzt. Die Neuaufgenommenen hießen neben den alten Mitgliedern Conscripti; in späterer Zeit aber, wo man die ursprüngliche Scheidung nicht mehr beachtete, wurde der Ausdruck Patres conscripti als die gewöhnliche Anrede der versammelten Senatoren angewendet. Frühzeitig bildete sich der Gebrauch, daß die Bekleidung eines zu den Honores gehörigen Magistratus (s. d.), von der Quästur aufwärts, ein Anrecht auf die Berufung in den S. gab. Hierdurch wuchs, seitdem die curulischen Aemter den Patriciern nicht mehr allein zugänglich waren, die Zahl der plebejischen Mitglieder, und es erzeugte sich jene Beziehung des S. zur Nobilität (s. **Nobiles**), welche das Personal des S. ohne Rücksicht auf ältere Familienvorrechte als eigenen Stand (ordo senatorius) dem Stande der Ritter (ordo equester) und der bloßen Plebejer (ordo plebejus) gegenübertreten ließ. Die gewesenen Magistrate wurden jedoch erst dann wirkliche Senatoren, wenn sie die Censoren, früher die Consuln, bei der nächsten Musterung des Volks in denselben beriefen (lecti). Fehlte es an Befähigten aus dem Kreise der zurückgetretenen Magistratspersonen, so konnten die Censoren nach dem Ovinischen Gesetz auch aus den übrigen freigeborenen, untadeligen Bürgern unter nächster Berücksichtigung der Ritter die Liste (album senatorium) ergänzen. Während in der frühesten Zeit nur seniores, d. i. Männer, die das 46. J. zurückgelegt hatten, in den S. Zutritt hatten, genügte weiterhin das regelmäßig zur Quästur erforderliche Alter von 30 J.; Augustus setzte das 25. J. fest. Ein Vermögen von bestimmter Höhe, senatorischer Census, der den ritterlichen überstieg, war in der ältern Zeit schwerlich unumgängliches Erforderniß; die Summe von 800000 Sestertien, die gegen das Ende der Republik dafür galt, erhöhte Augustus auf 1,200000 Sestertien. Die Zahl von 300 Senatoren mehrte sich erst mit der wachsenden Zahl der Magistrate, namentlich seit Sulla. Zu Cicero's Zeit waren mehr als 400 Senatoren; Cäsar und dann Antonius nahmen viele, der letztere namentlich auch Freigelassene in den S. auf. Augustus brachte die Zahl durch Ausstoßung der Unwürdigen (senatu moti) auf 600 zurück. Der von den Censoren bei der Verlesung der Senatorenliste zuerst Genannte, gewöhnlich ein gewesener Censor, hieß Princeps Senatus; unter den übrigen bildeten sich nach den Aemtern, die sie bekleidet hatten, Klassen der censorischen, consularischen und anderer Männer. Wie die Wahl, so kam auch die Ausschließung aus dem S. den Censoren bei der Musterung zu; Betreibung von Handelsgeschäften wurde den Senatoren 219 durch die Lex Claudia verboten. Das Recht, den S. zu berufen (cogere senatum), kam nur den höchsten Magistraten zu, also regelmäßig den Consuln, in deren Abwesenheit dem Prätor-Urbanus. Die Volkstribunen, die frühzeitig den Zutritt zu den Verhandlungen, später durch das Atinische Gesetz kraft ihres Amtes den senatorischen Rang erlangten, hatten jedoch schon zu Ende des 3. Jahrh. der Stadt sich das Recht der Berufung selbst wider den Willen der Consuln erzwungen. Die Berufung geschah durch Präconen (viatores), später auch mittels Edicts. Regelmäßige Versammlungstage an den Kalenden und Idus jedes Monats richtete erst Augustus ein. In der Kaiserzeit hörte mit dem 60. J. die Verpflichtung zum Erscheinen auf. Der Ort der Versammlung war gewöhnlich die von König Tullus Hostilius zu diesem Zwecke am Co-

mitium gebaute Curia Hostilia, an deren Stelle, nachdem sie 52 abgebrannt, später die Curia Julia trat; häufig aber fanden auch die Versammlungen in Tempeln statt, und stets mußte der Ort ein Templum im röm. Sinne, d. h. ein inaugurirter sein. Die Abstimmung geschah gewöhnlich durch Auseinandertreten in Gruppen (itio in partes); war die Majorität zweifelhaft, so trat Zählung ein. Damit ein Beschluß gültig, war die Gegenwart einer, jedoch nicht immer gleichen, durch Augustus zu 400 bestimmten Anzahl von Senatoren in der Sitzung (frequens senatus) nöthig. Die Willenserklärung des S. überhaupt hieß auctoritas; trat kein Hinderniß, wie z. B. die Intercession der Tribunen, ein, so erlangte sie die Kraft eines förmlichen Beschlusses oder Senatusconsultum. Die Senatsconsulte waren jedoch keine Gesetze (s. Lex), denn die Einwirkung des S. auf die Gesetzgebung beschränkte sich auf das von den Tribunen sehr eingeengte Recht des Vorbeschlusses zu den Centuriatcomitien; seine eigentliche Thätigkeit ging mehr auf die Verwaltung. So kam ihm zu die Oberaufsicht über die Staatsreligion und ihre Diener, über das Aerarium (den Staatsschatz), die Finanzen und deren Verwaltung, die Leitung der Beziehungen zu den Unterthanen und Bundesgenossen sowie zum Auslande, daher die Absendung und Annahme von Gesandtschaften. Die Magistrate waren ihm nicht unterthänig, hingen aber mannichfach von ihm ab, da ihm die Vertheilung der Geschäfte, besonders der Kriegsämter, der Provinzen, die Verfügung über die nöthigen Mittel zur Führung des Amts und eine Aufsicht über dieselbe sowie das Recht der Instruction zustand. Bei dringender Gefahr war der S. auch berechtigt, in die Leitung des Staats überhaupt einzugreifen, wie das namentlich durch das bekannte Senatsconsult, «die Consuln möchten zusehen, daß der Staat nicht Schaden leide», geschah. Es ward dadurch den Consuln dictatorische Gewalt (s. Dictator) zutheil, ohne daß jedoch ihre Verantwortlichkeit aufhörte. Einflußreich war der S. auch dadurch, daß bis auf Cajus Sempronius Gracchus die Gerichte mit Senatoren besetzt wurden. Unter den Kaisern stand das Recht, den S., dessen Princeps seit Augustus der Kaiser selbst war, zu berufen, noch den republikanischen Magistraten, aber auch dem Princeps zu, der aus der ihm gegebenen tribunicischen Gewalt das Recht ableitete, in jeder Sitzung entweder persönlich oder durch seine Quästoren einen Gegenstand zum Vortrag und zur Abstimmung zu bringen, auch wenn er nicht als Consul, bei dem regelmäßig der Vorsitz blieb, präsidirte. Für die Verhandlungen, über welche gewiß schon im Freistaat und nicht erst seit Cäsar Protokolle (acta) geführt wurden, die Umfrage und die Abstimmung blieben im ganzen die alten Formen. Seiner Thätigkeit nach erscheint der S. nun vorzüglich als ein Reichsrath der Kaiser, die ihn über Staatsgeschäfte befragten, namentlich auch in Hinsicht auf Gesetzgebung, für die daher bei dem Schwinden der Leges die Senatsconsulte eine wichtige Quelle wurden. Ein Theil der Provinzen war durch Augustus dem S. überlassen; die Magistrate, welche sie verwalteten, standen zunächst unter diesem Collegium, und die Einkünfte aus ihnen flossen in das seiner Verwaltung überwiesene Aerarium, von dem nun der Fiscus unterschieden wurde. Hierzu kamen seit Tiberius die Wahlen der altrepublikanischen Magistrate, nachdem bereits Augustus dem S. die regelmäßige Gerichtsbarkeit über Staatsverbrechen, wegen gesetzwidriger Verwaltung der Provinzen und wegen Capitalverbrechen seiner Mitglieder überwiesen hatte. Der Einfluß des S. auf die Wahl des Kaisers, dem er auch seine einzelnen Gewalten decretirte, und die ihm ganz zustehen sollte, wenn kein Nachfolger designirt war, wurde bald durch die Gewalt der Soldaten, namentlich der Prätorianer, gelähmt, wie denn überhaupt sein Ansehen unter den despotischen Kaisern immer mehr sank. Die Provinzen und das Aerarium waren ihm schon im 3. Jahrh. entzogen; auch andere Rechte schwanden dahin. Seit Diocletian und Konstantin, der in Konstantinopel ebenfalls einen S. einrichtete, wirkte der S. nur noch zum Scheine bei der Gesetzgebung und der Strafrechtspflege mit. Als städtische Behörde sah er sich durch den Stadtpräfecten, dem die Verwaltung der Stadtkasse zustand, sehr beschränkt. Seine Mitglieder, die jetzt ihre Würde vererbten, wurden mit eiteln Ehren ausgestattet, zugleich aber auch mit Steuern reichlich belastet. Die ostgoth. Könige zogen den römischen S. wieder bei Staatsgeschäften zu Rathe und steigerten seinen Antheil an den städtischen Angelegenheiten, wie er denn auch an der Papstwahl theilnahm. Nach den ostgoth. Königen aber verschwindet er zu Ende des 6. Jahrh. gänzlich, und erst 1143 erhielt die Stadt Rom wieder einen S.

Nach dem Beispiele Roms nannte man seit dem Mittelalter die Magistratscollegien bedeutender Städte, namentlich der Reichsstädte, S., desgleichen auch andere hohe Collegien von obrigkeitlichem Charakter (Universitätssenat, Gerichtssenat). In Preußen und andern deutschen Staaten zerfallen noch jetzt die Collegien der Obergerichte in einen Criminal- und einen Civilsenat. — Constitutionelle Staatsverfassungen belegen zuweilen den aristokratischen Staatskörper,

der durch das Lebensalter, die Amtswürde, die bürgerliche Stellung und die Auswahl seiner Mitglieder ein conservirendes Gegengewicht zu der, den Bewegungen und Leidenschaften des Tages mehr zugänglichen Volks- oder Wahlkammer bilden soll, mit dem Namen des S. Ein solcher S. nimmt im allgemeinen die Stellung ein, welche dem brit. Oberhause zukommt, und welche sonst im constitutionellen Frankreich die Pairskammer behaupten sollte. In dieser Weise gab es einen S. im poln. Reichstage, der die Prälaten, Wojwoden, Castellane und Minister umfaßte. Einen gleichen Charakter seiner Bestimmung, wenn auch nicht der Zusammensetzung nach, hat der S. in den gegenwärtigen Verfassungen Spaniens, Italiens u. s. w., auch der S. der Vereinigten Staaten von Amerika. — Als Bonaparte nach der Revolution vom 18. Brumaire der Republik Frankreich (s. d.) die Verfassung vom J. VIII (15. Dec. 1799) gab, führte er einen Sénat conservateur (Erhaltungssenat) ein, der, nach der Idee Siehès', auf die Befestigung des Ganzen und die Erhaltung des Gleichgewichts unter den übrigen Autoritäten berechnet war. Die Institution, trotz ihrer gesetzlich bedeutenden Befugnisse stets ein polit. Schattenkörper, ging mit in das Kaiserreich über und zählte bei ihrer Auflösung 1814 136 Mitglieder, deren jedes eine Dotation von 30000 Frs. (nebst einem Schlosse) genoß. Napoleon III. restaurirte in der Constitution vom 14. Jan. 1852 diesen S. als Wächter der Verfassung, zugleich mit Dotation seiner Mitglieder (30000 Frs.), deren Zahl 200 nicht übersteigen soll.

Send, heilige Send oder Sendgericht (synodus), nicht zu verwechseln mit dem Centgericht (s. Cent), hieß eine Art geistlicher Gerichte, welche der Bischof für die Angesehenern und hinsichtlich schwerer Fälle, für geringe Leute der Erzpriester oder Dompropst periodisch in den zum bischöfl. Sprengel gehörigen Städten und Dörfern öffentlich abhielt oder durch dazu verordnete Sendrichter abhalten ließ, um alle Vergehungen wider die Sonntagsfeier und die Zehn Gebote, Kirchenraub, Ketzerei, Simonie, Wucher, Fried- und Eidesbruch festzustellen und zu bestrafen. Sämmtliche in den Bezirk gehörige Personen mußten bei Vermeidung des Bannes vor dem S. erscheinen, und den deshalb vereideten Sendschöffen lag es ob, die dahin gehörigen Uebertretungen, von welchen sie Kenntniß erlangt, zur Anzeige zu bringen. Aus dieser Einrichtung soll sich die engl. Anklagejury (s. d.) entwickelt haben. Infolge der Umgestaltungen, denen die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit gegen das Ende des Mittelalters unterlag, kamen die Sendgerichte allmählich außer Wirksamkeit, und so traten z. B. an die Stelle der außerordentlichen Sendgerichte, welche Innocenz III. nach dem Kreuzzuge gegen die Albigenser durch das Lateranensische Concil von 1215 zur Verhinderung hervortretender Ketzereien anordnen ließ, in den roman. Ländern die Inquisitionstribunale. (S. Inquisition.)

Sendomir, poln. Sandomierz, Kreisstadt des poln. Gouvernements Kielce, an der Weichsel, früher Hauptstadt eines eigenen Gouvernements, liegt in einer angenehmen und besonders an Weizen fruchtbaren Gegend, hat eine prächtige Kathedrale, ein großes Zuchthaus und zählt (1860) 4240 E., welche starken Handel mit Weizen treiben. Im Nordwesten erhebt sich die Sendomirer Berggruppe, die in der Lysa Góra, d. h. Kahlenberg 2007 (1882) F. absolute Höhe erreicht, im Osten bei Opatow bedeutende Steinbrüche und gutes Eisenerz, im Westen bei Kielce Eisen-, Kupfer-, Blei-, Galmei- und Steinkohlengruben enthält. S. war unter den Jagellonen eine der angesehensten Städte Polens und blühte durch Handel und Fabriken, bis sie 1656 von den Schweden zerstört wurde. Hier hielten die poln. Dissidenten, um die unter ihnen entstandenen Lehrstreitigkeiten beizulegen und sich zu uniren, vom 9. bis 14. April 1570 eine denkwürdige Synode, und mehrere prot., reform. und hussitische Geistliche und adeliche Laien unterschrieben 14. April ein gemeinsames Glaubensbekenntniß, das besonders über die Unterschiede in der Abendmahlslehre sehr gemäßigt sich ausspricht. Doch gelang es dadurch nicht, die theol. Zwistigkeiten zu beendigen.

Senebier (Jean), Naturforscher und Bibliograph, geb. 6. Mai 1742 zu Genf, studirte Theologie und wurde 1765 Pastor an einer der genfer Kirchen. Er gab zuerst «Contes moraux» in Marmontel's Geschmack heraus, die keinen Beifall fanden. Vielseitig gebildet, veröffentlichte er sodann infolge einer von der harlemer Akademie gestellten Preisfrage die classische Schrift «Ueber naturwissenschaftliche Beobachtungen». Ferner übersetzte er mehrere Schriften seines Freundes Spallanzani und arbeitete für die «Encyclopédie méthodique» die Pflanzenphysiologie aus. Nachdem er einige Jahre Prediger zu Chancy gewesen, erhielt er 1773 die Oberbibliothekarstelle der Stadt Genf und hierdurch Veranlassung, sich mit bibliogr. und literarisch-histor. Studien zu beschäftigen. Während der genfer Unruhen wanderte er aus, kehrte aber 1799 aus dem Waadtlande in seine Vaterstadt zurück, wo er 22. Juli 1809 starb. Die verdienstlichen Leistungen S.'s bestanden in der Anwendung physik. und chem. Gesetze zur Erklärung der Lebens-

erscheinungen der Thiere und besonders der Pflanzen, z. B. des Sonnenlichts («Mémoires sur l'influence de la lumière solaire, etc.», 3 Bde., Genf 1782), der atmosphärischen Luft («Rapport de l'air atmosphérique avec les êtres organisés» 3 Bde., Genf 1807), Lehren, die er in seiner «Physiologie végétale» (3 Bde., Genf 1800) theils angedeutet, theils ausgeführt hatte. Als Meteorolog und Bibliograph versuchte er sich ebenfalls, aber mit wenigem Erfolge. S.'s berühmtes Werk über die naturwissenschaftliche Beobachtung führt in der Umarbeitung den Titel «Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences» (2. Aufl., 3 Bde., Genf 1802).

Seneca ist der Name einer span.-röm. Familie, aus welcher zwei Mitglieder in der ersten röm. Kaiserzeit als Schriftsteller sich bekannt gemacht haben. Annaeus S., der Aeltere, gewöhnlich der Rhetor benannt, war um das J. 54 v. Chr. in Corduba (Cordova) in Spanien geboren, und kam als Knabe nach Rom, wo er sich besonders unter der Leitung des Rhetors Marillus rhetorischen Studien widmete. In seine Heimat zurückgekehrt, verheirathete er sich mit der Helvia, die ihm drei Söhne gebar: den Novatus, den Lucius S. und den Mela (Vater des Dichters Lucan). Um das J. 3 n. Chr. kam er wieder nach Rom, wo er wahrscheinlich bis zu seinem im J. 38 oder 39 n. Chr. erfolgten Tode lebte. Bereits in sehr hohem Alter verfaßte er auf Bitten seiner Söhne eine Sammlung von Sentenzen und glänzenden Stellen aus den Declamationen (Uebungsreden) einer großen Anzahl von Rhetoren, die er selbst gehört hatte. Das Werk trägt nach den Handschriften den Titel «Oratorum et rhetorum sententiae, divisiones, colores» und zerfällt in zwei Hauptheile von sehr verschiedenem Umfang: zehn Bücher «Controversiae», von denen das erste, zweite, siebente, neunte und zehnte vollständig, die übrigen im Auszuge erhalten sind, und ein Buch «Suasoriae», dem jetzt der Anfang und der Schluß fehlt. Die erste kritische Ausgabe dieses Werkes besorgte Bursian (Lpz. 1857). Außerdem hatte er verschiedene verloren gegangene Schriften, darunter ein Geschichtswerk (historiae) vom Anfang der Bürgerkriege bis auf die letzten Tage seines Leben herab, verfaßt. Vgl. Koerber, «Ueber den Rhetor S. und die röm. Rhetorik seiner Zeit» (Kassel 1864). — Sein zweiter Sohn, Lucius Annaeus S., der Philosoph zubenannt, war um 2 n. Chr. in Corduba geboren, erhielt in Rom unter Leitung seines Vaters, der ihn zum Redner bilden wollte, eine sorgfältige Erziehung, wandte sich aber später von der Redekunst ab der Philosophie zu, in welcher er sich zu den Ansichten der Stoischen Schule, wenn auch nicht ohne einen gewissen Eklekticismus, bekannte. 41 n. Chr. wurde er vom Kaiser Claudius wegen seines vertrauten Verhältnisses zu der Nichte desselben, Julia, auf Betrieb der Messalina nach Corsica verbannt; nach acht Jahren aber durch den Einfluß der Agrippina zurückberufen, bekleidete er die Prätur und wurde dann zum Erzieher des spätern Kaisers Nero ernannt. Nach dessen Thronbesteigung (54 n. Chr.), wurde er einer seiner vertrautesten Rathgeber und benutzte diese Stellung zur Erwerbung eines sehr bedeutenden Vermögens. Dieses erregte jedoch bald die Habsucht des Kaisers, der zur Befriedigung der Lüste, denen er immer ungescheuter sich hingab, ungeheuere Summen verbrauchte, und dem auch sein philos. Rathgeber, so gut derselbe auch sich in die Rolle eines Hofmanns zu finden wußte, allmählich unbequem wurde. S., um der drohenden Gefahr zuvorzukommen, zog sich freiwillig vom Hofe zurück und lebte im Verkehr mit wenigen Freunden in größter Zurückgezogenheit. Dennoch wurde er von seinen Gegnern beschuldigt, an der Verschwörung des Piso theilgenommen zu haben und deshalb zum Tode verurtheilt; als besondere Vergünstigung gestattete ihm der Kaiser, sich selbst den Tod zu geben. S. ließ sich in Gegenwart einiger Freunde die Adern öffnen, und da dies nicht schnell genug wirkte, in einem heißen Bade ersticken. Mit ihm gab sich seine Gattin Pompeia Paulina freiwillig den Tod (65 n. Chr.). S. war ein Mann von hoher Begabung, aber kein reiner Charakter; sein Leben steht mit den reinen Grundsätzen der Moral, die er lehrt, vielfach im Widerspruch. Als Schriftsteller war er sehr fruchtbar; denn abgesehen von einer Anzahl verlorener Schriften haben wir noch von ihm eine bedeutende Anzahl philos. Abhandlungen (unter denen die 7 Bücher «De beneficiis» die umfangreichste ist), 7 Bücher «Quaestiones naturales», 124 Briefe philos. Inhalts, an seinen Freund Lucilius gerichtet, und eine beißende Satire auf den Tod des Kaisers Claudius unter dem Titel «Apocolocynthosis» (d. i. «Verkürbsjung», spöttisch für «Vergötterung»). Der Stil aller dieser Schriften ist ein sehr gelehrter und gekünstelter, besonders durch zahlreiche zugespitzte Antithesen und sententiös-prägnante Wendungen; doch fand er unter seinen Zeitgenossen viele Bewunderer und Nachahmer. Unter den Gesammtausgaben seiner Schriften sind die von Fickert (3 Bde., Lpz. 1842—45) und von Haase (3 Bde., Lpz. 1852 fg.) hervorzuheben. Eine vollständige deutsche Uebersetzung haben Moser und Pauly geliefert (17 Bdchn., Stuttg. 1828—55). Vgl. Holzherr, «Der Philosoph L. Annaeus S.» (2 Thle., Rost. 1858 fg.); Siebler, «Die religiös-

sittliche Weltanschauung des S.» (Frankf. 1863). Noch sind uns unter S.'s Namen zehn Tragödien erhalten, die nie zur Aufführung bestimmt waren, bloße versificirte Declamationen. Von diesen scheinen sieben («Hercules furens», «Thyestes», «Phoenissae», «Hippolytus» oder «Phaedra», «Oedipus», «Troades» und «Medea») allerdings von S., zwei («Agamemnon» und «Hercules Oetaeus») von einem etwas spätern Verfasser herzurühren; die zehnte, «Octavia», ist ein Machwerk aus der spätesten Zeit des Alterthums (etwa aus dem 4. Jahrh. n. Chr.). Die beste Ausgabe der Tragödien gaben Peiper und Richter (Lpz. 1867), eine vollständige deutsche Uebersetzung Swoboda (3 Bde., Wien 1828 fg.), während von der von Sommer nur sechs Lieferungen (Dresd. 1834) erschienen sind.

Senĕcio, Name einer zur 19. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen gehörenden Pflanzengattung, deren in Deutschland wildwachsende Arten, lauter Kräuter, im allgemeinen Kreuzkraut genannt werden. Ihre Blütenkörbchen haben eine walzige, aus einer Reihe von Schuppenblättern bestehende, am Grunde mit kleinen Schüppchen umgebene Korbhülle, deren Schuppenblätter an der Spitze schwarzbraun zu sein pflegen; die Strahl- und die Scheibenblüten sind meist gelb (erstere selten roth oder weiß), der Kelch (Pappus) besteht aus mehrern Reihen einfacher Haare. Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung, Kräuter und Sträucher, sind fast über die ganze Erde verbreitet, die strauchigen namentlich in Südafrika, Mexico, Ostindien, dem tropischen Südamerika und Neuholland zu Hause. Zu den verbreitetsten einheimischen Arten gehören das gemeine Kreuzkraut (S. vulgaris L.), auch Baldgreis, eins der gemeinsten Unkräuter des bebauten Bodens, durch den Mangel des Stiels von den meisten übrigen Arten unterschieden, das Jakobskraut (S. Jacobaea L.), eine schöne Pflanze mit goldgelben, strahlenden Blütenkörbchen und fiedertheiligen Blättern, welche häufig an Ackerrainen und felsigen Orten wächst, die Waldkreuzkräuter (S. silvaticus, viscosus, nemorensis L.), in Wäldern häufig, wo ersteres oft ganze Blößen und Schlagflächen überzieht, u. a. m. Unter den ausländischen Arten ist namentlich S. elegans L. aus Afrika zu erwähnen, eine der beliebtesten und verbreitetsten Sommerzierpflanzen unserer Gärten, deren Strahlblume bald weiß, bald rosen-, bald purpurroth gefärbt und deren Scheibenblüten oft in ebenso gefärbte Zungenblüten umgewandelt erscheinen (volle Blütenkörbchen). Es ist eine einjährige Pflanze, welche ohne besondere Pflege gedeiht.

Senefelder (Aloys), der Erfinder des Steindrucks (s. d.), geb. 6. Nov. 1771 zu Prag, kam mit seinem Vater, einem angesehenen Schauspieler, in früher Jugend nach München, ging hier später zum Theater, verließ aber dasselbe schon nach einigen Jahren und wandte sich der Schriftstellerei zu. Endlich faßte er den Plan, eine Druckerei zu errichten, und da ihm das Geld dazu fehlte, so fing er an Versuche zu machen, ob man nicht wohlfeiler als auf die bisherige Weise Schriftliches vervielfältigen könne. So erfand er zunächst die vertiefte, dann die erhöhte Manier des Steindrucks; doch Mangel an Geld hinderte ihn, seine Erfindung zu verfolgen. Einige Versuche, seine Erfindung auf den Notendruck anzuwenden, gelangen anfänglich. Spätere aber mislangen aus Mangel an einer zweckmäßigen Presse und brachten die Unternehmer, welche das Geld vorgeschossen hatten, in großen Verlust, die Erfindung aber in Miscredit. S. ließ sich indessen nicht abhalten, die Vervollkommnung seiner Erfindung und deren Anwendung auf allerlei Gegenstände zu verfolgen, und so gelang es ihm endlich, eine chem. Steindruckerei zu Stande zu bringen. Er zog nun seine beiden Brüder, Theobald und Georg, in sein Geschäft, welchem er in Verbindung mit dem Hofmusikus Gleißner eine größere Ausdehnung gab; zugleich erhielt er 1799 vom Kurfürsten von Baiern ein Privilegium auf 15 J. Bald nachher traten beide mit dem Musikverleger André in Offenbach in Verbindung, der ihnen 2000 Thlr. für die Erfindung zahlte, und ließen sich nun in Offenbach nieder. Man beschloß, in Paris, London, Berlin und Wien ausschließende Privilegien zu suchen, und S. reiste deshalb nach London. Er machte einen Bruder André's mit den Handgriffen des Steindrucks bekannt, veruneinigte sich jedoch wegen des Privilegiums mit André, trennte sich von ihm und ging 1800 mit seinen Brüdern nach Wien. Hier versprach ihm der kaiserl. Hofagent von Hartl allen Beistand; doch erklärte er zugleich, daß das Privilegium nur auf des Erfinders Namen erhalten werden könne. Dies bewog S.'s Brüder, nach München zurückzukehren, um dort den Steindruck zu betreiben; Hartl aber schloß mit S. einen förmlichen Gesellschaftsvertrag auf halben Gewinn. Die Proben auf Papier und Kattun, welche man machte, fanden den ganzen Beifall einer eigens zur Prüfung der Sache ernannten Commission. Inzwischen war auch Gleißner in Wien angekommen, und beide fingen nun wieder an, den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Da aber der Ertrag die Kosten nicht deckte, so überließ S. das ihm ertheilte Privilegium an Steiner in Wien, setzte seine Hoffnung

auf die Kattundruckerei und schloß mit den Gebrüdern Faber, die in St.-Pölten eine Kattundruckerei besaßen, einen vortheilhaften Vertrag ab. Als er inzwischen erfuhr, daß es seinen Brüdern in München sehr wohl gehe, kam er 1806 nach dem Wunsche des Hof- und Centralbibliothekars Freiherrn Christoph von Aretin nebst Gleißner nach München, wo er durch dessen Vorschüsse und Empfehlungen bei seiner Thätigkeit die Steindruckerei sehr bald in Aufnahme brachte. 1809 erhielt er die Aufsicht über die inzwischen unter der Direction Utzschneider's für Landkarten bei der königl. Commission des Steuerkatasters eingerichtete Steindruckerei mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt für sich und für Gleißner, ferner den Titel eines königl. Inspectors der Lithographie und die Erlaubniß, auch seine eigene Druckerei in Verbindung mit Aretin besorgen zu dürfen. In eine sorgenfreiere Lage versetzt, strebte er nun den Steindruck zu vervollkommnen, was ihm auch in hohem Grade gelang. Noch 1826 machte er die Erfindung, farbige Blätter zu drucken (Mosaikdruck), welche den Oelgemälden gleichen, und 1833 gelang es ihm, solche auf Stein aufgetragene Oelgemälde auf Leinwand aufzutragen. Verdient machte er sich auch durch sein «Lehrbuch der Lithographie» (Münch. 1819). Er starb zu München 26. Febr. 1834. Vgl. Nagler, «Aloys S. und der geistliche Rath Simon Schmidt» (Münch. 1862).

Senĕgal, einer der größten Ströme Afrikas, 213 M. lang, entsteht in der nördl. Vorterrasse des Kongplateau aus sehr zahlreichen Quellflüssen, die einen 40 M. in westöstl. Richtung breiten Bezirk einnehmen. Die bedeutendsten sind der Bafing und der Bakhoy. Der Bafing oder Baleo, d. h. der Schwarze Fluß, hat seine Hauptquelle in der Gebirgswildniß Fallonkadu, nur 16 M. westlich vom Ursprung des Tankisse, eines der Hauptquellflüsse des Niger, und nur 20 M. östlich von der Quelle des Gambia. Beide Quellflüsse durchfließen in nordwestl. Richtung das Gebirgsland der Mandingo (s. d.). Nahe ihrem Vereinigungspunkte, unter 15° nördl. Br. und 8½° östl. L., bildet der Strom die großen Wasserfälle von Govina und 7½ M. weiterhin die Felukatarakten. Von hier an beherrschen jetzt die Franzosen den Strom. Unterhalb der Katarakten tritt der S. in das Tiefland Senegambiens und nimmt oberhalb des Fort Bakel seinen größten Nebenfluß, den von Süden aus der Landschaft Bambuk kommenden wasserreichen Falemé auf. Von Bakel an wird der S. endlich zu einem schönen, klaren und ruhigen Strome, der gegen Nordwesten in einem Sand- und Kiesbett dahinflutet und in der Regenzeit von Juli bis Nov. bis zu den Felukatarakten für größere Schiffe und Dampfer fahrbar ist, während er in der trockenen Jahreszeit nur bis Mafu, 85 Lieues von der Mündung, sich schiffbar erweist. Dieser Umstand hat eine Theilung der Colonie in zwei Arrondissements veranlaßt, Bakel und St.-Louis. Unterhalb Bakel krümmt sich der S. in unzählige Windungen und bildet große, äußerst fruchtbare Inseln, darunter die Elfenbeininsel oder Morfil. Etwa 36 M. oberhalb seiner Mündung (unter 15° 55′ nördl. Br. und 1° 7′ östl. L.) in den Atlantischen Ocean zertheilt sich der S. in mehrere Arme, die ein weites Delta bilden. Fürchterliche Brandungen und eine in der trockenen Jahreszeit nur 8—9 F. tiefe Barre erschweren ganz ungemein, monatelang, das Einlaufen in den Strom. Vor der Mündung liegen mehrere Inseln, darunter St.-Louis mit einer Hauptniederlassung der Franzosen. Die periodischen Ueberschwemmungen machen das anstoßende Tiefland durch den zurückgelassenen Schlamm zu sehr fruchtbaren aber auch ungesunden Gefilden. Unter S. versteht man auch, wenn von Colonialbesitzungen und Handel die Rede ist, das Land Senegambien (s. d.). Die franz. Militär- und Handelsposten am Flusse sind St.-Louis, Dagana, Podor, Salde, Matam, Bakel, Medina und außerdem am Faleme Senudeba. Die Handelsbewegung auf dem S. repräsentirt die Summe von 2—3 Mill. Frs.

Senĕgambien, auch Westnigritien, nennt man die Küsten- und Gebirgslandschaft des westl. Afrika, die sich am Atlantischen Ocean vom Cap Verga bis zur Portendicbai, d. i. von 10° bis 18° nördl. Br. in einer Länge von 120 M., im Innern nordwärts bis zum Rande der Sahara in einer durchschnittlichen Breite von 85 M., ostwärts bis zu den Ebenen des Nigerlandes in einer Länge von 250 M. erstreckt und etwa 18000 Q.-M. umfaßt. Das Land hat seinen Namen von den beiden Hauptströmen Senegal (s. d.) und Gambia (s. d.). Zwischen beiden hat es gar keinen, südwärts bis zum Nuñez nur unbedeutende Küstenflüsse. Das Innere des Landes bildet den westl. und nördl. Abfall des Kong-Hochlandes und ist zum Theil noch unbekannt. Der Boden besteht seiner Erhebung nach aus zwei Theilen: dem Küstenlande, das, theils völlig flacher, angeschwemmter Boden, theils Hügelland, von Süden nach Norden immer breiter wird und an der Nordgrenze unmittelbar in die Wüste übergeht; und dem Hochlande im Innern, das sich von der Ebene aus in den Bergketten zu dem Plateau des Konggebirgs erhebt, die nicht über 3000 F. hoch sind, und durch welche steile Gebirgspässe führen. In Obersenegambien, welches das Land nördlich vom Senegal begreift, wohnen Araber und Berber,

die sich zum Islam bekennen, aber nicht maurische Stämme. Sie treiben starken Gummihandel mit den Europäern, besonders mit Franzosen und Engländern. Mittelsenegambien begreift die am Senegal liegenden Länder von der Küste an aufwärts und mißt von Norden nach Süden ungefähr 50 M. Es ist von Negern bewohnt, die sich in viele Völkerschaften theilen, von denen die Dscholoffen (Joloffen) und Mandingos die merkwürdigsten sind. Von S. sind auch die Fellata oder Fulbe (d. h. die Rothen) erobernd nach dem Niger vorgedrungen. Das Klima ist eins der heißesten auf der Erde und in den sumpfigen Gegenden ungesund. Der Boden ist im westl. Theile eben, fast durchgehends sehr fruchtbar und bringt die gewöhnlichen Producte der heißen Zone Afrikas hervor. Niedersenegambien umfaßt die Länder an dem Gambia und südwärts bis zum Nuñez. Die Europäer besitzen in S. verschiedene Gebiete, Forts und Handelsposten. So die Franzosen das Gouvernement am Senegal. Dazu gehören die niedrige und sandige Senegalinsel St.-Louis, etwa 4 M. von der Mündung des Stroms, die maritime Insel Gorée, der ganze Unterlauf des Senegal von Bakel an, der Unterlauf des Casamance, Portendik und die Insel Arguin, nördlich vom Senegal, und seit 1866 alles Land zwischen Rio-Nuñez und Rio-Pongo. Das Areal wird auf 4500 Q.-M. angegeben. Die Bevölkerungszahl belief sich 1865 auf 568600 Seelen. Die Farbigen haben in diesen franz. Besitzungen stets gleiche Rechte mit den Weißen und bekleiden, wie letztere, administrative und Municipalstellen, selbst richterliche Posten. 1852 gründete die franz. Regierung eine freie Negercolonie am Senegal. Saint-Louis auf der gleichnamigen Insel, mit 15000 E., ist der Hauptort, Sitz des Gouverneurs und eines Gerichtshofs, ein blühender, noch immer wachsender, aber sehr ungesunder Handelsplatz. Außerdem sind zu nennen: Gorée, auf der gleichnamigen Insel unweit des Grünen Vorgebirgs mit 3000 E. und Dakar, Gorée gegenüber, welches alle Aussicht hat, das Handelscentrum von S. zu werden, da die franz. Dampfer hier anlegen. Einen besondern Aufschwung nahm die franz. Colonie seit 1856 unter der Leitung des Generals Faidherbe. Die Ausfuhr inländischer Producte, die bedeutend stieg, betrug 1864 1,600000 Kilo Gummi, 1,550000 Kilo Erdnüsse (Arachis hypogaea), 9—10000 Faß Hirse, 2000 Quentchen Gold, 15000 Kilo frische Häute, 1000 Kilo Elfenbein. Der Werth der Ausfuhr und Einfuhr beläuft sich auf etwa 4 Mill. Thlr. Weniger bedeutend ist das engl. Gouvernement Gambia (s. d.). Auch die Portugiesen besitzen unter dem Namen Portugiesisches Guinea einige zerfallene Forts im südl. Theile S.s. Vgl. Raffenel, «Voyage dans l'Afrique occidentale» (Par. 1846, nebst Atlas); Ricard, «Le Sénégal» (Par. 1866).

Senegawurzel, s. Polygala.

Seneschall oder Seneschalk war in Frankreich seit der Zeit der meroving. Könige der Titel eines der vornehmsten Hofbeamten, der das Innere des königl. Hauswesens zu besorgen und, wie in England der High-Steward, auch richterliche oder pfalzgräfl. Functionen hatte. Im Deutschen Reiche vertrat der Truchseß (s. d.) die Stelle des französischen S. Auch die alten Lehnsfürsten, die Herzoge von Normandie, Bretagne, Guyenne, Burgund, die Grafen von Flandern, Champagne, Toulouse u. s. w., hatten ihre S., denen ebenfalls richterliche Functionen übertragen waren. Als diese Besitzungen nach und nach an die Krone fielen, blieben doch diese Gerichtsbezirke (sénéchaussées), die nun durch königl. Beamte, die ebenfalls S. hießen, verwaltet wurden. Der S. des königl. Hofs hieß Grand Sénéchal. Außerdem führten diesen Titel höhere Magistratspersonen einiger ital. Städte.

Senf (Sinapis L.), eine Pflanzengattung aus der 15. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Kreuzblümler, besitzt gelbe Blumen und linealische oder längliche Schoten, welche in einen schwertförmigen oder zusammengedrückt-viereckigen Schnabel enden. Die Klappen der Schoten sind mit 3—5 starken, geraden Nerven durchzogen und die Samen kugelig mit rinnig zusammengefalteten Samenlappen. Bei dem schwarzen S. (S. nigra L.), welcher auf Feldern und an Flußufern des mittlern und südl. Europa wild wächst und auch angebaut wird, sind die Schoten der Blütenspindel angedrückt und alle Blätter gestielt, die untern leierförmig, die obern lanzettlich, ganzrandig. Da die seitlichen der drei Nerven der Klappen nur undeutlich und schlängelich sind, so gehört die Pflanze richtiger zur Gattung Kohl. (S. Brassica.) Die 9—16 Linien langen Schoten enthalten 4—6 braune Samen in jedem Fache, welche viel fettes Oel und vorzüglich einen scharfen Stoff, Sulphosinapin, enthalten, der bei der Destillation mit Wasser zum Senföl wird und dem eine eigene Basis, das Sinapin, welche mit Säuren Salze bildet, zu Grunde liegt. Wegen ihrer starkreizenden, auf die Absonderung der Schleimmembranen und der Nieren kräftig wirkenden Eigenschaft können die Samen gegen mancherlei Verdauungsbeschwerden und andere atonische Krankheiten des Unterleibs und

der Lungen angewendet werden. Meistens aber werden sie zu Mehl gemahlen, mit Wasser oder Essig zu einem Brei gemengt und bilden dann, mit allerlei in den Fabriken geheim gehaltenen Zusätzen versehen, ein bekanntes Reizmittel der Verdauung, unter dem Namen S., Möstrich oder Mostricht (Moutarde). In England, Frankreich und Nordamerika spielt der S. eine größere Rolle als in Deutschland, wo aber ebenfalls Fabriken bestehen, die nur mit seiner Zubereitung beschäftigt sind. In den heißen Gegenden, wie in Südamerika und am Cap der guten Hoffnung, wird an der Stelle des S. der Spanische Pfeffer genossen. Der S. wird ferner in der Form des Senfteigs als ein einen starken und sehr schnellen Hautreiz bewirkendes Mittel bei vielen krankhaften Zuständen äußerlich zur Ableitung aufgelegt. Das Senföl, welches Schwefel enthält und flüchtig ist, hat einen meerrettichartigen Geruch und wirkt äußerst scharf und blasenziehend; mit Weingeist verdünnt wird es häufig äußerlich als starkes hautreizendes Mittel eingerieben. Das fette Oel der Senfsamen dagegen wirkt gelind purgirend. Der weiße S. (S. alba L.) hat leierförmig-fiedertheilige Blätter und abstehende, steifhaarige Schoten, deren Klappen mit fünf geraden Nerven durchzogen sind. Die Samen sind gelblich, gelb oder auch bräunlich und minder scharf als die der vorigen Art, mit denen sie sonst in allem übereinkommen. Sie werden gleichfalls in der Haushaltung mehrfach als scharfes Gewürz und jetzt vorzugsweise zur Bereitung des Speisesenfs benutzt. Das ausgepreßte fette Oel kommt, wenn es rein ist, dem besten Speiseöle gleich. Dieser S. wird daher auch jetzt in vielen Gegenden Deutschlands und namentlich der Niederlande angebaut. Der Ackersenf (S. arvensis L.) kommt häufig unter der Saat als Unkraut vor und wird oft, gleich dem wilden Rettich, von dem er sich leicht an den dunkeln, gelben Blumen und den aufspringenden Schoten unterscheiden läßt, Hederich genannt.

Seniorat, s. Majorat.

Senkblei oder Loth nennt man die in Form eines Kegels gestaltete Bleimasse, deren man sich zur Erforschung der Tiefe des Wassers und der Beschaffenheit des Meeresbodens bedient. Zu diesem Zwecke wird das S. an einer Leine, der Lothleine, befestigt, über Bord geworfen und an ihr die Tiefe in Faden abgemessen. Die Kenntniß des Bodens wird dadurch vermittelt, daß man die hohl gegossene Basis des S. mit Talg füllt, der je der nach Beschaffenheit des Meeresbodens entweder Sandkörner verschiedener Farbe oder Muscheln oder Lehm heraufbringt oder die Eindrücke eines felsigen Bodens zeigt. Durch Vergleichung der Tiefen und des Bodens mit den in den Karten angegebenen Daten ist das S. ein vorzügliches Hülfsinstrument der Schifffahrt. Das schwere Loth, welches bis zu 300 Faden Tiefe gebraucht wird, wiegt 40 Pfd., das Mittelloth 15 Pfd. und das bis zu 20 Faden Tiefe gebräuchliche Handloth 7—9 Pfd. Um bei der Fahrt des Schiffes dennoch die senkrechte Wassertiefe bestimmen zu können, befindet sich ein luftdichter, aufgeblasener Sack mit einer Klemme auf der Lothleine. Derselbe wird flacher eingestellt, als die Wassertiefe ist. Beim Sinken des Loths hält er sich an der Wasseroberfläche und läßt so viel Leine durch den Klemmer, als das Loth bis zum Erreichen des Bodens nach sich zieht. Für große Tiefen bis zu 3—4000 Faden, wie man sie zur Legung des Transatlantischen und anderer unterseeischer Kabel zu ermitteln hat, reicht das beschriebene Loth nicht aus. Hierzu benutzt man Brooke's Patentloth, das aus einer durchlöcherten, 32pfündigen Kugel besteht, die auf eine unten hohle Eisenstange gesteift ist. Die Stange ist an einer dünnen aber starken Seidenschnur befestigt, und die Kugel wird durch eine Schlinge in zwei Haken gehalten. Sobald die Stange auf den Grund stößt, detachirt sich die Schlinge von den Haken. Die Kugel gleitet von der Stange und bleibt unten liegen, während die Höhlung in der Stange eine Probe des Bodens heraufbringt. Das Abgleiten der Kugel ist nöthig, weil sonst die Leine reißen würde.

Senkenberg (Heinr. Christoph, Freiherr von), deutscher Jurist, geb. zu Frankfurt a. M. 1704, wurde 1735 Professor der Rechte in Göttingen und 1738 Regierungsrath in Gießen. 1749 ging er als nassau-oranischer Geh. Justizrath nach Frankfurt und 1750 nach Wien, wo er geadelt und Reichshofrath wurde und 1768 starb. Unter seinen zahlreichen Werken sind zu erwähnen: «Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora» (6 Bde., Frankf. 1734—42); «Corpus juris feudalis Germanici» (Gieß. 1740); «Corpus juris Germanici publici» (2 Bde., Frankf. 1760—65) und die Schrift «De jure primarum precum regum Germaniae» (Frankf. 1789). — Sein Sohn, Renatus Karl, Freiherr von S., geb. zu Wien 1751, studirte zu Tübingen, Göttingen und Strasburg, ging um 1773 nach Rom, wo er unter dem Namen Polydorus Nemäus in die Gesellschaft der Arkadier trat, und wurde nach seiner Rückkehr zum Regierungsrath in Gießen ernannt. Wegen einer während des Bairischen Erbfolgekriegs an Baiern ausgehändigten abschriftlichen Urkunde aus dem Nachlasse seines Vaters wurde er bei seiner Anwesenheit in Wien verhaftet und dann aus den österr. Staaten

verwiesen. 1784 trat er aus dem Staatsdienste und lebte nun den Musen und der Schriftstellerei. Unter anderm lieferte er die Fortsetzung von Häberlin's «Deutscher Reichsgeschichte» (Bd. 21—27, Frankf. 1798—99). Er starb 1800 und vermachte der Universitätsbibliothek zu Gießen seine aus 15000 Bänden bestehende Bibliothek, ein schönes Haus und 10000 Fl. — Johann Christian S., der Bruder von Heinr. Christoph S., geb. zu Frankfurt 1717, lebte als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und hat sich um dieselbe ein bleibendes Verdienst erworben durch die Begründung des nach ihm benannten Stifts, eines Bürgerhospitals mit anatom. Theater, chem. Laboratorium, botan. Garten und einer Bibliothek. Er starb noch vor Vollendung dieses Baues 1772 infolge eines Falls, den er erlitt, als er auf einem Balken des Neubaues hingehen wollte. 1817 wurde S. zu Ehren zu Frankfurt die Senkenberg'sche naturforschende Gesellschaft gestiftet und mit dem Senkenberg'schen Stift vereinigt, die im Besitze eines ausgezeichneten naturhistor. Museums ist, welches besonders durch Rüppell bereichert wurde.

Senkowski (Ossip Iwanowitsch), Orientalist und russ. Schriftsteller, geb. 31. März 1800 unweit Wilna, bereiste 1819—21 die Türkei, Kleinasien, den Archipelagus, Syrien, Aegypten und Nubien und diente bei der russ. Mission in Konstantinopel. Nachdem er 1821 dem Asiatischen Departement in Petersburg zugetheilt worden, wurde er 1822 zum Professor der orient. Sprachen an der Universität Wilna ernannt und in demselben Jahre als Professor dieser Sprachen an der Universität zu Petersburg angestellt. 1847 trat er als Professor in den Ruhestand. Seine literarische Thätigkeit begann S. mit den «Collectanea» (2 Bde., Warsch. 1824—25), enthaltend Auszüge aus türk. Historikern zur Geschichte Polens. Diesen folgten unter anderm das «Supplément à l'histoire des Huns, des Turks et des Mongols» (Petersb. 1824) und die gegen Hammer-Purgstall gerichtete «Lettre de Tutundju-Oglu-Mustafa-Aga» (Petersb. 1828). Unterdessen hatte S. begonnen, sich an dem «Nordischen Archiv» und andern russ. Journalen zu betheiligen, in welchen er Bruchstücke aus seinen Reisen und Nachahmungen oder Uebersetzungen orient. Märchen und Erzählungen drucken ließ. Bald darauf trat er unter dem Pseudonym Baron Brambäus mit seinen «Phantastischen Reisen», einer Sammlung von Novellen und satirischen Skizzen, hervor (neue Aufl., 3 Bde., Petersb. 1840), welche vielen Beifall fanden. Zugleich betheiligte er sich an dem «Russischen encyklopäd. Lexikon», dessen Herausgabe er seit 1838 besorgte. 1834 übernahm er die Redaction der von dem Buchhändler Smirdin verlegten «Lesebibliothek», die unter seiner Leitung lange für die beste Zeitschrift Rußlands galt, und in der er seine Romane: «Der Fall des Reiches Schirwan» (1842) und «Die vollkommenste Frau» (1845) veröffentlichte. Auch übersetzte er Morier's «Hajji Baba» ins Russische (2. Aufl., 4 Bde., Petersb. 1845). Mancherlei Unannehmlichkeiten bewogen ihn später, sich von der Redaction der «Lesebibliothek» zurückzuziehen, und erst nach längerm Schweigen trat er 1856 wieder als Mitarbeiter an dem «Sohn des Vaterlandes» auf, in welchem er den der Presse unter Alexander II. gewährten größern Spielraum dazu benutzte, die in Rußland bestehenden Misbräuche und Verkehrtheiten mit den Waffen des Spottes zu bekämpfen und auf gründliche Reformen zu dringen. Er starb 16. März 1858 zu Petersburg. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 9 Bdn. (Petersb. 1859). In seinen Erzählungen ist S. breit, und sein Witz verliert sich oft in Geschwätzigkeit. Während er das Große mit Spott überschüttet, erhebt er oft das Mittelmäßige.

Senkrecht, s. Perpendikel.

Senkwage, s. Aräometer.

Senlis, Stadt in dem franz. Departement Oise, an der Nordbahn, 6 M. nordnordöstlich von Paris, von Wäldern umgeben, in anmuthiger Lage an den Flüßchen Nonette und Aunette, ist der Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Instanz, einer Ackerbaukammer und Ackerbaugesellschaft und zählt 5831 E. (1861). Die Stadt hat eine sehenswerthe Kathedrale mit angeblich dem höchsten Thurme Frankreichs, ferner Reste eines Schlosses aus den Zeiten Ludwig's des Heiligen, ein schönes Theater, das Gebäude der ehemaligen Abtei St.-Vincent sowie andere monumentale Bauten und ein Zellengefängniß. Die Bevölkerung unterhält Baumwollspinnereien, Zeugdruckereien, Fabrikation von Leinwand, Spitzen, Cichorienkaffee, Mehl, Leder und Uhrfedern sowie Destillation und Kalkbrennerei. Von Wichtigkeit ist auch die Cultur von Gartenkresse. Hauptgegenstände des lebhaften Handelsbetriebs sind Wolle, Mehl, Bauholz, auch Getreide, Wein und Leinwand. S. weist noch Reste röm. Befestigung auf und war unter den Karolingern eine Pfalz, seit dem 5. Jahrh. Bischofssitz, der erst in der Revolution einging. Zu S. wurden acht Concile gehalten. Am 27. Juni 1815 hatten hier die Preußen (der Vortrab Bülow's) ein Gefecht gegen die Franzosen unter Kellermann.

Sennaar, ein dem Pascha von Aegypten unterworfenes Vasallenland im südl. Nubien, östlich von Kordofan, nördlich vom Land Fassokl und nordwestlich von Abyssinien am Weißen und Blauen Nil gelegen, heißt bei den Eingeborenen Nordafrikas El-Dschesirah (Insel) und ist wie Kordofan dem größten Theile nach eine weite Savannenebene, die im Südosten des Landes in die Vorberge des abyssin. Hochlandes übergeht. Der Gesammteindruck der Ebene, die sich am Blauen Nil hinauf bis Rosêres in Fassokl erstreckt, ist ein ziemlich trauriger. Im Norden ist die unermeßliche Ebene spärlich mit Büscheln halbmannshoher Gräser und mit vereinzelten, 15—20 F. hohen Bäumchen bewachsen. Südlich von 14° nördl. Br. beginnen Steppen mit dichterm Graswuchs, von parkähnlichen Gebüschen unterbrochen. Der Reichthum an Hochbäumen nimmt nach S. immer mehr zu. Besser sind die höhern Gegenden in den Ausläufern des abyssin. Gebirgs; hier findet man eigentlichen Wald und fruchtbare Thäler. Die naturhistor. Beschaffenheit des Landes kommt fast ganz mit der von Kordofan (s. d.) überein. Die Ebene besteht aus einem an Geschieben reichen, eisenhaltigen Schwemmlande, welches von den abyssin. Alpen bis zum Weißen Nil Gold führt. Goldwäschereien betreibt man an vielen Stellen. Das Gold (Tibr) gelangt, in Ringe umgeschmolzen, nach Chartum. Raseneisenstein vom Djebel-Tabi, südlich von Rosêres, liefert vortreffliches Roheisen. Im Pflanzenreiche zeichnen sich die Adansonien aus, die ersten, die man, von Norden kommend, am Nil trifft; ferner Mimosenarten, Tamarinden, baumartige Euphorbien, südlich von 12° nördl. Br. am Blauen Nil die stolze Delebpalme u. s. w. Im Thierreich finden sich Meerkatzen, Stachelmäuse, Springhasen, Viverren, Ichneumonen, Stinkthiere, Löwen, Geparden, riesenhafte Affen, Gazellen, Büffel, Giraffen, Flußpferde und Elefanten sowie eine Menge der interessantesten Sumpf- und Wasservögel. Der Blaue und Weiße Nil sind sehr fischreich, namentlich an Welsarten. Am Weißen Nil leben ganze Stämme fast ausschließlich vom Fischfange. Die Bewohner gehören zwei Haupttypen an, einem dunkelfarbenen und einem hellfarbenen. Zu jenem gehören eine Anzahl Negerstämme, von denen besonders die Fundj (Funghi) ein wohlgebildetes, meist mohammed. Volk, sich auszeichnen. Der hellfarbene Typus umfaßt alle Nomadenstämme in den weiten Steppengegenden von Ost- und Westsennaar: die Schukurîeh, Hasanîeh u. a. In der Mitte des 16. Jahrh. drangen von Süden her die Fundj in die Steppe ein und gründeten das Reich S., welches nach einem 300jährigen Bestande 1820 von dem Pascha von Aegypten, Mehemed-Ali, unterworfen und zu einem Vasallenreich gemacht wurde. Die Industrie des Landes steht auf sehr niedriger Stufe. Die Ausfuhrartikel sind Rohproducte: Elfenbein, Gummi, Tamarindenfrucht, Straußfedern und Häute. Eingeführt werden hauptsächlich europ. und ägypt. Manufacturen. Haupthandelsplätze sind Chartum, Mesalamieh, Sennaar, Rosêres und Gedaref (Hellet-Abu-Sin). Die Stadt S., am Blauen Nil, mit 10—12000 E., mit einem Divan, Moschee, Kaserne, Proviantamt und Lazareth, ist der Sitz des Wakil für die Süddistricte.

Senne oder Sennerheide, ein unfruchtbarer, wenig bebauter Landstrich Westfalens am Fuße und westl. Abfall des Lippeschen oder sog. Teutoburger Waldes, beginnt unweit Paderborn und Lippspringe, im Quellgebiet der Lippe und Ems, und erstreckt sich gegen Nordwesten bis gegen Bielefeld hin, während sich derselbe Boden noch viel weiter, aber mehr bebaut und nicht mehr S. genannt, fortsetzt. Es ist die S. ein trauriger Landstrich, theils sandig und wasserarm, theils infolge mangelnden Abflusses versumpft, wo zwischen Torfmooren hier und da Buschwerk steht und, wenn möglich, einzelne Dorfschaften liegen. Südwärts zieht sich von Paderborn bis gegen die Höhen von Brilon hin das Sindfeld oder Sintfeld, ein der Kreideformation angehöriges fruchtbares Plateau, welches unter dem Namen Sinotfeld schon in Karl's d. Gr. Sachsenkriege vorkommt. Im lippeschen Antheil befindet sich das mit dem fürstl. Marstall in Verbindung stehende Land- nnd Sennergestüt.

Sennerei ist die Verwerthung der Producte des Rindviehs, theilweise auch der Schafe, in der Alpenwirthschaft (s. d.). Das Vieh weidet den Sommer über hoch im Gebirg; ziemlich in der Mitte der Alpmatten oder sonst an geschütztem Ort ist die Sennhütte, auch Sente, erbaut, der Raum für die Käsebereitung, theilweise auch mit einem Stall für die schlechte Witterung; in ihr waltet der Senn, der Küher, Hirt oder Käser, gewöhnlich in Begleitung eines Sennbuben. Oft steht die Sennhütte einsam in dem ihr zugetheilten Gelände, öfters auch bilden da, wo viele Grenzen zusammenstoßen, mehrere zusammen eine Art Weiler im Hochgebirge. Die Sennereien, welche mit der gesammten Alpenwirthschaft neuerdings sehr verkommen sind, sodaß hier und da durch Alpwirthschaftsvereine Maßregeln zu ihrer Hebung getroffen werden, sind am häufigsten und bekanntesten in der Schweiz und Tirol; außerdem finden sie sich nicht allein in allen südeurop. Alpen, sondern auch im Norden, in Schweden, Norwegen und Island. Die

Poesie hat die Sennhütten und Sennereien häufig mit einem romantischen Zauber umgeben, dem sie in der Wirklichkeit niemals entsprochen haben. — Senufarr (auch Sentenpfarr) heißt der Zuchtstier der Alpenländer.

Sennesblätter (Folia Sennae), ein sehr häufig angewendetes Arzneimittel, sind die Blätter verschiedener strauchartiger Cassienarten, namentlich von C. lenitiva Bisch., C. angustifolia Vahl, C. obovata Hayne und C. pubescens R. Br. (S. Cassia.) Man unterscheidet im Handel Senna alexandrina (alexandrinische, Apalto- oder Paltsenna), Senna tripolitana, Senna indica (die beste Sorte die Mekka- oder Mokkasenna) und die aleppische oder syr. Senna. Sie haben einen eigenthümlichen süßlich-widrigen Geruch und einen bitterlichen, ekelhaft-schleimigen Geschmack. Ihr wirksamer Bestandtheil ist ein drastisch-purgirender Extractivstoff, das Sennabitter oder Cathartin. Sie wirken als sicheres und kräftiges Purgirmittel und werden sehr häufig angewendet, sobald nur nicht entzündliche Anlage, Anschwellung von Hämorrhoidalgefäßen, Schwangerschaft, Gegenwart der Menstruation oder Neigung zu Krämpfen und Kolik ihren Gebrauch verbieten. Hauptsächlich empfehlen sie sich in denjenigen Fällen, wo eine Purgircur von längerer Dauer beabsichtigt wird, da sie nicht, wie Salze und Mineralwässer, die Verdauungsorgane schwächen. Gewöhnlich werden sie in Aufguß verordnet, aber auch in Pulvern und Pillen gegeben und sind das Hauptmittel in den sog. Wienertränkchen (Infusum laxativum Viennense oder Sennae compositum), in der Sennes latwerge (Electuarium lenitivum) und in dem Kuralla'schen oder Hustenpulver (Pulvis liquiritiae compositus), welches letztere in kleiner Gabe zur Abstumpfung des Reizes der Schleimhaut der Respirationsorgane, in großer Gabe aber zum Abführen in Anwendung kommt.

Senonen (gallisches Volk), s. Gallien.

Sens, im Alterthum Agendicum oder Civitas Senŏnum, schöne Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Departement Yonne, an der Yonne und der Eisenbahn von Paris nach Lyon gelegen, fast 15 M. gegen Südosten von Paris entfernt, ist der Sitz eines Erzbischofs (zu dessen Diöcese die Bisthümer Troyes, Nevers und Moulins gehören), eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Ackerbau-, einer Gewerbe- und Manufacturkammer sowie einer archäolog., landwirthschaftl., botan. und Gartenbaugesellschaft. Die Stadt hat die große architektonisch merkwürdige Kathedrale St.-Etienne (im wesentlichen 1184 vollendet), viele andere Kirchen, ein Lyceum, ein Priesterseminar, eine öffentliche Bibliothek und wichtige Archive, ein Museum, ein schönes Theater, ein Waisenhaus, mehrere Hospitäler und eine ziemliche Anzahl ansehnlicher Gebäude. Die zwei Hauptthore sind im Triumphbogenstil ausgeführt, und 1861 wurde dem Chemiker Thénard eine Bronzestatue errichtet. S. besitzt schöne Quais und Promenaden. Die Einwohner, deren Zahl sich 1861 auf 11098 belief, unterhalten Fabriken für Rasiermesser, Knöpfe, stählerne Agraffen und Schnallen, für Zündhölzchen, Kerzen und Schuhzeug, sowie Töpfereien, Färbereien und Schneidemühlen. Auch wird lebhafter Handel mit diesen Fabrikaten, Getreide, Mehl, Wein und Weinessig, Hanf, Wolle, Holz, Bretern, Tonnen u. s. w. betrieben. Die alten Festungsmauern von S., deren gewaltige Substructionen man den Römern zuschreibt, waren in alter Zeit sehr bedeutend und hielten manche Belagerung aus. Die Stadt selbst galt als Hauptort der Grafschaft Sénonais in der Champagne, wurde im 3. Jahrh. Sitz eines Bisthums, später eines Erzstifts, dessen Inhaber den Titel eines Vicegrafen von S. und Primas von Gallien und Germanien führten. Es wurden hier mehrere Concile gehalten, unter andern 1140 das, auf welchem Bernhard von Clairvaux die Lehre des Abälardus verdammte. Von 1163—65 fand hier Papst Alexander III. Zuflucht. Am 11. Febr. 1814 wurde die Stadt von den Würtembergern unter deren Kronprinz und dem General Alix eingenommen.

Sensal, s. Mäkler.

Sensibilität bezeichnet die Fähigkeit der sinnlichen Empfindung im Gegensatze zur Irritabilität als der Fähigkeit der willkürlichen Gliederbewegung, welche zusammengenommen den Charakter des Thieres im Unterschiede von der Pflanze ausmachen. Denn die Pflanze hat zwar Reizbarkeit als eine lebendige Reaction auf äußere Anwirkungen mit dem thierischen Körper gemein, ermangelt aber der zur S. gehörigen Sinnorgane und ihrer Nerven. Die Functionen der S. sind ausschließlich an eine bestimmte Art von Nerven, die Empfindungsnerven, geknüpft, während die Bewegungsnerven ebenso wol als der größte Theil der Gehirnorgane unempfindlich sind. Und zwar dient unter den Empfindungsnerven mehrentheils ein jeder nur allein der Erzeugung einer gewissen Art von Empfindungen, wie z. B. der Sehenerv alle Reizungen, welche

ihm widerfahren, nur allein mit der Empfindung von Licht und Farbe, der Hörnerv mit der Empfindung von Schall und Geräusch beantwortet. Daher darf die S. nicht als das Vermögen einer passiven Aufnahme von physik. Eindrücken bezeichnet werden, sondern ist ein Vermögen der Hervorbringung der Empfindungen von innen als physischer Erzeugnisse auf Veranlassung physik. Einwirkungen. Sie gehört daher zu den Thätigkeiten des Seelenlebens in seiner Verbindung mit der physik. Außenwelt. Sie steht zu den Kräften, welche die Ernährung der Nerven aus dem Blute vermitteln, in einem Antagonismus, indem alles Empfinden den Nerven anstrengt, d. h. in seiner Ernährungsthätigkeit herabsetzt, jedoch so, daß der Nerv durch Uebung gewöhnt werden kann, immer größere Anstrengungen ohne Schaden für seine Nutritionsthätigkeit zu ertragen. Werden den sensibeln Nerven zu große Anstrengungen zugemuthet, so entsteht daraus Nervenschwäche als der Zustand, in welchem kleine Reize so wirken, als wären sie große, die großen aber Zerrüttung des Nerven herbeiführen. Durch Verbreitung dieser Beschaffenheit auf die Centralorgane des Nervensystems entstehen nervöse Zustände einer übermäßig gesteigerten allgemeinen Reizbarkeit und Nervenkrankheiten.

Sensitiv und **Sensitivität** ist eigentlich gleichbedeutend mit sensibel und Sensibilität (s. d.), wird aber bisweilen zur Bezeichnung entweder einer verfeinerten oder gesteigerten Sensibilität gebraucht. So bezeichnet man in der Physiologie die Nerven des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks als sensitive im Gegensatze zu den sensibeln des allgemeinen Gefühlssinns, und nennt im gemeinen Leben sensitive Personen solche, welche sich in Beziehung auf Sinneseindrücke in einem überreizbaren Zustande befinden.

Sensitive oder Sinnpflanze, s. Mimose.

Sensualismus bezeichnet theils die Annahme, daß alle unsere Vorstellungen und Erkenntnisse ursprünglich auf sinnlicher Wahrnehmung, also auf den Affectionen der Sinne beruhen, nach dem Satze: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu; theils die Behauptung, daß alle wahre Erkenntniß lediglich auf das beschränkt sei, was Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung ist oder werden kann. In ethischer Beziehung nennt man S. die Behauptung, es gebe keinen andern Maßstab für das Gute und Böse als den sinnlichen Genuß, die sinnliche Lust und Unlust, entweder die augenblickliche oder die Summe derselben im Zusammenhange des Lebens. Diesem S. huldigten Aristipp, Epikur und seine Schule, Hobbes und die franz. Philosophie des 18. Jahrh. Sobald der S. durch eine willkürliche Verengung der Grenzen des menschlichen Wissens und Strebens das menschliche Thun auf die niedrigsten Endziele beschränkt und dabei alles für Täuschung erklärt, was den Empirismus der äußern Erfahrung überschreitet, erzeugt er aus sich den reinen Materialismus (s. d.), welcher mit allen höhern Lebensinteressen in Widerspruch tritt. Doch kann der S. auch edlere Formen annehmen, nämlich dann, wenn er nicht blos niedere Sinne, sondern auch höhere, wie den Sinn für Moralität, Religion, Menschenliebe, Vervollkommnung u. s. w. zuläßt. Von dieser Art war der S. des Condillac, Rousseau und der Schottischen Philosophie (s. d.). Der S. als Erkenntnißtheorie wird durch das Dasein solcher Wissenschaften, wie die Mathematik ist, unmöglich gemacht. Denn weil die sinnliche Wahrnehmung als solche nichts enthält als einzelne und zufällige Thatsachen und Begegnisse, so lassen sich Begriffszusammenhänge von allgemeiner und nothwendiger Natur, wie sie die mathem. Wissenschaften enthalten, nicht aus sinnlichen Wahrnehmungen herleiten, sondern weisen auf eine nichtsinnliche Quelle ihrer Abstammung. In das Gebiet der Mathematik fallen aber außer den Verhältnissen der Zahlen die nichtsinnlichen Anschauungsformen des Raumes und der Zeit als die ewigen und unveränderlichen Bedingungen, ohne deren Voraussetzung das Eintreten veränderlicher sinnlicher Thatsachen überhaupt, sowol der äußern als auch der innern Sinnlichkeit, undenkbar ist.

Sententiarier, s. Lombardus (Petrus).

Sentimentalität oder gesteigerte Empfindsamkeit (s. Empfindung) bezeichnet den Zustand eines Uebergewichts der Empfindung über das thätige Streben. Die S. erscheint besonders als Neigung zu den sanftern Gefühlen, z. B. der Sehnsucht und der Rührung, welche sie geflissentlich hegt und pflegt. Als Gegensatz des Naiven (s. Naivetät) haben Schiller und Goethe das Wort sentimental zur Bezeichnung einer durch das Uebergewicht der subjectiven Gefühlswärme über die objective Anschaulichkeit und Deutlichkeit charakterisirten Form der poetischen Darstellung gebraucht.

Separation (lat.), d. i. Trennung, Scheidung, z. B. einer Ehe, pflegt man unter anderm auch die Theilung der Gemeinheiten (Gemeindegüter) zu nennen. Separationsrecht heißt das Recht gewisser Gläubiger, bei einem Concurse voraus befriedigt zu werden und das ihnen

Zugehörige sofort von der Masse wegzunehmen. Sie brauchen also nicht die Liquidation der übrigen und das Erkenntniß abzuwarten, sich keine Abzüge gefallen zu lassen und zu den Concurskosten nichts beizutragen. Dieses Recht steht vorzüglich denjenigen zu, welche ein Eigenthumsrecht an einem Gegenstande geltend machen können (Vindicanten), auch der Ehefrau in Ansehung der in Natur vorhandenen eingebrachten Stücke, den Gläubigern einer dem Gemeinschuldner zugefallenen Erbschaft, auch denjenigen, welche mit der Concursmasse selbst Verträge geschlossen haben (Massegläubiger), sowie denen, welche fortlaufende Realabgaben zu fordern haben.

Separatisten heißen solche Glieder der christl. Kirchen, die sich wegen abweichender Lehren oder Gebräuche von der Kirche absondern und eine eigene Religionsübung unter sich veranstalten. Der Separatismus der neuern Zeit war eine Folge des neuerwachten religiösen Lebens, das die Ansprüche der Einzelnen an ihre Kirchen steigerte und viele Unbefriedigte bewog, ohne förmliche Trennung in abgesonderten Conventikeln oder Privatandachtsversammlungen Erbauung zu suchen. Derselbe hängt eng mit den neuern pietistischen Bewegungen zusammen und trat besonders in solchen Gegenden hervor, in welchen schon früher eine pietistische Richtung in den Gemeinden Wurzeln gefaßt hatte, wie in den Rheinlanden, Würtemberg, der Schweiz. Anderer Art ist der luth. Separatismus in Altpreußen, welcher im Gegensatze zu der landeskirchlichen Union das altluth. Kirchenthum aufrecht erhalten wollte. (S. Lutheraner.) In den meisten Fällen hat der Separatismus schließlich zur vollständigen Sektenstiftung geführt.

Sepia oder Kuttelfisch (Sepia), eine Gattung der Weichthiere aus der zu den Kopffüßern gehörenden Familie der Tintenfische. Der Körper ist sackförmig, elliptisch, die Seiten entlang und hinten herum mit einem schmalen Hautsaume eingefaßt, weich, nur durch eine innere Kalkplatte des Rückens (Rückenschulpe) gestützt. Der Kopf hat zwei große Augen, zwei einem Papageienschnabel ähnliche Kiefern, acht kleinere und zwei große, in Scheiden zurückziehbare Fangarme, welche mit gezähnelten Hornringen versehene Saugnäpfe tragen. Die gemeine oder gebräuchliche S. oder Tintenfisch (S. officinalis), welche in allen europ. Meeren lebt, wird etwa $1\frac{1}{2}$ F. groß und ist obenher auf röthlichem Grunde mit weißlichen Linien durchzogen, unten mehr weißlich und roth punktirt; die zwei längern Fangarme sind dem Körper gleichlang und nur an der verbreiterten Spitze mit Saugnäpfen besetzt. Die Eier, welche in großer Zahl traubenförmig zusammenhängen und oft an den Strand geworfen werden, sind unter dem Namen Seetrauben bekannt. Der Tintenbeutel enthält einen braunen Saft, welcher, ausgespritzt, das Wasser verdunkelt und dadurch dem verfolgten Thiere das Entkommen erleichtert und die unter dem Namen S. bekannte braune Malerfarbe liefert, die aber nur an wenigen Orten Italiens echt bereitet, sonst meistens auf künstliche Weise nachgeahmt wird. Die kalkige Rückenschulpe (Os Sepiae, Weißes Fischbein) wurde sonst als Arzneimittel angewendet, wird aber jetzt nur noch für technische Zwecke, zum Poliren, sowie als Bestandtheil mancher Zahnpulver benutzt. Das Fleisch ist saftlos, zähe, riecht einigermaßen moschusartig und wird nur von der ärmern Volksklasse gegessen.

Sepiazeichnungen sind eine Erfindung des Malers J. C. Seydelmann (s. d.), der zuerst während seines Aufenthalts in Italien um 1780 auf den Gedanken kam, sich des braunen Safts der Sepia (s. d.), den er mit Bister mischte, zu seinen Zeichnungen zu bedienen, die ihm sehr bald einen ausgezeichneten Ruf erwarben. Die großen Vorzüge einer warmen braunen Schattirungsfarbe vor dem kalten schwarzen chines. Tusch waren von jeher anerkannt gewesen; man hatte sich bisher der braunen Erde und des Bisters bedient. Die Sepia hat jedoch den Vorzug größerer Zartheit und Feinheit. Bis zu Anfang unsers Jahrhunderts, wo der Landschafter K. D. Friedrich Treffliches in dieser Technik leistete, war sie bei Künstlern und Dilettanten beliebt, unter den heutigen Malern kommt sie als Specialität kaum noch in Anwendung.

Sepp (Johann Nepomuk), namhafter kath. Theolog und Geschichtschreiber, geb. 1816 zu Tölz im bair. Hochlande, widmete sich zu München philos. und theol. Studien und begann im Alter von 23 J. sein gegen Strauß gerichtetes „Leben Jesu" (7 Bde., Regensb. 1842—46). In letzterm Werke, welches viel Neues und Eigenthümliches bot, bewies er sich zwar als Schüler von Schelling und Görres, schlug aber doch eine mehr kritische Richtung ein. Die wissenschaftliche Verfolgung des Gegenstandes veranlaßte S. 1845—46 zu einer Reise nach Syrien, Palästina und Aegypten. Nach der Rückkehr erhielt er die Professur der Geschichte an der münchener Universität, wurde aber in der Krisis von 1847 mit sieben seiner Collegen entsetzt und wegen der Anhänglichkeit seines zahlreichen Auditoriums selbst aus der Hauptstadt verwiesen. Nach der Märzrevolution von 1848 kehrte er von Paris in die Heimat zurück und ward in die Deutsche

Nationalversammlung, 1849 aber in die bair. Kammer gewählt, wo er sich als Conservativer bekundete. 1850 erfolgte S.'s Reactivirung als Professor an der Universität. Außer einer zweiten Bearbeitung seines «Leben Jesu» (6 Bde., Regensb. 1854—62) sind von seinen wissenschaftlichen Arbeiten noch hervorzuheben: «Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum» (3 Bde., Regensb. 1853); die beiden gegen Strauß und Renan gerichteten Schriften «Thaten und Lehren Jesu in ihrer weltgeschichtlichen Beglaubigung» (Schaffh. 1864) und «Geschichte der Apostel vom Tode Jesu bis zur Zerstörung Jerusalems» (2. Aufl., Schaffh. 1866); ferner «Jerusalem und das Heilige Land, oder Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten» (2 Bde., Schaffh. 1862—65) und «Neue architektonische Studien und histor.-topogr. Forschungen in Palästina» (Würzb. 1867). In letztern beiden Werken hat er schätzbare Beiträge zur Kunde Palästinas und der Topographie Jerusalems niedergelegt. In allen seinen Schriften bekundet sich S. als einen gläubigen Katholiken, der jedoch der streng confessionellen Beschränkung abhold ist und eine vernünftige Forschung in der Schrift für berechtigt hält. Von seinen übrigen Schriften sind, außer einer Biographie seines Lehrers Görres (2. Aufl., Regensb. 1848), noch zu nennen: «Beiträge zur Geschichte des bair. Oberlandes» (Augsb. 1853—54) und das Drama «Markos Botzaris» (Mainz 1860). Im Dec. 1867 wurde S. plötzlich in den Ruhestand versetzt. Im Febr. 1868 erfolgte im Bezirk Kelheim seine Wahl zum Deutschen Zollparlament.

September, der neunte Monat des Jahres, der Herbstmond oder Herbstmonat, war als Septembris nach der ältern röm. Zeitrechnung ursprünglich der siebente Monat des Jahres und hat daher (von septem) den Namen. Er hat 30 Tage, und mit der Tag- und Nachtgleiche beginnt in ihm die Jahreszeit des Herbstes. Die Zahl seiner Lostage ist elf, darunter der wichtigste Michael (Erzengel), nächstdem Aegidius und Matthäus. In den S. fällt der Beginn der Obst- und Weinernte, der Gewinnung von Grummet und Wurzeln, der Wintersaatbestellung und der Aufgang der Jagd.

Septett (ital. Settetto), ein Tonstück für sieben Vocal- oder Instrumentalstimmen, die alle einfach besetzt und mehr oder weniger obligat sind. Das Instrumentalseptett wird auch wol Septuor genannt. Die formale Einrichtung des S. gleicht im ganzen der des Quartetts (s. d.) und Quintetts.

Septimanien hieß, besonders unter der Herrschaft der Westgothen, der Theil ihres Reichs in Gallien, den sie durch Wallia 419 n. Chr. den Römern, unter denen er namentlich die Provincia Narbonensis I. (s. Gallien) bildete, abgenommen hatten. Er begriff das Land zwischen den Pyrenäen und den südl. Cevennen, der Garonne und dem Rhône, also den größten Theil des spätern Languedoc mit Roussillon in sich und hatte seinen Namen von der Ansiedelung der siebenten röm. Legion (Septimani) in Beterrä (jetzt Béziers), das daher als röm. Colonie Beterrae Septimanorum hieß. Unter Chlodwig dem Franken wurde der westl. Theil mit der Hauptstadt Tolosa den Gothen 511 entrissen, der östliche mit Narbo und Carcasso blieb ihnen bis zum Untergang ihres Reichs, wo er um 720 in die Hände der Araber kam, denen er durch die Franken unter Karl Martell und Pipin dem Kleinen 738 und 759 genommen wurde.

Septime, der siebente Ton von einem angenommenen Grundtone aus, ein dissonirendes Intervall, kommt in der praktischen Musik in drei verschiedenen Größen vor, als kleine, große und verminderte S. Die kleine S., welche auch Haupt- oder wesentliche S. heißt, besteht aus vier ganzen und zwei halben Tönen, als g-f, a-g, h-as u. s. w. Die große S. wird aus fünf ganzen und einem großen halben Ton gebildet, als c-h, d-cis, g-fis u. s. w. Die verminderte S., welche übrigens nur in der Molltonart entsteht, enthält drei ganze und drei große halbe Töne, als gis-f, h-as, cis-b u. s. w. Die S. ist unbestritten das wichtigste Intervall in der musikalischen Harmonie, der Wendepunkt der Accorde und wieder das einzige Mittel, durch welches diese sich zu einer unzertrennlichen Kette von harmonischen Zusammenklängen vereinen lassen. — Septimenaccorde nennt man die dissonirenden Vierklänge eines Grundtons mit seiner Terz, Quinte und S. (S. Accord.)

Septuagesima heißt in der Kirche, wenn man eine runde Zahl annimmt, der 70. Tag vor Ostern, eigentlich der dritte Sonntag vor dem ersten Sonntage in der Fastenzeit oder der neunte Sonntag vor Ostern, mit dem man die sog. gebundene oder geschlossene Zeit beginnen ließ, d. h. diejenige Zeit, während welcher der Genuß weltlicher Freuden verboten war. Sie umfaßte in der ältern Kirche die Zeit vom Advent bis zum Feste der Heiligen drei Könige, die gewöhnliche Fastenzeit, endlich die Zeit vom Sonntage Rogate bis zum Trinitätsfeste, seit dem Tridenter Concil aber nur die Zeit des Advents und der Fasten. Mit dem Sonntage S. begannen viele Kirchen die Quadragesimalzeit, weil sie diese wegen der Fastendispensationen einige Wochen

früher beginnen mußten, um die Zahl der 40tägigen Fasten zu erreichen. In andern Kirchen ließ man jene Zeit, je nach der Beschränkung der Fastendispensationen, entweder in die 60 oder 50 Tage vor Ostern fallen, und hiernach entstand für die betreffende Fastenzeit der Name Sexagesima oder Quinquagesima. (S. Fasten.)

Septuaginta oder die Siebzig (LXX) nennt man die bei Juden und Christen zu öffentlichem Ansehen gelangte griech. Uebersetzung des Alten Testaments. Nach der Sage bei Josephus soll der König von Aegypten, Ptolemäus Philadelphus, von seinem Bibliothekar Demetrius Philaretes veranlaßt worden sein, den Juden Aristeas nach Jerusalem zu schicken und sich vom Hohen Priester einen hebr. Codex und zur Uebersetzung desselben 72 Schriftgelehrte (die sog. Siebzig Dolmetscher) zu erbitten, die dann dem Demetrius die Uebersetzung dictirt hätten. Noch wunderbarer klingt die Sage in dem angeblichen Briefe des Aristeas, wonach die 72 Uebersetzer auf der Insel Pharos jeder für sich eine Uebersetzung angefertigt haben, welche sämmtlich, als man sie nach ihrer Beendigung verglich, Wort für Wort übereingestimmt haben sollen. Der wirkliche Ursprung erklärt sich einfach aus dem Bedürfnisse der in Alexandria und Aegypten lebenden Juden, deren Muttersprache das Griechische war. Die verschiedenen Theile der Uebersetzung stammen aus sehr verschiedenen Zeiten. Zuerst wurde, wol schon vor Mitte des 3. Jahrh. v. Chr., der Pentateuch übersetzt, danach die übrigen Bücher des Alten Testaments in längern oder kürzern Zwischenräumen, übrigens schwerlich in der Reihenfolge, in der sie im Kanon stehen. Im Laufe des 2. Jahrh. wurde die Uebertragung sämmtlicher in der hebr. Bibel enthaltenen Bücher vollendet. Am gelungensten sind die Uebersetzungen vom Pentateuch, vom Buche Hiob und den Sprüchen Salomo's, weniger gut die von den Psalmen, dem Jesaias und den Kleinen Propheten, am wenigsten gut ist das Buch Daniel übertragen. Das hohe Ansehen, welches die Uebersetzung erlangte, spiegelt sich noch in den Sagen über ihren wunderbaren Ursprung. Schon vor Christus betrachteten die Juden sie als inspirirt, und die neutestamentlichen Schriftsteller bedienen sich ihrer unbekümmert um ihre Abweichungen vom Grundtext zur theol. Beweisführung. In der griech. Kirche trat sie geradezu an die Stelle des hebr. Textes und blieb bis zum heutigen Tage im ausschließlichen kirchlichen Gebrauch. Doch wurden später von Juden und Judenchristen noch andere Uebersetzungen angefertigt, deren Abfassungszeit meist in das 2. Jahrh. n. Chr. fällt, und von denen wir meist nur noch Fragmente übrig haben. Am berühmtesten sind geworden: 1) die Uebersetzung von Aquila; 2) von Theodotion aus Ephesus; 3) von Symmachus. Die Fehler, die in die Uebersetzungen und Abschriften von denselben gekommen waren, veranlaßten den Origenes, den griech. Text der S. kritisch zu verbessern. Sein Werk heißt die Hexapla, von der wir nur noch Fragmente haben. Außerdem verfaßte er auch eine Tetrapla, welche den Text der LXX, des Aquila, Theodotion und Symmachus enthält und nur noch in einer nach beiden Werken verfaßten syr. Uebersetzung vorhanden ist. Später haben sich Lucian, Hesychäus, Basilius u. a. wiederholt mit der Verbesserung der LXX beschäftigt. Auch unsere jetzigen Ausgaben der LXX bedürfen noch mannichfacher Berichtigungen. Die wichtigsten Handschriften, die wir von ihr besitzen, sind der Codex Vaticanus, Codex Sinaiticus und Codex Alexandrinus; dieselben weichen aber vielfach voneinander ab. Vgl. Frankel, «Histor.-kritische Studien zu der S.» (Lpz. 1841).

Sepúlveda (Juan Ginez), ein ausgezeichneter span. Geschichtschreiber und Humanist, wurde zu Pozo-Blanco bei Cordova um 1490 geboren. Er machte seine ersten Studien zu Cordova, Alcala de Henarez und vorzüglich in dem span. Collegium zu Bologna, wo er sich mit allem Fleiße der classischen Literatur widmete. Später lebte er einige Zeit zu Rom in dem literarischen Kreise des Fürsten Carpi und war seiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntnisse wegen dort sehr geachtet. 1536 wurde er Karl V. bei dessen Aufenthalte in Italien bekannt und erhielt von diesem die Anstellung als dessen Reichshistoriograph, was ihm die erwünschte Gelegenheit gab, in sein Vaterland zurückzukehren. Dort verlebte er den Rest seines langen Lebens, sich ganz seinem Berufe und den humanistischen Studien widmend. Nach der Abdankung des Kaisers zog er sich nach Valladolid und dann in seine Heimat zurück. Er verfaßte alle seine Werke in lat. Sprache, unter welchen die polemischen Streitschriften gegen den Vertheidiger der Indianer, Las Casas, wol zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, aber bei der philanthropischen Nachwelt ihm eben nicht zur Empfehlung gereichten. Von seinen histor. Schriften (wie z. B. «De rebus Hispanorum gestis ad novum orbem Mexicumque libri VII»; «De rebus gestis Philippi II. libri III»; «De vita et rebus gestis Aegidii Albornotii libri III» u. s. w.) ist das Hauptwerk seines Lebens lange nur handschriftlich aufbewahrt und fast in Vergessenheit geblieben, nämlich seine «Historiae Caroli V. imperatoris libri XXX»,

die erst 1775 wieder entdeckt und auf Befehl der Regierung von der königl. Akademie der G schichte zu Madrid nebst seinen übrigen Schriften und seiner Biographie herausgegeben word ist (4 Bde., 1780). Früher waren erschienen «Opera varia» (Par. 1541) und «Opera omni (Köln 1602). Diese Geschichte Karl's V. ist zwar allerdings mehr ein Panegyricus und hau sächlich nur dessen Kriegsthaten und äußere Politik schildernd; doch kann man dem Verfas Forschungsgeist und Streben nach Wahrheit nicht absprechen. Er gibt selbst Beweise, d er es an den sorgfältigsten Erkundigungen nicht fehlen ließ und sogar vom Kaiser selbst s Aufschlüsse erbeten und erhalten hatte. Ueberdies ist dieses Werk, wie alle seine Schriften, einem sichtbar den alten Classikern und besonders dem Livius nachgebildeten eleganten St geschrieben. Unter seinen Briefen (besonders herausgegeben zu Paris 1581) sind mehr sehr interessant. S. starb 23. Nov. 1574. — Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein ande gleichnamiger und gleichzeitiger Chronolog in Versen, Lorenzo de S., der, als in der Mi des 16. Jahrh. die Romanzendichtung auch unter den höhern Ständen beliebt wurde, nach d Muster der Volksromanzen eine bedeutende Anzahl selbst verfertigte, deren Stoffe er den al Chroniken, besonders der bekannten Alfonsinischen, entnahm und in eigenen Sammlungen h ausgab. Die eine davon trägt den Titel «Romances nuevamente sacados de historias an guas de la Crónica de España» (Antw. 1551 u. öfter); die andere, obwol S. auf dem Ti einiger Ausgaben davon als Herausgeber genannt wird, rührt nicht eigentlich von ihm sel mehr her und enthält nur eine Auswahl aus seiner Sammlung.

Sequaner, ein Volk in dem Theile des Transalpinischen Gallien, den Cäsar als celtisc Gallien bezeichnet. (S. Gallien.)

Sequenz heißt eine sehr wichtige und folgenreiche, aus den Modulationen des Hallel beim Gradualeresponsorium (s. Graduale) im 9. Jahrh. hervorgegangene Gattung von Kirch gesängen. Nach Einführung eines geregeltern, von Instrumentalmusik begleiteten Kirchengesan war (im Abendlande etwa seit dem 4. Jahrh.) das Volk allmählich nur auf die uralte refrai artige Wiederholung gewisser liturgischer Rufe, besonders des Kyrie eleison und des Halleln beschränkt worden. Aber schon frühzeitig nahm der das Volk noch weiter zurückdrängende Gebrau überhand, diese beiden Rufe durch Dehnung der Silben, besonders der Endsilbe zu erweitern, w man Neuma oder Pneuma, d. h. wortlosen Erguß frommen Jubels, nannte. Zuletzt ward die a der Endsilbe «ja» bei dem Halleluja des Graduale ruhende Modulation, die man, eben weil auf das Halleluja als dessen unmittelbare Fortsetzung folgte (sequebatur), sequentia benann so ausgedehnt und verkünstelt, daß es selbst geschulten Sängern schwer fiel, die Melodien im G dächtnisse festzuhalten. Deshalb gerieth der berühmte Notker (s. d.) Balbulus auf den Gedank jenen Modulationen Texte unterzulegen, eine Neuerung, welche auch von andern Mönchen St.-Gallen, Ratpert, Tuotilo und ihren Schülern, sofort eifrig aufgegriffen und gefördert u noch vor dem Ablaufe des Jahrhunderts selbst vom Papste bestätigt wurde. Notker hielt da die strenge Regel des Gregorianischen Gesangs fest, daß auf eine Note nie mehr noch weni als eine Silbe kommen durfte; und mithin waren die Texte der S. (im Gegensatze zu den Hy nen) durchaus abhängig von der Musik, wurden also nur durch die Melodie bestimmt, zunäc noch ohne alle Rücksicht auf Versmaß und Reim. Wegen dieser anfänglich durchaus prosaisc Form hießen sie auch schlechthin Prosen und als eingeschobene Texte wurden sie auch Trop genannt. Gleichwol waren auch schon die frühesten S. nicht form- und gesetzlos, da für il Melodie (und dadurch mittelbar auf den Text wirkend) folgende Regeln galten: 1) Sie gehör zu den Meßgesängen des Gesammtchors, als Stellvertreter des Volks, und waren in der vol mäßigen Gregorianischen Gesangsweise abgefaßt; 2) sie bestanden immer aus mehrern Chorä oder melodischen Sätzen von oft sehr ungleicher Ausdehnung; 3) ward meist jeder dieser melo schen Sätze unmittelbar wiederholt; 4) wurden außer dieser unmittelbaren regelmäßigen Wied holung die melodischen Sätze entweder alsbald oder nach andern zwischengeschobenen Sät nochmals wieder aufgenommen; 5) hatten alle melodischen Sätze entweder ganz gleiche oder d sehr ähnliche Schlußcadenzen. In dieser Abhängigkeit von der Musik und Melodie begegne die auch schon wegen ihres Ursprungs aus dem Responsoriengesange auf volksmäßigem Bod stehenden S. einer Gattung des ursprünglichen deutschen Volksgesangs, den Leichen (s. d.), u eine gegenseitige Einwirkung konnte nicht lange ausbleiben. Ferner entsprangen auch aus ande Theilen der Liturgie ähnliche Prosen und Tropen, namentlich aus dem Kyrie, welche letzt Leiche genannt wurden und weniger zu kirchlichem als zu anderweitem gottesdienstlichen G brauche dienten, bei Kriegs-, Wallfahrts-, Geißlerzügen. Auch die S. selbst blieben nach Fo wie Stoff dem Volksgesange verwandt. Sie wurden vorzugsweise von Mönchen gedicht

namentlich in dem seit ältester Zeit um die Pflege der Muttersprache und des deutschen Gesangs verdienten Kloster St.-Gallen, erhielten sich auch am längsten im Gottesdienste der Klöster, schlossen sich am liebsten an die Heiligenverehrung und an Legenden und gingen auch in die deutsche Sprache über, wodurch dem Volke wieder ein größerer thätiger Antheil am kirchlichen Gottesdienste eröffnet ward. Außer Deutschland aber wurden sie fast nur gepflegt in Frankreich und England, den beiden Ländern, wo nächst Deutschland der Volksgesang zumeist blühte. Als sie allmählich metrische Gestalt und Reim annahmen, erfuhr auch ihre äußere Form die Einwirkung des Volksgesangs, wie sie umgekehrt vielleicht noch stärker auf diesen zurückwirkten. Aber gerade aus diesen Gründen wurden sie der röm. Kirche misfällig, und schon die Synode zu Köln 1536 erklärte sich für ihre Abschaffung. Endlich als infolge des tridentinischen Decrets unter Pius V. 1568 eine neue Ausgabe des Breviars veranstaltet wurde, traf hauptsächlich die S. das Verdammungsurtheil; denn von mehr als viertehalbhunderten, welche nachweislich einst vorhanden waren, wurden nur vier beibehalten: «Veni sancte spiritus», «Lauda Sion salvatorem», «Stabat mater dolorosa» und «Victimae paschali», nebst dem nicht aus dem Responsoriengesange hervorgegangenen, also nur halb und halb dazugehörigen Tractus «Dies irae». Ja selbst diese fünf Gesänge werden gegenwärtig fast nur noch in Klosterkirchen und auch dort nicht mehr in der alten einfachen Gesangsweise gehört. Mehrere S. sind in Umdichtungen und Ueberarbeitungen (wie z. B. Luther's «Gelobet seist du, Jesu Christ», nach Notker) in die prot. Gesangbücher übergegangen. Vgl. Wolf, «Ueber die Lais, S. und Leiche» (Heidelb. 1841).

Sequestration (lat.) nennt man die jemand anvertraute Aufbewahrung oder Verwaltung eines im Streite befangenen Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streite dem Obsiegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt S. und der Aufbewahrende Sequester. Weiter gehört hierher der Fall, wo das unbewegliche Eigenthum oder nutzbringende Gerechtsame eines Schuldners unter gerichtliche Verwaltung genommen werden, um die Einkünfte für Gläubiger zu beziehen oder unerlaubte Verfügungen zu hindern. Die S. kann mit der Zustimmung und dem Willen der Streitenden oder auch durch die Gerichte von Amts wegen verfügt werden. Ein Gericht darf aber nur dann eine S. anordnen, wenn während des Processes für eine oder die andere Partei Gefahr vorhanden ist, den streitigen Gegenstand, auch auf den Fall des Siegs, gar nicht oder unersetzlich beschädigt zu erhalten. Erst nach beendigtem Streite kann der sequestrirte Gegenstand (sequestrum) zurückgefordert werden.

Serail ist die französirte Form des aus dem Persischen in das Türkische übergegangenen Worts Serâi (großes Haus, Palast) und bezeichnet vorzugsweise die den östlichsten Stadttheil Konstantinopels bildende, durch eine mittelalterliche Mauer mit Thürmen und Zinnen gegen die Stadt wie gegen das Meer vertheidigte Hauptresidenz der türk. Sultane. Es liegt auf einer Landspitze, welche im Norden vom Goldenen Horn, im Osten und Süden vom Marmarameer bespült wird und nach ihm den Namen Serai-Burun, Serailcap, führt. Das S. bildet einen ansehnlichen Complex von Höfen, Dienstwohnungen, Palästen, Kiosk und Gärten, welcher durch die aus dunkeln Baumgruppen hervorschimmernden eigenthümlichen architektonischen Formen und durch die an ihn sich knüpfenden Erinnerungen einen ebenso malerischen wie interessanten Anblick gewährt. Der Haupteingang befindet sich in der Westmauer und öffnet sich gegen eine Straße, welche an der Aja-Sophia vorbei nach dem alten Hippodrom führt. Durch diesen Eingang, Babi-Humajun, das Kaiserliche Thor geheißen, tritt man auf den äußern, dem Publikum zugänglichen Hof, an welchem das Finanzministerium, die Münze sowie die zum Zeughause eingerichtete byzant. Irenenkirche liegen. Ein weiteres Thor, Bab-es-Selâm, die Pforte des Heils, führt auf den zweiten, viel kleinern, mit Arcaden umgebenen Hof, wo die Kasernen der frühern Palastwachen, Bostandschis und Janitscharen und die Stelle gezeigt wird, auf der ehedem die zur Audienz bestellten fremden Gesandten, der glühenden Sonne, dem Regen oder Sturm ausgesetzt, in türk. Uebermuthe stundenlang wartend gehalten wurden. Ein reichverziertes, noch jetzt von weißen Eunuchen bewachtes drittes Thor, Bab-i-Seadet, die Pforte der Glückseligkeit, öffnet sich von da gegen den wichtigsten innersten Hof, in welchem von Gebäuden vornehmlich der düstere, aber großartig prachtvolle Thronsaal, die Gazneh oder Schatzkammer, die Kaserne der Itsch-Oglans (Palastknaben) und die Weiberwohnungen bemerkenswerth sind. Dazu kommen noch die den Ostrand der Landzunge umsäumenden Uferpaläste, welche, neuern Ursprungs, in mehr europ. Geschmack aufgeführt sind, aber, wie überhaupt diese alte Residenz, seit Sultan Mahmud's II. Zeiten unbewohnt stehen. Von den Kiosk ist das in den Gärten der Südseite gelegene Güllhaneh (Rosenhaus) durch den daselbst 1839 publicirten, nach ihm benannten Hatti-Scherif merkwürdig

geworden. Ein anderer die gegen die Stadt gewandte Mauer überragender Kiosk ist seiner Bestimmung wegen interessant; er diente nämlich den kindisch-neugierigen Großsultanen, den Aufzug der fremden Gesandten nach dem Pfortengebäude ungesehen zu beobachten. Eski-Serai, das alte S., ist eine auf dem Plateau der Stadt, an der Stelle des alten Palastes der griech. Kaiser errichtete, mit hoher Mauer umgebene Palastgruppe, welche theils als Kriegsministerium, theils als Wohnung der Frauen verstorbener Sultane dient.

Seraing, ein Dorf in der belg. Provinz Lüttich, etwa 1 St. oberhalb Lüttich in reizender Gegend am rechten Ufer der Maas gelegen und seit 1843 mittels einer prächtigen Eisendrahtbrücke mit dem Dorfe Jemeppe verbunden, hat durch die ausgedehnten Maschinenwerkstätten, Hohöfen, Stahl- und Eisenfabriken und Kohlenbergwerke John Cockerill's (s. d.) hohe industrielle Berühmtheit erlangt. 1817 wurde das Schloß, ehemals die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Lüttich, von den Gebrüdern Cockerill von der niederländ. Regierung angekauft und bildete seit 1820 den Ausgangspunkt der nunmehr über 72 Hektaren sich erstreckenden Fabrikbaulichkeiten. Die großartigen Verhältnisse dieser Fabriken, denen das Eisen in der rohesten Erzform überliefert wird, um als elegante Dampfmaschine daraus hervorzugehen, ergeben sich aus dem Umstande, daß sie durchschnittlich alle Jahre gegen 220 Mill. Kilogrammen an Kohlen verbrauchen, außer andern Dampfmaschinen und Eisenfabrikaten 50 Locomotiven und 14 Dampfschiffe zu Stande zu bringen vermögen, im März 1867 (die Schiffswerfte in Antwerpen und St.-Petersburg inbegriffen) 7227 Menschen beschäftigten und wol zuweilen es zu einer Bruttoeinnahme von 25 Mill. Frs. bringen. Nach Cockerill's Tode wurde infolge einer bedenklichen Krisis die Fortführung von dessen Etablissements zu Lüttich und S. von einer aus den Gläubigern gebildeten anonymen Gesellschaft mit einem Kapital von 12 Mill. übernommen. Durch vortreffliche Leitung sind dieselben bisher in stetem Fortschreiten erhalten worden. Die Bevölkerung des Dorfs und der zugehörigen Weiler, die bei der Cockerill'schen Ansiedelung 1820 sich auf etwa 2000 Seelen belief, betrug 1866 23364 Seelen.

Serampore oder Serampur, dän. Frederiksnagor, eine Stadt und früher dän. Factorei im brit. Ostindien, westlich am Hugly, gegen 4 M. nördlich von Kalkutta, mit 13000 E. (ohne die Vorstädte) und lebhaftem Industrie- und Handelsbetrieb, namentlich mit bedeutender Papierfabrikation, ist besonders durch die seit 1799 daselbst blühende Mission engl. Baptisten merkwürdig, welche von hier aus 20 Missionsstationen in Bengalen leitete. Von ihnen haben sich W. Carey, J. Marshman und W. Ward entschiedene literarische Verdienste erworben. Mit Unterstützung der brit. Bibelgesellschaft haben sie das Neue Testament und einzelne Bücher des Alten Testaments in mehr als 25 indische Sprachen übersetzt, auch Sprachlehren, Wörterbücher und Schulbücher für diese Sprachen ausgearbeitet und jene wie diese selbst gedruckt. Sie unterhielten nicht nur Schulen für die Kinder der Hindu, sondern auch ein Seminar, worin Hindu zu evang. Predigern gebildet wurden, verbunden mit einem Collegium zum Unterricht für asiat. und europ. Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften. Am 22. Febr. 1845 kaufte die Ostindische Compagnie der dän. Regierung diese wie die übrigen dän. Besitzungen in Ostindien ab.

Seraph, in der Mehrheit Seraphim, heißen bei den Propheten des Alten Testaments himmlische Wesen mit menschlicher Gestalt, aber sechs Flügeln, die um den Thron Gottes stehen und Loblieder anstimmen. Der hebr. Ausdruck bezeichnet eigentlich Edle oder Vornehme, die den Königsthron umgeben. Jedenfalls sind die Seraphim, die man später mit den Cherubim (s. Cherub) identificirt hat, als himmlischer Hofstaat Jehovah's anzusehen. Die Franciscaner nannten ihren Stifter Pater seraphicus und ihren Orden den seraphischen.

Serapis, Sarapis, ein ägypt. Gott, dessen Bild unter Ptolemäus Lagi aus Sinope nach Alexandrien gebracht wurde. Hier wurde dem Gotte der Hauptcultus der neuaufblühenden Residenz zutheil. Die Aegypter, welche an der fremden Einführung zuerst Anstoß nahmen, wußten jedoch bald die Schwierigkeit dadurch auszugleichen, daß sie in ihm, durch den Namensanklang unterstützt, eine Form des Osiris als Apis wiedererkannten und dadurch berechtigt schienen, auf den neuen Gott die hohen Ehren des seit ältesten Zeiten namentlich in Memphis verehrten stierköpfigen Osiris-Apis zu übertragen. Das memphitische Heiligthum des Apis wurde nun zu einem Sarapieion (Serapeum). Als Hauptgott der königl. Residenz wurde er bald als Sarapis-Helios mit dem höchsten Gotte Aegyptens, der Sonne, identificirt und dadurch in gewisser Beziehung an die Spitze des ägypt. Göttersystems gestellt, wie dies früher mit dem Localgotte der ältern Reichshauptstädte, von Memphis, Phtha-Hephaistos, und von Theben, Amon-Zeus, geschehen war. Von Alexandrien verbreitete sich der Dienst des S., meist in Verbindung mit dem der Isis, über Italien und Griechenland, und in Rom wurde mehrmals gegen den über-

handnehmenden Serapisdienst von der Regierung eingeschritten. Den Charakter des unterweltlichen Gottes behielt er bei. Er wurde meist mit dem Pluto verglichen, sei es, daß er diese Bedeutung schon in Sinope hatte, oder sie erst in Aegypten durch seine Verbindung mit Osiris annahm.

Seraskier, aus dem pers. Seri-askor, d. i. Haupt des Heeres, ist in der Türkei der Titel der höchsten militärischen Würdenträger, welchen der in Konstantinopel residirende Kriegsminister unbedingt, gelegentlich aber auch der Oberfeldherr größerer Truppenmassen führt. So spricht man von einem S. von Anatolien oder Rumelien. Ungefähr gleichbedeutend mit S. ist Serdar oder Serdari-ekrem (der gnädigste Serdar), Feldmarschall, welcher Titel übrigens bisjetzt nur eigentlichen Feldherren, wie Omer-Pascha, gewährt worden ist.

Serbien (türk. Syrp), ein unter der Oberherrlichkeit des Osmanischen Reichs stehendes Fürstenthum, liegt zwischen 43° 20′ bis 44° 50′ nördl. Br., 37 bis 40° 10′ östl. L., wird im N. durch die Save und Donau von der österr. Militärgrenze getrennt, im O. von der Walachei und Bulgarien, im SO. von Türkisch-Serbien, im SW. von Bosnien begrenzt und hat ein Areal von 998 Q.-M. Das Land enthält in seiner jetzigen Umgrenzung weder Theile noch unmittelbare Seitenzweige der Centralkette, welche die europ. Türkei von Westen nach Osten durchzieht und die Hauptwasserscheide zwischen der Donau und dem Aegäischen Meere bildet, gehört aber doch zu den derselben nordwärts vorgelagerten Plateau- und Berglandschaften und ist mit Ausnahme der Tiefebenen an der Save und Donau durchaus gebirgiger Natur. Seine zahlreichen, vorherrschend in nördl. oder nordwestl. Richtung streichenden, 2—4000 F. hohen Bergrücken, hier gewöhnlich Planina genannt, durchziehen das Innere des Landes, umwallen seine West- und Ostgrenze und fallen nordwärts ziemlich steil gegen die Save und Donau ab. Im Innern ist als Knotengebirge Mittelserbiens und als wichtiger strategischer Punkt das Rudnikgebirge hervorzuheben, welches in der Zrna Góra (Schwarzer Berg) die Höhe von 2600 F. erreicht. Von den aus der türk. Centralkette gegen Norden herabströmenden Flüssen mehrfach durchbrochen, umschließen die Bergrücken viele tiefe, im Westen engere Thalfurchen, im Osten geräumigere Hochthäler, die terrassenförmig von den sumpfigen Niederungen der Save und Donau nach Süden allmählich aufzusteigen scheinen. Diese Thäler, die Culturcentren wie die Schlachtfelder des Landes, sind zum Theil aber auch wie die Gebirge selbst noch mit dichter Waldung bedeckt und nur durch enge Thalpforten oder beschwerliche Gebirgspässe miteinander verbunden. Die zahlreichen Flüsse des Landes, von denen die Drina, der Grenzfluß nach Bosnien hin, die aus der westl. und der östl. Morawa entstehende Große Morawa mit dem Nebenflusse Ibar und der Timok, der Grenzfluß nach Bulgarien hin, die bedeutendsten, haben den Charakter von Bergströmen. Aber die dichte Bewaldung der Gebirge sichert ihnen größern Wasserreichthum, sodaß sie in ihrem untern Laufe kleine Schiffe tragen und für den Verkehr wichtig werden könnten, wenn die Kunst ihnen zu Hülfe käme. Alle diese Flüsse (serb. Rjeka) strömen nordwärts der Save und der Donau zu, deren sumpfige Tiefebene nur da unterbrochen wird, wo die Gebirge bis an diese Ströme herantreten. Dies ist besonders an der Nordostspitze des Landes der Fall, wo die serb. und siebenbürg.-banat. Gebirge so nahe herantreten, daß der Donau nur ein enges Felsenbett mit Stromschnellen, das sog. Eiserne Thor (s. d.), übrigbleibt. Das Klima des Landes ist gemäßigt und gesund, in den höhern Theilen freilich rauher. Bei dem fruchtbaren Boden der Thäler und niedern Gegenden ist das Land productenreich und sowol zur Viehzucht wie zum Acker- und Weinbau passend. Die Wälder bestehen meist aus Laubholz, vorzugsweise Eichen. Außerdem gibt es eßbare Kastanien, Obstbäume aller Art, insbesondere Birnbäume, welche in den niedern Gegenden völlige Waldungen bilden. Die Haupterzeugnisse des Landes sind Mais und anderes Getreide, Wein, Obst, etwas Taback und Hanf. Wichtiger sind die Producte der Viehzucht, welche mit größerer Liebe als Ackerbau von den Einwohnern betrieben wird. Metalle werden trotz des Grubenreichthums des Landes, da der geregelte Bergbau nur wenig entwickelt ist, in verhältnißmäßig geringen Mengen erzeugt. Es wird Galmei verhüttet, Eisen und Kupfer bei Majdanpek, Steinkohlen im Kreise Kraina zu Tage gefördert.

Die Bevölkerung S.s belief sich 1865 auf 1,157397 Seelen, worunter aber die herumziehenden, nicht seßhaften Zigeuner, deren Zahl etwa 12000 betragen mag, nicht begriffen sind. Die Einwohner leben in 39 Städten und 2306 Dörfern; sie gehören der Nationalität nach größtentheils dem serb.-slaw. Volksstamme an. Durch kräftigen Körper, feurigen, poetischen Geist, Muth, eigenthümliche Sitten und Lebensweise, Musik-, Gesang- und Freiheitsliebe ausgezeichnet, bilden sie einen der begabtesten und am meisten versprechenden Slawenstämme. Außer den Serben gibt es mehr als 100000 Walachen, welche aber fast überall die serb. Tracht und sehr häufig auch die serb. Sprache angenommen haben, einige tausend Bulgaren in den südl.

Landestheilen, bei 2000 Juden, ungefähr 18000 Zigeuner und einige tausend fremde Europäer, worunter auch einige hundert Deutsche, meist in Belgrad. Ständeunterschiede werden nur durch die Beschäftigung gebildet. Einen Adel gibt es nicht, und die Landleute sind freie Grundbesitzer. Das Familienleben ist auf patriarchalischer Einfachheit und, wie bei andern südslaw. Völkern, auf der Hausgemeinheit (Sadruga) begründet, welche von einer Anzahl Personen gebildet wird, die zu gemeinsamem Erwerbe und Genusse des Lebens vereinigt, unter einem freigewählten Oberhaupte (dem Hausvater) in einem Hause und in vollkommener Gütergemeinschaft leben. Die Bewohner bekennen sich (mit Ausnahme von etwa 1000 Katholiken, 300 Evangelischen, den Juden und einigen tausend Mohammedanern) zur griech.-orient. Kirche, die sich im Lande zu einer eigenen Nationalkirche herausgebildet hat, in Glaubenssachen wol unter dem Patriarchen zu Konstantinopel stehend, sonst aber von dem Metropoliten in Belgrad und den diesem untergeordneten drei Bischöfen in Schabaz, Karanowaz und Negotin, welche zusammen eine Nationalsynode ausmachen, abhängig. Die griech. Kirche ist in S. mit verschiedenen Vorrechten vor den andern Confessionen ausgestattet; Katholiken, Protestanten und Juden genießen Freiheit des Cultus, doch ist der Uebertritt aus der Nationalkirche zu jedem andern Glauben auf das strengste verboten.

Der Gewerbfleiß ist, außer in Belgrad, fast blos auf die bäuerliche Hausindustrie beschränkt. Dagegen gewinnt der Handel in neuerer Zeit täglich größere Bedeutung. Belgrad, wo eine Handels- und Gewerbekammer 1857 errichtet wurde, ist nicht nur der Stapelplatz für ganz S., sondern treibt auch ansehnlichen Transitohandel in die Türkei. Es betrug die Einfuhr im J. 1862: 63,481896, 1863: 79,887894 serb. Handelspiaster (1 solcher Piaster = 9 Kreuzer österr. Währung), die Ausfuhr im J. 1862: 84,220497, 1863: 101,147010 serb. Handelspiaster. Ueber drei Fünftel der Einfuhr und vier Fünftel der Ausfuhr kommen auf den Verkehr mit Oesterreich. Vieh, Felle und Häute, Wolle, Unschlitt und Knoppern sind die wichtigsten Ausfuhrgegenstände, Manufacturwaaren, Salz und Zucker die werthvollsten Einfuhrartikel. Ein wesentliches Hinderniß für den Handel ist der Mangel an Eisenbahnen und guten Landstraßen und selbst von den Wasserstraßen werden nur wenige (Donau und Save) für den Verkehr benutzt. Das Unterrichtswesen hat, was die höhern Lehranstalten betrifft, in den letzten Jahren rasche Beförderung erfahren. Es bestehen eine Akademie in Belgrad, die 1863 neu organisirt und in drei Facultäten (die philosophische, technische und juristische) getheilt wurde, eine theol. Lehranstalt, eine Kriegsakademie, eine Handels- und Gewerbeschule ebenda, zwei Gymnasien, vier Untergymnasien, mehrere Realschulen, eine Schullehrerbildungsanstalt in Topdschider. Hingegen ist der Volksunterricht noch sehr vernachlässigt. Der Verfassung nach ist S. eine eingeschränkte Monarchie unter Oberhoheit (Suzeränetät) des osman. Sultans. Die Hauptgrundlage der Verfassung ist der Hatti-Scherif oder Ustaw vom Dec. 1838. S. bildet einen integrirenden Bestandtheil des Osmanischen Reichs, steht aber zu demselben in einem eigenthümlichen Abhängigkeitsverhältnisse, welchem zufolge die serb. Nation und ihr Fürst zu Treue und Gehorsam gegen den Sultan und zur Leistung eines jährlichen Tributs von 2,300000 Piastern verpflichtet ist, wogegen die Pforte dem Fürstenthum volle innere Souveränetät zuerkennt. Diese Autonomie des Landes wurde durch den Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856 bestätigt und wurden durch denselben die Rechte und Freiheiten S.s unter die gemeinsame Garantie der Großmächte, der Türkei und Sardiniens gestellt. Bis auf die jüngste Zeit besaß die Pforte das Recht, in der Citadelle von Belgrad und einigen andern festen Plätzen S.s eine militärische Besatzung zu halten; dieses Recht wurde aber durch den Ferman vom 29. März (10. April) 1867 aufgegeben. Die Fürstenwürde ist durch den Beschluß der National-Skupschtina vom 11. (23.) Dec. 1858 dem Hause Obrenowitsch übertragen worden und ist erblich im Mannsstamme nach dem Erstgeburtsrechte. Seit 1860 regiert Fürst Michael III. Er residirt in der Landeshauptschaft Belgrad oder in der Stadt Kragujewatz. Der Fürst übt die gesetzgebende Gewalt im Verein mit dem Senate und der Nationalversammlung (Skupschtina) aus. Der Senat besteht aus 17 Mitgliedern, die vom Fürsten auf Lebenszeit ernannt werden. Die Skupschtina wird, nach dem neuen organischen Gesetze von 1861, aus 120 Deputirten gebildet; jeder Wähler muß mindestens 21 J. alt sein, directe Steuern zahlen und weder dem Dienstbotenstande noch dem Zigeunerstamme angehören. Die Wähler sind auch wählbar, mit Ausnahme von Regierungsmitgliedern und Geistlichen. Die Skupschtina soll mindestens alle drei Jahre einmal zusammentreten. In bestimmten Fällen, namentlich wenn es sich um die Berufung eines neuen Fürsten, um die Adoption eines Thronfolgers u. s. w. handelt, wird eine außerordentliche (große) Skupschtina einberufen, die viermal so stark als die ordentliche Skupschtina ist. Die oberste Staats-

verwaltung ist sieben Ministerien in Belgrad anvertraut: für das Aeußere, die Justiz, das Innere, die Finanzen, den Cultus und Unterricht, das Kriegswesen, die öffentlichen Bauten. Für die Administration zerfällt S. in 17 Kreise; in jedem derselben ist ein Kreisamt als polit. Polizei- und Finanzbehörde bestellt, dessen Functionen für die Stadt Belgrad dem dortigen Stadtmagistrate überwiesen sind. Den Kreisämtern unterstehen als untere Administrativbehörden die 54 Bezirksämter, denen wieder für die Localpolizei die Friedensgerichte in den Gemeinden untergeordnet sind. Die Justizpflege wird von dem Cassationshofe und dem Appellationsgerichte in Belgrad, einem Handelsgerichte und 18 erstinstanzlichen Gerichten wahrgenommen. Was die Finanzen des Fürstenthums anbelangt, so wurden Einnahmen und Ausgaben im Budget für das J. 1866 auf je 27,820000 serb. Steuerpiaster (à 17 Neukreuzer österr. Währung) festgestellt. Im Budget für 1863 figurirt auch eine Anleihe von 300000 österr. Dukaten, die aber bereits getilgt sein soll. Außer dieser besitzt S. keine Staatsschuld. Die bewaffnete Macht besteht aus den stehenden Truppen und der Miliz. Die erstern ergänzen sich durch Freiwillige und durch Rekruten für eine dreijährige Dienstzeit, haben aber nur die geringe Stärke von 3400 Mann, die in 2 Bataillone Infanterie, 2 Escadronen Cavalerie, 8 Artilleriebatterien, 1 Pionnier-, 1 Pontonnier- und 1 Arbeitercompagnie und dem Gensdarmeriecorps vertheilt sind. Die eigentliche Wehrkraft des Landes beruht auf der Miliz, in welcher die dienstfähige Hälfte aller Serben von 21—50 J. conscribirt ist; nur die Geistlichen sind nicht milizpflichtig. Die Miliz zerfällt in zwei Klassen, von denen jedoch nur die erste (gebildet aus einem Viertel der tauglichen männlichen Bevölkerung) in 6 Corps: 76 Infanteriebataillonen, 33 Cavalerieschwadronen, 16 Artilleriebatterien, 17 Pioniercompagnien und dem Train, zusammen in einer Stärke von 59586 Mann (1866), organisirt ist. Das serb. Landeswappen enthält ein silbernes Kreuz im rothen Felde mit vier Feuerstählen (Halbmonden) in den Ecken. Vgl. Tkalac, «Staatsrecht des Fürstenthums S.» (Lpz. 1858).

S. war in den ältesten Zeiten von thraz. Völkerschaften bewohnt, ward kurz vor Christus von den Römern unterworfen und von ihnen als Oberes Mösien (s. d.) zur Provinz Illyricum geschlagen, deren Schicksale es unter der röm. Herrschaft theilte. Die Einwohner wurden nach und nach romanisirt und werden deshalb auch mit unter der allgemeinen Benennung Walachen aufgeführt. Bei der Völkerwanderung wurde das Land nacheinander die Beute der Hunnen, Ostgothen, Longobarden u. s. w., nach deren Auswanderung es um die Mitte des 6. Jahrh. wieder unter byzant. Herrschaft kam. Im Anfang des 7. Jahrh. bemächtigten sich die Avaren desselben; gegen diese rief Kaiser Heraklius um 636 die Serben aus dem östl. Galizien zu Hülfe, welche um 638 die Avaren aus dem Lande vertrieben. Die Serben verbreiteten sich nun über das Land westlich von der niedern Morawa und dem Ibar bis zum Werbas, den dalmatin. Gebirgen und dem Adriatischen Meere und von der Save südlich bis zu der Centralgebirgskette der europ. Türkei und dem See von Skutari, also über Montenegro, den größten Theil des heutigen Bosnien und die westl. Hälfte des heutigen S. aus. Das Land zerfiel nach den verschiedenen Stämmen in sieben Districte: in das eigentliche S., Bosnien, Neretwa, Zachlumien, Trawunien, Konawlja und Dukla, an deren Spitze Zupane standen. Diese waren wiederum einem Großzupan, der als Lehnsträger des byzant. Kaisers in Desniza an der Drina im eigentlichen S. residirte, untergeben; doch war das Band der Abhängigkeit nur sehr schlaff, und wiederholt machten sich die einzelnen Zupane fast ganz unabhängig. Obwol schon Kaiser Heraklius die Serben dem Christenthume zuzuwenden suchte, wurden sie doch erst später, um die Mitte des 9. Jahrh., durch Geistliche, welche der Kaiser Basilius I. sendete, vollständig bekehrt. Die ganze Thätigkeit der Serben wurde damals und für lange Zeit durch die Kriege mit den benachbarten Bulgaren in Anspruch genommen, die bis zur Vernichtung des Bulgarenreichs durch Kaiser Basilius II. 1018 fortdauerten, wo zugleich S. völlig zur byzant. Provinz wurde. Schon um 1043 gelang es aber dem Stephan Bogislaw, die byzant. Befehlshaber zu vertreiben. Sein Sohn und Nachfolger Michael, 1050—80, machte sich wieder ganz unabhängig, indem er den Titel eines Königs (Kral) von S. annahm und sich die Anerkennung der Königswürde vom Papste Gregor VII. verschaffte. Mancherlei innere und äußere Kriege verwüsteten indessen das Land, bis 1165 Stephan Nemanja, nachdem er die byzant. Herrschaft abermals gebrochen, sich zum Serbenfürsten aufschwang. Er wurde der Stifter der nach ihm benannten Dynastie und der Gründer eines Reichs, das nach seiner Residenz, der Stadt Rassa (jetzt Nowy-Bazar), die Großzupanie von Rassa, später das serb. oder Rascische Reich genannt wurde. Von der Residenz ging auch der Name auf das Volk über, und noch gegenwärtig hat sich mit dem Namen Serben die Benennung Raizen (s. d.) oder Ratzen erhalten. Stephan's ältester Sohn,

der 1195 den Thron bestieg, wurde 1222 mit einer von Rom erhaltenen Krone zum König gekrönt. Er wie seine Nachfolger erweiterten das Reich mehrfach, sodaß unter Stephan Duschan (1336—56) ganz Macedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien dazu gehörten. Stephan Duschan, der ein treffliches Gesetzbuch gab und Wissenschaften und Handel begünstigte, nahm sogar den kaiserl. Titel (Zar) an und theilte das Reich in verschiedene Statthalterschaften, legte aber dadurch den Grund zu dessen Verfall. Schon sein Sohn und Nachfolger Urosch V. verlor die meisten eroberten Provinzen infolge innerer Unruhen, die fortan S. wieder den äußern Feinden preisgaben. Mit Urosch starb die Dynastie Nemanja's aus. Um 1374 gelangte eine neue Dynastie mit Lazar I. auf den Thron, der anfangs mit Glück regierte, dann aber im Kampfe mit den Türken unterlag und in der Schlacht auf dem Amselfelde (s. d.) 15. Juni 1389 fiel. Der türk. Sultan Bajazet theilte hierauf S. zwischen Lazar's Sohn, Stephan, und Lazar's Eidam, Wuk Brankowitsch. Beide mußten ihm Tribut zahlen und sich zur Heeresfolge verpflichten. Von dieser Zeit an konnten die Serben sich dem türk. Joche nicht wieder entziehen. Spätere Versuche wurden immer verderblicher für das Land, das in den Kriegen zwischen Ungarn und der Pforte stets der unglückliche Schauplatz war. Zuletzt, nachdem unter Lazar II. die innere Zerrüttung aufs höchste gestiegen, fiel Sultan Mohammed II. 1459 in S. ein. Das Land wurde jetzt gänzlich unterworfen und als Provinz dem Osmanischen Reiche einverleibt. Der Rest des Volks, der diese Katastrophe überlebte, versank unter dem Druck der Türken auf lange Zeit in Elend und dumpfe Trägheit. Im Frieden zu Passarowitz (1718) erhielt Oesterreich den größten Theil S.s, nämlich das nördl. Stück mit der Hauptstadt Belgrad bis an den Fluß Timock und das Gebirge Bujukdasch; aber durch den Belgrader Frieden (1739) fiel dieses ganze Stück an die Türken zurück. Die Kriege zwischen Türken und Oesterreichern dienten somit nur dazu, das Land noch mehr zu verwüsten. Wenn auch die Pforte, wie überall bei ihren Eroberungen, den unterworfenen Serben ihre Gemeindeverfassung ließ, so waren dafür die Willkür der Paschas und die Plackereien der Janitscharen, welche als Freibeuter das Land ausplünderten, um so größer.

Endlich veranlaßte die Grausamkeit und der Uebermuth der Janitscharen einen Aufstand in S. In der Nacht des 12. Febr. 1804 wurde Georg Czerny (s. d.), mit dem Beinamen Karagjorgje (d. i. schwarzer Georg), zum Oberhaupt gewählt. Dieser rief das serb. Volk zum Freiheitskriege auf und vertrieb in den J. 1804 und 1805 die Türken ganz aus dem Lande; nur in Belgrad behauptete sich die türk. Besatzung. Von verschiedenen Seiten rückten die türk. Heere gegen S. heran; aber Georg siegte in mehrern Schlachten und erstürmte endlich, 23. Febr. 1807, auch die Festung Belgrad. Um die immer steigende Macht des heldenmüthigen Dictators zu beschränken, riefen die eifersüchtigen Häuptlinge den Schutz Rußlands an, das gerade mit der Pforte Krieg führte. Im Waffenstillstande zu Slobosje, 24. Aug. 1807, bedang Kaiser Alexander I. auch für S. Frieden aus und befahl zugleich den Serben, sich ruhig zu verhalten. Aber die innere Zwietracht zwischen Georg und seinen Gegnern im serb. Senate dauerte fort und zeigte sich namentlich, als S. in den wiederausgebrochenen russ.-türk. Krieg 1809 hineingezogen wurde. Im Dec. 1810 kam ein neuer Waffenstillstand mit den Türken zu Stande, und Georg beobachtete seitdem strenge Neutralität. Die Folge war, daß Kaiser Alexander I., als er wegen der drohenden Invasion Napoleon's mit dem Osmanischen Reiche Frieden schloß, zu Bukarest (s. d.) 28. Mai 1812, S. preisgab. Es wurde nur festgesetzt, daß die Pforte den Serben volle Amnestie gewähren sollte. Die Festungen, welche die Serben im Laufe des Kriegs erbaut, sollten geschleift, die übrigen festen Plätze den Türken eingeräumt werden. Die Verwaltung der innern Angelegenheiten sollte der Nation überlassen und die Steuern im Einvernehmen mit der Pforte von den Landesbehörden erhoben werden. Diese Bestimmungen genügten jedoch den Serben nicht. Zugleich lehnten sie den Antrag Rußlands ab, wonach letzteres gegen Uebergabe aller festen Plätze des Landes und Einverleibung aller waffenfähigen Mannschaft in das russ. Heer die Nation ferner unterstützen wollte. Als Ende Juli 1812 die russ. Truppen abzogen, suchten die Serben in Konstantinopel und durch Annäherung an Oesterreich mehr für sich zu gewinnen. Diese Versuche mislangen und der Kampf gegen die Türken begann im Juli 1813 aufs neue; aber der russischgesinnte Senat befahl die Waffen niederzulegen, und der russ. Consul drohte, daß Rußland jede weitere «Rebellion gegen seinen Alliirten» mit Waffengewalt unterdrücken werde. Da entließ Georg seine Getreuen und flüchtete 15. Oct. 1813 über die Grenze nach Oesterreich. Die Türken behandelten S. als erobertes Land mit grausamer Strenge, und wiederholte Ausbrüche der Volkswuth wurden durch Blutströme gedämpft, bis Milosch Obrenowitsch (s. d.) am Palmsonntag 1815 das Signal zu dem zweiten serb. Freiheitskriege gab.

Nach glücklichem Kampfe kam eine Art Abkommen mit dem Pascha von Belgrad 1816 zu Stande, und wenn auch dasselbe von der Pforte nicht ratificirt wurde, so trat doch ein thatsächlicher Friedenszustand ein. Die Türken blieben im Besitz der festen Plätze; im übrigen hatte S. eine völlig unbeschränkte Selbstregierung, und in der Skuptschina (Landesversammlung) vom 6. Nov. 1817 wurde Milosch zum erblichen Fürsten erwählt. Milosch's Hauptbestreben war es nun, dem ausgesogenen Lande den Frieden zu bewahren. Sowol von der Pforte wie von Rußland wußte er sich unabhängig und mit beiden in Freundschaft zu erhalten, obschon seine Stellung wegen der Reizbarkeit des serb. Volks, das während der Aufstände in den andern Provinzen der europ. Türkei gern den Kampf gegen die Türken erneuert hätte, eine sehr schwierige blieb. 1827 wurde Milosch auf einer großen Nationalversammlung zu Kragujewatz in der erblichen Fürstenwürde bestätigt. Als im russ.-türk. Kriege von 1828 die Nation in ihn drang, sich Rußland anzuschließen und das Land von der türk. Oberherrschaft vollends zu befreien, blieb er allein fest, indem er wohl einsah, daß das kleine S. nichts sei, sobald die Herrschaft der Pforte geendet. Im Frieden zu Adrianopel, 14. Sept. 1829, und durch den Ferman vom 15. Aug. 1830 wurden endlich von seiten der Pforte den Serben die schon früher eingeräumten Freiheiten und Rechte förmlich bestätigt und die losgerissenen sechs Districte Kraina, Timok, Parakin, Kruschewaz, Starovlaschka und Drina dem Lande zurückzugeben versprochen. Die Vereinigung erfolgte indessen erst durch einen Hatti-Scherif von 1834, der auch den Tribut festsetzte und bestimmte, daß die Türken außer in den Festungen nur in dem Türkenviertel von Belgrad sich aufhalten dürften.

Hiermit war ein Wendepunkt in der Regierung Milosch's eingetreten. Derselbe hatte sich nicht blos die Aristokratie der Districtsvorsteher u. s. w., sondern zuletzt auch die Masse der Nation durch Habsucht, Willkür, Grausamkeit und unsittlichen Lebenswandel so abwendig gemacht, daß die vielen Wohlthaten, die er dem Volke erzeigt, über dem Drucke vergessen wurden. Es organisirte sich unter Wutschitsch und Petroniewitsch eine eigene Nationalpartei, die ihm feindlich gegenübertrat, obschon sie ebenso wenig von russ. Einflusse etwas wissen wollte. Auch Rußland als Protectoratsmacht protestirte gegen Milosch's Regierungsweise, sodaß dieser 1835 nach Konstantinopel reiste, um den Schutz des Sultans zu erbitten. Darauf wurde im Dec. 1838 ein unter russ. Einflusse ausgearbeitetes Staatsgrundgesetz (Ustaw) für S. durch großherrlichen Hatti-Scherif eingeführt. Durch dasselbe wurde dem Fürsten ein Senat zur Seite gesetzt, der das Recht erhielt, die Höhe der Steuern, die Besoldung der Truppen und der Beamten zu bestimmen, die Verordnungen der Regierung zu prüfen und die Minister zur Verantwortung zu ziehen. Milosch, den man des Unterschleifs öffentlicher Gelder beschuldigte und deshalb zur Rechenschaftsablegung zwingen wollte, sah sich jetzt von allen Seiten so bedroht, daß er 13. Juni 1839 zu Gunsten seines ältesten Sohnes Milan die Regierung niederlegte. Doch dieser starb schon 8. Juli 1839, und nun wurde Milosch's jüngster Sohn, Michael, zum Fürsten ausgerufen und von der Pforte bestätigt. Indessen stellte sich alsbald heraus, daß die Opposition überhaupt auf Entfernung der Dynastie Obrenowitsch hinarbeitete und dafür die Nachkommenschaft des Georg Czerny auf den serb. Thron erheben wollte. Ein erster Versuch 1840 mislang, und die Führer, Wutschitsch, Petroniewitsch, Garaschanin (s. d.) mußten das Land verlassen, erhielten aber 1842 unter russ.-türk. Vermittelung die Erlaubniß zur Rückkehr. Der junge Fürst Michael erwies sich so unfähig und zügellos, daß sich das Volk bald um so entschiedener von ihm abwendete. Schon Anfang Sept. 1842 kam ein neuer Aufstand unter Wutschitsch's Führung zum Ausbruch. Das Militär ging zu den Insurgenten über, und so mußte Fürst Michael über Belgrad nach Semlin 7. Sept. flüchten. Eine unweit Belgrad abgehaltene Skuptschina, 14. Sept., erklärte hierauf unter Zustimmung des türk. Gouverneurs von Belgrad, Kiamil-Pascha, die Familie Obrenowitsch der Regierung für verlustig und wählte Alexander Karagjorgjewitsch, den zweiten Sohn Georg's, zum Fürsten, welcher durch großherrlichen Ferman vom 8. Oct. bestätigt wurde. Ein Versuch der Anhänger der Obrenowitsch zu einer Gegenrevolution mislang gänzlich und zog nur harte Repressivmaßregeln nach sich. Da schien Rußland durch einen Protest gegen die Revolution und ihre Folgen, 31. Oct. 1842, als Stütze des Rechts der Verträge und der Legitimität auftreten zu wollen. Allein nur zu bald sah man, daß Rußland unter diesem Vorwande ganz andere Plane in Betreff der Walachei, insbesondere aber den Sturz der ebenso gegen Rußland wie gegen Milosch feindlichen Nationalpartei zu erreichen hoffte. Als dies geschehen war, ließ sich Rußland zu einer Uebereinkunft herbei, vermöge deren eine neue Fürstenwahl in gesetzlicher Form vorgenommen und Kiamil-Pascha, Wutschitsch und Petroniewitsch als die Anstifter der jüngsten Revolution des Landes verwiesen werden sollten,

12. April 1843. Alles dies geschah. Am 27. Juli ward Alexander, der unterdeß sich zu geheimen Zugeständnissen gegen Rußland herbeigelassen, abermals zum Fürsten gewählt und am 14. Sept. 1843 durch großherrlichen Hatti-Scherif bestätigt. Neue Erhebungsversuche der Partei Milosch's, 1844, mislangen.

Unter der verständigen Herrschaft des Fürsten Alexander Karagjorgjewitsch begann S. sich zu erholen und machte seitdem in seiner innern Entwickelung sichtbare Fortschritte. 1845—47 folgten Reformen auf Reformen. Die Stürme des J. 1848 berührten die innern Verhältnisse des Landes nicht, obschon die Serben bei dem sich in dem benachbarten Ungarn entspinnenden Rassenkrieg nicht unbetheiligt blieben. Fürst Alexander schickte der österr. Regierung Hülfstruppen gegen die Magyaren, gab aber schon im Febr. 1849 den Befehl zur Heimkehr. Diese Mannschaften hatten sich tapfer geschlagen, aber ihren Namen auch durch Plünderungen und Greuelthaten befleckt. Für die Entwickelung des politischen Lebens in S. war übrigens dieser Krieg insofern von Bedeutung, als seitdem eine slaw.-patriotische Partei mit großer Bestimmtheit hervortrat, die den Krieg gegen den Islam und eine innige Verbindung mit dem solchen Absichten entgegenkommenden Rußland anstrebte. Um so mehr suchte aber die serb. Regierung die Verbindungen mit der Pforte und mit Oesterreich wiederherzustellen und zu kräftigen. Der Krieg in Montenegro (s. d.) 1852—53 weckte zwar in S. Sympathien für das stammverwandte Volk der Montenegriner; allein die Regierung enthielt sich jeder Parteinahme und bot der Pforte sogar ihre Vermittelung an, die freilich abgelehnt wurde. Nach dem Tode des Senators und Ministers Petroniewitsch übernahm der bisherige Minister des Innern, Garaschanin 1852 auch das Departement des Auswärtigen und die politische Oberleitung. Doch schon Ende März 1853 erhielt er plötzlich seine Entlassung, weil er sich den Planen Rußlands nicht günstig erwies und namentlich die Verhaftung und Ausweisung russ. Agenten, welche das serb. Volk zum Krieg gegen die Türken aufreizten, verfügt hatte. Bei dem Ausbruch des Orientkriegs erklärte sich jedoch die serb. Regierung, in richtiger Erwägung der Verhältnisse, für streng neutral, und schon 17. Nov. 1853 verließ darüber der russ. Consul das Land. Fürst Alexander mußte um so vorsichtiger und energischer zu Werke gehen, als Fürst Milosch auf seinen Gütern in der von den Russen besetzten Walachei Anstalten machte, ein Freicorps zu werben, das angeblich gegen die Türken, vielleicht aber auch zur Wiedereroberung des serb. Throns gebraucht werden sollte. Obschon sich die alten Anhänger der Obrenowitsch wieder regten und die russenfreundliche Partei im Lande einem Einmarsche der Russen entgegensah, blieb S. doch ruhig, wozu freilich auch die bedeutende türk. Streitmacht zu Widdin und Kalafat, hart an der serb. Grenze, viel beitragen mochte. Die Concentration österr. Truppen an der Save und Donau veranlaßte die serb. Regierung ein vom 17. April 1854 datirtes Memorandum an die Pforte zu richten, in dem sie sich gegen eine befürchtete Besetzung S.s durch die Oesterreicher aussprach. Am 3. Mai erfolgte sodann eine Ordonnanz des Fürsten Alexander über die Mobilisirung des serb. Nationalheeres. Doch stellte man die Rüstung im Laufe des Sommers wieder ein, indem Oesterreich erklärte, es werde in S. nur einrücken, falls sich das Land gegen die legitime Ordnung der Dinge erhebe. Als bald darauf die Donaufürstenthümer von den Russen geräumt und von den Oesterreichern besetzt wurden, war für die Ruhe S.s nichts mehr zu befürchten. Die Oesterreicher blieben auch bis zum Ende des Orientkriegs in den Fürstenthümern. Im Pariser Friedensvertrage vom 30. März 1856 erlosch das ausschließliche Protectorat Rußlands über S. Die Privilegien und Immunitäten des Fürstenthums wurden unter die gemeinsame Garantie der Vertragsmächte gestellt und zugleich das türk. Besatzungsrecht in den serb. Festungen gewahrt. Die serb. Regierung hatte inzwischen wieder den innern Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit zugewandt, und wichtig war namentlich die Sammlung der Gesetze, welche 1854 erschien. Trotz aller administrativen und materiellen Verbesserungen stieg jedoch die Unzufriedenheit im Lande immer höher. Mit der russenfreundlich-panslawistischen Partei hatte sich Fürst Alexander durch seine Neutralität im Orientkriege vollständig verfeindet, und seine Hinneigung zu Oesterreich, dessen Generalconsul in Belgrad den größten Einfluß übte, ward allgemein misbilligt. Dazu kamen persönliche Beschwerden, indem man dem Fürsten vorwarf, daß er die Verwandten seiner Gemahlin ungebührlich bevorzuge. Endlich wurde 9. Oct. 1857 eine Verschwörung gegen das Leben Alexander's entdeckt, in welche fünf Senatoren verwickelt waren, und der Fürst benutzte diesen Vorwand, um auch die übrigen oppositionellen Mitglieder des Senats zur Abdankung zu zwingen. Nach einem geheimen Proceßverfahren wurden die Schuldigen zum Tode verurtheilt. Aber nun verbot die Pforte die Vollziehung des Urtheils und sandte zwei Commissäre, welche nach Prüfung der Acten die Todesstrafe in Verbannung umwandelten. Durch

diese Vorgänge ward das Ansehen des Fürsten vollständig untergraben. Doch suchte er seine Stellung wieder zu befestigen, indem er die hervorragendsten Führer der Nationalpartei, Wutschitsch zum Präsidenten des Senats und Garaschanin zum Minister des Innern berief. Aber die Regierung konnte dem allgemeinen Verlangen nach einer Einberufung der Skupschtina, welche seit 1848 nicht versammelt gewesen, sich auf die Länge nicht entziehen. Man traf die Veränderung, daß es nicht mehr eine allgemeine regellose Volksversammlung, sondern eine wirklich repräsentative Körperschaft sein sollte, und im Nov. 1858 ward ein förmliches Wahlgesetz erlassen. Die Wahlen fielen fast alle oppositionell aus. Nachdem die Versammlung am Andreastage eröffnet, wurde 22. Dec. eine förmliche Anklage gegen den Fürsten wegen Misregierung erhoben und eine Deputation abgeschickt, um ihn zur Abdankung aufzufordern. Alexander lehnte ab und suchte eine Zuflucht in der türk. Citadelle von Belgrad. Tags darauf, 23. Dec. 1858, sprach die Skupschtina seine Absetzung aus, bestellte eine provisorische Regierung unter Garaschanin's Vorsitz und berief den verbannten alten Fürsten Milosch auf den erledigten Thron zurück. Der Senat stimmte dem Beschlusse bei, worauf Alexander Karagjorgjewitsch auf österr. Gebiet flüchtete.

Fürst Milosch nahm die angebotene Herrschaft S.s bereitwillig an. Doch zögerte die Pforte, ihn anzuerkennen, da Oesterreich lebhaft für den vertriebenen Fürsten Alexander Partei nahm. Bald aber trug der Einfluß Frankreichs und Rußlands den Sieg davon, und der Sultan ertheilte 12. Jan. 1859 Milosch die Investitur, ohne daß jedoch im Ferman von einer Erblichkeit der Fürstenwürde die Rede war. Nichtsdestoweniger ward auf der Skupschtina zu Kragujewatz im Sept. 1859 ein Erbfolgegesetz beschlossen, wonach die Herrschaft im Mannesstamme der Familie Obrenowitsch vererben und der letzte des Stammes berechtigt sein soll, einen geborenen Serben von ehrbarer Familie und griech. Religionsbekenntniß zu adoptiren. Als der hochbejahrte Milosch 26. Sept. 1860 starb, bestieg sein einzig überlebender Sohn, der vormalige Fürst Michael III. (Obrenowitsch), zum zweiten mal den serb. Thron und ward 7. Oct. 1860 von der Pforte bestätigt. Dessen Ehe mit der Gräfin Julia Hunyadi blieb kinderlos und wurde Juli 1865 getrennt. Unter Michael trat Garaschanin, der während der letzten Jahre in Zurückgezogenheit gelebt hatte, wieder in den serb. Staatsdienst und wurde erst zu einer Sendung nach Konstantinopel verwendet, bald aber zum Conseilspräsidenten und Minister des Auswärtigen ernannt. Eine abermalige Skupschtina zu Kragujewatz im Aug. 1861 vereinbarte wichtige Gesetze über die Volksvertretung, den Senat, die Nationalmiliz, das Steuerwesen u. s. w. Mit der Pforte schwebten schon seit mehrern Jahren verschiedene diplomatische Fragen. Es handelte sich nicht nur um die Anerkennung des Erbrechts der Familie Obrenowitsch und einzelne Bestimmungen des serb. Staatsgrundgesetzes von 1838, sondern hauptsächlich auch um die Stellung der Türken in S., welche theils als Besatzungstruppen in den Festungen, theils als Einwohner in dem sog. Türkenviertel der Stadt Belgrad wohnten und außerdem noch hier und da im Lande Grundeigenthum besaßen. Alle diese Türken waren nur der Gerichtsbarkeit des türk. Paschas, der in der Festung Belgrad commandirte, unterworfen, und allmählich hatte sich auch die türk. Jurisdiction über die christl. Unterthanen des Osmanischen Reichs (Rajah), welche sich in S. aufhielten, ausgedehnt. Natürlich gab diese Ausnahmestellung wiederholten Anlaß zu Conflicten mit der serb. Bevölkerung und Behörde, und man wünschte schon längst, sich dieses türk. Elements zu entledigen. Die Pforte wollte sich jedoch auf nichts einlassen. Die gegenseitige Stimmung verbitterte sich noch mehr, als seit 1860 theils infolge der Kämpfe in Bosnien, Herzegowina und Montenegro, theils infolge der tatar.-tscherkess. Einwanderung in Bulgarien zahlreiche christl. Flüchtlinge in S. Schutz und Aufnahme suchten. Endlich kam es 16. Juni 1862 im Türkenviertel von Belgrad zu einem blutigen Conflict. In einem Streite mit der türk. Wachtmannschaft wurden mehrere Serben erschlagen. Die serb. Bevölkerung rottete sich hierauf zusammen, stürmte das Türkenviertel und trieb die Türken in die Festung zurück. Während die serb. Behörden mit dem Pascha Unterhandlungen anknüpften, ließ dieser plötzlich in der Nacht des 17. Juni von der Citadelle aus die Stadt bombardiren, ohne jedoch großen Schaden anzurichten. Natürlich gerieth ganz S. in die größte Aufregung. Dem Fürsten wurden 18. Juni vom Senat unbeschränkte Vollmachten übertragen; die Stadt ward verbarrikadirt. Das Volk griff zu den Waffen und hätte gern einen neuen Nationalkrieg gegen die Türken begonnen. Doch auf den Protest der fremden Consuln war das Bombardement bald wieder eingestellt worden. Die Pforte sandte nunmehr Commissäre, um die Sachlage zu untersuchen, und darauf wurde in Konstantinopel eine Conferenz der pariser Vertragsmächte (Osmanisches Reich, Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Preußen und Rußland) 6. Aug. eröffnet, welche sich im Protokoll vom 8. Sept. über einen Vergleich einigten. Danach sollte, um künftigen Conflicten

vorzubeugen, das Türkenviertel von den Einwohnern gegen vollen Schadenersatz geräumt und vollständig geschleift werden und der leere Platz künftig als Esplanade zwischen der serb. Stadt und der türk. Festung Belgrad dienen. Außerdem versprach die Pforte die kleinen Festungen Sokol und Uschitza im Innern S.s aufzugeben und zu schleifen, behielt sich dagegen, außer Belgrad, noch ausdrücklich die Festungen Fath-Islam, Semendria und Schabatz an der Donau und Save vor. Am 6. Oct. 1862 ward der betreffende großherrliche Ferman in Belgrad verlesen, und in den nächsten Wochen wanderten die türk. Einwohner, mit Ausnahme der Besatzungstruppen, sämmtlich aus S. nach dem Innern des Osmanischen Reichs. Damit war der Friede wiederhergestellt. Ein aus Rußland nach S. bestimmter Waffentransport, der auf Reclamation der Pforte von der Regierung der Donaufürstenthümer angehalten, aber bald wieder freigegeben wurde, veranlaßte im Winter 1862—63 einen Notenwechsel zwischen den pariser Vertragsmächten. Im folgenden Frühjahre, 1863, ward durch eine gemischte Commission der Vertragsmächte die Esplanade zwischen Stadt und Festung Belgrad abgesteckt und von der Pforte genehmigt. Die serb. Regierung machte indeß Schwierigkeiten und suchte die Erledigung der Sache zu verzögern. Die Stimmung blieb gereizt, und die Skupschtina, die im Aug. und Sept. 1864 tagte und sich vorzugsweise mit einer Reform des Steuerwesens befaßte, erklärte in ihrer Adresse an den Fürsten, daß jeder wahrhafte Fortschritt in S. unmöglich sei, solange die türk. Festungen das Land in fortwährender Spannung und Besorgniß erhielten. Auch feierte ganz S. 4. Juni 1865 mit großem Jubel das 50jährige Gedächtniß des Palmsonntags, an dem Milosch das Signal zum zweiten Freiheitskriege gegeben hatte, was man in Konstantinopel sehr übel aufnahm. Endlich kam im Dec. 1865 eine Convention zu Stande, worin die durch das Bombardement und durch die Schleifung des belgrader Türkenviertels veranlaßten Entschädigungsforderungen definitiv erledigt wurden. Die Festungsfrage schleppte sich hin, bis im nächsten Herbst die serb. Regierung die Gunst der Verhältnisse für sich ausnutzte. Eben damals hatte die Pforte gegenüber den Ereignissen in den Donaufürstenthümern die größte Nachgiebigkeit bewiesen; dazu erwuchsen derselben neue Verlegenheiten aus dem Aufstande auf Candia und der unruhigen Haltung der rumelischen Christen. In dieser Situation richtete Fürst Michael 5. Oct. 1866 ein Gesuch an den Sultan Abd-ul-Asis, worin er die Räumung sämmtlicher Festungen in S. forderte und diese Maßregel als das einzige Mittel bezeichnete, um das noch immer aufgeregte und mistrauische serb. Volk zu beruhigen. Er fügte die Phrase hinzu, daß «ein ruhiges, zufriedengestelltes und der Pforte ergebenes S. dem Osmanischen Reich bei einer eventuellen Vertheidigung der Reichsgrenze viel mehr Nutzen bringen könne, als die Festungen an der Donau und Save je vermöchten». In Konstantinopel war man freilich anderer Ansicht, und die Pforte sträubte sich namentlich Belgrad aufzugeben. Aber von den pariser Vertragsmächten, die in dieser wichtigen Frage zu Rathe gezogen werden mußten, nahm nur Oesterreich sich ernstlich der türk. Interessen an, während die übrigen zur Nachgiebigkeit riethen. Nach längern Verhandlungen bewilligte die Pforte endlich im März 1867 die Räumung aller serb. Festungen, jedoch unter der Bedingung, daß auf der Citadelle von Belgrad auch künftig immerfort die türk. Flagge neben der serb. wehen solle. Unmittelbar darauf, im April 1867, reiste Fürst Michael nach Konstantinopel, um den Sultan seinen Dank für dies wichtige Zugeständniß auszusprechen. Doch blieb das Verhältniß zwischen der Türkei und S. nach wie vor gespannt. Vgl. außer den Schriften von Milutinowitsch (s. d.) besonders Ranke, «Die serb. Revolution» (Hamb. 1829, 2. Aufl. 1844); Cunibert, «Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu'à 1850» (2 Bde., Lpz. 1855); Hilferding, «Geschichte der Serben und Bulgaren» (Bautzen 1856).

Serbische Sprache und Literatur. Die serb. Sprache, in neuerer Zeit auch serbisch-kroatisch, früher vielfach auch illyrisch genannt, ist eine der neun noch lebenden Slawischen Sprachen (s. d.) und bildet mit dem Bulgarischen und Slowenischen die südslaw. Gruppe derselben. Das System Dobrowsky's zählt sie zu den ostslaw. Dialekten, weil sie mit dem Russischen näher verwandt ist als mit dem Böhmischen und Polnischen. Da in ihr, im Gegensatze gegen ihre Schwestern, die Vocale vorherrschend sind, so steht sie unter diesen allen in Rücksicht auf melodischen Klang und Weichheit obenan. Diesen Vorzug dankt sie zum Theil dem Einflusse der Sprache der Italiener und der Griechen, von denen jene durch den Handel, diese durch den gemeinsamen Glauben den Serbiern lange befreundet waren. Auch ist im Serbischen der spätere Einfluß des Türkischen unverkennbar. Dennoch hat die Sprache ihre echt slaw. Natur bewahrt: sie hat mit den übrigen slaw. Sprachen die vollkommene Declination und Conjugation und freie Wortfügung gemein; auch ist ihr das Eingehen in die altclassischen Redeweisen

und Versmaße leicht. Sie wird von ungefähr 6 Mill. Menschen gesprochen, von welchen über 3 Mill. auf Oesterreich, 1⅓ Mill. auf Serbien und Montenegro, der Rest auf die Türkei entfällt. Die neuern Sprachforscher unterscheiden im Serbischen drei Hauptdialekte, nach der verschiedenen Aussprache des altslowen. Lautes jat'; letzterer wird im westl. Dialekte als i, im südlichen als ie, im östlichen als e gesprochen. Die Bewohner der kroat. Küste, der dalmat. Inseln ungefähr bis nach Ragusa und einiger Dörfer im westl. Ungarn und Niederösterreich (die Cakovci) sprechen einen besondern Dialekt. Die Serben der orient. Kirche, welche weit zahlreicher als die katholischen sind, bedienen sich der cyrillischen Schrift, während letztere die lateinische gebrauchen. Bei einem Theile der Dalmatiner und Kroaten war früher noch die Glagolitza (s. d.) gebräuchlich, von der man aber jetzt, wenn man die kirchlichen Bücher abrechnet, ganz abgekommen ist. Eine Grammatik (Wien 1814; deutsch mit trefflicher Vorrede von J. Grimm, Berl. 1824) und ein Wörterbuch (Wien 1819; 2. Aufl. 1852) des Serbischen hat Karadschitsch (s. d.) geliefert. Von Neuern haben sonst die Grammatik wissenschaftlich behandelt Daničić («Srpska Grammatika», 3. Aufl., Belgr. 1863; «Srpska Sintaksa», Belgr. 1858) und Budmani («Grammatica della lingua serbo-croata», Wien 1867). Praktische Grammatiken für Deutsche verfaßten: Berlić (Agram 1842), Babukić (deutsch von Fröhlich, Wien 1839) und Bosković (Pesth 1864). Von Wörterbüchern sind noch zu nennen: das von Stulli (illyrisch-italienisch-lateinisch, 6 Bde., Ofen und Ragusa 1801—10), von Richter und Bellmann (deutsch und illyrisch, 2 Bde., Wien 1839—40) von Mažuranić und Užarević (deutsch-illyrisch, Agram 1842), von Šulek (kroatisch-deutsch, 2 Bde., Agram 1860) und von Parčić (illyrisch-italienisch, Zara 1858). Ein großes serb.-kroat. Wörterbuch wird von der südslaw. Akademie der Wissenschaften zu Agram vorbereitet. Vgl. Maikow, «Historia serbskago jazyka» (Mosk. 1857).

Im Entwickelungsgange der serb. Literatur lassen sich drei Perioden unterscheiden, von denen die erste von der Christianisirung des Volks bis gegen Ende des 14. Jahrh. (bis zum Falle des serb. Reichs) reicht; die zweite die Zeit vom Anfang des 15. bis zur Mitte des 18. Jahrh., endlich die dritte die neuere und neueste Zeit umfaßt. Die literarischen Erzeugnisse der ersten Periode beschränken sich auf kirchliche und staatsrechtliche Gegenstände. Auch die wenigen Geschichtswerke dieser Zeit tragen ein kirchliches Gepräge, indem sie fast nur Lobreden auf die serb. Fürsten enthalten, die sich der Kirche günstig erwiesen. Die Sprache, in welcher diese Denkmäler abgefaßt sind, ist keineswegs die reine serb. Volkssprache, sondern ein Gemisch mit dem Altslowenischen (Kirchenslawischen). In dieser modificirten Gestalt erscheint die Sprache auch schon im ältesten Denkmale derselben, einer Aufschrift auf einem Peritrachelion in der Klosterkirche von Banja bei Cattaro vom J. 1114. Die weltliche Literatur ist nur durch eine Anzahl von Urkunden, Regierungsacten, Schenkungsbriefen u. dgl. vertreten, deren älteste Stücke bis ins 12. Jahrh. hinaufreichen. Fast alle bisher bekannten wurden in den «Monumenta serbica» (Wien 1858) und «Srbski spomenici» (Belgr. 1858—62) vom Grafen Pucić gesammelt und herausgegeben. Das wichtigste Denkmal dieser Periode aber ist das Gesetzbuch des serb. Kaisers Stephan Duschan (1349 und 54). Der Sieg Murad's I. über die östl. Serben am Amselfelde (Kosovo polje) 1389 verhinderte auf lange Zeit jeden Fortschritt in diesen Ländern. Als Schriftsteller dieser Periode sind hervorzuheben: Stephan, der zuerstgekrönte König von Serbien (1195—1228), der die Geschichte seines Vaters Stephan Nemanja schrieb; der heil. Sava, Bruder des vorigen, Erzbischof und Organisator der serb. Kirche (1169—1237), der Klosterregeln, das Leben seines Vaters und anderes schrieb; Domentian (um 1263), Mönch von Chilandar auf dem Berge Athos, der Lebensbeschreibungen des heil. Simeon und heil. Sava verfaßte; Daniil (1291—1338), Erzbischof, der als Zeitgenosse die Geschichte der serb. Könige Uroš, Dragutin, Milutin und Stephan Dečanski unter dem Titel: «Rodoslov» (Geschlechtsregister) sowie Lebensbeschreibungen der serb. Erzbischöfe hinterließ. Aehnlich war auch die literarische Thätigkeit in den westl. Ländern der Serben, besonders in jenen Küstengebieten Dalmatiens und Kroatiens, in welchen das Altslowenische als Kirchensprache angenommen wurde. Auch hier, wo man sich anderer Schriftzeichen (der glagolitischen statt der cyrillischen) bediente, die Liturgie ganz nach der lateinischen eingerichtet wurde, und zwischen beiden Volkstheilen kein geistiger Verkehr stattfand, erlitt die kirchliche Schriftsprache ähnliche Modificationen wie bei den Ostserben. Nur die Schriften weltlichen Inhalts sind hier der Volkssprache treuer geblieben. Die Existenz kroat.-glagolit. Urkunden läßt sich bis ins 11. Jahrh. hinauf verfolgen; unter den erhaltenen (gesammelt bei Kukuljević: «Monumenta Slavorum meridionalium» Bd. 1,

Agram 1863) ist die älteste aus dem J. 1309. Von den kroat.-dalmatin., in der Volkssprache geschriebenen Statuten ist das älteste das Gesetz von Vinodol vom J. 1280 (abgedruckt im «Kolo» Jahrg. 1843, Heft 3). Mit der Historiographie in der Volkssprache hat man sich in dieser Periode auch bei den Katholiken befaßt. Schon im 12. Jahrh. schrieb ein ungenannter Priester von Duklja (Dioclea) eine Chronik, welche er selbst auch ins Lateinische übersetzte. Die Uebersetzung ist noch ganz, das Original aber nur in Bruchstücken vorhanden.

Während die türk. Barbarei jede Regung auf dem literarischen Felde in den eroberten östl.-serb. Ländern niederhielt, entwickelte sich die Literatur in den adriat. Küstenstädten zu einer ungewöhnlichen Blüte. Gegen Ende des 15. Jahrh. war die Stadt und Republik Ragusa (slawisch Dubrovnik), infolge ihres materiellen Wohlstandes, ihrer polit. Freiheit und des regen Verkehrs mit Griechenland und Italien, ein südslaw. Athen, welchen Ruhm der kleine Freistaat fast bis ans Ende seines Bestehens behauptete. Gleichzeitig blühten auch in andern Städten und Inseln Dalmatiens Literatur, Kunst und Wissenschaft, obwol die letztere, dem Zeitgeiste gemäß, lateinisch und italienisch behandelt wurde. In der nationalen Sprache haben epische, lyrische und dramatische Poesie treffliche Werke aufzuweisen. Im 15. Jahrh. blühten die Dichter: Marolić, Menčetić, Dožić; im 16. Lucić, Vetranić, Gučetić, Čubranović, Hektorević, Ranjina, Zlatavić; im 17. Gundulić (s. d.), Palmotić, Bunić u. a. Im 18. Jahrh. glänzte noch hell über alle Zeitgenossen Gjorgjić, und als glücklicher Nachahmer des Volksliedes Kačić. Auch zur Zeit der höchsten Blüte behielt diese Literatur ihren localen Charakter bei, sodaß dieselbe außerhalb Dalmatien sehr wenig bekannt wurde. Selbst der allervolksthümlichste Dichter Kačić, von dessen Buche nicht weniger als 20 Auflagen erschienen, blieb zwei Drittheilen der Nation unzugänglich, weil es blos mit lat. Lettern, wie die sämmtliche dalmat.-ragusan. Literatur, geschrieben war. Viele von den Dichtungen dieser Periode wurden erst in neuerer Zeit herausgegeben.

Den Anfang einer neuen Periode der serb. Literatur bezeichnete das Bestreben, das Kirchenslawische und die serb. Volkssprache zu scheiden und die letztere zur Schriftsprache zu erheben. Große Verdienste um die Fortbildung der serb. Sprache erwarb sich der Archimandrit Johann Raitsch, 1726—1801, durch seine «Geschichte der Slawen, insbesondere der Chorwaten, Bulgaren und Serben» (4 Bde., Wien 1792—95), dessen Serbisch jedoch nicht nur stark mit Kirchenslawischem, sondern auch mit Russischem gemischt ist. Die serb. Volkssprache als Schriftsprache zu benutzen, unternahm zuerst Dositheï Obradowitsch, geb. 1739 zu Cakowo, der, nachdem er 25 J. lang die Türkei, Italien, Rußland, Deutschland, Frankreich und England durchwandert hatte, 1811 als Senator und Erzieher der Kinder Georg Czerny's zu Belgrad starb. Er hinterließ sehr zahlreiche Schriften, meistens moralischen Inhalts (zusammen 9 Bde., Belgr. 1833). Seine Neuerung wurde aber von den serb. Schriftstellern nur theilweise angenommen, und es entstand in der serb. Literatur eine vollständige Anarchie. Diesem Zustande trat kräftig entgegen Demetrius Dawidowitsch, der 1814—22 eine serb. Zeitung und einen serb. Almanach in mehrern Jahrgängen zu Wien herausgab. Ihm stand zur Seite Wuk Stephanowitsch Karadschitsch (s. d.), der in seiner «Grammatik der serb. Sprache» zuerst die Eigenthümlichkeit des serb. Dialekts festgestellt und durch Herausgabe der serb. Volkslieder zur Aufnahme der Landessprache als Schriftsprache unendlich viel gewirkt hat. Wie den Neuerungen Obradowitsch's, so trat auch den Bestrebungen Wuk Stephanowitsch's eine reactionäre Partei unter Führung des Dichters Joran Hadžić entgegen, die jedoch auf die Dauer nichts vermochte. Höher als alle bisher angeführten Bestrebungen serb. Schriftsteller stehen die Poesien des Volks selbst. Vgl. Talvj, «Volkslieder der Serben» (2 Bde., Halle 1825—26; 3. Aufl., Lpz. 1853), Kapper, «Volkslieder der Serben» (2 Thle., Lpz. 1852) und Miklosich, «Das serb. Epos» (in der «Oesterreichischen Revue», Bd. 2, Wien 1863). Die schönen Gefilde Serbiens, die eine Fülle der Natur entfalten, und das einsame freie Leben in den herrlichen Gebirgsgegenden hatten schon früh die Serben zu Liedern begeistert, die mit ihrer rohen Kraft Naivetät und Gemüthlichkeit, orient. Glut und griech. Plastik wunderbar vereinen. Einige reichen bis in die Zeit vor Ankunft der Türken in Europa, andere gehören der Periode an, wo Adrianopel Residenz der türk. Herrscher war, noch andere stammen erst aus neuerer Zeit. Sie sind sämmtlich reimlos, doch nicht ohne Numerus. Wenn auch schon früher einzelne bekannt waren, so erwarb sich doch auch erst wieder Wuk Stephanowitsch das Verdienst einer kritischen, verständigen Sammlung aus dem Munde des Volks, wobei er sich besonders der Unterstützung des Fürsten Milosch und vieler fleißiger Sammler zu erfreuen hatte.

Durch Karadschitsch, den Patriarchen Lucyan Muschicki, den verdienstvollen Mäcen Tekelija und ihre Mitarbeiter wurde eine frische serb. Literaturbewegung, besonders in Ungarn, ins Leben

gerufen. Die Hauptsitze der ungar.-serb. Literatur waren Pesth und Neusatz. In ersterer Stadt bestand bereits seit einigen Jahren ein Stammkapital zur Herausgabe serb. Bücher unter dem Namen «Matica serbska», das aber trotz der ansehnlichen Kräfte fast nichts anderes als die wenig wissenschaftliche Vierteljahrsschrift «Ljetopis srbski» herausgab. Seitdem jedoch die «Matica» nach Neusatz übersiedelte und sich ihrer die jüngern Kräfte annahmen, sind Fortschritte bemerklich. Im Fürstenthum Serbien ist Belgrad der Sitz des polit. und geistigen Lebens. Hier erscheinen meistens in der Staatsdruckerei außer vielen Schulbüchern auch polit. Zeitungen, Almanache, belletristische und andere Schriften. 1847 hat sich daselbst auch eine literarische Gesellschaft gebildet, welche sich vorzüglich mit Herausgabe vaterländischer Geschichtsquellen befaßt. Sie wurde 1863 reorganisirt und besteht jetzt unter dem Namen «Srpsko uceno drustvo» (serbische Gelehrtengesellschaft). Gleichzeitig wurde auch das Lyceum in eine Hochschule mit einer jurist., philos. und techn. Facultät umgewandelt. In Montenegro (Crnagora) ist Cettinje der Sitz einiger literarischer Thätigkeit, nachdem der verstorbene Vladika Petar Petrović Njegosch selbst als Dichter aufgetreten. Die von Karadschitsch zu Ende geführte Sprachreinigung zeigte endlich, daß die Sprache, welcher sich die Ragusaner und Dalmatiner in ihren Kunstgedichten schon im 15. Jahrh. bedienten, mit dieser gereinigten serb. Sprache identisch ist. Das Studium dieser alten Dichter, welches man in Agram in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts mit Eifer betrieb, veranlaßte Gaj den ragusanischen Dialekt als Schriftsprache auch in den drei Comitaten Kroatiens (Agram, Varazdin, Kreutz), wo ein Gemisch von kroat. und slowen. Dialekt gesprochen wird, einzuführen. Auf diese Weise kam es, daß, anstatt der Verschiedenheiten, welche früher in der Schriftsprache und in der Orthographie vielfach herrschten, heutzutage in ganz Alt- und Neuserbien, in Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Dalmatien, Kroatien, Slawonien und den serb.-kroat. Gegenden Ungarns, Albaniens und Istriens, die Schriftsprache überall gleichmäßig geworden ist, obwol noch immer mit zwei Alphabeten (cyrillisch und lateinisch) geschrieben wird. Dem ist übrigens einigermaßen abgeholfen worden, seit man in den Schulen beide Alphabete lernen läßt und von den bessern Schriftstellern, ohne Rücksicht auf Confession, beide gebraucht werden. Die vorzüglichsten Dichter dieser Periode sind: Milutinović, Musicki, P. Petrović Njegosch, Stanko Vraz, Branko Radičević, Graf Medo Pucić, Joan Mažuranić, Kazali, Martić, J. Jovanović, Sundečić, Freradović, Subotić Utješenović, Truski, Ban.

Die wissenschaftliche Literatur ist in Serbien erst im Entstehen begriffen, doch hat man in manchen Zweigen bereits einen guten Anfang gemacht. Am meisten ist bisher für die Sprachwissenschaft und die Geschichtsforschung geschehen. Für Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen wirkte außer den genannten Instituten in Belgrad noch die Südslawische Akademie der Wissenschaften zu Agram, woselbst man auch die Errichtung einer südslaw. Universität betreibt. Auch die periodische Literatur hat in den letzten Jahren einen bedeutenden Umschwung erfahren. Während vor 1848 nur zwei Zeitungen in serb. Sprache erschienen, zählte man Ende 1867 14 politische, 5 belletristische, 2 ökonomische, 3 pädagogische, 2 kirchliche und 1 militärische Zeitschrift, welche sämmtlich in Agram, Belgrad, Neusatz und Zara gedruckt wurden. Die treffliche, 1864—66 in Agram herausgegebene wissenschaftliche Vierteljahrsschrift «Književnik» wurde durch eine ähnliche Zeitschrift der Südslawischen Akademie ersetzt. Vgl. Pypin und Spasović, «Uebersicht der Geschichte der slaw. Literaturen» (russisch, Petersb. 1865); Ljubić, «Ogledalo jugoslav. Književnosti» (Fiume 1864); Novaković, «Istorija srpske Književnosti» (Belgr. 1867); Jagić, «Historija Književnosti kroatske i srpsko» (Agram 1867); Schafarik, «Geschichte der südslaw. Literatur» (herausg. von Jireček, Wien 1863—64).

Serbische Wojwodschaft und Temeser Banat war der Name eines 1849 geschaffenen Kronlandes der österr. Monarchie. Dasselbe wurde durch die kaiserl. Verordnung vom 18. Nov. 1849 aus verschiedenen zu Ungarn und Slawonien gehörigen, vorzugsweise von Serben und Romanen (doch auch von Deutschen und Magyaren) bewohnten Gebietstheilen, nämlich aus den ungar. Comitaten Bács-Bodrog, Temesvár, Torontal und Krassó und den slawonisch-syrmischen Bezirken Ruma und Illok gebildet und später mit einer dem Verwaltungsorganismus in den deutsch-slaw. Kronländern ähnlichen Administration versehen. Dieses Kronland enthielt auf einem Areal von 544,83 Q.-M. eine Bevölkerung (1857, ohne Militär) von 1,540049 Seelen und zerfiel in den Stadtbezirk Temesvár und in die fünf Kreise Temesvár, Lugos, Großbecskerek, Neusatz und Zombor. Die Landeshauptstadt war Temesvár, wo die Statthalterei, das Oberlandesgericht und die Finanz-Landesdirection als die leitenden Kronlandesbehörden ihren Sitz hatten. Als das kaiserl. Diplom vom 20. Oct. 1860 die frühern nationalen Institutionen des

Königreichs Ungarn wiederherstellte, ward dieses Kronland aufgehoben und zufolge kaiserl. (schlusses vom 27. Dec. 1860 wieder mit Ungarn (Ruma und Illok mit Slawonien) verei

Serdar, s. Seraskier.

Serenade bezeichnet eine Abend- oder Nachtmusik, ein Ständchen, für Gesang mit ohne begleitende Instrumente oder für Instrumentalmusik (insbesondere Blasmusik) al ursprünglich bestimmt, im Freien aufgeführt zu werden, dann auch in den Concertsaal a nommen und in der Form zu einem mehrsätzigen, der Symphonie ähnlichen Instrumental ausgebildet. Die Instrumente sind meist nicht mehrfach besetzt (ohne Ripienstimmen), son Soloinstrumente. Die Anzahl der Sätze in der Instrumentalserenade (die früher auch Namen Cassation führte) ist verschieden (es kommen deren bis acht vor). Auch haben sie den ernsten Gehalt und die bedeutsame Ausgestaltung und stehen nicht in so innigem Zusam hange wie in der Symphonie, sondern sind mehr abwechselnd und mannichfaltig, mehr angen zu unterhalten als tiefe Empfindungen zu erregen bestimmt. Ziemlich gleich mit S. ist Notturno (s. d.), wie denn z. B. Spohr eins seiner serenadenartig angelegten Tonstücke Blasinstrumente Notturno benannt hat.

Seres, im Alterthum Siris oder Sirrhae, im Mittelalter Serrhae, Hauptstadt eines L im türk. Ejalet Selanik oder Salonichi, an einem linken Zuflusse des Struma (Strymon) Karassu, 10 M. im Nordosten von Salonichi und nordwestlich vom See Takinos, in reichen Ebene gelegen, ist der Sitz eines Kaimakams sowie eines griech. Erzbischofs und gilt einer der wichtigsten Handelsplätze der Türkei, insbesondere als der bedeutendste Markt im nern Macedoniens, dessen natürlicher Hafen die Seestadt Orfano ist. S. hat ein Schloß, z reiche Moscheen, griech. Kirchen, Bäder, Wohlthätigkeitsanstalten und zählt 25000 E., Woll- und besonders Baumwollstoffe fertigen, Zeugdruckereien unterhalten und aus einer s fältig gepflegten Kürbisart viele Wasserflaschen liefern. Der Ort bringt namentlich Baumw Taback, Reis und Getreide zur Ausfuhr. Importirt werden aus England Stoffe, Twist, lonialwaaren, Eisen, Zinn und Blech, aus Deutschland und Oesterreich Zeuge, Golddr Quincailleriewaaren, Stahl und Glas, zusammen für etwa 1 Mill. Thlr., während sich Werth der Ausfuhr auf 600000 Thlr. beläuft. Die Umgegend hat starke Baumwollcultur treffliche Reisfelder. Gegen 300 Dörfer liegen in der Ebene von S. dicht beisammen. Stadt ist seit 1373 im Besitz der Osmanen.

Seressaner heißen die den österr. Grenzregimentern beigegebenen Mannschaften, denen außerordentliche Aufträge, wie Recognoscirungen in schwierigen Fällen, Gensdarmeried Avantgarden- und Patrouillendienst u. s. w., aufgetragen werden. Sie sind mit langer Fl Pistolen und Handschar bewaffnet, mit blauem Dolman, rother Kappe und rothem Mantel kleidet. Die Einrichtung ist alt, und die Truppe hat sich in den frühern Kriegen durch Tap keit, aber auch durch Grausamkeit ausgezeichnet. Nach der Ende Dec. 1866 genehmigten n Formation der Grenztruppen bestehen bei 7 Grenzregimentern berittene Seressanerabtheilun jede von 33 Mann.

Sereth (Hierasus im Alterthum), ein linker Nebenfluß der untern Donau, entspring österr. Herzogthum Bukowina, etwa 9 M. südwestlich von dessen Hauptstadt Czernowitz, Pursuken am östl. Fuß der Karpaten, durchfließt das Land in einem gegen Norden gekrüm Bogen 15 M. weit, indem er hier die Städte Sereth und Suczawa berührt, tritt dann in Moldau, die er als Hauptfluß, ziemlich parallel dem Pruth, in südl. Richtung über Romar einem breiten Thale durchströmt, bis er bei Adsjud die völlige Ebene erreicht, und mündet, zu die Grenze gegen die Walachei bildend, nach einem Laufe von 62 M. oberhalb Galacz. Flö wird der S. schon unterhalb des Dorfs Schipot, unweit seiner Quelle, fahrbar bei Kolion doch ist seine Schiffbarkeit eine sehr beschränkte. Nebenflüsse sind rechts der Kleine S., Suczawa, Moldawa, Goldene Bistrizza, der Totrusch, die Putna und der Buseo, links der Be

Sergeants at law, s. Counsel.

Sergell (Joh. Tobias von), schwed. Bildhauer, geb. zu Stockholm 1740, erregte als St hauerlehrling bei dem Baue des königl. Schlosses die Aufmerksamkeit L'Archevecque's, der unter seine Schüler aufnahm. Mit königl. Unterstützung reiste er 1767 nach Italien, wo e Rom seinen Ruhm gründete. Durch Gustav III. 1779 zurückberufen, wurde er Hofbildh und Professor an der Akademie der bildenden Künste. Karl XIV. Johann ließ durch ihn in S Karl's XIII. lebensgroße Statue und eine Juno in Marmor ausführen. Später wurde er H intendant und starb 26. Febr. 1814. Man schätzt in seinen Werken die Tiefe und Kraft Idee, vereinigt mit der vollendetsten Lieblichkeit der Formen sowie die Energie und Grazie sei

Kunststils. Unter seinen Statuen sind besonders zu erwähnen: Amor und Psyche; Diomedes, welcher das Palladium raubt; Othryades der Spartaner; ein Faun; Gustav III.; Axel Oxenstierna, welcher der Muse der Geschichte die großen Thaten Gustav Adolf's dictirt; Mars und Venus und Venus Kallipygos. Die meisten befinden sich in dem schwed. Museum, so auch mehrere Skizzen in Thon, welche beim Tode des Künstlers von der Regierung gekauft wurden. Unter den Gruppen sind zu bemerken des Cartesius Monument, auf Kosten Gustav's III. in der Adolf-Friedrichskirche errichtet; die Auferstehung Christi, ein großes Basrelief, am Altare in der St.-Clarenskirche zu Stockholm; zwei Engel über dem Altare in der Domkirche zu Karlstad; das Monument von Ehrenswärd zu Sweaborg. Auch seine Büsten in Marmor, welche die Mitglieder der königl. Familie und merkwürdige Zeitgenossen darstellen, sowie seine Medaillons haben ausgezeichneten Werth.

Sergent heißen die ältern Unteroffiziere; doch kommt der Name nicht in allen Heeren vor. In Frankreich bezeichnet Sergent-major den Feldwebel; in ältern Zeiten wurden die Leute der Leibwache des Königs Sergents d'armes genannt. Im 15. bis 17. Jahrh. erhielten höhere Stabsoffiziere den Namen Sergents de bataille, auch Sergents généraux de bataille und hatten die Pflicht, die Aufstellung der Truppen zur Schlacht und ihre Ordnung auf dem Marsche zu überwachen, commandirten auch sogar in Abwesenheit des Oberbefehlshabers. Der Name stammt aus dem frühern Mittelalter: Sarganti wurden die Söldner Kaiser Heinrich's VI. (Ende 12. Jahrh.) genannt. Davon stammt auch das deutsche Wort Scherge.

Sergipe, die kleinste brasilian. Provinz, umfaßt 528 Q.-M. mit (1866) 250000 E. Zwischen 10° 30′ und 11° 32′ südl. Br. und an der Küste des Atlantischen Oceans gelegen, wird sie im Norden durch den untern Lauf des Rio-São-Francisco von den Provinzen Pernambuco und Alagoas getrennt, im Süden und Osten von der Provinz Bahia begrenzt. Die Küste ist 30 Legoas breit, sandig und flach, das Innere waldbedecktes Hügelland. Die hauptsächlichste, fast ausschließliche Beschäftigung der Bevölkerung ist Agricultur. Man baut Baumwolle, Zucker, Mandioca, Taback, Mais, Reis und Flachs. Zwischen der Serra und dem São-Francisco treibt man auch Viehzucht. S. zerfällt in die fünf Districte Estancia, Laranheiras, Santo-Amaro, São-Christovão (Sergipe) und Villanova de São-Antonio. 1862 zählte man 28 Kirchspiele mit 12745 Gütern. Trotz der Lage an der Mündung des großen Flusses ist der Handel ziemlich unbedeutend. Die Einfahrt in den Rio-São-Francisco ist schwierig. Wahrscheinlich aber trägt zur Hebung des Verkehrs die im Sept. 1867 erfolgte Freigebung der Schiffahrt auf den großen brasilian. Strömen etwas bei. Hauptstadt der Provinz ist S. oder S. del Rey, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit 13000 E.

Sergius heißen vier Päpste. **S. I.**, Papst von 687—701 und Zeitgenosse des berühmten Beda, geb. zu Palermo, ist besonders dadurch merkwürdig geworden, daß er die Annahme von sechs Kanones des Concils im Trullus zu Konstantinopel (692), die bereits von seinen Gesandten unterzeichnet waren, verweigerte. Auch hatte S. auf einer Synode zu Aquileja (698) die Schriften des Theodorus von Mopsuesta, Theodoret und einen Brief des Bischofs Ibas von Edessa (die sog. drei Kapitel) verdammen lassen, und ihm wird die Einführung des Gesangs «Agnus dei» bei der Messe zugeschrieben. — **S. II.** hieß eigentlich Peter, war erst Erzpriester in Rom, dann Papst von 844—847. Er trug zur Erhöhung der päpstl. Macht dadurch wesentlich bei, daß er die Bestätigung seiner Stuhlbesteigung vom damaligen Kaiser Lothar umging und ungeachtet des Widerspruchs von demselben sich behauptete. — **S. III.**, vorher Diakonus, dann Papst von 904—911, gelangte durch die berüchtigten Weiber Theodora und Marozia auf den päpstl. Stuhl, lebte mit der Marozia in wilder Ehe und zeugte, außer andern Kindern, auch den nachmaligen Papst Johann XI. — **S. IV.**, vorher Bischof von Alba, Papst von 1009—1012, hieß eigentlich Bocca di Porco, d. i. Schweinsrüssel. Da er sich dieses Namens geschämt, soll er den Namen S. angenommen und die Sitte begründet haben, daß die Päpste ihren frühern Namen ablegten. — **S.**, Patriarch von Konstantinopel, von 608—639, vorher Diakonus und ein geheimer Anhänger der Monotheleten, unterstützte den Kaiser Heraklius in dem Streben, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche wieder zu vereinigen, und faßte auch zu diesem Zwecke die vom Kaiser 638 publicirte Ekthesis ab, welche alle Streitfragen über einen oder zwei Willen in Christus verbot, aber dabei doch die Meinung an den Tag legte, daß in Christus nur ein Wille anzuerkennen sei; sie wurde vom Papste Johann IV. auf einem Concil zu Rom verdammt.

Sergius, Heiliger der orthodox-griech. Kirche, Gründer des Troizkaklosters (s. d.), im russ. Gouvernement Moskau, wurde geb. 1315 in Rostow als der Sohn eines russ. Bojaren. Nach dem Tode des Vaters übergab er sein Erbtheil seinem Bruder und zog in die Einöde, in den

Wald, der 10 Werst von Radonesh liegt, wo jetzt das Kloster steht. Hier baute er eine Kirche, wurde Mönch, und bald sammelten sich um ihn noch 12 Einsiedler. Nach der Erzählung der russ. Chronisten weissagte er dem Großfürsten Dimitri Donskoi den Sieg über Mamai und erhielt von ihm 11 Dörfer, welche die Grundlage des künftigen Reichthums des Klosters bildeten. S. gründete auch noch mehrere andere Klöster. Er starb 7. Sept. 1391. Heiliggesprochen wurde er 17. Juli 1423. Seine Reliquien ruhen in der Kathedrale des Troïzkaklosters in einem silbernen Sarkophag, der 1737 auf Befehl der Kaiserin Anna Joannowna verfertigt wurde.

Seringapatam oder Seringapatnam, die ehemalige Residenz der Radschas von Mysore (s. d.) in Ostindien, jetzt zum brit. District Mysore in der Präsidentschaft Madras gehörig, auf einer Insel des Kawerystusses, nördlich von Mysore in 2262 F. Seehöhe gelegen, ist auf indische Weise befestigt, hat enge und schlechte Straßen und zählt gegen 13000 E. Hyder-Ali's (s. d.) Palast am östl. Ende der Insel war, obschon nur von Lehm erbaut, ein prachtvolles Gebäude; jetzt liegt er theilweise in Ruinen. Daneben ist Hyder-Ali's Mausoleum, wo dieser selbst, seine Gemahlin und sein Sohn Tippo-Saïb (s. d.) in Särgen von schwarzem Marmor ruhen. Am 4. Mai 1799 wurde die Stadt durch die Engländer erstürmt. Dieselben benutzten die Stadt eine Zeit lang als Besatzungsplatz, gaben sie aber wegen ihrer ungesunden Lage als solchen wieder auf.

Seriphos, eine kleine felsige, zu den Cykladen gehörige Insel Griechenlands, 7 M. im Westen von Paros, 2 M. im Nordwesten von Siphnos gelegen, jetzt Serpho oder Serphanto genannt, nahm mit einigen Schiffen bei der attischen Flotte an der Schlacht bei Salamis theil und galt später unter den Römern als gefürchteter Verbannungsort. Die Insel spielt in der Mythe des Akrisios und Perseus eine bedeutende Rolle, da hier der Kasten an das Land gezogen wurde, welcher den Perseus und dessen Mutter Danae einschloß. Die Insel ist etwa 1 Q.-M. groß, zählt 2000 E. und hat unfruchtbaren Felsenboden, der Eisen enthält, früher auch Gold und Silber lieferte. Wegen ihrer Armuth und Bedeutungslosigkeit waren im Alterthum die Seriphier stets Zielscheibe des Spottes.

Serös, s. Serum.

Serpent (ital. Serpentone) oder Schlangenrohr, ein Holzblasinstrument, bestehend aus einem 6 F. langen, schlangenförmig hin- und hergebogenen Rohre, dessen innere Höhlung oben 1,5 Zoll Durchmesser hat und nach und nach bis über 4 Zoll sich erweitert. Das Rohr, welches an der Mündung keinen Schallbecher hat, ist entweder aus zwei ausgestochenen Theilen von Holz zusammengeleimt und mit Leder überzogen, oder aus starkem Messingblech gearbeitet und mit Holz überkleidet. Unten hat es drei Tonlöcher für die Finger der linken Hand, noch tiefer eine geschlossene Klappe für den kleinen Finger; weiter oben befinden sich drei Tonlöcher für die Finger der rechten Hand. Am obern Rohrende ist ein 8 Zoll langes S-förmiges Messingröhrchen befestigt, in welches das von Messing oder Horn in Form eines halbrunden weiten Kessels mit schmalem Rande gearbeitete Mundstück eingeschoben ist. Der S. steht in B, sein Tonumfang ist von Contra-B bis zweigestrichen c. Die chromatischen Töne müssen theils durch den Ansatz gezwungen werden, theils wird dabei bald dieses, bald jenes Tonloch nur ein wenig mit dem Finger gedeckt, theils die Klappen angewendet. Die Reinheit aber ist nichts weniger als vollkommen. Außerdem sind die Töne groß d, groß a und eingestrichen d um vieles stärker als die übrigen, daher der Bläser auf die Ausgleichung der Scala viel Fleiß verwenden muß. Den Klang kann man nicht anders als heulend bezeichnen; dessenungeachtet wird das Instrument aber noch gegenwärtig in den franz. Kirchen zur Unterstützung des Gemeindegesangs gebraucht. In Deutschland dient es nur in Militärmusiken. Erfunden ist es vom Kanonikus Edme Guillaume zu Auxerre 1590. Regibo, ein Tonkünstler zu Lille, verbesserte es und gab ihm fagottähnliche Gestalt, in drei Theile zerlegbar, wie es sich noch gegenwärtig und noch häufiger findet als in der ältern schlangenartigen Form. Die Röhren dieses fagottähnlichen S. sind von Holz, etwas kürzer und dicker als die des Fagotts. Derselbe wird ebenfalls durch ein Fagott-S intonirt, mündet aber in einen weiten Schallbecher von Messingblech aus. Von seinen neun Tonlöchern sind zwei mit Klappen, die mit dem kleinen Finger regiert werden, gedeckt. Der Klang ist dick und kräftig, der Tonumfang gleich dem des alten S. In der Orgel ist S. ein Register von 16-Fußton und weiter Mensur.

Serpentin ist ein Gestein von meist dunkelgrüner oder bräunlicher Färbung in den verschiedensten Nuancen, dichtem, mattem, oft splitterigem oder muscheligem Bruche, geringer Härte und Eigenschwere. Von der schlangenförmigen Farbenzeichnung, oder weil er als Mittel gegen Schlangengift galt, erhielt er bei den alten Griechen den Namen Ophites (von ophis, Schlange), wonach auch der dem Lateinischen entlehnte Name S. (von serpens, Schlange) gebildet ist. Nach

seiner chem. Zusammensetzung ist er ein wasserhaltiges Magnesiasilikat, d. h. er besteht aus Kieselerde und Talkerde mit viel Wasser, enthält aber meist auch noch viel Eisenoxydul u. dgl. beigemengt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß aller S. durch Umwandlung entstanden ist, theils aus einzelnen Mineralien, wie Feldspat oder Pyroxen, theils sogar aus gemengten Gesteinen, Gabbro, Syenit u. dgl. Man unterscheidet ihn in den gemeinen und den edeln S. Der gemeine S. bildet ganze Berge oder mächtige Lager, der edle dagegen nur kleine Massen, häufig in Form von Afterkrystallen. Der gemeine S. ist ziemlich häufig, z. B. in Sachsen, Schlesien, Nassau, Oberpfalz u. a. O. Er läßt sich, wenn er frisch gebrochen ist, leicht auf der Drehbank bearbeiten und es werden daher viele Geräthschaften aus ihm gefertigt, als Mörser, Reibschalen, Wärmsteine, Dosen, Büchsen, Schreibzeuge, Leuchter, Vasen, Urnen u. s. w. Auch wird er zu Taufsteinen, zu Säulen und andern architektonischen Verzierungen verarbeitet. Diese Arbeiten werden seit lange schon vorzüglich in dem Städtchen Zöblitz im sächs. Erzgebirge gefertigt; neuerlich auch an verschiedenen andern Orten. Auch der edle S. ist dazu verwendbar und sogar weit schöner, weil er härter und einigermaßen durchscheinend ist, nur findet man ihn viel seltener und nie in so großen Massen wie den gemeinen.

Serpuchow, eine Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Nara und Oka, 13 M. im Süden von Moskau, an der Eisenbahn nach Tula und Orel, ist zum Theil auf steilen Hügeln erbaut und hat eine reizende Lage, große Plätze, breite Straßen und 22 Kirchen, darunter eine 1396 erbaute Kathedrale. Die Stadt zählt (1863) 10872 E., die sich vom Handel und der Schiffahrt und vom Fabrikwesen ernähren, welches hier in hohem Schwunge steht. Sie hat mehr als 50 Fabriken und Manufacturetablissements, darunter ansehnliche Segeltuch-, Leder- und Tuchfabriken, mehrere Talgschmelzen, Malzdarren und Ziegelhütten. In Handelsverbindung steht die Stadt mit Moskau, welches sie mit Korn und Vieh versorgt, und mit Petersburg, wohin sie Talg, Leder, Honig, Hanf, Taback in großen Quantitäten ausführt. Die Stadt ist sehr alt, gehörte schon 1328 zum Großfürstenthum Moskau und war ehemals eine Festung.

Serradella (Futterpflanze), s. Ornithopus.

Serrano y Dominguez (Francisco), Herzog de la Torre, span. General, Sohn des schon zur Zeit des Halbinselkriegs genannten Feldmarschalls Serrano y Cuenca, wurde 1810 auf San-Fernando bei Cadix geboren, wohin sich seine Familie vor den Franzosen geflüchtet hatte. Kaum zwölf Jahre alt, betrat S. als Cadet die militärische Laufbahn, erhielt schon 1825 das Lieutenantspatent, ward aber erst 1830 activ und entschied sich 1833 nach dem Tode Ferdinand's VII. für die Sache der unmündigen Königin Isabella. An den fast siebenjährigen Kämpfen gegen den Kronprätendenten Don Carlos nahm er als Adjutant der verschiedenen Oberbefehlshaber in Aragonien rühmlich theil, und die Dienste, welche er in den Schlachten und Gefechten bei Morella, Segura und Hos de Villavieja leistete, trugen ihm den Grad eines Brigadiers und 1840 den Oberbefehl in Barcelona ein. Hier schloß er sich Espartero an, als dieser im Sept. 1840 an der Spitze der liberalen Partei dem Einflusse der verwitweten Königin Maria Christina ein Ziel setzte, und stieg infolge dessen zum Divisionsgeneral. Auch stimmte er als Abgeordneter der Provinz Malaga für die Regentschaft Espartero's und unterstützte denselben bei der Unterdrückung der 1841 von den Christinos und den Klerikalen angestifteten Unruhen. 1842 befand er sich während der Expedition nach Barcelona als Chef des Generalstabs in des Regenten Umgebung. Als es jedoch sichtbar ward, daß Espartero den Umtrieben Maria Christina's sowie dem Ehrgeize seiner Waffengefährten Narvaez, Prim und Concha auf die Dauer nicht werde widerstehen können, schloß sich S. in den Cortes der Opposition gegen das Ministerium Rodil an. Nach dem Sturze desselben übernahm er unter Lopez das Portefeuille des Kriegs, wurde aber mit Lopez nach kurzer Amtsthätigkeit im Mai 1843 wieder entlassen. Während Espartero auch die Cortes auflöste und die Parteien in Aufstand geriethen, ging S. verkleidet nach Barcelona, wo er sich an die Spitze der revolutionären Junta stellte und als Universalminister ein Absetzungsdecret gegen den Regenten erließ. Nach dem Sturze Espartero's und Narvaez' Einzuge in die Hauptstadt (22. Juli 1843) übernahm S. vorübergehend wieder das Kriegsministerium und wurde von der jungen Königin Isabella zum Generallieutenant, 1845 zum Senator ernannt. Später gehörte er zu mehrern Cabineten, gerieth aber, als die Reaction eine Wiedervereinigung der liberalen Elemente beförderte, mit den Conservativen in Zerwürfniß und schloß sich der Revolution von 1854 an. Er wurde nun unter dem Ministerium Espartero-O'Donnell Generaldirector der Artillerie, im Juni 1856 Militärgouverneur von Neu-Castilien. Dennoch wirkte er abermals zum Sturze Espartero's mit und dämpfte mit Waffengewalt den dadurch angefachten Volksaufstand, wofür seine Ernen-

nung zum Generalkapitän erfolgte. Nachdem er sodann eine Zeit lang den Gesandtschaftsposten in Paris bekleidet, ging er als Statthalter nach Cuba, wo ihm die Versuche zur Wiedererwerbung von San-Domingo 1862 die Erhebung zum Herzog de la Torre und Granden erster Klasse eintrugen. Nach seiner Rückkehr führte er bis zum März 1863 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. 1865 wandte er sich dem wieder ans Ruder gelangten O'Donnell zu, der ihn dafür mit dem Vorsitze im Senate belohnte. Prim's Aufstandsversuch erschütterte indessen schon im Jan. 1866 das Vertrauen des Hofs zu O'Donnell, und obgleich S. im Juni die zu Madrid sich erhebende Revolution rasch unterdrückte, setzte doch die Königin das absolutistische Ministerium Narvaez wieder ein. S. begab sich hierauf mit Urlaub ins Ausland, kehrte aber Ende 1866 nach Madrid zurück, um bei Eröffnung der Cortes den Vorsitz im Senat einzunehmen. Als die Regierung diesen Staatsact über die gesetzliche Zeit hinaus verzögerte, unterzeichnete eine große Anzahl von Mitgliedern der Opposition einen Protest, den S. und der Präsident der Deputirtenkammer, Rios Rosas, der Königin überreichen sollten. Das Ministerium kam dem jedoch durch Verhaftung und Verbannung der Präsidenten und fast aller Protestirenden zuvor. S. wurde in ein Militärgefängniß bei Alicante abgeführt, erhielt aber schon nach einigen Wochen seine Freiheit zurück.

Sertorius, röm. Feldherr, berühmt durch den Widerstand, den er der Macht Sulla's in Spanien bereitete, aus plebejischem Geschlecht zu Nursia im Sabinerlande geboren, begründete seinen Ruf durch die Kühnheit, mit der er unter Marius vor der Schlacht bei Aquä Sextiä (102 v. Chr.) als Kundschafter sich in das Lager der Teutonen wagte. Im J. 97 zeichnete er sich als Kriegstribun in Spanien, 91, wo er Quästor war, im Bundesgenossenkriege aus. Seine Bewerbung um das Volkstribunat wurde durch Sulla vereitelt, weil er der Marianischen Partei angehörte, die er hierauf mit Cinna, Cnejus Papirius Carbo und Marius selbst im Bürgerkriege führte. Nach der Einnahme Roms 87 bemühte er sich, den Greueln Einhalt zu thun, und ließ 4000 mordende und plündernde Sklaven niederhauen. Im J. 83 bekleidete er die Prätur, im folgenden Jahre wurde er von Carbo und dem jüngern Marius in seine Provinz, das jenseitige Spanien, abgesendet. Sulla ächtete ihn und schickte mehrfach Truppen gegen ihn, die der flüchtige S. in Mauritanien, wo sich das Volk mit ihm und zugleich gegen den König verbunden hatte, schlug. Da beriefen ihn die Lusitanier, daß er ihr Anführer sein solle. Mit 2600 Mann, darunter nur 700 Römer, erzwang S. gegen des Annius Legaten, Cotta, die Landung an der lusitanischen Küste. Nachdem er hier bedeutende Streitkräfte, darunter viele flüchtige Römer, gesammelt, begann er gegen Quintus Metellus Pius, den Sulla 79 ins jenseitige Spanien geschickt, mit Glück den kleinen Krieg, während sein Quästor Lucius Hirtulejus den Sullanischen Generalen im diesseitigen Spanien bedeutende Niederlagen beibrachte. Im J. 77 stieß der flüchtige Perperna mit vielen Römern zu S., der nun einen Senat aus 300 Römern errichtete und die Eingeborenen des Landes eng an sich gefesselt hielt. Auch gegen Cnejus Pompejus, der 76 aus Rom mit 30000 Mann in Spanien erschien, behauptete sich S., obschon unter manchen Wechselfällen, glücklich. Im J. 74 knüpfte S. eine Verbindung mit Mithridates (s. d.) an, der Gesandte an ihn schickte. Pompejus sah sich bei aller Unterstützung, die er von Rom erhielt, und trotz der Siege, die namentlich Metellus über die Kriegsgenossen von S. erfocht, überall durch S. gehemmt und mußte endlich zugleich mit Metellus die Belagerung von Calagurris (Calahorra) mit großem Verlust aufgeben. Doch auch S. selbst war äußerst geschwächt. Die Römer, die bei ihm waren, misbilligten die Begünstigung, die S. aus Politik den Spaniern widerfahren ließ. Zudem wurde S. in seiner mislichen Lage argwöhnisch und dadurch zu grausamen Maßregeln verleitet. Endlich verband sich der schlechte Perperna, dem die Unterordnung unter S. misfiel, mit zehn Römern zu seinem Untergange. S., von ihnen getäuscht, fiel 72 bei einem Gastmahl, zu dem sie ihn geladen, unter ihren Dolchen.

Serum heißen im allgemeinen alle die Körperflüssigkeiten, in welchen feste Theilchen, wie im Blute (s. d.) die Blutkörperchen, aufgeschwemmt sind, so im Eiter (Eiterserum), in der Lymphe (Lymphserum). Das Blutserum tritt im lebenden Körper fortwährend durch die Haargefäßwände und durchtränkt die Gewebe mit seröser Flüssigkeit, die sich unter krankhaften Verhältnissen in großen Mengen ansammeln kann, während sie bei gesunden durch die Lymphgefäße ihren Abfluß findet. Man spricht daher von seröser Wassersucht, serösen Karfunkeln u. dgl., im Gegensatz zu Ansammlungen von eitrigen und blutigen Flüssigkeiten. Auch die Körperhöhlen (Bauch- und Brusthöhle, Herzbeutel, Gehirnhöhlen) enthalten beim Gesunden kleine Mengen S., weshalb man die diese Höhlen auskleidenden glatten Häute seröse Häute genannt hat.

Servatius, s. Pancratius.

Servet (Michael), eigentlich Miguel Servede, ein gelehrter Arzt und Antitrinitarier (s. d.), geb. 1509 zu Villanueva in Aragonien, widmete sich zuerst in Toulouse der Rechtswissenschaft, wendete sich aber bald theol. Forschungen zu. Schon um 1530 fing er an, seine von der Kirchenlehre abweichenden Ansichten von der Dreieinigkeit unverhohlen zu äußern. Um dieselben ungehindert verarbeiten zu können, begab er sich nach Deutschland und ließ hier ein Werk «De trinitatis erroribus» (Straßb. 1531) drucken. Als er nicht die erwartete Aufnahme fand, ging er wieder nach Frankreich, lebte einige Jahre in Lyon und begab sich dann nach Paris, wo er die Arzneikunde studirte. Doch gerieth er hier mit den pariser Aerzten in Streit, in dessen Folge er nach Lyon zurückkam, wo er in der Druckerei der beiden Frellon als Corrector arbeitete. 1540 folgte er einer Einladung des Erzbischofs von Vienne, Pet. Palmier, der ein großer Beschützer gelehrter Männer war. Aber die Ruhe dauerte nicht lange. Durch Calvin, mit welchem er schon früher in Briefwechsel gestanden, später aber sich verfeindet hatte, wurde S. als Verfasser des Buchs «Christianismi restitutio» bekannt und deshalb verhaftet. Zwar entkam er 7. April 1553 aus dem Gefängnisse und beschloß nach Neapel zu gehen, nahm aber seinen Weg über Genf, wo Calvin der Obrigkeit sogleich Nachricht von seiner Ankunft gab. S. wurde 13. Aug. verhaftet und wegen Gotteslästerung vor Gericht gezogen. Calvin besuchte ihn im Gefängnisse und hatte mehrere Unterredungen mit ihm; als aber S. standhaft auf seiner Meinung beharrte, daß Christus nur als der in der Zeit geborene Mensch Sohn Gottes heiße, überließ er ihn seinem Schicksal. Ehe das Gericht zu Genf das Urtheil fällte, zog es die Geistlichen in Bern, Basel und Zürich und, wie einige behaupten, auch die Obrigkeiten der prot. Cantone zu Rathe. Die allgemeine Meinung war, daß S. wegen Gotteslästerung des Todes schuldig sei. Zum Scheiterhaufen verurtheilt, ward er 27. Oct. 1553 verbrannt. Als er nach halbstündiger Qual noch nicht den Tod gefunden, soll er ausgerufen haben: «Ich Unglücklicher! Wird die Flamme meinem Elende nicht ein Ende machen? Konnte man denn für die 200 Goldstücke und die kostbare Halskette, die man mir nahm, nicht Holz genug anschaffen, mich schneller zu verzehren?» Ungeachtet die bürgerliche Obrigkeit zu Genf das Urtheil aussprach, so ist es doch auf Calvin's Anreizung gefällt worden und befleckt jedenfalls dessen Andenken, wenn auch selbst ein Melanchthon das Verfahren billigte. S. war ein sehr scharfsinniger und gelehrter Mann und auch in der Arzneiwissenschaft gut bewandert. In seiner «Christianismi restitutio» bemerkte er gegen die damals herrschende Meinung, daß die ganze Blutmasse mittels der Lungenarterie und Venen durch die Lunge gehe, ein bedeutender Schritt zur Entdeckung des Blutumlaufs. Seine Ansichten von der Dreieinigkeit berühren sich mit der sog. sabellianischen Lehre, nach welcher in Gott nicht drei verschiedene Personen, sondern nur die verschiedenen Offenbarungsweisen des einigen Gottes anzuerkennen sind. Die kirchliche Trinitätslehre hat er in den schärfsten Ausdrücken verurtheilt. Vgl. Trechsel, «S. und seine Vorgänger» (Heidelb. 1839); Brunnemann, «M. Servetus» (Berl. 1865).

Servile, d. i. knechtisch Gesinnte, vom lat. servus, nennt man diejenigen, welche aus Furcht oder Eigennutz gegen Höhergestellte und Mächtige einen solchen Diensteifer beweisen, wie es sich mit der Würde des freien Mannes nicht verträgt. Ist der Servilismus schon im Privatleben das Zeichen eines niederträchtigen Charakters, so ist er es noch mehr in den öffentlichen Verhältnissen, wo dessen Ausübung eine noch größere Schamlosigkeit voraussetzt und das Interesse der Gesammtheit und die allgemeine Sittlichkeit unmittelbar untergräbt. Ins polit. Leben wurde der Ausdruck erst 1814 in Spanien eingeführt. Im Gegensatze zu den Constitutionellen oder Liberalen nannte man diejenigen S., welche die unwürdige Politik Ferdinand's VII. unterstützten. Eigentlich jedoch ist der Gegensatz von Liberalismus nicht Servilismus, denn jede polit. Partei zählt gewöhnlich Anhänger, die nicht der Idee, sondern nur der Macht huldigen.

Servilius, ein röm. Geschlecht, das patricische und plebejische Familien in sich schloß. Unter den erstern erscheint die eine, in der sich die Beinamen Priscus, Structus und Ahala theils einzeln, theils zusammen finden, im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. in den Magistratsfasten durch mehrere Consuln und consularische Kriegstribunen vertreten. Von dieser Familie leitete sich eine andere ab, die den Zunamen Cäpio führte. Zu dieser gehörte unter andern Quintus Servilius Cäpio, der als Consul 106 v. Chr. ein Gesetz (Lex Servilia judiciaria) gab, das dem Senatorstand das Richteramt, das ihm durch das Sempronische Gesetz entzogen war, auf kurze Zeit wieder verschaffte. Im J. 105 wurde er als Proconsul in der gallischen Provinz, wo er den Tempelschatz von Tolosa beraubte, mit dem Consul Cnejus Manlius von den Cimbern und Teutonen am Rhône in einer mörderischen Schlacht, in der 80000 Römer fielen, geschlagen. Deshalb in Rom angeklagt, mußte er ins Exil nach Smyrna wandern, wo er starb. —

Zu der Familie der Cäpionen gehörte ferner die Servilia, welche die Stiefschwester des Cato Uticensis und die Mutter des jüngern Brutus war. — Einer dritten patricischen Familie gehörte Publius S. Vatia an, der 79 v. Chr. Consul war und darauf vom J. 78—75 als Proconsul in Kleinasien mehrere feste Plätze der Seeräuber an der Südküste zerstörte und im Krieg gegen die Isaurier, über die er siegte, zuerst mit einem röm. Heere den Taurus überschritt. Er erhielt beim Triumph 74 den Ehrennamen Isauricus. — Plebejische Familien der Gens Servilia waren die durch die Zunamen Geminus, Glaucia, Rullus und Casca bezeichneten. Cajus S. Glaucia gab 105 als Volkstribun ein Gesetz über widerrechtliche Erpressungen (Lex Servilia repetundarum), das wieder Ritter zu Richtern verordnete. Als Prätor 100 schloß er sich dem Lucius Apulejus Saturninus an und fand mit ihm den Tod. — Publius S. Rullus brachte als Volkstribun im Interesse Cäsar's, der das Volk auf Unkosten des Staatsschatzes für sich gewinnen wollte, einen Gesetzvorschlag auf Vertheilung des campanischen Staatslandes, den Cicero als Consul 63 in drei noch erhaltenen Reden («De lege agraria») mit Erfolg bekämpfte. — Publius S. Casca, zum Volkstribunen für 43 v. Chr. durch Cäsar's Verwendung bestimmt, war unter den Verschworenen, die diesen 15. März 44 ermordeten, derjenige, welcher den ersten Streich auf ihn führte; er fiel 42 bei Philippi.

Servis (franz. service, vom lat. servitium, Dienst, Dienstleistung) nennt man das Geld, welches dem nicht einquartierten Soldaten zur Selbstbeschaffung des Quartiers und theilweise auch der Beköstigung aus der Militärkasse gezahlt wird. Soldaten, welche in Kasernen liegen oder einquartiert werden, haben mithin keinen Anspruch auf S., der in Friedenszeiten aber den Quartiergebern als Entschädigung für die Hergabe des Quartiers ausgezahlt zu werden pflegt. In Kriegszeiten wird in der Regel S. nicht gewährt. Da die Einquartierungslast eine allgemeine Staatslast ist, so sollte der S. so hoch gegriffen sein, daß er den Quartiergeber vollständig entschädigt, was aber fast nirgends der Fall ist. Noch weniger sollten die Gemeinden verpflichtet werden, einen Beitrag zu den Kosten der Unterhaltung der Kasernen und ihres Inventars zu geben. Auch dieser Beitrag wird oft S. genannt.

Serviten oder Diener der Heiligen Jungfrau, auch Brüder von Ave-Maria und Brüder vom Leiden Christi oder von Monte-Senario heißen die Mönche eines geistlichen Ordens, der 1233 zu Florenz zum Dienste der Muttergottes gestiftet wurde. 1239 ließen sich die Mönche auf Monte-Senario nieder, nahmen die Regel der Augustiner an und erhielten vom Papst Alexander IV. die Bestätigung. Durch den Bruder Benizi verbreitete sich der Orden nach Frankreich, in die Niederlande und nach Deutschland; auch nach Polen und Ungarn kam er. In Frankreich trugen die Mönche weiße Mäntel, daher nannte man sie blancs manteaux. Durch Papst Martin V. erhielten die S. die Privilegien der Bettelorden. Der Bruder Bernhardin von Ricciolini erneuerte die alte Strenge des Ordens (1593); seine Anhänger hießen Einsiedlerserviten. Diese und die minder strengen S. haben ihre wichtigsten Sitze jetzt noch in Italien, sind aber auch in Deutschland noch vorhanden. Zu den berühmtesten Männern des Ordens gehören Paul Sarpi und Ferrarius. Der Orden der Servitinnen, nach ihrer schwarzen Kleidung auch Schwarze Schwestern genannt, entstand zu Lebzeiten Benizi's (gest. 1284 oder 1286), verbreitete sich in die Länder, in welchen die Brüder sich niedergelassen hatten, existirt aber nur noch in wenigen Klöstern, obschon er neuerdings in Baiern wieder eingeführt worden. Eine von Juliani Falconieri um 1306 gegründete, dem dritten Orden (Tertiarier) angehörige und 1424 bestätigte Stiftung von Servitinnen, die sich 1617 zu einer Congregation gestaltete, ist ebenfalls noch vorhanden.

Servitut, Dienstbarkeit oder Gerechtigkeit heißt das dingliche, nicht blos gegen bestimmte Personen, sondern gegen jedweden Eigenthümer oder Besitzer verfolgbare Recht (jus reale) an einer fremden Sache, kraft welches die Sache überhaupt oder zu bestimmten einzelnen Zwecken benutzt oder wenigstens dem freien Gebaren des verpflichteten Inhabers (serviens) entzogen werden kann. Als berechtigt (dominans) tritt bei den S. entweder eine individuell bestimmte Person hervor oder der jedesmalige Besitzer eines gewissen Grundstücks (servitus personalis, praedialis). Der Dominans darf vermöge der Dienstbarkeit entweder selbst in Bezug auf den Gegenstand etwas thun, z. B. Früchte davon ziehen, einen Weg gebrauchen (affirmative Servituten) oder dem Eigenthümer einen gewissen Gebrauch, z. B. das Höherbauen seines Hauses, das Verbauen eines Fensters u. s. w., untersagen (negative Servituten). Zu eigenen Leistungen ist der Eigenthümer der belasteten Sache nach röm. Recht nicht verbunden. Doch gibt es im neuern europ. Rechte manche Verhältnisse, wo der Eigenthümer eines Grundstücks selbst etwas thun muß, und auch diese hat man nach der Analogie römischer

S. behandelt, obgleich viele derselben sehr verschieden davon und aus der Gemeindeverbindung, Grundherrlichkeit oder andern mehr öffentlich-rechtlichen Verhältnissen entstanden sind. Die persönlichen S. bestehen bald in der vollen Benutzung einer fremden Sache und in dem Genuß aller davon abfallenden Früchte (Nießbrauch), bald in einem beschränkten Nutzungsrecht (usus), welches sich nur auf die eigenen persönlichen Bedürfnisse bezieht oder irgend sonst in seinem Zwecke und Umfange näher bestimmt ist, z. B. auf freie Wohnung. Grundstücksgerechtigkeiten müssen einen bleibenden Zweck haben und irgendeinen Vortheil gewähren; sie sind unzertrennlich von dem berechtigten Grundstück und untheilbar. Das Nutzungsrecht ist blos eine Einschränkung des Eigenthums; es soll das Eigenthum nicht aufheben, auch so wenig als möglich die Rechte desselben beeinträchtigen. Der Nutznießer hat daher dafür Sicherheit zu leisten, daß er die Sache pfleglich gebrauchen und dem Eigenthümer in gutem Stande zurückgeben will. Grundgerechtigkeiten müssen civiliter, d. h. mit Schonung der Rechte des Eigenthümers, ausgeübt werden; sie hindern dessen Mitgebrauch in der Regel nicht. S. können wie andere dingliche Rechte durch Vertrag, Letzten Willen, Verjährung, gerichtliche Zugewährung (wie z. B. eine Wegegerechtigkeit bei Naturaltheilung von Grundstücken) oder, wie der Nießbrauch, zufolge gesetzlicher Bestimmung entstehen. Bei Störungen verfährt der Berechtigte mit Besitzrechtsmitteln oder auch mit der Confessorienklage auf Anerkennung seines Rechts, während freie Eigenthümer der unbefugten Anmaßung einer Dienstbarkeit mit der Negatorienklage entgegentreten. S. erlöschen durch Untergang der dienenden Sache, Verzicht des Berechtigten, Nichtgebrauch binnen rechtsverwährter Zeit, Zusammenfallen der Pflicht und der Berechtigung (Consolidation, z. B. wenn das dienende und herrschende Grundstück in eine und dieselbe Hand kommt), gerichtliche Aberkennung wegen Misbrauchs, Erlöschen der Bedingung, unter welcher die S. erworben ist, nach neuern Gesetzen theilweise auch durch Zwangsablösung.

Servius (Maurus Honoratus), ein röm. Grammatiker, lebte wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr. unter Valentinianus und schrieb einen schätzbaren Commentar zu den Gedichten des Virgilius, der zum Theil aus ältern Erklärern entlehnt, durch spätere Hand aber vielfach verändert und entstellt worden ist. Derselbe erschien nach dem ersten Abdruck (Ven. 1471) später zugleich in mehrern Ausgaben des Virgilius, am besten in der von Burmann (4 Bde., Amsterd. 1746), und wurde zuletzt nebst den Commentaren des Philargyrius und Probus von Lyon (2 Bde., Gött. 1826) besonders herausgegeben. Unter des S. kleinern grammatischen Schriften verdient vorzüglich die «Ars de pedibus versuum sive centum metris», auch «Centimetrum» genannt, erwähnt zu werden, die eine Art von Einleitung in die Metrik bildet und von Santen (Leyd. 1788) und Klein (Kobl. 1824) kritisch bearbeitet wurde.

Servius Tullius, der sechste röm. König, der von 578—534 regiert haben soll, ist seinem Ursprung nach eine sagenhafte Erscheinung. Nach der gangbarsten Sage war er der Sohn einer Sklavin des Tarquinius Priscus, Acrisia, von einem Gotte mit dieser gezeugt und von früh auf durch Wunderzeichen verherrlicht. Nach etruskischen Chroniken dagegen wäre er ein Etrusker gewesen, der mit seinem heimischen Namen Mastarna geheißen und mit einer Schar Landsleute in Rom sich festgesetzt hätte. Zum Eidam des Tarquinius erhoben, wurde er nach dessen Tode mit Hülfe der Gemahlin des Verstorbenen, Tanaquil, die den Tod ihres Gatten verheimlichte, zunächst angeblich Stellvertreter desselben, dann aber, als sein Tod offenkundig werden mußte, König, mit Uebergehung der Söhne des Tarquinius, und ohne daß ein senatorisches Interregnum mit den üblichen Formen vorangegangen wäre, indem er sich unmittelbar an das Volk wandte. Seine Regierung ist neben glücklichen Kriegen mit den Vejentern hauptsächlich bezeichnet durch die Reform der Verfassung, durch welche er aus Patriciern und Plebejern ein einheitliches Volk schuf, die letztern in die Volksversammlung aufnahm und den Pflichten aller Bürger gegen den Staat entsprechende nach dem Vermögen abgestufte Rechte gegenüberstellte. Sodann bewirkte er die Herstellung einer einheitlichen und einheitlich befestigten Stadt, indem er die bisher einzeln befestigten Stadttheile mit einer gemeinsamen Mauer umzog und Stadt und Weichbild neu eintheilte. Endlich gründete er auch einen der Diana geweihten latinischen Tempel auf dem Aventin in Rom, wodurch die Vorstandschaft des Latinischen Bundes dauernd nach Rom kam. (S. Rom und Römisches Reich, sowie Römische Alterthümer.) Außerdem noch führte er geprägtes Geld ein, indem er das bisher formlos als Tauschmittel gebrauchte Kupfer in Barren gießen ließ, die mit Marken in der Form von Thierfiguren versehen wurden. Der durch solche Werke und Maßregeln populäre König soll jedoch ein trauriges Ende gefunden haben. Er hatte, so wird erzählt, seine beiden Töchter mit den Söhnen des Tarquinius Priscus verheirathet. Die eine, des Aruns Gattin, verführte dessen Bruder Lucius

und heirathete ihn, nachdem er seine Gattin und sie ihren Gemahl gemordet. Dann reizte sie ihren neuen Gemahl zur Verschwörung gegen ihren Vater. S. wurde erschlagen. Ueber seine blutige Leiche fuhr die entartete Tochter mit ihrem Wagen. Die Gasse in Rom, in der dieses geschah, hieß seitdem die verruchte (vicus sceleratus).

Sesam (Sesămum), eine zur 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Bignoniaceen gehörende Pflanzengattung mit fünftheiligem Kelche, glockiger, fünfspaltiger Blumenkrone, deren unterster Zipfel verlängert ist, vier Staubgefäßen, von denen zwei länger sind, nebst einem Ansatze eines fünften Staubgefäßes und einer länglichen, fast vierfächerigen, zweiklappigen, vielsamigen Kapsel. Hierher gehören blos in Indien, Guinea, am Senegal und am Cap einheimische, einjährige, behaarte Kräuter, deren Blüten einzeln in den Blattwinkeln stehen und die sehr kurzen Blütenstiele am Grunde beiderseits drüsig sind. Am weitesten verbreitet ist der Indische S. (S. Indicum), welcher weiße, rosenroth überlaufene Blumen trägt und in Ostindien einheimisch, aber schon im Alterthume nach China, Japan, dem Orient und Aegypten kam und jetzt fast überall in den Tropenländern cultivirt wird. Aus den süßen, öligen Samen wird, wie es schon bei den Babyloniern und Aegyptern geschah, ein mildes, fettes, vielfach angewendetes Oel (Sesamöl) bereitet, welches sich lange hält und an Speisen wie auch in der Heilkunde Verwendung findet. Auch ist es in jenen Gegenden als treffliches kosmetisches Mittel berühmt. Die schlechtere Sorte wird zum Brennen gebraucht. Früher kam das Sesamöl auch häufig in die Apotheken Europas. Gegenwärtig wird es in den kath. Ländern, besonders aber in Griechenland, zur Speisung der sog. Ewigen Lampen gebraucht.

Sesostris ist der durch Herodot in Aufnahme gekommene Name eines ägypt. Königs, welchem geschichtlich zwei Könige zum Grunde liegen, die beiden größten Pharaonen des zweiten ägypt. Reichs, welche im Anfange der 19. Manethonischen Dynastie regierten: Seti I. (etwa 1439—1388) und Ramses (etwa 1388—22), Vater und Sohn. Jener, bei Manethôs Sethos oder Sethosis genannt, gab den Anstoß zu dem misverstandenen Namen S., für welchen Diodor, etwas treuer bleibend, Sesoosis schrieb. Beide waren große Eroberer, unternahmen ferne Kriegszüge nach Asien und hinterließen daher an vielen Orten ihr mythisches Gedächtniß, ohne daß die Thaten beider im einzelnen auseinandergehalten wurden. Dem Sethosis werden von Manethôs Siege über Cypern und Phönizien, über die Assyrer und Meder zugeschrieben. Von Ramses berichteten die theban. Priester dem Germanicus (bei Tacitus), daß er außer den Assyrern und Medern auch die Perser, Baktrer und Scythen und in Afrika die Libyer und Aethiopier überwunden habe. Unter jenem kam (nach Lepsius) Joseph nach Aegypten und führte die großen administrativen Reformen aus, welche von Herodot und Diodor dem S. zugeschrieben werden. Unter dem Sohne wurde Moses geboren und erzogen und die Israeliten mußten Frondienste thun bei dem Bau der Städte Pithom und Ramses, deren letztere ihren Namen von diesem Könige führte, welcher hier in einem Tempel verehrt wurde. Beide Städte lagen an dem Kanale, der von Ramses II. (nach Aristoteles, Diodor, Strabo und Plinius von S.) vom Nil unterhalb Heliopolis nach den Bitterseen hin angelegt worden war. Berühmt sind ferner die noch jetzt in der Nähe von Beirut am Ausflusse des Nahr-el-Kelb (Lykos) sichtbaren drei Felsentafeln, welche nach Herodot von S., nach ihren Inschriften von Ramses (s. d.) eingegraben wurden.

Sessi ist ein in der Geschichte des neuern Kunstgesangs durch mehrere Sängerinnen berühmt gewordener Name. Vorzüglich gehören hierher fünf Schwestern, die Töchter eines Italieners, der früher in Rom angestellt war, seit 1794 aber in Wien lebte. — Die älteste, Marianne S., geb. in Rom 1770, eine der ersten Bravoursängerinnen in Deutschland, war seit 1793 in Wien engagirt, wo sie der Kaufmann Natorp heirathete, weshalb sie sich nun Sessi-Natorp nannte. Später machte sie bis 1818 Kunstreisen in Italien, Spanien, Frankreich und England. Hierauf sang sie in Italien, bis sie 1836 noch einmal nach Deutschland zurückkehrte. Seitdem lebte sie in Zurückgezogenheit und starb zu Wien 20. März 1847. Als Darstellerin machte sie kein Glück. — Die zweite Schwester, Imperatrice S., geb. zu Rom 1783, unter allen ihren Schwestern die ausgezeichnetste Sängerin, bildete sich in Wien, wo sie 1804 zum ersten mal öffentlich auftrat. Den höchsten Triumph feierte sie in Italien. Sie starb zu Florenz 25. Oct. 1808. — Die dritte Schwester, Anna Maria S., eine der gediegensten Sängerinnen, geb. in Rom 1793, bildete sich vorzüglich durch das Talent ihrer Schwester Imperatrice. Sie trat schon in ihrem 12. J. mit ihren Schwestern öffentlich auf, zuerst in Wien, dann in Bologna, und widmete sich hierauf in Florenz noch gründlicher dem Studium des Gesangs. Sie war in Italien eine der gefeiertsten Sängerinnen, als sie sich 1811 nach Wien begab, wo sie, als die ital. Oper einging, in der deutschen auftrat. Nach ihrer Verheira-

thung nannte sie sich Neumann-Sessi. Sie machte Kunstreisen in Ungarn und Deutschland und war dann bis 1823 in Leipzig engagirt. Später ging sie nach Pesth, wo sie das Unglück hatte, plötzlich ihre Stimme zu verlieren. Sie starb zu Wien im Juni 1864. Ihre durchdringende Stimme beherrschte sie mit seltener Gewalt und eignete sich durch ihren kräftigen Vortrag besonders für den großen, leidenschaftlichen Gesang. — Die beiden jüngern Schwestern, Vittoria S., geb. 1798, und Karoline S., zeichneten sich ebenfalls als Sängerinnen aus, traten aber infolge ihrer Verheirathung sehr bald von der Bühne ab. — Noch ist zu erwähnen Maria Theresia S., die sich als Sängerin ebenfalls in Wien bildete und 1825—28 großes Aufsehen in Süddeutschland sowie in Paris und London machte.

Sesterz (numus sestertius), eine röm. Silbermünze von $2^1/_2$ As Werth, daher der Name sesqui-tertius, die mit der Verschlechterung des As zugleich sank. Der S. war der vierte Theil des Denar und $^1/_4$ Quentchen schwer. Sesterzien waren zur Zeit der Republik die gewöhnliche Rechnungsmünze. Sestertia (SS) waren 1000 Sesterzien, bina SS 2000, dena SS 10000 und centena SS 100000 Sesterzien. Sestertium (nämlich pondus) dagegen bezeichnete die Hunderttausende und mit den Adverbien verbunden die größern Summen, z. B. decies sestertium 1 Mill., vicies sestertium 2 Mill. u. s. w. Wegen ihrer Kleinheit sind die Sesterzien ziemlich selten. Vgl. Gronov, «De sestertiis» (Amsterd. 1656).

Sestine, eine lyrische Versform, welche sechs sechszeilige Strophen und eine dreizeilige umfaßt. Die Form ist provenzal. Ursprungs. Unter Petrarca's Gedichten sind mehrere treffliche S. Ueberhaupt ist sie wol von den Italienern und nächst diesen von den Spaniern am meisten ausgebildet worden. In neuester Zeit hat man sie auch in die deutsche Poesie verpflanzt.

Sestini (Domenico), einer der größten Münzkenner, geb. zu Florenz 10. Aug. 1750 und gebildet in dem Collegium seiner Vaterstadt, erhielt vom Fürsten Biscaris den Auftrag, dessen Museum zu Catanea zu ordnen, und hier wendete er sich ausschließend den numismatischen Studien zu. Von Sicilien ging er nach Konstantinopel, wo ihn der engl. Gesandte Sir Rob. Ainslie mit der Bildung seiner nachmals so berühmt gewordenen Münzsammlung beauftragte. Seit 1780 durchwanderte er Kleinasien und berichtete über seine Forschungen in einigen werthvollen Werken. Hierauf besuchte er auch Deutschland, wo er sich namentlich in Berlin aufhielt und vom König von Preußen einen Jahresgehalt erhielt. In dieser Zeit ließ er seine «Lettere e dissertazioni numismatiche sopra alcune medaglie rare della collezione Ainslianea etc.» (8 Bde., Livorno 1789—1805) und die «Classes generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico» (2 Bde., Lpz. 1796; 2. Aufl., Flor. 1821), erscheinen, welchem erstern Werke sich die Beschreibungen von Knobelsdorf u. a. sowie der berliner und gothaischen Sammlungen als Band 6—9 (Berl. 1804—9) anschlossen. 1810 besuchte er Paris und wurde sodann von der Großherzogin Elisa Bacciochi von Toscana zum Antiquar und Bibliothekar ernannt, welche Stelle er 1814 bei der Rückkehr des Großherzogs Ferdinand III. verlor. Hierauf übernahm er die Ordnung des Hederwar'schen Museums sowie die Beschreibungen der königl. Münzsammlung zu München, der des Königs Christian VIII. von Dänemark und des Museums zu Triest. Auch hatte er inzwischen seine vortreffliche Abhandlung über die alten Stateren (1818) und die Münzen des Achäischen Bundes geschrieben und neue «Lettere e dissertazioni numismatiche» (9 Bde., Mail. 1813—20) erscheinen lassen. Seine großen Verdienste bewogen endlich auch den Großherzog Ferdinand, ihm den Titel als Antiquar und Professor an der Universität zu Pisa zu verleihen und einen Jahresgehalt auszusetzen. Hierauf erschienen seine Beschreibung des Hederwar'schen Museums (7 Bde., 1828—30) und die der griech. Medaillen der Chaudoir'schen Sammlung (1831). Er starb zu Florenz 8. Juni 1832. Seine Bibliothek und Manuscripte ließ der Großherzog Leopold II. von Toscana ankaufen. Unter letztern befindet sich auch sein «Systema geographicum numismaticum» in 14 Foliobänden.

Setāria, Borstenhirse, Name einer Gräsergattung aus der Familie der Gramineen, welche sich dadurch auszeichnet und von der ihr nahe verwandten Gattung der echten Hirsenarten (Panicum) unterscheidet, daß die in eine walzige Aehre gestellten Aehrchen, welche zwei Blüten, eine fruchtbare und eine taube, enthalten, von grannenartigen Borsten umgeben sind. Außer einigen wildwachsenden, einjährigen, als Unkräuter auftretenden Arten gehört hierher der italienische Borsten- oder Kolbenhirse (S. italica), welcher in Südeuropa einheimisch ist und hin und wieder angebaut wird. Es ist ein vollsaftiges Gras mit 2—3 F. hohem, fingerdicken Stengel, breiten, schilfartigen, aber weichen und nicht scharfen Blättern und einer 3—6 Zoll langen und bis 1 Zoll dicken, gelappten Aehre, welche eine große Anzahl von Aehrchen enthält. Die Körner, welche ebenso wie die des gemeinen Hirse benutzt werden, aber geringere

Größe besitzen, sind bald weiß oder grau, bald gelb- bis braunroth. Man unterscheidet zwei Hauptvarietäten: großen Kolbenhirse, den man als Getreidegras der Körner wegen anbaut, und kleinen Kolbenhirse, auch Mohar genannt, welcher als Futter verwendet wird. Letztere Pflanze erreicht höchstens $1\frac{1}{2}$ F. Höhe, ihre Aehre nur bis 2 Zoll Länge und $\frac{1}{2}$ Zoll Breite.

Seth, nach der hebr. Sage der dritte Sohn Adam's, soll der Stammvater des Gott wohlgefälligen Menschengeschlechts (der Sethiten) gewesen sein, welchen die Kainiten, die Nachkommen Kain's (s. d.) als das gottlose Menschengeschlecht gegenübergestellt werden. Eine nähere Vergleichung der verschiedenen Geschlechtsregister beweist jedoch, daß die Namen in beiden Reihen ursprünglich dieselben waren, und daß in der ältesten Ueberlieferung S. nicht als Sohn Adam's, sondern als Erzeuger des ersten Menschen Enosch erschien, in demselben Sinne, in welchem nach einer andern Ueberlieferung der erste Mensch Adam von Gott abstammt. S. ist daher ein alter Gottesname, der übrigens auch bei den Aegyptern sich findet (S.-Typhon) und wahrscheinlich ägypt. Ursprungs ist. — Im 2. Jahrh. n. Chr. begegnet uns unter den sog. Ophiten (s. d.) eine Partei der Sethianer oder Sethiten, welchen S. Repräsentant des in Christus erschienenen geistigen Princips war. Unter ihrer religiösen Literatur fanden sich auch mehrere «Bücher S.»

Setúbal oder Setubal, von den Ausländern auch St.-Ubes oder St.-Yves genannt, eine portug. Seestadt im District Lissabon, 3,9 M. im Südsüdosten von Lissabon, mit dem sie durch Eisenbahn verbunden ist, am nördl. Ufer der durch die Mündung des Sado gebildeten Ria oder Bai von S. gelegen, ist nach ihrer fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben von 1755 wieder gut aufgebaut und hat vier öffentliche Plätze, viele hübsche Häuser, fünf Pfarrkirchen, zwei Nonnen- und neun ehemalige Mönchsklöster, mehrere Schulen, ein Theater und reizende, mit Gärten und Landhäusern dichtbesäete Umgebungen. Die Stadt zählt (1860) 13134 E. und ist ein wohlhabender Ort, nach Lissabon und Oporto die bedeutendste Hafen- und Handelsstadt Portugals, namentlich wichtig als Ausfuhrplatz von portug. Weinen und als Hauptemporium des portug. Salzhandels. Der Hafen ist sehr groß, sicher, 5—10 Klaftern tief, mit gutem Ankergrund versehen, aber wegen der Sandbänke schwer zugänglich. Derselbe wird durch fünf Forts vertheidigt, hat einen Leuchtthurm und breite, gutgepflasterte Quais. Das Seesalz, welches in den 370 Gruben (Marinhas) des Sado bei der Stadt selbst sowie in denen von Palmella und Alcacer do Sal gewonnen wird, gilt in ganz Europa als das beste und kommt, weil es über S. exportirt wird, unter dem Namen Salz von St.-Yves in den Handel. Unter den ausländischen Flaggen sind die der Franzosen, Engländer, Preußen, Russen, Schweden und Norweger am stärksten vertreten. Außerdem wird der Küstenhandel und die Fischerei sehr lebhaft betrieben, und neben Salz und Wein werden auch Oel, Südfrüchte und Fische zur Ausfuhr gebracht. S. ist das alte röm. Cetobriga, hieß später Setubra, wurde von den Arabern, die den Ort Schetuvir nannten, zerstört, aber nachmals von Fischern wieder aufgebaut und mit einiger Veränderung des Namens S. genannt.

Setzmaschine nennt man eine Maschine, welche aus Typen (Lettern) den gewünschten Satz zusammenstellt, also das verrichtet, was sonst allgemein der mit der Hand arbeitende Setzer thut. (S. Buchdruckerkunst.) Das erste, ohne praktische Resultate gebliebene Project einer solchen S. rührte, wie es scheint, von einem Franzosen Ballanche her und wurde in England an W. Church 1822 patentirt. Spätere Erfinder in diesem Fache sind Kliegl in Presburg (1839), Young und Delcambre in Lille (1840), Clay und Rosenberg in England (1840, 1842), Gaubert daselbst (1840), Neus in Würzburg (1844), Tschulik in Wien, Sörensen in Kopenhagen (1851), Bidet, Pape in Paris, Hattersley in Manchester u. a. Allgemein hat man der S. die Idee des Klaviers zu Grunde gelegt, indem eine Anzahl Tasten angebracht wird, von denen jede, wenn man sie mit dem Finger niederdrückt, einen bestimmten Buchstaben aus dem Behälter, worin viele Exemplare desselben übereinandergeschichtet liegen, herausfördert. Verschieden sind aber die Maschinen in Ansehung des Mittels, durch welches die nacheinander folgenden Lettern weitergeschafft und in Zeilen zusammengereiht werden, sowie in vielen andern Einzelheiten. Von zwei erwachsenen Personen und einem oder zwei Knaben bedient, kann eine S. das Fünffache, ja angeblich das Zwölffache von dem an Arbeit liefern, was ein Setzer nach gewöhnlicher Weise in gleicher Zeit leistet. Es ist aber zu bemerken, daß zu ihrer gehörigen Versorgung mit Typen das Ablegen des ausgedruckten Satzes (Auseinandernehmen und Sortiren der Lettern) entweder durch eine entsprechend große Zahl von Personen oder durch eine besondere Ablegmaschine (die auch wol mit der S. selbst verbunden ist) geschehen muß. Außerdem stehen die S. hoch im Preise und gerathen wegen ihrer vielen zarten Bestandtheile leicht in Unordnung. Sie sind nur für Eine bestimmte Schriftgröße construirt, für einen aus mehrern Schriftgattungen gemischten Satz schwer oder gar nicht

vorzurichten, für mathem. und Tabellensatz u. s. w. aber unbedingt unbrauchbar. Ferner sind die zur Maschine erforderlichen Typen wegen gewisser Eigenthümlichkeiten theurer als die gewöhnlichen. Auch muß der Maschinenarbeit stets noch eine nicht unbedeutende Handarbeit, namentlich das genaue Ausschließen (Ausgleichen der Zeilenlänge) und das Zusammenordnen der Zeilen in Columnen folgen. Endlich hemmt das wegen Reparatur eintretende Stillstehen der Maschine den Betrieb der Druckerei viel mehr als das Ausfallen eines einzelnen Setzers für Handarbeit. Aus allen diesen Umständen erklärt sich leicht die Erscheinung, daß zur Zeit noch keine einzige S. zu fortdauernder vortheilhafter Anwendung gekommen ist.

Seuche, s. Epidemie und Endemie.

Seume (Joh. Gottfried), deutscher Dichter, wurde 29. Jan. 1763 in Poserna bei Weißenfels geboren, wo sein Vater Bauer war. Als letzterer verstorben, nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain des Knaben an, brachte ihn auf die Schule in Borna, dann auf die Nikolaischule in Leipzig und nachher auf die dasige Universität, wo er Theologie studiren sollte. Doch S. konnte sich mit der damaligen Theologie nicht befreunden. Er verließ Leipzig, um zunächst nach Paris zu gehen, fiel aber sehr bald Werbern in die Hände und wurde in hess. Diensten nach Amerika eingeschifft. Nach der Heimkehr aus Canada, wo er bis zum Frieden gefochten, gerieth er unter preuß. Werber und wurde wieder als gemeiner Soldat nach Emden gebracht. Hier entfloh er zweimal, wurde aber wieder eingeholt und entging nur auf vieles Fürbitten der Todesstrafe. Ein wackerer Bürger, der sich mit 80 Thlrn. für ihn verbürgte, verschaffte ihm Urlaub. Nun ging er nach Leipzig, fest entschlossen, nicht zurückzukehren. Er bezahlte die verbürgte Summe von dem Honorar für seine Uebersetzung des engl. Romans «Honorie Warren» (1788) und widmete sich nun den Wissenschaften. Als Secretär des russ. Generals Igelström kam er 1793 nach Warschau und erhielt eine Offizierstelle bei den Grenadieren. Während des Kampfes der Polen gegen die Russen wurde er zum poln. Gefangenen gemacht. Nach seiner Befreiung ging er wieder nach Leipzig, wo er Unterricht im Englischen ertheilte und seine «Wichtigen Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794» (Lpz. 1796), «Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland» (Zür. 1797) und seine «Obolen» (2 Bde., 1797) herausgab. Später übernahm er das Amt eines Correctors in der Druckerei seines Freundes Göschen zu Grimma. Um diesem Geschäfte nicht zu erliegen, unternahm er, kurz nachdem seine «Gedichte» (Lpz. 1801) erschienen, eine Fußreise von neun Monaten, auf welcher er Oesterreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besuchte. Eine ähnliche Fußreise machte er 1805 über Petersburg, Moskau durch Finland nach Schweden. Jener Reise ist sein «Spaziergang nach Syrakus» (3 Bde., Braunschw. und Lpz. 1802; 4. Aufl. 1815—17; neue Ausg. von Oesterley, Lpz. 1868), dieser «Mein Sommer im J. 1805» (Hamb. 1806; 2. Aufl. 1815) gewidmet. Die Vorrede der letztern Schrift ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Nach langen körperlichen Leiden starb er 13. Juni 1810 im Bade zu Teplitz. Als Mensch verdient S. große Anerkennung. Lebenserfahrungen, besonders eine unglückliche Liebe, hatten eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt in ihm zurückgelassen, ohne daß er sie haßte oder ihre Güter verachtete. Er hatte aber Kraft genug, was ihm versagt war, zu entbehren, und war stolz genug, kein Verlangen danach zu äußern. Diese Charakterfestigkeit spricht sich auch in allen seinen Gedichten und Schriften aus und verleiht ihnen einen eigenthümlichen, nicht geringen Werth, während sie in künstlerischer Beziehung, sowol was die Form der Darstellung, als was die Durchdringung und Regelung des Stoffs betrifft, mancherlei Unvollkommenheiten an sich tragen. Eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» erschien nach seinem Tode (12 Bde., Lpz. 1826—27; 6. Aufl., 8 Bde., 1863; in Einem Bande, Lpz. 1835; neue Aufl. 1837). Die von ihm begonnene Selbstbiographie wurde von Clodius beendet (Lpz. 1813).

Severn (franz. Saverne), bei den Alten Sabrina, hinsichtlich der Größe und Wichtigkeit nach der Themse der zweite Fluß Englands, entspringt in einem kleinen See auf der Ostseite des Plynlimmongebirgs in der Grafschaft Montgomery, und führt anfangs bis Llanidloes den alten Namen Hafren. Innerhalb Wales fließt er gegen Nordost über Newtown und Welshpool, wo er 37 M. oberhalb seiner Mündung für Barken schiffbar wird, tritt ostwärts in die engl. Grafschaft Shrop, durchströmt dieselbe in südöstl., dann in südl. Richtung die Grafschaft Worcester als ein breiter, tiefer und ruhig flutender Strom und wendet sich endlich in die Grafschaft Gloucester, wo er unterhalb Gloucester bereits unter dem Einfluß der Ebbe und Flut steht. Nach vielen Krümmungen wendet er sich bei Naß-Point südwestlich, bis er bei der Einmündung des Avon (von Bristol her) seinen Namen gegen den des Bristolkanals (Bristol Channel) vertauscht und weit ausgebreitet sich unbemerkt im Atlantischen Ocean verliert. Bis zur Mündung

des Avon hat der S. eine Länge von $45\frac{1}{2}$ M. Sein Becken umfaßt ein Areal von $385\frac{3}{4}$ oder, den Bristolkanal als dessen Erweiterung mitgerechnet, von $547\frac{1}{2}$ Q.=M. An der Mündung steigt das Wasser zuweilen 60 F., und das Land ist hier durch starke Eindeichungen gegen Ueberschwemmungen geschützt. Seeschiffe von 350 Tons gehen bis nach Gloucester, $11\frac{1}{2}$ M. oberhalb von der Mündung. Eine schwierige Stelle wird seit 1827 durch einen 3,9 M. (18 Miles) langen Kanal umgangen, der 70—90 engl. F. breit und 15—18 F. tief ist. Die ansehnlichsten Nebenflüsse des an Salmen reichen S. sind rechts der Teme, der durch seine romantische Scenerie berühmte Wye, welcher für kleine Seeschiffe bis Monmouth (3 M.), für Barken bis Hay (15,6 M. weit) fahrbar ist, ferner der Usk und der Taf, dessen Ufer entlang ein 5,4 M. langer Kanal bis Merthyr=Tydvil führt. Links münden in ihn der Vyrnwy, Perry, Tern mit Roden, Stour, der Upper=Avon und der Lower=Avon. Durch zahlreiche Kanäle ist der S. mit der Themse, dem Trent, Humber und Mersey verbunden und bildet so die Pulsader des Schifffahrts= und Handelsverkehrs im südwestl. England. Das ganze weite Thal, welches der S. durchfließt, ist ein Bild natürlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. Der schönste Theil desselben liegt zwischen Gloucester und Worcester und heißt vorzugsweise Vall of S.

Sevērus (Lucius Septimius), röm. Kaiser von 193—211 n. Chr., geb. aus einer röm. angesehenen Familie zu Leptis in Afrika 146 n. Chr. (11. April), hatte ursprünglich Jurisprudenz studirt, war durch Kaiser Marc Aurel in den Senat aufgenommen und zuerst in die öffentliche Laufbahn eingeführt worden. Nachdem er verschiedene Ehrenstellen eingenommen, bekleidete er unter Commodus im J. 185 das Consulat und erhielt dann die Befehlshaberschaft über die pannonischen Legionen, von denen er auf die Nachricht von des Pertinax Ermordung (Ende März des J. 193) zum Kaiser ausgerufen wurde. Er eilte sofort nach Rom, wo der Senat den Usurpator Didius Julianus absetzte, hinrichten ließ (2. Juni 193) und ihn anerkannte. Nachdem er die Prätorianer wegen ihres Frevels an Pertinax aufgelöst und aus den Legionen eine neue Garde von 50000 Mann gebildet, brach er gegen Pescennius Niger, den inzwischen die syr. Legionen zum Kaiser ernannt hatten, auf und schlug ihn in drei Schlachten, zuletzt bei Issus in Cilicien 194. Die Anhänger des Pescennius, der auf der Flucht fiel, hielten sich aber noch immer in Byzanz. Die Stadt ergab sich erst 196, und nun ließ S. die Besatzung und viele Einwohner tödten, die andern als Sklaven verkaufen. Hierauf wendete er sich gegen den von den gallischen Legionen zum Kaiser ernannten Clodius Albinus, den er bis dahin durch den Cäsartitel beschwichtigt hatte. Die Schlacht bei Lugdunum (Lyon) im Febr. 197 endete nach hartem Kampf glücklich für S. Clodius tödtete sich selbst; seine Anhänger wurden auf das grausamste verfolgt und über 40 Senatoren, die ihn begünstigt hatten, in Rom hingerichtet. Nach längerm Aufenthalt im Orient, wo er die Parther demüthigte, kehrte er 203 nach Rom zurück. Hier ordnete er die Rechtspflege und die Verwaltung und bewies sich dabei streng, einsichtig und sparsam, aber häufig auch leidenschaftlich und hart. Nur gegen seine frühverderbten Sohne Caracalla (s. d.) und Geta (dieser der Sohn von Septimius' zweiter Gemahlin Julia Domna), die er zu Mitregenten ernannt hatte, und gegen seinen Günstling, den Präfectus Prätorio Plautianus, war er allzu nachsichtig und gegen die Soldaten, bei denen er überhaupt die Disciplin verdarb, zu freigebig. Nachdem Caracalla 204 den Plautianus vor seinen Augen hatte tödten lassen, erhob S. den berühmten Papinianus an seine Stelle, der nun mit den nicht minder großen Rechtsgelehrten Ulpianus und Paulus, seinen Beisitzern, die Leitung der Rechtspflege und bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübte. S. selbst ging 208 nach Britannien, um die Caledonier zu züchtigen. Bevor er hier seinen Plan, die Insel durch Ausrottung der Caledonier ganz zu unterwerfen, ausführen konnte, starb er im Febr. 211 zu Eboracum (York), voll Kummer über die Verderbtheit und den Hader seiner Söhne.

Sevērus (Sulpicius), ein christl. Geschichtschreiber aus Aquitanien in Gallien, geb. um 363 n. Chr., gest. um 410, erwarb sich erst als Anwalt vor Gericht durch Beredsamkeit großen Ruf, entsagte aber später aus Gram über den Verlust seiner Gattin allen öffentlichen Geschäften und lebte nur den Wissenschaften. Unter seinen histor. Schriften ist die bedeutendste die «Historia sacra» in zwei Büchern, worin er mit Präcision und in einem noch ziemlich guten lat. Stile, daher man ihn auch den christl. Sallustius nannte, die Begebenheiten von der frühesten bis auf seine Zeit erzählt. Die besten Ausgaben besorgten Vorstius und Clericus (2 Bde., Lpz. 1709), de Prato (3 Bde., Verona 1741) und neuerdings Halm (Wien 1867). Auch schrieb S. eine «Vita sancti Martini».

Sévigné (Marie de Rabutin=Chantal, Marquise von), eine durch ihre Briefe berühmte Französin, wurde 6. Febr. 1626 zu Paris geboren. Sie verlor ihren Vater, einen wüthenden

Raufbold, zeitig und erhielt durch einen Verwandten, den Abbé de Coulanges, eine gelehrte, besonders philol. Bildung. Außerdem hatte sie Gelegenheit, an dem Hofe Ludwig's XIII. ihre geselligen Talente auszubilden. Weniger durch Schönheit als durch Anmuth und Geist ausgezeichnet, verheirathete sie sich 1644 mit dem Marquis Henri de S. Aus dieser Ehe entsprangen ein Sohn, Charles, und eine Tochter, Françoise Marguerite, die sich 1669 mit dem Grafen von Grignan vermählte und unter diesem Namen bekannt wurde. Der Marquis von S. erkaltete indeß bald in der Neigung für seine Gemahlin und schickte dieselbe in die Bretagne, während er zu Paris mit Ninon de Lenclos und andern berüchtigten Frauen lebte. Er starb 1651 in einem Duell. Die Marquise widmete sich gänzlich der Erziehung ihrer Kinder und kehrte erst nach drei Jahren an den Hof zurück. Ihre sittliche Strenge sowie ihre Theilnahme an der Coterie der sog. Précieuses im Hôtel Rambouillet zogen ihr viele Spöttereien zu. Vergebens warben Turenne, Conti, ihr Cousin Bussy, Fouquet u. a. um ihre Gunst. 1671 erhielt ihr Schwiegersohn, der Graf von Grignan, das Gouvernement der Bretagne, wohin ihm auch seine Gemahlin folgte. Diese Trennung verwandelte bei der Mutter die Liebe zur Tochter in eine schwärmerische Leidenschaft, und es begann zwischen beiden jener berühmte Briefwechsel, der 25 J. ohne Unterbrechung dauerte. Die Briefe der Marquise offenbaren ein reines weibliches Gemüth, einen feinen, gebildeten Geist und eine zarte, leicht erregbare Phantasie. Ihr Stil ist gewandt und correct, der Ausdruck natürlich, treffend und reich. Dessenungeachtet erhebt sich eigentlich die Verfasserin nicht über die Anschauungsweise ihrer Zeit. In den letzten Jahren hielt sie sich bei ihrer kranken Tochter in der Provence auf, die sie pflegte. Sie starb daselbst auf dem Schlosse Grignan 18. April 1696 an den Blattern. Eine erste Sammlung der «Lettres de Mme. de S. à sa fille» (2 Bde., Rouen und Haag) erschien 1726. Der Ritter Perrin veranstaltete 1734 eine Ausgabe in vier Bänden, an die sich 1737 noch zwei Bände anschlossen. Als Freund der Familie verschaffte sich Perrin auch die Materialien zu erklärenden Noten, die er bei der vollständigen Ausgabe von 1754 (8 Bde., Par.) benutzte. Hierauf folgten die Ausgaben von Vauxcelles (10 Bde., Par. 1801), die von Grouvelle (8 Bde., 1806), endlich die in jeder Hinsicht vorzügliche von Monmerqué und St.-Surin (10 Bde., Par. 1818—19, nebst Supplementband, 1820; neue Aufl. 1861 fg.), von Regnier (12 Bde., Par. 1862—64) und von Silvestre de Sacy (11 Bde., Par. 1860—63). Walkenaër veröffentlichte «Mémoires touchant la vie et les écrits de Mme. de S., etc.» (5 Bde., Par. 1842—52). — Die Gräfin **Françoise Marguerite von Grignan**, geb. 1648, gest. 13. Aug. 1705, war eine sehr schöne Frau und von philos. Geistesbildung. Der Ernst und die Kälte, welche sie in ihren Briefen verräth, bilden einen völligen Gegensatz zum Charakter der Mutter. Eine ihrer Töchter, die **Marquise von Simiane**, geb. 1674, gest. 1737, erscheint in den Briefen als der Abgott der Frau von S. — **Charles, Marquis von S.**, geb. 1647, zeichnete sich in mehrern Feldzügen aus, wurde, gleich seinem Vater, von der Ninon verführt und starb kinderlos 27. März 1713.

Sevilla, die Hauptstadt der span. Provinz S. (249 Q.-M. mit 490368 E.) wie früher des gleichnamigen Königreichs, nach Madrid die zweite Stadt Spaniens, in einer Ebene am linken Ufer des Guadalquivir gelegen, der Sitz eines Erzbischofs, des Generalkapitäns von Andalusien, eines königl. Obergerichts (Audiencia real) und einer Universität. Die Stadt wird von einer Mauer mit 100 Thürmen umgeben, hat mit ihren Vorstädten einen Umfang von 3½ M. und (1860) 118298 E. Die Gegend ist sumpfig, die Straßen sind eng, aber die Häuser großartig, mit platten Dächern und maurischen Verzierungen. Als Sehenswürdigkeiten sind zu erwähnen: die Kathedrale, 1401—1519 auf dem Fundamente der frühern Hofmoschee aufgeführt, ein imposantes Gebäude, die größte und herrlichste Kirche in Spanien, reich an Kostbarkeiten und an Gemälden der besten span. Meister, worunter der Schutzengel und der kniende heil. Antonius von Murillo die berühmtesten, mit zahlreichen Kapellen, fünf Schiffen, 90 trefflich gemalten Fenstern, einer großen Orgel, sowie mit dem Grabdenkmale des Christoph Columbus, in welchem die Reste von dessen Sohne Ferdinand ruhen. Daneben findet sich der schöne Thurm Giralda, 364 F. hoch, inwendig so gebaut, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. Ferner sind zu nennen: der großartige königl. Palast (Alcazar), die ehemalige Residenz der maurischen Könige, worin 1478 die Inquisition ihr erstes Tribunal errichtete, jetzt vollständig im maurischen Stile restaurirt; der erzbischöfl. Palast, die Münze, das Kapuzinerkloster mit Gemälden von Murillo, das Kartäuserkloster vor der Stadt mit schönen Gemälden und großem Garten, das von Murillo gestiftete und durch seine Meisterwerke geschmückte Hospital de la Caridad oder Caritas; das Amphitheater zu den Stiergefechten, das größte

dieser Art in Spanien; die maurische Wasserleitung (Cannos de Carmona), welche 400 Bogen hat; die Alameda, ein großartiger öffentlicher Spaziergang, und die Promenade Paseo am Guadalquivir, las Delicias genannt; die große, 1757 errichtete, von Gräben mit Zugbrücken umschlossene königl. oder Nationaltabacksfabrik, ein Meisterstück der Baukunst; das Handelstribunal (el Consulado), gewöhnlich die Börse (la Lonja) genannt, als solche unter Philipp II. erbaut, aber jetzt zu verschiedenen andern Zwecken dienend und im obern Geschoß das amerik. Archiv enthaltend. Die Universität zu S. (in dem ehemaligen Jesuitencollegium) wurde 1504 gestiftet. Sie ist im Besitz einer Bibliothek von 20000 Bänden und zählt gegen 1000 Studenten. Außerdem sind in S. noch zu bemerken: der Palast Santelmo, der an Kunstschätzen reiche Sitz des Herzogs von Montpensier, die Akademie der schönen Wissenschaften, die Bau-, Bildhauer- und Malerakademie, das Museum und mehrere andere Gemäldesammlungen. Die Seidenfabrikation, obgleich bei weitem nicht mehr so blühend wie ehedem, beschäftigt doch immer noch viele Webstühle. In der Vorstadt Triana, am rechten Ufer des Guadalquivir, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist, befindet sich die große königl. Stückgießerei. Sonst war S. die Niederlage des ganzen Nationalverkehrs und die größten Schiffe konnten bis zur Stadt kommen; jetzt ist der Fluß so versandet, daß nur kleinere Schiffe ihn befahren können, und der Handel hat sich nach Cadiz gezogen. Doch treibt S. immer noch lebhaften Handel, sowol mit Manufactur- und Colonialwaaren als mit Wolle, Oel, Südfrüchten, Safran und Süßholz. S., das alte Hispalis, schon unter den Römern ein sehr ansehnlicher Ort, galt unter den Vandalen und Westgothen als die Hauptstadt des südl. Spanien. 590 und 619 wurden hier die beiden Concilia Hispalensia abgehalten. Im 8. Jahrh. fiel die Stadt in die Hände der Araber, die sie Ischbilijah nannten, und unter denen sie zur bedeutendsten Stadt der Halbinsel emporblühte und 400000 E. zählte. Seit 1026 war sie Sitz des maurischen Königreichs der Abadiden oder Beni-Abad, 1091 kam sie in Besitz der Almoraviden, 1147 der Almohaden. Am 22. Nov. 1248 wurde sie nach 18monatlicher Belagerung von Ferdinand III. von Castilien erobert und blieb seitdem im Besitze der Christen. Damals wanderten gegen 300000 E. größtentheils nach Granada und Afrika aus. Noch im 17. Jahrh. zählte S. 130000 Menschen, die mit Seidenweberei und andern Gewerben beschäftigt waren. Seit 1501—1726 hatte S. den ausschließlichen Handel mit Amerika. Jährlich gingen von hier aus die 12 Galeonen nach Portobello und (seit 1547) die 15 Schiffe nach Veracruz. Seitdem sich aber der Handel 1726 nach Cadiz zog, gerieth auch die Gewerbthätigkeit in Verfall. Zu S. bildete sich 27. Mai 1808 die span. Centraljunta gegen die Franzosen, die sich bei dem Vorrücken derselben 1. Febr. 1810 nach Cadiz zurückzog. Auch die Cortes flüchteten sich 1823 von Madrid nach S. und entführten den König von hier nach Cadiz. Vgl. Wackernagel, «Sevilla» (Bas. 1854).

Sèvre ist der Name von zwei Flüssen im nordwestl. Frankreich. Die S.-Nantaise entspringt in der Bergebene Gâtine, nimmt rechts die Moine, links die Maine auf und ergießt sich nach einem Laufe von 18,2 M., wovon 2,8 schiffbar, Nantes gegenüber in die Loire. Die S.-Niortaise entspringt etwa 7 M. südöstlicher bei dem Dorfe Sepvret und mündet nach einem Laufe von 20,9 M., wovon $11\frac{1}{2}$ (von Niort an) schiffbar, und nach Aufnahme der Autise und Vendée in einer sumpfigen Gegend in das Atlantische Meer, 2 M. nördlich von Larochelle und $2\frac{1}{2}$ M. unterhalb Marans, bis wohin Seeschiffe von 200 Tonnen aufsteigen. Nach diesen zwei Flüssen ist das Depart. Deux-Sèvres genannt, welches die Quellen beider und die größere Stromstrecke der S.-Niortaise als seinen Hauptfluß enthält. Dasselbe ist aus Theilen von Poitou, Aunis und Saintonge zusammengesetzt und zählt (1866) auf 108,96 Q.-M. 333155 E. Die Bergebene Gâtine, eine nordwestl. Verlängerung der Gebirge von Limousin, ein wechselvolles, starkbewaldetes Granitplateau von 432 F. mittlerer Höhe, nimmt fast ein Drittel des Areals ein. Es enthält viele fischreiche Teiche und die Quellen vieler kleiner Flüsse, von denen die beiden S., der Thoué, die Boutonne, der Argenton, der Lambon, die Autise, der Mignon und die beiden Dives nennenswerth. Auch fehlt es nicht an Sümpfen im Süden und Nordosten. Das Klima ist kühl, feucht und in manchen Gegenden ungesund. Der Boden ist in den Thälern fruchtbar, der Ackerbau aber, der die gewöhnlichen Producte des westl. Frankreich liefert, wird lässig betrieben. Man gewinnt Getreide im Ueberfluß, Gemüse aller Art, Wein, Kastanien, Nüsse, Mandeln u. s. w. Ausgedehnte Weiden und Wiesen unterstützen die Viehzucht, welche einen Haupterwerbszweig des Landes bildet. Das Mineralreich bietet Eisen, Steinkohlen, Antimonium, Mühl- und Feuersteine und Salpeter. Die besuchteste der Mineralquellen ist die von Vilazay unweit Thouars. Die Gerberei, Handschuhfabrikation und Branntweinbrennerei sind die Hauptzweige der Industrie. Außerdem bestehen Fabriken in Leinwand,

Woll- und Baumwollzeugen, Strumpfwaaren, Leder u. s. w.; ferner Papiermühlen und Töpfereien. Der Handel ist lebhaft, hauptsächlich mit Maulthieren und Mauleseln, Pferden, Getreide, Mehl, Holz, Branntwein u. s. w. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Niort, Bressuire, Melle und Parthenay, zusammen mit 356 Gemeinden in 31 Cantons und hat zur Hauptstadt Niort (s. d.).

Sèvres, franz. Landstadt von 6328 E., im Seine- und Oise-Departement, auf halbem Wege von Paris nach Versailles, am linken Ufer der Seine gelegen, ist vorzüglich berühmt durch seine Porzellanmanufactur, die, ursprünglich von Privatunternehmern gegründet, 1759 auf Verwendung der Pompadour von Ludwig XV. angekauft und seitdem auf Rechnung des Staats unterhalten wurde. Was Schönheit des Materials, Leichtigkeit, Feuerfestigkeit, Gleichartigkeit und Durchschein der Masse, Reinheit und Weiße der Glasur, Vollkommenheit des Machwerks anlangt, so hat das weiße Porzellan von S. bei weitem den Vorzug vor allen andern dergleichen Fabrikaten. Auch findet man nirgends feinere und kunstvollere Porzellanmalerei. Manche Stücke letzterer Art müssen als wahre Meisterwerke der Feuermalerei betrachtet werden. Nur ist dabei zu sehr vergessen, daß die Porzellanmalerei vor allen Dingen eine decorative Kunst ist, folglich zur Verzierung eines bestimmten Gegenstandes mitwirken und nicht für sich allein bestehen soll. Der in dieser Anstalt verbrauchte Kaolin kommt aus den Thongruben von St.-Yrieix bei Limoges. Man beschäftigt daselbst gewöhnlich 150 Personen. Die Glasmalerei, deren Wiederaufleben in Frankreich hauptsächlich durch die Manufactur von S. bewirkt wurde, hat man hier aufgegeben, seitdem sich klar herausstellte, daß die Privatindustrie in diesem Kunstfache nichts mehr von ihr zu lernen hatte. Dagegen betreibt man jetzt mit vielem Eifer und Erfolg die Nachahmung von alten feinen Fayencen und Emaillen. Einzig in ihrer Art ist die mit dieser Anstalt verbundene Sammlung von irdenem und porzellanenem Geschirr aus allen Ländern und Zeiten, von den ältesten griech. und etruskischen Thonvasen bis auf die neuesten Erzeugnisse der Töpferei von allen europ. Nationen, wie auch von den Chinesen, Japanesen, Ostindiern und verschiedenen amerik. Völkerschaften. Dabei befindet sich eine Reihenfolge Musterproben von den in der Fabrik seit ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag verfertigten Gegenständen, an welchen man den Wechsel des Geschmacks von dem krausen Rococo durch die Nachahmung rein antiker Formen hindurch bis zum neuesten Zurückgehen auf das altmodische Pompadour-Genre verfolgen kann. Dieses letztere Genre, das sog. «alte Sèvres» (Vieux Sèvres), kein eigentliches Porzellan, sondern ein Halbporzellan (porcelaine tendre), ist gegenwärtig am beliebtesten. Es wird im Kunsthandel zu äußerst hohen Preisen verkauft und daher viel nachgemacht.

Seward (William Henry), amerik. Staatsmann, geb. 16. Mai 1801 zu Florida im Bezirk Orange des Staats Neuyork als der Sohn eines wohlhabenden Mannes, trat nach erhaltener nothdürftiger Schulbildung in das Bureau eines Advocaten und bildete sich drei Jahre hindurch zum Sachwalter aus. Noch zu jung, um selbständig prakticiren zu können, ging er auf einige Zeit als Lehrer nach dem Süden in den Staat Alabama. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Auburn im Staate Neuyork als Advocat nieder und heirathete 1824. Als Anwalt erwarb sich S. bald einen bedeutenden Namen in Vertheidigung von Verbrechern und in Führung verwickelter Patentprocesse. In der Politik schloß er sich eng an John Q. Adams an. 1830 wurde S. in den Staatssenat gewählt. Hier war er der Führer der Opposition gegen Jackson und van Buren und half überhaupt die erst einige Jahre später unter diesem Namen auftretende Whigpartei mit ins Leben rufen, als deren bedeutendstes Mitglied er fortan galt. 1834 unterlag er zwar als Candidat für die Gouverneursstelle des Staats, dagegen erhielt er 1838 dieses Amt, das er während zwei Terminen bis 1842 bekleidete. S. zeigte sich als energischer und zuverlässiger Parteimann, war aber kein tüchtiger Verwaltungsbeamter und zog sich deshalb nach Ablauf seiner Amtszeit wieder in das Privatleben zurück. Erst 1849 trat er aufs neue in die Oeffentlichkeit und ließ sich in den Vereinigten-Staatensenat wählen, welchem Körper er während eines doppelten Termins angehörte. Am 5. März 1861 wurde er als Staatssecretär (Minister des Auswärtigen) in Präsident Lincoln's Cabinet berufen, welche Stelle er auch nach dessen Tode unter Johnson behielt. S.'s polit. Thätigkeit hat auf die Geschichte der Vereinigten Staaten einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, zerfällt aber in zwei streng voneinander geschiedene Perioden, in die Zeit seiner Opposition und des Kampfs gegen die herrschende Politik, und in die Zeit seiner Amtsführung und Herrschaft. Was S. in der ersten Periode auszeichnete, war nicht allein sein unausgesetzter Kampf gegen die Sklaverei, sondern vor allem der weite und tiefe Blick, der nicht am Einzelnen haftete, sondern vom höhern philos. Standpunkte aus die Politik

angriff und namentlich die Sklavereifrage in den Gang der ganzen geschichtlichen Entwickelun des Landes einreihte. Er wagte dem auf den Buchstaben der Constitution pochenden Uebermut der Sklavenhalter gegenüber zuerst das wahre Wort auszusprechen, daß es noch ein höher Gesetz gebe als die Verfassung, und 1858 machte er durch die Definition des zwischen de Norden und Süden entbrannten Kampfs als eines unvermeidlichen Conflicts (irrepressib conflict) noch größeres Aufsehen. Obgleich einer der hervorragendsten Gründer der republik nischen Partei (seine Freunde nennen ihn sogar deren Vater), erhob ihn doch diese weder 185 noch 1860 und 1864 zu ihrem Candidaten. Wie sehr diese Vernachlässigung gerechtfertigt wa bewies S. in seiner Praxis als Staatssecretär. Er war dem schwierigen Amte keineswegs g wachsen, unterschätzte die Secession, ergriff ungenügende oder halbe Maßregeln zu ihrer B kämpfung und wurde von den Ereignissen so ins Schlepptau genommen, daß er unter Johnson Verwaltung sogar dessen reactionäre Schwenkung billigte und dieselben Ideen verfolgen hal für welche er selbst ein halbes Menschenalter lang geschickt und tapfer gekämpft hatte. Auch seiner auswärtigen Politik war er unentschieden und schwankend. Wenn er auch, durch euro Verwickelungen unterstützt, in Mexico der Napoleonischen Politik gegenüber Erfolge errang, zo er doch bei England in fast allen wichtigen Fragen den kürzern. An demselben Tage, an we chem Lincoln ermordet wurde, machten andere Meuchelmörder auch ein Attentat auf S., dess rechte Kinnlade hierbei arg verletzt wurde. Er lag bei diesem Attentat krank im Bette, ur dieser Umstand rettete ihm das Leben.

Sewastopol oder Sebastopol, eine Hafenstadt des russ. Gouvernements Taurien, lie an der Südwestküste der Krim (s. d.), und zwar an dem südl. Gestade einer von Westen geg Osten in das Land eindringenden Bai, die einen der geräumigsten und sichersten Häfen d Welt bildet. Der Hafen wurde deshalb zum Kriegshafen und zur Station der gesammten rus Kriegsflotte des Schwarzen Meeres gewählt und galt wegen seiner Lage und seiner großartig Befestigungswerke von der Meeresseite her für uneinnehmbar, fiel aber doch im Orientkrieg nach elfmonatlicher Belagerung, 1855 der Zerstörung und Eroberung durch die Verbündete anheim. Seitdem darf auf Grund der Bestimmungen des Pariser Friedens vom 30. Mä 1856 der Hafen nur noch als Handelshafen benutzt werden. S. wurde unter Katharina I 5. Mai 1785 von Potemkin an der Stelle des Tatarendorfs Achtjar oder Akhtjar gegründe blieb jedoch bis 1805 unbedeutend und fast vergessen, seit welcher Zeit Alexander I., in Rück sicht auf seine Plane gegen die Türken, die Bauten von neuem mit Nachdruck aufnahm. D wichtigsten Arbeiten gehören aber unter die Regierungszeit des Zaren Nikolaus. Von dem Ca Chersones an, der äußersten Südwestspitze der Krim, hat die gegen Osten gerichtete Küs eine Reihe zum Theil tief gegen Süden einschneidender Buchten, zunächst die Dreifache od Bucht von Fanary mit der Kosacken- und der Kamysch- oder Schilfbai, die Pestschanaja- od Sandige Bucht, die Strelitzen- oder Schützenbucht und die Quarantänebucht. Nordöstlich vo letzterer springt das Cap und frühere Fort Alexander vor und diesem gegenüber im Norde das Cap und Fort Konstantin, welche beide den $1/8$ M. breiten Eingang zur Rhede oder Ba von S. bilden. Dieselbe ist 1 M. lang, durchschnittlich (ohne die Seitenbecken) $1/8$ M. brei hat 50—60 F. Tiefe und vortrefflichen Untergrund und endet im Osten an der Mündung de Tschernaja (s. d.) bei Inkjerman (s. d.). An der Südküste hat die Bai ebenfalls mehrere Buch ten, die Artilleriebucht, die südliche oder Linienschiffbucht, die Arsenal- oder Docksbucht und di Kielbucht. Es sind dies sämmtlich natürliche Häfen, welche, durch die unmittelbar dahinte aufsteigenden Kalkfelsen vor allen Stürmen gesichert, wie die Stadt selbst durch Festungswerk zahlreiche Batterien und Redouten geschützt sowie mit Magazinen und Werkstätten aller Ar besetzt waren. Die südl. Bucht, die am tiefsten (fast 3 Werst) ins Land einschneidet, ha ihren schmalen Eingang zwischen den durch die frühern gleichnamigen Forts gekrönten Cap Nikolaus (im Westen) und Paul (im Osten), ist 24—54 F. tief und war die Station de Kriegsschiffe. An der Westseite derselben zog sich von dem kolossalen Fort Nikolaus und de Artilleriebucht südwärts bis zu den alten Kasernen und dem Monument Kanarsky die Stadt S hin, in einer Länge von 2 Werst und einer Breite bis zu 1 Werst 80 Faden, an und auf eine durch Schluchten und Hohlwege vielfach zerrissenen Hügel. Die untere Stadt war von Hand werkern und Taglöhnern bewohnt. Die obere Stadt, der Wohnsitz der Wohlhabenden und An gesehenen, enthielt schöne, zum Theil von Gärten umgebene Häuser und Paläste, die mit große Luxus ausgestattete Bibliothek und das Theater. 10 Straßen durchschnitten die Stadt de Länge, 15 der Breite nach. Von dem auf der Höhe des Plateau gelegenen Boulevard (Grafs kaja Pristán) liefen die zwei schönsten und belebtesten Straßen aus, durchschnitten die gan

Stadt und mündeten am Hafen: die Seestraße, die den dreieckigen Platz hinter dem Fort Nikolaus berührte und an der prachtvollen, zum Meer hinabführenden Treppe endete, und südlicher die Nikolaus-(früher Katharinen-)straße, mit Trottoirs, prachtvollen Magazinen und andern Krongebäuden, der schönen Kathedrale, der kleinen Kapelle und einem hohen, der Admiralität gehörigen Thurme. Außer mehrern Kapellen hatte S. überhaupt sieben Kirchen, von denen einige, wie theilweise die Kathedrale, erhalten sind. Prachtvoll waren die Kais, ihre Unterlage im Westen von großen Kalksteinquadern, der obere Theil von Porphyr, die Brustwehren, Pilaren u. s. w. von Granit. Der eigentlichen Stadt gegenüber, an der Ostseite der südl. Bucht, lagen von Süden gegen Norden der Artilleriepark, das großartige Marinehospital, die 1852 vollendeten Prachtbauten der Marinekasernen und der neuen Admiralität. An der Arsenalbucht, einem östl. Seitenbecken am Nordende der Südbucht, hinter der mit dem Cap und dem frühern Fort Paul endenden Landzunge, befanden sich die Docks, großartige und überaus kostspielige Bauten, nach dem Plane und unter der Leitung des engl. Ingenieurs John Hupton errichtet und durch ein Dockbassin gespeist, in welches mittels eines durch einen Berg und über eine Thalschlucht geführten, 10 Werst langen Kanals das Wasser der Tschernaja geleitet wurde. Außerdem noch erfolgte diese Speisung durch ein Reservoir, in welches mittels eines Dampfpumpwerks Meerwasser gehoben ward. Oestlich von der Arsenalbucht und den Docks dehnte sich jenseit der Stadtmauer die Karabelnaja oder Schiffervorstadt aus, mit den Wohnungen der Docksarbeiter und Matrosen. Die Kielbucht endlich wurde zur Ausrüstung leichter Kriegsschiffe benutzt. Die Nordseite der großen Sewastopoler Rhede ist weniger reich an Buchten, war aber ebenfalls mit Forts, Batterien und Redouten besetzt. Gleich hinter dem Eingangsfort Konstantin erhob sich an der Sjewernaja- oder nördl. Bucht, dem für Küstenfahrzeuge bestimmten und mit großen Magazinen besetzten Hafen, das Fort Katharina, weiter östlich die Michaelbatterie, über der letzten das große nördl. Fort, eine umfangreiche Feldfeste. Diese und andere nördl. Befestigungen wurden 1855 nicht erobert. Sofort nach dem Kriege begann man den Wiederaufbau der zerstörten Stadt nach einem neuen, in Petersburg entworfenen Plane. Die Verbindung mit der Nordseite ward durch eine großartige Kettenbrücke zwischen dem Cap Nikolaus und der Michaelbatterie hergestellt. In der Karabelnaja wurden an der Stelle der frühern kleinen Hütten große, symmetrisch gebaute Häuser errichtet. Im Jan. 1857 waren bereits 300 Häuser wieder in Stand gesetzt und 80 neu erbaut. 1863 zählte S. bereits wieder 8218 E., während vor dem Ausbruch des Orientkriegs die Bevölkerung, mit Einschluß der zahlreichen Marine- und Festungsmannschaften, sich auf 47474 Individuen belief, darunter nur 4505 weiblichen Geschlechts. Die Rhede von S. war den Alten unter dem Namen Ktenûs (d. h. Kammhafen) bekannt. Die Halbinsel zwischen ihr und der Bucht von Balaklawa (s. d.) hieß der Herakleotische Chersonesos oder Cherronesos. Hier wurde im 5. Jahrh. v. Chr. von Heraklea am Pontus aus die Stadt Chersonesos oder Chersonesos-Heraklea (Cherronesos) gegründet, zuerst in unvortheilhafter Stelle südöstlich vom Cap Fanary, auf der schmalen Landzunge zwischen dem offenen Meere und der Kosackenbai, dann aber westlich an der Quarantänebucht. Dies Chersonesos blühte zu einer bedeutenden Handelsstadt auf, hatte 1 M. im Umfange, starke Ringmauern, eine Citadelle, eine Wasserleitung und einen Tempel der Artemis (Diana), deren Cultus hier die Verehrung aller andern Götter weit überragte. Die Stadt behauptete noch zur Zeit der röm. Kaiser ihre Freiheit, beherrschte das südl. Taurien und war dann Hauptstadt einer byzant. Provinz und eines Erzbischofs. 988 schon wurde sie durch die Russen unter Wladimir d. Gr., der sich hier, zu Korsun, taufen ließ, vorübergehend erobert. Später sah sie sich durch das genuesische Kaffa (Feodosia) verdunkelt. 1363 ward sie durch Olgerd von Litauen verheert, im 14. oder 15. Jahrh. von den Tataren völlig zerstört. Bei der Eroberung der Krim durch die Russen hatte sie noch bedeutende Ruinen aufzuweisen, die aber jetzt fast spurlos verschwunden sind. Das Vorgebirge Parthenium, wohin die Griechen die taurische Artemis (Diana) und die Iphigenia versetzten, ist nicht, wie man früher meinte, das jetzige Cap Fanary, sondern nach Neumann's überzeugender Darstellung das Cap Fiolente, im Westen von Balaklawa (s. d.). Vgl. Polsberw, «De rebus Chersonesitarum et Callatianorum» (Berl. 1838); Köhne, «Beiträge zur Geschichte und Archäologie von Cherronesus in Taurien (Petersb. 1849); Neumann, «Die Hellenen im Skythenlande» (Berl. 1855).

Die erwähnte Belagerung, welche S. während des Orientkriegs (s. d.) erlitt, gehört zu den merkwürdigsten, welche die Kriegsgeschichte überhaupt kennt. Nachdem die verbündeten Franzosen und Engländer 14. Sept. 1854 bei Eupatoria in der Krim gelandet waren, traten sie den Marsch auf S. an, um diesen wichtigsten Platz zu erobern und die russ. Flottenabtheilung im

dortigen Hafen zu vernichten. Ihren Sieg an der Alma (s. d.) benutzten sie jedoch nicht zu einem raschen Angriff auf das noch nicht vertheidigungsfähige S., sondern umgingen dasselbe, um, gestützt auf Balaklawa, dessen Hafen ihnen Zufuhr und Ersatz sicherte, die Festung von der Südseite anzugreifen. Am 28. Sept. kamen die verbündeten Heere unter Canrobert und Lord Raglan vor S. an. Die Franzosen besetzten die Halbinsel des Chersones; die Engländer nahmen ihr Hauptquartier in Balaklawa, wo auch die engl. Flotte einlief, während die französische in der Bucht von Kamiesch ankerte. Die Belagerung begann, obschon S. von der einen Seite gar nicht eingeschlossen war. Dort konnte also die Garnison jederzeit durch die russ. Operationsarmee unter Fürst Menschikow verstärkt oder von frischen Truppen abgelöst werden. Zwar waren von den Werken der Vertheidigungslinie, welche seit der Landung der Verbündeten in Angriff genommen worden, nur acht vollendet, darunter der Thurm auf dem Malakowhügel, der große Redan, beide vor der Schiffervorstadt, und die isolirte Mastbastion; aber die Befestigungsarbeiten wurden unter der genialen Leitung des Oberstlieutenant Todleben unermüdlich betrieben. Eine Recognoscirung 1. Oct. belehrte die verbündeten Feldherren, daß ein gewaltsamer Angriff ohne vorhergehendes Bombardement unmöglich sei. In der Nacht zum 10. Oct. wurde nun die erste Parallele eröffnet und der Batteriebau in den folgenden Tagen und Nächten ausgeführt, sodaß 13. Oct. die Franzosen 53, die Engländer 73 Geschütze eingefahren hatten. Am 17. Oct. fand unter Mitwirkung der Flotten ein Bombardement statt, das jedoch ziemlich unwirksam blieb, und es mußte daher zur förmlichen Belagerung geschritten werden, deren Arbeiten während des ganzen Monats fortgesetzt, aber durch nächtliche Ausfälle vielfach gestört wurden. In der Nacht zum 24. Oct. begannen die Franzosen den Bau der zweiten Parallele. Durch das erneuerte Bombardement litten zwar die Steinbauten der Befestigung; dieselben wurden aber durch schwer zu zerstörende Erdwerke ersetzt. Die Russen theilten die ganze südl. Vertheidigungslinie von S. zur bessern Leitung in vier Abschnitte, deren jeder unter einem bestimmten Commando stand, während General Moller den Befehl über die Garnison übernommen hatte. Verstärkungen trafen auf beiden Seiten ein. Fürst Menschikow versuchte zweimal durch einen Angriff S. zu entsetzen, 25. Oct. bei Balaklawa, 5. Nov. bei Inkjerman, jedoch ohne Erfolg. Die Belagerungsarbeiten, durch den Felsgrund erschwert, schritten nur langsam vor. Anfang Nov. 1854 begann der Bau der dritten Parallele und in dieser der Breschbatterien zur Vorbereitung eines Sturmes, welcher jedoch aufgegeben werden mußte. Das Regenwetter und der eintretende Winter hinderten die Arbeiten und brachten den Truppen unsägliche Leiden. Dagegen verstärkten und vermehrten die Russen ihre Werke in einer doppelten, oft dreifachen Vertheidigungslinie mit vielen Redouten und Batterien. General Osten-Sacken wurde Commandant von S. und führte eine active Vertheidigung durch fortwährende nächtliche Ausfälle, wobei die geschickt angelegten russ. Jägergruben immer weiter vorgeschoben und bald, die Rollen des Angreifers und Vertheidigers gewissermaßen vertauschend, zu förmlichen Contreapprochen wurden. Im Jan. 1855, nach kurzer Kälte, welche die Franzosen zum Vortreiben einer Minengalerie, jedoch ohne Erfolg, benutzten, mußten die Arbeiten der wechselnden Temperatur wegen eine Zeit lang ganz eingestellt werden. General Niel, Adjutant des Kaisers Napoleon, der Ende Jan. in besonderer Mission eintraf, überzeugte endlich die Feldherren, daß der Angriff nicht, wie bisher, auf die eigentliche Stadt, sondern auf die Schiffervorstadt, welche das Arsenal und alle Marineetablissements enthalte, zu richten und dadurch allein die russ. Flotte zu vernichten sei. Der Schlüssel der neuen Angriffsfront war der Malakow und der vorliegende Grüne Hügel. Doch bestanden die verbündeten Feldherren darauf, daß gleichzeitig die Belagerungsarbeiten gegen den großen Redan, die Mast- und Centralbastion fortgesetzt würden, wodurch der Angriff die Ausdehnung einer deutschen Meile gewann. Mitte Febr. 1855 begannen die Arbeiten auf der neuen Front. Die Russen warfen dagegen in kurzer Zeit drei, immer weiter vorgeschobene Werke auf und schlugen die darauf gerichteten Angriffe ab. Mitte März schritten die Belagerer hier mit der dritten, auf der alten Angriffsfront mit einer vierten Parallele vor. Ein bedeutender Ausfall in der Nacht zum 24. März, der stärkste während der ganzen Belagerung, konnte dies Vorschreiten nicht hindern. Die Armee der Verbündeten war durch neue Verstärkungen auf 110000 Mann gestiegen. Auch die russ. Streitmacht war ansehnlich gewachsen und Fürst Gortschakow kurz vor dem Tode des Kaisers Nikolaus zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Bis Anfang April hatten die Belagerer die Vorbereitungen zu einem allgemeinen Bombardement vollendet, das 9. April auf der ganzen Linie aus 508 Geschützen, zum Theil des schwersten Kalibers, eröffnet wurde und 14 Tage dauerte. Wol 200000 Geschosse wurden auf S. geschleudert, während die Kämpfe um die russ. Logements (Jägergruben), welche kühn bis auf 600 Schritt an

die feindlichen Werke getrieben waren, mit der größten Erbitterung abwechselnd fortdauerten. Unterdessen starb der franz. Chef des Geniewesens, und Niel trat an seine Stelle. Auch nach diesem in der Kriegsgeschichte fast beispiellosen Bombardement konnte der Sturm noch nicht unternommen werden. Der franz. General Canrobert gab Mitte Mai seine Entlassung ein, und Pélissier übernahm den Oberbefehl der Armee, welche abermals eine neue Organisation erhielt. In der Belagerung fiel während des Mai nichts Bedeutendes vor. Nur der Kampf um die Logements (guerre des embuscades) wurde fortgesetzt, und die Arbeiten gegen den Malakow rückten vor. Am 7. Juni 1855 erstürmten endlich die Franzosen (Bosquet), unterstützt von einer engl. und türk. Division, die sog. Weißen Werke (zwei vorgeschobene Redouten) und den Grünen Hügel mit seiner Redoute. Gegen den Malakow wurde die fünfte Parallele eröffnet und 18. Juni, bald nach Tagesanbrach, ein großartig angelegter Sturm auf denselben unternommen, welcher jedoch nach dreistündigem heftigen Kampfe auf allen Punkten abgeschlagen ward. Der Monat Juli verging darauf vor S. ziemlich ruhig. Auf der alten Angriffsfront wurde der Minenkrieg geführt, gegen den Malakow eine sechste Parallele ausgehoben und Zickzacks zu einer siebenten vorgetrieben. Der Festungskrieg begnügt sich sonst mit drei Parallelen. Die Russen legten dagegen neue Contreapprochen an und verstärkten den Malakow. Von beiden Seiten dauerte das Feuer lebhaft fort. Langsam, aber sicher rückten die Angriffsarbeiten vor; die Batterien der sechsten Parallele konnten armirt werden, und S. war nun in äußerster Gefahr. Fürst Gortschakow ließ daher 12. Aug. den Bau einer Floßbrücke über die Rhede beginnen, um die belagerte Südseite der Festung mit der freien Nordseite zu verbinden und der Garnison die nöthige Verstärkung oder den Rückzug zu sichern. Am 16. Aug. unternahm er noch einen letzten Entsatzversuch, der jedoch zu einer Niederlage an der Tschernaja führte. Die Tage von S. waren nun gezählt. Schon am 17. Aug. begann das Feuer aus der sechsten Parallele und wurde auf der ganzen rechten Angriffsfront fortgesetzt; aus neuangelegten Halbparallelen vorgehend, wurde die siebente auf nur 40 Schritt von den russ. Bastionen eröffnet. Ebenso nahe hatten sich die Franzosen auf der alten Angriffsfront vorgearbeitet, und der Sturm sollte nun am 5. Sept. von allen Batterien vorbereitet werden. In Erwartung desselben verstärkte Fürst Gortschakow die Besatzung auf 71000 Mann, und Todleben ließ hinter der vordern Vertheidigungslinie starke Abschnitte bauen. Am 5. Sept. begannen die Batterien aus 814 Geschützen das Feuer, zuerst mit ganzen Lagen, dann fortrollendes Flügelfeuer. Dasselbe dauerte drei Tage, zerstörte den linken Flügel der russ. Vertheidigungslinie trotz der möglichsten Erwiderung aus den Werken und verwandelte die Stadt in einen Trümmerhaufen. Zum Sturm waren 48 Bataillone in drei Colonnen bestimmt; speciell gegen den Malakow die 1. Division des 2. Corps unter Mac-Mahon. Um 12 Uhr am 8. Sept. gaben drei Raketen und gleich darauf drei Salven aus allen Batterien das Signal zum Vorbrechen aus den Trancheen. Nach einem dreistündigen furchtbaren Kampfe wurde der Malakow genommen und behauptet, während auf den andern Punkten ein kritischer Moment eintrat und der engl. Angriff total abgeschlagen ward. Der Verlust des Malakow, des Schlüssels von S., bewog aber den Fürsten Gortschakow zum Rückzuge und in der Nacht zur Räumung der Südseite. Die Brücke wurde abgetragen, die Befestigung an der Seeseite mit ihren Bastionen und Batterien am 9. Sept. gesprengt, ein Theil der Schiffe auf der Rhede versenkt. Am 11. Sept. sanken zuletzt die Dampfer, nachdem die Verbündeten am 10. in S. eingerückt waren. Der Sturm hatte auf jeder Seite 10000 Mann gekostet. Die Nordseite von S. war noch unbezwungen und wurde zur hartnäckigsten Vertheidigung eingerichtet; doch ließ es der unerwartet abgeschlossene Friede hier zu keinem Kampfe mehr kommen. Das Kriegsmaterial, das die Verbündeten in S. vorfanden, war kolossal. Der franz. General Bazaine wurde Commandant der Stadt, und Pélissier erhielt den Marschallsstab mit dem Titel eines Herzogs von Malakow. Vgl. Niel, «Siège de Sébastopol» (Par. 1858); Todleben, «Défense de Sébastopol» (Petersb. 1863 fg.); Weigelt, «Die Belagerungen S.s» (Berl. 1861).

Sewerien, ein ehemaliges blühendes Fürstenthum im Süden des heutigen Rußland, bildete zur Blütezeit des poln. Staats einen Theil der Ukraine, kam dann mit den übrigen Provinzen der Ukraine 1667 an Rußland und wurde 1782 in eine russ. Statthalterschaft mit Namen Nowgorod Sewerskÿ umgewandelt, die mit den Statthalterschaften Kiew und Tschernigow unter einen besondern Generalgouverneur gestellt war und einen eigenen griech. Bischof erhielt. 1802 wurde S. dem Gouvernement Tschernigow einverleibt. Der alte Herrschersitz Nowgorod-Sewersk zählte unter poln. Herrschaft 10—20000, im J. 1863 nur 7142 E. Es hat diese an der Desna gelegene Kreisstadt neun Kirchen, ein Gymnasium mit adelichem Pensionat, mehrere andere Schulen und zwei Wohlthätigkeitsanstalten.

Sextant ist in der allgemeinsten Bedeutung der sechste Theil eines Kreises oder ein
von 60 Graden. Gewöhnlich aber versteht man darunter einen Spiegelsextanten, d.
kleines, zur See unentbehrliches Instrument, welches dazu dient, die Winkel zweier Gege
in jeder Richtung und selbst dann zu messen, wenn der Beobachter sich, wie dieses auf S
der Fall, auf keinem festen Standpunkte befindet. Es besteht aus einem Kreissector (gew
von etwas mehr als 60 Graden oder dem sechsten Theil eines Kreises, wovon das Insti
auch den Namen hat), um dessen Mittelpunkt sich eine Alhidade (bewegliches Lineal) dreht,
an dem einen Ende einen Spiegel trägt, der senkrecht auf der Ebene des Kreises steht und
den Mittelpunkt desselben geht. Ein anderer ebener und viel kleinerer Spiegel ist gleichfa
der Ebene des Kreises senkrecht und zugleich so auf dem S. selbst befestigt, daß er mit dem
Spiegel parallel steht, wenn die Alhidade auf den Nullpunkt der Theilung zeigt. Die
Hälfte dieses kleinen Spiegels ist durchbrochen, d. h. nicht mit Amalgam belegt, sodaß der
von dem einen der beiden Gegenstände, den man beobachten will, durch den durchbrochener
des kleinen Spiegels unmittelbar in das Auge des Beobachters oder in das gewöhnlich dal
gebrachte kleine Fernrohr (das für nahe irdische Gegenstände eine bloße Röhre ohne Glä
gelangt. Dann wird, nachdem man die Ebene des S. in die durch beide Gegenstände g
Ebene gebracht hat, die Alhidade, welche den großen Spiegel trägt, so lange um den Mitte
des S. gedreht, bis die Strahlen des zweiten Gegenstandes auf den großen Spiegel falle
welchem sie nach dem kleinen Spiegel und von diesem endlich ebenfalls in das Auge des Be
ters zurückgeworfen werden. Während dieser Drehung der Alhidade aber muß das ohn
flexion durch den unbelegten Theil des kleinen Spiegels gesehene Bild des ersten Gegens
immer nahe in der Mitte des Fernrohrs erhalten werden. Wenn sich nun beide Bilder im
rohre genau decken, so ist der Winkel, welchen beide Spiegel miteinander machen, oder der
welchen die Alhidade durchlaufen hat, gleich der Hälfte des gesuchten Winkels, den beide G
stände im Auge des Beobachters machen. Der Umfang des S. ist aber immer schon
getheilt, daß jeder halbe Grad des Kreises als ein ganzer bezeichnet ist (also nicht in 60, s
in 120 Grade, die nun wieder gewöhnlich in je 6 Theile von 10 Minuten getheilt sind, w
ein angebrachter Nonius oder Vernier Theile von 10—30 Secunden noch zu messen gest
sodaß der unmittelbar abgelesene Bogen auch sogleich den gesuchten Winkel gibt. Will ma
die Höhe eines Gegenstandes, z. B. eines Thurms oder der Sonne, messen, so muß man zu
wo der Horizont nicht genau begrenzt ist, sich eines künstlichen Horizonts bedienen, der aus
horizontal gelegten Glasspiegel oder auch aus einer Wasser-, Oel-, Weingeist- oder Queck
fläche besteht. Man betrachtet das in diesem Horizonte sich spiegelnde Bild als den z
Gegenstand und verfährt ebenso, wie bereits erwähnt wurde. Auf diese Weise erhält man
in dem künstlichen Horizonte das Bild ebenso tief unter dem Horizonte sich darstellt, als s
Gegenstand über demselben befindet, unmittelbar die doppelte Höhe des Gegenstandes. Au
Meere benutzt man den sichtbaren Horizont und bringt die Gestirne, deren Höhe man
will, mit dem Meereshorizont in Berührung. Bei Beobachtungen der Sonne schützt ma
Auge durch gefärbte Gläser vor dem allzu starken Glanze derselben. Der Halbmesser d
beträgt zwischen 5 und 13 Zoll. Noch kleinere heißen Dosensextanten und werden
Hand gehalten. Die erste Idee zu diesem vortrefflichen Instrumente, welches das einzige is
der Seemann zu diesem Zwecke auf dem schwankenden Schiffe benutzen kann, verdankt man
ton. Doch wird gewöhnlich Hadley, welcher den ersten S. ausführte, für den Erfinder ge
und das Instrument ihm zu Ehren der Hadley'sche Spiegelsextant genannt. Mayer und
haben an diesem Instrumente mehrere Verbesserungen angebracht und statt eines bloßen
ausschnitts einen ganzen Kreis, nach denselben Grundsätzen, mit Spiegeln versehen. Die
verbesserte Instrument führt den Namen des Mayer-Borda'schen Spiegelkreises. In n
Zeit wird der kleine Spiegel durch ein Prisma ersetzt und statt des Kreisausschnitts ein
Kreis von 6—10 Zoll Durchmesser angewendet. Solche Instrumente, Reflexionsk
genannt, werden (im Preise von 60—100 Thlr.) von Pistor und Martius in Berlin in
Menge verfertigt und sind in der Marine mehrerer Staaten, wegen ihrer größern Bequeml
und ihrer Vortheile gegen den S., bereits eingeführt. Steinheil in München hat beide S
durch Prismen ersetzt und sog. Prismenkreise angefertigt.

Sextett, ein Tonstück für sechs Vocal- oder Instrumentalstimmen, die einfach beset
mehr oder minder obligat sind. Das Instrumentalsextett wird wol auch Sextuor genannt
formale Einrichtung des S. kommt mit der des Quartetts, Quintetts, Septetts u. s. w. ül

Sextius, der Name eines röm. Geschlechts, dem Lucius S. angehörte, der, nachd

mit Cajus Licinius zehn Jahre hintereinander das Volkstribunat bekleidet hatte, 366 v. Chr. der erste plebejische Consul war. — Cajus S. kämpfte als Consul mit Cajus Cassius Longinus 124 und als Proconsul in dem südl. Transalpinischen Gallien, dessen Eroberung die Römer damals begonnen hatten, mit Glück gegen die Arverner und die ligurischen Salluvier. Bei den warmen Quellen, wo er die letztern besiegte, gründete er 122 v. Chr. eine Stadt, nach ihm Aquae Sextiae, daher heuzutage Aix, genannt. — Publius S., wie es scheint, richtiger Sestius, war 63 v. Chr. als Quästor des Consuls Cajus Antonius gegen Catilina thätig und begleitete dann jenen in seine Provinz Macedonien. Als Volkstribun wirkte er 57 mit Milo für Cicero gegen Clodius. Auf Antrieb des letztern wurde er 56 wegen Bestechung bei den Wahlen und wegen Gewaltthätigkeit angeklagt, von Cicero in einer noch erhaltenen Rede vertheidigt und freigesprochen. Nach der Prätur 53 verwaltete er Sicilien; später begab er sich von der Seite des Pompejus auf die des Cäsar.

Sextus Empirikus, ein Skeptiker zu Ende des 2. Jahrh., wahrscheinlich ein Grieche, lebte zu Alexandrien und Athen und verband vielen Verstand mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit. Den Namen Empirikus, d. h. der Empiriker, erhielt er, weil er als Arzt der empirischen Schule zugerechnet wird, die zu seiner Zeit blühte. In seinen Werken erscheint die skeptische Kunst auf der Höhe, welche sie im Alterthum erreicht hat. Doch besteht sein Verdienst weniger in der eigenthümlichen Entwickelung der Skepsis als vielmehr in der vollständigen Sammlung und klaren Anordnung der Maximen und Schlußweisen, deren sich die frühern Skeptiker gegen den Dogmatismus bedient hatten, wobei er vornehmlich die Schriften des Aenesidemus benutzte. Die Skepsis setzte er in die Kunst, Erscheinungen und Gedanken einander auf alle mögliche Weise so entgegenzustellen, daß man durch das Gleichgewicht der entgegengesetzten Thatsachen und Gründe zur Zurückhaltung (ἐποχή) des Urtheils über Gegenstände, deren Wesen verborgen ist, und dadurch zu unerschütterlicher Gemüthsruhe (ἀταραξία) in Sachen der Meinung und zum Gleichmuth in Sachen der Nothwendigkeit gelange. Da er mit den von ihm gesammelten Wendungen der Skepsis, die von Spätern Zweifelsgründe genannt wurden, vornehmlich die philos. Systeme bekämpfte, wobei er oft sehr sophistisch verfuhr, so sind seine Schriften für die Kenntniß der griech. Philosophie von großer Wichtigkeit. Wir besitzen von ihm noch zwei Werke in griech. Sprache, wovon das eine («Pyrrhoniae hypotyposes») eine Entwickelung des Pyrrhonismus (s. Pyrrho) überhaupt, das andere («Adversus mathematicos») eine Anwendung der Pyrrhonischen Kunst auf alle damals geltenden philos. Systeme und andere Wissenschaften und Erkenntnisse enthält. Das letztere besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die erste in sechs Büchern die Unsicherheit der Grammatik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie und Musik, die zweite in fünf Büchern die der philos. Wissenschaften (Logik, Physik und Ethik) nachzuweisen sucht. Herausgegeben wurden beide Werke von Fabricius (Lpz. 1718; neue Ausg., 2 Bde., Lpz. 1840), am besten von Bekker (Berl. 1842); eine deutsche Uebersetzung begannen Niethammer und Buhle (Bd. 1, Lemgo 1801). Für die neuere Philosophie haben diese Schriften die Bedeutung, daß in ihnen die frühesten Keime zu einer Kritik des Erkenntnißvermögens zu finden sind. (S. Skepsis.)

Sexualsystem, s. Geschlecht.

Seydelmann (Jak. Crescenz), ein durch seine Sepiazeichnungen bekannter Maler, wurde zu Dresden 1750 geboren und machte seine Studien seit 1772 in Rom. Bei seiner Rückkehr von dort 1782 wurde er Professor der Akademie der Künste zu Dresden. Doch Italien blieb das Ziel seiner Wünsche. Noch neunmal besuchte er dasselbe, zuletzt 1818. Er starb in Dresden 27. März 1829. Seine Zeichnungen, bestehend in vortrefflichen Copien, sind sehr zahlreich und als Sepiazeichnungen Meisterstücke. Eine seiner gelungensten Arbeiten ist die Copie der Nacht des Correggio, welche Morghen in Kupfer gestochen hat. Auch seine Gattin, Apollonia S., geborene de Forgue, geb. zu Venedig 1767, erwarb sich als Zeichnerin und Malerin Ruf und führte viele Sepiazeichnungen aus. — Sein ältester Bruder, Franz S., der als Componist sich bekannt machte, geb. 1748, war ein Schüler Naumann's, dem er 1765 mit Schuster nach Italien folgte, wo er sich namentlich auch als Tenorsänger ausbildete. Nach seiner Rückkehr wurde er in Dresden 1772 als Kirchen- und Kammercomponist, 1787 als Kapellmeister angestellt. Er starb 23. Oct. 1806. Unter seinen Opern sind zu erwähnen «Die schöne Arsene», «Das sächs. Bauermädchen» und «Turco in Italia». Auch componirte er Sonaten u. s. w.

Seydelmann (Karl), ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 24. April 1795 zu Glatz in Schlesien, besuchte das dortige Gymnasium und trat 1813 als Soldat ein. Später begann er seine Laufbahn als Schauspieler auf den Bühnen zu Breslau, Gratz und Olmütz; doch wollte es ihm nicht glücken, sich Beifall zu erwerben. Erst in Prag gewann er allgemei-

nern Ruf. Er war dann in Kassel, in Darmstadt, 1829 in Stuttgart, gab 1831 in Wien, wo er schon entschiedenen Beifall fand, und 1837 in Berlin mit großem Erfolge eine Reihe Gastrollen. Er verließ 1838 Stuttgart, wo sich seine Verhältnisse unangenehm gestaltet hatten, und nahm eine lebenslängliche Anstellung in Berlin an, wo er 17. März 1843 starb. Seine Kunst war die des scharf berechnenden Verstandes, unterstützt durch eine eigenthümliche Gabe, die geistigen Resultate durch äußere Hülfsmittel zur Verwirklichung zu bringen. Dasjenige Element, welches ihm fehlte, war das der Begeisterung, die den Moment zum Schaffen ergreift. Seine Hauptrollen waren Ludwig IX., Cromwell, Shylock, Ossip, der Advocat Wellenberger in Iffland's «Advocaten», Iffland's «Essighändler», Abbé de l'Epée und Richard Brandon in Rellstab's «Eugen Aram». Eine Gattung von Rollen, die ihm auch ganz besonders gelangen, waren die feinern des Schauspiels. Vgl. Rötscher, «S.'s Leben und Wirken» (Berl. 1845).

Seydlitz (Friedr. Wilh. von), preuß. General, geb. zu Kalkar bei Kleve 3. Febr. 1721, zeigte schon als Knabe und als Page in Diensten des Markgrafen von Schwedt durch manches Wagstück den künftigen kühnen Reiter. Nachdem er 1739 in preuß. Dienste getreten, wurde er im ersten Schlesischen Kriege gefangen, sehr bald aber freigegeben. In der Schlacht bei Hohenfriedberg nahm er den sächs. General von Schlichting mit eigener Hand gefangen und wurde hierauf zum Major ernannt. Auch in der Schlacht von Sorr zeichnete er sich rühmlich aus. Seine Tüchtigkeit veranlaßte 1752 seine Erhebung zum Oberstlieutenant. Bald darauf wurde er Commandeur des Dragonerregiments Würtemberg, 1753 des Kürassierregiments von Rochow und 1755 Oberst. Einen glänzenden Angriff führte er in der Schlacht bei Kollin 1757 aus, und zwei Tage nachher ernannte ihn der König zum Generalmajor. Am 7. Sept. 1757 führte er ein kühnes Gefecht gegen die feindliche Cavalerie bei Pegau, und bereits 19. Sept. vertrieb er den Marschall Soubise aus Gotha. Vom Könige mit dem Commando über die gesammte Cavalerie beauftragt, feierte er seinen glorreichsten Tag in der Schlacht bei Roßbach 5. Nov. 1757, infolge deren ihm der König den Schwarzen Adlerorden verlieh, ihn zum Generallieutenant erhob und zum Chef eines Kürassierregiments ernannte. Seinen Ruhm erhöhten die Schlachten von Zorndorf und Hochkirch. In der Schlacht von Kunersdorf wurde S. verwundet und mußte nach Berlin gebracht werden. Da man öffentlich den Verlust der Schlacht dem zur Unzeit vom Könige an S. erlassenen Befehle, eine vortheilhafte Aufstellung zu verlassen, zuschrieb, so benahm sich der König sehr kalt gegen ihn und ließ ihn an mehrern Gefechten keinen Theil nehmen. Bald aber waren beide wieder versöhnt, und in der Schlacht bei Freiberg, 1762, fand S. die beste Gelegenheit, seine Umsicht in Verwendung der Infanterie wie der Cavalerie in glänzender Weise zu bewähren. Nach dem Frieden übertrug ihm der König die Inspection aller in Schlesien stehenden Cavalerieregimenter und ernannte ihn 1767 zum General der Cavalerie. S. starb 7. Nov. 1773. Sein Grab in dem Garten seines Landguts Minkowski bei Namslau in Schlesien bezeichnet ein einfaches Denkmal. In Berlin ließ ihm der König auf dem Wilhelmsplatze ein marmornes Denkmal errichten. S. war der ausgezeichnetste Reiterführer seiner Zeit, vielleicht aller Zeiten. Vgl. Varnhagen von Ense, «Leben des Generals von S.» (Berl. 1834).

Seyfried (Ignaz, Ritter von), Componist, geb. zu Wien 15. Aug. 1776, wurde ungeachtet seiner Neigung und großen Anlagen zur Musik vom Vater zum Studium der Rechte angehalten und durfte erst auf Verwendung P. Winter's jenem Studium entsagen und sich der Kunst zuwenden. Schon früh hatte er sich unter Mozart's, später unter Kozeluch's Leitung zu einem tüchtigen Klavierspieler ausgebildet, auch von Albrechtsberger Unterricht in der Composition erhalten. In seinem 21. J., 1797, ward er an Schikaneder's Bühne, dem Theater an der Wien, als Kapellmeister und Componist angestellt, in welchem Amte er große Umsicht und seltene Fruchtbarkeit zeigte. Von seinen Musiken zu Melodramen ist lange Zeit «Die Waise und der Mörder» beliebt gewesen. 1828 zog er sich in das Privatleben zurück. Er starb 26. Aug. 1841. S. ist zwar nicht unter die genialen Meister zu zählen, verdient aber wegen seines Strebens und Wirkens für die Kunst Anerkennung. Seine Werke für Bühne und Kammer sind vergessen, während sich die Mehrzahl seiner Compositionen für die Kirche durch frischen und edeln Sinn in Achtung erhalten haben. Auch als musikalischer Schriftsteller hat S. Verdienstliches geleistet.

Seymour, eine engl., aus der Normandie stammende Familie, die in der Geschichte zum ersten mal mit Sir John S. auftritt, der zu Anfange des 16. Jahrh. Sheriff von Somerset und Dorset war. Seine Tochter Jane wurde 1536 die dritte Gemahlin Heinrich's VIII., sein ältester Sohn Edward aber Herzog von Somerset (s. d.) und Protector des Reichs. Ein Urenkel desselben war Sir Edward S., ein berühmter Redner und Staatsmann, der als Mitglied des Unterhauses 1667 die Anklage gegen den Lordkanzler Clarendon erhob und durch-

setzte. 1673 wurde er zum Sprecher erwählt. Obwol Tory, nahm er an der Revolution von 1688 theil und starb hochbetagt 1707. Sein ältester Sohn war der Ahnherr der jetzigen Herzoge von Somerset; der zweite, Popham S., erbte die irischen Besitzungen seines Vetters, des Grafen Conway, weshalb er sich S.-Conway nannte. Er fiel 1699 im Duell und wurde von seinem jüngern Bruder Francis S. beerbt, der 1703 den Titel Lord Conway erhielt und 3. Febr. 1732 starb. Dessen zweiter Sohn, Henry S.-Conway, ein ausgezeichneter General und Staatsmann, befehligte 1761 die engl. Truppen in der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, wurde 1765 Staatssecretär und starb als Feldmarschall 1795; der ältere, Francis S.-Conway, bekleidete ebenfalls mehrere wichtige Staatsämter, wurde 1750 zum Grafen von Hertford, 1793 zum Grafen von Yarmouth und Marquis von Hertford erhoben und starb 14. Juni 1794. — Francis Charles S.-Conway, dritter Marquis von Hertford, geb. 11. März 1777, war anfangs unter dem Namen eines Grafen von Yarmouth bekannt (bis 1822) und erfreute sich der besondern Gunst Georg's IV. Er besaß den Geist, aber auch alle Fehler eines Edelmanns des ancien régime. Obwol Herr eines sehr großen Vermögens, verschmähte er doch kein Mittel, sich zu bereichern. Seinem Charakter soll Bulwer einige Züge zur Schilderung Lord Lilburne's in «Nacht und Morgen» entnommen haben. Er starb 1. März 1842. Sein ältester Sohn, Richard S.-Conway, vierter Marquis von Hertford, geb. 22. Febr. 1800, hat sich durch Kunstsinn, der zweite, Lord Henry S., geb. 18. Jan. 1805, als sog. Lion der pariser Gesellschaft bekannt gemacht. Derselbe starb im Aug. 1859 zu Paris und hinterließ sein ansehnliches Vermögen einer Mademoiselle Sophie Cheneau und den pariser und londoner Hospitälern. Letzteres Legat wurde Gegenstand eines langen Processes, der erst 1867 zu Gunsten einer gleichen Theilung der Erbschaftsmasse zwischen den Hospitälern von Paris und London entschieden ward. — Sir George Hamilton S., ausgezeichneter Diplomat, der Sohn Lord George S.'s und Enkel des ersten Marquis von Hertford, wurde 1797 geboren. Er erhielt 1817 eine Stellung als Attaché bei der brit. Gesandtschaft im Haag und 1819 den Posten eines Protokollisten im auswärtigen Amte. 1822 begleitete er den Herzog von Wellington auf den Congreß von Verona, und im Nov. 1823 ging er als Legationssecretär nach Frankfurt, von wo er 1826 nach Stuttgart und 1828 nach Berlin versetzt wurde. Im Sept. 1829 ward er zum Botschaftsrath in Konstantinopel ernannt, wo er sich eine große Kenntniß der orient. Angelegenheiten erwarb. Hierauf fungirte er seit 1831 als Gesandter in Florenz, vom April 1836 an aber in derselben Eigenschaft in Brüssel, wo er an allen Unterhandlungen zur Schlichtung der belg.-holländ. Streitfrage bis zum Schlußvertrage von 1842 theilnahm. 1846 nach Lissabon versetzt, sah er sich trotz der Unterstützung, welche England der portug. Regierung zur Dämpfung des Aufstandes in Oporto leistete, außer Stande, mit seinen Forderungen zu Gunsten des engl. Handels durchzudringen. Er kam dadurch zu dem Ministerium Cabral in ein gespanntes Verhältniß, welches im Jan. 1851 seine Abberufung zur Folge hatte. Als bald darauf eine Revolution in Portugal ausbrach, welche den Sturz des Ministeriums und die Flucht Cabral's herbeiführte, wurde S., aber mit Unrecht, beschuldigt, sie angestiftet zu haben. Er erhielt jetzt den wichtigen Posten eines Gesandten in Petersburg, wo er die persönlichen Verhandlungen über die orient. Frage mit dem Kaiser Nikolaus hatte, die später, nach dem Ausbruche des Krimkriegs, durch die engl. Presse veröffentlicht wurden. S. benahm sich unter den Verwickelungen jener Zeit mit Takt und Umsicht, sah jedoch den unvermeidlichen Ausbruch der orient. Krise vom Anfang an voraus. Infolge der Abreise des russ. Gesandten aus London war er auch seinerseits genöthigt, seine Pässe zu fordern; er verließ Petersburg im Febr. 1854. Im Dec. 1855 wurde er zum engl. Gesandten in Wien ernannt, wo er von neuem seine Erfahrung in einer sehr kritischen Epoche glänzend bewährte. Nach dem Abschlusse des Pariser Friedens 1856 trat er in den Ruhestand und lebte seitdem als Privatmann in London.

Sforza, eine berühmte ital. Familie, die im 15. und 16. Jahrh. eine große Rolle spielte und dem Herzogthume Mailand sechs Regenten gab. Der Stifter derselben war der Sohn eines Landmanns aus Cotignola in Romagna, Muzio Attendolo, der von dem Grafen Alberigo von Barbiano, dem eigentlichen Stifter des ital. Condottierewesens, den Namen Sforza, d. i. Erzwinger, erhielt. In der Jugend von der Feldarbeit zum Waffenhandwerk übergegangen, zeichnete er sich bald durch Gewandtheit und Kühnheit in den Kriegen im Kirchenstaat, in Toscana und namentlich in Neapel aus, wurde zum Haupt einer der tüchtigsten Condottierenschulen und fand als Großconnetable von Neapel 1424 im Flusse Pescara den Tod. — Seinem ebenso tapfern Sohne, Francesco S., geb. 1401, hinterließ er zugleich mit den ihm ergebenen Scharen die Macht, sich allen Staaten furchtbar oder werth zu machen. So geschah es, daß Francesco, nach-

dem er viele Jahre bald Mailand, bald Venedig und Florenz gedient und der berühmteste Kriegsmann in Italien geworden, Bianca Maria Visconti, die natürliche Tochter des Herzogs Filippo Maria von Mailand, des letzten dieses Hauses, heirathete und nach dessen 1447 erfolgtem Tode die Herrschaft über Mailand errang. Von 1450 bis zu seinem Tode 1465 wirkte er mit Klugheit und Umsicht für die Befestigung der Macht des Staats und seiner Familie. — Francesco's Sohn, Galeazzo Maria S., Barbar und Wüstling, wurde 1476 durch Verschworene ermordet. — Ihm folgte sein unmündiger Sohn, Giovanni Galeazzo S., der von seines Vaters Bruder, Lodovico il Moro, verdrängt und wahrscheinlich vergiftet ward. Um sich auf dem usurpirten Throne zu halten, veranlaßte Lodovico, schlau, aber dennoch sich verrechnend in seinen Planen, den Zug Karl's VIII. von Frankreich gegen Neapel, auf welches das franz. Haus von den Anjous her Anspruch erhob, und führte so das Unglück des Landes wie das seines eigenen Geschlechts herbei. In der Folge trat er zu dem Bunde gegen Frankreich und wurde deshalb von Ludwig XII. 1499 vertrieben. Zwar kehrte er noch in demselben Jahre mit Hülfe von Schweizern zurück; allein Ludwig zog nochmals gegen ihn zu Felde. Lodovico, von seinen Schweizersöldnern 1500 ausgeliefert, starb 1510 als Gefangener zu Loches in Touraine. — Sein Sohn, Massimiliano S., vertrieb zwar 1512 die Franzosen wieder aus Mailand, mußte aber dem Könige Franz I., dem Sieger bei Marignano, 1515 sein Land gegen ein Jahrgeld abtreten. Als jedoch Franz I. von Kaiser Karl V. aus Italien verdrängt war, belehnte der Kaiser Lodovico's jüngern Sohn, Francesco S., der seit 1521 Herzog von Mailand war, 1529 mit dem Herzogthum. Dieser starb 24. Oct. 1535. Karl V. gab 1540 das Herzogthum als erledigtes Reichslehn seinem Sohne, dem nachmaligen Könige Philipp II. von Spanien. — Es gibt mehrere Nebenlinien des Hauses S. Von Francesco's I. Bruder, Alessandro S., einem ausgezeichneten Feldhauptmann, stammten die Herren von Pesaro, welche 1515 erloschen; von einem andern Bruder, Bosio S., die Grafen von Santa-Fiora in Toscana, Erben des uralten Hauses der Aldobrandeschi und der röm. Cesarini. Die Herzoge S.-Cesarini blühen noch in Rom.

Sgraffito ist eine im Laufe des 16. Jahrh. in Italien zuerst aufgekommene Art malerischer Ausschmückung des Aeußern von Bauwerken. Man strich zu diesem Zwecke die ganze Mauer mit einer dunkeln Farbe, legte dann eine hellere darüber und ritzte in diese mit spitzen Eisen die beabsichtigte Zeichnung ein, die alsdann auf dem hellen Grunde in dunkeln Strichen hervortrat. An Palästen Roms hat sich einiges davon erhalten. Besonders wird Polidoro Caldara (da Caravaggio) genannt, der mit dem Florentiner Maturino dergleichen an vielen Palästen Roms ausgeführt haben soll, und dem man die Erfindung des S. zuschreibt. Im J. 1840 entdeckte A. von Minutoli an Wohnhäusern zu Liegnitz in Schlesien Darstellungen in dieser Technik aus dem J. 1613. Neuerdings brachte Semper zuerst wieder das S. in Anwendung. So an der Attika des dresdener Theaters und an dem Polytechnikum in Zürich. Ueberhaupt erfreut sich diese Art der Wanddecoration, die sich durch ihr künstlerisches Gepräge sowie durch Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Herstellung empfiehlt, erneuerter Aufnahme in der Gegenwart. Vgl. Lange und Bühlmann, «Die Anwendung des S. für Façadedecoration» (Münch. 1867).

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, erster Graf von), ein engl. Staatsmann unter Karl II., geb. 22. Juli 1621 in der Grafschaft Dorset, stammte von seiten der Mutter aus dem Hause Ashley und war der Sohn des Sir John Cooper auf Rockbourne. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sich in Lincolns-Inn zu London den Rechtswissenschaften. Bereits 1640 trat er ins Unterhaus und gelangte bald durch seine Talente zu großem Einfluß. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs bot er sich der Hofpartei als Vermittler an, die ihn aber zurückwies. Er ging deshalb zur Parlamentspartei über und errichtete ein Truppencorps, an dessen Spitze er mehrere glückliche Schläge führte. Nach Auflösung des Langen Parlaments erzürnte er den Protector durch seine Opposition, wurde aber doch in das neue Haus gewählt. Als er nach Cromwell's Tode die Neigung der Nation für Herstellung des Throns gewahrte, zog er die Presbyterianer an sich und machte sich zur Seele der Reaction, während Monk (s. d.) das Werkzeug wurde. Karl II. überhäufte ihn nach der Restauration mit Gunst, ernannte ihn zum Lord-Lieutenant in Dorset und 1661 zum Pair mit dem Titel Lord Ashley. Dennoch versammelte er im Oberhause die Widerstandspartei um sich, widersetzte sich der berüchtigten Uniformitätsacte von 1662 und sprach gegen den Verkauf von Dünkirchen und den Krieg mit Holland. Sein unruhiger Charakter und Mangel an Vermögen trieben ihn aber wieder der Regierung zu. Karl II. ernannte ihn 1669 zum ersten Lord des Schatzes in dem berüchtigten Ministerium Cabal (s. d.), das in Verbindung mit Ludwig XIV. von Frankreich in England den Katholicismus und den absoluten Thron herstellen sollte. Im April 1672 erhielt er die Würde eines

Grafen von S. und im Nov. das Amt eines Lord-Kanzlers. Als er jedoch zur Einsicht gelangte, daß der Plan nicht durchzuführen sei, und daß der König leicht seine Rathgeber dem Parlamente opfern könnte, deckte er im März 1673 die Intrigue im Oberhause auf und ging offen zur Volkspartei über; zugleich beförderte er die Einführung der Testacte. Nachdem er im Nov. 1673 seines Amts enthoben worden, trat er kühn an die Spitze der parlamentarischen Opposition. Seine Behauptung, daß die Prorogation des Parlaments vom Nov. 1675 bis zum Nov. des folgenden Jahres eigentlich eine Auflösung desselben sei, erregte den ganzen Zorn des Hofs und zog ihm eine 13monatliche Gefangenschaft im Tower zu. Nach seiner Befreiung bekämpfte er die Doctrin vom leidenden Gehorsam, beutete das papistische Complot von 1678 aus, betrieb die Thronausschließung des kath. Herzogs von York und stürzte endlich das Ministerium des Grafen von Danby. Gegen den Rath der Hofleute wurde er im März 1679 zum Präsidenten des Staatsraths ernannt. Um so kühner betrieb er nun die Ausschließung York's und brachte 1679 auch die Habeas-Corpus-Acte (s. d.) zu Stande. Nach der Rückkehr des Herzogs von York aus Schottland erhielt S. aus dem Staatsrath seine Entlassung. Wohl begreifend, daß er gegen den Herzog von York entweder siegen oder unterliegen müsse, verfügte er sich im Febr. 1680 mit zwölf andern vor das Gericht der Kings-Bench und klagte den Herzog als widerspenstigen Papisten an. Nachdem die Ausschließungsbill 21. Oct. verworfen worden, verband er sich mit dem Herzoge von Monmouth und andern, um sich im Falle des Todes Karl's II. der Thronbesteigung York's mit den Waffen zu widersetzen. Dieser Umtriebe wegen ließ ihn der Hof im Juli 1680 in den Tower werfen und im Nov. des Hochverraths anklagen. Unter dem Jubel des Volks sprach ihn jedoch die Jury aus Mangel an Beweis frei, worauf er in Verein mit Monmouth, Russell, Algernon Sidney u. a. die sog. Kornbodenverschwörung (Rye-house-plot) ausbildete. Weil die Verschworenen die Ausführung des Anschlags mehrmals verschoben, hielt er sich für gefährdet und floh noch 1682 nach Amsterdam. Hier starb er 2. Jan. 1683. Martyn gab aus Familienpapieren S.'s «Memoirs» (Lond. 1837) heraus.

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, dritter Graf von), der Enkel des vorigen, bekannt als philos. Schriftsteller, wurde zu London 26. Febr. 1671 geboren. Sein Großvater ließ ihn von einer gelehrten Frau unterrichten, welche abwechselnd lateinisch und griechisch mit ihm sprechen mußte, bis er 1683 auf die Schule zu Winchester kam. 1686 ging Ashley auf Reisen und hielt sich in Frankreich und Italien längere Zeit auf. Nachdem er 1689 zurückgekehrt, lebte er noch fünf Jahre literarischen Beschäftigungen und trat dann ins Parlament. Er bewies sich hier als eifriger Freund der Freiheit und des gemeinen Besten. Doch verließ er wegen geschwächter Gesundheit die parlamentarische Laufbahn und reiste 1698 nach Holland, wo er ein Jahr in dem Umgange mit Bayle, Leclerc und andern Gelehrten verlebte. Nach seiner Zurückkunft wurde er beim Tode seines Vaters Graf von S.; doch erst auf Zureden seines Freundes, des Lord Somers, trat er 1700 in das Oberhaus. Hier unterstützte er die Maßregeln des Königs Wilhelm mit Eifer. Nach der Thronbesteigung der Königin Anna zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, und ging wieder nach Holland. Als franz. Fanatiker eine Gärung in England erregt hatten und man gegen die Urheber derselben gewaltsame Maßregeln ergreifen wollte, rieth er durch seine «Letter concerning enthusiasm» (Lond. 1708) zur Milde. Er verheirathete sich 1709 und ging 1711 nach Italien, wo er zu Neapel im Febr. 1713 starb. Seine Werke erschienen unter dem Titel «Characteristics of men, manners, opinions and times» (3 Bde., Lond. 1713; beste Ausg., 3 Bde., 1773; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1776). Auch ließ er zwei Bände seiner Briefe über philos. und theol. Gegenstände erscheinen (1716 u. 1721). Seine Untersuchung über Verdienst und Tugend wurde von Diderot bearbeitet; eine deutsche Uebersetzung seiner «Philos. Werke» besorgten Hölty und Benzler (3 Bde., Lpz. 1776—79). Seine Darstellung zeugt von einem warmen Gefühle für das Schöne. Mehrere seiner Schriften, z. B. «The moralists», gehören zu den Mustern der engl. Prosa. Rücksichtlich seiner philos. Denkart war er bemüht, die nachtheiligen Folgen des Empirismus seines Freundes Locke an den Tag zu legen und im Gegensatze zu der Theorie der Selbstsucht, die sich als Moral geberdete, die unmittelbare Schönheit des Guten zum Bewußtsein zu bringen. S. erscheint überall als Vertheidiger der Freiheit, als Anhänger der natürlichen Religion und als Freund der Tugend. Seine Schriften bezeichnen allerdings mehr den liebenswürdigen Menschen als den tiefen Denker; doch können sie als die Grundlage des später von Hutcheson und den schott. Moralphilosophen ausgebildeten Systems betrachtet werden.

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, siebenter Graf von), ein Nachkomme des vorigen, bekannt als Philanthrop und Haupt der evang. Kirchenpartei in England, wurde geb. 28. April

1801 als der Sohn Cropley Ashley-Cooper's, sechsten Grafen von S., bis zu dessen Tode (2. Juni 1851) er den Namen Lord Ashley führte. Zu Oxford erzogen, trat er 1826 als Parlamentsmitglied für Woodstock ins Unterhaus und unterstützte die Ministerien Liverpool und Canning, ohne jedoch ein Amt anzunehmen. Unter Wellington wurde er hingegen Mitglied des Indischen Raths (Board of control) und siegte 1831 bei der Bewerbung um die Vertretung der Grafschaft Dorset nach einem 15tägigen Wahlkampf über den whigistischen Gegencandidaten Ponsonby. In dem kurzen Ministerium Peel 1834—35 war er Lord der Admiralität. Nach dem Tode Sadler's übernahm er die Leitung der Zehnstundenbill (Abkürzung der Arbeitszeit auf 10 St.), deren Durchsetzung er fortan zum Hauptziele seiner parlamentarischen Wirksamkeit machte. Als Peel 1841 von neuem ans Ruder kam, lehnte Lord Ashley es daher auch ab, wieder an dem Ministerium theilzunehmen, da der Premier sich nicht zur Genehmigung jener Maßregel verstehen wollte. Durch seine standhafte Verfechtung derselben erbitterte er zwar die Fabrikbesitzer aufs äußerste, erwarb sich aber dagegen die Achtung aller Menschenfreunde und die dankbare Anhänglichkeit der arbeitenden Bevölkerung. 1846 entschloß er sich, die Aufhebung der Kornzölle zu befürworten, verzichtete aber zugleich auf seinen Sitz im Parlament, da er sich zwar bei seiner Wahl nicht zur Aufrechthaltung des Schutzsystems verpflichtet hatte, doch mit der Gesinnung der Mehrzahl seiner Committenten in Widerspruch stand. Bei den Wahlen von 1847 trat er als Candidat für Bath gegen Roebuck auf und wurde auch hauptsächlich durch die Unterstützung des religiösen Publikums gewählt. Im Oberhause setzte er seit 1851 die Verfechtung der Interessen des Protestantismus fort, namentlich bei Gelegenheit der Religionsverfolgungen in Toscana; auch hielt er 10. März 1854 eine sehr bemerkenswerthe Rede über die Verhältnisse der christl. Sekten in der Türkei. Im öffentlichen Leben hat S. stets große Unabhängigkeit gezeigt. Sein Bestreben war vor allem auf die Verbesserung der socialen Lage und des sittlichen Charakters der untern Klassen gerichtet, wozu er durch Errichtung von Arbeiterwohnungen, die Gründung der «Zerlumpten Schulen» (Ragged schools) und die Beförderung sanitätspolizeilicher Reformen beitrug. Sein Einfluß bei der evang. Partei der engl. Kirche ist sehr bedeutend, und der Puseyismus hat keinen entschiedenern Widersacher als ihn. Da es ihm nur um das Christenthum selbst zu thun ist, so schließt er sich zu wohlthätigen und religiösen Zwecken auch Andersdenkenden gern an und wirkt als Präsident der prot. Allianz, der Bibelgesellschaft, der Gesellschaft zur Bekehrung der Juden u. s. w. Hand in Hand mit Mitgliedern aller andern prot. Confessionen. Als Schriftsteller war er namentlich in der «Quarterly Review» durch gediegene Aufsätze über sociale und industrielle Fragen thätig. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Grafen Cowper hat S. eine zahlreiche Familie. — Sein ältester Sohn, Anthony, Baron Ashley, geb. 27. Juni 1831, erhielt seine Erziehung auf der Schule zu Rughby. Er trat 1848 in die engl. Marine und kämpfte zur See im Orientkriege. 1856 wurde er der Specialmission Lord Granville's nach Rußland beigeordnet. 1857 trat er für Hull ins Unterhaus, später für den Flecken Cricklade.

Shakers, auch Shaking-Quakers genannt, eine um das J. 1747 zu Manchester in England entstandene und seitdem nach Amerika verpflanzte Sekte. Ihre Gründer gehörten ursprünglich zur Gemeinde der Quäker, mit welchen die S. noch in dem Widerstande gegen die bürgerliche und geistliche Autorität des Staats, in der Weigerung, Kriegsdienste zu thun und Eide zu leisten, in der Verwerfung der Sacramente und in dem Glauben an die unmittelbaren Offenbarungen des Heiligen Geistes übereinstimmen. Ihren spätern Charakter erhielt die Sekte durch Anna Lee, die sich 1770 an die Spitze derselben stellte. Diese Frau war 1736 als die Tochter eines Grobschmieds zu Manchester geboren und hatte sich sehr jung mit einem Handwerksgenossen ihres Vaters verheirathet. Nachdem sie sich den S. angeschlossen, gab sie vor, eine göttliche Mission empfangen zu haben, fand bei ihrer Sekte Glauben und wurde als «Mutter» und Prophetin anerkannt, während sie sich selbst «das Wort» nannte. In England verfolgt, schiffte sie sich 1774 mit einigen Anhängern nach Amerika ein, wo sie die erste Gemeinde oder «Familie» der S. zu Watervliet bei Albany stiftete. Sie hatte sich zwar für unsterblich erklärt, starb aber schon 1784. Es bildeten sich nun neue Gemeinden zu Lebanon in Massachusetts und Enfield in Connecticut, die nach und nach so anwuchsen, daß man 1832 in den Vereinigten Staaten 15 Gemeinden mit 6000 Mitgliedern zählte. Ihre Hauptsatzung ist das Cölibat; Ehen werden unter keinen Umständen erlaubt und die Gesellschaft vermehrt sich nur durch Proselyten. Es herrscht bei den S. vollständige Gütergemeinschaft, und sie zeichnen sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Genügsamkeit vortheilhaft aus. Eine Hauptquelle ihres Reichthums sind ihre Viehheerden, die mit großer Sorgfalt gewartet werden. Ueberhaupt macht in

den Dörfern der S. die Reinlichkeit, Ordnung und Ruhe einen günstigen Eindruck, der nur durch das finstere, ascetische Ansehen der Bewohner und die Seltsamkeit ihrer Tracht, die sie aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts beibehalten, gestört wird. Ihren Namen haben die S. von den eigenthümlichen Bewegungen, die sie beim Gottesdienst ausführen, und die anfangs weit heftiger waren. Gegenwärtig beschränken sie sich meist auf eine Procession in zwei, von den beiden Geschlechtern gebildeten Kreisen, mit einem menuetartigen Tanze endend, der von Händeklatschen und dem taktmäßigen Absingen einer Hymne begleitet wird. Zuweilen wird aber auch der «Todtentanz» aufgeführt, der einen so wilden und gewaltsamen Charakter hat, daß die Tanzenden erschöpft zur Erde fallen. Die Gemeinden werden von Aeltesten verwaltet; die obere Leitung hat gewöhnlich eine Frau, welche durch Visionen dazu berufen wird und als Nachfolgerin der ersten Prophetin Anna gilt. Das Glaubensbekenntniß der S. ist in dem Buche «Testimony of Christ's second appearance» enthalten.

Shakspeare (William), richtiger Shakespeare, bisweilen auch Shakspere geschrieben, der größte dramatische Dichter der Engländer, und einer der größten Dichtergenien aller Völker und Zeiten, stammt aus einer Familie, welche in Warwickshire, einer Grafschaft des mittlern England, dem Kleinbürger- und Gutspächterstande seit dem 14. Jahrh. angehört hatte. Welches Gewerbe der Vater des Dichters, John S., in Stratford am Avon, in welches Städtchen er ungefähr um 1561 aus dem benachbarten Luittesfield eingewandert war, betrieb, ist ungewiß. Nur so viel scheint sich aus den verschiedenen, voneinander abweichenden und doch theilweise gleichzeitigen Angaben herauszustellen, daß er mit dem wechselnden Betriebe städtischer Hantierungen, in denen er nacheinander sein Glück versuchte, andauernd einen landwirthschaftlichen Betrieb verband. Sein Besitzthum in Stratford vermehrte er 1557 durch Verheirathung mit Mary Arden, die, aus einer alten, angesehenen Familie in der Nähe stammend, ihrem Gatten Ländereien und auch einiges Geld zubrachte. Von dem Jahre seiner Verheirathung an bekleidete John S. verschiedene Ehrenämter in der städtischen Corporation, deren Höhepunkt er mit dem 1568—69 verwalteten Amte eines Bailiff von Stratford erreichte. 1571 wurde er zum ersten Alderman erwählt. Auf eine Abnahme der günstigen Verhältnisse, in denen er bis dahin gelebt, etwa seit 1583, scheinen verschiedene Umstände hinzudeuten, ohne daß jedoch eine eigentliche Verarmung jemals eingetreten sein mag. Wenigstens scheint er stets im ungestörten Besitze zweier Häuser in der Henleystreet in Stratford geblieben zu sein, in deren einem, der Tradition zufolge, sein Sohn William im April 1564 das Licht der Welt erblickt hat. Als dessen Geburtstag bezeichnet die Tradition, wahrscheinlich auf die Inschrift des Grabsteins gestützt, den 23. April, den Jahrestag seines Todes. In dem Register der stratforder Pfarrkirche findet sich nur der Tauftag, der 26. April, angegeben. Zwischen dem Vermerk dieses Tauftags und dem folgenden, auf seine Heirath bezüglichen Documente von 1582 ist im Leben unsers Dichters eine Lücke, die sich nur durch Vermuthungen ausfüllen läßt. Wahrscheinlich hat der junge S. die öffentliche Schule, in der jeder stratforder Bürgersohn unentgeltlich Unterricht erhielt, besucht und dort so viel Latein gelernt, als er überhaupt verstand. Zweifelhafter schon erscheint es, daß der Vater, infolge seiner beschränkten Verhältnisse, den Sohn vor der Zeit aus der Schule genommen, damit derselbe ihm zu Haus bei seinen Geschäften zur Hand gehe. Nur so viel läßt sich mit einiger Sicherheit aus den verschiedenen, sich widersprechenden Notizen entnehmen, daß der junge S., aus der stratforder Schule entlassen, sich zunächst keine selbständige Existenz begründete, sondern mehrere Jahre lang in dem väterlichen Hause und Geschäfte als Gehülfe und Theilhaber fortlebte. In diesem Verhältniß scheint auch keine Veränderung eingetreten zu sein durch die Verheirathung des noch minorennen Jünglings im Herbst 1582. Seine Frau, Anna Hathaway, laut Inschrift des Grabsteins acht Jahre älter als er, war die nachgelassene Tochter eines wohlhabenden Landmanns in der Nähe von Stratford. Das älteste Kind dieser Ehe, Susanna, wurde im Mai 1583 in der stratforder Kirche getauft. Später folgte noch ein Zwillingspaar, Hamnet und Judith, getauft ebendaselbst im Febr. 1585. Nicht lange nach der Geburt dieser beiden jüngern Kinder muß S. seine Familie und Beschäftigung in Stratford verlassen und sich nach London begeben haben. Die Veranlassung zu diesem Schritt war schwerlich, wie eine Tradition angibt, die Furcht vor der Strafe eines benachbarten Landedelmanns, in dessen, wie Malone nachweist, gar nicht vorhandenem Park S. gewilddiebt haben soll, sondern, wie Aubrey viel glaubwürdiger berichtet, «eine natürliche Neigung zur Poesie und Schauspielkunst», die er nur in der Hauptstadt in fruchtbringender Weise befriedigen und zur Basis seiner Existenz machen konnte. Wahrscheinlich schloß er sich sogleich in London derjenigen Schauspielertruppe an, als deren Theilhaber er später immer erscheint: der Truppe, welche unter dem Patronat erst des

Grafen Leicester, später des Oberkammerherrn der Königin, 1575 ihr Theater in Blackfriars gebaut oder hergestellt hatte. An diesem Theater muß S. sich als Schauspieler und noch mehr als Schauspieldichter im Verlaufe weniger Jahre zu einer Stellung emporgearbeitet haben, in der er, nach dem Zeugnisse des sterbenden Robert Greene, alle Nebendichter auf dem Gebiete des Dramas bereits 1592 überflügelt hatte. Für das Ansehen, welches S. schon damals auch außerhalb seines Berufskreises genoß, sprechen die Widmungen seiner episch-lyrischen Gedichte «Venus and Adonis» (1593) und «Lucrece» (1594) an den Grafen Southampton, einen großen Gönner der Poesie und des Schauspiels überhaupt, und S.'s insbesondere. Gleichzeitig erhellt der Flor seiner Truppe, infolge seiner Mitwirkung und Betheiligung, aus der Erbauung eines zweiten Theaters, des Globustheaters, das die Gesellschaft schon 1596 als Sommertheater benutzte, während im Winter in Blackfriars gespielt wurde. Den wahrscheinlich sehr ansehnlichen Gewinnantheil, welchen S. von dieser Theaterunternehmung bezog, verwandte er 1597 zum Ankaufe eines der größten Häuser in Stratford sowie in den folgenden Jahren zu weitern Erwerbungen von Grundbesitz in und bei seiner Vaterstadt, die er auch während seiner londoner Wirksamkeit stets als seine Heimat, als sein eigentliches Domicil betrachtet zu haben scheint, wohin er zum Besuche seiner Familie, nach Aubrey's Zeugniß, jährlich einmal gereist ist. Offenbar hegte er schon damals die etwa zehn Jahre später verwirklichte Absicht, sich ganz von London nach Stratford zurückzuziehen und dort in behaglicher Ruhe den Rest seines Lebens zu verbringen. Noch im J. 1598 erklärt Meres, indem er in seinem «Wit's Treasury» eine Reihe damals bekannter S.'scher Dramen anführt, unsern Dichter für den besten Dramatiker unter den Engländern und erwähnt nebenbei mit großem Lobe auch dessen Sonette, die damals nur handschriftlich bei den Freunden circulirten und erst zehn Jahre später ohne Zuthun des Verfassers dem Drucke übergeben wurden. Auch die Erscheinung einer Sammlung von Liebesliedern von verschiedenen Verfassern unter dem Titel «The Passionate Pilgrim. By William S.» (1599) zeigt, wie berühmt unser Dichter damals sein mußte, daß ein Verleger sich versucht fühlte, diese Speculation auf das Aushängeschild seines erborgten Namens zu machen. Daß seine Dramen häufig vor der Königin Elisabeth und noch öfter vor König Jakob I. mit vielem Beifall aufgeführt wurden, ist mehrfach bezeugt, wie denn die S.'sche Truppe bald nach der engl. Thronbesteigung des letztern Königs als königliche Schauspieler (The King's players) besonders privilegirt wurden. Um dieselbe Zeit (1603) finden wir S.'s Namen als Schauspieler zum letzten mal verzeichnet unter den Darstellern des «Sejanus» von Ben Jonson. Als Schauspieldichter scheint S. aber für seine Bühne noch in seiner Zurückgezogenheit in Stratford thätig geblieben zu sein, wie er denn von dort aus gelegentlich kürzere Besuche in London abstattete. Von S.'s Liebenswürdigkeit und Respectabilität wird uns sowol aus seinem londoner Leben wie aus seinen Tagen in der Heimat, wo er im Genusse eines beträchtlichen Vermögens eine edle Gastfreundschaft übte, mehrfach berichtet. Im März 1616 machte er sein Testament, noch bei vollkommener Gesundheit und Gedächtnißkraft, wie er darin erklärte; indeß verrathen die Schriftzüge der drei eigenhändigen Unterschriften Spuren großer Körperschwäche und er selbst überlebte die Abfassung seines Testaments nur um wenige Wochen. Von der Natur und dem Verlaufe seiner Krankheit, die ihn 23. April 1616 wegraffte, ist nichts Authentisches überliefert. Am 25. April wurde er in der Kirche zu Stratford an der Nordseite des Chors begraben. Die Inschrift seines Grabsteins soll er kurz vor seinem Tode selbst verfaßt haben. Ein Denkmal, bestehend in einer steinernen, bemalten Büste des Dichters, wurde ihm zu Ehren an der nördl. Wand des Kirchenchors errichtet, jedenfalls vor 1623, da auf dasselbe in einem Gedichte vor der in diesem Jahre erschienenen Gesammtausgabe seiner dramatischen Werke angespielt wird. S.'s Witwe überlebte ihn um sieben Jahre und ist an seiner Seite bestattet. Ebendaselbst hat auch seine ältere Tochter Susanna, 1607 mit einem stratforder Arzt, Dr. Hall, vermählt, ihre Ruhestätte gefunden. Sie starb 1649 und hinterließ eine einzige Tochter, mit deren Ableben 1670 S.'s directe Nachkommenschaft erlosch, da S.'s einziger Sohn Hamnet bereits als zwölfjähriger Knabe, und die drei Söhne der jüngern Tochter S.'s, Judith, 1616 an den Weinhändler Quiney in Stratford verheirathet, schon vor ihrer 1662 verblichenen Mutter gestorben waren.

S.'s Dramen, in einer theils nach überlieferten Notizen, theils nach Merkmalen des Stils und Verses chronologisch geordneten Reihenfolge, sind nach den drei Kategorien der ersten Folioausgabe von 1623: I. Comedies: 1) «The two gentlemen of Verona», zuerst gedruckt in der Folio 1623, verfaßt wahrscheinlich vor 1591, erwähnt von Meres 1598, gegründet theilweise auf den span. Schäferroman «Diana», von Montemayor, in Yonge's engl. Ueber-

setzung; 2) «The comedy of errors», zuerst gedruckt in der Folio 1623, geschrieben um 1591, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf das lat. Lustspiel des Plautus Menächmi; 3) «Love's labour's lost», gedruckt in Quart 1598, geschrieben um 1591, erwähnt von Meres 1598; 4) «The taming of the shrew», zuerst gedruckt in der Folio 1623, geschrieben um 1594, gegründet auf ein älteres Drama: «Taming of a shrew», von unbekanntem Verfasser; 5) «The merchant of Venice», gedruckt in Quart 1600, geschrieben vor 1596, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf die ital. Novellensammlung «Pecorone» des Giovanni Fiorentino und auf eine Anekdote in den «Gesta Romanorum»; 6) «Midsummer-night's dream», gedruckt in Quart 1600, geschrieben nach 1594, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Chaucer's «Canterbury tales» und «Legend of Tisbe of Babilon» sowie auf ein Volksbuch «Robin Good-Fellow»; 7) «All's well that ends well», gedruckt in der Folio 1623, wahrscheinlich erwähnt von Meres 1598 unter dem Namen «Love's labour's won», kurz vorher geschrieben, gegründet auf eine Novelle des Boccaccio in Paynter's «Palace of pleasure»; 8) «Much ado about nothing», gedruckt in Quart 1600, geschrieben nach 1598, gegründet theilweise auf eine Novelle des Bandello; 9) «The merry wives of Windsor», gedruckt unvollständig in Quart 1602, vollständig in der Folio 1623, geschrieben nach «King Henry IV.», theilweise gegründet auf eine ital. Novelle in engl. Bearbeitung, in Tarlton's «News out of purgatorie»; 10) «Twelfth-Night, or what you will», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor Febr. 1602, gegründet auf eine ital. Novelle des Bandello, in engl. Bearbeitung in «Riche, his farewell to militarie profession»; 11) «As you like it», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben um 1600, gegründet auf eine Novelle von Thomas Lodge; 12) «Measure for measure», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor Dec. 1604, gegründet auf ein älteres Drama von Whetstone, «Promos and Cassandra»; 13) «The winter's tale», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor dem Mai 1611, gegründet auf eine Novelle von Robert Greene; 14) «The tempest», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor Nov. 1611, theilweise gegründet auf mehrere, 1609 und 1610 erschienene Reiseberichte. II. Histories: 1) «King Henry VI. First part», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor 1592, gegründet auf Holinshed's Chronik; 2) «King Henry VI. Second part», unvollständig gedruckt in Quart 1594, unter dem Titel «First part of the contention betwixt the two famous houses of York and Lancaster», vollständig gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf Holinshed; 3) «King Henry VI. Third part», unvollständig gedruckt in Quart 1595, unter dem Titel «The true tragedy of Richard, Duke of York», vollständig in der Folio 1623, gegründet auf Holinshed; 4) «King Richard III.», gedruckt in Quart 1597, geschrieben im Anschluß an die drei vorhergehenden Dramen um 1594, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Holinshed und Thomas Moore; 5) «King John», gedruckt in der Folio 1623, erwähnt von Meres 1598, geschrieben um 1596, gegründet auf ein älteres Drama von unbekanntem Verfasser; 6) «King Richard II.» gedruckt in Quart 1597, geschrieben kurz vorher, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Holinshed; 7) «King Henry IV. First part», gedruckt in Quart 1598, geschrieben im Anschluß an das vorige Drama, erwähnt von Meres, gegründet auf Holinshed und ein älteres Drama; 8) «King Henry IV. Second part», gedruckt in Quart 1600, geschrieben vor 1599, gegründet auf Holinshed und ein älteres Drama; 9) «King Henry V.», unvollständig gedruckt in Quart 1600, vollständig in der Folio 1623, geschrieben im Sommer 1599, gegründet auf Holinshed und ein älteres Drama; 10) «King Henry VIII.», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben 1613, gegründet auf Holinshed, Cavendish und Fox. III. Tragedies: 1) «Titus Andronicus», gedruckt 1600, geschrieben um 1589, erwähnt von Meres 1598, vielleicht gegründet auf eine Ballade; 2) «Romeo and Juliet», unvollständig gedruckt 1597 in Quart, vollständig 1599, erwähnt von Meres 1598, geschrieben vielleicht 1591, gegründet auf ein episches Gedicht von A. Brooke und auf eine Novelle von Bandello in Paynter's «Palace of pleasure»; 3) «Hamlet», unvollständig gedruckt 1603, vollständig 1604 in Quart, geschrieben 1602, gegründet auf ein älteres, verloren gegangenes Drama und auf eine aus dem Französischen ins Englische übersetzte Novelle; 4) «Othello», gedruckt in Quart 1622, geschrieben vor Nov. 1604, gegründet auf eine ital. Novelle von Giraldi Cinthio; 5) «Julius Caesar», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor 1604, gegründet auf Plutarch in der Uebersetzung von North; 6) «King Lear», gedruckt in Quart 1608, geschrieben 1604 oder 1605, gegründet auf Holinshed, auf ein älteres Drama, auf Sidney's «Arcadia» und auf Harsnet's «Discovery of popish impostors»; 7) «Macbeth», gedruckt in Folio 1623, geschrieben nach 1603, vor 1610, gegründet auf Holinshed und auf

R. Scot's «Discoverie of witchcraft»; 8) «Timon of Athens», gedruckt in der Folio 162 S.'s Antheil an diesem Drama von unbekanntem Verfasser gehört jedenfalls der reifsten Z unsers Dichters an; 9) «Anthony and Cleopatra», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vi leicht vor Mai 1608, gegründet auf Plutarch in North's Uebersetzung; 10) «Coriolanus gedruckt in der Folio 1623, geschrieben um dieselbe Zeit mit dem vorigen Drama, gegründet a North's Plutarch; 11) «Troilus and Creseide», gedruckt in Quart 1609, geschrieben kurz vo her, gegründet auf Chaucer's «Troilus and Creseide», auf Lydgate's und auf Caxton's «Tr janische Sagen» und auf Chapman's «Homer»; 12) «Cymbeline», gedruckt in der Folio 162 geschrieben 1610—11, gegründet auf Holinshed und auf eine Novelle des Boccaccio. Zu dies 36 Dramen in der ersten Folio tritt dann noch als das 37.: «Pericles, prince of Tyre», gedru in Quart 1609, aber erst aufgenommen in die dritte Folio 1664, nebst sechs andern Drame die schon zu Lebzeiten unsers Dichters in Einzelausgaben mit seinem fälschlich auf das Tit blatt gesetzten Namen erschienen und als entschieden unshakespearisch mit Recht von den beid ersten Folioausgaben ausgeschlossen waren. Nur an «Pericles», ursprünglich von unbekannte Verfasser, hat S. einen Antheil, der, wie in dem analogen Falle des «Timon of Athens», seine reifste Zeit, etwa 1608, fallen muß. An den übrigen sechs, in der dritten Folio hinz gefügten Stücken hat sich eine Betheiligung S.'s so wenig nachweisen oder auch nur wah scheinlich machen lassen, wie an manchen andern Pseudo-Shakspeare'schen Dramen, die auch Deutschland, namentlich durch Tieck's Bemühungen, bekannt geworden sind. Endlich ist nc ein Gedicht: «A lover's complaint» zu erwähnen, das, 1609 mit den «Sonnets» zusamm gedruckt erschienen, unzweifelhaft von unserm Dichter herrührt, ohne daß sich bisher eine No zu dessen chronol. Bestimmung hätte entdecken lassen.

S.'s Stellung in der Literatur ist erst seit etwa hundert Jahren von universaler Bedeutur Während seines Lebens beschränkte sich sein Einfluß auf die engl. Bühne, deren Blüte bc nach seinem Tode in den religiösen und polit. Stürmen des 17. Jahrh. unterging. Sehr wen ist über sein Verhältniß zu den Zeitgenossen bekannt, aber das Wenige deutet auf eine auße ordentliche Popularität. Schon seine Jugendstücke erregten Aufsehen und stellten alle seine Vo gänger in Schatten. Um 1592 wirft sein Neider Robert Greene in einem Pamphlet ihm vo daß er sich einbilde, «der alleinige Bühnenerschütterer (shake-scene) Englands» zu sein u die ältern Poeten um ihren Ruhm bringe. Franz Meres, in seinem «Wits Treasury» (1598 nennt ihn «Honigmund» und vergleicht ihn mit Ovid, Seneca und Plautus, nach damalig Begriffen ein auserlesenes Compliment. Aehnliche begeisterte Urtheile jener Zeit ließen si noch mehrere anführen. Es ist schon erwähnt worden, daß er durch die Einnahmen sein Theaters rasch wohlhabend wurde, und daß die Buchhändler seinen Namen misbrauchten, u ihren Verlagsartikeln Absatz zu verschaffen. Die Ansicht, daß er ungewürdigt ins Grab g funken sei, ist unhaltbar. Aber allerdings geriethen seine Werke während der Bürgerkriege hal wegs in Vergessenheit; Milton nennt seinen Namen noch mit Verehrung, aber die Masse d Volks verlor unter der Herrschaft der Puritaner den Sinn für die heitere Kunst, und als l Stuarts den Thron wieder bestiegen, war der Adel Englands der heimischen Muse entfremd Die Franzosen und ihre Nachahmer beherrschten Büchermarkt und Theater, in der ganzen zw ten Hälfte des 17. Jahrh. erschienen nur zwei Ausgaben von S.'s Dramen. Der Theaterdich Rowe erwarb sich (1709) das Verdienst, zuerst wieder das größere Publikum auf S. hinzuw sen, indem er ihm eine handliche Ausgabe, anstatt der alten Folianten, darbot. Von diesem Ze punkte an begann S.'s Einfluß auf immer weitere Kreise; eine Reihe gelehrter und oft geistvol Männer (Pope, Theobald, Steevens, Johnson) bemühte sich, den verwahrlosten Text zu r nigen und ihn durch Commentare zu erläutern; endlich brachte Garrick die hauptsächlichst Stücke: «Hamlet», «Lear», «Macbeth» u. s. w., wieder auf die Bühne und feierte in ihnen sei höchsten Triumphe. Von dieser Zeit an wurden S.'s Werke wieder ein Gemeingut der Natio 1763 fand man es schon möglich, ihm in Stratford am Avon eine Jubelfeier zu veranstalt Auch auf den Continent drang die Kunde von dem großen Briten; Voltaire, der in Lond einigen Aufführungen S.'scher Stücke beigewohnt hatte, erzählte seinen Landsleuten von d Wundern dieses «betrunkenen Genies», und in Deutschland erregten zopfige Bearbeitungen Alexandrinern schon vor Wieland und Lessing erhebliches Aufsehen. Die Anerkennung war al weit entfernt, eine unbedingte zu sein. Die erstaunliche Genialität und Schöpferkraft, welche diesen gleichsam neuentdeckten Dichtungen sich offenbarte, erzwang sich Bewunderung inmitt eines Geschlechts, welches von dem Geschmacke, der Naivetät des 16. Jahrh. nichts mehr wu und den Maßstab seiner eigenen Bildung als einen absoluten ansah. Es war daher durcha

natürlich, daß man lange Zeit hindurch die Größe des Dichters nur unter entschiedenem Protest gegen seine vermeintliche Roheit und Formlosigkeit anerkannte und nur dasjenige an ihm gelten ließ, was mit den angelernten Geschmacksregeln der Römer und der Franzosen einigermaßen in Einklang zu stehen schien. Die Nacktheit in der Darstellung der Leidenschaften, die freie Wahl der Bilder aus allen Lebensgebieten, der Mangel an akademischem Anstande, die Vermischung des Tragischen und des Komischen, die Verletzung der Einheiten, alles dies betrachtete man als Zeichen einer Barbarei, welcher es leider an der Kenntniß correcter Muster gefehlt habe. In dem Tone solcher mitleidiger Ueberlegenheit sind fast alle ästhetischen Urtheile gehalten, welche in England während des vorigen Jahrhunderts über S. gefällt wurden, und selbst Garrick hielt es für erforderlich, die Stücke, welche er auf die Bühne brachte, durch starkes Beschneiden nicht nur, sondern durch völlige Abänderung allzu erschütternder Katastrophen dem verzärtelten Geschmacke anzupassen. Allmählich wuchsen aber neue Generationen heran, welche schon in der Jugend mit unverwöhntem Auge die Werke S.'s in ihrer unverstümmelten Gestalt lasen, und welche ohne Voreingenommenheit dem gewaltigen Eindrucke sich hingaben. Diesen ging in S. eine ganz neue Welt der Poesie auf, die ihresgleichen weder bei den Alten noch bei den Neuern hatte, und für welche alle Gesetze und Maßstabe der Schule unbrauchbar erschienen. Dies zuerst deutlich erkannt und siegreich nachgewiesen zu haben, ist Lessing's Verdienst, dessen Ansicht Goethe und A. W. Schlegel nachdrücklich weiter ausführten und popularisirten. Während Lessing den Beweis führte, daß die Schulregeln, deren Verletzung man S. zum Vorwurfe machte, mit dem Wesen des Dramas nichts zu schaffen hätten, und daß der vermeintliche Barbar die höchsten Aufgaben der Kunst zu lösen verstanden habe, folgte Goethe in seinen eigenen Werken dem Impulse, den er von der Lektüre S.'s empfangen hatte, mit einem Erfolge, welcher einer literarischen Revolution gleichzuachten war. Für das europ. Publikum aber gaben vorzüglich Schlegel's elegante und leichtfaßliche Abhandlungen den Anstoß zu einer ganz neuen Beurtheilung und Würdigung S.'s. Zuerst in England, dann auch in Frankreich und Italien machte sich die Umwälzung des Geschmacks bemerklich, theils allerdings in äußerlicher Nachäffung, theils aber und vornehmlich in einer neuen Vertiefung der Poesie, in einer heilsamen Ueberwindung der akademischen Tradition, in gesteigerter Freiheit, Kühnheit, Wahrheit und Energie der dichterischen Behandlung, und diese Wirkungen beschränkten sich nicht allein auf die Bühne, auch nicht auf die erklärten Verehrer S.'s, sondern sie umfaßten allmählich die gesammte schöne Literatur, sie berührten auf das tiefste auch diejenigen, welche sich abwehrend verhielten (Schiller, Byron), und man würde unschwer den Einfluß des Shakspeare-Cultus selbst auf entlegenern Gebieten (Philosophie, bildende Kunst, histor. Stil) nachweisen können.

In unserm Jahrhundert hat die Shakspeare-Literatur einen bereits unübersehbaren Umfang angenommen: zahllose Ausgaben, Uebersetzungen in allen gebildeten Sprachen verbreiten seine Werke über die ganze civilisirte Welt; Forschungen, Commentare, Abhandlungen häufen sich massenhaft und bekunden ein noch fortwährend steigendes Interesse an diesen Dichtungen. Deutschland und England wetteifern miteinander sowol in dem philol. Studium als in der ästhetischen Würdigung; in beiden Ländern ist die Bedeutung seiner Dramen als eines nicht mehr zu entbehrenden Elements aller höhern Geistescultur unbestritten. Die im ganzen höchst heilsame und fruchtbare Bewegung, welche von diesem Mittelpunkte ausgeht, ist von einzelnen Verirrungen nicht freigeblieben, die aber einen nachhaltigen Schaden nicht angerichtet haben. Sie bestehen vornehmlich in zwei Richtungen: einmal in einer nicht so sehr übertriebenen als irrigen Verherrlichung des Dichters, zu deren Organ sich eine Zeit lang Tieck und seine Freunde machten; sodann in der Sucht, den Schöpfungen S.'s verborgene lehrhafte Tendenzen anzudeuteln, welche aller wahren Kunst und vollends der S.'schen ihrer Natur nach fremd sein müssen. Die Romantiker, denen im Grunde S.'s strenge Einfalt antipathisch sein muß, die aber von seiner üppigen Phantasie, seiner vis comica und seiner freien Form bezaubert waren, hätten ihn gern über allen Zusammenhang mit der Welt hinausgehoben in einen mystischen Himmel absoluter Poesie, in welchem nebelhafte Entzückungen die Stelle des künstlerischen Verständnisses vertreten; die philisterhafte Betrachtung dagegen gibt sich nicht zufrieden, ehe sie nicht den Genuß, den die Kunst gewährt, durch den scharfsinnigen Nachweis gerechtfertigt hat, daß der Dichter irgendeinen Satz der Moral oder der Lebensweisheit oder gar irgendeine polit. oder sociale Lehre habe darstellen wollen. Aus dem Aerger über derartige Ueberschwenglichkeiten und Spitzfindigkeiten ist in neuester Zeit eine Reaction gegen den Shakspeare-Cultus entstanden, welche sich bemüht, die Bedeutung des Dichters herabzudrücken, und welche im wesentlichen zu dem

Standpunkte Samuel Johnson's im vorigen Jahrhundert zurückkehrt, wenn sie auch in anerkennenden Phrasen freigebiger ist, daß nämlich S. ein bewußtlos producirendes Naturgenie, ein Mann von vielen Gaben, aber ohne Schulung, in Summa der rohe Dichter einer rohen Zeit gewesen sei (Rümelin und einige andere). Die Behauptung, daß S. «Romeo und Julia», «Hamlet», «Othello», «Julius Cäsar» ahnungslos blos zur Ergötzung eines Publikums von Junkern und Matrosen geschrieben habe, bricht bei der oberflächlichsten Lektüre dieser Stücke so rettungslos zusammen wie die andere, daß seine histor. Stücke nichts als dialogisirte Chroniken seien, vor den Gestalten des Bastards, Heinrich Heißsporns, Falstaff's, Richard's III.

Die unbefangene Würdigung S.'s wird vornehmlich dadurch erschwert, daß wir unserm ganzen Bildungsgange nach noch immer geneigt sind, die classischen Kunstformen als die eigentlich mustergültigen anzusehen. Von ihnen ist denn freilich S.'s Art und Weise weit entfernt. Gerade darauf beruht aber großentheils seine moderne Bedeutung, daß er die Probe einer ganz anders gearteten, ganz auf sich selbst stehenden dramatischen Kunst geliefert hat, welche für die Entfaltung eines reichern, buntern Lebens und für die Darstellung aller Tiefen der Menschennatur den Raum gewährt, welchen die antike Bühne und ihre Nachahmerinnen versagten. Von der negativen Seite betrachtet, fand S. die ihm angemessene Kunstform auf der altengl. Bühne vor; ihre Einrichtung und ihre Ueberlieferungen zogen der freiesten Bewegung seiner Phantasie keine andern Schranken als diejenigen, welche Raum, Zeit und Geldmittel ihm nothwendig auferlegten. In allen äußerlichen Dingen, in Bezug auf Stil, Wahl der Mittel, Anstandsregeln u. s. w. hemmten ihn keinerlei conventionelle Gesetze; die Wahl und die Behandlung seiner Stoffe stand ganz in seinem Belieben; niemand verlangte zu seiner Zeit von einem Werke der Phantasie die Beachtung des Costüms und der Localfarben. Von dieser Freiheit hat S. ohne Bedenken vollen Gebrauch gemacht; er hat daher im Aeußerlichen keine Aehnlichkeit weder mit den Alten, noch mit den Spaniern, noch mit den Franzosen, noch selbst mit den Neuern, denen bei allem Streben ins Breite doch immer die Rücksicht auf die Ausstattung der Bühne gewisse knappe Grenzen vorschreibt. Aber das Aeußerliche berührt nicht das Wesen der Kunst, und wenn S. alle wesentlichen Ziele der letztern mit seiner Form erreicht hat, so ist es thöricht, zu sagen, diese Form sei keine Kunstform. Es ist thöricht, anzunehmen, ein ohne Berechnung und Ueberlegung, lediglich mit instinctivem Feuer hingeworfenes Drama von fünf langen Acten sei im Stande, Wirkungen zu erzielen, gegen welche der Eindruck der berühmtesten Tragödien alter und neuer Zeit verblaßt. Ein genaues Studium der S.'schen Stücke führt denn auch zu dem Resultate, daß der künstlerische Verstand des Dichters in der Anordnung, in dem Aufbau, in der Abänderung des gewöhnlich überlieferten, fast nie von ihm erfundenen Stoffs einen bedeutenden Theil an der Arbeit gehabt hat. Die Einfachheit seiner Bühne muß man freilich stets vor Augen haben, wenn man die Technik seiner Stücke nicht schief beurtheilen will; sie machte vieles leicht und natürlich, was uns schwerfällig und störend vorkommt. Geht man aber vollends von der Technik auf den Inhalt über, so überzeugt man sich bald, daß man keinem rohen Naturdichter, sondern einem Geist von hoher Weisheit und vielseitiger, wenn auch alterthümlich gefärbter Bildung gegenübersteht, der mit ebenso großartigem wie feinem Blicke die Welt und ihre tausendfältigen Beziehungen überschaut. Dieser Dichter nun ist entschlossen, alles, was er vom Menschenleben weiß, durch dramatische Mittel, durch den Dialog und die Geberden der Schauspieler in anschaulichen Bildern darzustellen, und er thut es bis an diejenige Grenze, an welcher die Möglichkeit der Darstellung überhaupt aufhört, wo Uebersicht und Anschauung verloren gehen würden. Das ist das Gesetz seiner Kunstform. Und ohne Zweifel hat diese Freiheit in der Form, welche sich an alle Probleme und an alle Mittel wagt, sofern sie überhaupt möglich sind, einen nicht geringen Theil an dem Einflusse, den S. auf die genialsten modernen Poeten und Künstler ausgeübt hat, und an der Sprengung der scholastischen Fesseln, in denen die Kunstbildung bis zu Lessing's Zeit gefangen lag und zum Theil noch liegt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß die S.'sche Form im einzelnen auch zu vielen misverstandenen Nachahmungen geführt und namentlich in Frankreich ungeheuerliche Schöpfungen angeregt hat.

Der Weite der Form entspricht nun bei S. die Fülle der dichterischen Begabung so vollständig, daß man zweifeln muß, ob diese ohne jene zu ihrem vollen Rechte hätte gelangen können. Die Größe des Inhalts ist natürlich auch das Entscheidende für die literargeschichtliche Stellung des Dichters. Das Hauptmoment, welches S. von allen ältern Dramatikern unterscheidet und über alle spätern erhebt, ist seine Fähigkeit, menschliche Charaktere zugleich in der größten Mannichfaltigkeit und in überzeugendster Lebensfrische so darzustellen, daß sie den Eindruck ganzer und wirklicher Persönlichkeiten machen. Annähernd haben andere in einzelnen Fällen Gleiches

erreicht, keiner in solchem Umfange, keiner in solchem Grade. Fast nie treten bei ihm die Affecte und die Leidenschaften als abstracte Motive für sich allein auf, sondern beinahe durchgängig in unlöslicher Verbindung mit einem individuellen Charakter, der dem Leben selbst entlehnt scheint; in dieser Verbindung aber, welche sie uns erst recht verständlich macht und als Aeußerungen unserer eigenen Natur erscheinen läßt, offenbaren sie sich mit der höchsten Bestimmtheit und Energie des Ausdrucks, welche sie als die eigentlichen bewegenden Kräfte der Geschichte und des Lebens uns begreiflich macht. Die menschlichen Affecte in den mannichfaltigen Modificationen, welche die individuellen Charaktere ihnen aufprägen, sind deshalb bei S. beinahe ausschließlich die Träger der Handlung; außerweltliche Einwirkungen und das Spiel des Zufalls verschwinden von der Bühne oder dienen höchstens zu symbolischer Illustration; der Schwerpunkt der Welt wird in den Menschen selbst verlegt, in sein Herz und sein Gewissen, und das Schicksal ist nur noch das Resultat des Charakters. Diese Auffassung des Lebens wird in den S.'schen Stücken nicht lehrhaft gepredigt, sondern an lebendigen Beispielen unbefangen, als könne es nicht anders sein, dargestellt, in den bedeutendern mit einer Meisterschaft, welche etwas Räthselhaftes hat. Beides zusammengenommen, der menschliche Standpunkt des Dichters und die Meisterschaft, mit welcher er ihn veranschaulicht, machen ihn zum Vater und zum größten Repräsentanten des modernen und, wenn man den Ausdruck nicht confessionell verstehen will, des protestantischen Dramas. Von dieser hohen Stelle in der Geschichte des menschlichen Geistes wird die Polemik über das Mehr oder Minder seiner Schwächen und Fehler ihn schwerlich wieder verdrängen. Als solche werden heutzutage die Nichtachtung der sog. Einheiten und die Vermischung des tragischen und des komischen Stils kaum von irgend Urtheilsfähigen mehr angesehen; auch seine Gleichgültigkeit gegen histor. und geogr. Correctheit erregt nicht mehr den Zorn der Gelehrten. Desto lebhafter wird noch immer von manchen Seiten die Derbheit, ja Roheit seiner Späße, das Ueberwuchern des Witzes, selbst des Wortspiels in seinem Dialog, die oft bizarre und manierirte Ornamentik seiner Verse betont. Manches von diesen Vorwürfen ist nicht abzuweisen, wenngleich es sich aus der allgemeinen Geschmacksrichtung des Zeitalters der Elisabeth leicht erklären läßt; manches beruht lediglich auf der geringern Prüderie des S.'schen Jahrhunderts und keineswegs auf einem Fehler in der Sache selbst. Wie dem auch sein mag, so sind diese Ausstellungen doch jedenfalls von verschwindend geringfügiger Bedeutung neben der Größe der Dichtungen selbst, und es steht ihnen auch im Detail, in der Versbildung, in dem Fortgange des Dialogs, in den Bildern, in den tiefen und geistvollen Sentenzen, in poetischen Naturklängen ein überwiegender Reichthum von Schönheiten gegenüber. Die Krone der S.'schen Dichtung bilden seine großen Tragödien und, etwa mit Ausnahme von «Heinrich VI.», seine engl. Königsdramen, von denen zwei (die zwei Theile von «Heinrich IV.») zugleich eine Komödie ersten Rangs in sich schließen. Die Komödien stehen zwar, neben jenen erhabenen Schöpfungen betrachtet, auf einer minder hohen Stufe, aber auch sie sind Denkmale einer üppigen poetischen Kraft, wie sie auf diesem Gebiete nicht zum zweiten mal existirt hat. Die wenigen erzählenden und lyrischen Gedichte S.'s können, obwol reich an überraschenden Schönheiten, doch als epochemachend nicht bezeichnet werden.

Die erste Gesammtausgabe der S.'schen Schauspiele veranstalteten 1623 die Mitglieder des Blackfriars-Theaters Heminge und Condell, und zwar, wie sie in der Vorrede und auf dem Titelblatt behaupten, nach den Originalhandschriften unter dem Titel «Mr. William S.'s Comedies, Histories and Tragedies. Published according to the true Originall Copies». Indeß sind nicht alle Dramen aus den Handschriften, sei es des Dichters oder eines Abschreibers, im Besitz der Schauspielergesellschaft in diesem Foliobande gedruckt, sondern manchen ist die gedruckte Einzelausgabe eines Stücks zu Grunde gelegt, wie solche von der Hälfte der 36 S.'schen Dramen in kleinem Quartformat bereits vor der Folioausgabe von 1623 in verschiedenster Ausstattung in Bezug auf Correctheit und Vollständigkeit erschienen waren. Da die Herausgeber der Folio sich damit begnügt zu haben scheinen, diese Manuscripte und Einzeldrucke zusammenzustellen ohne Rücksicht auf die Chronologie der Dramen, nur nach den drei auf dem Titelblatte angegebenen Kategorien, und nach einer mehr oder minder flüchtigen Durchsicht in die Presse zu schicken, ohne sich um die Correctur der Druckbogen weiter zu kümmern, so erklärt sich daraus die große Verschiedenheit in der Correctheit des Textes der einzelnen Stücke, die jedoch sämmtlich der bessernden Thätigkeit späterer Editionen in größerm oder geringerm Maße bedurft haben. Dieser Aufgabe unterzog sich, nachdem vier Folioausgaben (1623, 1632, 1664 und 1685) den Zustand des Textes nur unwesentlich geändert, eher verschlechtert als verbessert hatten, zuerst Rowe (1709 und 1714), dann Pope (1715), Theobald (1733), Hanmer (1744), Warburton (1747), Samuel Johnson (1765 und 1768), Capell (1768), Johnson und Stee-

vens (1773), Reed (1785), Malone (1790). Durch die drei letztern wurde hauptsächlich di philologisch-kritische Richtung in der Bearbeitung des S. begründet. Im 19. Jahrh. hat di Shakspeare-Literatur einen kaum noch übersehbaren Umfang gewonnen. Lowndes im «Bibliographer's Manual» (neue Aufl. von Bohn, Thl. 8, Lond. 1864) verzeichnet nicht wenige als 262 verschiedene Ausgaben der Werke des Dichters. In das erste Viertel des Jahrhundert gehören außer der Ausgabe von Chalmers (9 Bde., Lond. 1805) noch die Ueberarbeitungen de Johnson-Steeven'schen Ausgabe von Reed (21 Bde., Lond. 1813) und die der Malone'sche von Boswell (21 Bde., Lond. 1821), welche beide eine Fülle kritischen, historischen und literarischen Materials beibrachten (die bekanntesten der sog. Variorum editions). Die Kritik Singer' (8 Bde., Lond. 1826) leidet an Willkürlichkeit. Unter den zahlreichen neuern kritischen Ausgaben werden besonders geschätzt die von Ch. Knight («Pictorial edition», 8 Bde., 1838—43 1847, 1859, 1864 fg.; auch in verschiedenen andern Ausgaben); Halliwell (4 Bde., 1851—53), Collier (8 Bde., 1841—44; 2. Aufl. 1853; auch in Einem Bande), Hazlitt (4 Bde. 1851; 5 Bde., 1859 und 1864); ferner aus jüngster Zeit die Ausgaben von Dyce (6 Bde. 1857; 2. Aufl., 9 Bde., 1864—67), dem Amerikaner Grant White (12 Bde., Boston 1857—63; 1865) und von Clark und Wright (9 Bde., Cambr. 1863—66). Neben letztern sind noch zu nennen die von Staunton (3 Bde., 1858—60), Carruther und Chambers (8 Bde, Edinb 1861—63), Miß Cowden Clarke (4 Bde., Lond. 1864), Clark und Wright («Globe edition» 1864), Keightley (6 Bde., Lond. 1866) u. s. w. In jüngster Zeit sind durch eine große Anzah äußerst billiger Handausgaben die Werke S.'s auch den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wor den. Eine Prachtausgabe in 16 Foliobänden erschien unter Leitung Halliwell's (Lond. 1852—65). Neuerdings gab Staunton eine sorgfältig photolithographirte Nachbildung der für di Kritik wichtigen ersten Folio von 1623 (Lond. 1864 fg.) heraus. Seit 1861 werden von Ashbe auch photographische Nachbildungen der verschiedenen Quartos besorgt. Neuere Gesammtausgaben von S.'s «Poetischen Werken» besorgten Dyce (1832 u. öfter), Brown (1838) Knight (1842), Valpy (1862) u. a.; eine kritische Ausgabe der «Sonnets» veranstaltet Massey (1863). An die Textausgaben S.'s reihen sich zahlreiche Schriften über das Leben des Dichters, die damaligen Cultur- und insbesondere Theaterverhältnisse, unter denen besonder die von Halliwell (s. d.) und Collier (s. d.) hervorzuheben sind. Biographien S.'s lieferten außerdem in neuerer Zeit noch Drake (3 Bde., Lond. 1817), Skottowe (1824), Ch. Knigh (1842) u. s. w. Lamb, Price, Birch, Coleridge, Halpin, Heraud u. a. erörterten S.'s Stil Geist und Charakter, während W. Hazlitt («Characters of S.'s plays», Lond. 1817 u. öfter) und Miß Jameson («S.'s female characters», Lond. 1833 u. öfter) die zerstreuten Züge der dramatischen Charaktere S.'s in Gesammtbildern zusammenzufassen suchten. In trefflicher Weise wurde die Verskunst S.'s von Walker (Lond. 1854) behandelt. Die 1841 begründete (seit 1853 aufgelöste) Shakspeare-Society ließ in 48 Bänden theils Dramen von Zeitgenossen, Vorgängern und Nachfolgern S.'s, theils auch andere für die Geschichte der dramatischen Kunst wichtige, aber selten gewordene Werke wieder abdrucken. Die von Payne Collier (s. d.) veröffentlichten «Notes and emendations to S.'s plays» (Lond. 1852), welche eine durchgängige Revision des Textes der Dramen S.'s auf Grund von handschriftlichen (aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammenden) Randbemerkungen zur zweiten Folioausgabe enthielten, riefen eine sehr lebhafte Polemik hervor, an welcher sich die namhaftesten Kritiker Englands, Deutschlands (Tycho Mommsen, F. A. Leo) und Amerikas betheiligten, bis zuletzt durch Ingleby («A complete view of the S. controversy», Lond. 1861) zur Evidenz nachgewiesen wurde, daß nicht allein diese angeblichen Emendationen des Textes, sondern auch mehrere andere, von Collier in engl. Archiven und Bibliotheken entdeckte und als interessante Beiträge zur Biographie des großen Dichters veröffentlichte Documente nichts als moderne Fälschungen sind. Nächst den Engländern und den Amerikanern haben sich besonders die Deutschen um die philologisch-kritische Feststellung und Erklärung des Shakespeare-Textes Verdienste erworben. Besondere Auszeichnung verdienen die Arbeiten von Delius (s. d.), der durch seine große kritische Ausgabe der «Werke» S.'s (7 Bde., Elberf. 1854—61; 2. Aufl. 1863 fg.; Nachträge, 1865; neue Ausgabe, 1868 fg.) die Kritik und Erklärung des Textes in ganz neue Bahnen gelenkt hat.

Obgleich ein Theil der Stücke S.'s schon in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrh. (etwa seit 1603) in Deutschland durch die sog. Englischen Comödianten und «Instrumentisten» in mehr oder minder treuen deutschen Bearbeitungen aufgeführt wurde, blieb doch der Name des großen Dichters so gut wie unbekannt. Noch 1740 und 1741 nennt Bodmer den Dichter des «Sommernachtstraums» Saspar oder Sasper. Die erste eigentliche Uebersetzung eines S.'schen Stücks

verfaßte der preuß. Staatsminister von Bork («Julius Cäsar», Berl. 1741), welche jedoch ebenso wenig wie die Uebertragung eines Ungenannten von «Romeo und Julia» (Baf. 1758) Erfolg hatte. Erst als Lessing (zuerst in der «Theatralischen Bibliothek», 1754 fg., dann in den «Literaturbriefen», 1759, und der «Hamburg. Dramaturgie», 1767) durch seine ästhetisch-kritischen Urtheile dem deutschen Geiste das Verständniß des großen brit. Dichters eröffnet hatte, trat Wieland mit seiner Uebersetzung von 22 Dramen desselben (8 Bde., Zür. 1762—66) hervor, die in der Folge wiederum Eschenburg der seinigen (13 Bde., Zür. 1775—82; neue umgearbeitete Aufl., 12 Bde., 1798—1806) zu Grunde legte. Um jene Zeit brachte auch Schröder Bearbeitungen der Wieland-Eschenburg'schen Texte auf die Bühne. Zum geistigen Eigenthum der deutschen Nation wurde jedoch S. erst erhoben durch A. W. von Schlegel's (s. d.) Uebertragung von 17 der S.'schen Dramen (9 Bde., Berl. 1797—1810), die erste, in welcher mit genialer Gewandtheit nicht nur der S.'sche Gedanke, sondern auch die eigenthümliche Form desselben, der Stil S.'s in allen seinen charakteristischen Wendungen und Metamorphosen nachgebildet war. Fortgesetzt und vollendet wurde die Schlegel'sche Uebersetzung durch Ludwig Tieck in Verbindung mit seiner Tochter Agnes und dem Grafen Wolf von Baudissin (9 Bde., Berl. 1825—34; 7. Aufl., 12 Bde., Berl. 1856—57). Andere Uebertragungen S.'s, wie die von J. H. Voß und dessen Söhnen (1818 fg.), J. Meyer (1824 fg.), Benda (1825 fg.), Jul. Körner (1836), A. Böttger und Döring (1836), Fischer, Ortlepp, A. Keller und Rapp u. s. w., haben die Schlegel'sche nicht erreicht; nur etwa die unvollendet gebliebene von Kaufmann (Bd. 1—4, Berl. 1830—36) kommt ihr einigermaßen nahe. Größere Bedeutung jedoch haben zwei in jüngster Zeit unternommene Uebertragungen, welche zu der Erwartung berechtigen, daß sie, auf Schlegel fußend, und mit Hülfe der seitdem wesentlich fortgeschrittenen Textkritik den Geist und Ton des Originals noch treuer in unsere Sprache verpflanzen werden: «William S.'s dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, F. Freiligrath, O. Gildemeister, P. Heyse, Hermann Kurz, A. Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt» (38 Bdchn., Lpz. 1867 fg.) und «S.'s dramatische Werke und Sonette in neuen Originalübersetzungen von F. Dingelstedt, W. Jordan, L. Seeger, K. Simrock, H. Viehoff, F. A. Gelbcke» (10 Bde., Hildburgh. 1867 fg.). Uebertragungen von S.'s «Sonetten» und andern Gedichten lieferten: Bodenstedt, Freiligrath, Dambeck, W. Jordan, K. Simrock u. a. An diese Uebersetzungen schließen sich eine Reihe von Schriften an, welche den deutschen Leser mit der Geschichte S.'s und seiner Zeit, mit dem Charakter der ihn umgebenden Dichter, mit den Eigenthümlichkeiten seiner Sprache, mit den Einrichtungen des damaligen Theaters bekannt zu machen und somit das Verständniß des Dichters zu fördern suchen. Dahin gehören Tieck's «Altengl. Theater» (1811) und «Vorschule S.'s» (1823); Franz Horn's «S.'s Schauspiele erläutert» (5 Bde., 1823—31); E. von Bülow's «Altengl. Schaubühne» (1831); Bodenstedt's «S.'s Zeitgenossen und ihre Werke» (4 Bde., Berl. 1858—60); Delius' «Der Mythus von William S.» (Bonn 1851), «Ueber das engl. Theaterwesen zu S.'s Zeit» (Bonn 1853) und «Shakspeare-Lexikon» (Bonn 1852); Simrock, Echtermeyer und Henschel, «Quellen des S.» (3 Bde., Berl. 1831—32); Cohn, «S. in Germany in the sixteenth and seventeenth century» (Lond. und Berl. 1865) u. s. w. Fast noch zahlreicher sind die deutschen Arbeiten, welche seit Goethe's «S. und kein Ende» theils die S.'schen Dramen überhaupt, theils einzelne Stücke vom ästhetisch-kritischen Standpunkte aus betrachten und erörtern. Außer den Werken der eigentlichen Aesthetiker, unter denen besonders Vischer (s. d.) hervorragt, sind vor allem aus neuerer Zeit zu nennen: Ulrici, «S.'s dramatische Kunst» (Halle 1839; 2. Aufl., Lpz. 1847); Rötscher, «Cyklus dramatischer Charaktere» (Berl. 1844), Gervinus, «Shakspeare» (4 Thle., Lpz. 1849—50; 3. Aufl. 1862); Kreyssig, «Vorlesungen über S.» (3 Bde., Berl. 1860); Hebler, «Aufsätze über S.» (Berl. 1865); von Friesen, «Briefe über S.'s Hamlet» (Lpz. 1864); Rümelin, «Shakspearestudien» (Stuttg. 1866) u. s. w. Neuerdings haben die Shakspearestudien in Deutschland einen Mittelpunkt in der «Deutschen Shakspearegesellschaft» gefunden, welche 23. April 1864 am 300jährigen Geburtstage des Dichters von Ulrici, Bodenstedt, Delius, Dingelstedt, Elze, Oechelhäuser und andern namhaften Shakspearekennern gegründet wurde und Anfang 1868 180 Mitglieder zählte. Die hauptsächlichsten Zwecke derselben sind: die Gründung einer Shakspearebibliothek, die Herausgabe eines der Shakspeareliteratur gewidmeten Jahrbuchs und die Förderung oder auch Veranstaltung sowol kritischer als auch volksthümlicher Ausgaben der Werke des Dichters. Als Zeugen ihrer erfolgreichen Wirksamkeit sind bereits zwei Bände des «Jahrbuch der Deutschen Shakspearegesellschaft» (herausg. von Bodenstedt, Berl. 1865 und 1867) erschienen; auch wurde

in ihrem Auftrage eine neue, sorgfältig revidirte und theilweise neubearbeitete, mit Einleitungen und Anmerkungen versehene Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung unter Leitung Ulrici's («S.'s dramatische Werke, nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel und L. Tieck sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitung und Noten versehen», 12 Bde., Berl. 1867 fg.) veranstaltet. Die erste franz. Uebersetzung der Werke S.'s von Letourneur (pseudonym) erschien 1776—82 (20 Bde.) in Paris; eine neue Bearbeitung derselben von Guizot und Pichot (13 Bde., Par. 1821; 5. Aufl., 8 Bde., Par. 1865) enthält auch eine Biographie des Dichters von Guizot. Unter den spätern Uebersetzungen sind die von F. Michel (3 Bde., 1839—40), Laroche (2 Bde., 1839—40 u. öfter) und besonders die von François Victor Hugo (12 Bde., Par. 1859—62) und Montégut (4 Bde., Par. 1867 fg.) zu nennen. Vgl. über die Shakspeareliteratur außer Lowndes die bibliogr. Arbeiten von Halliwell, Thimm («Shakespeareana», Lond. 1866) und Sillig («Die Shakspeareliteratur bis Mitte 1854», Lpz. 1854) sowie für die neueste Zeit die Uebersichten von Cohn im erwähnten «Jahrbuch».

Shanghai, die bedeutendste Handels- und Hafenstadt Chinas, liegt am linken Ufer des Wusungflusses, 3 M. von dessen Mündung in den Yang-tse-kiang und am Ausflusse des Hwang-pu in denselben. Die Lage der Stadt in dem chines. Niederlande, einem fruchtbaren und dichtbevölkerten Landstriche, sowie das ungeheuere Wassernetz, welches den Platz durch Flüsse und Kanäle mit fast allen Provinzen des Reichs in Verbindung setzt, trugen wesentlich zum raschen Aufschwunge S.s bei, das gegenwärtig über 1 Mill. E. zählt. S. besteht aus der eigentlichen chines. Stadt, den Vorstädten und den europ. Quartieren. Erstere ist durch eine mit Zinnen versehene Mauer umgeben, durch welche nach den vier Himmelsgegenden befestigte Thore führen. Die Straßen sind eng und schmuzig, aber ausgezeichnet durch große Waarenlager, zahlreiche Tempel, darunter der prachtvolle Tempel der Himmelskönigin, nahe am Hwang-pu. Die europ. Quartiere, das französische, englische und nordamerikanische, die unter der Jurisdiction der verschiedenen Consuln stehen, liegen nördlich von der Stadt, zwischen dieser und dem in den Wusung mündenden Flüßchen Soan-kiang. Sie sind ganz nach europ. Weise gebaut, führen Straßennamen in engl. oder franz. Sprache und enthalten außer den schönen Consulatsgebäuden vier amerik. Kirchen und Kapellen, drei englische und zwei französische. Die Deutschen, obwol sehr zahlreich, besitzen kein eigenes Viertel. Der Verkehr S.s ist großartig, und oft liegen gegen 100 europ. und mehr als 1000 chines. Fahrzeuge auf einmal im Hafen. Eine von San-Francisco auslaufende amerik. Dampferlinie sowie eine engl. und eine franz. Postdampfergesellschaft unterhalten den regelmäßigen Verkehr mit Amerika und Europa. Die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr bei weitem. An Seide werden durchschnittlich 78000 Ballen im Jahre verführt, die zum allergrößten Theil nach London gehen und von da sich über den europ. Continent vertheilen. Die Theeausfuhr ist sehr schwankend und hat hier trotz des gesteigerten Verbrauchs abgenommen, weil andere Häfen starke Concurrenz bereiten. Dieselbe betrug 1863—64 nahe an 47 Mill. Pfd. Außer Thee und Seide haben noch Zucker, Rhabarber, Kampher, Cassia und einige Droguen für den Handel Bedeutung. Unter den Einfuhrartikeln steht Opium aus Indien obenan. Bis 1861, wo der Import gegen einen Zoll freigegeben wurde, erfolgte derselbe nur auf dem Wege des Schmuggelns. Seitdem empfängt S. jährlich 35000 Kisten der verderblichen Waare. Der ungeheuere Import von Silber, der in einzelnen Jahren auf 20 Mill. Thaler stieg, beweist deutlich, daß die Europäer sich den Chinesen gegenüber besonders als Käufer verhalten. S. spielte unter den chines. Städten früher eine Rolle dritten Rangs. Am 19. Juni 1842 wurde die Stadt von den Engländern erobert und durch Vertrag vom 26. Aug. desselben Jahres nebst vier andern Häfen dem Verkehr der Fremden übergeben. Die Eröffnung des Freihafens erfolgte 15. Nov. 1843. Seitdem datirt der Aufschwung S.s. Vorübergehend wurde dieser durch die Eroberung der Stadt seitens der Rebellen 7. Sept. 1853 gehemmt. Allein 1856 gewannen die Kaiserlichen den Ort wieder, der sich seitdem zum ersten und bedeutendsten Handelsplatze Ostasiens emporschwang.

Shannon, der Hauptfluß Irlands und hinsichtlich seiner Länge und Breite sowie der Reize seiner Ufer der erste Fluß des brit. Inselreichs, entspringt in der Provinz Connaught, aus der Quelle Legnashinna in der Grafschaft Cavan, 324 F. über dem Meere, und geht dann $2^1/_6$ M. unterhalb in den nur 151 F. hoch gelegenen See Allen. Nach seinem Austritt erweitert sich der Fluß auf seinem südwärts gerichteten Laufe, Connaught von Leinster und zuletzt von Munster trennend, zu den durch ihre großartigen Umgebungen berühmten Seen Ree und Derg. Oberhalb Limerick wendet er sich westwärts und breitet sich unterhalb dieser Stadt zu einem gegen 15 M. langen Mündungsbusen aus, dessen Ausgang in den Atlantischen Ocean zwischen

Cap Lean oder Loop-Head und Kerry-Head oder Ballyheige 2 M. breit ist. Der S. ist 48,8 M. (225 Miles) lang, gehört 10 Grafschaften an, umfaßt ein Gebiet von $317^1/_4$ Q.-M. und nimmt rechts den Key oder Boyle, den Suck, Grounagh in Roscommon und den Fergus in Clare, links den Inny auf der Grenze von Longford und West-Meath, die Brosna und den Birr in King's-County, den Maigh und Askeatan in Limerick, den Cashen in Kerry auf. Die Flut steigt an der Mündung in den Ocean 9—14, bei Limerick 12—20 F. Der Fluß ist, seitdem die frühern Hindernisse, wie z. B. die Stromschnelle Doonaß zwischen den Castellen Connel und Troy, $^3/_4$ M. oberhalb Limerick, durch Kanäle und Schleusen beseitigt sind, bis zum Allen schiffbar, für Seeschiffe jedoch nur bis Limerick. Der Grand- und der Royalkanal verbinden den S. mit Dublin. Der Fluß mit den Seen ist sehr reich an vortrefflichen Lachsen sowie an Hechten, Forellen, Brassen, Barschen u. s. w.

Shawl (engl. Namensform für das pers. Wort schâl, franz. Châle) heißt das kostbarste, reich und buntfarbig gemusterte wollene Zeug, welches im Oriente verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet von einer dort einheimischen Ziegenart, den Kaschmirziegen, gewonnen. In Kaschmir werden daraus Tücher gearbeitet, von denen die Mongolen und Inder das Stück zuweilen mit 100 Dukaten und darüber bezahlen. In Europa nennt man diese Tücher vorzugsweise Kaschmirshawls oder türkische S., und es kostet hier das Stück oft 1000 Thlr. und noch mehr. Den türkischen sehr ähnliche S. werden aus Seide, Wolle und Baumwolle auch in Europa, namentlich in Frankreich, England und in Wien gefertigt, sodaß die echten wegen ihres hohen Preises sich immer seltener machen. In Frankreich unterscheidet man eigentliche orientalische S., zu denen tibetanische Ziegenwolle verwendet wird, pariser S. aus reiner Wolle, lyoner S. aus Seide und Wolle und S. von Nancy aus Wolle und Baumwolle.

Shee (Martin Archer), ausgezeichneter engl. Porträtmaler, geb. um 1780 in Irland, erhielt in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung. Zugleich wandte er sich früh der Porträtmalerei zu, in welcher er sich einen rühmlichen Namen erwarb. Seine Porträts zeichnen sich durch charakteristische Auffassung und ein angenehmes Colorit aus. Auch einige Genrebilder und histor. Darstellungen hat man von ihm, die jedoch größtentheils aus seiner frühern Zeit herrühren. Außerdem aber schrieb er mancherlei, namentlich Didaktisch-Poetisches über die Kunst, wie die engl. Literatur dergleichen Zahlreiches besitzt. Seit dem Tode des Sir Thomas Lawrence 1830 wurde er Präsident der Akademie und verblieb in dieser angesehenen Stellung bis 1845, wo er in Ruhestand trat. Er starb 19. Aug. 1850.

Sheerneß, feste Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, südlich an der Mündung des Medway in das Aestuar der Themse, auf der Nordwestspitze der Insel Sheppey $2^1/_6$ M. im Ostnordosten von Chatham (s. d.) gelegen, mit dem sie durch Eisenbahn verbunden ist, besteht aus den starkbefestigten Dockyards mit Seearsenal und den Vorstädten Bluetown und Miletown und zählt (1861) 12015 E. Die Dockyards nehmen $74^1/_2$ Morgen ein und sind für jede Art Schiffbau und Ausbesserung geeignet. Ein Bassin von $4^1/_4$ Morgen kann auf einmal 10 Schiffe zur Ausbesserung aufnehmen. Dazu kommen drei Trockendocks, mächtige Vorrathshäuser, Schmieden u. s. w. Die Befestigungen von S. sind neuerdings bedeutend verstärkt und mit 150 Kanonen schweren Kalibers bewaffnet worden. Desgleichen hat man auf der nördlich gegenüberliegenden Insel Grain Batterien errichtet, sodaß das Eindringen feindlicher Schiffe in den Medway unmöglich ist. Vor S. liegt gewöhnlich ein Theil der Flotte vor Anker. Auch ist der Ort durch seine Austernfischerei und als Seebad bekannt. Die Insel Sheppey, durch den jetzt von der Eisenbahnbrücke überspannten Schiffahrtskanal Swale vom Festland getrennt, ist 1,55 Q.-M. groß und hat Marschboden. Der Aufenthalt daselbst zeigt sich der Gesundheit nachtheilig.

Sheffield, Municipalstadt und Parlamentsborough der engl. Grafschaft York (Westriding), Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes zwischen London, Hull, Manchester und Leeds, ein unfreundlicher, finsterer, aber wegen seiner metallurgischen Industrie hochberühmter Ort, liegt im District Hallamshire, 10,8 M. im Südsüdwesten von York, an der Mündung des Sheaf in den schiffbaren Dow, der eine große Anzahl Werke für Stahl- und Eisenindustrie in Bewegung setzt. Die Stadt ist auf drei Seiten von Hügeln umgeben, enthält mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude, aber nur wenige schöne Wohnhäuser, da die Fabrikherren es vorziehen, in den Vorstädten (Ecclesshall-Bierlow, Brightside-Bierlow, Upper- und Nether-Hallam, Attercliffe u. s. w.) zu wohnen, und zählt (1867) mit denselben 222199 E. (gegen 31314 im J. 1801). S. hat ein Stadthaus, 69 zum Theil schöne Kirchen und Kapellen, eine Synagoge, eine Kornbörse, eine große glasgedeckte Markhalle, eine Halle der Messerschmiede, ein Kranken- und ein Versorgungshaus. An Bildungsanstalten bestehen: eine Lateinschule, ein Seminar der Wesleyaner, eine Volksakademie

(Peoples college), eine Zeichenschule, ein Handwerkerinstitut und eine Handwerkerbibliothek, eine Art Polytechnische Schule, ein Athenäum, eine literarisch-philos. Gesellschaft, ein Theater, eine Musikhalle und ein Botanischer Garten. S. ist der Hauptindustrieort für Metallwaaren aller Art. Die Fabriken liegen zum Theil weit von der Stadt, und den Betrieb derselben erleichtert der Ueberfluß an Eisenerz und Steinkohlen, welchen die Umgegend darbietet. Der Ort war schon im 13. Jahrh. wegen seiner Messer berühmt. Jahrhundertelang fabricirte man Messer, Scheren, Sicheln, Sensen. Seit Anfang des 17. Jahrh. kamen Maultrommeln und Tabacksdosen hinzu, 40 J. später Rasirmesser und Feilen, die noch jetzt berühmt sind. 1750 begann der directe Handel S.s mit dem Continent, und 1758 wurde die Fabrikation plattirter Waaren begonnen. Seitdem nahm die Production immer größere Dimensionen an, besonders nachdem 1814 die im 16. Jahrh. entstandene und 1624 incorporirte Cutler's-Company (Messerschmiedzunft) durch Parlamentsacte aufgehoben und jedem gestattet wurde, sich als Arbeiter niederzulassen. Die gegenwärtige Industrie umfaßt alles, was in das Bereich der Messerschmiedewaaren (cutlery) gehört, mit Einschluß von chirurg., mathem. und optischen Instrumenten, von Sensen, Sicheln und Sägen, von Handwerksgeräthen jeder Art. Außerdem fabricirt man in Britanniametall, welches hier, wie auch die Silberplattirung, erfunden wurde, plattirte Waaren aller Art, namentlich versilbertes Kupfer (Sheffield plate), Nickelsilber- und Messingwaaren, Knöpfe, Kämme u. s. w. Die Stadt besaß schon im Jahrzehnt von 1850—60 mit ihrer Umgegend an 70 Oefen um Eisen, namentlich schwedisches, in Stahl zu verwandeln, und an 600 Oefen zur Stahlschmelzung (for moulting steal), deren jährlicher Verbrauch über 1/2 Mill. Ctr. Eisen und gegen 7 Mill. Ctr. Steinkohlen beträgt, einschließlich des Verbrauchs von etwa 90 Dampfmaschinen zur Verfertigung von Messerschmiedewaaren. Nach S. ertheilen selbst viele Kaufleute Londons und Birminghams ihre Bestellungen, weil dort alles mit Maschinen gearbeitet wird und besonders die Schleifer (grinders) durch langjährige Uebung die größte Geschicklichkeit erlangt haben. Außer den genannten Metallartikeln liefert die Stadt auch noch manche andere, namentlich Schnupftaback von ausgezeichneter Qualität, Roßhaarpolster mit Springfedern, Teppiche u. s. w. S. ist erst seit der Reformbill von 1832 im Parlament repräsentirt und sendet zwei Abgeordnete in dasselbe. Einst war die Stadt im Besitz der Talbots, Earls von Shrewsbury. In dem früher in der Nähe gelegenen Schlosse (mit Park) saß Maria Stuart 14 J. lang gefangen; 1648 wurde dasselbe auf Parlamentsbeschluß demolirt.

Shelley (Percy Bysshe), engl. Dichter, geb. 4. Aug. 1792 zu Fieldplace in Sussex, ältester Sohn des Baronets Sir Timothy S., bezog im Alter von 16 J., nachdem er wegen Widersetzlichkeit und wegen seiner religiösen Ansichten von der Schule zu Eton weggeschickt worden, die Universität zu Oxford, die ihn im folgenden Jahre ebenfalls relegirte, weil er den Professoren die Nothwendigkeit des Atheismus zu beweisen suchte. Auch sein Vater sagte sich von ihm los, namentlich als er im 19. J. gegen den Willen seiner Familie eine Ehe schloß, die überdies unglücklich ausfiel und 1816 wieder getrennt werden mußte. Schon 1810 hatte er sein Gedicht «Queen Mab» geschrieben, das später ohne seine Einwilligung gedruckt wurde, und in welchem er atheistische Grundsätze offen zu Tage legte. Uebrigens enthielt dasselbe eine Fülle der schönsten und kräftigsten Stellen. Von einem Ausfluge nach der Schweiz zurückgekehrt, ließ er sich in der Nähe von Windsor nieder und dichtete hier seinen herrlichen «Alastor, or the spirit of solitude». Nach der Trennung von seiner ersten Frau verheirathete er sich mit der Tochter des Schriftstellers Godwin, schrieb in Marlow sein Gedicht «The revolt of Islam» und ging dann, veranlaßt durch einen Urtheilsspruch, der ihm die Erziehung seiner Kinder untersagte, 1818 mit seiner Frau nach Italien, wo er mit Lord Byron zusammentraf. In Rom schrieb er sein Drama «Prometheus unbound». Diesem folgte 1819 ein Trauerspiel «The Cenci», das trotz der herrlichsten Stellen durch seinen Gegenstand abstößt. Mehrere andere Gedichte, «Hellas», «Adonais», «Rosalind and Helen», Uebersetzungen aus Calderon und Goethe's «Faust» erschienen in den nächsten Jahren. Seine Bitterkeit gegen die Welt nahm ab in dem glücklichen häuslichen Kreise, den er um sich versammelt sah, und seine Ansichten begannen sich zu läutern. Da ertrank er aber auf einer Spazierfahrt auf dem Meere 8. Juli 1822. Vgl. die Biographien S.'s von Medwin (2 Bde., Lond. 1847), Middleton (2 Bde., Lond. 1858) und Hogg (Bd. 1 und 2, Lond. 1858) sowie die «S. Memorials» (Lond. 1859; 2. Aufl. 1862). Seine gesammelten Werke sind in vielen Ausgaben erschienen. Ins Deutsche übersetzte sie Seybt (Lpz. 1844), in Auswahl Prössel (Braunschw. 1845) und «Die Cenci» Adolphi (Stuttg. 1837). — **Mary Wollstonecraft S.**, die zweite Frau des vorigen, geb. 1797, machte durch ihren Roman «Frankenstein» (1817), der einen hohen poetischen Geist, ungemeinen Schwung der Phantasie

und Kenntniß der menschlichen Seele verräth, großes Aufsehen. Ihm folgten «Valperga» (1823), «The last man», «Lodore» u. a. Ihre Reisen auf dem Continent beschrieb sie in den mit Beifall aufgenommenen «Rambles in Italy and Germany» (2 Bde., Lond. 1844). Sie starb in London 1. Febr. 1851. Ihr Sohn, Sir Percy Florence S., geb. 1819, erbte 1844 von seinem Großvater den Baronetstitel und die ansehnlichen Güter der Familie.

Shenandoah, ein Fluß in dem nordamerik. Staate Ostvirginien, ein bedeutender (rechter) Nebenfluß des über Washington in die Chesapeakbai des Atlantischen Oceans strömenden Potomac, entsteht aus zwei Quellarmen (forks). Der südl. oder Hauptarm entwickelt sich aus drei Bächen in den Grafschaften Augusta (um Harrisonburg) und Rockingham (um Staunton), die sich bei Port-Republic vereinigen, fließt in nordöstl. Richtung fast parallel der im Osten ihn begleitenden Kette der Blauen Berge (Blue Ridge), nimmt in der Grafschaft Warren bei Front-Royal den nördl. Quellarm auf (der erst gegen Südosten, dann aber gegen Nordosten über Newmarket, Mount-Jackson, Woodstock [Hauptstadt der Grafschaft S.] fließt und zuletzt bei Strasburg sich ostwärts wendet) und ergießt sich 11 M. im Nordwesten von Washington, nach einem Laufe von etwa 44 M., bei dem berühmten Dorfe Harper's-Ferry (s. d.) in den Potomac, unmittelbar vor dessen Durchbruch der Blue-Ridge, welcher zu den großartigsten Natursceneríen der Vereinigten Staaten gehört. Der S. ist von Front-Royal an, etwa 22 M. weit, für Barken fahrbar und setzt durch seine außerordentliche Wasserkraft eine große Menge Mühlen, Hammerwerke u. s. w. in Bewegung. Das von den Blue-Ridge im Osten und von der nächsten Hauptkette der Appalachen im Westen begrenzte Shenandoahthal ist das reichste in ganz Virginien und neuerdings in dem Bürgerkriege der Schauplatz blutiger Gefechte und Schlachten gewesen. Nachdem die Unionisten unter Banks durch die Conföderirten unter Jackson aus dem Thale vertrieben worden, eilte General Frémont herbei und überwand den Gegner 8. Juni 1862 in der Schlacht bei Croß-Keys, infolge deren die Conföderirten den Rückzug nach Richmond antraten. Am 28. Aug. 1862 suchten die Conföderirten unter Longstreet bei Thoroughfare-Gap aus dem Thale hervorzubrechen, wurden aber von Sigel und M'Dowell zurückgeworfen. Dagegen ward 15. Mai 1863 General Sigel bei Newmarket durch Breckenridge geschlagen und zum Rückzug nach Strasburg gezwungen, infolge dessen er seines Commandos enthoben und durch Hooker ersetzt wurde. Schon 5. Juni erlitt aber das Corps Breckenridge bei Piedmont durch Hunter ein völlige Niederlage. Noch zahlreicher und bedeutender waren die Kämpfe in diesem Thale im Sommer 1864. So schlugen die Conföderirten auf dem Rückzug aus Maryland die verfolgenden Unionstruppen unter Averill (Vortrupp des Hunter'schen Corps) und Crook 23. Juli bei Winchester (südwestlich Harpers-Ferry) und drangen wieder gegen den Potomac vor, wurden aber unter Early 7. Aug. von Averill bei Moorefield (im Südwesten von Winchester) besiegt und zum Rückzug nach Strasburg genöthigt. Hierauf verstärkt durch Zuzug des Generals Longstreet, griffen sie die bei Charlestown (zwischen Harpers-Ferry und Winchester) aufgestellten Truppen des General Sheridan, der den Oberbefehl im Shenandoahthale übernommen, 21. Aug. an und schlugen dessen rechten Flügel, sahen sich jedoch am Uebergange über den Potomac verhindert. Beide Heere nahmen nun Stellung bei Winchester und Harpers-Ferry. Am 19. Sept. schlug Sheridan die Conföderirten, die 16. und 17. auch um Antietam (s. d.) gegen McClellan den Kürzern gezogen, bei Winchester (welche Schlacht auch nach dem Flüßchen Opequan genannt wird), verfolgte dieselben und schug sie 21. Sept. abermals bei Fisher's-Hill (südlich von Strasburg), worauf die Besiegten die Flucht in die Päße der Blue-Ridge ergriffen, die Sieger bis Staunton und Waynesborough vorrückten. Da aber die Conföderirten, verstärkt durch die Truppen des Generals Longstreet, der an Early's Stelle den Oberbefehl übernahm, wieder vordrangen, mußte Sheridan sich vom obern S. zurückziehen. Doch schlug er die ihm folgenden Feinde unter Rosher 8. Oct. bei Woodstock und erreichte am 9. Strasburg. In Abwesenheit Sheridan's überfiel Longstreet die auf dem nördl. Ufer des Cedar-Creek aufgestellten Unionisten, schlug und zersprengte deren rechten Flügel, erlitt aber 19. Oct. durch den von Winchester herbeieilenden General Sheridan nach wiederholten Angriffen eine totale Niederlage. Am 2. März 1865 drang Sheridan nach dem Shenandoahthale gegen Charlotteville und Lynchburg vor, und es concentrirte sich jetzt der Kampf in Virginien hauptsächlich um Richmond (s. d.).

Sheridan (Philipp), ausgezeichneter amerik. Reitergeneral, geb. 1831 zu Albany im Staate Neuyork von armen irischen Aeltern, siedelte 1834 mit diesen nach Somerset im Staate Ohio über, wo er eine geringe Schulbildung erhielt und einige Jahre als Gehülfe in einem Krämerladen diente. Als solcher wurde er mit dem General Ritchie, dem Congreßrepräsentanten des Districts, bekannt, der ihn lieb gewann und ihm eine Stelle als Cadet in der Militär-

akademie zu Westpoint verschaffte. Nach Vollendung seiner Studien kam S. als Lieutenant zu einem Cavalerieregiment in Oregon, wo er gegen die Indianer focht und langsam zum Kapitän avancirte. Seine Vorgesetzten hegten geringe Erwartung von ihm und ließen ihn auch nach Ausbruch des Secessionskriegs auf seinem Wachtposten an der pacifischen Küste. Erst gegen Ende 1861 sah er sich auf sein Ansuchen nach Missouri berufen, wo man ihn in der Militärverwaltung beschäftigte. Erst als Mangel an tüchtigen Offizieren bei den Volontärtruppen eintrat, beorderte ihn General Halleck im Mai 1862 zum activen Dienste in der westl. Armee vor Corinth. S. machte nun unter Buell den Feldzug in Kentucky gegen Bragg mit und nahm als Führer einer Brigade rühmlichen Antheil an der Schlacht von Perryville. Unter Rosecranz, Buell's Nachfolger, befehligte er eine Division und zeichnete sich in der blutigen Schlacht bei Murfreesboro (31. Dec. 1862 und 1. Jan. 1863) aus. Damals wurde sein Name zum ersten mal öffentlich mit Ruhm genannt. In den folgenden Operationen, die mit der Eroberung von Chattanooga endeten, war er einer der thätigsten und glücklichsten Divisionsführer. In der unglücklichen Schlacht am Chicamauga (19. Sept. 1863) that er sich abermals hervor, indem er sein bereits abgeschnittenes Corps durch einen kühnen Flankenmarsch über die Missionary-Ridge rettete. Unter Grant, der Rosecranz im Commando folgte, entschied S. in der Schlacht bei Chattanooga (25. Nov.) durch Erstürmung der Missionary-Ridge den Sieg. Als Grant im Frühjahr 1864 als Oberbefehlshaber aller Armeen nach dem Osten ging, um mit der Potomacarmee den Feldzug gegen Lee zu beginnen, übertrug er S. das Commando der Cavalerie. Hier nun erhielt er Gelegenheit, sein glänzendes Talent zu entwickeln. Rasch erhob er die bisher vernachlässigte Bundescavalerie zu einer überlegenen Waffe und erwarb sich an deren Spitze (25000 Mann, in vier Divisionen) den Namen des amerik. Murat. Nach der Schlacht in der Wilderneß (5. und 6. Mai 1864) unternahm er seinen kühnen Reiterzug im Rücken von Lee's Armee. Er traf und zerstörte auf dieser Expedition die wichtigsten Communicationslinien, Eisenbahnen, Dämme, Brücken, Depots und Magazine des Feindes bis nach Richmond, drang in die ersten Festungslinien dieses Platzes ein, schlug die bisher gefürchtete feindliche Cavalerie unter ihrem besten Führer Stewart zweimal (9. und 11. Mai) und erreichte 15. Mai glücklich den Jamesfluß und Butler's Armee im Süden von Richmond. Von hier wendete er sich gegen die Danvillebahn, die Hauptverbindungslinie von Richmond nach dem Südwesten, und zerstörte auch diese. Sodann brach er wieder in die Halbinsel zwischen dem James- und dem Pamunkeyflusse ein und ging Grant entgegen, mit dem er sich nach verschiedenen glücklichen Gefechten wieder vereinigte. Einen zweiten großartigen Reiterzug unternahm S. am 7. Juni vom Pamunkey aus gegen die virginische Centralbahn und gegen Gordonsville im Nordwesten von Richmond. Er zerstörte die Bahn vollständig, schlug 11. und 12. Juni die starke feindliche Cavalerie bei Trevillian-Station und kehrte dann glücklich zum Pamunkey zurück, wo er 24. Juni den Feind zum zweiten mal bei White-House schlug und 25. wieder zu Grant vor Petersburg stieß. Anfang August 1864 erhielt S. von Grant das Commando der mittlern Militärdepartements mit dem Auftrage, das Shenandoahthal zu erobern, in welchem die conföderirten Generale Early und Longstreet mit einer starken Macht gegen Washington vordrangen. Nach mehrern kleinern Gefechten gewann er 19. und 22. Sept. die zwei glänzenden Siege bei Winchester und Fishers-Hill und trieb sodann den Feind das Thal hinauf. Am 19. Oct. vernichtete er die feindliche Shenandoaharmee in einer zweiten blutigen Schlacht bei Cedar-Creek. S. hatte sich nicht blos als Reiterführer, sondern als Feldherr in höherm Sinne bewährt und wurde für seine Leistungen zum Generalmajor der regulären Armee ernannt. Er säuberte nun gründlich sein Departement von den Resten der feindlichen Armee und vernichtete 2. Febr. 1865 ein zweites, von Early neugesammeltes Corps bei Fishersville. Hierauf von Grant nach Petersburg berufen, drang er über Charlotteville bis an den Lynchburg-Canal südwestlich von Richmond vor, zerstörte diesen, ging 10. März über den Pamunkey und vereinigte sich 26. wieder mit Grant im Lager vor Petersburg. Hier erhielt er das Commando über das 5. Armeecorps und über die gesammte Cavalerie. Bei den folgenden Operationen vor Petersburg eroberte er 6. April durch die blutige Schlacht bei Five-Forks den Schlüssel der feindlichen Stellung und ermöglichte dadurch Grant's Entscheidungssieg 2. April, der Petersburg in die Hände der Bundesarmee lieferte. Bei der Verfolgung Lee's schnitt er diesem den Rückzug ab und zwang ihn dadurch zur Uebergabe bei Appomatox-Courthouse, welche den Krieg im Osten beendigte. Nach dem Kriege wurde S. zum Commandanten des Transmississippi-Departements ernannt (Louisiana und Texas) und erhielt eine starke Truppenmacht zur Verfügung, theils um diesen noch sehr bewegten Staatstheil völlig zu pacificiren, theils um eine gerüstete Stellung gegen alle Eventuali-

täten in Mexico einzunehmen. Er vollzog seine Aufgabe mit Weisheit und Energie, konnte aber, durch Befehle des Präsidenten gelähmt, die Massacre der radicalen Convention in Neuorleans (31. Juli 1866) nicht verhüten. Durch das später vom Congreß erlassene Reconstructionsgesetz erhielt er als Militärgouverneur fast unumschränkte Regierungsgewalt zum Zwecke einer loyalen Reorganisation seines Districts. Er vollzog jenes Gesetz kräftig und in dem Sinne, in welchem es erlassen worden war, zog sich aber dadurch die Feindschaft des von der Reaction gewonnenen Präsidenten zu. Johnson berief ihn 17. Aug. 1867, gegen den Protest Grant's, von seinem Posten ab und beorderte ihn nach dem westl. Indianergebiete, unter dem Commando Sherman's. Auf seiner Reise von Neuorleans nach dem Nordwesten wurde er allenthalben vom Volke mit großem Enthusiasmus begrüßt.

Sheridan (Rich. Brinsley), berühmter Lustspieldichter und Parlamentsredner, der dritte Sohn des als Schauspieler und Verfasser eines engl. Wörterbuchs bekannten Thomas S. (gest. 1788), wurde 30. Oct. 1751 zu Dublin geboren. Er zeigte in der Jugend und selbst noch auf der Schule zu Harrow, wohin er 1763 kam, nur geringe Fähigkeiten und wendete auch später als Student der Rechte im Middle-Temple, seit 1769, nur geringen Fleiß an. Durch seine Heirath mit der beliebten Sängerin Linley, die er niemals wieder die Bühne betreten ließ, sah er sich zu schriftstellerischen Arbeiten genöthigt. Sein erstes Lustspiel «The rivals» (1775) fand auf dem Coventgardentheater wenig Beifall. Im nächsten Jahre brachte er auf die Bühne die Posse «St. Patrick's day» und eine komische Oper «The duenna», welche letztere 75 mal wiederholt wurde, und 1777 abermals zwei Lustspiele, das eine «A trip to Scarborough», umgearbeitet nach Vanbrugh, das andere sein berühmtestes und noch jetzt oft gegebenes Stück «The school for scandal», eins der besten Lustspiele aus neuerer Zeit, ausgezeichnet durch reichen Witz und eine Fülle der komischsten Situationen. Einige spätere Stücke von ihm, «The camp» und «The critic», sind weniger ausgezeichnet. 1780 ins Parlament gewählt, vertauschte S. die dramatische Laufbahn mit der politischen. Er trat zur Oppositionspartei unter Fox, wurde unter dessen Ministerium Unterstaatssecretär und zur Zeit von dessen Verbindung mit Lord North Secretär der Schatzkammer. Als darauf Pitt Minister wurde, war S. wieder eines der beredtesten Mitglieder der Oppositionspartei. Glänzende Reden hielt er namentlich in dem Processe gegen Warren Hastings und über Pitt's «Perfumery-bill». Nach Pitt's Tode (1806) wurde er wieder Schatzmeister des Seewesens und nach Fox' Tode Obereinnehmer des Herzogthums Cornwall. In der letzten Zeit seines Lebens ergab er sich dem Trunke, zum Theil infolge häuslicher Leiden und der Verlegenheiten, in welche ihn seine schlechte Wirthschaft brachte. Er starb 7. Juli 1816; ein gegen ihn erlassener Verhaftsbefehl blieb nur deswegen unvollzogen. Seine dramatischen Arbeiten gab Th. Moore (2 Bde., Lond. 1821; Lpz. 1833) heraus; seine Reden erschienen in fünf Bänden (Lond. 1816; 3 Bde., 1842); sein Leben beschrieben Th. Moore (2 Bde., Lond. 1825 u. öfter) und Watkins (2 Bde., Lond. 1817).

Sheriff (aus dem angelsächs. scire-gerefa) heißt in England, seitdem die alte Grafenwürde sich in einen bloßen Titel verwandelt hat, der erste Beamte in einer Grafschaft oder Provinz. Jede Grafschaft besitzt einen S.; nur Middlesex hat zwei, von denen der eine für die Stadt London bestimmt ist. Der Geschäftskreis, die Verantwortlichkeit, aber auch das Ansehen des S. ist sehr groß. Er verwaltet die Polizei in der Grafschaft, treibt die königl. Auflagen, Strafgefälle und Confiscationsgefälle ein, bringt alle Strafurtheile zur Vollziehung und sitzt in bürgerlichen Sachen zu Gericht. Er hat das Recht, seine Amtsgehülfen (Under-sheriffs) und für die Kreise der Grafschaft Amtleute (Bailiffs) zu ernennen, für deren Handlungen er jedoch verantwortlich ist. Unter dem S. stehen auch die Geschworenen. Er schlägt dieselben vor und ruft sie, nachdem er den Proceß instruirt, zur richterlichen Entscheidung zusammen. Sonst darf er sich auf den Gang der Gerechtigkeit keinen Einfluß erlauben. Das Amt des S. trägt keine Besoldung und ist mit bedeutendem Aufwande verknüpft, sodaß niemand verbunden ist, es in vier Jahren zweimal zu übernehmen. Der S. war ursprünglich der Beamte der alten Gaugemeinde; später jedoch fiel seine Ernennung dem Könige anheim. Indeß wird die unmittelbare Ernennung eines S. durch den König als unrechtmäßig betrachtet; vielmehr schlägt der Großkanzler im Vereine mit den Ministern jährlich die Amtscandidaten vor, und der König bestätigt dieselben. Auf die Weigerung, das Sheriffamt anzunehmen, steht, mit Ausnahme der vom Gesetz bestimmten Fälle, eine hohe Geldstrafe.

Sherman (William Tecumseh), ausgezeichneter amerik. General, geb. 8. Febr. 1820 in Lancaster im Staate Ohio, erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat im 16. J. in die Militärakademie zu Westpoint, die er 1840 als Artillerielieutenant verließ. Als solcher betheiligte er

sich (1840—41) am Seminolenkriege in Florida, und bald darauf ward er als Oberlieutenant in Fort Moultrie bei Charleston stationirt. 1846 kam er nach Californien, wo er zunächst als Generaladjutant des 10. Militärdepartements fungirte. Im Mai 1848 wurde er Brevetkapitän, im Sept. 1850 wirklicher Kapitän mit Anstellung beim Commissariat. Drei Jahre darauf verließ er den Dienst und nahm eine Anstellung im Bankgeschäft von Lucas Turand und Comp. in San-Francisco an. Doch kehrte er bald darauf zum militärischen Berufe zurück, da ihm der Staat Louisiana wegen seines Rufs als wissenschaftlicher Militär die Leitung seiner Staats-Militärakademie übertrug. Diese Stelle legte er bei Ausbruch des Secessionskriegs nieder und wurde im Mai 1861 zu Washington zum Oberst des 13. regulären Infanterieregiments ernannt. In der ersten Schlacht am Bull-Run 21. Juli zeichnete er sich vor andern an der Spitze einer Brigade durch Tapferkeit und Besonnenheit aus. Darauf zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt, schickte man ihn nach Kentucky, wo er unter Anderson die zweite Stelle im Commando erhielt. Hier sollte er mit Freiwilligen und kentuckyschen Heimgarden den Muldraughts-Hill, einen wichtigen Punkt südlich vom Salt-River, besetzen, wobei die Heimgarden fortliefen, sodaß er sich mit etwa 5000 Mann der mehr als 25000 Mann starken Buckner'schen Secessionsarmee gegenüber sah. S. übernahm zwar im Oct. 1861 das Obercommando, mußte jedoch dasselbe alsbald wegen Krankheit niederlegen. Anfang März 1862 trat er wieder in activen Dienst und befehligte unter Grant eine Division, mit welcher er sich bei Shiloh auszeichnete. Darauf übernahm er im Sommer das Commando von Memphis, das er jedoch schon im Dec. 1862 niederlegte, um den Mississippi herunter gegen Vicksburg zu gehen, bei dessen Belagerung er sehr erfolgreich mitwirkte. Nach Einnahme der Stadt (4. Juli 1863) verfolgte er Johnson bis Jackson, der Hauptstadt von Mississippi, zerstörte den Platz und sicherte dadurch der Bundesarmee den westl. Theil dieses Staats. Nach der Niederlage Rosecranz' am Chickamanga ward S. im Oct. 1863 an die Spitze des Departements von Tennessee berufen. Von Memphis aus eilte er zum Entsatz des von Bragg hartbedrängten Chattanooga, trug hier wesentlich zum Siege bei und zwang dann den conföderirten General Longstreet, die Belagerung von Knoxville aufzuheben. Im Febr. 1864 unternahm S. seinen ersten großen Streifzug in das Herz des feindlichen Landes. Von Vicksburg aus zog er quer durch den ganzen Staat Mississippi nach Meridian, dem Knotenpunkte der großen südwestl. Eisenbahnen, zerstörte alle Bahnen und Communicationsmittel und kehrte, obschon vom Feinde umschwärmt, ohne Unfall nach Vicksburg zurück. Als Grant im März 1864 als Oberbefehlshaber nach dem Osten ging, um die Potomac-Armee gegen Richmond zu führen, erhielt S. an seiner Stelle das Commando über das ganze Mississippi-Departement mit der Aufgabe, gleichzeitig von Chattanooga aus gegen das starkbefestigte Atlanta in Georgien, den feindlichen Hauptwaffenplatz im Innern, vorzudringen. Am 5. Mai begann S. den Zug mit 90000 Mann und 250 Geschützen gegen den conföderirten General Johnston, der ihm mit 60000 Mann und 200 Geschützen gegenüberstand. In einer Reihe glänzender Manöver und siegreicher Schlachten (Dalton, Resaca, Rocky-Faced-Ridge, Altoona, Dallas, Kennesaw und Chattahoochie) drängte er den Feind rückwärts und erschien 10. Juli vor Atlanta. Hier schlug er den conföderirten General Hood, der an Johnston's Stelle getreten, in drei blutigen Schlachten, nahm den Platz 1. Sept. ein und trieb den Feind westwärts nach Alabama. Sodann trat S. von Atlanta aus 16. Nov. seinen großen «Marsch nach dem Meere» an. In vier großen Colonnen durchzog er, von jeder Verbindung mit dem Norden abgeschnitten, verwüstend die reichsten und vom Kriege noch unberührten Gegenden Georgiens und erreichte 13. Dec. die Seeküste in der Nähe von Savannah. Nachdem er Fort M'Allister am Ossabaw-Sunde erstürmt, zog er 21. Dec. in Savannah ein. Von hier brach er dann 1. Febr. nordwärts auf, um durch das Innere von Südcarolina und Nordcarolina zu dringen und Grant's Armee vor Richmond zu erreichen. Nachdem er unter kleinen Gefechten 17. Columbia, die Hauptstadt von Südcarolina, erreicht, 21. Charleston gefallen, drang er, vom feindlichen Corps umschwärmt, vorsichtig nach Nordcarolina vor, erreichte 11. März Fayetteville und schlug 16. General Harden bei Averysboro. Sodann occupirte er 19. März Goldsboro und schlug an demselben Tage in einer Hauptschlacht bei Beatonville seinen alten Gegner Johnston, der alle feindlichen Corps gesammelt hatte. Nachdem er sich 21. März mit Schofield und Terry, die von Wilmington aus herbeigekommen, vereinigt, drang er gegen Raleigh vor, das er 13. April, nach einem abermaligen Siege über Johnston, einnahm. Inzwischen war die Sache der Conföderirten durch die Ergebung Lee's bei Appomatox-Courthaus hoffnungslos geworden, und Johnston machte 17. April Propositionen zu einem Waffenstillstande und allgemeinem Friedensschlusse, welche von S. am 18. angenommen, von der Regierung

zu Washington jedoch sofort desavouirt wurden. Johnston ergab sich hierauf mit seinen 28000 Mann 26. April unter denselben Bedingungen, mit denen sich Lee dem General Grant ergeben hatte. Das voreilige, die Conföderirten offenbar begünstigende Verfahren S.'s erregte großes Mistrauen gegen ihn, das aber bald wieder schwand, indem er sich den Anordnungen der Regierung ohne weiteres fügte. Nach dem Kriege erhielt S. das Commando über das Militärdepartement des Westens, welches alles Gebiet nördlich von Arkansas zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen umfaßt. Es fiel ihm hiermit die Dämpfung der Indianerunruhen und eine ganz neue, halb militärische, halb administrative Thätigkeit zu. Seit Grant's Erhebung zum Generalissimus erhielt S. den freigewordenen Rang des Generallieutenants.

Shetlandinseln, eine nordöstlich von Schottland und den Orkneys gelegene Inselgruppe, besteht aus 90 Inseln, von denen nur 25 (von 32000 E.) bewohnt sind, die übrigen, Holms oder Skerries genannt, blos zur Viehweide benutzt werden. Viele Meereseinschnitte, hier Voes geheißen, erstrecken sich bei den meisten Inseln tief ins Land hinein, das im allgemeinen einen düstern, nordischen Charakter trägt. Die S. sind im ganzen nur hügelig; am höchsten, bis zu 1474 F., erhebt sich der Rooneß oder Ronas-Hill. Dagegen zeigen die Küsten schroffe, dunkelgraue Felsbildungen, in welche das Wasser Höhlungen ausgewaschen hat, die oft merkwürdige Grotten und Felsenbogen bilden. Flüsse fehlen den S. In den gegen Norden geschützten Thälern bieten die Inseln hohen Graswuchs, Haferfelder und Gemüsegärten. Im ganzen zeigen sich jedoch steiniger Boden, sumpfige Ländereien und unfruchtbare, mit Heide und Torfgrund überzogene Hügel. Bäume gedeihen auf den S. gar nicht, und die aus niedrigen Kräutern, Moosen und Flechten bestehende Pflanzenwelt trägt einen alpinen Charakter. Reicher ist das Thierleben entwickelt. Die Hausthiere, Schafe, Rinder und Pferde (Ponies), nehmen hier fast zwerghafte Formen an. Reich vertreten ist die nordische Vogelwelt, namentlich mit Möven, Alken, Sturmvögeln und Tauchern. Vor allem belebt ist aber das Meer mit Robben, Walen, Dorschen, Kabeljaus und namentlich mit Heringen, denen im Sommer ganze Flotten, namentlich holländ. Schiffe, nachziehen. Das Klima, durch die See gemildert, ist kein sehr rauhes. Der Winter ist weniger durch Schnee und Kälte als durch Düsterheit, Nebel und Regen ausgezeichnet. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 6° R., die des Winters + 3,2° und die des Sommers + 9,5° R. Auf den größern Inseln Mainland, Bressa, Yell und Unst liegen eine Menge vorhistor. Alterthümer zerstreut, die den Celten zugeschrieben werden. Dahin gehören stehende Steine und die merkwürdigen, nur aus zusammengelegten Steinen errichteten «Pictischen Burgen». Die Einwohner sind norweg. Ursprungs und zeigen den skandinav. Charakter, wenn sie auch jetzt einen besondern engl., stark mit Norwegisch versetzten Dialekt reden. Auch viele altskandinav. Sitten, Sagen, Lieder und Feste haben sich erhalten. In der Zeitrechnung bedient man sich noch heute des alten Stils, und die alte Eintheilung des Landes nach «Marken» ist gleichfalls beibehalten. Auch gilt auf allen Inseln das Erstgeburtsrecht. Haupterwerbszweig der Bewohner ist die Fischerei; Ackerbau wird wenig, dagegen mehr Schafzucht, Kalkfabrikation und Torfgräberei betrieben. Aus der feinen Wolle der kleinen Schafe wissen die Frauen sehr gesuchte Shawls, Strümpfe und Decken zu weben. Lerwick an der Ostseite von Mainland, Hauptstadt und einzige Stadt der S., ist erst zu Anfang des 17. Jahrh. entstanden. Der Ort zählt 3061 E. und besteht aus einer einzigen Straße, an welcher die aus Schiefer erbauten Häuser liegen. In der Nähe befindet sich das unter Cromwell erbaute Fort Charlotte, jetzt Gerichtshaus und Gefängniß. Der Hafen ist gut und sicher; die Zahl der nach Lerwick gehörigen Schiffe beträgt 85 mit 3122 Tonnen Gehalt. Zu erwähnen ist noch die alte Hauptstadt Scalloway, mit dem jetzt in Ruinen liegenden, um das J. 1000 als Zwingburg erbauten Schlosse des Earl Patrik Stewart. Die S. werden vielfach als die Thule des Pytheas von Massilia angesehen. Sie wurden von Norwegern besiedelt und empfingen das Christenthum zu Ende des 10. Jahrh. durch Siegmund Bresterson und König Olaf Tryggneson. Bis 1196 waren sie mit den Orkneys vereinigt, wurden 1271 zu den Faröer geschlagen und kamen 1474 an Schottland. Jetzt bilden sie mit den Orkneys zusammen eine Grafschaft. Vgl. Ziegler, «Meine Reisen im Norden» (Lpz. 1860).

Shields ist der Gesammtname von drei benachbarten, an der Mündung des Tyne gelegenen, durch Eisenbahn miteinander verbundenen und den Haupthafenplatz von Newcastle bildenden Städten, nämlich North-Shields mit dem unmittelbar an der Flußmündung selbst liegenden Tynemouth in der Grafschaft Northumberland, und South-Shields, beiden südlich gegenüber gelegen, in der Grafschaft Durham in Nordengland. Die Marktstadt North-Shields hat (1861) 8882 E., 12 Kirchen und Kapellen, ein Handwerkerinstitut, ein Theater, Schiffswerfte, Seilerbahnen, Ankerschmieden, Töpfereien, Salzsiedereien, Brauereien, Ziegelbrennereien und

Badeanstalten. Sie besaß 1860 nicht weniger als 861 Schiffe von 198551 Tons, und der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe belief sich (mit Einschluß des Handels von South-Shields) auf 426667 Tons im ausländischen und 157752 im Küstenhandel, der Export brit. Producte auf 107133 Pfd. St. An Steinkohlen wurden küstenwärts 125067, ins Ausland 237976 Tons versendet. Tynemouth, Municipalstadt und Parlamentsborough, zählt 16560, aber mit den Vorstädten Chirton, Cullercoats und Preston 34021 E., ist als Seebad viel besucht, hat ein Fort zur Vertheidigung der Einfahrt in den Tyne, ein altes Schloß, das jetzt als Kaserne dient, eine Abteiruine, ein Zuchthaus und einen Verein für Naturgeschichte. South-Shields, ebenfalls Municipalstadt und Parlamentsborough, zählt 35239 E., hat in der Mitte auf einem großen offenen Platze eine Stadthalle, die zugleich als Börse und Markthalle dient, 9 Kirchen, 1 Versorgungshaus, Schiffswerfte, sehr bedeutende Glas-, auch Topfwaaren-, Soda- und Alaunfabriken, Brennereien und Seilerbahnen und besaß 1860 289 Schiffe von 74842 Tons. Das nur 2 engl. M. oberhalb der Stadt am Tyne gelegene Dorf Jarrow oder Yarrow (mit 6494 E.) hat ebenfalls Schiffswerfte und Docks, die 48 Acres groß sind, außerdem Laugensalz- und Segeltuchfabriken, Papiermühlen u. s. w. Der Schiffbau der verschiedenen Werfte und Docks liefert jährlich eine große Menge Fahrzeuge, jetzt meist eiserne Segel- und Dampfschiffe. Der zwischen dem Städtecomplex liegende Hafen faßt 2000 Schiffe, die unter der 236 F. langen und 100 F. hohen Kettenbrücke hindurchfahren können. Der Leuchtthurm von Tynemouth gibt nachts Sicherheit gegen die Gefahren, welche eine große Sandbank und mehrere Klippen an der Einfahrt bieten.

Shire (angelsächs. scire, von sciran, d. i. theilen) nennt man in Großbritannien die Districte, in welche das Land politisch eingetheilt ist. Das Wort ist gleichbedeutend mit county, d. i. Grafschaft, und wird den Eigennamen, wie Buckinghamshire, Oxfordshire u. s. w., angehängt. Bei manchen Grafschaften, als Northumberland, Middlesex u. s. w., ist es jedoch nicht gebräuchlich. Der Ursprung der Eintheilung selbst fällt noch in die Zeit der angelsächs. Könige. Die Hauptunterabtheilung des S. ist das Hundert (hundred); auch diese Eintheilung ist, wie das Wort selbst, altgerman. Ursprungs. Die Beamten des S. oder der Provinz sind der Lord-Lieutenant, welcher die militärische Ordnung handhabt, der Sheriff, der Aufseher des Grafschaftsarchivs oder Custos rotulorum, der Coroner, die Friedensrichter, der Generalsteuereinnehmer, der Untersheriff und der Gehülfe oder Actuar des Friedensrichters (Clerk of peace). Die richterlichen Tribunale des S. sind der Assisenhof, der Grafschaftsgerichtshof, welchem der Sheriff präsidirt, die Hundredgerichtshöfe und die Erb- und Lehngerichte (Courts-leet).

Shirley (James), engl. Schauspieldichter, geb. 1594 zu London, studirte zu Oxford Theologie, wo ihn der Erzbischof von Canterbury wegen eines Muttermals auf einer seiner Wangen nicht ordiniren wollte. Er ließ sich hierauf in Cambridge ordiniren, wurde Pfarrer in der Nähe von St.-Albans, trat aber zur kath. Kirche über, wodurch er sich genöthigt sah, Schullehrer zu werden. Später ging er nach London, wo er ein fruchtbarer Schauspieldichter wurde. Während der Bürgerkriege griff er zu den Waffen und diente unter dem Herzog von Newcastle. Als er nach London zurückkehrte, fand er die Theater verschlossen und sah sich daher genöthigt, wieder Schullehrer zu werden. Die Restauration scheint seine Verhältnisse auch nicht gebessert zu haben. Bei dem großen Brande in London verbrannte auch sein Haus in Whitefriars. Wahrscheinlich infolge des Schreckens starb er kurze Zeit darauf an demselben Tage mit seiner Frau. Man besitzt 39 Stücke von ihm, die von Gifford (6 Bde., Lond. 1829) und Dyce (6 Bde., Lond. 1833) herausgegeben wurden. Sie zeichnen sich weniger durch Selbständigkeit in der Erfindung, durch Kraft der Charakterzeichnung und Witz aus, als durch Reinheit der Sprache wie der Gedanken, durch Klarheit und durch Natürlichkeit und durch raschen, lebendigen Gang der Begebenheiten. Einzelne Stellen von großer Schönheit finden sich oft in seinen Werken; am berühmtesten ist die auf Karl's I. Tod gedeutete in seinem «Ajax and Ulysses». Zu seinen bekanntesten Stücken gehören: «The lady of pleasure», «The admiral of France», «The grateful servant» und «The doubtful heir». Auch eine Sammlung Gedichte gab er 1646 heraus, die sich namentlich durch Zartheit der Empfindungen auszeichnen.

Shirting ist der engl., auch in Deutschland übliche Name für die Futter- und Hemdenkattune, welche sonst auch Nessel genannt und aus Baumwollgarnen der Feinheitsnummern 12—60 mäßig dicht gewebt werden.

Shoddy oder Shuddy, deutsch Lumpenwolle oder Kunstwolle, wird diejenige Wolle genannt, welche man aus wollenen Lumpen erhält, indem man dieselben durch eine Maschine (Lumpenwolf) zerreißt und zerfasert. Seit etwa 25 J. ist die Bereitung dieses Materials sehr

gebräuchlich geworden, und man verspinnt dasselbe in Vermengung mit neuer Wolle. Die Kunstwolle besteht aus kurzen oder sehr kurzen Härchen und liefert daher Gewebe von geringerer Haltbarkeit. Die kürzesten (aber meist auch feinsten) Sorten kommen unter dem Namen Mungo vor.

Shoeburyneß, ein Dorf in der engl. Grafschaft Essex, $8^3/_4$ M. östlich von London, nördlich von der Themsemündung, $^2/_5$ M. östlich von dem wegen seiner stark besuchten Seebäder bekannten Dorfe Southend gelegen, ist wegen der jetzt daselbst abgehaltenen Artillerieschießübungen viel genannt.

Shrapnels sind Hohlgeschosse, mit Karabinerkugeln gefüllt und mit Sprengladung versehen, welche auf einer bestimmten Entfernung vor dem Feinde durch den bis dahin brennenden Zünder Feuer fängt und das Geschoß zerreißt, wonach die freigewordenen Kugeln mit der Geschwindigkeit vorwärts fliegen, welche das Geschoß im Augenblicke des Zerspringens hatte, und noch hinreichende Kraft behalten, um die Truppen außer Gefecht zu setzen. Ihre Wirkung hängt nicht nur von der richtigen Anfertigung des Geschosses ab, sondern vorzüglich von der genau der Entfernung angemessenen Zünderlänge, welche so beschaffen sein muß, daß das Geschoß etwa 50—80 Schritt diesseit des Ziels und 6 F. höher als dasselbe zerspringt. Diese Entfernung nennt man die Intervalle. Entzündet sich die Sprengladung zu früh, so wird das Ziel nur von wenigen schwachen Kugeln getroffen; ist aber die Intervalle zu klein, so bleiben die Kugeln zu nahe zusammen und wirken nur auf eine eingeschränkte Fläche. Die Wirkung der S. ist durchaus vom Terrain unabhängig und reicht auf viel größere Entfernungen (beim 12-Pfünder bis 1500 Schritt) als der Kartätschenschuß. Aus gezogenen Geschützen mit Percussionszündern wird bis 1600 Schritt noch mit Vortheil, mit Zeitzündern bis zu 2400 Schritt geschossen. Der Shrapnelschuß ist, weil neuere Verbesserungen in Aussicht stehen, einstweilen bei der preuß. Feldartillerie außer Gebrauch gesetzt. Das Geschoß wurde vom engl. Artillerieoberst Shrapnel zuerst angegeben und kam in den Kriegen auf der Pyrenäischen Halbinsel 1807—13 in Anwendung, ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu erregen; jetzt ist es aber in allen größern Heeren eingeführt.

Shrewsbury, Hauptort der engl. Grafschaft Shrop oder Salop, Municipalstadt und Parlamentsborough mit 22163 E. (1861), 33 M. im Nordwesten von London, an der Eisenbahn und dem zweifach überbrückten schiffbaren und fischreichen Severn gelegen, hat in dem ältern Theile enge, krumme Gassen und viele schmale, finstere Fachwerkhäuser aus dem Mittelalter, in dem neuern dagegen breite, regelmäßige Straßen und mehrere schöne Gebäude, wie die Stadt- und Grafschaftshalle, das Rathhaus, das Gefängniß, das Theater, die Armen- und Krankenhäuser, eine Markthalle vom J. 1595. Die Stadt besitzt 15 Kirchen und Kapellen, unter denen sich die Peters-, Marien- und Julianskirche auszeichnen, die zweite durch ihre normann. Architektur, die letztere durch ihre Glasmalereien. Es bestehen eine von Eduard VI. 1553 gegründete Lateinschule, eine der besten Englands, nebst Kapelle, einer Bibliothek und werthvollen Sammlung der in der Umgegend gefundenen röm. Alterthümer; ferner ein Handwerkerinstitut, ein Verein für Naturgeschichte und Alterthumskunde mit Museum u. s. w. Außerdem sind bemerkenswerth die kolossale eherne Statue des Lord Hill auf einer 130 F. hohen Säule, die Ruinen eines alten Schlosses, zweier Klöster und einer 1083 gegründeten Abtei. Die Einwohner treiben Seidenbandweberei, unterhalten auch in der Nachbarschaft eine bedeutende Flachsspinnerei und großartige Eisenwerke, mehrere Leinwandfabriken und Wassermühlen. Ihr wichtigster Nahrungszweig aber ist der Handel, da die Stadt, begünstigt durch die Eisenbahn und die Wasserstraßen des Severn und Shrewsburykanals, der Hauptmarkt nicht nur für Landesproducte ist, sondern auch für Welsh-Web (ein grobes, in Montgomery gefertigtes Wollenzeug) und den größtentheils aus Welshpool kommenden Flanell. An der Südseite der Stadt ist eine der berühmtesten Promenaden Englands, der Quarry, mit einer 1600 F. langen Allee hoher Linden. S. liegt an der Stelle des festen Platzes Uriconium der Römer, aus deren Zeit mancherlei Antiquitäten aufgefunden wurden. Zur Zeit der angelsächs. Heptarchie war «Scrobbesbyrig» der Hauptort der Landschaft Powysland und Residenz der wallisischen Fürsten von Powys bis 778, wo König Offa von Mercia sie vertrieb und das Bollwerk Offa's-Dyke anlegte. Wilhelm der Eroberer belehnte mit der Stadt und dem größern Theile von Shrop den ihm verwandten Roger von Montgomery, welcher Earl von S., Chichester und Arundel wurde, und errichtete hier ein furchtbares Schloß, das stärkste Bollwerk in den westl. Marken, von wo die engl. Heere Wales im Zaume hielten und ihre Züge gegen Schottland unternahmen. In diesem Schlosse residirte 1272 Eduard I.; 1283 und 1397 wurden hier Parlamente gehalten. Am 21. Juli 1403 siegte Heinrich IV. in blutiger Feldschlacht über Heinrich Percy (Heißsporn) an der Stelle,

wo der Sieger die jetzt in Trümmer liegende Battlefieldkirche und einen Hügel errichtete, der die Asche der Erschlagenen deckt. Auch wurde in S. Heinrich VII. vor der Schlacht bei Bosworth zum König ausgerufen. Unter Jakob II. wurde die Feste demolirt. Die Stadt hat der Familie Talbot den Titel Earl von S. gegeben. Sie schickt zwei Abgeordnete in das Parlament.

Shrop oder Salop, eine der westl. Grafschaften Englands, von Cheshire im Norden, Stafford im Osten, Worcester und Hereford im Süden, Wales (Radnor, Montgomery und Denbigh) im Westen begrenzt, zählt (1861) auf 60,72 Q.-M. 240952 E. Die Grafschaft wird vom Severn, der sie 15,2 M. weit durchfließt und hier den Perry und den Tern mit dem Roden aufnimmt, in zwei ziemlich gleichgroße Theile getheilt. Der nordöstliche ist die weite «Ebene von Shrewsbury» mit gutem Ackerboden, die sich nach Cheshire und Stafford hinein erstreckt und nur im Süden den isolirten Hügel Wrekin (1238 F.) aufweist. In dem südwestl., gebirgigen, rauhen, vorzüglich zu Viehzucht und Waldwirthschaft benutzten Theile erhebt sich der Bergdistrict Clun-Forest, nördlich von diesem die Bergkette Long-Mynd (1591 F.) und östlich die Clee-Hills (1694 F.), mit den dazwischenliegenden fruchtbaren Thalebenen von Church-Stretton, Ape-Dale und Corven-Dale. Die Grafschaft enthält 34 Proc. Ackerland, 52 Grasland, 3 unbenutztes Gemeindeland, 5 Waldung und 6 Proc. Gärten und Häuser. Neben dem Ackerbau, der Weizen, Gerste, Hafer, Bohnen und Rüben in Menge erzeugt, und der Viehzucht, welche Schafe, Rinder und einen großen Theil des sog. Chesterkäses liefert, bildet der Bergbau den Haupterwerbszweig. Im östl. Theil liegen einträgliche Kohlengruben, die durch das erst 1866 entdeckte, von der Lilleshell-Company ausgebeutete, 29 F. mächtige Kohlenflötz vermehrt worden sind; ferner Eisen- und Bleigruben, Kalk- und Sandsteinbrüche. Die meisten Eisenschmelzöfen der Grafschaft stehen zwischen Wellington und Willey im Coalbrookthale, das sich zugleich durch romantische Schönheit auszeichnet. 1861 wurden 850000 Tons Steinkohlen, 145200 Tons Roheisen, 3161 Tons Blei und 58 Tons Baryte gewonnen. Der frühere Bergbau auf Kupfer ist eingegangen. Außer den zahlreichen Eisenhütten unterhält man Woll- und Flachsspinnereien, Fabriken für grobe Leinwand, Wollwaaren, Worsted, Teppiche, Handschuhe, Roßhaarzeug, Porzellan, Glas, irdene Waaren, Thonpfeifen, Papier, Nägel, Röhren und andere Metallwaaren. Der Handel wird durch den schiffbaren Severn, mehrere Kanäle und Eisenbahnen gefördert. Von der Grafschaft selbst werden 4, von den vier Boroughs 8 andere Mitglieder ins Parlament geschickt. Die Hauptstadt ist Shrewsbury (s. d.). Außer dieser sind bemerkenswerth die drei Municipalstädte und Parlamentsboroughs Wenlock, mit 2398 E., großen Kalk- und Pfeifenthongruben und einer Abteiruine, Bridgenorth, mit 6240 E., fünf Kirchen, einer Lateinschule, einem Gefängniß, einem Arbeitshause, einem Handwerkerinstitut, einer Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse und zahlreichen milden Stiftungen, und Ludlow am Teme, mit 5178 E., einem Rathhause, einem Handwerkerinstitut, einer naturforschenden Gesellschaft nebst Museum, starkem Kornhandel und den wichtigen Ruinen einer Felsenburg, einst Residenz engl. Könige und mehrmals Zeuge der wichtigsten Ereignisse im Kriege der beiden Rosen. Die Marktstadt Profely, am Severn und im Mittelpunkte der Eisen- und Kohlengruben gelegen, hat 4724 E., Fabriken für Thonpfeifen, Nagelschmieden und Ziegelbrennereien. Das nahe Ironbridge, nach der 1779 erbauten eisernen Brücke über den Severn benannt, bildet mit Coalbrookdale, Coalport und Madelay ein Kirchspiel von 9469 E., hat ausgezeichnete Eisengießereien, in welchen die feinsten Waaren, auch Bronzewaaren, erzeugt werden, eine Porzellan- und eine Steinkohlentheerfabrik. Shiffnall mit 2046 E., Eisen- und Glashütten, ist historisch bekannt durch die Königseiche, auf welcher König Karl II. sich glücklich vor seinen Verfolgern verbarg. Die Marktstadt Wellington, am Fuße des Wrekin, hat 5576 E. und große Eisen- und Kohlengruben. Die Municipalstadt Oswestry mit 5414 E. und die Marktstadt Ellesmere mit 2114 E., beide an dem durch sein Aquäduct berühmten Ellesmerekanal gelegen, der den Severn mit dem Grand-Trunk und Mersey verbindet, sind lebhafte Handels- und Fabriforte.

Shukówskij (Wassilji Andrejewitsch), einer der berühmtesten russ. Dichter, wurde 1783 aus einer adelichen Familie in Tula geboren, wo er auch seine erste Schulbildung genoß. Er begab sich dann nach Moskau, um seine Studien auf der dortigen Universität zu vollenden, und erregte schon 1802 durch eine treffliche Uebersetzung von Gray's «Ländlichem Kirchhof» Aufmerksamkeit. S. widmete sich jetzt ganz der Literatur und ward 1808 Redacteur des von Karamsin gegründeten Journals «Wjestnik Ewropy». Für dieses Blatt lieferte er nicht nur zahlreiche Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen, sondern auch Originalaufsätze, Erzählungen und Gedichte, die zu den besten gehören, die die russ. Sprache

aufzuweisen hat. Als 1812 der Krieg gegen Napoleon ausbrach, nahm er an dem Feldzuge eifrig theil und focht unter dem moskauer Landsturm in verschiedenen Schlachten. Seiner Begeisterung verdankt Rußland eine Reihe herrlicher Kriegsgesänge, die den Titel «Der Sänger im Lager der russ. Krieger» führen und zahlreiche Auflagen erlebt haben. Nach dem Frieden lebte er eine Zeit lang in Dorpat, wurde aber 1817 nach Petersburg berufen, um der Gemahlin des spätern Zaren Nikolaus russ. Literatur vorzutragen. 1820 ward er Mitglied der russ. Akademie, 1824 Erzieher des Großfürsten-Thronfolgers Alexander. Nach der Verheirathung des letztern 1841 zog er sich vom Hofe zurück und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens meist in Deutschland. Er starb nach längerer Krankheit 24. April 1852 zu Baden-Baden. S. zeigt sich sowol in seinen Uebersetzungen wie in seinen eigenen Werken als einen Dichter, der die vollkommenste Herrschaft über die Sprache übt und dessen Geist eines freien und kühnen Schwungs fähig ist. Ueberall ist sein Ausdruck kräftig, feurig und edel, bei aller Kunst nie gesucht, vielmehr stets wahr und natürlich. Selten hat eine Sprache eine so gelungene poetische Nachahmung aufzuweisen, wie es seine «Ljudmila» ist, durch die er den Russen Bürger's «Leonore» mit aller Schönheit des Originals wiedergab. Ebenso meisterhaft sind seine Uebertragungen von Schiller's «Jungfrau von Orléans», Byron's «Gefangenem von Chillon» und mehrern Goethe'schen und Uhland'schen Balladen. Trotz seiner Neigung zur Romantik blieb ihm doch das Verständniß der classischen Poesie keineswegs verschlossen, wie seine (unvollendet hinterlassene) Version der «Aeneide» und noch mehr die der «Odyssee» beweist. Von seinen Originalgedichten verdienen noch «Swetlana» und das russ. Nationallied «Boshe, Zarja chrani» Erwähnung. Eine Gesammtausgabe von S.'s Schriften erschien 1849—50 (10 Bde.) zu Petersburg.

Siam, Schan oder Thai, ein Königreich in Hinterindien, grenzt gegen Norden an die chines. Provinz Jün-Nan und an das Birmanenreich, im Westen an die brit. Besitzungen jenseit des Ganges (Martaban u. s. w.), gegen Süden auf der Halbinsel Malakka an die souveränen Malaienstaaten. Gegen Osten ist es von dem Königreiche Annam durch das Gebiet der freien Bergvölker Pnom oder Kha getrennt. Die Größe des Areals wird bei der Unsicherheit der Begrenzung im Innern sehr verschieden angegeben und beträgt nach neuester Kartenberechnung von Engelhardt 14535 Q.-M., wovon 7110 auf das eigentliche S. entfallen. Das Reich besteht aus der unmittelbaren Landschaft S. und aus den mittelbaren Ländern der tributpflichtigen Malaienfürsten und der Laos, Lao-Yuën und Lao-Pung. Die Natur des Landes kommt mit der von Hinterindien im allgemeinen überein. Der Boden trägt im Norden, wo er mit dem chines. Hochlande zusammenhängt, den Charakter des Hochgebirgs; von da sinkt er nach Süden immer mehr herab, bis er zum Tieflande wird. Zwei Bergketten, die von jenem chines. Hochlande auslaufen, durchschneiden in der Richtung von Norden nach Süden das Land und theilen es in lange, von Norden nach Süden sich ziehende Flußthäler mit mehrern Nebenthälern. Der Menam, der Hauptstrom, entspringt wahrscheinlich im chines. Grenzlande und durchfließt das Land, welches er im Sommer periodisch überschwemmt, von Norden nach Süden, wo er sich in den Meerbusen von S. ergießt. Der Salwên trennt S. vom Gebiete der Karen-ni oder rothen Karen. Der Me-Khong, dessen Quellgebiet unbekannt ist, durchfließt auf seinem mittlern Laufe die Landschaften der Laos. Bemerkenswerth sind unter den Erzeugnissen Zucker, Pfeffer, Zimmt, Cardamomen, Gummigutti, Benzoë- und andere Harze, edle und andere nutzbare Hölzer, Arekanüsse, Taback, Baumwolle, Reis, eßbare Vogelnester, Nashörner, Büffel, Rinder und vorzüglich Elefanten, die in S. eine große Rolle spielen, und fast alle edeln und unedeln Metalle und Steine. Die Bewohner bestehen aus Völkern verschiedenen Stammes und werden (Bastian) auf 6¼ Mill. geschätzt, nämlich 2½ Mill. eigentliche Siamesen, 2½ Mill. Laos und über 1 Mill. Malaien und Kambodier. Dazu kommen noch Chinesen als Handels- und Gewerbsleute in den Städten. Das herrschende Volk sind die Siamesen, die sich selbst Thai, d. h. Freie, nennen. Sie gehören der mongol. Völkerfamilie an und bilden mit den den Norden des Landes bewohnenden Laos (s. d.) eine nur durch dialektische Verschiedenheiten gesonderte Nation. Die Siamesen sind Buddhisten, weshalb auch das Pali gelehrte Sprache bei ihnen ist. Die zahlreiche Priesterschaft, die Talapoinen, zeichnet sich in ihrer Art durch Gelehrsamkeit aus und hat eine nicht unbedeutende Literatur geschaffen. Die Masse des Volks ist verwahrlost. In den Schlupfwinkeln der südöstl. Küstengebirge hausen die wilden Negritostämme der Bilas und Samangs. Außerdem sind noch die wenig bekannten Tschong oder Xong im südöstlichen und die wilden Stämme der Kha im nordöstl. Theile zu erwähnen, die beide von der herrschenden Nation in Sitte und Sprache sich unterscheiden. Endlich finden sich noch einige

Tausende der Nachkommen portug. Colonisten, welche die Sprache und Religion ihrer Väter bewahrt haben. Die früher große Zahl der kath. Christen unter den Eingeborenen beträgt jetzt etwa noch 3000, denen ein apostolischer Vicar vorsteht. Hindostanische und chines. Civilisation haben nur auf den vornehmern Theil der Bevölkerung einigen Einfluß äußern können. Das Regierungssystem in S. ist das des unumschränktesten Despotismus. Die Einkünfte werden auf 22 Mill. Thlr., die Landmacht auf 100000 Mann, die Seemacht auf 20 Schiffe angegeben. Das Heer ist jedoch nur in Kriegsfällen beisammen, meist schlecht bewaffnet; die früher zahlreichen Festungen sind in Verfall. Die Hauptstadt des Landes und die Residenz des Königs ist Bankok (s. d.). Ajuthia oder Krung-kau, die frühere Hauptstadt, weiter oberhalb am Menam gelegen, ist jetzt gänzlich in Verfall und von tropischer Vegetation überwuchert; doch hat sich daneben eine neue Stadt gebildet.

Die Geschichte von S. ist die eines greulichen Despotismus und darum ohne wirkliche Entwickelung. Die Hauptmomente sind die Einführung des Buddhismus und einer höhern Bildung aus Indien; die Ankunft der Portugiesen nach der Eroberung von Malakka 1511 und mit ihnen der Beginn der Einführung des Christenthums; die Unterwerfung S.s unter die Herrschaft von Pegu 1556; die Befreiung S.s vom peguanischen Joche durch Phra-Naret 1579; die Ausrottung der Dynastie des letztern durch den Minister Kalahom, der als Phrachao-Phrasat-thong den Thron bestieg; die Ankunft der Holländer um dieselbe Zeit und der durch sie bewirkte Sturz der Portugiesen; die Ankunft franz. Missionare und der durch einen Griechen, Konstantin Falko, welcher ehrgeizige Plane dadurch zu erreichen hoffte, plötzlich ins Wunderbare gestiegene Einfluß der Franzosen (1657), der zu mehrern gegenseitigen Gesandtschaften an die Franzosen führte; der durch Phra-Phetrassa bewirkte Aufstand, welcher Falko 1682 stürzte, die Ausrottung des Königshauses und die einander folgenden Eroberungen des Reichs sowie die völlige Zerstörung Ajuthias durch die Birmanen 1767; endlich die Vertreibung der Birmanen durch einen in S. geborenen Chinesen Phaya-Tak 1767, welcher den Staat von S. wiederherstellte, 1782 aber von Chakkri, einem seiner Feldherren, ermordet wurde, der nun eine neue Dynastie begründete und die Residenz nach Bankok verlegte. Chakkri's Nachfolger führten häufige Kriege mit den Birmanen. Einer seiner Urenkel, Chrom-Chiat oder Kroma-Mom-Tschit, der 1824 durch Usurpation auf den Thron gelangte, eroberte 1829 Laos und ließ dessen Königsfamilie hinrichten. 1831 erhielt er durch die Eroberung von Queda die Briten zu Grenznachbarn. Ein Despot gegen seine Unterthanen, war er auch ein Feind der Fremden. Als er Anfang 1851 erkrankte, rieth ihm sein Minister, keinen seiner zwölf Söhne, die sämmtlich illegitim waren, zum Nachfolger zu bestimmen, sondern die Krone auf den Sprößling der verdrängten Dynastie zu vererben. Als der alte König 3. April 1851 starb, ließ auch der Minister, unterstützt durch ein starkes Heer, Khan-Fa-Mongkut als König ausrufen, ohne daß die Großen des Reichs dagegen sich erhoben. Der neue König war den Engländern und Nordamerikanern sehr freundlich gesinnt, starb aber bereits 1852. Es folgte ihm sein Bruder Somdet-Phra-Pawarander-Maha-Mongkut, der das gute Einvernehmen mit den Fremden fortsetzte und mit den meisten seefahrenden Nationen Handelsverträge abschloß. Mongkut gilt für einen gelehrten und aufgeklärten Herrscher, der europ. Cultur auf alle Weise begünstigt und Handel, Künste und Wissenschaften nach Kräften befördert. Vgl. Pallegoix, «Description du royaume Thai ou S.» (2 Bde., Par. 1854); Bowring, «The kingdom and people of S.» (2 Bde., Lond. 1857); Bouillevaux, «Voyage dans l'Indochine» (Par. 1858); Mouhot, «Travels in the central parts of Indochina» (Lond. 1864); Bastian, «Die Völker des östl. Asien» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1866; Bd. 3, Jena 1867).

Sibbern (Frederik Christian), dän. Philosoph, geb. zu Kopenhagen 18. Juli 1785, genoß eine religiöse Erziehung, die nicht ohne Einfluß auf seine spätere Entwickelung blieb. Nachdem er an der Universität zu Kopenhagen seit 1802 die Rechte und zugleich Philosophie studirt, bildete er sich auf einer Reise durch Deutschland, besonders im Umgange mit Steffens, für den philos. Lehrstuhl in Kopenhagen aus, zu dem er 1813 berufen wurde. In seinem philos. System unterscheidet S. zwischen einer blos explicativen und einer eigentlich speculativen und zugleich constitutiven Philosophie. Jene soll über das Gegebene, sei es von innen (a priori) oder von außen gegeben, orientiren, sodaß man dasselbe, in seinem ganzen Zusammenhange erfaßt, zum Gegenstande einer allumfassenden Discussion machen könne, damit die Grundlage der speculativen Philosophie sich ausscheide und constituire. Diese Grundlage kommt zu Stande, indem die speculative Grundidee, welche durch jene ganze Discussion hindurch als das Centrale, als das Eine in Allem sich bewegt hat, die Grundzüge einer allumfassenden Weltanschauung so

constituirt, daß jetzt nach der Regel Totum est parte sua prius verfahren werden kann. Durch diese Andeutungen ist zugleich der kritische Standpunkt S.'s gegen die Hegel'sche Philosophie bestimmt; er gehört im wesentlichen zu denen, welche behaupten, man müsse über Hegel hinaus, wenn nicht vieles von dem, was bei Hegel von großem Werthe ist, seine Frucht und Wirkung auf die Philosophie im ganzen verlieren soll. Als philos. Schriftsteller trat S. zuerst mit einer im Gange der Entwickelung originellen, an tiefern Bemerkungen reichen Bearbeitung der «Psychologie» (2 Bde., 1819—28) hervor, deren zweiter Theil auch unter dem Titel «Psychol. Pathologie» besonders erschien. Später veröffentlichte er eine neue Bearbeitung unter dem Titel «Psychologie, eingeleitet durch Biologie» (1849). Eine besondere kleine Schrift «Ueber die Liebe» gab er 1819 (neue Aufl. 1859) heraus. In den Schriften «Ueber Erkenntniß und Forschen» (1822) sowie «Ueber Begriff, Natur und Wesen der Philosophie» (1843) bearbeitete er die philos. Einleitungswissenschaft und die Methode des akademischen Studiums. Die «Hinterlassenen Briefe des Gabrielis» (1826) enthalten die Darstellung eines jugendlichen, in unerwiderter Liebe befangenen Gemüths, das durch Religiosität sich zu ermannen strebt. Hieran schlossen sich die «Logik als Denklehre vom Standpunkte des intelligenten Wahrnehmens in analytisch-genetischer Darstellung» (2. Aufl. 1835), die Schrift «Ueber Poesie und Kunst» (Thl. 1, 1834; Thl. 2, 1853), die Untersuchungen «De praeexistentia, genesi et immortalitate animae humanae» (1823) und mehrere Abhandlungen in seinem «Philos. Archiv und Repertorium» (4 Hefte, 1828—30), in denen er seine Ideen über die speculative Behandlung des Christenthums entwickelte. Zu seinen neuern Schriften gehören: die «Speculative Kosmologie nebst Grundlage einer speculativen Theologie» (1846); «Ueber das Verhältniß zwischen Körper und Seele u. s. w.» (1849); «Aus den Briefen des Gabrielis nach und aus der Heimat» (1853), eine Fortsetzung des obenerwähnten Werks, die vielen Beifall fand. Seit 1831 betheiligte sich S. auch durch verschiedene Schriften an den polit. Angelegenheiten Dänemarks, in denen er eine unbeschränkte Monarchie mit republikanischen Institutionen vertrat.

Sibirien, ein dem Kaiser von Rußland gehöriges Land, welches im Süden vom Altai und den damit zusammenhängenden Bergketten, im Westen vom Ural umgürtet, seine Hauptabdachung nordwärts nach dem Eismeere und nordöstlich nach dem Kamtschatkischen und Ochotskischen Meerbusen hat, und mit dem Amurlande (s. d.) und der neuen Provinz Turkestan (s. d.) 265000 Q.-M. umfaßt, auf denen etwa $4^1/_4$ Mill. E. leben. Wie im europ. Rußland, so wechseln auch hier die verschiedenartigsten Klimate. Während im Norden ungeheuere Räume dieses Landes in stetem Eise starren und ein nie oder nur spärlich aufthauender Schnee sowie eine endlose Morastfläche oder Tundra die Gegenden von 62—78° nördl. Br. deckt, ist der südl. Theil der Provinz Omsk, die Anlande des Balkaschsees, wo die reizenden Bergterrassen des Ala-tau sich erheben und der Vulkan Aral-tube seine Lavaströme speit, unter 45° nördl. Br. mit Wäldern von sibir. Cedern und mit dem üppigsten Laubholze geschmückt. Im höhern Norden wird das kleinste vierfüßige Thier, die jeniseische Spitzmaus, gefunden und mitten unter verschütteten Wäldern von Eichen und andern Bäumen das größte, das fossile Mammuth. Die westl. und südl. Gebirge liefern reichlich Gold, besonders in den Goldsandlagern am Altai, welche in neuester Zeit diejenigen des Ural noch übertroffen haben. Der Ertrag an Gold belief sich 1857 auf 1600 Pud (= 24 Mill. Thlr.). Auch findet man Platina, Silber, Kupfer, Eisen und seltene oder kostbare Steinarten. Bedeutende Graphitlager sind vorhanden am untern Jenisei bei Turuchansk. Die Graphitbergwerke Alibert's, aus welchen auch die Faber'sche Fabrik in Stein ihr Material bezieht, liegen am 8000 F. hohen Butogólberge, westlich von Irkutsk. Das südliche S. ist sehr fruchtbar, und man erntet bis zu 60°. Omsk, Tomsk und Tobolsk sind als Kornkammern Rußlands und besonders der nördl. Gouvernements zu betrachten. Unter den Riesenströmen des Landes zeichnen sich besonders aus der Ob (s. d.) oder Oby, der Jenisei (s. d.) und die Lena (s. d.). Jeder dieser Riesenströme hat Nebenflüsse, die selbst wiederum Hunderte von Meilen lang sind. Daneben gibt es Küstenströme, wie Taz, Khatanga, Anabara, Olenek, Jana, Indigirka, Kolyma, Anadyr, die reiche Wasserfülle besitzen. Von dem gewaltigen Amur (s. d.), der ins Ochotskische Meer mündet, bildet der obere Lauf die Grenze gegen das chines. Reich, während der untere Lauf ganz im russ. Gebiete fließt. Unter den zahlreichen Seen zeichnen sich aus der Balkasch, der Issik-kul und besonders der gewaltige Baikalsee (s. d.). Diese Seen sind, wie die Flüsse, reich an Fischen. Auch gibt es viele Salzseen in den Steppen. Die Gebirge liefern außer den Erzen schönes Holz, im Norden Tannen- und Lärchen-, im Süden Cedern- und Laubholz; ferner Wild und kostbares Pelzwerk, indem sich in den Urwäldern S.s viele in Europa nicht gewöhnliche Thiere, z. B. Zobel, Hermeline, schwarze Füchse u. s. w., finden. Die Felle

der Zobel und Füchse werden zum Theil von den zinsbaren Nationen als Tribut an die Regierung abgeliefert. Die allernördlichsten Gegenden sind völlig kahl und baumlos oder tragen nur verkrüppelte Sträucher. Hier herrscht in den Wintern Kälte, die nicht selten auf 40—42° R. steigt; doch ist der Sommer dagegen ungewöhnlich warm und die Luft stets rein und gesund. Fischfang und Jagd bilden hier den einzigen Erwerbszweig. Erst von 60° südwärts tritt Ackerbau und Viehzucht neben einiger Fabrikbeschäftigung, z. B. Lederbereitung, Talgsiederei, Glasfabrikation, ein. Unter S.s Gold- und Silberbergwerken ist das nertschinskische oder argunische Silberbergwerk das berühmteste.

Die ersten nähern Nachrichten über einige Theile dieses kolossalen Landes erhielten die Russen durch den Kaufmann Anika Stroganow, und den Grund zur Eroberung legte ein unruhiger Kosackenhäuptling, Jermak Timofejew. Da dieser zu schwach war, sich zu behaupten, so schickte er 1581 Abgeordnete nach Moskau, um dem Zaren Iwan Wassiljewitsch dem Schrecklichen seine Eroberung anzubieten, und so kam nach unbedeutenden Kriegen mit dem dortigen Tatar-Khan gegen Ende des 16. Jahrh. S. unter die Herrschaft Rußlands, dessen Regenten den Titel Zar von S. annahmen. Dem Scharfblicke Peter's I. entging die Wichtigkeit dieser Provinz nicht, und es wurden unter seiner Regierung verschiedene Fabriken und Hüttenwerke angelegt. Durch häufige Niederlassungen geborener Russen und durch Verwiesene stieg die europ. Bevölkerung. Die Russen siedelten sich namentlich in den Flußthälern Westsibiriens an, während die Kosacken eine Postenkette vom Ural bis zum Großen Ocean an der Südgrenze des Landes bilden. Unter den Eingeborenen des Landes, die nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Bevölkerung ausmachen, gibt es sehr verschiedene Völkerschaften, z. B. Samojeden, Ostjäken, Korjäken, Jakuten, Tschuktschen, Buräten, Tungusen, Tataren, Kirgisen, Kalmücken u. s. w. Die Tataren, der Hauptstamm, sind zum Theil Mohammedaner; die Mongolen gehören meist noch dem Heidenthume an. Griech. Erzbisthümer bestehen drei: Tobolsk, Irkutsk und Kamtschatka. Die Verbannten, etwa 135000 an der Zahl, unterliegen gewöhnlich keinem Zwange, als daß sie unter Aufsicht stehen; sie werden nicht selten reich. Auch die Uebersiedelung aus dem europ. Rußland nach S. findet in neuerer Zeit in größerm Maßstabe statt als früher. Den Colonisten wird gewöhnlich Land zugewiesen, das sie als freie Bauern bearbeiten. Ganz S. ist gegenwärtig in zwei Generalgouvernements, Westsibirien (mit Turkestan und Kirgisensteppe 70132 D.-M.) und Ostsibirien (179385 D.-M.), getheilt. Zu dem erstern gehören die Gouvernements Tobolsk und Tomsk sowie die Districte von Semipalatinsk und Turkestan. Zu Ostsibirien gehören die Gouvernements Jeniseisk und Irkutsk und die Provinz Jakutsk nebst dem Küstendistricte von Ostsibirien, das Amurland, das Land der Tschuktschen, Neusibirien, und verschiedene Inseln. Tobolsk (s. d.), die Hauptstadt von Westsibirien, war ehedem die Hauptstadt von ganz S. Die wichtigsten unter den übrigen Städten Westsibiriens sind Omsk, Tjumen, Beresow, Tomsk, Barnaul, Kolywan, Semipalatinsk, der Knotenpunkt des Karavanenhandels in Centralasien. Die meisten dieser Städte haben Bergbau und Pelzbetrieb sowie Kleinhandel mit den Tataren- und Mongolenhorden. Die Hauptstadt von Ostsibirien ist Irkutsk (s. d.), der Hauptstapelplatz des chines. und russ. Handels. Andere ausgezeichnete Städte Ostsibiriens sind Nertschinsk, Werchneudinsk, Nischneudinsk und Troizkoßawsk. Die wichtigste aller sibir. Handelsstädte ist indessen Kiachta (s. d.). Im Gouvernement Jeniseisk sind die Städte Krasnojarsk und Jeniseisk wichtig. Jakutsk, der Hauptort der gleichnamigen Provinz, ist als Stapelplatz des Pelzhandels von Ochotsk und Kamtschatka, und Ochotsk, die Hauptstadt des Küstendistricts Ostsibirien, als Mittelpunkt des Handels mit dem Norden Amerikas wichtig. Der bisher bedeutendste Platz in Kamtschatka, Petropawlowsk, wurde seit der Besetzung des Amurlandes aufgegeben. Die namhaftesten neugegründeten Orte des Amurlandes sind Nikolajewsk, Sofiisk und Blagowieschtschensk. Um die Erforschung S.s haben sich in neuerer Zeit besonders die Russen selbst verdient gemacht. Zu nennen sind die Reisenden Fuß mit Feodorow und Lessing, Wrangell, Ledebur, Bunge, Turtschaninow, Politow, Gebler, Helmersen, Karelin, Bulitschew, Middendorff, Semenow, Schrenk, Radde, Maak u. a.; die ethnogr. Verhältnisse sind besonders durch Castrén und Radloff aufgeklärt worden. Von deutschen Forschern sind Erman (s. d.) und Alex. von Humboldt (mit Ehrenberg und Rose), außerdem der Norweger Hansteen und der Engländer Atkinson zu nennen.

Sibyllen nannten die Griechen und nach ihrem Vorgange die Römer prophetische Frauen, die angeblich im höchsten Alterthume an verschiedenen Orten Weissagungen über die zukünftigen Dinge verkündet haben sollten. Unter den verschiedenen S. (deren einige vier, andere zehn zählten) war die berühmteste die von Cumä in Campanien, die der Sage nach dem röm. König

Tarquinius Superbus neun Rollen (Bücher) ihrer Weissagungen zum Kauf angeboten und als dieser den geforderten Preis zu hoch fand, drei und wiederum drei Rollen ins Feuer warf, bis der König für die drei letzten die anfangs für alle neun verlangte Summe zahlte. Diese «Libri Sibyllini» wurden in Rom als heiliges Gut im capitolinischen Tempel unter Aufsicht einer eigenen, anfangs aus 2, seit dem J. 367 v. Chr. aus 10, seit Sulla aus 15 Mitgliedern bestehenden priesterlichen Behörde aufbewahrt und durften nur auf ausdrücklichen Befehl des Senats befragt werden. Im J. 83 v. Chr. wurde die ältere Sammlung mit dem Tempel ein Raub der Flammen. Alsbald sandte man Boten nach allen Ländern, besonders aber nach Kleinasien, um alles, was in Tempeln des Apollo oder sonst an sibyllinischen Sprüchen aufzutreiben war, zusammenzubringen, woraus dann eine neue Sammlung in mehrern Büchern hergestellt wurde. Augustus ließ eine strenge Sichtung derselben vornehmen, wobei vieles Verdächtige ausgemerzt und verbrannt wurde; die als echt anerkannten Sprüche wurden nun in den Tempel des palatinischen Apollo versetzt und blieben dort ein Gegenstand gläubiger Verehrung bis in den Anfang des 5. Jahrh. n. Chr., wo Stilicho sie verbrennen ließ. Wir besitzen noch unter dem Titel «Sibyllinische Sprüche» eine aus verschiedenartigen, theils jüd., theils christl. Bestandtheilen verschiedener Zeiten zusammengesetzte Sammlung von Weissagungen in griech. Versen, die am vollständigsten und besten herausgegeben ist von Alexandre (mit lat. Uebersetzung, 2 Bde., Par. 1841—53) und von Friedlieb (mit deutscher Uebersetzung, Lpz. 1852). Vgl. Volkmann, «De oraculis sibyllinis dissertatio» (Lpz. 1853); Ewald, «Abhandlung über Entstehung, Inhalt und Werth der sibyllischen Bücher» (Gött. 1858).

Sicard (Roch Ambroise Lucurron, Abbé), verdient um den Taubstummenunterricht, geb. zu Fousseret bei Toulouse 28. Sept. 1742, widmete sein ganzes Leben dem Unterrichte und der Erziehung taubstumm geborener Kinder. Er machte seine Studien in Toulouse, wurde dann in Bordeaux Kanoniker und bald nachher Mitglied der Akademie und des Museums. Hier begründete er eine Anstalt für Taubstumme und hatte das Glück, sich an dem taubstummen Jean Massieu einen ausgezeichneten Mitlehrer zu erziehen. Als der Abbé de l'Epée 1789 starb, ward er an dessen Taubstummenanstalt nach Paris berufen. Doch trotz seiner gemeinnützigen Wirksamkeit sah sich S. während der Revolution verfolgt, wurde eingesperrt und entging den Septembermetzeleien nur durch Zufall. Kaum gerettet, hatte er den Muth, sich aufs neue an die Spitze seiner Anstalt zu stellen, ward aber nach dem 18. Fructidor (1797) als Herausgeber der «Annales catholiques» zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Zwar entzog er sich derselben durch die Flucht, mußte jedoch zwei Jahre lang seine Anstalt fremden Händen überlassen, und erst die Regierungsveränderung des 18. Brumaire machte es ihm möglich, sich aufs neue seiner Beschäftigung zu widmen. S. wurde Mitglied des Instituts bei dessen Gründung und 1816 der Französischen Akademie. Er starb 10. Mai 1822. Unter seinen Schriften ist die «Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets» (Par. 1808; neue Aufl. 1828) sehr wichtig und erfolgreich gewesen.

Siccativ oder **Trockenöl** ist ein sehr dicker Leinölfirnis, welchen man den zum Anstreichen dienenden, mit gewöhnlichem Oelfirnis angemachten Oelfarben beimischt, um das schnelle Trocknen derselben zu befördern.

Sichem, nach der hebr. Bedeutung des Worts eine auf der Schulter, d. h. unter dem Berghaupte gelegene Ortschaft, ist der Name einer uralten Stadt des mittlern Palästina, welche schon als vor der Einwanderung Abraham's vorhanden erwähnt wird und sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Die Lage in dem Hauptpasse des palästinensischen Hochlandes zwischen den Bergen Ebal und Garizim verlieh S. eine vorwiegende Bedeutsamkeit in dem Gebiete des Reichs Samarien. Doch war es zur Vertheidigung wenig geeignet und diente den Königen von Israel nur kurze Zeit zur Residenz. In nachexilischer Zeit wurde S. die Hauptcultusstätte der Samaritaner, als welche das Neue Testament seiner unter dem Namen Sychar erwähnt. Von Vespasian im jüd. Kriege zerstört, wurde es unter dem Namen Neapolis wieder aufgebaut und folgte nach seiner Einverleibung in das röm. Weltreich dem allgemeinen polit. Schicksal Syriens. Gegenwärtig heißt die Stadt Nablus (s. d.).

Sicheres Geleit, s. Salvus conductus.

Sicherheitslampen nennt man Lampen, welche für den Gebrauch solcher Arbeiter bestimmt sind, die an Orten arbeiten, wo sich explodirende Gasarten oder sog. schlagende Wetter, namentlich Kohlenwasserstoffe, entwickeln und der Luft beimischen können, also vorzüglich in Steinkohlengruben. Diese Lampen sind mit einer Vorrichtung versehen, welche eine Entzündung der in der Luft befindlichen Gase durch die Flamme der Lampe verhindert. Die erste Lampe dieser

Art wurde von H. Davy um 1816 angegeben. Sie gründet sich auf die Erfahrung, daß eine Flamme durch ein kleinlöcheriges Drahtnetz nicht hindurchbrennen kann, und besteht aus einer Oellampe, welche in einem cylindrischen, oben und unten geschlossenen Gehäuse von Drahtgewebe brennt. Diese Lampe war lange in den Kohlengruben ausschließlich in Gebrauch und hat die früher sehr häufigen Explosionen sehr vermindert, aber nicht ganz verhütet. Man hat daher neuerdings mehrere Abänderungen angegeben, welche alle darauf hinausgehen, den Theil der Lampe, wo sich die leuchtende Flamme befindet, aus Glas zu construiren, die Luftcirculation aber nur durch Oeffnungen stattfinden zu lassen, welche gegen das Durchbrennen nach obigem Princip geschützt sind. Hierher gehören die Lampen von Upton und Roberts in England, von Dumenil und Combes in Frankreich und von Mueseler in Belgien. Sie sind theuerer und complicirter, zum Theil viel zerbrechlicher als die Davy'sche; am einfachsten sind noch die Constructionen von Mueseler und Combes.

Sicherheitsventil ist ein Scheiben-, Muschel- oder Kegelventil, welches an Dampfkesseln und hydraulischen Pressen angebracht wird, um beim Ueberschreiten einer gewissen Stärke des innern Drucks sich von selbst zu öffnen und dem Dampfe oder gepreßten Wasser den Austritt zu gestatten, damit der Behälter nicht gesprengt wird. Wenn dieses Ventil gerade im rechten Augenblicke sich heben soll, so muß es durch Gewicht oder Feder mit bestimmter Kraft zugehalten werden. Theoretisch sind S. ein absolutes Mittel zur Verhinderung der Dampfkesselexplosionen; in der Praxis zeigen sie sich wegen verschiedener Umstände nicht so zuverlässig, und man bringt daher öfters neben ihnen noch andere Sicherungsvorrichtungen an.

Sicht bezeichnet im Wechselwesen die Kenntnißnahme von einem Wechsel oder einer Anweisung mittels dessen Durchlesung seitens des Bezogenen. Der Zeitpunkt der S. dient häufig zur Bestimmung der Verfallzeit, indem viele Wechsel zahlbar «bei Sicht» (ital. a vista, franz. à vue, engl. at sight), d. h. unmittelbar nach der ersten Vorzeigung beim Bezogenen (eigentliche Sichtwechsel), oder eine gewisse Zeit (von Tagen, Wochen, Monaten) «nach Sicht» ausgestellt werden. Bei solchen Zeitsichtwechseln läßt sich der Verfalltag nicht eher genau feststellen, als bis der Bezogene sie gesehen und diesen Umstand durch einen Vermerk auf dem Documente beglaubigt hat, welcher Vermerk gewöhnlich in der Erklärung der Annahme (Acceptation) des Wechsels mit beigefügtem Datum besteht. (S. Wechsel.)

Siciliane, eine aus Sicilien stammende künstliche Form lyrischer Dichtung, unterscheidet sich von der achtzeiligen Stanze (ottave rime) dadurch, daß die 7. und 8. Zeile kein besonderes Reimpaar bilden, sondern jene mit der 1., 3. und 5., diese mit der 2., 4. und 6. Zeile reimt, zwei Reime also durch die ganze Strophe hindurchgehen, sodaß dieser dadurch die rechte Abgeschlossenheit abgeht. In ihrer Heimat wird diese Strophe meist zu kleinen Liedern einzeln verwendet und in einer eigenen Sangweise vorgetragen. In das Deutsche hat sie hauptsächlich Fr. Rückert eingeführt.

Sicilien (ital. und lat. Sicilia, griech. Sikelia, franz. Sicile, engl. Sicily), die größte, fruchtbarste, bevölkertste, historisch und archäologisch interessanteste Insel des Mittelmeeres, seit 1860 zum Königreich Italien gehörig, von der Halbinsel Calabrien durch die $\frac{1}{2}$ M. breite Straße von Messina oder den Sicilischen Sund (Fretum Siculum) getrennt und nur 19 M. von dem nächsten Küstenpunkte Afrikas entfernt, hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Spitzen Capo di Faro oder Peloro (Promontorium Pelorum) im Nordosten, Capo di Boeo (Lilybaeum) im Westen und Capo-Passaro oder Passero (Pachynum) im Süden bilden. Die Insel umfaßt mit den administrativ zu ihr gerechneten Liparischen und Aegadischen Inseln sowie den Eilanden Ustica, Pantellaria, Linosa und Lampedusa ein Areal von 531,03 Q.-M. und nach dem Census vom 1. Jan. 1862 eine Bevölkerung von 2,392414, nach der Berechnung für 1. Jan. 1864 aber von 2,455924 E., also durchschnittlich 4545, bezüglich 4625 auf 1 Q.-M. Die 43 M. lange Nordküste hat die Golfe von Palermo und Castellamare, die 29 M. lange Ostküste die Golfe von Catania, Agosta und Syrakus, die 38 M. lange Südküste keinen einzigen tiefer eingeschnittenen Meerbusen aufzuweisen. Die Insel ist sehr gebirgig; große Tiefebenen sind nicht vorhanden. Nur südwärts von Catania breitet sich, zwischen den Flüssen Simeto und Gurnalunga, die gepriesene Ebene von Catania (Ager Leontinus) aus. Noch beschränktern Umfangs sind die Küstenebenen von Milazzo im Nordosten, von Terranuova und Licata im Süden. Abgesehen von der jüngsten Gebirgsbildung der Insel, dem bis zu 10171 F. Höhe aufsteigenden Gebirgsstocke des Vulkans Aetna (s. d.), der ein selbständiges System bildet, sind hauptsächlich zwei Gebirgscomplexe, der eine im Süden, der andere im Norden, zu unterscheiden. Die längs der Nordküste sich hinstreckende Gebirgskette beginnt mit den Monti-Peloridi, die sich von Faro

di Messina an der Ostküste bis an das Thal des Cantara und nach Taormina hinziehen, wo der Monte-Venera 2736 F. hoch ist, während der Dinnamari im Westen von Messina 2906 F. erreicht. Es ist dies ein von tiefen Thälern durchfurchter, theils kahler, theils mit reicher Vegetation bedeckter Rücken, der mit dem calabrischen Apennin übereinstimmt, als dessen Fortsetzung er betrachtet wird. Westlich von Taormina, vom Pizzo di Bonari an, wendet sich das Gebirge unter dem Namen Monti-Nebrodi (Neurodes Montes) völlig gegen Westen und erreicht südlich von Cefalu seine größte Höhe in der Gruppe des Monte-Madonia, der 5930 oder 5510, nach andern 6300 F. Höhe hat. Weiter westlich von Termini ist der Gebirgszug sehr durchbrochen und löst sich in einzelne Rücken und isolirt stehende Berge auf. Der höchste derselben ist der 3226 F. hohe Monte-Cuccio. Dieser nördl. Gebirgszug fällt in felsigen Formen unmittelbar zur Meeresküste ab, steiler und jäher als das Südgehänge, dessen Fuß 1000—1200 F. über der Meeresfläche bleibt. Es legt sich nämlich der Südseite ein Plateau mit weitverbreiteten Massen tertiärer und vulkanischer Bildungen an, das sich südwärts ganz allmählich abdacht und im Innern hier und da inselartige Bergpartien mit steilen Rändern trägt, die bestimmt auf einen ehemaligen Zusammenhang deuten. Von besonderer Wichtigkeit ist als zweiter Gebirgscomplex das aus Ur- und Muschelkalk gebildete Plateau der Südostseite der Insel, dessen Berge (Montes Heraei) im Monte-Rosso bei Palazzolo 2610, in dem Monte-Laura 2373 F. erreichen. In dem südl. und südöstl. Gebiete des Gebirgscomplexes befinden sich die weltberühmten Schwefellager der Insel, die im Süden das Meer, im Westen die Straße von Girgenti nach Lercara, im Norden eine Linie von Lercara ostwärts bis Centorbi und eine zweite von da zur Küste umgrenzt. Mineralquellen und Bäder, größtentheils Schwefelthermen, schon im Alterthum berühmt, sind die von Sciacca (s. d.), von Termini, von Termini di Castro (unweit Barcellona), von Ali bei Messina u. s. w. Der Reichthum an Schwefel und Schwefelthermen, die Schlammvulkane im Gebiete von Girgenti und Caltanisetta, die Naphthaquellen bei Mistretta, die Steinölquellen bei Caltanisetta, die nicht seltenen Erdbeben und andere Erscheinungen kennzeichnen, auch abgesehen vom Aetna, die Insel als ein größtentheils vulkanisches Revier, zu welchem auch die Liparen (s. d.) gehören. Infolge der fast gänzlichen Entwaldung herrscht auf der Insel große Wasserarmuth. Flüsse sind zwar in Menge vorhanden, aber die meisten liegen im Sommer trocken, während sie im Winter und Frühjahr plötzlich als wilde Bergströme Verwüstung anrichten und überdies die Herstellung und Erhaltung der Communication erschweren. Die bedeutendsten Flüsse sind im Osten die aus Vereinigung des Simeto und der Gurnalunga gebildete Giaretta, im Süden der Fiume-Salso, der Fiume-Platani, der Fiume-Belici. Der größte See S.s ist der Biviere di Lentini, im Thale des im Süden der Giaretta mündenden Fiume-San-Lionardo, der im Sommer die Umgegend durch seine Ausdünstungen verpestet.

Infolge des Wassermangels ist die einst so bedeutende Fruchtbarkeit der Insel, die ihr den Namen der Kornkammer Italiens verschafft hatte, sehr zurückgegangen. Etwa 18,8 Proc. der Bodenfläche sind unproductiv; aber auch von den übrigen 81,2 Proc. besteht nur ein geringer Theil aus angebauten Ländereien. In der Höhe von mehr als 1000 F. finden sich selten cultivirte Felder, da mit diesem Niveau die dem Anbau günstigen Bodenverhältnisse aufhören. Dagegen bieten die vulkanischen Massen des Aetna und des südöstl. Theils der Insel sowie die kleinen Küstenebenen der Vegetation unter Mitwirkung des warmen südital. Klimas äußerst günstige Verhältnisse dar. Vor allen berühmt ist durch Anbau und Fruchtfülle die Ebene von Catania. Hier gedeihen nicht nur alle Getreidearten, der Weinstock (s. Sicilische Weine), edle Südfrüchte, Mandeln, Granaten, Pistazien, Johannisbrotbäume, Mannaeschen, Sumach, und die Papyrusstaude (bei Syrakus), sondern auch das Zuckerrohr, die Baumwollstaude, die Dattelpalme, Agaven, Cactus und einige andere Repräsentanten der Tropenwelt. Diese Gegenden sind zugleich die cultivirtesten der ganzen Insel. Das Innere S.s dagegen liegt größtentheils wüst, obgleich die Culturfähigkeit des Bodens dargelegt ist. Die freiwillige Vegetation des innern Plateau ist infolge der Dürre außerordentlich mager, einförmig, steppenartig. Weite Landstriche sind von Zwergpalmen, Cisten und anderm Gestrüpp eingenommen und bieten den Heerden magerer Rinder und grobwolliger Schafe eine dürftige Weide. Nur in der Umgebung der größern Ortschaften hat die Cultur mit geringer Anstrengung fruchtbare Oasen geschaffen. Im allgemeinen wird selbst in den begünstigtsten Gegenden die Landwirthschaft äußerst nachlässig betrieben. Künstlich bewässerte Felder (ortaggi) sind bei der Indolenz der großen Grundbesitzer selten, und die Mittel der kleinen Pächter und Afterpächter, deren Verhältnisse den irländischen ähnlich, reichen selbst bei größerer Betriebsamkeit nicht hin, dergleichen Meliorationen ins Leben zu rufen. Weizen, Gerste und Bohnen werden in großer Menge gebaut. Doch genügt der

Weizen nicht mehr dem Bedarf, seitdem viel Weizenboden in Baumwollfelder umgewandelt wurde. Baumwolle bildet jetzt einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Dazu kommen Wein, Rosinen, Sumach, Südfrüchte, Mandeln, Olivenöl, Nüsse, Kapern, Soda, Pistazien, Manna, Lakritzen, Taback und Leinsamen. Auch die Viehzucht ist sehr vernachlässigt. Die ganze Insel besitzt nur etwa 600000 Schafe, darunter wenig veredelte. Erwähnenswerth ist die unter dem Namen Vistocha bekannte seidenartige Wolle. Die Seidencultur, schon seit 1130 eingeführt und von hier aus in Italien verbreitet, ist in mancher Gegend belangreich. Doch betrug 1861 die Coconernte nur $2\frac{1}{5}$ Mill. Kilogrammen (so viel wie im Kirchenstaat). Bienenzucht wird viel getrieben und guter Honig zur Ausfuhr gebracht. Sehr bedeutend ist der Thunfisch- und Sardellenfang, und an der Westküste gewinnt man schöne Korallen. Zur Ausfuhr kommen an animalischen Producten, außer Seide und Fischen, noch Felle, Wolle, Knochen und Kanthariden. Das Mineralreich bietet Silber, Kupfer und Blei, aber Bergbau auf diese Metalle wird nicht getrieben. Dagegen liefert die Insel Stein- und Seesalz in großer Menge, Marmor in vielen Arten, Chalcedone und die schönsten Achate, auch etwas Anthracit, Alaune, Salpeter und Zinnober. Schwefel ist mineralisches Hauptproduct. Die Insel hat über 700 Schwefelgruben, um mehr als 30 Hauptmittelpunkte concentrirt, dem jedesmaligen Grundeigenthümer gehörig. Doch nur etwa 200 Gruben verdienen den Namen von Bergwerken, und unter diesen sind kaum 50 von Bedeutung. Zwei Drittel sämmtlicher Gruben befinden sich in den Provinzen Girgenti und Caltanisetta, von denen die letztere die Hälfte alles Schwefels liefert. Die Art der Ausbeutung ist höchst mangelhaft; auch fehlt es an Brennholz und Kohlen sowie an Communicationswegen. Die jährliche Production beläuft sich auf 150—160000 Tonnen (à 20 Ctr.), im Werthe von 25 Mill. Lire. Der Manufactur- und Fabrikbetrieb ist im ganzen unbedeutend. Nicht unerheblich ist jedoch die Seiden- und Baumwollindustrie in Catania, Palermo und Messina. Aci-Reale liefert ausgezeichnete Leinen- und Baumwollwaaren, Messer und Scheren. Messina fabricirt auch Wollwaaren, Leder, Steingut und Essenzen; Palermo Korallenwaaren, Geschmeide, Tischlerarbeiten, Leder und Wachs; Catania außer Geweben und Leder auch Kunst- und Luxusgegenstände aus Lava und Marmor, Süßholzsaft u. s. w.; Caltagirone schöne Thongefäße und farbige Statuetten. Der Seehandel, dessen Mittelpunkte Messina, Palermo und Catania, wozu noch für Schwefel (außer den beiden erstern) Girgenti, Licata, Terranuova, für Wein Marsala kommen, befindet sich, soweit er nach dem Norden geht, in den Händen deutscher Kaufleute, die im Laufe dieses Jahrhunderts die Engländer sehr zurückgedrängt haben. Auch zwei Drittel des Manufacturimports geht durch die Hände deutscher und schweiz. Kaufleute. Der Export übersteigt den Import bedeutend und wird noch bedeutender überwiegen, wenn durch Aufhebung der Klöster, Zerschlagung der großen Grundstücke, Herstellung von Eisenbahnen und Eintritt größerer Sicherheit im Innern Landbau, Bergbau und Industrie zu größerer Entwickelung gelangen. Während 1845 die ganze Einfuhr gegen $6\frac{1}{2}$, die Ausfuhr $9\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. betrug, belief sich 1860 der Import und Export in Palermo allein auf 26,971000 und 43,712000 Lire, in Messina 1861 der Export auf 17,262050, in Catania der Export auf 6,952800, der Import auf 2,424750 Lire (à 8 Sgr.). Der Binnenhandel ist durch den theilweise gänzlichen Mangel an fahrbaren Straßen sehr erschwert. Von Eisenbahnen war 1868 die kleine Strecke von Palermo nach Termini im Gange; im Bau begriffen die Fortsetzung dieser Linie über Castrogiovanni und Catania nach Messina. An diese Bahn sollen sich die zwei Zweigbahnen von Catania nach Syrakus und von Campofranco nach Girgenti anschließen. Auch nach Licata soll ein Seitenstrang gelegt werden, und projectirt ist eine Bahn von Palermo nach Trapani und Marsala. Submarine Kabel verbinden die Insel mit Reggio (1,08 M.), mit Sardinien (52,71 M.), der Küste von Algier (56,18 M.) und mit Malta (13 M.), von wo ein Kabel nach Tripoli u. s. w. führt.

Die Sicilier, ein Gemisch der zahlreichen Völkerstämme, welche über die Insel geherrscht haben, der Punier, Griechen, Römer, Ostgothen, Byzantiner, Sarazenen, Deutschen, Provenzalen, Franzosen und Spanier, sind gutmüthig, mäßig, gastfrei, unter verständiger Leitung thätig, außerdem von einer Vaterlandsliebe beseelt, der jedes Opfer möglich ist. Wie alle Tugenden, besitzen sie auch alle Fehler des Südländers, und Haß und Liebe treten bei ihnen, wie alle Leidenschaften, in extremer Glut auf. Die arge Vernachlässigung des Volksunterrichts hat das Volk in großer Unwissenheit erhalten. Eine verrottete Regierungs- und Verwaltungsweise seit Jahrhunderten und mittelalterliche Agrarverhältnisse führten eine Verarmung und Verkommenheit des socialen Lebens der Bevölkerung herbei, die im größten Contrast steht zu der reichen natürlichen Ausstattung der Insel, der «Perle des Mittelmeeres». Der Adel S.s, welcher 127 Fürsten, 78 Herzoge, 130 Marquis und eine große Menge meist unbemittelter, zum Theil armer Grafen

zählt, wird auf 2459 Familien angegeben. Die Zahl der Geistlichen, Mönche und Nonnen ist übermäßig groß und beläuft sich noch über 40000. Von der Bevölkerung leben 57 Proc. auf dem platten Lande, 43 Proc. in den sehr zahlreichen (354) Städten. 1864 konnten von 1000 E. nur 87,90 lesen und schreiben, 9,76 etwas lesen und schreiben, 902,34 weder lesen noch schreiben. Doch bestehen jetzt überall Volksschulen, in den Städten technische oder Realschulen, ferner 17 Gymnasien oder königl. Collegien, 3 Lyceen, 10 Seminarien und 12 Akademien. Universitäten sowie Akademien der Wissenschaften und Künste befinden sich zu Palermo, Messina und Catania. Schiffahrtsschulen sind eröffnet zu Palermo, Trapani, Messina, Riposto, Catania und Syrakus. Zu Palermo und Catania bestehen Sternwarten. Größere öffentliche Bibliotheken (ohne die der Universitäten) haben Palermo (3), Trapani und Syrakus, bedeutende Klosterbibliotheken Catania, San-Martino (bei Palermo) und Messina. Museen bestehen zu Palermo, Catania und Syrakus. Nach der histor., aus der Zeit der Sarazenenherrschaft stammenden Eintheilung der Insel zerfällt dieselbe in die drei Bezirke: Val di Demona im Nordosten, Val di Noto im Südosten, Val di Mazzara im Nordwesten. Seit 1817 hat man die Insel in 7 Intendanturen, jetzt Provinzen oder Präfecturen getheilt: Palermo, Trapani, Girgenti, Caltanisetta, Catania, Syrakus (früher Noto) und Messina, die zusammen 175 Mandamenti mit 362 Communi umfassen. In kirchlicher Beziehung zerfällt S. in 19 Diöcesen: 5 erzbischöfliche (Palermo, Monreale, Messina, Catania und Syrakus) und 14 bischöfliche. In Messina hat, außer dem Erzbischofe, auch ein Archimandrit mit gleicher Befugniß seinen Sitz für die auf der Insel wohnenden unirten Griechen (in 11 Gemeinden mit 21081 E.). Die oberste Gerichtsbehörde ist der Cassationshof zu Palermo. Unter diesem stehen die Appellationshöfe von Palermo, Messina und Catania. In den Hauptstädten der Provinzen bestehen außerdem noch Bezirksgerichte.

Die ältesten Bewohner der Insel S. waren Sikaner, ein Volk iberischen Stammes, die um 1100 v. Chr. durch die vom ital. Festlande eingewanderten Sikeler oder Sikuli nach dem Westen der Insel zurückgedrängt wurden, wo noch in geschichtlicher Zeit Hykkara (Carini im Westen von Palermo) eine freie Sikanerstadt war. Aus einer Mischung von Sikanern und Trojanern sollen die Elymer hervorgegangen sein, welche Egesta oder Segesta (s. d.), den Eryx mit dem Hafen Drepanum (Trapani) und die Stadt Entella bewohnten. Die Sikeler gründeten eine Menge Städte und kleine Fürstenthümer, die sich noch in späterer Zeit von der mittlern Nordküste tief in das Innere der Insel ausbreiteten. Frühzeitig hatten die Phönizier auf den Landspitzen der Küste und den vorliegenden Inselchen Factoreien gegründet und ihre Culte verbreitet. Aber erst die Griechen traten erobernd, Colonien gründend und civilisatorisch auf, zunächst auf der Ostküste, wo sie auf die Sikeler stießen. Zuerst gründete hier 735 Theokles aus Athen mit Euböern von Chalcis die Colonie Naxos an der Mündung des jetzigen Cantara. Schon 734 wurde Syrakus von Doriern aus Korinth, 732 Messana-Zankle (Messina) von Chalcis und Kyme, 730 Leontini und Catana von Theokles, 728 Megara-Hybläa (am Busen von Agosta) von Megaris, 690 Gela (Terranuova) von Rhodus und Kreta aus, 664 Akrä (Palazzolo) und Enna (Castrogiovanni) von Syrakus, 648 Himera (bei Termini) von Messana, 644 Casmenä (Scicli südwestlich von Modica), 628 Selinus von Megara-Hybläa, 599 Camarina (südlich von Vittoria) von Syrakus, 582 Akragas oder Agrigentum (Girgenti) von Gela aus angelegt. Diese schnelle Ausbreitung der Griechen auf der Insel beweist, daß die in einzelne Stämme zerfallenden Sikeler denselben keinen ernstlichen Widerstand zu leisten vermochten. Sie wurden den Griechen, den Sikelioten, zinspflichtig und mußten ihre Aecker als halbfreie Knechte bebauen, während in den Städten der griech. Adel als Grundbesitzer (Gamoren) herrschte. Aber um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. stockte die Hellenisirung der Insel und des Westens überhaupt, wol infolge des engern Bündnisses, in welches die Italiker mit den Karthagern getreten waren. Gleichzeitig erschütterten Verfassungskämpfe die griech. Colonien. Um 500 herrschten in den bedeutendsten Städten Tyrannen, von denen Gelon von Syrakus und Theron von Agrigent, verschwägert und verbündet, die griech. Herrschaft vor dem ihr drohenden Untergange bewahrten, als gleichzeitig mit dem zweiten Perserkriege die Karthager, wahrscheinlich im Einverständnisse mit Xerxes, über die Hellenen des Westens herfielen. Die Schlacht bei Himera 480 rettete nicht blos diese Städte vor dem Barbarenthum der Semiten, sondern das ganze Hellenenthum S.s. Es begann die kurze Blütezeit, nur getrübt durch die Vernichtung der chalcidischen Städte der Ostküste durch Gelon und Hieron I. Ein großer Theil der Tempel, Theater, Wasserleitungen u. s. w. zu Syrakus, Agrigent, Selinus, Himera und in andern Städten, deren Reste noch Bewunderung erregen, entstand zwischen 480 und 450. Doch Verfassungskämpfe der einzelnen Stadtgemeinden, die Demokratisirung derselben, der stets sich geltend machende Gegensatz dorischer und ionisch-achäischer

Städte führten eine Katastrophe herbei, welche der große athenische Feldzug gegen Syrakus (415—413) vorbereiten half. Nach der schmählichen Niederlage Athens strebte Syrakus als erste griech. Seemacht nach der Herrschaft über ganz S. und über Unteritalien. Die Karthager, seit der Niederlage bei Himera auf den Besitz von Panormus (Palermo), Solûs (Solanto, südöstlich von Palermo) und Motye (Isola di San-Pantaleo, zwischen Marsala und Trapani) beschränkt, brachen jetzt von dort aus nach dem Osten vor. Selinus und Himera wurden 409 zerstört, gleichzeitig Segesta erobert, 406 Agrigent genommen, 405 Gela und Camarina besetzt und tributpflichtig gemacht, 396 Messana geschleift. Diese Ereignisse brachten Dionysius I. zur Herrschaft von Syrakus (s. d.). An die Geschichte dieser Stadt knüpften sich fortan die Geschicke von ganz S., mit Einschluß der Invasion des Epirotenkönigs Pyrrhus und des ersten Punischen Kriegs (s. d.), welcher 264 über die Beherrschung der Insel zwischen Rom und Karthago ausbrach und 241 mit der Theilung derselben zwischen Rom und Syrakus endete. Im zweiten Punischen Kriege wurde sodann 212 auch Syrakus und 210 Agrigent von den Römern erobert. Die ganze Insel war nun eine röm. Provinz, die in die zwei Quästuren Lilybätana und Syracusana zerfiel. Anfänglich suchten die Römer den während der langen Kriege heruntergekommenen Ackerbau S.s zu heben, aber nur um die Insel desto mehr ausbeuten zu können. Die von den Karthagern entlehnte Plantagewirthschaft machte es zwar zur Kornkammer Italiens, aber auch zum Schauplatz der Sklavenkriege (135—132 und 102—100), welche die Insel noch mehr verwüsteten als die Punischen Kriege. S. kam unter den röm. Prätoren immer mehr herunter. Den M. Aemilius Lepidus (82) überbot noch der berüchtigte Verres, welcher (73—71) die Insel sogar ihrer kostbarsten Statuen und Bildwerke beraubte. Auch die Bürgerkriege zwischen Pompejus und Octavianus beschleunigten den Verfall, sodaß Kaiser Augustus der Insel durch Zuführung von Colonien, Gründung und Wiederherstellung von Städten wieder aufhelfen mußte. Doch die Kraft des Landes blieb gebrochen. Das Christenthum scheint von Rom aus nach S. gekommen zu sein. Es fand auch hier seine Märtyrer, namentlich zu Lentini, breitete sich aber dennoch in der Mitte des 3. Jahrh. rasch aus. Durch Kaiser Konstantin ward endlich seine Herrschaft entschieden.

Seit des Augustus Reichseintheilung (27 v. Chr.) hatte die Insel S. die erste der zehn senatorischen Provinzen, dann nach der Eintheilung des Diocletianus eine Provinz der Diöcese Italien gebildet. Im J. 395 n. Chr. wurde sie bei der Reichstheilung zum weström. Reiche geschlagen, dessen Geschick sie bald theilte. Des Westgothen Alarich Versuch, nach S. überzusetzen, scheiterte nur an dem Untergang seiner Schiffe im sicil. Sunde (410). Der Vandale Genserich belagerte von Afrika aus 440 Palermo und eroberte Lilybäum (Marsala). Der Ostgothe Theoderich bemächtigte sich 493 der ganzen Insel. Zwar wurde sie 535 durch Belisar dem byzant. Reiche einverleibt und so wiederum in ein, wenn auch modernes Griechenthum hineingezogen. Kaiser Konstans II. verlegte sogar die Residenz des Ostreichs 663 nach Syrakus, wurde aber 668 hier ermordet, nachdem Araber 664 die Stadt geplündert hatten. Aber erst 827 landeten zur Eroberung die Sarazenen, vom byzant. Statthalter Euphemius herbeigerufen, bei Mazzara unter Ased-ibn-Forrât. 830 fiel sodann Palermo in ihre Hände, das von nun an die Hauptstadt der Insel wurde und blieb. Die Sarazenen breiteten sich inzwischen immer mehr aus, und 878 bezwang Ibrahim-ibn-Ahmed auch Syrakus. Die Christen behaupteten sich zuletzt nur noch in der Nordostecke der Insel, wo jedoch 901 Taormina und endlich 965 auch Rametta (südwestlich von Messina) genommen wurde. Obschon so die ganze Insel ein Besitzthum der Sarazenen war, gelangte sie doch zu keinem wirklichen Frieden, da der Gegensatz zwischen den Arabern und den afrik. Berbern, aus welchen die Eroberer bestanden, fortwährend zu blutigen Fehden unter denselben führte. Dazu kam noch der Wechsel der Dynastien. Zuerst herrschten die Aglabiden von Kairwan (Tunis). Dann wurde S. unter den Fatimiden Aegyptens ein selbständiges Emirat. Die zweite Hälfte des 10. Jahrh. war die glücklichste Periode S.s unter mohammed. Herrschaft. Dann pflanzte sich von Afrika, wo die Zereiden zur Herrschaft gelangt waren, der blutige Kampf zwischen den Sunniten und Schiiten nach der Insel herüber, und der Aufstand verschiedener Städte beschleunigte den Untergang der mohammed. Herrschaft. Doch hatte sich der Wohlstand der Insel während derselben bedeutend gehoben. Ackerbau, Industrie und Handel waren von neuem erblüht, sodaß als im 11. Jahrh. die Normannen (s. d.) S. eroberten, diese die reichste Beute fanden. Im J. 1061 schritt Robert Guiscard, Herzog von Apulien, mit seinem Bruder Roger zur Eroberung der Insel, nachdem Ibn-Thimna von Syrakus schon einmal um ihre Hülfe angesucht hatte. Doch führte die erste Unternehmung nicht sofort zum Ziele. 1071 landete nun Roger mit seinen Normannen aber-

mals, eroberte 1072 Palermo, 1085 Syrakus und bis 1091 die ganze Insel nebst Malta. Roger (Ruggiero), der von seinem Bruder S. als Grafschaft zu Lehn erhalten hatte, starb 1101. Sein Sohn Roger II. erbte 1127 bei dem Erlöschen der Linie Robert Guiscard's auch das Herzogthum Apulien (Süditalien) und ließ sich 1130 zu Palermo, der Hauptstadt seines Reichs, zum König beider Sicilien krönen. Unter ihm blühte die Insel mächtig auf; seine Flotten schlugen die Angriffe der Sarazenen und Byzantiner zurück. In dem nach seines Enkels, Wilhelm's II., Tode 1189 ausgebrochenen Erbfolgestreite erklärten sich die Sicilier für Tancred, einen natürlichen Sohn Roger's, gegenüber den Erbansprüchen des hohenstaufischen Kaisers Heinrich VI., der nach Tancred's baldigem Tode dessen Sohn Wilhelm III. 1194 überwand und die Herrschaft seines Hauses in beiden Sicilien begründete.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen behauptete vorübergehend Karl von Anjou seine Herrschaft in S., die aber 1282 durch das Blutbad der Sicilischen Vesper (s. d.) gebrochen wurde. Messina schlug den Angriff Karl's in heldenmüthiger Vertheidigung ab, und Peter III. von Aragonien, Eidam des Hohenstaufen Manfred, wurde als Peter I. Herr der Insel, die von nun an wieder 160 J. von Neapel getrennt blieb. In dieser Zeit gerieth jedoch die Insel in tiefen Verfall durch die anhaltenden Kriege mit den Anjous von Neapel, während zugleich der zur Macht gelangte Adel ein geordnetes Staatswesen unmöglich machte. Peter's I. zweiter Sohn, Jakob der Gerechte, erhielt nach seines Vaters Tode 1285 die Insel. Da dieser aber 1291 König von Aragonien wurde, folgte ihm 1296 auf S. sein jüngerer Bruder Friedrich II., diesem 1337 Peter II., 1342 Ludwig und 1355 dessen Bruder Friedrich III. Mit diesem erlosch 1377 die männliche Linie des aragonischen Königsstammes, und so fiel die Insel an Friedrich's III. minderjährige Erbtochter, welche 1382 nach Barcelona entführt und 1385 mit dem Prinzen Martin von Aragonien vermählt wurde. Dieser Martin I. war, nach Maria's Tode (1402—1409) Alleinherrscher in S. Da er auch von seiner zweiten Gemahlin, Blanca von Castilien, keine Nachkommen hinterließ, so beerbte ihn sein Vater König Martin II. von Aragonien, nach dessen Tode 1410 ein zweijähriges Interregnum eintrat. Hierauf wurde Ferdinand I., Infant von Castilien und König von Aragonien, Martin's II. Oheim von mütterlicher Seite, König von S. Diesem folgte 1416 sein ältester Sohn Alfons (als König von Aragonien Alfons V.), der 1442 auch König von Neapel wurde und so das Königreich beider Sicilien wiederherstellte. Die Insel blieb nun mit Spanien vereinigt (unter der aragonischen, der habsburgischen und der bourbonischen Dynastie), bis sie 1713 im Utrechter Frieden als Königreich Sicilien an Victor Amadeus von Savoyen fiel. Schon 1720 gelangte sie indessen, gegen Abtretung der Insel Sardinien, an Oesterreich (Karl VI.), 1735 aber nebst Neapel durch den Wiener Frieden an den span. Infanten Don Carlos. Als dieser 1759 König von Spanien (Karl III.) wurde, überließ er S. und Neapel als Secundogenitur seinem dritten Sohne Ferdinand. Die Insel war seitdem, mit kurzer Unterbrechung während der Napoleonischen Herrschaft, ein Bestandtheil des Königreichs beider Sicilien und theilte dessen Geschicke.

Treffliche Schilderungen S.s enthalten die Reiseberichte von Bartels (3 Bde., Gött. 1787—92), Münter (2 Bde., Kopenh. 1790), F. Leopold von Stolberg (4 Bde., Königsb. 1794), Kephalides (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1822), Parthey (2 Bde., Berl. 1834—40), Goldhann («Aesthetische Wanderungen in S.», Lpz. 1855), Gregorovius («Siciliana», 2. Aufl., Lpz. 1865), Löher («Neapel und S.», 2 Bde., Münch. 1864); ferner sind zu nennen: Smith, «Memoir descriptive of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily» (Lond. 1824); Neigebaur, «S., dessen polit. Entwickelung und jetziger Zustand» (Lpz. 1848); Amico, «Dizionario topografico della Sicilia» (2 Bde., Palermo 1855). Neuere Arbeiten über die Geschichte der Insel sind: Castelli di Toremuzza, «Fasti della Sicilia» (2 Bde., Messina 1820); Bianchini, «Storia economico-civile de Sicilia» (2 Bde., Palermo 1841); Di Blasi, «Storia del regno di Sicilia» (3 Bde., Palermo 1844); San-Filippo, «Compendio della storia di Sicilia» (7. Aufl., Palermo 1859); Bazencourt, «L'histoire de la Sicile sous la domination des Normands» (Par. 1846); Amari, «Storia dei musulmani di Sicilia» (Flor. 1853) und «Biblioteca Arabo-Sicula» (Par. und Lpz. 1856 fg.); La Lumia, «Storia della Sicilia sotto Guglielmo II.» (Flor. 1867); Gemelli, «Storia della siciliana rivoluzione del 1848—49» (Bologna 1867 fg.); La Varenne, «La révolution sicilienne et l'expédition de Garibaldi» (Par. 1860). Vgl. Gallo, «Sugli scrittori di Storie di Sicilia» (Palermo 1867).

Sicilien (Königreich beider). Das ehemalige Königreich beider S., das seit 1860 dem jetzigen Königreich Italien (s. d.) einverleibt ist, umfaßte die südl. Hälfte der ital. Halbinsel und die Insel Sicilien nebst den benachbarten kleinen Inseln und hatte im ganzen einen Flächeninhalt

von 2086,6 Q.=M. mit (Ende 1861) 9,179703 E. Das Königreich wurde eingetheilt in das Gebiet diesseits der Meerenge (dominj al di quà del Faro) oder Neapel, und das Gebiet jenseits der Meerenge (dominj al di là del Faro) oder Sicilien (s. d.).

Das festländische Gebiet Neapel war im Norden vom Kirchenstaat, im Osten vom Adriatischen, im Süden und Westen vom Mittelländischen Meer begrenzt und umschloß vormals zwei kleine, zum Kirchenstaat gehörige Enclaven Benevent (s. d.) und Ponte=Corvo (s. d.), die aber seit 1860 mit Neapel vereinigt sind. Dieses festländische Gebiet umfaßte 1554 Q.=M. und zählte (1861) 6,787289 E. von ital. Abstammung, mit Ausnahme von über 75000 Albanesen und 2000 Juden. Der südwestl. Theil wird noch mit dem alten Namen Apulien (s. d.), die südwestl. Halbinsel Calabrien (s. d.) benannt. Gegenwärtig ist das Land in 16 Provinzen eingetheilt: Aquila, Avellino, Bari, Benevento, Campobasso, Caserta, Catanzaro, Chieti, Cosenza, Foggia, Lecce, Neapel, Potenza, Reggio=Calabria, Salerno und Terano. Der Boden des Landes wird gebildet durch die Fortsetzung des Apennin, von dem sich auf beiden Seiten fruchtbare Thäler nach dem Meer hin absenken. Derselbe ist vulkanisch, besonders weiter gegen Süden, und das Land häufig durch Erdbeben heimgesucht. Die steppenartigen Ebenen am Adriatischen Meer und am Meerbusen von Tarent sind wenig bewässert; dagegen ist der westl. Theil ausreichend bewässert und sehr fruchtbar, überhaupt die reizendste Gegend Italiens. Die höchsten Punkte des Apennin sind der Monte=Corno oder Gran=Sasso (8934 F. hoch) und der Amaro (8550). Ganz isolirt liegt der Vesuv (s. d.). Die Flüsse sind unbedeutend, und selbst der Garigliano (s. d.) ist nur eine kurze Strecke schiffbar. Unter den Landseen ist der 3³/₄ Q.=M. große Lago di Celano (s. d.) zu bemerken. Das Klima ist im allgemeinen mild und gesund. In den Ebenen ist der Winter für gewöhnlich nur eine rauhere Regenzeit, und Schnee fällt sehr selten; nur in den Abruzzen (s. d.) kennt man den strengen Winter. Der Sommer ist allerdings sehr heiß, und wenn der Sirocco weht, wird die Temperatur fast unerträglich. Die Haupterzeugnisse des Landes sind: Weizen, Reis und edle Südfrüchte aller Art; Hanf und Flachs besonders in Calabrien; Baumwolle, Oel, Rosinen und Wein, namentlich Lacrymae Christi und Vino Greco. Aus dem Thierreich: Pferde von sehr edler Art; Schafe mit feiner Wolle in den Steppen Apuliens; Ziegen, als gewöhnliches Hausthier, Esel und Maulesel; Büffel in Calabrien; Schweine, besonders in den Abruzzen; Bienen, besonders auf der südöstl. Halbinsel; Wachteln und alle Arten Geflügel; Fische in Menge, namentlich Thunfische, Sardellen, Muränen, auch Austern und Muscheln. Aus dem Mineralreich: See= und Steinsalz, Salpeter, Alaun, vornehmlich aber Schwefel, Puzzolanerde, Marmor, Alabaster, Bimsstein und Lava. Metalle werden nur wenige gewonnen. An Holz fehlt es. Die Neapolitaner sind lebhaft, geistvoll und gutmüthig. Doch durch Feudallasten, schlechte Justiz und Verwaltung bedrückt nnd verarmt, überließ das Volk sich nur zu sehr einem leichtsinnigen Lebensgenusse und machte die reichen Naturschätze seines Landes nicht recht nutzbar. Die Mundart weicht bedeutend ab von der ital. Schriftsprache. In den südl. Provinzen, namentlich in Lecce, haben auch Albanesen (s. d.) oder Arnauten ihre Sitze, welche im 15. Jahrh. hier einwanderten. Viehzucht, Ackerbau und Fischerei sind die Hauptnahrungszweige; doch ist das Land nur zum kleinern Theil ordentlich angebaut. Der Gewerbfleiß steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Nur in den größern Städten (Neapel, Bari, Foggia, Andria, Barletta, Molfetta, Trani, Salerno, Tarent u. s. w.) finden sich Seiden=, Woll= und Baumwollfabriken; auch fertigt man Leinwand, Metallwaaren und Kunstsachen aus Marmor und edeln Steinarten. Der Seehandel beschränkt sich vorzugsweise auf Küstenfahrt und Küstenhandel, und meist nur die Häfen der Berberei, Aegyptens und der Ionischen Inseln werden von neapolit. Schiffen besucht. Der inländische Handel wird durch den Mangel an guten Straßen, Kanälen und schiffbaren Flüssen erschwert; Eisenbahnbauten wurden im größern Maßstabe erst unter der jetzigen ital. Regierung betrieben. In wissenschaftlicher Bildung sind die Neapolitaner im ganzen weit zurück, wenn es auch unter der Elite des Volks ausgezeichnete Talente gibt. Am lebhaftesten wird die Alterthumskunde betrieben, und der Kunstsinn ist am meisten rege für Musik. Die herrschende Kirche ist die römisch=katholische mit 21 Erzbischöfen (Acerenza und Matere, Amalfi, Bari, Benevent, Brindisi, Capua, Chieti, Conza, Cosenza, Gaëta, Lanciano, Manfredonia, Monreale, Neapel, Otranto, Reggio, Rossano, Salerno und Acerno, San=Severino, Sorrento, Taranto). Die Albanesen, welche sich zur griech.=unirten Kirche bekennen, genießen jetzt volle Cultusfreiheit. Das Unterrichtswesen war bis auf die neueste Zeit in sehr schlechtem Zustande. In der Hauptstadt Neapel hatte etwa ein Viertel der Einwohner Unterricht erhalten; auf dem Lande war die Zahl der Unterrichteten verhältnißmäßig noch geringer. Wie die Geistlichkeit, so ist auch der Adel sehr zahlreich und zum Theil reich begütert.

Unteritalien empfing seine erste Cultur von den Griechen, die im 8. Jahrh. v. Chr. hier zahlreiche Colonien anlegten, und wurde deshalb auch Großgriechenland (s. d.) benannt. Unter den griech. Pflanzstädten waren die berühmtesten Tarent, Sybaris, Kroton, Kumä und Neapolis (die jetzige Stadt Neapel). Nach der Eroberung Tarents durch die Römer, 272 v. Chr., wurde ganz Unteritalien eine Provinz des Römischen Reichs (s. d.) und theilte seitdem die Schicksale der ital. Halbinsel, welche nach dem Umsturze des weström. Reichs 476 erst von Odoacker, dann von den ostgoth. Königen beherrscht und endlich durch Belisar und Narses wieder für das byzantinische (oström.) Kaiserthum erobert wurde. Als die Longobarden 568 den größten Theil der Halbinsel sich unterwarfen, behaupteten die Byzantiner in Unteritalien nur die Städte Gaëta, Neapel und Amalfi nebst Umgegend sowie die südwestl. Halbinsel (früher Bruttium), auf welche damals der Name Calabrien übertragen wurde. Ein byzant. Statthalter zu Neapel, welcher Herzog (dux, strategos) oder Patricius genannt ward, führte die Verwaltung; doch gewannen allmählich Amalfi und Gaëta eine thatsächliche Unabhängigkeit als republikanische Freistädte unter ihren vom Volk gewählten Herzogen. Das übrige Unteritalien beherrschten seit 571 die longobard. Herzoge von Benevent (s. d.), die auch nach dem Umsturze des longobard. Königreichs durch Karl d. Gr. ihre Herrschaft behaupteten. Aber seit 850 löste das Herzogthum Benevent sich in mehrere Fürstenthümer auf (Benevent, Salerno, Capua). In den wiederholten Fehden zwischen den byzant. und longobard. Machthabern wurden die Araber oder Sarazenen, die schon seit 827 auf der Insel Sicilien sich festgesetzt hatten, bald von der einen, bald von der andern Partei zu Hülfe gerufen. Die Folge war, daß auch diese in Unteritalien festen Fuß faßten; namentlich entstand eine dauerhafte arab. Colonie auf der Halbinsel des Monte-Gargano am Adriatischen Meer. Allmählich gewannen jedoch die Byzantiner die Oberhand und eroberten einen großen Theil von Apulien, welcher die longobard. Provinz (thema) genannt und von einem Generalgouverneur (katapan), der vom J. 871—1070 in der Stadt Bari seinen Sitz hatte, regiert wurde. Aber das Land kam nicht zur Ruhe, denn die Byzantiner hatten fortwährend mit den Sarazenen, den longobard. Großen und den republikanischen Städten zu kämpfen. Auch die Päpste und die deutschen Kaiser aus dem sächs. und fränk. Hause mischten sich von Rom aus wiederholt in die Verhältnisse Unteritaliens ein, ohne daß sie dabei dauerhafte Erfolge gewinnen konnten. Mitten in diesen Wirrwarr kam zu Anfang des 11. Jahrh. noch ein neues Element hinein. Die Kirche des Erzengels Michael auf dem Monte-Gargano war ein hochverehrter Wallfahrtsort, der sogar von der Normandie aus zahlreich besucht wurde. So lernte man in Unteritalien die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der Normannen kennen, und bald wurden dieselben scharenweise als Söldner für den Dienst der longobard. und byzant. Großen angeworben. 1029 verlieh Herzog Sergius von Neapel dem normann. Häuptling Rainulf oder Radulf zur Belohnung einen Landstrich zwischen Neapel und Capua, die nachmalige Grafschaft Aversa. Größere Erfolge errangen die tapfern Söhne des normann. Ritters Tancred von Hauteville. Der älteste, Wilhelm mit dem eisernen Arm, setzte sich in der Stadt Melfi fest (1042) und nannte sich schon Graf von Apulien. Sein Bruder Robert Guiscard (s. d.) ließ sich 1057 von Papst Nikolaus II. mit alle dem belehnen, was er künftig noch in Unteritalien und Sicilien auf Unkosten der Byzantiner und Sarazenen erobern würde; seitdem führte er den Titel eines Herzogs von Apulien, Calabrien und Sicilien. Bis zu seinem Tode 1085 gelang es ihm, die Byzantiner vollends von dem ital. Festland zu vertreiben und ganz Unteritalien seiner Herrschaft zu unterwerfen; nur Benevent blieb im Besitz des Papstes. Gleichzeitig entriß sein jüngerer Bruder Roger I. (s. d.) die Insel Sicilien den Sarazenen. Robert Guiscard's Söhne theilten das Reich des Vaters, sodaß Roger Bursa das Herzogthum Apulien, Bohemund (s. d.) aber das Fürstenthum Tarent erhielt. Doch wandte der letztere sich mit dem ersten Kreuzzug nach Kleinasien, wo er 1098 das Fürstenthum Antiochia stiftete, und Roger Bursa's einziger Sohn, Wilhelm, starb 1127 kinderlos. Nun wurde der Sohn und Nachfolger Roger's I., Graf Roger II. (s. d.) von Sicilien, auch in Unteritalien als Herzog anerkannt, sodaß alle normann. Eroberungen diesseit und jenseit der Meerenge jetzt unter seinem Scepter vereinigt waren. Der Gegenpapst Anaklet II. ließ durch seinen Legaten zu Palermo 25. Dec. 1130 den Grafen und Herzog Roger II. zum König von S. krönen, und Papst Innocenz II. bestätigte 21. Juli 1139 diesen neuen Königstitel, wogegen Roger sein ganzes Reich vom päpstl. Stuhl zu Lehn nahm. So entstand das Königreich beider S. Dem Papst als Oberlehnsherrn mußte ein weißer Zelter und ein Beutel mit Dukaten dargebracht werden, bis die Lehnsverbindung und der Tribut durch das Concordat vom 16. Febr. 1818 und das Uebereinkommen vom Juni 1855 förmlich aufgehoben wurden. Andererseits waren dem Könige durch eine Bulle des Papstes Urban II. vom

5. Juli 1098 auf der Insel Sicilien die Rechte eines päpstl. geborenen Legaten a latere eingeräumt, mit einer ausgedehnten Gewalt über die Geistlichkeit, wie kein anderer Monarch der Christenheit sie besaß (monarchia Siciliae). Die unterworfenen Sarazenen in Apulien und Sicilien behielten freie mohammed. Religionsübung, bis sie zu Ende des 13. Jahrh. gewaltsam bekehrt, vertrieben oder ausgerottet wurden. Die Organisation des Königreichs war eine streng feudale, nach franz.-normann. Muster, mit einem mächtigen Adel und Klerus. Doch bewahrte das Königthum eine starke Gewalt, und die Lage des Landes brachte es mit sich, daß die Könige hier zuerst in Westeuropa die streng monarchischen Grundsätze des röm. Rechts und die regelmäßige byzant.-arab. Finanzverwaltung kennen lernten und auch praktisch anwendeten.

Auf König Roger II. (gest. 1154) folgte dessen Sohn Wilhelm I., der Böse, 1154—66, und mit dem Enkel Wilhelm II., dem Gütigen, 1166—89, erlosch der legitime Mannsstamm der normann. Dynastie. Nun machte der röm.-deutsche Kaiser Heinrich VI. (s. d.) aus dem hohenstaufischen Hause die Ansprüche geltend, welche ihm als Gemahl der Tochter Roger's II., Constantia, zustanden. Er gewann die Herrschaft über Neapel und Sicilien mit Waffengewalt, obwol ein unehelicher Bruder Wilhelm's II., Tancred (gest. 1194), und dessen unmündiger Sohn Wilhelm III. als Gegenkönige auftraten. Dann strafte er die Empörer mit blutiger Strenge und starb zu Messina 1197. Sein Sohn, der röm.-deutsche Kaiser Friedrich II. (s. d.), 1197—1250, machte sich um S. besonders durch eine weise Gesetzgebung 1231 verdient; auch stiftete er 1224 die Universität in der Stadt Neapel, welche jetzt neben Palermo als Reichshauptstadt erscheint, und berief außer den Prälaten und Baronen auch Abgeordnete der Städte in den Reichstag. Als Friedrich's II. Sohn und Nachfolger, der röm. König Konrad IV. (s. d.), schon 1254 starb, übernahm dessen Halbbruder Manfred (s. d.), Fürst von Tarent, erst als Reichsverweser für seinen unmündigen Neffen Konradin (s. d.) die Regierung und ließ sich 1258 zum König krönen. Aber er gerieth in bittere Feindschaft mit dem päpstl. Stuhl, worauf Papst Urban IV. als Oberlehnsherr 1263 das Königreich an Karl von Anjou, den Bruder des Königs Ludwig IX. von Frankreich, verlieh. Nachdem Karl 6. Jan. 1266 durch einen päpstl. Legaten förmlich als König von S. gekrönt war, zog er aus, um das Reich zu erobern. In der Schlacht bei Benevent 26. Febr. 1266 wurde Manfred besiegt und erschlagen; das Land unterwarf sich dem Sieger. Auch Konradin, als er mit Heeresmacht nach Neapel kam, wurde bei Tagliacozzo 23. Aug. 1268 überwunden, gefangen und zu Neapel 29. Oct. 1268 enthauptet. Seitdem herrschte König Karl I., 1266—85, ungestört über das ganze Königreich. Die Insel Sicilien schüttelte jedoch 1282 (s. Sicilische Vesper) sein drückendes Joch ab, um sich dem Schwiegersohn Manfred's, König Peter III. von Aragonien, zu unterwerfen, und blieb seitdem bis zur Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs unter span. Herrschaft.

Das königl. Haus Anjou war somit auf das festländische Gebiet Neapel beschränkt. Auf Karl I. folgte dessen Sohn Karl II., 1285—1309, und der Enkel Robert, 1309—43, welcher als Haupt der Guelfen in Italien den röm.-deutschen Kaisern Heinrich VII. und Ludwig IV. (dem Baier) entgegentrat. Robert hinterließ das Reich seiner hochbegabten Enkelin Johanna I., 1343—82, die er mit dem Sohne seines Brudersohnes, Königs Karl Robert von Ungarn, dem Prinzen Andreas (s. d.), vermählt hatte. Andreas machte sich durch seine rauhen Sitten verhaßt und wurde 1345 von verschworenen Baronen ermordet; vielleicht nicht ohne Mitwissen der Königin. Deshalb erhob Andreas' Bruder, König Ludwig d. Gr. von Ungarn, einen Rachekrieg und suchte sich des Königreichs Neapel zu bemächtigen, mußte jedoch im Frieden von 1352 völligen Verzicht leisten. Johanna vermählte sich 1346 wieder mit dem Fürsten Ludwig von Tarent, 1363 mit König Jakob III. von Majorca und 1376 mit Herzog Otto (dem Tarentiner) von Braunschweig; aber sie blieb kinderlos. Deshalb adoptirte sie einen Vetter aus der ungar. Linie des Hauses Anjou, Karl den Kleinen von Durazzo; aber später versuchte sie, die Nachfolge einem andern Vetter, dem Herzog Ludwig I. von Anjou, zuzuwenden. Es erschien aber Karl von Durazzo, durch den Papst unterstützt, mit Heeresmacht in Neapel, nahm die Königin gefangen, welche er 1382 ermorden ließ, und erwehrte sich glücklich des Nebenbuhlers Ludwig von Anjou. So wurde er als König Karl III., 1382—86, in Neapel anerkannt und erlangte 1385 auch die Krone von Ungarn, wo er aber kurz darauf umkam. Sein Sohn Ladislaw, 1386—1414, behauptete sich in Neapel gegen Herzog Ludwig II. von Anjou und machte zeitweilig auch dem röm.-deutschen Kaiser Sigismund (s. d.) die Herrschaft in Ungarn streitig. Zugleich benutzte er die damalige Verwirrung in Italien und das Schisma der Kirche, um sein Reich durch Eroberungen im Kirchenstaat und Toscana zu erweitern; aber diese gingen nach seinem plötzlichen Tode schnell wieder verloren. Seine Schwester und Erbin, Johanna II.,

1414—35, war eine Königin ohne Tugend und ohne Würde. Durch den Tod ihres ersten Gemahls, Herzogs Wilhelm von Oesterreich, verwitwet, führte sie einen ärgerlichen Lebenswandel mit ihrem Günstling Pandolfello Alopo, bis sie auf Verlangen der Barone den Grafen Jakob de la Marche, aus dem Hause Bourbon, 1415 heirathen mußte. Dieser ließ den Pandolfello hinrichten, wurde aber schon nach Jahresfrist von seiner Gemahlin gefangen gesetzt und mußte nach seiner Befreiung 1419 sich nach Frankreich flüchten, wo er Mönch wurde und 1438 in einem Kloster zu Besançon starb. Ein neuer Günstling, Gianni Caraccioli (s. d.), hatte seitdem den größten Einfluß auf die Königin Johanna. Diese Wirren gaben dem Papst Martin V. Veranlassung, sich schon 1420 als Oberlehnsherr in die Verhältnisse Neapels einzumischen und die Prätensionen des Herzogs Ludwig III. von Anjou auf den neapolit. Thron zu begünstigen. Johanna fand dagegen Hülfe bei König Alfons V. (s. d.) von Aragonien und der Insel Sicilien, den sie förmlich adoptirte und zum Nachfolger annahm. Als sie aber 1423 mit diesem in Streit gerieth, erklärte sie die Adoption für ungültig und versöhnte sich mit Herzog Ludwig III., der seitdem als designirter Thronfolger galt und das Herzogthum Calabrien erhielt. Die eigentliche Regierungsgewalt war jedoch fortwährend in den Händen Caraccioli's, bis dieser endlich mit der Königin sich entzweite und von misvergnügten Baronen 1432 ermordet wurde. Auch Herzog Ludwig III. starb 1434, und so bestimmte Johanna in ihrem Testament dessen jüngern Bruder, Herzog René (s. d.) von Lothringen, zu ihrem Nachfolger. Dieser nahm nach dem Tode der Königin Johanna II., 1435, den Königstitel an, und sowol er wie seine Gemahlin Isabella boten alles auf, um sich im Besitz des Reichs zu behaupten. Aber sie hatten zu wenig Macht und Geld, als daß sie dem König Alfons V., der nun seine Ansprüche aus der frühern Adoption geltend machte, auf die Dauer hätten widerstehen können. Am 2. Juni 1442 ward auch die Hauptstadt Neapel von den Aragoniern eingenommen, und René zog sich nach Frankreich zurück, während Alfons V. (als König von Neapel: Alfons I.) allgemein anerkannt wurde. Unter ihm war somit das alte Königreich beider S. wieder vereinigt, doch nur auf kurze Zeit. Denn als Alfons 1458 starb, hinterließ er das Reich Neapel seinem natürlichen Sohn Ferdinand I., während Aragonien und die Insel Sicilien an seinen Bruder Johann II. (Vater Ferdinand's des Katholischen) fielen. Auf König Ferdinand I. von Neapel, 1458—94, folgte dessen Sohn Alfons II., der aber schon 23. Jan. 1495 zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II. abdankte und sich nach der Insel Sicilien zurückzog, wo er noch in demselben Jahre starb. Zu dieser Zeit rückte König Karl VIII. (s. d.) von Frankreich mit einem großen Heere heran, um die Ansprüche auf das Königreich Neapel, welche er von dem Titularkönig René geerbt hatte, mit den Waffen geltend zu machen. Ferdinand II., zu schwach zum Widerstande, flüchtete nach der Insel Ischia und von da nach Sicilien, während die Franzosen 21. Febr. 1495 ohne Schwertschlag in die Hauptstadt Neapel einrückten. Aber eine zu Venedig 29. März 1495 zwischen den ital. Staaten, dem deutschen Kaiser Maximilian I. und dem span. König Ferdinand dem Katholischen abgeschlossene Coalition zwang Karl VIII. bereits Ende Mai 1495 den Rückzug nach Frankreich anzutreten. Mit dem Beistande span. und venet. Hülfstruppen überwältigte nun Ferdinand II. die zurückgelassenen franz. Besatzungen und nahm sein Reich wieder in Besitz, starb aber schon 5. Oct. 1496, worauf sein Vaterbruder König Friedrich III., 1496—1501, den Thron bestieg. Nun aber vereinigten sich Ferdinand der Katholische und König Ludwig XII. von Frankreich durch den geheimen Vertrag vom 22. Sept. 1500 zur Eroberung und Theilung des Königreichs Neapel. Friedrich III. vermochte der Uebermacht nicht zu widerstehen; er ergab sich dem franz. König und erhielt von diesem die Landschaft Anjou nebst einem Jahrgehalt (gest. 1504). Doch die Sieger wurden bald über die Theilung des eroberten Landes uneins, und nach längern Kämpfen vertrieb der span. Feldherr Gonsalvo von Cordova durch den Sieg am Garigliano 29. Dec. 1503 die Franzosen vollends aus Neapel, worauf im Oct. 1505 Ludwig XII. gegen eine Geldzahlung allen seinen Ansprüchen zu Gunsten Ferdinand's des Katholischen entsagte. Somit war endlich das alte Königreich beider S. unter span. Scepter wiedervereinigt.

Seitdem blieben Neapel und Sicilien über 200 J. lang Provinzen der großen span. Monarchie und wurden durch span. Vicekönige mit fast unumschränkter Gewalt regiert. In Neapel hörten seitdem die Reichstage ganz auf, und die Vicekönige unterhandelten nur mit einem ständischen Ausschusse, bei dem die Stadt Neapel allein den ganzen dritten Stand repräsentirte. Das Parlament in Sicilien wurde auf die Bewilligung und Vertheilung neuer Steuern beschränkt. Das öffentliche Leben gerieth in Stockung und Versumpfung. Eine hohe Besteuerung unter-

grub den allgemeinen Wohlstand, und das Grundeigenthum gerieth immer mehr in den Besitz des Adels und Klerus, sodaß am Ende an zwei Drittel des gesammten Grundes und Bodens zur Todten Hand gehörten. Während das Land von außen her wiederholt in die Händel der span. Politik hineingezogen wurde, ist doch aus dieser langen Periode nur ein einziger selbstthätiger Act des Nationallebens zu erwähnen. Als während des langwierigen span.-niederländ.-franz. Kriegs (1621—59) der Steuerdruck immer lästiger wurde, brach zuletzt in der Stadt Neapel 7. Juli 1647 ein Aufstand aus, bei dem anfangs ein Fischer Masaniello (s. d.) an der Spitze stand. Obwol dieser nach wenigen Tagen umkam, dauerte die Empörung fort, und auch in den Provinzen entstanden Unruhen, indem sich die Bauern gegen den Adel erhoben. Am 5. Oct. 1647 ward die Stadt Neapel gleichzeitig von den umliegenden Forts und einer span. Flotte heftig bombardirt und angegriffen, aber ohne Erfolg. Nun riefen die Neapolitaner die Hülfe des Königs Ludwig XIV. von Frankreich an, und der franz. Herzog Heinrich II. von Guise, der 15. Nov. 1647 in Neapel eintraf, ward zum Oberbefehlshaber der «Republik» ausgerufen. Dieser entzweite sich aber bald mit den Volksführern, und nachdem er die Stadt verlassen, unterwarf Neapel 6. April 1648 unter billigen Bedingungen sich wieder dem König von Spanien. Weniger gefährlich waren die Unruhen in Palermo, die fast gleichzeitig 20. Mai 1647 ausbrachen und gleichfalls erst nach mehrern Monaten vollständig beigelegt wurden.

Durch den Spanischen Erbfolgekrieg und die Friedensschlüsse von Utrecht, 11. April 1713, und Rastadt, 6. März 1714, wurden beide Provinzen von der span. Monarchie losgerissen. Neapel fiel an den deutschen Kaiser Karl VI., die Insel Sicilien mit der Königskrone an den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen. Zwar eroberte König Philipp V. von Spanien, auf Antrieb seines Ministers Alberoni, im Juli 1718 die Insel Sicilien wieder, mußte dieselbe aber 26. Jan. 1720 an Kaiser Karl VI. abtreten, der dagegen die Insel Sardinien an Victor Amadeus II. überließ. Das wiedervereinigte Königreich beider S. blieb aber nur 13 J. unter österr. Herrschaft. Schon 1733—34 wurde dasselbe von den Spaniern wiedererobert und Juni 1734 ein jüngerer Sohn König Philipp's V., der Infant Don Carlos, als König Karl III. daselbst eingesetzt. An diesen trat Kaiser Karl VI. in den Friedenspräliminarien vom 3. Oct. 1735 und dem Definitivfrieden zu Wien 18. Nov. 1738 Neapel und Sicilien nebst dem sog. Stato degli presidii (Insel Elba, Fürstenthum Piombino und ein Küstenstrich von Toscana) förmlich ab. Zugleich wurde durch Vertrag und Familiengesetz stipulirt, daß diese Secundogenitur des span. Hauses Bourbon (s. d.) niemals mit der Krone Spanien vereinigt werden dürfe. Demnach überließ König Karl III., 1734—59, als er nach dem Tode seines Bruders Ferdinand VI. den span. Thron bestieg, die Krone von Neapel und Sicilien an seinen dritten Sohn, Ferdinand IV., 1759—1825. Dieser mußte im Frieden zu Florenz 28. März 1801 den Stato degli presidii abtreten, welcher seitdem zu Toscana gehörte. Alle seine übrigen Gebiete diesseit und jenseit der Meerenge, die bisher in Gesetzgebung und Verwaltung fast ganz voneinander geschieden gewesen, vereinigte er 12. Dec. 1816 zu einem Gesammtstaat unter dem Namen des Königreichs beider S. und nannte sich seitdem Ferdinand I. (s. d.).

Bereits unter der Regierung Karl's III. hatten Reformen in der Weise des aufgeklärten Despotismus begonnen, die unter Ferdinand durch den Minister Tanucci weitergeführt wurden. Beschränkung der kirchlichen Gewalten, Einziehung überflüssiger Klöster, Ausweisung der Jesuiten, Verbesserungen in Gesetzgebung und Steuerwesen bezeichneten den Geist dieser Verwaltung. Aber Ferdinand's Gemahlin, die österr. Prinzessin Karoline Marie (s. d.), verdrängte 1777 Tanucci, gewann darauf immer mehr polit. Einfluß und erhob endlich 1784 ihren unwürdigen Günstling Acton (s. d.) zum dirigirenden Premierminister. Seitdem trat ein Umschwung ein, der unter dem Eindrucke der Französischen Revolution ganz in eine absolutistisch-klerikale Reaction ausartete, während zugleich das Staatsvermögen durch unsinnige Verschwendung aufgezehrt wurde. Die Unzufriedenheit war allgemein, und die geheime Staatspolizei füllte die Gefängnisse mit Verdächtigen. In der auswärtigen Politik ließ man sich vorwiegend durch österr. und brit. Einfluß leiten. 1793 trat Neapel der ersten Coalition gegen die Französische Republik bei, mußte jedoch nach dem glänzenden Feldzug des Generals Bonaparte in Italien 1796 einen Separatfrieden nachsuchen. Dennoch schloß Ferdinand sich wieder der zweiten Coalition an und begann zuerst den Krieg durch einen Angriff auf die Römische Republik im Nov. 1798. Aber nach einem kurzen, kläglichen Feldzuge entfloh er 24. Dec. 1798 nach Palermo und gab sein festländisches Gebiet den Franzosen preis, welche 23. Jan. 1799 die Stadt Neapel besetzten und daselbst die Parthenopäische Republik (s. d.) errichteten. Eine zahlreiche misvergnügte Partei aus den höhern Ständen schloß sich bereitwillig dieser Umwälzung an; selbst der königl.

Admiral Francesco Caraccioli (s. d.) trat in den Dienst der republikanischen Regierung über. Aber unter der Führung des kriegerischen Cardinals Fabrizio Ruffo erhob sich das Landvolk in Calabrien und Apulien für die Sache des Königthums. Sicilische Truppen, eine brit. Flotte unter Nelson, auch Russen und Türken kamen ihm zur Hülfe, während die Franzosen durch Unfälle in Oberitalien gezwungen wurden, ihre meisten Truppen zurückzuziehen. Bereits 23. Juni 1799 mußten die Republikaner in Neapel capituliren. Doch König Ferdinand erklärte die Capitulation für ungültig und ließ durch eine besondere Staatsjunta unter Speziale's Vorsitz ein grausames Blutgericht über die Schuldigen halten. Der Krieg gegen Frankreich dauerte fort bis zum Frieden von Florenz 28. März 1801, der das Opfer des Stato degli presidii kostete. Noch unglücklicher verlief die Theilnahme an der dritten Coalition. Im Nov. 1805 rückte eine neapolit. Armee mit russ. und brit. Hülfstruppen gegen das Königreich Italien vor, worauf Kaiser Napoleon I. zu Schönbrunn 26. Dec. 1805 erklärte, daß «die Dynastie von Neapel aufgehört habe zu regieren». Beim Anmarsch der Franzosen entfloh König Ferdinand 13. Jan. 1806 nach der Insel Sicilien, in deren Besitz er durch brit. Hülfe geschützt wurde. Das festländische Gebiet wurde dagegen mit leichter Mühe von den Franzosen erobert, die schon 15. Febr. in die Hauptstadt Neapel einzogen; zuletzt capitulirte die Festung Gaëta 18. Juli 1806. Darauf ernannte Napoleon I. 30. März 1806 seinen Bruder Joseph Bonaparte (s. d.) zum König von Neapel und Sicilien. Als dieser auf den span. Thron berufen wurde, übertrug der franz. Kaiser die neapolit. Krone 1. Aug. 1808 auf seinen Schwager Joachim Murat (s. d.). Neapel wurde jetzt nach franz. Muster reorganisirt, erhielt auch eine constitutionelle Verfassung 20. Juni 1808, und das Land hob sich unter einer sorgsamen, wohlgeregelten Verwaltung, obschon es die schweren Lasten der Napoleonischen Kriege und des Continentalsystems mitzutragen hatte. Unterdeß herrschten König Ferdinand und seine Gemahlin unter brit. Schutz auf Sicilien in alter Weise, sodaß die Unzufriedenheit allgemein wurde. Das sicil. Parlament verweigerte 1810 weitere Geldbewilligungen, und 46 Barone wandten sich sogar mit einer Denkschrift an das londoner Cabinet, um dessen Schutz anzurufen. Darauf schritt der brit. Oberbefehlshaber auf Sicilien, Lord William Bentinck, energisch ein und erzwang die Einberufung eines constituirenden Parlaments, mit dem eine constitutionelle Verfassung nach brit. Muster Juli 1812 vereinbart wurde. Die Spannung zwischen Lord Bentinck und dem sicil. Hofe war damals so groß, daß König Ferdinand zeitweilig die Regierung seinem Sohne, dem Kronprinzen Franz, übertrug. Die Königin Karoline Marie mußte sogar Sicilien verlassen und ging über Konstantinopel nach Wien, wo sie 1814 starb.

Die Ereignisse des J. 1815 führten die Wiedervereinigung des Königreichs beider S. herbei. Beim ersten Sturze Napoleon's hatte Joachim Murat durch rechtzeitigen Abfall seine Krone gerettet. Als er aber während der Hundert Tage sich auf Napoleon's Seite stellte und sogar Oberitalien angriff, wurde er von den Oesterreichern besiegt und vertrieben. Am 17. Juni 1815 zog Ferdinand wieder in seine Hauptstadt Neapel ein und ließ Murat, der bei einer versuchten Landung in Calabrien ergriffen ward, zu Pizzo 13. Oct. 1815 als Usurpator erschießen. Zugleich gerieth jedoch Ferdinand in vollständige Abhängigkeit von der österr. Politik, und in dem Bundesvertrage zwischen Oesterreich und Neapel 12. Juli 1815 mußte er sich förmlich verpflichten, «keine polit. Veränderungen in seinen Staaten einzuführen, welche mit den alten monarchischen Institutionen oder den für das innere Régime der österr.-ital. Provinzen adoptirten Principien unvereinbar wären». Demgemäß wurde noch vor der Einrichtung des Gesammtstaats beider S., 12. Dec. 1816, sowol die neapolit. Verfassung von 1808 wie die sicilianische von 1812 stillschweigend beseitigt, und das alte absolute Regiment mit allen seinen Misbräuchen wieder eingeführt. Die Unzufriedenheit ward allgemein und der Geheimbund der Carbonari (s. d.), welcher auf eine Umwälzung hinarbeitete, gewann immer mehr Anhänger, während die Regierung vergebens in einer andern geheimen Gesellschaft, den sog. Calderari (s. d.), eine Stütze suchte. So fand das Beispiel der span. Militärrevolution vom Jan. 1820 in Neapel bald Nachahmung. Am 2. Juli 1820 proclamirte der Lieutenant Morelli vom Reiterregiment Bourbon zu Nola die span. Cortesverfassung von 1812 und zog mit seiner Schwadron nach Avellino, wo die Besatzung sich ihm anschloß. Am 6. Juli 1820 trat auch der populärste General Guglielmo Pepe (s. d.) mit seinen Regimentern zu den Aufständischen über und übernahm das Commando. Da entschloß sich König Ferdinand zur Nachgiebigkeit. Er nahm 7. Juli die span. Constitution an, die 13. Juli feierlich beschworen wurde, und berief das Reichsparlament zum 1. Oct. Aber die Insel Sicilien, welche in den letzten Jahren völlig als Nebenland und

Provinz behandelt worden, war damit nicht befriedigt, sondern verlangte jetzt die Wiederherstellung ihres eigenen Parlaments und ihrer eigenen widerrechtlich aufgehobenen Verfassung, sodaß nur eine Personalunion mit Neapel bestehen bleiben sollte. Schon 15. bis 18. Juli kam es in Palermo zum Aufstande. Der königl. Statthalter ward verjagt und eine provisorische Regierung (Junta) eingesetzt. Bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Insel, und die neapolit. Truppen konnten sich nur in den Städten Messina, Catania, Syrakus und Trapani behaupten. Der neue Oberfeldherr, General Florestano Pepe (s. d.), suchte zu vermitteln und schloß 5. Oct. 1820 eine Capitulation, wodurch die Hauptforderungen der Sicilianer zugestanden wurden; aber dieser Vergleich ward von dem Reichsparlament in Neapel verworfen und Pepe zurückberufen. Die Folge war, daß der Bürgerkrieg in Sicilien wieder ausbrach und fortdauerte, bis im nächsten Jahre sowol Neapel wie Sicilien durch die österr. Intervention zu Boden geschlagen wurden. Zu dieser Zeit ward nämlich die neapolit. Staatsveränderung durch die Heilige Allianz der fünf Großmächte auf den Congressen zu Troppau und Laibach verurtheilt. König Ferdinand selbst, nachdem er den Kronprinzen Franz zum Alterego und Regenten ernannt, begab sich nach Laibach, angeblich um zu vermitteln; aber er stimmte den Beschlüssen der Großmächte zu. Oesterreich übernahm es, den alten Zustand der Dinge in Neapel mit Waffengewalt wiederherzustellen, und nöthigenfalls versprach Rußland militärische Beihülfe. Am 9. Febr. 1821 wurden diese Beschlüsse in Neapel notificirt, wo man sich eiligst zum Widerstand rüstete und zwei Armeecorps an der Grenze aufstellte. Aber der österr. Feldzeugmeister Frimont schlug den General Guglielmo Pepe bei Rieti 7. März und unterwarf in wenig Wochen das ganze Land, nachdem sich die neapolit. Truppen gleich nach dem ersten Mislingen aufgelöst hatten. Der König hatte bereits 10. März von Florenz aus alle neuen Einrichtungen widerrufen, versprach jedoch bei seiner Rückkehr, Mitte Mai, eine neue Verfassungseinrichtung zu erlassen. Ein Statut vom 26. Mai 1821 schuf einen Staatsrath, eine getrennte Verwaltung für Sicilien und zwei berathende Staatsconsulten für beide Landestheile. Zugleich wurden Provinzialräthe und selbständigere Gemeindeverwaltung in Aussicht gestellt. Wären diese Reformen auch ernstlicher gemeint gewesen, als sie es waren (die Staatsconsulten wurden z. B. erst 1824 in Thätigkeit gesetzt und bestanden für Neapel aus 16, für Sicilien aus 8 Mitgliedern), so führte doch die nächste Zeit der Restauration zu sehr peinlichen Zuständen. Die leidenschaftlichsten Anhänger des Alten, namentlich der Polizeiminister Canosa, übten jetzt den leitenden Einfluß; die geistliche und weltliche Reaction war gewaltthätiger als je. Die Umgestaltung des Unterrichtswesens im ultramontanen Sinne, die Bereicherung der Jesuiten, Missionen und Mirakel bewiesen das Uebergewicht der klerikalen Partei. Zudem war die Polizei, trotz der sog. Amnestie vom 31. Mai 1821, unermüdlich im Verfolgen und Spioniren und spann die Processe gegen die Verschwörer von 1820 und gegen die Carbonari ins Endlose aus. Oesterreich selbst und der General Frimont legten sich am Ende ins Mittel, verlangten eine mildere Art der Regierung und setzten auch durch, daß Canosa entlassen ward. Doch gärte es noch jahrelang fort; ein strenges Gesetz gegen geheime Gesellschaften konnte nicht hindern, daß neue Verschwörungen entstanden und die Gefängnisse immer gefüllt blieben. Viele der politisch Compromittirten suchten Zuflucht in den Gebirgen und verstärkten die Räuberbanden, welche nach alter Weise das Land beunruhigten. Nur allmählich wurde das österr. Occupationsheer vermindert. Es trat in diesen Zuständen keine wesentliche Aenderung ein bis zum Tode Ferdinand's I., 4. Jan. 1825. Sein Sohn und Nachfolger, Franz I. (s. d.), suchte durch eine beschränkte Amnestie die Stimmung zu beruhigen und der wachsenden Finanznoth zu steuern. Auch erlangte er im Frühjahr 1827 die Entfernung der österr. Occupationstruppen. Aber er wurde bei dieser Gelegenheit durch den Kaiser Franz von Oesterreich aufs eindringlichste zur unverbrüchlichen Beobachtung des geheimen Vertrags von 1815 ermahnt. Das frühere neapolit. Heer war aufgelöst, und die Aufstellung eines neuen, für das man durch eine Capitulation mit den Schweizercantonen zuverlässige Elemente zu gewinnen suchte, kam nur langsam zu Stande. Nach dem Abzuge der Oesterreicher regte sich die revolutionäre Partei von neuem. Doch ward eine Bewegung in der Provinz Salerno im Juni 1828 rechtzeitig entdeckt und streng bestraft. Trüber noch als in Neapel waren die Zustände auf der Insel Sicilien, und die Verarmung namentlich stieg hier zu bedrohlicher Höhe.

Als Franz I. 8. Nov. 1830 starb, folgte ihm sein Sohn Ferdinand II. (s. d.), dessen Anfänge eine bessere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten verhießen. Es wurde eine theilweise Amnestie erlassen, Ersparnisse angeordnet und die Pachtgelder der königl. Monopolien gesteigert, um das Deficit zu decken. Ein Wechsel im Ministerium, die Beseitigung der Jagdvorrechte, die Freiheit der Getreideausfuhr, die Reorganisation des Heeres und der Nationalgarde waren Maß-

regeln, die dem Könige eine Popularität erwarben. Indessen fand in der Politik des Königs sehr bald ein Rückschritt statt. Nach außen nahm Ferdinand II. entschieden Partei für die legitimistische Sache, verwahrte sich gegen die Aufhebung des Salischen Gesetzes in Spanien und unterstützte eifrig die Sache des Don Carlos. Auch trat er mit dem Königreiche Sardinien in engere Verbindung und schloß 1833 einen Kriegsbund auf fünf Jahre gegen Tunis. Aber seit des Königs zweiter Vermählung mit Marie Therese von Oesterreich (1837) gewann der österr. Einfluß am neapolit. Hofe wieder vollständig das Uebergewicht. Wie schlecht die innern Zustände waren, bewiesen die Vorgänge bei dem Ausbruche der Cholera, die 1836—37 zahllose Opfer forderte. Während sich in Neapel das Volk unruhig zeigte, ward die Insel Sicilien der Schauplatz einer furchtbaren Krisis. Zur Bändigung der Anarchie sendete die Regierung Schweizertruppen und den Polizeiminister del Carretto nach der Insel, die, da die Wuth der Seuche inzwischen nachgelassen, ohne Widerstand in die Städte einzogen. Kriegsgerichte wurden niedergesetzt und zahlreiche Hinrichtungen vorgenommen. Der König benutzte diesen Anlaß, um die letzten Privilegien Siciliens zu beseitigen. Durch Decrete vom 31. Oct. 1837 wurde die Insel zur neapolit. Provinz erklärt und eine gemeinsame Regierung für beide Länder festgesetzt. Kaum war die innere Krisis überwunden, so drohte eine Verwickelung mit dem Auslande. Die Regierung hatte 1838 die Pacht der sicil. Schwefelmonopole den Engländern entzogen und einer franz. Compagnie übertragen. Da die diplomatischen Reclamationen Englands erfolglos blieben, erschien ein engl. Geschwader an den neapolit. Küsten und zwang die Regierung, den Vertrag mit der franz. Gesellschaft aufzuheben (1840). Ein neuer Handelsvertrag mit England ordnete die Verhältnisse (Juni 1843). Im Innern blieb die polit. Misstimmung nach wie vor unvermindert. Doch scheiterte ein von Mazzini angeregter Aufstand in Cosenza im März 1844, und auch die an der Küste von Calabrien 16. Juni 1844 versuchte Landung der Brüder Emilio und Attilio Bandiera (s. d.) endete mit der Gefangenschaft und Hinrichtung der Führer. Nur in materiellen Verbesserungen erwies sich die Regierung thätig, wie die Eisenbahnbauten nach Caserta und Nocera, die bessere Ordnung der Finanzen, Herstellung der Zölle, Handelsverträge mit dem Auslande u. s. w. bewiesen.

Indessen hatte die Bewegung auf eine constitutionelle und nationale Neugestaltung Italiens in der Literatur und dem regern Verkehr der Gelehrten begonnen. Auch das Königreich beider S. hatte den neuen Strömungen sich nicht verschließen können, und der große ital. Gelehrtencongreß, der im Herbst 1845 in Neapel stattfand, blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung. Während im Kirchenstaate unter Pius IX. die Reformbewegung sich entfesselte, steigerte sich auch in S. die Gärung der Gemüther. Die Regierung suchte durch materielle Concessionen die Aufregung zu beschwichtigen (Aug. 1847), aber in demselben Augenblicke durchbrach die Bewegung die enggezogenen Schranken. Eine Erhebung in Palermo ward vor dem Ausbruche entdeckt. In Reggio kam es zum offenen Aufstand (Ende Aug.), der sich Anfang Sept. hinüber nach Messina verpflanzte. Derselbe ward unterdrückt, und blutige Executionen sollten von weitern Unruhen abschrecken. Da brach auch in Calabrien und den Abruzzen die Empörung aus, die erst Ende Oct. nicht ohne Mühe gedämpft ward. Zögernd entschloß sich nun der König zu einer Milderung des Systems. Einige zum Tode verurtheilte Insurgentenchefs wurden begnadigt, der verhaßte Minister Santangelo und der Beichtvater Cocle entlassen. Im Dec. 1847 fanden in Neapel selbst unruhige Auftritte statt, die zu blutigen Conflicten führten und die Ausweisung der auswärtigen Studenten zur Folge hatten. Gefährlicher wurde die Krisis auf der Insel Sicilien. Am 12. Jan. 1848 brach in Palermo ein Aufstand los, der nach mehrtägigem Kampfe diese Stadt in die Gewalt des Volks brachte. Am 18. Jan. erschien eine Reihe von königl. Decreten, worin die Competenz der 1824 für Neapel und S. geschaffenen Consulten erweitert, liberale Veränderungen in der Gemeinde- und Provinzialverwaltung in Aussicht gestellt, den Sicilianern insbesondere die Wiederherstellung der vormaligen Statthalterschaft, getrennten Verwaltung und Rechtspflege zugesichert sowie eine allgemeine Amnestie verkündigt wurde. Jedoch die provisorische Regierung, die sich in Palermo gebildet, verlangte Berufung eines sicil. Parlaments und Wiederherstellung der Verfassung von 1812. Diese Wendung der Dinge wirkte auch auf Neapel. Eine massenhafte Volksdemonstration, die 27. Jan. 1848 unter dem Losungsworte «Constitution» und mit der ital. Tricolore in der Hauptstadt stattfand, bewog den König, weitere Zugeständnisse zu machen. Ein Decret vom 29. Jan. setzte eine constitutionelle Regierung mit zwei Kammern, Freiheit der Presse, Ministerverantwortlichkeit und allgemeine Organisation der Nationalgarde fest. Der Polizeiminister del Carretto ward entlassen, ein neues Ministerium unter dem Vorsitze des Herzogs von Serracapriola gebildet. In Neapel war damit die Ruhe

hergestellt, und einzelne Demonstrationen der Lazzaroni im absolutischen Sinne abgerechnet, ward die neue Wendung der Dinge mit stürmischem Jubel und Enthusiasmus begrüßt. Aber auf der Insel Sicilien dauerte der Kampf fort. Obwol das aufständische Palermo durch das Hafenfort und die neapolit. Flotte mehrere Tage lang bombardirt wurde, gewann die Bevölkerung, durch Zuzüge von auswärts verstärkt, vollständig die Ueberhand. Die neapolit. Truppen traten den Rückzug an und schifften sich 30. Jan. nach dem Festlande ein. Am 5. Febr. capitulirte auch das Hafencastell. Die provisorische Regierung, an deren Spitze Ruggiero Settimo stand, gab 3. Febr. die Erklärung ab, daß die Insel die Waffen nicht eher niederlegen werde, als bis das sicil. Parlament die Constitution, die nie aufgehört, den Zeitumständen angepaßt habe. Die ganze Insel hatte sich dem Aufstande angeschlossen; nur in den Citadellen von Messina und Syrakus behaupteten sich die neapolit. Truppen. Der König wandte sich jetzt an die auswärtigen Mächte, um ihre Vermittelung anzurufen. Zugleich wurde Ruggiero Settimo (6. März) zum Generalstatthalter von S. ernannt, ihm ein eigenes Ministerium beigegeben und das sicil. Parlament auf den 25. März einberufen. Die durch engl. Vermittelung gepflogenen Unterhandlungen führten indessen zu keinem Ergebniß. Die Sicilianer beharrten auf der Forderung vollständiger Trennung der Verwaltung, die man in Neapel nicht glaubte gewähren zu können. So erfolgte der förmliche Bruch. Das neu zusammentretende Parlament in Palermo faßte 13. April den Beschluß, Ferdinand II. und seine Dynastie für immer der sicil. Krone für verlustig zu erklären.

In Neapel war indessen 10. Febr. die neue Constitution unter Jubel verkündet und diese sowie die Beschwörung 24. Febr. mit einer Reihe von Volksfesten gefeiert worden. Die Verlegenheit, welche der Regierung aus den sicil. Vorgängen erwuchs, wurde durch die Ereignisse im nördl. Italien noch gesteigert. Der Ausbruch des Aufstandes in der Lombardei und die Kriegserklärung Sardiniens veranlaßten den König Ferdinand zur Theilnahme am Kriege, und er ließ ein Armeecorps unter Guglielmo Pepe gegen die Oesterreicher ins Feld rücken. Inzwischen nahte die Zeit, wo das neapolit. Parlament zusammentreten sollte. Als die Deputirten in der Hauptstadt eintrafen, entstand zwischen diesen und der Krone eine Differenz über die Frage, wie der Verfassungseid auf das Statut vom 10. Febr. zu leisten sei (14. Mai). Die Abgeordneten waren entschlossen, den Eid nicht unbedingt zu schwören, weil sie die octroyirte Verfassung nicht unverändert lassen wollten. In dem Streite darüber kam es zu tumultuarischen Scenen. Die Bürgergarde schloß sich den Abgeordneten an; es wurden Barrikaden aufgerichtet. Die Regierung benutzte diesen Anlaß, um mit Hülfe der Schweizertruppen und der Lazzaroni die Bewegung blutig niederzuwerfen, während zugleich die Stadt von den Forts bombardirt wurde (15. Mai). Ferdinand II. versprach zwar in einem Aufrufe vom 24. Mai, die Verfassung aufrecht erhalten zu wollen, und berief ein neues Parlament an die Stelle des aufgelösten, aber man schenkte ihm keinen Glauben. Es brachen Aufstände in den Provinzen aus, namentlich in Calabrien, die gewaltsam unterdrückt wurden, und der König nahm dies zum Vorwande, um zunächst seine Truppen aus dem Kriege gegen Oesterreich zurückzuberufen. Auf der Insel wählte das Parlament 10. Juli den Herzog von Genua, zweiten Sohn Karl Albert's von Sardinien, zum Könige, der aber die Wahl ablehnte. König Ferdinand suchte sich inzwischen wieder auf dem Festlande zum Herrn zu machen und schickte dann unter Filangieri eine Expedition nach Sicilien, die sich zuerst gegen Messina wandte, das nach heftigem Kampfe 7. Sept. 1848 genommen wurde. Es folgte jetzt ein Waffenstillstand, während dessen Frankreich und England zu vermitteln suchten. Die vergeblichen Verhandlungen zogen sich bis in den März 1849 hin, und der Waffenstillstand wurde gekündigt. Die Sicilianer riefen den Polen Mieroslawski an die Spitze ihrer Aufgebote, während Filangieri sich schlagfertig machte, mit überlegenen Streitkräften den Kampf zu eröffnen. Binnen wenig Wochen war die Insel unterworfen. Nach tapferm Widerstande fiel erst Catania; dann wurde Syrakus besetzt; 14. Mai 1849 unterwarf sich auch Palermo. Man behandelte die Insel wie ein erobertes Land, und von den frühern Zusagen war um so weniger die Rede, als sich auch auf dem Festlande die Beseitigung der Verfassung vorbereitete. Die alten Maximen und Persönlichkeiten gewannen wieder Raum; auch die während der Revolution vertriebenen Jesuiten kehrten noch vor Ende 1849 nach dem Königreiche zurück. Die Flucht des Papstes nach Gaëta (Nov. 1848 bis Sept. 1849) machte das neapolit. Gebiet zugleich zum Sitz der kath. Kirchenregierung, zu deren Restauration in Rom auch Neapel seine Hülfstruppen stellte. Diese Truppen erfochten im Kampfe gegen Garibaldi wenig Ruhm, aber der Papst ertheilte gleichwol dem Könige den Ehrentitel «Rex piissimus» und räumte ihm das Einspruchsrecht bei Papstwahlen ein, das bisher nur den kath. Großmächten zustand. Auf der Insel Sicilien dauerte die revolutionäre Gärung fort und führte im Jan. 1850 zu einem Auf-

stande in Palermo, der aber rasch und blutig unterdrückt wurde. Die staatlichen Verhältnisse der Insel wurden durch Decret vom 27. Sept. 1849 dahin festgestellt, daß dieselbe eine getrennte Verwaltung unter einem eigenen Minister erhielt. Mit Eintritt der Ruhe begannen nun aber die polit. Riesenprocesse, die seit 1850 die wichtigste öffentliche Angelegenheit bildeten. In die Untersuchung wegen des 15. Mai 1848 wurden eine Menge der angesehensten Namen, besonders Mitglieder der liberalen Ministerien (Poerio, Scialoja, Dragonetti u. a.) verwickelt. Man beging in der Proceßführung so große Unregelmäßigkeiten, daß das ganze Verfahren als ein Racheact gegen misliebige Personen erschien. Die Behandlung der Gefangenen und Angeklagten, die Beschaffenheit der Kerker, hauptsächlich aber das Proceßverfahren selbst erregten im Auslande das größte Aufsehen. Der brit. Staatsmann Gladstone brachte diese Zustände in einem Briefe an Lord Aberdeen in die Oeffentlichkeit, und Lord Palmerston theilte diese Schilderung an die europ. Höfe mit. Die neapolit. Regierung versuchte nicht allein eine officielle Widerlegung, sondern verwahrte sich auch ausdrücklich (Aug. 1851) gegen das Verfahren Palmerston's. Endlich erließ dieselbe 1852 für die Insel Sicilien eine beschränkte Amnestie, erklärte Messina zum Freihafen, projectirte die Anlage großer Straßen und ertheilte die Concession einer Eisenbahn von Neapel nach Brindisi; aber materielle Erleichterung trat nicht ein, da König Ferdinand allzu große Mittel auf Heer und Flotte verwandte.

Seit der Wiederherstellung des franz. Kaiserthums durch Napoleon III., welchen König Ferdinand 3. Dec. 1852 zuerst von allen europ. Staaten anerkannte, begann sich auch in Neapel eine Murat'sche Partei zu regen. Ernstliche Gefahr war jedoch von keiner Seite zu besorgen. Die polit. Processe dauerten unterdessen bis in den Herbst 1853 fort und führten immer neue Verurtheilungen herbei, während die Polizei die grauen Filzhüte und die langen Bärte verfolgte. Als der Orientkrieg 1854 ausbrach, erklärte sich Ferdinand II. für neutral, ohne doch seine Sympathien für Rußland zu verhehlen. Auf dem Pariser Friedenscongreß brachte im April 1856 Graf Cavour neben den allgemeinen Verhältnissen Italiens auch insbesondere die Zustände des Königreichs beider S. zur Sprache, und die Westmächte wie auch Sardinien beantragten, daß man dem König Ferdinand eine Milderung des Systems und eine Amnestie anempfehlen möge. Oesterreich erhob aber hiergegen Einspruch, und die neapolit. Regierung wies ebenfalls die Vorstellungen, die Frankreich und Großbritannien in Neapel machen ließen, zurück. Nach längerm erfolglosen Notenwechsel brachen die Westmächte Ende Oct. 1856 die diplomatischen Beziehungen ab. Die franz. und brit. Gesandtschaften verließen Neapel, und die neapolit. Botschafter in Paris und London erhielten ihre Pässe zugeschickt. Diese Vorgänge steigerten die Gärung im Innern des Königreichs, während Ferdinand II. im Vertrauen auf seine eigene Militärmacht und auf die Unterstützung Oesterreichs für den Nothfall in der bisherigen Weise fortregierte. Bald gab es neue polit. Processe, und auf der Insel Sicilien fand im Nov. 1856 eine kleine Schilderhebung unter Anführung des Barons Bentivegna statt, die aber sofort unterdrückt wurde. Kurz darauf, 8. Dec. 1856, bei einer großen Parade zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä, sah sich Ferdinand persönlich bedroht. Ein gemeiner Soldat, Agesilar Milano, der bei der Insurrection in Calabrien 1848 betheiligt, aber 1852 amnestirt war, stürzte aus den Reihen auf den König los und versuchte denselben mit dem Bajonnet zu erstechen; aber das Attentat mislang. Der Mörder, der keine Mitschuldigen hatte, wurde 13. Dec. 1856 hingerichtet. Seitdem zog sich Ferdinand II. argwöhnisch in die Abgeschlossenheit seines Palastes zu Caserta zurück, während die geheime Polizei die Gefängnisse mit Verdächtigen anfüllte. Durch Concessionen an die kath. Kirche, im Mai 1857, suchte Ferdinand II. sich den Beistand der Geistlichkeit zu sichern. Doch sah die röm. Curie ihre Wünsche auf ein neues Concordat nicht erfüllt. Gleichzeitig geschah mancherlei für die Hebung der materiellen Interessen, indem die Regierung eine Reihe von Handelsverträgen abschloß und die großen Eisenbahnbauten von Neapel nach Brindisi und von Neapel nach dem nördl. Grenzfluß Tronto ernstlich in Angriff nahm. Die Ruhe ward jedoch bald aufs neue gestört. Eine Schar von 27 Verschworenen, unter dem Befehle zweier polit. Flüchtlinge, des Herzogs Carlo Pisacane de San Giovanni und des Barons Nicotera, welche sich zu Genua 25. Juni 1857 auf dem sardin. Dampfschiff Cagliari eingeschifft hatten, zwangen den Kapitän, die Insel Ponza anzulaufen und die dort verwahrten 323 neapolit. Staatsgefangenen an Bord zu nehmen (27. Juni). Hierauf ließen sie sich an der benachbarten Küste bei Sapri ans Land setzen und erhoben die Fahne des Aufstandes. Die Bevölkerung zeigte sich hier aber gleichgültig, ja feindselig, und nach zwei Gefechten bei Padula und Sanza (1. und 2. Juli) wurden die Insurgenten auseinandergesprengt und größtentheils gefangen oder niedergemacht. Das Dampfschiff Cagliari war schon vorher von zwei neapolit.

Fregatten genommen worden. Im Jan. 1858 verwies die Regierung die gefangenen Verschwörer sowie die Schiffsmannschaft und die Passagiere des Cagliari vor den Gerichtshof von Salerno und ließ auch das Schiff als gute Prise verurtheilen. Doch sah man sich durch die drohenden Anforderungen Großbritanniens und Sardiniens gezwungen, den Cagliari nebst Mannschaft und Passagieren freizugeben und die beiden Maschinisten, geborene Engländer, sogar für die erlittene Haft zu entschädigen. Von den übrigen Gefangenen wurden 56 provisorisch in Freiheit gesetzt, 205 zu den Galeren und 7 zum Tode verurtheilt, aber gleichfalls zu den Galeren begnadigt (Juni bis Juli 1858). Gleichzeitig verhing man zu Catania über Ludwig Pellegrini und 28 Mitverschworene harte Strafurtheile. Trotz aller dieser und anderer Abschreckungsmaßregeln stieg aber im Volke die Gärung immer höher, und die allgemeine Demoralisation der Militär- und Civilbehörden war unverkennbar. Auch ein eigenthümlicher Gnadenact konnte unmöglich versöhnend wirken. Ein königl. Decret vom 27. Dec. 1858 begnadigte eine Anzahl zur Galerenstrafe verurtheilter polit. Gefangenen zu lebenslänglicher Verbannung. Zugleich verfügte ein Ministerialrescript vom 6. Jan. 1859, daß die Begnadigten nach Neuyork gebracht und dort mit einer Geldunterstützung versehen werden sollten gegen das Versprechen, in Amerika zu bleiben. Obwol viele gegen diese beschränkte Gnade protestirten, wurden doch 70 Gefangene auf Regierungsschiffen nach Cadix abgeführt und dort an Bord des amerik. Schiffs David Stewart gebracht, das 19. Febr. nach Neuyork unter Segel ging. Die Verbannten wußten jedoch den Kapitän zu bewegen, daß sie derselbe 7. März bei Cork (Irland) ans Land setzte, wo sie wohlwollende Aufnahme fanden.

König Ferdinand II. hatte inzwischen mit seiner Familie eine Reise nach Apulien unternommen, wo 3. Febr. zu Bari die Vermählung des Kronprinzen Franz mit der Prinzessin Maria, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Baiern, gefeiert wurde. Auf dieser Reise verfiel der König einer leidensvollen Krankheit, an der er nach seiner Rückkehr zu Caserta 22. Mai 1859 starb. Sein Sohn und Nachfolger, Franz II. (s. d.), von Jesuiten erzogen und in strenger Abhängigkeit gehalten, zeigte sich den schwierigen Verhältnissen im Innern und nach außen keineswegs gewachsen. Die diplomatischen Beziehungen mit Frankreich und Großbritannien wurden allerdings ohne Schwierigkeit wieder angeknüpft. Gegenüber der großen nationalen Bewegung in Oberitalien, zu welcher der Krieg zwischen Frankreich und Sardinien einerseits und Oesterreich andererseits den Anstoß gab, verhielt sich die neapolit. Regierung nach wie vor theilnahmlos, ja feindselig. Die Einladung des Königs Victor Emanuel II., dem Kriegsbunde gegen Oesterreich beizutreten, wurde abgelehnt, und als nach der Schlacht von Magenta in verschiedenen Städten des Königreichs Demonstrationen für Sardinien erfolgten, mußte die Polizei mit Strenge dagegen einschreiten. Auch im Innern hielt Franz II., der von dem überwiegenden Einfluß seiner Stiefmutter, der Königin-Witwe Marie Therese, beherrscht war, an dem Systeme des Vaters fest, und die Rathschläge des brit. Cabinets zu liberalen Reformen blieben unbeachtet. Eine auf die noch wenig zahlreichen polit. Sträflinge von 1848 und 1849 beschränkte Amnestie und die versprochene Unterdrückung der polizeilichen Listen über die Verdächtigen (attendibili), 16. Juni 1859, war alles, wozu sich der junge König herbeiließ. Während die Unzufriedenheit um sich griff, erlitt die neapolit. Kriegsmacht schweren Abbruch durch die Auflösung der vier Schweizerregimenter. Der Bundesrath der Schweiz hatte nämlich die Forderung gestellt, daß die aus geworbenen Fremdlingen bestehenden Regimenter im päpstl. und neapolit. Dienste nicht länger den Namen «Schweizerregimenter» und die schweiz. Fahne führen sollten. Diese Forderung ward in Neapel bewilligt und verfügt, daß jene Truppen künftig als «Fremdenregimenter» bezeichnet werden und unter neapolit. Fahne dienen sollten. Aber dieser Befehl erregte bei den Söldlingen großes Misvergnügen. Am 7. Juli 1859 zogen mehrere Tausende vom 2. und 3. Schweizerregiment in kriegerischer Haltung vor den königl. Palast Capodimonte und forderten Beibehaltung der alten Fahnen oder ihren Abschied. Der König versprach, den Abschied zu bewilligen. Tags darauf kam es zwischen den Aufständischen und dem treugebliebenen 4. Schweizerregiment zu blutigem Zusammenstoße, und nur durch Kartätschensalven konnte der Aufruhr gedämpft werden. Mehr als 400 Rädelsführer wurden gefangen gesetzt, aber die Disciplin war nicht wieder herzustellen, und als ein Meuterer erschossen werden sollte, ließen ihn seine Kameraden, die zur Execution commandirt waren, entwischen. So mußte Franz II. sich entschließen, diese Fremdenregimenter aufzulösen, und alle, die darum nachsuchten, wurden in die Heimat entlassen. Auch von dem 1. Schweizerregiment, das in Sicilien stand, nahm der größte Theil seinen Abschied. Im ganzen blieben nur 800 Veteranen im neapolit. Dienste zurück, und die Versuche, in Oesterreich und Baiern ausgediente Soldaten für eine neue Fremdenlegion anzuwerben, hatten

nur theilweisen Erfolg. Der neapolit. Thron verlor damit seine zuverlässigste Stütze. Zum Ersatz ward das einheimische Heer bedeutend verstärkt. Im Herbst 1859 wurde ein Armeecorps an der Grenze aufgestellt, um die revolutionären Bewegungen im Kirchenstaat zu beobachten; vielleicht war sogar eine Intervention zur Wiederherstellung der päpstl. Herrschaft in der Romagna beabsichtigt. Andererseits lehnte die neapolit. Regierung den franz. Antrag, die Besatzung Roms zu übernehmen, aus Rücksicht auf Oesterreich ab. Gleichzeitig wurden im Innern durch die Polizei binnen wenigen Monaten wieder an 5000 Verdächtige eingekerkert. Auf Sicilien befahl die Polizei sogar die Ablieferung aller Waffen, bei Todesstrafe. Dennoch organisirte sich auf der Insel eine Verschwörung, die immer weiter um sich griff und einen allgemeinen Aufstand vorbereitete. Die Anhänger der ital. Nationalpartei, welche in Turin ein leitendes Comité aus neapolit. und sicil. Flüchtlingen unter Poerio's Vorsitz niedergesetzt hatte, und die sicil. Patrioten, welche zunächst nur die Wiederherstellung der Rechte Siciliens und die Unabhängigkeit von Neapel erstrebten, wirkten dabei zusammen, und so gewann man auch unter dem Adel und der Geistlichkeit ausgedehnte Verbindungen. Aber die Polizei kam diesen Umtrieben auf die Spur. Am 4. April 1860 wurde das Kloster La Gancia in Palermo, das Hauptquartier der Verschworenen, von Militär und Polizei überfallen. Auch in der Stadt wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen und 13 Gefangene sofort erschossen. In den nächsten Tagen erlaubten sich die Soldaten und die Lazzaroni in Messina die ärgsten Excesse. Der Ausbruch des Aufstandes ließ sich dadurch nicht zurückhalten. An verschiedenen Punkten der Insel sammelten sich bewaffnete Banden, und seit dem 5. April kam es in der Umgegend von Palermo zu mehrern Gefechten zwischen den Insurgenten und den neapolit. Truppen. Aber erst als Garibaldi (s. d.) mit seinen 1000 Freiwilligen bei Marsala 11. Mai landete und 14. Mai bei Salemi als Dictator «im Namen des Königs Victor Emanuel II.» den Oberbefehl übernahm, erhielt der Aufstand größere Ausbreitung. Von allen Seiten strömten Freiwillige dem Dictator zu, der bei Calatifimi 15. Mai den ersten glänzenden Erfolg erkämpfte und dann gegen Palermo vorrückte, wo sich die neapolit. Hauptmacht unter General Lanza concentrirt hatte. Am 27. Mai drang Garibaldi in Palermo ein, und es entspann sich hier ein langer Straßenkampf, während gleichzeitig das Hafenfort und die neapolit. Flotte die Stadt mit Bomben und glühenden Kugeln überschütteten. Erst 29. Mai, als die fremden Consuln förmlich protestirten und die Intervention der auf der Rhede ankernden fremden Kriegsschiffe anriefen, wurde das Bombardement eingestellt. Eine persönliche Verhandlung zwischen den Generalen Garibaldi und Lanza an Bord des brit. Admiralschiffs Hannibal, der auch die anwesenden franz. und amerik. Admirale beiwohnten, am 30. Mai, blieb resultatlos. Garibaldi forderte die Uebergabe der Stadt, welche Lanza verweigerte. Doch einigte man sich über eine Waffenruhe, und ein neapolit. General ging nach Neapel, um dem König Franz II. die Sachlage darzustellen. Am 5. Juni kehrte dieser mit den nöthigen Vollmachten zurück, und tags darauf ward eine Capitulation abgeschlossen, durch welche der Waffenstillstand bis zum vollständigen Abzug der Neapolitaner verlängert wurde. Am 19. Juni gingen die letzten neapolit. Truppen zu Schiffe, und sogleich ward das Hafenfort Castellamare, das so oft die Stadt Palermo bedroht, auf Garibaldi's Befehl geschleift. Auch auf andern Punkten der Insel waren die Sicilianer erfolgreich; namentlich ist der viertägige blutige Kampf in Catania 31. Mai bis 3. Juni bemerkenswerth. Binnen kurzer Zeit sahen sich die neapolit. Truppen auf die vier Hafenstädte Agosta, Syrakus, Milazzo und Messina beschränkt. Garibaldi, von den Siciliern als Befreier beinahe angebetet, organisirte nunmehr die Verwaltung der Insel, verkündigte das sardin. Staatsgrundgesetz und begann große Rüstungen, um die Neapolitaner aus ihren letzten Positionen zu vertreiben und auch das Festland von Neapel anzugreifen. Diese überraschenden Vorgänge erregten in ganz Europa das größte Aufsehen. Während die nationale Begeisterung der Italiener sich daran aufs neue entzündete, hatte der neapolit. Hof, trotz seiner großen Militärmacht, alle Fassung verloren. Franz II. rief die Großmächte an, die Integrität des Königreichs beider S. aufrecht zu erhalten, und wandte sich vorzugsweise an Kaiser Napoleon III. Die Westmächte, namentlich über das grausame Bombardement von Palermo entrüstet, hielten jedoch das Princip der Nichtintervention aufrecht und begnügten sich, dem neapolit. Hofe eine Verständigung mit Sardinien und eine nationale Reformpolitik anzurathen. In der That entließ König Franz seine bisherigen Rathgeber und berief 25. Juni 1860 ein liberales Cabinet unter Antonio Spinelli's Vorsitz, in welchem bald der Minister des Innern, Liborio Romano, den überwiegenden Einfluß gewann. Eine allgemeine Amnestie wurde verkündigt, die ital. Tricolore adoptirt und 1. Juli die niemals förmlich abgeschaffte Constitution von 1848 wieder in Kraft gesetzt. Zugleich wurden Unterhandlungen wegen einer Allianz

mit Sardinien angeknüpft. Der turiner Hof nahm jetzt diese Anträge sehr kühl auf und wollte erst die wirkliche Eröffnung des neapolit. Parlaments abwarten, das zum 10. Sept. einberufen war. Auch in Neapel selbst machten alle Zugeständnisse nur geringen Eindruck, denn man zweifelte mit Recht, ob der König es ehrlich meine. Als die Soldateska sich ungestraft absolutistische Demonstrationen erlaubte, antwortete die Bevölkerung mit Kundgebungen für Garibaldi; selbst die bisher streng königlichgesinnten Lazzaroni wurden von dem Zauber dieses Namens ergriffen. Das Ministerium sah sich in seinen Maßregeln durch eine geheime Camarilla gelähmt und forderte wiederholt seine Entlassung. Selbst im Schose der königl. Familie brach Zwiespalt aus, und ein Oheim des Königs, Graf Ludwig von Aquila, mußte das Land verlassen. Kurz, alles gerieth in die heilloseste Auflösung.

Inzwischen hatte Garibaldi die Regierung der Insel Sicilien dem Prodictator Depretis übertragen und seinerseits wieder die Offensive ergriffen. Nach blutigem Kampf wurde 20. Juli 1860 Milazzo zur Capitulation gezwungen. Am 28. Juli schloß Garibaldi mit dem neapolit. General Clary eine Convention, infolge deren ihm die Stadt Messina übergeben wurde, während die Citadelle im Besitz der neapolit. Truppen blieb. Zugleich verabredete man eine Waffenruhe, und die Neapolitaner räumten gleich darauf auch Syrakus und Agosta. Garibaldi traf nunmehr Anstalten, auf das Festland von Neapel überzusetzen, ohne sich durch ein Abmahnungsschreiben des Königs Victor Emanuel II. vom 23. Juli irre machen zu lassen. Am 8. Aug. und in den nächsten Tagen überschritt seine Avantgarde die Meerenge und faßte in Calabrien festen Fuß, wo bald zahlreiche Insurgentenbanden sich anschlossen. Garibaldi folgte 19. selbst, und nach kurzer Gegenwehr ergaben sich ihm die Stadt Reggio und das benachbarte Fort, 21. bis 23. Aug. Zwar standen weit überlegene Streitkräfte ihm gegenüber; aber es enthüllte sich mit überraschender Schnelligkeit die vollständige Demoralisation der neapolit. Armee. Die Mannschaften verweigerten zum Theil den Gehorsam oder liefen auseinander; auch viele höhere Offiziere wurden ihrer Pflicht ungetreu. Das erste Beispiel des Abfalls gab General Nunziante, bisher ein blindes Werkzeug des Absolutismus, indem er seinen Abschied einreichte, seine Orden zurückschickte und in einem Tagesbefehle die Soldaten ermahnte, nur noch für das Vaterland zu kämpfen. Größern Eindruck machte, daß sogar ein Oheim des Königs Franz, Graf Leopold von Syrakus, jetzt den Thron verloren gab. In einem Briefe vom 24. Aug. rieth er seinem Neffen, die Krone niederzulegen, und reiste dann nach Turin ab. Unterdeß rückte Garibaldi unaufhaltsam vorwärts und fand in ganz Calabrien bereitwillige Unterstützung. Am 23. Aug. streckten zwei neapolit. Divisionen bei San-Giovanni die Waffen; am 30. Aug. capitulirte sogar bei Severia-Manelli ein neapolit. Armeecorps von 10000 Mann. Gleichzeitig brach in Foggia und in andern Orten Apuliens ein Aufstand aus, und die königl. Truppen gingen theilweise zu den Insurgenten über oder versprachen wenigstens, nicht gegen Garibaldi zu kämpfen. In Potenza bildete sich eine provisorische Regierung, welche im Namen des Königs Victor Emanuel und des Dictators Garibaldi das Volk zu den Waffen rief. Neapel selbst, in höchster Aufregung, wurde nur noch durch die Furcht vor einem Bombardement im Zaum gehalten, und die Generale erklärten dem König, daß man nicht im Stande sei, sich hier mit Erfolg zu vertheidigen. Unter diesen Umständen überließ Franz II. dem Ministerium, die Regierung bis zur Ankunft Garibaldi's fortzuführen, und schiffte sich 6. Sept. nach Gaëta ein. Zuletzt forderten noch zahlreiche Offiziere und Beamten ihren Abschied, und die Kriegsflotte weigerte sich geradezu, dem König nach Gaëta zu folgen. Dagegen concentrirten sich die Ueberreste der neapolit. Armee, etwa noch 50000 Mann stark, hinter dem Flusse Volturno, auf die Festungen Gaëta und Capua gestützt. Das übrige Reich blieb der siegreichen Revolution preisgegeben. Garibaldi, der seinen Truppen weit vorausgeeilt war, zog 7. Sept. nachmittags in die Hauptstadt ein, wo er mit ungeheuerm Enthusiasmus empfangen wurde, und übernahm die Dictatur. Einer seiner ersten Regierungsacte war, daß er die neapolit. Kriegsflotte dem sardin. Admiral Persano zur Verfügung stellte. Ein neues Ministerium wurde gebildet, in dem Liborio Romano den Vorsitz übernahm. Garibaldi selbst zeigte sich jedoch den Regierungsgeschäften nicht gewachsen und ward bald ein Spielball der Parteien. Während die gemäßigte Nationalpartei sowol in S. wie in Neapel eine sofortige Vereinigung mit dem Königreich Sardinien erstrebte, um dadurch die Revolution zu beschließen, wollte Garibaldi, der dem sardin. Premierminister Cavour wegen der Abtretung Nizzas aufs höchste zürnte, davon nichts hören. Wie es scheint, dachte er zuvor durch die Volksinsurrection auch den Kirchenstaat für die ital. Einheit zu erobern, und einmal erklärte er sogar öffentlich, daß er die Annexion erst auf den Höhen des Quirinals verkünden werde. Der Prodictator auf der Insel Sicilien, Depretis, legte deshalb sein Amt nieder und wurde durch Mordini ersetzt.

Dazu erschien der republikanische Agitator Mazzini in Neapel und suchte die alten Verbindungen auch mit Garibaldi wieder anzuknüpfen. Vergebens verlangte der neue Prodictator für Neapel, Pallavicino, die Entfernung des Agitators. Die Folge dieser Zwistigkeiten war, daß die bourbonisch-absolutistische Partei hier und da wieder das Haupt erhob und kleine Tumulte für König Franz II. anzettelte. Das turiner Cabinet sah diesen Wirren mit Besorgniß zu und beeilte sich, dem Dictator durch die militärische Occupation des Kirchenstaats zuvorzukommen. Damit wurden auch die Hoffnungen hinfällig, welche Franz II. auf den etwaigen Beistand der päpstl. Kriegsmacht gesetzt haben mochte. Immer noch war das königl. Heer in seiner festen Stellung am Volturno dem Freiwilligenheere des Dictators vollständig gewachsen, wie sich in den Gefechten bei Capua und Cajazzo 19. und 22. Sept. zeigte. Franz II. faßte endlich den Entschluß, die Offensive zu ergreifen; aber Garibaldi hielt in der blutigen Schlacht am Volturno 1. Oct. glücklich Stand und zwang den Feind, sich auf Capua zurückzuziehen. Der Ausgang in diesem Entscheidungskampfe zwischen Reaction und Revolution war jedoch nicht abzusehen. Da entschloß sich die sardin. Regierung, durch zahlreiche annexionistische Deputationen herbeigerufen, zu einer bewaffneten Intervention. Am 6. Oct. notificirte Cavour dem neapolit. Gesandten in Turin, daß sardin. Truppen das Königreich beider S. occupiren würden, da der Thron desselben durch die Flucht des Königs Franz aus Neapel thatsächlich erledigt sei. Ein aus Ancona 9. Oct. datirtes Manifest des Königs Victor Emanuel an die Bevölkerung Unteritaliens rechtfertigte die beabsichtigte Occupation mit der nationalen und polit. Nothwendigkeit und fügte hinzu, er komme nicht, ihnen seinen Willen aufzuzwingen, sondern um dem Volkswillen, den sie frei kundgeben möchten, Geltung zu verschaffen. An demselben Tage überschritt die sardin. Vorhut die neapolit. Grenze und setzte sich mit den Truppen des Dictators in Verbindung; Victor Emanuel selbst folgte mit der Hauptmacht. In dieser Lage verkündigte Garibaldi durch Decret vom 15. Oct., daß das Königreich beider S. künftig einen Bestandtheil des «einen und untheilbaren» Italien bilden solle, unter der Herrschaft Victor Emanuel's und dessen Nachkommen. Eine allgemeine Volksabstimmung über die Annexion ward auf den 21. Oct. angeordnet und ergab in Neapel 1,310266 Ja und 10102 Nein, auf Sicilien 432054 Ja und 667 Nein.

Unterdessen hatten die kriegerischen Operationen ihren Fortgang. In einer Reihe von hitzigen Gefechten wurden die königl. neapolit. Truppen wiederholt geschlagen und zogen sich auf die Linie des Garigliano zurück. Aber die Sardinier erzwangen 3. Nov. den Uebergang über diesen Fluß, und es gelang ihnen durch Besetzung der Stadt Mola den größten Theil der neapolit. Armee von der Festung Gaëta abzuschneiden, sodaß an 30000 Mann mit 5000 Pferden und 32 Kanonen bei Terracina 15. Nov. auf päpstl. Gebiet übertreten mußten, wo sie entwaffnet wurden. Schon zuvor, 2. Nov., hatte Capua mit einer Besatzung von 10000 Mann capitulirt. So war König Franz II. in Gaëta eingeschlossen; außerdem wehte seine Fahne nur noch auf der kleinen Felsenfestung Civitella del Tronto und auf der Citadelle von Messina. Dagegen hielt König Victor Emanuel II. 7. Nov. seinen Einzug in die Hauptstadt Neapel, begleitet von dem Dictator und den beiden Prodictatoren Pallavicino und Mordini, und wurde von der Bevölkerung mit unendlichem Jubel begrüßt. In dieser Lage der Dinge entspann sich jedoch alsbald ein Zwiespalt mit Garibaldi. Dieser wies alle Auszeichnungen und Vortheile, welche man ihm für sich und seine Familie anbot, uneigennützig zurück, wünschte aber zugestanden die Generalstatthalterschaft des Königreichs beider S. mit unbeschränkter Vollmacht auf ein Jahr und die unbedingte Gleichstellung seines Freiwilligenheeres, der sog. ital. Südarmee, mit den regulären sardin. Truppen. Das konnte und wollte man ihm nicht bewilligen, und so legte er 8. Nov. seine Gewalt in die Hände des Königs nieder und zog sich auf sein Felseneiland Caprera zurück. Die Südarmee ward jetzt durch Decret vom 12. Nov. reorganisirt. Der größte Theil der Freiwilligen, die sich dadurch in ihren Rechten gekränkt glaubten, zog es aber vor, den angebotenen Abschied anzunehmen. Der kleine Ueberrest ward nach Piemont verlegt, anfangs als besonderes Freicorps, später aber in die Armee eingereiht. In den ersten Tagen des Dec. (2. bis 5.) besuchte König Victor Emanuel auch Palermo, die Hauptstadt der Insel Sicilien, wo ihm ebenfalls ein höchst enthusiastischer Empfang zutheil wurde. Hierauf verweilte er in Neapel bis zu Ende des Jahres 1860. Während nun die administrative Einverleibung und Reorganisation des Königreichs beider S. rasch vor sich ging, ließ das turiner Cabinet, um das provinzielle Selbstbewußtsein zu schonen, vorläufig noch in den Gebieten diesseit und jenseit der Meerenge besondere Generalstatthalterschaften fortbestehen, welche jedoch in Neapel Ende Oct. 1861, in Sicilien Frühjahr 1862 ohne Schwierigkeiten abgeschafft wurden.

Das neapolit. Königthum kämpfte unterdeß seinen Todeskampf. Franz II. hatte bereits, als

er seine Hauptstadt verließ, feierlich protestirt und alle Acte der Revolution für ungültig erklärt. Am 25. Sept. 1860 richtete er ein Memorandum an sämmtliche Höfe Europas, und es folgten zahlreiche weitere Proteste, in denen er sich über die Verletzung des Völkerrechts durch Sardinien beschwerte und seine legitime Sache als die gemeinsame Sache aller Souveräne darzustellen suchte. Die fremden Mächte hielten sich jedoch zurück oder beschränkten sich auf diplomatische Demonstrationen; Großbritannien nahm sogar offen für Sardinien Partei. Frankreich betonte wenigstens das Princip der Nichtintervention und zeigte sich nur geneigt, den persönlichen Rückzug des Königs Franz zu decken. Ein franz. Beobachtungsgeschwader erschien vor Gaëta und verhinderte den sardin. Admiral Persano die Festung anzugreifen oder zu blokiren. Dagegen hielt auf der Landseite der sardin. General Cialdini seit 3. Nov. 1860 Gaëta eingeschlossen und belagert. An einen entscheidenden Erfolg war freilich nicht zu denken, so lange die Festung von der Seeseite her sich aus dem benachbarten Kirchenstaate verproviantiren konnte. Sardinien erhob deshalb beim franz. Hofe Reclamationen, die von Großbritannien lebhaft unterstützt wurden. Frankreich versuchte nun noch den König Franz zu einem freiwilligen Abzug zu bewegen, aber die darüber während eines kurzen Waffenstillstandes (8. bis 19. Jan. 1861) angeknüpften Verhandlungen blieben erfolglos. Nunmehr entfernte sich die franz. Flotte, und tags darauf, 20. Jan. 1861, setzte Admiral Persano Gaëta in Blokadezustand. Indessen hielt es schwer, die starke Festung zu bewältigen. Die zahlreiche Besatzung, darunter viele deutsche Söldner, wehrte sich tapfer und wurde durch das heldenmüthige Beispiel der Königin Maria, welche ihren Gemahl in dieser schweren Zeit aufrecht erhielt, noch mehr angefeuert. Man hoffte vielleicht auf eine Diversion aus dem Kirchenstaate, wo die Trümmer der neapolit. Armee nicht ohne Beihülfe der päpstl. Behörden sich in bewaffneten Banden zusammenthaten. Nach einem langwierigen heftigen Bombardement, das die Festung hart mitnahm, entschloß sich endlich Franz II. zur Capitulation, indem er anfangs für die Besatzung freien Abzug mit Waffen und Gepäck nach dem Kirchenstaate verlangte. Die Unterhandlungen wurden während des anhaltenden Bombardements geführt, fünfmal abgebrochen und wieder angeknüpft. Erst 13. Febr. kam die Capitulation zu Stande, gemäß welcher das neapolit. Königspaar mit Gefolge 14. auf dem franz. Dampfschiff Möve nach Terracina abfuhr, von wo sie sich nach Rom begaben. Die Besatzung von 11000 Mann mit 25 Generalen sollte kriegsgefangen bleiben bis zur Uebergabe von Messina und Civitella; die fremden Söldlinge wurden in die Heimat geschickt. Damit war der Kampf entschieden, und auf die Vorstellungen des franz. Gesandten in Rom verstand Franz II. sich dazu, seine Commandanten in den beiden letzten bourbonischen Festungen von weiterm Widerstand abzumahnen. Noch ehe dieser Befehl eintraf, hatte sich die Citadelle von Messina 10. März dem General Cialdini ergeben; Civitella del Tronto capitulirte 20. März 1861. Der Protest des Königs Franz II. gegen den neuen Titel Victor Emanuel's: «König von Italien», aus Rom 5. April 1861, blieb ebenso wirkungslos wie die Ansprüche, welche der Prinz Murat durch seinen Brief an den Herzog von Ascoli 27. März 1861 wieder in Erinnerung zu bringen versuchte. Seitdem bildet das vormalige Königreich beider S. einen Bestandtheil des Königreichs Italien (s. d.). Vgl. Giannone, «Storia civile del regno di Napoli» (4 Bde., Neap. 1723; 13 Bde., Mail. 1823 fg.; Mail. 1844 fg.), fortgesetzt von Colletta unter dem Titel «Storia di Napoli dal 1734 sino al 1825» (2 Bde., Par. 1833); Orloff, «Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples», mit Bemerkungen von Duval (5 Bde., neuere Aufl., Par. 1819—21; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1821); Camera, «Annali delle due Sicilie» (Neap. 1841 fg.); Giuseppe del Re, «Cronisti e scrittori Napolitani» (Bd. 1, Neap. 1842—44); Rüstow, «Erinnerungen aus dem ital. Feldzuge von 1860» (2 Thle., Lpz. 1861); Reuchlin, «Geschichte Neapels während der letzten 70 Jahre» (Nördl. 1862); di Sivo, «Storia delle due Sicilie dal 1846 al 1861» (Rom 1863 fg.); Romano-Manebrini, «Documenti sulla rivoluzione di Napoli 1860—62» (Neap. 1865).

Sicilische Vesper. Die Regierung des Königs Karl's I. aus dem Hause Anjou (1266—85), der nach dem Sturze Manfred's sich des Königreichs beider Sicilien (s. d.) bemächtigt hatte, wurde namentlich auf der Insel Sicilien mit Ungeduld ertragen. Der Uebermuth der Franzosen, die mit Karl ins Land gekommen, und drückende Finanzmaßregeln steigerten die allgemeine Gärung. So entstand eine weitverbreitete Verschwörung, die darauf abzweckte, dem Schwiegersohne Manfred's, König Peter III. von Aragonien, die Herrschaft über Sicilien zu verschaffen. Die größte Thätigkeit entwickelte ein salernitanischer Edelmann, Johann von Procida, der vormals am Hofe Manfred's hohe Aemter bekleidet hatte und von Karl wegen seiner ghibellinischen Gesinnungen verbannt worden war. Dieser vermittelte die Verhandlungen zwi-

schen den Verschworenen und dem aragon. Hofe, wußte auch den Papst Nikolaus III. für die Sache günstig zu stimmen. Sogar der byzantin. Kaiser Michael Paläologus, der sich mit Karl im Unfrieden befand, verstand sich zu einer Geldbeihülfe. Doch der Tod des Papstes Nikolaus 1280, dem der französisch gesinnte Martin V. auf dem röm. Stuhle folgte, verzögerte die Ausführung der Unternehmung. Unter dem Vorwande eines Kreuzzugs segelte Peter III. mit einer ansehnlichen Flotte nach Bona (Algerien) und begann zum Schein Feindseligkeiten gegen die Mauren. So war die Sachlage, als durch einen Zufall in Palermo die allgemeine Erbitterung zum plötzlichen Ausbruch kam. Am Ostermontage 30. März 1282, um die Stunde der Vesper, beleidigte ein übermüthiger Franzose eine sicil. Dame. Darüber entspann sich ein blutiger Streit, und die Palermitaner griffen zu den Waffen und machten alle Franzosen, wo sie sich fanden, schonungslos nieder. Die Glocke der uralten Kirche San-Giovanni degli Eremiti, unweit vom königl. Schlosse, war die erste, welche zu diesem Blutbad, das man die Sicilische Vesper nennt, Sturm läutete. Die übrigen Städte Siciliens verhielten sich anfangs ruhig; aber noch vor Ablauf des Monats April folgten die Bewohner von Messina dem Beispiel und erschlugen oder vertrieben alle Franzosen, die sich dort aufhielten. Karl I. eilte herbei und belagerte Messina, aber ohne Erfolg. Denn jetzt landete auch Peter III. mit Heeresmacht zu Trapani 30. Aug. 1282 und trieb mit Hülfe der Genueser und Pisaner Karl I. über die Meerenge zurück. Die ganze Insel huldigte nun dem Könige Peter und seiner Gemahlin Constantia als dem rechten Erben Manfred's. Doch erst nach einem 20jährigen Kriege zwischen Peter III. und seinen Söhnen und Nachfolgern Jakob II. und Friedrich einerseits und den Königen Karl I. und Karl II. von Neapel andererseits wurde die Herrschaft der aragon. Dynastie auf Sicilien von dem neapolit. Königshause Anjou förmlich anerkannt und der Friedensvertrag 1302 durch eine Familienverbindung besiegelt. Amari, «La Guerra del Vespro Siciliano» (2 Bde., Palermo 1842; 6. Aufl., Flor. 1859; deutsch von Schröder, 2 Bde., Hildesh. 1851).

Sicilische Weine, auf der Insel Sicilien gewonnen, sind theils roth, theils weiß, zum Theil sehr edel, süß und feurig. Der Weinbau wird auf Sicilien nicht mit gehöriger Sorgfalt betrieben. Die Weingärten sind gewöhnlich mit Erd- oder Steinmauern eingefaßt, auf welchen indian. Feigenbäume (Cactus opuntia) von 10—12 F. Höhe stehen. Meist werden zu den Weinen ein Drittel am Stocke oder auf dem Lager welk gewordene Trauben genommen; man stößt die Trauben vor dem Pressen und läßt sie 24 St. gären. Abgesehen von den Rosinen, wovon jährlich 6000 Fässer zu 80 Rotoli von Palermo und Messina versendet werden, beträgt die Gesammtausfuhr von sicil. Weinen jährlich über 40000 Tonnen; doch ist dieselbe zum großen Theil nach dem Festlande von Neapel bestimmt. Primasorten und dem Madeira ähnlich sind die dunkelgelben Weine von Marsala, die in den großen Fabriken von Ingham, Florio und Woodhouse durch Mischung von sicil. Weinen mit Sprit bereitet werden, und die von Castelvetrano. Der Syrakuser, Calabreser, Albanello und Capriata sind süße Muskatweine. Auch der Faro, Amarena (von Agosta), Mongarello und Girasole sind vorzügliche Sorten.

Sickingen (Franz von), berühmter Feldhauptmann, geb. 1. März 1481 auf dem Stammschloß seiner reichsritterschaftlichen Familie zu Sickingen (im Kreise Karlsruhe des Großherzogthums Baden), war der reichste und mächtigste reichsunmittelbare Ritter in den Rheinlanden und stand bei Kaiser Maximilian I., noch mehr bei Karl V. in Ansehen, denen er mehrmals auf Kriegszügen diente. Auch wurde er zum kaiserlichen Rath und Kämmerer ernannt. Hauptsächlich aber führte S. zahllose Privatfehden, bei denen er gern zum Schein als Beschützer der Schwachen und Unterdrückten auftrat, und kümmerte sich dabei nicht im geringsten um die Mahnungen des Reichskammergerichts und des Reichsregiments. So befehdete er mehrere Jahre lang die Reichsstadt Worms, weshalb er 1517 in die Reichsacht verfiel. Dann bekriegte er mit einem geworbenen Heer von Reisigen und Landsknechten nacheinander den Herzog von Lothringen, die Reichsstadt Metz, den Landgrafen Philipp von Hessen, den Herzog Ulrich von Wirtemberg u. s. w. Dabei brandschatzte er allenthalben und erpreßte Kriegskosten. König Franz I. von Frankreich suchte S. für seinen Dienst zu gewinnen und bewilligte ihm ein Jahrgehalt; doch ward das Verhältniß bald wieder aufgelöst. Dann wirkte S. eifrig für die Wahl des Kaisers Karl V. und wurde dafür von der Reichsacht entbunden. Auch zog er 1521 als kaiserl. Oberst mit dem Grafen von Nassau gegen Frankreich zu Felde und verheerte die Picardie. 1522 ward er auf einer Versammlung in Landau zum Oberhaupt eines Bundes der schwäb. und rhein. Reichsritterschaft gewählt. Nicht minder populär war er bei den deutschen Landsknechten. Obwol selbst kein Gelehrter, neigte er sich doch den humanistischen und reformatorischen Bestrebungen zu, ergriff Partei für Reuchlin in dessen Streit gegen die Kölner, nahm

Ulrich von Hutten und andere Bewegungsmänner auf seiner Ebernburg bei Kreuznach auf und bot auch Luther eine Zuflucht an. Durch den Einfluß Hutten's wurden bei S. weitgehende Plane angeregt, die auf eine gewaltsame Durchführung der Reformation und Abschaffung der geistlichen Fürstenthümer, welche dem Reichsadel zugute kommen sollten, hinausliefen. Für diesen Zweck hofften sie auch die Beihülfe der Reichsstädte und des Bauernstandes zu gewinnen, die man durch Flugschriften u. dgl. gegen Klerus und Fürsten aufzurütteln suchte. Im Sept. 1522 zog S. mit einem geworbenen Heer gegen den Erzbischof von Trier und belagerte denselben in seiner Hauptstadt. Aber Landgraf Philipp von Hessen und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein eilten mit überlegener Macht herbei und zwangen ihn, schon nach acht Tagen die Belagerung wieder aufzuheben. Das Reichsregiment erklärte S. in die Acht, und die gehoffte Beihülfe von Adel und Städten blieb aus. Nachdem S.'s übrige Burgen eine nach der andern genommen waren, belagerten ihn die verbündeten Fürsten von Hessen, Kurpfalz und Trier im April 1523 in seiner starken Feste Landstuhl bei Kaiserslautern. Während des Bombardements wurde S. schwer verwundet. Er mußte die Burg übergeben und starb gleich darauf 7. Mai 1523. Sein Grab befindet sich in der kath. Kirche zu Landstuhl. Der Sohn S.'s wurde von Kaiser Maximilian II. in den Reichsfreiherrenstand, dessen Nachkommen 3. März 1773 von Kaiser Joseph II. in den Reichsgrafenstand erhoben und 1791 in das schwäb. Grafencollegium eingeführt. Das Geschlecht theilte sich in mehrere Linien, von denen aber nur die zu Sickingen reichsunmittelbare Güter in der Herrschaft Landstuhl besaß, die 1803 aufgegeben werden mußten. Gegenwärtig ist nur eine Linie übrig, an deren Spitze Graf Joseph von S.-Hohenburg, geb. 9. Jan. 1833, steht. Vgl. Münch, «Franz von S.'s Thaten, Plane, Freunde und Ausgang» (2 Bde., Stuttg. 1827—28; Bd. 3, «Codex diplomaticus», Aachen 1829); Schneegans, «Ritter Franz von S. und seine Nachkommen» (Kreuznach 1867).

Sicüler (lat. Siculi, griech. Sikeloi), ein altitalischer, wahrscheinlich den Latinern nahe verwandter Volksstamm, der zuerst im mittlern und südl. Italien wohnte, dann von andern Stämmen, besonders den Oenotrern, verdrängt nach der Insel hinüberzog, die von ihm den Namen Sicilien (s. d.) erhalten hat.

Sicyon (griech. Sikyon oder Sekyon), eine sehr alte Stadt an der Nordküste des Peloponnes, die ihr eigenes, dem Umfange nach beschränktes, aber zum Theil sehr fruchtbares Gebiet zwischen dem von Korinth im Osten und der Landschaft Achaja im Westen besaß. Ursprünglich von Ioniern bewohnt, wurde es nach der sog. dorischen Wanderung von Argos aus dorisirt; allein das ionische Element, das sich in der Phyle der Aegialeer concentrirt hatte, erlangte über das dorische das Uebergewicht durch die Tyrannen (Alleinherrscher) aus dem Geschlechte des Orthagoras (Orthagoriden), die 100 J. lang (etwa von 666—566 v. Chr.) an der Spitze des kleinen Staats standen, und von denen namentlich Kleisthenes ihn zu hohem Ansehen brachte. Nach dem Sturze dieser Dynastie durch Sparta verlor S. zwar fast alle polit. Bedeutung, aber es blieb angesehen und blühend durch seine eifrige Pflege der bildenden Kunst und Malerei, seine bedeutende Industrie und seinen Handel. Demetrios Poliorketes eroberte die Stadt 303 v. Chr. und nöthigte die Bewohner, die bisherige untere Stadt, die sich bis ans Meer ausdehnte, zu verlassen und auf der umfänglichen Hochfläche, die bis dahin als Akropolis (Burg) gedient hatte, eine neue, regelmäßig gebaute Stadt anzulegen, der er den Namen Demetrias beilegte, ein Name, der aber bald wieder in Vergessenheit kam. Die neue Stadt gelangte durch ihren Mitbürger Aratos (s. d.) wieder zu großer polit. Bedeutung als Mitglied des achäischen Bundes und wurde auch nach der Zerstörung Korinth's (146 v. Chr.) anfangs von den neuen Herren Griechenlands, den Römern, begünstigt, später aber durch M. Aemilius Scaurus ihrer besten Kunstschätze beraubt und im Beginn der röm. Kaiserzeit durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht; trotzdem fand Pausanias noch zahlreiche erwähnenswerthe Tempel und sonstige öffentliche Gebäude, und noch jetzt sind ausgedehnte, wenn auch nicht eben ansehnliche Ruinen von ihr bei dem Dorfe Basilika erhalten. Vgl. E. Curtius, «Peloponnesos» (Bd. 2, Gotha 1852); Vischer, «Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland» (Bas. 1857).

Sida, eine zur 16. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Malvaceen gehörende artenreiche Pflanzengattung, welche sich durch einsamige Kapseln von der ihr zunächst verwandten Gattung Abutilon (s. d.) unterscheidet. Ihre durch die tropische und subtropische Zone beider Hemisphären verbreiteten Arten sind theils Kräuter, theils Halbsträucher und Sträucher mit meist unansehnlichen Blüten. Nur zwei strauchartige aus dem tropischen Südamerika, S. striata und Bedfordiana mit gelben, purpurroth gestreiften Blumen sind schöne Gewächse und werden häufig in den Warmhäusern gezogen. Die krautigen Arten halten meist im Freien aus.

Siddons (Sarah), eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, geb. 1755 zu Brecknock in Wales, war die Tochter des Schauspielers Roger Kemble und die Schwester Charles und John Phil. Kemble's (s. d.). Sehr jung und aus Neigung heirathete sie den ebenfalls jungen Siddons, der zu ihres Vaters Schauspielergesellschaft gehörte, und widmete sich der Bühne. Garrick berief sie 1775 nach London, wo sie zuerst als Portia auf dem Drurylanetheater auftrat. Aber erst seit 1780 gelang es ihr, unbestritten als erste tragische Schauspielerin Englands zu gelten. Ihr Geist war classisch gebildet und ihr moralischer Charakter ohne Tadel. Sie hatte einen majestätischen Wuchs, die edelste Haltung und das wohlklingendste und volltönendste Organ. Unübertroffen war sie hinsichtlich der Beweglichkeit ihrer Physiognomie, des Ausdrucks ihrer Augen und der Grazie ihrer Bewegungen. Ihre Hauptrollen waren Shakspeare's Lady Macbeth und Katharina in «Heinrich VIII.» Sie verließ 1812 die Bühne, trat aber 1816 zum Vortheil ihres Bruders Charl. Kemble in einigen Vorstellungen zu Edinburgh wieder auf. Seitdem war sie besonders bemüht, die Talente ihrer Nichte Frances Anna Kemble auszubilden. Sie starb 8. Juni 1831. Vgl. Campbell, «Life of Mrs. S.» (2 Bde., Lond. 1834).

Sideralllicht hat man das intensive Licht genannt, welches entsteht, wenn man einen Strom brennenden Knallgases, d. h. eines Gemenges von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, in dem Verhältniß, wie es sich bei Zersetzung des Wassers entwickelt, auf einen Kalkcylinder wirken läßt, also dasselbe Licht, dessen man sich bei Beleuchtung des Hydrooxygengas-Mikroskops (s. d.) bedient, und das man auch Drummond'sches Licht nennt. Der entzündete Knallgasstrom selbst leuchtet so gut wie gar nicht, besitzt aber eine äußerst intensive Hitze, sodaß ein in die Flamme gebrachter unverbrennlicher und möglichst unschmelzbarer Körper, wie ein Stückchen Kalk oder Magnesia, zum äußersten Glühen und hellsten Leuchten gebracht wird. Man hat in großen Städten mannichfache Versuche mit Anwendung dieses Lichts auf Straßenbeleuchtung gemacht. Doch ist es nie zu größerer praktischer Anwendung gekommen, theils der Kostspieligkeit wegen, theils weil das elektrische Licht leichter zu handhaben, theils weil die Beleuchtung eines weiten Raumes von einem oder wenigen Punkten aus durch äußerst helle Flammen praktisch viel weniger zweckmäßig sich erweist als Erleuchtung durch viele schwächere, aber gleichmäßig vertheilte Lichter.

Siderographie, s. Stahlstich.

Siderolith hat man, zuerst in böhm. Fabriken, eine Gattung von feinen Thonwaaren, namentlich Ziergefäße (Körbchen, Ampeln, Becher und Büchsen, Vasen u. s. w.) genannt, welche mäßig hart gebrannt sind und statt der Glasur einen farbigen Lacküberzug haben, wodurch sie meist ein höchst gefälliges Ansehen erlangen. Die griech. Benennung (buchstäblich übersetzt «Eisenstein») möchte vermuthen lassen, daß diese Gegenstände sehr fest und wenig zerbrechlich seien; doch zeichnen sie sich gerade in dieser Hinsicht nicht besonders aus.

Sideroxylon, d. h. Eisenholz, nannte Linné eine zur 10. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und zur Familie der Sapotaceen gehörende Gattung exotischer Bäume und Sträucher, weil ihr Holz eine eisenartige Härte und Schwere besitzt. Sie haben abwechselnd stehende, ganzrandige Blätter, weiße gebüschelte Blüten, welche aus einem fünftheiligen Kelche, einer fünfspaltigen oder fünftheiligen Blumenkrone, fünf fruchtbaren und fünf beutellosen Staubgefäßen und einem Stempel mit fünffächerigem Fruchtknoten bestehen und beerenförmige Früchte hervorbringen, deren ein bis drei Samenkörner eine glänzende, knochenharte Außenschale und einen dicken Eiweißkörper besitzen. Am bekanntesten ist der Eisenholzbaum von Jamaica, S. rugosum Roem. Sch., dessen längliche Blätter bis 9 Zoll Länge und bis 2 Zoll Breite erreichen.

Sidmouth, Marktstadt und einst nicht unbedeutender Hafenplatz in der engl. Grafschaft Devon, 3 M. im Südosten von Exeter, in einem engen Thale an der Mündung des Sid, in einer jetzt versandeten Bucht des Kanals gelegen, ist wegen ihrer starkbesuchten Seebäder bemerkenswerth und zählt 2572 E., die von Fischfang und von dem Fremdenverkehr leben. Das Klima ist außerordentlich mild und gesund. Die Umgebung mit ihren zahlreichen Landspitzen bietet malerische Ansichten, und die Stadt selbst allen Comfort für Badegäste. Ein Steindamm von 1700 F. Länge dient als Esplanade; Knobble-Cottage enthält ein Museum. In der Nähe findet man Chalcedone und Achate.

Sidmouth (Henry Addington, Viscount), brit. Staatsmann, war der Sohn eines Arztes zu London und wurde 1755 geboren. Er erhielt seine Erziehung in Gemeinschaft mit Pitt, dem Sohne des Grafen Chatham, und widmete sich wie dieser dem Sachwalterberufe. Die glänzende Laufbahn seines Jugendfreundes öffnete auch ihm den Weg zu öffentlichen Aemtern. Addington trat 1782 ins Unterhaus und unterstützte den jungen Minister Pitt gegen die Partei Fox'. 1789 wurde er Sprecher des Unterhauses, womit er den Sachwalterberuf aufgab. Wiewol er fort-

gesetzt die Regierungspolitik seines Freundes und Beschützers vertheidigte, erwarb er sich doch durch Mäßigung und Rechtschaffenheit die Achtung aller Parteien. Als Pitt 16. März 1801 das Ministerium niederlegte, wurde auf seine Empfehlung Addington zum ersten Minister ernannt. Addington brachte endlich im März 1802 den Frieden von Amiens zu Stande, sah sich aber alsbald der Friedensbedingungen wegen sowol von der alten Opposition unter Fox und Sheridan wie von einer neuen unter Grenville und Windham auf das heftigste angegriffen. Letztern zu Gefallen ordnete er zwar nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Frankreich gegen Ende 1803 eine allgemeine Landesbewaffnung und die Vertheidigung der Küsten an; doch besaß er zu wenig Energie und Kühnheit, um dem Volke und den Parteien Vertrauen einzuflößen. Außerdem behandelte er aus Gefälligkeit gegen Georg III. den Prinzen von Wales, den spätern Georg IV., mit großer Härte, der seinerseits nicht verfehlte, das Gewicht der Opposition zu stärken. Als endlich auch Pitt im Angesichte der franz. Vorbereitungen zu einer Landung auf England den Gegnern der Regierung beitrat und im März 1804 im Unterhause auf Untersuchung der Seevertheidigungsanstalten des brit. Reichs antrug, mußte Addington 15. Mai 1804 das Staatsruder an Pitt zurückgeben. Der König erhob ihn nun zum Viscount S., nahm ihn in den Geh. Rath auf und bewies ihm eine so auffallende Freundschaft, daß sich die Minister verletzt fühlten. Als S. in den ersten Monaten des J. 1805 die Fortsetzung des Processes gegen den des Unterschleifs angeklagten Lord Melville (Dundas) mit Eifer betrieb, setzte Pitt seine Entlassung aus dem Geh. Rath durch. Nach Pitt's Tode bildete S. im Verein mit Fox und Grenville im Jan. 1806 ein neues Ministerium, das jedoch einige Monate später mit Fox' Tode wieder zerfiel. Lord Liverpool, der nach Perceval's Ermordung im Mai 1812 der erste Minister eines Cabinets wurde, in welchem Castlereagh die Oberhand hatte, bewog S. zur Annahme des Staatssecretariats des Innern. Er führte dieses Amt ohne großen Einfluß auf den Gang der brit. Politik bis 1822, wo er mit dem Tode Castlereagh's für immer ausschied. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit und starb 15. Febr. 1844.

Sidney (Algernon), ein republikanisch gesinnter Engländer, den König Karl II. ohne hinreichenden Beweis als Hochverräther hinrichten ließ, war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester und wurde um 1620 zu London geboren. Er wandte sich mit seinem Bruder, dem Viscount de l'Isle, in der Revolution dem Republikanismus zu, diente im Parlamentsheer und wurde zum Mitglied der Gerichtscommission berufen, welche Karl I. verurtheilen sollte. Zwar wohnte er den Verhandlungen bei, blieb aber am Tage des Urtheilsspruchs fern und verweigerte auch seine Unterschrift zur Acte, welche die Hinrichtung des Königs feststellte. Dessenungeachtet war S. ein glühender Republikaner. Nachdem Cromwell das Protectorat an sich gerissen, zog er sich misvergnügt auf das Familiengut zu Penshurst zurück und schrieb hier wahrscheinlich schon seine berühmten «Discourses concerning government, etc.» (Lond. 1698 u. öfter; deutsch, Lpz. 1794). Als 1660 die Restauration der Stuarts in England stattfand, war S. brit. Gesandter in Kopenhagen, verschmähte aber die Benutzung der allgemeinen Amnestie und hielt sich nun 17 J. in Italien, der Schweiz und Frankreich auf. Auf Bitten seines Vaters erhielt S. 1677 von Karl II. die Erlaubniß zur Rückkehr. Zum Aerger des Hofs trat S. 1678 ins Unterhaus und machte alsbald den Ministern durch seine kühne Beredsamkeit viel zu schaffen. Die Reaction, wozu sich der Hof unter Leitung des Herzogs von York (des spätern Jakob II.) hinreißen ließ, führte endlich 1681 den Lord Russell und den Herzog von Monmouth zu einer geheimen Verbindung, welcher sich auch S. anschloß. Der Zweck war, im Falle des Ablebens König Karl's II. die Thronbesteigung seines Bruders York um jeden Preis zu verhindern. Ohne Wissen der Häupter bildete jedoch auch eine niedere Klasse der Vertrauten eine besondere Verschwörung, in welcher es allerdings zuvörderst auf die Ermordung des Königs abgesehen war. Die Entdeckung und blutige Bestrafung dieses letztern Complots (Rye-house-plot) führte endlich auch zur Enthüllung des erstern, dessen Urheber bis auf Monmouth, der nach Holland entkam, nun ebenfalls verhaftet wurden. Obschon das Gesetz zwei Zeugen erforderte, wurde doch zuerst Russell auf des feigen Mitverschworenen Lord Howard's Aussage verurtheilt und hingerichtet. Unter S.'s Papieren war eine Handschrift gefunden worden, in welcher derselbe ein die Göttlichkeit des Königthums lehrendes Pamphlet von einem gewissen Filmer widerlegte. Um den Mangel eines zweiten Zeugen auszugleichen, nahm der Oberrichter Jeffreys diese Handschrift zu Hülfe und bewies daraus, daß der Verfasser ein Hochverräther sein müsse. Nachdem S. von den Geschworenen verurtheilt, richtete er eine Denkschrift an den König, in welcher er sich vertheidigte. Allein Karl II. blieb gegen den Republikaner unbeweglich, und S. mußte 7. Dec. 1683 das Schaffot besteigen. Die Hinrichtung Russell's und S.'s war ebenso rechtlos wie

unklug und wurde jederzeit für den blutigsten Flecken in der Regierungsgeschichte Karl's II. gehalten. Als Wilhelm III. durch die Revolution von 1688 den Thron bestiegen, ließ er die Urtheilssprüche aufheben und die Ehre der Hingerichteten herstellen. Hollis gab S.'s «Discourses» mit dem Verhör, der Apologie und mehrern Briefen (Lond. 1772) heraus; Collin veranstaltete eine Sammlung von S.'s Handschriften; Blencowe endlich veröffentlichte «Sidney-papers» (Lond. 1825). Vgl. Grey, «Secret history of the Rye-house-plot and of Monmouth's rebellion» (Lond. 1754).

Sidney (Sir Philip), einer der ersten ausgezeichneten engl. Prosaiker, geb. 1554 zu Penshurst in der Grafschaft Kent, studirte auf beiden engl. Universitäten und reiste dann 3 J. lang auf dem Festlande. 1575 nach England zurückgekehrt, wurde er eine der Zierden des engl. Hofs und Liebling der Königin Elisabeth. Ein Streit mit dem Grafen von Oxford bewog ihn, 1578 sich auf den Landsitz seines Schwagers, des Grafen von Pembroke, Wilton in Wiltshire, zurückzuziehen, wo er zur Unterhaltung seiner Schwester den Schäferroman «Arcadia» schrieb, ein unvollendet gebliebenes Werk, das erst nach seinem Tode im Druck erschien. Sein nächstes Werk war die «Defense of poesy», die zugleich sein bestes Werk ist, ausgezeichnet durch Stil und Inhalt. 1582 kehrte S. wieder an den Hof zurück. Unter seinem Oheim, dem Grafen von Leicester, focht er tapfer gegen die Spanier, wurde aber im Sept. 1586 im Gefecht bei Zütphen tödlich verwundet und starb 19. Oct. 1586. Seine «Arcadia» fand bei ihrem Erscheinen ungemeinen Beifall und erlebte in 20 J. acht Auflagen; in stilistischer Hinsicht hat sie um so mehr Bedeutung, als seine Zeitgenossen und nächsten Nachfolger sich danach bildeten. Als Dichter ist S. unbedeutend; am werthvollsten sind noch seine Sonette. Seine «Werke» erschienen in drei Bänden (Lond. 1725); «Miscellaneous works» gab Gray heraus (Oxf. 1829). Vgl. Zouch, «Memoirs of the life and writings of Sir Phil. S.» (Lond. 1808).

Sidney, officiell Sydney, die Hauptstadt der brit. Colonie Neusüdwales und Hauptort der Grafschaft Cumberland, auf der Südostküste des Festlandes von Australien, in prachtvoller Lage $1\frac{1}{2}$ M. vom Ocean, auf der Südseite des Port-Jackson, einer der schönsten, sichersten und geräumigsten Hafenbaien der Welt, die von Osten gegen Westen in das Land eindringt, sich unendlich vielfach verzweigt und rings von Bergen und Felsen umsetzt ist. Gleich hinter dem Felsenthor, welches den Eingang bildet, theilt sich die Bai in zwei Arme. Der eine zieht sich 2 M. nach Nordwesten, der andere 4 M. gerade nach Westen und enthält über 50 Buchten, von denen wenigstens 20 die größten Schiffe sicher aufnehmen können. Von der Südseite streckt sich eine Halbinsel in die Bai, welche durch einschneidende Buchten dreizackig erscheint. Der östl. Zinken liegt zwischen der Woolomoloobai und der ausschließlich für Kriegsschiffe vorbehaltenen Farm-Cove, der mittlere zwischen dieser und der Sydney-Cove, der westlichste und größte zwischen dieser und der Darling-Cove oder dem Darling-Harbour, dem eigentlichen Handelshafen. Auf letzterm Vorsprung der Halbinsel liegt die ursprüngliche Stadt, die sich aber in neuester Zeit mehr und mehr auch über den mittlern Ast ausdehnte und jetzt größtentheils auf dem hinter den drei Zacken liegenden Sandsteinplateau ausbreitet. S. ist die älteste Stadt Australiens. Dieselbe wurde seit 1788 unter dem Namen Sydney-Cove erbaut, um hier die ursprünglich für Botanybai (s. d.) bestimmte Verbrechercolonie anzusiedeln, und schwang sich rasch zu dem wichtigsten Orte Australiens auf. Namentlich hob sie sich seit der Goldauffindung (1851) in Australien in erstaunlicher Weise. Die Vorstädte Woolomoloo im Osten, Paddington im Südosten, Redfern und Chippendale im Süden, Glebe im Südwesten sind jetzt durch fast ununterbrochene Linien schöner Häuser mit der Altstadt verbunden. Auch Pyrmont und Balmain im Westen des Darling-Harbour sind neuerdings, ersteres durch eine Brücke, letzteres durch Dampffähren mit ihr in Verbindung gesetzt. Es ist S. eine durchaus engl. Stadt, ohne Fremdartiges, wenn nicht die Orangenbäume und Papagaienzüge an eine andere Zone erinnerten. Stadt und Hafen sind gedeckt durch die Forts Macquarie und Phillip sowie durch das Fort Denison auf dem nahen Inselchen Pinchgut, mehrere Batterien und ein gegen Nordosten an der Gegenküste auf Bradley-Point gelegenes Fort. Die nähere Umgegend ist dürr, felsig und traurig, doch breiten sich rund umher auf beiden Seiten der Hafenbai anmuthige Landhäuser, Parke und Gärten aus, nach Osten bis zum Ocean, nach Westen bis Paramatta. Das Ganze bietet, vom Hafen oder den nahen Höhen aus gesehen, mit den unzähligen Buchten und Felsencaps des Port-Jackson eine ganz unvergleichliche Scenerie. 1800 zählte S. erst gegen 2600 E., 1833 schon 16232, 1846 gegen 40000, bei dem Census von 1861 bereits 56470 und mit den Vorstädten 93686 E. Anfang 1868 schätzte man die Bevölkerung auf 120000, darunter auch

viele Deutsche, für welche mehrere Zeitungen erscheinen. Mit Ausnahme des ältern Theils der Stadt, dessen Gassen schmal und krumm sind, hat S. gerade, regelmäßige Straßen. Die Häuser sind meist aus Sandstein erbaut und zum Theil wahre Paläste mit prächtigen Kaufläden und Magazinen. Es gibt viele stattliche öffentliche Gebäude, darunter das Gouvernementshaus, und unter den zahlreichen Kirchen aller Religionsparteien die Kathedrale St.-Andrew. Die Stadt ist der Sitz des Generalgouverneurs aller brit. Colonien Australiens, eines anglikanischen Bischofs und eines röm.-kath. Erzbischofs. Sie hat eine 1850 gegründete Universität, mehrere Collegien und Akademien, eine Handelsschule, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, einen Botanischen Garten, eine Sternwarte (33° 51′ 41″ südl. Br., 168° 54′ 48″ östl. L. von Ferro oder 151° 14′ 57″ östlich von Greenwich), ein Schauspielhaus, einen Circus u. s. w.; ferner Gesellschaften für schöne Künste, Handel, Acker- und Gartenbau, Botanik und Blumenzucht, einen Acclimatisationsverein und andere wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften. Auch befinden sich in S. eine 1855 errichtete Münze, welche 1865 nicht weniger als 2,130500 Sovereigns und 282000 halbe Sovereigns prägte, die Bank von Australien, die austral. Vereinsbank, eine Actienbank, eine Handelsbörse, Seeassecuranzen u. s. w. Zugleich hat S. mehrere große Industrie-Etablissements auf Actien und überhaupt die bedeutendsten Fabriken und Manufacturen Australiens, namentlich Eisengießereien, Schmelzhütten, Fabriken für Maschinen, Kutschen, Wagen, Leinwand, Tuch, Hüte, Seife, Lichte, Leder, Tabach und Cigarren; ferner Bierbrauereien, Zuckersiedereien, Rumbrennereien, große Schiffswerfte, mehrere Docks, Seilerbahnen u. s. w. Seine Hauptbedeutung gewinnt jedoch S. durch den Handel. Es ist im eigentlichen Sinne eine Seestadt und besitzt in seiner Stellung als Seearsenal das sichere Mittel, seine Suprematie in Australien zu behaupten, indem Melbourne ihm sonst in commerzieller, landschaftlicher und socialer Ueberlegenheit rasch den Rang abläuft. S. ist der Sammelpunkt aller Stapelproducte von Neusüdwales, das Centrum der austral. Dampfschifffahrtsgesellschaften, des Schiffbaues und Walfischfangs der Colonie, des ganzen Verkehrs mit Neuseeland und den übrigen Inseln der Südsee. Postdampfer setzen es einerseits über Melbourne mit Point de Galle in Indien und so mit Mauritius, der Capstadt und dem Mutterlande, andererseits über Neuseeland mit Panama in Verbindung, während andere Dampferlinien nach Batavia, Hongkong und Schanghai führen. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind jetzt in erster Linie Gold, in zweiter Wolle. Dann folgen Kohlen, Vieh, Getreide, Felle, Talg, Brot und Mehl, Butter und Käse, Bauholz, Leder, Seife, Spirituosen, Fischereiproducte u. s. w. Die Einfuhr besteht zum größten Theil in engl. Fabrikaten aller Art, in Zucker, Kaffee, Tabach und in Colonialproducten sowie in Waaren aus Indien und China. 1864 waren in S. allein 1119 Schiffe von 397004 Tons eingelaufen und 987 Schiffe von 365907 Tons ausgelaufen. Auch der Landhandel der Stadt ist bedeutend, besonders mit Victoria. Die Westbahn führt über die 3 M. weit entfernte Landstadt Paramatta nach Penrith, von Paramatta die Südbahn nach Picton und die Nordbahn nach Windsor. Paramatta selbst, im Thal des in den Port Jackson fallenden Paramatta-River gelegen, ist ein hübscher, regelmäßig gebauter und blühender Ort mit mehr als 10000 E., einem Landhause des Generalgouverneurs, einer Kaserne und großen Baracken, die früher für die Aufnahme der Deportirten, besonders für die weiblichen, bestimmt waren, jetzt aber als Zuchthaus und Hospital dienen.

Sidon, die älteste und wichtigste Stadt Phöniziens, in einer schmalen Ebene am Mittelmeere, 33° 34′ nördl. Br., am Flusse Auli, westlich von den Ruinen der alten Stadt, war schon zu Homer's Zeit wegen ihrer Kunstarbeiten berühmt und wurde die Mutterstadt vieler phöniz. Anlagen in und außer dem Lande, namentlich auch von Tyrus (s. d.). Die Stadt blieb von großer Bedeutung, bis sich Tyrus erhob und seine Uebermacht geltend zu machen wußte. Um 720 v. Chr. ergab sich S. dem assyr. König Salmanasser. Nach der Auflösung des assyr. Reichs kam es an das babylonische; von Nebukadnezar wurde es wegen eines Bündnisses mit Juda 13 J. lang belagert. Wieder blühend und mächtig finden wir es unter der Herrschaft der Perser, indem es sich an die Spitze der Empörung gegen Artaxerxes III. stellte, die aber mit der Verwüstung der Stadt endete, da diese durch die Verrätherei ihres eigenen Königs Tennes in die Hände der Perser fiel und deshalb 351 v. Chr. von den Einwohnern selbst angezündet wurde. Nochmals hergestellt, unterwarf es sich 333 v. Chr. nach dem Siege bei Issus Alexander d. Gr. und erhielt von diesem einen neuen König. Nach Alexander's Tode kam es zuerst unter die Herrschaft der ägypt. Könige; dann wurde es mit Syrien vereinigt, und zuletzt fiel es den Römern zu. Eusebius und Hieronymus kennen S. noch als eine bedeutende Stadt; auch war sie der Sitz eines Bischofs. 1111 wurde sie durch König Balduin der mohammed. Herrschaft

entrissen, aber 1187 von Saladin wiedergenommen. In den folgenden Jahrhunderten mehrmals zerstört und wiederaufgebaut, war S. im 17. und 18. Jahrh. längere Zeit ein bedeutender Punkt für den franz. Handel, der erst von Dschezzar-Pascha 1791 vernichtet wurde. Schon im Alterthum trieben die Sidonier Land- und Seehandel, zugleich aber auch Seeräuberei, und vorzüglich wichtig war ihr Handel mit Purpurfärbereien, Bernstein und Glas, dessen Erfindung ihnen zugeschrieben wird. Die dortigen Alterthümer wurden neuerlich von E. Renan genauer untersucht; eins der bedeutendsten Monumente ist der mit phöniz. Inschrift versehene Sarkophag des Königs Eschmunazar, der jetzt im Louvre aufgestellt ist. An der Stelle des alten S. liegt gegenwärtig Saida (s. d.).

Sidonius Apollinaris, eigentlich Cajus Sollius Apollinaris Modestus Sidonius, ein christl. Schriftsteller des 5. Jahrh., geb. 430 oder 431 n. Chr. zu Lyon, stammte aus einer angesehenen Familie, stieg in der Folge als Schwiegersohn des Kaisers Avitus sowie durch seine rednerischen und dichterischen Anlagen begünstigt zu den höchsten Würden in Rom, zog sich aber plötzlich aus dem öffentlichen Leben zurück und wurde 473 Bischof von Clermont, welche Würde er bis an seinen wahrscheinlich 488 n. Chr. erfolgten Tod bekleidete. Seine Gedichte verrathen zwar Lebendigkeit, leiden aber an Ueberladung in Bildern. Ebenso sind seine Briefe in neun Büchern mehr ihres geschichtlichen Inhalts als der Sprache wegen wichtig. Unter den Ausgaben ist die beste von Sirmond (Par. 1614). Vgl. Chaix, «Saint-Sidoine Apollinaire et son siècle» (2 Bde., Clermont-Ferrand 1867—68).

Sieben, eine im hohen Alterthum bei den Aegyptern, Hebräern und Griechen heilige Zahl, galt als Symbol der Vollendung und Vollkommenheit, indem sie die drei und vier, als zwei in ihrer Art vollkommene Zahlen (im Raum anschaubar als Triangel und Quadrat) in sich vereinigt. Die Siebenzahl der musikalischen Töne innerhalb der Octave war das stehende Schema, an welches einerseits die Siebenzahl der Himmelskörper (Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn), andererseits die der Wochentage (nebst den mosaischen Schöpfungstagen) angeknüpft wurde. Nach Herder's Vermuthung (in seiner Schrift über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts) war das ägypt.-mosaische Zeichen für die Siebenzahl der Mittelpunkt im Sechseck, die sog. hermetische Figur. Die Römer nahmen schon vor der christl. Zeit die Siebenzahl der Wochentage von den Aegyptern an.

Sieben freie Künste, s. Freie Künste.

Sieben gegen Theben nennt man in der mythischen Geschichte Griechenlands die sieben Helden: Adrastus, Polynices, Tydeus, Amphiaraus, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäus, welche an dem Zuge gegen Theben theilnahmen, den Polynices veranlaßte, als dieser und sein Zwillingsbruder Eteokles nach dem Tode ihres Vaters Oedipus die Herrschaft gemeinschaftlich übernahmen, ersterer aber von Eteokles später davon ausgeschlossen wurde. Beide Brüder blieben im Kampfe und von den übrigen Helden rettete sich nur Adrastus. Noch besitzen wir unter diesem Namen ein Trauerspiel des Aeschylus, worin dieser Stoff poetisch behandelt wird.

Sieben Weise nennt man gewöhnlich die sieben, auf dem Gebiete der praktischen Staats- und Lebensweisheit ausgezeichneten Männer Griechenlands, welche ungefähr im Anfange des 6. Jahrh. v. Chr. und theilweise schon etwas früher lebten. Plato, der erste, welcher ihrer ausdrücklich Erwähnung thut, rechnet zu ihnen Thales, Pittakos, Bias, Solon, Kleobulos von Lindos, Myson von Chen und Chilon. In späterer Zeit aber schob man an Stelle des ziemlich unbekannten Myson gewöhnlich den korinth. Tyrannen Periander ein, während andere den Scythen Anacharsis oder den Epimenides von Kreta oder noch andere die siebente Stelle einnehmen ließen. Diese Männer sollen regelmäßige Zusammenkünfte gehalten haben, und zunächst wußte man von deren Besuch bei Krösus, dem reichen Lyderkönige, manches zu erzählen. Berühmter und durch Plutarch's erhaltene Schrift verherrlicht ist ihr Gastmahl bei Periander in Korinth, bei dem sie ihre Weisheit zu hören gaben. Entschieden aber am schönsten ist die Sage, welche sie zu einem Wettstreite um den Dreifuß als Preis der Weisheit vereinigte, wobei ein jeder dem andern den Preis einräumte, bis der letzte ihn dem Apollo als dem Weisesten zuerkannte. Die meisten dieser Männer haben den Schatz ihrer Erfahrungen in Elegien niedergelegt, die jedoch bis auf sehr geringe Bruchstücke verloren sind, während sich eine Anzahl kurzer Sprüche in verschiedenen Sammlungen erhalten hat. Was jedoch von diesen Sprüchen echt und was unecht, ist schwer zu entscheiden, da man die Sieben Weisen später überhaupt als Träger moralischer Sentenzen anzusehen und das, was von solchen im Munde des Volks umlief, auf sie zu übertragen pflegte. Ganz entschieden unecht aber ist ihr Briefwechsel bei Diogenes Laërtius. Daß endlich

gerade sieben Männer mit dem Beinamen der Weisen beehrt wurden, hat seinen Grund darin, daß die Siebenzahl die dem Apollo geheiligte Zahl war, jene Männer aber in vielfacher Beziehung dem Apollo nahe standen. Vgl. Bohren, «De septem sapientibus» (Bonn 1867).

Sieben weise Meister heißt eine durch Inhalt und Verbreitung bedeutende, in einen epischen Rahmen gefaßte Novellensammlung des Mittelalters. Ein von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichteter Fürstensohn ist bei seiner Rückkehr an den väterlichen Hof nach Anzeige der Gestirne von Todesgefahr bedroht, wenn er innerhalb sieben Tagen ein Wort rede. Seine Stiefmutter, deren Liebeswerbung er zurückgewiesen, bewegt den Vater jedesmal durch eine bezugvolle Erzählung, die Hinrichtung des Sohnes zu befehlen; je einer der Meister aber gewinnt durch eine Gegenerzählung einen Tag Aufschub, bis nach sieben Tagen der Prinz selbst die Anschläge seiner Stiefmutter enthüllt. Der Ursprung des Werks ist orientalisch; doch hat sich bisjetzt weder die Zeit seiner Entstehung noch der Gang seiner Verbreitung im Oriente genügend ermitteln lassen. Nach Angabe Masudi's (gest. 956 n. Chr.) und des fast gleichzeitigen Mohammed Ibn-el-Bedin el-Werrak war das Buch bereits im 10. Jahrh. in zwei Fassungen arabisch vorhanden, und Mohammed leitet es aus dem Indischen ab. In der That hat sich die Rahmerzählung in buddhistischen Quellen gefunden, freilich nicht als Dichtung, sondern als Geschichte (Gödeke in Benfey's «Orient und Occident», Bd. 3), wenn auch das indische Original des Buchs verloren scheint. Auch von den erhaltenen arab. und andern orient. Bearbeitungen reicht keine mehr bis ins 10. Jahrh. hinauf. Der ursprünglichen Form am nächsten steht nach H. Brockhaus die von diesem (Lpz. 1845) herausgegebene achte Nacht der pers. Bearbeitung des indischen «Tutinameh» von Nakhschebi (gest. 1329 n. Chr.). Dagegen hält Gödeke das jüngere, 1375 entstandene «Sindibadnameh» für ursprünglicher. Auf eine Quelle zurückzuführen sind wahrscheinlich eine hebr. Bearbeitung und die griechische («Syntipas») des Andreopulos (beide übersetzt von Sengelmann, Halle 1842; letztere herausg. von Boissonade, Par. 1828), der sich selbst wieder auf ein syr. Original beruft, dem wieder ein persisches von einem Musos oder Musa vorausgegangen sei; keins von beiden ist bisjetzt aufgetaucht. Die Kreuzzüge ohne Zweifel vermittelten das Buch dem Abendlande, wo es allmählich in fast allen Sprachen verbreitet ward. Eine lat. Bearbeitung des Johannes de Alta Silva (um 1184 verfaßt), aus der das franz. Gedicht von Dolopathos (herausg. von Brunet und de Montaiglon, Par. 1856) etwa zwischen 1222—24 von Herbert übersetzt wurde, ist, nachdem jene Uebersetzung lange für verloren galt, von A. Mussafia wieder entdeckt worden («Ueber die Quelle des altfranz. Dolopathos», Wien 1865). Die sechs Novellen aus dieser Fassung verbreiteten sich, nachdem der Rahmen gesprengt ward, auch einzeln lateinisch und deutsch. Aus einem andern lat. «Liber de septem sapientibus» ist uns ein Auszug in des Dominicanermönchs Joannes Junior (der in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. lebte) «Scala coeli» erhalten, den Gödeke herausgegeben hat. Dieser Bearbeitung steht unter den französischen zunächst die prosaische, von Leroux de Lincy in Loiseleur-Deslongchamps' «Essai sur les fables indiennes» (Par. 1838) herausgegebene Fassung, neben welcher der von A. Keller aus einer Handschrift von 1284 datirte «Romans des sept sages» (Tüb. 1836) eine eigene Gruppe repräsentirt, zu welcher außer den englischen von Weber, Ellis und Wright bekannt gemachten Bearbeitungen auch die ital. Uebersetzung eines handschriftlich noch erhaltenen Prosaromans gehört, die D'Ancona herausgab (Pisa 1864). Eine dritte lat. Bearbeitung liegt uns vor in der mehrfach gedruckten «Historia septem sapientum» oder «Historia de calumnia novercali», zu der das deutsche Gedicht des Bühelers von 1412 («Diocletianus' Leben», herausg. von Keller, Quedlinb. 1841), eine andere deutsche Bearbeitung in Keller's «Altdeutschen Gedichten» (Tüb. 1846) sowie das deutsche und dän. Volksbuch stimmen. Von dieser Fassung existiren auch Bearbeitungen in holländ., schwed., span. Sprache. Auch der um die Mitte des 16. Jahrh. zu Frankfurt a. M. gedruckte «Ludus septem sapientum» des F. Modius, der das Buch aus dem Deutschen ins Lateinische zurück übersetzte, stimmt dazu. Eine Gruppe für sich bildet die «Versio italica», repräsentirt durch die zuerst aus einer nun verschollenen Handschrift von Giovanni Della Lucia (Vened. 1832) und danach von Romagnoli (Bologna 1862) wieder gedruckte «Storia d'una crudele matrigna», den von Cappelli herausgegebenen «Libro dei sette savi di Roma» (Bologna 1865) und die wiederholt gedruckten und übersetzten «Compassionevoli avvenimenti del principe Erasto». Zu dieser «Versio italica» hat Mussafia auch eine lat. Fassnng aufgefunden. In spätern Handschriften werden die sieben weisen Meister wiederholt mit den «Gestis Romanorum» in Verbindung gebracht.

Sieben Wunder der Welt hießen im Alterthume sieben merkwürdige Bau- und Kunstwerke, die sich theils durch ihre außerordentliche Größe, theils durch ihre Pracht auszeichneten

und noch gegenwärtig zum Theil in ihren Trümmern Bewunderung erregen. Man rechnete dahin die ägypt. Pyramiden, die sog. hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, den Dianentempel zu Ephesus, die Bildsäule des Olympischen Jupiter von Phidias, das Mausoleum, den Rhodischen Koloß und den Pharos (Leuchtthurm) zu Alexandria. Diese Wunderwerke, deren Kreis von den Griechen erst nach Alexander's Zeit zusammengesetzt wurde, hat unter den Alten Philo aus Byzanz in einer besondern Schrift beschrieben, die gewöhnlich unter dem Titel «De septem mundi miraculis» oder «De septem orbis spectaculis» angeführt wird und von Orelli (Lpz. 1816) am besten bearbeitet ist.

Siebenbürgen, eine zu den Ländern der ungar. Krone gehörige Provinz mit dem Titel eines Großfürstenthums, grenzt im Norden an Ungarn, im Osten an die Bukowina und Moldau, im Süden an die Walachei, im Westen an die Militärgrenze und Ungarn und hat ein Areal von 997,51 geogr. Q.-M. Die administrative Eintheilung ist auf die in der ältern Verfassung bevorrechteten drei Nationen basirt; das Großfürstenthum S. zerfällt nämlich in 1) das Land der Ungarn mit 8 Comitaten (Klausenburg, Inner-Szolnok, Doboka, Thorenburg, Kokelburg, Ober-Weißenburg, Unter-Weißenburg und Hunyad) und 2 Districten (Fogaras und Naszód); 2) das Land der Szekler mit 5 Stühlen (Aranyos, Máros, Udvárhely, Csik und Háromszék); 3) das Land der Sachsen mit 9 Stühlen (Hermannstadt, Broos, Mühlbach, Reußmarkt, Mediasch, Schäßburg, Großschenk, Reps, Leschkirch) und 2 Districten (Kronstadt und Bistritz). Auf der Ost- und Südseite mit hohen Gebirgen, eine Fortsetzung der ungar. und galiz. Karpaten (s. d.), umgeben und im Innern von Bergreihen durchzogen, die es auch auf den übrigen Seiten einschließen, ist S. eine natürliche Bergfestung. Ebenen finden sich fast nur längs der Flüsse. Desto zahlreicher und schöner sind die Thäler. Im allgemeinen gewährt das Land durch seine Abwechselung einen herrlichen Anblick. Es hat ein mildes und gesundes Klima und, die Gebirgsgegenden ausgenommen, eine üppige Vegetation. Alle Hauptflüsse entspringen fast mitten im Lande. Es fließt die Alt oder Aluta gegen Süden nach der Walachei in die Donau, die Maros gegen Westen und die Szamos gegen Norden nach Ungarn in die Theiß; alle drei sind schiffbar. Die Bistricz und mehrere andere kleine Gewässer gehen durch die Bukowina oder die Moldau in den Sereth. Das Land ist überaus fruchtbar und reich an Producten und Mineralquellen. S. ist mäßig bevölkert; die Zählung vom 31. Oct. 1857 ergab 1,926797 Seelen, eine für den 31. Dec. 1864 gemachte officielle Berechnung ergab 2,074457 Seelen (1,026301 männlichen und 1,048156 weiblichen Geschlechts) als die Ziffer der gesammten Bevölkerung, sodaß nach der letztern 2074 Menschen auf 1 Q.-M. kommen. Das Militär ist in diesen Zahlen nicht enthalten. Die Bewohner bilden ein Gemisch verschiedener Nationalitäten. Ende 1864 zählte man annähernd 1,200000 Ostromanen (Walachen), 569600 Magyaren oder Ungarn, zu denen auch die Szekler gehören, 200000 Deutsche, meistens sog. Sachsen, welche 1143 vom Könige Geysa II. zur Cultur und Vertheidigung des Landes aus den Rheingegenden eingeführt wurden und besondere Privilegien erhielten, 80000 Zigeuner, 13000 Israeliten, 9000 Armenier, 1500 Czechen, 1000 Bulgaren, 500 Ruthenen und 400 Griechen. Ungarn, Szekler und Sachsen waren bis 1848 die herrschenden, sog. recipirten Nationen mit verschiedenen Vorrechten; gegenwärtig sind alle Volksstämme gleichberechtigt. Die Sachsen sind die fleißigsten und gebildetsten Bewohner des Landes. Ihre Ortschaften und Häuser haben regelmäßige Anlage; überall zeigt sich bei ihnen Wohlstand und Einfachheit der Sitten. Ihre Schriftsprache ist die hochdeutsche; ihre Mundarten aber nähern sich dem Niederdeutschen. Auch in Hinsicht der Religion zeigt sich ein großes Gemisch. Im allgemeinen bekennt sich die magyar. Bevölkerung zur lat.-kath., reform. und unitarischen, die deutsche vorzugsweise zur luth., die romanische zur griech.-kath. und griech.-orient. Kirche. Man zählt (Ende Dec. 1864) 670000 orient. Griechen (unter dem Erzbischofe in Hermannstadt), 590000 unirte (kath.) Griechen (unter dem Erzbischofe von Fogaras und dem Bischofe in Szamos-Ujvár), 500000 Protestanten (unter dem luth. Landesconsistorium in Hermannstadt und dem reform. Oberconsistorium in Klausenburg), 240000 lat. Katholiken (unter dem Bischofe in Karlsburg), 53000 Unitarier (unter Synode und Oberconsistorium), 8500 kath. und 500 orient. Armenier. An Wohnorten gibt es 18 Städte, 77 Marktflecken und 2622 Dörfer.

Trotz der großen Fruchtbarkeit ist das Land keineswegs seinem Flächenmaße und seiner Ertragsfähigkeit gemäß angebaut, doch sind Land- und Forstwirthschaft die Hauptnahrungsquellen. Der Ackerbau liefert Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Heidekorn, besonders aber Mais im Ueberfluß, alle Arten Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Küchengewächse, Taback, hin und wieder schönen Flachs und Hanf. Die Obstcultur liefert außerordentlich viel Aepfel, Bir-

nen, Pflaumen, Kirschen, welsche Nüsse, Aprikosen, Pfirsiche. Der hier gebaute Wein ist in günstigen Jahren ausgezeichnet gut. Die großen Waldungen, die gegenwärtig 3,563511 Joche oder mehr als 43 Proc. der productiven Bodenfläche einnehmen, auf den Grenzgebirgen aus Nadelholz, im Innern aber größtentheils aus Eichen bestehen, sind von hoher Wichtigkeit. Sie enthalten noch sehr viel Wild, auch Bären, Wölfe, Füchse und Wildschweine. Das Land ist reich an den vortrefflichsten Wiesen, welche die Rindviehzucht wesentlich fördern. In einigen Gegenden wird der Büffel gezogen. Die Pferde S.s sind von einer guten Rasse, größer und stärker als die ungarischen und werden in Menge ausgeführt. Schafe hat das Land in zwei Rassen: Zurkane mit langem, grobem Haare zu Landtuch, und Zigeys oder walach. Schafe mit krauser, kurzer und feiner Wolle zu den feinern Tuchen. Schweine werden in großer Menge gemästet. 1857 betrug der Viehstand des ganzen Landes 187422 Pferde, 951793 Stück Rindvieh, 499948 Schweine, 146271 Ziegen und 1,897171 Schafe. Beträchtlich ist die Bienenzucht; sie wird aber größtentheils wild betrieben. Im Ueberfluß sind wildes und zahmes Geflügel, Fische und Schildkröten vorhanden. Von größter Wichtigkeit ist der Bergbau, namentlich auf edle Metalle. S. producirte 1865 2061 Münzpfd. Gold, 3393 Münzpfd. Silber (beide besonders in den Minen von Zalathua und Offenbánya), 4882 Zollctr. Blei und Glätte, 4553 Zollctr. Kupfer und 62058 Zollctr. Roheisen. Torf- und Kohlenlager (1865 35488 Zollctr. Braunkohlen) liegen unbenutzt, weil das mit Wäldern gesegnete Land keinen Mangel an Brennmaterial empfindet. Die reichen siebenbürg. Salzwerke gehören zu dem großen Salzstocke, der bei Wieliczka und Bochnia in Galizien beginnt und in der Walachei endigt; 1865 betrug die Production 873342 Zollctr. Steinsalz und 140856 Zollctr. Industrialsalz. Die gewerbliche Industrie, insbesondere die Fabrikthätigkeit, ist in S. noch wenig ausgebildet, am meisten noch unter den Sachsen. Lebhaft und beträchtlich ist der Handel, welcher, nach dem Ausbau der projectirten und concessionirten Eisenbahnen, an Umfang gewinnen wird. Die Haupthandelsplätze sind Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz und Szamos-Ujvár. Der Volksunterricht hat sich in der neuesten Zeit gehoben. Für den wissenschaftlichen Unterricht bestehen die Rechtsakademien in Hermannstadt und Klausenburg, die kath.-theol. Lehranstalten in Karlsburg, Blasendorf und Szamos-Ujvár, das griech.-orient.-theol. Seminar in Hermannstadt, die juridisch-philos. Collegien der Reformirten in Klausenburg, Maros-Vásárhely und Székely-Udvarhely, das reform. Collegium (für Theologie, mit juridisch-philos. Cursen) in Nagy-Enyed, die luth.-theol. Lehranstalten in Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg, Kronstadt und Bistritz, das unitarisch-theol. Collegium in Klausenburg, die chirurg. Lehranstalt ebenda, die 29 Gymnasien und 5 selbständigen Realschulen. Von den Vereinen sind die beiden für Naturwissenschaften und für Landeskunde zu Hermannstadt hervorzuheben.

Die Landesverfassung S.s beruht auf dem Diplome Kaiser Leopold's I. vom 4. Dec. 1691 und verschiedenen ältern und neuern Gesetzen. Sie hat neuerdings insofern eine wesentliche Aenderung erfahren, als mit der durch das königl. Rescript vom 17. Febr. 1867 völlig wiederhergestellten ungar. Verfassung, durch welche (in den Gesetzartikeln des Landtags vom Jahre 1847/48) die Union S.s mit Ungarn ausgesprochen ist, das Land seine bisherige Autonomie verlor und nunmehr als integrirende Provinz Ungarns erscheint. Bis zur Union besaß das Land seinen besondern Provinziallandtag, der zuletzt 1865 einberufen und von dem königl. Gubernium, der königl. Tafel, den obersten Beamten der Comitate, ungar. Districte und szekler Stühle, den Regalisten, d. i. den vom Landesherrn ernannten Personen, den Ablegaten der Comitate und ungar. Districte, der szekler Stühle, der sächs. Stühle und Districte der königl. Freistädte und Taxalortschaften gebildet wurde. Der künftige Bestand dieses Provinziallandtags ist, nachdem S. im ungar. Reichstage vertreten ist, von den Bestimmungen der nunmehr vereinigten ungar.-siebenbürg. Gesetzgebung abhängig. S. ist im ungar. Reichstage und zwar in der Magnatentafel durch seine Regalisten, in der Repräsentantentafel durch 75 Deputirte, welche aus directen Wahlen hervorgehen, vertreten. S. besitzt für die Verwaltung seine besondern Landes- oder Provinzialbehörden, die mit Ausnahme des Generalcommandos in Hermannstadt, das vom k. k. Kriegsministerium in Wien ressortirt, dem königl. ungar. Ministerium unterstehen. (S. Oesterreich und Ungarn.) Für die innere oder polit. Verwaltung ist als Landesbehörde das königl. Gubernium in der Hauptstadt Klausenburg bestellt; diesem unterstehen die Obergespane, als die Chefs der Comitatsmagistrate, die Oberkapitäne in den beiden ungar. Districten und die Oberkönigsrichter als die Vorsteher der Officialate in den szekler Stühlen. Von diesen ersten Beamten sind die Stuhls- oder Unterrichter in den Bezirken abhängig, die Magistrate in den königl. Freistädten und privilegirten Marktflecken dagegen, welche

unmittelbar dem Gubernium untergeordnet sind, unabhängig. Den genannten ersten Beamteten sind Ausschüsse als Vertretungen der verschiedenen Klassen der Bevölkerung in den Comitaten, ungar. Districten und szekler Stühlen an die Seite gesetzt. Ein besonderes Verwaltungsterritorium in S. bildet das Sachsenland. In diesem besteht die sächs. Nationsuniversität in Hermannstadt als Vertretung der Nation und zugleich als Verwaltungsstelle. Ihr Vorsteher ist der Graf oder Comes der sächs. Nation, der gleichzeitig Mitglied des königl. Guberniums ist, von dem er direct ressortirt. Er wird von der sächs. Nation frei gewählt und führt die Aufsicht über die sächs. Stuhls- oder Districtsbehörden (Magistrate oder Officialate). Die Rechtspflege wurde in S. in letzter Instanz von dem obersten Gerichtshofe in Klausenburg bis zu dessen Aufhebung (1. Jan. 1868), seitdem aber von der königl. ungar. Septemviraltafel in Pesth wahrgenommen. Als Gerichtshöfe zweiter Instanz fungiren die königl. Tafel (Gerichtstafel) in Maros-Vásárhely und das königl. Obergericht in Hermannstadt (für das Sachsenland), als Gerichte erster Instanz die Gerichtshöfe bei den Ungarn und Szeklern, die Magistrate und Officialate bei den Sachsen und Einzelgerichte. Die Finanzverwaltung in S. ist wie in den deutsch-slaw. Ländern organisirt; an der Spitze steht die Finanzlandesdirection in Hermannstadt, die vom königl. ungar. Ministerium für die Landesfinanzen dependirt. Zur österr. Armee stellt S., abgesehen von den Specialwaffen, 7 Linien-Infanterieregimenter, 2 Jägerbataillone und 1 Husarenregiment. Das Landeswappen ist von blauer und Goldfarbe, durch einen schmalen rothen Querbalken getheilt; in der obern Hälfte wächst aus der Theilung ein schwarzer Adler, begleitet von einer goldenen Sonne und einem silbernen Halbmonde, hervor, in der untern Hälfte sind sieben rothe Thürme.

S. erhielt seinen Namen durch die 1143 aus den Gegenden des Niederrhein dort angesiedelten deutschen Colonisten von den noch gegenwärtig mit Mauern umgebenen sieben Städten Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt, Bistritz, Mediasch, Mühlenbach und Schäßburg, die muthmaßlich durch Deutsche erbaut worden sind. Die lat. Benennung Transylvania ist daher entstanden, weil das Land auf der westl. Seite, wo es an Ungarn grenzt, mit großen Waldungen umgeben ist und den Bewohnern Ungarns gleichsam jenseit der Wälder liegt. Der ungar. Name Erdély (walach. Ardjal) bedeutet ebenfalls Waldland. S. war in alten Zeiten ein Theil Daciens (s. d.). Vom 5. Jahrh. an wurde es nacheinander von verschiedenen Völkern eingenommen. König Stephan I. von Ungarn eroberte S. 1004 und machte es zu einer ungar. Provinz, die er durch Wojwoden oder Statthalter regieren ließ. Endlich erhielt der Wojwode Joh. Zapolya nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungar. Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., durch Vertrag von 1535 S. als ein souveränes Fürstenthum. Er war dabei von den Türken unterstützt worden, die sich von dieser Zeit an vielfach in die Angelegenheiten S.s mischten und die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Bathori gegen die ungar. Regenten aus dem österr. Hause begünstigten. Unter den nachfolgenden Fürsten waren Bethlen Gábor (s. d.) und Georg Rakoczy (s. d.) gefährliche Feinde für das Haus Oesterreich. Leopold I. unterwarf sich 1687 S. völlig, und im Frieden zu Carlovicz von 1699 erkannte die Pforte die Oberherrlichkeit des Hauses Oesterreich über dieses Land an, das jedoch seine eigenen Fürsten behielt. Nachdem das fürstl. Haus 1713 mit Michael Apafi II. ausgestorben war, wurde S. ganz mit Ungarn vereinigt. Maria Theresia erhob es 1765 zu einem Großfürstenthum. 1848 setzte die ungar. Partei vorübergehend die Union S.s mit Ungarn durch. Aber bei dem revolutionären Gange der Dinge in Ungarn widersetzte sich besonders die deutsche und walach. Bevölkerung standhaft jener Vereinigung und wurde dafür S. 1849 von dem Insurgentenheere furchtbar heimgesucht. Auch war S. der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen dem Insurgentengeneral Bem (s. d.) und den hier zuerst eindringenden russ. Hülfstruppen. Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurde S. gänzlich von Ungarn getrennt, verlor aber seine frühern nationalen Institutionen und trat, dem österr. Ministerium in Wien unterstellt, in die Reihe der österr. Kronländer; auch erhielt es diejenigen Gebietstheile (die Comitate Kraszna, Mittel-Szolnok und Zaránd nebst dem Districte Kövár) zurück, welche 1835 abgetrennt und mit Ungarn vereinigt worden waren. Die kaiserl. Entschließungen vom 20. Oct. 1860 riefen die frühere ungar. und siebenbürg. Verfassung wieder in das Leben; S. erhielt hiermit wieder seine vollkommene Autonomie mit besonderm Landtage und eigener oberster Centralstelle (der königl. siebenbürg. Hofkanzlei), mußte aber auch die vorhin genannten Gebietstheile an Ungarn zurückgeben. Entgegen dem Verhalten der übrigen ungar. Länder beschickte der 1863 auf Grund einer neuen Wahlordnung in Hermannstadt tagende Landtag, die österr. Reichsgrundgesetze von 1860 und 1861 annehmend, den österr. Reichsrath und trennte sich somit von Ungarn vollends, doch nur

auf kurze Zeit. Denn infolge der geänderten Politik der Regierung wurde im Nov. 1865 auf Basis der alten Gesetzgebung vom J. 1791 ein neuer Landtag nach Klausenburg einberufen, in welchem die ungar. Partei die Oberhand hatte und bald darauf erschienen auch die Vertreter S.s zur Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn auf dem ungar. Reichstage. Das königl. Rescript vom 17. Febr. 1867 sanctionirte endgültig die Union mit Ungarn. Die siebenbürg. Hofkanzlei wurde aufgehoben und der siebenbürg. Landtag im Juni 1867 aufgelöst. S. wurde unter das ungar. Ministerium gestellt und in eine ungar. Provinz im Sinne der Gesetzartikel von 1847/48 umgewandelt. Die siebenbürg. Militärgrenze ward bereits 1851 aufgehoben und ihr Gebiet zur Civilverwaltung gezogen. Vgl. Mildenberg, «Handbuch der Statistik und Geographie des Großfürstenthums S.» (3 Bde., Hermannst. 1837); Lenk von Treuenfeld, «S.s geogr., topogr., statist., hydrogr. und orogr. Lexikon» (4 Bde., Wien 1839); Gebhardi, «Geschichte des Großfürstenthums S.» (Wien 1803); Söllner, «Statistik des Großfürstenthums S.» (Hermannst. 1856); Bielz, «Handbuch der Landeskunde S.s» (Hermannst. 1857).

Siebengebirge, ein auf dem rechten Rheinufer südlich von der Sieg sich erhebendes Gebirge, welches das Nordwestende des Westerwaldes bildet, in der Gegend der Stadt Königswinter im preuß. Regierungsbezirk Köln sich hinzieht und seinen Namen von einer Gruppe von hohen Basalt-, Dolomit- und Trachytkegeln erhalten hat, die aus der etwa eine Quadratmeile bedeckenden Bergreihe weit hervorragen. Die bedeutendsten derselben sind: der Oelberg 1429, die Löwenburg 1413, der Lohrberg 1355, der Nonnenstromberg 1066, der Petersberg 1027, die Wolkenburg 1019 und der Drachenfels 1001 F. hoch über dem Spiegel der Nordsee. Andere zählen auch den Hemmerich, die Rosenau, den Breiberg oder den Zaukberg statt des Lohrbergs in die Kette. Die besuchtesten sind der Drachenfels, der sich steil aus dem Rhein erhebt und eine alte Ruine, ein Kreuz für die Gefallenen der Befreiungskriege sowie ein Wirthshaus trägt, ferner die Löwenburg mit ihrer prächtigen Waldkuppe und ihrer Ruine und der Oelberg. Ebenso ist die alte Abtei Finsterbach das Ziel vieler Vergnügungsfahrten. Ueberhaupt zeichnet sich die Gegend durch ihre Anmuth in dem Wechsel der Scenerien sowie durch Sagenreichthum und histor. Erinnerungen aus. Nach Norden öffnet sich die weite niederrhein. Ebene; nach den andern Gegenden breiten sich die Gebirge der Eifel, des Westerwaldes und das Flußthal aus. Honnef, Rolandseck und Godesberg sind vielfach besuchte Orte. Durch das Thal zerstreut liegen eine Menge von Landhäusern reicher kölner, elberfelder und krefelder Familien. Für die Fremden empfiehlt sich das am Fuße des Gebirgs reizend liegende Städtchen Königswinter mit 2446 E. als Absteigequartier. Man findet dort Führer, Pferde und Esel zum Besuch der umliegenden Orte. Hier werden auch die Trachytsteine, die am Rheine vielen Absatz haben, verarbeitet. Am südl. Abhange des Drachenfels und im nahen Menzenberg wächst guter Rothwein; der edlere führt den Namen Drachenblut. Die alten Burgen auf dem Drachenfels, der Wolkenburg, der Löwenburg, auf dem Rolandseck und auf dem Godesberge, die fast alle im 12. Jahrh. errichtet wurden, waren einst Festen des kölner Erzstifts. Vgl. Dechen, «Geognostischer Führer in das S.» (Bonn 1861); Müller von Königswinter, «Sommertage im S.» (Kreuznach 1867).

Siebengestirn nennt man in der Astronomie die Sterngruppe am Rücken des Stiers, welche nach Argelander aus 1 Sterne dritter Größe, 1 Sterne vierter, 4 Sternen fünfter, 2 Sternen sechster, 9 Sternen siebenter und mehr als 20 Sternen achter Größe besteht, die in dem Raume eines Kreises von einem Grad Halbmesser stehen, von denen man aber mit bloßem Auge bequem nur sechs unterscheiden kann. Der hellste heißt Alkyone. Die griech. Sage läßt das S. aus den an den Himmel versetzten Plejaden (s. d.) entstehen.

Siebenjähriger Krieg. Die Kaiserin Maria Theresia konnte es nicht verschmerzen, daß sie, durch den unglücklichen Ausgang der beiden ersten Schlesischen Kriege (s. d.) gezwungen, Schlesien an Friedrich II. hatte abtreten müssen. Auf die Wiedereroberung bedacht, hatte sie die Zeit eines mehrjährigen Friedens zur Verstärkung ihrer Kriegsmacht benutzt; zugleich suchte sie sich Bundesgenossen zu erwerben. Leicht gelang ihr dies mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Friedrich II. durch Witzeleien beleidigt hatte, sowie mit dem sächs. Hofe, der über die im vorigen Kriege erlittenen Demüthigungen noch erbittert war. Schwieriger war es, Frankreich, das, unlängst noch Oesterreichs heftigster Feind, gegen jede Machtvergrößerung desselben Eifersucht hegte, herüberzuziehen. Als jedoch Georg II. von England 16. Jan. 1756 mit Preußen ein Defensivbündniß abschloß, und als Maria Theresia auf Zureden ihres Ministers Kaunitz sich sogar zu einem Schreiben an die Marquise von Pompadour herabließ, kam zu Versailles 1. Mai 1756 endlich auch das Bündniß zwischen Frankreich (Ludwig XV.) und Oesterreich zu Stande. Der geheime Plan war, den König von Preußen selbst zu irgendeiner Feindseligkeit zu

reizen. Man wollte ihn nach Böhmen locken, bei welcher Gelegenheit Sachsen, sich neutral stellend, ihm den Durchmarsch nach Böhmen erlauben sollte. Hierauf wollte Sachsen den Krieg erklären und Friedrich in den Rücken fallen, während er von Oesterreich in der Fronte angegriffen würde, um so den Feldzug mit einem Schlage zu beendigen. Dem Scharfblicke Friedrich's entging die Gefahr nicht; doch hielt er sie weder für nahe, noch kannte er das Getriebe der Coalition. Ein sächs. Cabinetskanzelist Menzel (s. d.) aber verrieth den Plan, und infolge dessen beschloß Friedrich, seinen Gegnern durch rasches Handeln zuvorzukommen. Als er auf seine Anfrage beim wiener Hofe, wem die Rüstungen in Böhmen gelten sollten, eine ausweichende Antwort erhalten, rückte er im Aug. 1756 mit 60000 Mann in Sachsen ein. Ohne Schwertstreich besetzte er binnen wenig Wochen das unvertheidigte Land, nahm 10. Sept. Dresden, setzte hier eine preuß. Landesadministration und ein Kriegscommissariat zu Torgau ein und eilte hierauf, das kaum 17000 Mann starke sächs. Heer, welches sich, aus seinen Garnisonen vertrieben, in einem für den erwähnten Kriegsplan vorbereiteten verschanzten Lager zwischen Pirna und Königstein zusammengezogen hatte, einzuschließen und zur Uebergabe zu bringen. Unterdessen rückte der Feldmarschall Browne mit einem österr. Heere langsam aus Böhmen heran, um die Sachsen zu befreien. Hierdurch sah Friedrich sich genöthigt, unter Zurücklassung eines starken Corps vor dem Lager zu Pirna, mit seiner Armee den Oesterreichern nach Böhmen entgegenzugehen. Bei Lowositz kam es 1. Oct. zur Schlacht, die zwar nicht entscheidend, aber doch mit dem Rückzuge der Oesterreicher endigte und die ausgehungerte sächs. Armee, nachdem sie sich vergeblich nach Böhmen durchzuschlagen versucht, in der Stärke von 14000 Mann 15. Oct. zur Waffenstreckung zwang. Hiermit war dieser erste Feldzug beendigt, und die Oesterreicher bezogen Winterquartiere in Böhmen, die Preußen in Sachsen und Schlesien; Friedrich selbst blieb in Dresden und behandelte Sachsen mit vieler Härte. 1757 sollte aber der Krieg erst in vollen Flammen ausbrechen. Maria Theresia betrieb nicht nur ihre eigenen Rüstungen in Böhmen aufs eifrigste, sondern suchte auch von allen Seiten dem Könige Friedrich Feinde zu erwecken. Zunächst wurde auf ihren Betrieb Friedrich's II. Unternehmung für Landfriedensbruch erklärt und auf dem Reichstage zu Regensburg 17. Jan. 1757 zur Ahndung desselben eine Reichsarmee von 60000 Mann bewilligt; ferner traten Frankreich und Schweden als Garanten des Westfälischen Friedens auf, um die angeblich gefährdete Reichsverfassung zu schützen. Während Schweden, in der Hoffnung, den seit 1720 verlorenen Theil von Pommern wieder zu gewinnen, 21. Mai 1757 förmlich den Krieg an Preußen erklärte, machte Frankreich sich anheischig, 80—100000 Mann nach Deutschland zu schicken und Schweden Hülfsgelder zu zahlen. Endlich sammelte auch Elisabeth von Rußland ein Heer von 100000 Mann, um es gegen Preußen zu senden. Diesen vereinten Mächten konnte Friedrich kaum 200000 Mann eigene Truppen und nächstdem nur noch das aus hannov., braunschweig., heff. und gothaischen Truppen zusammengesetzte engl. Hülfsheer von 40000 Mann entgegenstellen, das, von dem ungeschickten Herzoge von Cumberland commandirt, blos dazu bestimmt war, Hannover zu schützen. Friedrich war demnach nur auf die Schnelligkeit, Kühnheit und Geschicklichkeit seiner Unternehmungen angewiesen; es war ein Glück für ihn, daß seine Gegner ihre Operationen nicht in Verbindung zu bringen verstanden und er sie einzeln schlagen konnte. Den General Lehwaldt mit 24000 Mann zur Vertheidigung Preußens und Pommerns gegen die Schweden und Russen zurücklassend, rückte er schon im April 1757 in vier Colonnen in Böhmen ein. Nach dem glücklichen Gefecht des Herzogs von Bevern bei Reichenberg 21. April vereinigten sich die verschiedenen preuß. Corps bei Prag 5. Mai. Unmittelbar darauf, 6. Mai, griff Friedrich die Oesterreicher an, die, 76000 Mann stark, unter Karl von Lothringen auf den verschanzten Bergen bei Prag standen. Die starke Stellung war nur auf ihrem rechten Flügel zugänglich; auf diesen richtete der König seinen Angriff, und nach heißen Anstrengungen und dem Verluste von 18000 Mann gewann er, als Schwerin (s. d.) durch seinen aufopfernden Heldentod zuerst Bahn gebrochen, die Schlacht. Der rechte preuß. Flügel nahm die gegenüberliegenden Hügel, durchbrach das Centrum der Oesterreicher und vereinigte sich mit dem linken. Die Oesterreicher hatten ihren Feldmarschall Browne (s. d.), 10000 Todte oder Verwundete, 9000 Gefangene und 60 Kanonen eingebüßt. Der eine Theil ihres Heeres zog sich auf den von Mähren heranrückenden Feldmarschall Daun zurück; der bei weitem größere von 46000 Mann mit dem Prinzen von Lothringen warf sich in die Stadt Prag, deren Belagerung Friedrich II. sogleich begann. Da jedoch Daun (s. d.), zum Entsatz der Belagerten abgesendet, mit 60000 Mann sich Prag näherte, schickte ihm Friedrich ein Corps unter dem Herzog von Bevern entgegen und folgte ihm dann selbst mit einem kleinen Theile der Belagerungsarmee. Am 18. Juni griff er Daun bei Kollin (s. d.) an, wurde aber so nachdrücklich

geschlagen, daß er die Belagerung Prags aufheben und Böhmen verlassen mußte. Er bewirkte seinen Rückzug nach Sachsen und der Lausitz ohne erheblichen Verlust. Daun folgte vorsichtig und langsam und schoß die Stadt Zittau, in welcher sich ein preuß. Magazin befand, in Brand. Unterdessen hatte der Marschall d'Estrées mit einer franz. Armee von 100000 Mann die Festung Wesel, die Fürstenthümer Kleve und Ostfriesland, die hess.-kasselschen Länder und Hannover erobert, den Herzog von Cumberland, der das Hülfsheer führte, 26. Juli bei Hastenbeck geschlagen, bis Stade zurückgedrängt und zur Capitulation von Kloster-Seven 8. Sept. gezwungen, wonach jene Truppen mit Ausschluß der Hannoveraner auseinandergehen sollten. Während nun d'Estrées' Nachfolger, Richelieu, Hannover, Braunschweig und Hessen aussaugte, rückte ein anderes franz. Heer unter dem Prinzen Soubise, mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen vereinigt, nach Thüringen vor, in der Absicht, Sachsen zu befreien. Je wichtiger aber Sachsen für Friedrich war, um so nöthiger schien es ihm, dieses Vorhaben zu vereiteln. Er übertrug daher dem Herzoge von Bevern (s. d.) und dem General von Winterfeldt (s. d.) die Beobachtung der Oesterreicher in der Lausitz und in Schlesien und eilte selbst nach Thüringen, nahm 13. Sept. Erfurt, ließ 19. Sept. ein 8000 Mann starkes Corps der Franzosen (mit Soubise selbst) durch 1500 Mann unter Seydlitz aus Gotha vertreiben und schlug, nachdem er von einer Diversion in die Mark zur Vertreibung des Kroatengenerals Hadik, der Berlin überfallen und gebrandschatzt hatte, zurückgekehrt war, die verbündeten Franzosen und Reichstruppen 5. Nov. in der so merkwürdigen Schlacht bei Roßbach (s. d.). Die eilfertige Flucht der Franzosen nach dem Rheine lieferte Sachsen wieder ganz in Friedrich's Hände. Zugleich hob Georg II. 26. Nov. die klostersevener Convention auf und willigte ein, daß das frühere Hülfsheer mit Hinzufügung preuß. Truppen wieder erneuert und der Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein erprobter Feldherr, an die Spitze desselben gestellt wurde. So von dieser Seite gesichert, eilte der König mit Adlerschnelle zurück nach Schlesien, wo unterdeß der österr. General Nadasdy 7. Sept. den preuß. Heerestheil unter Winterfeldt bei Moys unweit Görlitz geschlagen und Schweidnitz 12. Nov. erobert hatte. Nach der Niederlage des Herzogs von Bevern bei Breslau 22. Nov. hatte sich außerdem auch diese befestigte Stadt ergeben müssen. Ganz Schlesien schien für Friedrich verloren, und die Oesterreicher, durch Glück übermüthig gemacht, nannten verächtlich das kleine Heer, das er durch Sachsen herbeiführte, die potsdamer Wachtparade. Aber kaum in Schlesien angekommen, zog der König das nach Bevern's Gefangennehmung und Kyau's Absetzung von Ziethen befehligte Corps an sich und schlug 5. Dec. bei Leuthen (s. d.) mit seinem kleinen, durch weiten Marsch geschwächten Heere das mehr als doppelt überlegene feindliche Heer unter dem Prinzen von Lothringen. Breslau ergab sich 14 Tage nachher mit einer zahlreichen Besatzung und großen Vorräthen. Die Oesterreicher hatten durch diese Niederlagen über 40000 Mann verloren, Schlesien war ihnen wieder entrissen, nur Schweidnitz noch in ihren Händen. Sachsen stand den Preußen zu Winterquartieren offen, und Friedrich sah sich am Ende dieses merkwürdigen Jahres gefürchteter als je. Auch die Kriegsereignisse im Osten, wo 100000 Russen unter Apraxin Ende Juni in Preußen eingefallen waren, die Festung Memel erobert, das Land grausam verwüstet und endlich den General Lehwaldt bei Großjägerndorf 30. Aug. unweit Wehlau geschlagen hatten, wendeten sich unerwartet glücklich. Denn als um diese Zeit die Kaiserin Elisabeth gefährlich erkrankte, mußten die Russen auf Anordnung des Kanzlers Bestuschew-Rjumin (s. d.), der sich dem Thronfolger Peter III., einem Verehrer Friedrich's, gefällig machen wollte, eilig sich wieder zurückziehen. Alle Städte, mit Ausnahme Memels, wurden geräumt, und Lehwaldt konnte nun die Schweden, welche 22000 Mann stark 13. Sept. die Peene überschritten und Anklam, Demmin und Pasewalk besetzt hatten, nach Stralsund und Rügen zurücktreiben.

Den dritten Feldzug 1758 eröffnete schon im Febr. der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen in Niedersachsen und Westfalen. Er hatte bereits im vorigen Jahre die Franzosen von der Elbe verdrängt und Harburg, Stade und Lüneburg erobert; jetzt vertrieb er dieselben auch aus Niedersachsen, Hessen und Westfalen, ging über den Rhein, schlug sie 23. Juni 1758 bei Krefeld und drang bis in die österr. Niederlande vor. Als aber an des unfähigen Clermont Stelle der Marschall von Contades das Commando des franz. Hauptheeres erhielt und zugleich Soubise mit einem zahlreich verstärkten Heere zu seiner Unterstützung nach Hessen befehligt wurde, sah Ferdinand sich genöthigt, 10. Aug. über den Rhein zurückzugehen und sich auf die Vertheidigung von Hannover und Westfalen zu beschränken, wobei es ihm jedoch, durch 12000 Engländer verstärkt, zuletzt noch gelang, Contades zwischen die Maas und den Rhein, Soubise zwischen Rhein und Main in die Winterquartiere zurückzudrängen. Auch Friedrich eilte frühzeitig ins Feld. Nachdem er 16. April die Festung Schweidnitz wieder erobert,

rückte er in Mähren ein. Doch die Belagerung von Olmütz mußte er bei Daun's Annäherung im Juli aufgeben und sich nach Schlesien zurückziehen, wo er bei Landshut ein Lager bezog. Hier vernahm er, daß die Russen, die nach Wiedergenesung der Kaiserin abermals Preußen in Besitz genommen, bis Küstrin vorgedrungen wären und die Schweden zu neuem Angriff ermuthigt hätten. Er marschirte daher mit einem Theile des Hauptheeres dahin ab, traf das russ. Heer, wie es Küstrin durch Bombenfeuer verheerte, und griff, nachdem er das Corps des Generals Dohna mit sich vereinigt, 26. Aug. mit 30000 Mann das 50000 Mann starke russ. Heer unter Fermor bei Zorndorf (s. d.) an, schlug es und zwang es zum Rückzuge nach Polen. Dem General Dohna die Beobachtung der Russen und den Kampf gegen die Schweden überlassend, eilte er dann sogleich nach Sachsen, um seinem Bruder Heinrich gegen die überwältigende Uebermacht der Oesterreicher beizustehen. Bei seiner Annäherung zog sich Daun, der Dresden bedrohte, in ein festes Lager bei Stolpen und brach erst, als Friedrich nach Zittau, wo die Oesterreicher ihre Hauptmagazine hatten, sich wendete, eilig auf und bezog ein gleichfalls festes Lager bei Löbau. Friedrich folgte, lagerte sich in dessen Nähe bei Hochkirch (s. d.), wurde aber 14. Oct. früh 4 Uhr überfallen und mit großem Verluste geschlagen. Ehe aber Daun ihm den Weg versperren konnte, war der König, von Dresden her durch Verstärkung neu gerüstet, nach Schlesien marschirt und hatte dort die Festungen Neisse (6. Nov.) und Kosel (15. Nov.) entsetzt; er eilte dann nach Dresden, um die von Daun beabsichtigte Eroberung Sachsens zu vereiteln, ließ durch Dohna die nochmals erscheinende Reichsarmee von Leipzig hinwegtreiben und nöthigte Daun zum Rückzuge nach Böhmen. So sah Friedrich am Ende des Feldzugs wenigstens seine Staaten, mit Ausschluß des Königreichs Preußen, von Feinden befreit. Zwar hatte Frankreich, trotz der Abneigung der Nation, durch den Machtwillen Ludwig's XV. 30. Dec. 1758 ein neues Bündniß mit Oesterreich geschlossen, aber auch Friedrich hatte durch des brit. Ministers Pitt Einfluß einen neuen Vertrag mit England erlangt, in welchem ihm jährlich 4 Mill. Thlr. Hülfsgelder versprochen wurden. Dennoch beschloß der König, der immer noch auf den Beistand der Türken zur Abwehrung Rußlands hoffte, mit der Hauptarmee sich möglichst auf die Defensive zu beschränken. Desto thätiger ließ er aber seine detachirten Corps wirken.

Nachdem Prinz Heinrich schon im März 1759 in Böhmen eingefallen und ungeheuere Kriegsvorräthe erbeutet hatte, wendete er sich im Mai nach Franken, verjagte die Reichsarmee und die mit ihr verbündeten Kaiserlichen, besetzte Bamberg und zerstörte in Franken und der Oberpfalz alle Magazine. Gleicherweise gelang es dem preuß. General Schenkendorf, ein österr. Corps bei Wolkenstein zu schlagen, sowie dem General Dohna, die Schweden wieder bis nach Stralsund zurückzutreiben und die Russen eine Zeit lang in Schach zu halten. Als aber die Russen im Frühling 1759 unter Soltikow immer stärker aus Polen vordrangen und in der Absicht, sich mit den Oesterreichern zu verbinden, der Oder sich näherten, sah sich Dohna zum Rückzuge genöthigt. Friedrich setzte an seine Stelle den General Wedel mit dem bestimmten Befehl, um jeden Preis eine Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern zu hindern. Diesem Befehle zufolge griff Wedel 23. Juli bei Kay unweit Züllichau die Russen an, wurde aber mit einem Verluste von 5000 Mann geschlagen, worauf die Russen bis nach Frankfurt a. d. O. vorgingen und mit 18000 Oesterreichern unter Laudon sich vereinigten. Seine Kurlande zu retten, eilte nun Friedrich aus dem Lager bei Schmottseifen, wo er Daun gegenübergestanden hatte, in die Mark und griff 12. Aug. die Russen bei Kunnersdorf (s. d.) an. Schon hatte er sie geschlagen, als Laudon ihm den Sieg entriß und eine Niederlage, wie er sie nie erlebt, über ihn brachte. Während aber Friedrich am Morgen nach der Schlacht kaum 5000 Mann mehr um sich versammelt sah, hatte auch Soltikow 24000 Mann eingebüßt und bezeigte keine Neigung, den Sieg zu verfolgen. Desto eifriger benutzte Friedrich die ihm gegebene Frist. Er ging über die Oder zurück, sammelte seine zerstreuten Truppen, rief andere aus Pommern und Brandenburg, ließ Geschütz aus Festungen herbeikommen und stand nach wenig Tagen wieder an der Spitze eines Heeres von 28000 Mann. Jetzt suchte er zuvörderst Berlin zu decken, eilte dann den Russen auf ihrem Marsche nach Schlesien zuvor und zwang sie durch geschickte Stellungen und Verhinderungen der Zufuhr, nach Polen zurückzugehen, während sein Bruder Heinrich mit Besonnenheit Daun mit dessen großem Heere in der Lausitz beschäftigte. Auch der General Fouqué wußte mit großer Geschicklichkeit Schlesien zu vertheidigen und den österr. General de Ville zum Rückzug nach Böhmen zu nöthigen. General Manteuffel trieb die wieder vorgedrungenen Schweden bis Stralsund zurück, und Daun selbst mußte aus Mangel an Lebensmitteln nach Böhmen zurückweichen. Dessenungeachtet hatte indeß die Reichsarmee in Verbindung mit einem österr. Corps Leipzig, Wittenberg und Torgau erobert, ja sogar Dresden nach

27tägiger Einschließung genommen; auch war Daun wieder nach Sachsen eingerückt. Friedrich, krank am Podagra in Glogau daniederliegend, schickte daher die Generale Fink und Wedel nach Sachsen, ließ durch den General Wunsch Wittenberg und Torgau wiedererobern und folgte 13. Nov. selbst nach. Als er aber Daun aus seinem festen Lager beim Plauenschen Grunde vertreiben wollte, gerieth der General Fink, der Daun den Rückzug abschneiden sollte, mit 11000 Mann bei Maxen und General Diericke mit 1400 Mann in die Hände der Oesterreicher, ohne daß der König seinen Zweck erreichte. Mit besserm Erfolge kämpfte der Herzog von Braunschweig. Zwar gelang es ihm nicht, den Franzosen Frankfurt a. M., das sie unter Soubise überrumpelt hatten, zu entreißen, auch wurde er bei dem Dorfe Bergen 13. April zurückgeschlagen und infolge dessen Kassel, Minden und Münster von den Franzosen unter Contades erobert; aber es glückte ihm, Broglio und Contades bei Minden 1. Aug. eine schwere Niederlage beizubringen und nach einem zweiten Siege des Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, bei Gohfeld über das franz. Corps des Herzogs von Brissac nicht nur Osnabrück, Paderborn und Bielefeld, sondern auch Marburg, Münster und Fulda wieder zu erobern.

Der Feldzug von 1760 erschien anfangs gleichfalls unglücklich für Friedrich. Seine Kassen waren erschöpft, seine Länder ausgesogen, sein Heer bestand kaum aus 90000 Mann, größtentheils Ausländern und Neulingen; die Versuche, Frankreich und Rußland vom Bündnisse gegen ihn abzuziehen, waren aufs neue gescheitert. Dazu kam, daß Laudon den tapfern Fouqué bei Landshut (23. Juni) mit 8000 Mann schlug und gefangen nahm und infolge dessen Glatz von den Oesterreichern 26. Juli erobert wurde. Dessenungeachtet verlor Friedrich den Muth nicht. Eilig zog er, nachdem er Dresden vom 14. bis 26. Juli vergeblich belagert, durch die Oberlausitz nach Schlesien, schlug unterwegs einen Theil des Lascy'schen Corps, siegte in der Schlacht bei Liegnitz 15. Aug. über Laudon, der im Begriff war, mit Daun sich zu vereinigen, und brachte durch diesen Sieg, bei welchem die Oesterreicher 10000 Mann und 82 Kanonen, Friedrich selbst nur 1800 Mann verloren hatte, Schlesien wieder in seine Hände. Denn nun vereinigte er sich mit seinem Bruder Heinrich bei Breslau, zwang die russ. Hauptarmee durch Demonstrationen zum Rückzug über die Oder und manövrirte Daun, der ihm gefolgt war, nach Böhmen zurück. Unterdessen waren die Preußen durch Oesterreicher, Würtemberger und Reichstruppen aus Sachsen gedrängt, Torgau und Wittenberg ihnen entrissen und Berlin von den Russen unter Tottleben 3. Oct. und sechs Tage darauf durch den österr. General Lascy eingenommen und gebrandschatzt worden. Auf das Gerücht von des Königs Annäherung räumten die Feinde die Hauptstadt, und Friedrich wandte sich darum sofort nach Sachsen, nahm hier Düben, Leipzig und Wittenberg ein und griff die in einem festen Lager bei Torgau verschanzten Oesterreicher unter Daun und Lascy 3. Nov. an. Blutig war die Schlacht: sie kostete den Preußen 13000, den Oesterreichern 20000 Mann, und schon glaubte Daun die Preußen geschlagen, als am Abend die Generale Ziethen und Saldern den Sieg errangen. Auf diese Weise war Sachsen aufs neue zu Winterquartieren gesichert und Schlesien, bis auf Glatz, wo Laudon stand, von Feinden frei; die Schweden hatten nach Stralsund und die Russen nach Polen sich zurückgezogen. Aber auch gegen die Franzosen hatte der Feldzug einen ziemlich glücklichen Ausgang genommen. Während nämlich der Erbprinz von Braunschweig ein franz. Corps bei Emsdorf 15. Juli geschlagen hatte, dann, um den Krieg nach Frankreich zu spielen, nach Kleve marschirt war, Wesel belagert und den Rhein überschritten hatte, über den er erst bei dem Anmarsche eines franz. überlegenen Heeres zurückwich, hatte der Herzog von Braunschweig, Ferdinand, die Franzosen bei Warburg an der Diemel mit einem Verluste des Feindes von 5000 Mann geschlagen und sich meist in seiner frühern Stellung behauptet. Glücklicher gestalteten sich für Ferdinand die Ereignisse zu Anfange des J. 1761. Er griff 11. Febr. alle von den Franzosen besetzten Plätze an, vertrieb sie aus denselben und brachte dadurch große Magazine in seine Hände. Zugleich hatte der hannov. General von Spörken ein aus sächs. und franz. Truppen bestehendes Corps 14. Febr. bei Langensalza geschlagen und der Prinz von Braunschweig von seinem festen Lager bei Villingshausen aus 15. Juli den Franzosen einen Verlust von 5000 Mann beigebracht. Allein bald mußten die Verbündeten, von England nach Georg's II. Tode, 25. Oct. 1760, nur schwach noch unterstützt, der Uebermacht Soubise's und Broglio's weichen, die Belagerungen von Ziegenhain, Marburg und Kassel aufheben und den Franzosen wieder Hessen und den Weg nach Hannover bloßgeben. Auch Friedrich gerieth durch Georg's II. Tod in große Bedrängniß. Er war 4. Mai 1761 nach Schlesien aufgebrochen, um die Provinz gegen die Russen und Oesterreicher zu schützen, mußte aber trotz aller Kunst geschehen lassen, daß beide 12. Aug. zwischen Jauer und Striegau, über 130000 Mann stark, sich vereinigten. Schon

war er in Gefahr, in seinem festen Lager bei Bunzelwitz unweit Striegau, wo er mit 50000 Mann stand, aufgerieben zu werden, als der Zwiespalt zwischen seinen Gegnern und deren Mangel an Lebensmitteln ihn rettete. Die Russen unter Buturlin trennten sich von den Oesterreichern 10. Sept., gingen nach Polen und ließen nur 20000 Mann unter Tschernitschew bei den Oesterreichern in Schlesien zurück. Nun blieb auch Laudon nicht länger und zog sich in das Gebirge zurück, eroberte aber vorher noch 1. Oct. Schweidnitz. Friedrich konnte nun zwar sein Lager verlassen, erkannte aber nur zu deutlich das Gefahrvolle seiner Stellung, da Laudon bei Freiburg und Tschernitschew bei Glatz standen und Oberschlesien in den Händen seiner Feinde war. Auch der Prinz Heinrich in Sachsen konnte der Reichsarmee und der Oesterreicher unter Daun sich kaum erwehren, und die Preußen in Pommern unter dem Prinzen von Würtemberg wurden in einzelnen Corps von den Russen geschlagen und verloren nach tapferer Gegenwehr 16. Dec. die Festung Kolberg. Friedrich schien dem Untergange nahe. Da starb 5. Jan. 1762 die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und sogleich schloß ihr Nachfolger Peter III. (s. d.) mit ihm 16. März 1762 einen Waffenstillstand, dem 5. Mai der Friede von Petersburg folgte. Durch ihn wurde auch Schweden 22. Mai zum Frieden mit Preußen bewogen. Peter ließ sogar, als Frankreich und Oesterreich seiner Vermittelung kein Gehör gaben, im Juni 1762 eine russ. Armee von 20000 Mann unter Tschernitschew zur Unterstützung Friedrich's zu den Preußen stoßen. Der frühe Tod des Kaisers 14. Juli trennte aber sehr bald das Bündniß mit Friedrich, und Peter's Nachfolgerin, Katharina II., rief sogleich die russ. Truppen aus Schlesien zurück. Da jedoch die Kaiserin den zwischen Rußland und Preußen 5. Mai geschlossenen Frieden bestätigte und strenge Neutralität beobachtete, erhielt Friedrich freie Hand, mit aller Macht sich auf seine übrigen Feinde zu werfen. Während er selbst Daun, den er schon 21. Juli bei Burkersdorf zum Weichen gebracht, 16. Aug. bei Reichenbach schlug und bald darauf 9. Oct. Schweidnitz zur Uebergabe nöthigte, hatte Prinz Heinrich in Sachsen nach mehrern glücklichen Gefechten sich den Zugang ins Erzgebirge geöffnet und der Herzog von Braunschweig im Westen nicht nur Niedersachsen und Westfalen glücklich behauptet, sondern auch nach mehrmaliger Besiegung der Franzosen (z. B. bei Wilhelmsthal 24. Juni und Luternberg 23. Juli) Hessen befreit und Kassel wiedererobert. Da nun überdies der Prinz Heinrich unter Mitwirkung des Generals Seydlitz 29. Oct. einen bedeutenden Sieg über die Reichstruppen und Oesterreicher unter Hadik bei Freiberg erfocht, in welchem diese gegen 8000 Mann und 28 Kanonen, die Preußen nur 1400 Mann einbüßten, kam 24. Nov. zwischen Preußen und Oesterreich ein Waffenstillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien bezog, für den nächsten Winter zu Stande. Als ferner der Seekrieg zwischen Frankreich und England durch den Präliminarfrieden vom 3. Nov. beendigt und dieser zu Paris 10. Febr. 1763 zum Definitivfrieden erhoben worden, erfolgte, nachdem vorher noch Friedrich durch einen Streifzug des Kleist'schen Corps nach Franken und Baiern den wichtigsten Reichsständen die Neutralität abgenöthigt, nach kurzen Verhandlungen und ohne fremde Vermittelung 15. Febr. 1763 der Friede zu Hubertusburg (s. d.), durch welchen alle Theile ihre Besitzungen, so wie sie vor dem Kriege waren, wiedererhielten. Durch die Stärke seines Charakters und das Uebergewicht seines Feldherrngenies hatte sich Friedrich Schlesien abermals gesichert und Preußen eine Stelle unter den Hauptmächten Europas errungen. Aber viele und große Opfer hatte dieser Krieg Europa und besonders den preuß. Staaten und dem unglücklichen Sachsen gekostet. Vgl. Friedrich's d. Gr. «Histoire de la guerre de sept ans»; Lloyd, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (deutsch von Tempelhof, 6 Bde., Berl. 1794—1801); Retzow, «Charakteristik der wichtigsten Zeitereignisse des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1804); Archenholz, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (5. Aufl., Berl. 1840); «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs», herausgegeben vom königl. preuß. Generalstabe (8 Bde., Berl. 1824—47); Schöning, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (Potsd. 1851); Schäfer, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1867—68). Werthvolle Monographien verfaßten Kutzen, Brodrück, Ollech, Knesebeck, Renouard u. a.

Siebenpfeiffer (Phil. Jak.), ein wegen seiner Conflicte mit der bair. Regierung besonders bekannter polit. Schriftsteller, geb. zu Lahr im Breisgau 12. Nov. 1789, der Sohn eines Schneiders, wurde 1804 Schreiber im Oberamte zu Lahr und 1806 bei der Finanzverwaltung im Breisgau angestellt. Von seinen Ersparnissen studirte er seit 1810 in Freiburg. Er promovirte 1813 als Doctor der Rechte und wurde hierauf Secretär bei der Kreisstelle, im Jan. 1814 zu dem österr. Generalgouvernement in Kolmar, später zur österr.-bair. Regierung nach Kreuznach versetzt, dann Kreisdirectorialadjunct in Trier und 1815 Vorstand der österr. Ver-

waltung von Landau und dem Gebiet an der Lauter. Die bair. Regierung setzte ihn in die niedrigere Stufe eines Kreisdirectorialassessors herab, und erst 1818 kam er als Landescommissar nach Homburg in Rheinbaiern. S. beschäftigte sich schon damals mit publicistischen Arbeiten. Als er 1830 eine Zeitschrift «Rheinbaiern» erscheinen ließ, verfügte die bair. Regierung seine unfreiwillige Versetzung als Inspector des Zuchthauses zu Kaisersheim, was seinen Austritt aus der Beamtenlaufbahn veranlaßte. Er setzte indessen seine Zeitschrift fort und ließ sie später unter dem Titel «Deutschland» erscheinen; seit dem April 1831 gab er eine zweite Zeitschrift, «Der Westbote», heraus. In beiden ließ er sich allerdings zu großer Misachtung der Behörden verleiten; allein sein Streben war immer rein deutsch; er gehörte nicht zu der rheinbair.-franz. Partei. Sein fortgesetztes Ankämpfen gab im März 1832 Veranlassung, daß der «Westbote» verboten wurde, solange er sich nicht den Bestimmungen hinsichtlich der Censur unterwerfe; auch versiegelte man die von ihm errichtete Presse zu Oggersheim. Obschon er sich endlich der Censur zu unterwerfen versprach, blieb doch die Zeitschrift verboten. S. wählte nun Neustadt an der Hardt zu seinem Aufenthaltsorte, und hier verbreitete er im April 1832 den Aufruf zu einem Bürgervereine auf den 27. Mai. Nebst mehrern andern Theilnehmern an dem Hambacher Feste eingezogen, wurde er im Juli 1833 vor die Assisen zu Landau gestellt. Angeklagt, durch seine Reden unmittelbar zum Sturze der Verfassung aufgefordert zu haben, sprachen im Aug. die Geschworenen das Nichtschuldig aus. S. wurde nun wegen Beschimpfung der Beamten vor das Zuchtpolizeigericht gestellt und im Nov. 1833 zu zweijähriger Haft verurtheilt. In der Nacht vom 14. zum 15. Nov. 1833 entkam er aus dem Gefängnisse zu Frankenthal über die franz. Grenze und ging später in die Schweiz, wo er an der Hochschule zu Bern angestellt wurde. Er starb in Bern 14. Mai 1845.

Siebenschläfer heißen nach der Legende sieben Jünglinge, Maximianus, Malchus, Serapion, Dionysius, Johannes, Martinianus und Konstantinus, welche sich, um einer Christenverfolgung unter Kaiser Decius 251 zu entgehen, in eine noch jetzt gezeigte Höhle im Berge Kalion bei Ephesus verborgen hatten, daselbst einschliefen, vermauert wurden und erst 446 nach zufälliger Wiedereröffnung der Höhle unter Theodosius II. wieder aufwachten und dann, nachdem sie vor dem herbeigeeilten Bischofe Martin und dem Kaiser selbst das Wunder bezeugt hatten, vom Glorienscheine der Heiligkeit umgeben starben. Die Sage, welche, wie die Verehrung der sieben Heiligen selbst, weit durch den Orient, bis zu den Abyssiniern hin, verbreitet ist und auch in einer «Die Höhle» überschriebenen Sure des Koran begegnet, erscheint auch schon frühzeitig im Abendlande, zuerst in dem Sendschreiben Gregor's von Tours an den Bischof Sulpitius von Bourges um 870, dann in den griech. Menologien. Die «Acta Sanctorum» erzählen sie unter dem 27. Juli. Paulus Diakonus versetzt sie merkwürdigerweise nach Deutschland. Auch in altfranz. und altdeutscher Sprache gibt es mehrere Bearbeitungen der Legende, von denen eine gereimte deutsche, wol dem 14. Jahrh. angehörende durch Th. von Karajan herausgegeben worden ist («Von den siben slafären», Heidelb. 1839). Der Gedächtnißtag der S. fällt in der röm. Kirche gegenwärtig auf den 27. Juni, in der griech. auf den 4. Aug. Merkwürdig ist die Beziehung dieser Heiligen auf die Witterung, sofern es nicht nur nach dem abendländ. Volksglauben sieben Wochen hindurch regnen soll, wenn es am 27. Juni geregnet hat, sondern sie auch bei den Mohammedanern als Beschützer des Seewesens verehrt werden.

Siebenschläfer, Bilch oder Rellmaus (Myoxus Glis) heißt eine Art der Säugethiergattung Schlafmaus (Myoxus), welche die Eichhörnchen mit den Mäusen verbindet und zur Ordnung der Nagethiere gehört. Er ist von der Größe des Eichhörnchens, 5—6 Zoll lang ohne den 5 Zoll langen, zweizeilig langbehaarten Schwanz, oberseits schön aschgrau, unterseits weiß, und die Augen umgibt ein schwarzbrauner Kreis. Er bewohnt das mittlere Europa und hält sich in Wäldern auf, wo er des Nachts nach Futter, das aus Nüssen, Samen, saftigen Früchten, auch wol Eiern und jungen Vögeln besteht, umherstreift und bis auf die höchsten Baumgipfel hinaufklettert, den Tag aber in hohlen Bäumen verschläft. Den ganzen Winter bringt er im Winterschlafe hin. An die Gefangenschaft gewöhnt er sich leicht und wird bei guter Fütterung sehr fett. Die alten Römer schätzten ihn als Leckerbissen und legten deshalb zur Zucht der S. im großen besondere Behälter (gliraria) an. Noch jetzt gilt sein Fleisch in Italien, Illyrien und Steiermark für schmackhaft. Seine Lebenszeit soll höchstens sechs Jahre betragen.

Siebold, eine deutsche Gelehrtenfamilie, deren Glieder sich besonders auf dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe verdient gemacht haben. — Karl Kaspar von S., geb. 4. Nov. 1736 zu Nideck im Herzogthume Jülich, gab als Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe zu Würzburg den ihm übertragenen, bisher aber ziemlich vernachläs-

figten Lehrfächern eine angemessene Einrichtung, setzte sie mit den bereits vorhandenen, aber zu wenig benutzten Anstalten in zweckmäßige Verbindung, suchte dieselben möglichst zu verbessern und erwarb sich namentlich den Ruf eines ausgezeichneten Chirurgen seiner Zeit. In Anerkennung der Verdienste, die er sich während des Kriegs in den Hospitälern erworben, wurde er 1801 in den Reichsadel erhoben. Er starb 3. April 1807. — Johann Georg Christoph von S., ältester Sohn des vorigen, geb. 1767 in Würzburg, wurde 1790 Professor der allgemeinen Pathologie und Diätetik daselbst, 1795 der Geburtshülfe, 1796 Professor der Physiologie und erster Arzt am Juliushospital und starb 15. Jan. 1798. — Johann Theodor Damian von S., ein zweiter Sohn, starb als Medicinaldirector zu Darmstadt 6. Dec. 1828. — Johann Bartholomäus von S., geb. 1774, ein dritter Sohn, den sich der Vater 1797 im Lehramte der Anatomie und Chirurgie adjungiren ließ, starb als Professor der Chirurgie und Oberwundarzt am Juliushospital zu Würzburg 28. Jan. 1814. — Adam Elias von S., der vierte Sohn, der berühmteste unter den Brüdern, war zu Würzburg 5. März 1775 geboren. Ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, entschloß er sich, Medicin zu studiren, nachdem er schon einige Zeit auf einem Contor zu Augsburg gearbeitet. Nach Beendigung seiner Studien zu Jena, Göttingen und Würzburg wurde er 1799 außerord. Professor der Medicin zu Würzburg und, nachdem er 1800 eine Reise nach Wien unternommen, bei seiner Rückkehr Medicinalrath und ord. Professor. 1816 folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er die Entbindungsanstalt bei der Universität gründete und 12. Juli 1828 starb. Er suchte der Geburtshülfe eine höhere Stellung anzuweisen, indem er die physiol.-medic. Grundsätze auf dieselbe anwendete. Sein Hauptwerk ist das classische «Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten» (2 Bde., Frankf. 1811; 2. Aufl., Frankf. 1821—23). Außerdem sind zu erwähnen sein «Lehrbuch der theoretischen und praktischen Entbindungskunde» (Nürnb. 1810; 4. Aufl. 1824) und das «Lehrbuch der Geburtshülfe» (5. Aufl., Würzb. 1831). — Regine Josephe von S., die Gattin Johann Theodor Damian von S.'s, geb. 14. Dec. 1771, war die Tochter des kurfürstl. mainzischen Regierungsbeamten Henning zu Heiligenstadt. Nachdem sie in erster Ehe mit dem mainzer Regierungsrath Heiland vermählt gewesen, studirte sie 1806—7 die Geburtshülfe unter Anleitung ihres Schwiegervaters Karl Kaspar von S. und erhielt 1815 von der medic. Facultät zu Gießen die Doctorwürde. Sie wirkte bis in ihr hohes Alter zu Darmstadt als Geburtshelferin und starb daselbst 28. Febr. 1849. — Ihre Tochter aus erster Ehe, Marianne Theodore Charlotte Heiland, genannt von S. (durch Adoption ihres Stiefvaters), geb. 12. Sept. 1788 zu Heiligenstadt, erhielt durch ihre Aeltern praktischen Unterricht in der Geburtshülfe und studirte dieselbe dann von 1811—12 in Göttingen unter Osiander's und Langenbeck's Leitung. Nach bestandener Prüfung erhielt sie 1814 die Erlaubniß zur Ausübung der Geburtshülfe und 1817 durch öffentliche Promotion zu Gießen die Doctorwürde. Bei dieser Gelegenheit schrieb sie: «Ueber die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter und über Bauchhöhlenschwangerschaft insbesondere» (Darmst. 1817). Seitdem lebte sie ihrem Wirkungskreise zu Darmstadt, von wo sie vielfach an auswärtige Höfe zu Entbindungen berufen wurde. 1829 vermählte sie sich mit dem nachmaligen Oberstabsarzt Heidenreich zu Darmstadt. Sie starb 8. Juli 1859.

Siebold (Karl Theodor Ernst von), namhafter Physiolog und Zoolog, geb. 16. Febr. 1804 zu Würzburg als Sohn von Johann Georg Christoph von S., war erst Kreisphysikus zu Heilsberg in Preußen und ging 1834 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg, wo er sich an der Universität für Zoologie habilitiren wollte, aber als Katholik abgewiesen wurde. 1835 siedelte er als Director der Hebammen- und Entbindungsanstalt nach Danzig über, wo er 1839 auch das Stadtphysikat übernahm. 1840 folgte S. einem Rufe als Professor der Physiologie, vergleichenden Anatomie und Thierheilkunde nach Erlangen, von wo er jedoch schon 1845 als Professor der Physiologie, vergleichenden Anatomie und Zoologie nach Freiburg i. Br. ging. 1850 vertauschte er diese Stellung mit der Professur der Physiologie in Breslau, wo er zugleich die Direction des physiolog. Instituts übernahm. Zur Gründung eines ähnlichen Instituts wurde er 1853 als Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie nach München berufen, wo ihm später auch die Professur der Zoologie sowie die erste Directorstelle am zoologisch-zootomischen Cabinet übertragen wurde. S. hat sich die namhaftesten Verdienste um die Fortbildung der Naturwissenschaften erworben, indem er vorzugsweise den innern Bau, die Lebens- und Fortpflanzungsgeschichte der niedern Thiere aufklärte. Außer vielen in verschiedenen Journalen und akademischen Schriften niedergelegten, zum Theil helminthologischen und entomologischen Abhandlungen veröffentlichte er ein treffliches «Lehrbuch der vergleichenden Ana-

tomie der wirbellosen Thiere» (Berl. 1848), welches auch ins Englische (1854) und Französische (1849) übersetzt wurde. Außerdem erschienen von ihm Untersuchungen «Ueber die Band- und Blasenwürmer» (Lpz. 1854), über die «Wahre Parthenogenesis bei Schmetterlingen und Bienen» (Lpz. 1856), worin er nachwies, daß auch aus unbefruchteten Eiern sich Thiere entwickeln können; ferner «Die Süßwasserfische von Mitteleuropa» (Lpz. 1863), in welcher Schrift er vielfach verbreitete Irrthümer nachwies. Mit Kölliker begründete S. 1849 die «Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie. — Eduard Kaspar Jakob von S., des vorigen Bruder, Hofrath und Professor der Medicin und Chirurgie zu Göttingen, Director der Entbindungsanstalt und Hebammenlehrer, geb. 19. März 1801 zu Würzburg, studirte daselbst, zu Berlin und in Göttingen, promovirte in Berlin und wurde 1827 als Assistent bei der Entbindungsanstalt angestellt, deren einstweilige Direction nach dem Tode seines Vaters ihm übertragen wurde. 1829 folgte er dem Rufe als Professor der Geburtshülfe nach Marburg, und 1833 ging er in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er 27. Oct. 1861 starb. Seit des Vaters Tode setzte er das von diesem 1813 begonnene «Journal für Geburtshülfe u. s. w.» fort. Nächstdem schrieb er eine «Geschichte der Geburtshülfe» (2 Bde., Berl. 1839—45), ein «Lehrbuch der Geburtshülfe» (Berl. 1841), «Zur Lehre der künstlichen Frühgeburt» (Gött. 1842), «Lehrbuch der gerichtlichen Medicin» (Abth. 1, Berl. 1846).

Siebold (Phil. Franz von), bekannt als Erforscher Japans, Bruder der beiden vorigen, geb. 17. Febr. 1796 zu Würzburg, widmete sich seit 1815 auf der Universität seiner Vaterstadt der Medicin und den Naturwissenschaften, daneben der Länder- und Völkerkunde und erlangte 1820 die Doctorwürde. 1822 ging er nach den Niederlanden und von da im Sept. 1822 als Sanitätsoffizier erster Klasse nach Batavia, wo er im Febr. 1823 anlangte und als Regimentsarzt im Hauptquartier zu Weltevrede Dienst erhielt. Doch schon im Juni 1823 ward er als Arzt und Naturforscher der Gesandtschaft nach Japan beigegeben. Bei den beschränkten Verhältnissen der Niederländer in ihrer Factorei Desima sah sich S. in seinen Forschungen zunächst auf diesen kleinen Bereich beschränkt. Bald erlangte er aber als Arzt und Naturforscher großen Ruf und dadurch größere Freiheit. Selbst aus entfernten Gegenden kamen Japanesen, darunter einige kaiserl. Aerzte aus Jeddo, zu ihm, um seinen Unterricht zu genießen, und durchforschten für die Zwecke des Lehrers auch das Innere ihres Vaterlandes. Im Febr. 1826 ging die beabsichtigte Gesandtschaftsreise nach Jeddo vor sich, auf welcher S. von seinen gelehrtesten und vertrautesten Schülern begleitet wurde. Auch in Jeddo fand S. eine sehr gute Aufnahme und hatte Aussicht, dort länger bleiben zu dürfen. Allein wegen einer Verletzung der japan. Hofsitte von seiten des Gesandten mußte S. mit der Gesandtschaft nach Desima zurückkehren. Er stand 1828 im Begriffe, sich mit seiner reichen wissenschaftlichen Ausbeute nach Europa einzuschiffen, als ein unvorhergesehener Vorfall ihn in eine Untersuchung verwickelte. Der kaiserl. Astronom und Oberbibliothekar hatte ihm die Copie einer Karte des japan. Reichs mitgetheilt, die auf Befehl des Kaisers gefertigt worden war. Die Sache wurde verrathen. Da man darin ein schweres Staatsverbrechen erkannte, wurde S. zu Desima zurückgehalten und scharf bewacht und eine strenge Untersuchung eingeleitet, die vom Sept. 1828 bis Oct. 1829 währte, aber infolge der Festigkeit und Entschlossenheit S.'s mit der Freisprechung sämmtlicher in dieselbe verwickelten Japaner endete. S. kam mit der Verbannung davon, verließ 1. Jan. 1830 Japan, trat im März seine Rückreise nach Europa an und traf 7. Juli vor Vließingen ein. Die von ihm gesammelten Materialien zur Kunde des japan. Landes und Volks begann er in einem großartigen Werke zu bearbeiten, das in vier Abtheilungen zerfällt, unter den Titeln: «Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan» (Leyd. 1832 fg., mit Atlas), «Fauna Japonica», mit Temminck, Schlegel und Haan bearbeitet (Leyd. 1833 fg.), «Flora Japonica» (Leyd. 1835 fg.) und «Bibliotheca Japonica», lithographirt von dem Chinesen Ko-tsching-Dschang, herausgegeben gemeinschaftlich mit J. Hoffmann (6 Thle., Leyd. 1833—41). Hierzu kommen der schätzbare «Catalogus librorum Japonicorum» (Leyd. 1845), die «Isagoge in bibliothecam Japonicam» (Leyd. 1841), «Epitome linguae Japonicae» (Batavia 1826; 2. Aufl., Leyd. 1853) und «Florae Japonicae Familiae naturales» (mit Zuccarini, Münch. 1851). Außerdem hat sich S. durch die Einführung japan. Culturpflanzen, wie 1825 des Thees auf Java, verdient gemacht. Ebenso wirkte S. viel zur Eröffnung Japans für den Welthandel. Unter anderm veröffentlichte er die «Urkundliche Darstellung der Bestrebungen Niederlands und Rußlands zur Eröffnung Japans» (Leyd. 1854). 1859 unternahm er eine zweite Reise nach Japan, trat dort sogar 1861 auf einige Zeit in die Dienste des Taikun, kehrte aber 1862 wieder nach Europa zurück und wählte seine Geburtsstadt Würzburg zum bleibenden Aufenthalt.

Nachdem er schon 1853 wegen seiner umfassenden Kenntniß der japan. Verhältnisse nach Petersburg berufen worden, um dort zur Gründung von Handelsverbindungen seinen Rath zu ertheilen, wurde er 1863 zu gleichen Zwecken vom Kaiser Napoleon III. zu Rathe gezogen. Mit der Aufstellung einer von ihm begründeten japan. Sammlung zu München beschäftigt, starb er daselbst 18. Oct. 1866. Seine naturwissenschaftlichen Sammlungen befinden sich in Leyden.

Siedepunkt nennt man den Wärmegrad, wobei eine Flüssigkeit siedet, d. h. durch ihre ganze Masse hindurch in Gestalt von Gasblasen aufsteigende Dämpfe entwickelt. Die Physiker benutzen den S. des Wassers zur Bestimmung eines fixen Punktes für die Grade des Thermometers. Dieser S. ist jedoch nur beim völligen Sieden reinen Wassers und bei einerlei Druck der Atmosphäre beständig. Welchen Einfluß der Druck der Luft habe, beweisen die Versuche, daß in der luftleeren Kugel das Wasser schon durch die Wärme der menschlichen Hand zum Sieden gebracht wird, und daß es dagegen in dem Papinischen Digestor, wo es seine Dämpfe nicht verbreiten kann, einen ungeheuern Grad der Hitze annimmt. Bei dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre ist der S. des Regenwassers 80° R. Auf Bergen findet man, wegen der Abnahme des Luftdrucks nach oben den Siedepunkt um so niedriger, je höher man kommt, sodaß man ein genau und fein eingetheiltes Thermometer ähnlich wie das Barometer zur Höhenmessung brauchen kann.

Sieg, ein Nebenfluß des Rhein auf dessen rechter Seite, entspringt in Westfalen am Edderkopf und fließt in vielgewundenem Laufe, mit vorherrschend westl. Richtung durch ein wegen seines Bergbaues berühmtes, aber städtearmes Thal dem Rhein zu, in den der Fluß gegenüber Bonn mündet. Bei der Stadt Siegen scheidet sich in 827 F. Höhe der mittlere und der untere Lauf, welcher letztere anfangs durch eine an landschaftlichen Schönheiten reiche Gegend führt, bis er bei Blankenburg ins Tiefland tritt. Die ganze Lauflänge der S. beträgt $17^1/_4$ M.; Quelle und Mündung sind jedoch nur 11 M. voneinander entfernt. Schiffbar ist der Fluß nur auf 2 M. von seiner Mündung bis Siegburg. Unter den Nebenflüssen ist die 6 M. lange, aus dem Westerwald kommende Nister und die bei Siegburg mündende Agger zu erwähnen. Nach dem Flusse S. benannt ist der zum ehemaligen Herzogthum Berg gehörige Siegkreis im preuß. Regierungsbezirk Köln, der auf 13,95 Q.-M. 84094 E. (1864) zählt. Hauptstadt desselben ist Siegburg mit 4214 E., an der S. und am Fuße des Michaelisbergs, auf welchem eine ehemalige Benedictinerabtei liegt. In diesem Kreise liegen auch die Städte Königswinter und Honnef mit 3647 E. Vgl. Aeg. Müller, «Siegburg und der Siegkreis» (Siegb. 1858).

Siegel (sigillum, secretum, signetum oder signum) nennt man den Abdruck eines Stempels in eine weichere Masse. Zum Siegeln gebrauchte man schon in den frühesten Zeiten verschiedene Stoffe, je nach dem Unterschiede der Stände. An die Stelle des Wachses in seiner ursprünglichen Farbe trat später gefärbtes Wachs, auch gebrauchte man Blei und andere, selbst edle Metalle zur Anfertigung der S. Des Goldes und Silbers bedienten sich zum Siegeln die byzant. Kaiser, des Bleies die Päpste und die Großmeister der geistlichen Ritterorden. Später siegelten Kaiser und Könige mit rothem Wachse und verliehen dieses Recht auch andern Fürsten und Herren; grünes Wachs gebrauchten geistliche Stifter, Klöster u. s. w., weißes Wachs führten die Freien Reichsstädte, schwarzes Wachs der Patriarch von Jerusalem und die Großmeister der geistlichen Ritterorden in weniger wichtigen Angelegenheiten. Noch später trat die Oblate (s. d.) an die Stelle des Wachses und im 16. Jahrh. das Siegellack (s. d.). Die auf den S. dargestellten Gegenstände sind sehr verschieden. Ursprünglich setzte man darein den Kopf dessen, der das S. führte; so in den S. der deutschen Kaiser im frühen Mittelalter. Diese Köpfe waren meist in Siegelringen eingeschnitten und von vorzüglicher Arbeit. Doch gab es damals auch schon andere Gegenstände auf den S. Später wurde gebräuchlich, Wappen in die S. zu setzen, wobei die nicht zu Wappen Berechtigten ideelle Wappen gebrauchten. Im Orient enthalten die S. gewöhnlich Sprüche des Korans. Die S. selbst werden theils nach den vorgestellten Gegenständen, theils nach den Materien, aus welchen sie bestehen, oder sonst nach der Größe u. s. w. eingetheilt. Die Form derselben ist meist rund, doch kommen auch andere Formen vor. So war im Mittelalter eine fast dreieckige Schildform nicht ungewöhnlich. Der Zweck der S. bestand ursprünglich darin, daß durch das S. eine Urkunde oder sonst eine Schrift mehr Glaubwürdigkeit erhalten sollte als durch die bloße Unterschrift. Zu diesem Zwecke wurde das S. an einer Schnur oder einem Pergamentstreifen, welche durch die Urkunde gezogen wurden, derselben angehängt und in der Schrift selbst dies erwähnt. Dann diente das S. auch zum Verschließen von Briefen u. s. w., also zur Sicherheit. War das S. in einer besondern Kapsel, um es vor Beschädigung zu schützen, eingeschlossen oder in Metall ausgedrückt, so nannte man dies eine

Bulle (s. d.), welcher Ausdruck dann auch von dem ganzen Document gebraucht wurde. Um die S. vor Verfälschung zu bewahren, wurde oft ein Gegen- oder Secretsiegel (contrasigillum) auf den Rücken des größern S. gedruckt, und dieser kleinern S. bediente man sich in der Folge bei minder wichtigen Ausfertigungen. Die Aufbewahrung der Staats- und Regentensiegel war in der Regel einem der höchsten Beamten anvertraut, oder es waren dazu eigene Beamte bestellt, wie bei den griech. Kaisern die Logotheten, bei den Merovingern die Referendarien, bei den Karolingern und den spätern Kaisern und Königen die Kanzler. Im Deutschen Reiche hatte der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler die Reichssiegel zu verwahren, die von ihm dem Reichsvicekanzler ausgehändigt wurden. Auch in Frankreich war der Kanzler ursprünglich Bewahrer der Reichssiegel. Da aber das Kanzleramt dem, der einmal damit bekleidet war, nicht genommen werden konnte, so wurde, wenn ein Kanzler in Ungnade fiel, ein eigener Garde des sceaux ernannt, welcher in Rang, Amtskleidung und Amtsbefugnissen jenem gleich stand. Der Großsiegelbewahrer hatte, wie in Deutschland der Kurfürst von Mainz, bei den Reichskanzleien die Ernennung aller Kanzleibeamten (Chancelleries) in ganz Frankreich. Alle Erlasse im Namen des Königs mußten ihm zum Siegeln vorgelegt werden, und die Könige machten ihm in ältern Zeiten zur heiligen Pflicht, nichts zu besiegeln, was den Gesetzen und dem Rechte zuwider sei. Später sank der Name Großsiegelbewahrer zum bloßen Titel herab, welchen der Justizminister führte. In England sind seit der Königin Elisabeth die Aemter des Lord-Kanzlers von England und des Großsiegelbewahrers (Lord keeper of the great seal), welche vorher getrennt waren, in der Regel vereinigt. Für das kleine königliche S. besteht jedoch noch ein eigener Beamter (Lord keeper of the privy seal, gewöhnlich nur Lord privy seal genannt). Die Kenntniß der Urkundensiegel, die Siegelkunde, wird Sphragistik (vom griech. sphragis, das Siegel) genannt. Ueber letztere vgl. die Werke von Heineccius, Manni, Gercken und Büsching.

Siegelerde heißt eine thonige Erde, welche sonst als adstringirendes Heilmittel, später aber als Universalmittel angewendet und nur versiegelt versendet wurde. Man bediente sich hierzu lange Zeit vorzüglich des Lemnischen Bol oder der Lemnischen Erde, welche schon von Plinius erwähnt wird, der dazu bemerkt, daß sie blos gesiegelt verkauft und daher Sphragidis genannt werde. Später wurde vom kaiserl. Leibarzte Dr. Scultetus Montanus der Striegauer Bol entdeckt, und nach und nach kamen eine Menge anderer, künstlich gefärbter und geformter thoniger Erden noch dazu in Gebrauch. Jeder Ort rühmte sich, die beste S. zu haben, und machte die seinige durch Aufdrückung des Ortssiegels kenntlich, obschon es meistens bloßer gefärbter Thon ohne allen Werth war.

Siegellack besteht seinen Hauptbestandtheilen nach aus harzigen Stoffen und zwar das feinere aus Gummilack oder Schellack, Pech und Harz, unter Zusatz von Storax und Benzoë, wodurch es wohlriechend wird, und das geringere blos aus Pech oder Harz, dem man etwas Terpentin beimischt. Außerdem setzt man verschiedene Farbestoffe zu. Das gebräuchlichste ist das rothe S., das in den feinsten Sorten durch Zinnober, in den geringern durch Mennige und rothes Eisenoxyd gefärbt wird. Die verschieden gefärbten Sorten erhält man, indem man den Zinnober durch Grünspan, Chromgelb, Ultramarin, gebranntes Elfenbein ersetzt. Die Stangengestalt erhält das S. durch Gießen in Formen. Die Portugiesen sollen das S. in Ostindien kennen gelernt und in Europa verbreitet haben, woher sich auch der Name Spanisches Wachs, wie man das S. früher häufig nannte, erklären läßt.

Siegelmäßigkeit oder das Recht, eigene Urkunden schon durch Beidrückung des Siegels mit dem Familienwappen zu vollziehen, ingleichen die Urkunden von Gerichtsuntergebenen auf dieselbe Art zu beglaubigen, wurde seit dem Aufkommen eines erblichen Wappenrechts als Privilegium des Adels angesehen, ist aber nur in Particularrechten zu ausdrücklicher Anerkennung gelangt. In Baiern begriff man nach einer alten, noch in der Verfassungsurkunde anerkannten Gewohnheit unter S. nicht blos die Befugniß, selbstausgestellte Urkunden durch das Siegel mit der Eigenschaft öffentlicher Documente zu versehen, sondern auch das Vorrecht, Erbschaften ohne Zuziehung der Obrigkeit unter Siegel zu nehmen, den eigenen Kindern das Muttergut allein auszuwerfen, Eide in Civilsachen durch bloße Unterschrift der Eidesformel zu leisten und einen befreiten Gerichtsstand, wie anderwärts die Schriftsässigen (s. Schriftsässigkeit), zu beanspruchen. Als Siegelgenossen in diesem Sinne werden Adeliche, hohe Staatsbeamte, Oberoffiziere bis zum Hauptmann abwärts und Graduirte aufgeführt.

Siegen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, an der Sieg, ist eine alte steile Bergstadt mit 9275 E. und Sitz eines Landrathsamts und Kreisgerichts. Der Ort hat zwei Schlösser der ehemaligen Fürsten von Nassau-Siegen und von höhern Unterrichts-

anstalten eine Realschule, eine Baugewerkschule, eine Wiesenbauschule und eine Bergschule. Die städtische Industrie producirt besonders Leder, Tuch und Baumwollzeuge. S. ist Endpunkt der Ruhr-Siegbahn sowie eines Zweigs der Deutz-Gießener Bahn und hat seit Herstellung dieser Verbindungen einen neuen Aufschwung genommen. Der **Kreis** S., welcher auf 11,7 Q.-M. 53000 E. zählt, liegt zwischen dem Westerwalde und dem Rothhaargebirge und ist ein durchaus bergiges, besonders durch seinen Reichthum an Eisenerz berühmtes Land. Die erbeuteten Erze werden in 22 Hohöfen verschmolzen und liefern ein sehr gesuchtes Roh- und Rohstahleisen. 1865 wurden 600000 Tonnen im Werthe von 1 Mill. Thlrn. gefördert. Das Eisen wird theils in den Stahlfabriken der Grafschaft Mark und Englands, theils im Lande selbst in etwa 40 Puddlings- und Walzwerken zu Edelstahl, Blech, Draht, Ketten, Achsen u. s. w. verarbeitet. Außerdem liefert der Bergbau des Kreises noch Silber (etwa 4000 Pfd. jährlich), Blei und Kupfer. Die bedeutendsten Gruben liegen bei Müsen (Stahlberg), Eiserfeld, Gosenbach, Neunkirchen, an der Eisernhaardt und am Bautenberg. Ein zweites Hauptgewerbe ist die Sohllederfabrikation, die in 70 Gerbereien jährlich etwa 100000 Rohhäute verarbeitet und ein sehr geschätztes Product liefert. Die Lohe hierzu wird größtentheils im Kreise aus etwa 140000 Morgen Schälwaldungen (Hauberge) gewonnen. Auch ist das Siegerland als die Wiege des Kunstwiesenbaues bekannt. Das Land bildete früher das **Fürstenthum** S., das seit 1255 der Ottonischen Linie des Hauses Nassau gehörte. Seit der Theilung von 1607 stand es unter eigenen Fürsten aus dieser Linie, bis es 1806 dem Großherzogthum Berg einverleibt ward. 1813 wurde es den Fürsten von Oranien zurückgegeben und von diesen auf dem Wiener Congreß 1815 an Preußen abgetreten.

Siegenbeek (Matthijs), ein namentlich um die holländ. Nationalliteratur sehr verdienter Mann, geb. 23. Juni 1774 zu Amsterdam, widmete sich dem geistlichen Stande, ward schon 1793 Prediger der Mennonitengemeinde zu Leyden und erhielt 1797 die an der Universität daselbst neuerrichtete Professur der niederländ. Beredsamkeit, zu welcher später die der niederländ., darauf die der neuern Literatur und endlich noch die der vaterländischen Geschichte trat. Er starb um 1850. In einer mehr als 50jährigen akademischen Lehrthätigkeit wirkte er höchst segensreich für die Kräftigung des nationalen Sinns und die Läuterung des Geschmacks. Besondern Einfluß gewannen seine Arbeiten über holländ. Orthographie («Verhandeling over de nederduitsche spelling», Amsterd. 1804 u. öfter; «Woordenboek vor de nederduitsche spelling», Amsterd. 1805 u. öfter), indem sie officielle Geltung erlangten und die Grundlage der gegenwärtig allgemein üblichen Rechtschreibung wurden. Unter seinen Schriften sind außer einigen anthologischen Sammlungen und Ausgaben älterer Werke bemerkenswerth: «Leerredenen» (2 Bde., 1814—20); «Laudatio Jani Dousae» (Leyd. 1812); «Beknopte geschiedenis der nederl. letterkunde» (1826); «Geschiedenis der Leidsche hoogeschool tot 1825» (2 Bde., 1829—32); «Geschiedenis der burgerwapening in Nederland» (1831).

Siegfried, althochdeutsch Sigufrid, in der nordischen Fassung aber Sigurd, heißt einer der hervorragendsten Heroen der deutschen Heldensage. Er war ein Sohn Sigmund's, aus dem auf Odin selbst zurückgehenden Geschlechte der Welsunge, ausgezeichnet durch leuchtende Augen und unglaubliche Kraft. Erzogen hatte ihn ein weiser und kunstreicher Alb, der Regino, d. i. Rathgeber, hieß und zwar Menschengestalt, aber die eines Zwergs besaß. Derselbe verschaffte ihm dann ein Roß und schmiedete ihm ein Schwert, mit dem S. einen Amboß spalten konnte. So reizte ihn Regino, der Nibelungen Hort (Schatz) und unermeßliches Gold zu erwerben. Zuerst hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß seine geheimnißvolle verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn sie es nicht nebst dem zugehörigen wunderbaren und verhängnißvollen Ringe als Wergeld für den erschlagenen Ottar gegeben hätten. So waren die Götter dem Verderben entgangen, aber das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das nun im Besitze des verderblichen Schatzes war, rieb sich untereinander auf. Ottar's beide Brüder tödteten den Vater; Regino wurde von dem andern Bruder, Fafnir genannt, verdrängt, der in Gestalt eines Drachen (Lindwurms) sein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, reizte Regino den jungen S. auf, den Wurm zu tödten; S. aber erschlug beide. Durch das Drachenblut, wovon er trank, wurde noch seine Kraft gemehrt oder sein Leib mehr geschützt vor Wunden. Durch das Gold und zumal durch den Ring wurde er unermeßlich reich. Die Tarnkappe gab ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines Andern zu verwandeln. Allein bei all dieser Herrlichkeit war er durch den Besitz des Goldes in der Knechtschaft der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobte er sich mit der kriegerischen Königstochter Brunhild; sein Herr Gundahari (Günther), der Nibelungenkönig,

wollte sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Günther's Gestalt ritt S. durch die Flamme, welche um ihre Wohnung loderte; er gab ihr den Ring aus dem Schatze und brachte sie dadurch in die Gewalt Günther's; sie erkannte S. nicht. Er selbst bekam ein anderes Weib, Krimhilt (nach der altnordischen Fassung Gudrun), die Schwester Günther's. Brunhild rühmte sich des tapfersten und würdigsten Gemahls, dem S. habe weichen müssen. Da entdeckte ihr Krimhilt gereizt den Betrug, der Ring, den sie am Finger trage, sei aus dem Nibelungenhort; der sie gewonnen, sei S. und nicht Günther. Brunhild, die sich nun selbst erinnerte, daß sie an dem vermeinten Günther die leuchtenden Welsungenaugen erkannt habe, ließ S., der für offenen Angriff unbesiegbar, meuchlerisch durch Hagano (Hagen) ermorden und tödtete sich selbst. Der Schatz, nachdem alle, die an ihm theil hatten, vernichtet waren, fiel an seine ursprünglichen Herren zurück, und diese versenkten ihn in den Rhein.

Dies ist nach Lachmann's gedrängter Zusammenfassung der wesentlichste Inhalt der Sage in ihrer ältesten Gestalt. In solchem einfachern, noch durchaus heidnischen und mythol. Charakter erscheint sie, freilich unter mannichfachen Abweichungen der einzelnen Züge, in den ältern nordischen Quellen, unter denen die Lieder der alten Edda (s. d.) obenanstehen. Auch die jüngere Edda berichtet von derselben, wenn auch nur beiläufig. Ausführlich wird sie wiederum erzählt in der wol zu Anfange des 13. Jahrh. abgefaßten prosaischen, aber meist auf alten Liedern beruhenden Völsungasage. Verdunkelter schon tritt sie auf in der etwas spätern Nornagestssage, und verstreute Anspielungen finden sich in verschiedenen Skaldengedichten. Wie aber schon die ältesten erhaltenen nordischen Lieder unverkennbar auf verlorene noch ältere deutsche zurückweisen, so hat die Sage von S. auch überhaupt in Deutschland ihr eigentliches Leben gehabt und demgemäß auch hier eine reiche Fortbildung gefunden. Im 7. Jahrh. ungefähr aus einer rein mythologischen in eine Heldensage umgewandelt, erscheint sie seitdem vorzugsweise gepflegt von den Franken am Niederrhein und verschmilzt wol schon vor dem Anfange des 9. Jahrh. mit der Sage von dem Untergange des burgund. Königs Gunther, wodurch die Nibelungen des Mythus in burgund. Könige gewandelt werden und zugleich die Verknüpfung mit dem hunnischen Attila und zumeist durch diesen wiederum mit der Dietrichssage eintritt. So gewaltigem Sagencomplexe entsprangen dann unter fortdauernden Wandlungen die Lieder, aus denen am Schlusse des 12. Jahrh. das Nibelungenlied (s. d.) erwuchs. Aber so wenig alle erhaltenen ältern nordischen Quellen zusammen den ganzen Sagenkreis von S. erschöpft hatten, so wenig war das auch im Nibelungenliede geschehen. Vielmehr bestand neben demselben noch eine bedeutende Anzahl mündlich umlaufender Sagen, welche theilweise wieder den Weg in die nordische Literatur fanden und in der zumeist auf deutschen Quellen beruhenden Vilkinasage gerettet wurden. In Deutschland waren schon dem Nibelungenliede nachträglich noch verschiedene Zusätze aus der Siegfriedssage eingeschaltet worden, und von da ab begann diese Sage selbst zu verwildern, indem sie theils willkürliche Aenderungen erfuhr, theils (und besonders die Jugendgeschichte des Helden) ins Märchenhafte sich verflüchtigte. So umgestaltet erscheint sie im «Rosengarten» (herausg. von Grimm, Gött. 1836) und im «Hürnen Seyfrid» (nur in roher, dem 15. Jahrh. gehörender Gestalt in alten Drucken erhalten und daraus aufgenommen in den zweiten Theil der «Deutschen Gedichte des Mittelalters», herausg. durch von der Hagen und Büsching, Berl. 1820; bearbeitet von Simrock in dessen «Kleinem Heldenbuch», Stuttg. und Tüb. 1844). Was noch jetzt von der Siegfriedssage in Deutschland im Volksmunde lebt, erscheint fast durchaus in Märchengestalt und ist größtentheils von den Brüdern Grimm in den «Kinder- und Hausmärchen» gesammelt worden. Es gehören dahin z. B. das Märchen vom «Dornröschen», in welchem die schlafende Brunhild deutlich zu erkennen ist; die Märchen von den «Blutsbrüdern», von dem «Wandernden Jünglinge», den neben scheinbarer Einfältigkeit unbezwingbare Kraft auszeichnet, u. dgl. m. Reichhaltige Zusammenstellungen und Nachweisungen über das Stoffliche der Siegfriedssage geben: W. Grimm, «Die deutsche Heldensage» (Gött. 1829); Raßmann, «Die deutsche Heldensage und ihre Heimat» (2 Bde., Hannov. 1857—58). Alle histor. Deutungen der Sage (von Giesebrecht, Mone, E. Rückert u. s. w.) haben sich als unzureichend und die mythologische allein als berechtigt ergeben. Lachmann, Wilh. Müller und Simrock führen S. auf Freyr und Brunhild auf Gerdr zurück, sodaß die Siegfriedssage als eine Form jenes vielgestaltigen physischen Mythus von der Frühjahrssonne erscheint, welche die im Winter unter Schnee und Eis befangene Erdkraft aus der Gewalt der winterlichen Dämonen befreit. Den ethischen Gehalt der Sage hat neuerdings untersucht Rieger in Pfeiffer's «Germania» (Bd. 3).

Siegwurz, s. Gladiolus.

Siel (holländ. Zyl) nennt man die durch die Deiche gehenden Schleusen, welche in Holland

und an der deutschen Nordseeküste den Marschbewohnern die Vortheile einer Verbindung mit dem Meere sichern und dem überflüssigen, hinter den Deichen angesammelten Wasser einen Ausweg bahnen. Der S. ist ein aus Holz gezimmerter Stollen, der an der Mündungsseite mit zwei starken Fluthüren versehen ist, die zur Ebbezeit sich öffnen und die Wasser ablassen, während sie zur Flutzeit sich schließen. Das außen den S. abschließende Balkengerüst heißt Sielhammer. Die S. ermöglichen auch die Schiffahrt zwischen den Binnenkanälen und dem Meere und in dürren Jahren die Bewässerung der hinter den Deichen liegenden Landschaften. Dasjenige Land, welches durch einen S. be- oder entwässert wird und dessen Besitzer den S. und den zugehörigen Deich unterhalten müssen, wird Sielacht genannt.

Siemens (Ernst Werner), hochverdient um die elektromagnetische Telegraphie, geb. 13. Dec. 1816 zu Lenthe bei Hannover, wo sein Vater Gutspachter war, siedelte 1824 mit diesem nach Menzendorf im Ratzeburgischen über und erhielt seine Schulbildung erst zu Schöneberg und durch Hauslehrer, dann auf dem Gymnasium zu Lübeck. Um seiner Neigung für das Baufach und Ingenieurwesen zu genügen, trat er 1834 zu Magdeburg als Freiwilliger in die preuß. Artillerie und widmete sich seit 1835 auf der Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin neben den militärischen Fachwissenschaften mit besonderer Vorliebe mathem., physik. und chem. Studien, welche er auch, nachdem er 1838 als Artillerieoffizier zu Magdeburg in den praktischen Dienst eingetreten, mit größtem Eifer fortsetzte. Namentlich beschäftigte ihn die damals noch neue Erfindung der Galvanoplastik, und bereits 1841 nahm er in Preußen das erste Patent auf galvanische Versilberung und Vergoldung. S. wandte sich mehr und mehr der Technik zu und machte noch verschiedene Erfindungen (z. B. den Differential-Regulator), zu deren Verwerthung er 1842 seinen jüngern Bruder Karl Wilhelm S. (geb. 4. April 1822) nach England sandte. Derselbe erzielte hier gute Erfolge, ließ sich als Civilingenieur zu London nieder und erwarb sich als solcher bald einen geachteten Namen. Inzwischen war S. auf seinen Betrieb nach Berlin versetzt worden, wo er 1844 zur Artilleriewerkstätte commandirt wurde und sich eifrig an den Verhandlungen des Polytechnischen Instituts, der Physikalischen Gesellschaft u. s. w. betheiligte. Mit besonderm Interesse verfolgte er die neue Erfindung der eben erst in England und Amerika zur praktischen Anwendung gelangten elektromagnetischen Telegraphie, deren Förderung er sich seitdem zur Lebensaufgabe stellte. Bereits 1847 wurde S. zur Assistenz der Commission für Einführung der elektrischen Telegraphen in Preußen commandirt. Die polit. Bewegungen des J. 1848 riefen ihn nach Schleswig-Holstein, wo er im kieler Hafen mit seinem Schwager Himly unterseeische Minen mit elektrischer Zündung (damals die ersten) legte und später zum Commandanten der Festung Friedrichsort ernannt ward. In letzterer Eigenschaft erbaute er die 1849 berühmt gewordenen Batterien zum Schutze des eckernförder Hafens. Nachdem S. im Winter 1848—49 im Auftrage der preuß. Regierung die unterirdischen Telegraphenlinien von Berlin nach Frankfurt a. M. und nach Aachen gelegt, schied er aus der preuß. Armee und errichtete nun mit dem Mechaniker J. G. Halske, mit dem er schon 1847 einen Societätsvertrag geschlossen, in Berlin eine Telegraphenbauanstalt. Letztere erweiterte sich bald zu einer großen, einige hundert Gehülfen beschäftigenden Fabrikanlage und erwarb sich nicht blos durch die Erfindungen und Vervollkommnungen in der Telegraphie, die fortwährend von S. und seinem Mitarbeiter Halske gemacht wurden, sondern auch durch die Solidität und Sorgfalt der mechan. Arbeit einen Weltruf. Unter den von S. gemachten Entdeckungen, über die er meist in Poggendorff's «Annalen» berichtete, sind hervorzuheben: die für die unterirdische und namentlich submarine Telegraphie so wichtige Flaschenladung der Leitungen, die Methode zur Bestimmung der Lage von Beschädigungen unterirdischer und submariner Leitungen, die Untersuchungsmethode isolirter Drähte, die Herstellung reconstruirbarer Widerstandsmaße (die sog. S.'sche Widerstandseinheit) u. s. w. Von technischen Erfindungen in der Telegraphie gingen von S. aus: das System der selbstthätigen Zeiger- und Typendrucktelegraphen, die erste Einführung der später von Steinheil vervollkommneten Translation bei dem Morse'schen Telegraphen, die elektromagnetischen Gegensprecher, die magnetoelektrischen Zeigertelegraphen, die polarisirten Morse'schen Telegraphen, die mechanisch oder automatisch arbeitenden Schreibtelegraphen, endlich die elektrischen Magnetinductoren und neuerdings die elektrischen Wasserstandzeiger, die dynamoelektrischen Maschinen, die Abstimmtelegraphen und elektrischen Distanzmesser. Daneben entwickelte das Etablissement S. und Halske eine über alle Welttheile sich erstreckende Thätigkeit. Bereits 1849 und 1850 führten sie größere Telegraphenanlagen im Norden Deutschlands aus. 1851 legten sie das unterirdische Netz der berliner Feuer- und Polizeitelegraphen an. 1853 übernahmen sie den Bau und die 12jährige Unterhaltung des russ. Telegraphennetzes, welches zum größten Theil in kürzester Zeit während des Krimkriegs

hergestellt wurde. Andere Telegraphenanlagen führten sie in England, den engl. Colonien, in Südamerika, in Spanien und andern Ländern aus. In England wurde in Gemeinschaft mit Wilhelm S. eine Filialfabrik zu London (Siemens, Halske und Comp.), später eine große mechan. Werkstatt und Kabelfabrik zu Woolwich begründet. Die russ. Unternehmungen wurden von einer andern Filiale zu Petersburg (unter Leitung eines dritten Bruders, **Karl S.**) aus dirigirt. Ein vierter Bruder, **Walter S.**, etablirte sich in Compagnie mit Werner und Karl S. in Tiflis, wo er ebenfalls großartige Telegraphenanlagen (z. B. die directe Privatlinie von London über Norddeutschland, Rußland und Persien nach Indien) ausführte und blühende Kupfer- und Kobaltbergwerke eröffnete. Bei Gelegenheit des Jubiläums der berliner Universität (1860) wurde S. zum Ehrendoctor der Philosophie ernannt.

Siena, bei den Alten Sena Julia, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Königreich Italien, 6½ M. südlich von Florenz, mit welcher Stadt sie durch Eisenbahn verbunden ist, der Sitz eines Erzbischofs, des Präfecten und einer Universität, liegt in schöner Gegend auf zwei langgedehnten Hügeln, gegen 1300 F. über dem Spiegel des Mittelmeeres. Ursprünglich röm. Colonie, unter den Longobarden Sitz eines der obersten Beamten (Gastalden), im Mittelalter Hauptort eines ansehnlichen, aber stets von Parteiungen zerrissenen Freistaats mit 100000 und 1554 noch mit 45000 E., sank sie nach dem Verlust ihrer Freiheit durch Cosmus I., Herzog von Florenz, nachmaligen Großherzog von Toscana, so herab, daß sie damals nicht über 10000 Bewohner hatte, welche nach der Zählung vom 31. Dec. 1861 wieder auf 21902 gestiegen sind. Die Industrie ist nicht bedeutend, hat sich aber neuerdings einigermaßen gehoben; sie zeigt sich besonders in Seidenwebereien, Tuch- und Hutfabriken. Die prächtige Domkirche, wol um die Mitte des 13. Jahrh. von Giov. Pisano erbaut, ist mit weißem, schwarzem und aschgrauem Marmor belegt und mit den Standbildern der aus S. und dem Sienesischen stammenden Päpste und andern Sehenswürdigkeiten und Denkmälern des Mittelalters verziert. Im Chorbüchergemach sieht man Pinturicchio's schöne Fresken aus der Geschichte Papst Pius' II. (Piccolomini). In den andern Kirchen der Stadt sind sehr schätzbare alte Gemälde. So ist in der Kirche San-Domenico die sitzende Madonna mit dem Kinde von Guido da Siena gemalt, 1221; daneben Sodoma's treffliche Darstellungen aus dem Leben der heil. Katharina. Die Universität, deren Anfang man in das J. 1321 setzt, ist jetzt von geringer Bedeutung. Sie besteht aus drei Facultäten (für Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie) und wurde 1865 von 100 Studirenden frequentirt. Sonst bestehen in S. ein Lyceum, ein Gymnasium und ein königl. Provinzialinstitut der schönen Künste. Unter den gelehrten Gesellschaften ist die der Fisiocritici zu nennen. In S. wird das wohlklingendste und reinste Italienisch gesprochen. — Die **Provinz** S. zählt auf 68,9 Q.-M. (Ende 1861) 193935 E.

Sierra (span.), im Portugiesischen **Serra**, eigentlich eine Säge, heißt auf der Pyrenäischen Halbinsel und im ehemals span. Amerika ein Gebirge oder eine Gebirgskette.

Sierra Leone, ein Strich an der Küste von Oberguinea in Afrika, erstreckt sich vom Cap Verga bis zum Cap Mesurado und ist etwa 60 M. lang. Die Grenzen gegen das Binnenland sind nicht genau zu bestimmen. Das Land besteht aus der unmittelbaren Fortsetzung von Südsenegambien und dem südwestl. Abfalle des Gebirgsplateau von Oberguinea, das hier nur einen schmalen Küstensaum übrigläßt oder häufig bis ans Meer herantritt. Der Boden ist reichlich bewässert und überaus fruchtbar an Citronen, Feigen, Datteln und Zuckerrohr. Doch hat der Anbau nur in denjenigen Gegenden Fortschritte gemacht, wo Europäer sich niedergelassen haben. Der größte Theil des Landes ist mit fast undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die vortreffliche Bau- und Farbehölzer liefern. Das Klima ist ein rein tropisches, furchtbar heiß und verrufen durch seine Ungesundheit an der Küste, milder und gesünder im höhern Innern. Das Land ist vorzugsweise von Negern bevölkert. Die Portugiesen waren die ersten, welche Niederlassungen hier anlegten. Die Engländer richteten seit 1783 ihre Absicht auf förmliche Ansiedelungen. 1787 legte die Afrikanische Gesellschaft in London an der Südseite des Flusses die engl. **Colonie Sierra Leone** an. Die edle Absicht der Handelsgesellschaft war, den Sklavenhandel aus dieser Colonie zu verbannen, die Neger zu bilden und so nach und nach Bekanntschaft mit dem innern Lande zu erlangen. Schon fing die Colonie an zu wachsen, als sie 1794 von einer franz. Flotte zerstört wurde. Um ähnlichen Anfällen vorzubeugen, erbaute man seit 1809 die Stadt Kingstown, 1 M. von der Küste, am Schweinefluß, in einer fruchtbaren Gegend. 1808 trat die Gesellschaft ihre Rechte an die brit. Regierung ab, unter der die Ansiedelungsversuche seit 1816 einen ziemlich glücklichen Erfolg gehabt haben. In neuerer Zeit suchte man in S. die aus den brit.-amerik. Colonien entlassenen sowie die den Sklavenschiffen abgenommenen Neger

hier anzusiedeln und zu bilden. Bei der Indolenz der Schwarzen haben jedoch diese Bemühungen nur sehr geringen Erfolg gehabt. Die Colonie umfaßt 22 Q.-M. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 41791 (1864), darunter nur etwa 250 Weiße. Drei Viertel der Bewohner rechnen sich zu den Protestanten. Man führt Palmöl, Erdnüsse, Elfenbein und Tikholz aus und engl. Manufacturen ein. Die Hauptstadt Freetown liegt auf der Nordspitze der zwischen dem Cap Tagrin (Sierra Leone) und Cap Shilling sich hinziehenden felsigen Halbinsel Sierra Leone und zählt gegen 10000 E.

Sierra Morena oder andalusisches Scheidegebirge heißt der mittlere Theil des Marianischen Gebirgssystems im südl. Spanien (s. d.), welcher vom Durchbruchsthale des Guadarmeno an der Grenze von Murcia bis zu dem des Guadiana an der Grenze von Portugal als Südrand des centralen Tafellandes Spaniens in westsüdwestl. Richtung hinzieht und seinen Namen «Schwarzes Gebirge» von seiner immergrünen Strauchvegetation (Kermeseichen, Erdbeerbäumen u. s. w.) erhalten hat. Diese Sierra bildet zwar ein zusammenhängendes Ganzes, keineswegs aber die Wasserscheide zwischen dem Guadiana und Guadalquivir, sondern ist vielmehr durch den Durchbruch von nicht weniger als 14 Flüssen in viele Stücke zerlegt und läßt sich in eine östl., centrale und westl. Hauptabtheilung theilen. In den beiden ersten scheidet sich das düstere Gebirgsland in den aus wellenförmigen Grauwacken- und Thonschiefer gebildeten Hauptzug und den längs seines südl. Randes sich hinziehenden Gürtel sehr verschiedenartig zusammengesetzter und geformter Vorberge, welche zwischen Andujar und Montoro bis an das rechte Ufer des Guadalquivir herantreten, bei Montoro sogar auch dessen linkes Ufer umwallen. Die erhabensten Partien des Hauptzugs, die Felsenberge von Despeñaperros in der östlichen und das Gebirge von Calatraveño in der centralen S. Morena übersteigen kaum die Höhe von 3000 F. Die centrale Sierra besteht zwischen den Durchbruchsthälern des Rio de las Yeguas und Bembezar deutlich aus zwei Parallelketten, die gegen Westen divergiren und hier das Plateau von Fuente-Ovejuna einschließen, das sich westwärts in die zu Estremadura gehörige Hochebene von Llerena fortsetzt. Die nördl., niedrigere Kette, Sierra de los Pedroches genannt, bildet die Südgrenze der geräumigen, von vielen Guadianazuflüssen durchfurchten, starkbevölkerten und etwa 2000 F. hoch gelegenen Hochebene der Pedroches, welche im Osten, Norden und Südwesten halbkreisförmig von schroffen Felsgebirgsketten umschlossen wird und nur im Westen mit der Hochebene von Fuente-Ovejuna und Llerena unmittelbar zusammenhängt. Jene schroffen Gebirgsketten gehören zu der Gebirgsgruppe der Hohen Mancha, die durch ihren Erzreichthum, besonders durch die Quecksilberbergwerke von Almaden (s. d.) berühmt ist und nur gegen Südosten bei dem Warmbade Fuencaliente mit der centralen S. Morena in Verbindung steht. Von letzterer wird durch das tiefe Durchbruchsthal des Huelva-Ribera die westliche S. Morena geschieden. Diese hat einen ganz andern Charakter als die centrale und östliche. Hier besteht das Gebirge, in welchem mehrfach ältere pyrogene Gesteine durch die Schieferformation brechen, nicht mehr aus Reihen fast gleichhoher einförmiger Wellenberge, sondern aus mehrern, durch tiefe Thäler geschiedenen Knoten, die, sich nach allen Seiten hin vielfach verzweigend, eine gewaltige Berggruppe von mehr als 100 Q.-M. Areal bilden und in den etwa 5000 F. hohen Kegelbergen der Cambres de Aracena die größte Höhe des Marianischen Systems erreichen. Zwischen diesen Gebirgsknoten liegt das tiefeingesenkte Becken von Aracena, welches die Quellen dreier verschiedenen hydrographischen Systemen angehörender Flüsse (eines Zuflusses des Huelva-Ribera, des Rio-Tinto und des Murtiga) enthält und, so nach drei Seiten hin geöffnet, sich vortrefflich zum Uebergange der 1868 bereits im Bau begriffenen Eisenbahn von Sevilla nach Badajoz eignet. Auch weiter östlich war 1868 eine aus Estremadura nach Cordova führende Eisenbahn in Angriff genommen, welche durch die östliche S. Morena führt und die schöne Kunststraße und jetzt die Eisenbahn von Madrid nach Andalusien berührt. An dieser Straße liegt am Südfuße der Sierra, in 1690 F. Seehöhe, La Carolina, eine freundliche Ciudad von 3905 E. (1856), in gutangebauter, fruchtbarer Gegend, Mittelpunkt der seit 1767—76 vom Grafen und Minister Olavides zur Bevölkerung und Bebauung des Gebirgs mit großen Kosten angelegten S.-Morena-Colonien, deren Bevölkerung hauptsächlich aus Deutschland stammt.

Sierra Nevada, d. h. Schneegebirge, in Andalusien, das höchste Gebirge der pyrenäischen Halbinsel, erhebt sich fast isolirt auf der granadinischen Bergterrasse, beinahe ringsum von Tiefen und weiten Thälern umgeben. Das Gebirge erstreckt sich von Ostnordosten gegen Westsüdwesten, hat eine Länge von 13½, einen Umfang von 35—40 M. und bedeckt eine Fläche von etwa 50 Q.-M. Die Hauptkette erreicht in ihrer westl. Hälfte, wo ihr im Mittel 9500 F. hoher Kamm sehr schmal ist, stellenweise als dachförmiger Felsen, ihre höchste Erhebung in einer Reihe

meist pyramidal geformter Kegel, von denen sechs 10000 F. und höher aufsteigen, am höchsten der Picacho de Veleta (10728 F.) und der Mulahacen (11000 oder doch 10941 F.), nächst den Alpengipfeln der höchste Berg Europas. Dieser erhabenste Theil der Sierra ist auf beiden Seiten von tiefen Thälern durchfurcht, welche häufig mit bassinartigen Erweiterungen oder Circusthälern beginnen, in deren Schos gewöhnlich Alpenseen (Lagunas), in der Regel 9—10000 F. hoch, liegen. Das großartigste Bassin dieser Art ist der an der Nordseite des Picacho befindliche, von himmelhohen Felsen umgürtete Corral de Veleta, der sogar eine 2—300 F. starke, bis 8800 F. herabreichende Gletschermasse, die Quelle des Xenil, enthält. Der östl. Theil der Hauptkette überschreitet nirgends die Höhe von 9500 F. und hat einen plateauartig erweiterten, bis 1½ M. breiten Kamm. Der höchste Paß des ganzen Gebirgs, der Collado de Veleta, liegt 10160 F. hoch, die Schneegrenze auf der Nordseite 9200, auf der Südseite 9550 F., die Baumgrenze 5230 F., die Getreidegrenze im Norden 5630, im Süden 7600 F., der höchste Wohnort, Hato de Qualchos, 7471 F. hoch. Am meisten verzweigt sich die Sierra nach Süden, wodurch eine große Anzahl von Thälern entsteht, deren Complex den Namen Alpujarras (s. d.) führt.

Siesta heißt im Spanischen die Mittagszeit und Mittagshitze, ferner der Mittagsschlaf, weil in den warmen Ländern sich jeder um diese Tageszeit möglichst ruhig verhält.

Sieveking (Karl), verdient durch sein staatsmännisches Wirken für die Hansestädte, besonders für Hamburg, wurde 1. Nov. 1787 zu Hamburg geboren, wo sein Vater, Georg Heinrich S. (geb. 1751, gest. 1799) als Chef eines bedeutenden Handelshauses, das jedoch später (1811) der Continentalsperre erlag, in hohem Ansehen stand. Er erhielt seine Gymnasialbildung erst zu Lübeck, dann in seiner Vaterstadt, in welcher Zeit er auch einen innigen Freundschaftsbund mit Neander schloß, und machte hierauf seine jurist. Studien, die jedoch vielfach durch Reisen unterbrochen wurden, zu Heidelberg und Göttingen. Seit Mai 1811 lebte S. im Hause seines mütterlichen Oheims, des franz. Gesandten Grafen Reinhard zu Kassel, habilitirte sich aber im Aug. 1812 als Privatdocent zu Göttingen. Die von ihm hier gehaltenen Vorträge über «Geschichte von Florenz» erschienen später in den «Schriften der Akademie von Ham» (Bd. 1, Hamb. 1844) mit der «Geschichte der Platonischen Akademie zu Florenz», die bereits 1812 gedruckt war. Im März 1813 eilte er nach Hamburg zurück, wo er Major der Bürgergarde wurde und sich sofort mit einer Sendung an Bernadotte betraut sah. Nach dem Falle Hamburgs schloß er sich dem hanseatischen Directorium an und wirkte mit Smidt und Perthes im Hauptquartier für die Unabhängigkeit der Hansestädte. Nach dem ersten Pariser Frieden ging S. mit einer hamburger Deputation nach Paris, um die Herausgabe des geraubten hamburger Bankfonds zu betreiben. Anfang 1815 wandte er sich nach Berlin, in der Absicht, die unterbrochene akademische Laufbahn wieder fortzusetzen, erhielt aber schon im Juni von seiner Vaterstadt den Auftrag, die dem Oberbefehl Wellington's unterstellten hanseatischen Truppen in dessen Hauptquartier zu vertreten. S. nahm am zweiten Einzuge der Allürten in Paris theil. Während seines mehrmonatlichen Aufenthalts in der franz. Hauptstadt hatte er das Glück, die fehlenden Risse des kölner Doms für Sulpiz Boisserée (s. d.) zu erwerben. Im Nov. 1819 wurde S. von seiner Vaterstadt als Ministerresident nach Petersburg gesandt. Hierauf erfolgte 1821 seine Erwählung zum Syndikus, in welcher Stellung er vorzugsweise die auswärtigen Beziehungen Hamburgs zu vertreten hatte. 1827 ging er nach Rio-de-Janeiro und schloß hier für die Hansestädte einen Handelsvertrag ab, der von günstigen Folgen begleitet war. In den J. 1831, 1835, 1839 und 1843 hatte S. die Stimme für die freien und Hansestädte in der Bundesversammlung zu führen. Nach dem Thronwechsel 1840 in Preußen schienen Plane und Entwürfe für die Entwickelung der allgemeinen deutschen Interessen der Ausführung entgegen zu reifen, mit denen sich S. selbst schon längst beschäftigt hatte. So trat er 1841 mit dem Plane zu einem deutschen Schiffahrtsbunde hervor, der die Flaggen der einzelnen Bundesstaaten unter eine Nationalflagge vereinigen sollte. Damit verbunden war die Begründung einer deutschen Colonisationsgesellschaft, welche die Regulirung der immer größere Dimensionen annehmenden Auswanderung bezweckte. Die Betreibung dieser Plane wurde jedoch durch den großen Brand in Hamburg (1842) unterbrochen, dessen Folgen auch S.'s Kräfte in vollstem Maße in Anspruch nahmen. Durch seine amtliche Stellung, die ihn nicht nur an fast alle deutsche Höfe, sondern auch nach London, Kopenhagen, Italien führte, war er in stetem Verkehr mit den bedeutendsten Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern seiner Zeit geblieben, und er hatte so reichliche Gelegenheit gefunden, seine fortgeschrittenen Ansichten über die Entwickelung der deutschen und europ. Verhältnisse geltend zu machen. In Hamburg bewohnte S. mit wenigen Ausnahmen einen kleinen Landsitz in Ham, welcher der Mittelpunkt

einer edeln Geselligkeit war. Er starb auch daselbst 30. Juni 1847. Das auf seinem Grund und Boden seit 1833 erbaute Rauhe Haus (s. d.) begünstigte er unausgesetzt mit reger Theilnahme. S. bleibt das Verdienst, der Stadt Hamburg zu der wichtigen handelspolit. Stellung, welche dieselbe in neuerer Zeit eingenommen, wesentlich verholfen zu haben. Sein Bruder, Friedrich S., geb. 28. April 1798, Doctor der Rechte, ist seit 22. Juni 1832 Senator und wurde seit Einführung der neuen hamburger Verfassung wiederholt zum Bürgermeister gewählt. Eine Cousine Karl S.'s, Amalia S., geb. 25. Juli 1794 zu Hamburg, gest. 1. April 1859, hat sich durch ihre wohlthätigen Bestrebungen einen geachteten Namen erworben. Während sie für die geistige Entwickelung ihres Geschlechts in allen Lebensaltern durch Lehrcurse und zu weiterer Beschäftigung mit der Heiligen Schrift und allen bedeutenden Erscheinungen in der Literatur anregende Vorträge in regelmäßigen Vereinigungen von Frauenkreisen wirkte, ist der von ihr 1832 in Hamburg begründete weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege das Muster für viele derartige Vereine in Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Schweden und selbst in Frankreich und England geworden. In ihren Jahresberichten (Hamb. 1833—58) pflegte sie sociale Fragen in lehrreicher und anziehender Weise zu behandeln. Außerdem veröffentlichte sie «Betrachtungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift» (2 Bde., Hamb. 1822—26) und «Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift» (Hamb. 1855). Nach ihrem Tode erschienen «Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalia S.» (Hamb. 1860).

Sievershausen, ein Dorf im Lüneburgischen, ist historisch bekannt durch die Schlacht zwischen dem Kurfürsten Moritz von Sachsen (s. d.) und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg 9. Juli 1553, in welcher der Kurfürst Moritz den Sieg davontrug, aber tödlich verwundet wurde. Daselbst wurde letzterm am Jahrestage der Schlacht 1853 ein Denkmal errichtet.

Sieyès (Emmanuel Joseph), ausgezeichneter Publicist und Staatsmann der Französischen Revolution, wurde zu Fréjus 3. Mai 1748 geboren. Als Knabe kam er in das Seminar St.-Sulpice zu Paris, wo er sich 12 J. hindurch den geistlichen Studien und der Philosophie widmete. Er wurde Generalvicar des Bischofs von Chartres, später Mitglied der Chambre supérieure des Klerus von Frankreich. 1788 schickte ihn sein Stand als Abgeordneten auf die Provinzialversammlung nach Orléans. Die Bedeutung der polit. Bewegung erfassend, veröffentlichte er nach der Rückkehr mehrere Flugschriften, darunter den «Essai sur les priviléges» und das berühmte Pamphlet «Qu'est-ce que le tiers-état» (erschienen im Jan. 1789), das im Volke wie ein Feuerbrand wirkte. Die Gemeinde von Paris wählte den freisinnigen Mann in die Nationalversammlung, wo er in der ersten Zeit, ohne große Rednergabe zu besitzen, viel Einfluß übte. Seine Schrift «Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen» (Juli 1789) bereitete die Erklärung der Menschenrechte vor. Doch verwarf er die Abschaffung des geistlichen Zehnten ohne Entschädigung. Die Niederlage, welche er hierbei erlitt, und das Hereinbrechen der Anarchie lähmten seine Thätigkeit, sodaß er sich in der zweiten Hälfte der Session sehr passiv verhielt. Man wollte ihn zum constitutionellen Bischof von Paris ernennen, was er zurückwies. Während der Gesetzgebenden Versammlung zog er sich auf das Land zurück, wurde aber im Depart. Sarthe in den Convent gewählt. S. stimmte hier einfach für den Tod Ludwig's XVI., beobachtete aber sonst eine stumme, unthätige Rolle. Nach Robespierre's Sturze rechtfertigte er sein Betragen durch eine «Notice» über sein Leben. Obschon er den Eintritt in die Directorialregierung verweigerte, ließ er sich doch in den Rath der Fünfhundert wählen. Um diese Zeit schoß der fanatische Abbé Poulle auf ihn und verwundete ihn an Hand und Brust. 1798 schickte ihn das Directorium als Gesandten nach Berlin, wo er große diplomatische Geschicklichkeit entfaltete. Nach der Rückkehr 1799 trat er für Rewbel ins Directorium, aber nur, um die Regierung vollends zu stürzen und Frankreich durch eine neue, von ihm selbst ersonnene republikanische Verfassung glücklich zu machen. Obschon er die Absichten Bonaparte's errieth, sah er sich doch genöthigt, mit demselben in Gemeinschaft zu treten. An polit. Katastrophen gewöhnt, bewies er während des Verfassungsumsturzes am 18. Brumaire außerordentliche Thatkräftigkeit, ohne welche Beihülfe Bonaparte vielleicht auf halbem Wege stehen geblieben oder unterlegen wäre. Dennoch mußte S. nach dem Staatsstreiche seinem Genossen das Feld räumen. Von seiner Verfassung wurden nur einige Ideen in die Constitution des Jahres VIII. aufgenommen. Bonaparte als Erster Consul verleibte ihn dem Senate ein und gab ihm die reiche Staatsdomaine Crosne. Später erhob ihn der Kaiser zum Grafen und ernannte ihn zum Präsidenten des Senats, welches Amt er nur kurze Zeit behielt. Während der Hundert Tage trat S. in die Pairskammer, weshalb er mit der zweiten Restauration als Königsmörder verbannt wurde. Er ging nach Brüssel. Erst nach der Revolution von 1830

kehrte er nach Paris zurück, wo er in die Französische Akademie aufgenommen wurde und 20. Juni 1836 starb. Mignet hat in seiner «Histoire de la révolution» den Grundriß von S.' merkwürdigem Verfassungsentwurf mitgetheilt. Boulay veröffentlichte unter dem Titel «Théorie constitutionelle de S.» einige Bruchstücke aus S.' ungedruckten Memoiren, in denen jene äußerst künstliche Verfassung erläutert wird. Vgl. Oelsner, «Des opinions politiques du citoyen S.» (1799), und die biogr. Schriften von Mignet (Par. 1836) und Beauverger (Par. 1851).

Sigălon (Xavier), franz. Maler, geb. zu Uzès in den Cevennen 1788, kam 1820 arm und verlassen nach Paris und wurde hier ein Schüler Guérin's. Mit dem feurigen Ernste, der seinem ganzen Wesen eigen war, rang er sich bald von den Traditionen der classischen Schule los zu einem energischen und schönen Naturalismus. Die erste bedeutende Frucht seiner mühevollen, dem Schicksal abgerungenen Studien war: die Courtisane (1822, jetzt im Louvre), auf welche 1824 die Locusta folgte, die zwar ungeheueres Aufsehen machte, aber lange unverkauft blieb, sodaß S. sich aus Dürftigkeit zur Aquarellmalerei bequemen mußte, indem ihm selbst das Geld zum Ankauf von Leinwand fehlte. Erst als Laffitte von S.'s trauriger Lage hörte, befreite er ihn aus der Noth durch den Ankauf der Locusta um 6000 Frcs., und seitdem war S. geborgen. 1827 trat er mit seiner Athalie auf, einem Bilde von grauenvoller und doch nicht unschöner Lebenswahrheit, welches sich jetzt im Museum zu Nantes befindet. 1831 folgten sein heil. Hieronymus im Todeskampfe (jetzt im Louvre) und sein Calvarienberg (in Nimes). In Rom fertigte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Souchon eine berühmte Copie des Jüngsten Gerichts von Michel Angelo (jetzt in der École des Beaux arts) und starb nach Vollendung derselben 18. Aug. 1837. S. arbeitete schwer, und seine Werke sind deshalb selten; allein sie zeichnen sich um so mehr aus durch Ernst, Tiefe, Wahrheit und durch eine Originalität, die nicht nur neben der classischen, sondern auch neben der neuern romantischen Schule ihren eigenen Weg geht.

Sigambern, ein deutsches Volk, das nördlich von den Ubiern am Rhein und zu beiden Seiten der Ruhr seine Stammsitze hatte. Sie werden schon von Cäsar erwähnt, dessen erfolgloser Uebergang nach Germanien 55 v. Chr. mit gegen sie gerichtet war, als die Usipeter und Tenkterer, die er aus Gallien vertrieben, bei ihnen an der Lippe Aufnahme gefunden hatten. Mit jenen Völkern vereint unternahmen sie im J. 16 den Zug über den Rhein, bei welchem der röm. Statthalter Lollius geschlagen wurde. Drusus durchzog 12 und 11 ihr Land, ohne sie zu unterwerfen. Dagegen wußte sie Tiberius 8 v. Chr. zu trennen; 40000 S., die sich ihm ergaben, siedelte er der Ruhrmündung gegenüber in Gallien an, wo sie hinfort unter dem Namen der Gugernen erscheinen. Der größere Theil des Volks wich östlich vom Rhein zurück und trat, wie es scheint, nun eine Zeit lang unter dem Namen der Marsen (s. d.) auf. Ptolemäus im 2. Jahrh. n. Chr. erwähnt sie wieder unter dem alten Namen S., der jedoch bald durch den gemeinsamen Namen des Völkerbundes der Franken, in dessen nördlicherm Theil, den Salischen Franken, sie das Hauptvolk bildeten, zurückgedrängt wurde.

Sigebert von Gemblours (Sigebertus Gemblacensis), ein Quellenschriftsteller für deutsche Geschichte, geb. um 1030 in Brabant, trat 1048 in das Kloster Gemblours und erhielt daselbst unter Leitung des Abts Wicbert eine ausgezeichnete gelehrte Bildung. Nachdem er eine Zeit lang als Lehrer an der Klosterschule des heil. Vincenz zu Metz gewirkt, kehrte er um 1070 nach Gemblours zurück, wo er, als Lehrer und Schriftsteller allgemein verehrt und bewundert, 5. Oct. 1111 starb. S.'s Hauptwerk ist das «Chronicon», das von 381—1111 reicht, zwar manche Fehler und Fabeln enthält, aber doch auch viele Nachrichten mittheilt, die sich anderwärts nicht weiter finden. Es wurde von dem Abte Anselmus zu Gemblours bis 1135, dann von andern bis 1148, zuletzt im Kloster Anchin in Artois bis 1237 fortgesetzt und von Robert von Mont-Saint-Michel dessen Chronik (1100—86) zu Grunde gelegt. Die beste Ausgabe besorgte Bethmann in Pertz' «Monumenta» (Bd. 6). Außerdem verfaßte S. eine Lebensbeschreibung des Bischofs Dietrich von Metz (bei Pertz, Bd. 4), die drei Bücher «De passione Sanctorum Thebaeorum», die Lebensbeschreibung Wicbert's (bei Pertz, Bd. 8), die Geschichte des Klosters Gemblours und die Schrift «De scriptoribus ecclesiasticis» (gedruckt in Miräus' «Bibliotheca ecclesiastica»). Vgl. Hirsch, «De vita et scriptis Sigeberti» (Berl. 1841).

Sigel (Franz), amerik. General, geb. 18. Nov. 1824 in Sinsheim im Großherzogthum Baden, trat 1841 als Cadet in die Kriegsschule zu Karlsruhe ein und wurde im Spätjahr 1843 Fähnrich, wenige Monate später Lieutenant in einem Infanterieregiment, das in Manheim garnisonirte. Seine Bekanntschaft mit Hecker, Struve und andern Liberalen brachte ihn jedoch bald in Conflict mit seinen Vorgesetzten, sodaß er gegen Ende 1847 seinen Abschied nahm, um fortan die Rechte zu studiren. Der Ausbruch der Revolution von 1848 durchkreuzte diesen

Plan. Im März ging S. nach Konstanz, wo er die militärische Organisation des Seekreises leitete. Beim Hecker'schen Freischarenzuge führte er ein eigenes Corps von 4000 Mann mit zwei Kanonen über den Schwarzwald gegen Freiburg, welches aber, während er gegen die nachrückenden Würtemberger Vorkehrungen traf, durch die Unvorsichtigkeit Struve's zu früh ins Gefecht geführt und bei Güntherstthal geschlagen wurde. S. drang zwar in die Stadt, entging aber mit Mühe der Gefangenschaft und wandte sich über Frankreich in die Schweiz, keinen Theil an der zweiten bad. Schilderhebung unter Struve nehmend. Als der bad. Aufstand im Frühjahr 1849 ausbrach, rief ihn die Provisorische Regierung zurück, und er betheiligte sich nun am Kampfe zuerst als Commandant der Truppen des Oberrhein- und Seekreises, dann als Obercommandant der Truppen am Neckar. Nach dem für ihn unglücklichen Treffen von Heppenheim fungirte er als Kriegsminister und Mitglied der Provisorischen Regierung, später als Generaladjutant Mieroslawski's und gegen Ende des Feldzugs als Obergeneral der bad.-pfälz. Armee. Er kämpfte bei Schriesheim, Waghäusel, Sinsheim, Dos und Rastadt, leitete den Rückzug zwischen den feindlichen Corps hindurch von Waghäusel über Heidelberg, Sinsheim und Durlach und führte schließlich die Trümmer der Armee über den Rhein auf schweiz. Gebiet. Hier hielt er sich in Küßnacht, Genf und Lugano auf, von wo er aber 1850 ausgewiesen und nach Havre transportirt wurde. S. wandte sich nach England, von da 1852 nach Amerika, wo er in Neuyork theils als Ingenieur, theils als Militärschriftsteller und Lehrer an der Schule seines Schwiegervaters, Dr. R. Dulon aus Bremen, thätig war. 1858 siedelte er nach St.-Louis über und erhielt hier eine Stelle als Lehrer der Mathematik und Geschichte beim Deutschen Institut. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs stellte sich S. sofort der Unionsregierung zur Verfügung und organisirte ein Infanterieregiment und ein Artilleriebataillon, die bei der Besetzung des Arsenals von St.-Louis und der Einnahme des Camp Jackson 10. Mai 1861 wichtige Dienste leisteten. Im Juni wurde S. mit seinem Regiment und acht Geschützen nach Rolla gesandt, von wo aus er mit einer schwachen Brigade von 1000 Mann nach Springfield (300 engl. M. südwestlich von St.-Louis) marschirte. Nachdem er 5. Juli den etwa 4000 Mann starken Secessionisten das Treffen von Carthago geliefert, das erste glückliche Gefecht des Kriegs, vereinigte er sich bei Mount-Vernon mit den Truppen Sweeny's und bei Springfield mit denen des Generals Lyon. Am 10. Aug. nahm seine etwa 1200 Mann starke Brigade hervorragenden Antheil an der Schlacht von Wilson's-Creek bei Springfield, wo General Lyon fiel. Unter Fremont, der inzwischen das Commando in Missouri übernommen, befehligte S. die Avantgarde. Als aber Fremont, im Nov. durch Hunter abgelöst, den Secessionisten den Staat überließ, führte S. die Nachhut der Bundestruppen, mit welchen er zu Anfang 1862 unter Curtis' Oberbefehl wieder vorrückte und den Feind bis an die Grenzen von Arkansas verfolgte. Hier gewann er an der Spitze von 7000 Mann 7. und 8. März 1862 den glänzenden Sieg von Pearidge, der ihm den Rang eines Generalmajors einbrachte, nachdem er schon im Mai 1861 zum Brigadegeneral gestiegen war. Im Mai in den Osten berufen, übernahm er 1. Juni 1862 den Befehl über die Truppen bei Harpers-Ferry und gegen Ende des Monats das Commando des ersten Corps der Armee von Virginien. In dieser Stellung bestand S. verschiedene glückliche Gefechte am Rappahannock und befehligte den rechten Flügel 28. bis 30. Aug. 1862 in der zweiten Schlacht am Bull-Run (s. d.), wo er seine Position gegen Jackson behauptete und die Ehre der Bundeswaffen rettete. Nachdem M'Clellan den Oberbefehl der Armee an Pope's Stelle wieder übernommen, hielt S. an der Spitze des 11. Corps die vorgeschobene Stellung von Fairfax-Court-House in Centreville zur Deckung von Washington inne. Als aber M'Clellan im Nov. durch Burnside im Commando abgelöst wurde, befehligte S. das 11. und 12. Corps (als die 4. Grand-Division). Unter Hooker zog er sich jedoch wegen vielfacher Kränkungen im Frühjahr 1863 vom Commando zurück. Im Frühjahr 1864 wieder in den activen Dienst gezogen, übernahm er das Departement von Westvirginien, ohne doch die erforderlichen Truppen zu erhalten. Er sah sich deshalb mit seinen 5000 Mann von dem ihm überlegenen Breckinridge bei Neumarket zum Rückzug aus dem Shenandoah-Thal gezwungen, welches Misgeschick ihn nöthigte, dem General Hunter Platz zu machen. Seitdem nahm S. keinen thätigen Antheil mehr am Kriege. Nachdem er im Mai 1865 resignirt, ging er nach Baltimore, wo er Miteigenthümer und Chefredacteur des «Baltimore-Wecker» wurde. Nachdem er diese Stellung im Juli 1866 aufgegeben, siedelte er im Sept. 1867 nach Neuyork über.

Sigēum (griech. Sigeion), ein Vorgebirge der Landschaft Troas im nordwestl. Kleinasien, am südl. Eingange des Hellespont, auf dem man im Alterthum die Grabhügel des Achilles, Patroklos und Antilochos zeigte, mit einer Stadt gleiches Namens, welche durch Pisistratus

(um 550 v. Chr.) nach längern Kämpfen den Mitylenäern abgenommen und mit athenischen Colonisten besetzt wurde, auch noch wenigstens bis zur Schlacht bei Salamis Privatbesitz der Familie der Pisistratiden blieb. Später (etwa im 3. Jahrh. v. Chr.) wurde die Stadt von den Bewohnern von Neu-Ilion zerstört. Doch sind noch einige Ueberreste davon in dem Dörfchen Jenischer erhalten, darunter eine sehr alterthümliche Inschrift auf einem Marmorpfeiler, die zweimal mit einigen geringen dialektischen Abweichungen, sonst gleichlautend eingegraben ist.

Sigismund, deutscher Kaiser, 1411—37, Sohn Kaiser Karl's IV., geb. 14. Febr. 1362, erhielt nach des Vaters Tode, 1378, die Markgrafschaft Brandenburg und erwarb sich durch Verlobung mit Maria, der Erbtochter Ludwig's d. Gr. von Polen und Ungarn, auch die Anwartschaft auf die Erbfolge in diesen beiden Ländern. Allein nach Ludwig's Tode, 1383, erwählten die Polen Hedwig, die Schwester Maria's, zur Königin, und in Ungarn, wo Maria's Mutter, Elisabeth, anfangs die vormundschaftliche Regierung übernommen hatte, riß 1385 Karl von Durazzo die Herrschaft an sich. Erst nachdem dieser ermordet war, gelangte Maria zur Nachfolge. Doch kam sie zunächst bei dem Ban von Kroatien, Johann Horvath, in Gefangenschaft, aus der S. sie erst befreien mußte, ehe er sich mit ihr vermählen und sich zum König von Ungarn 1387 krönen lassen konnte. Die Widerspenstigkeit des Wojwoden der Walachei, der sich ihm nicht unterwerfen wollte, verwickelte ihn in einen Krieg mit den Türken, dessen Kosten zu bestreiten er 1388 die Alt- und Kurmark an seinen Vetter Jobst von Mähren verpfändete. Obgleich von den deutschen Fürsten und der franz. Ritterschaft unterstützt, nahm der Feldzug ein unglückliches Ende; denn in der blutigen Schlacht bei Nikopolis 1392 von Bajazet gänzlich geschlagen, mußte S. nach Griechenland fliehen. Als er nach einiger Zeit nach Ungarn zurückkehrte, wo unterdessen seine Gemahlin gestorben war, empörte sich die Nation gegen ihn, setzte ihn 1401 gefangen und krönte an seiner Statt Ladislaw von Neapel zum Könige. S. entfloh, eilte mit Unterstützung des Grafen Cilly nach Böhmen, verkaufte die unterdeß von seinem Bruder Johann geerbte Neumark an den Deutschen Ritterorden und sammelte von dem Gelde ein bedeutendes Heer, mit welchem er die ungar. Empörer unterwarf und sich wieder in den Besitz des Landes setzte. Sein Bruder Wenzel war bereits 1400 als deutscher Kaiser entsetzt worden und hatte Ruprecht von der Pfalz zum Nachfolger erhalten. Nach des letztern Tode 1410 bewarben sich S. und Jobst von Mähren zugleich um die deutsche Kaiserkrone und erhielten, da bei der Wahl nur Mainz, Trier, Köln und Pfalz zugegen waren, gleiche Stimmen. Als aber Jobst schon 1411 starb, fielen S. auch die übrigen Stimmen zu, und Wenzel behielt sich nur den Titel eines Kaisers vor. Damals mit Venedig in Krieg verwickelt, den er 1412 endigte, kam S. erst 1414 nach Deutschland, wo er es seine erste Sorge sein ließ, durch ein Concilium zu Konstanz (s. d.) dem großen Schisma der Kirche (1378—1417) ein Ende zu machen. Indem er diesen Plan auch in der That glücklich verwirklichte, legte er andererseits durch seine unkluge Einwilligung in die Verbrennung von Huß (s. d.), dem er freies Geleit versprochen hatte, den Grund zur Entstehung des Hussitenkriegs, der ihn fast während seiner ganzen übrigen Regierungszeit (1419—35) sorgenvoll beschäftigte und Böhmen und die angrenzenden Länder einer furchtbaren Verwüstung preisgab. Erst mit dem Vertrage zu Iglau von 1435 glückte es S., Frieden und mit demselben zugleich den ruhigen Besitz von Böhmen wieder zu erlangen. Zur Anerkennung der großen Verdienste, welche Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen, sich während des Hussitenkriegs erworben hatte, belieh ihn S. 1423 nach dem Erlöschen des askanischen Stammes mit der Kurwürde und dem Herzogthum Sachsen, nachdem der Kaiser schon früher, um Geld zum Hussitenkriege zu gewinnen, die Mark Brandenburg an den nürnberger Burggrafen Friedrich 1411 erst verpfändet, dann 1415 verkauft hatte. Auch erhob er Kleve zum Herzogthum, holte sich 1431 und 1433 die ital. Königs- und röm. Kaiserkrone aus Italien und machte 1437 zu Eger, wiewol ohne Erfolg, den Versuch zur Aufrichtung eines deutschen Landfriedens. Er starb 9. Dec. 1437, ein Fürst, der die Vorzüge schöner Anlagen durch die Fehler des Wankelmuths, der Unentschlossenheit, Verstellung und thörichter Geldverschwendung verdunkelte. Mit ihm erlosch das Haus der Luxemburger. Ihm folgte als Erbe seiner Länder und als Kaiser sein Schwiegersohn Albrecht II. (s. d.). Vgl. Aschbach, «Geschichte Kaiser S.'s» (4 Bde., Hamb. 1838—45).

Sigismund I. (Zygmunt), König von Polen, 1506—48, geb. 1. Jan. 1467, war der jüngste Sohn des Königs Kasimir IV. (s. d.). Er folgte, nachdem er bereits 1499 von seinen Brüdern die Herzogthümer Glogau und Oppeln erhalten hatte und kurz vorher von den Litauern als Großherzog erwählt worden war, 1506 unter frohen Erwartungen des Volks seinem Bruder Alexander auf dem poln. Throne und wurde 1507 zu Krakau gekrönt. Seine Bestrebungen,

das Volk im Frieden durch weise Sparsamkeit und innere Kräftigung zu beglücken, wurden zum Theil durch die Kriege mit den Russen vereitelt. Außerdem störten Einfälle der Tataren und des Hospodars der Walachei, Bogdan, die Ruhe Polens. Mit S.'s Zustimmung wurde sein Schwestersohn, der letzte Hochmeister Albrecht, erblicher Herzog von Preußen. Dagegen erhielt Polen durch Masovien einen neuen Zuwachs. Die Reformation verbreitete sich bei der Milde und weisen Toleranz S.'s bald auch in Polen, und insbesondere fielen ihr fast das ganze poln. Preußen und Großpolen zu. Ihre Einführung erregte in Danzig aufrührerische Bewegungen, die aber 1526 durch S.'s Anwesenheit gedämpft wurden. Auf den Rath des Kaisers Maximilian I. vermählte sich S. nach dem Tode seiner trefflichen Gemahlin Barbara Zapolska, einer Tochter des Wojwoden von Siebenbürgen, 1516 mit Bona Sforza von Mailand, der Tochter des Johann Galeazzo. Hierdurch kam viel Unheil über Polen, da die verderbte und geldgierige Italienerin Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu gewinnen verstand. Der König verlor deshalb in den letzten Jahren seiner Regierung die Liebe seiner Unterthanen. S. starb 1. April 1548 zu Krakau und wurde daselbst begraben. Er war ein weiser, gütiger Fürst, von kräftigem Geist und Körper, die Mängel des Staats durchschauend und ihre Beseitigung erstrebend, ein Freund und Beförderer der Wissenschaft, wie denn unter ihm das goldene Zeitalter der poln. Literatur beginnt.

Sigismund II. August, König von Polen, 1548—72, des vorigen einziger Sohn, geb. 1. Aug. 1520, wurde noch bei Lebzeiten seines Vaters 1529 zum Könige gewählt und 1530 gekrönt, erhielt auch bereits 1544 die Regierung von Litauen. Seine Mutter, Bona Sforza, um ihren Einfluß zu bewahren, hatte ihn in Weichlichkeit erzogen; aber S.'s geistige Kraft löste bald diese Fesseln, und er zeigte als Regent Muth und Festigkeit, sodaß er auch den widerspenstigen Adel in Unterwürfigkeit erhielt. Bald nach seiner Thronbesteigung machte er die von ihm heimlich eingegangene Ehe mit Barbara Radziwill bekannt und hielt sie auch trotz der Forderung des von seiner Mutter aufgehetzten Reichstags, dieselbe zu lösen, aufrecht. Nachdem die Königin schon 1551, wahrscheinlich an Gift, gestorben, verließ Bona, allgemein verhaßt, 1555 Polen mit großen Schätzen und starb 1557 zu Bari in Italien, von einem Geliebten vergiftet. Vorher hatte sie dem Könige Philipp II. von Spanien 320000 Dukaten geliehen, die Polen nie zurückerhielt. Die Reformation drang unter S. unaufhaltsam in Polen ein, und der König selbst war nicht abgeneigt, die alte Kirche zu verlassen, indem er zugleich von seiner dritten Gemahlin, Katharina von Oesterreich, der Witwe des Franz Gonzaga, einer stolzen und sehr kränklichen Fürstin, sich scheiden zu lassen beabsichtigte. Allein die Streitigkeiten der Nichtkatholiken untereinander, der Einfluß des Bischofs von Ermeland, Hosius, und des päpstl. Nuntius Commendoni hielten ihn von diesem Schritte ab. Doch gewährte er 1572 auf dem warschauer Reichstage allgemeine Religionsfreiheit. Als in dem Kriege zwischen dem Heermeister der Schwertbrüder, Wilh. Fürstenberg, und dem Erzbischof von Riga der letztere in Gefangenschaft gerieth, unternahm S. zum Schutze des Erzbischofs einen Zug nach Livland, der ein Bündniß zwischen Litauen und Livland zur Folge hatte. Als nun Iwan II. Wassiljewitsch in Livland einfiel und Fürstenberg umkam, begab sich dessen Nachfolger Kettler unter des Königs S. Schutz und trat Livland an Polen ab, während er von Polen Kurland und Semgallen als weltliches Herzogthum und Lehn erhielt. Auf dem Reichstage zu Lublin 1569 gelang es S., Litauen mit Polen vollständig zu vereinigen, und zugleich wurden Preußen, Volhynien, Podolien und die Ukraine Polen einverleibt. S. starb 18. Juli 1572 zu Knyszyn ohne Nachkommen, und mit ihm erlosch der jagellonische Stamm. Er war ein für das Wohl seines Volks unermüdlicher, gerechter, geistvoller Fürst, doch verschwenderisch und in der Liebe ausschweifend. Kräftig hielt er den Adel in Schranken, und als diese mit seinem Tode fielen, begann der Verfall Polens. Er beförderte die Wissenschaften; unter seiner Regierung trat die glänzendste Epoche der poln. Literatur ein.

Sigismund III., König von Polen und Schweden, geb. 20. Juni 1566, einziger Sohn des Königs Johann III. von Schweden und der poln. Prinzessin Katharina, einer Schwester Sigismund II. August's. Da sich ihm nach dem Erlöschen der Jagellonen in Polen die Aussicht öffnete, einst in Polen zu herrschen, ließ ihn der Vater von Jugend auf in der kath. Religion erziehen und in der poln. Sprache unterrichten. Nach dem Tode Stephan Báthori's gelang es auch den Bemühungen Jan Zamoyski's, daß S. 1587 zum Könige von Polen proclamirt wurde. Er gelangte glücklich nach Krakau, das Zamoyski gegen den von einer Gegenpartei erwählten Erzherzog Maximilian von Oesterreich behauptet hatte, und wurde hier gekrönt. S.'s Herrschaft wurde jedoch erst begründet, als Zamoyski den Erzherzog selbst gefangen nahm und ihn der Krone zu entsagen zwang. Die Polen hatten sich indessen in diesem letzten Sprossen der Jagellonen gewaltig getäuscht. Stolz, dabei geist- und kraftlos, stellte er sich in allem den freisinnigen, in

ihre Institutionen eingewachsenen Polen entgegen. Sein Hauptzweck war die Verbreitung des Katholicismus in Polen, und nur sehr wenigen Magnaten stand der Zutritt zu dem von fremden Jesuiten umgebenen S. offen. 1592 starb Johann III. von Schweden, und S. reiste mit Bewilligung des Reichstags selbst nach Schweden, um von dem ererbten Reiche Besitz zu nehmen. Er wurde 1594 gekrönt, mußte aber das Reich bei seiner Rückkehr nach Polen unter der Regentschaft seines nach der Krone strebenden Oheims, Karl's IX., zurücklassen. Seinen geringen Anhang verscherzte er noch durch sein Ungeschick bei abermaliger Anwesenheit in Schweden 1598, und 1604 wurde Karl IX. nach S.'s Entthronung auf dem Reichstage zu Norköping zum Könige Schwedens ausgerufen. Da S. seine Rechte nicht aufgeben wollte, so ward Polen in die unglücklichen 60jährigen Kämpfe mit den Schweden verwickelt, welche mit abwechselndem Glücke in Livland geführt, nach Karl's Tode aber von Gustav Adolf mit solcher Kraft fortgesetzt wurden, daß Livland und Theile von Preußen bis Thorn in den Händen der Schweden sich befanden. Erst als Gustav Adolf 1629 den Protestanten in Deutschland zu Hülfe eilen wollte, schloß er mit S. Frieden und gab ihm einen Theil von Livland und einige Städte Preußens zurück. Bald nach dem Tode Zamoyski's sah sich S. von furchtbaren Aufständen bedroht, dann mit Rußland in einen Krieg verwickelt, weil er den ersten Pseudo-Demetrius, der zum Katholicismus übergetreten war, mit einem Heere unterstützte. Leicht hätte S. die russ. Krone für seinen Sohn Wladislaw gewinnen können, aber er benahm sich dabei so unklug, daß endlich die Russen Michael Feodorowitsch Romanow zum Zaren erhoben. Die Versuche S.'s, die der griech. Kirche ergebenen Kosacken zur Union mit der römischen zu bewegen, veranlaßten Polens lange Kriege mit den Kosacken. Außerdem ziehen sich Kriege mit den Tataren, den Hospodaren der Walachei und den Türken durch S.'s Regierung. Als S. dem Kaiser Ferdinand II. Hülfstruppen gegen die Türkei gesendet hatte, fiel der Sultan Osman mit einem gewaltigen Heere in Polen ein. Doch gelang es S. nach dem Siege von Chodkiewicz bei Choczim 1621, einen Frieden abzuschließen. S. starb 30. April 1632 zu Warschau, wo er zuerst seine Residenz aufgeschlagen hatte. Vgl. Niemcewicz, «Dzieje Zygmunta III.» (3 Bde., Warsch. 1819).

Sigmaringen (auch Siegmaringen), Hauptstadt der Lande Hohenzollern (s. d.) des Königreichs Preußen und des Oberamtsbezirks S. (8,15 Q.-M. mit 19848 E. im J. 1864), früher Residenz und Hauptstadt des Fürstenthums S. und Hauptort der Grafschaft S. oder des Oberlandes, jetzt Sitz der preuß. Landesregierung, liegt in 1743 F. Seehöhe am linken Ufer der Donau, $6^3/_4$ M. im SSO. von Hechingen, und zählt 2689 E., die sich hauptsächlich vom Ackerbau nähren. Außer der sehenswerthen kath. Kirche hat der Ort verhältnißmäßig viele stattliche Gebäude, die meist vom Fürsten Karl Anton (gest. 1853) aufgeführt sind. Auf einem an der Donau steil aufsteigenden Felsen erhebt sich, überaus malerisch, das ansehnliche Schloß mit interessanten Sammlungen von Gemälden, Sculpturen, Waffen und deutschen Alterthümern. Das stattliche Prinzenpalais am Karlsplatze enthält seltene Bücher, Incunabeln, Manuscripte und vorzügliche Kunstgegenstände aus der Renaissance. In dem alten Regierungsgebäude am Schloßplatze befindet sich eine Antiquitätensammlung. Vgl. Lindenschmit, «Die vaterländischen Alterthümer der fürstl. hohenzollernschen Sammlungen in S.» (Mainz 1860). In dem dicht bei der Stadt gelegenen Gebäude des ehemaligen Nonnenklosters Hedingen befindet sich das 1818 vom Fürsten Anton Aloys gegründete Gymnasium, in der dazugehörigen Kirche die Fürstengruft. Auch ist S. die Centralstelle des Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft und Gewerbe, hat ein Kloster der Barmherzigen Schwestern, ein Landeshospital, ein Irrenhaus und ein Theater. Die Umgebungen der Stadt, namentlich an der Donau aufwärts, bieten manche interessante Punkte. Ganz in der Nähe liegt das Jagdschloß Josephslust in einem sehr großen, an Edelwild reichen Thiergarten. Das $^1/_2$ M. im OSO. an der Mündung der Lauchert gelegene Pfarrdorf Sigmaringendorf hat 1053 E. und eine große Baumwollmaschinenspinnerei und -Weberei, das Thal der Lauchert verschiedene Eisenhütten, Blechwalzwerke sowie andere industrielle Etablissements.

Signal heißt jedes Zeichen, durch welches entweder bloße Benachrichtigungen, beim Militär aber meist Befehle, auf Entfernungen ertheilt werden, wo die Stimme nicht ausreicht oder andere Hindernisse die Mittheilung unmöglich machen. Man unterscheidet die hörbaren und sichtbaren sowie die Tag- und Nachtsignale, obgleich manche zu beiden Zeiten gebraucht werden können. Hierher gehören der Trommelschlag, der Trompetenruf, das Flügelhorn; auf Schiffen die Signalpfeife; Kanonenschüsse, auch Kanonenschläge, in bestimmter Anzahl und Zeitfolge oder zu gewissen Zeiten abgefeuert; Raketen mit dem buntfarbigen Feuer ihrer Versetzungen; Bombenröhren, aus denen Leuchtkugeln in die Luft steigen; die Fanal- oder Lärmstangen; die

Telegraphen und unter diesen besonders die neuern elektromagnetischen Apparate, die mit den Eisenbahnen in Verbindung gesetzt worden sind. Alle diese S. können bei Tage und bei Nacht angewendet werden, nur müssen die gewöhnlichen Telegraphen hierzu eine besondere Einrichtung bekommen. Schiffe signalisiren am Tage mit Flaggen von verschiedener Gestalt und Farbe, des Nachts mit ausgehängten Laternen. Durch eine neue Erfindung des engl. Marinekapitäns Colomb stellt man die Nachtsignale mit einer Laterne her, die vermittels eines Uhrwerks in längern oder kürzern Intervallen geblendet wird. Es versteht sich von selbst, daß die Bedeutung der einzelnen S. vorher festgestellt sein muß, wie dies auf Schiffen in dem sog. Signalbuche stattfindet, dessen Geheimhaltung besondere Pflicht ist. Deshalb wird auch die Bedeutung oft verändert, ähnlich wie dies bei jeder Geheimschrift stattfindet.

Signatur (vom lat. signum) heißt überhaupt ein Zeichen, wodurch die Ordnung, der Werth oder der Charakter u. s. w. einer Sache angedeutet werden soll, daher auch signatura temporis so viel als etwas die Zeitverhältnisse Charakterisirendes bedeutet. In der deutschen Geschäftssprache heißt S. die Bezeichnung einer Schrift mit einem bloßen Namenszuge statt der vollständigen Namensunterschrift, was man in Frankreich Paraphiren nennt. Gewöhnlich werden die Concepte signirt und dann erst mundirt, die Reinschriften aber unterschrieben. S. wird auch zuweilen eine Resolution genannt, welche nicht förmlich ausgefertigt, sondern nur auf die eingegebene Schrift selbst bemerkt worden ist. — In der Buchdruckerkunst versteht man unter S. die schon von dem unbekannten Drucker der «Concordantiae bibliorum» des Conradus de Alemannia 1470 angewandte Art der Bezeichnung der einzelnen Druckbogen eines Buchs, woraus sich deren Aufeinanderfolge und der Umfang des ganzen Werks erkennen läßt. Die ältere S. geschah durch die 23 Buchstaben des Alphabets, wobei V und W wegfielen. Sie wurden bei den ersten 23 Bogen einfach, bei den zweiten doppelt gebraucht u. s. w. Daher gab man auch die Stärke eines Buchs nach den Alphabeten an und sagte z. B.: ein Buch von drei Alphabeten. Jetzt wird die S. gewöhnlich durch Zahlen ausgedrückt.

***Signorelli** (Luca), einer der bedeutendsten Meister des 15. Jahrh., der in der Geschichte der ital. Malerei eine epochemachende Stellung einnimmt. Geboren 1439 zu Cortona, wurde er zuerst von Piero del Borgo unterrichtet, mit welchem er eine Zeit lang in Arezzo arbeitete; doch ist von seinen dort gemalten Jugendwerken nichts erhalten. Auch von den in Perugia gewesenen Bildern ist nur eins noch vorhanden. S. faßte die verschiedenartigen Bestrebungen der florent. Maler nach naturtreuer Darstellung in höherm Sinne zusammen. Schon unter den verschiedenen Künstlern, die in der Sixtinischen Kapelle zu Rom gemalt hatten, war er als einer der vorzüglichsten aufgetreten. Am schönsten entwickelte er indeß seine Eigenthümlichkeit in den großen Wandgemälden, womit er sammt seinen Schülern seit 1499 die Kapelle della Madonna am Dom zu Orvieto ausschmückte. Hier wurden von ihm die Letzten Dinge dargestellt: mächtig ergreifende, leidenschaftlich bewegte Compositionen, meist von nackten Gestalten, die zwar streng, aber sehr vollkommen und edel gezeichnet sind, voll gewaltigen innern Lebens. S. tritt durch großartige Freiheit und Erhabenheit des Stils als fast ebenbürtiger Vorgänger Michel Angelo's auf. An Tafelgemälden ist nicht viel von ihm vorhanden; das Beste befindet sich in den florent. Galerien und einige sehr charakteristische Bilder im berliner Museum.

Sigonius (Karl), ital. Humanist des 16. Jahrh., geb. 1524 zu Modena, erhielt, nachdem er seine Studien zu Bologna vollendet, den Lehrstuhl der alten Literatur zu Venedig, dann in Padua und Bologna, ging aber später in seine Vaterstadt zurück, wo er 12. Aug. 1584 starb. Unter seinen histor. Werken erlangten die «Historiae de occidentali imperio» (Bas. 1579), die «Historiae de regno Italiae» (Hanau 1613) und die «Fasti consulares» (Vened. 1555) einen hohen Ruf. Auch schrieb er mehrere antiquarische Abhandlungen, die im «Thesaurus» von Grävius enthalten sind, darunter «De Atheniensium republica» (Vened. 1564); ferner Anmerkungen zu röm. Schriftstellern, vorzüglich zu Livius und zu Cicero's «Briefen», und «Emendationes» (Vened. 1557). Dagegen zog er sich durch eine literarische Fopperei, indem er unter Cicero's Namen die «Consolatio super Tulliae filiae obitu» (Vened. 1583) zuerst bekannt machte und viele gelehrte Männer seiner Zeit damit täuschte, Feindschaft und Schmähungen zu. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, in denen er sich als einen vorzüglichen lat. Stilisten bekundet, besorgte Argelatus (6 Bde., Mail. 1732—37). Vgl. Krebs, «Karl S., einer der größten Humanisten des 16. Jahrh.» (Frankf. 1840).

Sikhs, auch Seikhs geschrieben, eine Religionsgesellschaft im nördl. Indien, die daselbst im Pendschab einen eigenen Staat gestiftet hat. Ihr Name S., im Sanskrit Sikscha, bedeutet so viel als Schüler oder Jünger. Der Stifter dieser religiösen Sekte war Nanak, ein Hindu

aus der Kriegerkaste, geb. 1469 im Dorfe Talwandi (jetzt Rayapur) am Beyah oder Hyphasis östlich von Lahore im Pendschab. Schon in seiner Jugend zeigte er Neigung zu einem aufs Höhere gerichteten Leben. Er studirte Vedas und Koran sowie die Bücher der indischen und mohammed. Weisen und glaubte zu finden, daß ein reiner Monotheismus, welcher innige Bruderliebe fordere, dem Brahmanismus wie dem Mohammedanismus zu Grunde liege und nur durch verfälschte Zusätze allmählich entstellt worden sei. Er faßte hierauf die erhabene Idee, durch eine geläuterte, einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwischen Hindu und Mohammedanern zu bewirken. Als Nanak 1540 zu Kirtipur starb, setzte er mit Uebergehung seiner Verwandten seinen Diener Lehana zu seinem Augad oder Stellvertreter in der neuen, noch nicht zahlreichen Religionsgesellschaft ein. Dasselbe that auch Lehana bei seinem Tode 1552, indem er den Diener Ameradas zum Haupt der Gemeinde ernannte. Diesem folgte 1574 dessen Schwiegersohn Ramdas. Unterdeß hatte die Lehre Nanak's manche Umgestaltung erfahren. Nanak selbst hatte sich nur für einen menschlichen Lehrer ausgegeben. Damit er aber den andern Propheten nicht nachstehe, erklärten ihn seine Schüler für einen Awatar, für eine Menschwerdung Vischnu's, schmückten seine Lehren mit einer phantastischen Sprache und dichteten ihm eine Menge Wunder und Prophezeiungen an. In diesem Sinne hat Ardschun-Mal, welcher Ramdas 1581 als Haupt der S. folgte, die Schriften der ersten Gurus oder Lehrer nebst seinen eigenen Erläuterungen in einem Buche gesammelt, das unter dem Namen Adi-Granth, d. i. erstes Buch, bekannt ist. Zu dieser Zeit organisirte sich die schon sehr ausgebreitete Genossenschaft der S. nach den Vorschriften des Adi-Granth zu einer religiösen und staatlichen Gesellschaft, welche ihren Guru als ihr alleiniges Haupt betrachtete. Da die S. ebenso den Koran wie die Vedas verwarfen, so erregten sie die Feindschaft der Mohammedaner wie der Brahmanen, und Ardschun starb im Gefängniß als Märtyrer. Den Tod des Vaters zu rächen, verwandelte Har-Gowind, sein Sohn und Nachfolger, die Gemeinde der S. in eine Rotte wilder Krieger. Ein langer blutiger Kampf entspann sich zwischen den S. und ihren mohammed. Unterdrückern. Als Tegh-Bahadur, der neunte in der Reihe der Sikhshäupter, von dem fanatischen Aureng-Zeyb 1675 hingerichtet worden, trat sein Sohn und Nachfolger, Guru-Gowind, auf und gab den S. eine ganz auf theokratischer Grundlage ruhende polit. Organisation, sodaß er der Begründer des Staats der S. wurde. Durch diese Einrichtungen entflammte Guru-Gowind, der auch das zweite heilige Buch der S., das «Dasema Padschach ke Granth» (das Buch des zehnten Fürsten) verfaßte, den Fanatismus seiner Anhänger zum unablässigen Kriege gegen die Mohammedaner und legte ihnen deshalb den Beinamen der Singhs, d. i. Löwen, bei. Guru-Gowind starb 1708, von einem Afghanen ermordet. Es war das letzte theokratische Oberhaupt der S. Gott selbst wurde nun als der unmittelbare Leiter der Kirche der S. betrachtet. Banda, der Freund Guru-Gowind's, hielt die Gemeinde äußerlich zusammen; allein sein Bestreben, dem Gemeinwesen den kirchlichen Charakter zu nehmen und sich zum gewöhnlichen weltlichen Herrscher zu machen, brachte Zerrüttung in den jungen Staat, sodaß es dem Großmogul gelang, die S. zu schlagen und meist zu vertilgen. Nach dieser großen Niederlage 1716 fanden die kleinen Häuflein der entronnenen S. nur in den Schluchten des Himalaja eine sichere Zuflucht. Erst während der Wirren nach dem Rückzuge Nadir-Schah's aus Hindostan finden sie sich wieder als Räuber und Wegelagerer im Pendschab, wo der Druck, den die Großmoguln und später die Afghanen auf das Land ausübten, die verzweifelnden Hindu haufenweise zum Uebertritt in ihre Gemeinschaft trieb. Nach wechselndem Kriegsglück gelang es ihnen, die Afghanen mehrmals aufs Haupt zu schlagen, sodaß ihnen letztere die Provinzen von Sirhind und von Lahore, welches die S. 1764 eingenommen, überlassen mußten. Während dieses Räuberlebens war den S. das frühere sittliche und religiöse Element meist ganz abhanden gekommen. Sie zerfielen in zwölf verschiedene Gemein- oder Genossenschaften, Misals genannt, unter Häuptlingen oder Sirdars, die voneinander ganz unabhängig waren. Nach und nach aber war der größere Theil der Bewohner des Pendschab vom Hindustamme in die Religionsgemeinschaft der S. übergetreten, sodaß diese zu einem Kriegervolk und die einzelnen Kriegsgenossenschaften zu Volksstämmen wurden. Die übrigen Provinzialen, welche nicht zur Religion der S. übergetreten, Hindu wie Mohammedaner, waren zu Knechten herabgesunken und wurden furchtbar gedrückt. So hatte sich denn aus einem religiös-philos. Anfang ein fanatischer Geist entwickelt, der endlich eine barbarische Zügellosigkeit erzeugte, die in der spätern Zeit das charakteristische Kennzeichen der ganzen Sikhsconföderation wurde. Greuel auf Greuel folgten sich nun, nachdem der äußere Feind nicht mehr zu fürchten, im Innern der Sikhsrepublik, deren Sirdars und Misals in unaufhörlicher Fehde miteinander lagen. Die Folge war, daß dem

Despotismus eines einzelnen der Weg zur Herrschaft gebahnt wurde. Schon Maha-Singh hatte seine Macht so erweitert, daß er der mächtigste Sirdar des Pendschab war. Nach seinem frühzeitigen Tode 1792 übernahm es sein Sohn Rundschit-Singh (s. d.), das Werk fortzusetzen: er machte aus der unbändigen Bundesrepublik der S. ein mit dem härtesten Despotismus regiertes Reich, dem er als Alleinherrscher, als Maharadscha vorstand. Sein nach der Hauptstadt Lahore (s. d.) benanntes Reich erweiterte er allmählich über das ganze Pendschab (s. d.), gewann 1813 Attok am Indus, 1818 Multan, 1819 Kaschmir, 1829 Peschawer. Nach seinem Tode 1839 zerfiel indeß das wenig gefestete Reich von Lahore alsbald in Zerrüttung, die nach sechs Jahren sein Ende herbeiführte. Nach einer Reihe von Aufständen, Palastrevolutionen und Greueln gelang es zuletzt einer Witwe Rundschit-Singh's, für ihren unmündigen Sohn Dhalip-Singh sich der Regierung zu bemächtigen. Bei den S. selbst verhaßt, gab sie dem Nationalhaß der S. gegen die Engländer nach. Es begann gegen Ende 1845 ein Krieg, der mit der Niederlage und der Theilung des Reichs durch den Vertrag zu Lahore 9. März 1846 endigte. Aber auch der Schatten von Unabhängigkeit, welchen die Hälfte des Reichs von Lahore erhalten, sollte bald infolge der Umtriebe verloren gehen, welche sich der Günstling der Königin-Mutter, Lall-Singh, gegen die Engländer erlaubte. Diese drangen darauf, daß das der Anarchie hingegebene Reich ein Subsidiarstaat der Englisch-Ostindischen Compagnie werde. So kam nothgedrungen 25. Dec. 1846 ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen ein Resident der Englisch-Ostindischen Compagnie in Lahore mit engl. Truppen blieb und die obere Leitung der Angelegenheiten übernahm. Noch in demselben Jahre entstanden indeß abermals Verwickelungen, die 1848 zu einem neuen Krieg führten, der mit der gänzlichen Niederlage der S. und der Einverleibung des Pendschab in das indobrit. Reich 29. März 1849 endigte. Vgl. Cunningham, «History of the S.» (Lond. 1849).

Silbe, s. Wort.

Silbenräthsel, s. Charade.

Silber, eins der edeln Metalle, hat eine glänzendweiße Farbe, einen mehr verschmolzenen als hakigen Bruch und ist $10^1/_2$ mal dichter als Wasser. Es ist weicher als Kupfer und nach dem Golde das dehnbarste und geschmeidigste Metall. Es schmilzt früher als Kupfer beim Eintritt der Weißglühhitze, ohne sich zu verflüchtigen oder zu oxydiren. Der Schwefel, mit welchem sich das S. sehr leicht verbindet, macht dasselbe flüssiger, indem sich Schwefelsilber bildet. Salpetersäure ist das beste Auflösungsmittel des S., welches sich damit zu einem Salze verbindet (s. Höllenstein), während Salzsäure dasselbe gar nicht angreift, dagegen in der salpetersauern Auflösung einen weißen Niederschlag desselben als sog. Chlorsilber oder Hornsilber bewirkt. Mit dem Quecksilber verbindet es sich leicht zu Amalgam, ebenso mit dem Blei, welches wegen seiner leichten Oxydirbarkeit als Vehikel der Ausscheidung eines oft sehr geringen Silbergehalts durch die sog. Treibarbeit dient. Auch das Kupfer vereinigt sich mit dem S., und es wird letzteres zu Münzen und Geschirren mit mehr oder weniger Kupfer versetzt, weil es dadurch an Härte gewinnt. Die Silbererze sind zahlreich. Man unterscheidet eigentliche Silbererze und silberhaltige Erze. Zu erstern gehören: 1) das gediegene S.; es ist silberweiß, oft gelblich oder braun angelaufen, und findet sich in kleinen zusammengereihten Krystallen und in zähnigen, drahtförmigen, haarförmigen, gestrickten und andern Gestalten im Erzgebirge Sachsens, zu Andreasberg am Harze, in Ungarn, Siebenbürgen, Mexico u. s. w.; 2) das Hornerz, eine Verbindung von 75 Procent S. mit Chlor, die nur selten im sächs. Erzgebirge, Peru und Mexico vorkommt; 3) das Antimonsilber, eine Verbindung von 77 Procent S. mit Spießglanz, die sich derb und eingesprengt von silber- und zinnweißer Farbe zu Andreasberg, Altwolfach, in Spanien, Frankreich und Mexico findet; 4) das Arseniksilber, das aus 13 Procent S. mit Eisen, Arsenik und Antimon besteht, zinnweiß und meist grau angelaufen ist und sich derb zu Andreasberg und in Estremadura findet; 5) das Glanzerz (Silberglaserz), ein sehr wichtiges Silbererz, bestehend aus 87 Procent S. mit Schwefel, schwärzlichbleigrau, das in würfeligen und octaëdrischen Krystallen, auch in andern Gestalten, derb und angeflogen sich in Sachsen (Freiberg, Marienberg, Annaberg), Norwegen (Kongsberg), Ungarn, Sibirien, Mexico und Peru findet; 6) das Sprödglanzerz, bestehend aus 70 Procent S. mit Schwefel und Antimon, eisenschwarz und schwärzlich-bleigrau, das sich in rhombischen Prismen, derb und eingesprengt im Erzgebirge und in Ungarn findet; 7) das Rothgültigerz, ein nicht minder wichtiges Silbererz als die beiden vorigen, bestehend aus 58—65 Procent S. mit Antimon, Arsenik und Schwefel, dunkel-bleigrau bis cochenilleroth, welches sich in

Rhomboëdern und sechsseitigen Prismen, auch derb, eingesprengt u. s. w. am Harze, im sächs. Erzgebirge, in Ungarn, Spanien, Potosi und anderwärts findet; 8) der Miargyrit, 35 Procent S. nebst Schwefel und Antimon enthaltend. Zu den silberhaltigen Erzen rechnet man das Fahlerz, den Polybasit, das Weißgültigerz, das Spießglanzbleierz, den Bleiglanz, Kupferkies, Kupferglanz, Buntkupfererz, den Schwefelkies und die Blende. Sie enthalten bis 10 Procent S., oft auch nur Spuren desselben. Was die Zugutemachung der reichen Silbererze betrifft, so geschieht diese, indem man sie in Tiegeln einschmelzt und durch Eisenzusatz ihres Schwefels beraubt, oder indem man sie bei der Treibarbeit zugleich mit behandelt. Die fein eingesprengten Silbererze dagegen und die silberhaltigen Erze, besonders die silberhaltigen Bleiglanze, aus denen ein großer Theil des deutschen S. gewonnen wird, bedürfen anderer und zum Theil sehr verwickelter Operationen. Sie beruhen im allgemeinen darauf, daß man durch vorläufige Schmelzarbeiten (Roharbeit und Bleiarbeit) mit geeigneten Zusätzen das S. an Schwefel und Blei zu binden sucht, den dabei erhaltenen sog. Rohstein röstet, wieder verschmelzt und aus dem erhaltenen silberhaltigen Blei (Werkblei) das S. durch die Treibarbeit isolirt. Bei kupferhaltigen Erzen wird ein Kupferstein als Nebenproduct erhalten, aus dem man durch die Saigerarbeit das S. ausscheidet. Reichere Erze werden durch Amalgamation behandelt. Beim Abtreiben, welches auch im Kleinen bei Silberproben vorkommt, wird das silberhaltige Blei in offenen Herden erhitzt und die sich bildende Bleiglätte entfernt, bis reines S. zurückbleibt, was sich durch den sog. Silberblick zu erkennen gibt. Durch nochmalige Reinigung dieses Blicksilbers erhält man das sog. Brandsilber. In der neuern Zeit hat man in der Silbergewinnung große Fortschritte gemacht. So hat man z. B. die Löslichkeit des Chlorsilbers in einer concentrirten siedenden Kochsalzlösung (Augustin's Methode) oder in einer Lösung von unterschwefligsaurem Natron (Patera's Methode) zur Ausziehung des S. aus seinen Erzen benutzt. Eine andere Gewinnung (Ziervogel's Methode) gründet sich auf das Verwandeln des S. in eine in Wasser lösliche Verbindung, aus welcher Lösung das S. durch metallisches Kupfer gefällt, wobei man Kupfervitriol als Nebenproduct erhält. Die Salze des S. schwärzen sich am Lichte, worauf die Anwendung des salpetersauren S. in der Photographie und zu Zeichentinte beruht.

Silberberg, Gebirgsstadt und ehemalige Festung im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, 1½ M. westlich von der Kreisstadt Frankenstein und 2 M. im Nordnordosten von Glatz, am Fuße des Spitzbergs und am nördl. Abhange des Eulengebirgs, 1242 F. über dem Meere gelegen, hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche und zählt (1864) 1274 E., meist Tuchmacher und Weber. Die Stadt verdankt Namen und Entstehung dem Bergbau, der hier 1370 von meißner und reichensteiner Bergleuten auf Silber und Blei eröffnet wurde, aber während des Dreißigjährigen Kriegs zum Erliegen kam. Die 1750 und 1812 gemachten Versuche, ihn wieder aufzunehmen, blieben ohne Erfolg. Die von Friedrich II. 1765—77 mit einem Kostenaufwande von 4½ Mill. Thlr. unmittelbar über der Stadt angelegte Festung wurde 1860 aufgegeben, obwol keineswegs geschleift. Sie besteht aus sechs sehr starken Werken, die, wie die Gräben, größtentheils in Felsen gehauen und zum Theil durch Bedeckte Wege verbunden sind. Die Festung ward daher das schles. Gibraltar, der Haupttheil aber, der Donjon auf dem Schloßberge, mit Recht der Wunderbau genannt. Sein Wallgang liegt 2040 F. über dem Meere, sein Graben ist 70, sein Brunnen 250 F. tief; die in Felsen gehauenen Kasematten fassen 5000 Mann. Nebenwerke sind auf dem 1967 F. hohen Spitzberge, der 2238 F. hohen Großen und der Kleinen Strohhaube, dem Hohenstein und dem Hahnenkamm mit der 2276 F. hohen Hahnenkoppe. Die Festung S. wurde nie erobert, nur seit dem 1. Juli 1807 von den Franzosen und Baiern beschossen, welche die Stadt in der Nacht zum 29. Juni erstürmt hatten.

Silberflotte hieß die Flotte, welche zur Zeit der span. Herrschaft in Amerika die Ausbeute der amerik. Bergwerke an Gold, Silber und andern Metallen nach Spanien brachte.

Silberling, s. Sekel.

Silbermann (Gottfr.), einer der berühmtesten Orgelbauer, wurde zu Kleinbobritsch bei Frauenstein im Königreich Sachsen 14. Jan. 1683 geboren, lernte die Orgelbaukunst bei seinem ältern Bruder in Strasburg und starb in Dresden 4. Aug. 1753. Sauberkeit, Güte und Dauer, große Einfachheit in der innern Anlage, volle und herrliche Intonation sowie leichte und bequeme Klaviatur geben seinen Arbeiten einen außerordentlichen Werth. Die merkwürdigsten Denkmale seiner Kunst und seines Fleißes sind die Orgeln in der Peterskirche zu Freiberg, in der kath. Hofkirche, in der Frauen- und Sophienkirche zu Dresden. Auch verfertigte er treffliche Klaviere und Fortepianos, erfand 1740 das Cembal d'amour und baute 1745 nach C. G. Schröter's Modell das erste Fortepiano. Von seines Bruders Söhnen machten sich

der älteste, **Johann Andreas** S., geb. zu Strasburg 2. Juni 1712, gest. 11. Febr. 1783, als Orgelbauer, und der jüngste, **Johann Heinrich** S., als Fortepianobauer einen Namen. Vgl. Mooser, «S., der Orgelbauer» (Langensalza 1857).

Silēn (griech. Seilenos), ein dem Kreise der Satyrn (s. d.) engverbundenes dämonisches Wesen des griech. Mythus, seiner ursprünglichen Naturbedeutung nach ein Dämon des Fruchtbarkeit verbreitenden fließenden Wassers, der als Erzieher des kleinen Dionysos (s. Bacchus) und dann als unzertrennlicher Begleiter dieses Gottes auf seinen ausgelassen lustigen Wanderzügen wie in seinen Kämpfen gegen die Giganten, die Inder u. s. w. erscheint. Als sein Vater wird bald Hermes, bald Pan genannt. In der Poesie sowie in der bildenden Kunst wird S. gewöhnlich als dickbäuchiger, glatzköpfiger Alter mit einer Stumpfnase und Ziegenohren, einem Weinschlauch in der Hand, in seliger Trunkenheit auf einem Esel hängend oder von ein Paar Satyrn mehr getragen als geführt dargestellt; doch besitzt er die Gabe der Weissagung sowie die Kunst des Flötenspiels. Auf der attischen Bühne spielte er im Satyrdrama (s. d.) eine bedeutende Rolle. Auch Silene in der Mehrzahl kommen bei Dichtern wie auf Kunstwerken vor.

Silhouette oder Schattenriß nennt man das Schattenbild eines Menschen, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche bisweilen mit weißen Strichen die innern Linien leicht hineingezeichnet werden. Der Name rührt von dem franz. Generalcontroleur und nachmaligen Finanzminister Etienne de Silhouette (geb. 5. Juli 1709, gest. 20. Jan. 1767) her, der um 1757, wo die Schattenrisse in Paris Mode wurden, wegen seiner Neigung, alles auf die ökonomischste Weise einzurichten, das allgemeine Stadtgespräch bildete, sodaß man jede neue, wenig kostspielige Mode nach ihm à la Silhouette nannte. In künstlerischer Hinsicht ist die S. ohne Werth; aber anziehend bleibt sie für den Physiognomiker. Auch hat die S. den Vorzug, daß man durch sie sehr schnell ein sprechend ähnliches Bild erhalten kann. Je harmonischer die Züge der zu silhouettirenden Person verschmolzen sind, desto schwieriger ist das Silhouettiren; dagegen eignen sich ganz besonders Personen mit stark markirten Zügen zur S. Am treusten werden die S., wenn man sie nicht aus freier Hand zeichnet oder ausschneidet, sondern den wirklichen, durch eine Kerze geworfenen Schattenriß umschreibt und ihn nachher mittels des Storchschnabels verkleinert.

Silicium, s. Kiesel.

Silistria (türk. Silistiré, auch **Drista**, im Mittelalter **Driston**, Dorostulus oder Durostorus), feste Stadt im östl. Theile des neugebildeten türk. Ejalets der Donau (Tuna) oder Bulgarien, früher Hauptstadt des Ejalets S., welches das nordöstl. Bulgarien nebst der Dobrudscha umfaßte, liegt am rechten Ufer der Donau 1½ M. südwestlich gegenüber von dem walach. Städtchen Kalarasch. Der Ort ist schlecht gebaut und schmuzig, hat 12 Moscheen und 23000 E., welche Gerberei, Tuchweberei, Wein- und Gartenbau, Fischerei, Schiffahrt und ansehnlichen Handel treiben. Die Festung gilt als eine der bedeutendsten an der untern Donau und hat von jeher eine wichtige Rolle in der Kriegsgeschichte gespielt. 584 wurde der Ort von den Avaren unter Bajan-Khan erobert. 890 siegte hier der byzant. Kaiser Leo Philosophus mit den Ungarn über die Bulgaren und 971 Kaiser Tzimiskes über die Russen unter Swjätoslaw. 1595 ward der Ort von den Türken, 1603 von Radul Weyda verbraunt, 10. Juni 1773 von den Russen unter Romanzow gegen Osman-Pascha mit Verlust angegriffen. 2 M. südöstlich siegten dann die Russen unter Weißmann, welcher fiel, über Numan-Pascha 20. Juli 1773 bei dem Dorfe Kutschuk-Kainardschi (d. h. Großer Sprudel), in welchem auch 21. Juli 1774 ein berühmt gewordener Friede zwischen Rußland und der Pforte (s. Osmanisches Reich) zu Stande kam. Am 22. Oct. 1809 erlitten die Russen eine Niederlage bei dem unweit westwärts gelegenen Dorfe Tataritza. 1810 schlossen die Russen unter Langeron abermals die Festung S. ein und gewannen sie 11. Juni durch Capitulation. Im Kriege von 1828 wurde S. vom 21. Juli bis zum 15. Sept. unter General Roth, dann unter Langeron und Wittgenstein bis zum 10. Nov. belagert, und im folgenden Jahre geschah ein Gleiches vom 17. Mai bis zum 5. Juni, und zwar unter dem General Schilder in Gegenwart von Diebitsch, dann unter dem General Krassowski. Letzterm übergab Hadschi-Achmet-Pascha 30. Juni 1829 die Festung durch Capitulation. Die Werke befanden sich früher in schlechtem Zustande. Erst seit 1849 ward der Ort zu einer Festung ersten Rangs erhoben und seit Beginn des russ.-türk. Conflicts 1853 außerordentlich verstärkt. Wie 1829, so war auch 1854 die Belagerung S.s die erste Operation der russ. Hauptarmee nach ihrem Uebergange über die Donau, um durch die Eroberung dieses Platzes eine sichere Basis zu weiterm Vorgehen gegen die türk. Balkanarmee zu

gewinnen. (S. Orientkrieg.) Die Belagerung begann fast unter ähnlichen Verhältnissen rücksichtlich der Russen wie 1829; allein diesmal leistete die 15000 Mann starke Besatzung unter Mussa-Pascha einen großartigen Widerstand. Seit 14. April eröffneten die Russen (abermals unter Schilder) von Kalarasch her das Bombardement der Festung, ohne ihr Schaden zuzufügen. Nachdem sodann die Besetzung der Donauinseln Olbina, Tarbaneki-Rakinski forcirt, begannen sie das feste Schloß von S. aus Strandbatterien und von dem Brückenkopfe aus, wo die russ. Stromflotte lag, aus schwerem Geschütz zu beschießen. Da auch dies nicht zum Ziele führte, entschlossen sich die Russen zu einer regelmäßigen Belagerung, deren Arbeiten 12. Mai das Lüders'sche Corps auf dem rechten Donauufer unter Schilder und dem Obercommando des Fürsten Paskewitsch begann. Regen und Ueberschwemmungen, übereiltes Verfahren Schilder's, tapfere Gegenwehr und heftige Ausfälle der Türken hinderten jedoch die Arbeiten und den Erfolg der Angriffe. Namentlich wurden die Russen bei den Angriffen auf das bedeutende Fort Abd-ul-Medschid mehrmals mit großem Verlust zurückgeschlagen. So in der Nacht zum 29. Mai, desgleichen 6. und 9. Juni, wo Paskewitsch selbst verwundet ward, sodaß derselbe das Obercommando vor S. an Gortschakow abgab. Am 13. Juni verlor auch Schilder bei einem heftigen Ausfall der Türken ein Bein, infolge dessen er bald darauf starb. Entmuthigt und decimirt gaben hierauf die Russen die Belagerung S.s auf und gingen auf das linke Donauufer zurück, zumal sich bereits Omer-Pascha mit seiner Hauptmacht von Schumla, die alliirten Franzosen und Engländer von Varna aus zum Entsatz des Platzes in Bewegung gesetzt hatten.

Silius Italicus (Cajus), ein röm. Dichter in der letzten Hälfte des 1. Jahrh., geb. 25 n. Chr., widmete sich schon frühzeitig dem Studium der Beredsamkeit und Poesie, namentlich nach dem Muster des Cicero und Virgil, bekleidete dann unter Nero 68 n. Chr. das Consulat und verwaltete nachher als Proconsul auf eine für ihn sehr ehrenvolle Weise die Provinz Asien. Später zog er sich jedoch ganz von den öffentlichen Geschäften auf seine Landgüter in Campanien zurück und lebte hier ungestört den Wissenschaften, bis er in seinem 75. Lebensjahre, 100 n. Chr., von einem unheilbaren Körperleiden durch einen freiwilligen Tod sich befreite. Sein noch vorhandenes Epos «Punica» oder «De bello Punico secundo» in 17 Büchern hat wegen der großen Genauigkeit, mit welcher die Ereignisse dargestellt werden, mehr einen histor. als poetischen Werth, obgleich es darin nicht an einzelnen erhabenen Schilderungen, z. B. des Heereszugs des Hannibal über die Alpen, fehlt. Die besten Ausgaben besorgten Drakenborch (Utr. 1717), Ernesti (2 Bde., Lpz. 1791—92), Ruperti (2 Bde., Gött. 1795—98) und Weber im «Corpus poetarum Latinorum» (Frankf. 1833); deutsche Uebersetzungen lieferten Bothe (Stuttg. 1856) und ein Ungenannter (2 Bde., Braunschw. 1866).

Sillen nannten die Griechen eine eigene Gattung von Spottgedichten in Hexametern, die zuerst um 270 v. Chr. von dem Phliasier Timon, der daher auch den Beinamen Sillograph erhielt, angewendet wurden, indem dieser in einem satirischen Lehrgedichte in drei Büchern, oft mit Parodirung der Verse anderer Dichter, die Grundsätze der meisten Philosophenschulen verhöhnte. Später bezeichnete man wol auch Spottgedichte anderer Art mit diesem Namen. Die noch vorhandenen Bruchstücke sind von Paul (Berl. 1821) gesammelt. Vgl. Wachsmuth, «De Timone Phliasio» (Lpz. 1859).

Sillery, ein Dorf von 469 E. im franz. Departement Marne, an der Vesle und dem Marne-Aisne-Kanal, $1\frac{1}{3}$ M. südöstlich von Rheims, im Canton und $\frac{4}{5}$ M. nordwestlich von Verzy gelegen, hat dem geschätztesten der weißen Champagnerweine den Namen gegeben, der sich durch seinen trockenen Geschmack, seine Ambrafarbe, Geist, herrliche Blume und tonische Kraft auszeichnet, aber zehn Jahre lang lagern muß, bis er seine Vollkommenheit erreicht. Gut ist er erst, wenn er nicht mehr moussirt. Die Weingärten von S. selbst umfassen nur etwa 50 Hektaren. Die Marschallin d'Estrées, welche sonst Eigenthümerin des Landguts S. war, und deren Schloß nebst Park noch vorhanden ist, besaß aber auch beträchtliche Weinberge im Gebiet der benachbarten Gemeinden Verzy, Verzenay, Mailly und Ludes, deren Weine sämmtlich in die Keller des Schlosses von S. geschafft, dort gepflegt und verkauft wurden, weshalb die Käufer glaubten, das Gewächs käme nur aus der Flur des Dorfes S. Die vortrefflichen Weinpflanzungen jener Besitzungen sind längst in den Händen von Privatleuten, unter denen mehrere große Eigenthümer noch sehr gute, ihres alten Rufs würdige weiße Weine keltern. Da aber die Winzer, welche solche Weinberge gekauft haben, mehr auf die Menge als auf die Güte sehen, so erbauen diese weit geringere, meist rothe Weine. Die besten Pflanzungen liegen auf dem Gebiete von Verzy und Verzenay.

Silliman (Benjamin), amerik. Naturforscher, der durch seine Arbeiten viel zum Fortschritt

der Wissenschaften in den Vereinigten Staaten beigetragen, geb. 8. Aug. 1772 zu Trumbull in Connecticut, war schon 1805 Professor der Chemie am Yale-College in Newhaven. Noch in demselben Jahre besuchte er Europa, um Bücher und naturwissenschaftliche Apparate für dieses Institut zu erwerben, und 1806 ging er abermals nach der Alten Welt. Das Tagebuch beider Reisen veröffentlichte er unter dem Titel «Two passages over the Atlantic in the years 1805 and 1806» (Newhaven 1810). 1818 begann S. die Herausgabe des «American journal of science and arts» (bekannter unter dem Namen «Silliman's Journal»), in welchem die amerik. Gelehrten von Auszeichnung ihre Beobachtungen niederlegten, und das auch in Europa ehrenvoll bekannt wurde. Seine eigenen Aufsätze über Physik, Chemie, Geologie und Meteorologie nehmen darin eine der ersten Stellen ein. Von seinen übrigen Werken verdienen die «Remarks made on a short tour between Hartfort and Quebec» (Newhaven 1820) und «Elements of chemistry» (2 Bde., Newhaven 1831) Erwähnung. 1851 machte er in Begleitung seines Sohnes zum dritten mal die Reise nach England und dem europ. Continent, auf der er unter anderm mit Humboldt zusammentraf, und die er in «A visit to Europe in 1851» (2 Bde., Newhaven 1853) beschrieb. S. war der erste, welcher Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände für Laien hielt, eine rühmliche Sitte, die seitdem in Amerika ganz allgemein geworden ist. Viele Jahre hindurch hielt er während der Wintermonate regelmäßige Vorlesungen über Chemie, Geologie und Metallurgie in fast allen größern Städten der Union und trug dadurch wesentlich zur Verallgemeinerung wissenschaftlicher Bildung bei. 1853 legte er seine Professur wegen hohen Alters nieder, setzte aber auf den Wunsch der Facultät wenigstens seine Vorlesungen über Geologie noch bis 1855 fort. Er starb 24. Nov. 1864. Nach ihm hat man ein von Bowen in Connecticut entdecktes Mineral Sillimanit genannt. Sein Sohn, Benjamin S., geb. 4. Dec. 1816 zu Newhaven, seit 1847 ebenfalls Professor der Chemie am Yale-College, hat sich durch eine große Anzahl von physik., chem. und mineralog. Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Sehr verbreitet sind seine «First principles of chemistry» (Philad. 1847 u. öfter) und «First principles of physics» (Philad. 1858 u. öfter).

Silos (span.) oder Kornkeller nennt man künstliche Gruben zum Aufbewahren des Getreides. Solche S. kamen schon im Alterthum vor und sind sehr gewöhnlich im Orient, im nördl. Afrika, in Italien, Spanien, dem südl. Frankreich, in Ungarn und anderwärts. Sie werden ungefähr 14 F. tief, am vortheilhaftesten auf erhöhten, der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten Plätzen, in nicht feuchtem Lehm- oder Thonboden angelegt. Zuweilen wird 2—3 F. über dem Grunde ein Mauergewölbe aufgeführt, durch welches die Einschüttungsröhre mündet. Ihre Anlegung und Unterhaltung ist wohlfeil. Sie schützen das Getreide gegen Mäusefraß und Kornwürmer und erhalten es frisch und gesund.

Silurisches System wurde in der Geologie von Murchison die untere Abtheilung der Grauwackengruppe genannt, weil er dieselbe zuerst in dem Gebiet des alten Königreichs der Silurier, im Westen Englands, als selbständige Formation erkannte und von den neuern, später als devonisch bezeichneten Grauwackenbildungen absonderte. Diese Formation gehört zu den ältesten deutlich erkannten sedimentären Bildungen der festen Erdkruste: sie wird besonders charakterisirt durch Graptolithen, gewisse Arten von Orthoceratiten und Trilobiten. Ueberreste von Wirbelthieren fehlen in ihr beinahe gänzlich. Nachdem diese Formation in England einmal als eine besondere erkannt und 1840 von Murchison in seinem Werk «The Silurian system» beschrieben worden war, hat man sie auch in Nordamerika und Skandinavien als sehr verbreitet wiedererkannt. Minder häufig tritt sie in Deutschland auf, am bestimmtesten und am schönsten entwickelt in Böhmen, westlich von Prag, wo dieselbe ein großes beckenförmiges Gebiet ausfüllt.

Silva Mendez Leal (José da), portug. Dichter und Schriftsteller, geb. 18. Oct. 1820 zu Lissabon, war früh schon als Journalist thätig und wurde später Oberbibliothekar an der Nationalbibliothek zu Lissabon sowie Mitglied und Secretär der königl. Akademie der Wissenschaften. In den J. 1851 und 1858 war er auch Cortesdeputirter. S. ist der fruchtbarste und vielseitigste Schriftsteller des heutigen Portugal. Er hat sich bekannt gemacht als lyrischer, dramatischer und epischer Dichter sowie als Romanschriftsteller. Außerdem trat er als Philolog, Kritiker, Historiker und Biograph auf und that sich durch polit. und akademische Beredsamkeit hervor. Auch war er außerordentlich thätig als Redacteur verschiedener polit. Journale. Obschon ihm der Vorwurf zu großer Leichtigkeit und Flüchtigkeit in der literarischen Production mitunter nicht ohne Grund gemacht worden, gilt er doch nach dem Urtheile seiner Landsleute als ein Talent ersten Ranges und ist als der bedeutendste lebende dramatische Dichter der Portugiesen anerkannt. Schon eins seiner ersten Stücke: «Os dous Renegados» (Lissabon 1839,

2. Aufl., Rio-de-Jan. 1847) erntete großen Beifall. Noch bedeutendern Erfolg errang er aber mit den «Homens de marmore» (Lissab. 1854), die auch seine Wahl zum Mitgliede der Akademie veranlaßten. Seine Gedichte erschienen gesammelt 1858 zu Lissabon. Von seinen histor. Werken sind die bedeutendsten die Biographien des Grafen von Thomar und des Herzogs von Saldanha. Später wurde er von der Regierung mit der Fortsetzung von Santarem's «Ensaio sobre a historia da cosmographia e da cartographia durante a edade media» beauftragt.

Silvanus, ein altlatinischer Gott, der, wie der Name zeigt, ursprünglich als Schützer und Pfleger des Waldes, dann aber auch der Heerden, der Felder und ihrer Grenzmarken betrachtet und daher vorzugsweise von Landleuten und Hirten verehrt und gewöhnlich in Gestalt eines Gärtners oder Pflanzers dargestellt wurde. Später hat man ihn oft mit dem altitalischen Faunus (s. d.) und mit dem griech. Pan (s. d.) vermengt.

Silybum nannte Gärtner eine Gattung der Compositen, Abtheilung der Cynareen, deren einzige damals bekannte Art Linné zur Gattung der echten Disteln, Carduus, gezogen hatte. Es ist die Marien-, Silber-, Milch- oder Frauendistel (S. Marianum), eine der schönsten Distelarten, welche in Südeuropa wild wächst und wegen ihrer prächtigen, wie mit Firnis überzogenen und wie mit Milch bespritzt und begossen aussehenden grünen, weißmarmorirten Blätter häufig als Decorationspflanze zur Zierde cultivirt wird. Die Gattung S. besitzt verwachsene Staubfäden, wodurch sie sich von den meisten übrigen Compositen unterscheidet. Ihre großen, einzeln am Ende der Aeste stehenden, purpurne Röhrenblüten enthaltenden Blütenkörbchen haben eine grüne, aus großen, sperrig herabgebogenen, in Dornen auslaufenden und kronenförmig gezähnten Schuppenblättern zusammengesetzte Hülle, die Blüten sind dornig gewimpert. Wurzel und Blüten dieser schönen Distel waren früher officinell, indem sie für ein Mittel gegen Wassersucht galten. In neuester Zeit ist in Nordafrika und Südspanien eine zweite Art dieser Gattung entdeckt worden, welche bei uns auch im Freien aushält, S. eburneum, ausgezeichnet durch lange elfenbeinweiße Dornen und dicke, ebenso gefärbte Blattrippen sowie durch noch größere Blütenkörbchen.

Simancas (bei den Römern Septimanca), ein Städtchen (Villa) der span. Provinz Valladolid in Altcastilien, $1\frac{1}{2}$ M. südwestlich von Valladolid, in einer weinreichen Gegend malerisch auf einer Felsenhöhe am rechten Ufer des Pisuerga gelegen, über welchen aus der Römerzeit eine Steinbrücke von 16 Bogen führt, ist berühmt wegen des in seinem alterthümlichen, hochgethürmten Schlosse befindlichen Generalarchivs von Leon und Castilien, eins der reichsten der Welt. Früher waren die Staatspapiere an verschiedenen Orten der Monarchie aufbewahrt. Erst Kaiser Karl V. ordnete 1543 an, daß alle Sammlungen zu S. vereinigt wurden. Der eigentliche Gründer aber ist Philipp II., der nicht nur seine eigene enorme Correspondenz dort niederlegte, sondern auch durch Agenten überall im Lande nach Urkunden suchen ließ. Die Archive umfassen jetzt über 100000 Bündel (legajos), jedes zu etwa 100 Documenten, die in 48 Sälen und Zimmern angehäuft sind. Das älteste Document ist ein Landbuch Peter's des Grausamen (1350—69). Von besonderm Interesse sind die auf die Entdeckungsgeschichte von Amerika und den Proceß des Don Carlos bezüglichen Documente. Ausländern war der Zugang früher auf das strengste verschlossen; erst seit 1844 wurden franz. und belg. Forscher im Auftrage ihrer Regierungen zugelassen. Neuerdings wurden die Archive den Gelehrten mit Liberalität zur Disposition gestellt; jedoch geschieht die Benutzung nur innerhalb des Schlosses in einem großen Lesezimmer. Der erste, welche umfassende und erfolgreiche Untersuchungen daselbst angestellt, ist ein Deutscher, Bergenroth. Die Frucht seiner im Auftrage der engl. Regierung übernommenen und von dieser veröffentlichten mehrjährigen Arbeiten ist «Calendar of letters, despatches and state papers relating to the negotiations between England and Spain, etc.» (Bd. 1, Lond. 1862). Kriegsgeschichtlich ist S. denkwürdig durch den großen Sieg, den Ramiro II. von Leon 8. Aug. 938 hier über die Araber unter dem Omajjaden Abd-er-Rahman erfocht.

Simbirsk, ein Gouvernement im östl. Theile des europ. Rußland, welches seit Abtrennung (1850) des Gouvernements Samara nur noch 883,28 Q.-M. mit 1,183312 E. (1863) zählt. Dasselbe grenzt im Norden an Kasan, im Osten an die Wolga, die es von Samara scheidet, im Süden an Saratow, im Westen an Pensa und Nishnij-Nowgorod und enthält die acht Kreise Simbirsk, Sysrán, Singiléi, Karsún, Ardátow, Alatyr, Buinsk und Kurmysch. Der Boden dieser Provinz ist, mit Ausnahme des «Wolgaischen Bergufers», welches südwestlich von Sysrán im Bjely-Kljutsch seine größte Höhe (1085 F.) erreicht und oberhalb Sysrán die Wolga zu einer großen Ausbiegung gegen Osten drängt, ganz eben oder leicht gewellt und von ausgezeichneter Fruchtbarkeit. Wiesen und Weideplätze sowie Waldungen sind zahlreich, besonders an den Nebenflüssen der Wolga, unter denen die schiffbare Sura mit dem Alatyr der bedeutendste. Man zieht

außer den gewöhnlichen Frucht- und Getreidearten auch Melonen, Arbusen und span. Pfeffer. Die Viehzucht bildet die Hauptbeschäftigung der finn. Völkerschaften an der Wolga und Sura. Auch die Fischerei ist beträchtlich, da die Wolga Störe, Hausen und Sterlette liefert. Von Mineralien gibt es nur Schwefel und Gipsstein. Pottasche wird häufig gesotten. Höhere Industrie ist nicht vorhanden, doch wird Handel, Schiffahrt und auch einiger Schiffsbau betrieben. Die Hauptstadt S., Sitz eines Civilgouverneurs und eines griech. Bischofs, am hohen Ufer der Wolga, zwischen diesem Flusse und der Swjäga, hat breite Straßen, weite Plätze, zwei Kathedralen, vierzehn andere Kirchen, zwei Klöster, ein Seminar, mehrere Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, ein Gymnasium, ein adeliches Fräuleinstift, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, ein Kaufhaus und zählte (1863) 24837 E. In dem früher sehr bedeutenden Getreidehandel ist die Stadt von dem aufblühenden Samara überflügelt worden; sie unterhält jedoch noch immer einen sehr bedeutenden Jahrmarkt. Neben dem Handelsverkehr und der Leder-, Seifen- und Lichtfabrikation bildet der Fischfang in der Wolga einen Hauptnahrungszweig. Der bedeutendste Ort nächst der Hauptstadt ist Syzrán, an der Wolga, mit 20814 E. und ansehnlichen Fabriken, Schiffahrts- und Handelsbetrieb. Die Kreisstadt Alatyr, an der Sura und der Alatyrmündung gelegen, hat 9563 E., vierzehn Kirchen und einen ansehnlichen Flußhafen. In ihrem Kreise gibt es viele Tuchfabriken und Teppichwirkereien.

Siméon ist der Name eines israel. Stammes im Südwesten des Landes, der jedoch frühzeitig aus der Geschichte verschwindet und schon im Deuteronomium (s. d.) nicht mehr erwähnt wird. Die biblische Ueberlieferung gibt ihm den gleichnamigen Sohn Jakob's und der Lea zum Ahnherrn, den sie mit seinem Bruder Levi zum Urheber eines unter den Sichemiten angerichteten Blutbades macht und an dem Anschlage seiner Brüder gegen das Leben des Joseph sich betheiligen läßt. Die spätere Tradition macht ihn selbst zum Urheber des Mordanschlags und fügt hinzu, daß er den Todtschlag, dem seine Brüder sich widersetzt hätten, sogar habe erzwingen wollen, worauf ihm die Hand verdorrt, jedoch am siebenten Tage wiederhergestellt worden sei. Nach der mosaischen Erzählung zog er mit nach Aegypten, wurde aber von Joseph als Bürge zurückbehalten. Er starb zu Hebron, 120 J. alt.

Simferópol (tatar. Akmetschet, türk. Akmedschid, d. h. weiße Moschee), die jetzige Hauptstadt des russ. Gouvernements Taurien, liegt im südl. Theil der Krim, 10,14 M. nordöstlich von Sewastopol und 4,3 M. von der frühern Hauptstadt Baktschisarai, an dem Flusse Salgir und den nordwestl. Vorbergen des taurischen Hochlandes und gewährt, von reizenden Villen, Obsthainen und prachtvollen Gärten umgeben, von den Anhöhen aus betrachtet, einen überaus malerischen Anblick. Besonders schön ist der neuere Theil der Stadt, der in den letzten Jahrzehnten viele stattliche Krongebäude erhalten hat; dagegen ist die sog. Tatarenstadt, welche den großen Bazar enthält, eng, winkelig und unrein. S. zählt 17061 E. (1863), ist der Sitz eines Gouverneurs, eines Mufti, einer Medicinalverwaltung, eines Domänenhofs, eines Meßcomptoir und zweier Curatel-Gefängnißcomités, hat eine prächtige, in venet. Geschmack erbaute Kathedrale, fünf andere griech.-russ. Kirchen, eine luth. Kirche, ein armen. Bethaus, vier Moscheen und eine Synagoge, ein Gymnasium mit einer Abtheilung zur Bildung tatar. Lehrer, eine russ. Kreisschule und mehrere tatar. Schulen, eine Wohlthätigkeitsanstalt und verschiedene Fabriken. Die Stadt ist der Stapelplatz aller Producte und Waaren der Krim. Der Handel wird besonders durch zwei Wochen- und vier Jahrmärkte gehoben, und man findet hier stets ein buntes Völkergewühl von Russen, Tataren, Armeniern, Griechen, Deutschen, Juden und Zigeunern. Es gehen von hier jährlich Tausende von Fuhren mit Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Walnüssen, krimschen Nüssen (fundaki) und Wein über Perekop nach Cherson, Charkow u. s. w. bis nach Moskau.

Simla, eine der berühmtesten Gesundheitsstationen oder Sanitarien in Britisch-Ostindien, 4¾ M. im Nordwesten von Subathu, 40 M. im Norden von Delhi, 238 M. im Nordwesten von Kalkutta, zwischen dem Setledsch und der Dschamna in den Voralpen des Himalaja, nach Schlagintweit 6713, nach Thornton 7378 par. F. über dem Meere gelegen, seit 1815 dem brit. Gebiete einverleibt und jetzt zum Vicegouvernement Pendschab gehörig, besteht aus etwa 500 europ. Häusern, welche auf einem schmalen, im Osten mit dem 400 F. höhern Dschakoberge (Jako Peak) endigenden Berggrat und dessen Ausläufern zerstreut liegen, und hat im Winter etwa 2000, in der heißen Jahreszeit aber, da hier die Generalgouverneure (zuerst 1827 Lord Amherst) ihre Sommerfrische errichteten, über 20000 E. Es befindet sich hier eine engl. Kirche und seit 1841 ein magnetisch-meteorolog. Observatorium. Die mittlere Jahrestemperatur übersteigt nicht 13° R.; der Sommer hat selten 26°. Der Winter zeigt sich jedoch zuweilen streng, sodaß im Febr. schon 6—8 F. hoher Schnee gelegen hat, der erst im Mai ganz weg-

geschmolzen ist. Die im tropischen Klima erkrankten indobrit. Militärs und Beamten genesen hier bald. Die Aussicht nach Norden bis zu den höchsten Schneeketten des Himalaja, nach Süden in das Tiefland ist großartig.

Simmen, Thal und Fluß im südwestl. Theile des Berner Oberlandes, östlich vom Saanenthal, vom Grenzgebirge gegen den Canton Wallis bis zum Thunersee sich hinziehend. Die Große S. entspringt aus dem Räzliberggletscher und aus einem kleinen Alpensee nächst dem in das Wallis führenden gefährlichen und beschwerlichen Rawylpasse und bildet in ihren obern Theilen einige sehenswerthe Wasserfälle. Sie nimmt bei dem Dorfe Zweisimmen die Kleine S. auf und vereinigt sich vor ihrem Einflusse in den Thunersee mit der Kander. Das Simmenthal ist bei sehr geringer Breite 13 St. lang und reich an Bildern der Kleinromantik, wird aber wenig von Touristen besucht. Es hat fette, fruchtbare Alpen, und die Einwohner liegen deshalb ausschließlich der Sennerei ob. Ihr Vieh (eine eigene Rasse) gilt als das schönste im Canton Bern, und ihre Kühe werden denen des Saanenthales gleichgeschätzt. Ziemliche Wohlhabenheit gibt sich durch die kolossalen, in behäbigem Stile erbauten Häuser zu erkennen. Das Thal bildet die Amtsbezirke Ober- und Niedersimmenthal, die 1860 je 7826 und 10211 E. zählten. Beide haben mehrere stattliche Dörfer. Der Hauptort von Obersimmenthal ist Zweisimmen mit 2028 E., einem Arbeits- und Waisenerziehungshause und dem 1/4 St. entfernten Amtssitz Blankenburg, einem restaurirten Schlosse der vormaligen Edeln von Blankenburg. Etwa 2 1/2 St. weiter liegt das Dorf Lenk oder An der Lenk mit 2269 E. und dabei das Bad Hohenliebe mit schwefelwasserstoffhaltiger Quelle. In Niedersimmenthal ist der Hauptort Wimmis mit 1278 E. und einem Schlosse. Unweit Därstetten liegt das Buntschi- oder Weißenburger Bad in einer äußerst engen Thalschlucht. Das Wasser der salinischen Gipstherme von 19° R. hat in seinen festen Bestandtheilen viel Aehnlichkeit mit dem Wasser von Leuk.

Simmer (Simri, Simra, Sömmer, Summer), ein Getreidemaß in Würtemberg (zu 22,153 Liter), Rheinbaiern (12 1/2 Liter), Hessen-Darmstadt (32 Liter), Sachsen-Koburg (für Weizen, Roggen und Hülsenfrüchte 88,946, für Gerste, Hafer und Dinkel 110,449 Liter), Frankfurt a. M. (28,682 Liter) und Hanau (30,53 Liter), früher auch in einigen altbair., bad. und rheinpreuß. Orten sowie in Nassau.

Simmern, Kreisstadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, auf der südl. Abdachung des Hundsrück, 1048 rheinländ. F. über dem Meer, an der in die Nahe fließenden Simmer oder Simmerbach gelegen, hat eine Pfarrkirche mit ausgezeichneten Denkmälern des pfalzgräfl. Hauses S. und zählt 2591 E. (1864), die Messerfabrikation, Flachsbau, Lohgerberei und Ausbeutung eines Eisenlagers betreiben. Der Ort ist die alte Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums S., das, 1410 von einer pfälzisch-zweibrückischen Linie gegründet, später mit der Kurpfalz vereinigt wurde (s. Pfalz), 1801 an Frankreich und 1815 an Preußen fiel und auf die Kreise S. und Kreuznach vertheilt wurde. Am 3. Jan. 1814 wurden bei S. die Franzosen von den Preußen in einem Gefecht zurückgetrieben. Der Kreis S., aus Theilen des Fürstenthums S. und der Hintergrafschaft Sponheim zusammengesetzt, zählte auf 10,37 Q.-M. 37549 E., darunter etwa 22000 Evangelische, 15000 Katholiken und gegen 600 Juden. Sponheimisch waren die Stadt Kirchberg mit 1471 und der Flecken Kastellaue mit 1300 E.

Simms (William Gilmore), amerik. Dichter, geb. 1806 zu Charleston in Südcarolina, zeigte früh Anlage und Neigung zur Dichtung und gab schon im 18. J. einen Band Gedichte heraus, dem er bald mehrere folgen ließ. 1828 wurde er zwar Advocat, wendete sich aber bald der Tagespresse zu und büßte dabei sein Vermögen ein. Er zog 1832 nach dem Norden, wo er im folgenden Jahre zu Neuyork sein vorzüglichstes Gedicht «Atalantis» herausgab. Eine ziemliche Anzahl Romane folgten, wie «Martin Faber» (1833) «Guy Rivers» (1834) «The Yemassee», «The partisan», «Carl Werner» und «The damsel of Darien», welche namentlich in den südl. Staaten, deren Sitten sie schildern, großen Beifall fanden und theilweise auch verdienen. 1839 erschienen seine «Southern passages and pictures» und bald darauf ein episches Gedicht «Florida». Auch gab er eine Geschichte von Südcarolina heraus. Später kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er noch den Roman «Marie de Bernières», das Gedicht «The city of the silent» (Charleston 1851) und anderes schrieb und auch vielfach für literarische Zeitschriften, wie die «Southern review» und die neuyorker «Literary world», thätig war. Reiche Einbildungskraft, schöner Versbau und gutgewählte Bilder zeichnen seine Gedichte aus, die aber bisweilen an Dunkelheit leiden. Unter seinen vielen Schriften sind noch zu erwähnen: «The sword and the distaff» (Philad. 1853), «South-Carolina in the revolution», Biographien der Generale Marion, Greene u. a., «Egeria, or thoughts and counsel

for the wayside». Ferner gab er unter dem Titel «A supplement to Shakespeare» sieben dem Shakspeare fälschlich zugeschriebene Dramen heraus. Im Bürgerkriege war er als Südcaroliner Secessionist und schrieb auch einige Poesien secessionistischen Inhalts.

Simolin, ein in Kurland und Preußen ansässiges freiherrliches Geschlecht, welches in gerader Linie von dem berühmten ungar. Hause der Báthory (s. d.) abstammt. Graf Georg Báthory, der Bruder jenes Ladislaus Báthory, der die fürstl.-königl. Linie der Báthory von Somlyo stiftete, wurde durch seinen Enkel Michael (gest. nach 1470), den Gemahl der Sophia von Simony, der Erbtochter eines kumanischen Geschlechts, der Stammvater eines andern Zweiges des Hauses Báthory, der sich Báthory von Simony oder, latinisirt, Simolinus nannte, und von welchem die Grafen Báthory-Simolin in Kurland und Preußen als directe Nachkommen in der Schwertlinie zu betrachten sind. Als Ahnherr dieser letztern ist Andreas Karl Báthory von S. (geb. 1596), vermählt mit Anna Maria von Szirmay, zu nennen, der durch die Wechselgeschicke des Dreißigjährigen Kriegs nach Schweden versetzt, in seiner Descendenz dem sonst erloschenen Hause der Báthor neuen Glanz verlieh. Sein Urenkel, Johann Matthias (geb. 1690), der sich dem geistlichen Stande widmete und von Åbo nach Reval übersiedelte, wo er 1740 als schwed. Propst verstarb, hatte aus seiner Ehe mit Katharine von Rothkirch zwei Söhne. — Der ältere dieser Brüder, Karl Gustav Alexander, Freiherr von S., geb. 10. Mai 1715 zu Åbo, begann früh mit seinem jüngern Bruder unter der Leitung des Reichskanzlers Ostermann seine öffentliche Laufbahn. Als Bestuschew an das Ruder kam, ward er zu verschiedenen bedeutenden Missionen verwendet. Als Ministerresident der Kaiserin Elisabeth 1756 nach Kurland gesandt, vertrat er in Mitau mit Energie die Interessen Rußlands bis an sein Lebensende. Seinem langjährigen Wirken war es allein zuzuschreiben, wenn die kurländ. Stände später der Kaiserin Katharina als Landesherrin huldigten. Karl Gustav starb 27. Aug. 1777 auf einer Badereise zu Spaa. Er war nebst seinem Bruder 1754 vom Kaiser Franz in die deutsche Reichsritterschaft aufgenommen und 10. Mai 1775 vom Könige Stanislaus August von Polen für alle seine ehelichen Nachkommen in den Freiherrenstand erhoben worden. Aus der Ehe Karl Gustav's mit Anna Dorothea von Korff entsprossen drei Söhne: Karl Nikolaus (geb. 1756, gest. 1796), Gustav Johann (geb. 1759, gest. 1798) und Alexander Christoph (geb. 1766, gest. 1832). Zu den Kindern des erstern zählt Alexius, Freiherr von S., geb. 1. April 1788, gest. als preuß. General a. D. zu Düsseldorf 5. Juli 1866 mit Hinterlassung einer einzigen Tochter Elise, vermählte Freifrau von Varst. Von dem ältesten Bruder des Generals erblühten mehrere Söhne, die sich im russ. Militär- wie Civildienste bemerkbar gemacht. Der zweite Sohn Gustav Johann's war der Stifter des Majorats Perbohnen in Kurland, dessen Familie noch gegenwärtig in zahlreicher Nachkommenschaft fortblüht. Der dritte Sohn des russ. Ministers: Alexander Christoph, der sich bei der Gesandtschaft seines Oheims, des russ. Botschafters am Hofe von Versailles, mit diesem zugleich um die Errettung der unglücklichen königl. Familie einen rühmlichen Namen erwarb, erbte die Groß-Oselden'schen Güter in den baltischen Landen und hinterließ von seiner Gemahlin, Charlotte von Osten-Sacken, nur einen Sohn, den Freiherrn Alexander Heinrich von S., geb. 17. (29.) Juni 1800. Derselbe ist königl. preuß. Kammerherr und hat sich als lyrischer Dichter sowie als Schriftsteller im Fache der Genealogie, Heraldik und Alterthumskunde hervorgethan. Durch Verheirathung mit Luise, der Erbtochter der Herren von und zu Wettbergen, welcher die Herrschaft Groß-Altdorf in Kurland zufiel, vererbte sich dieser Grundbesitz auf seinen einzig noch lebenden Sohn Alexander Georg (geb. 1836) in der Art, daß derselbe nach dem Tode der Mutter berechtigt wurde, mit den genannten Gütern auch den Namen und das Wappen des erloschenen Hauses Wettbergen anzunehmen. — Der jüngere Bruder Karl Gustav's, der Freiherr Johann Matthias von S., geb. 17. Juli 1720 zu Åbo, war 1776 als Gesandter der Kaiserin Katharina zur Reichsversammlung nach Regensburg gekommen und begleitete später als diplomatischer Rathgeber den Grafen Romanzow in den türk. Feldzug. Nachdem er dort 30. Mai 1771 den Waffenstillstand von Giurgewo geschlossen, war er 1773 als Gesandter in Kopenhagen und einige Jahre später in Stockholm thätig, wo aber König Gustav III. ihn bei dem damaligen Parteienkampfe für gefährlich hielt und seine Abberufung beantragte. Hierauf ging er 1780 als Botschafter nach England, wo er wegen der bewaffneten Seeneutralität Rußlands in die schwierigste Stellung gerieth. Als Gesandter in Paris, seit 1787, fand er beim Ausbruche der Revolution Gelegenheit, seine Talente an den Tag zu legen. Er war es, der der Königin Marie Antoinette 5. Juni 1791 unter dem Namen einer Frau von Korff einen Paß ausstellte und hierzu die Unterschrift des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten,

des Grafen Montmorin, erzwang. Nachdem er Frankreich verlassen hatte, lebte er mehrere Jahre, von Geschäften zurückgezogen, in Frankfurt a. M., bis ihn seine Ernennung zum Präsidenten des Reichsjustizcollegiums nach Rußland zurückrief. Auf der Reise dahin starb er unvermählt zu Wien 19. Sept. 1799 mit Hinterlassung eines zwar durch die schweren Opfer, welche er den Bourbonen gebracht, sehr geschmälerten, aber immer noch beträchtlichen Vermögens, welches er den Kindern seines Bruders vermachte. Durch ein 12. Oct. 1852 ergangenes Rechtsgutachten der Juristenfacultät zu Leipzig ward den Freiherren von S. das Recht auf Namen und Titel von Grafen Báthory zugesprochen und durch Beschluß des petersburger Senats vom 20. Aug. 1867 wurden sie auch als directe Nachkommen in der Schwertlinie von Michael Bathor (vermählt 1432 mit Sophie von Simony) anerkannt. Vgl. Stramberg, «Das Haus Báthory in seinen Verzweigungen bis auf den heutigen Tag» (Berl. 1853) und Alexander Freiherr von S., «Stammtafeln des edeln Geschlechts der Báthory von S.» (Berl. 1855), beide als Manuscript gedruckt.

Simon, einer der Brüder Jesu, Sohn des Joseph und der Maria, wird fälschlich mit S., Sohn des Klopas, identificirt, welcher nach der Tradition der Nachfolger des Jakobus auf dem Bischofsstuhle zu Jerusalem gewesen sein soll und ebenfalls als ein Verwandter Jesu bezeichnet wird. Der Versuch, ihn zu einem Vetter Jesu zu machen, beruht auf Misverständniß und dogmatischem Interesse. Der Bischof S. wurde unter Trajan ans Kreuz geschlagen und soll 120 J. alt geworden sein. Ueber die Zeit seiner Kreuzigung schwankt die Kritik; die einen setzen sie ins J. 116 n. Chr., die andern bald nach 103 n. Chr. In der röm. Kirche ist ihm der 18. Febr., in der griechischen der 27. April geweiht. — S. der Kananiter, d. h. wol aus Kana gebürtig, wird in sämmtlichen Apostelverzeichnissen als einer der Zwölf aufgeführt. Lukas nennt ihn «den Eiferer», wie es scheint nach einer falschen Auslegung seines hebr. Beinamens. Näheres über ihn weiß man nicht. Er soll der kirchlichen Sage nach in Aegypten und Persien das Christenthum gepredigt, Bischof von Jerusalem gewesen, auch in Britannien gelehrt und unter Trajan den Märtyrertod gestorben sein. — Simon Petrus, s. Petrus.

Simon (Jules), eigentlich Suisse (Jules François Simon), franz. Philosoph, geb. 31. Dec. 1814 zu Lorient (im Morbihan), widmete sich, nach Beendigung seiner Schulstudien, dem öffentlichen Lehrfache und trat 1832 in die Normalschule zu Paris, wo Cousin seinen tüchtigsten Schüler an ihm hatte, und ihm 1837 den Vortrag über die Geschichte der Philosophie übertrug. 1839 wurde er Cousin's Stellvertreter an der Sorbonne, und dieses Lehramt versah er 12. J. hindurch mit vielem Erfolg. Nach der Februarrevolution 1848 im Departement der Côtes-du-Nord zum Abgeordneten gewählt, schloß er sich der gemäßigten republikanischen Partei der Constituirenden Versammlung an. Seine Vorlesungen an der Sorbonne wurden 1851 durch einen speciellen Beschluß der Staatsbehörde eingestellt, und bald nachher brachte ihn die Verweigerung des Huldigungseides vollends um seine Professur. Aus dem öffentlichen Unterricht in Frankreich entfernt, wurde er mehreremal (1855 und 1856) nach Belgien berufen, um daselbst in den vornehmsten Städten, in Gent, Lüttich, Antwerpen, Vorträge über Philosophie zu halten, die überall lebhaften Anklang fanden. 1863 ward er von der Akademie der Wissenschaften als Mitglied aufgenommen, außerdem vom Loire-Departement als Oppositionscandidat in den Gesetzgebenden Körper abgeordnet, wo er einer der tüchtigsten Redner der liberalen Minorität war und sogar von der ultraconservativen Majorität gern gehört wurde. In seinem außerparlamentarischen Leben ließ er sich besonders die Verbreitung des Volksunterrichts und die Verbesserung der Lage der Arbeiterinnen angelegen sein und wirkte dafür auch mit Erfolg. Einige von seinen verschiedenen Schriften bezeugen gründliche Specialstudien; alle aber sind bemerkenswerth durch das Talent der Darstellung, die Selbstständigkeit und Tüchtigkeit der Auffassung. Insbesondere sind hervorzuheben: «Histoire de l'école d'Alexandrie» (2 Bde., Par. 1844—45); «Le devoir» (Par. 1854, 6. Aufl. 1859); «La religion naturelle» (Par. 1856, 5. Aufl. 1859); «La liberté de conscience» (Par. 1859 u. öfter); «La liberté» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1859), ein interessantes Werk, in welchem die Philosophie auf Politik und Staatswirthschaft ihre Anwendung findet. Außerdem sind noch zu erwähnen: «L'ouvrière» (1863) und «L'école» (1864), ein Manifest für den unentgeltlichen und obligatorischen Primarunterricht.

Simon (Richard), einer der gelehrtesten und freimüthigsten Theologen seiner Zeit, geb. zu Dieppe 13. Mai 1638, machte daselbst seine Studien, trat auf Anrathen des Pater Fournier in die Congregation der Väter des Oratoriums, verließ diese aber wieder und studirte in Paris. Er ging 1679 nach Bolleville als Priester, wo er bis 1682 blieb, lebte dann abwechselnd in Dieppe und Paris und starb 11. April 1712 zu Dieppe. Mit tiefer Gelehrsamkeit und kühnem Geiste bekämpfte er als Kritiker die Autorität der kirchlichen Tradition über den Ursprung,

die Integrität und die Auslegung der Heiligen Schrift, bahnte in dieser Beziehung für die Protestanten den Weg der freien Forschung an, zog sich aber auch dadurch heftige Angriffe zu. Aus Furcht vor den Jesuiten verbrannte er noch zuletzt seine Handschriften. S.'s wichtigste kritische Schriften über die Bibel, vornehmlich über das Neue Testament, wurden von Cramer übersetzt (3 Bde., Halle 1776—80).

Simonianer ist der Name einer gnostischen Partei des 2. Jahrh., welche auf Simon Magus, einen schon in der Apostelgeschichte erwähnten samaritanischen Zauberer, zurückgeführt wird. Nach Justin dem Märtyrer, welcher den Magier indessen mit dem syr. Sonnengotte verwechselt, wäre er aus dem Flecken Gitton in Samaria gebürtig gewesen, und von den meisten Samaritanern als höchste Gottheit zugleich mit seiner Genossin, der Buhlerin Helena (d. h. der Mondgöttin), verehrt worden. Geschichtlich steht aber nicht einmal die Persönlichkeit jenes Simon sicher. In der judenchristl. Sage, wie sie namentlich in den clementinischen Recognitionen und Homilien erscheint, ist unter der Maske desselben kein Geringerer als der Apostel Paulus verborgen, der dem echten Simon, dem Apostel Petrus, überall als Widersacher gegenübertritt, von diesem aber immer aufs neue in Disputationen besiegt, über Land und Meer verfolgt und schließlich in Rom, wo der Magier gen Himmel zu fahren versucht, als Betrüger entlarvt und schmählich gestürzt wird. Auch die Erzählung der Apostelgeschichte von dem Versuche des Magiers, die Gabe der Geistesmittheilung, d. h. das Apostolat, von Petrus und Johannes durch Geld zu erkaufen, scheint ursprünglich auf einer gehässigen judenchristl. Auslegung der von Paulus gesammelten Geldspende für die Gemeinde zu Jerusalem zu beruhen, obwol der paulinische Verfasser der Apostelgeschichte selbst diese Deutung abgeschnitten und der Magier sorgfältig von dem Apostel Paulus unterschieden wird. Bei den Kirchenvätern erscheint Simon als der Erzketzer und Stammvater aller gnostischen Sekten. So unhistorisch diese Auffassung ist, so hat es doch wirklich eine gnostische Sekte der S. gegeben, welche den Simon für eine Offenbarung des höchsten Gottes betrachteten. Im übrigen haben die simonianischen Meinungen viele Aehnlichkeit mit denen der Ophiten (s. d.). Unter beiden Parteien war gegen Ende des 2. Jahrh. eine angeblich von Simon selbst herrührende Schrift: «Die große Verkündigung», verbreitet, welche eine unter stoischen Einflüssen vollzogene Fortbildung älterer gnostischer Lehren darstellt.

Simonides ist der Name zweier berühmter griech. Dichter. Der ältere, von der Insel Amorgos (nach andern von Samos), um 660 v. Chr. blühend, verfaßte iambische Gedichte in wenigstens zwei Büchern, von denen uns mehrere Fragmente erhalten sind, darunter ein ziemlich umfangreiches, welches eine spöttische Schilderung der Weiber nach verschiedenen Klassen, deren charakteristische Eigenthümlichkeiten von verschiedenen Thieren hergeleitet werden, enthält. Sie sind am besten bearbeitet von Welcker (Bonn 1835) in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum» (Sect. 2, Gött. 1839) und in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1866). — Bedeutender noch ist S., der Sohn des Leoprepes, aus Julis auf der Insel Keos, der mit Pindar (s. d.) die höchste Blüte der lyrischen Dichtung der Griechen vertritt. Geb. 557 v. Chr., trat er zuerst in Karthäa, einer Stadt seiner Heimatsinsel, als Dichter von Chorgesängen bei Festen des Apollon auf, ging dann nach Athen an den Hof der Pisistratiden und nach Vertreibung derselben nach Thessalien an den Hof der Skopaden, der Dynasten von Krannon. Vom Beginn der Perserkriege an war er wieder im eigentlichen Hellas und hielt sich wol meist in Athen, wo er mit Themistokles, und in Sparta, wo er mit Pausanias in Verbindung stand, auf. Sein Ruhm als Dichter war schon damals so groß, daß ihm eine Anzahl griech. Staaten Aufträge gaben, die bedeutendsten Ereignisse der Perserkriege theils durch größere Dichtungen, theils durch Epigramme für die Gräber ihrer in den verschiedenen Schlachten gefallenen Bürger zu verherrlichen, sodaß er gewissermaßen als officieller Dichter der gegen Persien verbündeten Hellenen in jener Zeit betrachtet werden kann. 477 v. Chr. folgte der bereits 80jährige Dichter einer Einladung des Hieron nach Syrakus und lebte dort zugleich mit seinem Neffen Bacchylides und mit Pindar in hohem Ansehen bis zu seinem im J. 468 v. Chr. erfolgten Tode. Wenn S. auch in Hinsicht der natürlichen Begabung und des hohen dichterischen Schwungs hinter seinem Zeit- und Kunstgenossen Pindar zurückstand, so übertraf er diesen doch in Bezug auf verständige Klarheit und maßvolle Feinheit des Ausdrucks. Er hat sich fast in allen Gattungen der Lyrik, außerdem auch in der elegischen und epigrammatischen Dichtung mit Erfolg versucht; den meisten Beifall aber erntete er bei der Mit- und Nachwelt für seine Threnoi, Trauergesänge voll wehmüthiger Klage, und seine Epigramme. Die leider nur trümmerhaften Reste seiner Dichtungen sind am besten behandelt von Schneidewin (Braunschw. 1835, und im «Delectus poesis Graecorum», Gött. 1839) und von Bergk in den «Poetae lyrici Graeci» (2. Aufl.,

Lpz. 1853). Vgl. Richter, «S. der Aeltere von Keos» (Schleus. 1836). — Ein jüngerer S. von Keos, ein Enkel des lyrischen Dichters, schrieb ein genealog. Werk in drei Büchern und eine Schrift «Ueber Erfindungen».

Simonie heißt im Kirchenrechte die Erwerbung geistlicher Aemter und Pfründen durch Kauf und Bezahlung oder durch Bestechung und andere Schleichwege, desgleichen der Misbrauch des Verleihungs- und Ernennungsrechts. Sie ist in den Kirchengesetzen aller Religionsparteien verpönt, doch nirgends schlimmer als in Rom geübt worden. Der Name rührt von Simon Magus (s. Simonianer) her, der, wie die «Apostelgeschichte» erzählt, die Mittheilung des Heiligen Geistes durch Auflegung der Hände von den Aposteln für Geld zu erlangen suchte.

Simplicissimus heißt der Held eines berühmten Romans aus dem 17. Jahrh., der neuerdings Grimmelshausen (s. d.) zugeschrieben worden ist.

Simplicius, ein peripatetischer Philosoph des 6. Jahrh. n. Chr., schrieb zum Theil wohlgedachte und lehrreiche Commentare über des Aristoteles Schriften «Von der Seele», «Von dem Himmel», «Die Physik» und «Die Kategorien» und einen Commentar über Epiktet's «Enchiridion». Jene findet man zum Theil in den ältern Ausgaben des Aristoteles, diesen in den Ausgaben des Epiktet.

Simplon, ital. Sempione, ein 10800 F. hoher Berg in dem schweiz. Canton Wallis, am nordöstl. Abschlusse der Penninischen Alpen, welche Savoyen und Piemont von Wallis scheiden. Durch eine am Westfuße des Berges in 6174 F. Höhe liegende Senkung zieht sich eine 14 St. lange herrliche Kunststraße, die Simplonstraße, über Galerien, Felsendurchgänge und 264 Brücken aus dem Rhônethal ins Tosathal. Sie beginnt in 2250 F. Höhe bei Brieg und führt nach dem 1840 auf der höchsten Paßstelle erbauten Hospiz, welches jährlich 12000 Reisende beherbergt. Am südl. Abhange schneidet sie bei dem Dorfe Sempione (Simpeln) mehrere Gletscher und gelangt über den Wasserfall der Daveria nach Domo d'Ossola. Napoleon ließ in den J. 1802—6 diese Straße auf Kosten der franz. und mailändischen Regierung mit einem Aufwande von 18 Mill. Frs. erbauen. 109 v. Chr. kam es am S. zum Kampfe zwischen den Cimbern und Römern. 1799 hatten hier die Oesterreicher ein Gefecht mit den Franzosen zu bestehen, und 1814 drang ein ital. Corps über den S., den die Oesterreicher nur schwach besetzt hatten, wurde aber vom walliser Landvolke überfallen und zerstreut. Als die Republik Wallis 1810 mit dem Kaiserreiche vereinigt wurde, erhielt das Land den Namen des Depart. Simplon.

Simrock (Karl), deutscher Dichter und Germanist, besonders bekannt als ausgezeichneter Uebersetzer älterer deutscher Dichtungen, geb. 28. Aug. 1802 in Bonn, wo sein Vater, Nikolaus S., eine angesehene Musikalienhandlung begründet hatte, erhielt seine Schulbildung in dem damals franz. Lyceum daselbst und widmete sich dann seit 1818 auf der neuerrichteten Universität zu Bonn rechtswissenschaftlichen Studien, die er 1822 in Berlin fortsetzte. 1823 trat er als Auscultator in den preuß. Staatsdienst und wurde 1826 Referendar. Seine Mußestunden benutzte er zum Studium der ältern deutschen Literatur sowie zu eigenen poetischen Arbeiten. Ein Gedicht, zu dem ihn die ersten noch unvollkommenen Nachrichten von der franz. Julirevolution hinrissen, führte seine Ausschließung vom preuß. Staatsdienst herbei. S. lebte seitdem unabhängig seinen literarischen Neigungen zu Bonn, wo er sich später an der Universität habilitirte und 1850 auch die ord. Professur der altdeutschen Literatur erhielt. Er veröffentlichte eine lange Reihe von Werken, in denen er nicht nur seine dichterische Befähigung, namentlich für die epische Gattung, sondern auch eingehende und ausgebreitete Kenntniß der ältern deutschen Literatur sowie der des abendländ. Mittelalters überhaupt bekundete. Wie kein anderer lebte er sich dichterisch in das deutsche Nationalepos ein und setzte dasselbe theils in die heutige Sprache um, theils lieferte er selbständige Nachdichtungen. Seinen literarischen Ruf begründete er mit der meisterhaften Uebertragung des «Nibelungenlied» (Berl. 1827; 17. Aufl., Stuttg. 1867). Vortrefflich ist auch die Uebersetzung und Erläuterung Walther's von der Vogelweide (2 Bde., Berl. 1833; 2. Aufl., Lpz. 1853), die er mit Wackernagel gemeinschaftlich bearbeitete. Außer der Uebertragung der von Lachmann für echt erklärten «Zwanzig Lieder von den Nibelungen» (Berl. 1840) sind noch hervorzuheben die neuhochdeutschen Uebersetzungen des «Armen Heinrich» (Berl. 1830) des Hartmann von Aue, des «Parzival» und «Titurel» (Stuttg. 1842; 3. Aufl. 1857) von Wolfram von Eschenbach, des «Tristan» (Lpz. 1852) von Gottfried von Strasburg, des «Wartburgkrieg», der «Minnelieder» u. s. w. Diesen Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit reihten sich die gelungenen Uebersetzungen der «Edda» (Stuttg. 1851; 3. Aufl. 1864), des «Beowulf» und des «Heliand» an. Freier bewegte sich S. in der Bearbeitung des «Guten Gerhard» nach Rudolf von Ems (2. Aufl., Stuttg. 1864), wie schon früher in «Salomon

und Marolf» (Berl. 1839). Unter S.'s selbständigen Nachdichtungen nimmt das von frischem poetischem Geiste durchdrungene Epos «Wieland der Schmied» (Bonn 1835) den ersten Rang ein. Eine poetische Darstellung der gesammten deutschen Heldensage, theils durch Uebersetzungen, theils durch eigene Dichtungen, bot er in dem «Heldenbuch» (6 Bde., Stuttg. und Tüb. 1843—49), welches die «Gudrun», die «Nibelungen», «Das kleine Heldenbuch» und «Amelungenlied» (welches durch «Wieland der Schmied» eröffnet wird) umfaßt. Unter S.'s wissenschaftlichen Leistungen sind besonders das «Handbuch der deutschen Mythologie» (2. Aufl., Bonn 1864) nebst einigen kleinern Schriften zur deutschen Mythologie und die Abhandlung «Ueber die Nibelungenstrophe» (Bonn 1858) hervorzuheben. Viele Anerkennung fanden «Die Rheinsagen» (5. Aufl., Bonn 1857), «Deutsches Kinderbuch» (2. Aufl., Frankf. 1857), «Deutsche Märchen» (Stuttg. 1864) und vor allem die von ihm veranstaltete Ausgabe der «Deutschen Volksbücher», von welcher 1839—67 (anfangs zu Berlin, dann zu Frankfurt) 55 erschienen sind. Diesen schließt sich der gelungene Versuch einer Herstellung des Puppenspiels von Dr. Faust (Frankf. 1846) an. Ueberdies sind von S.'s Beiträgen zur Kunde der ältern deutschen Literatur noch zu nennen «Lauda Sion» (Köln 1850), eine Uebersetzung der besten altchristl. Kirchenlieder, und die «Deutsche Sionsharfe» (Elberf. 1857), eine Sammlung der besten ältern deutschen geistlichen Lieder. Die deutsche Shakspeare-Literatur hat er durch die von ihm mit Echtermeyer und Henschel herausgegebenen «Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen» (3 Bde., Berl. 1831) und eine Uebertragung der «Gedichte» Shakspeare's (Stuttg. und Tüb. 1867) bereichert. Endlich sind von seinen Schriften noch zu erwähnen: «Novellenschatz der Italiener» (Berl. 1832), die Uebersetzung von Tegnér's «Frithjofs-Sage» (Stuttg. 1863) und «Das malerische und romantische Rheinland» (4. Aufl., Bonn 1865). Seine eigenen Gedichte, von denen er eine Sammlung (Lpz. 1844) veranstaltete, enthalten manches frische Lied sowie eine Anzahl echter Romanzen und Balladen.

Simson, einer der gefeiertsten Nationalhelden der alten Hebräer, gehörte nach der biblischen Ueberlieferung dem Stamme Dan an und war 20 J. Richter in Juda. Die hebr. Sage weiß viel von seinen Heldenthaten im Kampfe mit den Philistern und seiner ungeheuern Körperkraft zu erzählen. So tödtete er unbewaffnet einen Löwen, hob die Thorflügel in Gaza aus und trug sie auf einen Berg, band 300 Füchse mit den Schwänzen zusammen und brennende Fackeln daran und jagte sie in die Felder der Philister. Den Philistern ausgeliefert, zerriß er die ihm angelegten Fesseln und erschlug mit einem Eselskinnbacken 1000 seiner Feinde. Endlich erlag er der List der Delila, die ihm im Schlafe seine Haare, den Sitz seiner Stärke, abschnitt. Gefangen und der Augen beraubt, mußte er nun als Sklave in einer Mühle zu Gaza arbeiten. Nach einem Jahre bei einem Feste in den Tempel gebracht, waren seine Haare und mit ihnen seine Kräfte dermaßen wieder gewachsen, daß er die Säulen des Tempels niederriß und sich und die Philister unter den Ruinen begrub. Der neuerdings wieder von Steinthal scharfsinnig durchgeführte Versuch, den S. mit dem phöniz. Herakles, dem Sonnengotte, zu erklären, scheitert an den durchweg nationalen Motiven der Sage. Vgl. Roskoff, «Die Simsonsage» (Lpz. 1860).

Simson (Martin Eduard), bekannt durch sein parlamentarisches Wirken, geb. 10. Nov. 1810 zu Königsberg, Sohn eines Kaufmanns, widmete sich seit 1826 auf der dortigen Universität dem Studium der Staats- und Rechtswissenschaft und besuchte, nachdem er Ostern 1829 die jurist. Doctorwürde erworben, bis Ostern 1831 zu weiterer Vorbereitung auf das akademische Lehramt die Universitäten Berlin und Bonn. Auf letzterer genoß er besonders den Unterricht Niebuhr's, dessen Rath ihn auch 1830 nach Paris führte. Nach der Rückkehr nach Königsberg begann S. seine Vorträge über röm. Recht und erhielt 1833 eine außerord. Professur. Im Jan. 1834 wurde er zum Mitgliede des Tribunals für das Königreich Preußen berufen. Im Mai 1836 erfolgte seine Ernennung zum ord. Professor der Rechte und 1846 zum Rath an dem genannten Tribunal. Auf einer Reise nach England 1847 machte er sich mit den Instituten des Geschworenengerichts und der Friedensrichter sowie überhaupt mit den engl. Verfassungszuständen bekannt. Im Mai 1848 von seiner Vaterstadt Königsberg in die deutsche Nationalversammlung gewählt, fungirte er bei deren erster Constituirung als Secretär, dann seit Oct. 1848 als Vicepräsident derselben und zeichnete sich hier durch seine parlamentarischen Gaben wie durch Schärfe und Sicherheit der Geschäftsleitung so aus, daß er im Nov. 1848 als Reichscommissar zur Vermittelung in den preuß. Verfassungswirren nach Berlin gesandt und nach Gagern's Eintritt ins Reichsministerium im Dec. 1848 zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt ward. Im April 1849 stand S. an der Spitze der Deputation, welche dem Könige von Preußen seine Erwählung zum deutschen Kaiser ankündigte. Nach dem

Scheitern dieser Sendung lehnte er die Fortführung des Präsidiums ab und trat Ende Mai mit Gagern, Dahlmann u. a. aus der Versammlung. Von Karlsbad aus, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, nahm er lebhaften Antheil an der Zusammenkunft in Gotha. Im Aug. 1849 trat er als Abgeordneter für Königsberg in die preuß. Zweite Kammer, wo er sich als einer der gewandtesten Redner der constitutionellen Partei hervorthat. Auf dem Reichstage zu Erfurt führte er das Präsidium des Volkshauses. Nach dem Fehlschlagen des Unionsplans nahm er bis Mai 1852 als Mitführer der Opposition seinen Platz in der Zweiten Kammer wieder ein, lehnte aber bei den neuen Wahlen jedes Mandat ab und widmete sich seit dem Herbste des Jahres nur noch seinen richterlichen und akademischen Obliegenheiten. Erst 1858, nach dem Eintritte der Regentschaft, wendete S. dem polit. Leben aufs neue seine Thätigkeit zu und nahm von da an als Abgeordneter sowol an den Sitzungen der preuß. Volksvertretung als auch neuerdings an den Verhandlungen des norddeutschen Reichstags theil. 1860, wo seine Beförderung zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichts zu Frankfurt a. d. O. erfolgte, und 1861 führte er das Präsidium im Abgeordnetenhause, welches ihm auch 1867 von den beiden Reichstagen des Norddeutschen Bundes übertragen ward. Durch den Druck hat S. akademische Schriften und eine Geschichte des königsberger Tribunals veröffentlicht.

Simulirte Krankheiten, d. i. vorgeschützte Krankheiten, welche gar nicht oder doch nicht in dem vorgeblichen Maße vorhanden sind, kommen dem Arzte sehr oft zu unterscheiden vor. Die Ursachen, wodurch die Menschen zu solchem Betrug veranlaßt werden, sind sehr mannichfach. Bald ist es nur Langeweile, Hypochondrie, bald der Zweck, vom Militärdienste oder sonst aus einer unangenehmen Lage loszukommen, eine Ehescheidung zu erzwingen, eine gerichtliche Untersuchung nichtig oder das richterliche Urtheil milder zu machen, eine Unterstützung zu genießen u. s. w. Besonders häufig werden vorgeschützt und sogar nachgeahmt (erkünstelt, morbi arte facti) die epileptischen und andere Krämpfe, die Geisteskrankheiten, Hautausschläge, Bluthusten, Lähmungen, Krankheiten des Gesichts oder Gehörsinns. Den simulirten gegenüber gibt es auch dissimulirte, d. h. verheimlichte Krankheiten, welche gleichfalls beim privaten wie beim gerichtlichen und Staatsarzte eine große Rolle spielen. Die Ursachen sind hier oft Verschämtheit (so gestehen die Frauenzimmer oft sogar dem Arzte, welchen sie befragen, ihr eigentliches Uebel nicht ein), Furcht vor Schande, Eitelkeit, Habsucht, der Wunsch, eine Stellung zu erringen, zu heirathen, in eine Versicherungsgesellschaft aufgenommen zu werden, u. dgl. m. Verheimlichte Schwangerschaften bilden eine reichliche Quelle sowol zu Täuschungen der Privatärzte als zu Untersuchungen in Criminalfällen.

Simultaneum, d. h. etwas von zwei Personen zugleich Besessenes, nennt man vorzugsweise das Recht des Nebeneinanderbestehens der prot. und kath. Kirche in einem Staate. Ehemals machte man in Deutschland einen Unterschied zwischen nothwendigem und willkürlichem S. Das nothwendige S. trat da ein, wo im Normaljahre, dem J. 1624, der kath. und prot. Cultus in einem Lande nebeneinander geübt worden waren, das willkürliche hingegen, wenn ein Landesherr in seinem Lande, worin im Normaljahre ein anderer Cultus herrschend gewesen war, denjenigen Cultus einführte, zu welchem er sich bekannte. Doch durfte dadurch die herrschende Kirche nicht beschränkt werden, und überhaupt sollte ein willkürliches S. blos in einem verpfändet gewesenen Lande eingeführt werden. In der Rheinbundsverfassung sowie nachher in der Verfassung des Deutschen Bundes erhielten alle dem Bunde angehörenden Länder ein volles nothwendiges S. Auch nennt man S. den Vertrag, zufolge dessen die Glieder verschiedener Confessionen an einem Orte sich zu ihrem Gottesdienste einer und derselben Kirche bedienen; daher der Name Simultankirche. In derselben Weise gibt es auch Simultanschulen.

Sinai, der Berg, auf welchem dem Moses die Zehn Gebote und die übrigen Gesetze verkündet wurden, die er den Israeliten gab. Nach der Ueberlieferung versteht man darunter gewöhnlich den Gebel-Mûsa (Mosesberg) im südl. Theile der Sinaitischen Halbinsel (Peträisches Arabien), gegen 8000 F. hoch, mit einem nördlich angrenzenden niedrigern Vorberge, den die neuern Gelehrten gewöhnlich Horeb nennen, und nimmt dazu auch wol noch den südwestlich anliegenden Katharinenberg, der etwa 1000 F. höher ist als der Gebel-Mûsa. Jene Ueberlieferung reicht freilich nicht über die christl. Zeit hinauf und befestigte sich erst dadurch, daß der Kaiser Justinian, angeblich 527, am östl. Fuße des Horeb, in dem Thale Schuaib das berühmte feste Sinaikloster mit einer Kirche der Verklärung Christi gründete, in welcher auch Reliquien der heil. Katharina gezeigt werden. In der frühern Zeit gab es an dem Berge noch andere Klöster (z. B. das Kloster der 40 Märtyrer, el-Arbain, dessen Stelle im westl. Thale noch gezeigt wird), Kapellen und Einsiedeleien. Als der Berg der Gesetzgebung kann der Gebel-Mûsa nicht gelten,

sofern kein Theil desselben an die nördl. Ebene (er-Râha genannt), wo das Volk lagerte, angrenzt oder auch nur von ihr aus gesehen werden kann, das Thal im Süden des Bergs aber, wohin Ritter das Lager versetzt, zu eng ist, wogegen der obengenannte Vorberg (Horeb) allenfalls der 2 Mos. Kap. 19 fg. geschilderten Scene entspricht. Lepsius nahm den Berg Serbâl, nordwestlich vom Gebel-Mûsa, gegen 7000 F. hoch, für den biblischen S., aber eine Vergleichung des Terrains mit den Angaben der Bibel läßt diese Annahme nicht passend erscheinen.

Sinapis, s. Senf.

Sinclair (Sir John), ein durch gemeinnütziges Wirken sehr berühmter Schotte, geb. 10. Mai 1754 zu Thurso-Castle in der Grafschaft Caithneß, studirte in Edinburgh, Oxford und Glasgow. In dem Umgange mit Adam Smith fand er Geschmack an nationalökonomischen und polit. Gegenständen. Einem Gerüchte am Ende des amerik. Kriegs zu begegnen, daß die Finanzen Englands unrettbar zerstört, veröffentlichte er «Gedanken über den Zustand unserer Finanzen», welche wesentlich beitrugen, den Credit des Landes auf dem Continente wiederherzustellen. 1780 schrieb er seine «Rechtfertigung der brit. Seemacht» und «Gedanken über die Seemacht des brit. Staats», wodurch das Vertrauen auf die brit. Flotte, das infolge der Vereinigung der franz. und span. Seemacht sehr wankend geworden war, bald wiederhergestellt wurde. In demselben Jahre wurde er ins Unterhaus gewählt. Unter seine frühesten literarischen Unternehmungen gehört die «Geschichte des öffentlichen Einkommens von der frühesten Zeit bis zum Frieden von Amiens». 1793 begründete er mit Unterstützung der Regierung das Board of agriculture, dem er auch viele Jahre vorstand und welcher Institution England die schnellen Verbesserungen in der Landwirthschaft verdankt. Eine der schwierigsten Arbeiten, welche er unternahm, war die «Statistik von Schottland» (21 Bde., 1790—97). Er beförderte auch den Bau von Brücken, Landstraßen und Häfen in ganz Schottland und stiftete die Gesellschaft zur Verbesserung der brit. Wolle. Während des franz. Kriegs rettete er durch zweckmäßige Maßregeln in den schott. Hochlanden viele Tausende von dem Hungertode. Seine letzten Tage verlebte er zu Edinburgh in literarischer Zurückgezogenheit. Er starb 20. Dec. 1835.

Sind oder Sindh, engl. Sinde oder Scinde, die westlichste Provinz der indobrit. Präsidentschaft Bombay, am untern Laufe des Indus gelegen, umfaßt das Delta dieses Stroms und die beiden Uferlandschaften von dessen Mündung bis zur Südspitze des Pendschab und wird im Norden von letzterm, im Nordwesten und Westen von Beludschistan, im Süden vom Arabischen Meer und dem Rin, durch welchen sie von Katsch (Cutch) geschieden wird, und im Osten von der großen indischen Wüste (Thur oder Thar) begrenzt, durch welche die Grenzscheide gegen Radschastan zieht. Die Provinz zählt nach dem Census von 1855 auf 2451,5 Q.-M. 1,768737 E., darunter 1,354891 Mohammedaner und 363295 Brahmanisten. Gegenwärtig soll die Zahl der Gesammtbevölkerung etwa 1,900000 betragen. Lage und Gestalt des Landes erinnern an Aegypten. Wie dort ist hier das Flachland mittels eines herrlichen Stroms, der sich mit vielen Armen ins Meer ergießt (s. Indus), in zwei Hälften getheilt, welche links und rechts eine Strecke weit ihm ihre Fruchtbarkeit verdanken, bis Sandwüsten das östliche, ein Geschiebe kahler Berge das westl. Gebiet umgrenzen. Dem Indus oder Sindhu verdankt das Land seinen Namen, aber auch sein Leben. Der Strom beginnt im April zu schwellen, überschwemmt im Juni die Tiefebenen und tritt Anfang Sept. wieder in seine Rinnsale zurück. Das Klima ist äußerst schwül und trocken. In Hyderabad ist die mittlere Temperatur der sechs Sommermonate 29,5° R., und das Wasser des Indus hat dann 25—27° Wärme. In Nord- oder Obersind ist der Sommer sogar noch heißer als in Süd- oder Untersind. Regen fällt sehr wenig. Zu Larkhana in Obersind vergingen schon drei Jahre ohne Regen. Zu andern Zeiten sind dagegen die Regengüsse heftig, bringen aber dann schlimme Krankheiten mit sich. In seinen Bodenproducten und Früchten stimmt S. mit den ebenen Theilen des nördl. Ostindien (s. d.) überein. Trauben und Obst gibt es in Fülle, aber von sehr mittelmäßiger Qualität. Allgemein findet man hier die Dattelpalme, welche reichliche Nahrung liefert und zur Bereitung eines scharfen geistigen Getränks benutzt wird. Man zieht viele Dromedare wegen der Milch und der Haare sowie als Lastthiere, Rinder wegen der Butter (Ghi) und der Häute, die beide wichtige Handelsartikel bilden, auch viel Schafe und Ziegen wegen der Wolle, der Milch und des Fleisches. Die Pferde und Esel sind klein, die Maulthiere groß und vortrefflich. Ein Hauptnahrungsmittel der geringern Klasse sind Fische. Die Bevölkerung besteht aus einem Gemisch von ursprünglichen Sindiern (Hindu des Indus), Dschat und Beludschen, im allgemeinen verrufen wegen Unwissenheit und Sittenlosigkeit. Die Beludschen, gleich wie die andere mohammed. Bevölkerung des Landes, sind fanatische Sunniten. Derwische, Fakire und anderes fromme Bettel-

gesindel durchziehen in großen Scharen unter allerlei Namen das Land und sind eine wahre Pest der bürgerlichen Gesellschaft. Als solche Bettelmönche kamen gegen die Mitte des 15. Jahrh. aus Beludschistan nach S. auch die Kalora, die ihren Stammbaum auf die abbasidischen Khalifen zurückführen, in Wahrheit jedoch zum Dschatvolke gehören. Diese geistliche Brüderschaft nährte sich vom Schweiß des einfältigen Volks, wurde aber wegen des Drucks, den sie übte, von den Sindiern vertrieben. Mit Erlaubniß der weltlichen Macht von Delhi schlichen sie sich wieder in das Land ein und wurden sogar 1735 mit ansehnlichen Ländereien belohnt. Nicht lange nachher erhob man einen Kalora, Miau Nur Muhammed, unter der Verpflichtung eines jährlichen Tributs nach Delhi, zum erblichen Lehnsherrn des ganzen Fürstenthums S. Die Kalora vereinigten nun die ganze weltliche und geistliche Macht. Ihr eisernes Scepter lastete so furchtbar auf den Hindu, daß diese scharenweise die Heimat verließen und meist nach Katsch flüchteten. Dem Gholam-Schah, ältestem Sohne des Nur Muhammed, wurde durch Nadir-Schah von Persien ein Theil des Erbes als pers. Lehn zurückgegeben. Bei dem Tode seines Lehnsherrn erkannte Gholam-Schah die Oberhoheit der afghanischen Durani an, sah sich aber bald nachher von einem seiner jüngern Brüder der Herrschaft beraubt. Dieser suchte die Macht seines Hauses über die Nachbarländer der Ungläubigen auszudehnen und brachte unsagliches Elend über die Radschputen und Hindu von Katsch. Sein Nachfolger ließ einen der ersten Männer des Landes, Mir Bairam, Khan des Beludschenstammes Talpur, hinrichten. Es erhoben sich deshalb die Talpur, und nach mehrjährigem Kämpfen und Morden mußte Abdal-Nabi, der letzte Kalora, nach Beludschistan fliehen. Sein Lehnsherr in Kabul schickte zur Vertreibung der Talpur ein Heer ab, welches das Land in eine Einöde verwandelte; allein die Talpur kehrten zurück und wußten sich endlich die Anerkennung als rechtmäßige Gebieter von S. gegen einen jährlichen Zins von 12 Lakh Rupien zu verschaffen. Mir Fateh-Khan, der erste Lehnsfürst aus dem Stamme der Talpur, erhob 1786 seine drei jüngern Brüder zu Mitregenten, und alle vier nannten sich Emir (Amir) oder Fürsten von S. Als deren Nachkommen 1839 die mit den Engländern abgeschlossenen Verträge brachen, entwickelte sich daraus Anfang 1843 ein Krieg, in welchem General Sir Charles Napier durch seinen glänzenden Sieg bei Miami 17. Febr. das Schicksal des Landes entschied. Die Emire ergaben sich und erhielten Jahrgehalte. Ihr Gebiet wurde als unmittelbarer Besitz der Briten der Präsidentschaft Bombay einverleibt. Das Land nahm nun unter brit. Verwaltung einen ungemeinen Aufschwung. Die Hauptstadt der Provinz ist Hyderabad (s. d.), der Haupthafen die rasch aufblühende Seestadt Karatschi (s. d.). Der Indus wird von Dampfbooten befahren und das Land theilweise von der Scindebahn durchzogen, die von Karatschi nach Kotri bei Hyderabad führt, mit einer 3 engl. M. langen Zweigbahn nach Ghisri-Bunder, zusammen 23,64 geogr. M.

Sinecüre (lat. sine cura, d. i. ohne Seelsorge) bezeichnet eigentlich eine Pfründe, welche dem Inhaber Einkünfte gewährt, ohne ihm geistliche Amtsgeschäfte aufzuerlegen. Später ist diese Bedeutung auf jede andere Stelle übergegangen, von der man Einkünfte bezieht, ohne Mühwaltung dafür zu haben.

Singapōre oder Singhapura (d. i. Löwenstadt), eine an der südl. Spitze der hinterind. Halbinsel gelegene, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennte, den Engländern gehörige Insel von 15½ Q.-M. Flächeninhalt, bildet eine sehr fruchtbare, gutbewässerte, mit gerundeten Hügeln gedeckte Fläche, die in dem 519 F. hohen Bukit-Timah ihre größte Erhebung findet. Früher ganz mit Wald bedeckt, ist S. jetzt größtentheils in einen blühenden Culturgarten verwandelt, in welchem Gambir und Betel gezogen werden. Nur kleinere Strecken sind noch mit dichtem Gestrüpp und Urwald bedeckt. Die Thierwelt, ganz mit jener Hinterindiens übereinstimmend, weist namentlich Tiger in erstaunlicher Menge auf, die trotz einer Prämie von 50 Dollars auf jedes erlegte Thier jährlich noch 50—100 Menschen zerreißen, da sie stets vom nahen Festlande wieder über den schmalen Kanal herüberschwimmen. Das Klima ist sehr heiß, jedoch durch die Seewinde gemildert und keineswegs für Europäer ungesund. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 22° R. Die Zahl der Einwohner belief sich 1864 auf 91000, darunter 58000 Chinesen, 13500 Malaien, 12000 Ostindier (Klings, Bengalesen), 6000 andere Asiaten, 2200 Europäer sowie deren Abkömmlinge und einzelne Vertreter der verschiedensten Völkerstämme, sodaß man S. als ethnogr. Musterkarte bezeichnet hat. Gegen 14000 Chinesen wandern jährlich ein, von denen aber zwei Drittel wieder in die Heimat zurückkehren. Die allgemeine Umgangssprache dieser verschiedenen Elemente ist die malaiische. Die einzige Stadt der Insel ist S. Sie zählt 80000 E., und liegt am Südende der Insel, an einer geräumigen Bucht, in welche der Singaporefluß mündet, der den Ort in zwei Hälften scheidet. Kirchen, Gouverne-

mentsgebäude, Gerichtshöfe und die Wohnungen der Europäer liegen im Norden; im Süden befinden sich die Waarenhäuser, Comptoire, Docks und die beiden vortrefflichen Häfen nebst den Schiffswerften. Rings um die nördl. Stadt ziehen sich die ausgedehnten Kampongs der Asiaten hin. S. ist Strafcolonie für ostind. Verbrecher und steht nebst den übrigen malaiischen Besitzungen Englands unter einem Gouverneur, der hier seinen Sitz hat. Die Wichtigkeit von S. gründet sich einzig auf seine vorzügliche Lage und den großartigen Handel, der theils mit den ostasiat. Ländern und den indischen Inseln, theils mit Europa und Amerika betrieben wird. Alle Schiffe, welche durch die Malakkastraße, und ein großer Theil derjenigen, welche durch die Sundastraße gehen, müssen S. passiren. Ebenso nimmt ein nicht unbedeutender Theil des chines. Handels seinen Weg über S., und die absolute Freiheit, welche in allen Handelsbeziehungen herrscht, hat nicht wenig dazu beigetragen, S. zu seiner bedeutenden Stellung zu erheben. Außer einigen tausend Prauen und Dschunken, welche hier die Erzeugnisse des ostasiat. Archipels gegen europ. Waaren umsetzen, liefen 1865 in S. 3737 Schiffe, darunter 302 Dampfer mit 852660 Tonnen ein, und 3795 Schiffe, darunter 297 Dampfer, aus. Der Werth der Einfuhr betrug in dem genannten Jahre 32,120900, jener der Ausfuhr 30,110300 Doll. Unter den Handelshäusern und Schiffen nehmen, nächst den Engländern, die Norddeutschen den zweiten Rang ein. S. war bis 1819 eine öde Waldwüste, ein Schlupfwinkel für malaiische Seeräuber. Der brit. Gouverneur Sir Stamford Raffles, welcher die wichtige Lage der Insel erkannte, entfaltete hier 6. Febr. 1819 zuerst die engl. Flagge und erlangte 1824 den alleinigen Besitz von S., das bisher das Eigenthum des Sultans von Dschohore gewesen, gegen eine Summe von 60000 und eine Leibrente von 24000 Dollars. Die Sklaverei wurde abgeschafft, alle Monopole aufgehoben und S. zum Freihafen erklärt, das seitdem fortwährend an Blüte zunahm. Vgl. Cameron, «Our tropical possessions in Malayan India» (Lond. 1865).

Singen, s. Gesang.

Singhalesen, s. Ceylon.

Singspiel ist eigentlich nur die deutsche Bezeichnung für Operette und steht bezüglich der Anlage und Ausführung auf einer höhern Stufe als das franz. Vaudeville (s. d.) oder das diesem nachgeahmte deutsche sog. Liederspiel (s. d.). Vgl. Schletterer, «Das deutsche S.» (Augsb. 1863).

Singular, s. Numerus.

Singvögel (Oscines) machen eine ungemein große Ordnung der Vögel aus, welche sich durch einen bis zur Wurzel mit horniger Scheide versehenen Schnabel, neun vollkommene Handschwingen am Flügel und besonders durch den Singmuskelapparat auszeichnet, der aus fünf bis sechs Muskelpaaren am Kehlkopfe besteht und zur Hervorbringung des Gesangs dient; jedoch singen nicht alle, wie Krähen und Schwalben. Durch diese Charaktere unterscheiden sie sich von den früher mit ihnen zusammengeworfenen Schreivögeln (Clamatores), denen der Singmuskelapparat fehlt. Es sind äußerst zahlreiche, gesellige, über die ganze Erde verbreitete, meist kleine Vögel, welche zu den Nesthockern gehören, sich von Insekten, Würmern oder Körnern nähren, in Monogamie leben und künstliche Nester bauen. Die Läufe sind hinten mit quer nicht unterbrochener oder in Täfelchen, deren Zahl denen der Vorderseite entspricht, schwach unterbrochener Haut versehen. Der Schnabel ist je nach der Nahrung von sehr mannichfaltiger Gestalt, jedoch niemals so scharf übergebogen wie bei den Raubvögeln. Die meisten S. zeichnen sich durch Klugheit und viele durch Gelehrigkeit aus; fast alle sind beweglich, lebhaft und heiter. Man theilt die einheimischen jetzt gewöhnlich in folgende Familien: Drosseln (Turdidae), wohin Nachtigall und Amsel gehören; Sänger (Sylvidae), Grasmücken und Bachstelzen; Schwalben (Hirundinidae); Zahnschnäbler (Dentirostres), wohin Würger und Fliegenschnäpper; Baumläufer (Certhiadae); Meisen (Paridae), wozu auch Kleiber und Goldhähnchen; Finken (Fringillidae), wozu auch Kreuzschnäbel und Ammern; Lerchen (Alaudidae) und Raben (Corvidae), wozu auch Staare und Pirole. Ueber Zucht und Abwartung der S., soweit sie Stubenvögel sind, vgl. Bechstein, «Naturgeschichte der Stubenvögel» (4. Aufl., Halle 1840); Brehm, «Handbuch für Liebhaber der Stubenvögel» (Ilmenau 1832).

Sinigaglia, das alte Sena Gallica, eine Seestadt an der Mündung der Misa in das Adriatische Meer, in der ital. Provinz Ancona, an der Eisenbahn, zwischen Rimini und Ancona gelegen, ist der Sitz eines Bischofs und hat (Ende 1861) 10501, in ihrem ganzen Gemeindegebiete dagegen 23226 E., einen kleinen Hafen mit Leuchtthurm und ein Castell. Sehenswerthe Kirchen sind die Kathedrale und die Kirche San-Marino. Die hiesige Messe, welche vom 20. Juli bis 10. Aug. dauert, gilt in Italien für sehr wichtig, ist aber in Vergleich mit den

Messen Deutschlands unbedeutend, obschon sie viele Fremde herbeizieht. Das Leben während der Messe macht nach Beendigung derselben die Oede der Stadt nur um so fühlbarer.

Sinn und Sinne. Das Wort Sinn bezeichnet im allgemeinen ein Vermögen unmittelbarer Anschauung oder Wahrnehmung, im Gegensatze zu Verstand als dem Vermögen mittelbarer oder reflectirter Erkenntniß durch Nachdenken. So viele Arten unmittelbarer Wahrnehmung es daher gibt, so viel Sinne gibt es. Hierher gehören zunächst die Sinne der körperlichen oder äußern Erfahrung mit ihren leiblichen Organen, dann aber auch die Vermögen unmittelbarer Wahrnehmung innerer Empfindungen und Auffassungen, wie der Rechtssinn, Schönheitssinn, Sinn für Religion, Dichtkunst, Freundschaft u. s. w., deren Gebiet man mit einem Worte als das des innern oder geistigen Sinns zu bezeichnen pflegt. Auch einem Wort, einer Rede, einer Handlung wird insofern ein Sinn zugeschrieben, als sie dem Verstande eine bestimmte Unterlage zu einer Erkenntniß oder einem durch Reflexion daraus zu bildenden Begriffe gibt. Thut sie das im hohen Maße, so heißt sie *sinnig* oder *sinnreich*, im entgegengesetzten Falle *sinnlos*.

Die *äußern Sinne* bieten den gesammten Stoff unserer Naturerfahrung dar. Die sinnliche Empfindung (Sensibilität) ist nebst dem Vermögen der willkürlichen Ortsbewegung das wesentliche Merkmal, durch welches sich das Thier von der Pflanze unterscheidet. Die Feinheit und Schärfe einzelner Sinne, z. B. des Geruchs und des Gesichts, übertrifft bei nicht wenigen Thierklassen unzweifelhaft die Feinheit und Schärfe der menschlichen Sinne. Nichtsdestoweniger scheint der Mensch im Durchschnitte seiner gesammten sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit die vollkommenste Organisation zu besitzen, weil kein einzelner Sinn bei ihm dergestalt hervorragt, daß der Umfang und die Richtung der menschlichen Erfahrung durch ihn einseitig bestimmt würde. Vielmehr wird durch diesen Umstand die Richtung der Aufmerksamkeit von den äußern Sinnen zu den Wahrnehmungen des innern empor erleichtert und begünstigt.

Im einzelnen unterscheidet man fünf äußere Sinne: den Gefühlssinn, den Geschmack, den Geruch, das Gesicht und das Gehör. Der Sinn des Gefühls (s. d.) in der weitesten Bedeutung umfaßt zunächst die verschiedenen körperlichen Schmerz- und Lustempfindungen, die Gefühle der Munterkeit, Kraft, Beklemmung, Ermüdung u. s. w. Man hat den ganzen Complex dieser sehr mannichfaltigen Gefühle *Vitalempfindungen*, die Empfänglichkeit des Nervensystems dafür den *Vitalsinn* genannt. Der Gefühlssinn in engerer Bedeutung, der, obwol nicht ganz gleichmäßig, über die ganze Hautoberfläche verbreitet ist und welchen selbst die niedrigsten Thierarten besitzen, enthält die Unterscheidungen des Harten und Weichen, des Rauhen und Glatten, Spitzigen, Scharfen, Stumpfen, Nassen und Trockenen; ferner die Empfindungen der Wärme und Kälte. Wegen der Menge der Empfindungsnerven in den Fingerspitzen ist hier der Gefühlssinn als *Tastsinn* der feinsten Unterscheidungen fähig, und die Beweglichkeit der Hand und der Finger nach verschiedenen Dimensionen macht den Tastsinn überdies zu einem der wichtigsten, in dieser Vollkommenheit allen übrigen Thieren fehlenden Hülfsmittel für die Auffassung der Gestalt. Vollkommen unempfindlich sind im gesunden menschlichen Körper nur die Haare, die Zähne bis auf den Zahnkeim und die Knochen. Geruch (s. d.) und Geschmack (s. d.), welchen ebenso wie dem Gesicht und Gehör bestimmte Nerven dienen, deren Durchschneidung die entsprechende Art der Empfindung aufhebt, haben eine große Verwandtschaft miteinander. Ihre Empfindungen laufen zum größten Theil miteinander parallel; der eine Sinn unterstützt den andern, weshalb auch viele Bezeichnungen für specifische Geruchsempfindungen von den verwandten Geschmacksempfindungen entlehnt oder mit ihnen gleichbedeutend sind. Der Sinn des Gesichts (s. d.) hat seinen eigentlichen und unmittelbaren Gegenstand an den Farben und den verschiedenen Graden ihrer von der Beleuchtung abhängenden Helligkeit oder Dunkelheit. Aber die Beweglichkeit und willkürliche Lenkbarkeit des Auges, die Fähigkeit desselben, sich durch Zusammenziehung und Erweiterung der Pupille der Nähe oder Entfernung der Gegenstände, sowie der stärkern oder schwächern Beleuchtung zu accommodiren, erweitern und erhöhen die Brauchbarkeit des Gesichtssinns und machen ihn, abgesehen von seiner Empfänglichkeit für die Farben und das Licht, fast zu einem Analogon und Surrogat des Tastsinns, sowie umgekehrt Blinde durch Uebung und Verfeinerung des Tastsinns den Mangel des Gesichts zum Theil ersetzen. Der unmittelbare Gegenstand des Gehörs (s. d.) endlich sind das Geräusch, der Schall, der Klang, die Laute (die Vocale), endlich die Töne, sammt deren Abstufungen nach Höhe und Tiefe. Der hohe Werth des Gehörsinns liegt darin, daß er mit Hülfe der artikulirten Wortsprache dem Menschen das Reich des geistigen Verkehrs aufschließt und dadurch die entscheidende Bedingung einer fortschreitenden geistigen Cultur darbietet. Ueberhaupt zeichnen sich die Gesichts- und Gehörempfindungen dadurch vor denen der übrigen Sinne aus, daß mehrere derselben, gleichzeitig dargeboten,

nicht in eine trübe Gesammtempfindung zusammenfließen, sondern sich nach bestimmten unterscheidbaren Verhältnissen gestalten. Daher die Auffassungen des Gesichts und Gehörs Gegenstände eines ästhetischen Wohlgefallens werden können, welches sich über das blos Angenehme und Unangenehme der übrigen Sinnesempfindungen erhebt und der Tonkunst und den bildenden Künsten den Boden bereitet. Man bezeichnet diese Sinne daher als die edlern und höhern.

Während die Psychologie die Sinnesempfindungen als ein Geschehen in der Seele betrachtet und die aus dem Zusammentreffen und der allmählich wachsenden Anhäufung einer Mehrheit solcher Ereignisse hervorgehenden Folgen zu bestimmen hat, betrachtet die Physiologie die organische Vermittelung derselben durch die Nerven sammt den physikalischen, chemischen und organischen Bedingungen dieser leiblichen Vorgänge. Als Eindrücke im eigentlichen Sinne, als Abbildungen der Gegenstände kann aber weder die Psychologie noch die Physiologie die Empfindungen betrachten: sie sind der Ausdruck eines Geschehens, welches durch die Organisation des Nervensystems und durch das Verhältniß des letztern zu der Seele bedingt ist; daher uns die sinnliche Empfindung niemals die wahre Beschaffenheit der Dinge, sondern nur die Art verräth, wie wir davon afficirt werden. Insofern ist jede Empfindung subjectiv im weitern Sinne. Durch subjective Empfindungen im engern Sinne bezeichnet man dagegen solche, welche ohne Einwirkung äußerer Gegenstände mittels einer davon unabhängigen Erregung der Nerven erfolgen; z. B. die subjectiven Gefühlszustände des Hypochonders, der säuerliche Geschmack bei verdorbenem Magen, das Ohrenbrausen u. s. w. Werden solche subjective Empfindungen irrthümlich auf äußere Gegenstände bezogen, so entsteht daraus eine Hauptklasse der Sinnestäuschungen. Die Empfindungen stehen mit ihren physik. Reizen nicht in directen, sondern indirecten Zusammenhängen. Denn sie geben weder die Gestalt und Beschaffenheit der physik. Reize genau wieder, noch auch wachsen sie in demselben Verhältniß, worin die Reize wachsen, vielmehr nach eigenthümlichen algebraischen Formeln. Ein glücklicher Versuch, die Verhältnisse der Empfindungen zu ihren Reizen durch exacte Messung zu bestimmen, ist durch Fechner gemacht worden in seiner «Psychophysik» (2 Bde., Lpz. 1860).

Eine genauere Zergliederung der äußern Sinnerkenntniß lehrt, daß ihr etwas zu Grunde liegt, welches nicht erst durch die Sinne aufgefaßt, sondern unabhängig von ihnen vorausgesetzt wird, nämlich die Anschauungsformen des Raums und der Zeit, in denen alle möglichen Gestalten, Lagen, Größen, Entfernungen, Successionen und Bewegungen, welche die sinnliche Empfindung zu erkennen geben kann, bereits zuvor gegeben und enthalten liegen, ehe einzelnes daraus vor anderm durch sinnliche Empfindung emporgehoben und bevorzugt wird. Daher wird alle sinnliche Gewißheit erst möglich durch eine ihr vorausgehende mathematische. Durch diesen Umstand zeigt sich die Meinung derjenigen als unhaltbar, welche die sinnliche Empfindung für das Erste und Gewisseste halten, indem sie nicht bedenken, daß ein jeder Sinn die Form seiner Gegenstände, die er zu erkennen gibt, von der Geometrie entlehnt, und folglich aller sinnlichen Gewißheit die mathematische vorausgeht als eine Grundlage, ohne welche jene nicht bestehen könnte.

Was den innern Sinn betrifft, so gehört derselbe zu den Thätigkeiten des Bewußtseins als des Wahrnehmungsvermögens für innere Zustände überhaupt. Weil aber das Bewußtsein auch zugleich die Vernunfterkenntnisse mit umfaßt, d. h. diejenigen, welche weder durch innere noch durch äußere Erfahrung erworben werden können, weil sie aller Erfahrung vorausgehen und zu Grunde liegen, so fallen dem innern Sinn alle Wahrnehmungen des Bewußtseins zu, welche veränderliche Zustände des eigenen Innern zu erkennen geben im Gegensatze zu Vernunfterkenntnissen, welche das Ewige und Unwandelbare betreffen. Zum innern Sinn als dem auf die zeitlichen und veränderlichen Zustände der Seele gerichteten Bewußtsein gehört vornehmlich das Gedächtniß als das Bewußtsein reproducirter Bilder vergangener Ereignisse, die Einbildungskraft als das Bewußtsein selbsterzeugter Bilder oder Träume, und das Gefühl, sowol das intellectuelle, als auch das pathologische, das erstere als das Bewußtsein vom Afficirtsein der Seele durch Vernunftideen (wie beim Rechtsgefühl, Wahrheitssinn, Gewissen), das letztere als das Bewußtsein vom Afficirtsein der Seele durch Affecte und Leidenschaften (wie bei Sympathien und Antipathien, Zorn, Mitleid u. dgl.).

Das ganze Gebiet sämmtlicher Sinne, eingeschlossen alle Gegenstände von sinnlicher Natur, wird durch den Ausdruck der Sinnlichkeit bezeichnet. Daß man diesen Ausdruck zuweilen nur allein auf die äußern Sinne und die leibliche Natur beschränkt, ist eine Einseitigkeit des Sprachgebrauchs, welche weder der Natur der Sache entspricht, noch auch in lebendiger Rede mit Consequenz durchführbar ist. Denn man versteht im gemeinen Leben unter sinnlichen

Trieben nicht nur diejenigen, welche mit den Bedürfnissen des leiblichen Organismus zusammenhängen, wie Nahrungstrieb und Fortpflanzungstrieb, sondern auch solche, welche in den moralischen Beziehungen der Personen zueinander ihren Grund haben und folglich der innern Sinnlichkeit angehören, wie Zorn, Haß, Neid, Schadenfreude, Rachsucht, Mitleid, Ehrgeiz, Herrschsucht, Fanatismus oder Verfolgungswuth u. dgl. Alle diese blinden Affectionen und Empfindungen der innern Sinnlichkeit stehen ebenso wol, wie die der äußern, im Gegensatze zu den Thätigkeiten der Vernunft, und zwar einerseits der theoretischen Vernunft als des verständigen Denkens, andererseits der praktischen Vernunft oder Sittlichkeit als des von den Motiven der sinnlichen Genüsse und blinden Leidenschaften unabhängigen Wollens.

Sinnbild heißt ein Bild oder die anschauliche Darstellung eines Gegenstandes, welche bestimmt ist, noch etwas anderes anzudeuten oder auszudrücken, als wovon sie unmittelbar die Abbildung ist. Auf dieser Bedeutung beruht der Sinn des S. Es ist also Zeichen für einen von ihm verschiedenen sinnlichen oder geistigen Gegenstand, oder auch nur für eine Eigenschaft eines solchen, in welchem letztern Falle das S. zum Attribut (s. d.) wird. Zum S. gehört auch das Emblem (s. d.) als eine sinnbildliche Verzierung. In einem engern Sinne braucht man S. gleichbedeutend mit Symbol (s. d.), das durch einen sinnlich oder bildlich vorgestellten Gegenstand einen geistigen Gegenstand vorstellt und andeutet. Die Kunst, sich durch S. auszudrücken, oder die Symbolik, ist sehr alt. Die ältesten Beispiele davon geben die orient. Mythen und die Mysterien der Aegypter; durch Schönheit zeichnen sich aus die S. der Griechen. Später artete die Symbolik aus, sodaß die S. erst eine Erklärung nöthig machten, um verstanden zu werden. Dies ist der Fall bei den S. oder Emblemen der Neuern, durch welche man eine beigesetzte Devise (s. d.) versinnlichen und auf eine besondere Sache oder Person anwenden wollte. Solcher Embleme, die man aus dem Gebiete der Natur, Kunst und Geschichte entlehnte, bediente man sich sehr häufig auf Münzen, Denkmälern, Ehrenpforten u. s. w.

Sinngedichte, auch Aufschriften oder Beischriften, hießen bei den deutschen Dichtern des 17. Jahrh. (etwa seit Logau) die Nachahmungen des Epigramm (s. d.) der alten Römer.

Sinngrün, s. Immergrün.

Sinnlichkeit, s. Sinn und Sinne.

Sinnpflanze, s. Mimose.

Sinōpe, eine im Alterthum bedeutende griech. Seestadt an der Nordostküste der kleinasiat. Landschaft Paphlagonien, das jetzige Sinûb im türk. Ejalet Kastamuni, liegt auf dem schmalen niedrigen Isthmus eines kaum $^1/_2$ M. langen Küstenvorsprungs, der sich in östl. Richtung allmählich zu einem $^1/_4$ M. breiten, über 600 F. hohen abgestumpften Kegelberge verbreitert und mit dem Cap Besch-Tepeh oder Bos-Tepe endet. Dies Bergplateau, türk. Ada (Insel), ist theilweise angebaut, aber bis auf die Gärten ganz baumlos, trägt einen flachen Süßwassersee und fällt steiler gegen Norden und Osten als gegen Westen zur Stadt und deren auf der Südseite des Isthmus gelegenem Hafen ab. Der Hafen bildet eine der Dampfschiffahrtsstationen zwischen Konstantinopel und Trapezunt. S. selbst besteht aus der eigentlichen türk. Stadt im Westen und der griech. Vorstadt im Osten. Die türk. Stadt wird vom Lande durch ein Castell, das noch aus dem spätern Mittelalter stammt und von den Genuesen erbaut sein soll, gänzlich abgeschnitten und auch auf der Nord- und Ostseite durch Mauern umhegt. Der Platz ist indeß gänzlich verfallen und in militärischer Beziehung jetzt ohne alle Bedeutung. Die Straßen der Stadt sind schmal, aber mit mächtigen, aus antiken Bauten entnommenen Steinen gepflastert, die Häuser meist hoch, mit Erkern und Balkonen geziert und mit Gärtchen versehen. Die Stadt hat zwei Bazare und eine große Moschee. Die einzig bewohnten Gebäude des Castells sind die Quarantäne und das Gefängniß. In den ziemlich hohen Mauern desselben sind viele Säulenstümpfe, Friese, Sculpturen und andere Ornamente aus älterer Zeit. Das einzige noch in einiger Vollständigkeit erhaltene Gebäude aus dem Alterthum, von den Griechen «Schloß des Mithridates» genannt, besteht aus vier Sälen mit gewölbter Decke. In der östlichen, offenen Vorstadt wohnt die griech. Bevölkerung, welche den Schiff- und Handelsverkehr betreibt. Trotz der günstigen Lage und des vortrefflichen Hafens befindet sich Sinûb in einem ärmlichen Zustande. Die Bevölkerung, gegen 8000 Seelen (einst 60000), ist stabil und wenig rührig. Der Handel beschränkt sich auf Ausfuhr von Holz, Wachs, Obst, Seide und Fellen. 1862 belief sich die Einfuhr auf 1,637505, die Ausfuhr auf 3,087810 Piaster, während in dem gegen Südosten gelegenen Hafen Samsun (Amisus der Alten) die erstere 52,971600, die letztere 63,509083 Piaster betrug. S. war eine der ältesten Colonien der Milesier, von diesen um 770 gegründet, dann (nach der Verheerung durch die Kimmerier um 650) 629 v. Chr. erneuert. Im Besitz

zweier Häfen, wurde die Stadt durch Handelsverkehr und einträglichen Pelamyden- und Thunfischfang eine sehr reiche und mächtige Republik, deren Gebiet südwärts bis zum Flusse Halys (jetzt Kisil-Irmak) reichte, und die selbst wieder mehrere Colonien, wie Cotyora, Trapezus und Cerasus, Chörades und Lycastus, gründete. Auch als Geburtsort des Cynikers Diogenes erlangte die Stadt Berühmtheit. 184 n. Chr. wurde sie von Pharnaces I., dem Könige von Pontus, erobert, während sie dessen dritter Nachfolger, Mithridates d. Gr., der hier geboren und erzogen war, zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Pontus erhob und verschönerte. Im zweiten Mithridatischen Kriege von Murena 82 mit Verlust angegriffen, im dritten von Lucullus 72 erobert, der sie einiger ihrer herrlichen Kunstwerke beraubte, sie aber für frei und autonom erklärte, wurde sie 45 v. Chr. eine röm. Colonie. Nachdem im 4. Jahrh. Amasia die Hauptstadt von Pontus geworden, sank S. herab. Seit 1204 gehörte es zum Kaiserthum Trapezunt, wurde aber schon 1214 von dem Seldschuken-Sultan von Iconium erobert. Seit dem 14. Jahrh. bildete es die Hauptfestung der Isfendiare von Kastamuni. 1461 eroberte Sultan Mohammed II. die Stadt, und seitdem blieb sie im türk. Besitz. Denkwürdig wurde S. neuerdings durch die Katastrophe vom 30. Nov. 1853, an welchem Tage eine im Hafen vor Anker liegende türk. Flottenabtheilung von sieben Fregatten, einer Kanonenschaluppe, drei Corvetten, zwei Transportschiffen und zwei Dampfbooten, von Osman-Pascha befehligt, von dem russ. Viceadmiral Nachimow in wenigen Stunden bis auf die Fregatte Nizami, die deren Befehlshaber in die Luft sprengte, völlig zerstört wurde. Nur dem kleinen Dampfer Taif gelang es, durch die russ. Schiffe zu brechen, um die Unglückskunde nach Konstantinopel zu bringen.

Sinsheim, eine Stadt im Kreise Heidelberg des Großherzogthums Baden, Hauptort eines Bezirksamts (6,27 Q.-M. mit 34789 E.), an der Elsenz, 3 M. südöstlich von Heidelberg gelegen, gehört zu der fürstl. Leiningen-Amorbach-Miltenbergischen Standesherrschaft und zählt 2683 E. (1864). S. war sonst eine reiche Abtei, die 1099 gestiftet wurde. Die um dieselbe entstandene Stadt gelangte zur Stellung einer Freien Reichsstadt; aber 1298 wurde ihre Reichssteuer und 1316 sie selbst an die Familie von Weinsberg verpfändet. Später kam sie an Kurpfalz, 1416 abermals durch Verpfändung an Konrad von Weinsberg. Bei S. besiegten 16. Juni 1674 die Franzosen unter Turenne die Kaiserlichen unter dem Herzoge von Lothringen. 1689 wurde die Stadt fast von Grund aus durch die Franzosen zerstört. Am 16. Nov. 1799 warfen hier die Franzosen unter Ney die Oesterreicher bis an die Enz und den Neckar zurück, aber schon 2. Dec. wurden den Siegern von den Oesterreichern unter Sztarray die Stadt und ihre Stellungen in den nahen Dörfern entrissen. Auch fand bei S. 22. Juni 1849 ein Gefecht zwischen den bad. Insurgenten unter Mieroslawski und einem Detachement des Peucker'schen Neckarcorps statt. Vgl. Wilhelmi, «Geschichte der Amtsstadt S.» (Heidelb. 1856). — Nicht zu verwechseln ist S. mit Sinzheim, einem großen, wohlhabenden Pfarrdorfe von 3347 E. in dem bad. Kreise Baden, $^3/_4$ M. westlich von Baden an der Eisenbahn.

Sintĕnis (Christian Friedrich), deutscher Schriftsteller, geb. 12. März 1750 zu Zerbst, Sohn des dortigen Consistorialraths und Superintendenten Joh. Christian S., wurde 1773 Prediger zu Bornum im Zerbstischen und noch in demselben Jahre Diakonus zu Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am anhaltischen Gesammtgymnasium, auch Consistorial- und Kirchenrath und Pastor an der Dreifaltigkeitskirche daselbst und starb 31. Jan. 1820. Aus seiner fruchtbaren Feder gingen gegen 50 Romane, Predigtsammlungen, Erbauungsbücher, Schriften zur religiösen, moralischen und pädagogischen Belehrung hervor. Alle diese Schriften haben den Zweck, die Aufklärung und den Rationalismus hinsichtlich der Religion und der sittlichen Lebensverhältnisse in den gebildeten Ständen des Volks zu verbreiten. Dabei tritt ein lebendiger Glaube an die Fortdauer nach dem Tode hervor, und namentlich hat er auch diesen Gegenstand in seinen Hauptwerken, «Elpizon» und «Pistevon», behandelt, die ihm seinerzeit unzählige Verehrer zuführten. — Sein ältester Bruder, Karl Heinrich S., geb. 1744, ein tüchtiger Schulmann, guter Lateiner und eifriger Rationalist, machte sich als Verfasser vieler gemeinnütziger Schulschriften verdient. Er war 1771 Rector in Torgau, 1783 in Zittau und privatisirte seit 1798 zu Zerbst, wo er 1816 starb. — Der dritte Bruder, Johann Christian Sigismund S., geb. 1752, bekannt als Verfasser einiger moralischer Romane, wurde 1785 Pastor in Dornburg in Anhalt und 1794 Amtsprediger zu Roßlau im Zerbstischen, 1798 Inspector sämmtlicher Kirchen und Schulen des neuköthenschen Antheils, 1821 Superintendent derselben Diöcese und starb 1829. — Wilhelm Franz S., Sohn des letztgenannten, geb. 26. April 1794 zu Dornburg in Anhalt, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Zerbst und studirte auf der Universität zu Wittenberg Theologie. 1817 wurde er Inspector

der Armenschule und des Schullehrerseminars in Köthen, 1818 Substitut seines Vaters in Roßlau, 1824 durch Wahl der Gemeinde zweiter Prediger an der Kirche zum Heiligen Geist in Magdeburg und 1831 Pastor und erster Prediger an derselben. Als Theolog huldigte auch er dem Rationalismus. Deshalb von den Orthodoxen angefeindet, steigerte sich der Haß gegen ihn bis zu offenen Angriffen auf der Kanzel, als er 1840 in der «Magdeburger Zeitung» ein von seinen Gegnern empfohlenes Marienbild einer scharfen Kritik unterwarf. Die Angelegenheit brachte eine Zeit lang in Magdeburg und anderwärts die größte Aufregung hervor. S. starb 23. Jan. 1859 zu Magdeburg, nachdem er einige Jahre vorher in den Ruhestand getreten. — Derselben Familie gehört Karl S. an, der 1. Mai 1867 als Schulrath und Director des Gymnasiums zu Zerbst starb und sich als Philolog durch kritische Arbeiten über Plutarch, Arrian, Dionysius von Halikarnassos und Diodorus Siculus einen geachteten Namen erwarb.

Sintenis (Karl Friedr. Ferd.), bekannt als vorzüglicher deutscher Jurist, geb. zu Zerbst 25. Juni 1804, ein Enkel von Christ. Friedr. Sintenis (s. d.), besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1822 auf den Universitäten zu Leipzig und Jena mit vielem Erfolge die Rechte. Er promovirte 1825 zu Jena und beabsichtigte schon damals, sich dem akademischen Lehrfach zuzuwenden. Indeß führte ihn eine Anstellung als Advocat in seine Heimat zurück. Seine Praxis hinderte ihn jedoch nicht, sich theoretischen Arbeiten fortwährend zu widmen. Außer einer Zahl von Abhandlungen meist civilistischen und processualischen Inhalts unternahm er 1829 in Gemeinschaft mit andern die erste deutsche Uebersetzung des «Corpus juris civilis», die 1834 beendet wurde, und der sich eine solche des «Corpus juris canonici» im Auszuge anschloß. Nachdem sein «Handbuch des gemeinen Pfandrechts» (Halle 1836) erschienen, wurde er das Jahr darauf ord. Professor der Rechte an der Universität zu Gießen. 1841 folgte er einem Rufe als Mitglied der Landesregierung und des Landesconsistoriums nach Dessau. Als der Herzog von Anhalt-Dessau 1847 die Regierung des Herzogthums Köthen angetreten, wurde er Mitglied des Landesdirectionscollegiums für dieses Herzogthum und ihm unter Ernennung zum Geh. Justizrath die Leitung der Cabinetsangelegenheiten übertragen. Infolge der Bewegungen von 1848 aus diesen Stellungen entlassen, verblieb er doch, nachdem er den Vorsitz am neuerrichteten Oberlandesgericht in Köthen abgelehnt, Mitglied des Oberlandesgerichts in Dessau. Im anhaltischen Landtag von 1849 gehörte S. zur entschiedenen Rechten; 1850 saß er im Staatenhause des Unionsparlaments zu Erfurt. In demselben Jahre wurde er zweiter Präsident des gemeinschaftlichen Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau und Köthen und nach der Vereinigung beider Länder 1853 alleiniger Präsident desselben. 1862 erfolgte seine Berufung in das Ministerium, 1863 seine Ernennung zum Wirkl. Geheimrath. In demselben Jahre wurde er auch vom Herzoge mit der Besitznahme des angefallenen Herzogthums Anhalt-Bernburg beauftragt und bald darauf (im Nov.) zum Vorsitzenden des neuerrichteten Staatsministeriums für ganz Anhalt ernannt. S. begleitete den Erbprinzen von Anhalt zum Fürstencongreß nach Frankfurt und nahm 1866 und 1867 für Anhalt Antheil an den Berathungen über den Entwurf der norddeutschen Bundesacte in Berlin. Unter seinen jurist. Werken ist «Das praktische gemeine Civilrecht» (3 Bde., Lpz. 1844—51; 3. Aufl. 1868) das bedeutendste. 1856 zum Mitgliede einer Commission berufen, welcher die Berathung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen überwiesen war, veröffentlichte er nach Publication dieses Gesetzbuchs eine «Anleitung zum Studium des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen» (Lpz. 1864).

Sinter nennen die Mineralogen diejenigen Fossilien, welche aus mineralhaltigen Gewässern als krystallinischer Niederschlag entstehen und zum Theil sehr neuer, sogar noch fortdauernder Bildung sind. Der Gestalt nach ist der S. nierig, knollig, traubig, kolbig, röhrig, tropfsteinartig, staudig und zackig, was man zusammen oft mit dem Worte stalaktitisch bezeichnet, oder er kommt auch rindenartig als Ueberzug vor. Man unterscheidet nach den Hauptbestandtheilen z. B. Kalksinter, Kieselsinter oder Quarzsinter und Eisensinter oder Eisenpecherz. Der erstere wird nach seinem Vorkommen Tropfstein, Sprudelstein (in Karlsbad) u. s. w. genannt. Manche Quellwasser bilden außerordentlich rasch solche Ablagerungen und man läßt wol auch absichtlich hineingetauchte Gegenstände sich auf solche Art incrustiren. Der Quarzsinter ist meistens nur der Absatz heißer Quellen, besonders der Geiser auf Island und Neuseeland. Der Eisensinter findet sich auf alten Grubenbauen und auf Steinkohlenlagern, wo er aus Guhren verwitternder Eisenkiese entsteht. Die Bildung der Stalaktiten (s. d.) aus kalkhaltigen Wassern gehört ebenfalls hierher. Der Ausdruck S. wird endlich auch noch auf zusammengeschmolzene Massen angewendet, so z. B. auf die durch den Blitz halbgeschmolzenen Quarzkörner oder Blitzröhren (s. d.).

Sinus eines Kreisbogens oder des zugehörigen Mittelpunktwinkels nennt man in der Mathematik die Hälfte der Sehne des doppelten Bogens oder Winkels oder, was dasselbe ist, die aus dem einen Endpunkte des Bogens auf den nach dem andern Endpunkte gehenden Halbmesser gefällte Senkrechte. Gewöhnlich drückt man dieselbe in Bruchtheilen des Halbmessers aus, den man als Einheit annimmt, oder gibt den Quotienten des S. durch den Halbmesser an, sodaß der S. dann als unbenannte Zahl und zwar als echter Bruch erscheint. Man unterscheidet daher den linearen und den numerischen S. Nimmt man statt des letztern seinen Logarithmus, so heißt dieser der künstliche S. und wird dem natürlichen entgegengesetzt. Der S., den zuerst arab. Astronomen im 9. Jahrh. oder noch früher statt der Sehne einführten, ist die wichtigste Linie der Trigonometrie sowie der wichtigste Satz derselben derjenige Lehrsatz ist, den man auch wol den Sinussatz nennt: Die S. eines ebenen Dreiecks verhalten sich wie die S. der ihnen gegenüberliegenden Winkel. Ihm entspricht in der sphärischen Trigonometrie der Satz: Die S. der Seiten eines sphärischen Dreiecks verhalten sich wie die S. der gegenüberliegenden Winkel. Die trigonometrischen Tafeln enthalten eine Tafel der S., gewöhnlich nur der künstlichen, von 0° bis 90°. Der S. der Ergänzung eines Bogens zu 90° heißt der Cosinus (s. d.) desselben. S. versus heißt der Unterschied zwischen dem Halbmesser und dem Cosinus.

Sioux ist der um die Mitte des 17. Jahrh. (seit 1659) durch franz. Handelsleute in Aufnahme gekommene Name für den einst mächtigen Indianerstamm der Dakota (bei ältern Reisenden öfter auch Nadowessier genannt), welcher gegenwärtig im Innern Nordamerikas die weiten Gebiete zu beiden Seiten des Missouri zwischen dem Mississippi im Osten bis zu den Blackhills im Westen, und von den Quellflüssen des Platte im Süden bis zum Devil's Lake (Minniwakan) im Norden durchschweift und somit außer dem Territorium Dakota (s. d.) auch Theile der Staaten Minesota und Nebraska sowie der Territorien Montana und Idaho bevölkert. Die S. selbst bezeichnen sich auch als die «Sieben Rathsfeuer», weil die Nation aus sieben Hauptstämmen zusammengesetzt ist. Von Warren wurde (1857) ihre Kopfzahl auf 30200 (darunter 6040 Krieger) geschätzt, während sie nach neuern (1863) amtlichen Angaben nur 14—15000 beträgt. Früher lebten die S., die zu den intelligentesten und kriegerischsten Indianerstämmen der Union gehören, an den Quellflüssen des Mississippi und des nördl. Redriver, von wo aus sie sich, die Sheyennes vor sich her drängend, nach Südwesten hin ausgebreitet haben. Die S. sind jetzt treffliche Reiter, mit Pfeil und Bogen und langen Lanzen bewaffnet, und höchst gewandte und kühne Jäger. Im Sommer folgen sie den Büffeln in deren Zügen über die Prairien, im Winter schlagen sie ihre Hütten in den Gebüschen und Waldstreifen längs der Ufer der Seen und Flüsse auf. Ihre Sprache haben Riggs (Washington 1852) und von der Gabelentz (Lpz. 1852) behandelt. Verwandte der S. sind 1) die Winebagos, 2) die Otoes, Iowas, Omahas, Kanzas, Osagen, Ponkas u. s. w., 3) die Assiniboins und 4) die Upsaroka (Crow-Indians), die Mandans und Minnetaries (Gros-Ventres). Vgl. Heyden, «Contributions to the ethnography and philology of the Missouri Valley» (Philad. 1862).

Sipahis, s. Spahis.

Siphnos bei den Alten, jetzt Sipheno oder Sifanto, eine zu den Cykladen gehörige Insel Griechenlands, 4 M. westlich von Paros, $1^3/_4$ südöstlich von Seriphos (Serpho) gelegen, zählt auf etwa 2 Q.-M. 5700 E. Die Insel ist zwar meist felsig, aber im ganzen fruchtbar und gut bebaut und liefert Getreide, Baumwolle, die hier zu Kattun verarbeitet wird, Feigen, Oel, Wachs, Honig und Seide. Auch führt man von hier nach allen Inseln des Aegäischen Meeres Strohhüte und die aus einem bleihaltigen Gestein verfertigten Schmelztiegel aus. Die jungen Männer und Mädchen von S. vermiethen sich zu häuslichen Diensten in Athen, Smyrna und Konstantinopel, in welcher letztern Stadt namentlich die Köche aus S. sehr gesucht sind. Im frühesten Alterthum war die Insel durch ihre bedeutenden Gold- und Silberminen berühmt, welche durch Grubenwasser zerstört, nach der Sage aber von Apollo wegen verweigerten Zehnten ersäuft wurden. Zu Strabo's Zeit stand die Bevölkerung im Rufe schlechter Sitten. In der Mitte der Insel liegt das Städtchen Stawri oder Apollonia mit 1200 E., und an der Ostküste auf einem starkbefestigten Felsen das Dorf Kastron oder Seraglio mit 750 E.

Sipoys, Sepoys oder Seapoys, identisch mit dem Worte Sipahi oder Spahi (s. d.), nennt man die von den Engländern in Ostindien aus Landeseingeborenen gebildeten Truppen. Die Ostindische Compagnie unterhielt vor dem Ausbruche der Revolution von 1857 (s. Ostindien) solcher von europ. Offizieren geführten S., theils Mohammedaner, theils Brahmanen, 202849 Mann regulärer Truppen, wovon auf die Präsidentschaft Bengalen 97511, auf Madras 68178, auf Bombay 37160 entfielen. Außerdem bestanden noch etwa 48500 Mann

irregulärer S., ungerechnet der 12500 Mann starken Polizeibataillone in Bengalen und Bombay. Im März 1866 war jedoch die Stärke der eingeborenen indischen Armee auf 113370 reducirt.

Sippschaft, abgeleitet von dem altdeutschen Worte Sip, d. i. Stamm, Stammvater, nennt man die Blutsverwandtschaft. Eine Sippe ist also der Inbegriff sämmtlicher Blutsverwandten eines Stammes, im engern Sinne aber ein Glied (parentela), d. h. die Gesammtheit aller Personen, welche mit einem dritten gleich nahe verwandt sind. Oken führte dieses Wort zuerst in die Naturgeschichte ein. Die einzelnen verwandten Arten (species) bilden nach ihm eine Sipp (genus), mehrere Sippen eine S. (familia), mehrere S. eine Zunft (tribus).

Sir, wie das franz. Sire aus sieur, d. i. Herr, entstanden, ist in England Titel der Baronets und Knights, der immer dem Taufnamen vorgesetzt wird, als: Sir Robert Peel, Sir Charles Napier. Wenn ihn franz. und deutsche Schriftsteller, wie Schiller in «Maria Stuart», vor dem Familiennamen gebrauchen, ohne den Taufnamen einzuschalten, so verstößt dies entschieden gegen den engl. Gebrauch. Spricht man von Baronets oder Knights, so läßt man eher den Familiennamen, nie aber den Taufnamen aus. Als Anrede wird S. im gewöhnlichen Leben jedem anständigen Menschen gegenüber gebraucht, der nicht den Lordsrang besitzt. Doch werden auch in England der König und die königl. Prinzen mit S. angeredet. In letzterm Falle entspricht es dann dem franz. Sire (allergnädigster Herr), womit man die Könige und Kaiser anredet.

Sir-Darja oder Syr-Darja, der Jaxartes der Alten, ein Fluß, der in Ost-Hochasien am Thianschan oder Himmelsgebirge entspringt, das Khanat von Khokand in seinem Oberlaufe, russ. Gebiet im Unterlaufe durchzieht und in den Aralsee als Zwillingsstrom des Amu (s. d.) oder Amu-Darja (Oxus) mündet. An den südl. Nebenflüssen des weniger bekannten Oberlaufs liegen die Städte Margilan und Khokand, am linken Ufer des Flusses selbst Khodschend. Von 42° nördl. Br. an, wo der Fluß russ. Gebiet berührt, ist er auf 1505 Werst Länge bis zur Mündung von dem russ. Contreadmiral Butakoff befahren und genau erforscht worden. Hier fließt er zwischen flachen, theils sandigen, theils thonigen Ufern und ist mit undurchdringlichem Weidengebüsch und Brombeergestrüpp besetzt. Die Schilfniederungen sind häufig 1 M. breit. Auf den trockenern Stellen wachsen Pappeln und Tamarisken. Der Fluß macht unzählige Windungen und ist 450—2400 F. breit, seine Tiefe wechselt zwischen 18 und 36 F. Im Frühjahr nach der Schneeschmelze überschwemmt er seine Ufer, sodaß das Hochwasser und der gewöhnliche Wasserstand um 8—10 F. differiren. Auf der ganzen, gegen 100 M. langen Strecke von Baildyr-Tugai (42° nördl. Br.) bis zu dem Fort Perowsky (44° 51′ nördl. Br.) finden sich keine festen Wohnplätze, sondern nur die Auls der nomadisirenden Kirgisen, die nur spärlichen Ackerbau (Hirse, Mais, Gerste, Melonen) treiben. In der Nähe des rechten Ufers liegen die Ruinen von Otrar (42° 51′ nördl. Br.), wo Tamerlan starb. Um die Reste ziehen sich die Spuren eines großartigen Kanalnetzes, welches beweist, daß die Ufer ehemals dicht bevölkert waren. Vom Fort Perowsky an abwärts sind die Ufer mehr belebt von zahlreichen Horden der Kirgisen, die sich gern unter russ. Schutz begeben. Dort zeigen sich auch weite Saatfelder und Gemüsegärten, und neuerdings baut man auch mit Erfolg Wein, Baumwolle und Ricinus. Nahe der Mündung liegt das Fort Aralsk (1847 erbaut), die erste feste Position der Russen am Flusse. Die russ. Herrschaft am S. ist eine entschiedene Wohlthat für die anwohnenden Völker. Mit der Sicherheit von Person und Eigenthum beginnt sich der Verkehr und der Handel zu heben. Bereits ist eine Dampfschiffahrt ins Leben getreten, die durch in der Nähe des Stromes aufgefundene Kohlenlager unterstützt wird.

Sirach (eigentlich Jesus, der Sohn des Sirach), ein Jude zu Jerusalem, welcher um 200 v. Chr. gelebt zu haben scheint, veranstaltete eine Sammlung von Sittensprüchen, welche durch ihren gediegenen religiösen Gehalt und ihren Reichthum an vortrefflichen Weisheitsregeln eine hervorragende Stelle in der hebr. Literatur einnimmt und zugleich ein wichtiges Denkmal für die religiöse Entwickelung des Judenthums in der griech. Zeit bildet. Das hebr. Original der Sammlung ist nicht mehr vorhanden. Des Jesus Enkel übersetzte sie um 130 v. Chr. in das Griechische und begleitete sie mit einer Vorrede. Dieser Text findet sich unter den Apokryphen des Alten Testaments. Luther hat die Vorrede nicht mit ins Deutsche übertragen. Den besten Commentar über das Buch schrieb Fritzsche (Lpz. 1859).

Siragosa, s. Syrakus.

Sirani (Giovanni Andrea), Maler, geb. zu Bologna 1610, gest. daselbst 1670, gehörte der eklektischen Richtung an, in der er besonders in Nachahmung des Guido Reni so gewandt war, daß man seine Werke oft mit denen jenes Meisters verwechselt hat. Nur dem Naturalismus, den Guido in seiner ersten Epoche hatte, folgte er nicht. Seine Hauptwerke finden sich zu

Bologna und Modena. Doch sieht man auch zu Piacenza und an andern Orten gute Bilder von ihm. In seinen spätern Werken tritt wie in den spätern des Guido eine Flauheit und Schwäche des Colorits und des Ausdrucks ein.

Sirenen (griech. Seirenes), dämonische Wesen der griech. Mythologie, Repräsentantinnen des verführerischen Elements des Meeres, das unter seiner glatten Fläche Klippen und Untiefen birgt, welche dem arglosen Schiffer Tod und Verderben bringen. Zuerst werden in der Odyssee zwei S. erwähnt, die auf einer Insel im fernen Westen hausend, die vorüberfahrenden Schiffer durch ihren bezaubernden Gesang anlocken und dann tödten; Odysseus entgeht der Gefahr, indem er die Ohren seiner Gefährten mit Wachs verstopft, sodaß sie nichts von den bezaubernden Tönen vernehmen, und sich selbst an den Mastbaum seines Schiffs festbinden läßt, sodaß er der schmeichlerischen Lockung nicht folgen kann. Dann treten sie, gewöhnlich drei an der Zahl, in der Sage vom Zuge der Argonauten und andern Sagen auf, mit verschiedenen Namen bezeichnet und an verschiedenen Stellen der Küste Italiens localisirt. Die spätere Sage wußte zu berichten, daß sie, nachdem Odysseus (oder die Argonauten) ihnen entronnen seien, sich selbst ins Meer gestürzt hätten und in Klippen verwandelt worden seien. Als ihr Vater wird bald Phorkys, bald Acheloos, als ihre Mutter gewöhnlich eine Muse genannt. Ferner wurde erzählt, daß sie mit Persephone Blumen gepflückt hätten, als diese von Pluton geraubt wurde, und daß sie von den Musen in einem Wettkampf des Gesanges besiegt und ihnen ihre Federn ausgerupft worden seien. Von der Kunst wurden sie gewöhnlich als Vögel mit Frauenköpfen, bisweilen auch als Frauengestalten mit Vogelklauen und Flügeln dargestellt. Auf Grabmälern stellten die Griechen nicht selten das Bild einer Sirene als Symbol des alles hinwegraffenden Todes auf.

Sirius oder Hundsstern heißt der strahlendste und hellste unter allen Fixsternen und der größte im Sternbilde des Großen Hundes, welches ostwärts unter dem Orion steht.

Sirocco oder Scirocco heißt der drückend heiße und ermattende Südostwind, der im Frühjahr und Herbste vorzüglich in Unteritalien in seiner größten Heftigkeit etwa 36—40 St., in geringerer Stärke oft zwei bis drei Wochen weht und auf alles animalische und vegetabilische Leben höchst schädlich einwirkt. Man hält ihn für einen zersprengten, auf seinem Wege über das Mittelländische Meer gemilderten Samum (s. d.) und findet ihn in seiner brennendsten Hitze von Afrika her wehend in Malta, wo jedoch die plötzlich eintretenden Strömungen auf einmal selten über eine Minute lang dauern. Mit großer Gewalt herrscht der S. auch auf Sicilien. Geringer ist dieselbe auf den Ionischen Inseln, wo man, besonders in Korfu, den echten oder sog. schwarzen S. von dem gewöhnlichen S. unterscheidet. Ohne merklichen Einfluß auf das Thermometer oder Barometer auszuüben, gibt der S. das Gefühl einer brennenden, drückenden Hitze, die mit Erschlaffung und Neigung zum Schweißtreiben bei der geringsten Bewegung verknüpft ist.

Sirventes (nordfranz. Servantois) waren dem Namen und Ursprunge nach Dienstgedichte, und zwar zuerst geistliche, im Dienste der Heiligen und besonders der Muttergottes abgefaßte, dann auch weltliche im Dienste der Fürsten, Dynasten und Damen, anfangs wol zum Lobe, dann aber auch oft sehr bitter tadelnd und nicht nur gegen Personen, sondern auch gegen Stände, besonders den geistlichen, und Zustände, wie z. B. die immer zunehmende Theilnahmlosigkeit an den Kreuzzügen, gerichtet; daher sie auch als polit. Rügelieder, Kreuzlieder u. s. w. gelten. Besonders wurden dieselben in der Troubadourpoesie, aber auch von den nordfranz. Trouvères und den Italienern cultivirt.

Sismometer oder Seismometer (vom griech. seismós, Erschütterung, Erderschütterung) heißt ein Instrument zur Messung der Erdstöße. Salsano in Neapel erfand 1784 zuerst ein solches Instrument, bei welchem ein mit Farbe getränkter Pinsel die Stärke und Richtung der Erschütterung auf einem Papiere abzeichnete. Man nannte daher dieses Instrument auch Seismograph oder Sismograph. Ein anderes Werkzeug für denselben Zweck stellte Cacciatore her. Hier gab der größere oder geringere Abfluß von Quecksilber aus einer Rinne Auskunft über Richtung und Stärke der Erschütterung. 1855 erfand sodann Kreil einen Erdbebenmesser, der hauptsächlich aus einer Pendelstange und einem mit dieser in Verbindung gesetzten Uhrwerk besteht. Bei diesem Instrument geben die Striche eines Bleistifts Auskunft über Beginn, Richtung und Stärke der Erschütterung. Neuerdings benutzte Palmieri in Neapel für gleiche Zwecke eine sehr sinnreiche Vorrichtung, die wiederum die Bewegung des Quecksilbers zur Grundlage hat. (S. Erdbeben.)

Sismondi (Jean Charles Léonard Simonde de), Geschichtschreiber, Publicist und Literaturhistoriker, stammte aus einer alten pisanischen Familie, die sich seit 1508 in der Dauphiné und später nach dem Widerruf des Edicts von Nantes in Genf niedergelassen hatte. Er wurde 9. Mai

1773 zu Genf geboren und flüchtete zur Zeit des Umsturzes der alten genfer Regierung 1793 mit seinem Vater, welcher prot. Prediger war, nach England. Hier legte er den Grund zu einer freisinnigen polit. Anschauung und eignete sich während eines zweijährigen Aufenthalts die engl. Sprache in dem Maße an, daß er sich ihrer theilweise bei seinen literarischen Productionen bedienen konnte. Nach seiner Rückkehr nach Genf wurde er wegen der Unterstützung, die er einem Verfolgten hatte zutheil werden lassen, mit einer ansehnlichen Geldbuße und einer Gefängnißstrafe belegt, nach deren Beendigung er sich mit seiner Familie nach Toscana wendete und bei Pescia ankaufte. Aber auch hier war er vielfachen Verfolgungen ausgesetzt, da er sowol den Italienern als auch den Franzosen verdächtig erschien. Nach einer langwierigen Haft wurde er 1800 wieder frei und kehrte nun in seine Vaterstadt zurück, wo er mehrere Communalämter verwaltete und sich im Verfolg seiner histor. und polit. Studien mit Frau von Staël, Benj. Constant, Guizot, Pictet u. a. in Verbindung setzte. Von seinen Leistungen ist das, was er auf dem Gebiete der Geschichte lieferte, das Bedeutendste. Seine «Histoire des républiques italiennes du Moyen-âge» (4 Bde., Zür. 1807—8; 2. Aufl., nebst Fortsetzung, Par. 1809; neuere Ausg., 10 Bde., Par. 1840) ist bei allen Mängeln ein ausgezeichnetes Werk. Hieran schließt sich die ursprünglich englisch geschriebene «Histoire de la renaissance de la liberté en Italie» (2 Bde., Par. 1832), welche in Abrundung und Durchbildung des Stoffs das erstere Werk noch übertrifft. Massenhaft und freilich hier und da breit ist seine «Histoire des Français» (31 Bde., Par. 1832—43), deren letzten Band A. Renée redigirte, und aus der er selbst einen übersichtlichen Auszug («Précis», 2 Bde., Par. 1839) geliefert hat. Von seinen größern histor. Arbeiten ist noch zu erwähnen die «Histoire de la chûte de l'empire romain et du déclin de la civilisation de 250 à 1000» (2 Bde., Par. 1835; deutsch von Lindau, Lpz. 1836). Auch hat er einen histor. Roman geschrieben, eine Schilderung Galliens im 5. Jahrh.: «Julia Sévéra, ou l'an 492» (3 Bde., Par. 1822; deutsch von M. Müller, 2 Bde., Lpz. 1822). Als Literaturhistoriker zeigte er sich in seinem vielgebrauchten Werke «De la littérature du Midi de l'Europe» (Par. 1813; 4. Aufl., 4 Bde., 1840; deutsch von Hain, 2 Bde., Lpz. 1815), welches aus seinen 1811—13 zu Genf gehaltenen Vorlesungen hervorgegangen ist. Unter S.'s zahlreichen nationalökonomischen Schriften sind hervorzuheben: «Études sur les sciences sociales» (3 Bde., Par. 1836), «Principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce» (2 Bde., Genf 1803) und «Nouveaux principes de l'économie politique» (2 Bde., Par. 1819; neue Aufl. 1827). S. starb zu Genf 25. Juni 1842.

Sistöwa, Szistowa oder Schistow, eine Stadt und Dampfschiffahrtsstation in der türk. Provinz Bulgarien (jetzt Ejalet Tuna), auf einer Höhe am rechten Ufer der Donau, zwischen Nikopoli und Rustschuk gelegen, hat ein altes, jetzt verfallenes Castell, niedrige und schlechtgebaute Häuser, aber acht schöne Moscheen und zählt gegen 20000 E., welche Weinbau, Gerberei, Baumwollweberei, Schiffahrt und Handel treiben. 1856 betrug der Gesammtverkehr 2,755000 Fl. Conventionsmünze an Werth. Zu S. wurde 30. Dec. 1790 ein Congreß gehalten und 4. Aug. 1791 ein Definitivfrieden zwischen der Türkei und Oesterreich abgeschlossen, der die Herstellung des Zustandes vor dem Kriege (9. Febr. 1788) festsetzte. 2 M. unterhalb oder östlich liegt an der Mündung der Jantra in die Donau der kleine Ort Cervena, wo die Russen 7. Sept. 1810 einen Sieg über die Türken erfochten.

Sistrum, ein musikalisches Instrument der alten Aegypter, das bei dem Isisdienste gebraucht wurde, und das man noch gegenwärtig in Abyssinien findet. Es besteht aus einem ovalen Metallreife, der einen Stiel zum Anfassen hat. Durch diesen Reif sind Löcher gebohrt, in welchen sich metallene Stäbe befinden, die bei der Bewegung des Instruments ein Geräusch verursachen. Der Ton des Instruments wird um so angenehmer, je edler das Metall und je besser das Verhältniß zwischen den Löchern getroffen ist. Als Erfinderin des S. galt die Isis.

Sisўphus, der Sohn des Äolus und der Enarete, Gemahl der Merope, Erbauer und König von Ephyra, dem nachmaligen Korinth, wird als der verschlagenste unter allen Menschen geschildert und war deswegen wie sein ganzes Haus verrufen. Namentlich aber ist er der Strafe wegen, die er in der Unterwelt für seine Ungerechtigkeiten zu leiden hatte, bekannt. Diese bestand darin, daß er ein ungeheueres Felsenstück auf einen steilen Berg wälzen mußte, von dem jenes aber immer wieder, sobald er damit oben angekommen, herabrollte.

Sitka oder Sitcha oder Baranow, eine Insel an der Küste des durch den 10. April 1867 geschlossenen und 8. Juni ratificirten Vertrag an die Vereinigten Staaten verkauften Russischen Amerika (s. d.), welches jetzt das Territorium Alaska (24209,7 Q.-M. mit 54000 E.) bildet. Die Insel gehört zum Archipel König Georg's III., ist nur wenig mit Fruchterde bedeckt und

meist mit hohen Fichten bewaldet. Auf der Westseite der Insel, an dem Sitka- oder Norfolksund, liegt die Stadt S. oder Neu-Archangel, gegenwärtig die Hauptstadt des Territoriums Alaska, vormals die Hauptstadt vom Russischen Amerika und des Hauptcontors der russ. Pelzcompagnie, welches aus dem ganzen Gebiete die Ausbeute der Jagd einsammelte und alle Bezirke mit den erforderlichen Materialien, Provisionen und Waaren versah. Der Ort ist umgeben von Wäldern, Morästen und hohen steilen Bergen. Indessen ruft hier der häufige Regen eine Vegetation hervor, wie sie nur südlichern Breiten angehört. Die Ansiedelung wurde 1799 gegründet, 1802 von den Koloschen zerstört, 1804 aber von Baranow wiedererobert und neu aufgebaut. Die Gebäude sind sämmtlich von Holz, die Straßen sehr unregelmäßig und schmuzig. Der Ort zählte unter der russ. Herrschaft kaum 1200 E., hatte ein Hospital, Schiffswerfte, Packhäuser, ein Arsenal, eine Marine- und andere Schulen, eine Sternwarte, Hauptapotheke, Bibliothek. Die Lutheraner, meist aus Finland gebürtig, hatten ihren Prediger, die Bekenner der griech. Kirche einen Bischof, dessen Sprengel das ganze Russische Amerika, die Aleuten, den Ochotskischen Meerbusen und Kamtschatka umfaßte.

Sitte nennt man im weitern Sinne die zur Gewohnheit gewordene Art und Weise des Thuns und Lassens im Verkehr mit andern und in der Lebensführung überhaupt, sowol bei einzelnen Menschen als auch bei Gesellschaften, Familien, Stämmen und Völkern. Im engern Sinn bezeichnet S. die Formen eines civilisirten und zu feinern Genüssen und sanfterer Umgangsweise gewöhnten Lebens, also Gesittung oder gute Lebensart; im engsten Sinn ein nach den Grundsätzen moralischer Gesinnung geregeltes Betragen, wo es also mit Sittlichkeit gleichbedeutend ist. In der zweiten und dritten Bedeutung des Worts liegen die Maßstäbe zu einer Beurtheilung der ersten. Es kann z. B. bei einem wilden Volksstamm starke Sittlichkeit herrschen ohne alle Gesittung, und umgekehrt bei einem überfeinerten Volke die beste S. im Umgang ausgebildet sein neben einem tiefgesunkenen Zustande der Sittlichkeit. Die S. eines Volks hängen mit den Naturverhältnissen seiner Existenz, mit seiner Geschichte, seinen Bedürfnissen, seinem Charakter u. s. w. zusammen. Umwandlung, Verbesserung oder Verderbniß der S. sind jederzeit ein Zeichen innerer Umwandlungen. Die Art, wie sittliche Maßstäbe in Gedanken festgestellt werden und sich in dem Recht, der Religion, dem Familienleben u. s. w. eine Geltung verschaffen, ist selbst eins der wichtigsten Merkmale der Gesittung. Die Gesittung im Sinne von verfeinerter Lebensart spricht ihren conventionellen und daher häufig raschen Wechseln unterworfenen Charakter in der Mode (s. d.) aus. Dagegen ist die gute S. im moralischen Sinn dem Sittengesetz als einem reinen und unveränderlichen Vernunftgesetz des Rechthandelns unterworfen. (S. Moral.) Unter Sittenregel sind allgemeine Grundsätze unsers sittlichen Verhaltens zu verstehen, welche mit dem strengen Sittengesetz entweder mehr oder weniger in Uebereinstimmung sein können. (S. Maxime.) Die S. im Sinne eines von alters her geltenden Herkommens vertritt in uncivilisirten Zuständen die Stelle der öffentlichen Gesetzgebung und bleibt auch im civilisirten Zustande immer die festeste Stütze der letztern.

Sitten, franz. Sion, die Hauptstadt des schweiz. Cantons Wallis, liegt an der unweit der Stadt in den Rhône mündenden Sionne, in der schönsten Gegend des Rhônethals, und stellt sich von fern mit seinen beiden auf abgesonderten Kegeln sich erhebenden Felsenschlössern sehr stattlich dar. Der nördl. Kegel trägt die Trümmer des frühern bischöfl. Schlosses Tourbillon (1492 erbaut, 1798 zerstört), mit schöner Fernsicht, der andere, etwas niedrigere Kegel das Schloß Valeria (jetzt Priesterseminar), mit der architektonisch interessanten St.-Katharinenkirche. Unterhalb der Bergschlösser liegt Majoria, bis zur Feuersbrunst von 1788 Residenz der Bischöfe. In der eigentlichen Stadt sind, außer den steinernen, auf Arcaden gestützten Patricierhäusern, die Kathedrale und das Rathhaus, beide im goth. Stile, bemerkenswerth. Die 4203 E. (Ende 1860) treiben ansehnlichen Weinhandel. Durch die Rhônebahn ist S. mit dem Genfersee verbunden. Das Klima der Umgegend erweist sich so warm, daß hier manche Südfrüchte und sonstige exotische Gewächse gedeihen. In geringer Entfernung von dem unweit S. gelegenen Schlachtfelde von La-Planta, wo die Savoyer 1475 eine entscheidende Niederlage durch die Oberwalliser erlitten, erheben sich die malerischen Trümmer der Burgen Montorge und Seon.

Sittenpolizei. Insofern die Sitte den innern Gehalt des Volkslebens offenbart und durch das fortwirkende Beispiel den größten Einfluß auf die allgemeine Denk- und Lebensweise ausübt, ist dem Staate eine unablässige Rücksichtnahme auf diesen Maßstab und Bestimmungsgrund des Culturzustandes nahegelegt. Die Erhaltung kernhafter Tüchtigkeit, die Verbannung roher und unvernünftiger Gebräuche und die Sicherung der öffentlichen Moral gegen Lockerung und Verfall bilden aber eine um so schwierigere Aufgabe, als diese wesentlich ethischen Anliegen

nicht schon in äußerlichen Geboten oder Verboten, sondern erst mit der freien Aufnahme und der entsprechenden Selbstbestimmung von seiten des Volks ihre wahre Befriedigung finden. Ein bis auf das Kleinste sich erstreckender Zwang zum Schicklichen und Ehrbaren durch die Behörden, wie etwa in China, oder selbst nur die Aufnöthigung einer heuchlerischen Sabbatsstimmung, wie in England, oder der Mäßigkeit im Genusse von geistigen Getränken, wie in den Neuengland-Staaten der nordamerik. Union, schafft nur verlogene Zustände. Die echte Staatskunst wird deshalb, abgesehen von den bestimmten Fällen, wo das allgemeine Rechtsgefühl sogar die Strafgesetzgebung zum Einschreiten ermächtigt hat, jene Zwecke meist nur mittelbar zu fördern suchen, wie z. B. durch dahin zielende Leitung des Unterrichts, Belohnung nachahmungswürdiger Verdienste und Steigerung der Ansprüche an die geschichtliche Leistungsfähigkeit der Nation. Dabei sind Gemeinden, Innungen und andere freie Genossenschaften zur Erhaltung der guten Sitte unter ihren Mitgliedern vorzugsweise geeignet. Unbedingt verwerflich ist dagegen das System, welches die Gesellschaft durch die vom Staate ausgehende Polizeiverwaltung mit einem positiv-sittlichen Inhalte zu versehen gedenkt. Ihrem wirklichen Berufe, störende Einwirkungen, wo die Kraft des einzelnen nicht ausreicht, fern zu halten oder wenigstens deren Folgen zu mäßigen, kommt die Polizei (s. d.) in dieser Richtung nur damit nach, daß sie bei allen Versuchen zur Fortbehauptung einer verbotenen Unsitte hindernd eingreift und den offenen Anreizungen zur Immoralität entgegentritt. Es fallen daher das Einschreiten gegen den Duellzwang (dafern nicht schon die Ausforderung und das verächtliche Begegnen wegen Nichtannahme einer solchen mit crimineller Ahndung bedroht ist), die vorbeugenden Anordnungen wider die Raufsucht der untern Klassen bei festlichen Gelegenheiten, ingleichen das Zwangsverfahren, um unzurechnungsfähigen Selbstmördern trotz des Vorurtheils ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen, ebenso in das Gebiet der S. wie die Maßregeln gegen unerlaubtes Spiel und gegen öffentliches Aergerniß, z. B. durch Erscheinen in trunkenem Zustande, Thierquälerei, Verleitung zur Unsittlichkeit mittels Ansprachen, Verbreitung unmoralischer Schriften und zur Schaustellung des Lasters. In letzterer Hinsicht hat die S. namentlich der **Prostitution** oder dem Sichpreisgeben zur Unzucht gegen Entgelt zu steuern. Alle Versuche, diesen auch unserer Civilisation anhaftenden Auswuchs aus der Unwiderstehlichkeit des Naturtriebes und aus den für so viele unübersteiglichen Hindernissen einer rechtzeitigen Verheirathung zu entschuldigen, vermögen der Ueberzeugung nichts von ihrer Gewißheit zu rauben, daß die Gleichberechtigung des Weibes und die hieraus als allein zulässige Form der Geschlechtsverbindung hervorgehende Einehe eine Grundbedingung unseres gesellschaftlichen Zustandes bildet, mit welcher sich die Selbsterniedrigung von Personen des andern Geschlechts sowie die Verlockung zu kräftevergeudender Unbeständigkeit und zur Ehescheu durchweg nicht vereinigen läßt. Die Fernhaltung der Prostitution gehört demnach zu den wichtigsten Aufgaben einer weiterblickenden Verwaltung. Wo dennoch, wie namentlich in Großstädten mit bedeutendem Fremdenzufluß, aus Gesundheitsrücksichten und um die Ehrbarkeit durch die Ableitung vor unreinen Zumuthungen zu schützen, das Unzuchtsgewerbe unter Ueberwachung geduldet wird, hat die S. wenigstens sein allzu offenes Hervortreten und verführerisches Weitergreifen zu hindern. Vgl. R. Mohl, «Die Polizeiwissenschaft» (Bd. 2, 2. Aufl., Tüb. 1844); Parent-Duchatelet, «De la prostitution dans la ville de Paris» (2 Bde., Par. 1836); Béraud, «Les filles publiques de Paris et la police, qui les régit» (Par. 1839); Dufour, «Histoire de la prostitution» (6 Bde., Par. 1855); Avé-Lallemant's Artikel «Sittenpolizei» in Rotteck's und Welcker's «Staatslexikon» (3. Aufl., Bd. 13, Lpz. 1865).

Situation heißt in der Kunstsprache die Lebenslage, in welcher sich die dargestellte Persönlichkeit befindet, und an welcher sie ihren Charakter zu entwickeln und zu bethätigen hat. Eine Dichtung steht um so höher, je einfacher, natürlicher, allgemein menschlicher und darum allgemein gültiger die S. sind, in welche die handelnden und leidenden Charaktere eingeführt werden. Phantastische und bizarre S. können pikant und spannend, aber niemals rührend und erschütternd, d. h. echt künstlerisch sein, weil sie aus der Grenze des Wahrscheinlichen, aus dem vom Zuschauer und Leser Erlebbaren heraustreten und sich daher seiner Theilnahme entziehen. Wie die Charaktere, so müssen auch die S., in welche diese Charaktere versetzt werden, sorgfältig motivirt, d. h. als in sich nothwendige Ergebnisse vorangegangener Handlungen und S. erscheinen. Im Roman hat der Zufall mehr Spielraum als im Drama, im Lustspiel mehr als in der Tragödie. Nur die phantastische Märchenpoesie darf den Zufall oder gar das wunderthätige Eingreifen höherer Mächte ganz ungehindert walten lassen.

Situationszeichnen oder **Planzeichnen** nennt man die Kunst, Theile der Erdoberfläche in Form einer Karte so genau durch Zeichnung darzustellen, daß man beim Vergleichen nicht allein

sofort eine Copie der Gegend erkennt, sondern auch im Stande ist, sich nach Bedarf sicher und schnell danach zu orientiren. Zu diesem Zwecke müssen alle diejenigen Merkmale, welche in der Natur ins Auge fallen, als die Baulichkeiten, das Wegenetz, die Gewässer, die verschiedenen Culturen, die Unebenheiten des Erdbodens u. s. w. durch die Situationszeichnung in derselben Reihenfolge und Verbindung nach Möglichkeit zum Ausdruck gelangen. Je nach dem besondern Zweck der darzustellenden Karte (ob Stadt- oder Festungsplan, Situationsplan, Special- oder Generalkarte) ist auch der Maßstab verschieden; er schwankt im allgemeinen zwischen 1:10000 und 1:150000 der natürlichen Länge. Die Karten größern Maßstabes gehören zumeist in die Kategorie der Forstkarten und ökonomischen Pläne behufs Feststellung der Besitz- und Steuerverhältnisse oder sind Baupläne für Eisenbahnen, Straßen, Fortificationen u. s. w. Die Beschaffenheit der Signaturen für die darzustellenden Objecte, als Wege in ihren verschiedenen Abstufungen, Grenzen, Bäume und Baumgruppen, Wald, Wiese, Heide, Gärten, Sumpf, Darstellung des Wassers u. s. w., war bisher auf den verschiedenen Plänen eine wenig übereinstimmende. Doch ist man in neuerer Zeit offenbar bestrebt, eine gegenseitige Annäherung zur Ausführung zu bringen. Alle die Objecte und Terraingegenstände, deren Größe bei entsprechendem Maßstab es gestattet, sollen in mathematisch ähnlichem Grundriß ausgedrückt sein. Für die Darstellung der Unebenheiten des Erdbodens kommen hauptsächlich nur zwei Manieren in Betracht. Seit Lehmann (s. d.) zu Ende des vorigen Jahrhunderts in seiner Lehre der Situationszeichnung die Aufgabe löste, ein naturtreues Terrainbild vors Auge zu führen, sind frühere Darstellungsweisen wie neuere Versuche fast gänzlich außer Anwendung gekommen. Die zu Grunde liegende richtige Theorie, die einfache, leicht verständliche Erklärung derselben und der gesunde Aufbau der ganzen Methode haben der Lehmann'schen Situationszeichnung bei fast allen topogr. Kartenwerken der Welt Eingang erzwungen, und nur einzelne Modificationen (wie z. B. die von Müffling'sche Manier) haben sich theilweise Geltung verschafft. Wenn aber die jener Methode zu Grunde liegende Theorie, wonach die Beleuchtung aller Bodenerhebungen eine senkrechte ist und demzufolge die flachen Partien heller erscheinen wie die mehr geneigten Flächen, noch heute feststeht, so können doch die ursprünglichen Lehmann'schen Terrainbilder gegenwärtig nicht mehr als stabiles Muster dienen. Man hat, wie die neuern topogr. Productionen beweisen, unausgesetzt Fortschritte gemacht in der zeichnenden Darstellung, welche sich auf Stärke, Dichtigkeit und Länge der Schraffirungsstriche, Divergenz und Convergenz derselben, auf das Verhältniß der Schraffirungsscala zum Maßstab der betreffenden Karte u. a. erstrecken, sodaß neben der detaillirtesten Darstellung der Ueberblick des Gesammtbildes nicht beeinträchtigt wird. Neben der Lehmann'schen Darstellungsweise kommt eigentlich nur noch eine in Betracht, die sog. altfranzösische, die schon vor Lehmann bekannt war, sich aber ebenso wie jene, und vielleicht noch mehr, vervollkommnet hat. Die altfranz. Weise fußt auf der Annahme schräger oder einseitiger Beleuchtung, ohne jedoch, wie dies bei der Lehmann'schen der Fall, in ihrer Ausführung wissenschaftlich begründet zu sein. Daher kommt es, daß ein und dieselbe Gegend, nach derselben Aufnahme von verschiedenen Zeichnern ausgeführt, verschiedene Bilder liefert, während nach der Lehmann'schen Methode dieselbe Aufnahme, mag sie von verschiedenen Zeichnern und an verschiedenen Orten stattfinden, doch stets dasselbe Bild zum Vorschein bringen wird. Nur in dem besondern Falle, daß auch Niveaulinien eingezeichnet sind, gestatten nach der altfranz. Weise bearbeitete Karten richtige Schlüsse. Einige Aehnlichkeit dieser Methode mit der Landschaftszeichnung läßt sich nicht absprechen, und daß sie entschieden mehr Effect hervorbringt wie diejenige der senkrechten Beleuchtung, ist zweifellos. Sie eignet sich indessen nur für Terrainformen, welche Alpencharakter haben. Bei Mittelgebirge treten ihre Uebelstände schon sehr entschieden zu Tage, und für Flachland ist sie gar nicht anwendbar, ohne geradezu falsche Anschauungen hervorzurufen. Ihren Haupttypus hat die altfranz. Methode der schrägen Beleuchtung in der Eidgenössischen Vermessungskarte gefunden, deren Maßstab wie 1:100000. Dort ist sie in der geschicktesten Weise und ihrem ganzen Charakter entsprechend ausschließlich für das Alpengebirge angewandt. Zum Beschreiben der Pläne hat man festzuhalten, daß die Schrift, unbeschadet ihrer Deutlichkeit, nicht zu sehr hervortritt, da sie nur zur nähern Bezeichnung des Objects dient und diesem untergeordnet sein muß. Ueberdies ist dieselbe bei nicht zu großer Mannichfaltigkeit so zu wählen, daß gleiche Objecte auch gleiche Schrift erhalten. Auch mögen, je nach dem besondern Zwecke der Karte, besondere Merkmale ausnahmsweise wol auch durch die Schrift hervorgehoben werden.

Sium, Name einer zur 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Doldengewächse gehörenden Pflanzengattung, welche sich durch seitlich zusammengedrückte, gerandete Früchte, verkehrt-eirunde, ausgerandete Blumenblätter mit nach innen geschlagenem

Zipfel, und vielstrahlige, mit allgemeiner vielblätteriger Hülle und besondern mehrblätterigen Hüllchen versehene Dolden auszeichnet. Die einzige, bei uns wildwachsende Art, S. latifolium L., ein Sumpfgewächs mit röhrigem, vielkantigem, starkverzweigtem Stengel, hintertheiligen, breitzipfeligen, über den Wasserspiegel hervorragenden und in feine, haarförmige Zipfel zertheilten, untergetauchten Blättern führt den Namen Merk. Sie gilt für giftig und soll bei Menschen und Rindern Raserei bewirken. Zu dieser Gattung gehört auch die Zuckerwurzel (S. Sisäron L.), eine angeblich aus Mittelasien stammende Pflanze, welche hin und wieder in Küchengärten ihrer süß und aromatisch schmeckenden Wurzeln halber cultivirt wird. Ihr Wurzelstock besteht aus büschelig gruppirten Wurzeln, ihre untern Blätter sind fiederschnittig mit eiförmiglänglichen, scharfgesägten Abschnitten, die obern dreitheilig mit lanzettlichen Theilstücken, die Blüten, wie beim Merk, weiß. Diese Pflanze verlangt einen leichten, fetten, gutbearbeiteten und warm gelegenen Boden.

Siut oder Syut, die Hauptstadt des ägypt. Paschaliks Saïd oder Oberägyptens, das alte Lycopolis, unweit vom Nil in reizender und ungemein fruchtbarer Gegend am Rande der libyschen Bergkette gelegen, ist gut gebaut und zählt etwa 25000 E., die viel Gewerbthätigkeit entwickeln. Die Stadt ist Sitz eines Paschas sowie eines kopt. Bischofs, hat einen Palast des verstorbenen Vicekönigs Ibrahim-Pascha, zwei schöne Moscheen, eine große Baumwollspinnerei der Regierung und ein weitläufiges Regierungsmagazin für die in der Provinz erhobenen Bodenproducte. Als Hauptstation für die Karavanen aus Nubien und Sudan unterhält S. noch immer einen bedeutenden Handel, der sich bis ins Innere Afrikas erstreckt. Beliebt sind in Aegypten die irdenen Waaren des Orts (Siuter Pfeifenköpfe) und die Sattlerarbeiten jeder Art, die namentlich nach Centralafrika Absatz finden. Das unmittelbar am Nil gelegene Dorf El-Hamra ist der Hafen von S. und mit der Stadt durch einen Damm verbunden.

Siva, s. Indische Religion.

Siwah, eine dem Pascha von Aegypten tributäre Oase in der Libyschen Wüste, 14 Tagereisen von Alexandria, im Alterthum Oase des Jupiter Ammon oder das Ammonium (s. d.) genannt, ist über 2 M. lang, kaum ½ M. breit und besteht aus einem von Bergen umschlossenen Thale mit mehrern Seen, reichlicher Bewässerung überhaupt, mit Wiesen, Palmwäldchen, Gärten und Saatfeldern, reichlicher Production von Datteln, Melonen, Oliven, Granatäpfeln, Weintrauben, Bohnen, Gerste, Weizen und Reis. Seit 1820 Aegypten zinspflichtig, zahlt dieses Gebiet jährlich 16000 Thlr. und 6000 Ctr. Datteln Tribut. Die Oase hat 8000 E., welche ein Gemisch des Arabischen und der Berbersprache reden, unter vier bis sechs Scheikhs stehen, von der ägypt. Verwaltung aber völlig unabhängig sind. Die Hauptstadt S., auf einem steilen, kegelförmigen Kalkfelsen gelegen, hat 2000—2500 E. und ansehnlichen Dattelhandel nach Aegypten. Sie ist ein Knotenpunkt von Karavanenstraßen gegen Westen, Nordosten und Osten. Man findet in der Oase drei alte Tempel, von denen zwei von griech. Bauart. 1 St. südöstlich von dem Hauptorte liegen die Ruinen des altberühmten Tempels des Jupiter Ammon, des ägypt. Amun-Ra.

Sixtinische Kapelle, s. Rom (Stadt).

Sixtinische Madonna, s. Rafael Santi.

Sixtus heißen fünf röm. Päpste. — **S. I.**, eigentlich Xystus, von der Kirche als Märtyrer verehrt, soll 120 auf den röm. Stuhl gelangt und 129 enthauptet worden sein. — **S. II.** wurde 257 der Nachfolger des Stephanus, aber bald darauf in der Verfolgung des Valerianus hingerichtet. Derselbe ließ 29. Juli 258 die Reliquien der Apostel Petrus und Paulus in den Katakomben beisetzen. — **S. III.**, 432—440, sendete den Patricius, den Apostel der Irländer, ab und hatte Leo d. Gr. zum Nachfolger. — **S. IV.**, 1471—84, war gelehrt, ließ aber die Inquisition in Spanien einführen und befleckte seinen Namen durch Nepotismus, Simonie und andere Sünden. — Der berühmteste unter allen Päpsten dieses Namens war **S. V.**, als Regent und Staatsmann der größte unter den Päpsten der drei letzten Jahrhunderte. Er hieß eigentlich Felix Peretti und war zu Grotte a Mare unweit Montalto in der Mark Ancona geboren. Durch Vermittelung eines Oheims wurde er 1534 Franciscaner und erwarb sich bald ausgezeichnete Kenntnisse in der scholastischen Philosophie und Theologie und in der röm. Literatur. Er lehrte seit 1544 das kanonische Recht zu Rimini, seit 1546 zu Siena und wurde 1548 Priester, Doctor der Theologie und Regent der Klosterschule zu Siena. Seit 1551 in Rom, glänzte er auf der Kanzel sowie durch fromme Werke. Sein Werk über mystische Theologie und sein «Goldenes Register», ein Auszug aus den Schriften des Aristoteles und dessen Commentators Averrhoes, waren ebenfalls Früchte seines Aufenthalts in Rom, der ihm übrigens durch ärgerliche

Händel, die ihm sein Widerwille gegen das Klosterleben zuzog, verbittert wurde. Nicht besser ging es ihm zu Venedig, wo er 1556 Vorsteher der Franciscanerschule und 1557 Generalinquisitor wurde. 1560 kehrte er nach Rom zurück, wo er zum Consultor des Heiligen Officium und Professor an der Universität ernannt wurde und sein Orden ihn zum Generalprocurator wählte. 1565 begleitete er den päpstl. Legaten als Gesandtschaftstheolog nach Spanien und erwarb sich daselbst durch seine Predigten die Achtung Philipp's II. und der Großen. Pius V. erhob ihn zum Generalvicar des Franciscanerordens, zum Bischof von Sta.-Agata de' Goti und zu seinem Beichtvater. In diesen Aemtern drang er auf Abstellung der unter den Franciscanern eingerissenen Unordnungen, suchte auch die Sitten der Geistlichkeit seines Sprengels zu verbessern. Schon 1570 wurde er Cardinal und nannte sich nun Montalto. Um bei seinen Collegen keine Eifersucht zu erwecken, brauchte er seinen Einfluß auf Pius V. mit Mäßigung. Nach dem Tode desselben hielt er sich im Conclave von jeder Parteiung entfernt, und unter Gregor XIII. zog er sich fast ganz zurück. Sanft zeigte er sich gegen jedermann; Beleidigungen ertrug er; seine armen Verwandten ließ er nur wenig von den Vortheilen seiner Stellung genießen. Dagegen verwendete er seine Einkünfte auf wohlthätige Werke und gelehrte Unternehmungen. So hatte er alles um sich her über seinen wahren Charakter getäuscht und die Mehrzahl der Cardinäle zu dem Glauben gebracht, daß er sich als Papst leicht lenken lassen werde. Gregor XIII. starb 1585 und Montalto wurde fast einstimmig zum Papst erwählt. Nach beendeter Wahl warf er noch in der Wahlkapelle den Stab, auf den er sich bisher gestützt, plötzlich weg und trat zum Erstaunen aller mit einer Kraft und Majestät hervor, die den selbständigen Herrschergeist ankündigte. Mit Energie stellte er allenthalben die Ordnung im Kirchenstaate her. Sodann beschäftigten ihn große Bauten in Rom. Die nach ihm benannte Wasserleitung (Aqua felice), der große Obelisk auf dem Platze vor der Peterskirche, die prächtige Kuppel der Peterskirche, das Spital an der Tiber sind Denkmäler seiner Regierung. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die Stiftung der vaticanischen Bibliothek, für die er ein prachtvolles Gebäude und eine eigene Druckerei für die Herausgabe der Kirchenschriftsteller einrichtete. Aus dieser Druckerei gingen seine Ausgabe der Werke des heil. Ambrosius und die von ihm besorgte, freilich sehr fehlerhafte Ausgabe der Vulgata hervor. Zu Fermo im Kirchenstaate gründete er eine Universität, zu Rom das Collegium des heil. Bonaventura für junge Franciscaner und zu Bologna das Collegium Montalto. Die Kosten seiner Hofhaltung schränkte er ein und bewies große Mäßigung in der Sorge für seine Verwandten. Zur Verwaltung der Regierungs- und Kirchenangelegenheiten setzte er 15 Congregationen aus Cardinälen und andern Beamten nieder. Die Anzahl der Cardinäle setzte er auf 70 fest, und alle Bischöfe der kath. Christenheit verpflichtete er, innerhalb drei, fünf oder zehn Jahren einmal nach Rom zu kommen. In theol. Streitigkeiten beobachtete S. eine weise Neutralität. Desto lebendiger regte er sich in den polit. Händeln seiner Zeit. Der Plan, Deutschland in die Abhängigkeit vom röm. Stuhle zurückzubringen, schlug freilich fehl; doch wußte er den Kaiser Rudolf II. zur Verfolgung der Ketzer zu bewegen. Mit allen Regenten seiner Zeit blieb er in leidlichem Vernehmen, suchte aber einen durch den andern zu schwächen und von sich abhängig zu machen. Dabei beschäftigten ihn weitaussehende Entwürfe zu Vergrößerung seiner landesherrl. wie kirchlichen Macht. Rußland wollte er durch den König Stephan Bathori und Aegypten durch den Großherzog von Toscana seinem Stuhle unterwerfen; doch vereitelte dies schon der Tod beider Fürsten. Bei seinem Eingreifen in die Zeitereignisse und bei seiner Gewohnheit, als Landesherr durchaus selbst zu regieren, mußte er sich der rastlosesten Thätigkeit hingeben. Durch ein ausgedehntes System der Spionerie setzte er sich von allem in Kenntniß. Seine Geschäftskenntniß und geistige Ueberlegenheit flößten jedem Bewunderung ein. Berühmt sind die witzigen Antworten, mit denen er die Gegner niederschlug und seine Absichten durchsetzte. Ueberdies war er kalt, schlau und umsichtig, verschlossen und fest bis zur Härte. Polit. Rücksichten hatten bei ihm in der Regel das Uebergewicht über die religiösen. Geliebt wurde er nicht, aber allgemein gefürchtet. Als er 24. Aug. 1590 starb, riß das durch Auflagen erbitterte Volk die ihm vom Senat auf dem Capitol errichtete Bildsäule nieder. Die Vermuthung, sein Tod sei auf Betrieb des span. Hofs, den er sich durch seine Kälte gegen die Ligue und durch Annäherung an Heinrich IV. von Frankreich zum Feinde gemacht, durch Gift beschleunigt worden, ist auf keine hinreichenden Beweise gestützt. Vgl. Tempesti, «Storia della vita e gesti di Sisto V.» (2 Bde., Rom 1754).

Sjöberg (Erik), schwed. Lyriker, geb. 14. Jan. 1794 im Kirchspiele Ljungo in Södermanland von armen Aeltern, besuchte mit Unterstützung eines väterlichen Freundes das Gymnasium zu Strengnäs, seit 1814 die Universität Upsala. Hier lebte er in größter Dürftigkeit,

nur durch den geringen Ertrag von Privatunterricht sein Leben fristend, mit gebrochenem Herzen, die letzten Jahre hindurch auch noch durch Krankheit geschwächt, bis zu seinem Tode 4. März 1824. Seine Gedichte, die er unter dem Namen Vitalis 1819—26 in einzelnen Heften herausgab, und die nach seinem Tode von Geijer gesammelt und bevorwortet (Stockh. 1828; deutsch von Kannegießer, Lpz. 1843) erschienen, tragen bald eine finstere, melancholische Stimmung, bald jedoch eine milde, tiefe, religiöse Resignation. Mehrere der letztern Art zeichnen sich durch ergreifende Wahrheit, feines Gefühl und eine vollendete Darstellung aus.

Sjögren (Andreas Johann), verdienter Geschichts- und Sprachforscher, geb. 8. Mai 1794 im Kirchspiel Ithis in Finland, erhielt seine erste Bildung zu Lowisa und im Gymnasium zu Borgå, bezog 1813 die Universität zu Åbo und widmete sich dort besonders den histor. Wissenschaften, der Literaturgeschichte, den classischen und orient. Sprachen, bis 1818 durch Rask seine Studien die besondere Richtung auf die Sprache und Geschichte Finlands erhielten. Im Frühjahr 1820 ging er nach Petersburg, wo er eine Hauslehrerstelle bei dem evang. Bischofe Cygnäus und nach einem Jahre eine ähnliche Privatstellung bei einem Landpfarrer unweit der Residenz annahm. Als erste Frucht seiner gründlichen Studien über Rußlands Geographie und Geschichte sowie über die finn. Völker erschien die Schrift «Ueber die finn. Sprache und ihre Literatur» (Petersb. 1821). Seit Mai 1823 Bibliothekar des Grafen Romanzow, unternahm er 1824—29 eine größere wissenschaftliche Reise durch Finland und das nördl. Rußland bis zum Ural. Nach der Rückkehr wurde er im Oct. 1829 als Adjunct in die petersburger Akademie aufgenommen, hierauf im Dec. 1832 zum außerordentlichen Akademiker befördert und im Juni 1833 zugleich zum Bibliothekar der zweiten Abtheilung der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften ernannt. Als Früchte seiner Reise erschienen außer den «Anteckningar om församlingarne i Kemi-Lappmark» (Helsingf. 1828) mehrere meist histor. Abhandlungen in den «Mémoires» der petersburger Akademie. Die Erblindung des rechten Auges veranlaßte ihn 1835 zur Niederlegung des Bibliothekaramts und zu einer neuen wissenschaftlichen Reise nach dem Kaukasus, auf welcher er bis 1838 das Tatarische, Türkische, Persische, Armenische, Georgische, Tscherkessische und Ossetische erlernte. Im Dec. 1844 ward S. zum ordentlichen Akademiker für die Philologie und Ethnographie der finn. und kaukas. Völker ernannt, im Jan. 1845 zugleich mit dem Directorium des akademischen ethnogr. Museums beauftragt und im Febr. 1845 zum Staatsrath befördert. Die Materialien, welche er 1846 auf einer Reise zur Untersuchung der Ueberreste der Liven und Kreewingen nach Livland und Kurland gesammelt hatte, vervollständigte er 1852 auf einer zweiten Reise dorthin. S. starb 6. Jan. 1855. Nach seinem Tode wurden von der Akademie S.'s «Histor.-ethnogr. Abhandlungen über den finn.-russ. Norden» (Petersb. 1861) als der erste Band seiner «Gesammelten Schriften» herausgegeben; den zweiten Band der letztern füllen seine Grammatik und sein Wörterbuch der Sprache der Liven (besorgt von Wiedemann, 2 Thle., Petersb. 1862). S.'s «Ossetische Sprachlehre» war schon 1844 erschienen. Viele Beiträge hat S. für das «Bulletin» und die «Mémoires» der petersburger Akademie geliefert. In letztern erschien auch seine nachgelassene Arbeit über die Jatwägen (1858).

Skager-Rack (das), von den engl. Seefahrern Sleeve, d. i. Aermel, genannt, ein busenförmiger Arm der Nordsee, welcher in nordöstl. Richtung zwischen der flachen Küste Jütlands und dem steilen, vielfach und tief eingeschnittenen Gestade Norwegens und Schwedens in das Festland Europas eindringt, zuweilen auch als der nördl. Theil des Kattegat bezeichnet wird, ist 30 M. lang, 15—20 M. breit und hat in der Mitte 60—80, an der norweg. Küste, von deren zahlreichen Buchten oder Fjorden der Christianafjord der bedeutendste ist, über 200 Faden Tiefe. Die Beschiffung desselben ist wie die des Kattegat besonders auch wegen der häufigen Stürme mit mancherlei Gefahren verknüpft, das Einlaufen der Schiffe aus der Nordsee durch die hier fast beständige Weſtströmung erschwert. Den Namen hat dies Gewässer von dem S., einer Sandbank, welche, auch als Skagensriff bezeichnet und weithin in das Meer hineingestreckt, die Fortsetzung der wie ein Horn gekrümmten Nordspitze Jütlands bildet. Auf dieser aus Flugsand bestehenden, öden und vegetationsleeren Landspitze, dem Cap Skagen oder Skagenshorn, liegt, aus zerstreut liegenden Häusern bestehend, die alte kleine Stadt Skagen mit 1532 E., die von Fischerei, Austernfang, Lootsendienst, Schiffahrt und etwas Handel leben. Ihr Hafen ist versandet und nur kleinen Schiffen zugänglich.

Skalde, eigentlich Skálld, bedeutet im Altnordischen so viel als Dichter. Vorzugsweise aber werden S. die Dichter genannt, welche die Dichtkunst (Skálldskapr) als einen Beruf ausübten, zu dem des Versbaues und namentlich der anspielenden, bilderreichen, das Gewöhnliche

verkleidenden Dichtersprache wegen eine kunstmäßige Vorbildung erforderlich war. Diese zum Theil auf alter Ueberlieferung beruhende künstliche, räthselhafte Dichtersprache, deren Anwendung die für solchen Zweck besonders verfaßte «Skalda» in der jüngern Edda lehrt, galt als wesentliches Erforderniß für die Skaldenlieder. Diese Sprache war der Schmuck, den jene Dichter den geschichtlichen Ereignissen, die sie besangen, anlegten. Denn die Thaten der Lebenden oder der Ahnen durch Gesang zu feiern, bildet, wenn auch nicht den einzigen Gegenstand, doch die eigentliche Bestimmung ihrer Poesie. Die S. wurden vornehmlich von den Fürsten an die Höfe gezogen, um die Sänger ihrer Geschichte zu sein, und dafür erhielten sie von denen, zu deren Ehre sie sangen, reichen Lohn. Nur sehr wenige Skaldengedichte haben sich vollständig erhalten. Desto größer ist dagegen die Zahl der Bruchstücke, welche theils in der jüngern Edda, theils in den Sagas und Snorri's «Heimskringla», dort zur Veranschaulichung, hier zur Bewahrheitung des Gesagten aufbewahrt sind. Ein Verzeichniß der berühmtesten norwegischen und isländischen S. unter dem Namen «Skálldatal» aus dem 13. Jahrh. findet sich in der upsalaer Handschrift der jüngern Edda, abgedruckt in Möbius' «Catalogus librorum islandicorum» (Lpz. 1856). Die Lieder der Götter- und Heldensage, welche in der Edda (s. d.) zusammengestellt sind, rühren aus einer Zeit her, in welcher wenigstens ein bestimmter Stand der S. sich noch nicht gebildet hatte. Die Namen derer, die sie gedichtet, werden nicht genannt; ihr Inhalt ist ein mythischer und der Charakter ihrer Sprache ein großartig-einfacher. Von den vorzugsweise so genannten spätern Skaldenliedern bekannter S. werden sie daher auch gewöhnlich unter dem Namen Eddalieder unterschieden, obwol sie selbst als der Grundstamm zu betrachten sind, aus dem in allmählichem Uebergange die Skaldendichtung im engern Sinne entstand.

Skalitz, genauer Groß-Skalitz, eine Stadt im Bezirke Nachod des böhm. Kreises Königgrätz, liegt an der Josephstadt-Schwadowitzer Eisenbahn und dem linken Ufer der Aupa, 2 St. westsüdwestlich von der Bezirksstadt und $2\frac{1}{2}$ St. nordöstlich von Josephstadt, und zählt 2045 E. (ohne das gegenüber am rechten Ufer der Aupa gelegene Dorf Klein-Skalitz, mit 400 E.). Der Ort wurde neuerdings bekannt durch das siegreiche Gefecht des preuß. Generals von Steinmetz gegen den Erzherzog Leopold 28. Juni 1866. Nachdem Steinmetz das 6. österr. Corps (Ramming) 27. Juni bei Nachod (s. d.) bis zur Gefechtsunfähigkeit geschlagen, ließ Benedek das 8. unter dem Erzherzog Leopold nach S. rücken, um das erstere abzulösen. Hier griff Steinmetz um Mittag mit seinem (dem 5.) und einer Brigade des 6. Corps an. Zuerst wurde um einen Eichwald gekämpft, den das österr. 5. Jägerbataillon tapfer vertheidigte, dann warfen die Preußen ihre Gegner aus allen Stellungen, zuletzt noch aus der hinter dem Eisenbahndamme, worauf S. erstürmt und damit das blutige Treffen beendigt wurde. Die Oesterreicher verloren etwa 6000 Mann, darunter 4000 Gefangene. Dem 5. österr. Jägerbataillon, von welchem 12 Offiziere und 162 Jäger gefallen, hat sein Offizierscorps auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet, ebenso das preuß. Königsgrenadierregiment Nr. 7 seinen Gefallenen ein eisernes Kreuz mit Marmorsockel. Oesterreichischerseits wird auch das Treffen am 27. Juni, welches die Preußen das Gefecht bei Nachod nennen, als Gefecht bei S. bezeichnet.

Skamander (griech. Skamandros), ein Fluß der Ebene von Troja, der in der Homerischen «Ilias» eine bedeutende Rolle spielt, wahrscheinlich der jetzt Mandereh genannte, dessen gelbliche Farbe den Beinamen Xanthos (der gelbe) erklärt, welchen nach der «Ilias» die Götter diesem Flusse gaben. Derselbe entspringt auf dem Ida, fließt am östl. Fuße der Burg von Troja vorüber, dann in nordnordwestl. Richtung durch die Ebene, wo er einen Nebenfluß (den jetzigen Bach von Bunarbaschi, den Simoeis der Alten) aufnimmt, und fällt dann nordöstlich vom Vorgebirge Sigeum in den Hellespont.

Skanderbeg, der Held von Albanien, hieß eigentlich Georg Kastriota und ward 1414 als der jüngste Sohn Johann Kastriota's, des Herrn von Aemathia in Albanien, und der serb. Prinzessin Woisawa geboren. Als Sultan Murad 1423 zum ersten mal in Epirus eindrang, wurde der neunjährige Knabe mit seinen drei Brüdern als Geisel an den Sultan zu dessen Dienst im Serail abgegeben. Ausgezeichnet durch körperliche Bildung und durch geistige Anlagen, wurde er beschnitten und zum Moslem erzogen; 19 J. alt erhielt er einen Sandschak. Durch tapfere Thaten erwarb er sich den Namen Iskenderbeg, d. i. Fürst Alexander. Als jedoch nach dem Tode seines Vaters 1432 der Sultan dessen Fürstenthum einzog, erbitterte dies S. Schon waren seine drei Brüder an langsamem Gifte gestorben; ein Gleiches stand ihm bevor. Daher entwich er, 29 J. alt, aus dem Heere und erzwang von dem Staatssecretär des Sultans einen Befehl an den Befehlshaber von Kroja (jetzt Akhissar) in Albanien, dem Vorzeiger die Festung

als seinem Nachfolger zu übergeben. Kaum hatte er den Befehl in Händen, so hieb er den Secretär nieder und entfloh 10. Nov. 1443 in das Waldgebirge am Drino. Hier sammelte er 600 Flüchtlinge und Bergbewohner, denen er, als er Kroja übernommen, nachts die Thore öffnete. Die türk. Besatzung wurde im Schlafe ermordet. Hierauf berief er seine Verwandten und alle tapfern Albanesen nach Kroja zur Befreiung des Landes. Die Festungen öffneten ihm ohne Widerstand die Thore und nach 30 Tagen war S. Herr von ganz Albanien. Jetzt berief er die benachbarten Fürsten Albaniens nach Lissus (Alessio, am Ausflusse des Drino). Sie erkannten ihn an als ihren Oberherrn und zahlten Tribut. Darauf zog er mit 8000 Reitern und 7000 Fußgängern einem türk. Heere von 40000 Mann unter Ali-Pascha entgegen und schlug diesen gänzlich; drei andere Paschas erlitten ähnliche Niederlagen. Endlich im Mai 1449 griff ihn Murad selbst mit 100000 Mann an, doch ohne Erfolg. Im folgenden Jahre belagerte Murad Kroja; S. nöthigte ihn aber, die Belagerung aufzuheben. Nach Murad's Tode 1451 behauptete sich S., obwol einigemale geschlagen und durch den Abfall einiger Feldherren geschwächt, dennoch im Besitze von Albanien gegen die Heere Mohammed's II., sodaß dieser ihm endlich in dem Frieden von 1461 das Land überlassen mußte. Nach drei Jahren, als Pius II. einen Kreuzzug ausgeschrieben, brach S., überredet durch Venedigs Gesandten und den päpstl. Legaten, den Frieden und schlug nacheinander zwei der ausgezeichnetsten Feldherren des Sultans. Endlich zog Mohammed selbst mit 100000 Mann nach Albanien, richtete aber nichts vor Kroja aus; wiederholt von S. geschlagen, mußte er das Land verlassen. Bald nachher starb S. 17. Jan. 1466 zu Alessio. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, **Johann**, den er dem Schutze der Republik Venedig übergab. Der Krieg dauerte noch zwölf Jahre. Die Türken eroberten endlich Kroja, und nach blutiger Verheerung unterwarf sich das ganze Land der Pforte.

Skandinavien, eine große Halbinsel im Norden Europas, welche, im Nordosten auf eine Strecke von etwa 70 M. mit Rußland grenzend, sich von $22\frac{1}{2}$ bis 49° östl. L. und von $55\frac{1}{3}$ bis $71\frac{1}{6}$° nördl. Br. zwischen dem Eismeere, Atlantischen Ocean, der Nordsee, dem Skager-Rack, Kattegat und Sund im Norden und Westen einerseits und dem Bottnischen Meerbusen und der Ostsee im Osten und Süden andererseits in einer Länge von 250 und in einer Breite von 50—100 M. hinerstreckt. Diese Halbinsel begreift die beiden Königreiche Norwegen (s. d.) und Schweden (s. d.) und hat einen Flächeninhalt von fast 14000 Q.-M. (13825), mit Einschluß des zu Rußland gehörigen Theils aber an 16000 Q.-M. Sie erhält ihre Bodengestaltung hauptsächlich durch das sie durchziehende Gebirge, welches sie in ihrer westl. Hälfte, also vorzugsweise Norwegen, durchaus zum Gebirgslande macht, während die Osthälfte oder Schweden großentheils der Form des Tieflandes angehört. Das **Skandinavische Gebirge** erstreckt sich, ohne allen Zusammenhang mit einem andern Gebirge Europas, vom Warangerfjord im Nordosten bis zum Vorgebirge Lindesnäs im Südwesten, oder von 71 bis 58° nördl. Br., in einer Länge von ungefähr 240 und einer durchschnittlichen Breite von Westen nach Osten von 40 M., einen Flächenraum von 7500—8000 Q.-M., also mehr als die Hälfte der Halbinsel einnehmend. Es ist viel einförmiger und weniger gliederreich als die mitteleurop. Gebirge, indem es kein Ketten-, sondern ein Massengebirge bildet, das nirgends einen scharf abgeschnittenen Kamm hat, sondern dessen Scheitel zum größten Theile aus wellenförmigen Bergebenen (Fjelden) besteht, welche in den nördlichern Theilen des Gebirgs schmaler sind, in den südlichern aber eine Breite von 10—12 M. erlangen, und über welchen die einzelnen Berggipfel, unregelmäßig zerstreut, nadel- oder zahnförmig emporragen. Man unterscheidet im skandinav. Gebirge vier Haupttheile: das **Lappländische Gebirge** im Norden vom Warangerfjord bis zu 67° nördl. Br., mit einer mittlern Höhe von 1—2000 F.; die **Kjölen** bis 67° nördl. Br., in einer mittlern Höhe von 1500—2500 F.; das **Dovrefjeld** bis zum Cap Stattnäs und zur Quelle des Longen, die sich in dem tiefsten Einschnitte der den Gebirgskamm bildenden Scheitelfläche befindet, mit einer mittlern Höhe von 2500—3500 F.; endlich die **südlichen Fjelde**, welche die Südwestspitze der Halbinsel zwischen dem Stavangerfjord und dem Skager-Rack einnehmen und im Hardanger-, Lange- und Seguefjeld bis zu 4—5000 F. mittlerer Höhe aufsteigen, südlich aber im Jögle- und Byklefjeld wieder zu 3000 und 1500 F. Höhe herabsinken. Man sieht daraus, daß sich die Höhe des Gebirgs von Norden nach Süden zu erhebt, bis es dann schnell wieder in der Südspitze herabsinkt; dasselbe Verhältniß findet auch mit den Gipfelhöhen statt, die sich im Lappländischen Gebirge bis zu 3000 F., in den Kjölen im Sulitelma (67° nördl. Br.) bis zu 5771 F., im Dovrefjeld im Sneehättan (62° 20′ nördl. Br.) bis zu 7100 F., im Jotunfjeld (Riesengebirge), östlich von der mächtigen Jostedalsbroe (unter 61° 38′ nördl. Br.), im Galdhöpigg oder Ymesfjeld 8017 F. und in dem früher für den Culminationspunkt

gehaltenen, etwas südwestlichen Kagstölstind 7568 F. erheben. In demselben Verhältnisse wie in der Höhe nimmt das Gebirge von Norden nach Süden auch in seiner Breite zu, sodaß es gerade da seine bedeutendste Breite von Westen nach Osten hat, wo es am höchsten ist. Obschon das skandinav. Gebirge nicht einmal die Höhe der Karpaten erreicht, hat es doch vermöge seiner polarischen Lage ganz den Charakter und die Natur eines Hochgebirgs, mit zahlreichen Gletschern und Schneefeldern, das die Alpen an Rauheit und Wildheit übertrifft. Während man von der Ostseite in sanfter Erhebung zur Scheitelfläche emporsteigt, fällt der westl. Abhang schroff und jäh vom Plateau ins Meer hinab, oft in senkrechten Felswänden von 2000 F. Höhe und darüber, und setzt sich noch im Meere durch eine Menge die Küste umsäumender Felseninseln fort, von denen die wilden Lofoten (s. d.) im Eismeere eine bedeutende Gruppe bilden. Dieser verschiedenen Abdachung entsprechend ist auch die Thalbildung auf beiden Seiten verschieden. Während auf seinem Ost- und Südabhange das Gebirge in zahlreiche parallele, in der Richtung zwischen Südosten und Süden laufende Flußthäler sich spaltet, findet man deren auf der Westseite nur unbedeutende und wenige. Ihre Stelle nehmen hier die zahlreichen Fjorde ein, schmale, von steilen Felswänden umgebene Meerbusen, welche ungemein tief, oft 10—15 M. weit in die Masse des Gebirgs einschneiden und auf diese Weise den Verkehr mit Gegenden vermitteln, die sonst ganz unzugänglich und unbewohnbar sein würden. Diesen Fjorden entsprechen gewissermaßen die Landseen, welche den Fuß des Gebirgs auf seiner Ostseite wie in einer Zone umgeben. Sie bilden fast alle schmale, langgestreckte Becken, zu denen sich die aus dem Gebirge herabströmenden Flüsse erweitern, und liegen sämmtlich in einer Höhe von 600—1100 F. in der Zone der Vorberge, welche sich im Osten des skandinav. Hochlandes in einer Breite von 10—20 M. und einer Höhe von 800—1000 F. erstrecken und den Uebergang zum eigentlichen Tieflande bilden. Dieses, das Flachland S.s, welches die Ostseite der Halbinsel ausmacht und im entgegengesetzten Verhältnisse zu dem Hochlande von Süden nach Norden in dem Maße an Breite zunimmt, als das letztere in dieser Richtung allmählich schmäler wird, nimmt einen Flächenraum von 6000—6500 Q.-M. ein. Obgleich im Verhältnisse zum Hochland Tiefland zu nennen, besteht es doch nirgends aus Schwemmland, sondern überall bildet anstehender Fels den Grund der Ebenen wie der Hügel, und nur von der ihn bedeckenden Schicht Dammerde hängt es ab, ob er hier nackt und kahl, dort mit Gras- und Getreidefluren oder Wäldern bedeckt erscheint.

Das Gebirge besteht vorzugsweise aus Gneis und Glimmerschiefer, weniger häufig aus Porphyr, Syenit, Granit und Urkalk. Vulkanische Steine sind ganz unbekannt und abgesetzte, Versteinerungen führende Schichten selbst im Tieflande selten. Daher auch der unfruchtbare, meist nur aus verwittertem Urgestein bestehende Boden der Halbinsel, sowie der Umstand, daß Salz ganz fehlt und Steinkohlen nur an der Südspitze vorkommen, während das Land sonst einen Reichthum an Silber, Kupfer und vorzüglich an Eisen besitzt. Die Kammhöhe des Gebirgs im Norden, also im Lappländischen Gebirge und den Kjölen, bildet auch die Scheide zwischen Schweden und Norwegen; im Süden dagegen liegt die Kammhöhe durchaus auf norweg. Seite, und die Grenze nach Schweden zu geht quer über die östl. Ausläufer des Gebirgs. Schweden umfaßt demnach das ganze Tiefland auf der Ostseite der Halbinsel, im Norden die ganze östl. Abdachung des Gebirgs und im Süden die östl. Ausläufer desselben, während Norwegen den ganzen West- und Südabfall des Gebirgs und im Süden dessen ganze Scheitelfläche mit den obern Theilen des Ostabfalls begreift. Das Klima der Skandinavischen Halbinsel ist vermöge ihrer maritimen Lage auf der Westseite eines Continents bei weitem milder als in den östlichern Gegenden unter derselben Breite. Ein ebenso großer Unterschied stellt sich aber in den einzelnen Theilen der Skandinavischen Halbinsel selbst heraus, je nachdem sie mehr nach Norden oder Süden oder auf der Ost- oder Westseite des Gebirgs gelegen sind. Während die Westseite der Halbinsel vermöge der vorherrschenden feuchten und warmen Westwinde und der Meeresströmungen in jeder Beziehung ein maritimes, d. h. ein sehr feuchtes Klima besitzt mit verhältnißmäßig milden Wintern und kühlen Sommern, nähert sich das Klima der Ostseite schon mehr dem Continentalklima Rußlands und hat bei größerer Trockenheit im allgemeinen wärmere Sommer und kältere Winter. Nach Norden zu nimmt der Sommer verhältnißmäßig an Länge ab, bis er sich jenseit des Polarkreises, Frühling und Herbst eingerechnet, auf 56 Tage beschränkt. Ein ähnlicher Unterschied, wie hinsichtlich der Wärme und Kälte, findet auch hinsichtlich des Niederschlags statt. Während die Westküste der Halbinsel die regenreichste Gegend Europas ist, fällt auf der Ostseite nur ein Viertel derselben Regenmenge, und zwar vorherrschend im Sommer, dagegen auf der Westseite fast in allen Jahreszeiten gleichmäßig. Die Grenze des

ewigen Schnees im Gebirge hat, je nach seiner südlichern oder nördlichern Lage, eine verschiedene Höhe. Auf der Ostseite steigt die Schneegrenze wegen der größern Sommerwärme im ganzen etwas höher hinan als auf der Westseite des Gebirgs, wo die kühlern Sommer das Schmelzen des Schnees nicht so befördern. Am Galdhöpigg liegt sie im Osten 4453, im Westen 3864 F. hoch. Wenige Länder sind so gut bewässert wie die Skandinavische Halbinsel; die Gebirge, der reichliche Wasserniederschlag, die nördl. Lage und der umfangreiche Waldgrund sind die Ursachen dieses Wasserreichthums. Dennoch sind die Flüsse S.s wenig zur Schiffahrt geeignet, weil sie sich nur selten zu großen Strömen einigen, und dann wegen ihrer felsigen Betten, ein Umstand, der S. einen Reichthum an malerischen Wasserfällen verleiht. Die ganze Ostseite der Halbinsel wird von einer Unzahl von Flüssen und Flüßchen, die fast alle den Namen Elf führen, durchfurcht. Sie entspringen größtentheils auf dem Gebirge, von dem sie dem Bottnischen Meerbusen, der Ostsee, dem Kattegat oder dem Skager-Rack zuströmen in einer Richtung, die bei den nördl. Flüssen von Nordwest nach Südost geht, dann aber südwärts bei den einzelnen Flüssen sich immermehr nach Süden wendet, bis sie bei den südlichsten Flüssen völlig von Norden nach Süden geht. Die bedeutendsten davon sind von Norden her die Torneå-, Luleå-, Piteå-, Umeå-, Angermanna-, Indals-, Ljusnå-, Dal- und Motalaelf, die in den Bottnischen Meerbusen und in die Ostsee, die Götaelf und der Glommen mit dem Nebenflusse Lougen, welche in das Skager-Rack münden. Wenigere und nur geringere Flüsse strömen dagegen auf dem steilen Westabhange des Gebirgs dem Meere zu. Außerdem bestehen zahlreiche Flußseen, theils auf dem Gebirge selbst, theils und hauptsächlich am östl. Fuße desselben, theils im Tieflande. Hier liegen unter andern der Wener-, Wetter-, Hjelmar- und Mälarsee. Dieselben bilden eine Einsenkung in den Boden Schwedens, die, Gothland von Svealand trennend, von Meer zu Meer reicht und jetzt vermöge angebrachter Kanäle eine Wasserverbindung zwischen der Nord- und Ostsee herstellt. Im ganzen schlägt man den Flächeninhalt aller Seen und Sümpfe S.s auf 1330 Q.-M. an. Auf dem Gebirge und dessen Westabhange nehmen ewige Schnee- und Gletschermassen, besonders im Norden und in der Nähe des Eismeeres, weite Räume ein. Ein Theil des Gebirgs ist nur mit dürftigen Moosen und Flechten bedeckt, und schöne Bergwiesen fehlen entweder ganz oder sind nur unbedeutend. Die fast nur aus Nadelhölzern bestehenden Waldungen bekleiden selten die Scheitel, meist nur die Abhänge des Gebirgs sowie die Rücken der Vorberge, und der Ackerbau ist im Gebirge nur in den gegen Süden geöffneten Thälern und im Hintergrunde und der Nachbarschaft der Fjorde an einzelnen geschütztern Stellen heimisch. Im Tieflande dagegen nehmen die Waldungen, hauptsächlich aus Nadelhölzern und nächst ihnen aus Birken bestehend, neun Zehntel der ganzen Bodenfläche ein; der Ackerbau ist deshalb ebenfalls, wenn auch nicht so wie im Gebirge, auf einzelne fruchtbare Striche, meist gelichteten Waldboden beschränkt.

Im gewöhnlichen Leben braucht man S. als Gesammtbenennung der drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Bei den Alten war die dän. Halbinsel Jütland nicht mit inbegriffen, vielmehr als Chersones der Cimbern zu dem eigentlichen Germanien gerechnet. Norwegen aber war ihnen noch unbekannt; es sei denn, daß die bei Plinius neben Skandinavia und andern genannte Insel Nerigon, von der man nach Thule schiffe, auf Norwegen und nicht, wie andere wollen, auf Hibernia, das jetzige Irland, zu beziehen ist. Jakob Grimm entscheidet für die Identität von Norwegen und Nerigon. So brauchten die Alten den zuerst bei Plinius vorkommenden Namen Scandinavia (wol entstanden aus Skån-ey, d. h. Schoneninsel) oder, wie er bei Ptolemäus lautet, Scandia für die Inseln der Ostsee, d. i. für die dän. Inseln und den südl. Theil Schwedens (Schonen), von dem sie einige Kunde hatten, und den sie sich selbst als eine Insel dachten. Ihr kam nach Ptolemäus, der sie als die östlichste und größte der vier skandinav. Inseln bezeichnet, der Name Scandia vorzugsweise zu, wie denn auch die Insel Scandia des Jordanes, von der sich nach ihrer Stammsage die Gothen, und die Insel Scandinavia des Paulus Diakonus, von der nach der ihrigen die Longobarden sich herleiteten, auf dieses Land zu beziehen ist. Die Bewohner S.s erkannten schon die Alten für einen Zweig des german. Völkerstammes. Ueber die Geschichte, die nationalen und polit. Beziehungen und Tendenzen (**Skandinavismus**) der skandinav. Länder s. die Art. **Dänemark** und **Schweden**. Vgl. Löffler, «Den skandinaviske Halvö» (Kopenh. 1860).

Skandinavische Sprachen, s. **Nordische Sprachen und Literaturen**.

Skarbek (Friedr. Florian, Graf), ein als Patriot, Dichter und Schriftsteller ausgezeichneter Pole, geb. 15. Febr. 1792 in Thorn, studirte von 1805—10 im warschauer Lyceum und ging dann nach Paris, wo er sich namentlich mit den Staatswissenschaften beschäftigte. Nach seiner Rückkehr 1812 widmete er sich auf seinen Gütern in Polen der Landwirthschaft, ohne dabei die

Wissenschaften zu vernachlässigen. 1818 wurde er Professor der polit. Oekonomie an der Universität zu Warschau und gleichzeitig Professor an der Forstschule. Er veröffentlichte hierauf seine «Staatswirthschaft» (4 Bde., 1820—21), der sich «Grundriß der Finanzwissenschaften» (Warsch. 1824), «Grundzüge der Nationalwirthschaft» und «Théorie des richesses sociales» (Par. 1829) anschlossen. 1821 wurde er Mitglied des Vereins der Freunde der Wissenschaften, in dessen «Annalen» er gediegene Abhandlungen lieferte. In dieser Zeit ließ er auch mehrere Erzählungen und humoristische Schriften erscheinen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich S. um das poln. Armen- und Gefängnißwesen, das er als Staatsreferendar seit 1828 völlig umschuf, worauf er 1830 vom Kaiser nach Petersburg berufen wurde, um die dortigen Hospitäler zu untersuchen. Zum Staatsrathe, Kammerherrn und Mitgliede des provisorischen Gouvernements ernannt, kehrte er nach Polen zurück. Nachdem die poln. Revolution 1831 unterlegen, wurde S. Mitglied der Regierungscommission des Innern sowie zugleich des Hauptconseils für die Pflege der Wohlthätigkeitsanstalten. Unter seiner Leitung entstanden die musterhaften Haftgefängnisse in Warschau, Kalisch, Plock und Siedletz, die Straf- und Besserungshäuser in Warschau und Sieradz, die Rettungs- und Arbeitshäuser in Warschau und Kalwaria und das Institut für sittlich verwahrloste Kinder. 1842 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten der Assecuranzendirection und 1844 zum Präsidenten des Oberconseils der Wohlthätigkeitsanstalten. Auch in der poln. Nationalliteratur erwarb sich S. als Romanschreiber, Novellist und dramatischer Dichter einen Namen. Von seinen Erzählungen gehören «Pan Starosta» (2 Bde., Warsch. 1826), «Dodosinski» (2 Bde., Bresl. 1838) und «Pamietniki Seglasa» (Warsch. 1845) zu den besten in der poln. Literatur. Unter seinen histor. Arbeiten ist die «Geschichte des Großherzogthums Warschau» (2 Bde., Posen 1860) hervorzuheben.

Skarga (Piotr Pawefki), der berühmteste Kanzelredner Polens im 16. Jahrh., von den Zeitgenossen der poln. Chrysostomus genannt, wurde 1536 in der masovischen Stadt Grodziec geboren. Auf der Universität Krakau gebildet und eine Zeit lang Erzieher des durch seine Schicksale und Liebe für die schwed. Prinzessin Cäcilie berühmt gewordenen Wojwodensohnes Jan Teczynski, trat er 1563 nach seiner Rückkehr mit dem Zögling aus Wien in den geistlichen Stand und wurde Propst in Rohatyn und Prediger und Kanoniker in Lemberg. Das wachsende Ansehen des auch in Polen durch den Cardinal Hosius eingeführten Jesuitenordens weckte in dem bereits berühmt gewordenen Redner den Gedanken, in den Orden zu treten. S. ging 1568 nach Rom und kehrte mit dem Ruf eines vollendeten Theologen als Jesuit 1571 in seine Heimat zurück. Jetzt begann seine eigentliche Wirksamkeit als Kanzelredner und Bekämpfer der Andersgläubigen, und seiner Beredsamkeit ist es großentheils zuzuschreiben, daß Polen sich wiederum dem Katholicismus zuwandte. Er wirkte zunächst als Theolog und Prediger an der Seite des Bischofs Protasiewicz in Wilna, dann während 25 J. als Hofprediger des Königs Sigismund III. in Warschau. Zuletzt verließ er den Hof und zog sich in die Ordenszelle nach Krakau zurück, wo er einige Monate später 1612 starb. Tiefe Gelehrsamkeit, gewissenhafte Ueberzeugung, christl. Tugenden, Aufopferung, Armuth, reine Absichten, namentlich aber die begeistertste Vaterlandsliebe, die ihn in seinen Reichstagsreden zum Propheten der Schicksale Polens machte, zeichneten ihn aus. Seine Predigten und Reden stehen bisjetzt als ein unübertroffenes Muster der Beredsamkeit und sprachlicher Vollendung da. S.'s «Sonn- und Feiertagspredigten», «Predigten über die sieben heiligen Sacramente», «Reichstags- und Gelegenheitspredigten und Reden» sind öfters einzeln und gesammelt (Wilna 1738) erschienen. Sein berühmtes Werk «Lebensbeschreibungen der Heiligen des Alten und Neuen Testaments für alle Tage des Jahres» (Zywoty Swietych) hat besonders zahlreiche Auflagen erlebt. Außer vielen polemischen Schriften verfaßte er auch eine «Kirchengeschichte» nach Baronius (Krakau 1603).

Skarpanto, Karpatho oder Koje, eine türk. Insel an der südöstl. Grenze des Aegäischen Meeres, zwischen Kreta und Rhodus, ist etwa 4 Q.-M. groß, gebirgig (bis 4000 F. hoch) und felsig, hat wenig fruchtbaren Boden, aber mehrere sichere Ankerplätze und zählt 5000 meist griech. Einwohner, die sich hauptsächlich mit Zimmermanns- und andern Holzarbeiten beschäftigen. Der Hauptort ist Arkassa an der Westküste. Im Alterthum hieß die Insel Karpathos und das umliegende Meer bei den Griechen das Karpathische Meer. Im J. 305 v. Chr. trugen daselbst die Rhodier einen Seesieg über Demophilus und eine Flottenabtheilung des Demetrius Poliorketes davon.

Skat, beliebtes Spiel mit der Piketkarte von 32 Blättern unter drei Personen, welches sich seit etwa 1835 aus dem Altenburgischen über weitere Kreise in Deutschland verbreitet hat. Die Theilnehmer empfangen je 10 Blätter, und 2 besonders hingelegte Blätter bilden den S.,

welche Benennung entweder dem niederdeutschen Worte für Schatz entspricht oder, weil dieser kleine Talon, wie beim Tarok, zum Vertauschtwerden, Scatiren, bestimmt ist, mit dem ital. scatto, scattare (abspringen, fortschnellen) zusammenhängt. Wenn 4 oder mehrere Personen sich betheiligen wollen, so werden bei jedem Kartegeben zur Erhaltung der Dreizahl ein oder mehrere Mitspieler der Reihe nach übergangen. Die nach dem ältern Grundplane möglichen Spielarten sind Frage und Solo. Bei jener ist der das Spiel Behaltende zur Verbesserung seiner Karte aus dem S. befugt, während der Talon bei Solo vor Beendigung des Spiels nicht eingesehen werden darf. Wer Frage oder Solo anmeldet, macht sich anheischig, durch gleichviel welche Anzahl Stiche von den 120 in der Karte befindlichen Augen wenigstens 61 zu erlangen, wobei die im S. liegenden Augen ihm mitgehören. Das Taus (As) zählt 11, die Zehn 10, der König 4, der Ober (Dame) 3, der Unter (Bube) 2; Neun, Acht und Sieben sind nicht mitzählende Schlichtblätter. Wenn der Spieler nur bis 60 Augen hereinbringt, hat er einfach verloren, dagegen kann die Partei, welche wenigstens 90 Augen erwirbt (Schneider macht), den doppelten und, wenn sie alle Stiche hereinbekommt (Schwarz, Durchmarsch), den vierfachen oder nach Verabredung sechsfachen Preis beanspruchen. Wenn mehrere eine Frage anmelden, so erhält die beste Farbe den Vorzug. Schellen (Carreau) wird von Roth (Coeur), dieses von Grün (Pique), Grün von Eicheln (Treſle) überboten. Ein Soloangebot sticht jedoch auch die beste Frage aus, und erst wenn sich mehrere zu Solo bereit erklären, entscheidet wieder die Reihenfolge der Farben. Bei mehrern gleichzeitigen Anmeldungen in derselben Farbe behält die Vorhand das Spiel, wenn sie nicht zu passen erklärt. Trümpfe (Atouts) sind die 4 Unter (Wenzel) vom eichelnen bis zum schellenen abwärts, nach ihnen Taus, Zehn, König, Ober und die Schlichtblätter der gewählten Farbe. Wenn Trumpf angespielt wird, muß von jedem Mitspieler, so lange er noch Atouts besitzt, Trumpf bekannt werden. Nicht minder ist jede angespielte Nebenfarbe zu bekennen, doch kann derjenige, welcher die Farbe nicht besitzt, statt mit Trumpf zu stechen eine andere Farbe abwerfen. Die einfach gewonnene Frage wird nach dem Farbenrange mit 1 bis 4 Marken, das gewonnene Solo nach der nämlichen Scala doppelt, bei Schneider oder Schwarz aber in der vorhin angegebenen Steigerung honorirt. Außerdem pflegt man noch Matadors, d. h. die höchsten Trümpfe, welche der gewinnende oder verlierende Theil in ununterbrochen absteigender Folge besaß, mit dem Preise der einfachen Frage für jeden Matador besonders zu vergüten. Diese Spielarten wurden in der Folge durch Aufnahme des Null, wo die Atouts ihre Geltung verlieren und man sich stichfrei zu spielen erbietet, ferner durch das Grand, wo gewöhnlich nur die Wenzel als Trümpfe beibehalten werden und der Spieler dennoch die größere Augenzahl behalten muß, ingleichen durch das Erbieten von Solo, Null und Grand mit offen gelegter Karte (Ouvert) vermehrt. Eine noch weitergehende Mannichfaltigkeit entwickelt das Königsberger S., das außer der Piket- auch die Whist- und Tarokkarte zu verwenden gestattet und das Steigerungsverfahren, welches den hauptsächlichen Reiz des Spiels bildet, nach innern Gründen zur größten Vollständigkeit bringt. Vgl. J. F. L. H. (Hempel), «Das Skatspiel» (Altenb. 1848); «Das Skatspiel; Anleitung zur Erlernung desselben nach Form und Geist» (Lpz. 1855); S. v. F., «Die Grundzüge des Skatspiels» (Quedlinb. und Lpz. 1856); Friedrich, «Skattarif. Anleitung zur Erlernung des Matadors aller Kartenspiele, des Königsberger S.» (Königsb. 1858).

Skazon heißt der besonders von dem griech. Dichter Hipponax (s. d.) gebrauchte iambische Hinkvers, der zwar aus einem vollkommenen Trimeter besteht, statt des letzten Jambus aber einen Spondeus oder Trochäus hat.

Skelet (sceletum oder sceletus) oder Gerippe nennt man das von den Weichtheilen befreite Knochengerüst eines thierischen Körpers in seiner natürlichen Gestalt. Entweder sind die Knochen noch durch die Gelenkbänder, welche man dann zur fernern Aufbewahrung mit einem die Fäulniß abhaltenden Firniß überzieht, verbunden, oder diese sind gleichfalls entfernt und die Knochen durch Drähte, Schrauben, Kautschukbänder oder dgl. aneinander befestigt; im erstern Falle nennt man das Ganze ein natürliches, im letztern ein künstliches S. Von kleinern Thieren oder solchen, welche viele kleine Knochen besitzen, ebenso von Kindern und jungen Thieren, bei denen die Gelenkenden noch nicht verknöchert sind, lassen sich fast nur natürliche S. fertigen. Ist das Knochengerüst der verschiedenen Thierklassen in seiner Gesammtheit und allen seinen Theilen schon so charakteristisch, daß man leicht, ohne Naturkundiger zu sein, aus dem S. die Klasse, zu der es gehört, zu erkennen vermag, so kann sogar der Naturforscher aus verschiedenen Merkmalen bei S. von Menschen und größern Thieren schließen, welcher Rasse, welchem Alter und Geschlecht die Individuen, von denen sie genommen sind, angehörten, und aus einzelnen Knochen und selbst

Theilen derselben erkennen, von welchen Thieren sie herrührten. Unter dem griech. Stammworte verstanden die alten Schriftsteller einen mumienartig ausgetrockneten Körper und noch jetzt spricht man in der Zoologie bei den Thieren, deren Gestalt nicht durch ein Knochengerüst, sondern durch die mehr oder weniger harte äußere Haut bedingt wird, von einem Hautskelet.

Skepsis und Skepticismus (griech.). Unter skeptischen Ansichten oder skeptischen Vorstellungen versteht man im gemeinen Leben Ansichten, durch welche die Gewißheit gewisser herrschender Vorstellungsweisen und Autoritäten in Zweifel gesetzt wird. Die griech. Philosophen, welchen man den Namen Skeptiker beigelegt hat, heißen auch Pyrrhonier, von Pyrrho aus Elis, dem ersten namhaften Skeptiker bei den Griechen, Aporetiker, d. h. die Ungewissen, und Ephektiker, d. h. sich Enthaltende, nämlich von entscheidenden Urtheilen. Durch Timon, den Schüler und Freund des Pyrrho, wurde die skeptische Denkweise weiter ausgebildet und gegen die frühern Philosophen angewendet. Die Skeptiker bildeten keine Schule im strengen Sinne, weil sie keine Dogmen fortpflanzten, sondern nur ein Verfahren, die Skepsis. Sie selbst lehnten den Namen einer Schule ab, indem sie blos eine Anleitung zum vernünftigen Verhalten geben wollten. Allmählich brachten sie indeß ihre Einwendungen gegen den Dogmatismus auf bestimmte Punkte. Hierher gehören vor allen die zehn Tropen oder Wendungen, welche gegen das sinnliche Wissen als Zweifelsgründe gerichtet waren, und wahrscheinlich zuerst von Aenesidemus in einer bestimmten Ordnung aufgeführt wurden. Die Tropen beziehen sich auf die Verschiedenheit der Thiere und ihrer Empfindungen, der Menschen, der Sinne und Sinneswerkzeuge, der Zustände und Veränderungen des Subjects, der Lage, des Orts und der Entfernung u. s. w. In den sog. fünf spätern Tropen berief sich der Skepticismus auf die Verschiedenheit und den Widerstreit der Lehrmeinungen, auf die Relativität der Vorstellungen, auf die Unmöglichkeit, entweder unbegründete Voraussetzungen oder den ungereimten Rückschritt ins Unendliche zu vermeiden, endlich auf die Unvermeidlichkeit der Cirkelbeweise. Ein Ungenannter faßte dies alles wiederum in die dilemmatische Formel zusammen, daß es kein begreifliches Wissen gebe, weil etwas weder durch sich selbst noch durch ein Anderes begreiflich werde. Innerhalb jenes Kreises nun führte gegen Ende des 2. Jahrh. Sextus Empiricus den Skepticismus mit einem Aufwande von seltener Gelehrsamkeit und Scharfsinn durch, den er von dem negativen Dogmatismus der neuen Akademie unterschied; ihm verdankt man die Kunde des wissenschaftlichen Skepticismus bei den Alten in seiner Reife. Unter den neuern Skeptikern sind zu erwähnen: François Sanchez, geb. 1562 zu Bracara in Portugal, gest. 1632; François de Lamothe-le-Vayer, der sich für die geoffenbarte Erkenntniß erklärte, wie denn überhaupt der neuere Skepticismus häufig mit dem Supranaturalismus in Verbindung getreten ist; Sorbière und Foucher, des vorigen Schüler; Pet. Dan. Huet; Jos. Glanvill, gest. 1680; Pet. Bayle und Dav. Hume. Einen beschränktern Skepticismus trug Gottlob Ernst Schulze vor. Vgl. Stäudlin, «Geschichte und Geist des Skepticismus u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1794—95); Tafel, «Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus» (Tüb. 1834).

Der antike Skepticismus richtete sich vornehmlich gegen die Gewißheit der sinnlichen Erkenntniß, d. h. er bezog sich auf die Frage, ob die Dinge in Wahrheit so beschaffen seien, wie sie sich den Sinnen darstellen, während der moderne mehr die Frage ins Auge faßte, ob wir wirklich alles das wahrnehmen, was wir wahrzunehmen glauben, oder nicht unsere Auffassung der Welt aus unsern eigenen Einbildungen zusammensetzen. Hierher gehören z. B. die Zweifel, welche Hume gegen die Berechtigung des Begriffs der Ursache erhob. In beiderlei Richtung ist die Skepsis eine nothwendige Vorbereitung der philos. Forschung. Denn wo die gewohnten Erfahrungsbegriffe ihre Unsicherheit und Dunkelheit dem prüfenden Denken noch nicht verrathen haben, da gibt es auch kein Bedürfniß einer berichtigenden Umbildung derselben durch die Philosophie. Die Skepsis ist aber auch vielfach im Gegensatz zu bestimmten philos. Systemen aufgetreten. Man kann sie in dieser Hinsicht den Schatten der Systeme nennen, und sie vertritt dann als ein heilsames Gegengewicht gegen den Dogmatismus die Stelle der philos. Kritik. Der Kritiker ist rücksichtlich des Gegenstandes seiner Kritik Skeptiker, denn er läßt die Richtigkeit der fremden Behauptungen so lange dahingestellt, bis ihn unwiderstehliche Gründe von derselben überzeugen, und die Skepsis kann daher aus der Geschichte der Philosophie nicht eher verschwinden, als bis die Philosophie ihre Aufgabe auf eine unzweifelhafte Weise gelöst hat. Als eine blos negative Richtung des Denkens kann sie aber niemals eine selbständige Bedeutung gewinnen. Die Maxime, es gebe überhaupt keinen Satz, an dem nicht gezweifelt werden könne, nicht einmal diesen selbst, hebt sich in sich selbst auf. Endlich versteht sich von selbst, daß eine skeptische Denkart nicht auf die Philosophie beschränkt ist; sie kann ebenso auf dem Gebiete der Religion und Theologie, der

Geschichte, der Medicin u. s. w. vorkommen und modificirt sich nach den Quellen, den Gegenständen und der Natur der Erkenntnisse, welche sie dem Zweifel unterwirft, verschiedenartig.

Skiagraphie nennt man den Umriß des Schattens, welchen ein Körper macht (s. Silhouette); ferner den ersten Entwurf eines Gemäldes, auch die Uebersicht des Inhalts eines Werks.

Skien oder Skeen, wohlgebaute und lebhafte Handelsstadt im südl. Norwegen, im Stifte Christiansand, Hauptort des Amtes Bratsberg, hat ein schönes Rathhaus, eine Gelehrten- und eine Realschule und zählt (1865), nebst den Vorstädten Graaten und Gjemsö-Kloster, 5228 E. Die Stadt liegt in einer malerischen, in geognostischer Hinsicht höchst interessanten, den Wechsel des Uebergangs- und Urgebirgs zeigenden Gegend an der Skiens-Elv, welche in der Stadt selbst drei ziemlich bedeutende, viele Sägemühlen treibende Wasserfälle bildet und hierauf für die größten Handelsfahrzeuge schiffbar ist. Dieser nur 2 M. lange Abfluß des Landsees Nordsjö-Vand ist wegen seiner vielen, die malerischen Gegenden Telemarkens durchströmenden und zu Holzflößen benutzten Quellflüsse von außerordentlicher Wichtigkeit. Von der Stadt S. bis an den Nordsjö ist der Fluß durch einen Seitenkanal schiffbar. Der Nordsjö aber steht wieder mit dem nördlich davon gelegenen Hiterdals-Vand in schiffbarer Verbindung, sodaß hier eine etwa 9 M. lange, regelmäßig von Dampfschiffen befahrene Wasserstraße hergestellt ist.

Skiron, ein berüchtigter Räuber, der zwischen Korinth und Megara den Vorüberreisenden auflauerte, sie beraubte und sie zwang, ihm die Füße zu waschen, wobei er sie aber mit einem Fußtritt ins Meer stieß, in dem eine Schildkröte die Leichen fraß. Dieses trieb er so lange, bis Theseus kam, der ihn auf dieselbe Weise tödtete. Daher hießen auch die Klippen unweit Megara die Skironischen Klippen, welche aus seinen Knochen entstanden sein sollen.

Skizze (ital. schizzo) nennt man in den bildenden Künsten, besonders in der Malerei, eine flüchtig hingeworfene Zeichnung von einem künftig zu vollendenden Gemälde oder andern Kunstwerke; ferner einen flüchtigen Entwurf eines jeden andern auszuführenden Werks; dann auch die Andeutung der wichtigsten Punkte einer Begebenheit, einer Schrift u. s. w. Skizziren heißt daher so viel als den Umriß eines auszuführenden Werks flüchtig entwerfen. In der Malerei achtet man die Skizzen besonders darum, weil sie den schaffenden Geist von Seiten der Erfindung und in seiner ersten frischesten und freiesten Thätigkeit zeigen.

Sklavenküste, s. Guinea.

Sklaverei. Die Behandlung und Verwendung des Menschen als Privateigenthum eines andern ist der Zustand der S. In diesem Verhältnisse hört der Mensch auf, eine Person zu sein und wird eine Sache, ein Zustand, der unsittlich und nothwendig unheilsvoll ist. Dennoch hat diese Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nicht nur auf der untersten Culturstufe, sondern zu allen Zeiten, unter allen Völkern, selbst unter allen Regierungsformen stattgefunden. Es gab und gibt in Asien und Afrika sogar Staaten, wo überhaupt alle dem Despoten gegenüber Sklaven sind. Dies ist die politische S., welche die eigentliche, die private S. stets zur Begleitung hat. Wie die S. in der Kindheit der menschlichen Gesellschaft entstanden, ist leicht erklärlich. Durch die Gewalt des Familienvaters, des Patriarchen, waren schon Kinder und Gesinde so gut wie Sklaven. Der Krieger benutzte die Kriegsgefangenen, denen er das Leben schenkte, als Sklaven, und im ganzen Alterthum blieb es völkerrechtlicher Grundsatz, diejenigen als Sklaven zu betrachten, die in des Siegers Hände fielen. Das Bedürfniß nach Sklaven veranlaßte sogar in der Folge Kriege und Menschenraub und gab dem Sklavenhandel eine regelmäßige Einrichtung.

Neben allen übrigen Völkern des Alterthums hatten auch die, welche den größten Einfluß auf unsere Civilisation geübt, die Juden, Griechen und Römer, ihre gesellschaftliche Ordnung auf die S. gegründet. Bei den Juden fanden alle Arten der S. und des Sklavenerwerbs statt. Sie besaßen Sklaven, die sich aus Noth verkauft hatten, die von andern oder von ihren Aeltern als Sklaven verkauft worden, die durch Krieg oder Raub Sklaven geworden, und die als Sklaven geboren waren. Das mosaische Gesetz machte einen Unterschied zwischen einheimischen (hebräischen) Sklaven und den aus der Fremde gekauften. Erstere mußten nach sechsjähriger Dienstzeit freigegeben werden, wenn sie nicht für immer auf Loslassung feierlich verzichteten; die fremden blieben in ewiger Leibeigenschaft. Die Kinder der fremden wie der einheimischen Sklaven waren ebenfalls das ewige Eigenthum der Herren. Daß die Gewalt der Juden über ihre Sklaven ursprünglich sehr groß war, beweisen die Einschränkungen, welche das mosaische Gesetz traf. Bei den Griechen wurden schon zu Homer's Zeiten die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht. Nach Athenäus breiteten die Chier, die ihre Minen durch Sklaven bebauten, das Sklaventhum über Griechenland aus. Zur Blütezeit der griech. Republiken war die Sklavenbevölkerung fast überall zahlreicher als die der Freien, und die S. war so sehr Grundlage aller Verhältnisse

geworden, daß man dieselbe für nothwendig hielt. Die griech. Philosophen, wie Plato und Aristoteles, gaben zwar zu, daß die S. gegen die menschliche Natur sei, behaupteten aber, sie sei gerecht, weil der Staat ohne sie nicht bestehen könne. In einigen griech. Staaten bestanden die Sklaven aus gekauften Barbaren, in andern aus den Nachkommen unterjochter Griechen. Auch die Lage der Sklaven war sehr verschieden. In Sparta gehörten die sog. Heloten (s. d.) nicht dem einzelnen, sondern dem Staate, und kaum wurde die menschliche Natur je ärger zertreten als in den spartan. Sklaven. Die Athener kauften Sklaven aus allen Völkern und beschäftigten sie im Hause, bei den Gewerben und auf dem Felde. Auch der Staat hielt viele Sklaven. Wurde ein Sklave vom Herrn zu arg mishandelt, so konnte er ein bestimmtes Asyl aufsuchen, wo sich dann der Staat seiner erbarmte. Die Freiheit erlangten die athenischen Sklaven durch Loskauf aus dem Nebenverdienst und durch Freigebung gütiger Herren. Auch ließ der Staat Sklaven frei, die ausnahmsweise Kriegsdienste geleistet und sich sonst patriotisch bewiesen. Sehr zahlreich waren die Sklaven zu Aegina und Korinth, wo man sie bei Handel und Schiffahrt verwendete. In der Landschaft Phocis widersetzte man sich lange der Einführung der S., weil man mit Recht die Schmälerung des Erwerbs der ärmern Bevölkerung fürchtete.

Am meisten ausgebildet und mit Sitte, Oekonomie und Politik verwachsen war das Sklavenwesen bei den Römern. Der Familienvater besaß in den frühern Zeiten der Republik die ausgedehnteste Gewalt über Leben und Freiheit seiner Kinder. Nach älterm Rechte mußte der Schuldner mit der Freiheit büßen, wenn er den Gläubiger nicht anders befriedigen konnte. Bei schweren Verbrechen wurde der röm. Bürger zum Sklaven degradirt, damit man an ihm die Strafe vollziehen konnte. Nicht nur die Kriegsgefangenen, sondern auch die Jugendblüte aller Völker, die den röm. Waffen unterlagen, wurden von Staats wegen zu Rom als Sklaven verkauft. Besonders seit den Punischen Kriegen war Rom mit Sklavenmassen überschwemmt, womit die Entsittlichung und der innere Verfall des Römerthums begann. Der Staat selbst hielt viele Sklaven, die man zu öffentlichen Arbeiten, in den Minen, zur Bedienung der Magistrate benutzte. Jeder wohlhabendere Bürger besaß Sklaven, welche alle Verrichtungen und Gewerbe besorgten. Die Reichen und Großen hielten Horden von 5-, 10-, ja 20000 Sklaven, die theils zum Luxus, zur Besorgung häuslicher Geschäfte, zur Bebauung des Landes, zu industriellen Gewerben dienten. Die Sklaven zerfielen im allgemeinen in Haussklaven und Landbauer. Erstere sowie die, welche Künste und Gewerbe trieben, achtete man viel höher als die Landsklaven. In älterer Zeit hatte der röm. Sklave (servus) gar keine Rechte. Der Herr übte eine unbedingte Gewalt über Leben und Tod, und was der Sklave verdiente, gehörte seinem Eigenthümer. Erst später erhielten die Sklaven am Nebenverdienste eine Art Eigenthum (peculium), das sie zu ihrer Loskaufung verwenden durften. Der Sklave konnte nie eine wirkliche Ehe schließen, hatte keine Familie und war rechtlich nicht fähig, ein Testament zu machen. Auch vom Kriegsdienste waren die Sklaven ausgeschlossen; nur in den Punischen Kriegen und unter den Kaisern kamen hierin Ausnahmen vor. Zwar konnte der Sklave als Zeuge gelten; doch durfte er sein Zeugniß nur auf der Folter ablegen. Nach dem ältern Rechte wurde jeder Diebstahl des Sklaven, die Denunciation seines Herrn und andere geringe Vergehen mit der Todesstrafe belegt, die bis auf Konstantin in der Kreuzigung bestand. Ermordete ein Sklave seinen Herrn, so sollten zur Abschreckung die sämmtlichen Haussklaven hingerichtet werden. Eine besondere Kleidung trugen die röm. Sklaven nicht, weil man es für gefährlich hielt, den Unterjochten zu zeigen, wie gering die Anzahl ihrer Unterdrücker wäre. Seit 265 v. Chr. wurden in Rom die Sklaven zu blutigen Fechterspielen und Thierkämpfen verwendet, die bald als Hauptbelustigung des Volks galten. Zu diesem Zwecke erzogen die Großen und die Kaiser die sog. Gladiatoren (s. d.), deren man sich auch in den Bürgerkriegen bediente. Die Härte, welche die Sklaven erfuhren, reizte dieselben oft zur Verschwörung. Auf der Insel Sicilien kam es zweimal, um 140 und um 104 v. Chr., zu einem förmlichen Sklavenkriege. Der gefährlichste Sklavenaufruhr erhob sich 73 v. Chr. zu Capua unter dem Gladiator Spartacus (s. d.). Erst nachdem derselbe einen Theil Süditaliens erobert und drei röm. Heere besiegt, gelang es 71 den vereinten Anstrengungen der röm. Feldherren, die Empörer aufzureiben. Mehrmals versuchte man unter der Republik, das Los der Sklaven zu mildern; allein dies gelang wenig, weil man solche Reformen für Eingriffe in das Eigenthum hielt. Erst die Kaiser beschränkten die Willkür der Herren und verliehen den Sklaven einige Rechte. Ein gemishandelter Sklave, der unter die Statue des Kaisers floh, erhielt Anspruch auf dessen Gnade. Die Sklaven durften ihren Nebenerwerb als Eigenthum betrachten. Antonin entzog den Herren das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven. Auch nahmen die Freilassungen von seiten der Herren so überhand, daß gesetz-

liche Einschränkungen getroffen wurden. Die Freilassung (manumissio) konnte nach altem, strengem Rechte nur durch Eintragung des Sklaven in die Censuslisten, durch testamentarische Verordnung oder dadurch bewirkt werden, daß der Herr den Sklaven vor eine Magistratsperson brachte und ihn unter gewissen Ceremonien für frei erklärte. Der Sklave wurde hierbei vom Lictor mit einem Stäbchen (vindicta) berührt und erhielt als Zeichen der Freiheit einen Hut. Später konnte auch eine derartige Erklärung vor dem Geistlichen in der Kirche abgegeben werden. Nur der auf solche feierliche Weise Freigelassene wurde röm. Bürger, vorausgesetzt, daß der Herr selbst das Bürgerrecht hatte. War letzteres nicht der Fall, so trat der Freigelassene nur in die Klasse der Lateiner oder gar in die der Provinzialen. Der Freigelassene (libertus), selbst wenn er das Bürgerrecht gewonnen, besaß indessen immer noch nicht alle Rechte eines Vollbürgers. Mit der Verbreitung des Christenthums und dessen Anerkennung als Staatsreligion verbesserte sich das Los der Sklaven; aber die S. selbst verschwand nicht, sondern überdauerte die Zertrümmerung des Römischen Reichs. Vgl. Wallon, «Histoire de l'esclavage dans l'antiquité» (3 Bde., Par. 1847—48).

Bei den Völkern Asiens, deren Lebensanschauung, Sitte und Verfassung immer dieselben geblieben sind, hat sich auch die S. in ihren ursprünglichen und naiven Formen erhalten. Die Sklaven des Orients tragen mehr den Charakter des Hausgesindes, stehen ihren Herren näher und halten ihren Stand nicht für eine Schande, sondern für ein Schicksal. Der Koran verbietet eigentlich, Glaubensgenossen als Sklaven zu halten, empfiehlt den Herren Milde und bezeichnet die Freilassung als ein verdienstliches Werk. Daß Mohammed und die Khalifen Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht, davon ist keine Spur vorhanden. An den Höfen der Khalifen gab es meist nur Negersklaven, die man aus dem Innern Afrikas durch Handel bezog. Erst in den Kreuzzügen scheinen die Mohammedaner die Sitte angenommen zu haben, aus Kriegsgefangenen Sklaven zu machen. Die Kreuzfahrer verübten jedoch im Orient an den Mohammedanern ein Gleiches. In den unmittelbaren Ländern des Osmanischen Reichs, bei den Türken, hat die S. einen äußerst milden Charakter. Die Türken unterhalten dieselbe gegenwärtig theils durch Ankauf von Negern, theils durch Ankauf von Weißen aus den kaukas. Gebirgsländern. Wiewol die Negersklaven nicht weniger menschlich behandelt werden, machen doch gewöhnlich die Jünglinge, Mädchen und Kinder aus dem Kaukasus ein weit größeres Glück. Die Weiber füllen die Harems, den Männern steht als Dienern der Großen die Laufbahn zu den höchsten Aemtern und Ehrenstellen offen. Die Beschäftigung der türk. Sklaven ist eine häusliche. Ein gutes Betragen und der Uebertritt zum Islam verwandeln seine Lage in die des Dienstboten. Gewöhnlich werden die Sklaven verheirathet. Ihre im Hause geborenen Kinder gelten als Familienglieder und verwischen oft die Spuren ihrer Abkunft durch günstige Heirathen. Einen weit rohern Charakter trug die S. bei den Mohammedanern der afrik. Nordküste. In Marokko, Algier, Tunis und Tripolis bestand seit dem Mittelalter neben der Negersklaverei auch die S. der Weißen, die durch Seeraub gegen alle christl. Völker im Mittelmeer unterhalten wurde. Die Vernichtungskämpfe der Christen und Mauren in Spanien und die allmähliche Zurückdrängung der letztern auf die afrik. Küste entwickelten diesen Menschenraub und gaben ihm die Wuth eines Religionskriegs. Die grausame Behandlung, welche die Christensklaven erlitten, die Standhaftigkeit, womit nicht selten die Gefangenen eher das härteste Los ertrugen, als daß sie sich durch Annahme des Islam Milderung verschafften, die romantischen Abenteuer, unter welchen sich viele aus der S. retteten, unterhielten bei den Europäern bis in das 19. Jahrh. einen glühenden Haß gegen die nordafrik. Barbaresken. Viele christl. Mächte suchten sich durch Geschenke und jährlichen Tribut Frieden und ungestörte Schiffahrt zu erkaufen, was nur schlecht oder gar nicht gehalten wurde. Auf dem Congresse zu Wien beschloß man die gemeinsame Zügelung der afrik. Raubstaaten, ließ es aber beim Beschluß bewenden. Die vielfachen Vexationen, die Frankreich von Algier erlitt, bewogen endlich die franz. Regierung im Sommer 1830 zur Eroberung dieses Landes. Seitdem hat die Seeräuberei der Barbaresken aufgehört. Auch hob der Bei von Tunis in seinem Gebiete 1842 den Sklavenhandel und 1846 die S. der Schwarzen wie der Weißen auf, während Frankreich in Algier die Negersklaverei bis 1848 beibehielt. In den mohammed. Reichen und Provinzen des Innern Afrikas besteht die größere Masse der Bevölkerung aus schwarzen Sklaven, die jede Arbeit im Hause und auf dem Felde verrichten. Man erlangt diese Sklaven theils durch Krieg, theils durch Handel mit den heidnischen Negerstämmen. Die Zahl der Negersklaven, die jährlich auf die Märkte von Marokko, Tripolis, Aegypten, der Türkei und Arabien gelangen, ist immer noch groß. Die eine Hälfte wird durch den Wüstenhandel, die andere durch arab. Seefahrer bezogen, welche ihre Opfer von

der afrik. Ostküste holen. Außerdem versorgte sich die ägypt. Regierung bis vor nicht langer Zeit durch regelmäßige Sklavenjagden in den nubischen Grenzgebieten mit zahlreichen Negersklaven, welche größtentheils zur Herstellung der regulären Negerregimenter dienten.

In den europ.-christl. Reichen, die sich auf den Trümmern der röm. Weltherrschaft erhoben, hat sich S. und Sklavenhandel trotz des Christenthums länger als ein Jahrtausend erhalten. Nach Tacitus besaßen die alten Germanen Sklaven, welche nur das Land bebauten und gut behandelt wurden. Diese Unfreien mögen Unterjochte und Kriegsgefangene gewesen sein. Tacitus erwähnt aber auch Sklaven, welche ihre Freiheit im Spiele darangesetzt hatten. Diese aus den freien Stammgenossen hervorgegangenen Sklaven wurden in die Fremde verkauft. Erst in der Zeit der Völkerwanderung und seit den Einfällen der Germanen in die röm. Provinzen scheint sich ein zweifacher Stand der Unfreien ausgebildet zu haben. Neben denen, welche das verliehene Land bebauten, traten nun auch besitzlose Sklaven auf, die man im Hause hielt, und mit denen Handel getrieben wurde. Die Anzahl dieser Sklaven wuchs außerordentlich, seit die Kriegszüge gegen die Slawen begannen. In jahrhundertelangen Kämpfen wurden die slaw. Völker, die sich bis an die Elbe ausgebreitet hatten, von den Deutschen unterjocht, ausgerottet und als Sklaven fortgeführt. Man verkaufte diese Gefangenen nach Frankreich, England, Italien, selbst nach Konstantinopel. Wahrscheinlich ist das Wort Sklave eins mit «Slawe». Wie schwunghaft der Menschenhandel von den Deutschen getrieben wurde, zeigt schon, daß das Wort in alle europ. Sprachen (engl. slave, franz. esclave, span. esclavo, ital. schiavo) übergegangen ist. Gewiß war die Stellung der Haussklaven bei den Deutschen, selbst wenn sie Gewerbe trieben, weit ungünstiger als die der unfreien Landbauer. Die besitzlosen Sklaven hatten kein Volksrecht; das Wergeld bei ihnen war sehr gering; sie durften nicht bewaffnet gehen. Erst seit dem 13. Jahrh. beginnt die harte S. zu verschwinden. Der Sklavenhandel verlor sich allmählich, die großen Sklavenmärkte an der Nord- und Ostsee hörten auf, und der bisher ganz als Sache behandelte Knecht erlangte gewisse Schutzrechte. Für alle Unfreien, die unangesessenen wie die angesessenen (glebae adscripti, d. i. Hörige), bildete sich jetzt der mildere Stand der Leibeigenschaft (s. d.) aus. An diesem Fortschritt in der Civilisation hatte die Kirche ebenso großen Antheil als das Interesse und die erwachende Bildung der Großen. In England, wo schon die Römer die S. nach ihrer Art ausgebildet hatten, war bei dem Eindringen der Angelsachsen die brit. Bevölkerung in das Joch der Knechtschaft geschlagen worden. Der größere Theil der Besiegten baute für die Ueberwinder das Land; doch gab es auch Haussklaven, deren Los viel härter war, und die man auch verhandelte. Schon in den ersten Jahrhunderten der normann. Periode verschwand allmählich die S. in der Leibeigenschaft, die ebenfalls und ohne Beihülfe der Gesetzgebung im Anfange des 16. Jahrh. erlosch. Auch in Frankreich bestand neben der harten Leibeigenschaft, in welche die Franken die gallische Bevölkerung versetzten, die eigentliche S. Dieselbe wurde großentheils durch die Kriegsgefangenen unterhalten, welche man den von Spanien her eindringenden Mauren abnahm. Der bedeutendste Sklavenmarkt war zu Lyon; hier trafen sowol die Sklaven slaw. Ursprungs als die in Spanien gefangenen Mauren zusammen. Der erstarkten Königsgewalt gelang es, dem Sklavenwesen Grenzen zu setzen. Doch dauerte die Leibeigenschaft in sehr strengen Formen bis gegen Ende des 18. Jahrh. Italien besaß ebenfalls das Mittelalter hindurch nicht nur Leibeigene, sondern auch wirkliche Sklaven. Die Stadt Rom war der Mittelpunkt des Menschenhandels geblieben, wo die Venetianer Christensklaven kauften und an die Mohammedaner verhandelten. Umgekehrt brachten die Spanier hierher auch mohammed. Sklaven, die sie im Kriege oder durch Seeraub erbeutet hatten. Während gegen Ende des 13. Jahrh. die eigentliche S. und der Sklavenhandel im christl. Europa zu Ende ging, blieb beides auf der Pyrenäischen Halbinsel noch lange im Gebrauch. In dem länger als 700 J. andauernden Kampfe pflegten hier sowol die Christen wie die Mauren ihre Gefangenen zur S. zu verdammen und um so grausamer zu behandeln, als sich beide Theile für Ungläubige hielten. Der Ueberfluß an maurischen Sklaven war bei den Spaniern so groß, daß sie das ganze Mittelalter hindurch die Sklavenmärkte des südl. und westl. Europa versorgen konnten. Noch Anfang des 16. Jahrh. schmachteten in Portugal und Spanien Tausende von Mauren im härtesten Sklavenjoche.

Die Entdeckung von Amerika und die Besitznahme der Westküste von Afrika durch die Portugiesen gaben im Anfange des 16. Jahrh. zur Gründung eines neuen Sklavensystems Anlaß, zur Einführung von Negersklaven in den überseeischen Colonien der Europäer. Keins der Sklavensysteme der frühern Zeit war blutiger und eigennütziger als dieses, welches in der Morgenröthe der modernen Civilisation seinen Anfang nahm und trotz aller Anstrengungen noch gegenwärtig nicht ganz beseitigt ist. Nachdem die Portugiesen gegen 1480 die Küste von Guinea

und die Inseln in Besitz genommen, eröffneten sie mit den Negerstämmen des Innern den Gold- und Menschenhandel. Sie colonisirten die Inseln Fernando-Po, Principe, Annabon, besonders St.-Thomas und verwendeten mit Vortheil in den begründeten Zuckerpflanzungen Negersklaven. Härter noch verfuhren die Spanier in dem zu gleicher Zeit entdeckten Amerika. Zum Betrieb der Bergwerke und der Feldbaucolonien vertheilten sie die Indianer an die Pflanzer und Regierungsbeamten. Die Unterjochten konnten jedoch die harte Arbeit nicht ertragen und starben hin in ganzen Stämmen und Völkern. Man führte deshalb seit 1501 mohammed. Sklaven aus Spanien und seit 1506 von den Portugiesen erkaufte Negersklaven nach Amerika, von denen die letztern sich sehr brauchbar bewiesen. 1511 erlaubte sodann die Handelskammer zu Sevilla die directe Einfuhr der Negersklaven nach den span. Colonien. Einige Jahre später erschien der Priester Las Casas, ein Freund und Apostel der Indianer, am Hofe zu Madrid und forderte aus menschenfreundlicher Absicht, daß die Regierung die Verwendung der Indianer in den Colonien verbieten, dagegen die Einfuhr von Negersklaven betreiben sollte. Anfangs fand man diesen Vorschlag bedenklich. Aber schon 1517 gab Karl V. seinem Günstlinge, dem Marquis de la Bresa, auf acht Jahre das Privilegium zur Negereinfuhr in die Colonien, der dasselbe sogleich an Genueser verkaufte. Noch war die Zeit nicht abgelaufen, als sich die Portugiesen der Negereinfuhr nach Amerika bemächtigten. Seit 1562 schon mischten sich auch, von dem großen Gewinn verlockt, die Engländer, doch mit geringem Erfolg, in diesen Handel. Im Utrechter Frieden von 1713 bedung sich England durch Abschluß des Assiento (s. d.) das Recht aus, auf 30 J. 144000 Negersklaven in die span. Colonien einzuführen. Die Briten begannen seitdem das Geschäft mit allen ihren Mitteln auszubeuten. Frankreich wendete sich unter Ludwig XIII. dem Negerhandel zu und stiftete zu dem Zwecke Niederlassungen an der afrik. Westküste. Spanien, das den Handel immer an Fremde überließ, gab ihn 1784 gänzlich frei. Der Krieg Englands mit seinen nordamerik. Colonien versetzte dessen Negerhandel einen harten Stoß. Dagegen nahm damals der franz. Sklavenhandel einen großen Aufschwung. Die Theilnahme der Holländer war nie bedeutend. Auch die Dänen und Schweden versorgten nur ihre Colonien.

Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erhoben sich Stimmen, die, von den Grausamkeiten empört, welche die Negersklaverei von jeher begleiteten, zur Abschaffung derselben aufforderten. Unter den Negervölkern in Afrika selbst lösten sich alle Bande der Ordnung und der Freundschaft, die auch die roheste menschliche Gesellschaft nicht entbehren kann. Die Quäker in England und Nordamerika waren es zuerst, welche seit 1727 die Abschaffung der Negersklaverei in Anregung brachten. Diese verboten unter sich den Sklavenhandel, entließen 1751 ihre Neger, sorgten für deren Ausbildung und Niederlassung und stifteten 1774 die Pennsylvanische Gesellschaft, die schon 1780 die Freilassung aller seit der nordamerik. Unabhängigkeitserklärung geborenen Negersklaven in Pennsylvanien bewirkte. In England riethen Männer wie Sidmouth, Wellesley seit 1783 im Parlament zur Milderung und Abschaffung der S., trafen aber noch auf heftige Gegner. Durch die Bemühungen Clarkson's, der dem edeln Zwecke Leben und Vermögen opferte, kam 1787 die African-Institution zu Stande, welche die Unterdrückung der Negersklaverei energisch verfolgte. Im Nov. desselben Jahres bestimmte der in Philadelphia tagende Convent für die Entwerfung der neuen (jetzigen) Verfassung, daß die Sklaveneinfuhr mit dem J. 1808 aufhören sollte, welche Bestimmung demnach infolge der Annahme dieser Verfassung später Landesgesetz wurde. Wie nothwendig ein solches Gesetz war, geht aus der Thatsache hervor, daß Südcarolina von 1804—8 allein gegen 50000 Schwarze importirte. Seit 1788 brachte Wilberforce (s. d.), von Pitt, Fox, Smith u. a. unterstützt, die Sklavereiangelegenheit im brit. Parlamente wiederholt zur Verhandlung. Aber erst 1792 faßte das Unterhaus mit geringer Majorität den Beschluß, daß der brit. Sklavenhandel mit dem J. 1795 aufhören solle. Die Maßregel scheiterte indessen, weil sich das Oberhaus widersetzte. In Frankreich erklärte die Nationalversammlung unter dem härtesten Widerstande der Pflanzer durch ein Decret von 1790 die völlige Freiheit der Sklaven in den franz. Colonien und führte durch diesen unvorbereiteten Act die Katastrophe auf San-Domingo (s. Haïti) herbei. Dennoch machte Wilberforce 1796 im Unterhause abermals den Vorschlag, den Negerhandel mit dem 1. März 1798 gänzlich aufzuheben. Der Widerstand war zwar diesmal weniger heftig, allein auch die Freunde der Neger vereinigten sich dahin, die tiefeingreifende Reform bis auf ruhigere Zeit zu verschieben. Die African-Institution schlug jetzt einen neuen Weg ein, indem sie zu Sierra-Leone (s. d.) die erste Niederlassung gründete, welche die Gesittung und Gewöhnung der Neger zu Feldbau und Gewerben bezweckte. Nachdem Fox 1806 die Sklavenfrage nochmals vor das Parlament gebracht, gelang es endlich den von der öffentlichen Meinung unterstützten

Ministern, in der Sitzung von 1807 bei beiden Häusern den Abolition act of slavery durchzusetzen, wonach der brit. Negerhandel mit dem 1. Jan. 1808 aufhören mußte. Seit diesem Siege der Menschlichkeit über Interessen bot nun das brit. Cabinet schon aus Politik alles auf, um auch die übrigen christl. Mächte zur Ausrottung des Negerhandels zu bewegen. Die Freistaaten Südamerikas erklärten schon mit ihrer Losreißung von Spanien die S. überhaupt für aufgehoben. In Frankreich jedoch ließ Bonaparte im Angesichte der Ereignisse auf Haïti die Negersklaverei in den Colonien gesetzlich wieder einführen. Erst mit dem Frieden von 1814 vermochte die brit. Regierung die Mächte zu dem Versprechen eines Zusammenwirkens in der Unterdrückung des Negerhandels zu bewegen. 1815 verboten die Staaten am La-Plata den Negerhandel. In den Vereinigten Staaten passirte der Versuch, den Sklavenhandel mit dem Tode zu bestrafen, 1819 zwar das Repräsentantenhaus, stieß aber im Senat auf Widerspruch und wurde also nicht Gesetz. Infolge von Unterhandlungen, die 1816 zu London mit Oesterreich, Preußen, Rußland und Frankreich stattfanden, entschloß sich letzteres, den Negerhandel aufzugeben und zu den gemeinsamen Maßregeln mitzuwirken. Dänemark hatte diesen Handel schon 1803 verboten und bekräftigte seinen Entschluß im Kieler Frieden von 1814. Schweden schloß 1813 schon mit England einen Vertrag zur Unterdrückung des Negerhandels, dem 1814 die Niederlande im Frieden zu Gent beitraten. Spanien und Portugal mußten 1814 im Frieden zu Wien dem Sklavenhandel nördlich der Linie entsagen. Spanien gab hierauf 1817 gegen die Entschädigung von 400000 Pfd. St. den Sklavenhandel gänzlich auf; Portugal folgte 1823 für die Summe von 300000 Pfd. St. Brasilien behielt 1820 die Sklavenzufuhr für einige Häfen offen und schaffte dann den Handel durch Verträge von 1826 und 1830 ab. Zugleich sollten sämmtliche verbundene Mächte gegenseitig auf des Sklavenhandels verdächtigen Schiffen ein Durchsuchungsrecht üben. Doch Frankreich und die Vereinigten Staaten wiesen die unter Umständen gefährliche Maßregel entschieden zurück. Zu diesen polit. Anstalten gesellten sich noch andere, welche die Colonisirung der afrik. wie der freien Neger aus den Colonien im Auge hatten. Seit 1819 bildete sich in England eine Gesellschaft zur Colonisirung von Negern in Afrika. Der Verein kaufte die Insel Sherbro an der Sierra-Leoneküste und brachte 1820 eine Menge Neger aus den Colonien dahin, die jedoch gegen die Eingeborenen nicht aufkommen konnten. 1821 stifteten die Nordamerikaner auf dem Cap Mesurado eine Colonie von freigelassenen Negern, die 1824 den Namen Liberia (s. d.) annahm. Da der Negerhandel ungeachtet aller Verträge insgeheim von Portugiesen, Spaniern und Franzosen (bis 1830) fortgesetzt wurde, stellte die brit. Regierung, die der Uebereinkunft gemäß die Seepolizei üben sollte, schon seit 1816 an der Küste von Sierra-Leone Kreuzer auf, die auf die Sklavenschiffe Jagd machen mußten. Wie viele Schiffe aber auch ergriffen wurden, fruchtete doch die Maßregel wenig. Die Schiffe konnten nur vor gemischte Commissionen gestellt werden, wodurch die Verurtheilung meist hintertrieben wurde.

Dennoch ließen sich die Briten nicht abschrecken, ihr einmal begonnenes Werk mit Energie und Aufopferung fortzusetzen. Die Sklaven in den brit. Colonien waren seit 1784 unter ein Gesetz gestellt worden, welches unter anderm die grausame Behandlung verbot, die Ermordung der Sklaven mit Todesstrafe belegte und die Züchtigung der Neger einschränkte. Bald hatte man indessen diese Refom vergessen. Buxton (s. d.) lenkte deshalb 1823 die Aufmerksamkeit des Parlaments auf die Lage der Sklaven, und es kamen nun neue Reformen zu Stande. Man sorgte für die Erziehung der Neger, legitimirte ihre Ehen, verbot die Trennung ihrer Familien, gewährte dem Sklaven das Recht des Freikaufs aus dem Nebenverdienst und beschränkte mehrfach die Willkür der Herren. Im März 1824 ließ Canning den Sklavenhandel für Straßenraub erklären. Diese Gesetze wurden nicht nur von den Pflanzern, sondern auch von den viel mehr erwartenden Sklaven übel aufgenommen, und in mehrern Colonien brachen Empörungen aus. Dennoch gab die Regierung 1831 alle brit. Kronsklaven ohne Entgeld frei. Der Zustand der Colonien gestaltete sich hierdurch um so drohender, und die entscheidenden Schritte mußten beschleunigt werden. Die Sklavenemancipation wurde so zur Sache der Nothwendigkeit und der Politik. 1831 kam zuvörderst mit Frankreich ein Vertrag zu Stande, nach welchem sich beide Mächte das Durchsuchungsrecht verdächtiger Schiffe gestatteten. In der Parlamentssitzung von 1833 wagte endlich die brit. Regierung, unterstützt von der öffentlichen Meinung, die letzte Hand an die Beseitigung der S. zu legen. Lord Stanley brachte 14. Mai im Parlament einen Gesetzentwurf ein, der die Emancipation aller brit. Sklaven vom 1. Aug. 1834 an beantragte. Doch sollte jeder Sklave eine Art Lehrzeit bestehen, die für die Haussklaven bis zum 1. Aug. 1838, für die Feldsklaven bis 1840 dauern sollte. Den Pflanzern wurde die enorme Summe

von 20 Mill. Pfd. Sterl. als Entschädigung aus Staatsmitteln bewilligt. Der Kampf für und gegen den Vorschlag versetzte die Nation in die höchste Spannung. Die Bill ging schließlich in beiden Häusern durch und wurde 28. Aug. 1833 vom Könige bestätigt. Die Neger hatten indessen auf völlige Freiheit gehofft, und das Verhältniß zwischen ihnen und ihren Herren ward mit der neuen Einrichtung so schwierig, daß den Sklavenhaltern selbst das Institut der Lehrzeit sehr bald als Misgriff erschien. Am 1. Aug. 1838 erfolgte deshalb die gänzliche Freilassung sämmtlicher Sklaven in den brit. Colonien, die überall in größter Ordnung vor sich ging. Die Zahl der Befreiten belief sich auf 639000, wovon allein 322000 auf Jamaica kamen. Die Emancipation der Sklaven lähmte allerdings die brit. Colonien; allein der Raubbau, den die Plantagenaufseher während der Abwesenheit der Herren (absentism) getrieben hatten, trug mehr zu der nach 1838 eintretenden Krisis und den massenhaften Bankrotten bei als die Emancipation selbst. Die Zuckerproduction nahm im ersten Jahre in Jamaica wie in den übrigen Besitzungen bedeutend ab und würde noch mehr gesunken sein, wenn man die Einfuhr des fremden Sklavenzuckers nach England nicht fast ein Jahrzehnt hindurch verhindert hätte. Allein schon 1840 begann die Production in allen brit. Colonien wieder zu steigen und hat gegenwärtig fast die frühere Höhe erreicht. Die Weigerung der freien Neger, in den Pflanzungen zu arbeiten, lag zum großen Theil nur an dem zu geringen Taglohn, den die Pflanzer boten. Auch zogen die Befreiten gern vor, sich selbst ein kleines Besitzthum zu erstehen. Die moralischen Wirkungen der Emancipation bewiesen sich viel erfreulicher als die materiellen; die freien Neger zeigten sich gesittet und lernbegierig. Man versuchte anfangs, die Masse der Freigelassenen in die Negercolonien auf der afrik. Westküste zu schaffen, wo sie jedoch bei Mangel an Kapital keinen Unterhalt fanden. Um die westind. Pflanzer mit Arbeitern zu versorgen, führte man später Kulis (s. d.) aus Ostindien ein und machte aus den im Sklavenhandel weggenommenen Negern Tagelöhner. Diese mußten jedoch mit den Pflanzern einen harten Contract auf 14 J. schließen, wodurch die S. gewissermaßen wieder eingeführt worden ist.

In Frankreich geschah seit dem Verluste von San-Domingo für die Abschaffung der S. in den Colonien ernstlich nichts und zur Milderung des Loses der Neger sehr wenig. Ein Gesetz vom 21. April 1834 schaffte endlich das alte blutige Gesetzbuch Ludwig's XIV., den «Code noir», ab. Andere Maßregeln, welche die Pflege, die Disciplin, die Arbeitszeit, den Unterricht, die Ehen, den Loskauf u. s. w. der Sklaven regelten, milderten zwar die Lage derselben, konnten aber das Institut der S. nicht erschüttern. Namentlich hintertrieb die Aussicht auf eine Entschädigungssumme von 12 Mill. Frs. an die Pflanzer wiederholt die Abschaffung der S. Erst in der Revolution von 1848 wurden plötzlich die Sklaven in allen franz. Colonien für frei erklärt und ihnen die vollen Rechte der Weißen gegeben. Die Zahl der Befreiten betrug etwa 250—300000 Köpfe. Die Pflanzer geriethen durch diese unvorbereitete Veränderung in die höchste Noth, da die befreiten Neger anfangs selbst um den höchsten Lohn nicht arbeiten wollten. Production und Handel geriethen in größten Verfall. Die Zuckerernten in Westindien erreichten kaum ein Viertel der frühern; viele Pflanzer verarmten und sahen sich von den zügellos herumschweifenden Negern bedroht. Erst allmählich, besonders seit 1850 gelang es, die Ordnung und damit eine freie Arbeitsthätigkeit herzustellen. Ein im Mai 1854 publicirter Senatsbeschluß sprach den Grundsatz aus, daß die S. in den franz. Colonien nie wiederhergestellt werden kann.

Am verhängnißvollsten gestaltete sich die Sklavenfrage für die Vereinigten Staaten von Amerika. Das Institut der S. war den brit.-nordamerik. Colonien vom Mutterland anfangs gegen den Protest der Colonisten aufgedrungen worden, befestigte sich aber allmählich unter dem Einflusse polit. und ökonomischer Verhältnisse. Seit der Unabhängigkeit der Union schafften die nördl. Staaten, deren wirthschaftliche Verhältnisse die freie Arbeit begünstigten, die S. nach und nach ab oder nahmen sie gar nicht auf. Dagegen erstarkte dieselbe in den Südstaaten um so mehr durch den Baumwoll-, Reis-, Zucker- und Tabacksbau, welcher vornehmlich nur durch Sklavenarbeit erfolgreich betrieben werden konnte. Die Zahl der Sklavenbevölkerung in den Südstaaten, welche 1790 nur 697897 Köpfe betrug, war 1860 bis auf 3,949557 Köpfe gewachsen. Der Gegensatz zwischen der freien Arbeit des Nordens und der Sklavenarbeit des Südens, welche sich beide auszudehnen und einander Boden abzugewinnen suchten, nahm bald eine polit. Färbung an und gestaltete sich zu einem immer heftiger werdenden Kampfe um die Suprematie in der Union. Während der Norden die S. in ihre bisherigen Grenzen einschränken wollte, strebte der Süden, dieselbe zu nationalisiren und neue Gebiete für dieselbe zu erwerben. Man sah von beiden Seiten, daß zwischen beiden Systemen ein unversöhnlicher Widerspruch (irrepressible conflict) bestehe, welcher zuletzt nur damit enden könne, daß die gesammte Union entweder unter

die Herrschaft der S. oder der freien Arbeit gebracht werde. Namentlich entbrannte der Hader stets mit drohender Heftigkeit, wenn der Eintritt eines neuen Gebiets als selbständiger Staat in die Union stattfinden sollte, indem es sich hierbei um die den Unionsgewalten zustehende Entscheidung handelte, ob dem neuen Staate die Erlaubniß zum Sklavenhalten zu geben sei. Schon 1820, bei Eintritt des Missourigebiets in die Staatenreihen, kam unter den heftigsten Reibungen das sog. Missouricompromiß zu Stande, wonach in den Gebieten nördlich vom 36.° die S. für immer ausgeschlossen sein sollte. Gegen diese Bestimmung ward bei der Aufnahme von Texas 1847 das sog. Wilmot-Proviso aufgestellt, welches überhaupt die Zulassung der S. bei neuen Staatenbildungen verbieten wollte. Der Senat verwarf dieses Proviso, aber dasselbe blieb fortan das Stichwort der sog. Freesoil-(Freiboden-)Partei. Als Californien 1850, während es seinen Eintritt in die Union betrieb, die S. von seinen Grenzen ausschloß, entbrannte der Streit aufs neue. Der Congreß nahm endlich zwar den neuen Staat auf, erließ jedoch dagegen im Interesse der Sklavenstaaten das berüchtigte Fugitive slave-law, wonach flüchtige Sklaven im gesammten Gebiete der Union auf Verlangen ihrer Herren durch Bundesbeamte ausgeliefert werden sollten. Viele nördl. Staaten bestritten die Constitutionalität dieses Auslieferungsgesetzes und erließen für sich sog. Personal liberty-laws, welche die Auslieferung flüchtiger Sklaven verboten. Als endlich 1854 die Territorien Nebraska und Kansas organisirt werden sollten, welche größtentheils nördlich vom 36. Breitengrade liegen, setzte die Sklavenhalterpartei (unter Führung des Senators Douglas) die sog. Kansas-Nebraska-Acte durch, welche das Missouricompromiß aufhob und den Ansiedlern aller neuen Territorien freistellte, ob sie S. einführen wollten oder nicht (Squatter-sovereignty). Mehrjährige blutige Kämpfe der Sklavenhalter und Freibodenleute um den Besitz von Kansas waren die Folgen davon. Doch trat Kansas endlich (1861) als Freistaat ein. Diese Kansas-Nebraska-Acte war die nächste Veranlassung zur Gründung der sog. Republikanischen Partei, welche den Ausschluß der S. aus allen Territorien und Einschränkung derselben auf ihre bisherigen Grenzen als Grundsatz ihrer Nationalpolitik aufstellte. Der endliche Sieg dieser Freibodenpartei in der Präsidentenwahl von 1860 durch die Wahl Lincoln's führte zum offenen Aufstande von elf südl. Sklavenstaaten, welche ihre Lostrennung von der Union (Secession) und Gründung einer selbständigen Republik auf der Basis der Negersklaverei proclamirten. In dem darauffolgenden vierjährigen Bürgerkriege zauderte die republikanische Bundesregierung lange Zeit, die Existenz der S. selbst anzugreifen. Sie kämpfte anfangs nur für territoriale Wiederherstellung der ganzen Union, unbeschadet der Rechte der Sklavenhalter innerhalb der secedirten Staaten. Aber bald sah sie sich durch die Kriegsnothwendigkeit gezwungen weiter zu gehen. Zuerst erklärte sie alle Negersklaven, welche von den Secessionisten entfliehen und Schutz suchend zur Bundesarmee kommen würden, für «Kriegs-Contrebande», confiscirte sie als solche, ließ sie frei und benutzte sie als Arbeiter. Sodann hob man das Fugitive slave-law auf. Später bewaffnete man solche Negerflüchtlinge und reihte sie in die Bundesarmee ein. Endlich erließ Präsident Lincoln 1. Jan. 1863 seine berühmte Emancipations-Proclamation, durch welche er sämmtliche Sklaven in allen insurgirten Staaten für frei erklärte. Doch war diese Proclamation zunächst nur eine Kriegsmaßregel und vernichtete als solche noch nicht das permanente Bestehen der S., bezog sich auch nur auf denjenigen Theil des Sklavereigebiets, welcher sich in offenem Aufstande befand. Darum erließ der Congreß 31. Jan. 1864 ein Amendement zur Constitution der Vereinigten Staaten, welches die S. in der ganzen Republik für immer aufhob, und welches nach erfolgter Ratification durch das Volk dem Grundgesetze der Republik einverleibt wurde. Die 1865 erfolgte vollständige Niederlage der Secession brachte diese Decrete im ganzen Lande zur thatsächlichen Geltung und machte die Republik endlich zu einem wirklichen Freistaate. Seitdem ließ es sich der Congreß angelegen sein, die nominelle Emancipation durch wirksame Gesetze praktisch zu vervollständigen und ihr einen vollen Inhalt zu geben. Es geschah dies zunächst durch die Freedmen's-Bureau-Bill, welche die Freigelassenen und ihre neuerworbenen Rechte unter den speciellen Schutz von Bundesbeamten stellt; ferner durch die Civil-Rights-Bill, welche die Freigelassenen zu Bürgern der Vereinigten Staaten macht und ihnen alle bürgerlichen Rechte ertheilt; sodann durch die Reconstructions-Bill, welche allen Negern in den ehemaligen rebellischen Staaten auch alle polit. Rechte (Stimmrecht und Wählbarkeit) garantirt. Diese Ausführungsgesetze zur Emancipation stießen aber auf heftigen Widerstand von seiten des Präsidenten Johnson, der mit Hülfe der sog. demokratischen Partei deren Vollzug zu vereiteln und die Emancipation auf eine blos nominelle zurückzuführen suchte. Der Kampf schwebte noch zu Anfang 1868, und es war ungewiß, ob die Politik des Präsidenten oder die progressive des Congresses den Sieg davontragen würde.

Die Aufhebung der S. in den Vereinigten Staaten hat auch für alle andern Länder Amerikas, wo S. noch besteht, wichtige Folgen gehabt. Brasilien verbot die Sklaveneinfuhr, und die kaiserl. Regierung ließ alle Staatssklaven frei. In der brasilian. Kammer wurden Gesetzvorschläge für eine allgemeine Emancipation der Sklaven gemacht, obwol vorderhand vergebens. Doch nahm die Agitation für diese Maßregel immer mehr zu. Auch förderte der Krieg Brasiliens mit der Republik Paraguay diese Reform, da sehr viele Negersklaven freigelassen wurden, unter der Bedingung, in die Armee einzutreten. Dänemark, Schweden und die Niederlande haben die S. auf ihren westind. Colonien in neuerer Zeit gänzlich abgeschafft. Nur auf der span. Insel Cuba hat die S. noch immer einen starken Halt. Die Insel zählte 1861 603046 Sklaven und freie Farbige. Obwol die Sklaveneinfuhr aus Afrika durch Verträge der span. Regierung mit andern Mächten längst verboten war, so wurde dieselbe doch in sehr starkem Maße fortgesetzt, so lange die Kreuzer der Vereinigten Staaten nicht ernstlich geneigt waren, den cubanischen Sklavenschiffen Hindernisse in den Weg zu legen. Denn Cuba war für die nordamerik. Sklavenhalter ein bequemes Zwischendepot, von wo aus sie neue Menschenwaare einschmuggeln konnten. Die Emancipation in den Vereinigten Staaten machte diesem Verhältnisse ein Ende, wodurch der cubanische Sklavenmarkt einen empfindlichen Stoß erlitt. In Spanien selbst bildete sich inzwischen eine starke Emancipationspartei, welche eifrig auf Abschaffung der S. in allen span. Besitzungen hinarbeitete. Auch die cubanischen Sklavenhalter selbst zeigten sich nicht abgeneigt, dem Beispiel aller übrigen civilisirten Länder zu folgen, zumal sie voraussahen, daß ihr barbarisches Institut ohnehin bald der Nothwendigkeit würde weichen müssen. Sie begannen daher auch bereits asiat. Kulis als Lohnarbeiter einzuführen, wodurch freilich der Wechsel wesentlich nur ein nomineller sein würde. Infolge der Ereignisse in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Brasilien hat der überseeische Sklavenhandel fast ganz aufgehört, da der Hauptexport der Sklaven aus Afrika nach Amerika ging. Nur mohammed. Händler Ostafrikas führen jährlich noch ungefähr 50000 nach asiat. Ländern. Vgl. Clarkson, «Essay on slavery and commerce of human species» (Lond. 1786); Buxton, «Der afrik. Sklavenhandel und seine Abhülfe» (deutsch von Julius, Lpz. 1841); Hüne, «Darstellung aller Veränderungen des Negerhandels» (Gött. 1820); Kapp, «Geschichte der S. in den Vereinigten Staaten» (Hamb. 1861).

Skoda (Joseph), der Begründer der neuen deutschen diagnostischen Schule in der Medicin, geb. 10. Dec. 1805 zu Pilsen in Böhmen, Sohn eines Schlossers, besuchte die Schule, das Gymnasium und den sog. philosophischen Cursus zu Pilsen und studirte dann seit Herbst 1825 Medicin zu Wien, wo er auch 1831 zum Doctor promovirt wurde. Darauf übernahm er die Stelle eines Cholerabezirksarztes in Böhmen und ward 1833 Secundärarzt am Allgemeinen Krankenhause zu Wien, wo er durch Joseph Heine und Gutbrod den Gebrauch des Stethoskops erlernte und in stetem wissenschaftlichen Verkehr mit Rokitansky und Kolletschka die pathol. Anatomie und die Anwendung der Percussion und Auscultation auf Erkenntniß der pathol.-anatom. Zustände studirte. Seit 1835 begann er über diese Fächer praktische Uebungen (sog. Curse) am Krankenbette zu ertheilen, welche zuerst von Fremden, bald aber auch von Oesterreichern (zuvörderst von Jaksch, Oppolzer, Hamernik, Dittrich) besucht wurden. Im März 1840 erhielt er die Stelle als ordinirender Arzt auf der neugeschaffenen Abtheilung für Brustkranke, wurde 1841 Primararzt und 1846 Professor der Klinik, 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. S.'s Bedeutung in der Medicin ist eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Hinsicht stellte er bei seinen Untersuchungen (zunächst über Brustkrankheiten) das Princip an die Spitze, daß die am Kranken beobachteten (physikalischen) Zeichen zunächst nur bestimmte physik. Zustände in dessen Organismus anzeigen und erkennbar machen, worauf es dann Sache des rationellen Arztes sei, besonders mit Hülfe der pathol.-anatom. Erfahrungen, durch Schlußfolgerungen (und oft mit Hülfe einer anatomisch ausgebildeten Phantasie) die wirklich vorhandenen innern Krankheiten zu errathen. In der Durchführung dieses Grundsatzes trat S.'s «Abhandlung über Auscultation und Percussion» (Wien 1839; 6. Aufl. 1864) den bis dahin allgemein und auch in Deutschland geltenden Lehren der franz. diagnostischen Schule (von Laennec, Corvisart, Piorry u. s. w.) entgegen, von welcher die physik., am Kranken ermittelten Symptome sofort als Zeichen eines bestimmten Krankheitsprocesses gedeutet werden. Trotz des noch heute in England und Frankreich von einzelnen erhobenen Widerspruchs haben S.'s Lehren und die dadurch (mit Hülfe seiner reichen Erfahrungen am Krankenbette) in vielen Einzelnheiten der Diagnostik herbeigeführten Verbesserungen allenthalben Eingang gefunden. Unverkennbar ist auch, daß mehrere Schüler S.'s dasselbe Princip (und dieselbe Technik) auch auf andere, von

ihm nicht bebaute Gebiete der praktischen Medicin verpflanzt haben, und daß es wesentlich die S.'sche Schule ist, welche dahin strebt, der Medicin einen Rang unter den exacten Naturwissenschaften zu erringen. Die praktische Bedeutung S.'s liegt darin, daß die Mehrzahl der vorragenden jüngern deutschen Aerzte bei ihm oder bei seinen Schülern sich in der Auscultation und Percussion eingeübt haben und dabei, außer einer den franz.-engl. Leistungen gegenüber weit vollendetern Technik des diagnostischen Verfahrens, auch seine Schärfe in Beurtheilung pathol. Zustände und seinen Radicalismus in Verwerfung der meisten bisher üblichen Behandlungsmethoden sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick angeeignet haben.

Skolien (griech. Skolion, Plur. Skolia, wörtlich wol «Zickzacklied», d. h. ein in herüber- und hinüberspringender Reihenfolge vorgetragenes Lied) hießen bei den Griechen kurze, meist nur aus Einer Strophe bestehende Lieder mannichfachen Inhalts, welche beim Trinkgelage nach der Mahlzeit von den Anwesenden zur Cither gesungen wurden; der Singende hielt dabei gewöhnlich einen Myrtenzweig, den er dann irgendeinem andern der Anwesenden übergab als Zeichen, daß die Reihe des Singens an diesem sei. Als Erfinder der S. wird Terpander von Lesbos genannt, d. h. er hat dem ursprünglich rein volksmäßigen Trink- oder Tischliede eine bestimmte musikalische und poetische Kunstform gegeben. Nach ihm haben viele namhafte Dichter solche Lieder verfaßt, von denen gewiß manche echt volksthümlich geworden sind. Nicht wenige S. bezogen sich auf histor. Ereignisse, wie das bekannte, in mehrern abweichenden Versionen uns erhaltene auf Harmodios und Aristogeiton, die Mörder des Pisistratiden Hipparch, andere waren religiösen, andere erotischen, die Mehrzahl aber gnomischen Inhalts. Die erhaltenen Stücke sind gesammelt von Ilgen, «Scolia sive carmina convivalia Graecorum» (Jena 1798), in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum» (Gött. 1839) und in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (Bd. 2, Lpz. 1853). Vgl. auch Zell, «Ueber die Volkslieder der alten Griechen», in seinen «Ferienschriften» (erste Sammlung; Freiburg i. Br. 1826).

Skopas, ein berühmter griech. Bildhauer, war von der Insel Paros gebürtig, wahrscheinlich ein Sohn des nicht unbedeutenden Erzbildners Aristandros. Zuerst finden wir den jungen Künstler im Peloponnes thätig, wo er theils durch eine Anzahl statuarischer Werke, theils durch die Leitung des Baues des Tempels der Athene Alea in Tegea in Arkadien, eines der bedeutendsten Heiligthümer der ganzen Halbinsel, seinen Ruhm begründete. Etwa 380 v. Chr. siedelte er dann nach Athen über, wo er gegen 30 J. lang eine bedeutende Thätigkeit hauptsächlich als Bildner von Marmorstatuen jugendlicher Gottheiten entfaltete und den Stil der jüngern attischen Bildnerschule ausprägte, welche mit anmuthiger Schönheit und einer gewissen Vorliebe für das Sinnlich-Reizende die höchste Lebendigkeit und Beweglichkeit und eine große Kunst der Darstellung der äußern Erscheinungen der Seelenbewegungen, von leiser Wehmuth und zartem Liebesverlangen bis zum tiefsten Schmerz und schwärmerischer Begeisterung verbindet. Bereits in höherm Alter wurde S. mit einigen jüngern Kunstgenossen von der Artemisia, der Witwe des karischen Dynasten Mausollos nach Halikarnaß berufen, um den bildnerischen Schmuck des berühmten Mausoleum (s. d.) auszuführen. S. arbeitete dabei die Sculpturen der Ostseite, die noch in ihren geringen Ueberresten als die bedeutendsten des ganzen gewaltigen Werks zu erkennen sind, fand aber dabei auch noch Zeit, für verschiedene Städte Kleinasiens statuarische Werke, zum Theil von bedeutendem Umfang (wie z. B. eine sehr figurenreiche, berühmte Gruppe von Meergottheiten) anzufertigen. Ob er damals etwa auch die bekannte Niobegruppe (s. Niobe) für einen kleinasiat. Apollotempel gearbeitet hat, ist, da schon die alten Kunstrichter in Beziehung auf die Urheberschaft dieses Werks zwischen S. und Praxiteles (s. d.) schwankten, jetzt nicht zu entscheiden. Vgl. Urlichs, «S.' Leben und Werke» (Greifsw. 1863).

Skorbut oder Scharbock wird als eine, von einer Störung der Blutmischung abhängige Ernährungskrankheit, namentlich der Haargefäßwandungen betrachtet. Die Krankheit kommt vor bei Seeleuten (Seeskorbut), aber auch bei Landbewohnern (Landskorbut) und beginnt mit großer Schwäche und Müdigkeit, namentlich großer Schwere der Beine, tiefgedrückter Stimmung und großer Verzagtheit. Das Gesicht des Kranken verliert seine frische Farbe, wird bleich und schmuzig, die Lippen bläulich, die Augen sinken ein und bekommen blaue Ränder. Nach einigen Tagen oder Wochen schwillt das Zahnfleisch in der Umgebung der Zähne an, wird bläulich und blutet außerordentlich leicht, selbst bei den geringsten Verletzungen (beim Kauen). Aehnliche Blutergüsse treten dann auf in der Haut der Beine und an Stellen, welche von mechan. Einflüssen getroffen werden; so in den Kniekehlen; bei solchen, welche vorzugsweise mit dem rechten Arm arbeiten, in diesem; bei Wäscherinnen in beiden Armen; an Stellen, wo die Kleidung auf-

sitzt (am Strumpfband). Die Flecken haben eine verschiedene Größe, sind anfa
und werden später blau, grün, gelb. Auch in den tiefer gelegenen Geweben
u. s. w.) erfolgen ähnliche Blutergüsse. Endlich kommen dazu Wassersuchte
Herzbeutels und der Brusthöhle. Die Krankheit dauert meist sehr lange. Ein
ein infolge der Wassersuchten, meist aber endet die Krankheit, wenn überhau
dem Tod durch Erschöpfung. Die Krankheit entwickelt sich auf langen Seer
toffeln, Gemüse und frisches Fleisch fehlen und die Mannschaft ausschließlich
gepökeltem Fleisch lebt, namentlich aber bei großer, vorzugsweise feuchter K
auch bei Windstille unter der Linie aufgetreten. Auf dem Lande zeigt sie sich b
Individuen, die fast nur von Gemüse und Kartoffeln leben, oder die sich in k
Kellerwohnungen aufhalten. Auch entsteht die Krankheit ohne bekannte Urs
Strafanstalten u. s. w. Werden die Kranken den schädlichen Einflüssen entzo
sich meist sehr schnell wohl, wenn auch die wirkliche Genesung nur äußerst lang
Abkürzung der Seereisen sowie die bessere Verproviantirung der Schiffe ha
neuern Zeit wesentlich gemindert. Bei Ausbruch der Krankheit ist, außer der
angepaßten ärztlichen Behandlung, für größte Reinlichkeit, warme Kleidung, fri
und reichliche Kost (frisches Fleisch, frisches Gemüse und Salat, gutes B
wein mit Wasser, Wein) zu sorgen. Die frisch ausgepreßten Säfte von Bru
Senf, Rettich, Meerrettich, Löffelkraut leisten die ausgezeichnetsten Dienste.
Genuß von säuerlichen Früchten und deren Säften (Citronen, Apfelsinen, Ki
beeren, Aepfel) von großem Vortheil.

Skorpione bilden eine Familie der Spinnenthiere oder Arachniden und z
den sechsgliederigen, in seiner ganzen Breite der Kopfbrust angewachsenen
langen, aus sechs knotig angeschwollenen Gliedern bestehenden Schwanz, dess
Giftstachel trägt, und durch die beiden gewaltig großen, scherenförmigen Kiefer
Krebsscheeren gleichen, aber den beweglichen Daumen auf der Außenseite tr
Körper ist mit hornigen Halbringen umgeben, deren obere und untere Hälfte
Hautfalte verbunden ist. An der Unterseite des Hinterleibes stehen am breiten
kammförmige bewegliche Anhänge, die sich auf die Fortpflanzung zu beziehen s
Zähne bei den verschiedenen Gattungen an Anzahl abändern. An den nächstfolg
ringen zeigen sich jederseits vier Löcher, durch welche die Luft in die vier Lu
Die S. leben in warmen und heißen Ländern und nur an feuchten, dunkeln Orte
zerfallenem Holze und Erdlöchern und kommen nur des Nachts hervor, um Inse
nachzustellen, welche sie durch schnellen Lauf überraschen, mit den Scheeren er
einen Schlag des nach vorn über den Rücken erhobenen Schwanzes tödten, an
hornige Giftblase und ein harter, giftiger Stachel sich befindet, welcher dur
Seitenöffnung das Gift ergießt. Bei der Schnelligkeit des Stichs, da nur ei
Schwanze erfolgt, kann blos eine sehr geringe Menge Gift ausfließen, und d
heißen Ländern, besonders in Arabien und Indien, S., deren Stich dem Me
bar tödlich wird. Durch wiederholtes Stechen erschöpfen die S. das Gift u
einen Tag, um es wieder zu ersetzen. Wo S. ihre eigentliche Heimat haben, d
lich zahlreich und dringen auch in die Wohnhäuser ein, besonders wenn sie von
Im Wasser sterben die S. wegen Mangel an Luft nach wenigen Minuten.
ist groß. Mit Genauigkeit kennt man bereits an 80 Arten dieser Familie, w
verschiedener Größe ein so gleichförmiges Ansehen besitzen, daß ihre Unterscheid
Untersuchung erfordert. Nach der Zahl der Augen und einigen andern geringf
hat man sie in mehrere Gattungen gesondert. Die eigentliche Gattung Skorp
hält die Arten mit sechs Augen, breiten, platten Tasterscheren und dünnem, sch
Dahin gehört der **europäische Skorpion** (S. Europaeus), die einzige Art
Norden vordringt, denn er bewohnt ganz Südeuropa und geht nordwärts b
Thäler Tirols und Krains. Er gehört zu den kleinsten, ist nur 1—1½ Zoll l
braun, unterseits und an den Tasterscheren und an der Giftblase gelb. S
hat man oft sehr übertrieben; denn sein Stich soll nicht mehr schmerzen als ei
selbst Kindern keine Gefahr bringen. Dagegen erreichen die südafrik. und süd
verschiedenen Gattungen (Buthus, Androctonus, Centrurus) angehören, of
liche Größe, zuweilen ½ F. Länge und werden als höchst giftig sehr gefürcht
galt als Symbol des Typhon, des bösen Genius der ägypt. Mythologie,

schnittenen Steinen steht ihm Anubis in beschwörender Stellung gegenüber. — Bei den Alten führte auch eine Kriegsmaschine den Namen Skorpion, mit welcher man kleine, sehr fein zugespitzte Pfeile schleuderte, welche tödliche Wunden beibrachten; später nannte man diese Maschinen Handballisten. — In der Astronomie ist der Skorpion das achte Zeichen des Thierkreises.

Skrofulose bezeichnet den krankhaften Zustand, bei welchem die Anlage für eine Reihe von Ernährungsstörungen, namentlich der Lymphdrüsen, dann aber auch der äußern Haut, der Schleimhäute, der Gelenke, Knochen und Sinnesorgane vorhanden ist. Diese Ernährungsstörungen kommen auch sonst häufig vor. Man bezeichnet sie aber als skrofulös, wenn sie mit Entzündung der Lymphdrüsen auftreten, einen sehr chronischen, hartnäckigen Verlauf haben und wiederholt auf sehr geringfügige, leicht zu übersehende Veranlassung auftreten. Den Verdacht der S. erwecken Individuen, welche neben einem blassen Aussehen (Blutarmuth) dennoch nicht arm an Fett sind, namentlich an gewissen Körperstellen (Oberlippe, Nase) Fettanhäufungen darbieten (wulstige Lippen, kolbige Nase). Außerdem sind neben den Drüsenanschwellungen noch der aufgetriebene Leib und das schlaffe, schwammige Fleisch charakteristisch (torpide Form). Andererseits bieten die Skrofulösen oft mehr das Ansehen von Blutarmen oder Tuberkulösen dar (erethische Form). Die Drüsenerkrankung ist entweder entzündlicher Art, wobei sie vereitern und sehr schmerzhaft sind, oder sie stellen schmerzlose Geschwülste dar. Von den Hautausschlägen kommen (namentlich am Kopfe und Gesichte) die nässende Flechte und der Grind (Eczema und Impetigo) vor. Die Schleimhäute werden häufig von den Hautausschlägen in Mitleidenschaft gezogen (Schnupfen, Ohrenfluß) oder erkranken, wie die der Lungen und des Darms, katarrhalisch. Die Gelenkentzündungen treten entweder als Gelenkwassersucht oder als schleichende Entzündung der Gelenkbänder (weiße Gelenkgeschwulst) auf, und die Knochenentzündungen, welche von der Knochenhaut ausgehen, führen häufig zur Zerstörung des Knochens, so namentlich in der Nase, im Gehörgang. Die Entzündungen der Augen befallen den Lidrand sowol als die Bindehaut und auch die Hornhaut, woselbst sie häufig zu Trübungen führen. Die S. tritt meist im Kindesalter auf und verliert sich meist zur Zeit der Geschlechtsreife mehr oder minder vollständig; seltener tritt sie später wieder oder überhaupt erst nach diesem Zeitpunkt ein. Sie ist angeboren oder erworben. Die angeborne S. findet sich namentlich bei Kindern skrofulöser Aeltern; ferner bei solchen Kindern, deren Aeltern während der Zeugung oder Schwangerschaft an Tuberkulose, Krebs, tertiärer Syphilis oder einem andern Siechthum litten oder bereits bejahrt oder nahe verwandt waren. Doch werden nicht die Kinder aller solcher Aeltern skrofulös, während dagegen Kinder sich skrofulös zeigen, bei deren Aeltern keiner der angeführten Umstände vorhanden ist. Von Haus aus gesunde Kinder können skrofulös werden infolge schlechter Ernährung, bei mangelhafter Bewegung und der Entbehrung frischer Luft. Daher sind aufgefütterte, mit schwerverdaulichen und schlechtnährenden Nahrungsmitteln (Kartoffeln, Erbsen, viel Brot) versehene Kinder häufig skrofulös sowie die in Findel- und Waisenhäusern, Pensionen, Fabriken u. s. w. aufwachsenden. Hier mögen diese verschiedenen Momente oft gleichzeitig die S. bedingen. Auch bei Erwachsenen kann sich die S. unter denselben Einflüssen entwickeln. Ein Theil der Behandlung der S. ergibt sich von selbst. Skrofulöse Kinder müssen eine vorzugsweise aus Milch, Fleisch u. dgl. bestehende Nahrung erhalten, viel Zeit im Freien, wenig in überfüllten Zimmern (Schulstuben) zubringen. Der bei S. so beliebte Leberthran empfiehlt sich blos bei der erethischen Form, während ihn die fetten Skrofulösen meist ohne allen Erfolg nehmen. Der Eichelkaffee und Walnußblütenthee, welche beide gleichfalls oft verwendet werden, sollen nur bei chronischem Darmkatarrh getrunken werden. In hohem Ruf stehen der Gebrauch der Solbäder, die Kaltwassercuren sowie die Anwendung iodhaltiger Mineralwässer (Adelheidsquelle, Krankenheil u. a.). Tiefere Leiden bedürfen der ärztlichen Behandlung.

Skrzynecki (Jan Boncza), Oberfeldherr der Polen während der Revolution von 1831, geb. 18. Febr. 1786 in Galizien aus einer ursprünglich böhm. Familie, studirte auf der Hochschule zu Lemberg namentlich Mathematik und diente seit 1806 unter Napoleon's Fahnen. Nach der Rückkehr nach Polen erhielt er als Oberst den Befehl über ein Infanterieregiment. Beim Ausbruch der Revolution vom 29. Nov. 1830 folgte S. zuerst dem Großfürsten Konstantin, kehrte aber, als dieser mit den Truppen abzog, 3. Dec. nach Warschau zurück, um der Sache der Nation beizutreten. Von dem Generalissimus Radziwill zum Brigadegeneral erhoben, bildete er mit acht Bataillonen in Warschau das Centrum der poln. Schlachtlinie gegen das russ. Corps Rosen, vor dem er sich endlich geschickt zurückzog. In der Schlacht bei Grochow nahm er an der Spitze seiner Division das Erlenwäldchen, welches beinahe die ganze russ. Ar-

tillerie besetzt hielt. Als Radziwill das Obercommando niederlegen mußte, wurde S. 26. Febr. 1831 vom Reichstage zum Oberfeldherrn ernannt. Er setzte die Armee eigentlich erst auf den Kriegsfuß, obschon er an entscheidende Bewegungen nicht dachte und die Russen nur so lange aufhalten wollte, bis die Diplomatie eine Intervention der auswärtigen Mächte herbeiführen würde. Am 12. März versuchte er mit dem russ. Feldmarschall einen Briefwechsel zu eröffnen, was namentlich in Paris und London übel aufgenommen ward. Endlich ließ sich S. bewegen, Ende März die Heeresabtheilung des Generals Geismar bei Wawre und das Hauptcorps des Generals Rosen bei Dembe anzugreifen. Er schlug sie beide, weigerte sich aber, den Sieg zu verfolgen. Erst als die Russen sich zu vereinigen strebten, beschloß er Sielce zu nehmen und die Corps von Rosen und Pahlen II. zu vernichten. Am 8. April kam es bei Iganie zum Treffen, wo 8000 Polen eine dreifache Uebermacht schlugen. Sofort fing er wieder an zu zögern, bis ihn das Misgeschick Dwernicki's und die Aufforderung der Regierung nöthigten, die längs der Narew stehenden russ. Garden anzugreifen. Es gelang ihm 15. Mai, die Garden mit großer Uebermacht zu erreichen; doch griff er nicht an, sondern zog sich zurück. Eine Folge davon war der unglückliche Ausgang des Kampfes vor Ostrolenka 26. Mai, der ihn nöthigte, mit der Armee nach Warschau umzukehren. Um die Macht des patriotischen Clubs zu beschränken, betrieb er hier eine Reform der Regierung. Darüber versäumte er wieder, nach Diebitsch's Tode die durch Cholera und Verluste geschwächten Russen anzugreifen. Als nun Paskewitsch die Weichsel überschritten, forderte die öffentliche Meinung Rechenschaft über S.'s Zaudern, den man des Aristokratismus beschuldigte. Der Reichstag schickte 10. Aug. eine Untersuchungscommission in das Lager vor Bomilow ab, an deren Spitze Fürst Czartoryiski stand. S. gab sofort den Oberbefehl in die Hände des Reichstags zurück, und an seiner Stelle wurde Dembinski (s. d.) erwählt, der S. mit besonderer Verehrung ergeben war. Seitdem hielt er sich bei dem Partisancorps des Generals Rozycki auf und trat 22. Sept. mit diesem auf das Gebiet des Freistaats Krakau, von wo er nach Galizien sich begab. Später lebte er in Prag, bis er nach Belgien ging, wo er den Oberbefehl über das Heer übernahm, aber infolge der Reclamationen Rußlands, Oesterreichs und Preußens 1839 als Divisionsgeneral zur Disposition gestellt werden mußte. Seitdem lebte er fast 20 J. zurückgezogen in Brüssel, bis ihm die österr. Regierung die Erlaubniß gewährte, sich in Krakau niederzulassen. Hier starb er 12. Jan. 1860.

Skutari (slaw. Skadar, türk. Ischkodra oder Uschkodra), das Scodra der Alten, die Hauptstadt eines Liwa im türk. Ejalet Rumelien, oder von Nordalbanien, liegt 3 M. vom Adriatischen Meere, am Ausflusse der Bojana aus dem fischreichen, die Gewässer von Montenegro sammelnden, 5½ M. langen und 1½ M. breiten See von S., am Kreuzungspunkt dreier Verkehrsstraßen, in einer reizenden, fruchtbaren Ebene. Die Stadt hat 13 Stadttheile, eigentlich selbständige Ortschaften, im Umfange von ⁵⁄₄ M. Der westl. Theil ist sehr schlecht gebaut und schmuzig, der östliche regelmäßiger. Die Häuser haben große Gärten und Galerien und sind nebst ihren Höfen durch hohe Thormauern von den Straßen geschieden. Von den 13 großen Plätzen ist keiner schön zu nennen. Zwischen der Bojana und der sich mit ihr verbindenden Drinasa oder Kiri steht die Citadelle Hendek auf einem 350 F. hohen Berge. S. ist der Sitz eines türk. Mutesarif oder Gouverneurs und eines griech. Bischofs und zählt 23000 E., welche Waffenfabriken und Wollmanufacturen unterhalten, Schiffe bauen, eine eigene Handelsmarine von 50—60 Schiffen besitzen und bedeutenden Handel treiben. Im J. 1866 liefen 729 Schiffe von 92017 Tonnen aus und ein (im Vorjahr 850 Schiffe von 94534 Tonnen). Die Ausfuhr belief sich auf 793753, die Einfuhr auf 2,479538 Fl., und von ersterer entfielen 504476, von letzterer 1,861500 Fl. allein auf Oesterreich. Ausgeführt werden Wolle, Seide, Oel, Bau-, Brenn- und Färbeholz, Mais, Weizen, Leinsamen, Blutegel, Hasen-, Lämmer- und andere Felle, Leder, gesalzene Fische (Scoranzen) aus dem See, Fischrogen, Schildkröten, Wachs, Kastanien, Nüsse u. s. w. Das antike Scodra, am See Labeatis und dem Flusse Barbana, war die feste Residenz des Königs Gentius von Illyrien, fiel nach dessen Besiegung durch den Prätor L. Anicius 168 v. Chr. in die Hände der Römer und erhielt später röm. Bevölkerung als Colonie Claudia Augusta. Bei der Theilung des röm. Reichs 395 wurde sie zu Ostrom geschlagen als Hauptstadt der Provinz Illyria Praevalitiana. Im Mittelalter spielte S. eine wichtige Rolle als Festung. Längere Zeit im Besitze der Venetianer, wurde sie 26. Jan. 1479 vom Sultan Mohammed II. nach schwerer Belagerung erobert und mit dem Umlande dem Osmanischen Reiche einverleibt. — Eine andere Stadt S. (türk. Ueskübar oder Iskudar, d. h. Post), in der asiat. Türkei, liegt amphitheatralisch am Bosporus Konstantinopel gegenüber, zu dessen Vorstädten sie gerechnet wird. Sie steht auf der Stelle des antiken Chrysopolis, bildet den

Mittelpunkt einer ganzen Gruppe von Vorstädten, Ausbauten und Dörfern und zählt 100000 E. Der Ort hat viele Paläste, Moscheen und Bazare, eine große Kaserne, mehrere öffentliche Anstalten und den $^3/_4$ M. weiten, durch seine Cypressenhaine berühmten Begräbnißplatz, den größten des türk. Reichs, mit sehr zahlreichen Familiengräbern der in Konstantinopel wohnenden reichen Türken, die es vorziehen, in Asien, als ihrer eigentlichen Heimat, zu ruhen. S. unterhält Seiden- und Baumwollwebereien und treibt lebhaften Handel, schon infolge der mit Gütern für Konstantinopel hier eintreffenden asiat. Karavanen. In der Nähe von S., nach der Serailspitze der Hauptstadt zu, erhebt sich im Bosporus auf einem isolirten Felsen ein 74 F. hoher Thurm, von den Türken Kiskulessi oder Kiskalesi, d. i. Mädchenthurm, von den Europäern durch eine seltsame Verwechselung fälschlich auch wol Leandersthurm genannt.

Skylax, ein griech. Geograph, aus Karyanda in der kleinasiat. Landschaft Karien, unternahm um 508 v. Chr. auf Befehl des Darius Hystaspis eine Entdeckungsreise bis zur Mündung des Indus und machte das Resultat derselben in einem Werke unter dem Namen «Periplus» bekannt, das wol nicht ganz ohne Interpolationen auf uns gekommen und am besten in den Sammlungen der «Geographi Graeci minores» von Hudson (Bd. 1, Orf. 1698), Gail (Bd. 1, Par. 1826) und Müller (Par. 1854), mit Hekatäus zugleich von Klausen (Berl. 1831) bearbeitet worden ist. Vgl. Niebuhr, «Ueber das Alter des Küstenbeschreibers S.» (in dessen «Kleinen histor. und philol. Schriften», Bd. 1, Bonn 1828).

Skymnus, ein griech. Geograph, aus Chios, verfaßte um 88 v. Chr. unter dem Titel «Periegesis» ein geogr. Gedicht in iambischen Versen, das noch zum Theil auf uns gekommen und in den «Geographi Graeci minores» von Hudson (Bd. 2, Orf. 1703), Gail (Bd. 2, Par. 1828) und Müller (Par. 1854), sowie von Letronne (Par. 1840) und Meineke (Berl. 1846) bearbeitet worden ist.

Skyros, jetzt Skyro, eine zur Gruppe der nördl. Sporaden gehörige Insel in Griechenland, 5 M. nordöstlich von Euböa, zählt auf 2,8 Q.-M. 2630 E. Die Insel besteht aus zwei durch einen Isthmus verbundenen Halbinseln, von denen die südliche gebirgig und bis 2400 F. hoch, die nördliche niedriger und mit fruchtbaren Thälern ausgestattet ist. Sie producirt Weizen, Wein, Orangen und Krapp. Die Bienenzucht liefert guten Honig und Wachs, die Schaf- und Ziegenzucht treffliche Milch. Der Hauptort Skyro, an der Westküste, hat einen Hafen und 2400 E. Auf der Insel soll Achilles von seiner Mutter Thetis in Frauenkleidern verborgen worden sein, die ihn dem vor Troja seiner harrenden Geschicke entziehen wollte. Auch erzeugte hier Achilles mit Deïdameia, der Tochter seines mütterlichen Oheims Lykomedes, den Pyrrhos oder Neoptolemos. Einer andern Ueberlieferung gehört die Eroberung der Insel durch Achilles an, welche die attische Sage wieder mit Theseus in Verbindung bringt. Als nämlich Theseus, aus Athen vertrieben, nach S. gekommen und dort meuchlerisch von Lykomedes ermordet worden war, schickte Peleus seinen Sohn Achilleus zur Rache hin, der dann nach erfolgter Rechtfertigung die Deïdameia heirathete. Erst 476 v. Chr. wurden infolge eines Orakelspruchs die Gebeine des Theseus durch Kimon nach Eroberung der Insel nach Athen gebracht und im Theseion beigesetzt. Seitdem galt S. nebst Imbros und Lemnos als Besitzung der Athener, welche beiden Inseln ihnen auch 387 im Antalkidischen Frieden gesichert blieben. Erst in der macedon. Zeit ging S. den Athenern verloren, die es jedoch 196 v. Chr. von den Römern wieder erhielten.

Slawen. Die S. gehören zum indogerman. Stamme, unter dessen Gliedern sie der litauischen Familie am nächsten verwandt sind, etwas entfernter der germanischen. (S. Slawische Sprachen.) Die einheimische Form des Volksnamens ist Slovenin, im Plural Slovene, neben Slovjanin, Slovjene. Viel später und nicht volksthümlich, erst in Büchern seit 1619 nachweisbar ist Slavjanin, Slavjane. Man leitete den Namen ab von slawa, Ruhm, und deutete ihn als «die Ruhmreichen», was sicher unrichtig, oder von slowo, Wort, als «die Redenden», was ebenfalls unerwiesen. Aus dem Worte Slovenin ist die deutsche Benennung entstanden. Doch ist bei allen german. Stämmen der Name Wenden oder Winden für sämmtliche S. gebräuchlich gewesen und von den Germanen auch auf die Römer übergegangen, während die S. selbst sich nie so nannten, sondern entweder mit jenem angegebenen Namen oder in ältester Zeit mit dem Namen Serben, eine Bezeichnung die heutzutage nur einzelnen Stämmen anhaftet. Die slaw. Familie ist in eine große Anzahl einzelner Stämme getheilt, deren älteste Wohnsitze und älteste Geschichte, wie die der übrigen europ. Völker und fast noch mehr als diese, sehr dunkel ist. Nach Schafarik ergibt sich aus den Berichten der alten Schriftsteller, aus dem überlieferten Völkernamen, aus der Richtung der spätern Wanderungen und zum Theil aus den von den ältesten slaw. Chronisten erhaltenen Sagen mit einiger Sicherheit der ursprüngliche Wohnsitz

der slaw. Völker. Sie besaßen von unbestimmter, jedenfalls weit vor den Beginn unserer Aera hinaufreichender Zeit her bis ins 5. Jahrh. n. Chr. das Land nördlich und östlich von den Karpaten von der Ostsee bis ans Schwarze Meer, im Norden bis Nowgorod am Ilmensee, von da östlich bis an die Wolga, erstreckten sich wahrscheinlich aber auch in die untern Donauländer. Aus den letztern wurden sie jedoch durch celt. Stämme früh vertrieben und ebenfalls von der Ostseeküste durch german. Völker vielleicht schon im 4. Jahrh. v. Chr. verdrängt, sodaß sie am Beginn des 5. Jahrh. nur in den hinterkarpatischen Ländern wohnten. Im 4. und 5. Jahrh. scheinen sie sich vom obern Dnjepr und Don ans Schwarze Meer gezogen zu haben und wurden von da durch den Andrang der von Osten kommenden Ungarn nach Dacien (an die untere Donau) gedrängt. Am Ende des 5., Anfang des 6. Jahrh. sind die nördl. Donauufer in der Gewalt der S., die von dort aus bald auch das südl. Ufer, Mösien und Thrazien einnahmen. Nach Auswanderung der Vandalen, Burgunder und anderer german. Stämme von der Oder und Elbe kamen im 5. Jahrhundert S. ins Oderland, von da bis zur Saale und Niederelbe und an die westl. Ostseeküsten; gegen Ende desselben Jahrhunderts bevölkerten sie Böhmen und Mähren. Außerdem erfolgten Wanderungen aus den hinterkarpatischen Ländern über die Karpaten nach Pannonien (dem westl. Ungarn), von wo aus etwas vor dem J. 600 Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain von slaw. Stämmen besetzt wurden. Endlich kamen wahrscheinlich 634—638 die Chorwaten (Kroaten) und Serben nach Dalmatien und dem ganzen alten Illyricum (dem spätern Bosnien, Serbien u. s. f.). Von den sämmtlichen ursprünglich in den hinterkarpatischen Ländern einander benachbarten Stämmen blieb außerdem ein großer Theil in den ursprünglichen Sitzen und breitete sich von da namentlich nach Norden und Osten aus. Von diesem Gebiete haben die S. im Laufe der Geschichte wieder verloren das Elb- und Oderland an die Deutschen, Oberösterreich, den größten Theil Kärntens und Steiermarks ebenfalls an die Deutschen, das heutige Siebenbürgen und Ungarn zum großen Theil an Magyaren und Rumänen, in den Süddonauländern einiges an Türken und Griechen. Die jetzt vorhandenen S. theilen sich in zwei größere Gruppen: A. südöstliche S., mit den Einzelvölkern 1) Bulgaren, 2) Serben, 3) Chorwaten (Kroaten), 4) Slowenen, 5) Russen, mit den Hauptstämmen: Kleinrussen, Großrussen, Weißrussen; B. westliche S., und zwar 1) Czechen, mit den Unterabtheilungen: Czechen im engern Sinne, Mähren, Slowaken; 2) Sorben (Lausitzer), getheilt in Ober- und Niedersorben; 3) Polen (Lechen), mit dem Nebenstamme der Kassuben. Zu den westlichen S. gehörten außerdem die slaw. Elbbewohner (Polaben), die jetzt (etwa seit Mitte des vorigen Jahrhunderts) ganz ausgestorben sind. Die Zahl der S. beträgt nach Schafarik etwa 78,700000. Von diesen sind Russen 51,184000 (Großrussen 35,314000, Kleinrussen 13,144000, Weißrussen 2,726000), Bulgaren 3,587000, Serben 5,294000, Chorwaten 801000, Slowenen 1,151000, Czechen 7,167000 (Slowaken 2,753000, Czechen und Mähren 4,414000), Sorben 142000 (Oberlausitzer 98000, Niederlausitzer 44000), Polen 9,385000. Einige dieser Angaben bedürfen gegenwärtig ohne Zweifel der Berichtigung. Von den S. gehören die Bulgaren und Russen mit sehr geringen Ausnahmen zur griech. Kirche, die Westslawen sämmtlich zur römisch-katholischen (doch mit Ausnahme eines Theils der Lausitzer), ebenso die Slowenen und Chorwaten; die Serben sind zwischen beiden Kirchen getheilt. Zur griech. Kirche gehören nach Schafarik 54,011000, zur griechisch-unirten 2,990000, zur römisch-katholischen 19,359000, zu den prot. Confessionen 1,531000, endlich in Bosnien und Bulgarien 800000 zum Mohammedanismus.

Für die erste Periode der slaw. Geschichte gibt die Ueberlieferung fast gar keine bestimmten Angaben. Griechen wie Römer mögen vielfach mit slaw. Stämmen in Berührung gekommen sein, ohne sie bestimmt von den benachbarten german. und sog. scythischen und sarmatischen Völkerschaften zu scheiden. Schon Tacitus erwähnt Venedi oder Veneti und zweifelt, ob er sie zu Germanen oder Sarmaten rechnen soll. Andere Schriftsteller überliefern eine Menge von Völkernamen, die der geogr. Lage nach wahrscheinlich Slawenstämme bezeichnen, ohne daß man bisjetzt darüber zur festen Entscheidung gekommen ist. Aus den Angaben der Alten geht hervor, daß der Culturzustand der S. in den hinterkarpatischen Ländern dem ähnlich gewesen sein muß, wie ihn Tacitus bei den Germanen schildert. Das Volk trieb starken Ackerbau und vielleicht schon früh Getreidehandel nach den Häfen des Schwarzen Meeres, wohnte in Dörfern und Städten, besaß einen entwickelten Cultus mit Opfern, Festen, Götterbildern, auch wie die Germanen eine Runenschrift, und sicher eine ausgedehnte Volkspoesie. Die S. zeichnen sich unter den europ. Völkern noch heutzutage durch die Erhaltung und Fortsetzung der alten Volksdichtung aus, namentlich die Südslawen. Das staatliche Leben scheint ein sehr loses gewesen zu sein, beruhend auf einer sehr freien Gemeindeverfassung. Im ganzen erscheinen nach den alten Schilderungen

die S. als ein friedliches Volk, dessen kriegerische Periode erst mit den großen Wanderungen im 4. und 5. Jahrh. begann. Nach dem J. 500 beginnt eine sehr bewegte Geschichte der einzelnen Stämme. Die S. in Mösien und Thrazien wurden von den wahrscheinlich finnisch-tatar. Bulgaren überschwemmt und unterworfen, welche aber dabei slawisirt wurden und ihren Namen auf die unterworfenen S. übertrugen. Diese nun Bulgaren genannten nahmen im Laufe des 8. und 9. Jahrh. das Christenthum an und bildeten bis zum J. 1019 ein selbständiges Reich, das von den Griechen vernichtet wurde, und die Bulgaren haben nie wieder eine Selbständigkeit erreicht. Serben und Chorwaten nahmen noch früher das Christenthum an. Sie lebten unter eigenen Fürsten, aber in den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung abhängig theils vom Fränkischen, theils vom Byzantinischen Reiche, bis im 12. Jahrh. Stephan Nemanja alle Serbenländer vereinigte und ein Serbisches Reich gründete, das bis 1389, bis zur Schlacht bei Kossowo, bestand, in der es seine Unabhängigkeit an die Türken verlor. Die Heldenzeit des Volks, auch die vielen Kämpfe der Unterdrückten mit den Türken, sind durch eine große Anzahl noch heute gesungener epischer Lieder gefeiert. Die Slowenen brachten es nie zu selbständiger Entwickelung. Unter Karl d. Gr. kam ihr Land in die Gewalt der Franken und bildete die Windische Mark; seit der Zeit blieb es dauernd von Fremden abhängig. Die Russen dagegen brachten es zu einer dauernden Gründung. Die um Nowgorod und südlich wie östlich davon angesessenen S. riefen um 862 normann. (Waräger-)Fürsten ins Land, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, Nurik, der eine Herrschaft in Nowgorod gründete, Sinnus, der in Bjeloozero herrschte, Truwor, der Isborsk (in Estland) innehatte. Diese Waräger hießen auch Russen und gaben dem Lande und Volke später ihren Namen, der also kein einheimisch slawischer ist. Schon 864 vereinigte Nurik die drei Herrschaften. Von da datirt die russ. Monarchie, die sich unter Nurik's Nachfolgern schnell bis an die Ostsee, Karpaten, Wolga und das Schwarze Meer ausdehnte. Unter Wladimir (bis 1015) nahmen die Russen das Christenthum an. Um dieselbe Zeit kommen auch die Polen unter dem Fürstengeschlecht der Piasten (860) zu einer größern polit. Vereinigung, indem die Stämme der Polen, Masovier, Kujavier, Kassuben, Pommern, Schlesier, Krakovaner u. a. zu einem poln. Reiche vereinigt wurden. Die Annahme des Christenthums geschah im 10. Jahrh., namentlich durch den heil. Adalbert (Wojciech). Die Czechen in Böhmen scheinen zuerst unter Samo um die Mitte des 7. Jahrh. zu einem festern Verbande gekommen zu sein; man nimmt an, daß sie gegen Ende des 5. Jahrh. in Böhmen eingewandert waren. Später (von 695—1306) herrschte das Geschlecht der Przemysliden. Das Christenthum kam nach Böhmen im 7. Jahrh., sowol von Deutschland als von Mähren aus, daher anfangs sowol die lat. als slaw. Liturgie bestand. Mähren, Slowaken und die ihnen verwandten Stämme bis zum Plattensee bildeten das Großmährische Reich unter Rastislaw und namentlich Swatopluk (870—894), das 907 von den Magyaren zertrümmert wurde. Das Christenthum gelangte nach Mähren theils durch die deutsche Geistlichkeit in Salzburg, namentlich aber durch die bulgarischen Priester Konstantin (Cyrill) und Methodius, die etwa um 867 nach Großmähren kamen und den dortigen S. die bereits seit 855 von ihnen in Bulgarien und bulgarischer Sprache übersetzten Evangelien und die slaw. Liturgie brachten. Methodius ward Erzbischof von Mähren. Doch wurden die slaw. Priester nach dessen Tode 885 wieder vertrieben, und durch den Einfall der Ungarn ging das Christenthum in diesen Gegenden fast wieder zu Grunde. Die slaw. Stämme an der Elbe, Saale und Oder wurden während des Mittelalters von den Deutschen entweder ausgerottet oder bis auf wenige Reste germanisirt. Im sog. hannoverschen Wendlande, im Lüneburgischen hielten sich kleine Stämme bis ins vorige Jahrhundert. Vgl. Schafarik, «Slaw. Alterthümer» (2. Aufl., Prag 1858 fg.; deutsch von Mosig von Aehrenfeld, 2 Bde., Lpz. 1842—44).

Slawische Literaturen. Man begreift unter dieser Benennung alle diejenigen Literaturen, die zu irgendeiner Zeit auf dem Gebiete des vielverzweigten slaw. Sprachstammes zu einer besondern Entwickelung gekommen sind, gleichviel, ob sie sammt der bezüglichen Mundart bereits abgestorben oder bei dem fortdauernden Leben der Mundart sich mit einer zunächst verwandten und höher entwickelten literarisch verschmolzen, oder endlich sprachlich und schriftlich in einer ununterbrochenen Selbständigkeit bis auf die Gegenwart fortexistiren. In diesem Sinne sind folgende Literaturen aufzuführen: 1) altbulgarische (kirchenslawische), 2) neubulgarische, 3) serbische (illyrische, ragusanische, chorwatische), 4) slowenische, 5) großrussische, 6) kleinrussische, 7) weißrussische, 8) czechische oder böhmische, 9) slowakische, 10) polnische (und kassubische), 11) ober- und niederlausitzische (sorbische). Von diesen Literaturen ist die altbulgarische oder cyrillische nebst der ihr zu Grunde liegenden Mundart bereits abgestorben, und beide haben nur noch bei den Slawen des griech. Ritus, namentlich bei den Russen, Bulgaren und Serben, ein Schein-

leben in der Kirche durch den Gebrauch der in der genannten Mundart verfaßten Kirchenbücher. (S. Kirchenslawisch.) Die neubulgarische Literatur, deren Mundart die der heutigen Bulgaren ist und sich von der alten ansehnlich unterscheidet, steht noch in den Anfängen. — Die kleinrussische und weißrussische Literatur, einst selbständig und namentlich zur Zeit der poln. Herrschaft in Kirchen- und Andachts-, Geschichts- und Gesetzbüchern sowie in andern Schriften zu ansehnlicher Bildungshöhe emporgestiegen, gibt heutzutage, die weißrussische wenigstens, kein bedeutenderes Lebenszeichen von sich; nur die kleinrussische bewegt sich noch in der Poesie, in der Novelle und in einigen andern leichtern Gattungen. Beide Mundarten sind noch im vollen Leben, aber wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der großrussischen werden sie literarisch durch die letztere immer mehr absorbirt. (S. Russische Sprache und Literatur.) — Die serbische (illyrische, ragusanische), chorwatische und slowenische Literatur, die wesentlich dieselbe Mundart zum Ausgangspunkte haben, aber dessenungeachtet, infolge polit., religiöser, territorialer, ja sogar alphabetischer Trennungen und Einflüsse, durch ganze Jahrhunderte die Bahnen einer selbständigen Entwickelung innezuhalten sich abmühten, stehen jetzt auf dem Punkte, nur eine Literatur mit einer gemeinsamen Schriftsprache (aber zwei Alphabeten, dem cyrillischen und lateinischen) zu bilden. Hinsichtlich der serb., ragusan.-dalmat. und chorwatischen Literatur ist dies bereits so gut wie geschehen (s. Serbische Sprache und Literatur); größere Schwierigkeiten wird es mit der slowen.-wend. Literatur haben, deren Mundart einen etwas größern Abstand zeigt. — Eine kassubische Literatur, einige Lieder und Büchlein nebst schwachen Versuchen in neuester Zeit ausgenommen, besteht nicht; es ist das Polnische, welches für diese Sprachvarietät die Schriftsprache und Literatur ersetzt. — Die Selbständigkeit der slowakischen Literatur ist niemals zu großer Geltung gelangt. (S. Slowaken.) Obschon sich die Mundart in vieler Beziehung von dem Böhmischen unterscheidet, so bildete doch dasselbe stets für sie die eigentliche Schriftsprache. — Die beiden lausitzischen Mundarten und Literaturen entwickelten sich zwar selbständig und bewahrten ihre Selbständigkeit, erfreuten sich jedoch, die Zeit der Reformation ausgenommen, nie einer bedeutendern Entwickelung. — Die polabische Mundart (ein dem Polnischen unter den slaw. Sprachen zunächst verwandter Dialekt der an der Elbe und in Norddeutschland seßhaften Slawen) hat keine literarischen Denkmäler, kaum sprachliche Bruchstücke, ein Volkslied, einige von Deutschen aufgezeichnete Gebete und Wortsammlungen, aufzuweisen. Die Sprache ist ausgestorben.

Scheidet man von den hier verzeichneten Mundarten und Literaturen die theils ausgestorbenen, theils in andere übergegangenen oder übergehenden sowie auch die beiden der lausitzischen Slawen und der Slowenen, desgleichen die neubulgarische wegen ihrer Unbedeutendheit aus, so bleiben vier Hauptmundarten und Literaturen, in denen vorzugsweise der slaw. Geist zur Erscheinung und zum Bewußtsein gelangt, nämlich die böhmische, polnische, russische und serbische. (S. die bezüglichen Artikel.) In sprachverwandtschaftlicher Beziehung gehören die böhm. und poln. (nebst der lausitzischen) Literatur der westl., die russische und serbische (nebst der alt- und neubulgarischen sowie der slowenischen) der östl.-südl. Abtheilung an. Doppelt sind auch die Alphabete: der westl. Theil schreibt mit lat., der östlich-südliche, mit Ausnahme der kath. Illyrer (Chorwaten, Dalmatiner und Krainer), mit cyrillischen Buchstaben. Außerdem war namentlich bei den Dalmatinern für die kirchenslaw. Sprache das glagolitische, bei den Westslawen, namentlich für Drucksachen, das sog. gothische Alphabet lange Zeit in Gebrauch. Die geschichtliche Entwickelung der slaw. Literaturen, im ganzen betrachtet, stellt gleichfalls kein einiges, organisch zusammenhängendes Bild dar. Es ist hier eine ganze Welt von Volksstämmen, Mundarten, Staatenbildungen und Culturformen, die vom Anfang an bis in die Gegenwart sich gegenseitig bald anziehen, bald abstoßen. Das Zeitalter einer Volks- und Sprachgemeinschaft läßt sich geschichtlich nicht mehr bestimmen. Die Scheidung der Volksstämme und Mundarten ist lange vor der christl. Zeitrechnung vor sich gegangen. Das Heidenthum weist Spuren von einheimischer Schriftkunde auf. Wirkliche Schriftdenkmäler aber, will man dazu nicht die noch näher zu bestimmenden Runenverzeichnungen rechnen, liegen nicht vor. Die eigentliche Geschichte der slaw. Literaturen beginnt erst mit der Bekehrung der einzelnen Stämme zum Christenthum. Dies fand statt, nach einzelnen frühern Versuchen, bei den Bulgaren, Serben, Mähren, Krainern, Böhmen im 9., bei den Polen und Russen im 10. Jahrh., und zwar auf dem doppelten Wege von Konstantinopel und Rom aus. Dieser doppelte Ausgangspunkt entscheidet über die Entwickelung und die Schicksale nicht nur der slaw. Literaturen insbesondere, sondern auch der slaw. Cultur und Civilisation überhaupt, namentlich nachdem der Versuch, die von den slaw. Aposteln Cyrill (s. d.) und Method mit Bewilligung Roms bereits bei der Mehr-

zahl der slaw. Stämme eingeführte slaw. Liturgie und Kirchensprache zum Eigenthume des ganzen Volksstamms zu erheben, durch das im 10. Jahrh. eintretende Kirchenschisma und durch die Zerstörung des großmähr. Reichs durch die Magyaren gescheitert und die Slawenwelt seitdem in die zwei sich entschieden abstoßenden Hälften, die griechische und lateinische, zerfallen ist. Die erstere hat im Mittelalter den Vortheil, daß sie, im Besitz einer gemeinsamen Kirchen-, Staats- und Schriftsprache, sich zu einer bedeutenden literarischen Entwickelung erhebt, während die andere Hälfte, unter der Herrschaft der lat. Sprache, nur mühsam die einheimische Literatur emporzubilden versucht. Aber die erstere büßt andererseits, unter dem Vorherrschen des Kirchenslawischen, die Ausbildung der eigentlichen Volksmundarten ein, und nachdem das russ. Reich durch die Mongolen, das bulgarische und serbische durch die Türken zerstört und zuletzt sogar Konstantinopel, als Ausgangspunkt der Bildung, vernichtet worden, muß sie gleichsam von vorn ihre besondere literarische Bildung anfangen und gelangt damit erst im 18. Jahrh., in Serbien sowol als in Rußland, zu einiger Bedeutung, und selbst dies nicht ohne den Einfluß des Westens. Dagegen erhebt sich die lat. Hälfte, namentlich Ragusa (Dubrownik), Böhmen und Polen, durch Vermittelung der lat. Sprache und unter dem Einflusse der Wiedergeburt der classischen Sprachen und Wissenschaften, ähnliche Bahnen der Bildung verfolgend wie das übrige Europa, zu immer größerer Blüte und feiert bereits im 16. Jahrh. das goldene Zeitalter ihrer Literaturen. Diese Literaturen haben denn auch allein eine organische Entwickelungsgeschichte. Die illyrisch- (serbisch-) ragusanische, Anfang dieses Jahrhunderts unterbrochen, findet gegenwärtig an andern Punkten ihre Fortsetzung; die böhmische, seit dem Dreißigjährigen Kriege brach liegend, erfreut sich seit dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts einer um so frischern Bearbeitung; die polnische hat sich allein ohne Unterbrechung bis auf die Gegenwart entwickelt, stufenweise alle großen Einflüsse der europ. Bildung, der classischen, der ital., der franz., der engl. und deutschen Literatur in sich aufgenommen, den Kampf der Romantik mit dem falschen Classicismus, die einzige unter ihren Schwestern, durchgekämpft. Dieselbe trägt somit vor allen übrigen den Stempel der europ. Bildung an ihrer Stirn, und sie hat auch vorzugsweise eine wahre Kunstpoesie. Die russ. Literatur ist gegenwärtig die reichhaltigste in Hinsicht auf die Zahl der gedruckten Schriften, nicht so hinsichtlich des selbständigen geistigen Stoffs; sie sträubt sich und sieht sich dennoch gezwungen, dem Geiste der europ. Bildung zu folgen. Vgl. Schafarik, «Geschichte der slaw. Sprache und Literatur» (Ofen 1826); derselbe, «Slaw. Ethnographie» (Prag 1842; 3. Aufl. 1850); Eichhoff, «Histoire de la langue et de la littérature des Slaves» (Par. 1839); Mickiewicz, «Vorlesungen über slaw. Literatur und Zustände» (neue Ausg., 4 Bde., Lpz. 1849); Talvj, «Handbuch einer Geschichte der slaw. Sprachen und Literatur» (deutsch von Brühl, Lpz. 1852).

Slawische Mythologie. Die wissenschaftliche Erforschung und Begründung der slaw. Mythologie in ihrem Zusammenhange unter allen Stämmen, in ihrer genetischen Entwickelung und in ihrem histor. Verlauf ist für den Alterthumsforscher eine noch zu lösende Aufgabe. Die Schwierigkeit der wissenschaftlichen Behandlung liegt nicht sowol in dem Mangel an hinreichendem Material, so fragmentarisch dasselbe auch ist, als vielmehr in der Verschiedenartigkeit desselben, insofern in ihm religiöse Bestandtheile der meisten indogerman. Völker Asiens und Europas, mit denen die Slawen, selbst ein indogerman. Stamm und ein Urvolk in Europa, je in Berührung und Verkehr gekommen, namentlich ind., pers., griech.-röm., celt., german.-skandinav., preuß.-lithauische, selbst fremdartige finn. Bestandtheile, enthalten sind. Folgt hieraus schon von selbst, daß die slaw. Mythologie nur in vergleichender Weise behandelt werden kann, wenn wissenschaftliche Resultate auf ihrem Gebiete erzielt werden sollen, so kann dies wiederum nur mit Hülfe der ausgebreitetsten und speciellsten Kenntniß des gesammten Religionswesens und der Cultur der Alten Welt versucht und erreicht werden. Hierzu tritt die Verschiedenheit der wissenschaftlichen Standpunkte, die man bei der Erkenntniß der alten Religionsgebiete innezuhalten für angemessen erachtet. Die meisten Forscher haben sich über diese unabweislichen Rücksichtspunkte allerdings hinweggesetzt: die einen, indem sie die Existenz einer Mythologie, einer bestimmten Götterlehre als Offenbarung, Tradition oder eigenes Geistesproduct der Slawen überhaupt leugneten und in den vorhandenen Gestaltungen nur ein Aggregat nicht zusammenhängender und unentwickelt gebliebener eigener und fremder Elemente wahrnahmen, die sie einzeln, meist nur lexikalisch behandelten; die andern, indem sie das Vorhandensein einer besondern slaw. Mythologie zwar anerkannten, aber dieselbe sich rein und selbständig aus ihr selbst entwickeln ließen, ohne dies anders zu begründen als durch etymolog. Erklärung der einzelnen Götternamen; noch andere, indem sie die slaw. Gottheiten in Zusammenhang mit den griech.-römischen brachten und durch die letztern die Bedeutung der erstern festzustellen suchten. Wenige bestrebten sich, den

Gegenstand wissenschaftlich-vergleichend zu behandeln. So Lelewel, Kollar, Schafarik, Maciejowski und Hanusch («Die Wissenschaft des slaw. Mythus», Lemb. 1842) u. a. Das Werk des letztern ist unter den vorhandenen das vollständigste und wissenschaftlichste.

Der im 6. Jahrh. lebende Procopius sagt von den hinterkarpatischen Slawen: «Sie verehren einen Gott, den Schöpfer des Blitzes und den allgemeinen Herrn aller Dinge; sie schlachten ihm Ochsen und bringen Opfer jeglicher Art. Sie kennen durchaus kein Verhängniß (Fatum), noch theilen sie demselben irgendeine Gewalt über die Geschicke der Menschen zu. Sie thun beim drohenden Tode, sei es während der Krankheit oder vor der Schlacht, dem Gotte ein Gelübde, welches sie, der Gefahr entronnen, treu erfüllen, indem sie glauben, durch dasselbe erlöst worden zu sein. Sie verehren aber auch Flüsse, Nymphen und andere zahlreiche Gottheiten, welchen allen sie Opfer bringen und an diese Opfer Weissagungen knüpfen». Der im 12. Jahrh. lebende Helmold sagt dagegen von den polabischen Slawen: «Außer den vielfachgestaltigen Gottheiten, denen sie Felder und Wälder, Trauer und Freuden zutheilen, glauben sie an einen Gott, der im Himmel über andere gebietet und der, während er als der allmächtige nur die himmlischen Dinge besorgt, alle andern Geschäfte den ihm untergebenen Göttern zuweist, die aus seinem Blut entsprossen, jeder um so ansehnlicher ist, je näher er dem Gott der Götter steht.» Diese beiden Zeugnisse sind für die slaw. Mythologie von der höchsten Wichtigkeit, denn sie bilden gleichsam den Grundriß ihres Wesens und ihrer innern Entwickelung. Es wird zunächst durch dieselben erwiesen, daß diesseit und jenseit der Karpaten, also in dem gesammten Slawenlande, und zwar in sehr fernen und voneinander abstehenden Zeiten, gleiche Cultusbegriffe herrschend waren. Es wird dadurch ferner, gegen die Ansicht der meisten Mythologen, erwiesen, daß der ursprüngliche, älteste Cultus der Slawen kein grober, gedankenloser Naturdienst, sondern ein Monotheismus gewesen, der sich allmählich verdunkelte, durch fremde Elemente einen Bruch erlitt, sich zum Polytheismus und zuletzt zu einem Pantheismus erweiterte, ohne daß die reine Idee von Einem göttlichen Wesen aus dem religiösen Bewußtsein des Volks, wenigstens aus dem seiner Priester, gänzlich entschwunden wäre.

Den Abschluß der innern Entwickelung des slaw. Religionswesens bildet der Cultus des Swiatowit. Nach dem Zeugniß Helmold's wurde er von der ganzen Nation der Slawen verehrt, wurde als der höchste und allgemeine Gott angesehen, während die übrigen gleichsam nur wie Halbgötter Geltung hatten. Die Richtigkeit dieses Zeugnisses wurde bestritten und andere Götter von allgemeiner Verehrung und höchster Bedeutung an die Spitze, wenigstens an die Seite Swiatowit's gestellt, namentlich Perun und Radegast. Die neuerdings erfolgte Auffindung einer steinernen Bildsäule Swiatowit's bei Zbrucz im östl. Galizien (in Krakau aufgestellt) rechtfertigt zur Genüge die Allgemeinheit des Swiatowitcultus, der allerdings in Arkona auf Rügen in der höchsten Blüte gewesen sein mag. Daß diesem Cultus auch die Idee von Einem göttlichen Wesen zu Grunde liege, dürfte leicht bewiesen werden. Liegt doch in der dreifachen Individualisirung des höchsten Gottes, wie sie Grimm angibt, nämlich in der Trias Swiatowit als Mars und Ziu und Zeus, Perun als Jupiter und Donar, Radegast als Mercur und Wuotan, bereits der Weg für den Beweis vorgezeichnet. Jedenfalls liegt in dem Swiatowitcultus das ganze Geheimniß der slaw. Götterlehre, der Kern, von dem die künftige Forschung ausgehen muß, um rückschreitend zu dem ursprünglichen Quell einer Offenbarung oder Tradition, die in Asien zu suchen ist, zu gelangen. Vielleicht läßt sich auf diesem Wege eine Theogonie, auf die Helmold und Procop hinweisen, tiefer auffassen und begründen, als wenn man derselben den rohen oder personificirten Naturdienst zu Grunde legt. Außer den drei Gottheiten Swiatowit, Perun, Radegast sind als allgemein bekannt folgende zu nennen: Prowe, Gott der Gerechtigkeit; Rugewit, Gott des Kriegs; Siwa oder Ziwa; Triglaw (Trimurti); Lado und Lada, Gottheiten der Ordnung und Liebe; Diewana (Diana), Göttin der Wälder; Prija (Venus; skandinav. Freya); Bjelbog, der weiße Gott; Cernobog, der schwarze Gott; Morena, Marzana, Göttin des Todes; Jutrebog, Morgengott; Vegada (temperies), Gott der Witterung; ferner Wila (Wöla), Rusalka, Nymphen und Najaden; Weles, Wolos, Gott der Hirten; sodann Dämonen und Geister, gute und böse: Djasi, Diesi, Biesi, Diewy, Lutice, Skrety u. s. w. Die Bilder der slaw. Götter erinnern auffallend an Indien. Das des Swiatowit war vierköpfig, das des Rugewit bei den Casantanern ward mit siebenfachem Antlitz, das des Porewit mit fünf Häuptern, das des Perun mit vierfachem Antlitz dargestellt u. s. w. Den zuverlässigsten Zeugnissen zufolge glaubten die Slawen auch an die Unsterblichkeit der Seele wie an die Auferstehung und gerechte Vergeltung nach dem Tode, freilich den sinnlichen Begriffen der Zeit angemessen. Namen wie **gadania**, Wahrsagungen, **kobiada**, ein Fest, gefeiert

durch gegenseitige Geschenke beim Beginn eines neuen Jahres, kupalo, das Johannisfest, der Sonne zu Ehren, wegen der Sommersonnenwende, trizna, eine Feier zum Andenken der Verstorbenen, beziehen sich auf Gebräuche und Feste der heidnischen Zeit. Den Gottesdienst versahen die Priester (in den ältesten Zeiten unfehlbar zugleich Vorsteher des Volks, wie dies das in zweifacher Bedeutung noch übliche Wort ksiądz, kniez, Priester und Fürst, bezeugt und sonst die Geschichte bekundet). Sie verrichteten den Gottesdienst in den hierzu erbauten Tempeln und Hainen. Gewöhnlich wurde dabei geopfert (zertwa, obiet, Opfer) und geweissagt (wiestecz, gadacz, Weissager). Die Opfer bestanden in Vieh, Schafen, Früchten. Es wurden dabei Gebete hergesagt und Gesänge ausgeführt. Menschenopfer fanden nicht statt; nur bei einigen Stämmen an der Ostsee und in Rußland fanden sie aus der Fremde her einen nur kurzen und theilweisen Eingang. Die Todten wurden verbrannt und die Ueberreste in die Urnen gethan und begraben. Die Frömmigkeit und Andacht bei Anbetung der Götter war so groß, daß der Priester vor dem Bilde des Swiatowit nicht aufzuathmen wagte, ehe er den Dienst begann. Was die slaw. Mythologie besonders charakterisirt, ist die wunderbarste Verkettung der sichtbaren und unsichtbaren Mächte: eine zwar noch kindliche, aber bereits im Leben begriffene Vereinbarung diesseitiger Erscheinungen und jenseitiger Geheimnisse, die erst mit dem Christenthum zur vollern Durchdringung gelangen.

Slawische Sprachen. Die slaw. Sprachen gehören zum indogerman. Sprachstamme, und zwar zur nordost-europ. Abtheilung desselben, dessen eine Familie sie bilden. Die nächstverwandte Familie ist daher die litauische, die mit der slawischen und litauischen zusammen nächstverwandte die germanische. Eine besondere nähere Verwandtschaft des Slawischen zum Sanskrit und Persischen, oder, wie man wol auch annahm, zum Griechischen und Lateinischen, besteht nicht. Die nach der Abtrennung von Litauisch und Deutsch zurückbleibende slaw. Ur- oder Grundsprache theilte sich in mehrere Abtheilungen und Einzelsprachen. So unterscheidet man zwei Abtheilungen: die südöstliche, zu der Bulgarisch (Alt- und Neubulgarisch), Serbisch, Slowenisch, Kleinrussisch, Russisch gehören, und die westliche, welche in Czechisch (mit den Dialekten Czechisch im engern Sinne, Slowakisch, Mährisch), Polnisch (zu dem auch als ziemlich stark abweichender Dialekt das Kassubische an der untern Weichsel gehört), Sorbisch (Lausitzisch-Wendisch) und das ausgestorbene Polabisch zerfällt. Ein Hauptunterscheidungszeichen der westl. Abtheilung von der südöstlichen besteht darin, daß die jener angehörigen Sprachen in der Lautverbindung dl das d erhalten, während die der südöstlichen es ausfallen lassen, z. B. czechisch oradlo, russisch aber oralo (der Pflug). Die südöstl. Abtheilung theilt sich in drei Gruppen, deren Glieder untereinander näher verwandt sind: 1) die bulgarische, dessen ältester Vertreter, und zugleich die älteste uns erhaltene Form der slaw. Sprachen das Altbulgarische ist, die Sprache, in der im 9. Jahrh. die ersten Bibelübersetzungen und gottesdienstlichen Schriften der Slawen verfaßt sind. Von da aus wurde diese Sprache die kirchliche Sprache aller Slawen, die sich zur griech. Kirche bekennen. In allen folgenden Jahrhunderten wurden die kirchlichen und gottesdienstlichen Schriften dieser Slawen in der genannten Sprache verfaßt. Dieselbe erfuhr dabei mannichfache Einflüsse und Veränderungen durch Einmischung der Nationaldialekte der Schreibenden, und in dieser durch dialektischen, namentlich russ. Einfluß bedingten Gestalt nennt man sie kirchenslawisch. Vom Altbulgarischen stammt direct ab das heutige Neubulgarisch, die Sprache der Slawen am rechten Ufer der untern Donau etwa von Widdin bis ans Schwarze Meer. 2) Die serbisch-slowen. Gruppe, umfassend a) das eigentliche Serbisch, die Sprache der Bewohner des Fürstenthums Serbien, Montenegros, Bosniens, Dalmatiens und der dalmatin. Inseln, Kroatiens, Slawoniens, Syrmiens (die Namen Illyrisch und Kroatisch bezeichnen keine vom Serbischen verschiedene Sprache); b) das Slowenische, die Sprache der Slawen in Istrien, Krain, Kärnten, Steiermark, mit einem Ausläufer in das westl. Ungarn. Die beiden Gruppen Bulgarisch und Serbisch-Slowenisch faßt man, da sie untereinander sehr nahe verwandt sind, allen andern slaw. Sprachen gegenüber als südslawische zusammen. 3) Die russische Gruppe, zerfallend in a) Kleinrussisch, die Volkssprache in den russ. Gouvernements Wolynsk, Kiew, Tschernikow, Poltawa, Charkow, Woronesch, Jekaterinoslaw, Cherson, Taurien, Tschernomorien, zum Theil in Podolien und Bessarabien, in einem großen Theil Galiziens und den angrenzenden ungar. Karpaten; b) Russisch im engern Sinne, im ganzen von dem eben angegebenen kleinruss. Gebiet nördlich und westlich liegenden Rußland. Von seinen mannichfachen Unterdialekten ist hervorzuheben das dem Polnischen benachbarte Weißrussisch, vorzüglich in den Gouvernements Mohylew, Minsk, Grodno und den nächstliegenden. Den übrigen Theil des Sprachgebiets nehmen die als großrussisch bezeichneten Dialekte ein, denen auch die russ. Schriftsprache angehört. Von

den genannten Sprachen werden die westslawischen und die slowenische nur mit dem der Sprache angepaßten lat. Alphabet geschrieben; das Russische nur mit dem sog. cyrillischen, im 9. Jahrh. aus dem griech. Alphabet entstanden, mit dem Zusatz einiger neuer Zeichen zum Ausdruck besonderer slaw. Laute; das Bulgarische in der Regel mit dem cyrillischen; das Serbische sowol mit diesem als mit dem lat. Alphabet. Die altbulgar. Quellen sind entweder in cyrillischer oder in einer besondern Schrift, der sog. Glagolitiza (s. d.), geschrieben. Vor dem Anfang aller Literatur bedienten sich die slaw. Völker, wie die germanischen, der Runen, die aber nicht zu größern Aufzeichnungen verwendet wurden. Das bedeutendste grammatische Werk über die slaw. Sprachen ist Miklosich's «Vergleichende Grammatik der slaw. Sprachen» (Bd. 1 u. 3, Wien 1852—56).

Slawonien oder Slavonien, ein Königreich, welches mit Kroatien (s. d.) ein Verwaltungsgebiet und ein ungar. Kronland ausmacht, liegt innerhalb der im Norden und Osten von der Drave und Save, im Süden von der Save umflossenen Halbinsel, grenzt im Norden und Osten an Ungarn, im Süden an die slawon., im Westen an die kroat. Militärgrenze und Kroatien und zählt ohne das slawon. Militärgrenzgebiet auf 171,4 Q.-M. etwa 350000 E. (nach der Zählung vom 31. Oct. 1857 331631 Civileinwohner). Es zerfällt in die Comitate Pozega, Virovitice und Syrmien. Das Land wird seiner Länge nach von einer Reihe Berge durchschnitten, welche, eine Fortsetzung des Warasdiner Gebirgs, aus Kroatien her von Westen gegen Osten durch die Mitte des Landes sich fortziehen und in der Gegend von Diákovár enden. Wo dies Gebirge von der Grenze herüberkommt, sind die Thäler schmal; gegen die Mitte des Landes werden sie allmählich offener und bilden bei Pozega eine weite, mit Bergen begrenzte Ebene, die das Pozeganerthal genannt wird. Das ganze Gebirge hat schon mehr das Ansehen eines freundlichen Mittelgebirgs, dessen Rücken ganz mit Waldungen bedeckt ist. Der übrige Theil S.s besteht theils aus fruchtbaren, mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzten Anhöhen, theils aus schönen weiten Ebenen. Das Gebirge ist reich an Steinkohlen, Marmor und Mineralquellen, unter welchen die warmen Schwefelbäder von Lippik unweit Pakracz und von Daruvar oder Podborje am berühmtesten sind, letztere schon den Römern unter dem Namen Thermae Jasorvenses bekannt. Die Hauptflüsse des Landes sind die Donau, die Drave und Save. In letztere ergießen sich fast alle bedeutendern Gewässer des Landes. Außerdem hat S. auch reichlich stehende Gewässer. Die größten und merkwürdigsten Sümpfe sind die von Kologyvar und Palacsa bei Essek. Diese Sümpfe, durch die häufig übertretenden Flüsse gebildet, bewirken es auch, daß S., dessen Klima milder als das von Kroatien ist, zum Theil eine unreine, ungesunde Luft hat. Die Fruchtbarkeit des Landes ist sehr groß und könnte bei sorgfältiger Cultur noch weit bedeutender werden. Die Producte sind hier alle Getreidearten, namentlich auch Mais und Weizen, alle Arten von Hülsenfrüchten, Obst im Ueberfluß, besonders gute Aepfel und Pflaumen, welsche Nüsse, Kastanien, Melonen, Taback, Wein, Eicheln und Knoppern zum Gerben, die ein bedeutendes Einkommen abwerfen, die gewöhnlichen Hausthiere, Bienen, Wild und ausgezeichnete Fische. Die Umgegend von Pozega hat außer Weinbergen und Obstgärten ganze Wälder von tatarischem Wachholder, worin sich eine ungeheuere Menge Spanischer Fliegen aufhält. Die Bewohner S.s sind Südslawen und nennen ihr Vaterland Slavonska. Sie sprechen die sog. illyrische oder serb. Sprache, welche mit der kroatischen nahe verwandt ist. Die Slawonier sind ein schöner, groß und schlank gebauter Menschenschlag. Neben ihnen finden sich aber auch Deutsche, Magyaren, Juden und Zigeuner. Die herrschenden Religionen sind die römisch-katholische und die griechisch-orientalische. Außerdem hat die reform. Kirche einige tausend Anhänger. Außer den Volksschulen bestehen theol. Lehranstalten in Diákovár und Pakracz, Gymnasien zu Essek und Pozega. Was die Industrie anbelangt, so ist sie in S. wie in Kroatien nur gering. Hervorzuheben sind die Seidencultur, die Glasbereitung im Comitat Virovitice, die Zuckerfabrik zu Csepin. Der auswärtige Handel S.s besteht theils in ansehnlichem Producten-, theils in Zwischenhandel; der Manufacturhandel beschränkt sich auf die Einfuhr österr. Fabrikate. S. besitzt dieselbe Verfassung und Verwaltung wie Kroatien. Für die Administration untersteht es dem königl. Statthaltereirathe in Agram, von welchem die drei Comitatsbehörden des Landes in Essek (für das Viroviticer Comitat), Pozega und Vukovar dependiren; diesen sind wieder die Stuhlrichter in den 20 Bezirken, in welche die Comitate zerfallen, untergeordnet. Die größte Stadt (Hauptstadt) des Landes ist die königl. Freistadt Eszék oder Essek (s. d.). Eine zweite königl. Freistadt ist Pozega, am rechten Ufer der Orlyava und am Fuße eines weinreichen Gebirgs, rings von großen Obstgärten umgeben, Hauptort des gleichnamigen Comitats, mit 2743 E. (1857) und einem kath. Gymnasium. In demselben Comitat liegt der große Marktflecken Daruvar oder Podborje (Illigye) mit (1857) 6379 E.,

einer kath., griech. nichtunirten und reform. Kirche, einer Normalschule, prächtigem Schloß, Marmorbruch und vielbesuchtem warmem Schwefelbad. Im Syrmier Comitate ist der Hauptort **Vukovar**, Marktflecken mit 6782 E. (1857), einem Schlosse, einem Franciscanerkloster, zwei griech. Kirchen und ansehnlicher Seidencultur.

S. kam unter Augustus als ein Theil von Illyricum unter die Botmäßigkeit der Römer, gehörte zur Provinz Pannonia und wurde nach dem Flusse Save Pannonia Savia genannt. Später kam das Land unter byzant. Herrschaft, von welcher es sich zur Zeit der Völkerwanderung losmachte, bis auf Syrmien (s. d.), das bei Byzanz blieb. Hierauf wurde es durch die Avaren verwüstet; doch erholte es sich und erhielt zur Zeit Ludwig's des Frommen einen eigenen Fürsten in der Person des Ljudevit, der die Oberherrschaft der Franken anerkennen mußte. In dieser Zeit gehörte Kroatien zu S., mit dem es längere Zeit ein Ganzes bildete, weshalb auch der größere Theil des heutigen Kroatien damals mit dem Namen S. belegt wurde. Im J. 827 drangen in S. die Bulgaren ein, wurden aber wieder daraus vertrieben. Die Bewohner waren schon früher dem Christenthume zugewendet gewesen. Erst die beiden Byzantiner Cyrill und Method, die 864 in diese Gegenden kamen, legten einen sichern Grund. S. blieb mit Kroatien verbunden und hatte eigene Regenten, bis es sich im 11. Jahrh. mit der ungar. Krone vereinte. In der ersten Zeit wurde das Land ungeachtet seiner Vereinigung mit Ungarn noch immer durch eigene Fürsten aus dem ungar. Regentenhause regiert. 1127 war es der Schauplatz der blutigen Kämpfe zwischen Kaiser Konstantin VIII. von Byzanz und dem Könige Stephan von Ungarn, welcher letztere damals die Feste Semlin erbauen ließ. Nachdem 1153 der Krieg abermals zwischen dem Kaiser Emanuel und dem König Geisa II. ausgebrochen war, besetzten die Byzantiner ganz S. Der Krieg dauerte auch unter König Stephan III. fort, der den Frieden durch Ueberlassung von Syrmien und ganz S. an Byzanz erkaufen mußte. Als aber 1163 der dem byzant. Hofe ergebene Bela III. den ungar. Thron bestieg, wurden S. und Syrmien an Ungarn zurückgegeben und durch eigene Bane, auch zuweilen durch Sprößlinge der königl. Familie regiert. 1442 begannen die Kämpfe mit den Türken, die S. wiederholt verwüsteten. 1490 erhielt Johannes Corvinus, der natürliche Sohn des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, ganz S., mit Ausnahme von Syrmien, unter der Bedingung, daß er auf Ungarns Krone Verzicht leiste, während zugleich der König von Böhmen und Ungarn, Wladislaw, den Titel eines Königs von S. annahm und dem Lande ein eigenes Wappen verlieh. 1524 fiel abermals ganz S. in die Hände der Türken. Nach der Schlacht bei Mohacs, 1526, kamen die drei obern Comitate S.s, Agram, Kreutz und Warasdin, unter dem Namen Kroatien unter österr. Herrschaft, und S. hießen nun nur die untern Comitate Veröcze, Valpo, Požega und Syrmien, die unter dem türk. Joche seufzten. Bei dem 1562 geschlossenen Frieden wurden diese Theile den Türken ganz abgetreten, worauf sie unter einem in Požega residirenden Pascha standen, bis Leopold I. nach 15 blutigen Kriegsjahren 1683 sie den Türken wieder entriß. Die Türken drangen zwar 1690 wieder in S. ein; nachdem sie aber bei Salankemen aufs Haupt geschlagen worden, mußten sie Essek und ganz S. abermals räumen. 1699 kam ganz S. durch den Frieden zu Karlowitz an Leopold I. und erhielt nun für die Grenzbewachung eine ganz militärische Verfassung. 1745 wurde die militärische Verfassung theilweise abgeschafft, das Land in das Provinziale und Militare eingetheilt und diese Eintheilung vom ungar. Landtage 1751 bestätigt. Das Militare behielt seine militärische Verwaltung bei und stand unter dem Commandirenden von Peterwardein. Dagegen bildeten die Comitate des Provinziale einen der sog. adnexen Theile Ungarns. Als 1849 die Serbische Wojwodschaft (s. d.) errichtet wurde, kamen die beiden syrmischen Bezirke von Ruma und Illok an diese, welche aber nach Aufhebung dieses Kronlandes (1860) wieder an S. zurückfielen. (S. **Kroatien**, **Oesterreich** und **Ungarn**.) Vgl. Csaplovicz, «S. und Kroatien» (2 Bde., Pesth 1819); «Südslaw. Wanderungen im Sommer 1850» (2 Thle., Lpz. 1850).

Sleidānus (Joh.), einer der größten Publicisten seines Zeitalters, hieß eigentlich **Philipson** und war zu Schleiden bei Köln 1506 geboren. Er studirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orléans die Rechte, war einige Zeit in Diensten des Königs Franz I. von Frankreich und wohnte als dessen Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Nachdem er sich nach Strasburg gewendet, machten ihn die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes zu ihrem Geschichtschreiber. Der Rath zu Strasburg gebrauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften und ernannte ihn 1542 zum Professor der Rechte. Die prot. Fürsten sendeten ihn 1545 an den König von England und hierauf zu der Kirchenversammlung nach Trient, wo er sehr geachtet war. Er starb 31. Oct. 1556 zu Strasburg. Einen bleibenden Ruhm erwarb er sich durch sein classi=

sches Werk «De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii» (Strasb. 1555; beste Ausg. von Am Ende, 3 Bde., Frankf. 1785—86). Dieses Werk, dessen älteste Ausgaben nur den unverfälschten Text liefern, ist gleich schätzbar wegen seiner einfachen und schönen Schreibart wie wegen der Genauigkeit und Treue in der Darstellung und der für einen Protestanten jener Zeit ziemlich weit gehenden Unparteilichkeit. Eine deutsche Uebersetzung lieferten Stroth und Semler (3 Bde., Halle 1771). Vgl. Paur, «Des S. Commentare über die Regierungszeit Karl's V.» (Lpz. 1843). Außerdem schrieb S. noch «De quatuor summis imperiis» (Strasb. 1556), die oft aufgelegt und von Schurzfleisch bis 1676 fortgeführt wurden, und «Summa doctrinae Platonis de republica et de legibus» (Strasb. 1548). Seine «Opuscula» gab Putschius (Hannov. 1608) heraus.

Slibowitz, Slivovitza oder Schliwowitza, slaw. Name eines aus Pflaumen- oder Zwetschenkernen und Weintrestern bereiteten Branntweins, der, wenn er alt geworden und zur Hälfte mit dem ausgegorenen Safte der Weichselkirschen versetzt ist, sehr angenehm schmeckt.

Sligo, eine Grafschaft der irischen Provinz Connaught, zwischen dem Atlantischen Ocean im Norden, Leitrim im Osten, Roscommon im Südosten, Mayo im Süden und Westen gelegen, zählte auf 33,9 Q.-M. 1841 noch 180886, 1851 noch 128515 E. (also eine Abnahme von etwa 28 Proc.) und 1861 nur 125079 E. Das Land ist von Westen gegen Osten von einer Bergkette durchzogen, deren bedeutendste Spitzen Ox, Knock-Naree, Knock-Sheenaan heißen und keine die Höhe des Ben-Butter (1615 F.) im Norden erreicht. Die Küste bildet die Baien von S. und Killala. Die wichtigsten Flüsse sind der Garwoag oder Garrogue, der aus dem Arrow und Awinmore entstehende Owen-Beg, der Esky und der Moy; die beträchtlichsten Seen der Gilly, der Arrow, der Gara und der Esk. Im Südwesten finden sich ausgedehnte Sümpfe. Der Boden ist im allgemeinen leicht, sandig und graudig, theilweise sehr fruchtbar. Von der Bodenfläche sind 19 Proc. Saatfeld, 4 Kleefelder und Wiesen, 20 Weide, $1\frac{1}{2}$ Wald und 3 Gewässer. Anbau von Hafer, Gerste und Kartoffeln, Rindviehzucht, Fischerei und Leinweberei sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Die Grafschaft schickt mit der Hauptstadt drei Abgeordnete in das Parlament. Der Hauptort S., Marktstadt und Parlamentsborough, an der Mündung des Garwoag in die Sligobai gelegen, verdankt seinen Ursprung einem Schloß und einer 1262 gegründeten Abtei, wovon noch schöne Ruinen vorhanden sind. Der Ort hat eine schöne kath. Kirche, drei Klöster, mehrere Lehranstalten, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, ein Kranken-, ein Irren- und ein Arbeitshaus und zählt 10420 E., welche Seife und Lichte fabriciren, Seilerbahnen, Kornmühlen, Brauereien und Brennereien unterhalten und Getreide, Butter, Garn und Leinwand ausführen, auch Lachsfang und Schiffahrt treiben. 1860 besaß die Stadt 37 eigene Segelschiffe von 4788 Tonnen Gehalt, und die Fischerei beschäftigte 107 Boote und 491 Fischer. In der Nähe der Stadt befinden sich mehrere alterthümliche Grabhügel, namentlich das sog. Lugna Gloghoder Giant-Grave, d. h. Riesengrab, ein aus mehrern großen Steinblöcken bestehendes Denkmal.

Slingeland (Pieter van), Maler, geb. zu Leyden 1640, war ein Schüler des G. Dow, den er mit Glück in der mühseligen Technik seiner kleinen Cabinetsstücke nachahmte, ohne jedoch jemals den Geist und die Feinheit seines Meisters erreichen zu können. An dem Meermann'schen Familienbild im Louvre arbeitete er drei Jahre, und an den Manschetten und dem Halskragen des Knaben malte er einen ganzen Monat. Dies ist das Hauptwerk des Meisters, welches sich übrigens auch durch einen klaren, feinen Ton in der Farbe auszeichnet. Auch noch andere Porträts und Genrebilder finden sich im Louvre. Außerdem besitzen die Bridgewater-Galerie zu London, die Pinakothek zu München, die Galerie zu Dresden mehrere Gemälde von ihm, darunter in letzterer Sammlung eins der bekanntesten, die Spitzenklöpplerin. Bei seiner übermäßig langsamen Ausführung hat er nicht viele Bilder gemalt. Er starb 1691.

Sloka (d. h. Ruhm), bedeutet in der indischen Metrik eine vierzeilige Strophe, da die indische Poesie sich nicht, wie z. B. die griechische, in Verszeilen, sondern stets in strophischer Gliederung bewegt. Speciell aber versteht man unter S. den altepischen Vers der Indier, der ursprünglich aus einer viermaligen Wiederholung von zwei Diiamben bestand. Um die ermüdende Monotonie der stets wiederkehrenden Jamben zu vermeiden, läßt man aber in einzelnen Füßen dem Dichter die größte Freiheit, während in andern ein den flüchtigen iambischen Gang hemmender Rhythmus vorgeschrieben ist, sodaß als das gewöhnlichste Schema des epischen S. sich das folgende herausstellt: · · · · | ◡ — — — || · · · · | ◡ — ◡ — || zweimal.

Slowacki (Julius), ein phantasiereicher und vielseitiger poln. Dichter, Sohn des durch seine ästhetischen Schriften in der poln. Literatur rühmlich bekannten wilnaer Professors Euse-

bius S., wurde 1809 in Wilna geboren und auf der dortigen Universität ausgebildet. Er nahm sodann als Soldat und Volksdichter regen Antheil an dem poln. Aufstande von 1830, ging hierauf ins Ausland und lebte, nachdem er Europa und den Orient durchstreift, in Frankreich, namentlich in Paris. Von seinen, einander rasch folgenden dichterischen Werken sind insbesondere hervorzuheben: die epischen Dichtungen «Zmija», «Jan Bielecki», «Hugo», «Mnich», «Arab», «Lambro», «Anhelli», «Trzy poemata», «Poema o piekle», «Beniowski»; auf dem Gebiete der Lyrik «Revolutions- und Kriegslieder», «Grób Agamemnona»; die dramatischen Dichtungen «Kordjan», «Mindowe», «Maria Stuart», «Balladina», «Lilla Weneda», «Mazeppa», «Sen srebrny Salomei», «Ksiądz Marek», «Książę mezłomny». Außerdem veröffentlichte er noch eine Menge Gedichte verschiedener Art. In den meisten dieser Schöpfungen liegt etwas Dämonisches. Es ist die Kehrseite des Menschen- und Völkerlebens, die Ironie des Schicksals, die den Grundgedanken seiner Darstellungen ausmacht. S. wurde wegen dieser seiner negativen Richtung von Mickiewicz «der Satan der Dichtkunst» genannt. Nach langem Kampfe unterlag jedoch auch er der religiösen Richtung Mickiewicz' und gesellte sich endlich zu der mystisch-religiös-polit. Sekte Towianski's. Durch diese innere Wandlung wurde sein Geist gebrochen, und er war nunmehr, wie Mickiewicz, für die poetische Production verloren. S. starb Anfang April 1849 zu Rom. Eine Sammlung seiner Dichtungen erschien nach seinem Tode («Pisma», 4 Bde., Lpz. 1862). Sein Leben hat Malecki (2 Bde., Lemb. 1867) beschrieben.

Slowaken heißen die slaw. Bewohner Nordungarns. Sie sind die Nachkommen der Slawen, welche sich nach ihrem Uebergange nach Europa in den Karpatengebirgen und ihren Abhängen, namentlich zwischen der Donau und der Theiß festsetzten, dort jahrhundertelang festhielten und im 9. Jahrh. n. Chr. den Kern des großmähr. Reichs bildeten. Dieselben standen unter einheimischen Fürsten, kämpften in Verbindung mit den Czechen zur Zeit Samo's gegen die Avaren, kamen dann seit Karl d. Gr. in ein abhängiges Verhältniß zu den Franken und Deutschen, wurden im 9. Jahrh. in Verbindung mit den Mährern, namentlich unter den Fürsten Rastislaw und Swatopluk, unabhängig und in Pannonien herrschend, bis sie von den Magyaren nach der blutigen Schlacht bei Presburg 907, infolge deren das großmähr. Reich fiel, nach und nach unterjocht wurden. Die S. sind noch jetzt durch die meisten Comitate Ungarns zerstreut, machen aber in den nordwestlichen, in Trentsin, Thurócz, Arva, Liptau und Sohl, die Mehrzahl der Bewohner aus. Außerdem findet man sie in Mähren (an der Grenze gegen Ungarn) und in einzelnen Ansiedelungen Niederösterreichs, der Bukowina und Slawoniens. Ihre Anzahl ist (Ende 1864) auf 1,900000 anzuschlagen. Sie gehören mit den Czechen und Mähren ein- und demselben Sprach- und Völkerstamme an und bekennen sich zur kath. und luth. Kirche. Ihr Charakter ist dem altslaw. Typus vielleicht am meisten treu geblieben. Häufig durchziehen sie Deutschland und Polen als Leinwandhändler oder Drahtbinder. Als die Reformation unter den S., die bereits durch eingewanderte Hussiten zu derselben vorbereitet waren, von Böhmen her sich verbreitete, gewann die durch Prediger eingeführte eigentlich czech. oder böhm. Sprache einen großen Einfluß auf das Slowakische, und gleichsam nur unter dem Schutze des Böhmischen erwuchs langsam eine slowak. Literatur. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die slowak. Volkssprache zur Schriftsprache zu erheben, und es sind ziemlich zahlreiche prosaische und poetische Schriften in derselben erschienen. Von Schriftstellern sind zu nennen: Matth. Bel, 1684—1749, und Dan. Krman, 1663—1740, welche die Bibel übersetzten; Stephan Leschka, Prediger zu Kis-Körös, 1757—1818, der die erste slowak. Zeitschrift herausgab; Bernolak, der eine slowak. Grammatik verfaßte; Georg Palkowitsch, Kanoniker von Gran, gest. 1835, der die Heilige Schrift (2 Bde., 1833) übersetzte; Plachy, Tablitsch, dessen «Poesien» in vier Bänden (1806—12) erschienen; vor allen aber Holly, dessen Epopöen den größten Beifall erlangt haben. Auch Joh. Kollar, Prediger zu Pesth, hat nicht nur um die böhm., sondern auch um die slowak. Sprache große Verdienste. Die S. besitzen eine Menge der schönsten Volkslieder, die zu Pesth (2 Bde., 1823—27) und in einer Sammlung von Kollar (2 Bde., Ofen 1834) zum Theil herausgegeben wurden. In jüngerer Zeit hat durch Stur und dessen erste polit. Zeitung für die S. die slowak. Schriftsprache neuen Aufschwung genommen. Von den S. ging auch die heftigste Reaction gegen den Magyarismus aus.

Slowenen oder Slowenzen heißen mit ihrem einheimischen Namen die in Steiermark, Kärnten, Krain, im österr. Küstenlande, in einem kleinen Weststriche Ungarns und im venetian. Friaul wohnenden slaw. Stämme, sonst auch Wenden oder Winden, in gelehrten Schriften auch Korutaner genannt. Sie sind in diesen Gegenden gegen das Ende des 6. Jahrh., theils aus eigenem Triebe, theils weichend dem Andrange der Avaren, aus Pannonien eingewandert. Be-

reits 595 standen sie im Kampfe mit dem bair. Herzoge Thassilo. Diese Kämpfe erneuerten sie auch später wiederholt. Zwischen 627—662 standen sie im Bundesverhältniß zu Samo's Reich. Um diese Zeit geschah auch der erste Versuch des heil. Amandus, sie zum Christenthume zu bekehren. Dann führten sie längere Kämpfe mit den Markgrafen von Friaul. In größere Gefahr versetzten sie die mächtigen Franken, nachdem diese 725—749 Baiern bezwungen hatten. Borut (750) heißt der erste windische Herrscher, der den Franken unterworfen wurde. Seine Söhne und Nachfolger Karat und Chotimir waren bereits eifrige Christen. Unter dem Baiernfürsten Thassilo II., der sich auf einige Zeit von der fränk. Oberherrschaft losmachte, gehorchten die Winden dem erstern. Wladuch (772) war damals ihr Herrscher. Aber bald darauf eroberte Karl d. Gr. Baiern und gleichzeitig auch ganz Korutanien um 788. Das Land wurde eine eigene Windische Mark, die dem Reiche Karl's d. Gr. einverleibt ward. Daraus entstanden später die Herzogthümer Steiermark, Kärnten, Krain, welche an Deutschland, zuletzt an Oesterreich übergingen und zum großen Theile germanisirt wurden. Die Sprache der S. ist eine südslawische und schließt sich zunächst der kroatisch-serbischen an. Dieselbe besitzt sehr alte und schätzenswerthe Denkmäler. Das älteste (unter den slawischen überhaupt) ist die sog. Freisinger, jetzt Münchener Handschrift von 957—994, geschrieben von dem freisinger Bischof Abraham, bestehend aus drei Stücken religiösen Inhalts, gedruckt in Kopitar's «Glagolita Clozianus» (Wien 1836). Bis zum 16. Jahrh. herrschte dann im Volke ein tiefes Schweigen in literarischer Hinsicht; erst die Reformation erweckte wieder ein neues Leben. Gelehrte Geistliche, Truber (1550—86), Juricziez (1562), Krell (1567), Dalmatin (1576—89), Bohoricz (1584), bildeten die alte Sprache in hohem Grade aus. Der letztere schrieb die erste krainische Grammatik (1584). In demselben Jahre erschien zu Wittenberg die Uebersetzung der ganzen Bibel, und zahlreiche theol. und Andachtsbücher folgten. Eine zweite kath. Bibel erschien erst 1791 in Laibach. In der Dichtkunst erwarben sich einen Namen: Pohlin (1780), Dewa, Linhart und Wodnik (1780—1819); in neuerer Zeit Jarnik (1814), Preszern, Kastelic, Zupan. Eine gute Grammatik verfaßte Metelko (1830), die beste blieb aber die Kopitar's (Laib. 1808); ein Wörterbuch erschien von Jarnik und Murk (1832); eine Sammlung von Volksliedern gaben Wraz (1839) und Korytko (1839) heraus. Vgl. Schafarik, «Geschichte der südslaw. Literatur» (Bd. 1, Prag 1864).

Sluis, Sluys (spr. Sleus), franz. L'Ecluse, Stadt in der niederländ. Provinz Zeeland, und zwar in Staatsflandern, an der belg. Grenze, an der Twin oder Zwin (einem Meereseinschnitt), 4 M. in Südwesten von Middelburg gelegen und mit Brügge durch einen über das Dorf Damm oder Damme führenden Kanal verbunden, zählt 1500 E. und hat einen schönen innern Hafen (der Außenhafen ist versandet), ein Rathhaus mit einem eigenthümlich gebauten Thurme, eine schöne Hauptwache auf dem großen Marktplatze, eine reform. und eine kath. Kirche. An Industrieanstalten bestehen eine Eisengießerei und einige minder bedeutende Fabriken. Außerdem wird ansehnliche Fischerei und Schiffahrt betrieben. Früher war S. als Hafen von Brügge viel bedeutender, seit dem 15. Jahrh. der berühmteste niederländ. Hafen für alle europ. Schiffe. Als hier jedoch das Meer zurückwich, kam Damme in Flor, das jetzt 3 St. vom Meere entfernt liegt. S. hieß im Mittelalter Lambertsvliet und erhielt seinen jetzigen Namen wegen einer 1331 daselbst angelegten Schleuse. Der Ort war früher mehr wegen der sumpfigen Umgebung als durch die nach holländ. Weise bastionirten Werke eine sehr starke und wichtige Festung. Auf der Höhe von S. wurde 24. Juni 1340 die franz. Flotte von den Engländern vernichtet. 1405 und 1436 ward die Stadt von den Engländern belagert, 1606 durch Moritz von Oranien erobert, und seitdem blieb sie bei Holland. 1747 und 24. Aug. 1794 ergab sie sich den Franzosen. Zu Damme wurde 1860 dem vläm. Dichter Jakob Maerlant (s. d.) auf Staatskosten ein Standbild (von Pickery) errichtet.

Smala, ein arab. Wort, womit die Equipage, das Gefolge, das Zelt der Familie, die Dienerschaft eines arab. Häuptlings bezeichnet wird, die er auf Kriegszügen bei sich führt.

Småland, die größte Landschaft im südl. Schweden oder Götaland, grenzt gegen Osten an die Ostsee und umfaßt 555,2 Q.-M. (davon 48,3 Gewässer) mit einer Bevölkerung (Ende 1865) von 542661 E., davon 35397 auf die 8 Städte (Kalmar, Westervik, Oscarshamn, Wimmerby, Weriö, Jönköping, Eksjö und Grenna) entfallen. Im allgemeinen ist das Land nicht fruchtbar, wol aber berg- und wasserreich. Schöne Gegenden wechseln mit höchst traurigen, bebaute Felder und Wiesen mit öden Heiden, ausgedehnten Waldungen, weiten Sümpfen und zahllosen Landseen. Wegen seiner Naturschönheit berühmt ist der Küstenstrich, zugleich auch der fruchtbarste Theil. Der ganze Süden bildet ein Bergplateau, das sich von Westen, Süden und Osten gegen Norden erhebt. Von dem nördlichsten Theile der Landschaft, welche ziemlich steil nach

Oestergötland abfällt, geht ein Bergrücken aus, der sich bis an das Südende des Wettersees erstreckt und hier seine höchsten Punkte erreicht. Das Land ist, namentlich im Norden, ziemlich reich an Metallen, besonders an Eisenerz und Sumpfeisen; auch ist etwas Kupfer vorhanden. Hier ist auch Bergbau eine Hauptbeschäftigung neben Viehzucht, Waldwirthschaft und Ackerbau. In administrativer Hinsicht ist S. in drei Län getheilt. Der nördl. Theil begreift Jönköpingslän (202,2 Q.-M. mit 183851 E.) mit dem isolirten Eisenberge Taberg (1032 F.), südlich vom Wettersee, mit zahlreichen einzelnen Bauerhäusern und Gehöften. Die Hauptstadt Jönköping, am Wettersee und 1 M. vom Taberg in reizender Gegend gelegen, aber Ueberschwemmungen ausgesetzt, regelmäßig gebaut, ist der Sitz des Götha-Hofgerichts und des Landeshauptmanns und zählt 9801 E. Der südl. Theil von S. umfaßt Wexiölän oder Kronobergslän (170,8 Q.-M. mit 162553 E.), ein bergiges und steiniges Land, überaus reich an Seen, mit Eichen-, Buchen- und Fichtenwaldungen bestanden, mit der Hauptstadt Wexiö (s. d.). Das östl. Küstenland bildet Kalmarlän (182,5 Q.-M. mit 196257 E.), mit der Hauptstadt Kalmar (s. d.). Zu diesem Län gehört außerdem noch die große Insel Oeland (24,4 Q.-M. mit 36908 E.). In alter Zeit hatte S. den Namen Smålande oder Smålönd (spr. Smaulönd, wie noch bei den Einwohnern), d. h. kleine Länder. Es scheint aus mehrern kleinen Staaten oder besondern Gemeinden bestanden zu haben.

Smalte, s. Kobalt und Blaufarbenwerke.

Smaragd, ein Edelstein, die grüne und durchsichtige Varietät des von den Mineralogen Beryll genannten Minerals. Derselbe krystallisirt in sechsseitigen Säulen mit basischer Spaltbarkeit, ist weit härter als Quarz, 2,7 mal so schwer als Wasser. Er besteht aus Kiesel-, Thon- und Beryllerde mit einigen beigemischten Oxyden. Man unterscheidet zwei Arten, den edeln S. und den Beryll (s. d.). Der erstere findet sich als außen glatte, einzeln ein- oder aufgewachsene Krystalle, selten in Drusen, ist glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend und in verschiedenen Nuancen smaragdgrün. Bis zu 120° geglüht, wird er blau, erlangt aber beim Erkalten seine Farbe wieder; bei 150° schmilzt er zu einer dunkeln Masse. Die größten bekannten S. erreichen etwa 10 Zoll in der Länge und 3 Zoll in der Dicke. Als Edelstein ist er sehr geschätzt und wird besonders in der Form der Tafelsteine geschliffen, wobei sich seine Farbe am schönsten ausnimmt. Er wird in Salzburg und Sibirien, hauptsächlich aber in Peru gefunden. Die Alten verstanden unter diesem Namen theils den echten S., theils den grünen Flußspat.

Smidt (Joh.), ein um seine Vaterstadt Bremen wie überhaupt um die Interessen Deutschlands verdienter Staatsmann, geb. 5. Nov. 1773, der Sohn eines Predigers, stammt aus einer angesehenen bremer Familie und studirte in den neunziger Jahren zu Jena Theologie, wo er mit den damals dort vereinigten Männern deutscher Bildung, namentlich mit Fichte, in lebhaften Verkehr trat. Später kehrte er nach Bremen zurück, und hier eröffneten ihm Talent und vielseitige Bildung eine ungewöhnliche Laufbahn. Er ward erst Professor der Geschichte am damaligen Gymnasium illustre, dann, ungeachtet seiner Jugend, Syndikus der «Aelterleute» und 1800 Rathsherr. In dieser Stellung übte er fortan großen Einfluß auf das Schicksal der hanseatischen Republiken und ihres commerziellen Lebens. So verdankte ihm Bremen bei Gelegenheit des Reichsdeputationshauptschlusses (1803) die Abrundung seines Territoriums und die wenigstens legale Befreiung vom Elsflether Zoll. Nach der Schlacht bei Leipzig wußte er als diplomatischer Vertreter Bremens die Selbständigkeit der Hansestädte und ihre Aufnahme als Glieder des Deutschen Bundes durchzusetzen. Sodann war er als Gesandter Bremens insbesondere in den Verhandlungen thätig, die 1820 die Freiheit des Weserstroms begründeten. Seine Zeit zwischen Frankfurt und Bremen theilend, gab er dem aufstrebenden Handel seiner Vaterstadt einen mächtigen Impuls nach dem andern, bewirkte eine Reihe von Verträgen mit fremden Ländern, sorgte für die Ausbreitung der consularischen Vertretung, bewog England, die Vereinigten Staaten, Brasilien u. s. w., die deutschen Hansestädte als die nationalen Ausfuhrhäfen des Bundes anzuerkennen, und machte sich zum Mittelpunkte und Führer aller der Strebungen und Schöpfungen, welche die heutige blühende Lage Bremens herbeiführten. Seine bedeutendste Schöpfung ist die Gründung Bremerhavens (s. d.) am Ausflusse der Weser, durch welche dieser wichtige deutsche Strom den ersten Seehafen erhielt, der den gesteigerten Anforderungen der modernen Schiffahrts- und Handelsverhältnisse genügt. S. wußte es zu erreichen, daß die Krone Hannover für die Anlage ein Terrain der Stadt Bremen abtrat (1827), und daß die Bürgerschaft dieser Stadt für den Bau eines großen Docks die erforderlichen bedeutenden Summen bewilligte, nicht ohne hartnäckigen Widerstand derjenigen, welche die große Zukunft des deut-

schen Handels für einen Traum hielten. Schon 1821 auch äußerlich als Bürgermeister an die Spitze des bremer Gemeinwesens gestellt, behauptete er diesen hohen Posten, die kurze demokratische Periode von 1849—52 abgerechnet. S. starb zu Bremen 7. Mai 1857. Im J. 1831 war ihm in Hinsicht auf seine staatsrechtliche Vertheidigung der freien Stromschiffahrt von der Universität Jena der jurist. Doctortitel verliehen worden.

Smith (Adam), berühmter engl. Staatswirthschaftslehrer, geb. 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland, wo sein Vater Zollbeamter war, widmete sich anfangs zu Glasgow und Oxford der Theologie, verließ aber diese Bahn und hielt seit 1748 zu Edinburgh Vorlesungen über die Rhetorik und die schönen Wissenschaften, bis er 1751 Professor der Logik und der Moral zu Glasgow wurde. Als akademischer Lehrer erlangte S. sehr bald einen ausgezeichneten Ruf. In jener Zeit ließ er seine «Theory of moral sentiments» (1759) erscheinen, worin er die Sympathie zur Grundlage der Moral machte. Nachdem er 1764 und 1765 den Herzog von Buccleugh auf einer Reise durch Frankreich und Italien begleitet hatte, lebte er ohne Amt zehn Jahre in seiner Vaterstadt blos den Studien. Eine würdige Frucht dieser langen Eingezogenheit war sein Werk «Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations» (2 Bde., Lond. 1776 u. öfter; später wiederholt von Buchanan, dann von M'Culloch neu herausgegeben; deutsch von Garve, 4 Bde., Bresl. 1794—96; von Asher, 2 Bde., Stuttg. 1861), das ihn durch ganz Europa berühmt machte. Der Hauptzweck desselben war, zu zeigen, wie die Natur selbst durch die Grundanlagen des menschlichen Geistes und durch die äußern Lagen, in welche sie die Menschen versetzt, für die stufenweise Vermehrung des Reichthums der Völker gesorgt hat, und zugleich zu beweisen, daß das wirksamste oder vielmehr einzige Mittel, ein Volk blühend und reich zu machen, darin bestehe, daß man der Natur in ihren Einrichtungen folgt, indem man jedem Menschen, solange er gerecht gegen andere verfährt, freistellt, seinen Vortheil auf jedem beliebigen Wege zu verfolgen und sowol seinen Fleiß wie sein Vermögen mit dem Fleiße und Vermögen seiner Mitbürger ungehindert auszutauschen. Jede Regierung, welche entweder durch außerordentliche Aufmunterungen auf einen besondern Zweig der Betriebsamkeit einen größern Theil des Kapitals der Gesellschaft hinzieht, als natürlicherweise ihm zufließen würde, oder durch außerordentliche Einschränkungen einer andern Art der Betriebsamkeit den Theil des Kapitals entzieht, der sonst in ihr angewendet worden wäre, schadet dem großen Zwecke, den sie zu befördern sich vorsetzt. Der Staat soll nur dreierlei besorgen: Schutz gegen fremde Staaten, Rechtspflege im Innern, Errichtung solcher gemeinnütziger Anstalten, welche das Privatinteresse gar nicht errichten könnte. Insbesondere spricht sich S. aus gegen Ein- und Ausfuhrverbote, Zünfte, Prämien, Begünstigungen einzelner Fabriken, Taxen, Monopole und Eingriffe in die Rechte des Menschen und des Bürgers. Während diese praktischen Ergebnisse mit jenen der Physiokraten (s. d.) meistens zusammentreffen, unterscheidet sich S. theoretisch doch wesentlich von diesen. Er läßt nicht blos die Rohproducenten, sondern auch die Gewerbtreibenden und Kaufleute als productive Arbeiter gelten, wie er denn überhaupt die menschliche Arbeit als Productionsquelle sehr in den Vordergrund stellt. Inconsequent betrachtete er jedoch alle mit persönlichen Diensten Beschäftigten, selbst die Aerzte, Lehrer, Richter u. s. w., als unproductive. Uebrigens gibt es fast kein Gebiet der Nationalökonomie, welches S. nicht mit bedeutenden Entdeckungen bereichert hätte. Dahin gehört besonders seine Lehre, daß die Arbeitstheilung von der Größe des Kapitals und Marktes bedingt wird; daß jeder Waarenpreis in die drei großen Einkommenszweige, Grundrente, Arbeitslohn und Kapitalzins, aufgelöst werden kann; daß Ersparen und Verzehren keinen unbedingten Gegensatz bilden. Ferner ist die Unterscheidung zwischen stehendem und umlaufendem Kapitale sowie überhaupt der Begriff Kapital eigentlich erst von S. recht begrenzt und analysirt worden. Sodann ist zu erwähnen seine Darstellung der Gründe, welche in den verschiedenen Arbeitszweigen die Höhe des Lohns verschieden gestalten; seine vortreffliche Theorie der Zettelbanken u. a. m. Seine Irrthümer beruhen fast sämmtlich auf einer Ueberschätzung des Tauschwerths der Güter, verglichen mit dem Gebrauchswerthe. Die Form von S.'s Werken ist durchaus die eines großen classischen Schriftstellers. Den letzten Abschnitt seines Lebens brachte S. zu Edinburgh zu und erhielt 1778 die einträgliche Stelle eines königl. Commissars für die Zölle in Schottland. Er starb 17. Juli 1790. S. erlebte es nicht nur, daß der gegen seine Theorie zuerst erhobene Widerspruch nach und nach verschwand, sondern war auch noch Zeuge von dem praktischen Einflusse, den seine Schriften auf einige Zweige der Handelspolizei seines Vaterlandes erhielten. Sein Leben beschrieb Dugald Stewart, der auch eine Gesammtausgabe von S.'s Werken besorgte (5 Bde., Lond. 1817). Vgl. Rösler, «Ueber die Grundlehren der von S. begründeten Volkswirthschaftstheorie» (Erl. 1868).

Smith (James), ein launiger engl. Dichter, wurde 10. Febr. 1775 geboren und zu Chigwell in Essex erzogen. Er war der Sohn eines beim Board of Ordnance angestellten Beamten, dem er später in dieser Stellung folgte, welche ihm ein anständiges Auskommen sicherte. Mit einem feinen Sinn für das Lächerliche und unerschöpflichem Witze ausgestattet, dabei ein leidenschaftlicher Freund der geselligen Vergnügungen und namentlich des Theaters, machte er sich bald durch seine Bonmots und vers de société bekannt. Seine ersten Gedichte und humoristischen Versuche erschienen in dem «Pic-Nic Newspaper», worauf er an der von dem Dramatiker Cumberland gegründeten «London Review» theilnahm, die jedoch nach kurzem Bestehen aufhören mußte. Jetzt verband sich S. mit seinem jüngern Bruder Horace zu einer Reihe poetischer Nachahmungen, in welchen sie den Stil der gefeiertsten Dichter der Zeit, eines Scott, Byron, Wordsworth, Southey, in höchst geistreicher Weise parodirten und die 1812 unter dem Titel «Rejected adresses» veröffentlicht wurden. Der Erfolg war beispiellos, ebenso der Gewinn. Eine ähnliche Sammlung «Horace in London» erschien 1813. Mit dem gewonnenen Ruhme zufrieden und von Gichtschmerzen geplagt, zog sich S. seitdem vom Felde der Literatur zurück, indem er nur von Zeit zu Zeit Beiträge an das «New monthly magazine» und andere Journale einsandte. Doch schrieb er für den Schauspieler Mathews die Humoresken «Country cousins», «Trip to France» und «Trip to America», die dem Verfasser wie dem Darsteller bedeutende Summen eintrugen. Er starb 24. Dec. 1839. Sein Nachlaß wurde mit einer biographischen Skizze 1841 von seinem Bruder herausgegeben. — Horace S., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 31. Dec. 1779, betheiligte sich mit diesem an den «Rejected adresses» und andern literarischen Arbeiten und warf sich dann mit Eifer und Erfolg auf das von Walter Scott eröffnete Feld des histor. Romans. Sein «Brambletye house» (3 Bde., Lond. 1826) wurde gleich mit Beifall aufgenommen, obwol es die Concurrenz mit dem zur selben Zeit erschienenen «Woodstock» bestehen mußte, in welchem ebenfalls die Periode des engl. Revolutionskriegs behandelt wurde. Ihm folgten «Tor Hill», «Zillah», «Walter Colyton», «Reuben Apsley», «Jane Lomax», «The moneyed man», «Adam Brown», «Arthur Arundel» und mehrere andere, welche sich durch gefällige Schreibart und interessante Verwickelung auszeichnen, ohne auf tiefere Charakteristik oder Originalität der Behandlung Anspruch machen zu können. Das bedeutende Vermögen, welches S. theils dem Ertrage seiner Werke, theils seinem Geschäft als Börsenmäkler verdankte, verwendete er auf die edelste Weise, namentlich zur Unterstützung unbemittelter Literaten. Seine letzte Arbeit war «Love, a tale of Venice» (3 Bde., Lond. 1846). Er starb zu Tunbridge-Wells 12. Juli 1849.

Smith (Sydney), ein geistreicher engl. satirischer und polit. Schriftsteller, wurde 3. Juni 1771 zu Woodford in Essex geboren und bezog 1789 die Universität zu Oxford, wo er Theologie studirte. Er ging 1798 als Erzieher nach Edinburgh, wo er 1802 in Verbindung mit Jeffrey und Brougham die berühmte «Edinburgh Review» begründete, deren Mitarbeiter er bis 1828 blieb, obgleich er die Redaction schon 1803 niederlegte, als er in London als Prediger am Findelhause angestellt wurde. Hier zeichnete er sich bald als Kanzelredner aus, gab seine Vorträge auch heraus («Sermons», 2 Bde., Lond. 1809) und erwarb sich durch seine Freisinnigkeit sowol Freunde als auch eifrige Gegner. 1806 erhielt er von der Whigregierung die Pfründe Foston in der Grafschaft York, wo er nun als Landpfarrer lebte, bis er 1828 eine andere Pfarrstelle zu Combe-Flory in der Grafschaft Gloucester erhielt. Erst 1831 erhielt er das Kanonikat an der Paulskirche zu London und starb hier 21. Febr. 1845. Durch seine polit. Schriften, in denen er stets auf seiten der Whigs focht und Emancipation der Katholiken, Reformbill und alle freisinnigen Verbesserungen mit Entschiedenheit und Schärfe vertheidigte, hat er sich ein großes Verdienst um England erworben, namentlich durch seine «Letters on the subject of the catholics by Peter Plymley», ein Meisterstück des feinen Witzes und schlagender Dialektik, welches 21 Auflagen erlebte, und durch seine Abhandlung über das Ballot (1839). Außerdem hat man von ihm anziehende Vorlesungen über Moralphilosophie, die 1804—6 in London vor einem gemischten Publikum gehalten wurden, aber erst lange nachher im Druck erschienen («Elementary sketches of moral philosophy», Lond. 1850). Seine gesammelten Werke (3 Bde., 1843) haben wiederholte Auflagen erlebt. Eine Biographie S.'s veröffentlichte Lady Holland, seine Tochter (2 Bde., Lond. 1855).

Smith (Sir William Sidney), berühmter brit. Admiral, war der Sohn eines Offiziers und wurde 1764 zu London geboren. Er trat im Alter von 13 J. in die brit. Marine, schwang sich rasch empor und war, als der Friede von 1783 zu Stande kam, schon Fregattenkapitän.

Von Thatenlust getrieben, ging er 1788 in schwed. Dienste und kämpfte mit großer Auszeichnung in der Seeschlacht vom 9. Juli 1790 gegen die Russen. Nach dem Frieden von 1790 reiste er nach Konstantinopel und nahm auf der türk. Flotte Dienste. Als jedoch der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, begab er sich auf die Flotte des brit. Admirals Hood, der Toulon blokirte. Bei der Wiedereinnahme Toulons durch die Republikaner erhielt er den Auftrag, die auf der Rhede befindlichen franz. Schiffe sowie die Arsenale in Brand zu stecken. S. vollzog 18. Dec. 1793 diesen furchtbaren Auftrag und lud dadurch den Haß und die Verwünschungen des Feindes auf sich. Seitdem gebrauchte ihn die brit. Regierung zu den kühnsten Unternehmungen. 1795 drang er auf Befehl des Admirals Warren mit seiner Fregatte unter franz. Flagge in den Hafen von Brest und zog durch diesen kecken Streich die genaueste Nachricht von dem Bestande der franz. Flotte ein. Zwar entdeckte man ihn, doch gelang es ihm, zu entkommen. Im folgenden Jahre fiel S. in einem Gefechte vor Havre in die Hände der Republikaner. Das Directorium ließ ihn nach Paris bringen und in den Temple werfen, aus dem ihn mehrere ihm befreundete Gegner der Regierung mittels eines nachgemachten Befehls des Polizeiministers retteten und nach England beförderten. Man empfing ihn hier mit außerordentlichem Enthusiasmus und der König gab ihm den Befehl über den Tiger von 80 Kanonen, mit welchem er nach dem Mittelmeere abging. Im Verein mit seinem Bruder, James Spencer S., der brit. Gesandter zu Konstantinopel war, bewog er die Pforte zu einem Defensiv- und Offensivvertrage, der die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten bezweckte. Hierauf begab er sich an die syr. Küste, nahm die zu Kaïffa geankerte franz. Flotille weg und versah St.-Jean d'Acre mit Geschütz und tüchtigen brit. Offizieren, sodaß Bonaparte die Belagerung des Platzes aufheben mußte. Im folgenden Jahre (1799) schloß er mit Kleber (s. d.) die Convention von El-Arisch, die aber der brit. Admiral, Lord Keith, nicht ratificirte. S. kehrte jetzt nach England zurück und wurde mit großer Auszeichnung empfangen, auch 1802 von der Stadt Rochester ins Unterhaus gewählt. Mit der Erneuerung des Kriegs erhielt er den Befehl über ein leichtes Geschwader im Kanal. Nachdem er 1805 zum Contreadmiral erhoben worden, stieß er zum Admiral Collingwood im Mittelmeere, der ihm die Deckung Siciliens und die Beunruhigung der Franzosen im Neapolitanischen auftrug. 1807 kreuzte er vor der Mündung des Tejo. Der durch die Franzosen vertriebene Prinzregent von Portugal suchte Zuflucht bei ihm und ließ sich durch ihn nach Brasilien bringen. Seitdem wurde S. nicht mehr im öffentlichen Dienste verwendet. Man schrieb die Ungunst, in welche er am brit. Hofe gefallen, den Rücksichten zu, welche er der Prinzessin Karoline bei deren Reise auf dem Continente erwiesen hatte. Mehrere philanthropische Vereine schickten ihn 1814 auf den Congreß nach Wien, wo er vergeblich die Abschaffung der Sklaverei der Weißen und die Zerstörung der Barbareskenstaaten beantragte. Er lebte in Frankreich, als ihn Wilhelm IV. bei der Thronbesteigung zurückrief und 1830 zum Generallieutenant der Marinetruppen ernannte. Dessenungeachtet ging er nach einiger Zeit wieder nach Paris, wo er 26. Mai 1840 starb. Vgl. Barrow, «Life and correspondence of Sir W. S. S.» (2 Bde., Lond. 1847).

Smithsonian Institution ist der Name des großartigen wissenschaftlichen Instituts zu Washington in Nordamerika, den es nach seinem Begründer, dem Engländer James Smithson, erhielt. Letzterer war ein natürlicher Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde zu Oxford erzogen und 1787 zum Mitglied der Royal-Society erwählt. Namentlich beschäftigten ihn chem. Untersuchungen, deren Resultate er in acht Abhandlungen in den «Philosophical transactions» mittheilte. Er stand mit den hervorragendsten Männern der Wissenschaft in Verbindung, hatte aber keinen festen Wohnsitz. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er meist auf dem Continent, wo er 27. Juni 1829 zu Genua starb. Er war nie verheirathet und hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von 120000 Pfd. St., das er, mit Ausnahme einiger Legate, seinem Neffen Henry James Hungerford vermachte, jedoch mit der Weisung, daß die Summe, falls der Genannte ohne Nachkommenschaft sterbe, an die Vereinigten Staaten zur Gründung eines Instituts für Förderung der Wissenschaft fallen solle. Mit dem Tode Hungerford's zu Pisa 5. Juni 1835 trat dieser Fall ein, worauf die amerik. Regierung einen Agenten zur Hebung der Summe nach England absendete. Nach einem Proceß mit dem Court of Chancery zu London, den die Amerikaner gewannen, wurde das Geld in Sovereigns in den amerik. Staatsschatz im Sept. 1838 eingezahlt. Die Summe betrug damals 515169 Dollars, welche der Staatsschatz mit 6 Proc. jährlich verzinst. Bis zur eigentlichen Begründung des Instituts, welche durch die Acte vom 10. März 1846 erfolgte, war die Summe der Zinsen bereits zu 242129 Dollars angewachsen. Constituirt wird diese «Smithsonian Institution for the in-

crease and diffusion of knowledge among men» durch den Präsidenten und Vicepräsidenten, die Mitglieder des Cabinets, den Oberrichter des obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, den Mayor von Washington, den Commissär des Patentamts und die von diesen zu Ehrenmitgliedern ernannten Personen. Den Vorstand, genannt «Regents of the Smithsonian Institution», bilden drei der amtlichen (Vicepräsident, Oberrichter und Mayor) und zwölf andere Mitglieder (drei Senatoren, drei Repräsentanten, sechs durch gemeinschaftliche Resolution beider Häuser bestimmte Bürger der Union). Dem Zwecke des Stifters gemäß (der übrigens nie selbst in Amerika war und nur aus reiner Liebe zur Wissenschaft die Stiftung dorthin verlegte) sucht das Institut einerseits zu neuen Forschungen anzuregen, andererseits das Wissen zu verallgemeinern durch eine Reihe von Berichten über die neuen Entdeckungen in den verschiedenen Zweigen des Wissens, durch Drucklegung von Specialuntersuchungen über Gegenstände von allgemeinem Interesse, durch öffentliche Vorlesungen, endlich durch Gründung einer Bibliothek, eines naturhistor. Museums und einer Kunstgalerie. Man schritt sofort zur Errichtung eines geeigneten Gebäudes, welches, eine Zierde Washingtons, im normann. Stil aufgeführt wurde und bei einer größten Breite von 132 F. eine Länge von 447 F. besitzt. Die Bibliothek und die Museen sind zwar noch im Entstehen begriffen, vermehren sich aber rasch durch Ankauf und Geschenke. Auch hat die Herausgabe der «Smithsonian Contributions to knowledge» in schöner Ausstattung 1848 begonnen, welche, wie die übrigen kleinern Publicationen, an eine große Anzahl auswärtiger gelehrter Gesellschaften und wissenschaftlicher Institute unentgeltlich vertheilt werden. Dem Operationsplane des Instituts gemäß richtet dasselbe ausschließlich seine Aufmerksamkeit auf solche wissenschaftliche Gegenstände und Unternehmungen, welche von andern Gesellschaften oder öffentlichen Instituten nicht oder nicht genügend gefördert werden können, entweder wegen beschränkter Geldmittel oder wegen Mangel an unmittelbarem praktischen Interesse. Das Institut entwickelt seine Thätigkeit namentlich in vierfacher Weise: 1) durch Forschungen, insbesondere in Ethnologie, Astronomie und Erdmagnetismus (Professor Bache's Küstenvermessung und Kapitän Kane's Nordpolexpedition wurden wesentlich vom Institut unterstützt, und es unterhält dasselbe 500 feste magnetische Beobachtungsstationen über den ganzen nordamerik. Continent); 2) durch Veröffentlichung von Schriften, und zwar a) die «Smithsonian Contributions», b) die «Annual Reports» an die Vorsteher, c) die «Miscellaneous Collections»; 3) durch Austausch interessanter und seltener wissenschaftlicher, antiquarischer und sonst merkwürdiger Gegenstände (in dieser Beziehung ist das Institut fast zum Mittelpunkt der Communication aller gelehrten Gesellschaften der Erde geworden); 4) durch wissenschaftliche Correspondenz mit Gelehrten, Forschern und Schwesterinstituten. Das Kapital des Instituts hatte sich (1867) durch weise Verwaltung seiner Fonds auf 655000 Dollars vermehrt. Erster Grundsatz der Verwaltung ist, daß die Vorsteher des Instituts bei Verfolgung seiner Zwecke niemals den Kapitalstock, sondern nur die Zinsen angreifen dürfen.

Smolensk, die Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (1018,12 Q.-M. mit 1,137212 E.), 56 M. im Westsüdwesten von Moskau malerisch auf dem Steilufer des Dnjepr gelegen, eine der ältesten Städte des Reichs, nach dem Brande von 1812 neu aufgebaut, ist Sitz des Bischofs von S. und Dorogobusch. Die Stadt hat sehr dicke Mauern mit 17 Thürmen und wird durch eine Citadelle, einen Erdwall mit fünf umfangreichen Bollwerken sowie durch mehrere Außenwerke vertheidigt. Es sind dies die Ueberreste einer ungeheuern Feste, welche 1596 vom damaligen Reichsverweser Boris Godunow angefangen und im Laufe von vier Jahren vollendet ward. Die Stadt hat die große, prachtvolle Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, 24, zum Theil höchst alterthümliche Kirchen und Kapellen, 3 Klöster, 1 Priesterseminar, 1 Cadettenhaus, 1 Gymnasium, 2 Kreis- und 2 Pfarrschulen, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und 23091 E. (1863), welche viele Fabriken in Leder, Hüten, Seidenzeugen und Seife unterhalten und ausgebreiteten Handel mit Getreide und andern Landeserzeugnissen treiben. Der Handel wird durch eine dreitägige große Messe unterstützt sowie durch die 1867 eröffnete Eisenbahn, welche die Stadt über Witebsk mit der Petersburg-Warschauer und mit der Rigaer Bahn in Verbindung setzt, und deren Weiterbau gegen Südosten nach Orel 1868 in Angriff genommen war. S. ist gewissermaßen der Schlüssel zum Innern Rußlands, das Thor auf der Straße nach Moskau, auf welcher stets die Feinde des Reichs, die Litauer, Polen, Karl XII. und Napoleon I., vorgedrungen sind. Schon im 9. Jahrh. wird die Stadt erwähnt. Sie wurde 880 von Oleg, dem Vormunde von Rurik's Sohn, Igor, erobert, 1395 und 1404 durch Witowt von Litauen eingenommen, der sie zur Hauptstadt eines Palatinats machte, 1514 aber von den Russen unter Wassilij Iwanowitsch sammt dem ganzen Palatinat zurückerobert. Bald nach

ihrer Befestigung durch Boris Godunow wurde S. vom Polenkönig Sigismund III. mit 12000 Reitern, deutschem Kriegsvolk, litauischen Tataren und 10000 saporoger Kosacken umschlossen und nach einer 20monatlichen heldenmüthigen Vertheidigung unter dem Bojaren Scheïn 3. Jan. 1611 erobert, freilich fast nur noch als Aschenhaufen. Erst 1654 fiel sie durch Verrath wieder in die Hände der Russen. Am 17. (5.) Aug. 1812 besiegte hier Napoleon I. die Russen unter Barclay de Tolly und Bagration, wobei die Stadt zur Hälfte in Flammen aufging, und bahnte sich so den Weg nach Moskau. Auch sammelten sich bei S. wieder die Franzosen 9. bis 13. Nov. auf ihrem Rückzuge. Kutusow erhielt von der Stadt den Beinamen Smolenskoi.

Smolka (Franz), ein Vorkämpfer für die föderalistische Gestaltung des österr. Staatswesens, geb. 4. Nov. 1810 zu Kalusz, einem galizischen Landstädtchen, erhielt seit 1820 seine Ausbildung in Lemberg, bezog die dortige Universität und erlangte daselbst 1836 die jurist. Doctorwürde sowie 1840 die Advocatur. Doch schon im folgenden Jahre gerieth er wegen Theilnahme an den seit 1832 bestehenden polit. Geheimbünden in Untersuchung und ward, nachdem er sich vier Jahre in strenger Haft befunden, zum Tode verurtheilt. Eine 1845 verkündete Amnestie gab ihm zwar die Freiheit, nicht aber sein Amt und den akademischen Grad zurück. Bei Anbruch der Bewegungen des Jahres 1848 hatte S. wesentlichen Antheil an der galizischen Adresse vom 19. März, welche die seit 1842 von den Landständen vergeblich geforderte Aufhebung der Fron- und Unterthanenpflicht und die Gewährung von umfassenden bürgerlichen Freiheiten als unumgänglich darlegte. Nach seiner völligen Restitution war er auch als Abgeordneter zum österr. Reichstage in derselben Richtung thätig und vertrat schon damals die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Italien und den Ungarn. Am 12. Sept. 1848 ernannte ihn der Reichstag zum Vicepräsidenten. Der um sich greifenden Desorganisation suchte S. mit Ruhe und Festigkeit zu begegnen. Obgleich er durch sein muthiges Dazwischentreten den Kriegsminister Latour 6. Oct. der Volkswuth nicht zu entreißen vermochte, gelang es ihm doch nach der Flucht des Präsidenten Strohbach als nunmehriger Vorsitzender den Reichstag als letzte, in der Hauptstadt zu Recht bestehende Autorität zusammenzuhalten und dessen Bestand sowie die Unverletzlichkeit der Abgeordneten gegen den 31. Oct. siegreich einziehenden Feldmarschall Windischgrätz zu wahren. Das ihm angetragene Justizministerium hatte er abgelehnt. Als die Regierung den nach Kremsier verlegten Reichstag, welcher ihn dreimal hintereinander zum Präsidenten wählte, 7. März 1849 auflöste, verzichtete S. auch auf die Annahme einer hohen Stelle bei der galizischen Landesverwaltung und widmete sich wieder dem Anwaltsberufe. Die Wiederaufnahme der constitutionellen Regierungsform 1861 berief ihn zu neuer parlamentarischer Thätigkeit. Lemberg übertrug ihm ein Mandat zum galizischen Landtage, und dieser sendete ihn als Reichstagsabgeordneten nach Wien, wo er dem centralistischen Systeme des Ministeriums Schmerling widersprach, den einzelnen Kronländern die größtmögliche Autonomie zu sichern suchte und nach der Auflösung des ungar. Landtags im Aug. 1861 die sog. Verwirkungstheorie bekämpfte. Viele slaw. Städte ernannten ihn deshalb zum Ehrenbürger, mehrere ungar. Comitatscongregationen zum Ehrenbeisitzer. Da mit der endlichen Annahme des Dualismus, welcher nur Ungarn eine selbständige Stellung einräumt, das von S. verfochtene Princip eine Niederlage erlitt, so lehnte derselbe die abermalige Wahl zum Reichstagsabgeordneten ab und blieb nur Mitglied des galizischen Landesausschusses.

Smollett (Tobias), engl. Romanschreiber, geb. 1721 in Dalquhurnhouse bei Renton in der Grafschaft Dumbarton, lernte in Glasgow bei einem Wundarzte und ging nach vollendeter Lehrzeit 1740 nach London, ein Trauerspiel «The regicide» in der Tasche, das er zur Darstellung zu bringen hoffte. Hierin getäuscht, nahm er als Unterwundarzt auf einem Kriegsschiffe nach Westindien Dienst, von wo er 1746 zurückkehrte. Damals erregte er zuerst durch sein treffliches Gedicht «Schottlands Thränen», das Cumberland's Grausamkeit gegen Schottland rügte, Aufsehen. Da erneute Versuche, als Wundarzt ein Unterkommen zu finden, fehlschlugen, so widmete er sich von nun an der Schriftstellerei und schrieb Romane, Schauspiele, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, polit. Satiren und Gedichte; doch hat er nur als Romandichter wirkliche Bedeutung gewonnen. Er schrieb fünf Romane: «Roderick Random» (1748), «Peregrine Pickle» (1751), «Ferdinand Count Fathom» (1753), «Sir Lancelot Greaves» (1762) und «The expedition of Humphrey Clinker» (1771), von denen der letzte der beste, die beiden vorhergehenden aber die schlechtesten sind. Reiche Erfindungsgabe, angeborener Humor und Kenntniß des Lebens und der Menschen zeichnen alle seine Romane aus, aber den Namen von Kunstwerken verdienen sie nicht; dazu fehlt ihnen Einheit des Plans, genaue Zeichnung der Charaktere und kunstvolle Verknüpfung der Begebenheiten; häufig leiden sie auch durch Geschmack-

losigkeit und Zügellosigkeit in sittlicher Beziehung. S. hatte in seinem Leben oft mit Dürftigkeit zu kämpfen, daher sich auch häufig Mismuth in seinen Büchern Bahn bricht, namentlich in der Beschreibung seiner 1763 und 1765 gemachten Reise durch Frankreich und Italien. Kränklichkeit führte ihn 1770 noch einmal nach Italien, wo er 20. Oct. 1771 zu Livorno starb. Von S.'s übrigen Schriften sind am bekanntesten seine «History of England» (4 Bde., Lond. 1758) und seine Uebersetzung des «Don Quixote». Seine Werke erschienen in Einem Bande zu London 1841.

Smyrna (türk. Ismir), uralte See- und Handelsstadt im türk. Ejalet Aïdin, an der Westküste Kleinasiens, die bedeutendste, reichste und blühendste Stadt der Levante und Hauptverkehrsplatz zwischen Asien und Europa, ist im Hintergrunde des 9 M. weit ins Land eindringenden, von Bergen umgürteten herrlichen Smyrnaischen Meerbusens amphitheatralisch um einen steilen, unbewaldeten Berg gelagert, dessen abgestumpfter Gipfel ein Felsenschloß aus der Zeit der Genueserherrschaft trägt. Die Stadt, deren imposantes Aeußere keineswegs dem Innern entspricht, zerfällt in die untere oder Frankenstadt und die obere oder Türkenstadt. Die erstere besteht ihrem Haupttheile nach aus einer langen, finstern und kothigen Straße, von der aus viele besser angelegte, mit neuen Häusern versehene Nebengassen laufen. Der größte Theil des Hafenkai, der sog. Marina, gehört ebenfalls zur Frankenstadt, an deren äußerstem Südwestende sich der äußerst belebte Bazar, der Mittelpunkt des Tauschhandels zwischen europ. und asiat. Waaren, befindet. Vom Bazar gelangt man in die Türkenstadt, die sich am Fuße und Abhange des steilen Burgbergs ostwärts hinzieht, neben Türken auch Juden, Griechen und Armenier zu Bewohnern, aber nicht ein einziges schönes Gebäude hat, vielmehr durchweg unansehnlich und unscheinbar ist. S. zählt 160000 E., darunter nur gegen 45000 Türken und andere Mohammedaner, 65000 Griechen der anatolischen Kirche, etwa 20000 Juden und Armenier, 30000 Franken (Italiener, Engländer, Franzosen, Deutsche und andere Europäer), röm.-kath. Griechen und röm.-kath. Armenier. Ungeachtet dieser Mannichfaltigkeit der Nationalitäten und Religionen zeigt S. doch den Charakter einer griech. Stadt, und mit Ausnahme der Türken spricht die ganze übrige Bevölkerung (etwa 130000) mehr oder minder gut das Griechische. S. ist Sitz eines griech., eines armen. und eines röm.-kath. Erzbischofs sowie der Consuln der europ. Mächte, Persiens und Nordamerikas. Die Stadt hat viele Moscheen, aber keine einzige schöne, mehrere mohammed. Bethäuser und Derwischklöster, zwei kath., zwei armen. und drei griech. Kirchen ohne Thürme, auch ein prot. Bethaus, mehrere christl. Klöster und mehrere Synagogen, einen Palast des hier residirenden Gouverneurs, große Kasernen, viele Khans, Bäder und Kaffeehäuser. Unter den verschiedenen Unterrichtsanstalten befindet sich auch eine evang. Schule, ein griech. Collegium und ein von den Jesuiten gegründetes Collegium zur Verbreitung der röm.-kath. Kirche, unter den Krankenhäusern ein deutsches, ein englisches und ein französisches sowie eine Diakonissenanstalt. S. hat zehn Buchdruckereien, ebenso viele Zeitungen in fünf Sprachen, seit 1851 ein Handelsgericht und seit 1854 eine Bank. Die Industrie ist wenig belangreich. Die Stadt besitzt eine Maschinenfabrik, eine Kupferschmiede, eine Eisengießerei, zwei Seidenspinnereien; außerdem bestehen nur Kleingewerbe. Desto bedeutender, wenn auch großen Schwankungen unterworfen, ist der Handel. Zu Lande kommen hier durch zahlreiche Karavanen die Producte Kleinasiens, Syriens, der Euphratländer und Persiens, zur See die Fabrikate aller Länder Europas an, nach denen, sowie nach Nordamerika, andererseits die asiat. Erzeugnisse abgehen. 1865 kamen an 463 Packetboote, 129 Handelsdampfer, 2641 Segelschiffe, zusammen 3233 Schiffe von 507836 Tonnen, ungerechnet 421 Küstenfahrer. Dagegen gingen ab 463 Packetboote, 131 Handelsdampfer, 3117 Segelschiffe, zusammen 3711 Schiffe von 510953 Tonnen, ungerechnet 425 Küstendampfer. Der Gesammtwerth der Ausfuhr belief sich 1862 auf 112,966998, die der Einfuhr auf 68,158316 Frs. Der Export erstreckte sich auf Baumwolle, Knoppern, Droguen, Opium, Blutegel, auf Feigen, Rosinen und andere Früchte, auf Seide, Wolle und Thierhäute, auf Teppiche, Tücher, Manufactur- und Kurzwaaren. An der Ausfuhr waren betheiligt vor allen England, dann Frankreich, die türk. Häfen, Oesterreich, Amerika, Italien. Der Import umfaßte hauptsächlich Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenwaaren und andere Manufacten, auch Droguen und Medicamente. Betheiligt waren die türk. Häfen, dann England, Frankreich, Oesterreich, Amerika und Griechenland. S. ist der Ausgangspunkt aller zur Zeit in der asiat. Türkei bestehenden Eisenbahnen, die 1867 eine Länge von 31,45 M. hatten. Engl. Gesellschaften bauten eine Bahn gegen Südosten, die im Sept. 1852 bis Ajaslik (Ephesus), im Juli 1866 bis Aïdin eröffnet wurde (17,25 M.), und eine zweite gegen Nordosten, die im Oct. 1865 bis Manissa, 9,54 M. weit, und im Jan. 1866 noch 3,69 M. weiter, bis Kassuba, dem Verkehr übergeben ward. Letztere soll über Sardes, Kula nach Karahissar fortgeführt werden und eine

Zweigbahn von Manissa nach Akhissar und Kirkagatsch erhalten. Dazu kommt die 0,87 M. lange Localbahn von S. nach dem Städtchen **Burnabat** im Nordosten, einem beliebten Ausflugsorte der christl. Bevölkerung. In S. selbst sowie in der Umgebung sind nur geringe Spuren von Trümmern aus dem Alterthum sichtbar. S. ist eine von den Städten, welche auf die Ehre Anspruch machen, Homer's Vaterstadt zu sein. An den Ufern des Flüßchens Meles zeigte man einst den Ort, wo er geboren worden, und an dessen Quellen die Stelle, wo er in dunkler Grotte seine Gesänge gedichtet haben soll. Eine Merkwürdigkeit der Umgegend ist das der Stadt gegenüber am Nordrande des Golfs stehende sog. **Grab des Tantalos**, ein großer lydischer Grabhügel (Tumulus) auf kreisrundem Unterbau kegelförmig sich erhebend, an der Basis beinahe 200 F. im Durchmesser. Im Innern befindet sich eine viereckige Grabkammer.

S. war ursprünglich eine von Äoliern im 11. Jahrh. v. Chr. gegründete Colonie, die später von den Kolophoniern durch Verrath eingenommen und dem Ionischen Städtebund zugeführt (vor 688), aber schon um 627 von Sadyattes, König der Lydier, erobert und zerstört wurde. Erst Antigonus begann den Wiederaufbau der Stadt, der durch des Königs Tod in der Schlacht bei Ipsus (301) unterbrochen und dann von Lysimachus zu Ende geführt ward. Dies neue S., im Südwesten des alten und ½ M. dem Meere näher erbaut, erblühte zum Mittelpunkte des kleinasiat. Handels und war unter der röm. Herrschaft die erste Stadt Kleinasiens. Bischof Polykarpus erlitt ihn ihr 169 den Märtyrertod. Durch Erdbeben 378 in einen Trümmerhaufen verwandelt, baute Kaiser Marcus Aurelius die Stadt wieder auf, die durch die Fortdauer ihres großen Handelsverkehrs bald wieder zu neuer Blüte gelangte. 1074 wurde S. den Byzantinern durch die Seldschuken und 1083 durch den türk. Seeräuber Tzachas entrissen, aber bereits 1097 wieder dem griech. Kaiser unterworfen. Später war die Stadt längere Zeit im Besitz der Genueser, denen sie nur vorübergehend 1343 von den Venetianern, 1344 von den Rhodisern (Johannitern) entrissen wurde. 1402 wurde sie von Timur nach 14tägiger Belagerung erobert, ausgemordet und zerstört. Auch diesmal erhob sie sich wieder aus den Trümmern und blieb nun seit Befestigung der osman. Herrschaft durch Mohammed I. bis auf die Neuzeit von Kriegsschicksalen verschont. Doch litt sie wiederholt durch blutige Verfolgung der Christen und Juden von seiten der Moslems, durch große Feuersbrünste, heftige Erdbeben, Pest und Cholera (1865).

Snell (Ludwig), ein Hauptvertreter des Liberalismus in der Schweiz, geb. 6. April 1785 zu Idstein im vormaligen Herzogthum Nassau, besuchte daselbst das Gymnasium, dessen Director sein Vater war, studirte dann zu Gießen und versah 1809—17 ein Lehramt am Gymnasium seiner Vaterstadt. Nach Aufhebung des Gymnasiums zu Idstein ward er Director des neugegründeten preuß. Gymnasiums in Wetzlar, das er zu hoher Blüte brachte. Nach den Karlsbader Beschlüssen sah er sich jedoch, seiner freien Ansichten wegen, ohne Urtheil und Gehalt entlassen. Im Herbst 1824 ging er nach London, wo er sich durch literarische Arbeiten und höhern Privatunterricht sein Auskommen verschaffte. Seiner Gesundheit wegen kehrte er aber auf den Continent zurück und hielt seit 1827 an der Hochschule zu Basel Vorlesungen über Literatur und Geschichte der griech. Philosophie, war auch literarisch thätig. Nach der Julirevolution von 1830 wirkte er eifrig für die polit. Reform der Schweiz, übernahm 1831 die Leitung des «Republikaner» und ward, nachdem er das Bürgerrecht im Canton Zürich erhalten, in den Großen Rath gewählt. Nach Gründung der Hochschule zu Zürich erhielt er an dieser eine Professur, folgte indeß später einem Rufe an die Universität Bern, wo er philos. Staatsrecht, Regierungslehre, eidgenössisches Staatsrecht und Völkerrecht vortrug. Doch gerieth er hier mit der herrschenden Partei in Streit und mußte, infolge einer Intrigue, im Herbst 1836 den Canton verlassen. S. wandte sich nach Zürich zurück, wo er, die kommende Reactionskatastrophe ahnend, sich sowol gegen die Berufung von D. F. Strauß als auch gegen den wachsenden Pietismus erklärte, nach der Katastrophe aber durch verständige Opposition viel zur Umstimmung des irregeleiteten Volksgeistes beitrug. 1844 entwarf er die Petition an den Großen Rath von Zürich für Aufhebung des Jesuitenordens, während Keller denselben Antrag in Aarau stellte. Während eines längern Aufenthalts in Nassau wirkte er im gleichen Sinne auch in deutschen Blättern. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz im Sept. 1847 betheiligte er sich wieder publicistisch gegen Jesuiten und Sonderbund sowie für Gründung der neuen Bundesverfassung. Er zog sich sodann nach Küßnacht zurück, wo er, zum Theil beschäftigt mit einer Prüfung der socialistischen Ideen, 5. Juli 1854 starb. Außer zahlreichen kleinern Schriften, die zum Theil gegen den Ultramontanismus in der Schweiz gerichtet sind, verfaßte S. den letzten Band des von seinem Vater und Oheim herausgegebenen «Handbuch der Kant'schen Philosophie» (2 Bde., Zür. 1837) und das «Handbuch des schweiz. Staatsrechts» (2 Bde., Zür. 1844). — Sein

Vater Christian Wilhelm S., geb. zu Dachsenhausen 11. April 1755, erst Director des Gymnasiums zu Idstein, seit 1816 des zu Weilburg, gest. 31. Juli 1834, machte sich als anziehender moralphilos. Schriftsteller im Sinne Kant's vortheilhaft bekannt. — Dessen Bruder Friedrich Wilhelm Daniel S., geb. 26. Oct. 1761 zu Dachsenhausen, wurde 1790 Professor der Philosophie, 1805 Professor der Geschichte an der Universität zu Gießen und starb daselbst 28. Oct. 1827. Derselbe hat sich ebenfalls durch populäre Darstellungen der Kant'schen Philosophie sowie mehrere vorzügliche Lehrbücher große Verdienste um die Ausbreitung und den Unterricht in der Philosophie erworben. Auch seine mathem. und physik. Hand- und Lehrbücher waren ihrerzeit sehr geschätzt. — Wilhelm S., der Bruder von Ludwig S., geb. 8. April 1789 zu Idstein, studirte zu Gießen und ward Untersuchungsrichter bei dem Criminalgerichte in Dillenburg. Wegen einer Schrift über die nassauischen Domänensysteme ward er auf Betrieb des Regierungspräsidenten Ibel seiner Stelle entsetzt. Dagegen wurden seine «Beiträge zur Criminalpsychologie» allenthalben sehr beifällig aufgenommen. Nachdem Ibel schon bei dem Freiherrn vom Stein die Berufung S.'s als Professor der Rechte nach Berlin hintertrieben, erhielt dieser zwar 1819 eine Professur in Dorpat, mußte aber auf Ibel's Denunciation auch Rußland wieder verlassen. S. ging nun mit dem jüngern Follen und Görres nach der Schweiz und bekleidete hier von 1820—33 eine Professur in Basel. In jener Zeit nahm er den regsten Antheil an den Vereinen für die Griechensache sowie an der Entwickelung des Turnwesens in der Schweiz. 1833 ward S. Professor an der Hochschule zu Zürich, 1834 an der zu Bern. Wie sein älterer Bruder, zog auch er sich den Haß der in Bern herrschenden Partei zu und mußte infolge einer ungerechten Hochverrathsanklage den Canton verlassen. Er ging nach Basel-Land, wo er früher das Bürgerrecht erhalten, und wurde hier in den Landrath gewählt. Nach der Reform der berner Verfassung wandte er sich nach Bern zurück. Er wirkte besonders durch hinreißenden und gehaltvollen Vortrag. Er war für die Schweiz der Gründer einer neuen Rechtsschule, deren Anhänger zum großen Theile in Bern wie in andern Cantonen einen entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewannen. S. starb zu Bern 8. Mai 1851. — Karl S., derselben Familie angehörend, wurde 19. Jan. 1806 zu Dachsenhausen im Nassauischen geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Wetzlar und widmete sich dann zu Halle, Gießen, Göttingen und Berlin naturwissenschaftlichen und mathem., hauptsächlich aber philos. Studien. 1829 wurde er Lehrer am Blochmann'schen Institut zu Dresden und 1834 Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule daselbst. Seit 1844 wirkte er als Professor der Mathematik und Physik zu Jena. Seine Hauptwerke sind die «Einleitung in die Differential- und Integralrechnung» (2 Bde., Lpz. 1846—51) sowie sein geschätztes «Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht» (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1856—58), dessen erster Theil die Planimetrie, der zweite die Kreislehre und Trigonometrie, der dritte (bearbeitet von Schäffer) die Stereometrie enthält. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Ueber Zweck und Einrichtung des Realgymnasiums» (Dresd. 1834), «Newton und die mechan. Naturwissenschaft» (2. Aufl., Dresd. 1858), «Die Streitfrage des Materialismus» (Jena 1858) und «Die Schöpfung des Menschen» (Lpz. 1863).

Snellaert (Ferd. Augustyn), verdienter vläm. Schriftsteller, geb. 21. Juli 1809 zu Kortryk, bildete sich seit 1827 zu Utrecht zum Militärarzt, kehrte jedoch nach der belg. Revolution in das väterliche Haus zurück und setzte seine medic. Studien zu Gent fort. Noch während derselben gab er auf Veranlassung einer Preisaufgabe eine Geschichte der vläm. Poesie («Over de Nederlandsche dichtkunde in Belgie», Brüss. 1838) heraus, welche gekrönt wurde. In der Absicht, dem Vlämischen aufzuhelfen, bewirkte S. 1836 zu Gent, wo er promovirte und seitdem als praktischer Arzt thätig war, den Zusammentritt der vläm. Gesellschaft De tael is gansch het volk, mit welcher er die vläm. Bewegung begann. Von 1840—43 gab S. das «Kunst- en Letterblad», später die Broschüre «Wael en Vlaming» (Gent 1846) heraus. Auch leitete er für Willems die Redaction der letzten Bände des «Belgisch Museum». Nach Willems' Tode besorgte S. die Herausgabe der «Oude vlaemsche Liederen» (Gent 1848), welchen er eine treffliche Einleitung hinzufügte. Den von ihm veranstalteten zweiten Abdruck von Willems' Ausgabe des «Reinaert de Vos» (Gent 1850) vermehrte er mit einigen Beilagen. Eine gute Volksausgabe von «Oude en niewve Liedjes» (Gent 1853) wurde ebenfalls von ihm besorgt. In franz. und vläm. Sprache zu gleicher Zeit erschien seine «Kort begryp eener geschiedenis der Nederduitsche Letterkunde» (Antw. 1849 u. öfter). Außerdem hat S. zahlreiche kleinere Schriften, Reden und Gedichte veröffentlicht, auch die Herausgabe einiger älterer vläm. Schriften besorgt. Dahin gehören unter andern: «Over de kamers van Rhetorika te Kortryk» (Gent

1839); «Bydragen tot de kennis van den tongval en het taeleigen van Kortryk» (Gent 1844); «Korte levensschets van Willems» (Gent 1847) u. s. w. Von der belg. Akademie, deren Mitglied er ist, wurde ihm die Herausgabe der «Alexander's Geesten» von Maerlant (2 Bde., Brüss. 1860—61) übertragen. Auch verdankt man ihm eine vläm. Bibliographie (Gent 1857), die von 1830—55 reicht.

Snellius (Willebrord), ein berühmter Mathematiker, geb. 1591 zu Leyden, folgte seinem Vater, Rudolf S. (geb. 8. Oct. 1546 zu Oudewater, gest. 2. März 1613 zu Leyden) als Professor der Mathematik an der dortigen Universität, starb aber schon 30. Oct. 1626. Seine zahlreichen Schriften zeugen von einem für Mathematik und verwandte Wissenschaften mehr als gewöhnlichen Talente. Die glänzendste Entdeckung, die er machte und die Kepler und andere lange vergebens versucht hatten, ist unstreitig die des constanten Verhältnisses zwischen dem Sinus des Einfallwinkels und dem des gebrochenen Winkels in der Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen, durch welche Entdeckung er eigentlich erst den Grund zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Optik legte. S. übersetzte außerdem das Werk des Ludolph van Ceulen «Ueber die Berechnung des Kreisumfangs» aus dem Holländischen in das Lateinische (Leyd. 1609), gab später über denselben Gegenstand ein selbständiges Buch heraus («Cyclometricus», Leyd. 1621), sammelte die Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, welche er mit jenen des Walter und Regiomontanus herausgab (Leyd. 1618), und schrieb eine Art von Nautik, «Tiphys Batavus», u. s. w. Am berühmtesten ist jedoch sein «Eratosthenes Batavus» (Leyd. 1617), in welchem er die von ihm selbst ausgeführte Messung der Erde vorträgt. Das Verfahren, welches er dabei anwendete, war ihm eigenthümlich und findet noch gegenwärtig Anwendung. Er maß zuerst die himmlischen Bogen zwischen den holländ. Städten Alkmaar, Leyden und Bergen-op-Zoom durch Beobachtungen der Polhöhen dieser Orte und bestimmte dann die Meridiandistanzen dieser drei Städte durch Hülfe eines Dreiecknetzes, wodurch er den Meridiangrad gleich 55021 Toisen fand.

Snieders (Johan Renier), vläm. Romanschreiber, geb. zu Bladel in der belg. Provinz Nordbrabant 21. Nov. 1812, studirte die Medicin in Löwen 1833—38 und ließ sich dann als praktischer Arzt in Turnhout nieder. Seine bekanntesten Schriften sind «Het kind met den helm»; «De hut van Wartje Nulph», eine Episode aus den Feldzügen des Moritz von Nassau, «Dorpsverhalen», «De Meesterknecht, verhael uit het dorpsleben», «Amanda», «Doctor Marcus», «De gouden Willem». Alle diese von frischem Geiste durchwehten und großentheils das Dorfleben behandelnden Werke erschienen zwischen 1850 und 1863. Sein jüngerer Bruder, August S., ursprünglich Buchdrucker, dann Redacteur des antwerpener «Handelsblad», hat sich gleichfalls als vläm. Dichter und Romanschriftsteller einen guten Namen erworben. Mehrere seiner Novellen, wie «Der Orgeldreher», «Das Schneeflöckchen», sind ins Deutsche übersetzt.

Snorri Sturluson, ein Isländer, dessen Name in der Geschichte der nordischen Literatur großen Ruhm erlangt hat, wurde 1178 auf seines Vaters Hofe Hvamm geboren, väterlicher- wie mütterlicherseits den vornehmsten Geschlechtern Islands angehörend. In früher Jugend kam er nach Oddi als Pflegesohn in das Haus Jon's und wurde von diesem, damals dem gelehrtesten Mann in Island, dem Enkel des weisen Sämund, erzogen und in der Wissenschaft und Kunst seiner Zeit und seines Landes unterrichtet. Anfangs arm, schwang er sich durch eine reiche Heirath empor und wurde bald im Felde und auf dem Allting der Volksgemeinde einer der Mächtigsten. Seit 1213 bekleidete er mehrmals das höchste Amt eines Gesetzsprechers; als er 1218 in Norwegen war, ernannte ihn Jarl Skule zum norweg. Drost und Lehnsmann. Mit großen Geistesgaben verband S. heftige Hab- und Streitsucht und war, obwol mehr verschlagen und schlau als tapfer, tief in die wilden Fehden, deren Schauplatz damals Island war, verwickelt. Vor seinem Bruder Sighvat und dessen Sohne Sturla floh er 1236 von seiner schönsten Besitzung, Reikholt, wo jetzt noch seine Badestube aus behauenen Steinen, in die er den nahen heißen Sprudelquell leitete, erhalten und in Gebrauch ist. Er ging wieder nach Norwegen, wo ihn Skule, der jetzt Herzog war, zum Jarl erhob. S., ein namhafter Skalde, dichtete zu Skule's Ruhm, weissagte ihm Glück in dem Streite, in welchem er mit seinem Schwiegersohne, dem Könige Hakon, lag, und kehrte, obwol dieser seine Abfahrt verbot, 1239 nach Island zurück, als er den Fall seiner dortigen Gegner vernommen. Vermochte er sich auch anfänglich noch zu halten, so unterlag er doch endlich den Familienzerwürfnissen und Verdächtigungen der Seinigen. Auf einen Brief Hakon's hin überfielen ihn seine Schwiegersöhne Kolbein und Gissur und erschlugen ihn 22. Sept. 1241 zu Reikholt. Sein Hauptwerk, das er gegen 1230 beendete, ist seine «Heimskringla», d. i. Weltkreis, in welcher er die Geschichten von Männern und Ge-

schlechtern, die in Liedern und Stammtafeln und mündlichen und schriftlichen Erzählungen vorlagen, zur nordischen Geschichte umschuf. Sie reicht von der alten mythischen Zeit bis auf den norweg. König Magnus Erlingsson, der 1177 starb. Von den damit verbundenen Fortsetzungen ist die vorzüglichste die Geschichte des Königs Sverrer, der 1202 starb, geschrieben durch S.'s Zeitgenossen und Landsmann Karl, Abt zu Thingeyri. Zuerst wurde dieselbe herausgegeben von Peringskiold mit einer schwed. und dän. Uebersetzung (Stockh. 1697), mit einer lat. und dän. Uebersetzung von Schöning (Bd. 1 u. 2, Kopenh. 1777—78; Bd. 3 von Thorlacius, 1783; Bd. 4—6 unter dem Titel «Norges konunga Sögor» von Thorlacius und Werlauf, 1813 u. 1826). Ins Dänische wurde die «Heimskringla» durch Peder Clausson um 1559 übersetzt, herausgegeben von Olaf Worm (Kopenh. 1633), durch Grundtvig (3 Bde., Kopenh. 1818—22) und von Aal (3 Bde., Christiania 1838—39). Die beiden deutschen Uebersetzungen von Wachter (2 Bde., Lpz. 1835 fg.) und Mohnike (Bd. 1, Stralf. 1835) sind unvollendet geblieben. Wahrscheinlich ist auch der erste Theil der Snorra-Edda, die «Gylfa-Ginning», von S. verfaßt, die ganz das Gepräge seines Geistes an sich trägt. Ebenso ist nicht zu bezweifeln, daß er den Theil der Skallda, welcher Kenningar oder Skálldskaparmál heißt, verfaßt hat. Ferner gehört ihm an «Háttalykill», d. h. der Schlüssel der Weisen, eine Zusammenfügung seiner zwei Lobgedichte auf den Herzog Skule und seiner drei andern auf denselben und den König Hakon (herausg. von Rask unter dem Titel «Snorra-Edda ásamt skuldu», Stockh. 1818). Auch lieferte er «Drapur», d. h. Lobgedichte auf den Jarl Hakon Galin, auf dessen Gattin Christina, auf den König Erich XI. von Schweden und verschiedene kleinere Gedichte.

Snyders oder Sneyders, auch Snyers (Franz), einer der berühmtesten Thiermaler, geb. zu Antwerpen 1579, ein Schüler Heinrich's von Baelen, widmete sich anfangs blos der Fruchtmalerei und arbeitete viel gemeinschaftlich mit Rubens. In seinen Gemälden mit Figuren von Rubens, Jordaens, Honthorst und Mierevelt ist es schwer, eine Verschiedenheit des Pinsels wahrzunehmen. Für Philipp III. von Spanien malte er mehrere Jagd- und Schlachtstücke. Er stellte die Thiere in seinen großen und reichen Bildern in ihrer lebendigsten Eigenthümlichkeit im Kampfe dar und wußte die Zustände der thierischen Seele, z. B. Muth und Furcht, den bis zur Wuth gereizten Zorn, List und Grausamkeit, mit der höchsten Mannichfaltigkeit und kühner Kraft in einem glänzenden Bilde zu vereinigen. Doch stellte er auch die Thiere in ruhigen Zuständen mit Leben und Wahrheit dar. Seine Bären-, Wolfs- und Eberkämpfe zieren die Galerien von Wien, München und Dresden. Er starb zu Antwerpen 1657.

Sobieski, s. Johann III. Sobieski.

Soccus, ein niedriger, dünner und leichter Schuh der Alten, wurde bei den Römern nur von Weibern und Weichlingen getragen und war zugleich die eigenthümliche und beständige Fußbekleidung der in der Komödie auftretenden Personen, während der tragische Schauspieler auf dem hohen Kothurn (s. d.) einherschritt.

Socialismus nennt man die Gesammtheit der zu einem Systeme ausgebildeten Lehren, welche die Mängel unserer heutigen Gesellschaft durch die Errichtung einer auf neue Vertheilung von Besitz, Arbeit und Erwerb begründeten Gesellschaftsordnung heben und dadurch ein dauerndes Wohlsein aller, namentlich aber der kapitallosen Klassen innerhalb einer allgemeinen großartigen Entwickelung der Menschheit herstellen wollen. Die Bedeutung des S. beruht hauptsächlich darauf, daß er den Anstoß für eine systematische Erkenntniß der menschlichen Gesellschaft und damit für die Entwickelung eines ganz neuen Gebiets der Wissenschaft gegeben hat; ferner, daß man auch im praktischen Leben erst vermöge des S. zu der Erkenntniß gewisser Zustände und Gefahren gekommen ist, für welche man sonst nicht einmal einen Namen hatte. Diese Richtung des S. auf das praktische Leben unterscheidet ihn wesentlich von den sog. Socialreformern und den Staatsromanen (s. d.) der frühern Zeit. In der That sind auch nicht blos unsere gesellschaftlichen Zustände überhaupt, sondern auch unsere gesellschaftlichen Gefahren ganz anderer Natur geworden als die der vorigen Jahrhunderte. Das Mittelalter war mit seinen Zuständen und Bewegungen auf eine ganz andere Gesellschaftsordnung als unsere heutige begründet. Unsere Vorfahren schränkten das Recht des vollen Lebensgenusses, Besitz, Erwerb und polit. Selbständigkeit, auf einzelne Bevorzugte ein und verurtheilten die große Masse zu unmündigem Dienst. An den Grundbesitz waren die Pflichten wie die Rechte der Hörigen gekettet. In einer ähnlichen unfreien Gegenseitigkeit bewegte sich auch die industrielle Bevölkerung der Städte. Die Genossen der Corporation übten das Recht der Production und des Erwerbs als Privilegium. Die Gesellen und Knechte hatten zwar ebenfalls ihre Stütze sowie ihre Ehre an der Corporation, aber selten besaßen sie Gelegenheit und Mittel, das Privilegium der Meister-

schaft zu erringen. Bei solchen Einrichtungen, die auf der ständischen Ordnung der Gesellschaft beruhten, waren zwar Massenarmuth, Uebermacht des Kapitals, Uebermaß der Concurrenz, aber freilich auch freie Bewegung des Individuums und lebendiger Fortschritt des Ganzen nicht möglich. Diese ständische Ordnung ist einerseits durch die großen Veränderungen im Gebiete der wirthschaftlichen Zustände, andererseits durch die geistige Auffassung der Idee der Persönlichkeit mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts untergegangen. Durch die Französische Revolution trat das moderne Princip ins Leben, welches die deutschen und franz. Denker des vorigen Jahrhunderts mit mehr oder weniger Bestimmtheit aufgestellt und verbreitet hatten. Dieses Princip verlangt die wenigstens abstract unzweifelhafte gleiche Geltung der einzelnen Persönlichkeit, die sich zunächst in der vollen Rechtsgleichheit des Individuums zeigt und demselben das Recht auf die volle Persönlichkeit gibt, auf Erwerb, Eigenthum und bürgerliche Selbständigkeit. Alle Fesseln, welche die Gesellschaft des Mittelalters trug, sind diesem Princip oder seiner Consequenz, dem erweiterten Bedürfnisse, gefallen. Mit dem Gefühle und dem Bewußtsein der Rechtsgleichheit mußte aber auch das Ringen nach Glück und Genuß des Lebens, nach der Verwirklichung der Freiheit auftreten. Nach der Abschaffung der alten Gemeinde- und Grundverhältnisse begann darum die Zertheilung des Grundes und Bodens und die Errichtung der kleinen und kleinsten Wirthschaften, durch welche freilich das Proletariat (s. d.) auf dem Lande großgezogen wurde. Mittellose Individuen, die sonst nach der harten Politik der alten Herren und Corporationen auf das Glück des Familienlebens verzichten mußten, machten jetzt Gebrauch von ihrer persönlichen Freiheit. Sie gründeten Ehen, aus denen ein Bürgerthum hervorging, das nur Ansprüche und gesunde Arme in der Gesellschaft geltend machen konnte. Da persönliche Freiheit ein leeres Wort bleibt, wenn sie sich nicht auf Besitz und Eigenthum stützt, so entfaltete sich mit dem Niedergange der alten Gesellschafsschranken eine fieberhafte Thätigkeit auf dem Felde der Industrie. Alle wollten auf diesem unbegrenzten Felde die Mittel für eine volle Existenz finden oder erweitern. Das Resultat dieser leidenschaftlichen Bewegung zwar befreiter, aber durch kein neues Band geordneter Massen sind die Zustände unserer Tage. Bei der Schrankenlosigkeit des persönlichen Interesses und dem Kampfe des einzelnen gegen alle vermittels der Concurrenz konnten nur einzelne, die das Glück oder besonderes Talent begünstigte, oder die schon mit der Waffe des Besitzes den Kampfplatz betraten, als Sieger hervorgehen. In den Händen dieser einzelnen concentrirten sich die Schätze der modernen Production, während der Arbeiter selbst, der nur auf seine Kräfte angewiesen, arm und abhängig geblieben ist.

Man hat im Angesichte dieser Misverhältnisse das Princip der freien Persönlichkeit selbst angegriffen und die Rückkehr zur Unfreiheit und der Beschränkung vergangener Zeiten in Antrag gestellt. Eine solche Revolution, könnte sie auch durchgeführt werden, wäre ein Verbrechen gegen den sittlichen Geist, der sich in der Menschheit entwickelt. Wie die Geschichte lehrt, tritt jedes Princip, das sich aus den Trümmern alter Verhältnisse emporarbeitet, in seinen ersten Aeußerungen als unfertig, einseitig auf und erwartet erst im Verlauf seine Vertiefung, Ausbreitung und Vollendung. In Frankreich und England, wo der industrielle Aufschwung am höchsten, die alten Formen der Gesellschaft zum Theil bis auf den Grund abgetragen, hat sich zuerst mächtig die Idee erhoben, aus den Elementen der Auflösung und des Kampfes eine mehr oder weniger umfassende Neugestaltung zu versuchen. Aus dem Schose der arbeitenden Klassen selbst erhob sich die Lehre von der Gütergemeinschaft oder der Communismus (s. d.). Das individuelle Eigenthum soll hiernach aufhören; jeder soll zwar nach Kräften arbeiten, aber auch aus dem gemeinschaftlichen Gute nach Bedürfniß genießen; jede Autorität, als der allgemeinen Freiheit und Gleichheit zuwider, soll abgeschafft werden. Man kann allen diesen verzweifelten, auf Gewalt und Vernichtung gerichteten Bestrebungen entgegenhalten, daß sie das, was sie aufbauen wollen, nämlich die Freiheit und die volle Existenz der Persönlichkeit, gerade durch die Verneinung des individuellen Eigenthums an der tiefsten Wurzel zerstören. Unabhängig von dieser rohen Doctrin wandten sich nun auch einzelne einsame Denker den Zuständen der Gesellschaft zu und versuchten die Probleme von Grund aus zu lösen. Bei dem Mangel an allgemeiner philos. Bildung in Frankreich und England bildete sich ihnen, jedem für sich, eine eigenthümliche Weltanschauung aus, die sie zu einer mehr oder weniger systematischen Wissenschaft der Gesellschaft verarbeiteten. Nicht nur die Organisation der industriellen Arbeit, welche allen der gemeinschaftliche Ausgangspunkt war, sondern eine zusammenhängende Neugestaltung aller menschlichen Verhältnisse sollte die neue Wissenschaft umfassen. Diese Systeme mit ihren Schulen, die zwar gänzlich radical auftreten, aber ihre Verwirklichung nur auf die Macht der Wahrheit und Ueberzeugung gründen, sind es, welchen man den Namen S., ihren Vertretern den der Socialisten

im engern und eigentlichen Sinne gegeben hat. Zuerst erhob sich schon nach dem ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts der Brite Rob. Owen (s. d.). Er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Mensch an sich weder gut noch böse sei, daß nur seine äußern gesellschaftlichen Verhältnisse seinen moralischen Charakter bedingen, daß daher auch Strafe wie Belohnung als Unrecht angesehen werden müssen. Von diesem Standpunkte aus hat jeder Mensch, der rohe wie der gebildete, der talentvolle wie der beschränkte, der reiche wie der arme, ein Recht auf gleichen Genuß an den gesellschaftlichen Gütern, und jede Beschränkung, jedes Privilegium, jede hemmende Autorität, folglich auch jedes Sondereigenthum müssen wegfallen. Owen gründete nach seinen Ansichten in den Vereinigten Staaten eine Gesellschaft oder Staat, der jedoch sogleich zusammenfiel, als das gemeinsame Vermögen, das er vorgeschossen, verzehrt war. Einen andern Versuch, die ganze Ordnung des menschlichen Daseins durch ein neues wissenschaftliches System zu regeneriren, machte in Frankreich Saint-Simon (s. d.). Erst nach der Julirevolution, als die Misverhältnisse der Gegenwart mehr als je hervortraten, gelang es seinen Schülern (s. Saint-Simonismus), die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen und der Lehre Ausbildung und Umfang zu geben. Industrie, Religion, Kunst, Wissenschaft, alle Zweige menschlicher Thätigkeit sollten einen neuen Inhalt wie neue Formen erhalten. Als das Princip dieser neuen Welt stellte Enfantin die Emancipation des Fleisches auf oder die gleiche Befriedigung und Ausübung der sinnlichen Anlagen des Menschen wie der moralischen und intellectuellen. Auf Grund dieses Princips sollte sich die ganze Menschheit zu einer großen Familie vereinigen. Der Versuch, eine solche Familie im Kleinen zu gründen, endete sehr bald mit Bankrott und Skandal. Kaum waren die St.-Simonisten von dem öffentlichen Schauplatze abgetreten, als in Frankreich das Socialsystem Fourier's (s. d.) außerordentliche Theilnahme gewann. Wiewol sich Fourier, der aus dem Volke hervorgegangen, nicht nur den Inhalt seiner neuen Wissenschaft, sondern selbst die Sprachformen dafür erfinden mußte, so kann man doch das Umfassende seiner Gedanken und die tiefe Durchdringung des Details nicht ableugnen. Mehr als seine Vorgänger erkannte er, daß die Uebel, die unsere Zeit drücken, aus dem Mangel an der Organisation der Kräfte entspringen. An die Stelle der Concurrenz, der zerstückelten Bodencultur, der Zerstreuung der Arbeitskräfte soll bei ihm eine Vergesellschaftung (association) zu gemeinschaftlicher Arbeit treten, deren Ertrag im Verhältniß zum eingelegten Kapital, zum Talent und zur Arbeit vertheilt wird. Die menschliche Gesellschaft soll sich in kleine Gesellschaftskörper organisiren, von denen jeder durch die Vereinigung des Landbaues mit der Industrie alle Bedingungen seiner selbständigen Existenz in sich trägt. An diese scharfsinnigen und gereiften Vorschläge knüpfte Fourier freilich die bodenlosesten Phantasien über die Reichthümer und das Glück seiner neuen Welt. Hauptsächlich ist es aber das Princip, nach dem sich seine Welt bewegen soll, welches die Schwäche und die Nichtigkeit seiner höhern Speculation aufdeckt. Auch er macht die Neigungen (passions) des Menschen, die geistigen wie die materiellen, zum Hebel des menschlichen Glücks und der menschlichen Thätigkeit. In seiner Gesellschaft soll der einzelne nach Lust arbeiten und nach Lust genießen. Aus dieser Entfesselung der Leidenschaften aller soll sich das Gleichgewicht, die sociale Harmonie, herausstellen, die jede polit. und zwingende Autorität unnöthig macht. Die Schüler Fourier's ließen den speculativen Theil seiner Arbeit weislich fallen und verfolgten die Lehre nur nach der ökonomischen Seite hin. Versuche, die man später mit der praktischen Ausführung dieser Oekonomie machte, scheiterten anscheinend nur an dem Mangel an hinreichendem Kapital, an Geschick sowie an Conflicten mit den bestehenden Einrichtungen. Wie verschieden auch die Zeit und der Boden ist, in welchem die drei Socialsysteme entsprangen, besitzen sie doch eine entschiedene Uebereinstimmung im Zwecke wie in den Principien. Die Theorie des Genusses soll die Menschen ohne große Anstrengung glücklich machen. Was bisher als der Vorzug und die Aufgabe des vernünftig-sittlichen Wesens, als die Grundlage alles menschlichen Daseins galt, die Selbstverleugnung und die Zähmung der Triebe, gilt hier als die Ursache des Verfalls unserer gesellschaftlichen Verhältnisse. Jede Verantwortlichkeit, die der einzelne trägt, wird der Gesellschaft auf die Schultern geladen. Mit Recht wirft man deshalb den drei Systemen vor, daß sie die moralischen Wahrheiten erschüttert haben, daß sie nicht dem histor. Staate allein, sondern auch der Familie, dem Pfeiler der gesitteten Menschheit, mit Auflösung drohen. Dennoch darf man nicht verschweigen, daß Owen, St.-Simon und Fourier nach der praktischen Seite hin eine große und nachhaltige Bedeutung erworben haben. Sie selbst haben inmitten unserer gesellschaftlichen Wirren die ersten Anregungen zu einer neuen Organisation der Arbeit (oder wie man sonst die Sache bezeichnen möge) gegeben. Der ökonomischen Wissenschaft, die bisher zwar die Gesetze aufgefunden, wie sich die industriellen

Reichthümer bilden, nicht aber wie sich dieselben zum Heile des Ganzen vertheilen, liegt es ob, die Ideen der Socialisten soweit als möglich fruchtbar zu machen. In dem durch Schulze-Delitzsch (s. d.) in neuester Zeit theoretisch und praktisch begründeten Genossenschaftswesen (s. Association) liegt ein Kern, der wenigstens für die Verbesserung der ökonomischen Lage der kleinen Industriellen und des Arbeiterstandes von Bedeutung werden kann. Das Hauptwerk über die moderne sociale Bewegung überhaupt wie über S. und Communismus im besondern ist Stein's «Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich» (3 Bde., Lpz. 1849—51).

Societät (societas), Gesellschaft, heißt das gegenseitige Verhältniß von zwei oder mehrern Personen, die sich zur Verwirklichung eines gemeinsamen privaten Zwecks vereinigt haben. Derartige Beziehungen bestehen einfach zwischen den Mitgliedern von Vereinen zum geselligen Vergnügen oder zur gemeinschaftlichen Betreibung von Studien. Im Rechtsleben kommt jedoch, außer der Verbindung zu unerlaubten Zwecken, vorzüglich diejenige Vereinigung in Betracht, welche eine zulässige Vermögens- oder Erwerbsgemeinschaft (Erwerbsgesellschaft, Mascopei, societas quaestuaria, negotiatoria) herbeiführt. Gegen jene ist allemal polizeiliches, bei Vereinigung zu Zolldefraudationen steueramtliches Einschreiten angezeigt, während eine wirkliche verbrecherische Genossenschaft (societas ad delictum; s. Complot) strafgerichtlicher Behandlung unterliegt. Eine Gesellschaft zur Wahrung oder Förderung von statthaften materiellen Interessen kann nach gemeinem Rechte schon durch einfache Verabredung gegründet werden. Wesentlich ist dabei das Bedingen von gemeinschaftlichen Beiträgen, die in der Einlieferung von Geld und andern vertretbaren Sachen, oder in der Ueberlassung von Immobilien, Maschinen und sonst nicht vertretbaren Gegenständen oder wenigstens in Dienstleistungen bestehen können. Bestimmt der Vertrag, daß das ganze Vermögen der Mitglieder Eigenthum der Gesellschaft werden und diese für alle sorgen soll (societas universalis), so entsteht eine Gütergemeinschaft, auf welche das Eigenthum der Theilnehmer ohne besondere Traditionen mit der Wirkung übergeht, daß jedes Mitglied gleiche Ansprüche an das Gesammteigenthum hat, daraus seine selbst vorher contrahirten Schulden tilgen kann und bei Aufhebung der Gemeinschaft nicht die Einlage, sondern einen Kopftheil zurückerhält. Häufiger ist die Verabredung, wonach die Gesellschafter nur Theile ihres Vermögens unter gegenseitiger Einräumung bald von Miteigenthum, bald von bloßen Gebrauchsrechten (societas sortis und usurarum) beisteuern, um entweder eine Gattung von Geschäften fortgesetzt zu betreiben oder nur eine bestimmte Erwerbsgelegenheit zu benutzen (societas generalis und specialis). In beiden Fällen sind der Vermuthung nach Gewinn und Verlust gemeinschaftlich, wiewol besondere Verabredung deren Antheile verschieden bestimmen oder Verluste nur einem Mitgliede zur Last legen kann; nur muß letzteres nicht auch von allem Gewinn ausgeschlossen sein, weil sonst eine unwirksame Löwengesellschaft (societas leonina) vorläge. Die Gesellschafter haben, mit Ausnahme desjenigen, der sich nur durch Einlagen betheiligt (Stille Gesellschaft), für das erwählte Gewerbe mit ihrer Thätigkeit einzutreten und haften antheilig für Verbindlichkeiten, welche sie zusammen oder durch einen erwählten Geschäftsführer eingingen. Sie sind sich gegenseitig zur Leistung der zugesagten Beiträge, Ablieferung bezogener Gewinne und Rechnungslegung sowie zum Ersatz wegen zurechenbarer Beschädigung verpflichtet; arglistige Zufügung von Schäden zieht außerdem Infamie nach sich. Erzwungen wird die Erfüllung dieser Verbindlichkeiten mittels der actio pro socio. Gegenseitige Uebereinkunft, Ablauf der Zeit, Erreichung des bestimmten Zwecks, Tod eines Mitglieds oder Eintritt von Umständen, welche dasselbe zur Vermögensverwaltung unfähig machen, ja auch nur seine Weigerung, das Verhältniß fortzusetzen oder die Aufnahme neuer Theilnehmer lösen die bisherige Gesellschaft auf. Zum Theil abweichend sind die Bestimmungen, welche das neuere Recht hinsichtlich der Handelsgesellschaft (s. d.) aufstellt. Sie erhöhen auf der einen Seite die Sicherheit der mit einer S. Abschließenden durch Einführung solidarischer Haftpflicht, durch Ausweise über die Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft (s. Handelsregister) und indem sie einem Personenwechsel keinen Einfluß auf deren Fortbestand gestatten, suchen aber andererseits die Geneigtheit zur Betheiligung an größern Handelsunternehmungen durch Beschränkung der Einstandspflicht zu steigern, wodurch die besondern Formen der Commanditgesellschaft (s. d.) und Actiengesellschaft (s. d.) eine Mittelstellung zwischen S. und Corporation erlangen.

Socinianer heißen die Unitarier Siebenbürgens, Polens und der Niederlande, als Anhänger des Lälius und Faustus Socinus. (S. Antitrinitarier.) Lälius Socinus, aus dem alten Geschlechte der Sozzini, wurde zu Siena 1525 geboren. Von der Rechtsgelehrsamkeit, in der seine Vorfahren sich Ruhm erworben, ging er zu Forschungen in der Heiligen Schrift und der Gottesgelahrtheit über und fand sich, wie viele andere gelehrte Italiener jener Zeit,

bald in einem Gegensatze zur herrschenden Kirchenlehre, der noch über den der deutschen Reformation hinausging. Von Wißbegier getrieben, unternahm er Reisen. In der Schweiz und in Deutschland befreundete er sich mit mehrern Reformatoren und lebte ungefähr drei Jahre in Wittenberg, wo er besonders morgenländ. Sprachen trieb und durch Talent und Fleiß sich Melanchthon's Beifall erwarb, seine abweichenden Meinungen aber noch gänzlich zurückhielt. Von Wittenberg ging er nach Polen, wo er mit mehrern Gleichgesinnten in Verbindung trat, doch nur geheim seine Lehren vortrug. Als er deshalb in Verdacht und Untersuchung gerieth, entging er nur durch Verheimlichung seiner wahren Ueberzeugung der ihm drohenden Gefahr. Sein Leben endete schon 1561 in Zürich; aber seine Meinungen erbten fort und wurden durch seinen Neffen weiter verbreitet. Dieser, Faustus Socinus, geb. zu Siena 1539, war dem Beispiel seines väterlichen Oheims gefolgt und hatte früh durch Untersuchungen über Glaubenswahrheiten den Verdacht ketzerischer Ansichten auf sich geladen. Schon als 20jähriger Jüngling mußte er deshalb seine Vaterstadt verlassen und wendete sich nach Lyon. Durch den Tod seines Oheims in den Besitz der Handschriften desselben gesetzt, beschäftigte er sich angelegentlich mit dem Studium derselben und wurde hierdurch auf den Weg gewiesen, den er später verfolgt hat. In Florenz, wo er von 1562—74 am Hofe des Großherzogs lebte, begann er die Verbreitung seiner Lehren durch kleine Schriften ohne seinen Namen. In Basel, wo er Schutz suchte vor den Gefahren der ital. Inquisition, führte er seine Ueberzeugungen in mehrern Schriften allseitiger durch. Nach einem kurzen Aufenthalte in Siebenbürgen (1578) wendete er sich (1579) nach Polen, wo er unter den ältern Unitariern viele Anhänger fand und nach glücklicher Beseitigung innerer Zerwürfnisse die Unitarier zu einem festen Gemeindeverbande vereinigte. Namentlich unter dem Adel wußte er dem Unitarismus zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Indeß trafen ihn auch viele Verfolgungen in Polen; in Italien waren seine Güter eingezogen worden. Er starb 1604. Ueber Lälius Socinus vgl. Illgen, «Vita Laelii Socini» (Lpz. 1814) und «Symbolae ad vitam et doctrinam Laelii Socini» (Lpz. 1826); des Faustus Socinus Leben beschrieben Soulmin (Lond. 1777) und Przypkovius. Nach des Faustus Tode traten Männer wie Valentin Schmalz (Geistlicher in Rakow, gest. 1622), Joh. Völkel (Prediger zu Smigel, gest. 1618), Christoph Ostorodt (Prediger zu Danzig, gest. 1611), Hieron. Meskorzowski (gest. 1625) u. a. an die Spitze der Partei, welche 1605 auf Grund der Schriften des Faustus im Rakower Katechismus ihr Bekenntniß aufstellte. In Polen hatten die S. anfangs ebenso wie die Evangelischen freie Religionsübung erlangt, bis die Einführung der Jesuiten unter Johann Kasimir der Zeit friedlicher Entwickelung ein gewaltsames Ziel setzte. Unter Sigismund III. wurde 1627 die Kirche zu Lublin, unter Wladislaw IV. 1638 die Schule zu Rakow zerstört und alle socinianischen Prediger und Lehrer geächtet. Seit dieser Zeit sah sich der Socinianismus, von dem sich außer in Siebenbürgen nur in Preußen und den Niederlanden einige dürftige Gemeindereste erhielten, auf eine blos literarische Existenz zurückgedrängt, hat aber namentlich von Amsterdam aus auf die Arminianer (s. d.) und selbst auf die luth. Theologie einen namhaften Einfluß geübt. Nicht mit Unrecht hat man in den S. Vorläufer der Rationalisten gesehen. Allerdings erkennen sie die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung, die in der Heiligen Schrift niedergelegt sei, an, beschränken aber nicht allein die Inspiration derselben auf das religiös Wesentliche in ihr, sondern räumen auch der Vernunft eine kritische Stellung ein, ohne freilich das Verhältniß von Schrift und Vernunft auf einen klaren Ausdruck zu bringen. In der Auffassung der christl. Dogmen weichen sie fast überall von der orthodox-prot. Lehre ab, bestreiten z. B. die unbedingte Allwissenheit Gottes im Interesse der menschlichen Freiheit und betonen das Recht der letztern auch gegenüber der augustinischen Fassung der Prädestination, Erbsünde und Bekehrung sowie in der Lehre von der Rechtfertigung. Am schärfsten aber ist ihr Gegensatz gegen die herrschenden Kirchen in den Lehren von der Dreieinigkeit und der Person Christi. Erstere verwerfen sie ganz als schrift- und vernunftwidrig; in Christus erkennen sie einen wirklichen, aber vom Heiligen Geiste erzeugten und im Himmel von Gott selbst übernatürlich belehrten Menschen, an dessen göttlicher Verehrung sie übrigens festhalten. Sie selbst nennen sich Unitarier. Vgl. Fock, «Der Socinianismus» (2 Bde., Kiel 1847).

Soda ist eine wesentlich aus kohlensaurem Natron bestehende, vielfach verwendete Salzmasse. (S. Natron.)

Sodbrennen (pyrosis) heißt die Empfindung eines aus dem Magen in die Speiseröhre und in den Schlund aufsteigenden Brennens. Zuweilen ist dasselbe begleitet von dem Gefühle des Zusammenschnürens im Magen, Aufstoßen einer ekelhaften Flüssigkeit, Erbrechen, übermäßiger Eßlust oder gänzlichem Mangel an Appetit, Blähungsbeschwerden, Koliken, Stuhlver-

stopfung u. s. w. Das S. ist meist von Verdauungskrankheiten und namentlich von Magenkatarrhen abhängig, namentlich von den mit abnormen Gärungen verbundenen, und wird am häufigsten durch den Genuß saurer oder leicht säuernder Pflanzenkost, junger saurer Weine, zuckeriger oder fettigsüßer Sachen u. s. w. veranlaßt. Die Heilmittel dagegen sind entsprechende Diät (Fasten, oder Fleischbrühen, Fleisch, Enthaltung von süßen Dingen) und alkalische Mittel (Magnesia, Kalk, Soda, Sodawasser u. dgl.).

Soden, ein Pfarrdorf mit 1263 E. (1864) im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden (Nassau), 437 F. über dem Meere in einem überaus milden und anmuthigen Thale des Taunus, 3/4 M. von Höchst, 1 1/2 M. von Frankfurt a. M. gelegen und durch eine Zweigbahn mit der Taunusbahn verbunden, ist berühmt wegen seiner 23 eisenhaltigen salinischen Säuerlinge von 9—19° R., welche den Ort zu einem Heilbad im ausgedehntesten Sinne gemacht haben. Die Quellen, sowol zum Baden wie zum Trinken benutzt, modificiren ihre Wirkungen nach ihrem größern oder geringern Gehalte an Kochsalz, Eisen, Chlorkalium, kohlensaurer Kalkerde und Magnesia und werden besonders bei manchen Brustleiden, chronischen Katarrhen, Hämorrhoidal- und Leberleiden, Frauenkrankheiten, Skroseln, Tuberkulose, Krankheiten des Magens, der Gallenwege u. s. w. mit Erfolg angewendet. Der Besuch des Bades (3000 Personen im J. 1865) und die Versendung des Wassers (15000 Krüge im J. 1865) sind neuerdings sehr gestiegen. Zu einer herrlichen Umgebung, schönen Garten- und Parkanlagen kommt noch, daß durch Neubauten viel zum Comfort der Badegäste geschehen ist. Das Curhaus (1849 vollendet) enthält Bäder mit entsprechenden Einrichtungen, und der Cursaal ist der Sammelplatz der Badewelt, besonders der Frankfurter, die auch viele Landhäuser bei S. besitzen. Der Solsprudel, eine 1857 begonnene Bohrung, steigt 12 F. hoch. Nur 1/8 M. nördlich liegt das Dorf Neuenhain mit eisenhaltigen Quellen und besuchten Wirthschaften. Etwa 3/8 M. im Nordosten liegt das Dorf Kronthal, ein ebenfalls besonders von Frankfurtern als Sommerfrische benutzter Badeort mit Eisensäuerlingen, von denen fünf gefaßt sind. Bereits 1282 war S. mit dem nahe im Südosten gelegenen Dorfe Sulzbach ein freies Reichsdorf unter Schutz und Schirm der Stadt Frankfurt. Urkundlich 1437 und 1483 als Gesundbrunnen erwähnt, erhielt das Dorf von Frankfurt 1486 ein Salzsode und 1494 eine Einfassung des Gesundbrunnens. 1567 waren vier Salzbrunnen bekannt, und 1582 wurde die Saline neu hergestellt, die 1605 an die Familie von Malapert zu Frankfurt überging. Bis 1786 führte diese Stadt mit Kurmainz einen weitläufigen Proceß über den Besitz von S. und Sulzbach. Beide Orte kamen 1803 an Nassau, 1866 mit diesem an Preußen. Vgl. die Schriften von Thilenius (3. Aufl., Frankf. 1858), Ruge (Berl. 1854) und Großmann (Mainz 1858). — S. heißt auch ein Städtchen im preuß. Regierungsbezirk Kassel (Kurhessen), im Amte Salmünster des jetzigen Kreises Schlüchtern, an der Mündung der Salza in die Kinzig gelegen und von der malerischen Ruine der Burg Stolzenberg überragt, mit mehrern Salzquellen, die nicht mehr benutzt werden, und 955 E. — S. oder Sooden, ein Flecken von 1000 E. im Kreise Witzenhausen desselben Regierungsbezirks, liegt sehr malerisch unter schroffen Bergen, am linken Ufer der Werra, gegenüber der Stadt Allendorf und hat große Salzwerke, die schon 973 genannt werden. — Das Dorf S. oder Sooden im bair. Kreise Unterfranken, 1 M. im Südosten von Aschaffenburg, zwischen Bergen gelegen, besitzt zwei Salzquellen, deren Wasser besonders gegen Skrofeln benutzt und auch versandt wird (8000 Krüge jährlich). Es sind hier Trinkhallen, aber keine Bäder vorhanden.

Soden (Friedr. Jul. Heinr., Graf von), ein genialer und fruchtbarer Schriftsteller, geb. zu Ansbach 4. Dec. 1754 aus freiherrlichem Geschlechte, wurde sehr jung zum fürstlich brandenb. Geh. Regierungsrath und nachher zum Geheimrath ernannt, in welcher Eigenschaft er mehrere Jahre als preuß. Gesandter am fränk. Kreise zu Nürnberg lebte. Seine vielseitige wissenschaftliche Bildung hatte zwar eine große Mannichfaltigkeit seiner schriftstellerischen Producte zur Folge, doch war in seinen jüngern Jahren wegen seiner lebendigen Phantasie der Geschmack an den schönen Wissenschaften vorherrschend. Eine seiner Lieblingsneigungen war das Theater, für das er mehrere Lust-, Schau- und Trauerspiele schrieb, von denen einige, wie «Iñez de Castro», «Anna Boleyn», «Bianca Capello», «Die deutsche Hausmutter» u. s. w., noch nicht völlig von den Repertoires verschwunden sind. Auch errichtete er selbst 1804 das erste stehende Theater in Würzburg und unterhielt und dirigirte es mehrere Jahre sowie nachher das Theater zu Bamberg. Sein Werk «Geist der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands» (neue Aufl., 2 Bde., Frankf. 1792) verbreitete damals viel Licht im Criminalrecht. Seiner persönlichen Verdienste wegen wurde er 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Von 1796 an, wo er auf seinem Gute

Sassenfahrt im Bambergischen, dann seit 1810 in Erlangen den Wissenschaften und der Landwirthschaft lebte, schrieb er vorzüglich über staatswissenschaftliche Gegenstände. Seine Abhandlung «Ueber Nürnbergs Finanzen» (Nürnb. 1795) sowie die Schrift «Das agrarische Gesetz» (Ansb. 1797), vorzüglich aber seine «Skizze der Staatshaushaltung» (Erlang. 1812), nach einem neuen Plane, waren gewissermaßen die Vorläufer seines classischen Werks «Die Nationalökonomie» (9 Bde., Lpz., später Aarau und Nürnb. 1805—24), das in Deutschland in gewisser Hinsicht die Bahn gebrochen hat. Auch richtete er fortwährend seinen scharfen Blick auf die Zeitereignisse und beschrieb unter anderm im patriotischen Sinne die unter der franz. Herrschaft in Deutschland an Palm (s. d.) verübte Mordthat (Nürnb. 1814). Als Deputirter in der bair. Zweiten Kammer gehörte er den Ministeriellen an. Er starb zu Nürnberg 13. Juli 1831.

Södermanland, eine Landschaft in dem mittlern Theile Schwedens, im Süden der Seen Mälar und Hjelmar, umfaßt 144,3 Q.-M. mit 164604 E. (1865), welche, mit Ausnahme der zu Stockholmslän gehörenden nordöstl. Ecke Södertörn (23,4 Q.-M. mit 30704 E.) zu Södermanlands- oder Nyköpingslän (120,9 Q.-M. mit 133900 E.) gehören. Das Land ist schön und fruchtbar; hohe Berge sind nicht vorhanden. Die größte Erhebung ist im Süden, wo das breite Waldgebirge Kolmården (Marmorbrüche) an der Grenze von Östergötland nur gegen 500 F. emporsteigt. Besonders die Mitte der Landschaft ist ein mit zahllosen größern und kleinern Landseen angefülltes, anmuthiges und wohlangebautes Land, bedeckt mit vielen bedeutenden und schönen Herrensitzen. Die Landseen hängen miteinander durch kurze Flüsse zusammen, die ihre Gewässer zuletzt in die Ostsee (Nyköpings- und Trosa-A) oder in den Mälar ergießen. Die von Stockholm ausgehende westl. Stammeisenbahn durchschneidet die Landschaft von Osten nach Westen. Hauptnahrungszweig ist der Ackerbau, welcher, mit Viehzucht und Wiesenbau verbunden, rationell betrieben wird. Auch gewähren die immer noch bedeutenden Wälder, Nadel- und Laubhölzer sowie an der Küste die Fischereien guten Ertrag. Von geringerer Bedeutung ist der Bergbau und die Industrie, mit Ausnahme der Stahlfabrikation in Eskilstuna. Hier wird die schwed. Sprache, besonders um Nyköping, in ihrer größten Reinheit gesprochen. Die Städte sind Nyköping (s. d.), die Hauptstadt, Trosa, Mariefred, in unmittelbarer Nähe des alten königl. Schlosses Gripsholm, Strengnäs, Eskilstuna, Thorshälla.

Sodom und Gomorrha, zwei Städte, die zur Zeit Abraham's und Lot's mit der Ebene Siddim, in oder an welcher sie lagen, um der Gottlosigkeit ihrer Bewohner willen durch Feuer und Schwefel zerstört und vom Todten Meere (s. d.) bedeckt worden sein sollen. Wahrscheinlich liegt der Sage eine wirkliche geschichtliche Erinnerung an eine vulkanische Katastrophe zu Grunde.

Sodōma, mit seinem wirklichen Namen Giovanni Antonio Razzi oder Raggi, einer der ausgezeichnetsten ital. Maler, wurde zu Vercelli in Piemont, nach andern zu Vergelle, einem Dorfe im Sienesischen, 1479 geboren und gehörte ursprünglich der mailänd. Schule an, brachte aber sein Leben meist in Siena zu. Er malte für Julius II. im Vatican, und Leo X. ernannte ihn zum Ritter; auch im obern Theile des Palastes Chigi finden sich liebliche, schön erhaltene Bilder von ihm. Seine vorzüglichsten Werke befinden sich jedoch in Siena. Hierher gehören der gegeiselte Christus im Franciscanerkloster; der heil. Sebastian, jetzt in der Galerie in Siena; die heil. Katharina von Siena in Ohnmacht in der Kapelle des heil. Dominicus; die Wandgemälde der Brüderschaft des heil. Bernardino; vor allen die Kreuzabnehmung zu San-Francesco. R. starb 1554 im großen Spitale zu Siena völlig verarmt. Von Vasari wurde er mit ungerechter Antipathie behandelt, was seinem Ruhme sehr nachtheilig gewesen ist. Die Neuern erkennen in ihm einen der bedeutendsten und anmuthigsten Maler seiner Zeit, der an zarter Innigkeit und Schönheit oft Leonardo gleichsteht und nur deshalb nicht den verdienten Ruhm genießt, weil von seinen Werken, die fast nur in Fresken bestehen, außerhalb Italien so gut wie nichts vorhanden ist.

Sodomie, s. Fleischliche Vergehen.

Soest (spr. Sohst), Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, in äußerst fruchtbarer Gegend unweit der Möhne an der Westfälischen Eisenbahn (in die hier die Soest-Dortmunder Bahn mündet) gelegen, war früher von hohen Mauern und 36 schützenden Thürmen (Kattenthürmen) umgeben, von denen jetzt nur noch Reste vorhanden sind. Das neuerdings restaurirte Osthofenthor, ein höchst eigenthümliches Bauwerk, diente ebenfalls zur Befestigung der Stadt. S. ist Sitz eines Landrathamts und eines Kreisgerichts, besitzt ein 1532 gegründetes Gymnasium, ein Schullehrerseminar (seit 1806), eine Provinzialtaubstummenanstalt, eine dem Andenken des Oberpräsidenten von Vincke gewidmete Blindenanstalt und

zählt 11429 E. (1864). Von den zahlreichen, aus der Zeit des Glanzes der Stadt herrührenden Kirchen, von denen noch sieben (sechs protestantische und eine katholische) zum Gottesdienst benutzt werden, sind besonders hervorzuheben: der Dom (die kath. Patroclikirche), im roman. Stil, die Petrikirche und besonders die 1314 gegründete, im 15. und 16. Jahrh. ausgebaute, seit 1846 im Neubau befindliche Wiesenkirche (mit schönem Altarblatt vom J. 1437), eine Perle der reingoth. Architektur. S. hat einige Industrie, Getreidehandel und starke Bierbrauerei. Die die Stadt umgebende Börde (Ober- und Niederbörde) ist ein sehr fruchtbarer Landstrich von $4\frac{1}{2}$ Q.-M. mit 10 Kirchdörfern und etwa 18000 E. 1 St. von der Stadt befindet sich im Dorfe Sassendorf (1150 E.) eine alte, Privaten gehörige Saline, nebst einer Soda- und chem. Fabrik. Das jetzige S. ist kaum ein Schatten des alten, welches im Mittelalter als eine der ersten Hansestädte mit reichsstädtischen Rechten sich durch die Zahl seiner Einwohner (30—40000), durch Handel und Reichthum zu einer der ersten Städte Deutschlands emporschwang. Schon im 13. Jahrh. wurde das Soester Stadtrecht, Schran (Jus Susatense) genannt, geordnet, das in vielen andern Städten, Lübeck, Hamburg u. s. w., als Norm diente. S. gehörte zum Herzogthum Sachsen zwischen Elbe und Rhein und galt als Hauptstadt des Landes der Engern. Als der letzte sächs. Herzog, Heinrich der Löwe, 1180 in die Reichsacht erklärt war, bemächtigte sich der Erzbischof von Köln der Stadt und nöthigte sie, jedoch mit Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, zur Huldigung. Besonders von dem Erzbischofe Dietrich von Mörs in ihren Privilegien gekränkt, entzog sie sich aber der Botmäßigkeit desselben und begab sich 1444 unter den Schutz Johannes' I., Herzogs von Kleve und Grafen von der Mark, was zu einem verheerenden Kriege und zu einer langen Belagerung der Stadt (Soester Fehde) führte, bei welcher die soester Frauen durch persönlichen Muth sich hervorthaten. Der Streit endete damit, daß S. und die Börde 1449 unter die Landeshoheit des Herzogs Johannes kamen. Die Geschichte der Stadt fällt seitdem mit der der Grafschaft Mark zusammen. Infolge der Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs sank S. mehr und mehr zu einer stillen Landstadt herab, als welche sie dem Fremden, trotz des neubeginnenden Aufschwungs, auch noch erscheint. Im Kreise S., der auf 9,34 Q.-M. 48583 E. (1864) zählt, liegt noch die Stadt Werl, am Hellwege, mit 4631 E., ein Wallfahrtsort und ältester Sitz der nachmaligen Grafen von Arnsberg. Vgl. Barthold, «S., die Stadt der Engern» (Soest 1855); Lübke, «Die mittelalterliche Kunst in Westfalen» (Lpz. 1853); Kayser, «Die soester Patroclikirche» (Soest 1863).

Sofala, s. Mozambique.

Soffiten nennt man in der Architektur eigentlich die untere Ansicht der getäfelten Decken. Doch braucht man den Ausdruck jetzt fast ausschließend für die untere Ansicht des Architravs oder Deckbalkens, soweit derselbe zwischen den Säulen freiliegt und mit einem oder mehrern vertieften Feldern oder Füllungen verziert ist. Von den getäfelten Decken ist die Benennung S. auch in den Theaterbau übergegangen, und man nennt hier S. diejenigen kurzen Gardinen, welche in kleinen Zwischenräumen von der Prosceniumswand bis zur Prospectgardine vertheilt sind. Diese S. stellen dar Luft oder Wolken, Baumwerk, Gewölbe oder Decken, je nachdem die Prospectgardine Landschaften, Zimmer oder dergleichen vorstellt.

Sofia oder Sophia (türk. Sofié, bulgar. Triaditza), die Hauptstadt eines türk. Liwa und Oberbulgariens, früher von ganz Bulgarien, vor kurzem noch zum Ejalet Nisch gehörig, jetzt nebst diesem zu dem neuerrichteten Ejalet Tuna (Donau) geschlagen, liegt auf der Hauptstraße von Konstantinopel nach Belgrad, an der Bogana, einem Nebenflüßchen des Isker, der gegen Nordosten in die Donau fließt, auf einer weiten, prachtvollen Hochebene, die von dem Witosch- oder Scomiusgebirge im Westen und dem Sunughu- und Etrepolbalkan im Nordosten und Osten begrenzt und nur gegen Nordwesten offen ist. Die Stadt ist eine der größten und durch ihre paradiesische Umgebung eine der schönsten Städte der europ. Türkei, Sitz eines Paschas, eines griech. Erzbischofs, eines kath. Bischofs, zugleich das Nationalheiligthum und der Mittel- oder Vereinigungspunkt der Bulgaren. Es bestehen hier eine prächtige Hauptmoschee, die vor der Türkenherrschaft eine der heil. Sophia gewidmete christl. Kirche war, eine Menge anderer Moscheen, Kirchen und Kapellen, große Khans oder Kaufhallen, ein festes Schloß und alte Wälle und Gräben, die seit 1854 durch großartige Bollwerke verstärkt wurden. Die Stadt zählte 1854 an 40—50000 E. (darunter 8000 Christen), der Mehrzahl nach Osmanen, außerdem Bulgaren und damals auch Griechen. 1867 gab man die Bevölkerung zu 20000 Seelen an. Dieselbe ist, mit Ausnahme der Osmanen, sehr gewerbfleißig, unterhält Woll- und Seidenweberei, Gerbereien, Tabacksfabriken, liefert namentlich sehr geschätzte, den angorischen gleichgeachtete Merinozeuge, treibt Acker- und Obstbau sowie lebhaften Eigen- und

Durchgangshandel, indem außer der großen Heerstraße auch die Straßen nach Widdin, nach Seres und Salonichi hier durchführen. S. ist an der Stelle der alten Stadt Ulpia Sardica oder Serdica in Obermösia, wo 344 ein berühmtes Concil abgehalten ward, vom Kaiser Justinian erbaut worden. 809 von den Bulgaren erobert, ward die Stadt von diesen Triadiza, von den Kreuzfahrern aber Stralitz oder Sternitz genannt. Sie fiel 1382 in die Hände der Türken.

Sofismus, s. Sufismus.

Softa ist ein aus dem pers. Particip suchteh, verbrannt, corrumpirtes türk. Wort, welches einen Zögling der gewöhnlich größern Moscheen beigegebenen Medressen oder mohammed. Hochschulen, d. h. einen von glühendem Erkenntnißdrang verzehrten und somit der Welt abgestorbenen Jüngling bedeutet. Die S. bilden ein zahlreiches Element der Bevölkerung Konstantinopels, welches mit unverständlichen Schul- und Cultuspflichten überladen, in Nahrung, Kleidung und Wohnung elend gehalten wird. Im Volke genießen dieselben eines gewissen Ansehens. Den europäisirenden Tendenzen der Regierung abhold, pflegen sie bei den Aufständen der türk. Hauptstadt eine hervorragende Rolle zu spielen. Aus den S. rekrutirt sich die Kaste der Ulema (s. d.).

Sohl, ein ungar. Comitat (ungar. Zolyom Varmeghye) im Kreise diesseit der Donau, das im Norden an das Liptauer, im Osten an das Gömörer, im Südosten an das Honther, im Westen ebenfalls an das Honther, an das Barser und Thuroczer Comitat grenzt und ein Areal von 51,36 Q.-M. hat. Das Land ist ganz von Zweigen des ungar. Erzgebirgs (Karpaten) erfüllt und wird von der Gran in südwestl. Richtung durchflossen, in welche sich die Szalatna und eine Menge von Bächen ergießen. Das Klima ist kalt, aber in einigen Gegenden noch für den Weinbau geeignet; die Luft rein und gesund. Der Boden ist ungeachtet der vielen Gebirge nicht überall unfruchtbar, in den ebenern Gegenden des Granthals sogar recht fruchtbar. Die Producte des Bergbaues sind Silber, Gold, Kupfer, Eisen, gediegener Schwefel, Vitriol, Steinkohlen. Die Landwirthschaft liefert Rindvieh und Schafe, mittelmäßigen Wein, Getreide, Hanf, Flachs, Holz. Bäder und Gesundbrunnen sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, deren man (nach der Zählung vom 31. Oct. 1857, ohne Militär) 91472 zählte, sind außer einigen in den Städten ansässigen Deutschen durchaus Slowaken, darunter gegen 58000 Katholiken und 34000 Lutheraner. Bergbau und vielerlei montanistische Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, außerdem Bereitung von Leder, Tuch, Leinwand, Branntwein und Käse, welcher letztere einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet, sind die Hauptnahrungszweige der thätigen Bevölkerung. Die Hauptstadt ist Neusohl.

Sohn (Karl Ferdinand), einer der vorzüglichsten Meister der düsseldorfer Malerschule, wurde 10. Dec. 1805 zu Berlin geboren und erhielt dort unter Schadow den ersten Unterricht in der Kunst. Mit diesem siedelte er 1826 nach Düsseldorf über und wurde bald einer der Hauptträger der neuen Schule. Er begleitete den Meister auch 1830 nach Italien, wo die Kunstwelt und der Zauber des südl. Lebens einen Eindruck auf ihn machten, der stark und lange in seinen Werken wahrnehmbar blieb. Romantische Liebe mit Hinneigung zum Elegischen ist Hauptinhalt dieser Werke; nicht Handlung, sondern Situation wiegt vor. Die Wirkung seiner Bilder liegt daher hauptsächlich in der Farbe, die bei aller Idealität einfach und harmonisch ist, meisterhaft namentlich in der Carnation. S. erlangte auch als Porträtmaler einen großen Ruf; er idealisirte hier im besten Sinne des Worts. Aber nicht gerade der Bildnisse wegen darf er der Maler der Frauen genannt werden, da er Männerporträts in gleicher Vollkommenheit malte, sondern vielmehr weil er in seinen histor. Bildern die weibliche Schönheit (bekleidet oder unbekleidet) mit Vorliebe zum Gegenstand gemacht hat. Zu nennen sind: Rinaldo und Armida, lebensgroß (1827), der Raub des Hylas (1829), Diana und Aktäon (1833), die beiden Leonoren nach Goethe's Tasso (1834), ital. Lautenspielerin (bei Raczynski 1835), das Urtheil des Paris (1836), Romeo und Julie nach Shakspeare (1836), wovon mehrere Wiederholungen vorhanden, Tasso und die beiden Leonoren (1838), Donna Diana (1839), die Schwestern (1843), Vanitas (1844), die vier Jahreszeiten (im Ballsaal des Herrn K. Joest in Köln, 1851), Lorelei (1853). Nach letzterm Werke malte S. nur noch Bildnisse, und zwar besonders Damen aus den höhern Kreisen, unter denen sich als eins der schönsten das Porträt der Gräfin von Monts auszeichnet. S. war seit 1838 als ord. Professor der Malerei an der düsseldorfer Akademie auch lehrend thätig. Doch legte er dies Amt 1855 nieder. Er starb 25. Nov. 1867 plötzlich während eines Besuchs in Köln. — Wilhelm S., Neffe und Schwiegersohn des vorigen, geb. 1830 in Berlin, ward 1847 Zögling der düsseldorfer Akademie. Sein Erstlingswerk, Christus mit den Jüngern auf dem Meere (1853), war vielversprechend, ebenso die

Grundsteinlegung des Kölner Doms (1854). Für die Kirche zu Winningen malte er die unbefleckte Empfängniß, und eine Farbenskizze, der heil. Bonifazius das Christenthum predigend, wurde von der Gesellschaft für histor. Kunst prämiirt und angekauft (1859). Von nun ab wandte sich S. dem Genre zu, zu dem eine Genoveva gleichsam den Uebergang bildete. Die spielenden Kinder, der Geiger und sein Kind, die Gewissensfrage sind als besonders gelungene Darstellungen hervorzuheben.

Soho (engl. Fabrikort), s. Birmingham.

Soissons, die Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Aisne, in der ehemaligen Picardie, liegt in einem fruchtbaren Thale am linken Ufer der Aisne, an der Nordbahn und dem Kreuzungspunkte von sechs Heerstraßen, 13 M. im Nordosten von Paris, 6,5 im Westnordwesten von Rheims, mit welchem es ebenfalls durch eine Eisenbahn verbunden. Die Stadt ist der Schlüssel von Paris für ein Heer aus den Niederlanden und als militärisch wichtiger Punkt jetzt ein bedeutender Waffenplatz. Es residirt hier ein Suffraganbischof der Erzdiöcese Rheims. S. hat ein Communalcollége, ein Priesterseminar, eine 1678 gestiftete Gesellschaft für Künste und Wissenschaften und einen sehr thätigen archäol. Verein, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek mit vielen seltenen Handschriften, ein Taubstummeninstitut, ein Hôtel-Dieu (vom J. 1247) und andere Wohlthätigkeitsanstalten und zählt 10208 E. (1861), welche Topfwaaren, Kerzen und Chocolade fabriciren, Lohgerbereien, Brauereien und Eisengießereien unterhalten und lebhaften Handel mit Getreide, Mehl, Hülsenfrüchten, besonders mit sehr geschätzten Bohnen, mit Flachs, Hanf, Holz und Holzkohlen, Wolle, Vieh, Wein, auch mit Tuch, Eisen-, Blech- und Kupferwaaren treiben. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth die 1212 vollendete goth. Kathedrale mit einem sehr eleganten Chor, die noch vorhandenen Thürme der 1076 gegründeten Abtei St.-Jean des Vignes, die Kirche St.-Léger mit zwei Krypten, die Collegiatkirche St.-Pierre-au-Parvis, die Kapelle des Taubstummeninstituts, Rest der uralten Abtei St.-Medard, und die in eine Kaserne verwandelte Abtei Notre-Dame de S. Ueber den Fluß führt eine schöne Steinbrücke, und längs desselben läuft ein herrlicher Spaziergang. Aus der Römerzeit sind Münzen, Sculpturen, Mosaiken, Gefäße und die Substructionen eines sehr großen Theaters gefunden worden. S. hieß im Alterthum Noviodunum und war die Hauptstadt der Suessiones in Gallia Belgica. Unter Augustus erhielt es den Namen Augusta Suessionum und hatte ein kaiserl. Palatium. S. war die letzte Stadt, welche die Römer in Gallien besaßen. Zuletzt residirte hier der röm. Feldherr Syagrius, der 486 in der Nähe der Stadt von Chlodwig geschlagen wurde. Bei der Theilung des Fränkischen Reichs unter Chlodwig's vier Söhne (511) wählte Chlotar I. S. zu seiner Residenz, und als dessen Söhne das väterliche Besitzthum theilten, kam es an Chilperich. Des letztern Sohn, Chlotar II., vergrößerte das Reich S. durch die Eroberung Austrasiens und Burgunds, und S. war nun ein Theil Neustriens. Später fiel S. Karl dem Kahlen zu und im 10. Jahrh. den Grafen von Vermandois. Dann kam die Grafschaft S. durch Heirath nacheinander an die Häuser Nesle, Châtillon und Artois, durch Kauf an das Haus Coucy, darauf an Bar und Luxembourg und endlich 1482 durch Heirath an das Haus Bourbon, und zwar an den Seitenzweig Bourbon-Condé. Zu S. wurden zahlreiche Kirchenversammlungen gehalten. Am 20. Mai 1414 ward die Stadt von Karl VI. erobert und geplündert. Kriegsgeschichtlich ist sie noch bekannt durch den Sieg Chilperich's I. über die Austrasier 576, Karl Martell's über den Herzog von Aquitanien 719 und des Grafen von Paris über Karl den Einfältigen 923. Im Kriege von 1814 nahmen Bülow und Wintzingerode 3. März die blos nach alter Art befestigte Stadt, wogegen sie Marmont und Mortier 5. März wieder zurückeroberten. 1815 wurde sie von den Preußen eingeschlossen und 14. Aug. diesen übergeben.

Charles von Bourbon, geb. 1556, der Sohn des Prinzen Ludwig I. von Condé (s. d.), aus dessen zweiter Ehe mit Françoise von Orléans-Longueville, nahm zuerst den Titel eines Grafen von S. an. Er wandte sich in den Religionskriegen bald dem Hofe, bald dem spätern Heinrich IV. zu und starb 1. Nov. 1612. — Louis von Bourbon, Graf von S., geb. zu Paris 11. Mai 1604, der Sohn des vorigen aus der Ehe mit Anne von Montafie, unterstützte in seiner Jugend die Königin-Mutter, Maria von Medici, gegen deren Sohn, Ludwig XIII., und näherte sich auch, um vom Hofe gefürchtet zu werden, den Hugenotten. Als ihn diese verschmähten, wendete er sich wieder dem Könige zu und begleitete denselben sogar 1622 im Feldzuge gegen die Protestanten. S. besaß Ehrgeiz und kriegerische Talente, darum suchte ihn der Minister Richelieu bei Hofe niederzuhalten. Aus diesem Grunde wurde ihm die Einwilligung in die Verheirathung mit der reichen Prinzessin von Montpensier verweigert, worüber er mit dem Minister in Todfeindschaft gerieth. Weil er 1626 an der Verschwörung gegen Richelieu

theilgenommen, floh er nach Italien, wurde aber vom Könige zurückgerufen und diente nun bei der Belagerung von Larochelle. 1630 kaufte er das Besitzthum der Grafschaft Soissons vom Prinzen von Condé. Als sich Richelieu zur Theilnahme am deutschen Kriege entschloß, erhielt S. im Feldzuge von 1636 ein kleines Corps an der Aisne und Oise, mußte sich jedoch vor der span. Uebermacht nach Noyon zurückziehen. In demselben Jahre verband er sich mit dem Herzog von Orléans (s. d.) zur Ermordung Richelieu's, die zu Amiens ausgeführt werden sollte. Allein der Anschlag wurde durch des Herzogs Zaghaftigkeit vereitelt, und S. sah sich genöthigt, nach Sedan zu entfliehen, wo ihm der Herzog von Bouillon sichern Aufenthalt gewährte. Hier vereinigte er sich mit Bouillon und dem Herzoge von Guise zum förmlichen Kriege gegen den Minister. Die Verschworenen unterhandelten mit Spanien, das ihnen ein Hülfscorps aus den Niederlanden zusagte, und nahmen auch in Frankreich Truppenwerbungen vor. Richelieu setzte zwei Armeen, die eine gegen die niederländ. Grenze, die andere gegen Sedan in Bewegung. Schon hielten sich die Verschworenen für verloren, als ihnen der kaiserl. General Lamboi eine Verstärkung von 7000 Mann zuführte. Am 6. Juli 1641 wagten die Verbündeten bei Sedan einen Angriff auf die von Chatillon befehligten königl. Truppen und brachten denselben eine entschiedene Niederlage bei. S. wurde jedoch im Gefecht von unbekannter Hand, die wahrscheinlich Richelieu leitete, erschossen. Mit ihm erloschen die männlichen Nachkommen dieser Seitenlinie des Hauses Bourbon-Condé, und sein Besitz und Titel gingen auf den zweiten Sohn seiner Schwester Marie über, die mit dem Prinzen Thom. Franz von Savoyen-Carignan vermählt war. — Eugène Maurice von Savoyen, als Erbe des bei Sedan gefallenen Oheims Graf von S., war 1633 zu Chambéry geboren. Er widmete sich in der Jugend dem geistlichen Stande, trat jedoch später in franz. Kriegsdienste und heirathete 1657 Olympia Mancini, die Nichte des Ministers Mazarin. Durch letztern erhielt er das Gouvernement der Champagne. 1667 wohnte er dem Feldzuge in Flandern bei und wurde 1672 von Ludwig XIV. zum Generallieutenant ernannt, in welcher Eigenschaft er sich in Holland und am Rhein auszeichnete. Er starb 7. Juni 1673 bei der Armee in Westfalen, angeblich an Gift. Sein ältester Sohn, Ludwig Thomas, setzte die Linie Savoyen-S. fort, die 1734 erlosch. Sein jüngerer Sohn war der berühmte Prinz Eugen (s. d.) von Savoyen. — Die erwähnte Olympia Mancini, Gräfin von S., geb. 1640 zu Rom, kam 1647 mit ihren Schwestern nach Paris. Sie besaß viel Ehrgeiz, großes Talent für die Intrigue und wurde nach ihrer Vermählung zur Surintendantin des Hauses der Königin erhoben. Weil sie sich in die Maitressenhändel des Königs mischte, entfernte sie Ludwig XIV. mehrmals vom Hofe und nahm ihr endlich die Stelle. Sie unterhielt seitdem Verkehr mit der berüchtigten Giftmischerin Voisin und wurde durch deren Aussagen so compromittirt, daß sie nach Brüssel entfloh. Von hier wendete sie sich nach Madrid, wo sie das Vertrauen der jungen Königin, der Gemahlin Karl's II., gewann. Der Herzog von St.-Simon beschuldigte sie nicht nur ihren Gemahl, sondern auch die Königin von Spanien vergiftet zu haben. Aus Madrid vertrieben, irrte sie längere Zeit in Deutschland umher und ging endlich wieder nach Brüssel, wo sie, von allen, selbst von ihrem Sohne, dem Prinzen Eugen, verlassen, 9. Oct. 1708 starb. Vgl. Renée, «Les nièces de Mazarin» (2 Bde., Par. 1856).

Soja heißt eine Art dicker, sehr pikanter Sauce, welche aus den Samen der rauchhaarigen Sojabohne (Soja hispida), einer mit der Gattung Bohne (Phaseolus) aus der Familie der Schmetterlingsblümler nahe verwandten Pflanzenart Ostindiens, mit 1—3 F. hohem, bräunlichgelb behaartem Stengel, bereitet wird. In Japan, China und in ganz Ostindien wird sie allgemein als Zuthat an Speisen verwendet und jetzt auch zu denselben Zwecke häufig nach Europa gebracht. Außerdem werden die nierenförmigen, weißen oder bräunlichen Samen der Sojabohne, welche wohlschmeckend sind, wie unsere Bohnen gegessen.

Sokoto, s. Haussa.

Sokotora, Sokotra oder Soktra, eine 18—20 M. lange, 6—8 M. breite Insel an der Küste Ostafrikas, dem Cap Guardafui gegenüber, ist felsig und mit bis zu 4400 F. ansteigenden nackten Granitbergen und bis 1900 F. hoch ansteigenden Kalksteinplateaux bedeckt, während die Küste aus einem flachen Strande besteht. Die zahlreichen Thaleinschnitte, welche meist von Norden nach Süden verlaufen, sind ungemein schroff und tief. Die engen Thäler haben keinen Mangel an Quellen und fließenden Bächen und enthalten auf humusreichem Boden kräftigen Pflanzenwuchs. Dagegen ist der Anblick der Insel im allgemeinen ein trauriger und steriler, da die Höhen dürr und sehr von Vegetation entblößt sind. Nur die Aloë und die Dattelpalme gedeihen vortrefflich. Die wichtigsten Producte und Exporte bilden das wohlriechende Gummi Amara, Drachenblut; ferner vom Meere ausgeworfenes Ambra, Kamele,

zahlreiche Schafe und Ziegen. Die Bevölkerung von etwa 1000 Köpfen ist meist moh[...] danisch, an der Küste eine Mischung von Arabern, Negern, Indiern und andern Fremdl[...] mit neuarab. Sprache. Im Innern finden sich noch Reste der Urbevölkerung von abweich[...] viel kräftigerm physischen Charakter und verschiedener Sprache. Diese nennt man schle[...] «Beduinen», sie treiben nur Viehzucht, nennen sich selbst Mara und werden von den M[...] medanern als Zauberer und Ungläubige gemieden. Die Küstenbevölkerung, vorzüglich a[...] Nordseite angesiedelt, unterhält wenig Bodencultur, aber mehr Handel mit Maskât und [...]guebar und verproviantirt die trotz des Mangels an Häfen häufig anlegenden Ostindien[...] und Walfischfänger. Tamarid, an der Nordküste, ist der Hauptort und hat die beste [...] der Insel. Die Insel gehörte früher dem Imam von Maskât, jetzt dem Sultan von Kisi[...] Keschin in Hadramaut, an der Südküste Arabiens. Schon im Alterthum war S. unte[...] Namen Dioscoridesinsel wegen seiner günstigen Lage am Eingange des Rothen Meere[...] seiner beiden Rheden eine Handelsstation, und Alexander d. Gr. soll eine Colonie dahin g[...] haben. Gleichzeitig mit der Ausbreitung des Christenthums in Abyssinien wurde dies a[...] S. eingeführt, und es sollen sich im Innern unter den Mara noch Spuren davon finden. [...] scheinen noch im vorigen Jahrhundert Verbindungen mit der röm. Kirche bestanden zu [...] 1835 erwarben die Engländer die Insel und benutzten sie zur Kohlenniederlage für Damp[...] von Suez nach Bombay, gaben aber ihren Besitz wieder auf, da das inzwischen ebenfal[...] ihnen erworbene Aden (s. d.) der Absicht, das Rothe Meer zu beherrschen und eine Stati[...] diesem Seewege nach Ostindien zu haben, noch besser entspricht.

Sokrătes, einer der größten Denker unter den Griechen, der eine neue Periode für di[...] wickelung der Philosophie und der wissenschaftlichen Forschung überhaupt beginnt, zugle[...] Charakter, der in seiner einfachen Größe fast einzig dasteht, war geboren zu Athen 470 [...] Seine Aeltern waren Sophroniskus, ein Bildhauer, und Phänarete, eine Hebamme. Er [...] sich zunächst der Kunst seines Vaters; noch zu der Zeit des Pausanias zeigte man in At[...] Eingange der Akropolis eine Gruppe bekleideter Grazien als sein Werk. So dürftig alle[...] richten über seine frühere Lebenszeit sind, darf man doch annehmen, daß der Trieb nach [...]schaft und Weisheit ihn schon frühzeitig über die Grenzen seiner Kunst hinausgeführt [...] Später ließ er sie ganz fallen und lebte von seinem väterlichen Vermögen, was ihm, wie [...] nachgewiesen hat, nur durch die strenge Mäßigkeit seiner Gewohnheiten möglich war. M[...] Schriften der ältern Denker, welche über die Natur philosophirt, war er nicht unbekann[...] einigen, wie mit Anaxagoras und Archelaus, verkehrte er persönlich. Aber die eigenthü[...] Richtung seiner Denkart, das Gepräge seines Charakters und seines Lebens ist Product [...] eigenen Wesens, unabhängig von fremdem Einflusse. Den verhältnißmäßig größten, ab[...] negativen Einfluß scheint auf ihn das Thun und Treiben, die zum großen Theile gesinnun[...] Scheinweisheit der Sophisten (s. d.) gehabt zu haben, indem sie ihn aufforderte, seine une[...]terliche Ueberzeugung, daß es für das menschliche Denken und Handeln etwas Festes und [...]bares geben müsse, durch ein klares und zusammenhängendes wissenschaftliches Denken zu [...]fertigen. Sowie er sich selbst dergestalt in seine Gedanken vertiefen konnte, daß er bis[...] stundenlang nachsinnend auf derselben Stelle gestanden haben soll, so suchte er auch bei [...] die Liebe zur Weisheit dadurch anzuregen, daß er ihr eigenes Denken anregte und unter[...] Wir sehen ihn auf den öffentlichen Versammlungsplätzen, in den Straßen, in den Gym[...] in den Werkstätten der Künstler und Handwerker, anknüpfend an jegliches scheinbar [...] unbedeutende, zufällig gegebene Geschäft und Ereigniß und andere dadurch in Gespräche [...]ziehend. Zugleich behandelte er das Gespräch, als die Form der freien Gedankenentwi[...] mit einer solchen Kunst, daß daher der Name Sokratische Methode seinen Ursprun[...] (S. Methode.) Er selbst nannte sie oft scherzend Mäeutik, d. h. Hebammenkunst, ind[...] scheinbar auf eigenes Wissen Verzicht leistend und ganz in den fremden Gedankenkreis ein[...] andern dazu verhelfe, die Gedanken, welche schon in ihnen seien, zu Tage zu fördern. [...]diente er sich auch, namentlich zur Widerlegung, der Ironie, und verstand vortrefflich die [...] eingebildete Menschen durch verfängliche Fragen von ihrer Unwissenheit zu überführen und [...] zu zeigen, daß sie der wahren Erkenntniß ermangelten und des Unterrichts gar sehr bed[...] Durch das Interesse, welches sein Unterricht, und durch die Achtung, welche seine du[...] klares, sittliches Bewußtsein getragene Persönlichkeit einflößten, zog er Jünglinge und M[...] von sehr verschiedenen Altern, Bildungsgraden und Charakteren an sich, die sich mit Sto[...] Liebe seine Schüler nannten, obwol sein Umgang und Unterricht nicht bei allen dieselben F[...]trug. Es mag sein, daß er über der Sorge für die geistige Bildung seiner Freunde und S[...]

sein Hauswesen vernachlässigte, und seine Hausfrau Xantippe (s. d.) mag ihn das haben empfinden lassen. Allein seinen Pflichten als Bürger entzog sich S. nicht. So hat er drei Feldzüge des Peloponnesischen Kriegs mitgemacht: den ersten in seinem 39. J. bei der Belagerung von Potidäa in Thrazien, wo er alle seine Mitbürger in der Leichtigkeit übertraf, mit welcher er die Beschwerden eines Winterfeldzugs ertrug, und den Alcibiades errettete, aber den Ehrenpreis, den er dafür erhielt, diesem selbst gab. Sieben Jahre später trug er bei Delium den mit dem Pferde gestürzten Xenophon auf seinen Schultern aus dem Getümmel der Schlacht und war bei der Flucht der Athener der letzte; endlich führte er noch einmal bei Amphipolis 420 die Waffen für sein Vaterland. In seinem 65. J. wurde er als Mitglied des Raths der Fünfhundert Epistates, d. h. Vorsteher und Leiter der Volksversammlung, und rettete durch seine Festigkeit die Feldherren, welche bei den Arginusischen Inseln gesiegt hatten, und die wegen der Versäumniß der Pflicht, die Gebliebenen zu begraben, in Anklagestand waren versetzt worden, vor dem Verdamnungsurtheile der aufgereizten Volksversammlung. Ebenso leistete er bei andern Gelegenheiten den ungerechten Forderungen der dreißig Tyrannen Widerstand. Seine entschieden ausgeprägte Persönlichkeit erregte bei vielen Anstoß, und daraus erklären sich die zwei wichtigsten Ereignisse seines Lebens, die Verspottung, welche er von Aristophanes in dessen «Wolken» erfuhr und sein Proceß. Daß Aristophanes den S. als Repräsentant einer spitzfindigen und unsittlichen Scheinweisheit mit den Sophisten auf eine Linie stellte, hatte seinen Grund darin, daß Aristophanes inmitten des Verfalls des athenischen Staatswesens die Philosophie für ein gefährliches Auflösungsmittel der alten Sitte und Zucht ansah. Für S. selbst, der über die Scherze des Komikers lachte, hatte die Aufführung der «Wolken» übrigens keine Folgen, und er wirkte noch 22 J. in seiner gewohnten Weise. Verhängnißvoll dagegen wurde für ihn die gerichtliche Anklage, welche in seinem 69. Lebensjahre Melitos, ein junger tragischer Dichter, Lykon, ein öffentlicher Redner, und Anytos, ein Gerber, gegen ihn erhoben. Der Inhalt der Klage war, «daß S., an die Götter, an welche die Stadt glaube, nicht glaubend, neue Götter einführe und daß er die Jugend verderbe». Ein Vorwand für den ersten Anklagepunkt war unter anderm, daß S. sich selbst einen Dämon zuschrieb, eine Art göttlicher Warnungsstimme, im Gegensatze zu äußern Orakeln, dem Befragen der Eingeweide und des Vogelflugs; den zweiten Punkt suchte man dadurch zu begründen, daß der Tyrann Kritias und der Staatsfeind Alcibiades seine Schüler gewesen seien. Das wahre Motiv der Anklage war der Widerstand, welchen S. der ausgearteten Demokratie Athens entgegenstellte. Der Proceß wurde vor den Heliasten, einer Art Volksgericht, geführt; das Urtheil lautete durch eine Mehrheit von sehr wenigen Stimmen auf Geldstrafe, oder Verbannung, oder Tod. S. konnte sich abschätzen, wenigstens wählen zwischen Verbannung und Tod; aber er weigerte sich dies zu thun, weil er, wie er sagte, dadurch eine Schuld eingestanden hätte. Statt süßer Worte sprach er in seiner Vertheidigungsrede bittere Wahrheiten aus: er forderte als Lehrer und Wohlthäter des Volks eine Ehrenstelle im Prytaneum. Bei der dadurch herbeigeführten zweiten Abstimmung stimmten von den beleidigten Richtern sehr viele, die vorher für ihn gestimmt hatten, nunmehr gegen ihn. Ein religiöses Gesetz verzögerte die Vollziehung des Urtheils 30 Tage, bis zur Rückkehr des heiligen Schiffs von Delos. Diese Zeit verbrachte S. im Gefängnisse in ernsten Gesprächen mit seinen Schülern und Freunden. Die dringenden Bitten seiner Freunde, namentlich des Kriton, sich durch die Flucht zu retten, schlug er, gestützt auf sittliche Gründe, beharrlich aus, und das Platonische Gespräch «Kriton» ist ebenso wie dessen «Apologie» und theilweise der «Phädon» als der treue Ausdruck seiner Gesinnung zu betrachten, wenn auch die Kunstform der Darstellung von Plato herrührt. Das Verhalten des S. und seiner Richter ist von Hegel (in der «Geschichte der Philosophie», Bd. 2) und von Forchhammer («Die Athener und S., die Gesetzlichen und der Revolutionär», Berl. 1837) mehr zu Gunsten der letztern beurtheilt worden, weil S. in der That durch die Opposition gegen das Staatsprincip Athens an dem letztern zum polit. Verbrecher geworden sei. Dieser Gesichtspunkt ist nicht minder durchführbar, als der entgegengesetzte, welcher in der Tödtung des S. den Frevel eines die Geister knechtenden Staatsprincips gegen das von S. geltend gemachte Menschenrecht freier Forschung erblickt, wie ihn gegen Forchhammer Bendixen in der Schrift «Ueber den tiefern Schriftsinn des revolutionären S. und der gesetzlichen Athener» (Husum 1839) geltend gemacht hat. Jenes ist der relative, dieses der absolute Rechtsstandpunkt, und auch Hegel ordnet nicht diesen jenem unter, sondern umgekehrt. Vgl. Hanne, «S. als Genius der Humanität» (Braunschw. 1841); Lasaulx, «Des S. Leben, Lehre und Tod» (Münch. 1857); Volquardson, «Das Dämonium des S. und seine Interpreten» (Kiel 1862).

Den Gehalt der Lehre des S. anlangend, so ist das erste Wesentliche, was nach des Ari-

stoteles Zeugnisse dem S. die Philosophie verdankt, die bewußtvolle Bestimmung des Begriffs der Wissenschaft und der echten wissenschaftlichen Methode überhaupt, das Verfahren regelmäßiger Begriffsbestimmungen und Begriffsableitungen durch Schlüsse. Hierdurch wurde S. der Begründer der Dialektik in der später von seinem Schüler Plato weiter entwickelten Bedeutung, und vielleicht ist schon S. auf die allgemeinen Grundsätze jener wissenschaftlichen Methodik geführt worden, welche später Aristoteles auch formell feststellte. Das Gebiet, auf welches er diese Methode des begriffsmäßigen Denkens anwendete, war mit Ausschluß der Naturphilosophie, mit der sich die frühern Versuche der griech. Philosophie fast ausschließend beschäftigt hatten, das ethische, weil er ein begriffsmäßig klares Bewußtsein über das Sittliche für wichtiger hielt, und zugleich auch die unmittelbaren Haltepunkte eines sichern Wissens nur allein in sittlichen Ueberzeugungen suchte und fand. Deshalb legte er einen so hohen Werth auf den Spruch des Chilon, der auch die Inschrift des Apollotempels zu Delphi war: Erkenne dich selbst! und es beruht auf dem gemeinsamen Zeugniß des Alterthums, daß er die Ethik als zweite Person in die Philosophie eingeführt habe, wie Aeschylus den zweiten Unterredner in das Drama. Ebendeshalb sagt Cicero von ihm, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde und in die Wohnungen der Menschen geführt. Denn er erklärte Wissen, Weisheit und Einsicht für die wesentliche Bedingung des sittlichen Lebens und schlug die Kraft und Macht dieses Wissens so hoch an, daß er den Satz aussprach: jeder Schlechte sei eigentlich ein Unwissender; niemand thue mit Wissen und Willen das Böse. Durchgängig suchte er die Begriffe von dem, was Recht oder Unrecht, gut oder böse sei, zu bestimmen; was ist die Tugend, was die Tapferkeit, die Frömmigkeit, die Staatskunst? Diese und ähnliche Fragen sind es, um welche sich seine Gespräche bewegen. Dieses Interesse an sittlich-praktischen Fragen steht in einer genauen Verbindung mit seinen religiösen Ueberzeugungen. Vor allem sucht er in dieser Hinsicht den Ungrund des Unglaubens an das Göttliche zu zeigen; das Wirksame sei überall unsichtbar, und Thorheit sei es, Vernunft nur in dem Menschen anzunehmen, nicht auch in dem großen Weltganzen. Den Glauben an das Dasein Gottes als eines alles beherrschenden und lenkenden, gütigen, allwissenden und gerechten Wesens stützte er hauptsächlich auf die teleologische Betrachtung der Natur; Xenophon hat uns in dieser Hinsicht ein langes Gespräch über den kunstvollen Bau des menschlichen Leibes aufbewahrt. Von der Vorsehung und Güte des höchsten Wesens leitete er auch die Vernunft des Menschen ab. Die Seele ist ihm, als des göttlichen Wesens theilhaftig, unvergänglich und unsterblich, und der Mensch ist ihm ein Glied in der sittlichen Ordnung der Dinge, welche ihren Mittelpunkt in der höchsten Vernunft findet.

Sokratiker im engern Sinn nennt man die Schüler und Freunde des Sokrates, die meist in seiner Umgebung waren und durch seine geistanregende Unterhaltung sich bildeten. Da Sokrates noch keine philos. Schule im eigentlichen Sinne bildete, sondern gewöhnlich nur über ethische Gegenstände sich mit seinen Zuhörern, die meist schon anderwärts eine sehr verschiedenartige Bildung erhalten hatten, in freier Weise unterhielt, so erklärt sich daraus, wie einige derselben, die der philos. Forschung vorzugsweise sich widmeten, verschiedene Schulen bilden konnten, denen aber immer die hauptsächliche Richtung auf das Ethische gemeinschaftlich war. Einige dieser S. ließen die theoretische Seite der Philosophie ganz beiseite, wie Antisthenes, der Stifter der cynischen, und Aristipp, der Stifter der cyrenäischen Schule. Andere betrachteten zwar auch das Praktische als letzten Zweck der Philosophie, suchten aber diesen vornehmlich durch eine ausgebildete Dialektik zu gewinnen, wie Euklides, der Stifter der Megarischen Schule (s. d.). Plato (s. d.), der begabteste Schüler des Sokrates, strebte die verschiedenen Seiten der Philosophie zu einem System zu vereinigen. Wie diese Schulen Sokratische hießen, so nannten im weitern Sinn die Alten auch die Schulen Sokratische, welche mittelbar mit der Sokratischen Philosophie zusammenhingen, z. B. die Aristoteliker und die folgenden Schulen in Hellas.

Sol, s. Helios.

Solānum, Name einer zu der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden, überaus artenreichen Pflanzengattung, nach welcher die Familie der Solanaceen benannt worden ist. Die Blüten stehen in gestielten, seitenständigen, dichotomen, halbkugeligen oder schirmförmigen Trugdolden und sind aus einem fünf- oder zehnlappigen Kelch, einer radförmigen, fünflappigen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen mit aneinanderhängenden, einen Kegel bildenden Beuteln und einem Stempel mit fadenförmigem, durch den Staubbeutelkegel hindurchziehenden Griffel zusammengesetzt. Die Frucht ist eine zwei-, selten drei- bis vierfächerige vielsamige Beere. Man kennt über 900 Arten, von denen die Mehrzahl im tropischen Amerika zu Hause ist. Dort finden sich eine Menge strauch- und selbst baumartige Species, viele mit dornigen Blättern und Zweigen.

Europa besitzt eine einzige solche Art, das überaus dornige S. sodomaeum L., ein bis mannshoher Strauch mit violetten Blumen, welcher in den Küstengegenden Südspaniens und Siciliens wild wächst und auch, z. B. bei Cadiz, zu Hecken benutzt wird. Die übrigen europ. Solanumarten sind perennirende oder ein- bis zweijährige Kräuter, nur das bei uns an Fluß- und Teichufern häufig vorkommende S. Dulcamare L., Bittersüß, Mäuseholz, spielt häufig die Rolle eines Strauchs, indem seine kletternden Stengel verholzen und mit der Zeit selbst zollstarke Stämmchen bilden können. Beim Zerbrechen geben dieselben einen überaus widrigen, an Mäuse- oder Katzenurin erinnernden Geruch von sich. Diese Art hat eilanzettförmige, am Grunde geöhrelte Blätter und violette Blumen und bringt längliche, glänzend-scharlachrothe Beeren hervor, welche scharf und narkotisch-giftig sind. Die Stengel und Zweige sind als Stipites Dulcamare officinell, indem sie als harn- und schweißtreibendes Mittel, namentlich bei syphilitischen Krankheiten angewendet werden. Bekannte Giftpflanzen sind das S. nigrum L. (mit schwarzen Beeren), S. miniatum Bernh. (mit hellrothen Beeren), S. villosum Lamk. (mit wachsgelben Beeren), drei zweijährige Kräuter mit buchtig gezähnten Blättern und weißen Blüten, welche als Unkräuter und Schuttpflanzen vorkommen und Nachtschatten oder Tollkraut genannt zu werden pflegen. Zur Gattung S. gehören auch die Kartoffel (s. d.), der Liebesapfel und die Eierpflanze, drei im tropischen Amerika heimische Kräuter. Der Liebesapfel, auch Paradiesapfel und Tomate genannt (S. Lycopersicum L.), hat bezüglich der Blätter einige Aehnlichkeit mit der Kartoffelpflanze, unterscheidet sich aber von dieser Pflanze leicht durch den Mangel der Knollen, die kleinern, stets weißen Blüten und namentlich durch die Beere, welche niedergedrückt und gerieft ist, zuletzt scharlachroth wird, und oft die Größe einer Faust sowie ganz monströse Formen erreicht. Ihre zahlreichen Samen sind in einen säuerlich-süßen Brei eingebettet, welcher die Frucht genießbar macht. Der Liebesapfel wird in allen wärmern Ländern, z. B. in den südeuropäischen (zumal in Spanien, woher der Name Tomate stammt) im größten Maßstabe angebaut, indem man dort die Früchte zu allerlei Saucen und Salaten benutzt, auch wol roh mit Salz zum Brote ißt. Beschränkter ist die Cultur der Eierpflanze (S. Melongena L.), einer einjährigen Art mit länglichen, buchtig gezähnten, unbewehrten oder dornigen, unterseits filzigen Blättern, deren lilafarbene Blüten hängende, längliche, eiförmige Beeren von weißer, gelber, braunrother oder violetter Farbe und der Größe eines Tauben- bis Hühnereies hervorbringen. Dieselben sind eßbar. Bei uns zieht man die Pflanze mehr als Ziergewächs in Töpfen und Mistbeeten.

Solaröl, ein sog. Mineralöl, wird bei der Destillation von Theer neben Paraffin (s. d.) und Photogen oder Hydrocarbür (s. d.) gewonnen. Von dem reinern, farblosen Photogen unterscheidet es sich wesentlich dadurch, daß es kohlenstoffreicher und dickflüssiger sowie weingelb von Farbe ist. Man benutzt es hauptsächlich zur Beleuchtung, bei größerm Paraffingehalt auch zur Schmiere von Maschinentheilen (z. B. der Spindeln an Spinnmaschinen). Der Werth des S. und des Photogens zur Beleuchtung hängt hauptsächlich davon ab, daß es frei von Kreosot u. s. w. ist, welche Körper an der Luft verharzen und den Docht verkohlen.

Sold heißt der Geldbetrag, welcher für geleistete Dienste, speciell für Militärdienste gezahlt wird. Er kommt schon im Alterthume vor, selbst bei den aus Staatsbürgern gebildeten Heeren, in Athen seit Perikles, in Rom seit Camillus. Aber es gab auch frühzeitig eigentliche Söldner, d. h. Scharen, die um Lohn in fremden Kriegen dienten, Griechen z. B. den Perserkönigen. Im Mittelalter verschwanden sie eine Zeit lang vor dem Heerbann und dem Lehnsaufgebot, traten aber bald wieder um so gewaltiger auf und machten die Masse der Heere bis in das 17. Jahrh. aus. Waffen und Kleidung mußte jeder Anzuwerbende mitbringen, dann erhielt er Handgeld und S., der aber oft ausblieb und furchtbare Meutereien veranlaßte, z. B. in den niederländischen Kriegen. Erst mit der Einführung stehender Heere wurde der S. geregelt; er war geringer als vorher, schon weil der Staat jetzt die Bekleidung (Uniform) und Ausrüstung lieferte. Der S., auch Gehalt, Löhnung, Tractament oder Geldverpflegung genannt, ist im Betrage bei den Armeen verschieden, am höchsten in der englischen.

Soldanella, s. Alpenglöckchen.

Soldat (zunächst aus dem Französischen) heißt jeder zum Heere gehörige und zum Kriegsdienst in Waffen bestimmte Mann, vom höchsten Befehlshaber bis zum Gemeinen, obgleich der Sprachgebrauch die Benennung meist nur auf die letztern beschränkt. Der Name ist in der röm. Kaiserzeit entstanden. Unter Alexander Severus nämlich erhielten die Krieger ihre Löhnung in einer Goldmünze (viermonatlich) ausgezahlt, welche solidus oder soldus hieß, wovon solidarius, ein bezahlter Krieger, abgeleitet wurde. (S. Militär.)

Soldin, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, einst Hauptstadt der Neumark, liegt an der südöstl. Ecke des 1 M. langen und bis $^1/_4$ M. breiten Soldinersees (des größten der Neumark), aus welchem hier die Mietzel abfließt, ist Sitz eines Landraths- und Kreissteueramts sowie eines Kreisgerichts und zählt 6262 E. (1864 einschließlich 655 Mann Garnison), die sich, mit Ausnahme von 86 Juden und 16 Katholiken, zum Protestantismus bekennen. Die Wälle, welche die im ganzen einförmige Stadt früher umgaben, sind schon längst in Gärten und Promenaden verwandelt, die alten Mauern zum Theil abgetragen, die Thürme über den drei Thoren aber noch wohlerhalten. Seit dem großen Brande von 1539, welcher den ganzen Ort bis auf das Kloster in Asche legte, ist S. regelmäßig angelegt und durch gerade Straßen in 22 Häuserquadrate getheilt. Unter den Bauwerken sind die alte Domkirche, die Kirche des ehemaligen Dominicanerklosters (jetzt den Reformirten gehörig) und die St.-Gertraudshospitalkirche sowie das Rathhaus am regelmäßigen, mit Linden bepflanzten Marktplatz, zu erwähnen. Die hauptsächlichste Nahrungsquelle der Bewohner ist der Ackerbau; die früher blühende Tuch-, Wollzeug- und Strumpffabrikation ist nur noch unbedeutend. Fabriken sind nicht vorhanden, und Gewerbe und Handwerk produciren kaum über den örtlichen Bedarf. Eine Eisenbahn von Küstrin über S. und Pyritz nach Stargard ist projectirt. S. wird urkundlich zuerst 1262 erwähnt, als die Tempelherren ihren Hof S. und den See gleiches Namens nebst Zubehör an die Markgrafen von Brandenburg abtraten. Durch die Privilegien von 1281 und 1317 wurde S. zum Vorort für die Städte jenseit der Oder bestimmt, bei welchem dieselben Recht nehmen mußten. Das 1298 gegründete und in der Folge reich ausgestattete Domstift ist seit 1546 aufgehoben. Im Kreise S., der auf 20,95 Q.-M. nur 48672 E. (1864) zählt, liegen noch die drei Landstädte Berlinchen mit 4957 E. und ansehnlichen Viehmärkten, Bernstein, mit 2353 und Lippehne, mit 3247 E.

Soldo, s. Solidus.

Solfatära ist der ital., Souffrière der franz. Name für jeden Krater eines Vulkans, der nur Luftarten ausstößt. Die berühmtesten Solfataren sind in Italien, auf den Antillen, in Innerasien und auf Java. Westlich von Neapel finden sich an der Küste von Puzzuoli in der den Alten unter dem Namen der Phlegräischen Felder bekannten, auch jetzt noch Campi Flegrei genannten Ebene 27 Krater. Einer derselben, der seit 655 keinen Ausbruch gehabt hat, ist die S. von Puzzuoli, etwa $^1/_2$ St. von dem See Agnano und von der Hundsgrotte (s. d.), ein ungefähr 1250 F. langes und 1000 F. breites, fast überall von Kastanienhügeln der Monti Leucogei umgebenes Becken, eine weiße, todte, an einigen Stellen warme, an andern brennendheiße Fläche, aus der fortdauernd Schwefel quillt, Ammoniak- und Schwefeldunst aufsteigt. Das dumpfe unterirdische Echo beweist, daß diese ganze Gegend tief unterhöhlt ist. Ohne Zweifel ist diese S. ein dem Erlöschen entgegengehender Vulkan, dessen Thätigkeit viel früher stattfand als alle bekannten Entzündungen des Vesuv. Die aufsteigenden Dünste werden zu Heilbädern gebraucht, wozu Hütten von Bretern hier errichtet sind. — S. oder Lago d'Acqua Sulfurea (Schwefelsee) heißt auch ein 60 Schritt im Durchmesser haltender, sehr tiefer See zwischen Rom und Tivoli, mit mehrern schwimmenden Inseln, dessen Wasser eine Masse absetzt, die sich ungemein verhärtet. — Die Souffrière des 4502 F. hohen Morne-Garou auf der Insel St.-Vincent in der Reihe der Kleinen Antillen hat $^2/_3$ M. im Umfang, 500 F. Tiefe und in der Mitte einen Kegel, dessen Gipfel mit Schwefel bedeckt ist. Die Souffrière der franz. Antilleninsel Guadeloupe ist 4568 F. hoch und stößt beständig Rauch, zuweilen auch Flammen aus. Auch mehrere Berge der engl. Insel Dominica enthalten Souffrièren, welche unaufhörlich Schwefeldämpfe ausstoßen und deren Umgebungen so heiß sind, daß man nicht darauf treten kann. Aehnliche Erscheinungen hat die Souffrière der engl. Antilleninsel Montserrat. Das sog. Giftthal auf der Insel Java ist ebenfalls eine erloschene S., die eine so große Masse von Kohlensäure aushaucht, daß kein lebendes Wesen sich ihm nähern darf, ohne todt niederzusinken. Die größte aller bekannten Souffrièren ist die S. von Urumtsi, westlich von der chines. Stadt Urumtsi, fast im Mittelpunkte Asiens, nördlich an dem Bogdo-Ola des Thianschangebirgs, zwischen den Vulkanen Peschan im Westen und Hotscheu im Osten. Sie wird von den Anwohnern die Brennende Ebene genannt und hat $7^1/_2$ M. im Umfang.

Solfeggio, ein Uebungsstück für Gesang, in welchem die Töne nicht auf einen Text, sondern nur auf einzelne zusammenhanglose Silben oder Vocale gesungen werden. Theils sind die Solfeggien Intonations- und Treffübungen, theils auch Etuden für den Vortrag aller Arten Passagen und Coloraturen des Bravourgesanges. Zu den besten und brauchbarsten Solfeggien gehören unter vielen andern die von Aprile, Crescentini, Righini, Vaccaj, Bordogni, Banderali,

Winter, Rungenhagen, Weinlich u. s. w. — **Solfeggiren**, auch **Solmisiren** und **Solfiiren** genannt, bedeutet ursprünglich, die Töne nicht auf einen Text, sondern auf den Silben der alten Solmisation (s. d.) absingen. Im weitern Sinne bezeichnet es auch das Absingen der Töne auf beliebigen andern Silben, oder auf den Buchstabennamen der Töne oder den Vocalen, welches letztere Verfahren man noch insbesondere Vocalisiren oder Abcdiren nannte. Am besten dienen dazu die fünf Vocale allein oder mit den verschiedenen Consonanten nacheinander verbunden. Die Tonbuchstaben sind dazu weniger günstig, weil bei vielen Kreuztönen nur der Vocal i (fis, cis, gis u. s. w.) und bei B-Tönen nur der Vocal e (fes, ges, des u. s. w.) zur Anwendung kommt. Dies veranlaßte Graun, die sieben Silben da, me, ni, po, tu, la, be anstatt der Tonbuchstaben c, d, e, f, g, a, h (und wie diese auch die nämlichen Töne fixirt) vorzuschlagen (**Damenisation**). Außerdem gibt es auch andere Solfeggirungsarten, wie die Bocedisation und die Bebisation.

Solferino, ein Dorf mit etwa 1100 E. in der ital. Provinz Mantua, 1 St. nordwestlich von dem Flecken Cavriana (s. d.), 3 St. von Castiglione (s. d.), ist durch die Schlacht vom 24. Juni 1859, in welcher die Franzosen und Sardinier unter dem Kaiser Napoleon über die Oesterreicher siegten, bekannt geworden. Letztere hatten nach der Schlacht von Magenta (s. d.) die Lombardei mit allen ihren Positionen geräumt und sich hinter den Mincio innerhalb des berühmten Festungsvierecks zurückgezogen. Ihre wieder verstärkten Streitkräfte wurden jetzt, nicht eben zweckmäßig, in zwei Armeen, unter den Grafen Wimpffen und Schlik, getheilt, und der Kaiser Franz Joseph übernahm 16. Juni den Oberbefehl, während Feldzeugmeister Heß Chef des Generalstabs war. Die Gesammtstärke betrug 160000 Mann mit 880 Geschützen, von denen jedoch 320 nicht zur Schlacht verwendet wurden. Das verbündete Heer, 152000 Mann mit 440 Geschützen, im Vorrücken begriffen, überschritt 21. Juni den Chiese, und die österr. Armee, statt eine vortheilhafte Defensivschlacht anzunehmen, erhielt Befehl, am 23. wieder über den Mincio zu gehen und den Feind anzugreifen. Am 24. Juni waren beide Heere im Vormarsch, österreichischerseits die Erste Armee (4 Corps nebst der Cavaleriedivision Mensdorff) auf dem rechten Flügel, seine äußerste Rechte das 8. Corps unter Benedek, die zweite Armee (3 Corps mit der Cavaleriedivision Zedtwitz) auf dem linken Flügel; bei den Verbündeten die sardin. Armee auf dem linken Flügel, das franz. 1. Corps gegen S., das 2. (Mac-Mahon) gegen Cavriana, das 4. (Niel) gegen die Hauptstellung der österr. Ersten Armee bei Guidizzolo, das 3. (Canrobert) auf dem rechten Flügel, um Mantua zu beobachten und einen Angriff von dort zurückzuwerfen. Die Garden folgten als Reserve. Die österr. Armee wurde noch hinter dem Mincio vermuthet. So stießen beide Heere am 24. Juni aufeinander, und es begann die bis zum Abend dauernde Hauptschlacht. Auf dem Flügel am Gardasee kämpfte der König von Sardinien, ohne gegen Benedek Vortheile erlangen zu können. Im Centrum bei S. und südlich davon entbrannte der Kampf bald zu großer Heftigkeit. In der Ebene kam Niel bei Medola ins Gefecht. Derselbe wurde von Mac-Mahon um Unterstützung gebeten, mußte jedoch erst Canrobert abwarten, der ihm die rechte Flanke decken sollte. Es entwickelte sich eine Reihe von Einzelgefechten. Die franz. Garde rückte zur Unterstützung gegen S., das von den Oesterreichern kräftig vertheidigt wurde. In der Ebene war Medola genommen, und es kam zu einem mehrstündigen Kampfe um Rebecco. Erst gegen 3 Uhr, als endlich Canrobert auf dringende Bitten Niel's diesem eine Division zur Unterstützung gesandt, ging Wimpffen in eine neue Stellung zurück. Die Cavaleriedivision Zedtwitz war schon am Morgen vom Schlachtfelde verschwunden, doch soll den Führer nach neuern Ermittelungen wenig Schuld treffen; er hatte nur seine Regimenter nicht in der Hand. Ueberhaupt war die Schlachtleitung auf österr. Seite ganz verloren. Im Centrum geschah gegen 1 Uhr, durch die Garden unterstützt, der entscheidende Angriff auf S. Die Truppen des österr. 1. Corps (Clam-Gallas) wichen zuerst, und die übrigen, welche das Schloß und den Cypressenhügel vertheidigten, mußten nach tapferm Widerstande das Dorf aufgeben. Mac-Mahon zog sich jetzt links, während das 1. Corps theils S. besetzte, theils mit der Garde weiter gegen Cavriana vordrang. Neue Gefechte entspannen sich um Dörfer und Höhen, besonders um Cassiano, Cavriana und den Monte-Fontana. Die Oesterreicher wichen kämpfend von Stellung zu Stellung. Mensdorff mit seiner Cavaleriedivision griff nicht ein; nur Edelsheim mit dem Husarenregiment König von Preußen brach einmal im schwierigsten Terrain durch bis zur franz. Gardecavalerie, was jedoch keine Folgen hatte. Auf ihrem linken Flügel allein wurden die erneuten Angriffe Niel's, die nach 3 Uhr in drei Colonnen geschahen, zurückgeschlagen. Da brach gegen 5 Uhr auf dem ganzen Schlachtfelde ein furchbares Gewitter los, das auf den meisten Punkten die Schlacht beendigte und von den Oesterreichern zum Abzuge benutzt wurde. Nur Benedek stand während desselben noch im furchtbarsten Kampfe, als auch er

den Befehl zum Rückzuge erhielt. Starke Arrièregarden hielten aber noch bis zur Nacht einzelne Positionen besetzt, Gablenz die von Volta sogar bis 4 Uhr morgens. Die Niederlage der Oesterreicher, trotz aller Tapferkeit der Truppen, ist der mangelhaften Führung im ganzen und einzelnen zuzuschreiben. Die Geschützreserven, über 300 Kanonen, waren hinter dem Mincio zurückgelassen worden. Dem Massengebrauch der franz. Artillerie wurde nicht in gleicher Weise begegnet. Die österr. Cavalerie betheiligte sich fast gar nicht. Bei den Verbündeten waren die Streitkräfte auf dem ausgedehnten Schlachtfelde gleichfalls zersplittert, und ihr rechter Flügel gewann ebenso wenig Vortheile als der linke. Der Durchbruch im Centrum entschied aber den Sieg. Der größte Fehler war von seiten der Verbündeten, daß die Benutzung des Siegs durch energische Verfolgung mittels der Cavalerie ganz ausblieb. Eine Entscheidungsschlacht für den Krieg war darum die Schlacht bei S. keineswegs, sondern der gleich darauffolgende Friede von Villafranca kam nur aus polit. Beweggründen zu Stande. Die Verluste der Oesterreicher sind auf 634 Offiziere und 19311 Mann, die der Verbündeten auf 877 Offiziere und 16324 Mann berechnet worden. Vgl. Rüstow, «Der ital. Krieg von 1859» (1.—3. Aufl., Zür. 1859—60).

Solger (Karl Wilh. Ferd.), einer der bedeutendern Philosophen aus der Schule der Identitätsphilosophie, geb. 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Ukermark, wo sein Vater Director der markgräfl. Kammer war, besuchte die Stadtschule daselbst, später das Graue Kloster in Berlin und zeichnete sich hier besonders in den alten Sprachen aus. 1799 bezog er die Universität zu Halle und studirte die Rechte. 1801 ging er nach Jena, wo er Schelling hörte, und bereiste dann die Schweiz und Frankreich. 1803 nahm er eine Anstellung bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin an, welche ihm Muße gönnte, sich seinen Studien eifriger hinzugeben und Fichte's Vorlesungen über die Wissenschaftslehre zu hören. Um ganz den Wissenschaften zu leben, legte er 1806 seine Stelle nieder und ging nach Schwedt, wo er seine treffliche Uebersetzung des Sophokles (2 Bde., Berl. 1808; 2. Aufl. 1824) vollendete. Später ging er nach Frankfurt a. d. O., wo er außerord. Professor an der Universität wurde. Bei der Verlegung derselben nach Breslau wurde er an die Universität nach Berlin versetzt, wo er 20. Oct. 1819 starb. Unter seinen Schriften erwähnen wir «Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst» (2 Bde., Berl. 1815) und «Philos. Gespräche» (Berl. 1817). Seine von Tieck und Friedrich von Raumer herausgegebenen «Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel» (2 Bde., Lpz. 1826) geben von der Fülle seiner Kenntnisse und der Tiefe und Klarheit seines vielumfassenden Geistes Zeugniß. Seine «Vorlesungen über die Aesthetik» wurden von Heyse herausgegeben (Berl. 1829). In seinen speculativen Ansichten, für deren Erörterung er die platonische Form des philos. Gesprächs allen andern vorzog, näherte er sich sehr dem Hegel'schen Standpunkt.

Solicitor-general, s. Staatsanwaltschaft.

Solidarisch (in solidum), oder einer für alle und alle für einen, heißt diejenige Gemeinschaftlichkeit von Verbindlichkeiten und Rechten, vermöge deren, wenn mehrere etwas zu fordern haben, ein jeder das Ganze fordern kann und, wenn mehrere verpflichtet sind, ein jeder das Ganze zu leisten schuldig ist. An und für sich findet eine solche Art von Gemeinschaftlichkeit nur bei untheilbaren Gegenständen statt; außerdem ist eine gemeinschaftliche Forderung oder Schuld von selbst getheilt, und jeder Betheiligte ist nur berechtigt oder gehalten, sie zu seinem Antheile einzuklagen oder zu bezahlen. Wenn aber mehrere zusammen ein Verbrechen begehen, so kann der dadurch Beschädigte von jedem das Ganze fordern, und so kann auch eine solidarische Berechtigung oder Verpflichtung durch Vertrag und Testament begründet werden. Die, welche eine Vormundschaft oder eine andere öffentliche Verwaltung zusammen geführt haben, desgleichen mehrere Principale eines Schiffskapitäns, eines Factors, sind auch solidarisch verpflichtet. In gleicher Weise macht das Handelsrecht die Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft für die Handlungsschulden haftbar. Was aber der eine auf diese allein gezahlt hat, kann er in der Regel von den übrigen zu ihren Antheilen zurückfordern, nur nicht bei Verbindlichkeiten aus Verbrechen. Durch die Zahlung des einen werden die andern dem Gläubiger gegenüber frei.

Solidus hieß die Goldmünze, welche Kaiser Konstantin 330 an die Stelle der bis dahin üblichen goldenen Kaisermünze (aureus imperatorius) treten ließ. Ihr Gewicht ward auf $1/6$ Unze festgestellt, weshalb sie auch Solidus sextularius genannt ward; und mithin wurden aus dem 24löthigen röm. Pfund 72 Solidi zu je $1 1/3$ Quentchen geschlagen, welche weiter eingetheilt wurden in semisses, tremisses, quadrantes, oder $1/2$, $1/3$, $1/4$. Das dazu verwandte Gold war durchschnittlich 23karätig. In der fränk. Monarchie blieb der Name bestehen; es änderte sich aber seine Bedeutung und die Geltung der dadurch bezeichneten Münze. Unter den Merovingern und Karolingern gab es nämlich folgende Hauptmünzen: das Pfund Gold, den

Goldsolidus (solidus aureus, auch schlechthin solidus oder aureus genannt) und das Drittel des Goldsolidus (triens oder tremissis); ferner: das Pfund Silber, den Silbersolidus, das Drittel des Silbersolidus (tremissis) und den Denarius (zuweilen auch schlechthin argenteus genannt). Davon aber waren das Pfund Gold, das Pfund Silber und der Silbersolidus nebst seinem Drittel nur Rechnungsmünzen. Wirklich ausgeprägt und in Umlauf gegeben wurden nur der Goldsolidus, der goldene Triens und der Denarius. Letzterer, der Denarius, welcher stets aus Silber bestand, kann als die Münzeinheit des fränk. Münzsystems betrachtet werden, denn er bildete einen aliquoten Theil des Gold- wie des Silbersolidus, und zwar so, daß immer 12 Denarii einen Silbersolidus und 40 Denarii einen Goldsolidus ausmachten, solange überhaupt diese beiden Münzen nebeneinander bestanden. In der merovingischen Zeit theilte das Münzwesen zwar die Störungen und Schwankungen aller Staats- und Verwaltungsverhältnisse, durchschnittlich aber wurden aus dem beibehaltenen röm. Goldpfunde 87 Goldsolidi geschlagen, die mithin etwas leichter ausfielen als die Konstantinischen; das Pfund Silber dagegen ward ungefähr zu 25 Silbersolidis (d. h. zu 275 Denaren) ausgeprägt. Pipin behielt in seinen ersten Regierungsjahren diese Währung bei, ließ aber später nur 22 Silbersolidi (d. h. 264 Denare) aus dem Pfunde schlagen, und Karl d. Gr. beschränkte diese Zahl zuletzt bis auf 20 Silbersolidi (d. h. 240 Denare), indem er zugleich das Gewicht des Pfundes fast um ein Viertheil erhöhte, sodaß sein Münzpfund 11 Loth $3^2/_5$ Quentchen schwerer war als die kölnische Mark, mithin 28 Loth wog. Nun hatte aber schon König Pipin die Goldsolidi gänzlich aufgehoben, und Karl bestätigte, wie es scheint, diese Veordnung aufs neue und brachte sie zu strenger Ausführung. Im Zusammenhange damit befahl er 801, daß die Bußen des Salischen Gesetzes, welche wie diejenigen aller deutschen Volksrechte in Goldsolidis angesetzt waren, fortan in Silbersolidis bezahlt werden sollten, sodaß je ein Silbersolidus an die Stelle eines Goldsolidus treten sollte. Die von Karl festgesetzte Stückzahl, wonach 20 Silbersolidi von je 12 Denaren auf das Pfund kamen, ward durch das ganze Mittelalter beibehalten, solange man überhaupt nach Pfunden rechnete; desto häufiger aber ward das Korn geändert und meistentheils verschlechtert. (S. Mark.) Das Feingewicht des karolingischen Denars war $^{23}/_{24}$; mithin enthielt sein 28löthiges Münzpfund $26^2/_5$ Loth feines Silber, betrug also nach gegenwärtigem Geldwerthe gerechnet 88 Frs. 30 Cent. oder 41 Fl. 8 Kr., d. i. ungefähr $23^1/_2$ Thlr.; sein Silbersolidus oder Schilling 4 Frs. $40^1/_7$ Cent. oder 2 Fl. $3^2/_5$ Kr., d. i. ungefähr $1^1/_6$ Thlr.; endlich sein Denarius oder Pfennig 40,29 Cent. oder $10^{17}/_{60}$ Kr., d. i. ungefähr $3^1/_3$ Sgr. Dieses Mischungsverhältniß von 23 Theilen feinem Silber wird auch im spätern Mittelalter zuweilen erwähnt und dann Königssilber oder Karles Loth genannt. Korn und Curswerth der spätern Solidi sanken mehr und mehr herab, sodaß der Name zuletzt auf Kupfermünzen, wie den ital. Soldo und den franz. Sou (s. d.), überging.

Soliman II. (Suleiman), der berühmteste Sultan der Osmanen, geb. 1496, war der einzige Sohn Selim's I., dem er 1520 in der Regierung folgte. Er war nicht nach der spätern Weise der osman. Fürsten erzogen, sondern in alle Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht. Seine Gerechtigkeitsliebe zeigte sich gleich beim Anfange seiner Regierung. Er erstattete allen denen ihr Vermögen, die es unter seines Vaters Regierung ungerechterweise verloren hatten, stellte das gesunkene Ansehen der Gerichtshöfe wieder her und gab nur rechtlichen Personen Aemter und Statthalterschaften, doch räumte er seinen Großvezieren zu große Gewalt ein und nahm selbst zu geringen Antheil an der Berathung der Staatsangelegenheiten. Er bezwang den rebellischen Statthalter Gasali von Syrien, befestigte seine Herrschaft über Aegypten und schloß einen Waffenstillstand mit Persien. Hierauf nahm er 1521 Sabacz, Semlin und Belgrad und 1522 das den Johanniterrittern gehörige Rhodus ein. Nachdem er dann den rebellischen Statthalter von Aegypten, Ahmed-Pascha, bezwungen und für die Erhaltung der Ruhe in Asien Sorge getragen hatte, wendete er seine Waffen gegen Ungarn, wo er 1526 die Schlacht bei Mohacs gegen König Ludwig gewann, der selbst unter den Leichen gefunden wurde. Ofen ergab sich ihm hierauf und wurde, wider Suleiman's Willen, zum guten Theil, vor dem Rückzuge desselben, in Asche gelegt. Später schloß er ein Bündniß mit Ludwig's Nachfolger Johann Zapolya gegen König Ferdinand von Oesterreich, welcher 1527 die ungar. Königskrone empfangen hatte. Nachdem er 1529 Ofen genommen, zog er vor Wien und versuchte es viermal, diese Stadt mit Sturm zu nehmen, wurde aber endlich genöthigt, die Belagerung mit großem Verluste aufzugeben. 1534, nachdem er mit Ferdinand Frieden geschlossen, führte er Krieg gegen Persien und eroberte Tauris und Bagdad. In der nächsten Zeit wendete er seine Sorgfalt der Flotte zu, die er unter den Oberbefehl Chaireddin's (Barbarossa) gestellt hatte. Dieser eroberte Tunis (1534), wurde

aber im folgenden Jahre von Kaiser Karl V. wieder daraus vertrieben. Hingegen wurde die von Doria genommene Festung Koron von den Türken wiedererobert. In den folgenden Jahren nahm der Krieg mit Venedig den Sultan in Anspruch, welcher bis 1540 dauerte und mit der Abtretung einer Anzahl Inseln und fester Plätze von seiten der Republik endete. Nun brach der Krieg gegen Ferdinand wieder aufs neue aus. Unter dem Vorwande, den Sohn Zapolya's gegen den König zu schützen, wurde Ofen von den Türken besetzt, in den folgenden Jahren Fünfkirchen, Gran, Stuhlweißenburg und andere Festungen. Erst 1547 wurde ein für Ferdinand sehr nachtheiliger Friede geschlossen und derselbe abermals zu einem Feldzuge nach Persien benutzt, welcher zwei Jahre in Anspruch nahm. Hierauf entbrannte der Krieg wegen Siebenbürgen aufs neue zwischen dem Sultan und Ferdinand sowie gegen Kaiser Karl, dessen Flotte mit der französischen vereinigt war. Temesvár und Lippa wurden von den Türken erobert, doch widerstand Erlau. Die Flotte eroberte Tripoli, Oran und Budschia. 1565 hatte sein Kriegsheer vor der Insel Malta dasselbe Schicksal wie vor Wien. 1566 nahm sein Admiral Piali die Insel Chio. S. starb 5. Sept. 1566 bei der Belagerung von Szigeth in Ungarn, drei Tage vor der Einnahme jener Festung durch die Türken. S. hatte ebenso viel Talent für den Frieden wie für den Krieg. Als Feldherr und Staatsmann besaß er eine bewundernswürdige Energie, und obwol höchst ehrgeizig und herrschsüchtig, hielt er doch streng sein Wort und war ein Freund der Gerechtigkeit. Seinen Ruhm befleckte er indeß durch Grausamkeit. Er bediente sich der unbeschränkten Gewalt, die er besaß, um Ordnung und Sicherheit in seinem Reiche herzustellen und es passend zu organisiren. Unter seiner Regierung erlangten die Türken den höchsten Gipfel ihres Ruhms. Ein gewissenhafter Beobachter seiner Religion, war er weniger verderbt und weit unterrichteter als seine Vorgänger. Er liebte die Mathematik und besonders das Studium der Geschichte. Ihm folgte sein Sohn Selim II. (s. d.), dessen Mutter Roxolane zu Liebe er seine andern Kinder hatte umbringen lassen.

Solingen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, liegt auf einer Anhöhe unfern der Wupper, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts, hat eine kath. und zwei evang. Kirchen, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule und zählt 11847 E. S. mit seinen Umgebungen ist der Sitz wichtiger Stahl- und Eisenwaarenfabriken, denen in Bezug auf die Schwertfabrikation keine, in den übrigen Zweigen aber nur die engl. Fabriken an die Seite gestellt werden können. Im Kreise S. sind in mehr als 2700 Werkstätten gegen 10000 Arbeiter mit der Production von Klingen (jährlich $^1/_2$ Mill.), Messern (2 Mill. Dutzend), Scheren (1 Mill. Dutzend), Stahlrahmen (1 Mill. Dutzend), Feilen, Revolvern, Schirmgestellen und Metallwaaren verschiedener Art, zum größten Theil von anerkannter Vorzüglichkeit, beschäftigt. Schon im frühen Mittelalter waren die solinger Klingen berühmt. Sie werden jetzt in die entferntesten Länder versandt, und es dürfte kaum ein Kriegsheer bestehen, das nicht wenigstens zum größern Theil mit solinger Waffen armirt ist. Die echten Damascenerklingen werden von mehrern Meistern in höchster Vollkommenheit geschmiedet. Im Interesse der Industrie und des Handels wirken eine Handelskammer und eine Filiale der königl. Bank. Mit der Haan-Deutzer Eisenbahn ist S. seit 1867 durch eine Zweigbahn verbunden. Im Kreise S., der auf 5,35 Q.-M. nicht weniger als 85299 E. zählt, liegen noch die Städte Dorp, an der Wupper, mit 9201 E., Höhscheid mit 9013 E., Gräfrath mit 5322 E., Wald mit 6550 E., Merscheid mit 7241 E., Opladen mit 2064 E., Neukirchen mit 1952 E., Leichlingen mit 4635 E., Burscheid mit 5447 E. und Hitdorf mit 2001 E., sowie mehrere sehr volkreiche Dörfer, welche sämmtlich Industrieorte sind.

Solinus (Cajus Julius), ein röm. Grammatiker aus dem 2. oder 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte in einer gesuchten und zum Theil incorrecten Sprache ein Werk unter dem Titel «Polyhistor», in welchem er mit steter Benutzung der «Historia naturalis» des Plinius eine Sammlung meist geogr. Notizen gibt. Unter den Ausgaben sind zu nennen die von Grasser (Genf 1605), Götz (Lpz. 1777) und, als Hauptwerk für die Erklärung, des Salmosius «Exercitationes Plinianae in Solini polyhistorem» (2 Bde., Par. 1629; 2. Aufl., Utr. 1689).

Solipsen (zusammengesetzt aus dem lat. solus, allein, und ipse, selbst) ist der allegorische Name der Jesuiten, weil sie nur an sich selbst zuerst denken. Vgl. Inchofer (Jul. Clem. Scotti), «Monarchia Solipsorum» (Vened. 1645; franz. von Restaut, Par. 1721; 3. Aufl. 1824). Solipsismus ist daher so viel als Selbstsucht.

Solis y Ribadeneira (Antonio de), span. Dichter und Geschichtschreiber, wurde 28. Oct. 1610 zu Alcala de Henares geboren. Neben der Jurisprudenz, der er sich auf der Universität zu Salamanca widmete, versuchte er sich bereits mit 17 J. in der dramatischen Poesie, wovon seine damals mit Beifall aufgenommene Komödie «Amor y obligacion» zeugt. Dann begleitete

er seinen Gönner, den zum Vicekönig von Navarra und dann von Valencia ernannten Grafen von Oropesa, und diente ihm als Secretär mit solcher Auszeichnung, daß Philipp IV. ihn zum Official der Staatskanzlei und zu seinem Secretär ernannte. S. verzichtete zu Gunsten eines Verwandten auf diese Stelle, erhielt aber bei der Königin-Mutter den gleichen Posten und wurde von ihr auch zum ersten Historiographen von Indien ernannt. Dies veranlaßte ihn, sein bedeutendstes Werk, die so berühmt gewordene «Geschichte von Mexico» zu schreiben (Madr. 1685; 5 Bde., Madr. 1798; 4 Bde., Madr. 1825; 3 Bde., Lond. 1809; 3 Bde., Par. 1826). Im 57. J. seines Lebens faßte er den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten und starb 19. April 1686 zu Madrid. Seine «Poesias» erschienen zu Madrid 1692 und zuletzt 1732, seine neun «Comedias» ebendaselbst 1681, zuletzt 1716. Unter den letztern ist «El alcazar del secreto» die beste und die nach der gleichnamigen Novelle des Cervantes bearbeitete «Gitanilla de Madrid» oder «Preciosa» die bekannteste. Er verdankte überhaupt seinen Ruf als dramatischer Dichter mehr der Regelmäßigkeit seiner meisten Stücke, der Eleganz des Stils und der Glätte des Dialogs, als einer besondern Erfindungsgabe und schöpferischen Kraft. Außerdem hat man von ihm noch eine Sammlung von Briefen (herausg. von Mayans, Madr. 1737).

Solling oder Sollingerwald, ein den Gebirgszügen der Weserterrasse angehöriges plateauartiges Sandsteingebirge, zwischen der Leine und der Weser gelegen, als südöstl. Fortsetzung des Lippeschen Berglandes, mit dem Moosberge bei Neuhaus, welcher der Scheitelpunkt und 1585 F. hoch ist, durchzieht die südl. Theile von Hannover und Braunschweig und wird in den Großen und Kleinen S. getheilt, von denen der letztere innerhalb des hannov. Fürstenthums Göttingen liegt. Im ganzen hat der S. eine Ausdehnung von 9 M. Er ist reich an Laubholz und liefert außer Torf und Eisen besonders sehr gute Sandsteine, die auf der Weser in die umliegenden Landschaften verfahren werden. Nach der preuß. Stadt Höxter (s. d.), die 2 M. vom Moosberge an der Weser liegt, heißen sie Höxtersteine. Zu Holzminden werden sie zu Platten und Bauornamenten verarbeitet.

Sollohub (Wladimir Alexandrowitsch, Graf), russ. Schriftsteller, stammt aus einem alten litauischen Geschlechte und wurde 1814 in Petersburg geboren. Er erhielt eine glänzende Erziehung und wurde als Attaché der russ. Gesandtschaft in Wien zugetheilt. Sodann lebte er eine Zeit lang ganz der Literatur, bis er 1850 mit dem Range eines Staatsraths dem Fürsten Woronzow bei der Verwaltung Transkaukasiens aggregirt wurde. Später lebte er mehrere Jahre in Dorpat, und 1865 wandte er sich nach Moskau. Als Schriftsteller trat S. zuerst mit einer Reihe Erzählungen unter dem Titel «Na Son Grjaduschtschii» (2 Bde., Petersb. 1841—43) auf, welche sich durch Leichtigkeit und Eleganz des Stils auszeichnen, aber von der Blasirtheit der großen Welt nicht ganz frei sind. Hierauf gab er in Verbindung mit Shukowskij, Benediktow und der Gräfin Rostoptschin eine literarische Sammlung «Gestern und heute» (Petersb. 1845) heraus, welche viel Gelungenes enthält. Das bedeutendste seiner Werke, nach Gehalt wie nach Ausführung, ist «Tarantas» (Petersb. 1845), welches auch in mehrere Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Lippert, 2 Bde., Lpz. 1847). Es stellt die Reise eines jungen petersburger Russen durch die innern Provinzen seines Vaterlandes dar und gibt ein höchst ergötzliches Bild des russ. Lebens und Treibens, wobei durch die Nebeneinanderstellung patriarchalischer Einfalt und moderner Ueberbildung die frappantesten Contraste entstehen. In der Folge schrieb S. viel für das Theater, unter anderm die Vaudevilles «Zwjetobessie» (1845), «Bjedä ot njeshnago serdza» (1850) u. s. w. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Novellen und Skizzen in verschiedenen russ. Zeitschriften (zum Theil in deutscher Uebersetzung, Lpz. 1852), und während seines Aufenthalts in Tiflis nahm er mit Eifer an den Arbeiten der dortigen geogr. Gesellschaft theil. Von seinen Erzählungen machen auf bleibenden Werth Anspruch: «Aptekarscha», «Istoria dwuch kalosch», «Dwe minuty», «Staruschka». S. gehört zu den talentvollsten russ. Schriftstellern der neuern Zeit. Mit eigenthümlicher Treue und mit Meisterschaft schildert er das Leben, das ihn umgibt, zeichnet er Bilder aus dem Leben der höchsten russ. Kreise, in denen sich Licht- und Schattenseiten in frappanter Weise spiegeln. Man vermißt in seinen Schriften freilich die innere Erwärmung und den Hauch eines poetischen Geistes, während sie doch durch ihre große Naturwahrheit fesseln.

Solmisation ist die Benennung der Töne mit den Silben ut, re, mi, fa, sol, la, deren man ehemals als Textunterlage bei sonst textlosen Singübungen allgemein sich bediente. Das Singen auf diesen Silben heißt solmisiren, solfiiren, solfeggiren. (S. Solfeggio.) Man hat Jahrhunderte hindurch die Einführung der S. dem Guido von Arezzo (s. d.) zugeschrieben, daher man auch die Solmisationssilben die aretinischen oder guidonischen nannte. Man theilte den damaligen Tonumfang von 20 Tönen (von G bis zweigestrichen e) in sieben sechsstufige Ton-

leitern, Hexachorde, deren jede von der dritten zur vierten Stufe einen halben Ton enthalten mußte. Um aber die Lage des Halbtons in allen sieben Hexachorden durchführen zu können, war man genöthigt, in den Hexachorden 2, 3, 5 und 6 die drei letzten Stufen der ihnen vorangehenden Hexachorde als Anfangsstufen zu wiederholen; die Hexachorde 4 und 7 aber enthielten fünf Stufen des dritten und sechsten. Die sechs Stufen der Hexachorde wurden mit den obenerwähnten Solmisationssilben ut, re, mi, fa, sol, la benannt, welche die Anfangssilben der sechs ersten Verse eines von Paulus Diaconus gedichteten Hymnus an den heil. Johannes sind: **Ut** queant laxis | **Re**sonare fibris | **Mi**ra gestorum | **Fa**muli tuorum | **Sol**ve polluti | **La**bii reatum | Sancte Johannes. Die Melodie dieses Hymnus (welcher auch als Mittel gegen die Heiserkeit galt) war zufällig so eingerichtet, daß die Anfangstöne der Verse, von C ausgehend, immer einen Ton höher eintraten (bis auf das Ende, das nach G sich zurückwendet), und es erschien deshalb schon dem Guido die Melodie als eine Art mnemonisches Hülfsmittel. Wahrscheinlich aber waren es erst Guido's Schüler, welche diese Anfangssilben zur bleibenden Benennung der Stufen des Hexachords, und zwar ursprünglich des von C ausgehenden (zweiten) Hexachords, anwendeten. Die Silben aber wurden nicht auf den bestimmten Ton fixirt, sodaß also C jederzeit mit ut, F mit fa u. s. w. benannt worden wären, sondern sie wechselten. Dieselbe Silbe diente mehrern Tönen zur Benennung, sodaß also z. B. der Ton a bald la, bald mi oder re, der Ton g bald sol, bald re oder ut hieß, je nachdem er in andern Tonverbindungen vorkam. Aus dieser verschiedenen Anwendung ein und derselben Silbe auf mehrere Töne entstand die bei aller Verwickelung und Beschwerlichkeit unnütze Mutation der Silben. Solange die Grenzen eines Hexachords in der Melodie nicht überschritten wurden, behielten die Silben ihre ursprüngliche Folge; die Sache änderte sich aber sobald jene Ueberschreitung eintrat. Durch das Hinzufügen der siebenten Silbe si (durch Kilian Hammer in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.) wurde der Mutation der Todesstoß versetzt; doch dauerte der Streit für und gegen S. und Mutation bis auf Mattheson (1717) fort. Dann verschwanden sie als System, und nur die Franzosen und Italiener bedienen sich noch der aretinischen Silben, jedoch in vereinfachter Weise, ähnlich unsern Buchstaben auf dieselben Töne fixirt und mit Bezeichnung des siebenten Tons durch die Silbe si. Also c heißt stets ut (des Wohlklangs wegen sagen die Italiener dafür do), d re, e mi, f fa, g sol, a la, h si.

Solms, ein altes gräfl., später auch fürstl. Geschlecht in der Wetterau, dessen Stammhaus seit dem 14. Jahrh. Braunfels war, hat Marquard, Grafen zu S., im Hessengau, der zuerst 1129 erwähnt wird, zum ersten gewissen Stammvater. Das ursprüngliche Stammhaus S., eine alte verfallene Burg, liegt unweit Braunfels an dem Flüßchen Solms. Die Söhne des Grafen Otto, gest. 1409, Bernhard und Johann, gründeten die Linien S.-Braunfels und S.-Lich. Erstere theilte sich in drei Zweige, von denen nur der Zweig Greifenstein übrig ist, der 1693 den Namen Braunfels annahm und 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Das Haus S. hatte in Ansehung seiner im Oberrheinischen Reichskreise gelegenen Stammbesitzungen Reichsunmittelbarkeit, Landeshoheit, Reichs- und Kreisstandschaft. Die zweite Linie theilte sich in zwei Hauptzweige: S.-Lich und Hohen-S., der seit 1792 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, und den gräflichen S.-Laubach. Die beiden fürstl. Häuser bekennen sich zur reform. Kirche. Die Linie S.-Laubach, welche protestantisch ist, theilt sich in zwei Unterlinien: S.-Sonnenwalde und S.-Baruth, die wieder in zwei Aeste: a) S.-Rödelheim und Assenheim und b) S.-Wildenfels zerfällt, mit den Nebenästen S.-Wildenfels-Laubach und S.-Wildenfels zu Wildenfels. — Der Fürst von S.-Braunfels, Ferdinand, geb. 14. Dec. 1797, der 1837 seinem Vater Wilhelm folgte, besitzt den wichtigsten zusammenhängenden Theil der Solmsischen Besitzungen: unter preuß. Oberhoheit die Aemter Braunfels und Greiffenstein, unter hessischer die Aemter Hungen, Wölfersheim und Gambach und unter würtembergischer einen Theil von Limpurg-Gaildorf, zusammen $9^1/_3$ D.-M. Er ist erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Seine Residenz ist Braunfels. — Der Fürst von S.-Lich und Hohen-S., Ludwig, geb. 24. Jan. 1805, hat unter preuß. Hoheit das Amt Hohen-S. und unter großherzoglich hessischer die Aemter Lich und Niederweisel, zusammen 4 D.-M. Er residirt zu Lich, einer kleinen Stadt an der Wetter, und ist Mitglied des preuß. Staatsraths und erbliches Mitglied des Herrenhauses. In weitern Kreisen wurde der Fürst Ludwig bekannt durch seine auf Haller'schen Principien ruhende Schrift «Deutschland und die Repräsentativverfassungen» (Gieß. 1838), die manche Widerlegung fand, dagegen von dem Fürsten von S.-Wildenfels, dem sie noch zu liberal schien, in seiner Schrift «Bemerkungen zu der Schrift: Deutschland und die Repräsentativverfassungen» (Zwick. 1838) hart mitgenommen

wurde. — Standesherr in der Linie S.-Laubach zu Rödelheim und Assenheim ist Graf **Maximilian**, geb. 14. April 1826, und zu S.-Laubach Graf **Otto**, geb. 1. Oct. 1799. Der Standesherr von S.-Wildenfels zu Wildenfels, Graf **Friedrich Magnus**, geb. 26. Jan. 1811, der neben der Herrschaft Wildenfels unter königl. sächs. Hoheit auch im Großherzogthum Hessen und in Sachsen-Weimar Besitzungen hat, ist erbliches Mitglied der Ersten Kammer des Königreichs Sachsen. Einen Nebenzweig des zuletzt genannten Hauses bildet der gräfliche zu **Sachsenfeld**. — Die gräfl. Linie **S.-Laubach** besaß früher jenseit des Rhein die Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld, für deren Verlust sie 1802 durch die im Solmsischen Territorium gelegenen Abteien Altenburg und Arensberg entschädigt wurde. Sie blüht in mehrern Zweigen. Den Zweig **Sonnenwalde-Rösa** repräsentirt Graf **Friedrich**, geb. 1. Dec. 1800, anhalt. Kammerherr und Oberjägermeister; den Zweig **Sonnenwalde-Alt-Pouch** Graf **Alfred**, geb. 5. Mai 1810, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses; den Ast **S.-Baruth zu Baruth** Graf Friedrich, geb. 3. Aug. 1795, ebenfalls Mitglied des preuß. Herrenhauses; den Zweig **S.-Baruth zu Klitschdorf** Graf Hermann, geb. 2. Dec. 1799. 1806 verloren beide fürstl. Linien und die gräfliche ihre Reichsunmittelbarkeit.

Solnhofen, ein Pfarrdorf von 786 E. im bair. Kreise Mittelfranken, im Landgericht und 3/4 M. südlich von Pappenheim, 2 M. westlich von Eichstädt, an der Altmühl, verdankt seinen Ursprung der von Sola, einem Schüler und Verwandten des heil. Bonifacius, 743 gegründeten Benedictinerabtei (1534 säcularisirt) und ist ein geologisch und für die lithographische Kunst berühmter Ort. Es werden in der Gegend auf dem bewaldeten Plateau, in welches das Thal der Altmühl eingeschnitten, die besten zur Lithographie geeigneten Kalksteine gewonnen, welche man bis jetzt auf der ganzen Erde kennt. Da diese einen sehr großen Absatz über Europa hinaus finden, so haben die zu dem Zweck angelegten Steinbrüche nach und nach eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen, und Baiern besitzt in denselben eine Art Monopol für die gesammte Lithographie. Der sog. lithographische Stein besteht aus einem dünn und sehr regelmäßig geschichteten, ganz dichten, meist hellgelben oder etwas graulichen Kalkstein von ganz besonderer Reinheit und Gleichförmigkeit des Korns. Derselbe bildet die obersten Schichten der Juraformation dieser Gegend und liegt theils auf gewöhnlichem Jurakalkstein, theils auf Dolomit. In denselben Schichten, die man zur Lithographie verwendet, kommt eine große Menge oft gut erhaltener Versteinerungen von Fischen, Pterodaktylen, Krebsen, Ammoniten und selbst Libellen vor, deren Verkauf einen nicht unbeträchtlichen Nebenverdienst der Steinbrecher abgibt.

Solo heißt zunächst ein Tonstück für eine Singstimme oder ein Instrument, entweder ganz allein oder mit Begleitung eines oder mehrerer anderer Instrumente. Die Solostimme ist, wenn mit einer oder mehrern begleitenden Stimmen verbunden, die Hauptstimme, welcher der wesentliche Theil des Tonausdrucks in dem betreffenden Stücke zukommt. Man unterscheidet einstimmige und mehrstimmige Solosätze. In einstimmigen ist nur eine Solostimme vorhanden, wie z. B. in der Arie, den Concerten für Streich- und Blasinstrumente und für Klavier (insofern letzteres, wenngleich in sich mehrstimmig, doch immer nur für eine Partie gilt). In mehrstimmigen Solosätzen treten mehrere Stimmen auf, und dazu gehören die Duette, Terzette u. s. w. für Gesang und Instrumente. Außerdem bezeichnet man mit S. eine Art von Tonstücken für ein Soloinstrument, zur Gattung der Sonate gehörend, gewöhnlich aus drei verschiedenen Sätzen bestehend, von denen ein jeder seinen eigenen Charakter und seine fertige Ausgestaltung für sich hat, mit den übrigen aber in innerm Zusammenhange steht. Dieses S. unterscheidet sich von der Sonate, wenn überhaupt, durch nichts weiter als durch eine etwas glänzendere und concertmäßige Behandlung seiner Hauptstimme. Mit dem Worte S. pflegt man noch zu bezeichnen: a) die Hauptperioden eines Concerts, mit welchen der Concertspieler zwischen den Ritornellen sich hören läßt; b) in Stimmen, welche (wie in großen Orchesterstücken z. B. die Hörner, Oboen, Fagotten u. s. w.) für gewöhnlich nicht eigentlich obligat gehalten sind, solche Stellen, an denen diese Stimmen zeitweilig Hauptstimmen werden, die Hauptmelodie auszuführen haben; c) in begleitenden Stimmen die Eintrittsstellen des S. nach beendigtem Tutti (s. d.), um jenen anzuzeigen, daß sie nunmehr nach der Hauptstimme sich zu richten haben.

Solöcismus (griech. soloikismos) wird im allgemeinen jeder grobe Sprachfehler genannt; vorzugsweise aber bezeichnet man in der Rhetorik damit die von der Regel abweichende verkehrte Structur der Worte und unterscheidet davon genauer den Barbarismus, obwol die Grenzen zwischen beiden oft nur schwer zu ziehen sind und beide Fehler häufig in der Rede zusammenfallen. Schon die Alten leiteten das Wort von der Stadt Soloi oder Soli ab, einer Colonie der Athener

in Cilicien, deren Bewohner den Dialekt ihrer Mutterstadt schnell vergaßen und ein se
haftes Griechisch sprachen.

Solon, der berühmte athenische Gesetzgeber, war ein Sohn des Exekestides aus
Geschlechte der Kodriden (Nachkommen des letzten attischen Königs Kodros). Ge
639 v. Chr., widmete er sich zunächst dem Handel und benutzte die in Geschäften unte
nen Reisen zugleich zu seiner geistigen Ausbildung. Sein erstes polit. Auftreten war
scher Protest gegen den kleinmüthigen Beschluß seiner Landsleute, die Insel Salamis, u
sie lange Zeit mit ihren Nachbarn, den Megarern, unglücklich gekämpft hatten, aufzug
nämlich durch einen Volksbeschluß der Antrag auf Wiederaufnahme des Kriegs bei T
verboten war, erschien S. in erheucheltem Wahnsinn in der Volksversammlung und tr
elegisches Gedicht von 100 Versen, «Salamis» betitelt, vor, durch welches er die Bürg
geisterte, daß sie nach Aufhebung jenes Beschlusses den Krieg gegen Megara aufs neue
Bald darauf (um 600) spielte S. auch in dem sog. ersten Heiligen Kriege, welchen der
von Sikyon, Kleisthenes, und die Athener im Auftrage des Amphiktyonenbundes gegen
Krisa zum Schutze des Delphischen Heiligthums führten, eine nicht unbedeutende Roll
dessen waren die innern Verhältnisse des athenischen Staats infolge langjähriger Par
zwischen dem Adel (den großen Grundbesitzern) und dem Volke so zerrüttet, die Sch
unter welcher die ärmere Volksklasse seufzte, so unerträglich geworden, daß alle Pa
Nothwendigkeit einer gründlichen Abhülfe erkannten. Es wurde also, nachdem man
Sühnpriester Epimenides aus Kreta eine religiöse Reinigung der durch die blutigen Pa
befleckten Stadt hatte vornehmen lassen, durch einen Compromiß S. als Mann des öf
Vertrauens zum ersten Archon ernannt und mit außerordentlicher Vollmacht zur Ver
änderung und Gesetzgebung bekleidet (594 v. Chr.). Nachdem dieser durch eine allerdi
lutionäre, aber durch die Umstände gebotene Maßregel, die Aufhebung der Schulden
theia) die Noth der ärmern Klassen gemildert und viele Bürger, die wegen Zahlungsu
ins Ausland geflohen oder gar als Sklaven verkauft worden waren, ins Vaterland zur
hatte, regelte er die Rechte und Pflichten der Bürger dem Staate gegenüber durch
theilung der gesammten Bürgerschaft in vier Vermögens- und Steuerklassen: 1) Pent
dimnen, d. i. solche, die jährlich wenigstens 500 Medimnen (Scheffel) Getreide oder e
Metreten (Maß von 39,39 Liter) Wein und Oel von ihren Grundstücken ernteten; 2)
(Ritter), d. i. solche, die wenigstens 300 Scheffel ernteten und daher ein zum Kr
taugliches Pferd halten konnten; 3) Zeugitä (Gespannbesitzer), d. i. solche, die wenigs
(oder 150) Scheffel ernteten und wenigstens ein Joch Ochsen (oder Maulthiere) halten
4) Thetes (Lohnarbeiter), die weniger oder gar kein Grundeigenthum besaßen. Die An
der letzten Klasse waren von der Verpflichtung zum Kriegsdienste, wenigstens als
(Schwerbewaffnete), und zur Zahlung von Vermögenssteuern frei, dafür aber auch
öffentlichen Aemtern ausgeschlossen; die Mitglieder der übrigen Klassen wurden nach
ihres Besitzes zu den Staatsleistungen herangezogen, die der ersten genossen als die
besteuerten das Vorrecht, daß die obersten Beamten (Archonten) nur aus ihrer Mitte
wurden. Man nennt diese Verfassung eine timokratische, weil sie die polit. Rechte und
nach dem Census (griech. time) regelt. Als höchste berathende Behörde setzte S. ein
(Bule) von 400 Mann ein, dessen Beschlüsse aber der Bestätigung oder Verwerfung
Volksversammlung, zu der auch die Theten Zutritt hatten, unterlagen. Auch an de
lichen Gewalt gab er dem Volke Antheil, indem er neben den durch Drakon (s. d.) ei
Gerichtshöfen die sog. heliastischen, d. i. Geschworenengerichte, einrichtete. Diese Verf
bestimmungen sowie zahlreiche Gesetze über das sociale und bürgerliche Recht ließ S. au
Pfeiler von theils viereckiger, theils prismatischer Form eingraben, die auf der Akrop
gestellt wurden, nachdem er, wie erzählt wird, das Volk sich hatte eidlich verpflichten la
Jahre lang nichts daran zu ändern. Er selbst unternahm dann wieder längere Re
Aegypten, Kleinasien (wo er, nach einer freilich chronologisch bedenklichen Tradition, de
Krösus von Lydien besucht haben soll) und Cypern; bei seiner Rückkehr nach Athen fa
Staat aufs neue von heftigen Parteikämpfen zerrissen, die trotz der Warnungen, wel
dichterischer Form an seine Landsleute richtete, bald zur Tyrannis des Pisistratus (s. d.)
S. starb in hohem Alter um das J. 559 v. Chr. Eine Lebensbeschreibung von ihm
wir von Plutarch (herausg. von Westermann, Braunschw. 1841). Die zahlreichen Fr
der Dichtungen S.'s sind gesammelt in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum ele
(Gött. 1838) und in Bergk's «Poetae lyrici Graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866).

Solothurn (franz. Soleure), der 10. Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, der 1481 zugleich mit Freiburg in den Bund trat, grenzt im Westen an Bern, im Norden an Frankreich und Baselland, im Osten an Aargau, im Süden an Aargau und Bern, hat ein Areal von 13,71 Q.-M. und zählt 69263 (1860) E., die sich mit Ausnahme von 9545 Reformirten (vorzugsweise in der Amtei Bucheggberg) und einiger Israeliten zum Katholicismus bekennen. Das Land wird vom Jura durchzogen, der sich hier in fünf Ketten fächerförmig nach Westen ausbreitet und dadurch Längenthäler bildet, die nur an wenigen Stellen durch schmale Klusen leichtem Verkehr geöffnet sind. Der höchste Gipfel des Jura im Canton ist die Hasenmatte (4830 F.), nahe bei der Stadt S. Der fruchtbarste und angebauteste Theil des Cantons liegt aber am Südfuße des Jura an den Ufern der Aare. Doch bieten auch die Rücken und Abhänge der meist bewaldeten Gebirgsketten theilweise vorzügliches Culturland. Viele Punkte werden mit Erfolg als Curorte benutzt, wie der Weißenstein bei S. und die Froburg bei Olten. Die Bewohner beschäftigen sich meist mit Ackerbau und Viehzucht. Früher wurde Getreide über den Bedarf erbaut. Da jedoch in neuerer Zeit die Milchwirthschaft und Käsebereitung bedeutend zugenommen, wird auch der Futterbau stärker betrieben. Vor kurzem hat man auch mit dem Anbau von Hopfen und Tabacк Versuche gemacht. Ansehnlich ist der Obstbau, besonders in den nördl. Gegenden des Jura, im Schwarzbubenland, aus welchem Kirschen und Kirschwasser in bedeutenden Quantitäten ausgeführt werden. Der Weinbau ist von keinem Belang. Das Mineralreich liefert etwas Eisen, Thon und Gips, schöne Marmorarten zu Kunstarbeiten und überall treffliche Bausteine. Unter den Mineralquellen ist die Schwefelquelle zu Lostorf die bedeutendste. Industrie und Handel haben sich seit Eröffnung der Eisenbahnen rasch entwickelt. Zu den längst einheimischen Fabrikationszweigen (Verarbeitung des Eisens, Verfertigung von Glas- und Thonwaaren, Papier-, Leder-, Strumpf- und Halbleinwaarenfabrikation) sind seitdem neu hinzugetreten: Baumwoll- und Wollspinnerei und Weberei, Seidenzwirnerei und Seidenbandweberei, Schuh- und Kammfabriken, die Uhrenindustrie, Maschinenbau und Parketeriefabriken. Die Mittelpunkte der industriellen Thätigkeit sind die Hauptstadt mit ihrer Umgebung, Olten, Schönenwerdt, Grenchen, Mümliswyl und Balsthal.

S. gehört zwar zu den Cantonen mit Repräsentativverfassung, doch nähert sich dieselbe bereits in vielen Beziehungen der reinen Demokratie. Die «Souveränetät des Volks ohne Rückhalt» wurde 1830 ausgesprochen, aber erst seit 1841 sind die letzten Vorrechte der Hauptstadt aufgehoben. 1851 wurde bestimmt, daß die Wahlen in den Cantonsrath alle direct durch das Volk vorgenommen werden sollen. 1856 erhielt das Volk auch das Veto gegen Gesetze und Verordnungen des Cantonsraths, die Wahl der Gemeindebehörden und Lehrer und ein doppeltes Vorschlagsrecht für die Wahl der Pfarrer und Bezirksbeamteten, an dessen Stelle aber ohne Zweifel ebenfalls directe Wahl treten wird. Oberste gesetzgebende Behörde ist der Cantonsrath, der aus 106 Mitgliedern besteht und auf fünf Jahre gewählt ist. Die Vollziehung der Gesetze, die Verwaltung und die Einleitung der gesetzgeberischen Arbeiten besorgt ein vom Cantonsrath erwählter Regierungsrath von fünf Mitgliedern. Als oberste richterliche Behörde entscheidet in Civilsachen ein Obergericht von sieben Mitgliedern, in Criminalsachen das Geschworenengericht. Die Staatseinnahmen betrugen 1865 1,294000, die Ausgaben 1,195766 Frs. Für das J. 1866 waren letztere auf 1,229376 veranschlagt und ein Deficit von 86000 Frs. vorgesehen. Um den Bedürfnissen des Staatslebens allseitig genügen zu können, soll das bisher durchaus indirecte Steuersystem durch das directe, Besteuerung des Kapitals und Erwerbs, «ergänzt» werden. Zur Bundesarmee stellt der Canton in Auszug und Reserve 3072 Mann, hat aber gegen 500 Mann Ueberzählige und eine gutausgerüstete Landwehr.

Die Hauptstadt S., am östl. Abhange des Jura und am Fuße des durch seine reizende Fernsicht bekannten, gegen 4000 F. hohen Weißenstein, liegt in einer der lieblichsten Gegenden der Schweiz, die mit Wiesen, Hügeln, Obstbäumen, Waldungen und hübschen Landhäusern erfüllt ist. Die Stadt ist auf einem sanften Hügel an der Aare erbaut, die sie in zwei ungleiche, durch hölzerne Brücken verbundene Theile trennt, und zählt 5916 E. Die rasche Zunahme der Bevölkerung in neuester Zeit hat zahlreiche Neubauten, namentlich nach Westen gegen den Bahnhof hin, veranlaßt. Im Innern geben breite, reinliche Straßen, öffentliche, mit schönen Brunnen gezierte Plätze und viele sehr ansehnliche Gebäude der Stadt ein freundliches Ansehen. Unter den letztern sind hervorzuheben: die Kathedrale der Heiligen Urs und Victor, mit einem 190 F. hohen Thurme, prachtvoller Façade und schönem Choraltar; die Jesuitenkirche, die neue reform. Kirche, das Zeughaus mit vielen Harnischen und eroberten Fahnen; die ehemalige Residenz des

franz. Gesandten, jetzt als Kaserne benutzt; das Theater. Von höhern Unterrichtsan stehen zu S. die Cantonsschule (Gymnasium, Lyceum, theol. Lehranstalt und Gew das Lehrerseminar und das Priesterseminar (im ehemaligen Franciscanerkloster). Instituten für Wissenschaft und Kunst sind hervorzuheben: das Naturhistorische M vielen Versteinerungen besonders der Juraformation, die Cantonsbibliothek (fast 200 und die Sammlungen des Kunstvereins. Den philanthropischen Sinn der Bewohn ein Bürgerhospital, ein Waisenhaus u. s. w.; auch besteht zu S. die cantonale I (Rosegg). Die Stadt ist der Hauptmarktplatz für die benachbarten Bezirke der Can thurn und Bern. Durch die Schweizerische Centralbahn wird der Verkehr mit den ferne theilen der Schweiz und dem Auslande vermittelt. $^1/_2$ St. von der Stadt liegt die der heil. Verena. Von den übrigen Ortschaften des Cantons ist noch die Stadt Olt Aare, mit 2301 E., zu erwähnen, welche bei ihrer günstigen Lage am Knotenpunkt d bahn (wo die Bahnen von Basel nach Luzern und von Bern nach Zürich und Neu kreuzen) einem raschen Aufschwung entgegengeht. Vgl. Strohmeier, «Der Canton Gallen 1836); derselbe, «S. mit seinen Umgebungen» (Soloth. 1840).

Solstitium, s. Sonnenwenden.

Soltikow (Ssaltykow), ein russ. Geschlecht, welches seinen Ursprung von dem Terentij ableitet, der sich unter Alexander Newski in der Schlacht gegen die Schw hervorthat und dessen Vater, Michael, aus Preußen nach Rußland gekommen war. schlecht zählte unter allen adelichen Familien des russ. Reichs die meisten Bojaren. P Feodorowna S. wurde die Gemahlin des Zaren Iwan Alexejewitsch (gest. 169 durch Mutter der Kaiserin Anna und Urgroßmutter des unglücklichen Kaisers Iw witsch. Der General Semen Andrejewitsch S., Gouverneur von Moskau, seine Base, die Kaiserin Anna, 19. Jan. 1732 in den russ. Grafenstand erhoben. D Graf Peter Semenowitsch S., erhielt im Siebenjährigen Kriege 1759 an Fern den Oberbefehl über die russ. Armee. Er trug 23. Juli 1759 beim Dorfe Kai einen den preuß. General Wedel davon und 12. Aug., nach Vereinigung mit dem öste Loudon, bei Kunersdorf (s. d.) jenen entscheidenden Sieg über Friedrich d. Gr. selbs Feldmarschallswürde belohnt, wurde er nachher Generalgouverneur von Moskau und im Dec. 1772. Sein Sohn, Graf Iwan Petrowitsch S., eroberte 1788 Choc 1797 gleichfalls Feldmarschall und Gouverneur von Moskau und starb 1805. — wandter der vorigen, aus einer Seitenlinie, Nikolai Iwanowitsch S., geb. 11. wurde 1783 zum Erzieher des nachmaligen Kaisers Alexander und des Großfürsten ernannt und verdankte dieser Stellung die Freundschaft Kaiser Paul's und 1796 de schallsstab. Er war zugleich Präsident des Kriegscollegiums, 1812 Präsident des und des Ministercomité und 1813—15 während der Abwesenheit Alexander's ge Regent des Reichs. Vom Kaiser 1814 in den Fürstenstand erhoben, starb er in 28. Mai 1816. Sein ältester Sohn, Fürst Alexander S., war Minister der a Angelegenheiten, zog sich aber bald zurück und starb 1837. Der zweite, Fürst S Wirkl. Geheimrath und Senator, starb 1828; der dritte, Dmitri, ist Geheimrath Sohn des letztern, Fürst Alexei S., machte sich bekannt durch seine Reisen in Pe und Ostindien 1841—46, deren Beschreibung er in russ. und franz. Sprache («Voyages dans l'Inde», Par. 1849, und «Voyage en Perse», Par. 1851). — G bestehen im Umfange des russ. Reichs vier Zweige dieses Geschlechts, das Soltiko Titel, das gräfl. und fürstl. Soltikow'sche und das der Soltyk in Polen, deren Ah fange des 17. Jahrh. aus Rußland auswanderten.

Soltyk (Roman), poln. Militär und Patriot, Sohn des Reichstagsmarschalls S. und der Prinzessin Karolina Sapieha, geb. 1791 zu Warschau, wurde anfang lichen Hause, dann in Paris erzogen, wo er unter Kosciuszko's Leitung stand und vo die Polytechnische Schule besuchte. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er Lie der Fußartillerie und 1809 Hauptmann einer Compagnie reitender Artillerie, die er gerüstet hatte. In dem Feldzuge von 1809 leistete er besonders in der Schlacht b als Poniatowski's Heer weichen mußte, die wichtigsten Dienste. 1810 wurde er Colonel der Artillerie, und 1812 kam er als Adjutant des Generals Sokolnicki in d stab Napoleon's. In der Schlacht bei Leipzig erhielt er 18. Oct. den Befehl, Artilleriepark auf das Schlachtfeld zu führen, was er mit großer Umsicht ausführt Uebergange der sächs. Truppen gerieth er in Gefangenschaft. Nach dem Frieden

bürgerliche Leben über und huldigte freisinnigen Ansichten. Er wurde Mitglied des Raths im Palatinat Sandomir und zwei Jahre darauf Landbote auf dem Reichstage. 1826 in eine Verschwörung verwickelt, an deren Spitze sein Vater gestanden haben sollte, flüchtete er nach Dresden, wo er verhaftet und ausgeliefert, aus Mangel hinreichender Beweise aber später in Freiheit gesetzt wurde. Auf dem Reichstage von 1829 machte er den Antrag, die Bauern in den Stand freier Eigenthümer treten zu lassen. Auf die erste Nachricht von dem Ausbruche des Aufstands 1830 eilte er sofort nach Warschau, wo er den thätigsten Antheil an der Revolution nahm. Zum Befehlshaber der auf dem rechten Weichselufer zu bildenden Armee ernannt, betrieb er mit großem Eifer die Bildung der Regimenter und der mobilen Nationalgarde. Er war es, der auf dem Reichstage den Antrag stellte, das Haus Romanow abzusetzen und die Souveränetät des Volks zu erklären. Als Paskewitsch die Hauptstadt eingeschlossen hatte, wurde er zum Befehlshaber der Artillerie ernannt und unterhielt 6. und 7. Sept. 1831 aus 79 Geschützen ein mörderisches Feuer gegen die Russen. Nach Warschaus Fall ging er mit dem Heere nach Plock, wo er dann eine Sendung nach England und Frankreich übernahm, um die Vermittelung dieser Mächte für die Ueberreste des poln. Heeres nachzusuchen. In seinem polit. Leben läßt sich eine gewisse Charaktergröße nicht verkennen. Die Muße seines Exils benutzte er zur Ausarbeitung des «Précis historique, politique et militaire de la révolution du 29 novembre» (2 Bde., Par. 1833) und «Napoléon en 1812» (deutsch von Bischoff, Wesel 1837—38). Er starb zu St.-Germain-en-Laye 22. Oct. 1843.

Somâli ist der Name eines Volksstammes, welcher den äußersten Vorsprung des ostafrik. Festlandes, vom Golf von Zeila bis zum Cap Guardafui und dann eine Strecke südwärts an der Küste des Indischen Oceans (das Somaliland), bewohnt und, wie sich aus den neuern linguistischen Forschungen von Lepsius und F. Müller ergibt, mit den Bedscha, Saho, Galla und Dankali die sog. Aethiopische Gruppe des Hamitischen Völker- und Sprachstammes bildet. Die S. selbst zerfallen in verschiedene Stämme. Zu den nördl., den Edoorstämmen am Golf von Aden, gehören die Isa oder Eisa, Gudabirsi, Haber-Awal, Medschertin u. a. Zu den südl., den Darroodstämmen, am Indischen Ocean zählen die Adschi, Hawia, Abgal u. s. w. Nach ihrem physischen Typus stehen sie in der Mitte zwischen Arabern und Negern. Die Hautfarbe wechselt vom Hellbraun bis zum dunkelsten Schwarz. Die Stirn ist groß und wohlgebildet, das Auge schön, die Backenknochen und Unterkiefer vorstehend, das Haar der nördlichen S. schlicht, der südlichen lockig oder kraus. Man färbt es, bleicht es mit Kalk oder entfernt es ganz. Die Tracht der Männer besteht in einem großen Tuch, einem Gürtel und Sandalen, die der Frauen in einem Lederschurz und baumwollenen Tüchern. Die Hauptwaffen sind Speer und Dolchmesser, seltener Bogen und Giftpfeile, Keulen und runde Schilde von Rhinoceroshaut. Die Hütten sind rund mit konischem Dache. Die S. leben meist als Nomaden und besitzen Kamele, Rinder, Esel, Schafe und viel Geflügel. Der Landbau, namentlich für Hirse, wird von Haussklaven verrichtet. Die Hausgeräthe der Küstenbewohner werden ihnen von den indischen Banjanen aus Ostindien gebracht. Die Industrie ist unbedeutend. Von Charakter unbändig und unbeständig, kriegerisch und leichtsinnig, gilt bei ihnen Raub für ehrenvoll, Mord als Heldenthat. Ihr Häuptlinge sind ziemlich machtlos. Dem Namen nach Mohammedaner, herrscht bei ihnen noch der uralte Baum- und Steincultus; dabei bestehen Ordalien und die Beschneidung schon vor Einführung des Islam. Ihre geistige Begabung erscheint ausgezeichnet. Ihre Gesänge haben bestimmten Rhythmus und eine Art Reim.

Somerset, eine der südwestl. Grafschaften Englands, von Gloucester im Norden, dem Severn-Aestuar und Bristolkanal im Nordwesten, Devon im Südwesten, Dorset im Süden und Wilts im Osten begrenzt, zählt (1861) auf 76,9 Q.-M. 444873 E. und hat eine sehr mannichfaltige Oberfläche seines Bodens von der besten wie der geringsten Art. Die Küste ist im Westen steil, im Osten aber, namentlich zwischen dem Parret und Axe, von großen Strecken Marsch- und Moorbodens eingenommen, von Schwärmen wilder Gänse besucht. Im Osten der Grafschaft, wo Oolitenkalk, Lias und Keuper vorherrschen, erreichen die Hügel im Falkland-Knoll 763 F., die aus altem Sandstein und Bergkalk bestehenden Mendip-Hills, längs dem rechten Ufer des Axe, auch nur 918 F., dagegen im Westen die durch das Alluvialthal des Parret getrennten Quantock-Hills schon 1191 F. und die von devonischem Kalk und buntem Sandstein gebildeten Brendon-Hills und der Exmoor-Forest im Dunkery 1600, an der Westgrenze im Paracombe 1475 F. Dieses westl. höhere Bergland zertheilt sich in mehrere Aeste, Thäler und Combes oder Seitenschluchten, die hier und da bewaldet sind. Von den Flüssen geht der Ex, der mit seinem Nebenfluß Barle im Exmoor entspringt, südwärts in den Englischen Kanal, der

(Lower-)Avon an der Nordostgrenze, der Yeo, Axe, Parret und Tone in den Bristolkanal, und zwar die drei letztern in die Bridgewaterbai. Der Dorset-Somersetkanal durchschneidet den Westen, der Kement-Avonkanal den Osten; letzterer nimmt den Somerset-Coalkanal auf. Die Große Westbahn (Great western railway) durchzieht die ganze Grafschaft und setzt mit mehrern Zweigbahnen deren wichtigste Ortschaften miteinander in Verbindung. Das Klima ist, außer im Berglande, gemäßigt. Trotz der großen Strecken von Marsch- und Moorland ist die Grafschaft im ganzen fruchtbar und namentlich die Thalebene von Taunton einer der reichsten Bezirke Englands. Der Feldbau erzielt Getreide, Hanf und Flachs. Der Obstertrag ist von Bedeutung, namentlich an Aepfeln und Birnen, woraus viel Cider und Perry bereitet wird. Wichtiger jedoch ist die Viehzucht, die gutes Schlachtvieh, Butter und den Chebdarkäse (nach einem in den Mendiphügeln gelegenen Dorfe benannt) liefert. In den sumpfigen Landstrichen ist die Gänsezucht sehr ansehnlich. Dazu kommt die Ausbeutung von Kohlen-, Eisen- und Bleigruben und ein nicht unbedeutender Fabrik- und Manufacturbetrieb in Tuchen, Seidenwaaren, Spitzen, Handschuhen, Glas, Papier, Eisenwaaren u. s. w. Die Grafschaft sendet vier Abgeordnete in das Parlament, neun andere die fünf Städte. Die Hauptstadt ist jetzt Bath (s. d.). Die frühere Hauptstadt **Taunton**, jetzt Marktstadt und Parlamentsborough, am schiffbaren Tone und an der Eisenbahn, 10 M. im Südwesten von Bath, in einer reizenden, fruchtbaren Gegend, zählt 14667 E. und hat einen Gerichtshof, ein vormaliges Schloß, die durch ihren herrlichen Thurm ausgezeichnete Magdalenenkirche, ein Museum mit Bibliothek. Auch bestehen daselbst eine Lateinschule, ein Archäologischer Verein mit Museum, ein Seminar der Wesleyaner u. s. w. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Seidenstoffe, Spitzen und Maschinen und treibt Handel mit Schlachtvieh, Pferden und Knoblauch. Außerdem sind bemerkenswerth: Bridgewater (s. d.); **Frome** oder **Frome-Selwood**, Stadt und Parlamentsborough am Frome und der Eisenbahn, mit 9522 E., bedeutenden Fabriken für feine Tuche und Seidenhüte sowie mit renommirten Alebrauereien; **Wells**, als Bischofssitz **City-Wells**, Municipalstadt und Parlamentsborough am südl. Fuß der Mendiphügel und an der Eisenbahn, mit 4648 E. und einer 1214—39 erbauten Kathedrale, die sich durch Glasmalereien, eine prächtige Kapelle, drei Thürme und die reichverzierte Westfaçade (vom J. 1242) auszeichnet; **Glastonbury**, eine Municipalstadt mit 3496 E. und den Ruinen der größten und reichsten Abtei Englands; **Skepton-Mallet**, Marktstadt mit 4868 E., einer Lateinschule und großen Fabriken für Seidenwaaren, Sammt, Tuch, Sarsche und Segeltuch; **Yeovil**, alte Municipalstadt am Yeo und der Eisenbahn nach Dorset, mit 7957 E., einer Lateinschule, großer Markthalle, Handschuhfabriken, Vieh- und Flachshandel; **Wellington**, Marktstadt am Tone und der Eisenbahn, mit 3689 E., Tuch- und Glasfabriken und einer Ehrensäule des nach diesem Ort betitelten Herzogs; **Minehead**, Marktstadt mit 1582 E., vornehmem Seebad und Heringsfischerei; endlich der rasch zunehmende Seebadeort **Weston-super-Mare**, an der Eisenbahn, mit einem Bezirk von 8038 E., Sprotten- und Heringsfischerei.

Somerset, ein engl. Grafen- und Herzogstitel, den ursprünglich das von den Plantagenets stammende Haus Beaufort (s. d.) besaß. Als erster Graf von S. wird genannt Sir **John Beaufort**, ältester illegitimer Sohn John von Gaunt's, Herzogs von Lancaster, der, wie die andern natürlichen Kinder des Herzogs, später legitimisirt und 1396 zum Grafen von S. ernannt wurde. Der Sohn dieses ersten Grafen, **Henry Beaufort**, erlangte den Herzogstitel. Aber schon mit dem Tode seines Bruders und Nachfolgers, der als ein Opfer der Bürgerkriege zwischen den Häusern York und Lancaster fiel (1471), erlosch die Linie der Grafen und Herzoge von S. aus dem Hause Beaufort. Der Name S. erhielt sich indeß unter den Familiennamen der Beaufort's, und in neuerer Zeit waren es zwei jüngere Söhne des Hauses, die sich, diesen Namen führend, im öffentlichen Leben bekannt machten: der 1855 vor Sewastopol gestorbene Feldmarschall Lord Raglan (s. d.), und dessen Neffe Lord **Granville Charles Henry S.**, bekannt als Staatsmann und Freund Sir Robert Peel's, welcher 23. Febr. 1848 zu London starb. — Nach dem Aussterben der Nachkommen Sir Henry Beaufort's wurden die Titel eines Grafen und Herzogs von S. zu verschiedenen Zeiten an Personen vergeben, die zu den Beauforts in keiner Beziehung standen. **Robert Ker oder Carr, Viscount von Rochester, Graf von S.**, geb. 1590, war der Bruder des schott. Lord Jedburgh, aus der Familie der heutigen Marquis von Lothian, und kam in einem Alter von 20 J. an den Hof Jakob's I. nach London. Der König war von der Jugend und Schönheit Carr's so eingenommen, daß er ihn selbst in die Staatsgeschäfte einweihte und 1612 zum Viscount von Rochester erhob. Zu seinem Glücke fand der Günstling an Sir Thomas Overbury einen weisen Freund und Führer,

der die große Macht des jungen Mannes zum Guten zu lenken suchte. Rochester verliebte sich jedoch in die Gräfin von Essex, eine schöne Dame, die das unerlaubte Verhältniß einging und sich von ihrem Gemahl scheiden lassen wollte. Als er Overbury in dieser Angelegenheit um Rath fragte, widerrieth ihm derselbe eine solche Verbindung. Der Schwächling theilte den Rathschlag seiner Geliebten mit, und ließ sich von dieser bewegen, den Freund beim Könige hochverrätherischer Absichten zu beschuldigen. Overbury wurde auf die Verleumdung hin in den Tower geworfen. Sechs Monate später vermählte sich Rochester mit der von ihrem ersten Gemahl geschiedenen Geliebten und erhielt zugleich vom Könige die Würde eines Grafen von S. Seine Gemahlin trieb ihn jetzt an, Overbury durch Gift vollends aus dem Wege zu räumen. Die That wurde im Verein mit S.'s Oheim, dem Grafen von Northampton, und unter Beihülfe des Gouverneurs vom Tower 15. Sept. 1613, doch so ungeschickt vollzogen, daß man Verdacht schöpfte. Von Gewissensbissen gequält, verlor S. die Liebenswürdigkeit des Umgangs und hiermit zugleich die Gunst des Königs. Zugleich brachten die Entdeckungen eines Apothekerburschen die Schuld S.'s völlig zu Tage. Der König ließ S., dessen Gemahlin und die übrigen Mitschuldigen 1616 vor eine Gerichtscommission stellen, die sie sämmtlich zum Tode verurtheilte. Während einige die Strafe erleiden mußten, schenkte der König S. und seiner Gemahlin das Leben. Nachdem beide mehrere Jahre im Gefängniß gesessen, erhielten sie die Freiheit mit dem Befehl, sich aufs Land zurückzuziehen. Hier verwandelte sich ihre schuldbeladene Liebe in den tiefsten Haß, der ihnen den Rest ihres Lebens verbitterte. S. starb 1645. Aus der Ehe seiner einzigen Tochter mit dem Grafen von Bedford entsprang der unter Karl II. hingerichtete Lord William Russell (s. d.). — Die gegenwärtigen Herzoge von S. stammen ab von Edward Seymour, dem Sohne eines Landedelmanns aus der Grafschaft Wilts. (S. Seymour.) Als Heinrich VIII. dessen Schwester, Jane Seymour, heirathete, erhielt er den Titel eines Viscount Beauchamp, einige Zeit darauf eines Grafen von Hertford. 1546 ernannte ihn der König zu einem der 16 Testamentsexecutoren, die während der Minderjährigkeit Eduard's VI. die Regierung führen sollten. Kaum war jedoch Heinrich gestorben, als sämmtliche Räthe dem Grafen Hertford das Protectorat übertrugen, um der Regierung Einheit zu geben. Zugleich erhoben die Machthaber Hertford zum Herzog von S., seinen Bruder Thomas zum Lord Seymour und Großadmiral. S. benutzte zunächst seine Macht, um unter Cranmer's Leitung die Kirchenreformation fortzuführen, wodurch er die Katholiken erbitterte. Zur Befestigung seiner Stellung eröffnete er im Aug. 1547 einen Feldzug gegen die Schotten, denen er 10. Sept. die Niederlage bei Pinkey beibrachte. Nach seiner Rückkehr ließ er vom Parlament alle die blutigen Gesetze Heinrich's VIII. aufheben. Dennoch erweckte ihm seine Stellung viele Feinde, unter denen sich auch sein Bruder, Lord Seymour, befand, der wegen seiner ehrgeizigen Plane vom Oberhause als Hochverräther zum Tode verurtheilt und 1549 hingerichtet wurde. Volksaufstände in England, die üble Wendung des Kriegs in Schottland und die Rüstungen Heinrich's II. von Frankreich zur Wiedereroberung von Boulogne brachten S. um diese Zeit mehr und mehr in üble Lage. Er schlug deshalb dem Staatsrathe vor, Frieden zu schließen und Boulogne an Frankreich zurückzugeben. Warwick, der spätere Herzog von Northumberland, der ihn verderben wollte, legte diese Politik als Feigheit aus und brachte es dahin, daß der Protector, vom Staatsrathe des Misbrauchs der Gewalt beschuldigt, in den Tower geworfen und verurtheilt ward. Doch begnadigte ihn der König, und Warwick mußte mit seinem Nebenbuhler eine Versöhnung eingehen, die man durch die Vermählung von S.'s ältester Tochter mit Lord Dudley, einem Sohne Warwick's, besiegelte. Dennoch suchte der eine den andern zu verderben. Warwick, nachdem er sich des Königs und der Staatsgewalt bemächtigt, ließ S. 16. Oct. 1551 verhaften und beschuldigte denselben, ihm nach dem Leben getrachtet und zugleich verrätherische Anschläge auf die Staatsgewalt gefaßt zu haben. Eine Jury von 27 Peers fand zwar S. nicht des Hochverraths, aber des Verbrechens der Felonie schuldig, weil er einen Vasallen des Königs habe ermorden wollen, und verurtheilte ihn zum Tode. Am 22. Jan. 1552 wurde S. auf Towerhill enthauptet. Er war zweimal verheirathet und hinterließ aus beiden Ehen Kinder. — Charles, sechster Herzog von S., der Stolze genannt, spielte unter Karl II., Wilhelm III., Anna und Georg I. als erster prot. Peer des Reichs eine bedeutende Rolle, war Lord-Oberkammerherr und trug durch seine Gemahlin, die Erbin der Percy (s. Northumberland), zum Sturze Marlborough's bei, wodurch der für England schimpfliche Friede von Utrecht herbeigeführt wurde. Er starb 1748. Sein einziger Sohn Algernon, siebenter Herzog von S., starb 1750 ohne männliche Erben, worauf die Titel eines Marquis und Grafen von Hertford erloschen, die eines Herzogs von S. und Lord Seymour aber an Sir Edward Seymour,

einen Nachkommen des Protectors aus der ersten Ehe, übergingen, der 1757 starb. — Dessen Enkel, Edward Adolphus Seymour, geb. 24. Febr. 1775, folgte seinem Vater Webb 15. Dec. 1793 als elfter Herzog von S. Er war Präsident der Royal-Institution, beschäftigte sich viel mit den exacten Wissenschaften und starb 15. Aug. 1855. Ihm folgte sein ältester Sohn Edward Adolphus Seymour als zwölfter Herzog von S. Derselbe wurde 20. Dec. 1804 geboren und erlangte als eifriger Whig in verschiedenen Ministerien die Aemter eines Lords der Schatzkammer (1835), eines Secretärs des Indischen Amts (1839), eines Obercommissars der Wälder und Forsten (Domänenministers, 1849—51) und eines Ministers der öffentlichen Arbeiten (1851—52). Doch zog er sich durch Willkürlichkeiten manche Anfeindungen zu und ward, nach der kurzen Zwischenregierung der Tories 1852, beim Wiedereintritt der Whigs nicht wieder ins Ministerium berufen. Erst 1859 fand er von neuem ein Amt in dem Ministerium Lord Palmerston's, der ihn zum ersten Lord der Admiralität (Marineminister) ernannte und später (1861) die Würde eines Lord-Lieutenants von Somersetshire übertrug. Solange der Herzog den Posten des Marineministers bekleidete, rühmte man vielfach seine persönliche Energie und sein administratives Talent. Sein Ansehen erlitt aber 1866 einen argen Stoß, indem Sir John Pakington, sein Nachfolger im Amte, erklärte, daß England, trotz der auf die Marine verschwendeten Millionen, keine seetüchtige Flotte besitze. — Der älteste Sohn und Erbe des Herzogs, Edward Adolphus Ferdinand, Graf von St.-Maur, geb. 17. Juli 1835, nahm 1863 als Lord Seymour seinen Sitz im Oberhause.

Somersinseln, s. Bermudainseln.

Somerville (Mary), eine durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten bekannte engl. Schriftstellerin, geb. 1795 in Schottland und in der Nähe von Edinburgh erzogen, entwickelte ihr bedeutendes Talent erst nach ihrer Verheirathung, als ihr Mann, ein Marineoffizier, sie in Mathematik und Physik unterrichtete. Bald unternahm sie selbständige Studien, und ihre Begabung erregte die Aufmerksamkeit Lord Brougham's, der sie aufforderte, die «Méchanique céleste» von Laplace für die «Library of useful knowledge» zu bearbeiten. Unter ihren Händen erweiterte sich jedoch die Arbeit zu einem umfangreichen Werke, das selbständig unter dem Titel «Mechanism of the heavens» (Lond. 1832) erschien. Noch mehr Anerkennung verschaffte ihr aber ihr darauf veröffentlichtes Hauptwerk «Connexion of the physical sciences» (Lond. 1834; 8. Aufl. 1853). Es ward darin ein in England bis auf den heutigen Tag noch nicht übertroffener Versuch gemacht, die Verbindung der physik. Wissenschaften untereinander darzustellen, und die gründliche und umfassende Kenntniß, womit sie diese Aufgabe löste, erwarb ihr den Beifall wissenschaftlicher Autoritäten, während die ansprechende Form der Darstellung ihr einen weiten Leserkreis verschaffte. Nicht minder gehaltreich und gut geschrieben ist ihr Werk «Physical geography» (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von A. Barth, Lpz. 1852), worin sie namentlich die Frauen mit den materiellen Gesetzen bekannt macht, welche unsern Planeten regieren. Man muß Mistreß S. einen großen Antheil an der ernstern Richtung zuschreiben, welche die Erziehung des weiblichen Geschlechts in England in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Ihre Verdienste fanden schon 1835 eine ehrende Anerkennung durch ihre Wahl zum Ehrenmitglied der Königlichen Astronomischen Gesellschaft. Später wurde ihr ein Jahrgehalt von 300 Pfd. St. durch die engl. Regierung bewilligt.

Somerville (Will.), engl. Dichter, geb. zu Edston in der Grafschaft Warwick 1692 (nach andern 1682 oder gar 1677), studirte zu Oxford und lebte dann auf seinem Gute. Zu große Gastfreiheit und Nachlässigkeit im Haushalte brachten ihn gegen das Ende seines Lebens in Noth, und um den Sorgen zu entgehen, ergab er sich dem Trunke. Er starb 19. Juli 1742. Sein wichtigstes Gedicht ist «The chase», ein didaktisches Gedicht in reimlosen Versen (1735), das sich durch manche sehr gelungene Stellen auszeichnet. Zwei andere Lehrgedichte «Hobbinol or rural games» und «Field sports» (1742) sind weniger glücklich. Er ist jetzt fast ganz vergessen. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu London 1772.

Somina oder Sominskaja-Pristan, ein Marktflecken im russ. Gouvernement Nowgorod, 10 M. südöstlich von Tichwin, an der Somina, welche zum Wassersystem des Tichwinschen Kanals gehört und durch eine sehr geregelte Kanal-, Fluß- und Seeverbindung einerseits mit dem Finnischen Meerbusen, andererseits mit der Wolga und dem Kaspischen Meere in Verbindung steht, ist einer der bedeutendsten Handels- und Marktplätze des russ. Reichs, indem hier alljährlich sechs Wochen vor Eröffnung und ebenso lange nach Beendigung der Nishegoroder Messe 20—30000 Menschen sich einfinden, die alle den Wasserweg nach der Wolga zum Besuche jenes Weltmarkts einschlagen.

Sommation (franz.) bedeutet eine Aufforderung, mit der zugleich eine directe oder stillschweigende Androhung eventueller weiterer Maßregeln verbunden ist. Das Wort wird besonders in der gerichtlichen und amtlichen Sprache Frankreichs gebraucht, z. B. die dreimalige S. vor Anwendung von Waffengewalt gegen Volkshaufen. Neuerdings ist das Wort auch in den diplomatischen Sprachgebrauch übergegangen, wo es ungefähr dasselbe bedeutet wie Ultimatum (s. d.).

Somme (bei den Alten Samara), ein Fluß im nordöstl. Frankreich (Picardie), entsteht im Depart. Aisne bei Fontsomme, fließt erst südwestwärts über St.-Quentin, wo sie durch den nach dieser Stadt benannten Kanal mit der Schelde in Verbindung gesetzt wird, und über St.-Simon, von wo der Crozatkanal nach der Oise führt. Hierauf tritt sie in das nach ihr benannte Departement S., fließt in vielen Windungen gegen Nordwesten über Ham, Péronne, Bray, Corbie, Amiens, Abbeville, St.-Valéry, Le Crotoy und fällt nördlich von Cayeux in den Kanal (La Manche). Ihr breites Aestuar bildet zur Flutzeit einen Golf, zur Ebbezeit eine Reihe von Wasser-, Kies- und Schlammflächen. Die Länge ihres Laufs beträgt 33 M. Die S. gilt von Neuville-lès-Bray an für schiffbar, ist es jedoch nur mittels des von St.-Simon nach St.-Valéry führenden Seitenkanals von $21\frac{1}{6}$ M. Länge. Die kaum 1 M. lange Stromstrecke von St.-Valéry bis zur Mündung trägt Seeschiffe von 450 Tonnen. Ihr größter Nebenfluß, die Avre, mündet nahe oberhalb Amiens. Das Departement S., aus Theilen der Picardie und einem Stück von Artois zusammengesetzt, vom Meere und den Depart. Pas-de-Calais, Aisne, Oise und Nieder-Seine begrenzt, zählt (Ende 1866) auf 111,89 Q.-M. 572640 E., zerfällt in die fünf Arrondissements Amiens, Abbeville, Doullens, Montdidier und Péronne, zusammen mit 833 Gemeinden in 41 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Amiens (s. d.) mit 61043 E. Der Boden ist fast durchweg eben, nur in einzelnen Punkten 400—557 F. über dem Meere erhaben. Ein großer Theil des Departements, die ganze Küstenebene, war im 9. Jahrh. noch Grund des Meeres, das sich allmählich zurückgezogen und eine große Lagune oder Mare zurückgelassen hat. Daher gab man dieser Gegend den Namen Mar-en-terre, woraus später Marquenterre entstand, jetzt der fruchtbarste Theil der Picardie. Es ist das Departement eines der ergiebigsten an Getreide und Obst, namentlich an Aepfeln, woraus viel Cider bereitet wird. Auch gewinnt man viel Hanf und Flachs, Runkelrüben und vorzügliche Mohrrüben. Gut bewässert, hat das Land theilweise schöne Wiesen, die mit den fetten Weiden die Viehzucht sehr ergiebig machen. Man züchtet Pferde und Rinder, besonders aber Schafe. Waldung ist nur wenig vorhanden, dagegen ansehnliche Torflager. Die sehr lebhaft betriebene Industrie liefert alle Arten Woll- und Baumwollstoffe, Leinwand, Seilerwaaren, Oel, Seife, chem. Producte. Auch gibt es viele Bleichen, Färbereien, Lohgerbereien, Fayence- und Rübenzuckerfabriken, Brauereien und Ciderpressen, mehrere Schiffswerfte, Eisenhütten und Hohöfen. Der Handel, durch Kanäle und Eisenbahnen sowie durch die Häfen Abbeville, Le Crotoy, St.-Valéry und Hourdre gefördert, ist ebenfalls sehr lebhaft und bringt Boden- wie Industrieerzeugnisse in bedeutender Menge zur Ausfuhr.

Sommer nennt man im bürgerlichen Leben die mildere Jahreszeit, in der nördl. gemäßigten Zone etwa vom April bis Sept. Das Sommerhalbjahr umfaßt die sechs Monate vom 1. April bis 30. Sept. Der astronomische S. hat aber engere Grenzen. Er nimmt für die nördl. Halbkugel seinen Anfang, wenn die Sonne sich vom Aequator am weitesten nach Norden entfernt hat, also um den 21. Juni, und endigt sich, wenn sie zum zweiten mal im Jahre den Aequator erreicht, um den 23. Sept. Die Dauer desselben beträgt 93 Tage $13\frac{3}{4}$ Stunden. Diejenigen Zeichen der Ekliptik, welche die Sonne während des S. durchläuft, heißen die Sommerzeichen, die, da man die Zeichen an dem Vorrücken der Nachtgleichen theilnehmen läßt, noch dieselben wie früher sind: für die nördl. Halbkugel Krebs, Löwe und Jungfrau; für die südliche Steinbock, Wassermann und Fische. Unser S. fällt in die Zeit der Sonnenferne (Aphelium), wo sich dieses Gestirn (eigentlich die Erde) am langsamsten bewegt. Dies ist die Ursache, warum der Sonnendurchmesser im S. merklich kleiner erscheint als im Winter, und warum der S. der nördl. Halbkugel etwa $4\frac{1}{2}$ Tag länger dauert als der Winter, folglich auch als der S. der südl. Halbkugel. Ungeachtet der weitern Entfernung der Sonne im S. wirken ihre Strahlen doch ungleich kräftiger als im Winter, weil sie in minder schräger Richtung unter einem größern Winkel auf die nördl. Halbkugel fallen und uns die Sonne im S. viel früher auf- und viel später untergeht, also ihre wärmenden Strahlen längere Zeit hindurch wirken läßt. In dem Augenblicke des Sommersolstitiums, wenn die Sonne des Mittags am höchsten steht und am längsten über dem Horizonte verweilt, sollte man eigentlich die größte Hitze vermuthen. Die Erfahrung aber lehrt, daß diese gewöhnlich erst im Juli oder Aug. stattfindet, und zwar auf der ganzen nördl. Halb-

kugel bis mehrere Grade über den Polarkreis hinaus. Der Grund hiervon liegt darin, daß die Sonne dann schon länger gewirkt, den vorgefundenen Schnee geschmolzen, das Eis der Pole gebrochen und die Witterung milder gemacht hat, daher die Luft aus jenen nördl. und aus den östl. Gegenden nicht mehr so kalt zu uns kommt. Die Meteorologen nennen daher die heißeste Jahreszeit, die Monate Juni, Juli und Aug., den meteorologischen S. der nördl. Halbkugel.

Sömmerda, Fabrikstadt im Kreise Weißensee des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, liegt $^3/_4$ M. südöstlich der Kreisstadt und gegen 3 M. nördlich von Erfurt in sehr fruchtbarer und reicher Gegend an der Unstrut, hat zwei prot. und eine kath. Kirche und zählt 5438 E. (1864). Der Erwerb der Stadt gründete sich früher fast ausschließlich auf den sehr ergiebigen Landbau; doch hat sich S. seit einigen Jahrzehnten zu einer Fabrikstadt entwickelt. Weltberühmt ist die große, von Nikolaus von Dreyse (s. d.), dem Erfinder des Zündnadelgewehrs, begründete Gewehrfabrik, welche (1867) an 1500 männliche und weibliche Arbeiter beschäftigte, in besondern Werkstätten auch ihre eigenen Betriebsmaschinen herstellt und jährlich außer den Luxuswaffen etwa 40—45000 Zündnadelgewehre und die dazu nothwendigen Patronenbestandtheile liefert. In dem Zeitraume von 1841—67 wurden im ganzen über 400000 Stück Zündnadelgewehre fürs Militär hergestellt. 1867 verbrauchte die Fabrik 5000 Ctr. Eisen, 4000 Ctr. Stahl, 4000 Ctr. Papier, 20000 Ctr. Kohlen. Neben der Gewehrfabrik besteht (seit 1816) noch eine berühmte Zündhütchenfabrik (Firma Dreyse und Collenbusch), die sämmtliche Munitionsbestandtheile zu allen neuern Gewehrsystemen producirt (in der letzten Zeit jährlich etwa 100 Mill. Jagdzündhütchen, 500 Mill. Lefaucheur-Patronenhülsen nebst Zubehör, 10 Mill. verschiedene Sorten Militärzündhütchen u. s. w.), und mit 300 Arbeitern, 1 Dampfmaschine und etwa 50 Hülfsmaschinen arbeitet. Mit derselben verbunden ist unter gleicher Firma (ebenfalls seit 1816) eine Fabrik von Nieten, Fensterbeschlägen, Striegeln u. s. w., welche sich trotz der westfäl. Concurrenzen ein beträchtliches Absatzgebiet zu erhalten gewußt hat. S. führte früher den Namen Großsömmerda, kam im 18. Jahrh. an das Kurfürstenthum Mainz (zunächst an Erfurt) und wurde 1802 an Preußen abgetreten. Seit 1806 war die Stadt von den Franzosen besetzt, bis sie 1813 wieder an Preußen gelangte. Eine Eisenbahnverbindung mit Erfurt und Sangerhausen war 1868 projectirt.

Sommerflecken oder Sommersprossen (ephelides) sind kleine gelbliche und bräunliche Flecken, die besonders bei Individuen mit zarter Haut, blonden und röthlichen Haaren und sehr weißem Teint auf den von den Kleidern nicht bedeckten Körpertheilen (im Gesicht, auf den Händen und Armen) erscheinen. Es sind dies Pigmentablagerungen in der Haut (s. d.), welche im Sommer, also namentlich unter dem Einfluß des Sonnenlichts und der Sonnenwärme, auch dann entstehen, wenn man die Haut vor der Einwirkung der directen Sonnenstrahlen schützt. Im Winter verschwinden sie von selbst wieder. Künstlich kann man sie nur zugleich mit der Hautschicht entfernen, in welcher die Pigmentflecken enthalten sind, und mit dieser Hautschicht kommen auch die S. wieder.

Sömmerring (Sam. Thomas von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Anatomen und Physiologen, geb. zu Thorn 18. Jan. 1755, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und studirte seit 1774 Medicin zu Göttingen, wo er 1778 als Doctor promovirte. Hierauf wurde er zuerst Professor der Anatomie in Kassel, dann 1784 in Mainz. Nach der Aufhebung letzterer Universität prakticirte er in Frankfurt a. M. 1804 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, nachmals bair. Geheimrath und später in den Adelstand erhoben. 1820 kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er 2. März 1830 starb. Die Zahl seiner tüchtigen Schriften ist sehr groß. Als die wichtigsten sind zu erwähnen: die Dissertation «De basi encephali et originibus nervorum ex cranio egredientium» (Gött. 1778); «Vom Hirn- und Rückenmark» (Mainz 1788; 2. Aufl. 1792); «Abbildung und Beschreibung einiger Misgeburten des ehemaligen anatom. Theaters zu Kassel» (Mainz 1791, mit Kupfern), eine Schrift, in welcher er zu beweisen suchte, daß die Nerven unabhängig vom Gehirn wirken und das Gehirn nicht durchaus nothwendig zur Fortdauer des Lebens sei; «Vom Baue des menschlichen Körpers» (5 Bde., Frankf. 1791—96; 2. Aufl. 1800; neue Aufl., von Bischoff, Henle u. a., 9 Bde., Lpz. 1839—44); «De corporis humani fabrica» (6 Bde., Frankf. 1794—1801); «De morbis vasorum absorbentium corporis humani» (Frankf. 1795), worin er den wichtigen Einfluß der Saugadern auf krankhafte Zustände auseinandersetzt; «Ueber das Organ der Seele» (Königsb. 1796), worin er die Hypothese aufstellte, daß die Seele in der in den Hirnhöhlen enthaltenen dunstförmigen Flüssigkeit ihren Sitz habe; «Tabula sceleti feminini» (Frankf. 1798); «Abbildung des menschlichen Auges» (Frankf. 1801); «Abbildung des menschlichen Hörorgans» (Frankf. 1806); «Ab-

bildung des menschlichen Organs des Geschmacks und der Stimme» (Frankf. 1806); «Abbildung der menschlichen Organe des Geruchs» (Frankf. 1809); «Ueber die Ursache, Erkenntniß und Behandlung der Nabelbrüche» (Frankf. 1811).

Somnambulismus (vom lat. somnus, Schlaf, und ambulare, wandeln), bezeichnet im engsten Sinne das Schlafwandeln, das Umhergehen im Schlafe, in weiterm Sinne aber auch überhaupt das Ausführen anscheinend zweckmäßiger Handlungen im Schlafe. Eigentlich aber braucht man den Ausdruck für die Bezeichnung eines Zustandes, welcher auch den Namen Hellsehen, franz. Clairvoyance, führt. Hellsehend sind vorzugsweise Personen weiblichen Geschlechts, selten Männer, und zwar dann blos schwächliche, dem weiblichen Typus sich nähernde Individuen; auch gehören die Hellsehenden fast ausnahmslos nur den niedern, ungebildeten Volksklassen an. Das Hellsehen findet nur während eines schlafähnlichen Zustandes, des sog. magnetischen Schlafs statt, in welchen die Somnambulen entweder von selbst verfallen oder durch die Manipulationen des zu ihnen in Rapport stehenden Magnetiseurs versetzt werden, und dem allgemeine Krämpfe vorausgehen oder nicht. Während dieses magnetischen Schlafs befinden sich die Somnambulen in gehobener Stimmung; ihre Sprache wird eine gewähltere, in der Regel aber nur die ihnen geläufige, die Kanzelsprache. Sie verkehren im Geiste mit himmlischen Wesen, den seligen Geistern von Abgeschiedenen, mit den Heiligen und der Jungfrau Maria, wenn sie katholisch, mit den Engeln, den Aposteln, wenn sie protestantisch sind. Auch über übersinnliche Dinge vermögen sie angeblich Auskunft zu geben. Doch geht ihre Kenntniß solcher Dinge nicht über den Kreis ihrer Bildung oder die der sie beeinflussenden Personen (der Magnetiseurs). So geben sie Heilmittel gegen Krankheiten an (in der Regel Volksmittel), errathen den Inhalt verschlossener Briefe, berichten über Abwesende u. dgl., und nicht selten benehmen sie sich als Propheten. Alles dies kann aber nur dem Ungebildeten und Wundersüchtigen imponiren, während die Wissenschaft darin theils absichtliche, theils unfreiwillige Täuschung sieht. In vielen Fällen liegt dem S. eine wirkliche Krankheit zu Grunde, die Hysterie, und die Somnambulen weisen nicht selten auch andere Symptome der Hysterie auf (z. B. Empfindungslosigkeit). Als den hysterischen Zuständen eigenthümlich ist das oft epidemische Auftreten des S. zu betrachten. Zeigte sich in einem Orte einmal eine somnambule Person, so findet sich häufig bald noch eine zweite oder dritte, die es auch wird, gerade so wie z. B. bei dem Ausbrechen hysterischer Krämpfe in einem Mädchenpensionate mehrere der Mädchen von den gleichen Krämpfen befallen werden. In manchen Fällen liegt dem S. einfacher Betrug zu Grunde; fast stets aber erhöhen wirklich Somnambule mit der Hysterischen eigenen Erfindung und Gewandtheit das Interesse an ihrer Person durch die dreistesten Lügen und Phantastereien. Es fehlte selbst in neuerer Zeit nicht an Personen, die für das Treiben von Somnambulen auftraten, und selbst gebildete und urtheilsfähige Männer, ja sogar Aerzte, so der auch als Dichter bekannte Justinus Kerner (s. d.), sind in dieser Sache dem Hange zum Wunderbaren und weiblicher Verschlagenheit verfallen.

Somnus bei den Römern, bei den Griechen Hypnos, Sohn der Nacht, Zwillingsbruder des Thanatos (Tod), ist der Gott des Schlafs, dessen freundlicher Macht Götter und Menschen unterliegen. Er wohnt in der Unterwelt oder am Eingange derselben am Westrande der Erde. Bei Homer läßt ihn Hera auf Lemnos suchen, welches aber nicht sein beständiger Wohnsitz ist. Nach Ovid befindet sich seine Wohnung bei den Kimmeriern, und zwar in einer Gebirgshöhle, in der kein Sonnenstrahl leuchtet, kein lebendes Wesen sich zeigt und nur Mohn und andere derartige Kräuter wachsen. Hier ruht er auf einem Lager von Ebenholz, umgeben von seinen Kindern, den zahllosen Traumgöttern. Als Attribut gibt man ihm außer dem einschläfernden Stabe und dem Mohne auch ein Horn, aus dem er die Schlummersäfte ergießt. Von der Kunst wird er mit dem Tode gleich gebildet, entweder als schlafender Jüngling oder als ein Genius mit umgekehrter Fackel.

Somssich oder Somssics (Paul), bekannt als ungar. Conservativer, stammt aus einem altadelichen Geschlecht des Somogyer Comitats und wurde 1810 geboren. Nach Beendigung seiner Studien übernahm er 1830 zu seiner weitern Ausbildung ein Amt bei jenem Comitat. Talentvoll und unterrichtet, aber das rasche Vordringen auf der Bahn der Reformen nicht billigend, trat er in diesem Sinne seit der Landtagsepoche von 1832—36 auf. Nach dem Landtage von 1844 erhielt er eine Anstellung bei der ungar. Statthalterei, wo er durch seine Brauchbarkeit die Aufmerksamkeit des damaligen Palatin Erzherzog Joseph auf sich zog und zum Hofrath ernannt wurde. Als der Landtag von 1847 begann, wurde S. im Comitat Baranya gewählt und machte sich sofort als Führer der Regierungspartei geltend. Klüger und gemäßigter als sein Genosse Babarczy, wußte er sich selbst bei der stürmischen Opposition Gehör zu ver-

schaffen, vermochte aber nicht den hereinbrechenden Sturm zu beschwören. Als die überraschend liberalen Propositionen der Regierung im Nov. 1847 vorgelegt waren, trug S. darauf an, eine Dankadresse an den Thron zu richten, fand aber sogleich an Kossuth einen mächtigen Gegner und mußte schon in dieser ersten Frage der Opposition den Sieg überlassen. Mit dem Ausbruche der Märzrevolution zog sich S. ins Privatleben zurück. Er veröffentlichte seitdem mehrere Flugschriften über Zeitfragen, darunter «Ungarns altes Recht», worin er die alte Verfassung des Landes gegen die neue Ordnung vertheidigte. Auf den ungar. Reichstagen von 1861 und 1865 zeichnete er sich in den Reihen der sog. Deákpartei als einer der besten Redner aus.

Sonate (ital. Sonata oder Suonata) ist ursprünglich die allgemeinste Bezeichnung für einen Instrumentalsatz überhaupt und steht in diesem Sinne im Gegensatze zur Cantata, der allgemeinsten Bezeichnung für einen Vocalsatz. Als sich aber in der Folge verschiedene Formen der Instrumentalmusik ausbildeten, wurde auch die Bezeichnung S. in verschiedenem Sinne angewendet. Als bezeichnend führte man hierbei gewöhnlich den Wechsel des Tempo an, aus welchem sich eine Reihe selbständiger Sätze entwickelten. Diese Sätze waren in der Kammersonate (Sonata di camera) munter und lebhaft, meist Tänze; in der Kirchensonate (Sonata di chiesa) sollten sie ernster, würdiger, auch wol fugirt, contrapunktisch gearbeitet sein. Man nannte aber Sonata auch einen einleitenden Satz, entweder zu einer Gesangcomposition oder zu einer Reihe kleinerer Instrumentalstücke. Gegenwärtig bezeichnet die S. eine Composition für Soloinstrumente, welche aus mehrern durch Tempo, Takt und Tonart verschiedenen, aber der ursprünglichen Anlage und Haltung nach zu einem Ganzen verbundenen Sätzen besteht. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war die S. nicht ganz von der Suite (s. d.) geschieden, und es kamen noch viele S. vor, welche den Suiten mehr oder weniger glichen oder in diese hinüberspielten. Erst seit jener Zeit bildete sich mehr und mehr die S. im heutigen Sinne heraus, bis sie durch Ph. E. und Joh. Chr. Bach und mehr noch nach diesen durch Haydn ihre dem Wesentlichen nach feste Formbestimmung erhielt. An diese schließen sich, jeder in seiner Art weiterbildend, Mozart und Clementi an. Namentlich aber hat Beethoven die Sonatenform in einer Mächtigkeit, Fülle und Tiefe behandelt, durch welche diese Form vorläufig wenigstens zum Abschluß gekommen ist. Doch auch noch andere, Aeltere und Neuere, z. B. Cramer, Dussek, Weber, Hummel, Moscheles, Schubert, Mendelssohn, Schumann, haben in der S. Vortreffliches geleistet. Sonatine ist eine S. in kleinerer Form und von leichterm Inhalt.

Sonchus, eine zur 19. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Compositen, Abtheilung der Cichoriaceen gehörende Pflanzengattung, deren bei uns heimische, meist als Unkräuter auftretende Arten Sau-, Gänse- oder Milchdisteln genannt zu werden pflegen. Die häufig trugdoldig angeordneten Blütenköpfchen besitzen eine dachziegelschuppige eiförmige Hülle, einen nackten Fruchtboden und meist gelbe, selten blaue oder lilafarbene Zungenblüten; die Früchtchen sind zusammengedrückt gerippt, an der Spitze abgestutzt und haben einen aus einfachen, gebogenen, weißen, seidenglänzenden Haaren bestehenden, sitzenden Pappus. Die ziemlich zahlreichen Arten, meist Kräuter, selten Halbsträucher und Sträucher, sind über die Alte Welt zerstreut und vorzüglich durch die wärmere, gemäßigte und subtropische Zone verbreitet. Die gemeinsten bei uns vorkommenden Unkräuter sind die einjährige gemeine Saudistel, Gartensaudistel (S. oleraceus L.), mit kleinen Blütenkörbchen und schwefelgelben Blumen, und die gemeinere, häufig unter der Saat auftretende Ackersaudistel (S. arvensis L.), mit großen Blütenkörbchen und goldgelben Blumen. Das Kraut der erstgenannten Art war früher officinell. Die blaublühende Alpensaudistel (S. alpinus L.), eine in allen höhern Gebirgen, aber namentlich im Riesengebirge und in den Alpen häufig vorkommende Prachtpflanze mit bis 4 F. hohem, purpurfarbigem, drüßig-behaartem Stengel und langer Traube, großen Blütenkörbchen voll blauer Blumen, welche bisweilen als Ziergewächs cultivirt wird, bildet jetzt mit einer andern Art zusammen die Gattung Mulgedium Cass.

Sonde (specillum) nennt man ein chirurgisches Instrument, womit man die Tiefe, Länge und sonstige Beschaffenheit der Wunden, Geschwüre und anderer Höhlen untersucht oder die Gegenwart fremder Körper in denselben erforscht. Die S. werden aus Gold, Silber, Neusilber, Stahl, Fischbein, Schildpatt, Darmsaite, Kautschukmassen u. s. w. verfertigt und stellen meist Stäbchen von verschiedener Länge und Dicke dar, welche an ihrer Spitze mit einem Knöpfchen oder einem Oehr versehen sind. Manche haben auch für besondere Zwecke ganz besondere Formen, wie z. B. die S. zur Untersuchung der Urinblase, des Uterus (nach Simpson), der Schlund- und Speiseröhre. Auf manchen ist ein Maßstab aufgetragen. Die Hohlsonde (specillum sulcatum) hat ihrer ganzen Länge nach eine Furche und wird besonders zur Erweiterung von

Wunden gebraucht, indem man sie unter der Haut hinschiebt, das Messer mit dem Rücken in die Furche einsetzt und so für dieses beim Schnitt eine feste Bahn und Stütze hat.

Sonderbund, s. Schweiz.

Sonderburg, eine Stadt an der Westküste der zur preuß. Provinz Schleswig-Holstein gehörigen Insel Alsen, mit (1864) 4094 E., ist an der schmalsten Stelle des Alsensundes, der die Insel von der Halbinsel Sundewitt trennt, sehr schön gelegen. Die Stadt wird durch eine Pontonbrücke mit dem schlesw. Festlande verbunden und bildet zusammen mit den nur $^1/_4$ M. entfernten, preußischerseits wiederhergestellten Schanzen von Düppel (s. d.) einen Festungsrayon. S. ist der Mittelpunkt einer Propstei, eines Kreises und eines Amtsgerichtsbezirks, hat einen guten Hafen, lebhafte Schiffahrt und Schiffsbau. Die (lutherische) Kirche und das Rathhaus sind ansehnlich, und die ganze Stadt hat nach dem verheerenden Bombardement von 1864 sich sehr verschönert. Ursprünglich ist S. unter dem Schutz des gleichnamigen Schlosses entstanden, das dicht am Hafen liegt und 1253 zuerst erwähnt wird. Der Name bedeutet die «südliche Burg» im Gegensatz zu dem gleichfalls auf Alsen belegenen Schlosse und Flecken Norburg (Nordburg). Im südöstl., seit 1755 abgebrochenen Thurme des Schlosses S. saß der dän. König Christian II. von 1532—49 in harter Gefangenschaft. Nach der Landestheilung von 1564 nahm Herzog Johann der Jüngere (gest. 1622), der Stammvater der Sonderburgischen Gesammtlinie, hier seine Residenz. (S. Oldenburger Haus.) Sein Urenkel, Herzog Christian Adolf, mußte jedoch die abgetheilte Herrschaft S. 1667 im Concurs aufgeben, worauf dieselbe von dem dän. König Friedrich III. erworben wurde. König Friedrich V. überließ 1764 das Schloß an die Herzoge von Augustenburg (s. d.), und es blieb in deren Besitz, bis Herzog Christian Karl Friedrich August (s. d.) alle seine Stammgüter 30. Dec. 1852 der dän. Regierung verkaufte. In der schönen Schloßkapelle sind viele Mitglieder der ältern sonderburgischen und der augustenburgischen Familie beigesetzt. Das Schloß und die Stadt S. spielten in der nordischen Kriegsgeschichte schon während des Mittelalters, namentlich aber in der Neuzeit eine bemerkenswerthe Rolle. Hier überschritt der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit seinem Heere im Dec. 1658 den Alsensund, um als dän. Bundesgenosse die Schweden von Alsen zu vertreiben. Im ersten schlesw.-holstein. Krieg, der 1848 begann, war S. das Hauptquartier der dän. Position auf Alsen und Sundewitt, von wo aus die deutschen Heere fortwährend in der Flanke bedroht wurden; ebenso im zweiten schlesw.-holstein. Krieg von 1864. Während der Belagerung der Düppeler Schanzen ward auch S. namentlich 2. April 1864 von den preuß. Batterien hart beschossen und ging großentheils in Flammen auf. Mit der Eroberung der Insel Alsen fiel S. 29. Juni 1864 in die Hände der Preußen.

Sonderland (Joh. Bapt.), Maler und Radirer, wurde 1804 zu Düsseldorf geboren und daselbst an der Akademie unter Schadow's Leitung gebildet. Er wählte das Genrefach, zu welchem ihn leichte Auffassung und Erfindung, große Productionskraft und eine Zugabe frischen Humors besonders befähigten. Seine Gegenstände schöpft er theils aus dem idyllischen Landleben, theils aus Dichterwerken, deren ernste und komische Scenen ihm gleich willkommen sind, sowie aus der Fabel und dem Märchen. Unter seinen frühern Bildern sind zu nennen: der Wilde Jäger nach Bürger's Ballade, das zerstörte Stelldichein, der die Zeche machende Wirth, der Fischmarkt, die rheinische Fähre, Abschied und Heimkehr des Kriegers, die Passagiere, der kleine Schuhmacher u. a. Ohne auf eine besondere Tiefe der Charakteristik, auf eine erschöpfende Durchbildung auszugehen, weiß er diesen Arbeiten einen anziehenden Reiz durch die Frische der Erfindung und die Lebendigkeit der Darstellung zu geben. Sehr umfassend ist ferner seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Illustration. So nahm er theil an der Ausschmückung der Reineck'schen Lieder, gab selbst unter dem Titel «Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern» eine große Anzahl von ihm selbst radirter Blätter heraus, illustrirte Immermann's «Münchhausen», die kath. Festbilder, die Gebete im Geist der kath. Kirche u. s. w.

Sondershausen, die Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, $2^1/_2$ M. südlich von Nordhausen in der schwarzburg. Unterherrschaft, an der Wipper und Bebra in angenehmer, bergiger Gegend gelegen, ist Sitz der höchsten Landesbehörden, eines gemeinschaftlichen Kreisgerichts (Schwarzburg-Rudolstadt und Weimar) und eines Justizamts, und zählt 5873 E. (1864). Von öffentlichen Bauwerken ist außer der Stadtkirche das neu ausgebaute, ansehnliche fürstl. Schloß hervorzuheben, in welchem eine Antiquitäten- und Naturaliensammlung aufgestellt ist, und das von wohlgepflegten Parkanlagen umgeben wird. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu S. ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Töchterschule und ein Schullehrerseminar. Handel und Verkehr sind nicht unbedeutend. 1856 wurde zu S.

die Thüringer Bank errichtet. Eine Bahnlinie von Nordhausen über S. nach Erfurt war 1867 in Angriff genommen worden. 1 St. südwärts von der Stadt liegt inmitten schöner Parkanlagen und ausgedehnter Buchenwaldungen das fürstl. Jagdschloß zum Possen, mit einem weit sichtbaren Thurme. Vgl. Bocke, «S. und seine Umgebungen» (Nordh. 1858).

Sondrio, deutsch Sonders, die Hauptstadt der bis 1859 zu Oesterreich, jetzt zum Königreich Italien gehörigen Provinz Sondrio oder des Veltlin (s. d.), liegt in 1070 F. Seehöhe, 1/4 M. von der Adda, zu beiden Seiten des derselben von Norden her durch das Val-Malenco zuströmenden Malero (deutsch Muller), eines wilden Bergwassers, das dem Ort mehrfach gefährlich geworden ist, obgleich man ihm durch feste Bauten aus Felsblöcken ein breites, tiefes Bett gegeben hat. Die Stadt hat enge, unsaubere Straßen, hohe düstere Häuser, eine sehenswerthe Hauptkirche mit alterthümlichem Thurme und guten Gemälden, ein Gymnasium und ein Hospital. Sie ist der Sitz eines Präfecten, eines Gerichtshofs, einer Handels- und Gewerbekammer und zählt (1861) 3527 E. (mit dem Gemeindebezirke 5964), welche Landwirthschaft, Weberei und Handel treiben. Das vor der Stadt liegende ehemalige Frauenkloster dient jetzt als Gefängniß, das frühere Schloß des Landvogts als Kaserne. Bei der 1/4 St. westlich auf einem Felsenvorsprunge auf Galerien erbauten Kirche Sassella wächst der feinste und vortrefflichste veltliner Wein. Aus dem mit Reben, Feigen-, Lorber- und Granatbäumen bewachsenen Thale der Adda und des Malenco erblickt man durch kleine Seitenthäler gegen Nordwesten den mit ewigem Schnee bedeckten, 11408 F. hohen Monte della Disgrazia, der zur Berninagruppe gehört.

Sonett heißt eine besondere Art kleiner lyrischer Gedichte, die sich auf 14 gereimte Zeilen beschränkt. Es sind zwei Hauptabtheilungen von ungleicher Länge. Die erste wird durch zwei vierzeilige Strophen (Quaternarien), die letzte durch zwei dreizeilige Strophen (Terzinen) gebildet, und zwar so, daß die beiden Quaternarien durch zwei viermal wiederkehrende Reime sich verschlingen, in den beiden Terzinen aber je zwei und zwei oder je drei Verse miteinander gereimt werden. Das S. entstand in der klang- und reimreichen Sprache Italiens und wurde namentlich durch Petrarca (s. d.) zu vollendeter Meisterschaft erhoben. Als die ital. Literatur im 16. Jahrh. für ganz Europa tonangebend wurde, wanderte auch das S. in alle andern Literaturen, selbst in die Literaturen german. Sprachstammes, obgleich die german. Sprachen so künstlicher Reimverschlingung wenig entgegenkamen. Weltbekannt sind Shakspeare's S. In Deutschland wurde das S. durch Georg Rudolf Weckherlin und Opitz eingeführt; diese Dichter nannten es mit deutschem Namen Klanggedicht. Im 18. Jahrh. fiel es in Deutschland fast völlig wieder in Vergessenheit. Erst Bürger erweckte es wieder. A. W. Schlegel und die andern Dichter der sog. romantischen Dichterschule pflegten es mit Vorliebe und großem Erfolg. Goethe, Rückert, Platen, Eichendorff u. a. folgten. Bei der jetzt herrschenden Sprachgewandtheit ist das S. eine fast heimische Kunstform geworden. Doch kann es trotzdem seinen fremden und künstlichen Ursprung nicht verleugnen.

Songarei, s. Dsongarei.

Sonne. Dieser Himmelskörper, von welchem Licht und Wärme ausströmen, der Haupt- und Centralkörper, um den sich alle Planeten bewegen, stellt sich uns als eine kreisrunde und glänzende Scheibe dar, und es muß zufolge dieser Darstellung das Gestirn eine der Kugelgestalt sehr nahe kommende Form haben, indem nur eine Kugel dem Auge in allen Stellungen auf die angegebene Art erscheinen kann. Aus der Erscheinung der Sonnenflecken (s. d.) hat man gefolgert, daß sie sich in etwa 25 Tagen von Westen nach Osten um ihre Achse dreht; auch hat sie eine im Raume fortschreitende Bewegung. Daß die Erde nebst allen Planeten sich um die Sonne bewegt, lehrte schon Kopernicus (s. d.); aber die wahre astron. Beziehung der S. nicht nur zu der Erde, sondern überhaupt zu allen Haupt- und Nebenplaneten unseres Systems hat uns erst Kepler (s. d.) kennen gelehrt. Ihre mittlere Entfernung von der Erde beträgt nach Encke's Untersuchungen aus den Venusdurchgängen von 1761 und 1769 24065 Erdhalbmesser oder 20,682300 geogr. M., der scheinbare Halbmesser der S. aber zur Zeit, wo sie sich in der mittlern Entfernung von der Erde befindet, fast 961 Secunden. Doch ändert sich derselbe im Verhältnisse mit der Entfernung der S. und beträgt zur Zeit der größten Entfernung 945, zur Zeit der kleinsten 977 Secunden. Aus diesem scheinbaren Halbmesser der S. in Verbindung mit ihrer Entfernung von uns folgt, daß ihr wahrer Halbmesser 96300 geogr. M. beträgt. Ihre Oberfläche enthält daher über 117000 Mill. Q.-M. und ihr Körperinhalt über 3700 Bill. Kubikmeilen, sodaß sich aus der S. über 1,400000 der Erde gleiche Kugeln bilden ließen. Auch an Masse ist die S. ungeheuer groß, da sie die Masse der Erde 355000 mal und die aller

Planeten ihres Systems zusammengenommen gegen 800 mal übertrifft. In neuester Zeit hat man gefunden, daß die S. wahrscheinlich um $^1/_{20}$ etwa näher ist, als bisher angenommen wurde; die Beobachtungen müssen aber noch erst vermehrt werden, um eine sichere Bestätigung zu haben. Ueber die physische Beschaffenheit des Sonnenkörpers sind die Astronomen von jeher verschiedener Meinung gewesen. Nach der von Herschel aufgestellten Hypothese ist die S. ein mit einer leuchtenden Atmosphäre umgebener, für sich aber dunkler Körper, auf dessen Oberfläche sich, gleichwie auf der Erde, Berge und Thäler befinden. Jene Atmosphäre ist nach Herschel eine dreifache. Den Sonnenkörper umgibt zunächst eine dunkle, wolkenartige Schicht, welche durch eine zweite, sehr elastische und durchsichtige Schicht von der äußersten, der Atmosphäre, entfernt gehalten wird. Demnach wäre eigentlich die letztere für uns die Quelle des Lichts und der Wärme. Die ältere Ansicht, von Galilei besonders ausgesprochen, daß die S. eine weißglühende feste oder flüssige Masse sei, hat durch die neuern Untersuchungen des Sonnenspectrums von Kirchhoff und Bunsen wieder viele Anhänger gefunden. Die schwarzen, von Fraunhofer zuerst ausführlich beschriebenen Linien, welche man im Sonnenspectrum, wozu man das Sonnenlicht durch eine enge Spalte und dann durch ein Glasprisma fallen läßt, sieht, erklären sich am einfachsten, wenn man um die weißglühende S. sich eine Atmosphäre denkt, in der bei der überaus hohen Temperatur Stoffe wie Natrium, Magnesium, Calcium, Eisen u. s. w. in Dunstform aufgelöst sich finden. Mädler hat eine Hypothese aufgestellt, nach der in den Plejaden eine Centralsonne (s. d.) sich befinde, um die sich alle S. bewegen sollen. Die Hypothese hat jedoch wenig Anhänger und mehrfach Widerlegung gefunden; der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, ob die Hypothese Wahrscheinlichkeit für sich haben wird oder nicht.

Sonneberg, ein Verwaltungsamt im Oberlande des Herzogthums Sachsen-Meiningen, das auf 8 Q.-M. 32800 E. in 2 Städten, 4 Marktflecken, 67 Dörfern u. s. w. zählt, liegt auf und an dem Thüringerwalde, dessen Holz und Mineralien seinen Hauptreichthum bilden. Die Wälder liefern das Material zu mancherlei Holzwaaren, besonders Schachteln und Spielsachen. Das Ausgraben und Verarbeiten des Eisenerzes, der Wetz-, Schiefer- und anderer Steine beschäftigt ebenfalls viele Hände. Das Land ist daher durch eine Menge Manufacturen und Fabriken, Glashütten, Porzellanfabriken, Eisenhütten, Marmel- und Schneidemühlen belebt. Der Ackerbau liefert nicht den nöthigen Bedarf an Getreide, aber viele Kartoffeln; nicht unbedeutend ist die Viehzucht. Zahlreiche Brauereien liefern vorzügliches Bier. Der Mittelpunkt des lebhaften Industriebetriebs und Handels ist die Hauptstadt S., an der Röthen, mit netten Häusern, einer schönen Kirche, einem neuen Rathhaus und sehr ansehnlichem Amtsgebäude (1867 im Bau begriffen). Der Ort ist Fabrikstadt und zählt 5900 E., deren Artikel in Holz, Schiefer, Leder, Papiermaché und Glas (theils für den wirklichen Gebrauch bestimmt, theils Spielwaaren) unter dem Namen von Sonneberger Waaren nach allen Gegenden der Erde, vorzugsweise aber nach Frankreich und England, Nord- und Südamerika, versendet werden. Der Werth der Ausfuhr aus S. und Umgegend wird jährlich auf mehrere Millionen Thaler geschätzt. In neuerer Zeit wurde S. durch eine Zweigbahn nach Koburg mit dem deutschen Eisenbahnnetz in Verbindung gesetzt. In der Nähe der Stadt werden Griffelschiefer und Wetzsteine gebrochen sowie Eisenstein und vorzüglicher Ocher gegraben.

Sonnenberg (Franz Ant. Jos. Ign. Maria, Freiherr von), deutscher Dichter, wurde zu Münster in Westfalen 5. Sept. 1779 geboren. Von Kindheit auf scheint seine kühne, aber ungeregelte Phantasie das Uebergewicht über die übrigen Seelenkräfte behauptet zu haben, und da durch seine Erziehung dieses Misverhältniß nicht aufgehoben wurde, so trat es, als er sich in einer bewegten Zeit ohne bestimmten Wirkungskreis sah, nur noch greller hervor und riß ihn endlich in den Untergang. Bereits auf dem Gymnasium zu Münster entwarf er nach Klopstock's «Messias» den ersten Plan zu einem Epos «Das Weltende» (Bd. 1, Wien 1801), das alle Fehler eines regellosen gigantischen Umrisses, einer meist schwülstigen, unnatürlichen Diction und einer wilden Phantasie vereinigt. Vielleicht mehr um fremde als eigene Wünsche zu befriedigen, studirte er die Rechte. In seinem 19. J. machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Später lebte S. zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, «Donatoa», einem Gemälde des Untergangs der Welt, welches dergestalt seine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speise, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Seine überspannte Natur zerstörte sich so selbst. Er endigte freiwillig sein Leben 22. Nov. 1805, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. S. würde bei einer harmonischen Ausbildung Bleibendes geleistet haben. Sein «Donatoa» zeigt ihn als einen Nacheiferer Klopstock's. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in ein-

zelnen Stellen Tiefe und Fülle, Kraft und Hoheit und Innigkeit des Gemüths. Gruber gab «Donatoa» mit einer Lebensbeschreibung S.'s (2 Bde., Rudolst. 1806) und dessen «Gedichte» (Rudolst. 1808) heraus.

Sonnenblume oder Sonnenrose, s. Helianthus.

Sonnenfels (Jos., Reichsfreiherr von), ein verdienstvoller Schriftsteller, geb. zu Nikolsburg in Mähren 1733, wurde bei den Piaristen erzogen und nahm im 16. J. Militärdienst. Nach Ablauf seiner Dienstzeit studirte er in Wien die Rechte, daneben aber auch mit Eifer das Hebräische, sodaß er seinem Vater, der jüd. Herkunft war, als Interpres des Hebräischen bei der niederösterr. Regierung adjungirt wurde. Außerdem arbeitete er als Gehülfe bei einem Justizbeamten. Endlich trat er mit einigen deutschen Aufsätzen als Schriftsteller auf, und der Beifall, womit sie aufgenommen wurden, bestärkte ihn in dem Vorsatze, sich ganz der Literatur zu widmen. Nachdem er sich vergebens um eine Professur in Wien beworben, mußte er die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen österr. Arcierengarde annehmen. Durch die Verwendung eines Lieutenants dieser Garde, Petrach, erhielt er 1763 die Lehrstelle der Staatswissenschaften auf der Universität zu Wien. Durch seine Freimüthigkeit zog er sich zwar bald Feinde zu, doch ließ er sich dadurch in seinem Eifer für Förderung der Wissenschaften, Ausbildung der deutschen Sprache und Aufklärung seines Vaterlandes nicht stören. Noch ehe Beccaria auftrat, hatte S. bereits durch seine Schrift «Ueber Abschaffung der Tortur» (Zür. 1775) bewirkt, daß in den österr. Staaten die Folter abgeschafft wurde. Trotz der Bemühungen seiner Feinde, ihn als Religionsspötter und Majestätsverbrecher zu stürzen, wurde er von der Kaiserin Maria Theresia zum Rath, 1779 zum Wirkl. Hofrath bei der Geh. böhm. und österr. Hofkanzlei und zum Beisitzer der Studienhofcommission ernannt und 1797 vom Kaiser Franz II. in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Er starb 26. April 1817. Seine Schriften (gesammelt, 10 Bde., Wien 1783—87) sind nicht Werke von großer Erfindungskraft, aber freimüthig und reichhaltig an edeln Gesinnungen. Er hat im peinlichen Rechte, in der Polizei und im Finanzwesen Verbesserungen durchsetzen helfen, die ihm zum unvergänglichen Ruhme gereichen. Auf der Bühne und in den Hörsälen seines Vaterlandes führte er einen bessern Geschmack ein, und in seinen Werken findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und Satire mit rührender oder strafender Moral vereinigt.

Sonnenferne und **Sonnennähe** (Perihelium), s. Aphelium.

Sonnenfinsterniß entsteht, wenn der Mond zwischen der Erde und der Sonne so zu stehen kommt, daß dadurch die Sonne ganz oder zum Theil bedeckt, mithin einem Theile der Erde das Sonnenlicht in dem nämlichen Maße entzogen wird, was aber nur zur Zeit des Neumondes möglich ist. Nach der sinnlichen Wahrnehmung zieht dabei der Mond in Gestalt einer dunkeln Scheibe von Westen nach Osten vor der Sonnenscheibe hin. Wirklich verfinstert wird dabei eigentlich nur die Erde, welche bei der S. in demselben Falle ist, worin der Mond (s. d.) sich bei der Mondfinsterniß befindet. Da sich aber der Schatten, den der Mond wirft, nur etwa 50000 M., mithin etwa ebenso weit von demselben erstreckt, als die Erde vom Monde entfernt ist, so kann es geschehen, daß selbst dann, wenn zur Zeit des Neumondes Sonne, Mond und Erde in gerader Linie stehen, der Mondschatten, wenigstens der volle, die Erde, welche zuweilen über 54000 M. vom Monde entfernt ist, gar nicht erreicht, sodaß kein Theil der Erde völlig verfinstert wird; jedenfalls kann immer nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Erdoberfläche auf einmal verfinstert sein, während dagegen der Erdschatten sich viel weiter (184—190000 M.) von der Erde erstreckt und daher der Mond sehr oft zur Zeit einer Mondfinsterniß ganz und gar in den Erdschatten eingetaucht oder verfinstert ist. Ein weit größerer Theil der Erdoberfläche kann vom Halbschatten des Mondes getroffen werden und sieht dann einen Theil der Sonne verfinstert oder vom Monde bedeckt. Hiernach sind die S. entweder totale, d. h. solche, wo die ganze Sonnenscheibe verfinstert erscheint, oder partiale, d. h. solche, wo die Sonnenscheibe nur zum Theil verdeckt wird. Die größtmögliche Dauer einer totalen S. für einen bestimmten Ort beträgt noch nicht 5 Min. Den Grad der Verfinsterung der Sonne bei einer partialen S. pflegt man so zu bestimmen, daß man den scheinbaren Durchmesser der Sonne in 12 Theile, sog. Zolle, theilt und angibt, wieviel dieser Theile verfinstert sind; hiernach kann also eine Sonnenfinsterniß z. B. 5zöllig, 8zöllig u. s. w. sein. Eine besondere Art partialer S. sind die ringförmigen, bei denen man zwar den ganzen Mond vor der Sonne, die letztere aber dennoch nicht ganz verfinstert, sondern den äußersten ringförmigen Theil der Sonnenscheibe unbedeckt sieht. Eine solche findet in dem vorhin angegebenen Falle statt, wenn die Spitze des Mondschattenkegels die Erde nicht erreicht; der scheinbare Durchmesser des Mondes ist dann

um höchstens $3^1/_4$ Min. kleiner als der der Sonne, und diejenige Gegend der Erdoberfläche, welche der Spitze des Mondschattenkegels zunächst liegt, hat eine ringförmige S. Was die Umstände einer totalen Finsterniß anlangt, so pflegt die eintretende Dunkelheit zwar sehr auffallend zu sein, aber doch meist nur einer starken Dämmerung zu gleichen, in der die hellern Sterne sichtbar werden, die Nachtvögel hervorkommen und die Thiere unruhig werden. Merkwürdig sind die rothen Hervorragungen (Protuberanzen) an der Sonnenscheibe und der silberweiße, zuweilen auch röthliche Ring, der sich bei totalen S. um die Sonne zeigt. Erstere scheinen der Sonne eigen zu sein und sind vielleicht Sonnenwolken, letzterer rührt wahrscheinlich von einer die Sonne auf sehr weite Entfernung hin umgebenden Lichthülle her. Uebrigens gehören totale S. zu den seltensten Erscheinungen und kommen an einem und demselben Orte der Erde nur etwa alle 200 J. vor; im allgemeinen finden jährlich wenigstens zwei S. statt, ein bestimmter Ort aber hat durchschnittlich nur alle zwei Jahre eine sichtbare S. Die Berechnung alter S. ist für die Chronologie von Wichtigkeit. Totale oder ringförmige S. finden in diesem Jahrhundert noch statt: 1870 am 22. Dec., total in Portugal, Sicilien, Griechenland, Türkei; 1887 am 19. Aug., total in Preußen und Rußland; 1890 am 17. Juni, ringförmig im Mittelmeer und in Kleinasien; 1896 am 9. Aug., total in Norwegen, Lappland, Rußland; 1900 am 28. Mai, ringförmig in Portugal und Spanien.

Sonnenflecken. Man erblickt auf der Sonnenscheibe größere und kleinere Flecken von unregelmäßiger Gestalt und in größerer oder geringerer Anzahl; sie erscheinen in der Mitte schwarz und am Rande mit einem weißlichgrauen Hofe (Penumbra), der auch oft in große Flächen ohne jenen erkennbaren schwarzen Kern zerfließt. Die Flecken entstehen und verschwinden zuweilen mitten auf der Sonne schnell und ohne alle bemerkbare Veranlassung; häufiger aber sieht man sie schon gebildet am östl. Rande eintreten und sich nach dem westl. Rande bewegen, an welchem sie, ungefähr 13—14 Tage nach ihrem ersten Erscheinen, wieder verschwinden und hierauf nach derselben Zeit am östl. Rande wieder hervorkommen. Die ganze Erscheinung trägt sich so zu, als wenn diese Flecken in etwa 27 Tagen einen Umlauf um die ganze Sonne machten. Um den 10. Juni beschreiben sie während ihrer Sichtbarkeit von Norden nach Süden hinabgehende gerade Linien auf der Sonne. In den folgenden Monaten fangen sich diese Bahnen an zu krümmen und bilden Ellipsen, deren Höhlung sich aufwärts kehrt, und deren Oeffnung sich später erweitert. Um den 10. Sept. ist die letztere am größten. Dann nähern sich diese krummen Linien wieder geraden Linien, und um den 10. Dec. erscheinen sie vollkommen gerade. Hierauf wiederholen sich die angegebenen Erscheinungen, nur in umgekehrter Richtung, und die Periode beträgt gerade ein Sonnenjahr. Man erklärt dies alles vollständig, wenn man die Flecken nicht als eigene dunkle Himmelskörper, wie ehemals geschah, sondern als der Sonnenkugel selbst angehörige betrachtet und letzterer eine Rotation von Westen nach Osten um eine Achse beilegt, welche unter einem Winkel von $82^1/_2°$ gegen die Ebene der Ekliptik geneigt ist. Die wirkliche Dauer dieser Rotation findet man aus der scheinbaren, oben auf ungefähr 27 Tage bestimmten etwas über 25 Tage; denn es muß in Betracht gezogen werden, daß die Erde, von welcher aus die Bewegung betrachtet wird, unterdeß selbst nach derselben Richtung in Bewegung ist, und daß dieser Umstand also nothwendig eine solche Verschiedenheit zur Folge hat. Die S. sind zuweilen sehr groß und haben einen Durchmesser von 10000 und mehr Meilen. Sie scheinen alle in eine Zone eingeschlossen, die sich auf beiden Seiten des Sonnenäquators 30° weit erstreckt. In ihrer Nähe erscheinen gewöhnlich auffallend helle Stellen, sog. Sonnenfackeln, aus denen nicht selten S. hervorbrechen. Doch erscheinen die Fackeln auch zuweilen ohne die Flecken. Mit einem guten Fernrohr sieht man auf der Sonnenscheibe überall ganz kleine Fleckenpunkte, sog. Poren, wodurch die Sonne wie geadert erscheint. Die Sonne hat nicht immer Flecken. Es gibt Zeiten, zu denen die Sonnenscheibe ganz ohne Flecken erscheint, zu andern Zeiten wieder sind stets sehr viele Flecken da. Schwabe in Dessau fand in der Häufigkeit der Flecken eine elfjährige Periode. In den J. 1847, 1848, 1849, ebenso 1858, 1859, 1860, 1861 waren z. B. an allen Beobachtungstagen stets Flecken vorhanden; 1844, 1856, 1866 waren an fast 200 Tagen im Jahre gar keine Flecken sichtbar. Merkwürdig ist, daß in der Größe der Schwankungen der Magnetnadel ebenfalls eine elfjährige Periode gefunden ist, die vollständig parallel der Sonnenfleckenperiode läuft. Die ersten Flecken wurden 1610 von dem Engländer Harriot und von dem Friesländer Joh. Fabricius gesehen, welcher letztere allgemein für den Entdecker dieser Flecken gilt. Herschel dachte sich die Flecken als Risse in der Lichtsphäre der Sonne. Die Kernflecken sind danach sichtbare Theile des dunkeln Sonnenkörpers, die Höfe sichtbare Theile der wolken-

artigen Schicht der Sonnenatmosphäre. Nach Kirchhoff sind die Flecken sichtbare, durch locale Temperaturerniedrigung entstehende Wolken in der Sonnenatmosphäre und die Höfe andere Wolken, die dadurch entstehen, daß durch erstere Theilen der Sonnenatmosphäre die Wärme vom glühenden Kern entzogen wird.

Sonnenstein, ein über der Stadt Pirna (s. d.) im Königreich Sachsen gelegenes Schloß, das gegenwärtig eine Heil- und Verpflegungsanstalt für heilbare Geisteskranke enthält. Der S. war ursprünglich eine Grenzfeste gegen die Slawen und wurde im 16. Jahrh. als festes Schloß neu aufgeführt und nachher zu einem Staatsgefängniß benutzt, in dem unter andern auch Patkul (s. d.) eine Zeit lang gefangen saß. Im Siebenjährigen Kriege eroberten die Preußen den S. und schleiften ihn. Als das damals sächs. Torgau zu einer Festung umgeschaffen wurde und für die dort seit 1730 bestandenen Straf- und Versorgungsanstalten ein anderes Unterkommen gesucht werden mußte, wurde der Irrenanstalt der S. eingeräumt und dann die Anstalt selbst in eine Heilanstalt verwandelt, deren Eröffnung 8. Juli 1811 erfolgte. Das J. 1813 brachte die schnell entwickelte Anstalt der Auflösung nahe, da die Franzosen das Schloß befestigten und bis in den Nov. gegen die Verbündeten behaupteten. Doch schon im Febr. 1814 konnten viele Kranke wieder dahin zurückgebracht werden. Die Anstalt hat seitdem den Fortschritten der Psychiatrie zu genügen gesucht und sich auch räumlich durch zweckmäßige Um- und Neubauten erweitert. Am 31. Dec. 1866 wurden auf dem S. 344 Geisteskranke (179 männliche und 165 weibliche) verpflegt. Für unheilbare Irre bestehen im Königreich Sachsen die Versorgungsanstalten zu Colditz und Hubertusburg. Vgl. Nostitz und Jänckendorf, «Beschreibung der Heil- und Verpflegungsanstalt zu S.» (3 Bde., Dresd. 1829).

Sonnenstich (insolatio oder siriasis) ist eine besondere Art von Gehirnaffection, welche, wie es scheint, weniger durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf als vielmehr durch die Wirkung einer sehr schwülen und heißen Atmosphäre entsteht. Sie besteht in rascher Blutanhäufung oder selbst Entzündung der Hirnhäute und des Hirns selbst. Sie kommt meist in den südl. Ländern, aber auch bei großer Hitze in kältern Klimaten, besonders bei Personen vor, die, ohne daran gewöhnt zu sein, mit entblößtem Kopfe oder mit schwerer Kopfbedeckung sich den Sonnenstrahlen aussetzen. Der S. tödtet gewöhnlich schnell, oder verliert sich, wenn die Ursachen wegfallen, unter Nachlassen der Hauptsymptome, Kopfschmerz, Fieberhitze, Beängstigung, Schlafsucht u. s. w., von selbst wieder; oft bleiben dann aber Lähmungen zurück. Er war schon den Alten bekannt und ist noch jetzt eine der gefürchtetsten Krankheiten, von der z. B. die brit. Truppen in Ostindien viel zu leiden haben. Die Hauptmittel dagegen sind: Aderlässe, kalte Begießungen und Umschläge des Kopfes, kühles, schattiges Krankenzimmer, horizontale Lage mit erhöhtem Kopf.

Sonnensystem. Die neuere Astronomie hat sich zu der Vorstellung erhoben, daß jeder Fixstern eine Sonne sei und der Wahrscheinlichkeit nach sein besonderes System ihn umkreisender Haupt- und Nebenplaneten habe, wonach es also ebenso viele S. als Fixsterne geben würde. Im engern Sinne versteht man aber unter S. nur unsere Sonne mit ihren Planeten, Monden und Kometen (s. d.). Die Zahl der Kometen ist jedenfalls sehr groß und völlig unbestimmt. Von den Planeten (s. d.) waren im März 1868 bereits 104 bekannt, nämlich: Mercur, Venus, die Erde mit einem Monde, Mars, die kleinen Planeten oder sog. Planetoiden (von denen 96 bekannt sind), Jupiter mit vier, Saturn mit acht, Uranus mit sechs und Neptun mit zwei Monden. Der letztgenannte Planet wurde 23. Sept. 1846 von Galle in Berlin entdeckt, nachdem Leverrier in Paris auf theoretischem Wege nicht nur sein Dasein nachgewiesen, sondern auch Ort und Größe desselben bestimmt hatte. Alle diese Planeten laufen um die Sonne in elliptischen Bahnen, in deren einem Brennpunkte diese steht und durch die Kraft ihrer Anziehung jene in ihren Bahnen erhält. Ebenso beschreiben auch die Monde oder Nebenplaneten, unabhängig von ihrer Bewegung mit den Hauptplaneten um die Sonne, Ellipsen um ihre Hauptplaneten, welche dabei in dem einen Brennpunkte stehen. Die Vertheilung der Planeten durch den Himmelsraum zeigt eine höchst merkwürdige Regelmäßigkeit. Schon im vorigen Jahrhundert wußte man, daß die Entfernungen der damals bekannten Planeten nach dem Gesetze folgender Reihe wachsen: $4; 4+3; 4+2\cdot3; 4+4\cdot3; 4+16\cdot3; 4+32\cdot3; 4+64\cdot3$. In dieser Reihe fehlte aber zwischen den dem Mars und dem Jupiter entsprechenden Gliedern, $4+4\cdot3$ und $4+16\cdot3$, das Zwischenglied $4+8\cdot3$, und man gründete darauf die Vermuthung, daß sich in dieser Entfernung von der Sonne (also ungefähr in der siebenfachen Entfernung des Mercur) ein noch unentdeckter Planet finden müsse, eine Vermuthung, die in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts durch die Entdeckung der vier kleinen Planeten Vesta, Juno,

Ceres, Pallas bestätigt worden ist, welche in der That jene verhältnißmäßige Entfernung von der Sonne haben, und denen sich seit 1845 noch 92 andere angeschlossen haben, von denen dasselbe gilt. Nur der entfernteste aller jetzt bekannten Planeten, Neptun, weicht von jenem Gesetze erheblich ab, indem seine Entfernung von der Sonne nicht der Zahl 4 + 128 · 3 oder 388, sondern der Zahl 300 entspricht, mithin weit kleiner ist, als sie jenem Gesetze nach sein sollte. Ueber die wichtigsten Verhältnisse der Planeten zur Sonne s. den Art. Planeten.

Sonnentafeln. Obgleich sich die Erde um die Sonne bewegt, pflegt man doch bei den Rechnungen, die sich auf den Ort der erstern in ihrer Bahn beziehen, die scheinbare Bewegung der letztern anzunehmen, weil nur diese wirklich beobachtet wird, und daher statt des wirklichen Orts der Erde den jedesmal um sechs Zeichen oder 180 Grad davon verschiedenen scheinbaren Ort der Sonne anzusetzen. Die Rechnungsdata, welche zur Auffindung dieses Orts für jede angegebene Zeit erfordert werden, sind in eigenen Werken zusammengestellt, welche den Namen S. führen. Dergleichen Tafeln besitzt man von Lacaille, Mayer, Zach (1804), Delambre (1805) und Carlini (1810). Die letztern, zu welchen Bessel Correctionstafeln berechnet hat (1827), sind lange im Gebrauch gewesen. Die neuesten S. sind von Hansen und Olufsen (Kopenh. 1853) und von Leverrier («Annales de l'observatoire de Paris», Bd. 4, Par. 1858).

Sonnenthau ist der deutsche Volksname der Arten der zur 5. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Gattung Drosera L., welche den Typus der Familie der Droseraceen bildet. Es sind kleine, zarte, perennirende Kräuter mit höchst merkwürdig gestalteten, in eine grundständige Rosette gestellten Blättern. Dieselben, stets einfach, ganz, langgestielt, sind an ihren Rändern oder an ihrer ganzen obern Fläche mit purpurfarbenen, fadenförmigen, am Ende kopfig verdickten (gleichsam mit glänzenden Thauperlen versehenen) Fortsätzen besetzt, welche eine kleberige Masse ausscheiden und einen hohen Grad von Reizbarkeit besitzen. Sobald sich nämlich eine Mücke oder ein anderes kleines Insekt auf die Blätter setzt, wird dasselbe schleunigst von diesen Fäden umklammert und todt gedrückt. Auf der Blattrose erheben sich zarte Blütenschnitte, welche in eine Wickeltraube kleiner Blüten endigen, die aus einem fünfblätterigen Kelch und einer fünfblätterigen, weißen Blumenkrone bestehen. Die Frucht ist eine einfächerige, mit 3—5 Klappen aufspringende Kapsel. Die wenigen in Europa vorkommenden Arten wachsen auf Torfboden in den Polstern der Torf- oder Wassermoose. Die verbreitetste Art ist der rundblätterige S. (D. rotundifolia L.), ein Pflänzchen mit 3—6 Zoll hohen Blütenschäften, welche ehedem als Herba Rorellae s. roris solis gegen Wechselfieber und Wassersucht medicinisch angewendet wurden.

Sonnenuhr. Der tägliche Umlauf der Sonne am Himmel hat von jeher das einfachste Mittel der Zeiteintheilung abgegeben, indem man die veränderliche Lage des Schattens bemerkt, den alle Körper der Sonne gegenüber werfen. Man denke sich die Sonne den Aequator mit gleichförmiger Geschwindigkeit in 24 Stunden durchlaufend und setze in den Mittelpunkt der Ebene des letztern perpendicular einen Stift, der also der Erdaxe parallel ist, so wird der Schatten dieses Stifts dem Sonnenlaufe folgen und auf gedachter Ebene die Stunden bezeichnen. Eine nach dieser Idee eingerichtete, mit einem solchen der Erdachse parallelen Stifte und mit Stundentheilung versehene, der Ebene des Aequators parallel aufgestellte Scheibe oder eine andere, gewöhnlich steinerne oder metallene Fläche, deren Mittagspunkt dem Meridian des Orts entspricht, heißt eine Aequinoctialuhr, weil die Sonne an den Aequinoctialtagen den Aequator wirklich beschreibt. Sie ist von allen S. die einfachste. Will man eine solche Aequinoctialuhr in eine Horizontaluhr, d. h. in eine solche umgestalten, deren Ebene der Horizontalebene parallel liegt, so muß man den Weiser auf der Ebene unter einem der Polhöhe des betreffenden Orts gleichen Winkel befestigen, damit er wieder der Erdachse parallel steht, indem dieselbe den Horizont überall unter einem der Polhöhe gleichen Winkel schneidet; die Stundentheilung wird dann mit Bezug auf die Aequinoctialuhr ausgeführt. Die Horizontaluhren sind die gewöhnlichsten und bequemsten S.; sie sind auch die einzigen, welche das ganze Jahr hindurch alle Stunden, solange die Sonne scheint, zeigen. Eine Verticaluhr ist eine solche S., deren Ebene auf dem Horizont vertical steht; sie heißt eine Mittags- oder Mitternachtsuhr, wenn ihre Ebene genau von Osten nach Westen geht, und eine Morgen- oder Abenduhr, wenn ihre Ebene in der Mittagsfläche steht und nach Süden oder Norden gerichtet ist, ferner nach Osten oder Westen gekehrt ist, während der Zeiger stets der Erdachse parallel sein muß. Die zuletzt erwähnten vier S. sind gewöhnlich auf den senkrechten vier Seiten eines Würfels verzeichnet, dessen horizontale obere Seite dann eine Horizontaluhr enthalten kann. Eine Mittagsuhr kann nur im Winterhalbjahr alle Stunden des Tages, so lange die Sonne scheint, zeigen,

im Sommerhalbjahr zeigt sie höchstens die Stunden von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends; eine Mitternachtsuhr zeigt im Sommerhalbjahr die ersten Morgen- und letzten Abendstunden, im Winterhalbjahr gar keine Stunden; eine Morgenuhr zeigt nur die Vormittags-, eine Abenduhr nur die Nachmittagsstunden. Eine neue Art Sonnenuhren sind die sog. hemisphärischen (von Schmeisser), auf der ein schattenwerfendes Fadenkreuz das ganze Jahr hindurch die Sonnenzeit auf der in einer halben Hohlkugel angebrachten Theilung anzeigt. Die Construction der Sonnenuhren lehrt die Gnomonik, eine eigene Disciplin der Astronomie.

Sonnenwenden, Sonnenstillstandspunkte, Solstitien oder Solstitialpunkte nennt man die beiden Punkte der Ekliptik, die vom Aequator am meisten (23 Grad 27 Min.) entfernt sind. Der eine derselben, auf der Nordseite des Aequators, heißt Sommersolstitium oder Sommerpunkt, weil für die nördl. Halbkugel der Erde der astron. Sommer beginnt, sobald die Sonne in diesem Punkte steht, was um den 21. Juni der Fall ist; der andere dieser Punkte heißt aus gleichem Grunde Wintersolstitium oder Winterpunkt. S. heißen diese Punkte, weil sich die Sonne in denselben gleichsam wendet oder umkehrt und wieder nach dem Aequator, von dem sie sich bis dahin entfernt hatte, zurückkehrt; Sonnenstillstandspunkte, weil sie in diesen Punkten still zu stehen und einige Zeit gleichen Abstand vom Aequator beizubehalten scheint. Uebrigens sind beide Punkte 180° voneinander entfernt. Nicht selten versteht man unter den Solstitien auch die Zeitpunkte, in denen die Sonne in diesen beiden Punkten steht (um den 21. oder 22. Juni und 21. oder 22. Dec.).

Sonnenzeit nennen die Astronomen im Gegensatze zur Sternzeit die durch die scheinbare Bewegung der Sonne gemessene und bestimmte Zeit. Der Zeitraum, welcher zwischen zwei aufeinanderfolgenden Mittagen oder (obern) Culminationen der Sonne verfließt, heißt ein Sonnentag; er würde aber als Zeiteinheit oder Zeitmaß nur dann geeignet sein, wenn er immer völlig gleiche Länge hätte, was nicht der Fall ist. Theils der Umstand, daß die Erde nicht immer gleich weit von der Sonne entfernt ist und sich je nach der geringern oder größern Entfernung schneller oder langsamer bewegt, theils die Neigung der Ekliptik, in welcher sich scheinbar die Sonne bewegt, gegen den Aequator haben eine Ungleichheit der wahren Sonnentage zur Folge, die zwar an sich nicht bedeutend ist, indem der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tage im ganzen Jahre noch keine volle Minute beträgt, aber doch bedeutend genug, um störend zu sein. Man denkt sich daher statt der wahren Sonne eine mittlere, welche sich nicht in der Ekliptik, sondern im Aequator und zwar mit völlig gleichmäßiger Geschwindigkeit bewegt, und nennt den Zwischenraum zwischen zwei nächsten Culminationen dieser gedachten Sonne, welcher das Mittel aus allen wahren Sonnentagen im ganzen Jahre ist, einen mittlern Sonnentag. Demgemäß hat man auch wahre und mittlere Zeit (Sonnenzeit) zu unterscheiden; die erstere wird von den Sonnenuhren (s. d.) angegeben, die letztere von richtig gehenden Taschen- oder Pendeluhren. Beide Zeiten oder Zeitangaben weichen zweimal im Jahre ungefähr eine Viertelstunde voneinander ab, nämlich um den 11. Febr., wo der wahre Mittag um $14\frac{1}{2}$ Min. später, und um den Anfang des Nov., wo er um $16\frac{1}{4}$ Min. früher fällt als der mittlere; viermal im Jahre stimmen sie überein, nämlich um den 15. April, 15. Juni, 1. Sept. und 25. Dec. Der Unterschied zwischen beiden Zeiten wird die Zeitgleichung genannt.

Sonntag heißt der erste Tag in der Woche, welchen heidnische Völker der Sonne weihten, woher sein Name entstanden sein soll. Die christl. Kirche feierte den S. schon in den ältesten Zeiten als Tag der Auferstehung Jesu nach Apostelg. 20, 7; 1 Kor. 16, 2; Apokal. 1, 10 (ἡ κυριακὴ ἡμέρα), Stellen, welche dadurch Beweiskraft erhalten, daß die Feier des S. in den Briefen des Barnabas Kap. 15 als Sitte vorausgesetzt wird, indem es hier heißt, daß die Christen den achten, d. i. den auf den Sabbat folgenden Tag zum Andenken an die Auferstehung Jesu feierten. In ähnlicher Weise drücken sich andere alte Zeugnisse aus, z. B. ein Brief des Plinius an Trajan, die apostolischen Constitutionen, Justinus Martyr, Theophilus u. a. Die Judenchristen feierten aber neben dem S. auch den jüd. Sabbat; ihnen schloß sich die orient. Kirche an. Dieser Gebrauch fand sich noch im 4. Jahrh. In der abendländ. Kirche betrachtete man dagegen den Sonnabend als Fasttag. Seit Konstantin d. Gr. wurde die Feier des S. als des alleinigen gottesdienstlichen Tags in jeder Woche bald allgemeiner Gebrauch. Diese Feier nahm in dem Grade an Strenge zu, in welchem die Macht und das Ansehen des Klerus stieg, der in seinen Anordnungen für die Sonntagsfeier zugleich von weltlicher Seite unterstützt wurde. Ging man früher nach beendigter Andacht an die gewöhnlichen Tagesgeschäfte, so untersagte (321) Konstantin dieselben, doch mit der Einschränkung, daß die günstige Witterung für Feldarbeiten auch am S. zu benutzen gestattet sein sollte; Gerichtssachen sollten ruhen. Kaiser

Theodosius der Aeltere und der Jüngere verboten auch Schauspiel am S.; eine Synode von Châlons (649) fügte die Enthaltung von Feldarbeiten hinzu. Kaiser Leo III. (717—741) aber untersagte jede Arbeit an diesem Tage, und nunmehr wurde die ganze Strenge des jüd. Sabbatgebots auf die christlichen S. angewendet. Mit dem Verfalle der Kirche und Kirchenzucht trat auch eine mehr und mehr um sich greifende Profanation des S. ein, die sich in der Ausübung weltlicher Geschäfte und in dem Genusse rauschender Vergnügungen kundgab und sich in der kath. wie in der prot. Kirche erhielt, bis man in neuester Zeit der Beobachtung der Sonntagsfeier eine besondere Aufmerksamkeit wieder zuwandte. Die strengste Sonntagsfeier hat sich in der Anglikanischen Kirche, in England, Schottland und Nordamerika erhalten, wo man die jüd. Sabbatgesetze unbedingt auf die christlichen S. überträgt. Zur Aufrechterhaltung dieser Strenge traten sog. Sonntagsgesellschaften zusammen. In Deutschland ist neuerdings eine strengere Sonntagsfeier von verschiedenen Seiten, aber nur mit theilweisem Erfolge angestrebt worden. Die jetzt noch gewöhnlichen Namen der S. kommen theils von den Festen her, denen sie folgen, theils von den Anfangsworten der alten lat. Kirchengesänge oder Collecten, welche meistens aus den Psalmen entlehnt waren. Unsere Kalendersonntage sind: 1) ein S. nach Neujahr, der jedoch nur in solchen Jahren eintritt, in welchen Neujahr auf einen der vier letzten Wochentage fällt; 2) sechs S. nach Epiphania (s. d.); doch können auch deren weniger sein, je nachdem das Osterfest früher oder später fällt; 3) die Fastensonntage Septuagesima, Sexagesima und der Fastnachtssonntag Estomihi (Ps. 71, 3), d. h. der nächste S. vor Fasten; 4) die Fastensonntage Invocavit (Ps. 91, 15), Reminiscere (Ps. 25, 6), Oculi (Ps. 25, 15), Lätare (Jes. 66, 10), Judica (Ps. 43, 1) und Palmarum (s. Palmsonntag); 5) sechs S. nach Ostern: Quasimodogeniti (1 Pet. 2, 2), Misericordias Domini (Ps. 23, 6 oder 89, 2), Jubilate (Ps. 66, 1), Cantate (Ps. 96, 1), Rogate (Matth. 7, 7) und Exaudi (Ps. 27, 7); 6) die Trinitatissonntage, deren Anzahl von dem frühern oder spätern Eintritte des Osterfestes abhängt und höchstens 27 beträgt; 7) die Adventsonntage (s. Advent); 8) ein S. nach Weihnachten, der nur dann eintritt, wenn das Weihnachtsfest nicht auf den Sonnabend oder S. fällt. (S. Festtage und Feiertage.)

Sonntagsbuchstabe nennt man in der Chronologie denjenigen Buchstaben, der bei Bezeichnung der sieben ersten Tage des Jahres mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets auf den ersten Sonntag des Jahres fällt. Ist demnach in einem gewissen Jahre der 4. Jan. ein Sonntag, so ist D der S. in diesem Jahre, und wenn man alle Tage des Jahres auf diese Weise mit Buchstaben bezeichnet, indem man immer auf G wieder A folgen läßt, so sind in diesem Jahre alle mit D bezeichneten Tage Sonntage. In einem Schaltjahre bezeichnet man den 24. und 25. Febr. mit demselben Buchstaben, als ob der Schalttag gar nicht da wäre; daher hat jedes Schaltjahr zwei S. von denen der eine vor, der andere nach dem Schalttage gilt. Kennt man den S. eines Jahres, so lehrt der immerwährende Kalender sofort alle Sonntage des betreffenden Jahres kennen, mithin auch leicht den einem bestimmten Monatstage entsprechenden Wochentag.

Sonntagsschulen entstanden hauptsächlich in solchen Staaten, wo das Volksschulwesen nicht gehörig eingerichtet und für die regelmäßige Theilnahme der Jugend am Schulunterricht in den Wochentagen nicht ernstlich gesorgt ist. Weil es allenthalben Lehrlinge und Dienstboten gibt, deren frühere Geistesbildung vernachlässigt wurde, und in Fabrikörtern die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit braucht, die öffentliche Schule nicht besuchen können, so hat man hier und da die Einrichtung getroffen, daß solche verwahrloste Individuen Sonntags einige Stunden lang im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion unterrichtet werden. Der Ursprung der S. ist bis auf das Tridentiner Concil zurückzuführen, und im 16. und 17. Jahrh. finden sich in Belgien, Italien und auch in Deutschland solche Anstalten, freilich allein oder doch vorzugsweise für religiöse Unterweisung, selten nebenher für den Unterricht im Lesen. Die S. im heutigen Sinne stammen aus England, wo zuerst 1782 der Buchdrucker Rob. Raikes zu Gloucester für den Unterricht der Kinder der Armen und der Fabrikarbeiter am Sonntage Veranstaltungen traf. Das Sonntagsschulwesen ist dort seitdem so in Aufnahme gekommen, daß jetzt von mehr als 300000 Lehrern 2½ Mill. Sonntagsschüler unterrichtet werden. Die engl. S. befassen sich aber fast nur mit religiöser Unterweisung. Da den ältern Schülern dabei zur Pflicht gemacht wird, Sonntags zweimal den Gottesdienst zu besuchen, so erhält die ganze Sache einen starken Anstrich kirchlicher Propaganda. Nächst England haben sich die S. hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Amerika verbreitet. Weniger Eingang fanden sie in Deutschland, weil hier die Bildung der Jugend in Werktagsschulen besser ist. Wo sie in Deutschland zur Einführung gelangt sind, befassen sie sich im Gegensatz zu den englischen meist nur mit weltlichem Unterricht und bieten für Lehrlinge, Gesellen u. s. w. eine treffliche Gelegenheit zur Wieder-

holung, Befestigung und Erweiterung des in einer niedern Volksschule Gelernten. S., wie sie in den Zusammenhang einer zweckmäßigen Verfassung des Volksschulwesens gehören, müssen Gelegenheiten zur vollkommenern Ausbildung in nützlichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten, aber auch zu genauerer Bekanntschaft mit dem Vaterlande, den Staatseinrichtungen und den bürgerlichen Rechten und Pflichten für die der Schule entwachsene Jugend sein.

Sonōra, der nordwestlichste und volkslichteste Staat der Republik Mexico, im Osten an Chihuáhua, im Süden an Cinaloa (s. d.), mit dem es bis 1830 vereinigt war, im Westen an den Meerbusen von Californien, im Norden an das Territorium Arizona (s. d.) der Vereinigten Staaten von Amerika grenzend, hat nach den 1853 erfolgten Abtretungen an letztere noch ein Areal von 3732,63 Q.-M. (vorher von 5238) und zerfällt (nach der unter Kaiser Maximilian 1865 erfolgten Eintheilung) in die drei Depart. Sonora (1338,48 Q.-M. mit 80129 E.), Alamos (847,15 Q.-M. mit 41041 E.) und Arizona (1547 Q.-M. mit 26603 E.). Die Gesammtbevölkerung betrug zu derselben Zeit 146773 Seelen. Das Land besteht aus Ebenen, welche der die Grenze gegen Chihuahua bildenden mexic. Centralcordillere oder Sierra-Madre vorliegen, hier und da von einzelnen niedrigen, häufig durch tiefe Schluchten geschiedenen Berg- und Höhenzügen unterbrochen werden, zum Theil gut bewässert und zur Viehzucht geeignet, großentheils aber, besonders im Nordwesten, sehr sandig und wasserarm sind. Dieser nordwestliche und der nördl. Theil werden vom Indianervolke der Pimas oder Papagos bewohnt und unter dem Namen der Hochfläche von Pimeria zusammengefaßt, die wiederum in die obere und untere zerfällt und seit 1853 größtentheils zum nordamerik. Territorium Arizona gehört. Auch der Küstensaum, der im allgemeinen niedrig, wird von verschiedenen Höhenreihen bis ans Meer durchzogen und erhält dadurch sowie durch mehrere Baien Abwechselung. Die bedeutendsten Flüsse sind der Rio-Fuerte an der Südgrenze, der Rio-Mayo, der Rio-Yaqui oder Hiaqui, der gegen 48 M. lange Rio de S., der auf Pimeria-alta entspringt, erst südwärts über Arispe und Ures fließt, bei Pitic oder Hermosillo den Rio-Dolores aufnimmt, sich westwärts wendet und einige Stunden von Pitic in einer von tiefem Sand umgebenen Lagune verliert. Hierzu kommen noch der Rio-Caborca oder de la Ascension und der untere Rio-Colorado an der Nordwestgrenze. Das Klima des Staats, obgleich derselbe nicht in die Tropenzone hineinreicht, ist durchgängig mehr heiß als gemäßigt, besonders in den dem Meere benachbarten Gegenden, aber, mit Ausnahme der sumpfigen Küstenstriche, gesund. Der Feldbau erweist sich da, wo es dem Boden nicht zu sehr an Feuchtigkeit fehlt, sehr lohnend und liefert hauptsächlich Mais, guten Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte sowie die meisten mexic. und europ. Gemüse, auch Baumwolle und Taback. Durch die kath. Missionare wurde auch der Anbau der europ. Obstsorten und Südfrüchte mit Erfolg eingeführt. Ebenso gedeiht der Weinstock sowie an einzelnen Punkten Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, Pfeffer und Zimmt. Verschiedene Cactusarten liefern eßbare, köstliche Früchte, und in der Pimeria wächst die «Sandfrucht von S.», ein vortreffliches Knollengewächs, das bei mehrern Indianerstämmen das Hauptnahrungsmittel abgibt. Die gutangebauten Theile des Staats liegen in den fruchtbaren Thälern des Rio-Sonora, Oposúra, San-Ignacio und Yaqui. Die Viehzucht, die einst Hauptnahrungszweig der Bevölkerung und besonders große Mengen Rindvieh und das berühmte Rindfleisch von Pitic lieferte, ist neuerdings durch die wachsenden Räubereien der Apaches im ganzen Staate sehr zurückgegangen. Die Wälder sind reich an Wild, die Flüsse und das Meer fischreich. Die Berge enthalten reiche Lagerstätten an edeln Metallen, und fast alle Flüsse führen Waschgold. Der Bergbau ist jedoch von geringer Bedeutung, schon wegen der Unsicherheit der früher bearbeiteten Grubenreviere. 1864 waren 16 Minen im Betrieb, wogegen in 18 andern der Betrieb ruhte. Die Industrie der Bewohner beschränkt sich auf die gewöhnlichen Handwerke. Der auswärtige Handel, für welchen der Hafen von Guaymas eröffnet ist, hat jetzt einen jährlichen Werth von 2—3 Mill. Pesos in der Ein- und Ausfuhr. Besonders bedeutend ist der Küstenhandel mit Mazatlan, San-Blas und Acapulco. Unter der Bevölkerung befinden sich weit über 100000 Indianer, von denen die meisten früher von den Missionaren, besonders von den Jesuiten, zum Christenthum bekehrt wurden. Seit dem Ende der span. Herrschaft ist jedoch das Missionswesen ganz in Verfall gerathen. Die civilisirten Indianer sind meist sehr thätig, und auf ihnen allein beruht der Ackerbau und auch der Bergbau. Die gesittetsten sind die Opatas, die im Osten, an dem Rio-Sonora und Oposúra bis gegen Arispe hin und dann den Minendistrict Nacosári hinauf wohnen. Im Norden und Osten des Staats leben noch unbezwungene Stämme, darunter die durch ihre Raubzüge berüchtigten Apaches. Außerdem hat durch die unaufhörlichen Bürgerkriege Mexicos S. mit am meisten gelitten. Die Hauptstadt des Staats ist jetzt Ures am Rio-

Sonora, in einem fruchtbaren, romantisch von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, eigentlich nur ein großes Dorf mit 7000 E. Der Hauptseeplatz ist Guaymas oder San-José de Guaymas, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in einem von nackten Bergen umschlossenen, heißen Felsenkessel, mit einem geräumigen, geschützten Hafen und 2500 E., deren Zahl sich in der guten Jahreszeit verdoppelt. Der volkreichste Ort und die frühere Hauptstadt ist Hermosillo, vormals Pitic oder Petic genannt, mit 14000 E. Die Stadt Arispe im Hochthale des Rio-Sonora, ein wohlgebauter Ort und eine Zeit lang Hauptstadt, zählt 3000 E. Bemerkenswerth sind noch das Städtchen San-Magdalena, mit 1000 E. und einer verhältnißmäßig besuchten Octobermesse; das Pfarrdorf Oposúra, Hauptort der Opata-Indianer, mit 2000 E.; im Süden die Stadt Alamos oder Real de los Alamos, der wohlgebaute Hauptort eines Bergwerksdistricts zwischen den Flüssen Mayo und Fuerte, mit 5000 E.

Sontag (Henriette), eine der gefeiertsten deutschen Sängerinnen, wurde zu Koblenz 3. Jan. 1806 geboren und von ihren Aeltern, welche dem Schauspielerstande angehörten, für die Bühne erzogen. Schon im sechsten Jahre spielte sie Kinderrollen auf dem darmstädter Theater, und bereits in ihrem achten Jahre hatte ihre Stimme einen ziemlichen Grad der Ausbildung erlangt. Im Alter von neun Jahren verlor sie ihren Vater, und die Mutter wandte sich hierauf nach Prag, wo Henriette den Unterricht des Conservatoriums für Musik, insonderheit den Gesangsunterricht bei Bayer und Mad. Czegka genoß und im 15. J. als Sängerin mit vielem Erfolge auftrat. Bald nachher erhielt sie eine Anstellung bei der deutschen Oper in Wien, wo sie zugleich auch in der ital. Oper mitwirkte. Nach der Auflösung der Oper in Wien 1824 gastirte sie in Leipzig und wurde noch in demselben Jahre, nebst ihrer Mutter und ihrer jüngern Schwester, an das neue Königstädter Theater in Berlin berufen, wo sie unerhörte Triumphe feierte und zur königl. Hof- und Kammersängerin ernannt wurde. 1826 besuchte sie Paris und erntete auch dort stürmischen Beifall. Nach ihrer Rückkehr nach Berlin blieb sie am Königstädtischen Theater bis Ende 1828. Während der J. 1828 und 1829 sang sie unter größtem Beifall abwechselnd in Paris und London. Inzwischen aber hatte sich Henriette mit dem bei der sardin. Gesandtschaft in Berlin angestellten Grafen Rossi verheirathet, ohne noch dessen Namen zu führen, da die Familie des Grafen gegen die Heirath war. 1830 faßte sie den Entschluß, sich von der Bühne zurückzuziehen, und sie sang auch zum letzten mal in Paris im Jan. des genannten Jahres. Darauf machte sie eine größere Reise, auf der sie sich nur als Concertsängerin hören ließ, und kehrte dann wieder nach Berlin zurück. Hier ließ sie sich jedoch bewegen, noch einmal in Rossini's «Semiramis» aufzutreten, was 19. Mai 1830 unter größtem Beifall geschah. Später wurde ihre Vermählung öffentlich erklärt, und seitdem folgte sie ihrem Gemahl auf dessen verschiedenen Gesandtschaftsposten im Haag, beim Deutschen Bunde zu Frankfurt a. M., in Petersburg und Berlin, wo sie nur in geschlossenen Kreisen sich bewundern ließ. Obschon in glücklichen Familienverhältnissen lebend, sah sie sich jedoch aus ökonomischen Rücksichten 1849 genöthigt, wieder öffentlich aufzutreten. Ihre angenehme Persönlichkeit, die Frische und Lieblichkeit der Stimme, die sie zu erhalten gewußt hatte, und ihr früherer europ. Ruf verschafften ihr auch jetzt noch in Frankreich, England und Deutschland eine enthusiastische Aufnahme. Sie ging 1853 nach Amerika, wo sie mitten in den Triumphen, die auch hier ihre Kunst errang, 17. Juni 1854 zu Mexico an der Cholera starb. Henriette S. gehörte zu den liebenswürdigsten und begabtesten Vertreterinnen der Kunst des Gesangs. Sie vereinigte die ital. und deutsche Schule durch das geistige Element, das ihre vollendete Technik durchdrang, und trug so die Kunst über den rohen Materialismus hinaus. Als dramatische Sängerin speciell war das Feld ihrer vorzüglichsten und kaum je übertroffenen Wirksamkeit das Weiche und Schmelzende sowie das Graziöse. Die Leidenschaft und das Hochtragische waren ihrem Talente weniger angemessen.

Soolbäder nennt man die Bäder, welche in den natürlichen Kochsalz-(oder Sool-)Quellen genommen werden. Ihre reizende und belebende Einwirkung auf die Haut und namentlich auf das Drüsensystem macht sie zu einem Hauptmittel bei skrofulösen und Unterleibsleiden, Gicht, Rheumatismen, Geneigtheit zu Katarrhen u. s. w. Als wesentliches Hülfsmittel einer solchen Cur wird auch das Athmen der mit Salztheilen erfüllten sog. Gradirluft in der Nähe der Salzwerke betrachtet, welche auf die Respirationsorgane einen ausgezeichneten Einfluß ausüben soll. Der Nutzen dieser Bäder ist besonders in neuerer Zeit anerkannt worden, und fast jährlich entstehen neue Curanstalten bei den Salinen. Besonders berühmt sind Elmen, Schönebeck, Halle (Wittekind), Sulza, Salzungen, Frankenhausen, Kösen, Ischl, Reichenhall, Achselmannstein, Oeynhausen bei Rehme, Kreuznach, Nauheim u. s. w. Neuerdings versendet man auch die eingedämpften Salze der Mutterlaugen, z. B. von Kreuznach, Kösen, um damit künstliche S. herzurichten.

Sophia Alexejewna, russ. Großfürstin, die Halbschwester Peter's d. Gr. (s. d.), geb. 7. Sept. (alt. St.) 1657, war die Tochter des Zaren Alexei Michailowitsch aus dessen erster Ehe mit Maria Miloslawska und maßte sich bis zu ihrem Sturze durch Peter den Titel einer Zarin an. Als nämlich der Zar Feodor III. Alexejewitsch bei seinem Ableben 1682 seinen damals noch unmündigen Halbbruder Peter, mit Uebergehung des fast blödsinnigen Iwan, zum Thronfolger ernannt und die Großen des Reichs diesen zum Alleinherrscher ausgerufen hatten, widersetzten sich S. und deren Vertrauter, der Minister Fürst Galyzin, dieser Wahl und erregten mit Hülfe der Strelitzen (s. d.) einen so gefährlichen Aufruhr, daß Peter mit seiner Mutter flüchten mußte. S. setzte es nun durch, daß Iwan mit Peter gemeinschaftlich den Thron bestieg, während ihr selbst die Leitung der Regierung überlassen blieb. Sie herrschte nach eigener Willkür und Entschiedenheit und wüthete namentlich gegen die Familie Narischkin, aus der Peter's Mutter stammte, und gegen deren Anhänger. Zwar waren auch die Strelitzen geheime Feinde S.'s, die sogar unter ihrem Anführer Chawansky einen bedeutenden Aufstand gegen sie erregten, deren Unterwerfung sie aber durch Schlauheit und festes Benehmen dennoch bewirkte. S. schloß 1686 den Frieden mit Polen, infolge dessen die Provinzen Smolensk und die Ukraine von den Polen an Rußland abgetreten wurden, wofür dieses ihnen Beistand gegen die krimschen Tataren verhieß. Sie sendete hierauf ihren Liebling, den Fürsten Galyzin, gegen die Tataren, und auch Peter erhielt die Erlaubniß, dem Feldzuge persönlich beizuwohnen. Als aber nach seiner Rückkehr seine Halbschwester ihn fortwährend mit Zurücksetzung behandelte, begann er offen gegen sie aufzutreten, wodurch die Abneigung S.'s gegen Peter in völligen Haß überging. Als endlich Peter mit Eudoxia Lapuchin sich verheirathet, die ihm einen Sohn gebar, und er seit 1687 im Staatsrathe Sitz und Stimme nahm und selbständiger in die Regierung eingriff, stiftete S. eine Verschwörung der Strelitzen gegen ihn an, die seine Thronentsagung herbeiführen sollte. Peter aber wurde zeitig genug von der Gefahr, in der er schwebte, unterrichtet. Er ließ seine Halbschwester, obschon sie die Mitwissenschaft um die Verschwörung beharrlich leugnete, in Haft bringen und dann die meisten der Verschworenen zu Tode knuten oder mit abgeschnittener Nase nach Sibirien schleppen. Der Günstling S.'s, Galyzin, kam mit ewiger Verbannung nach einer Insel im Weißen Meere davon. Sie selbst aber wurde in das auf dem sog. Dewitschei-Pole (Jungfrauenfeld) liegende Jungfrauenkloster in Moskau gebracht, wo sie traurig den Rest ihres Lebens zubringen mußte und 3. Juni (alten St.) 1704 starb.

Sophia Dorothea, Kurprinzessin von Hannover, bekannt unter dem Namen Prinzessin von Ahlden, war die Tochter und Allodialerbin des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle (gest. 1705), aus dessen Ehe mit Eleonore d'Olbreuse (gest. 1722), Tochter eines franz. Marquis. Diese Ehe galt anfangs nicht als ebenbürtig. Eleonore erhielt zunächst nur den Titel einer «Frau von Harburg» und ward dann 1674 zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg, 1680 aber förmlich zur Herzogin erhoben. Ihre Kinder starben in früher Jugend, bis auf S., welche 15. Sept. 1666 geboren und am Hof von Celle sorgfältig erzogen wurde. Schon 1676 ward sie mit dem ältesten Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, August Friedrich, verlobt, der aber noch in demselben Jahre starb. Dann heirathete sie 21. Nov. 1682 den nachmaligen Kurprinzen Georg Ludwig von Hannover, später Georg I. (s. d.) als König von Großbritannien genannt, aus welcher Ehe 1683 der nachmalige brit. König Georg II. und 1687 die nachmalige Königin Sophia Dorothea von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's I., geboren wurden. Aber das Verhältniß zwischen den beiden Ehegatten war kein glückliches, denn Georg gab sich ganz seinen Maitressen hin. Dagegen ließ S. sich in einen Liebeshandel ein mit dem Obersten Graf Philipp Christoph von Königsmark (s. d.), den sie schon als Kind am Hofe ihres Vaters kennen gelernt hatte. Am Ende bat sie ihre Aeltern, sich von ihrem Gemahl trennen zu dürfen, und als Herzog Georg Wilhelm dazu seine Einwilligung versagte, so entschloß sie sich, mit Königsmark heimlich nach Wolfenbüttel zu entfliehen. Aber ihre geheimen Zusammenkünfte wurden entdeckt von der Gemahlin des hannov. Premierministers Grafen Franz Ernst von Platen (s. d.), Gräfin Clara Elisabeth, die selbst für Königsmark Zuneigung gefaßt und demselben, jedoch vergebens, eine ihrer Töchter angetragen hatte. Auf deren Anzeige hin ließ der Kurfürst Ernst August von Hannover in der Nacht des 1. bis 2. Juli 1694 Königsmark, wie er aus den Zimmern der Kurprinzessin kam, durch vier Trabanten ermorden. Der hannov. Hof wünschte die Sache zu verheimlichen, aber S. bestand auch nach dem Verschwinden Königsmark's hartnäckig auf einer Trennung ihrer Ehe. Deshalb wurde sie, nachdem ihr Vater und Schwiegervater sich verständigt, auf das cellesche Schloß Ahlden (s. d.) abgeführt. Ein Scheidungsproceß vor einem aus hannov. und cellischen Räthen

zusammengesetzten Gerichtshof ward eingeleitet, und da alle Vermittelungsversuche vergeblich blieben, so erfolgte am 28. Dec. 1694 das Urtheil, wodurch die kurprinzl. Ehe wegen beabsichtigter böslicher Verlassung aufgelöst und der Kurprinzessin als dem schuldigen Theil die Wiederverheirathung untersagt wurde. Seitdem blieb S. bis an ihren Tod auf dem Schlosse Ahlden in Haft, unter militärischer Bewachung. Ihr war ein fürstl. Auskommen und ein Hofstaat gewährt. Doch durfte sie keine Besuche auswärts machen und das Schloß nicht über Nacht verlassen. Sie blieb in Verkehr mit ihrer Mutter, aber ihren Vater sah sie nicht wieder, und auch ihre Kinder bezeigten ihr keine thätige Theilnahme. Endlich starb sie 13. Nov. 1726 und wurde in der Stadtpfarrkirche von Celle in der herzogl. Gruft beigesetzt. Vgl. «Die Herzogin von Ahlden, Stammmutter der königl. Häuser Hannover und Preußen» (Lpz. 1852).

Sophienkirche, eins der merkwürdigsten Gebäude in Konstantinopel, verdankt seinen Namen einer bereits von Kaiser Konstantin zu Ehren der göttlichen Weisheit (σοφία) erbauten Kirche. Dieselbe wurde später erweitert und erneuert, aber 532 durch einen Brand zerstört. Dies gab dem prachtliebenden Kaiser Justinian Gelegenheit, einen glänzenden Neubau an ihrer Stelle zu unternehmen, zu dessen Ausführung er die berühmtesten Baumeister seiner Zeit herbeizog. Anthemius von Tralles war der Erfinder des Plans, und Isidorus von Milet unterstützte denselben bei der Ausführung. Bereits 537 war die Kirche in Form eines griech. Kreuzes mit einer auf vier Pfeilern ruhenden Kuppel im byzant. Stile vollendet. Aber 558 stürzte infolge eines Erdbebens die Kuppel ein. Der Baumeister Isidorus erbaute sie aufs neue, im byzant. Stile wie die erste, aber 20 F. höher, gab ihr statt der frühern Form eines halben Kreises die einer halben Ellipse, wodurch die Wölbung gedrückter wurde, setzte, um ihr mehr Festigkeit zu geben, zwischen die großen Pfeiler im Norden und Süden auf jeder Seite vier 40 F. hohe Granitsäulen, verband diese durch Bogen und zog darüber eine Mauer, auf welcher er sechs kürzere Säulen anbrachte. Diese stehen mit dem Obergeschoß in Verbindung, welches, über allen Nebenräumen angelegt, die nach orient. Weise getrennten Plätze der Frauen enthält. Die Wölbung der Kuppel ist so sanft gebogen, daß ihre Höhlung, senkrecht gemessen, nur den sechsten Theil des Durchmessers ausmacht, welcher 108 F. hat. Im Mittelpunkt aber erhebt sich die Kuppel 170 F. von dem Boden bis zum Halbmond. Das Innere des Gewölbes über den 24 Fenstern ist mit Mosaik in Gestalt kleiner Würfel von einer verglasten Substanz ausgelegt. Außer vier gemalten kolossalen Seraphim ist das Gewölbe ganz vergoldet, aber durch die Zeit und die Barbarei der Mohammedaner beschädigt, sodaß von den Malereien jetzt nur noch wenig zu sehen ist. Mit der großen Kuppel sind zwei Hauptkuppeln und sechs kleinere geschickt verbunden. Die Masse des Gebäudes ist von Ziegelsteinen, aber im Innern ganz mit Marmor belegt und der Fußboden in Mosaik von Porphyr und Verbantico ausgelegt. Die großen Pfeiler, welche die Kuppel tragen, bestehen aus Quadern, die durch eiserne Bänder verbunden sind. Die Galerie umher ist 56 F. breit und wird von 67 Säulen gebildet. Das Innere ist 228 F. breit und 252½ F. lang. Das Aeußere hat nichts Schönes. Die S. (Hagia Sophia) wurde 1453 Moschee und hat seitdem verschiedenartige Verunstaltungen erfahren. Seit 1847 ist dieselbe renovirt. Vgl. Salzenberg, «Altchristl. Baudenkmale von Konstantinopel vom 5. bis 12. Jahrh.» (Berl. 1854, in Folio).

Sophisma (griech.) bezeichnet zunächst etwas klug Ausgedachtes, sodann einen Trugschluß (s. d.), insbesondere die Schlüsse der Sophisten.

Sophisten nannte sich in Griechenland eine besondere Klasse von Lehrern der Beredsamkeit, Staatskunst und Philosophie im 5. Jahrh. v. Chr. Der Name bezeichnet Weise oder Lehrer der Weisheit. Die berühmtesten sind Gorgias, Protagoras, Hippias, Prodikos, Trasimachos, Kallikles u. a. Zumeist aus Kleinasien oder aus Großgriechenland gebürtig, gehörten sie sämmtlich dem Zeitalter des Perikles und Sokrates an. Ihre Lehrfächer waren Physik, Geometrie und Arithmetik, Astronomie, Musik, Politik, Poetik, Grammatik, Dialektik und Beredsamkeit. Da sie alle diese Kenntnisse mit Beredsamkeit vortrugen und dafür in der geistreichen Beweglichkeit des griech. Volkscharakters einen fruchtbaren Boden fanden, so wurden sie überall mit Beifall und Bewunderung angehört. Auch zeichneten sie sich nicht selten als geschickte Staatsmänner aus. Aber so glänzende Seiten die S. auch aufzuweisen hatten, unterlagen sie doch hartem und, wie es scheint, sehr gerechtem Tadel, namentlich von seiten der sokratischen Schriftsteller. Nach diesen waren die S. meist lügenhafte Großsprecher, Männer einer feilen Wissenschaft und Politik, die um Bezahlung das Gute wie das Böse vertheidigten, Prediger der Irreligiosität, der Unsittlichkeit und des Atheismus. Daher nannten Plato und Aristoteles die Sophistik die Kunst, durch eine falsche Dialektik das Wahre mit dem Falschen zu verwirren und über alles einen trügerischen Schein zu verbreiten. Dieses bewirkten sie vorzüglich durch eine Menge Trugschlüsse

und verfängliche Fragen, durch welche sie ihre Gegner zu verwirren wußten. Auch noch gegenwärtig werden die Worte Sophist und Sophistik in dieser Bedeutung genommen. Gleichwol würde ohne die zersetzende Kraft der Sophistik die Reaction des Sokrates und seiner Schule nicht eingetreten sein, wie denn überhaupt die Sophistik als ein Symptom des allgemeinen Culturzustandes in Griechenland zu betrachten ist. Zu einer Zeit, wo der alte Glaube und die Formen des Staatslebens im Sinken begriffen waren, mußte der Besitz vielseitiger Kenntnisse und der Gewandtheit im Denken und Sprechen als überaus werthvoll erscheinen, aber auch zugleich ohne eine tiefere religiöse und sittliche Grundlage die Ausartung vermehren. Vgl. Roller, «Die griechischen S. zu Sokrates' und Plato's Zeit» (Stuttg. 1832); Schildener, «Die S.» (in Jahn's «Archiv für Philologie», Bd. 17, 1851).

Sophokles, der berühmte attische Tragiker, war ein Sohn des Sophillos, eines wohlhabenden Bürgers aus dem Gau Kolonos. Geb. im J. 497 v. Chr., zeichnete er sich schon als Jüngling durch Schönheit der Gestalt und Anmuth seines Wesens aus, daher er bei der Siegesfeier nach der Schlacht bei Salamis (480) den Reigen der attischen Jünglinge als Vortänzer eröffnete. Unterricht in der musikalischen Kunst erhielt er von dem berühmten Musiker Lampros; in der Tragödiendichtung, der er sein ganzes Leben weihte, hatte er in seinem ältern Zeitgenossen Aeschylos ein glänzendes Vorbild, das er aber schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten als tragischer Dichter 469 v. Chr. nicht nur erreichte, sondern überflügelte, indem die Preisrichter seiner Tragödie «Triptolemos» den ersten Preis zuerkannten. Diesem glänzenden Anlauf entsprach auch seine fernere dichterische Thätigkeit, denn er hat im ganzen 18mal den ersten und sehr häufig den zweiten Preis in den tragischen Wettkämpfen davongetragen und niemals sich mit der dritten Stelle begnügen müssen. Nach der Aufführung seiner «Antigone» erwählte ihn sein Stamm zum Strategen (Feldherrn); als solcher nahm er an dem Zuge des Perikles gegen Samos (im J. 440) theil und wurde von demselben in einer diplomatischen Mission nach der Insel Lesbos gesandt. Von seinen Mitbürgern geliebt und verehrt (was freilich einige Komödiendichter nicht hinderte, sein Privatleben zum Zielpunkt ihrer Spöttereien zu machen), starb er 406 v. Chr. eines leichten und plötzlichen Todes. Ueber seine Todesart waren schon im spätern Alterthume allerhand Fabeln verbreitet, wie daß er an einer verschluckten Weinbeere erstickt oder beim Vorlesen eines seiner Stücke vor Erschöpfung gestorben sei u. dgl. m., die durchaus keinen Glauben verdienen. Er hinterließ eine Anzahl Söhne, deren ältester, Zophon, sich ebenfalls als tragischer Dichter bekannt gemacht hat, wie auch ein Enkel des S. (Sohn seines Sohnes Ariston), der jüngere S., beide freilich ohne auch nur von fern den Ruhm des Vaters, resp. Großvaters zu erreichen. S. ist in der tragischen Dichtung der echte Repräsentant der classischsten Periode Athens, des Zeitalters des Perikles, ähnlich wie Phidias (s. d.) in der bildenden Kunst. Es beruht dieser echt classische Charakter auf der vollen Harmonie aller Theile seiner poetischen Schöpfungen, der Vereinigung von Großartigkeit und Anmuth, der feinen Maßhaltung, die besonders auch in dem von Schwulst und Prunk wie von Plattheit und Niedrigkeit gleichweit entfernten Stil hervortritt. Durch Einführung eines dritten Schauspielers (eine Neuerung, die auch Aeschylos von seinem jüngern Kunstgenossen annahm) machte er eine allseitigere Entwickelung der Charaktere der Hauptpersonen und die Darstellung einer complicirtern Handlung möglich; durch das Aufgeben der von Aeschylos ausgebildeten trilogischen Composition, d. h. der Verknüpfung von je drei Tragödien zu einem größern Ganzen, einer Trilogie, vermittels des Zusammenhangs der Handlungen, ließ er das mythische Element, das Interesse an den Ereignissen selbst und ihrer Entwickelung auseinander, zurücktreten; die psychol. Entwickelung infolge eines bestimmten Ereignisses bildet stets den Hauptvorwurf seiner Tragödien; das Interesse, welches sie erregen, beruht nicht auf der Begebenheit, auf dem tragischen Conflict an sich, sondern auf den Wirkungen desselben auf die Gemüther der Hauptpersonen, der Träger der Handlung. S. ist demnach Meister in der Kunst der Charakterschilderung; vor allem sind es seine Frauencharaktere, die noch jetzt hohe Bewunderung erregen. Vgl. Capellmann, «Die weiblichen Charaktere bei S.» (Kobl. 1843). In seinen religiösen Anschauungen, seinen Ansichten von dem Wesen der Götter und dem Verhältnisse der Menschen zu denselben, tritt das ethische Element entschieden in den Vordergrund. Vgl. Lübker, «Die Sophokleische Theologie und Ethik» (Kiel 1852 u. 1855). Sein Versbau zeigt sowol in den dialogischen als in den melischen Partien vollendete Kunst, seine Sprache ist ein Muster des reinen Atticismus. Man besaß im Alterthum unter S.' Namen 104 (nach anderer Ueberlieferung 130) Dramen (Tragödien und Satyrspiele), von denen aber 17 schon von den alten Kritikern als untergeschoben betrachtet wurden. Uns sind davon nur 7 Tragödien erhalten, welche nach der Zeit der Aufführung wahrscheinlich folgender-

maßen zu ordnen sind: 1) «Aeas» (zum Unterschied von einem verlorenen Stücke, dem «Lokrischen Aeas», gewöhnlich «Der rasende Aeas» oder «Aeas der Peitschenträger» genannt); 2) «Elektra»; 3) «Oedipus» (zum Unterschied von dem spätern «Oedipus auf Kolonos» gewöhnlich «Oedipus Tyrannos», d. i. König Oedipus genannt); 4) «Antigone» (aufgeführt im J. 441 oder 440); 5) «Trachinierinnen»; 6) «Philoktetes» (aufgeführt im J. 410); 7) «Oedipus auf Kolonos» (aufgeführt nach dem Tode des Dichters durch seinen Enkel, den jüngern S., im J. 402). Unter den zahlreichen Gesammtausgaben dieser Stücke sind hervorzuheben die von Erfurdt in der neuen Bearbeitung G. Hermann's (3. und 4. Aufl., Lpz. 1830—51), die von Neue (Lpz. 1831), die von E. Wunder (3. und 4. Aufl., Gotha und Erfurt 1847—57), die von Schneidewin, neu bearbeitet von Nauck (5. Aufl., Berl. 1865 fg.), die Textausgabe von Bergk (Lpz. 1858) und die kritische Ausgabe mit den Fragmenten von Dindorf (Lpz. 1867); von Einzelausgaben die des «Aeas» von Lobeck (3. Aufl., Berl. 1866), der «Antigone» von Böckh (Berl. 1843), der «Elektra» von Jahn (Bonn 1861), des «Aeas», der «Elektra» und der «Antigone» von Wolff (Lpz. 1858—65), des «Oedipus auf Kolonos» von Meineke (Berl. 1863). Die alten Scholien zu sämmtlichen Stücken sind herausgegeben von Elmsley (Bd. 1, Orf. 1825) und W. Dindorf (Bd. 2, ebend. 1852). Ein treffliches «Lexicon Sophocleum» hat Ellendt (2 Bde., Königsb. 1834) geliefert. Unter den zahlreichen deutschen Uebersetzungen sämmtlicher Stücke mögen als die vorzüglichsten die von Donner (2 Bde., 5. Aufl., Heidelb. 1863) und die von Jordan (2 Bde., Berl. 1862) hervorgehoben werden. Ueber das Leben des Dichters vgl. die Schriften von Lessing («Leben des S.», herausg. von Eschenburg, Berl. 1790), Schultz (Berl. 1863) und Schöll (Frankf. 1842).

Sophonisbe, s. Masinissa.

Sopran (ital. soprano, d. i. der obere Ton) oder Discant (franz. le dessus), auch Oberstimme, heißt die höchste der vier Singstimmen, welche nur Knaben, Frauenzimmer und Castraten singen. Man unterscheidet dem Umfange der Töne nach einen höhern und tiefern S. Der Umfang eines gewöhnlichen S. reicht vom einmal gestrichenen bis zum zweimal gestrichenen c; doch schreibt man im Chorsatz nicht leicht über a hinaus. Ein hoher S., welcher zum Bravourgesang nothwendig ist, kann in der Höhe das dreimal gestrichene f oder g erreichen; der tiefere, den man auch Mezzosopran nennt, reicht von g oder a bis zum zweimal gestrichenen g oder a.

Soracte, ein im Alterthum berühmter Berg Etruriens, 5 M. nördlich von Rom, die höchste Spitze einer von der Tiber westwärts sich hinziehenden, von der Via Flaminia durchschnittenen Bergreihe, hatte Steinbrüche, trug auf seinem Gipfel einen berühmten Tempel des Apollo, dem der ganze Berg geheiligt war, und dem daselbst Feste eigener Art gefeiert wurden, und an seinem östl. Abhange den Hain der etrurischen Blumengöttin Feronia. Zu beiden Gottheiten wurden jährlich große Processionen angestellt. Auch gab es am Abhange desselben merkwürdige warme Quellen. Jetzt heißt er Monte-S., auch wol Monte-San-Silvestro, nach einem von Karlmann, dem Bruder Pipin's, 746 gegründeten, noch vorhandenen Kloster des heil. Silvester, gewöhnlich aber Monte di San-Oreste nach einem an seinem Fuße liegenden Dorfe, wo man viel Wein baut, der aber wegen der schlechten Pflege in keinem guten Rufe steht. Der Berg, 2100 F. hoch, bildet von dort einen der schönsten Gesichtspunkte, besonders wenn er mit Schnee bedeckt ist, worauf schon Horaz aufmerksam macht.

Sorau, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, unweit der schles. Grenze in einer Ebene an der Sohre und der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts, eines Steuer- und eines Rentamts und zählt 10913 E. (3. Dec. 1867). Die Stadt besitzt zwei evang. Kirchen und eine kath. Kapelle (außerdem noch vier Begräbnißkirchen und eine zum Niederhospital gehörige Kirche), ein Gymnasium und ein königl. Schloß, welches den genannten Behörden und der Militärmontirungskammer eingeräumt ist. Auch besteht daselbst eine in neuerer Zeit bedeutend erweiterte Irrenheil- und Pflegeanstalt. Unter den verschiedenen industriellen Etablissements, welche die überhaupt sehr gewerbfleißige Bevölkerung unterhält, sind besonders hervorzuheben mehrere bedeutende Tuchfabriken, eine Leinwandfabrik mit mechan. Weberei, eine Leinwandbleiche, Druckereien und Färbereien, drei Bierbrauereien, eine Branntweinbrennerei, eine Wachsbleiche mit Wachslichtfabrik. Garn- und Leinwandhandel werden schwunghaft betrieben. Unweit der Stadt liegt der königl. Wald, mit Eichen, Buchen und Nadelholz bestanden, und innerhalb desselben das im Privatbesitz befindliche, früher herrschaftliche Waldschloß. S. soll der Ort sein, wie einige meinen, den 873 der Graf Thagulf dem Stifte Fulda schenkte. In späterer Zeit folgten mehrere adeliche Geschlechter einander im Besitze der Stadt, bis die Herren von Biber-

stein 1400 die Herrschaft Triebel mit derselben vereinigten. 1471 wurde sie an die Herzoge von Sachsen verkauft, kam dann wieder an die Familie Biberstein, hierauf unter die Herrschaft Ferdinand's I. von Böhmen, der sie endlich an den Bischof von Breslau, Balth. von Promnitz, verkaufte. Der letzte Sprosse dieses Hauses, Joh. Erdmann III., Graf von Promnitz, überließ S. und Triebel 1765 gegen eine jährliche Leibrente von 12000 Thlrn. an Kursachsen, das beide Besitzungen 1815 an Preußen abtreten mußte. Vgl. Worbs, «Geschichte der Herrschaft S. und Triebel» (Sorau 1826). — Im Kreise S., der auf 22,32 Q.-M. 79113 E. zählt, liegen noch die Städte Triebel, mit 1550 E. und königl. Schlosse (Hauptort einer königl. Standesherrschaft mit 40 Vasallengütern), Gassen, an der Lubst, mit 1539 E., Christianstadt, am Bober, mit 1231 E.; ferner Forste, an der Neisse, mit 7443 E. und Pförten, mit 1004 E., welche beide eine Standesherrschaft der Grafen Brühl bilden, die 12 Q.-M. mit 23165 E. in 2 Städten, 34 Dörfern, 19 Vorwerken und 35 Vasallengütern begreift.

Sorben ist ein Völkername, der ursprünglich gleichbedeutend ist mit Serben und wie dieser ehedem eine weite Verbreitung bei sämmtlichen slaw. Völkerschaften hatte. Früher bezeichnete man mit diesem Namen die slaw. Anwohner der Saale und Elbe (Polaben), während derselbe jetzt vielfach und zwar richtiger den Slawen der Ober- und Niederlausitz beigelegt wird, die sich selbst Serbjo, Serbja nennen. Einige Schriftsteller bedienen sich daher des Ausdrucks Serben für die Lausitzer; um aber Verwechselung mit den Serben an der Donau zu vermeiden, ist die Form S. für jene vorzuziehen. (S. Wenden.)

Sorbet oder Scherbet (arab., d. i. Trank) ist ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk, das aus dem Safte von Früchten und aus Zucker, häufig mit einem Zusatze von Rosenwasser oder Ambra, zubereitet wird. Der gemeine Türke bereitet sich S. aus einem abgesüßten, über gestoßene Rosinen gegossenen Wasser.

Sorbonne hieß ursprünglich eine arme Magisterinnung an der alten pariser Universität, und zwar nach ihrem Stifter Robert von Sorbon, Ludwig's des Heiligen Kaplan und Beichtvater. Derselbe hatte alle Schwierigkeiten erfahren, die zu beseitigen waren, um ohne Vermögen Doctor der Theologie zu werden, und wollte daher die zur Erlangung dieser hohen Würde hinführenden Wege erleichtern, indem er um 1250 einen Verein von 16 armen Weltgeistlichen gründete, die gemeinschaftlich beisammen leben und, über die Existenzbedürfnisse beruhigt, sich nur mit Studiren und unentgeltlichem Unterrichten abgeben sollten. Der Ruf dieses armen Magistervereins verbreitete sich bald über ganz Europa. Seine Mitglieder waren in der Folge stets Doctoren und Professoren der Theologie an der pariser Universität, und sein Ansehen stieg so hoch, daß sein Name auf die ganze theol. Facultät dieser Universität überging. Die Gutachten und Beschlüsse der S. als Facultät hatten einen entscheidenden Einfluß auf den Geist und die nationale Gestaltung des Katholicismus in Frankreich. Die Könige unternahmen nicht leicht einen die Kirche betreffenden Schritt ohne die Doctoren der S., und selbst außer Frankreich galten ihre Aussprüche oft mehr als die Meinungen anderer Facultäten. Den Jesuiten nicht weniger feind als der Reformation, hielt die S. streng auf die Freiheiten der Gallikanischen Kirche. Sie widersetzte sich der Bulle Unigenitus und stand in den Jansenistischen Streitigkeiten zwar nicht auf der Seite von Port-Royal, doch der jesuitischen Partei immer entgegen. In spätern Zeiten ließ sie sich mehr die Vertheidigung der Rechte als die Vervollkommnung der wissenschaftlichen und praktischen Behandlung des alten Glaubens angelegen sein. Ihr pedantischer Eigensinn und ihr nicht selten blinder Eifer für den Buchstaben der alten Kirchenlehre setzte sie in einen ungünstigen Contrast mit den gewandten Philosophen, den Schön- und Freigeistern des 18. Jahrh., und ihre Verdammungsurtheile über die Schriften des Helvetius, Rousseau und Marmontel zogen ihr großen Spott zu. Sie hatte daher ihren Ruhm schon längst überlebt, als die Revolution ihrem Bestande ein Ende machte und ihre Gebäude als Nationalgut in Beschlag nahm. Bei der nachherigen Wiedereinrichtung des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich unter Napoleon wurden diese stattlichen, vom Cardinal Richelieu (1635—53) errichteten Gebäude als Local für die Vorlesungen der theol., schön- und fachwissenschaftlichen Facultäten in Paris angewiesen, und diese Bestimmung haben sie seitdem behalten. Vgl. Duvernet, «Histoire de la S.» (deutsch, 2 Bde., Strasb. 1792).

Sorbus, eine zur 12. Klasse, 3. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Pomaceen gehörende Baumgattung, welche sich von der ihr zunächst verwandten Gattung **Pyrus** (s. d.) durch unpaarig gefiederte Blätter, kleine, in zusammengesetzte Trugdolden gestellte Blüten und kleinere, meist beerenförmige Früchte mit sehr dünnhäutigem Kernhaus und einsamigen Kapselfächern unterscheidet. Die wenigen Arten sind in Europa, Asien und Nordamerika zu

Hause. Die bekannteste ist die Eberesche, der Ebschbeer- oder Vogelbeerbaum (S. Aucuparia L.) mit scharlachrothen, erbsengroßen, herbsauren Früchten, welcher häufig in unsern Wäldern wild vorkommt und allenthalben, namentlich aber in Gebirgsgegenden als Straßen- und Alleebaum angepflanzt wird (z. B. im Erzgebirge). Er steigt in den Hochgebirgen bis an die Grenze des Holzwuchses (bis in die Knieholzregion) empor, wo er als Strauch auftritt. Die Rinde ist gerbstoffhaltig, das hellgefärbte Holz, welches eine schöne Politur annimmt, als Werkholz geschätzt und zu musikalischen Blasinstrumenten (Flöten, Clarinetten) gesucht. Aus der Rinde verfertigen sich die Gebirgsbewohner Gefäße und Körbchen, weshalb man in Gebirgen die Stämme oft geschält findet, was dem Baume gewöhnlich schlecht bekommt. Aus den Beeren bereitet man einen keineswegs wohlschmeckenden, angeblich magenstärkenden Liqueur. Auch gelten dieselben für ein schweißtreibendes und Diarrhöe stillendes Mittel und waren daher früher officinell (Baccae Aucupariae). Sie enthalten viel Apfelsäure und werden von vielen Vögeln im Herbst und Winter begierig gefressen (z. B. von den Krammetsvögeln) und daher auch allgemein als Lockspeise beim Vogelfang benutzt. Auch Ziegen, Rehe und Hirsche stellen den Beeren nach. Im südlichern Europa kommt die zahme Eberesche (S. domestica L.) wild und angebaut vor. Sie unterscheidet sich von der gemeinen Esche durch weichbehaarte Blätter, kleinere Blütenstände, aber größere Blumen und viel größere (bis $1\frac{1}{2}$ Zoll lange) birnförmige, rothgelbe Früchte von angenehm säuerlichem Geschmack und wird bisweilen sehr groß und alt. Noch verdient die häufig als Zier- und Alleebaum angepflanzte Bastardeberesche (S. hybrida L.) Erwähnung, welche ein Bastard von S. Aucuparia und Pyrus Aria ist und sich durch fiederspaltige, unterseits weißfilzige Blätter von der gemeinen Eberesche unterscheidet, der sie sonst ziemlich ähnlich ist.

Sorel (Agnes), die Geliebte König Karl's VII. (s. d.) von Frankreich, wurde um 1409 im Dorfe Fromentan in Touraine von adelichen Aeltern geboren und kam 1431 als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Isabelle von Lothringen, an den franz. Hof. Ihre Schönheit und Geistesbildung rissen den König so hin, daß er sie zur Ehrendame der Königin ernannte. Nach einigem Widerstreben ergab sie sich der leidenschaftlichen Liebe ihres königl. Anbeters, auf den sie fortan den größten und heilsamsten Einfluß übte. Die Engländer hatten damals den einen Theil von Frankreich inne, und Karl VII., wiewol von Natur tapfer, erlag oft den großen Anstrengungen, verfiel in Schlaffheit und führte mitten im Kriegsgetümmel zu Chinon ein üppiges Hofleben. Agnes allein vermochte ihn zu neuer Thätigkeit zu reizen und bot alles auf, den Kampf gegen die Engländer zu beschleunigen. Wiewol sie ihre Macht nie misbrauchte und selbst einer großen Achtung bei der Königin genoß, hatte sie doch viel von der Roheit des Dauphin, des spätern Ludwig XI., zu dulden, der die anspruchslose Frau eines Tags sogar zu Chinon mit Ohrfeigen mishandelte. Agnes zog sich deshalb 1442 nach Loches zurück, wo ihr der König ein Schloß hatte bauen lassen. Außerdem schenkte er ihr die Grafschaft Penthièvre, mehrere Herrschaften und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, weshalb sie auch den Namen Dame de Beauté erhielt. Nachdem sie hier fünf Jahre in der Zurückgezogenheit gelebt, ließ sie die Königin 1449 wieder an den Hof kommen. Sie begab sich, um dem Könige stets nahe zu sein, nach dem Schlosse Masnal-la-Belle, wo sie indeß schon 1450 starb. Man glaubte, der Dauphin habe ihr Gift reichen lassen. Sie hinterließ vom Könige drei Töchter, die derselbe reichlich ausstattete.

Sorghum, Name einer Gattung von Gräsern der tropischen und mediterranen Zone aus der Familie der Gramineen und der 21. Klasse des Linné'schen Systems, deren in Rispen oder Sträuße vereinigte Aehrchen paarweise oder zu drei beisammen stehen und theils blos eine männliche, theils eine Zwitterblüte enthalten. In den Aehrchenbüscheln ist immer nur ein fruchtbares, zwitterblütiges Aehrchen vorhanden und dieses sitzend, während die unfruchtbaren (männlichen) Aehrchen auf kurzen Stielchen stehen. Alle Aehrchen haben zwei ziemlich gleichgroße knorpelige Kelchspelzen, welche später bei den fruchtbaren auch die einen mehlreichen Kern enthaltende Frucht als eine harte glänzende Hülle umschließen. Die äußere Kronenspelze der Zwitterblüten ist bei manchen Arten mit einer geknieten Granne versehen. Es gehören zu dieser, aus großen breitblätterigen Gräsern mit markigem Stengel bestehenden Gattung der gemeine und der Zuckermoorhirse. (S. Moorhirse). Die Körner der erstgenannten Art dienen in Abyssinien unter dem Namen Durra (daher Durrahirse) als Geld.

Sorites oder Kettenschluß nennt man eine verkürzte Schlußreihe, welche die Form eines einzigen Schlusses hat. Dies geschieht dadurch, daß die Ober- oder Untersätze der einzelnen Syllogismen weggelassen und so die letztern zu einem Schlußsatze verknüpft werden. Der Name S. stammt her von der Anhäufung (griech. soros) der Schlüsse; Kettenschluß aber heißt der S.,

weil die Urtheile, welche die einzelnen Schlüsse bilden, hier so in einen verkettet sind, daß der Schlußsatz des einen auch wieder Prämisse des andern ist. Von dieser formellen Bedeutung des S. ist die materielle verschieden. Ehedem nannte man nämlich auch das Sophisma so, dessen Inhalt vom Haufen (s. Acervus) hergenommen ist, wo man schrittweise fragte, ob ein Korn, zwei u. s. w. einen Haufen mache. Der Gegner war gefangen, wenn er bei einer bestimmten Zahl stehen blieb, weil man ihm dann zeigte, daß ein Korn einen Haufen gebildet habe.

Sorö oder Soröe, die Hauptstadt des gleichnamigen Amts auf der dän. Insel Seeland, 9 M. im Westsüdwesten von Kopenhagen, an der Straße nach Kosör gelegen und durch den Soröer See von der jetzigen Eisenbahn getrennt, zählt 1237 E. (1860) und ist besonders wegen seiner ehemaligen Ritter- und Forstakademie berühmt, welche, nachdem 1813 deren Gebäude abgebrannt, 1822 von Friedrich VI. mit verändertem Reglement neu begründet wurde und jetzt eine Lehr- und Erziehungsanstalt ist, die unter den gelehrten Schulen Dänemarks den ersten Rang einnimmt. Im 12. Jahrh. war S. eins der reichsten (Cistercienser-) Klöster des Reichs. Friedrich II. wandelte dasselbe 1586 in eine große Schule um, die Christian IV. 1652 zu einer Akademie erhob. Dieselbe ist sehr reich dotirt, namentlich gehört ihr seit 1748 durch Schenkung die Baronie Holberg, sodaß die Anstalt an liegenden Gründen einen Kapitalfonds von 3,260000 und ein jährliches Einkommen von 200000 Rthlr. besitzt. Das jetzige schöne Gebäude ist 1822—24 in modernem Stil aufgeführt. Die Akademie hat einen Rector, vier Oberlehrer, elf Adjuncten und drei Exercitienmeister, einen Botanischen Garten und 82 Zöglinge. Das Amt S. zählt (1860) auf 26 Q.-M. 79945 E. und außer der Hauptstadt noch vier andere Städte, nämlich Korsör, ein fester Seeplatz und gewöhnlicher Ueberfahrtsort von Seeland nach Nyborg auf Fünen, mit 2957 E.; Slagelse mit 4931 sehr betriebsamen E., Ringsted mit 1653 E. (alle drei an der Eisenbahn), und Skjelskör, eine Hafen- und Fischerstadt mit 1533 E. Außerdem liegt in dem Amte die Schul- und Erziehungsanstalt Herlufsholm, 1/4 M. nördlich von Nestved, in einer ursprünglichen Benedictinerabtei, dem Skow- oder Waldkloster, 1565 von dem Seehelden Herluf Trolle, der sein ganzes Vermögen darauf verwandte, gestiftet und nach ihm benannt. Auch diese Anstalt steht unter einer eigenen Verwaltung und besitzt in Gütern ein Kapital von 50000 Rthlr. Sie hat einen Rector, drei Oberlehrer, sieben Adjuncten, vier Exercitienmeister und 100—110 Zöglinge. Außerdem ist zu erwähnen das Fräuleinstift Gisselfeld, 1701 für Adeliche und Töchter von Männern der ersten Rangstufe gestiftet und reich dotirt.

Sorrento (Surrentum bei den Alten), eine Stadt im Königreiche Italien, in der Provinz Neapel, liegt überaus reizend an der Südseite des Golfs von Neapel auf hohen Felsen in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Italiens, von Myrten-, Citronen- und Orangengärten, Oliven- und Maulbeerpflanzungen umgeben. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, ein Seminar und eine Schiffahrtsschule und zählt 4254 E. (als Gemeinde 6636), die sich vornehmlich mit Seidenzucht und Seidenfabrikation beschäftigen. Das Haus, in welchem der berühmte Dichter Torquato Tasso geboren wurde, ist in einen Gasthof (Albergo del Tasso) verwandelt und liegt auf einer schroff in das Meer hineinspringenden Felsenspitze. In der Umgegend findet sich viel Tuff, den man zu Thür- und Fensterbekleidungen anwendet. S. eignet sich vorzüglich zum Sommeraufenthalt, theils wegen seiner kühlen Lage nach Norden, theils wegen seiner schönen Umgebungen. Auch befinden sich in geringer Entfernung Seebäder. Die Mauern und Thürme der im Mittelalter ziemlich mächtigen Handelsstadt sind längst in Verfall. Von dem röm. Surrentum sieht man noch hier und da Unterbauten und Mauerreste, denen man hochtönende Namen, wie Tempel des Neptun, Amphitheater u. s. w. gegeben hat. Vgl. Puggaard, «Description géologique de la peninsule de S.» (Kopenh. und Lpz. 1858).

Sortimentshandel, s. Buchhandel.

Sosius ist der Name eines röm. Geschlechts: ein Cajus S. zeichnete sich in den J. 38 fg. v. Chr. als Legat (Unterfeldherr) des Triumvir M. Antonius durch seine Kriegsthaten in Cilicien und Syrien, insbesondere durch die Eroberung Jerusalems (37 v. Chr.), wo er den Herodes zum König einsetzte, aus. Bekannter noch sind die Gebrüder Sosii, welche in Rom zur Zeit des Horatius eine bedeutende Buchhandlung besaßen und auch die Gedichte dieses Dichters verlegten, d. h. in zahlreichen Abschriften verbreiteten; nach ihnen werden noch jetzt Buchhändler bisweilen scherzhaft als «Sosier» bezeichnet.

Sotzmann (Dan. Friedr.), berühmter Kartenzeichner und Geograph, geb. zu Spandau 1754, entwickelte schon in der Jugend ein hervorstechendes Talent für Zeichenkunst und Kalligraphie. Später machte er bei dem damals in Spandau gefangen sitzenden Ingenieurhaupt-

mann Materne seine Studien in der Mathematik, dem Feldmessen, der Civil- und Kriegsbaukunst und deren Zweigen und bildete sich hernach in Berlin praktisch weiter aus. 1773 kam er als Conducteur in das königl. Immediat-Baucontor in Potsdam und 1779 in die General-Tabacksadministration in Berlin, 1787 aber in das Ingenieurdepartement des Oberkriegscollegiums als geheimer Secretär und Calculator, in welcher Stellung er bei dem nachherigen Kriegsministerium bis zu seiner Pensionirung 1826 verblieb. Bereits 1785 erwarb er sich durch seine Darstellung der Länder am Schwarzen Meere zwischen 45—56° L. und 42—49° Br. die Stelle eines Geographen bei der Akademie der Wissenschaften. Seine Arbeiten im Fache der zeichnenden Geographie begannen 1783 mit einem Grundriß der Stadt Danzig. Seitdem zeigte er sich als Meister in seiner Kunst durch seine trefflichen Specialkarten der märk., magdeburg., westfäl. und poln. Provinzen des preuß. Staats; ferner durch die Atlanten zu Büsching's «Geographie» und Ebeling's Fortsetzung, worunter der von Deutschland in 16 Blatt (1789) obenan steht; durch seine Karten über die seit 1803 eingetretenen polit. Veränderungen; durch die Segmente zu drei Erdgloben, worunter einer von 1½ par. F. im Durchmesser (Nürnb. 1810); durch mehrere zum Theil für den Schulunterricht bestimmte Atlanten und Generalkarten und eine Menge einzelner Karten, Pläne u. s. w. zu Reisebeschreibungen, Büchern und Kalendern. Insbesondere hat er durch seine Zeichnungen, die den Kupferstechern zum Vorbilde dienten, mit Hülfe tüchtiger Künstler in diesem Fache, namentlich Karl Jäck's, eine wesentliche Verbesserung der deutschen Landkarten in Hinsicht auf Deutlichkeit, Schönheit und gefällige Vertheilung der Schrift sowie auf Eleganz in der äußern Form hervorgebracht. Er starb zu Berlin 3. Aug. 1840. — Johann Daniel Ferdinand S., der Sohn des vorigen, geb. 11. Jan. 1781, wurde 1804 Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach und nachher zu Baireuth und 1810 Regierungsrath in Potsdam. Nachdem er 1815 Stadt und Gebiet Wetzlar für Preußen in Besitz genommen und bis zur Organisation verwaltet hatte, kam er 1816 als Regierungsdirector nach Köln und 1819 ins Finanzministerium nach Berlin, wo er an den Arbeiten zur Ergänzung und Ausbildung des indirecten Steuersystems in der preuß. Monarchie Antheil nahm, 1829 zur Ausführung des Handelsvertrags mit Baiern und Würtemberg, welcher der Zollvereinigung mit diesen Staaten voranging, nach München gesendet wurde und bei den Verhandlungen wegen des Zollanschlusses mit dem Großherzogthum Hessen 1828, dem Fürstenthum Waldeck u. s. w. thätig war. Neben seinen Amtsgeschäften hat er sich lange mit Hülfe einer reichen Kupferstichsammlung kunstgeschichtlichen und antiquarischen Studien gewidmet und sich um die Geschichte des Buch- und Bilddrucks durch seine Abhandlungen in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (1837 und 1841) sowie um die ältere Bibliographie, Kupferstich- und Holzschnittkunde durch seine Beiträge zum stuttgarter «Kunstblatt» und «Deutschen Kunstblatt», zum «Serapeum» und andern kritischen und literarischen Zeitschriften verdient gemacht. Seit dem 1. Juli 1849 pensionirt, starb er 18. Jan. 1866 zu Berlin.

Sou oder Sol ist die Benennung franz. Münzen, welche zu den verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausgeprägt wurden. Die ursprüngliche Münze war die Nachahmung des röm. Solidus (s. d.) und hieß Sol, eine Goldmünze im Werthe von 40 Denaren und am Gewicht 2 Quentchen, die zuweilen auch Sol d'or genannt wurde. Der Sol oder S. neuerer Zeit war eine bronzene Scheidemünze, welche namentlich während der Revolution in ungeheuern Massen aus Glockengut, zum Theil auch aus Eisen geprägt wurde. Anfangs wurden die neuern S. mit dem Kopfe des Königs und dem Wappen ausgeprägt, an deren Stelle später die Embleme der Freiheit, die Constitutionstafel u. s. w. traten. Gleichwie 20 Solidi auf das Pfund gerechnet wurden, so rechnete man 20 S. auf einen Livre. Nach den kupfernen S. prägte Frankreich auch S. als Silbermünze (Sou d'argent), doch waren die einfachen wenig gebräuchlich, dagegen die Stücke zu 2, 3, 4, 5 und 6 S. sehr zahlreich, ebenso wie während der Revolution die Stücke zu 15 und 30 S. Seitdem an die Stelle des alten Livre der nur um weniges werthvollere Franc (80 Frs. = 81 Livres) getreten ist, nennt man häufig den $^1/_{20}$-Franken oder das 5-Centimenstück (eine Billonmünze) gleichfalls S. und wendet auch bei Preis- und Cursbestimmungen diesen Franc-Sou (Sou de franc) bisweilen an. Dem französischen S. entspricht der ital. Soldo; 20 Soldi bildeten bis auf neuere Zeit herab in den ehemaligen Staaten des mittlern und obern Italien 1 Lira. Im Lombardisch-Venetianischen Königreiche entsprach der Soldo seit 1857 dem österr. Neukreuzer.

Soubise, ein altes Geschlecht in Frankreich, dessen Erbtochter, Catherine der Parthenai, 1557 den Vicomte René II. von Rohan (s. d.) heirathete, womit Güter und Titel in das Geschlecht der Rohan übergingen. Aus dieser Ehe entsprangen zwei als Kriegshäupter der Huge-

notten (s. d.) berühmte Söhne: der Herzog Henri von Rohan (s. d.) und der jüngere, **Benjamin von Rohan**, Baron von Frontenai, als Erbe seiner Mutter **Herr von S.** Derselbe war um 1583 geboren und machte seine ersten Feldzüge unter Moritz von Oranien in den Niederlanden. Seit 1611 übte er mit seinem Bruder in allen Angelegenheiten der franz. Protestanten großen Einfluß und schlug sich deshalb auch 1615 zur Partei des Prinzen von Condé. Als unter Ludwig XIII. 1621 die Religionskriege wieder begannen, erhielt er auf der Protestantenversammlung zu Larochelle ein Commando und vertheidigte tapfer St.-Jean-d'Angely. Er mußte sich zwar unterwerfen, eröffnete aber an der Spitze von 8000 Glaubensgenossen abermals den Krieg im Winter von 1622. Ludwig XIII. drängte ihn nach Larochelle zurück und S. eilte jetzt nach England, um Jakob I. zur Unterstützung zu bewegen, was nicht gelang. 1625 bemächtigte er sich der Inseln Ré und Oléron, griff mit geringer Macht die ganze königliche, 15 große Schiffe zählende Flotte an und führte dieselbe unter günstigem Winde aus dem Hafen Blavet. Sodann unternahm er eine Expedition in die Landschaft Medoc, die jedoch misglückte, wie fast alle seine Unternehmungen zu Lande. Nach seiner Rückkehr auf die Insel Ré erschien eine von den Holländern gemiethete, 20 Segel starke Flotte, mit welcher die Reste der franz. Marine vereinigt waren. Auch dieser Streitmacht vermochte er lange Stand zu halten. Endlich schlug ihn 15. Sept. 1625 der Herzog von Montmorency auf der Höhe der Insel Ré und vertrieb ihn auch aus Oléron. S. belebte nun den Muth der Larocheller und begab sich nach England, wo er Karl I. bewog, vom franz. Hofe drohend die Erfüllung des Edicts von Nantes zu fordern. Richelieu beeilte sich deshalb, mit den Protestanten den Scheinfrieden vom 6. April 1626 zu schließen, in welchem auch S. Verzeihung und die Würde eines Pairs und Herzogs erhielt. Als S. jedoch merkte, daß Richelieu doch Anstalten zur Belagerung von Larochelle (s. d.) traf, brachte er es dahin, daß Karl I. der bedrängten Stadt nacheinander drei große Expeditionen zu Hülfe schickte, die jedoch nichts ausrichteten, sodaß dieses letzte Bollwerk der Hugenotten fallen mußte. S. wurde zwar in den Frieden vom 29. Juni 1629 mit eingeschlossen, blieb aber in England und starb zu London kinderlos 9. Oct. 1642. Die Güter und Titel des Hauses S. gingen auf François von Rohan, einen seiner Seitenverwandten, über. — Ein Nachkomme des letztern war **Charles von Rohan, Fürst von S.**, Pair und Marschall von Frankreich, der als einer der reichsten Herren des franz. Adels galt. Er wurde 16. Juli 1715 geboren und stieg als Freund Ludwig's XV. ohne Mühe zu den höchsten militärischen Würden. In den Feldzügen von 1744—48 war er der Begleiter und Adjutant des Königs und eroberte 1746 Mecheln. 1748 wurde er zum Gouverneur von Flandern und 1751 von Hennegau ernannt. Mit Eröffnung des Siebenjährigen Kriegs erhielt er auf Verwenden seiner Freundin, der Pompadour, ein Corps von 24000 Mann, das jedoch von dem Oberfeldherrn, dem Marschall d'Estrées, abhängig sein sollte. Seine ersten Operationen waren nicht unglücklich: er eroberte Wesel, besetzte Kleve und Geldern und trieb die Preußen auf die Hannoveraner zurück. Aus Eitelkeit trennte er sich aber 1757 vom franz. Hauptheere und vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee, um die Preußen aus Sachsen zu werfen. In der Mitte des Sept. erreichte er mit 8000 Mann Gotha, wo ihn bei einer köstlichen Tafel im Schlosse der preuß. General Seydlitz mit 1500 Mann überraschte, sodaß er mit Zurücklassung vieler Gefangenen die Flucht ergreifen und den Preußen den Platz an der Tafel lassen mußte. Am 5. Nov. ließ er sich sodann die schimpfliche Niederlage bei Roßbach (s. d.) beibringen. Ludwig XV. suchte ihn mit der Verleihung des Kriegsministeriums zu trösten; auch erhielt S. 1758 das Commando über eine neue Armee, wobei ihm jedoch der Herzog von Broglio zum Beistande gegeben wurde. Ungeachtet der Eifersucht, die zwischen beiden herrschte, siegten die Franzosen bei Lützelburg, sodaß die Landgrafschaft Hessen in ihre Hände fiel. S. erhielt für diese Erfolge den Marschallsstab. Im Feldzuge von 1761 befehligten S. und Broglio zwei Corps am Rhein, die aber bei dem Zwiste der Anführer nichts vermochten. Als Broglio bei Fillingshausen mit seinen Truppen geschlagen wurde, schob er die Schuld auf S., der ihn nicht unterstützt hatte. Beide beklagten sich bei Hofe. Aber S. behielt Recht, weil die Pompadour auf seiner Seite war, und der fähige Broglio mußte das Commando niederlegen und auf seine Güter gehen. Der Friede von 1763 machte endlich der kriegerischen Laufbahn S.'s ein Ende. Er gewann nach dem Tode der Pompadour eine ebenso feste Stütze an der Dubarry. Als Ludwig XV. starb, war er der einzige von den Hofleuten, der dem Sarge folgte. Dieser Zug von Dankbarkeit allein bewog Ludwig XVI., ihm die Stelle im Ministerrathe zu lassen. Im Privatleben war S. ein humaner Charakter. Er starb 4. Juli 1787. Mit ihm erlosch die Linie Rohan-Soubise.

Soubrette (franz.) bedeutete früher so viel als Zofe, Dienerin; später bediente man sich des

Namens nur in der Theatersprache, indem man darunter ein listiges, verschmitztes, dienstfertiges Kammermädchen verstand, wie es im Lustspiele behufs leichtfertiger Intriguen als stehender Typus gebraucht wird.

Souffleur heißt beim Theater diejenige Person, die gewöhnlich in einem vorn in der Mitte des Prosceniums angebrachten gewölbten Kasten sitzt und während der Vorstellung das Stück aus dem Buche oder Manuscript abliest, um auszuhelfen, wenn es den Schauspielern an Gedächtniß fehlt. Dieses bescheidene Amt ist aber nicht das unwichtigste bei unsern Theatern, zumal in neuester Zeit, wo schon die Menge der Stücke, die gegeben werden, für die Schauspieler eine solche Gedächtnißhülfe nothwendig macht. Ein guter S., der sich so einzurichten weiß, daß er dem Schauspieler immer zu rechter Zeit aus der Verlegenheit hilft, ohne daß das Publikum von seinen Einflüsterungen hört, ist daher für ein Theater sehr werthvoll.

Soulié (Melchior Frédéric), franz. Romanschreiber und Bühnendichter, geb. 23. Dec. 1800 zu Foix im Ariége-Departement, war eine Zeit lang Advocat, dann Steuerbeamter, später Dirigent einer Tischlerei und wurde endlich als Unterbibliothekar auf dem Arsenal angestellt. Als dramatischer Dichter schrieb er 1828 eine nach classischem Zuschnitt gehaltene Tragödie «Roméo et Juliette», wendete sich dann aber mit «Christine à Fontainebleau» (1829) der romantischen Richtung zu und lieferte nun eine Reihe von Dramen und Melodramen, von welchen einige bei der Menge, auf die seine Stücke in ihrer effectreichen Anlage berechnet waren, außerordentlichen Beifall fanden, z. B. «Clotilde» (1831) und die «Closerie des genêts» (1846), zwei Dramen, die jedes mehr als hundertmal aufgeführt worden. Seine Romane waren, wie bei einem Schriftsteller, welcher mit Hast und um des augenblicklichen Erfolgs willen schrieb, nicht anders zu erwarten, von ungleichem Werthe. Von seinen histor. Romanen sind besonders zu nennen: «Le vicomte de Béziers» (1834), «Le comte de Toulouse» (1835) und «Le comte de Foix» (1837). Am glücklichsten war S. in der Schilderung moderner Sitten und in der Darstellung des alltäglichen Lebens. Dies zeigen vor allem die Romane «Un été à Meudon» (1836), «Le maître d'école» (1839), «Maison de campagne à vendre» (1841), «Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait» (1842), «Mémoires du diable» (1844), ein seinerzeit vielgelesenes Werk, das er selbst wieder für die Bühne ausbeutete. S. starb 23. Sept. 1847 zu Bièvre bei Paris.

Soulouque (Faustin), Präsident und Kaiser von Haiti 1847—59, war ein Neger von senegambischer Mandingorasse und auf der Insel Haiti im District von Petit-Goave, südwestlich von Port-au-Prince, um 1782 als Sklave geboren. Seit dem Unabhängigkeitskriege diente er als Soldat und erstieg, da er ohne Bildung war, nur langsam die militärische Stufenleiter. 1810 wurde er vom Präsidenten Pétion zum Lieutenant der berittenen Präsidialgarde ernannt und von Boyer zum Hauptmann befördert. Erst nach Boyer's Sturz rückte er, begünstigt durch die fortwährenden Revolutionen, schneller auf, wurde unter Hérard-Rivière Schwadronschef, unter Guerrier Oberst, endlich unter Riché General und Oberbefehlshaber der Präsidialgarde. Als sich nach Riché's Tode die Parteien im Senat über einen neuen Präsidenten nicht einigen konnten, brachte man endlich S. in Vorschlag, der bisher am polit. Leben keinen Antheil genommen, deshalb aber um so leichter die Mehrheit der Stimmen 1. März 1847 erhielt. S. war dem neuen Amt in keiner Weise gewachsen. Er lernte erst jetzt lesen und schreiben und gab durch seine Misgriffe, noch mehr durch seinen crassen Aberglauben vielfach Anstoß. Die gebildeten und wohlhabenden Klassen, vorzugsweise aus Mulatten bestehend, machten sich über ihn lustig, und man sprach sogar davon, ihn seiner Würde zu entsetzen. Die Folge war, daß S. einen tiefen Haß gegen die Mulatten-Bourgeoisie faßte und sich ganz auf die rohe Negerbevölkerung stützte. In Gemäßheit der Constitution von 1843 nur auf vier Jahre gewählt, beschloß er, sich, wie früher Pétion und Boyer, in den lebenslänglichen Besitz der Herrschergewalt zu setzen. Nach wiederholten Reibungen kam es 16. April 1848 zu einem Staatsstreich. Unter dem Vorwande, daß eine Insurrection im Binnenlande ausgebrochen und eine große Mulattenverschwörung entdeckt sei, ließ S. die Hauptstadt Port-au-Prince allarmiren. Die im Hofe des Palastes versammelten Würdenträger der Republik wurden größtentheils niedergemacht, zahllose, durch Reichthum und Stellung hervorragende Mulatten und Neger als verdächtig verhaftet und ohne Urtheil und Recht erschossen. Diese Schreckensherrschaft hielt mehrere Tage lang an, und in den nächsten Monaten wiederholten sich ähnliche Blutscenen in den übrigen Theilen der Insel. S. herrschte nun mit unumschränkter Gewalt, anfangs noch unter dem Titel eines Präsidenten. Am 26. Aug. 1849 nahm er aber die Kaiserkrone an, welche Senat und Reprä-

sentantenkammer ihm feierlich antrugen. Seitdem nannte er sich Faustin I. und führ die octroyirte Verfassung vom 20. Sept. 1849 eine neue Staatsordnung ein. Am 18 1852 ließ er sich und seine Gemahlin Adelina feierlich krönen, wozu die Garderobesti Paris verschrieben wurden, seine einzige Tochter Oliva hieß «kaiserliche Prinzessin». De umgab sich mit einem neucreirten Adel, darunter 6 Fürsten, 60 Herzoge, zahlreiche M Grafen und Barone. Auch stiftete er einen Orden des heil. Faustinus und suchte in jede den Prunk des Napoleonischen Hofstaats nachzuahmen. Das Kaiserthum S.'s, in all Caricatur, dauerte an neun Jahre und war für Haïti (s. d.) eine Zeit der schlimmste regierung, indem der Wohlstand des Landes durch eine übermäßige Militärlast, durch pole und Erpressungen untergraben und die öffentliche Sicherheit durch eine mistrauis grausame Herrscherwillkür vernichtet wurde. S. bemühte sich überdies vergebens, die barte Dominicanische Republik (s. San-Domingo) seinem Scepter zu unterwerfe drei Eroberungszüge, Frühjahr 1849, Herbst 1850, Winter 1855—56, endeten m vollständigen Niederlage der haïtischen Waffen. Endlich wurde S. durch eine Militärret vom Thron gestürzt. General Geffrard proclamirte zu Gonaïves 22. Dec. 1858 die R und als der Kaiser gegen ihn auszog, lief der größte Theil seines Heers zu den Insu über. Am 15. Jan. 1859 wurde S. in seiner Hauptstadt Port-au-Prince durch Verr fangen. Doch schonte man sein Leben und ließ ihn mit seiner Familie und seinem Ve nach Jamaica abziehen, wo er seitdem in der Verbannung lebte. Erst nach dem Stu Präsidenten Geffrard erhielt S. die Erlaubniß zur Rückkehr nach Haïti. Er starb al darauf im Alter von 85 J. in seinem Geburtsorte Petit-Goave Ende Juli 1867.

Soult (Nic. Jean de Dieu), Herzog von Dalmatien, franz. Marschall, wurde 29 1769 als Sohn eines Landmanns zu St.-Amans-la-Bastide im Depart. Tarn geboren. im April 1785 als Gemeiner in ein Infanterieregiment und wurde bald Unteroffizier 1792 kämpfte er als Lieutenant in einem Freiwilligen-Bataillon, wurde dann in der armee Adjutant des Generals Hoche, bald darauf Stabschef des Generals Lefebvre. 17 er in die Nordarmee und stieg 11. Oct. zum Brigadegeneral auf. Zur Division Lefebv setzt, führte er die leichten Truppen und erhielt 1799 den Grad des Divisionsgenerals. A übertrug ihm hierauf die Unterwerfung der kleinen Schweizercantone. Nachdem er diese trag vollzogen, vereinigte er sich 1799 mit Masséna bei Zürich, fiel, während der Ober die Russen schlug, über die Oesterreicher her und verfolgte auch die russ. Heerestrümmer. Masséna übernahm er im März 1800 den Befehl über den rechten Flügel der Armee in I half Genua vertheidigen und wurde dann auf dem Rückzuge verwundet und gefangen. N Schlacht von Marengo in Freiheit gesetzt, übergab ihm der General Brune das Commando mont, wo er die Volksbewegungen unterdrückte. Im Febr. 1801 übernahm er den Befehl i Armee, welche bis zum Frieden die neapolit. Küste besetzen mußte. Nach der Rückkehr ernan Bonaparte zum Generalobersten der Consulargarde und im Aug. 1803 zum Oberbefeh des Heerlagers bei St.-Omer. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserreichs den Marsch erhalten, befehligte er 1805 das 4. Armeecorps und entschied in der Schlacht bei Auster Erfolg des Tags. Im Feldzuge von 1806 befehligte er bei Jena den rechten Flügel, 15. Oct. den Feldmarschall Kalkreuth und trug 6. Nov. zur Einnahme von Lübeck bei. am folgenden Feldzuge nahm er rühmlich theil. Der Kaiser erhob ihn nach dem Fri Tilsit zum Herzog von Dalmatien und schickte ihn 1808 nach Spanien. Hier überna den Befehl über das Centrum der Armee, schlug die Insurgenten wiederholt und bestand 1 1809 gegen das brit. Heer den blutigen Kampf bei Coruña. Anfang März ging er ü Minho und trieb das brit.-portug. Heer bis Oporto. An Jourdan's Stelle zum Oberl haber in Spanien ernannt, schlug er 19. Nov. die Spanier bei Ocaña, nahm im Feldzu 1810 Sevilla und trieb die Reste der span. Armee nach Cadix. 1811 eroberte er 11. Badajoz, wo er 9000 Gefangene machte, und 16. Mai lieferte er den Engländern und giesen die Schlacht an der Albuera. Wiewol er sich vor der Uebermacht zurückzog, d doch im Juni wieder nach Badajoz vor und nöthigte Wellington zur Aufhebung der Bela Als König Joseph im Aug. 1812 Madrid verließ, mußte auch S. aus Andalusien al die Vereinigung der Centralarmee mit den übrigen Corps nöthigte jedoch Wellington zum Rückzuge. Im März 1813 erhielt S. den Befehl, dem Feldzuge in Deutschland wohnen. Er übernahm an Bessières' Stelle in der Schlacht bei Lützen das Commando i Gardeinfanterie und befehligte in der Schlacht bei Bautzen das Centrum. Nach der Nie König Joseph's bei Vittoria sendete ihn Napoleon jedoch wieder nach Spanien. S. ergrif

Wellington die Offensive, vermochte aber nicht mehr, der feindlichen Uebermacht die Spitze zu bieten. Nach blutigen Gefechten an der Nivelle und Nive sah er sich im Dec. 1813 genöthigt, nach Bayonne zu weichen. Am 26. Febr. 1814 verlor er die Schlacht bei Orthez und mußte sich nun an die obere Garonne zurückziehen. Er stellte sein Heer, das kaum noch 20000 Mann zählte, bei Toulouse auf, wo er 10. April von Wellington geschlagen wurde. Als er den Sturz Napoleon's erfuhr, unterwarf er sich Ludwig XVIII., der ihn 3. Dec. 1814 zum Kriegsminister ernannte. Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba mußte er jedoch als Verdächtiger seine Entlassung nehmen. Er trat nun wieder unter die Fahne des Kaisers und versah in den Schlachten von Ligny und Waterloo den Dienst eines Majorgeneral der Armee. Nach der zweiten Restauration ging S. mit seiner Familie nach Düsseldorf in die Verbannung, durfte aber schon im Mai 1819 zurückkehren. Bei Karl X. wußte er sich besonders in Gunst zu setzen, weil er bei einer Procession, allein unter allen Marschällen, eine Kerze getragen hatte; 1827 ward er zum Pair erhoben, eine Stelle, die er auch nach der Revolution von 1830 behalten durfte. König Ludwig Philipp ernannte den gefeierten Helden 17. Nov. 1830 an Gérard's Stelle zum Kriegsminister, und S. begann nun mit Eifer die Ausbildung und Verstärkung des bisher vernachlässigten Heeres. Nach Périer's Tode erhielt er im Mai 1832 die Präsidentschaft im Cabinet, womit die Politik des Königs selbst einen überwiegenden Einfluß gewann. Indessen widersetzten sich der Finanzminister Humann und die Kammern dem Kostenaufwande, womit er, im Stile des Kaiserreichs, das Heer reorganisiren wollte. Misvergnügt entfernte er sich im Juli 1833 von den Geschäften, trat aber im Herbst wieder ein. In der Sitzung von 1834 mußte er sich abermals zu Reductionen im Budget verstehen, und dies sowie seine Kriegslust rücksichtlich der Intervention in Spanien bewogen ihn, 18. Juli 1834 sein Portefeuille an Gérard abzutreten. Im Mai 1839 übernahm er nach Molé's Sturze die Präsidentschaft und das Portefeuille des Auswärtigen in dem liberalen Cabinet, welches schon im Jan. 1840 an einer Dotationsfrage scheiterte. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Thiers ließ sich S. 29. Oct. 1840 nochmals zur Uebernahme des Portefeuille des Kriegs und der Präsidentschaft bewegen, trat aber, vom Alter gebeugt, 1846 das Kriegswesen, im Sept. 1847 auch die Präsidentschaft ab. Noch ward er zum Maréchal-Général de France ernannt, eine Würde, die vor ihm nur Turenne und Villars bekleidet. Er starb 26. Nov. 1851 auf seinem Schlosse St.-Amans. Seine berühmte Gemäldesammlung, die er in den span. Feldzügen zusammengebracht, trug bei der Versteigerung fast $1\frac{1}{2}$ Mill. Frs. ein. S. war eine naturkräftige Persönlichkeit. Er besaß keine tiefere Bildung, aber um so mehr Scharfblick, Kühnheit und einen glühenden Ehrgeiz, der auch die Triebfeder seiner öffentlichen Laufbahn bildete. Einige Jahre nach seinem Tode begann die Veröffentlichung seiner «Mémoires» (1854 fg.). — Sein Sohn, Napoléon S., Herzog von Dalmatien, geb. 1801, diente unter der Restauration im Generalstabe und betrat 1830 die diplomatische Laufbahn. Er war erst franz. Gesandter in den Niederlanden, dann zu Turin; seit 1844 bekleidete er die gleiche Stelle zu Berlin. Er war vor der Revolution von 1848 Mitglied der Zweiten Kammer, 1850 der Legislativen Nationalversammlung, wo er das Interesse der Orléans vertrat. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zog er sich ins Privatleben zurück und starb 31. Dec. 1857 zu Paris. — Pierre Bénoît S., des Marschalls Bruder, geb. zu St.-Amans 20. Juli 1770, schwang sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs ebenfalls empor und starb als Generallieutenant zu Tarbes 7. Mai 1843.

Soutane heißt ein langer, mit engen Aermeln versehener Leibrock der kath. Geistlichen. Die angehenden Geistlichen tragen einen solchen Rock, der kürzer ist und Soutanelle heißt.

Southampton (engl. Grafschaft), s. Hampshire.

Southampton, Municipalstadt, Parlamentsborough und Hauptort der engl. Grafschaft Southampton oder Hampshire (s. d.), nach London, Liverpool, Hull und Glasgow der bedeutendste Seehandelsplatz des Vereinigten Königreichs, liegt an der mittlern Südküste Englands, $15\frac{1}{2}$ M. (auf der Eisenbahn) südwestlich von London, auf einer von den Aestuarien des Itchen und Test oder Anton gebildeten Halbinsel, nördlich der Trissantonbay oder dem Southampton-Water. Diese Bai wird gebildet durch einen Seearm, der hinter der Insel Wight $2\frac{1}{4}$ M. weit, vom Calshot-Castle bis Redbridge gegen Nordwesten ins Land einschneidet, $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{2}$ M. breit, in der Mitte 40 F. tief ist und überall den größten Kauffahrteischiffen guten Ankergrund bietet. Die Stadt S. hat sich in neuerer Zeit bedeutend über ihre alten Stadtmauern hinaus ausgedehnt, sodaß ihr Umfang $\frac{7}{9}$ M. beträgt. Drei alte Thore bestehen noch und auf der Stelle des alten Sachsenschlosses eine Kapelle. Die Neustadt hat viele geschmackvolle Gebäude, die unregelmäßige

Altstadt viele glänzende Kaufläden und den lebhaftesten Handels- und Schiffahrtsverk
ist überaus reinlich und gut mit Wasser versehen. Unter den 29 Kirchen und Kapellen
merkenswerth die St.-Michaelskirche, deren schlanker Thurm den Seefahrern als La
dient, die Kirche Holyrood, die schöne, 1792 im griech. Stil erbaute Allerheiligenkirche
franz. Kapelle für die hier in Menge verkehrenden Bewohner der Normannischen Inse
Stadt hat ein Rathhaus, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und ein literarisch
schaftliches Institut, beide mit Museum, die neuerdings eröffnete Hartley-Institution
seum, Lesezimmer u. s. w., einen Botanischen Garten, die interessante Anstalt der engl.
aufnahme, ein Theater, ein Kranken- und ein Versorgungshaus und zählt (1861) eine
rung von 46960 E. S. besitzt Schiffswerfte in großen Docks, sehr bedeutende Kutschen
mehrere Maschinenbauanstalten, auch Brauereien und Zuckersiedereien. Insbesondere w
es aber als Handelsplatz und (seit 1840) als Hauptstation der engl. Postdampfer. Unte
Dampfschiffahrtsgesellschaften haben hier ihren Sitz die großartige Peninsular- and O
Steam-Navigation-Compagny, welche (1867) 53 Dampfer von 86411 Tons und ei
thum im Werthe von 3,836084 Pfd. St. besitzt, und die Royal-Mail-Steam-Packet-C
Außerdem besteht von S. aus directe Dampfschiffahrtsverbindung mit Neuyork, Havre,
und Hamburg. Jährlich kommen 8—900 Dampfer an. Durch die Eisenbahn ist S. ei
hafen von London geworden und der Landungs- und Ausladeplatz für die edeln Met
andere Werthproducte aller Erdtheile. 1860 besaß die Stadt selbst 285 Schiffe von
Tons. Ueber 2000 Schiffe liefen aus und ein, im auswärtigen Handel von 666072, im
handel von 311850 Tons Gehalt. Der Werth der Ausfuhr brit. Producte stieg 18
um das Zehnfache und belief sich 1860 auf 2,662676, im J. 1862 auf 3,379503
Die Umgebung der Stadt, wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und Vegetationsfr
rühmt und der «Garten Englands» genannt, ist durch eine Menge von Villen geschmü

Southey (Robert), engl. Dichter, war der Sohn eines Kaufmanns in Bristol, wo e
1774 geboren wurde. Er besuchte die Westminsterschule und seit 1792 die Universität
um Theologie zu studiren. Seine freisinnigen religiösen und polit. Ansichten nöthigten i
schon 1794 die Universität zu verlassen. Er begab sich nach seinem Geburtsorte un
demselben Jahre mit einer Sammlung von Gedichten auf, der er bald ein romantisch
«Joan of Arc» folgen ließ, das sich zwar durch Schönheit der Sprache und Reichthum
bildungskraft empfahl, aber auch von jugendlicher Ueberspanntheit zeugte. Um diese Ze
er ebenfalls ein ultrarevolutionäres Drama «Wat Tyler», welches ihm später vielf
geworfen wurde. Ende 1795 ging er nach Lissabon mit seinem Oheim, dem Kaplan
Factorei Dr. Herbert. Nach seiner Rückkehr trat er als Student der Rechte in Gray's-
machte einen zweiten Ausflug nach Portugal und Spanien, den er in «Letters from
und «A short residence in Portugal» (1798) beschrieb, begleitete 1801 den Schatzkanzl
als Privatsecretär nach Irland und ließ sich hierauf zu Greta bei Keswick nieder, w
ganz der Schriftstellerei widmete und eine ungemeine Fruchtbarkeit entwickelte. 1801 ers
Epos «Thalaba the destroyer», eine arab. Dichtung von großer Schönheit und Orig
1804 seine «Metrical tales», 1805 «Madoc» und 1810 «The curse of Kehama», sein
dichterisches Werk, eine auf Hindusagen beruhende phantastische Erzählung, die sich dur
der Localfärbung auszeichnet. S. hatte unterdessen seine jugendlichen Ueberzeugungen ab
ren, war eifriger Tory und Hochkirchenmann geworden, nahm thätigen Antheil an der
terly Review», und 1813 wurde der ehemalige Jakobiner sogar zum Hofpoeten (Poet-l
ernannt. In dieser Eigenschaft verherrlichte er die Siege Wellington's durch ein schwu
«Carmen triumphale» und schrieb Oden auf den Prinz-Regenten und die verbündete
archen. Ein neues Gedicht «Roderick, the last of the Goths» (1814) fand jedo
Beifall, und seine «Vision of judgment» (1821) ward von Byron mit Recht gegeißelt
letzten größern Gedichte waren «A tale of Paraguay» (1825) und «The pilgrim of
stella» (1829); eine unvollendete Erzählung «Oliver Newman» erschien erst nach sein
(Lond. 1846). Außerdem schrieb er noch eine Unzahl prosaischer Werke, namentlich
liche, wie die gründliche, aber weitschweifige «History of Brazil» (3 Bde., 1810—19)
sehr poetische «History of the Peninsular war» (2 Bde., 1823—28); biographische
«Life of Nelson» (2 Bde., 1813), ein allgemein beliebtes Buch, «Lives of the Britis
rals» (4 Bde.) und «Life of Wesley» (1820); religiöse, wie das «Book of the
(3. Aufl., 1825); sociale, wie die «Letters from England» (3 Bde., 1807), in welche
Charakter eines span. Reisenden annahm, und «Colloquies on the progress of society»

1829); politische, z. B. die «Political essays», und endlich Umarbeitungen mittelalterlicher Romane: «Amadis of Gaul» (4 Bde., 1803), «Palmerin of England» (1807) u. a. Gemischten Inhalts sind «The Doctor» (5 Bde.), vielleicht die anziehendste seiner Schriften, die eine Fundgrube von scharfsinnigen, wiewol oft paradoxen Gedanken und Bemerkungen enthält, und «Omniana» (2 Bde., 1812). Eine so außerordentliche Productivität, wozu noch die Herausgabe der «Specimens of late English poets» (3 Bde., 1807), der «Select works of British poets» (1836) mit kritischen Anmerkungen, der Dichtungen Kirke White's u. s. w. kam, war nur durch die angestrengteste Thätigkeit möglich, die endlich Geist und Körper aufrieb. 1840 wurde S. von einer Lähmung befallen und versank in einen bewußtlosen Zustand, in welchem er bis an seinen Tod verharrte, der zu Greta 21. März 1843 erfolgte. Seine poetischen Werke erschienen gesammelt in London (10 Bde., 1837; neue Aufl. 1854). Sein Briefwechsel wurde von seinem Sohne Charles Cuthbert S. veröffentlicht (6 Bde., Lond. 1849—50).

Souveränetät (vom mittellat. superanus, Höchster, Allerhöchster) bezeichnet im allgemeinen die Eigenschaft oder den Zustand des Nichtübertroffenwerdens durch etwas anderes von gleicher Art. So spricht man von souveränen Mitteln, Gerichtshöfen u. s. w. Seine besondere Bedeutung findet dieses Wort aber im Staats- und Völkerrecht. Unter den unklaren Verhältnissen, wie sie durch den Gegensatz zwischen Papstthum und Kaiserthum, zwischen Kaiserthum und selbständigem Nationalkönigthum, zwischen letzterm und den Wirkungen des Feudalismus entstanden, war auch der häufig angewandte Begriff der S. unklar und schwankend. Heutigentags bezeichnet man mit «souverän» diejenigen Gesammtwesen, welche in rechtlich vollkommener Unabhängigkeit selbständige Subjecte des Völkerrechts sind, und denen zugleich innerhalb ihrer eigenen Grenzen jedes nur speciellere Interesse rechtlich untergeordnet ist. Die S. erscheint hiernach als die charakteristische Eigenschaft des Staats wie seiner Gewalt vom rechtlichen Standpunkte aus, und zwar gleichviel, welches die Macht, Größe, das Alter und die Form des Staats sei. Sie ist demnach auch identisch mit Majestät, und als ihre natur- und vernunftgemäßen Consequenzen treten hervor die Einheit und Untheilbarkeit, die Heiligkeit, die Darstellung durch Menschen und die rechtliche Unmöglichkeit, daß etwas, wenigstens in normalen Verhältnissen, als Staatsact gelte, was nicht vom Träger der S. mittelbar oder unmittelbar sanctionirt ist. Aus der Einheit und Untheilbarkeit der S. folgt die Unmöglichkeit einer rechtlichen Theilung derselben, beziehentlich der Staatsgewalt, sei es nach gleichen oder nach ungleichen Theilen. Als diesen Bestimmungen widersprechend könnte man zunächst auf verschiedene Föderativverhältnisse hinweisen. Allein die Föderation ist entweder selbst oder jedes ihrer Glieder entschieden rechtlich souverän oder es findet ein unfertiger Zustand statt, der in seiner weitern Entwickelung erst die nothwendige Abklärung findet. Ferner stehen jenem Einheitsbegriffe entgegen die sog. Suzeränetätsverhältnisse, in welchen ein Land, bei einem hohen Grade innerer Selbständigkeit, die man Halbsouveränetät nennt, in den auswärtigen Beziehungen von einer andern Staatsgewalt, dem Suzerän, abhängig ist. Doch auch hier ist nur ein längerer oder kürzerer Uebergangszustand zu einem vollkommenen Souveränetätsverhältnisse vorhanden. Endlich könnte man auch die constitutionellen Staaten als dem Begriffe der Staatseinheit zuwider bezeichnen. Aber der Constitutionalismus bezieht sich nicht auf die Einheitsform des Staats und die damit verbundene rechtliche Eigenschaft der S., welche keineswegs eine absolutistische sein muß, sondern auf die Ausübung der wichtigsten Functionen der Staatsgewalt. Es kann daher, dem verfassungsmäßigen Träger der Staatseinheit und Staatsgewalt gegenüber, von einer Volkssouveränetät nur in dem Sinne gesprochen werden, daß der Constitutionalismus die öffentliche Meinung zu einem verfassungsmäßigen, entscheidenden Organ bei Ausübung der bedeutendsten Regierungsrechte gestaltet. Mit der berührten Eigenschaft der Heiligkeit soll rechtlich nur gesagt sein, daß jede Verletzung des Staats und folgeweise des Trägers seiner S. besonders schwere Folgen nach sich ziehen müsse. In der letztbezeichneten Eigenschaft endlich liegt zunächst der Ausschluß sog. fingirter oder unpersönlicher Souveräne, Gottes, der Vernunft, der Gerechtigkeit, des Gesetzes u. s. w. als staats- oder völkerrechtlicher Begriffe und Realitäten. Ebendeshalb aber, weil die S. nur Eine in jedem Staate sein kann und ohne Darstellung durch Menschen rechtlich nicht besteht, so ist der sie darstellende Mensch (Monarch) oder die sie darstellende Gesammtperson (Aristokratie oder Demokratie) rechtlich auch als der alleinige Souverän des bezüglichen Staats zu betrachten, und es müssen alle verfassungsmäßigen Souveränetätsrechte in seiner Hand ruhen. Gewöhnlich nennt man indeß nur die Häupter monarchischer Staaten Souveräne. Wenn man aber in den Geblütsmonarchien auch von souveränen Häusern, regierenden Dynastien spricht, so geschieht dies nur in einem uneigentlichen Sinne des Worts. Denn gerade in der Monarchie kann am wenigsten auch nur der Schein einer

Gesammtsouveränetät mit der Person des Staatschefs zugelassen werden, und es beweist gerade die besondere polit. Gewalt, welche der Staatschef in allen Monarchien über sämmtliche Glieder seiner Familie besitzt und diese mehr noch als die übrigen Unterthanen beschränkt, daß sie weder souverän sind noch regieren. Mit jenen Ausdrücken kann demnach nur jene besondere gesetzliche Eigenschaft einer Familie bezeichnet werden, vermöge welcher sie ein staatlicher Organismus ist, aus welchem in bestimmter Ordnung und ohne irgendwelche Unterbrechung (interregnum) bei Abgang des persönlichen Souveräns der Nachfolger desselben hervorgeht. Der rechtliche Inhalt der S. nach innen, den man im Hinblick auf die monarchische Staatsform auch mit «wesentliche Kronrechte», «wesentliche Prärogative» der Krone und im allgemeinen mit «wesentliche Staatshoheitsrechte» bezeichnet, folgt aus der Natur des Staats, beziehentlich daraus, wie die Auffassung derselben in dem einschlägigen positiven Staatsrecht ihren geltenden Ausdruck gefunden hat. Der Inhalt nach außen ergibt sich nach dem maßgebenden Völkerrecht. In beiden Beziehungen haben sich im Laufe der Zeit manche Verschiedenheiten geltend gemacht. Namentlich hat man bald etwas für ein wesentliches Staatshoheitsrecht erachtet (die absolute rechtliche Unbeschränktheit, die Freiheit der Verhaftung, die Privilegien des Fiscus, die Gesetzesinitiative), was man später nicht mehr dafür hielt, und umgekehrt. Für alle Zeiten und für alle Völker aber muß ausnahmslos der Grundsatz gelten, daß kein Gesammtwesen souverän oder wahrhaft ein Staat ist, welches entweder nur nach innen oder nur nach außen als souverän bezeichnet würde.

Souvestre (Emile), franz. Roman- und Bühnendichter, geb. 15. April 1806 zu Morlaix (Finistère), redigirte längere Zeit ein liberales Provinzialblatt in Brest und begab sich 1836 nach Paris, wo er sich zuerst durch einige Aufsätze über die Bretagne bekannt machte. Aus Localanschauungen und eigenen Erlebnissen schöpfend, erzählte er von dieser Provinz neue, überraschende Dinge, sodaß er sofort einen geachteten Namen unter den Schriftstellern des Tages erwarb. Zu diesen Skizzen und Reisebildern kam später eine lange Reihe von Romanen, Dramen und Vaudevillen, die durchweg einen talentvollen und wohlmeinenden Dichter zeigen. In seinen Romanen (z. B. «Les derniers Bretons», «L'homme et l'argent», «Confessions d'un ouvrier», «Un philosophe sous les toits» u. s. w.) tritt die moralisirende Richtung fast zu stark hervor. Seine dramatischen Dichtungen (z. B. «Henri Hamelin», «L'oncle Baptiste», «La Parisienne», «La mousse» u. s. w.) sind das Widerspiel von den Scribe'schen. Scribe schmeichelt in seinen Stücken stets der Meinung unsers Zeitalters, die alles, was arm und elend und klein ist, auch für schlecht und stets zu Ausbrüchen des Lasters und Aufruhrs geneigt hält und den reichen Mann als den Hauptrepräsentanten der öffentlichen Moral und Sittlichkeit betrachtet. In den Dramen und Vaudevilles von S. hingegen sind die reichen und vornehmen Leute durchgängig Taugenichtse und Sittenverderber. Die Kleinsten und Aermsten, der Handwerker, der Tagelöhner, der Soldat, der Matrose beschämen durch Thaten und Gesinnungen die Hochgestellten. Auch war S. als Bühnendichter bei dem großen Publikum sehr beliebt. Das tumultuarisch und tendenziös Dramatische paßte eigentlich gar nicht für seinen ruhigen Geist, seine langmüthige Phantasie und seinen etwas gesuchten und mühsamen Stil, mit einem gewissen Anstrich von Leichtigkeit und Ungezwungenheit. Auch war er glücklicher im Roman als im Drama, und noch viel mehr im Volksmärchen als im Roman. Fehlt es auch allen seinen Werken an Blitzfunken und Duft, so hat doch S. als Schriftsteller zwischen Bernard und Delavigne seinen Platz, und man kann ihm nachsagen, daß er die kritische und histor. Feder mit Eifer, Einsicht und Redlichkeit geführt hat. Er starb zu Paris 5. Juli 1854.

Souza-Botelho (Adelaïde Marie Emilie, Marquise von), verwitwete **Gräfin Flahault**, geborene Filleul, eine durch Geist und Charakter gleich ausgezeichnete Frau und als Verfasserin werthvoller Romane bekannt, wurde 14. Mai 1761 auf dem Schlosse Longpré in der Normandie geboren. 1784 heirathete sie den Grafen Flahault, der 1793 zu Arras unter Jos. Lebon guillotinirt wurde. Sie selbst floh mit ihrem Sohne nach England, wo sie, von allen Hülfsmitteln entblößt, auf den Gedanken kam, einen Roman zu vollenden, den sie einst angefangen hatte. So entstand ihr Meisterwerk «Adèle de Sénanges, ou lettres de Lord Sydenham» (2 Bde., Lond. 1794; 2. Ausg., Hamb. 1796 u. öfter). In Hamburg, wohin sie sich 1796 begab, schrieb sie dann «Émilie et Alphonse, ou le danger de se fier à ses premières impressions» (3 Bde., Hamb. 1799; 2 Bde., Par. 1805). 1798 wandte sie sich nach Paris zurück, wo sie 1802 den portug. Gesandten **Joze Maria de Souza-Botelho** (geb. 9. März 1758, gest. 1. Juni 1825), einen Verehrer der Dichtkunst und Herausgeber der «Lusiaden» (Par. 1817) des Camoens, heirathete. Sie gab nun nacheinander «Charles et Marie» (Par. 1802); «Eugène de Rathelin» (2 Bde., Par. 1808), nächst der «Adèle» ihr bestes Werk; «Eugénie et Mathilde,

ou mémoires de la famille du comte de Revel» (3 Bde., Par. 1811); «Mademoiselle de Tournon» (2 Bde., Par. 1820); «La comtesse de Fargy» (4 Bde., Par. 1823) heraus und diese gesammelt in den «Oeuvres complètes» (6 Bde. und 12 Bde., Par. 1821—22). Ausgezeichnet ist in allen diesen Romanen die höchst gelungene, geistvolle und zarte Darstellung der Liebe in den höhern Kreisen. Ihre Erfindung ist äußerst einfach; aber in der Ausführung entfaltet sie eine Zartheit und Feinheit des Gefühls, wie selten zu finden. Noch gab sie «La duchesse de Guise» (Par. 1831) heraus, mehr ein Charakter- und Familiengemälde als ein Drama, und einen Roman «Être et paraître» (2 Bde., Par. 1832). Seit 1825 zum zweiten mal verwitwet, starb sie zu Paris 16. April 1836.

Sovereign, s. Sterling.

Sozomĕnos (Hermias), ein christl. Kirchenhistoriker, geb. um das J. 400 n. Chr. zu Bethelia bei Gaza und unter dem Einflusse mönchisch gesinnter Verwandter aufgewachsen, bildete sich auf der Rechtsschule zu Berytus in Phönizien, trat dann als Sachwalter in Konstantinopel auf und starb nach 443 in Palästina. Gleich dem Sokrates setzte er die Kirchengeschichte des Eusebius von 323—439 in neun Büchern fort, eine Arbeit, der es weniger an Eleganz der Form als an kritisch unbefangenem Geiste fehlt. Die beste Ausgabe hat Valesius (Par. 1668) besorgt.

Spaa, eine Stadt in der belg. Provinz Lüttich mit 5787 E., 10 St. von Aachen, 9 von Lüttich entfernt, 1000 F. über dem Meere in einem romantischen Thale gelegen, ist durch seine Mineralquellen, deren Entdeckung und erste Benutzung wahrscheinlich in das 14. Jahrh. fällt, ein weltberühmter Ort geworden. Die vorzüglichsten Quellen sind der Pouhon, die Geronstère, die Sauvenière, der Groesbeeck und die beiden Tonnelets, welche mit Ausnahme der ersten alle mehr oder weniger von der Stadt entfernt liegen. Sie besitzen sämmtlich eine Temperatur von 7—8° R., gehören zu der Klasse der alkalisch-eisenhaltigen Säuerlinge und werden deshalb bei Hypochondrie, Hysterie, Verschleimung, Magenschwäche, chronischem Erbrechen, Bleichsucht, Schleimflüssen der Lungen und des Darmkanals und dauernden Schwächezuständen des Nervensystems, wenn Aufgeregtheit des Bluts, Neigung zu Krämpfen u. dgl. den Gebrauch nicht verbieten, mit Vortheil angewendet. Die angenehme Gegend, die reine Luft, die guteingerichteten Häuser und die Gelegenheit zu Vergnügungen aller Art dienen dazu, nicht nur die Cur zu unterstützen, sondern auch für Gesunde den Aufenthalt angenehm zu machen. Unter dem Namen Spaawasser wird das Wasser des Pouhon nach allen Theilen der Welt versendet und theils als Heilmittel, theils mit Wein und Zucker vermischt als wohlschmeckendes Getränk genossen. Berühmt sind auch die zu S. verfertigten niedlichen Holzwaaren.

Spagnoletto, s. Ribera (Jusepe).

Spahis oder Sipahis hießen sonst die von den Inhabern der türk. Kriegerlehen, den Timarioten und Zaims, zu stellenden Reiter, welche den Kern der Reiterei im türk. Heere bildeten, mit der Umformung des türk. Heerwesens auf europ. Fuß aber und der Aufhebung der Kriegerlehen einer regelmäßigen Reiterei Platz gemacht haben. Ihre erste Organisation erhielten die S. mit den Zaims und den Janitscharen vom türk. Sultan Orchan. Ihr Aufgebot konnte bis auf ungefähr 140000 gebracht werden; selten aber wurden so viele zusammengebracht. Sie wurden im Felde aus dem großherrlichen Schatze besoldet, zerfielen in zwei Klassen, die sich durch die Farbe ihrer Fahnen unterschieden, waren mit Säbel, Lanze, Dscherid oder Wurfspieß, zum Theil mit Pistolen und Flinten, andere aber mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und bildeten einen aller Taktik und Organisation entbehrenden Reiterhaufen, der truppweise zusammenhielt und in geordneten Haufen mit wilder Tapferkeit seinen Angriff machte, aber wenn dieser nicht gelang, in ebenso wilder Flucht sich auflöste. Gegenwärtig nennen auch die Franzosen ihre in Algerien gebildete, von europ. Offizieren geführte leichte Reiterei S. Dieselbe ist zwar in orient. Weise gekleidet, aber vollständig europäisch organisirt und eingeübt und besteht sogar zum großen Theil aus Nationalfranzosen. Ein ähnliches Corps von S. ward im Feldzuge von 1854 von der franz. Regierung zu ihrem Gebrauch und auf ihre Kosten in der Türkei errichtet. Die Engländer nennen ihre aus Eingeborenen gebildeten Truppen in Ostindien Sipoys (s. d.).

Spalătin (Georg), einer der bedeutendsten Beförderer der Kirchenreformation, hieß nach seinem Familiennamen Burckhard, nach seinem Geburtsorte Spält im Bisthum Eichstädt Spalatin. Sein Vater war ein Rothgerber. Geboren 1484, gebildet von 1497—1502 im Kreise der Humanisten zu Nürnberg und Erfurt, war er zuerst Hauslehrer in Erfurt, dann Lehrer im Kloster Georgenthal bei Gotha und seit Empfang der Priesterweihe (1507) auch Pfarrer in dem benachbarten Dorfe Hohenkirchen. Auf die Empfehlung des Kanonikers Mutian zu Gotha kam er schon 1508 an den kursächs. Hof, wurde hier zunächst als Erzieher des Kurprinzen Johann

Friedrich angestellt, dann auch 1511 beauftragt, an der Bildung der Herzoge Otto und Ernst von Braunschweig-Lüneburg mitzuwirken, die am kursächs. Hofe und in Wittenberg ihre Erziehung fanden. Gleichzeitig erhielt er das Kanonikat zu Altenburg. In dieser Zeit nahm seine auf die Heilige Schrift, die Werke Augustin's und die deutsche Mystik gegründete theol. Ueberzeugung die Haltung an, welche ihn zu einem treuen Freunde der wittenberger Lehrer und der Reformation machte. Friedrich der Weise erhob ihn 1514 zum Hofkaplan, Bibliothekar und geheimen Secretär, Johann der Beständige 1525 zum evang. Oberpfarrer und Superintendenten von Altenburg. Darauf verheirathete er sich mit Katharina Heidenreich, der Tochter eines dortigen Bürgers. Friedrich den Weisen hatte er fast auf allen Reichstagen begleitet; unter Johann dem Beständigen nahm er an den Reichstagen von Speier und Augsburg, unter Johann Friedrich am Fürstentage zu Schmalkalden (1537) theil und von 1527—39 entwickelte er eine erfolgreiche Thätigkeit bei der Kirchenvisitation der sächs. Lande. Dabei beschäftigten ihn wichtige histor. Arbeiten und ein bedeutender Briefwechsel. Seine wichtigsten Schriften sind seine Biographien von Friedrich dem Weisen (kritisch herausg. von Neudecker und Preller, Jena 1851) und Johann dem Beständigen, seine «Christlichen Religionshändel» oder «Religionssachen», von Cyprian irrig «Annales reformationis» (Lpz. 1718) genannt, seine Geschichte der Päpste und Kaiser des Reformationszeitalters und seine Briefe. Er starb 16. Jan. 1545. Vgl. die biographischen Schriften von Schlegel (Jena 1693) und Wagener (Altenb. 1830).

Spalato oder Spalatro, slaw. Split, die Hauptstadt eines Kreises des österr. Königreichs Dalmatien (welcher auf 94½ Q.-M. im J. 1857 173423 Civileinwohner zählte und in 12 Bezirke zerfällt), der Sitz eines Bisthums, des Kreisvorstehers und des Kreisgerichts, einer polit. und einer Stadtprätur, einer Finanzbezirksdirection, eines Hafen- und Seesanitätsamts und einer Handels- und Gewerbekammer, zählt 11000 E. (als Gemeinde 15784 E. ohne Militär im J. 1857) und ist halbmondförmig auf einer Halbinsel erbaut, die nördlich vom Golf oder Kanal von Salona, südlich vom Kanal von Brazza bespült wird und mit dem 564 F. hohen Berge Marian endet. So reizend gelegen, besteht doch das Innere der Stadt aus einem Gewirr enger, winkeliger und schmuziger Straßen, die in die Alt- und Neustadt und die Vorstädte zerfallen. S. besitzt ein bischöfl. Seminar, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine nautische Schule, ein Antikenmuseum mit Denkmälern aus der Umgegend, meist aus Salona, mehrere werthvolle Privatsammlungen, ein weitläufiges Lazareth, eine ungeheuere Kaserne, ein Fort und am Fuße des Berges Marian eine als Bad dienende kalte Schwefelquelle. Der Hafen hat jetzt bei weitem nicht mehr die Bedeutung wie ehemals, da er durch Verschlämmung für Hochseeschiffe nicht mehr zugänglich ist; gleichwol führt die Stadt den bedeutendsten Handel Dalmatiens und ist ein Stapelplatz für Güter aus Italien nach der Türkei. S. ist auch ausgezeichnet durch seinen Reichthum an antiken Baudenkmälern. Die Stadt hat ihren Namen von Palatium, dem großartigen Residenzpalast des röm. Kaisers Diocletianus, einem der bedeutendsten des Alterthums, hinter dessen festen Ringmauern die Einwohner der um 640 von den Avaren zerstörten Stadt Salona sich ansiedelten. Noch sind die Reste dieses großartigen Baues mit ausgezeichneten Kunstarbeiten vorhanden. Außerdem sieht man noch die Trümmer der aus ungeheuern Quadern erbauten Diocletianischen Wasserleitung und anderer Alterthümer.

Spalding (Joh. Joach.), prot. Theolog des 18. Jahrh., geb. zu Triebsees in Schwedisch-Pommern 1. Nov. 1714, studirte zu Rostock und Greifswald Theologie, erwarb sich aber auch zugleich in andern Wissenschaften gründliche Kenntnisse. Nachdem er mehrere Schriften über Kirchengeschichte, Philosophie und Moral herausgegeben, war er eine Zeit lang Secretär bei dem schwed. Gesandten in Berlin, nachmaligem Reichsrath Rudenskiold, und nahm dann 1740 eine Predigerstelle zu Lassahn in Schwedisch-Pommern an, von wo er 1757 als Präpositus und erster Prediger nach Barth kam. Von jetzt an trat er mit Glück auch als theol. Volksschriftsteller auf. 1764 wurde er zum Pastor Primarius und Propst an der Nikolaikirche in Berlin erwählt und später erhielt er auch eine Stelle im Oberconsistorium. Mit ebenso großer Herzlichkeit als Klarheit wirkte er für religiöse Aufklärung, bis er 1788 durch das preuß. Religionsedict veranlaßt wurde, sein Amt niederzulegen. Als 90jähriger Greis starb er 26. März 1804. In der Literatur- und Bildungsgeschichte des nördl. Deutschland wird S.'s Name stets mit Achtung genannt werden; denn seine Verdienste um die praktische Philosophie und fruchtbare Darstellung der Religionslehre sind unleugbar. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die «Predigten»; das Werk «Die Bestimmung des Menschen» (Greifsw. 1748); ferner «Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum» (Lpz. 1761); «Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts» (Berl. 1772); «Religion, eine Angelegenheit des Menschen» (Lpz. 1797)

u. s. w., die sämmtlich viele Auflagen erlebten. Vgl. seine «Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt», herausgegeben von seinem Sohne (Halle 1804). — Sein Sohn, Georg Ludwig S., geb. 1762, gest. 7. Juni 1811 zu Berlin als Professor am Grauen Kloster und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, war ein gründlich gebildeter, geistreicher und scharfsinniger Philolog, der sich durch seine gelehrte Schrift «Vindiciae philosophorum Megaricorum» (Halle 1792) und durch die Ausgabe der Rede des Demosthenes «In Midiam» (Berl. 1794; neue Ausg. von Buttmann, Berl. 1823) bekannt, ganz vorzüglich aber um die Kritik und Erklärung der Werke des Quinctilianus verdient machte.

Spallanzani (Lazaro), ein berühmter Naturforscher und Physiker, geb. zu Scandiano im Herzogthum Modena 10. Jan. 1729, studirte zu Bologna, lehrte nachher die Naturwissenschaften zu Reggio, Pavia und Modena und zog durch seine neuen Entdeckungen eine Menge Zuhörer und Bewunderer dahin. 1779 durchreiste er einen Theil der Schweiz, und 1785 machte er eine Reise nach Konstantinopel, Korfu und Cypern. Er beschrieb die Merkwürdigkeiten dieser Gegenden in geol. und naturhistor. Hinsicht. Nachdem er auch die Gegend des alten Troja gesehen und einen Theil Deutschlands besucht hatte, begab er sich nach Wien zu Kaiser Joseph II. und von dort zurück nach Pavia, wo er das Museum mit vielen mineralischen Seltenheiten der Vulkane bereicherte, zu welchem Zweck er 1788 auch noch eine Reise nach Neapel, Sicilien und in die Apenninen unternahm. Er starb 17. Febr. 1799. Durch die Beschreibung seiner «Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini» (6 Bde., Pavia 1792; deutsch, Lpz. 1795) hat er sich um die Naturkunde höchst verdient gemacht. Seine Entdeckungen, Versuche und Schriften über das Verdauungsgeschäft, über die Fortpflanzung der Frösche, die Infusionsthierchen, den Kreislauf des Blutes und seine Beobachtungen über einen den Fledermäusen eigenen Sinn sind gleichfalls für den Naturforscher von der größten Wichtigkeit.

Spandau, Festung und Hauptstadt des Osthavelländischen Kreises im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, an der Mündung der Spree in die Havel und an der Berlin-Hamburger Eisenbahn, $1\frac{1}{2}$ M. westl. von Berlin und $2\frac{1}{2}$ M. im Nordnordosten von Potsdam gelegen, hat eine starke Citadelle auf einer Insel und verschiedene andere Befestigungen, die in neuester Zeit fortwährend beträchtlich erweitert und verstärkt wurden, und zählte (1864) mit Einschluß der 3474 Militärangehörigen 16076 E. (im J. 1816 nur 6250), darunter 900 Katholiken. Sie ist der Sitz eines Festungscommandanten, eines Kreisgerichts, eines Domänenrentamts und hat zwei evang. und eine kathol. Kirche, unter erstern die sehenswerthe Nikolaikirche aus dem 16. Jahrh., seit 1862 ein Gymnasium (1853 als Progymnasium gegründet) sowie eine große Straf- und Besserungsanstalt. Ferner befinden sich hier eine königl. Geschützgießerei und Bohranstalt, eine große Gewehrfabrik, eine Pulverfabrik und seit 1851 eine Zündhütchen-, jetzt Zündspiegel-(Linsen-)Fabrik, die Militärschießschule (für Infanterie), ein Militärhospital und eine Kaserne, neue, sehr schöne Gebäude. Die Stadt selbst besitzt 40 industrielle Etablissements sehr mannichfaltiger Art, darunter solche für Zwirnsfabrikation, Teppichweberei, Strumpfwirkerei, mehrere Tabacksfabriken, Brauereien und Brennereien. Außerdem beschäftigen sich die Einwohner auch mit Schiffbau, Fischerei und Schiffahrt. Der Handelsverkehr wird theils durch nicht unbedeutende Viehmärkte, theils durch die Eisenbahn sehr belebt. S. ist eine der ältesten Städte der Mittelmark, erhielt 1232 Stadtrecht, wurde 1318 mit Mauern und Wällen umgeben und 1577—83 durch den Grafen Rochus von Lynar mit Festungswerken versehen, die indessen öfters der Veränderung unterlagen. Die Stadt war mehrfach die Residenz der ersten Kurfürsten aus dem Hohenzollernschen Hause. Joachim II. trat hier 1. Nov. 1539 zur Reformation über. Am 6. Mai 1631 räumte Georg Wilhelm die Festung den Schweden ein, die sie bis 1635 besetzt hielten. Am 25. Oct. 1806 ergab sich dieselbe mit ihrer 600 M. starken Garnison unter Major von Beneckendorf auf die erste Aufforderung des franz. Marschalls Lannes. Nachdem sie 1. April 1813 von den Preußen und Russen unter General von Thümen eingeschlossen worden, wurde sie 26. April von den Franzosen übergeben. Vgl. Zech und Günther, «Geschichtliche Beschreibung der Stadt und Festung S.» (Spandau 1847).

Spangenberg (Aug. Gottlieb), Bischof der Brüdergemeine zu Barby, geb. zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein 1704, studirte zu Jena Theologie und wurde 1732 Adjunct der theol. Facultät zu Halle und Inspector des Waisenhauses. Nachher wendete er sich der Brüdergemeine zu, machte mehrere Reisen in Europa und Amerika, wurde 1744 Bischof und starb 18. Sept. 1792 zu Bertholdsdorf. Die Brüdergemeine verdankt der Thätigkeit und Einsicht dieses Mannes, der die allgemeinste Achtung sich erwarb, ihre Reinigung von manchen Auswüchsen. Er schrieb unter anderm das «Leben Zinzendorf's» (2 Bde., Barby 1772) und

«Begriff der christl. Lehre in der Brüdergemeine» (Barby 1779). Vgl. Ledderhose, «Das Leben Aug. Gottlieb S.'s» (Lpz. 1846).

Spangenberg (Cyriacus), Theolog und Historiker, geb. 17. Juni 1528 zu Herden im Fürstenthume Kalenberg, studirte Theologie zu Wittenberg und wurde zunächst Lehrer, dann Prediger in Eisleben, hierauf Pastor in Mansfeld und zugleich Generaldekan. Als ein Anhänger des Flacius kam er in die ärgsten Bedrängungen, sodaß er 1575 flüchtig werden mußte. Da er auch anderwärts seiner Lehren und Streitigkeiten wegen vertrieben worden war, ging er nach Strasburg, wo er 10. Febr. 1604 starb. Abgesehen von seinen theol. Schriften, sind zu erwähnen der «Adelsspiegel» (2 Bde., Schmalkald. 1591) und seine Chroniken von Henneberg, Holstein, Verden, Querfurt, Sangerhausen und Mansfeld.

Spanheim (Ezechiel), ein berühmter Gelehrter und Staatsmann, geb. 7. Dec. 1629 zu Genf, folgte 1642 seinem Vater Friedrich S., einem sehr kenntnißreichen, aber streitsüchtigen Theologen, nach Leyden, wo er namentlich an Salmasius und Heinsius Rathgeber fand. Schon 1651 wurde er als Professor der schönen Literatur in seine Vaterstadt zurückberufen und 1652 auch in den Großen Rath daselbst gewählt. Einige Jahre darauf übertrug ihm der Kurfürst von der Pfalz die Erziehung seines Sohnes und schickte ihn zugleich in wichtigen Angelegenheiten nach Italien, wo er die Mußestunden zur Erweiterung seiner antiquarischen Kenntnisse benutzte. Nachdem er 1665 nach Heidelberg zurückgekehrt, trat er später in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, als dessen Gesandter er neun Jahre zu Paris verweilte, worauf er, zum Staatsminister ernannt, den Friedensverhandlungen zu Ryswijk beiwohnte. Zuletzt wurde er vom Könige von Preußen, Friedrich I., 1702 als Gesandter nach London geschickt, wo er 7. Nov. 1710 starb. S. besaß gründliche Gelehrsamkeit, vorzüglich in der Staaten- und Rechtsgeschichte und in dem Münzwesen des Alterthums. Seine Hauptwerke sind die «Dissertationes de usu et praestantia numismatum antiquorum» (Rom 1664; beste Ausg., 2 Bde., Lond. und Amsterd. 1706—17) und die Schrift «Orbis Romanus» (Lond. 1704; Halle 1728). Ebenso sind noch schätzbar seine Ausgaben des Julianus (Lpz. 1696) und des Kallimachus (2 Bde., Utr. 1697) sowie die franz. Uebersetzung der «Caesares» des Julianus (Heidelb. 1666; beste Ausg., Amsterd. 1728). Auch machte Küster in seiner Bearbeitung des Aristophanes (Amsterd. 1710) S.'s reichhaltige Commentare zu mehrern Komödien dieses Dichters bekannt. — Sein jüngerer Bruder, Friedrich S., geb. 1632 zu Genf, kam ebenfalls nach Leyden, und erhielt schon 1656 die Professur der Theologie in Heidelberg, ging aber in gleicher Eigenschaft 1670 nach Leyden zurück, wo er 18. Mai 1701 starb. Als Lehrer ebenso wie als Schriftsteller erwarb er sich in der theol. Literatur, namentlich im Fache der Kirchengeschichte, einen bedeutenden Namen. Seine einzelnen Schriften, mit Ausnahme der in franz. Sprache verfaßten, finden sich in der Ausgabe seiner Werke (3 Bde., Leyd. 1701—3) gesammelt.

Spanien. Das Königreich S. wird im Norden vom Biscayischen Meerbusen und Frankreich, im Osten vom Mittelmeere, im Süden von demselben Meere, dem Gebiete und der Straße von Gibraltar und dem Atlantischen Ocean, im Westen aber von letzterm und Portugal begrenzt. Es erstreckt sich von 36° 1′ 20″ bis 43° 47′ 40″ nördl. Br. und 8° 9′ bis 21° 1′ 10″ östl. L. und hat nach neuern Angaben ein Areal von 8980,9 Q.-M., mit den dazugehörigen, im Mittelmeer gelegenen Balearischen und Pityusischen Inseln aber von 9068,4 und mit den administrativ dazu gerechneten Canarischen Inseln von 9200,4 Q.-M. Die Pyrenäische Halbinsel, deren bei weitem größten Theil S. einnimmt, bildet ein unregelmäßiges, mit seinen vier Seiten ziemlich nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck mit geringer maritimer Gliederung (der ganze Küstenring umfaßt nur 492$^3/_8$ M.) und besteht beinahe gänzlich aus einem Hochlande, dessen Kern von einem großen Plateau gebildet wird. Dieses Centralplateau, das von Norden nach Süden terrassenförmig bis zum Tieflande Andalusiens sich herabsenkt, von Osten nach Westen aber allmählich zum Atlantischen Ocean sich abdacht und ein Areal von etwa 4200 Q.-M. sowie durchschnittlich 2500 F. absolute Höhe hat, wird im Norden und Süden von Randgebirgen umgeben, und in der Mitte von mehrern Gebirgszügen durchzogen, die sämmtlich die Richtung von Westen nach Osten haben, während sein hoher Ostrand weniger von Gebirgsketten gebildet wird als von einem steilen, in verschiedene Gebirgszüge auslaufenden Abfall nach den Küstenebenen Valencias und Murcias am Mittelländischen Meer. Die Basis dieses Plateau ist im Norden die große Gebirgskette, welche von der Nordwestecke des pyrenäischen Vierecks, dem Cap Finisterre, in einer Länge von 136 M. bis zum Cap Creuz, der Nordostecke, in der Richtung von Westen nach Osten sich hinzieht, den Nordrand S.s nach dem Biscayischen Meerbusen und Frankreich bildend. Derselbe zerfällt in zwei Theile, einen westlichen und einen

östlichen. Jener, im allgemeinen unter dem Namen des Cantabrischen Gebirgs bekannt, bedeckt in verschieden verschlungenen Ketten die nordwestlichste Provinz S.s, Galicien, und zieht dann ostwärts durch Asturien, das nördl. Leon und Altcastilien und die baskischen Provinzen bis an die Südostecke des Biscayischen Meerbusens. Von da an läuft es, unter dem Namen der Pyrenäen (s. d.), weiter in derselben Richtung bis zum Mittelländischen Meere und bildet die Grenze zwischen S. und Frankreich. Dieses aus einer Reihe Ketten- und plateauartiger Berglandschaften bestehende und in seinen einzelnen Theilen verschieden benannte Cantabrische Küstengebirge, das etwa in der Mitte bis zu Alpenhöhe sich erhebt (in der Peñas de Europa 7104—8034 F., in der Sierra de Peña Marela angeblich 8880 F.), sonst aber ein Mittelgebirge von 4—6000 F. Kammhöhe bildet, fällt nach Norden mit kurzen, steilen und ungemein zerklüfteten Felsenterrassen in der Form von Querjochen, zwischen denen sich stellenweise kleine Küstenebenen und eine Menge tiefeinschneidender Seearme oder Hafenbuchten (Rias) befinden, zum Biscayischen Meerbusen herab. Im Süden dagegen steht sein Fuß auf der großen durchschnittlich 2560 F. hohen Hochebene von Leon und Altcastilien, dem Flußgebiet des Duero, einer kahlen, dürren, mit Felsblöcken und Rollkieseln besäeten, steppenähnlichen Fläche, deren einförmiges Niveau nur selten von niedrigen Hügeln und nicht einmal von bedeutenden Thaleinschnitten unterbrochen wird. Nur weiterhin nach Westen, besonders in Portugal, wo der untere Duero und seine Nebenflüsse tiefere Thalfurchen bilden, wird die ununterbrochene Hochebene durch diese Flußthäler in verschiedene kleinere Hochflächen gesondert, deren steiler Abfall gegen die Küstenebene am Atlantischen Meer dann wie ein Gebirge erscheint. An der Ostgrenze der altcastil. Hochebene findet dagegen eine wechselvollere Bodenform statt. Hier steigt der Boden nach Nordosten zu allmählich bis zur Wasserscheide zwischen Duero und Ebro an, und niedrige, nur etwa 500—1000 F. sich über das Plateau erhebende Bergzüge, die jedoch kein geschlossenes Gebirge bilden, sondern durch weite plateauartige Einsenkungen getrennt sind, erstrecken sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von der Südseite des Cantabrischen Gebirgs bis zum castil. Scheidegebirge, steiler nach dem Ebrothale als nach der Hochebene abfallend. Im Süden dagegen wird die Hochebene von Leon und Altcastilien durch das castil. Central- oder Scheidegebirge begrenzt und von der Hochebene Neucastiliens und Estremaduras getrennt. Dieses Gebirge, das allmählich und sanft von Norden her aufsteigt, aber jäh und steil in die Hochebene von Neucastilien und Estremadura hinabstürzt, ist eine Anhäufung von vielen, verschiedene Namen führenden Bergzügen, deren Hauptmassen etwa zwischen 40 und 41° nördl. Br. in der allgemeinen Richtung von Osten nach Westen vom Ostrande des Plateau bis zum Atlantischen Ocean streichen. In der Mitte, nördlich von Madrid, wo das Gebirge den Namen Somo-Sierra und Sierra de Guadarrama führt, ist es am schmalsten, aber auch wahrscheinlich am höchsten, indem es sich im Pic von Peñalara bis 7334 F. erhebt. Je weiter nach Westen, desto mehr Vorberge reihen sich dem Südfuße des Gebirgs an. Hier befinden sich die wilden, zerrissenen Sierren von Gredos (angeblich bis 8000 F.), Francia und Gata, von welcher letztern aus das Scheidegebirge sich unter dem Namen der Sierra-Estrelha (7200 F. hoch) nach Portugal und bis zum Atlantischen Ocean zieht. In seinem östl. Theile dagegen geht das Scheidegebirge in die Plateaurücken über, die, sanft von der neucastil. Hochebene aufsteigend, nach der entgegengesetzten Seite aber terrassenförmig ins Ebrothal und steil nach der Küstenebene Valencias hinabfallend, als eine südöstl. Fortsetzung der die altcastil. Hochebene auf ihrer Nordostseite begrenzenden Bergzüge die Hochebene Neucastiliens im Osten begrenzen und mit denselben das hohe Quellland der Halbinsel sowie ihre Wasserscheide nach dem Atlantischen Ocean bilden (Iberisches Gebirgssystem). Die ganze breite Gebirgsmasse des östl. Theils des castil. Scheidegebirgs, die bis zu einer Scheitelfläche von 4400 F. ansteigt, ist kahl und größtentheils ohne bedeutende Thal- und Gipfelbildung und wird erst weiterhin nach Osten, wo sie in das Gebirgsland zwischen Südaragonien, Nordvalencia und Nordostneucastilien übergeht, mannichfaltiger. Zahlreiche, vielnamige, durch tiefe, labyrinthische Thäler getrennte Gebirgsmassen, von denen die Sierra de Albarracin und die Peña-Golosa die bedeutendsten sind, thürmen sich hier in mannichfaltiger Verflechtung bis zu einer Höhe von 6—7000 F. auf und breiten sich bis gegen die Ebromündung und in die Nähe des Meeres aus. Die ganze Hochebene von Neucastilien und Estremadura, sowol der Lage als der Höhe nach der mittlere Landstrich der ganzen Halbinsel, hat eine durchschnittliche Höhe von 2480 F. und gleicht im allgemeinen der altcastilischen. Dürre, staubige, wasserarme Ebenen nehmen hier wie dort die Mitte der Hochebene ein und steigen im Osten zu einem höhern Landstriche an, dem Plateaurücken von Cuenca, welcher in Gestalt öder, hoher Bergsteppen, aus denen nur niedrige Hügel und unzusammenhängende Felskämme sich erheben, den hohen Ostrand der Hochebene bildet, von

wo sich dieselbe mit steilen, wild zertrümmerten, zungenförmigen Vorsprüngen gegen die schmale, aber lange Küstenebene Valencias hinabstürzt. Dagegen ist die neucastil. Hochebene dadurch von der altcastilischen unterschieden, daß ihre Oberfläche theilweise minder einförmig gestaltet. Im Westen derselben verwandeln sich die kahlen Flächen in ein hügeliges, mit niedern Felskämmen bedecktes und von tiefen Schluchten zerrissenes Gelände, welches unter verschiedenen Namen (Sierra de Toledo, de Guadalupe u. s. w.) die Wasserscheide zwischen Tajo und Guadiana bildet, deren beider Flußgebiete die Hochebene von Neucastilien und Estremadura zum größten Theil ausmachen. Im Süden wird die neucastil. Hochebene von dem andalusischen Scheidegebirge oder dem Marianischen Gebirgssystem begrenzt, das, im Osten ausgehend von den Plateaumassen Murcias, dem Südostrand der neucastil. Hochebene, sich längs der Südseite der letztern bis zum Durchbruchsthal des Guadiana und jenseit desselben in Portugal als Algarbisches Gebirge bis zum Atlantischen Ocean hinzieht, tief in das Flußthal des Guadalquivir, das andalusische Tiefland, abfallend. Dieses Gebirge ist im ganzen nicht von beträchtlicher Höhe und übersteigt in der Sierra-Morena (s. d.), seinem mittlern höchsten Theile, wol nirgends die Höhe von 3000 F. Das bätische oder andalusische Tiefland, im Bassin des Guadalquivir, hat in seinem obern Theile, wo es ein wellenförmiges Hügelland bildet, bei Andujar nur eine Höhe von 500 F. Unterhalb Cordovas aber bis zur Mündung des Guadalquivir in den Atlantischen Ocean wird es zur völligen Tiefebene mit einer Marschebene im Westen und einer sandigen Strandwüste im Osten des untern Guadalquivir. Im Süden wird es von dem bätischen Gebirgssystem oder dem Hochlande von Granada umwallt, das im Osten von dem Plateau von Murcia sich erhebt und in der Richtung nach Westen bis zur Straße von Gibraltar sich zieht. Dieses Hochland, welches aus mehrern Ketten besteht, die verschiedene Namen führen, hat in der Sierra-Nevada (s. d.), die sich im Cumbre de Mulahacen, dem höchsten Berge der Pyrenäischen Halbinsel, bis zu 11000 F. und im Picacho de Veleta bis zu 10728 F. erhebt und demnach über die Schneeregion hinausreicht, seinen Kern. Im ganzen fällt das andalusische oder granadinische Hochland nach Süden in steilen Absätzen (s. Alpujarras) zum Mittelländischen Meer herab, nur streckenweise eine schmale Küstenebene übriglassend, während es im Norden in niedrigern Vorbergen von mannichfaltigern Formen und mit reizenden Gegenden, wie z. B. der köstlichen Vega von Granada, zum Tieflande des Guadalquivir sich abdacht. Im Südosten des andalusischen Hochlandes erhebt sich ganz isolirt der Fels von Gibraltar (s. d.). Wie im Süden, so wird das große Plateau des innern S. auch in seinem Nordosten von einem Tieflande, dem untern Bassin des Ebro (s. d.), begrenzt. Indem nämlich das Cantabrische Gebirge sich ostwärts zu den Pyrenäen verlängert, südostwärts aber von demselben sich der Nordostrand des Plateau bis zum Mittelländischen Meere im Norden Valencias zieht, entsteht dazwischen eine große Einsenkung, das Flußgebiet und Thal des Ebro, das in seinem obern Theile in Altcastilien, Alava und Navarra noch ziemlich den Charakter eines Hochthals mit Hochebenen trägt, weiter hernnter aber, wo Aragonien und Catalonien das Ebrogebiet ausfüllen, zur völligen Tiefebene wird, zu der sich von Norden her die Pyrenäen in mannichfachen Ausläufern sanft abdachen, während der Nordostrand des Plateau von Innerspanien von Süden her in steilern Terrassen dahin abfällt. An ihrem Ostende am Mittelländischen Meere wird die Tiefebene des Ebro durch Bergzüge, die von Norden und von Süden her an der Meeresküste sich hinziehen, so verengt, daß nur ein schmaler Raum für die Ebromündung übrigbleibt.

Die Flüsse der Halbinsel laufen, mit Ausnahme der Küstenflüßchen des Cantabrischen Gebirgs und des andalus. Hochlandes, sämmtlich von Osten nach Westen oder von Westen nach Osten, je nachdem sie den West- oder Ostabhang des großen Plateau von Innerspanien herabfließen. Von den fünf großen Strömen entspringen Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir sämmtlich auf dem Ostrande des Plateau und ergießen sich nach einem westwärts gerichteten Laufe in den Atlantischen Ocean. Nur der einzige Ebro, der in der Ecke zwischen dem Cantabrischen Gebirge und dem Nordostrande des Plateau von Altcastilien entspringt, nimmt seinen Lauf nach Osten und ergießt sich ins Mittelländische Meer. Von den mittelgroßen Flüssen sind nur der in den Gebirgen Galiciens entspringende Miño, welcher in den Atlantischen Ocean fällt, und die in Valencia ins Mittelländische Meer sich ergießenden Flüsse Segura, Xucar und Guadalaviar zu erwähnen. Sämmtliche Flüsse der Halbinsel, die im allgemeinen nicht gut bewässert, sind, mit Ausnahme des Guadalquivir, nur auf kurzen Strecken schiffbar, wasserarm, aber heftigen Anschwellungen in der Zeit der Regen unterworfen. Sie dienen daher nur wenig zu Verkehrsstraßen. Sehr arm ist die ganze Halbinsel auch an größern stehenden Gewässern. Bedeutendere Seen gibt es nur im Süden und Südosten S.s. Es sind dies die Strandseen Albufera

(s. d.) in Valencia, Mar-Menor in Murcia (nordöstlich von Cartagena), 3 M. lang und 1 M. breit, und in Andalusien nordwestlich von der Straße von Gibraltar die Laguna de la Janda, von 3½ M. Umfang. Von den Schiffahrtskanälen sind bemerkenswerth der Kaiserkanal oder Kanal von Aragonien, der San-Carloskanal im Delta dieses Flusses und der Castilianische Kanal (Canal de Castilla), welcher bei Alar del Rey aus dem Duerozufluß Pisuerga tritt und an demselben unweit Simancas endet. Dieser Kanal nimmt nahe oberhalb Palencia den von Medina de Rioseco kommenden Kanal de Campos auf und wird mit größtem Vortheil zum Transport der Producte Altcastiliens benutzt, besonders seitdem Alar del Rey Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Santander geworden ist. Die Gesammtlänge aller schiffbaren Kanäle und Flüsse S.s belief sich 1859 auf 93,4 M. Von großer Bedeutung sind die zahlreichen Bewässerungskanäle. S. hat überhaupt die meisten und großartigsten Bewässerungsanstalten in ganz Europa aufzuweisen, von denen die staunenswerthesten und complicirtesten noch von den Mauren herstammen. Besonders hervorzuheben sind die Bewässerungssysteme in der Huerta von Valencia, in den Ebenen von La Plana, Vinaroz und Benicarló in Valencia, in der Ebene von Tarragona in Catalonien u. s. w. Das großartigste Bewässerungswerk der Neuzeit ist der Kanal de Isabel II., welcher, 1851—59 mit einem Kostenaufwand von 146,254442 Realen hergestellt, das Wasser des Lozoyaflusses vom Fuße des Guadarramagebirgs, 14 Leguas weit, mittels Brücken und Tunnels nach Madrid in ein großes Bassin und Reservoir führt, von wo es in unzähligen Röhrenleitungen durch die ganze Stadt und deren Umgebungen verbreitet wird. Sehr zahlreich sind in S. die Mineralquellen (nach Miñano 1500 an Zahl). Von den untersuchten Quellen ist die kälteste die Fuente de Lapiorta (5° R.) in Guipuzcoa, die heißeste die Fuente de Leon (56° R.) zu Caldas de Mombuy in Catalonien. (S. Caldas.)

Das Klima S.s ist im allgemeinen das der wärmern gemäßigten Zone, unterliegt aber je nach der Erhebung des Bodens und der Lage der Gebirge und Ebenen größern oder geringern Verschiedenheiten. Milde Luft, doch, da das Thermometer im Winter unter den Gefrierpunkt sinkt, noch nicht zur Erzeugung von Südfrüchten warm genug, findet man in den mittlern und niedern Theilen des durch die Seeluft feuchtern cantabrischen sowie des pyrenäischen Gebirgslandes, während die höhern Theile ziemlich rauh sind. Milder und lieblicher, fast ewiger Frühling, ist das Klima der Küstenebene von Valencia und Murcia. Die dürren, wald- und überhaupt zum großen Theile vegetationslosen Hochebenen der beiden Castilien und Estremaduras entbehren dagegen oft mehrere Monate, ja mitunter halbe Jahre lang des Regens. Die Hitze ist auf diesen Plateaux im Sommer unerträglich, oft über 36° R. steigend, während der Winter häufig kalt, nicht selten von Schnee begleitet ist. Diese Hochebenen tragen ganz den Charakter eines excessiven Continentalklimas. Das Tiefland von Andalusien und der Südabfall des andalusischen Hochlandes haben dagegen ganz ein nordafrik. Klima; mild im Winter (nicht leicht unter 9,6° R.) und sehr heiß und trocken im Sommer, dessen Mitteltemperatur indeß nicht leicht über 19,6° R. steigt. Unter den S. eigenthümlichen Winden sind der Gallego, ein schneidender Nordwind, der über Galicien herkommt, und der Solano, der span. Sirocco, zu erwähnen. Erdbeben sind besonders im Süden von Valencia und in Murcia häufig und furchtbar; so z. B. das von 1829. Der Boden S.s, besonders auf den Hochebenen, die baumlos, theilweise Steppen, streckenweise Wüsten sind, kann im allgemeinen nicht fruchtbar genannt werden. Nur der Abhang der Nordküste S.s, also die Berge und Thäler der baskischen Provinzen, Nordcastiliens, Asturiens und Galiciens, die durch feuchte Seewinde erfrischt werden, machen hiervon eine Ausnahme. Hier sowie auch an manchen Stellen der höhern Pyrenäen findet man allein noch bedeutende Waldungen, während die meisten übrigen Gebirge S.s entwaldete nackte Felsen sind. Außerdem sind nur einzelne Strecken, wo künstliche Bewässerung möglich und erhalten ist, fruchtbar zu nennen. So in Aragonien und Catalonien, vorzüglich aber in der Küstenebene von Valencia, dem nebst den baskischen Provinzen bestangebauten Landstriche S.s; ebenso in einigen Gegenden Andalusiens, das jedoch auch infolge der vernachlässigten Bewässerung viel öde Strecken hat. Ueberhaupt ist die öde Steppennatur in S. nicht auf das Centralplateau beschränkt. Abgesehen von der neucastil. Steppe im Duerobassin (in der Nähe von Valladolid) und einer Menge kleinerer erstreckt sich eine Litoralsteppe aus der Gegend von Alicante bis gegen Almeria hin und begreift einen großen Theil von Südvalencia und Murcia in sich. Die granadinische Steppe nimmt einen großen Theil des östl. Plateau der Terrasse von Granada ein. Die bätische Steppe in Nordandalusien erstreckt sich zu beiden Seiten des Xenil von Estepa und Osuna nordwärts bis Aguilar und Miragenil. Die aragon. Steppe im Ebrobassin, die größte von allen, ist gegen 38 M. lang und 10—12 M. breit. Es sind diese Steppen mit ihrer mehr afrik. oder asiat.

als europ. Physiognomie theils durch unvernünftige Entwaldung, durch Kriegsverheerungen und jahrhundertelanges Brachliegen, durch Verdorren und Verangern aus ursprünglich culturfähigen Landstrichen hervorgegangen, theils aber auch ursprüngliche oder Salzsteppen. Die erstern sind gewöhnlich mit dem nützlichen Espartogras (s. d.), die letztern mit dünn umhergestreuten, büschelförmig wachsenden, fleischig-blätterigen Halbsträuchern bedeckt, zum Theil auch von Salzbächen und Salzlagunen durchfurcht, deren Wasser oft so stark gesalzen, daß ihre Ufer, ja ihre Oberfläche im hohen Sommer sich mit dicken Krusten krystallisirten Salzes belegen. Eine große Verwandtschaft mit diesen Salzsteppen haben die Strandsümpfe und salzhaltigen Sumpfniederungen (Marismas) verschiedener Gegenden, namentlich die Marisma längs des linken Guadalquivirufers zwischen Utrera und San-Lucar de Barrameda.

Die Bevölkerung S.s belief sich bei der ersten vorgenommenen Zählung von 1787 auf 10,409879, nach dem Census vom 25. Dec. 1860 auf 15,673536 und nach der auf dessen Grundlage für 31. Dec. 1864 berechneten Angabe des Statistischen Bureau in Madrid auf 16,302625 Seelen, wovon auf das Festland 15,752607, auf die Balearen 278660 und auf die Canarien 256408 entfallen. Am geringsten bevölkert sind die innern Landestheile. So enthält Estremadura 912 E. auf 1 Q.-M., Aragonien 1090, Navarra 1109, Neucastilien nebst La-Mancha 1164, Leon 1226, Altcastilien 1408 E. auf 1 Q.-M. Besser bevölkert sind die südl. und östl., am besten die nördl. Provinzen. So hat Asturien 2970, Galicien 3524, namentlich die Provinz Pontevedra 5584, die baskischen Provinzen 3430, namentlich Guipuzcoa 4974 E. auf 1 Q.-M. Die ganze Bevölkerung vertheilt sich über 9370 Municipalitäten oder Gemeinden (Ayuntamientos) mit 48220 Ortschaften, von welchen 169 Ciudades oder eigentliche Städte, 4707 Villas oder Flecken und etwa 13000 Pueblos und Aldeas oder Dörfer und Weiler sind. Hierzu kommen noch sehr viele Caserios (Meiereien, Erbgüter), Cortijos (Pachthöfe), Quintas (Landhäuser) u. s. w. Von den Städten haben nur vier über 100000 E., nämlich (nach der Zählung von 1860) Madrid 298426, Barcelona 189948, Sevilla 118298 und Valencia 107703; nur sechs 50—100000: Malaga, Murcia, Cadix, Saragossa, Granada und Palma, und zwanzig 20—50000 E. Ueber 1500 Städte und Dörfer liegen verödet. Die heutigen Bewohner S.s sind in der großen Mehrzahl die Nachkommen der celtiberischen Ureinwohner, zu denen frühzeitig an der Süd- und Ostküste phöniz. und karthag. Beimischungen, später aber überall so bedeutende röm. Elemente kamen, daß mit Ausnahme der Basken alles romanisirt wurde. Noch später, mit der Völkerwanderung, traten german. Elemente hinzu, deren Beimengung sich am meisten in den nordöstl. Gebirgen und in den Ebenen Mittelspaniens zeigt, während im Süden vorzüglich die noch spätere Beimischung arab. Blutes sichtbar ist. Dadurch hat sich, in Verbindung mit der physischen Verschiedenheit, die in den verschiedenen Gegenden S.s obwaltet, ein entschiedener Provinzialismus gebildet, der nächst der stammlichen und sittlichen Verschiedenheit hauptsächlich in der Verschiedenheit der in S. gesprochenen roman. Dialekte sich beurkundet, von denen sich der castilische zur Schriftsprache erhoben hat. Neben dieser roman.-german. Hauptmasse der Bevölkerung haben sich noch zwei kleine Völkerüberreste erhalten, die Basken (s. d.) in den nach ihnen benannten Provinzen und einem Theile von Navarra, und die Morisken oder Modejares (s. Mauren), die letzten Reste der unvermischten maurisch-arab. Bevölkerung, welche nur in den Alpujarras (s. d.) und um Valencia mit eigener Sprache und Sitte leben, und deren Zahl 1833 auf 60000 angegeben wurde. Außerdem gibt es noch eine Menge herumschweifender Zigeuner (Gitanos) und auch einige Juden, obschon diese gesetzlich nicht geduldet sind. Die gesammte Bevölkerung gehört der röm.-kath. Kirche an, neben welcher der Cultus keiner andern Religion erlaubt ist. S. zerfällt seit dem Concordat von 1851 in kirchlicher Beziehung in neun Erzbisthümer (Burgos, Santiago di Compostela, Valladolid, Granada, Saragossa, Sevilla, Tarragona, Toledo, Valencia) und 43 Bisthümer, wozu noch in den Colonien die Erzbisthümer von Santiago (auf Cuba) und Manila (auf den Philippinen) kommen. An der Spitze der gesammten Geistlichkeit steht der Erzbischof von Toledo als Primas des Reichs. Behufs der kirchlichen Verwaltung ist S. mit den Adjacenten in 66 Diöcesen eingetheilt, die in 19297 Pfarrsprengel zerfallen. Die span. Hierarchie hat in der neuern Zeit große Umwälzung erfahren, namentlich durch die Aufhebung der Mönchsklöster, die 1835 factisch, 1841 gesetzlich erfolgte. Während 1830 der gesammte Klerus 152305 Mitglieder, darunter 30900 Mönche und 24700 Nonnen, beide in 1940 Klöstern, zählte, gab es bei der Aufnahme von 1857 nur 43661 Weltpriester, 6702 auf den Aussterbeetat gesetzte Mönche und 12593 Nonnen, zum Theil für Unterricht und Krankenpflege verwendet. 1864 zählte man nur noch 39431 Geistliche, darunter 3030 Ordensgeistliche ohne kirchliche Verwendung.

Im allgemeinen ist die Bildung der span. Nation infolge der langjährigen Vernachlässigung und der Niederdrückung jedes geistigen Aufschwungs durch den polit. und kirchlichen Obscurantismus hinter den sämmtlichen Nationen Westeuropas, Portugal ausgenommen, zurückgeblieben. Die Masse des von Natur edeln, kräftigen, reichbegabten und ritterlichen Volks liegt noch in Unwissenheit und Aberglauben versunken. Doch hat das Schulwesen seit 1845 und 1850 einen bemerkbaren Aufschwung genommen. Das gesammte Unterrichtswesen, nach dem Gesetze vom 28. Aug. 1850 geregelt, zerfällt in den elementaren oder primären, den secundären Unterricht, die Universitätsstudien, den Professionalunterricht und den höhern Unterricht. Während 1832, ohne die Universitäten und Specialschulen, nur 700, 1839 nur 900 Unterrichtsanstalten bestanden, belief sich Ende 1860 die Zahl der eigentlichen Elementarschulen bereits auf 24353, darunter 20198 öffentliche und 4155 Privatschulen. Dieselben wurden aber, mit Einschluß der Kleinkinderbewahranstalten, nur von 1,101529 Kindern besucht. Diese geringe Schülerzahl erklärt sich daraus, daß in S. kein Schulzwang besteht. Trotz der bedeutenden Vermehrung der Volksschulen konnten 1850 nur 1,898288 Personen lesen, 1,221001 schreiben. In einem ganzen Bezirke besaßen die Kinder keine andere Schrift, um Lesen zu lernen, als die Kreuzzugsbulle. Bei der Volkszählung von 1860 ergab sich, daß von der Gesammtbevölkerung des Königreichs 2,414015 Männer und 715906 Frauen lesen und schreiben, 316557 Männer und 389211 Frauen lesen, aber nicht schreiben, 5,034545 Männer und 6,802846 Frauen weder lesen noch schreiben konnten. Zu den Anstalten des Secundärunterrichts gehören zunächst die seit 1845 bestehenden Institute (institutos de segunda enseñanza), königl. Gelehrtenschulen, welche an die Stelle der frühern Lateinschulen getreten sind und ihrem Namen nach, nicht aber nach ihren Leistungen, etwa den deutschen Gymnasien entsprechen. 1861 gab es 57 solcher Institute. Außerdem zählt man 48 Colegios, Vorbereitungsschulen zu den Universitäts- und Specialstudien, lauter Privatanstalten. Die Gesammtzahl der Lehrer an den Institutos und Colegios belief sich 1859 auf 757, die der Zöglinge auf 20149. Zu den Secundärunterrichtsanstalten sind noch die Priesterseminarien zu rechnen, 1859 nicht weniger als 59 mit 21039 Schülern. Universitäten gibt es nur noch zehn: Madrid mit 7 Facultäten (einschließlich der Pharmacie) und (1865) 4194 Studirenden, Santiago di Compostela mit 6 Facultäten, Barcelona, Granada, Sevilla, Valencia, Valladolid mit 5 Facultäten, Oviedo, Salamanca und Saragossa mit 4 Facultäten. Im J. 1865 zählten sämmtliche Universitäten 9704 Studenten (im J. 1859 nur 6181 Studenten und 412 Professoren). Der Vortrag in den Collegien richtet sich streng nach den vom Ministerium vorgeschriebenen Compendien. Auch herrscht durchgehends Collegienzwang. Anstalten des Professionalunterrichts sind die Kunstschulen zu Barcelona, Granada, Malaga, Oviedo, Coruña, Cadix, Sevilla, Valencia, Valladolid und Saragossa; die Handelsschulen zu Madrid, Barcelona und Cadix, die 13 Schiffahrtsschulen, die 6 Baugewerk- und Feldmesserschulen und die 4 Veterinärschulen. Zu den höhern Unterrichtsanstalten gehören die königl. Central- und Landwirthschaftsschule zu Madrid und Aranjuez, welche 1847 (nach dem Muster der Akademie zu Tharand im Königreich Sachsen) gegründet wurde, die Forstlehranstalt zu Villaviciosa de Odon bei Madrid, die Industrieschulen zu Madrid, Barcelona, Gijon, Sevilla, Valencia und Bergara, die Architekturschule und die Schule für Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei, das königl. Conservatorium für Musik und Declamation, sämmtlich zu Madrid, die Notariatsschulen in fünf Städten, die diplomatische Schule zu Madrid, die 17 Normalelementarschulen und 27 höhern Normalschulen zur Heranbildung von Lehrern. Dazu kommen noch verschiedene Specialschulen, wie die Schule für Wege-, Kanal- und Hafenbauten, die 1833 nach dem Muster der freiberger Akademie gegründete und vortrefflich eingerichtete Bergschule zu Madrid, das Taubstummen- und Blindeninstitut zu Madrid, die Akademie für Militäringenieure zu Guadalaxara, die Generalstabsschule in Madrid, die Cadetten- und Artillerieschule zu Segovia, die Infanterieschule zu Toledo, die Cavalerieschule zu Alcalá de Henares, die Marineschule zu San-Fernando bei Cadix. Der Privatunterricht und die Privaterziehungsanstalten werden von der Unterrichtsbehörde streng überwacht. An gelehrten Akademien und Gesellschaften, an Bibliotheken und Museen hat S. keinen Mangel, und manche dieser Anstalten erfreuen sich reicher Dotation und guten Rufs. Eigentliche gelehrte Akademien gibt es neun, darunter sieben in Madrid, nämlich: die Real Academia española, 1713 gegründet für die Reinerhaltung und weitere Ausbildung der castilian. Sprache, die Real Academia de historia (seit 1738), welcher die span. Geschichtsforschung und die Oberaufsicht über die Alterthümer der Monarchie obliegt, die Real Academia de ciencias (seit 1847), jede mit 36 Mitgliedern, letztere in drei Sectionen (exacte, physik. und Naturwissenschaften); ferner die Real Aca-

demia de ciencias morales y politicas (seit 1860), die Real Academia de las tres nobles artes de S. Fernando (gegründet 1744, reorganisirt 1846 und 1854), mit herrlichen Sammlungen und mit 55 Mitgliedern in drei Sectionen (Malerei, Bildhauerei und Baukunst), die chirurgische Akademie (seit 1731), die madrider Akademie der Jurisprudenz und Gesetzgebung (seit 1838), die sevillanische Akademie für schöne Literatur (seit 1752), die aragonesische jurist. Akademie. Außerdem gibt es noch 11 medicin.-chirurgische Akademien und verschiedene Gesellschaften, welche sich den Namen Akademie beilegen. Oeffentliche Bibliotheken bestehen an allen Universitäten, erzbischöfl. und bischöfl. Domkapiteln, bei den meisten der neun Akademien und in vielen Städten. Die wichtigsten sind die Nationalbibliothek zu Madrid mit 440000 Bänden, und die berühmte Bibliothek des Escurial (s. d.). Im ganzen gab es 1859 in S. und auf den Balearen 55 Bibliotheken mit 1,046552 gedruckten Bänden und 18057 Handschriften. Unter den Archiven sind das castilische zu Simancas (s. d.), das aragonesische zu Barcelona und das indische zu Sevilla die wichtigsten. Zu den bedeutendsten Kunstsammlungen gehören das reiche königl. Gemälde- und Sculpturenmuseum, die königl. Rüstkammer (Armeria Real), das königl. Münz- und Antiquitätencabinet und das naturhistor. Museum, sämmtlich in Madrid. Ansehnliche Kunstmuseen gibt es aber auch zu Sevilla und Valencia. Ausgezeichnete botan. Gärten sind der des naturhistor. Museums zu Madrid und der zu Valencia. Nächst dem astron.-meteorolog. Observatorium zu Madrid nimmt die Sternwarte zu Cadix den ersten Rang ein. Außerdem sind in zwölf andern Städten meteorolog. Stationen gegründet worden. Zu den Bildungsanstalten werden in S. auch die Theater und Stiergefechtsplätze (Plazas de toros) gerechnet. 1864 gab es der erstern 293, der letztern 98, jene mit 146041, diese mit 509283 Plätzen.

Wie sehr die Volksmoralität noch daniederliegt, dafür spricht schon das Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Geburten. Dasselbe war 1858 und 1859 von 1 zu 17; gegenwärtig soll es 1 zu 15 bis 16 betragen. Die Mehrzahl der außerehelichen Geburten fällt jedoch in S. nicht auf die großen Städte und die industriellen Gegenden, sondern zumeist auf die kleinen Städte, das platte Land und dessen nicht industriellen Striche. Das Sanitätswesen ist zwar schon seit langer Zeit geregelt, doch läßt die Medicinalpolizei viel zu wünschen übrig. Die Zahl der Aerzte und Wundärzte belief sich 1861 auf 13994, die der Thierärzte auf 8132, der Apotheker auf 3989, der unter ärztlicher Direction stehenden Mineralbäder auf 97. Ungemein zahlreich sind die Wohlthätigkeitsanstalten, und noch viel größer ist die Privatwohlthätigkeit, wodurch freilich die Faulheit und der Bettel sehr unterstützt werden. Ende 1859 zählte S. 1028 Wohlthätigkeitsanstalten, in denen 455290 Personen für einen Geldaufwand von etwa 5 Mill. preuß. Thlr. verpflegt wurden. Die Straf- und Besserungsanstalten zerfallen gegenwärtig in Presidios oder Zuchthäuser für Verbrecher und Casas de correccion oder Correctionshäuser für Verbrecherinnen (Reclusas), die erstern wieder in solche ersten und zweiten Grades und in Presidios correccionales, welche den deutschen Correctionshäusern entsprechen. Die schwersten Verbrecher kommen in die an der Nordküste Afrikas gelegenen Deportationsorte. (S. Presidios.) Ceuta gilt für das härteste Presidio. Doch ist die Behandlung im allgemeinen viel humaner als in Frankreich.

Die verheerenden innern Kriege und die polit. und sociale Zerrüttung, an welcher das Land so lange gelitten, haben die Erwerbs- und Nahrungsquellen des Volks in großen Verfall gebracht. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich die landwirthschaftliche wie die technische Cultur wieder merkbar gehoben. Die große Verschiedenartigkeit des Bodens und des Klimas gestatten den erfolgreichen Anbau aller europ. und auch vieler außereurop. Culturgewächse. Die Landwirthschaft ist daher der wichtigste Erwerbszweig und die Hauptquelle des Nationalreichthums. Doch liegen viele culturfähige Ländereien unbenutzt, und die Bodenbearbeitung sowie der landwirthschaftliche Betrieb überhaupt sind in vielen Gegenden noch sehr mangelhaft, obschon es dem span. Bauer im allgemeinen nicht an Fleiß fehlt. Die Grundbesitzer, Pächter, Knechte, Mägde, Hirten, Taglöhner u. s. w. bildeten 1852 beinahe $^5/_7$ der Gesammtbevölkerung. Seitdem ist jene Zahl sowie der Procentsatz der dem Ackerbau unterworfenen Bodenfläche beträchtlich gestiegen, wozu die Entwickelung der Communicationswege, die Errichtung landwirthschaftlicher Anstalten, die Gründung von Credit- und Versicherungsinstituten und die Steigerung der Bodenrente wesentlich beigetragen haben. Die dem Landbau unterworfene Bodenfläche des continentalen S. betrug 1852 wenig über ein Drittel des Gesammtareals, dagegen 1858 bereits 45,27 Proc. Es waren davon Ackerland 26,65 Proc., Wiesen und Weiden 14, Weinpflanzungen 2,81, Oelpflanzungen 1,75 und Gärten 0,06 Proc. Uebrigens sind die 54,73 Proc. der Landesoberfläche, welche außer Cultur stehen, nicht durchweg als unproductives Land zu betrachten. Der Getreidebau, fast überall ein wichtiger Zweig der Landwirthschaft, wird hauptsächlich in

den Ebenen beider Castilien (besonders Altcastiliens), Leons und des Guadalquivirbeckens betrieben. Die Hauptbrotfrucht ist Weizen. Roggen wird nur in den nördl. Provinzen, in den Pyrenäen und in höchsten Culturregionen der Sierra-Nevada (6—8000 F. hoch) gebaut, Gerste dagegen überall, Hafer nur da, wo Gerste nicht gedeiht. Die Cultur des Mais ist durch ganz S. verbreitet, vorzugsweise aber in den Mittelmeerprovinzen. Reis wird im großen nur in Valencia gebaut, Hirse vorzüglich in Asturien, Galicien, Aragonien und Catalonien, Moorhirse in Neucastilien und den Mittelmeerprovinzen, Negerhirse in der Mancha, Buchweizen in den Gebirgen Cataloniens, Cantabriens und Altcastiliens. Die Kartoffel cultivirt man zwar überall, aber fast nirgends als Surrogat des Brotkorns. Die Production an Cerealien hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts sehr bedeutend gesteigert, von 65 Mill. auf 140 Mill. Fanegas. Während noch 1805 die Einfuhr fremden Getreides den wichtigsten Importzweig bildete, werden seit den letzten Jahrzehnten bedeutende Quantitäten Weizen, Mehl und Reis nach Cuba und England ausgeführt. Von den Hülsenfrüchten baut man hauptsächlich Kichererbsen, die sogar zur Ausfuhr kommen, Bohnen und Puff- oder Saubohnen, die fast überall im großen als Feldfrüchte gewonnen werden und die tägliche Zukost des Spaniers bilden. Häufig baut man auch Erbsen und Linsen, seltener (nur im Süden) weiße Lupinen (als Hülsenfrucht, Viehfutter und Gründünger) und Platterbsen. Luzerne, Esparsette, Incarnat- und rother Wiesenklee sind die vorherrschend zu den künstlichen Wiesen benutzten Futterkräuter. Eigentliche Wiesen gibt es nur in den nördl. Provinzen und in den höhern Gebirgsgegenden, in Südspanien erst in der Seehöhe von 5000 F. Außer dem in den höhern Gebirgen überall vorhandenen natürlichen Weidelande hat S. eine ganz ungewöhnliche Menge von Triften und Gegenden, die von Natur zum Getreidebau oder zur Holzzucht bestimmt sind, namentlich in den Ebenen von Estremadura, Leon, Aragonien, Niederandalusien u. s. w. Diese Triften nehmen Hunderte von Quadratmeilen ein und werden vorzugsweise zur Zucht der Merinoschafe benutzt. In keinem Lande Europas cultivirt man so vielerlei Gemüse und Gartenfrüchte wie in S.; dieselben bilden einen nicht unbedeutenden Exportartikel. Außer sämmtlichen europ. Gewächsen dieser Art baut man den sog. spanischen Pfeffer (Caspicum) und die Tomate oder den Liebesapfel (Lycopersicum) im großen, im Süden die Wassermelone, die Schlangengurke, den Calabassenkürbis, stellenweise die tropische Batate und die Erdnuß. Der Gartenbau blüht am meisten in Valencia. Von den Gewächsen zu technischen Zwecken nimmt der Oelbaum den ersten Rang ein. Derselbe wird in der ganzen südl. Hälfte S.s cultivirt, am meisten aber in Niederandalusien, wo zwischen Cordova und Andujar wahre Olivenwälder sich längs des Fußes der Sierra-Morena und des Guadalquivir hinziehen. Die jährliche Oelproduction wird durchschnittlich auf 52,765737 Arrobas im Werthe von 1654¼ Mill. Realen berechnet. Hanf wird besonders in Aragonien, Neucastilien und Catalonien, am besten aber in Granada cultivirt. Das Espartogras, das überall in Central-, Ost- und Südspanien wild wächst, bildet nebst Hanf einen nicht unwichtigen Exportartikel. In Valencia benutzt man die Faser der Pita (Agave americana) zu Geweben, und an der Südküste sowie um Ecija und auf Iviza findet der Baumwollbau im großen statt. Von besonderer Wichtigkeit ist für die Seidenzucht die Cultur des Maulbeerbaums. Unter den Färbepflanzen stehen Krapp und Safran obenan, die beide sowie Wau und Waid zur Ausfuhr kommen. An der Südküste wird der Cochenillecactus mit Erfolg gepflegt, und ebenda breitet sich auch mehr und mehr der Anbau des Zuckerrohrs aus. Die meisten und besten Plantagen befinden sich um Velez-Malaga, Frijiliana und Mohil, wo, wie in Almuñecar, große Dampfzuckerfabriken bestehen. Der gewonnene Zucker steht dem westindischen an Güte nicht nach und wird exportirt. Den Bau der Sodapflanze betreibt man noch jetzt wie früher in den Steppengegenden von Murcia, Südvalencia und in der Mancha. Derselbe hat aber in neuerer Zeit bedeutend abgenommen. Unter den Arzneigewächsen sind das Süßholz Cataloniens, Aragoniens und Niederandalusiens, der römische Kümmel der Mancha und die um Almeria gebauten Coloquinten die wichtigsten. Der Weinbau bildet eine Hauptquelle des Nationalreichthums, und die verschiedenen Producte, welche er liefert, Wein (s. Spanische Weine), Branntwein (aus Trauben), Essig (aus Trauben und Rebensprossen), Rosinen und frische Trauben gehören zu den wichtigsten Exportartikeln. Die Production hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts beträchtlich gesteigert, von 47 auf 80 Mill. Arrobas. Die eigentlichen Weinländer S.s sind die Mittelmeerprovinzen. In den funfziger Jahren richtete die Traubenkrankheit in Südspanien große Verheerungen an, und es trat eine bedeutende Abnahme in der Production und dem Export des Weins ein. 1856 belief sich die Ausfuhr von Wein und Trauben auf 347,708369 Realen an Werth, 1857 der

Export aller Weinproducte auf 460,237985 Realen, der des Weins allein auf 379 Mill., des Branntweins auf 19, der Rosinen auf 59 Mill. 1858 dagegen war wegen der Traubenfäule die Ausfuhr des Weins auf 219,997134, die aller Weinproducte auf 315,358294 Realen beschränkt. 1861 wurde ausgeführt 7,722109 Arrobas Wein für 331,039877 Realen und Rosinen (1,551367 Pfd.) für 73,664680 Realen. Die Fruchtbaumzucht bildet ebenfalls einen wichtigen Zweig der Bodencultur. Kernobst, namentlich Aepfel, wird besonders in Nordspanien in ungeheuerer Menge geerntet und daselbst auch sehr viel Apfelwein (cidra) bereitet, der hier das gewöhnliche Getränk des Volks bildet. Außerdem zieht man Aprikosen, Pfirsiche (die besten in Aragonien), Pflaumen und Kirschen, Walnüsse, Haselnüsse, Kastanien, Orangen, Citronen, Granaten, Feigen und Mandeln. Auch gibt es Eichen mit eßbaren Früchten. Die Banane und Chirimaya wird um Malaga, der Johannisbrotbaum nur in Valencia und Südcatalonien, die Dattelpalme nur um Elche in Alicante, die Haselnuß nur um Tarragon und in Asturien in großem Maßstabe cultivirt.

Die Viehzucht war in S. von jeher ein bedeutender Erwerbszweig und repräsentirt noch jetzt ein beträchtliches Kapital. In den letzten Jahrzehnten zeigt der Viehstand eine sehr merkbare Zunahme. Die zu den beliebten Kampfspielen erforderlichen wilden Stiere (toros bravos) werden, wie in andern Ländern das Hochwild, auf einsamen waldigen Triften und im Gebirge gehegt. Die größten Stiergehege (ganaderias) befinden sich in Navarra, im Guadarramagebirge, in der Sierra-Morena, Serrania de Ronda und auf den Inseln des Guadalquivir. Diese Anstalten sind Eigenthum großer Grundbesitzer und bringen viel ein. Das zahme Rindvieh (bueyes und vacas) ist nicht sehr groß, aber stark und gut gebaut. Das beste findet sich in den nördl. Provinzen, wo auch allein Milch-, Butter- und Käsewirthschaft betrieben wird und ein bedeutender Export von Käse und Butter, namentlich aber von Schlachtvieh, auch von Häuten und Ochsenhörnern stattfindet, besonders nach England. In Central-, Südost- und Südspanien beschränkt sich die Zucht vorzugsweise auf Beschaffung von Zugochsen. Die früher so berühmte Pferdezucht kam durch die innern Kriege in Verfall, nahm aber neuerdings wieder Aufschwung, seitdem die Regierung in den Provinzen, wo Pferdezucht vorzüglich stattfindet, Zuchthengste von guter Rasse aufstellen ließ. Schon 1858 gab es 83 Staats- und 459 Privatbeschälstationen. Das größte königl. Gestüt befindet sich in Cordova. Auch haben die cordovanischen Pferde von jeher für die besten der andalusischen Rasse gegolten. Die Pferdezucht wird nicht wenig beeinträchtigt durch die steigende Benutzung der Maulthiere und Esel, auf deren Zucht der Spanier viel Sorgfalt verwendet. Die Thiere, die besten die es gibt, gehen auch in bedeutender Menge ins Ausland. Die span. Schafzucht, einst so berühmt und eine Quelle ungeheuerer Einkünfte, gerieth ebenfalls in neuerer Zeit mehr und mehr in Abnahme. Während 1830 die Zahl der Schafe noch 23 Mill., selbst 1850 noch 19 Mill. betrug, darunter 7 Mill. Wanderschafe oder Merinos (s. d.) und 12 Mill. Stallschafe, zählte man 1858 nicht ganz mehr 14 Mill. Seitdem hat wieder Zunahme stattgefunden, sodaß gegenwärtig die Zahl an 23 Mill. erreicht. Indeß kann S. den andern Wolle producirenden Ländern gegenüber, von denen es mittlerweile überflügelt worden, keine erfolgreiche Concurrenz mehr machen. Der jährliche Wollertrag wurde 1850 durchschnittlich auf 85 Mill., dagegen 1858 nur noch auf 41 Mill. Pfd. berechnet, wovon 37½ Mill. auf feine, 3½ Mill. auf ordinäre Wolle kamen. 1857 betrug der Werth des Exports roher Wolle etwa 40 Mill., 1858 nur 18,262240 Realen, 1861 dagegen wieder 29,308429 Realen. Die meiste Wolle geht nach Frankreich, England und Westindien. Ziegen besitzt S. mehr als irgendein anderes Land in Europa, doch ist deren Zucht nur in den Gebirgsgegenden heimisch. Wichtiger ist die Schweinezucht, welche zwar überall, in großem Maßstabe jedoch in Estremadura betrieben wird, dessen große Eichenwälder dieselbe sehr begünstigen. Von Federvieh werden vorzüglich Hühner (in vielen Rassen) und Tauben gezüchtet. In Estremadura und Andalusien wird auch die Truthühnerzucht im großen betrieben. Hühner und noch mehr Eier gelangen in großer Masse zur Ausfuhr, besonders aus Galicien, wo Vigo fortwährend London mit Eiern versorgt. Die Bienenzucht ist von keinem großen Belang. Von Bedeutung dagegen ist die Seidenraupenzucht. In Valencia, Murcia und Catalonien werden jährlich im Durchschnitt je 1½, ½ und ⅕ Mill. Pfd. Rohseide gewonnen. 1858 belief sich der Export auf 3,519806 Realen, obgleich zwei Misernten vorangegangen waren. Die Cochenillezucht, seit 1820 in S. eingeführt, wird jetzt um Malaga, Velez-Malaga und Motril im größern, um Valencia und auf den Balearen im kleinern Maßstabe betrieben und blüht immer mehr auf. 1861 wurden 700398 Pfd. im Werthe von 14,007960 Realen ausgeführt, größtentheils nach England.

Die Jagd ist in S. frei. Außer in den Kronforsten und königl. Thiergärten, wo es noch

Gehege für Hochwild, Schweine und Fasanen gibt, wird eine Hege- und Schußzeit nicht beobachtet. Ueberhaupt ist der Spanier kein leidenschaftlicher Jäger. Die Jagd theilt sich in die höhere (caza mayor), wozu man Roth- und Schwarzwild, Gemsen (nur in den Pyrenäen und dem asturisch-leonesischen Gebirge), Steinböcke, Füchse, Bären und Wölfe rechnet, und die niedere Jagd (caza menor). Das häufigste Haarwild sind Kaninchen, das gemeinste Federwild rothbeinige Rebhühner. Viel größere Bedeutung hat die ebenfalls freie Fischerei, besonders der Fang von Seefischen. Der Thunfisch-, Sardinen-, Sardellen- und Salmenfang an den Küsten von Biscaya, Galicien, Andalusien, Valencia und Catalonien beschäftigte 1858 nicht weniger als 10646 Barken, und beim Fange, Einsalzen und Räuchern waren 33326 Menschen thätig. Es wurden 7,391497 Arrobas Fische im Werthe von 83,783523 Realen gefangen und davon 165822 Arrobas Salzfische ausgeführt. Auch die Korallenfischerei an den Küsten Andalusiens und Nordafrikas hat in neuerer Zeit wieder einen Aufschwung genommen. Die Forstwirthschaft liegt in S. noch sehr danieder. Mit Ausnahme der gutbewirthschafteten Kronforste sind die Wälder infolge der herkömmlichen Verwüstung in kläglichem Zustande. Ein großer Theil der sog. Waldungen besteht nur noch aus Waldblößen und weiten, mit Halbsträuchern bewachsenen Räumen. Dieser Holzboden nimmt beinahe 20 Proc. der ganzen Landesoberfläche, der wirklich mit Wald bestandene Boden kaum 9 Proc. ein. Es wird nicht einmal das für den inländischen Consum ausreichende Bau- und Nutzholz producirt. Die Regierung, im Einverständnisse mit den Cortes, hat den Verkauf des unproductiven Waldbodens beschlossen. Nach einem Gesetze von 1859 wurden von den Staats-, Gemeinde- und Corporationswaldungen etwa ein Drittel zur Veräußerung bestimmt, die übrigen zwei Drittel sollen regelmäßig bewirthschaftet werden. Auch ist neuerdings S. in zehn Forstdistricte eingetheilt, in jeder Provinz eine Forstcommission errichtet und die königl. Forstschule zu Villa-Viciosa de Odon gegründet worden. Einen erheblichen Ertrag liefern die Korkeichenwälder an Rinde, Bast (Gerbstoff) und vortrefflichen Kohlen, die sogar einen Exportartikel bilden. Die Ausfuhr von Korktafeln belief sich 1861 auf 34766 Ctr. zu 6,257880 Realen, von Korkstöpseln auf 574789 Tausende zu 32,188184 Realen. Zu den Waldproducten gehören auch Sumachrinde, Ladanbalsam, eßbare Eicheln, Maronen u. s. w.

Eine große Zukunft hat der Bergbau und der Hüttenbetrieb des Königreichs. Es ist ohne Zweifel das an Metallen, Erzen und Mineralien reichste Land Europas und war in dieser Hinsicht schon im Alterthum berühmt. Die Entdeckung und Ausbeutung der reichen Gold- und Silberminen Amerikas ließ jedoch die Mehrzahl der span. Bergwerke in Verfall gerathen. Erst nach dem Verlust der Colonien begann man dem einheimischen Metallreichthum wieder Aufmerksamkeit zu widmen. Die Entdeckung eines überaus reichen Silbererzgangs in der Sierra-Almagrera (Provinz Almeria) erweckte die Speculation und rief einen Minenschwindel hervor, der beispiellos in der Geschichte dasteht. Die Regierung that endlich diesem Getreibe Einhalt und erließ mehrere Gesetze. Durch das Gesetz vom 6. Juli 1859 ist S. nebst den Balearen und Canarien in 17 Minendistricte eingetheilt, die der Aufsicht der königl. Bergingenieure und diese wieder der Generaldirection der Bergwerke (1825 errichtet) zu Madrid unterstehen. Seit diesen Einrichtungen hat der Bergbau einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen. Dem Staatsbetriebe allein gehören nach jenem Gesetze von 1859 an die Quecksilbergruben von Almaden (s. d.) und Almadenejos (nach den californischen die reichsten der Erde), die höchst reichen Kupferminen von Riotinto, die Bleibergwerke von Linares und Falset, die Galmeigruben von San-Juan de Alcaraz, die Schwefelgruben von Hellin und Benamaurel, die Graphit- und Bleibergwerke von Marbella, gewisse Eisen- und Steinkohlengruben in Navarra und Asturien. Zu diesen Aerarialwerken kommen, mit Ausnahme der baskischen, sämmtliche Salzbergwerke und Salinen, da Salz zu den Regalien gehört. Die meisten der sehr zahlreichen Privatbergwerke sind Eigenthum von Actiengesellschaften, an welchen auch viele Ausländer, Belgier, Engländer und Deutsche, theilnehmen. In den J. 1853, 1859 und 1860 zählte man 2236, 3581 und 6795 Berg- und Hüttenwerke; 1860 waren aber nur 600 eigentliche Bergwerke und 1988 Gruben in Thätigkeit. Der Gesammtwerth der mineralischen Production belief sich 1860 auf 356,240233 Realen. Zur Ausfuhr kamen 1861: Blei in Barren 1,209896 Ctr. für 90,952880 Realen, kupferhaltige Erze 816554 Ctr. für 9,798648 Realen, gemünztes Silber für 95,030541 Realen, Quecksilber 14677 Ctr. für 14,617000 Realen. Gold findet sich nur in sehr geringer Quantität in den 1850 entdeckten Arsenikgruben von Culera im Bezirke Gerona (Catalonien), dagegen in reichlicher Menge Silber in den Jarrasogängen der Sierra-Almagrera (in Almeria), in den 1844 entdeckten Gruben von Hiendelaëncina (in Guadalaxara) und Farena (bei Tarra-

gona). Kupfer gewinnt man in Oviedo, Murcia, besonders aber in den Staatsminen von Rio-tinto; Zink bei Alcaraz und in Guipuzcoa, Quecksilber in Oviedo und Almaden. Blei hat S. mehr als irgendein anderes Land. Es findet sich vorzüglich im Hochlande von Granada, in den Bergwerken von Linares, der Sierra-Almagrera, Sierra de Gador und de Cartagena. Eisen ist in sehr großer Menge vorhanden besonders im Norden, namentlich in Biscaya und Asturien. Mangan wird besonders in Murcia und Huelva, Schwefel in Ostgranada und Murcia, Glaubersalz zu Cerezo bei Burgos, Alaun in Murcia, Antimonium in Granada gewonnen. An Steinkohlen besitzt S. einen ungeheuern Reichthum. Nach den bis 1860 angestellten Recognitionen nehmen die kohlenhaltigen Terrains 120 Quadratleguas ein, und man schätzt den Kohlenvorrath auf 2293 Mill. Tonnen. Das Land könnte jährlich an 2 Mill. Tonnen Kohlen liefern, aber es fehlt noch an Verbindungswegen und Kapitalien. Nächst Oesterreich hat S. unter allen Ländern Europas am meisten Salz. Die Production desselben wird vom Staate selbst oder von Staatspächtern betrieben. Die bedeutendsten Steinsalzwerke sind die von Cardona (Barcelona) und La-Minglanilla (Cuenca). Seesalz gewinnt man sehr viel an der Küste von Murcia, an der Bai von Cadiz (das beste), am untern Guadalquivir und auf Iviza. Auch in den Salzsteppen bereitet man große Mengen von Salz durch Verdunsten. Gradirwerke und Salzsiedereien gibt es in S. nirgends. 1861 wurden 4,157768 Fanegas Salz im Werthe von 16,631072 Realen ausgeführt. Für das Finanzjahr 1865/66 war der Ertrag der Salinen auf $12^3/_{10}$ Mill. Realen berechnet. Die Staatseinnahmen von den Berg- und Hüttenwerken berechnete man auf 45,469470, die Abgaben vom Bergbau auf 5,675000 Realen.

In der Industrie hat S. erst nach der Mitte dieses Jahrhunderts wesentliche Fortschritte gemacht, wie die steigende Einfuhr von Maschinen, roher Baumwolle und Steinkohlen und die stetige Ausdehnung des Eisenbahnnetzes beweisen. In den baskischen Provinzen bestand schon längst ein überaus reger Industriebetrieb. Später entwickelte sich derselbe auch in einigen andern Provinzen, namentlich in Catalonien, in Valencia, Murcia, Galicien und Asturien. Doch genügt die Production noch nicht den Bedürfnissen, und von der span. Gesammteinfuhr bestehen 68,3 Proc. in Manufacten. Abgesehen von dem Berg- und Hüttenwesen sind die Hauptzweige der span. Industrie die Weberei, Mehl- und Oelbereitung, Metallwaaren-, besonders Eisenfabrikation, Papier- und Lederfabrikation. Von den in der Industrie 1861 beschäftigten 218500 Arbeitern waren 52859 in der Baumwollverarbeitung, 41639 in den Bergwerken und bei den Schmelzöfen, 25188 in der Wollverarbeitung, 22107 in der Mehlbereitung, 11092 in der Metallgießerei thätig. Die Zahl der Dampfmaschinen wurde, freilich nicht vollständig, zu 563 mit 16822 Pferdekraft angegeben, davon 396 mit 8790 Pferdekraft in Barcelona. In Catalonien hat die Baumwollindustrie ihren Hauptsitz und beschäftigte hier im J. 1861 32886 Webstühle. Doch blüht daselbst auch die Leinen- und Hanfverarbeitung, die Seidenweberei, die Tuch-, Papier- und Korkstöpselfabrikation, die Gerberei, Seifensiederei, Glas-, Steingut- und Vitriolfabrikation. Die baskische Industrie, nächst der catalonischen die größte, fabricirt hauptsächlich Eisenwaaren aller Art, Kurzwaaren, Papier, Tapeten, Seilerwaaren, Leder und Lederwaaren, Leinen- und Wollgewebe, Seife, Lichte, Glas, Porzellan u. s. w. Der wichtigste Industriezweig in Valencia ist die Verarbeitung der Rohseide. Diese Provinz besaß von den im J. 1861 in S. vorhandenen 3091 Webstühlen in Seide die meisten und von den 32963 Seidehaspeln 15970. Die Industrie von Murcia und Almeria besteht hauptsächlich in Erzschmelzerei, Soda- und Alaunfabrikation, Espartoflechterei. Die wichtigsten industriellen Etablissements in Andalusien sind die großartigen Dampfeisengießereien, die Baumwoll-, Leinwand-, Zündhölzchen- und Chemikalienfabriken in Malaga, die Eisenschmelzwerke am Rio-Verde, die Staatseisengießerei und Gewehrfabrik, die Maschinenfabriken, die Porzellan-, Baumwoll-, Leinen-, Woll- und Seidenfabrikation in Sevilla. Die Industrie von Galicien und Asturien besteht hauptsächlich in der Fabrikation von Guß- und Schmiedeeisen, Stahl, Glas, Seife, Stearin, Chocolade, Mehl, Leinen- und Baumwollgeweben. Die große Glasfabrik von Gijon liefert jährlich für $2^1/_2$ Mill. Realen Glaswaaren. Sehr bedeutend sind die metallurgischen Etablissements im District Oviedo. Ueber die genannten und viele andere Landestheile ist die Wollmanufactur verbreitet, die 1861 im ganzen 5794 Stühle zählte. Die 1644 Seifensiedereien S.s producirten im J. 1861 110,650000 Pfd. Seife (für etwa 14 Mill. preuß. Thlr.), von denen für 1,520000 Thlr. zur Ausfuhr kamen; die 17002 Branntweinbrennereien nahezu an 54 Mill. preuß. Quart (etwa $10^7/_{10}$ Mill. Thlr.), von denen für 1,465000 Thlr. exportirt wurde; die 1240 Gerbereien bereiten 337666 Häute (zu $3^1/_2$ Mill. Thlr.), die 12752 Wind- und 170 Wasser- und Dampfmühlen mit 16615 Mühlgängen (11926 Eigenthümer und 22107 Arbeiter)

liefern 4311,852000 Pfd. Mehl im Werthe von $15\frac{7}{10}$ Mill. Thlrn.; die 7429 Oelmühlen mit 19738 Arbeitern erzeugten 211,700000 preuß. Quart Oel; die 488 Korkstöpselfabriken ergaben Producte für 3,482300 Thlr.; die 355 Papierfabriken lieferten 36,579000 Pfd. Papier, von dem für 346000 Thlr. zur Ausfuhr gelangte. Die Fabrikation und der Verkauf des Tabacks (welcher zu Gunsten der Colonien nicht in S. selbst gebaut werden darf) ist Monopol der Regierung, die 6 Fabriken zum Theil mit 3—4000 Arbeitern unterhält. Die Fabrik von Sevilla ist die größte und die einzige, welche Schnupftaback verfertigt. Der Werth des verkauften Tabacks belief sich 1859 auf 274,362977 Realen (etwa 20 Mill. preuß. Thlr.). In S. besteht schon seit langer Zeit vollkommene Gewerbefreiheit. Bei Einführung der Gewerbesteuer im J. 1845 zählte man nur 277252 selbständige Gewerbtreibende; 1861 dagegen (freilich theilweise infolge genauerer Ermittelung der Steuerpflichtigen) bereits 481664.

Für den Handel ist S. durch seine geogr. Lage außerordentlich befähigt und begünstigt, insbesondere für den großen Welthandel. Auch hatte S. wirklich eine Zeit lang, unter Philipp II. nach der Eroberung Portugals, den Welthandel und die Beherrschung der Meere in Händen. Selbst später, nachdem diese Rolle auf England übergegangen, blieb der span. Handel noch geraume Zeit einer der umfangreichsten und großartigsten der Erde. Die Ursachen, welche ihn in Verfall brachten, waren die äußern und innern Kriege, der Abfall der amerik. Colonien, besonders aber die Vernachlässigung der natürlichen Hülfsquellen des Landes vor dem Abfalle der Colonien und das engherzige Prohibitivsystem während der Herrschaft des Absolutismus, welches dem Schmuggelhandel Thor und Thür öffnete. Erst unter der constitutionellen Regierung wandte das Land seinen natürlichen Schätzen und Handelskräften wieder Aufmerksamkeit zu, und die Regierung begann durch Reformen die Verbesserung des materiellen Zustandes anzubahnen. Seitdem hat sich mit der Landwirthschaft und Industrie auch der Handel gehoben und namentlich in dem letzten Jahrzehnt einen bedeutenden Aufschwung genommen. Eisenbahnen, Kunststraßen, Kanäle wurden gebaut, Strombetten und Hafenbecken entsandet, Leuchtthürme aufgeführt, Telegraphenlinien angelegt, Banken und Creditanstalten, Handelskammern und Handelsschulen errichtet, die Haupthandelsplätze unter sich und mit den wichtigsten Häfen des Auslandes durch regelmäßige Dampfschifflinien verbunden. An der Stelle des frühern Prohibitivsystems ist 1849 das Schutzzollsystem eingeführt worden, und statt der früher prohibirten 93 Waarenartikel gibt es deren nur noch 25. Freilich ist die Beschränkung durch den Tarif immer noch stärker als sonstwo in Europa, weshalb denn auch noch die Schmuggelei in großer Ausdehnung betrieben wird. Mehr als 1300 Artikel werden besteuert, und damit sind die hinderlichsten Formalitäten verbunden. Von 1849—59 stieg die Einfuhr von 587 auf 1262, die Ausfuhr von 478 auf 1026 Mill. Realen; 1860 und 1861 betrug die erstere 1483 und 2020, die letztere 1098 und 1270 Mill.; 1862 der Import 1679,312703, der Export 1110,532270 Realen; 1863 der erstere etwa 1898, der letztere 1219 Mill. An dem auswärtigen Handel in Einfuhr und Ausfuhr waren hauptsächlich betheiligt Frankreich, Großbritannien, Gibraltar und Malta, Belgien, Schweden, Italien, Portugal, Dänemark, die Niederlande, Oesterreich, die Norddeutschen Häfen. Cuba war an der Einfuhr mit 210,263191, an der Ausfuhr mit 230,841777 Realen betheiligt, Portorico mit 7,343974 und 10,395571 Realen. Außerdem betheiligen sich hauptsächlich noch an dem span. Handel die La-Platastaaten, Ecuador, Brasilien, Algier, Mexico, die Vereinigten Staaten und die Häfen der brit. Colonien in Amerika. 1862 liefen über See in den span. Häfen ein 10784 Schiffe von 1,644158 Tonnen, und 9128 Schiffe von 1,453670 Tonnen liefen aus, während 1864 nur 10449 Schiffe ein- und 8565 ausliefen. In der Küstenfahrt waren 1862 angekommen 58670 Fahrzeuge von 2,900259 Tonnen, abgegangen 5707 Fahrzeuge von 2,767464 Tonnen. 1864 zählte die span. Handelsmarine 1419 Schiffe weiter Fahrt von 283473 Tonnen und mit 15986 Mann Besatzung, darunter 47 Dampfer von 26876 Tonnen; außerdem an Küstenfahrzeugen 3242 Segler und 88 Dampfer von zusammen 117735 Tonnen und mit 19522 Mann Besatzung; im ganzen also 4613 Schiffe von 401207 Tonnen und mit 35508 Mann Besatzung. Häfen hat S. mit den Balearen nicht weniger als 117, nämlich 56 an der atlantischen und 61 an der Mittelmeerküste. Unter den erstern sind die wichtigsten San-Sebastian, Bilbao, Santander, Gijon, Ferrol, La Coruña, Vigo, Huelva, Sevilla und Cadix; unter den letztern Algeciras, Malaga, Almeria, Las Aguilas, Cartagena, Alicante, Grao de Valencia, Tarragona und Barcelona; auf den Inseln Palma, Mahon und Iviza. Der Binnenhandel hat seinen Mittelpunkt in Madrid. Nächstdem sind für denselben bedeutend Valladolid, Palencia, Burgos, Oviedo, Vittoria, Saragossa und Granada.

An Verkehrsmitteln hat S. in neuester Zeit bedeutend gewonnen. An Landstraßen besaß das Land 1808 nur wenig über 400 geogr. M.; alle übrigen Wege waren höchstens Saumpfade. Ende 1860 waren 4485 M. Kunststraßen projectirt, davon bereits 1519,68 M. vollendet und 426,95 M. in Bau begriffen. Im Nov. 1848 wurde die erste Eisenbahn von Barcelona nach Mataro eröffnet; im Febr. 1851 folgte die Bahn von Madrid nach Aranjuez. Zu Anfang 1862 waren erst 233 M. im Betriebe, aber 476,39 M. im Bau. Am 1. Jan. 1867 dagegen standen 675,47 M. im Betriebe, nämlich: die Linien Madrid-Alicante 455 Kilometer, Castillejo-Toledo 26, Albacete-Cartagena 247, La Encina-Valencia 116, Valencia-Tarragona 261, Madrid-Irun 639, Medina-Zamora 90, Venta de Baños-Santander 226, Palencia-Astorga 181, Gijon-Langreo 39, Madrid-Saragossa 341, Saragossa-Barcelona 366, Saragossa-Alsasua 231, Castejon-Miranda-Bilbao 250, Tardienta-Huesca 21, Barcelona-Mataro-Gerona 105, Barcelona-Granollers-Martorell 69, Barcelona-Tarragona 101, Tarragona-Montblanch-Bimbodi 55, Alcazar-Badajoz 451, Manzanares-Cadix 528, Utrera-Moron 7, Cordova-Malaga 193 und Antequera-Bobadilla 14 Kilometer. Mit den weiter projectirten Linien wird S. 811,05 M. Schienenwege erhalten, welche, nachdem mehrfache Fusionen erfolgt, 37 verschiedenen Gesellschaften gehören. Die Telegraphenlinien hatten Ende 1864 eine Länge von 9956 Kilometer (1342,78 M.) auf dem Festlande und von 241 Kilometer auf den Balearen. Das Postwesen wurde 1848 einer durchgreifenden Reform unterworfen, die Briefportotaxe bedeutend herabgesetzt und der Gebrauch der Francomarken eingeführt, womit die Correspondenz bedeutend zunahm. Während 1841 erst 18,831935 Briefe in S. circulirten, belief sich deren Zahl 1856 bereits auf 30,240145, 1864 auf 68,773592.

Außer den Verkehrsmitteln befördern den Handel die in 20 Städten bestehenden Handelskammern (juntas de comercio), mit denen meist Handelsschulen verbunden, und die Handelsgerichte (tribunales de comercio). Banken bestanden zu Anfang 1859, außer der span. Nationalbank (Banco nacional de San-Fernando) zu Madrid, 10 in den größern Handelsplätzen (Barcelona, Valencia, Saragossa, Malaga, Cadix, Sevilla, Valladolid, La Coruña, Santander und Bilbao), die zusammen 157000 Actien und ein Nominalkapital von 280 Mill. Realen repräsentirten und Banknoten zum Werth von 474,818400 Realen emittirt hatten. Die span. Nationalbank wurde schon 1829 gegründet, 1849 und 1851 reorganisirt. Wenn auch nicht ohne die mannichfaltigsten Schwindeleien, entstanden in der Neuzeit die verschiedenartigsten, auch dem Handel zugute kommenden industriellen Gesellschaften. Ende 1861 zählte man 3 Wechselbanken mit 140 Mill. Realen Actienkapital, 46 Gesellschaften für Fabrikation und Industrie (mit etwa 400 Mill.), 13 Versicherungsgesellschaften (mit 404 Mill.), 23 Gesellschaften für öffentliche Arbeiten, meist für Eisenbahnen (mit mehr als 2261 Mill. Actienkapital und 2076 Mill. Obligationen), 13 Creditgesellschaften (mit 1548 Mill. Kapital, wovon nur 458,806310 Realen eingezahlt waren; außerdem mit 129,072900 Obligationen), 11 Zettelbanken (mit 225 Mill. Actienkapital und 421,209510 Realen circulirender Noten). Unter den Sparkassen (cajas de ahorro) ist die zu Madrid die älteste (seit 1839) und bedeutendste. Am 1. Jan. 1859 belief sich ihr Einlagekapital auf 19,992800 Realen. Nächst ihr macht die Sparkasse zu Barcelona (seit 1844), mit welcher ein Leihhaus verbunden, die meisten Geschäfte. Anfang Jan. 1859 betrug ihr Einlagekapital 9,539138 Realen. Das Kapital sämmtlicher andern Sparkassen S.s, deren es sehr viele gibt, betrug 46,130701 Realen. Börsen bestehen in Madrid und den großen Handelsplätzen. Märkte (mercados) und Messen (ferias) gibt es in S. seit dem Mittelalter überaus viele. Fast jede Villa, in größern Städten oft jedes Kirchspiel, hält am Namenstag des Schutzpatrons eine Messe, die freilich für den Großhandel von geringer Bedeutung sind.

Die Staatsverfassung S.s beruht seit 1812, wenn auch unter mancherlei Wechsel, auf den Grundsätzen der constitutionellen Monarchie. Gegenwärtig besteht die Constitution vom 23. Mai 1845, welche nach der Julirevolution von 1854 aufgehoben, durch Decret vom 15. Sept. 1856 aber wiederhergestellt wurde. Nach derselben ist S. eine in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie, in welcher der König oder die Königin die ausübende Macht und alle Hoheitsrechte besitzt, die richterliche Gewalt durch Richter ausüben läßt, die gesetzgebende Gewalt aber mit den Cortes theilt. Der Monarch führt den Titel «constitutioneller König von S. und Indien» (jetzt Reina constitutional de las Españas y de las Indias) und das schon seit der Vereinigung der Kronen von Castilien und Aragonien gebräuchliche Prädicat Magestad católica, eine Verleihung des Papstes Alexander VI. vom J. 1496. In Bezug auf die Thronfolge gilt das Recht der Erstgeburt. Da das durch die Bourbonendynastie eingeführte salische Gesetz nach der pragmatischen Sanction Ferdinand's VII. vom 29. März 1830 wieder aufgehoben ist, so kann auch die weib-

liche Descendenz zur Thronfolge gelangen. Der Thronerbe führt den Titel Prinz oder Prinzessin von Asturien, außerdem, wie alle legitimen Prinzen und Prinzessinnen, den Titel Infant oder Infantin von S. Alle Infanten und Infantinnen haben das Prädicat Alteza real (Königliche Hoheit) und Serenissimo oder Serenissima. Die Cortes zerfallen in zwei Kammern, den Senat und den Congreß der Deputirten. Die Senatoren, neuerdings von 304 auf 200 herabgesetzt, werden vom Könige, und zwar auf Lebenszeit ernannt. Die großjährigen Prinzen, die Erzbischöfe, der Präsident des obersten Gerichtshofs, die Generalkapitäne des Heeres und der Flotte sowie die erblichen Granden sind kraft Geburt und Stellung Senatsmitglieder. Die Kammer der Deputirten zählt gegenwärtig 349 Mitglieder, welche vom Volke durch Wahlmänner auf die Sessionsperiode von fünf Jahren gewählt werden. Zur Wählbarkeit sind Indigenat, Vollendung des 25. Lebensjahres, weltlicher Stand und eine gewisse Rente vom Grundbesitz, beziehentlich eine entsprechende Steuerzahlung erforderlich. Den Cortes steht zu: die Bewilligung des Budgets und der Steuern, die Zustimmung zu den Gesetzen, das Recht zu Gesetzvorschlägen, die Fixirung der Militärmacht sowie die Ministeranklage. Die Anklage geht von den Deputirten aus, während die Entscheidung dem Senate zusteht. Auch die Abschließung von Verträgen u. dgl. seitens des Königs bedarf der Sanction durch die Cortes. Während ihres Amtes sind die Senatoren und die Deputirten unverletzlich und nur durch Cortesbeschluß anklagbar. — Es bestehen in S. acht Ritterorden: der Orden des Goldenen Vließes (órden del teson de oro) seit 1430 (s. Vließ); der Orden Karl's III., 1773 für jede Art des Verdienstes gestiftet, in drei Klassen (Großkreuze, Comthure und Ritter); der Amerikanische Orden Isabella's der Katholischen, 1815 von Ferdinand VII. gestiftet, in drei Klassen; der Damenorden der Königin Maria Luise, 1792 von der Gemahlin Karl's IV. gestiftet für Damen höhern Rangs; der Militärorden von San-Fernando und Hermenegilde, 1815 gestiftet, in drei Klassen; der Calatravaorden (s. d.); der Orden von Alcantara (s. d.); der Orden von Montesa, seit 1319. Die drei letzten Orden waren ursprünglich geistliche Ritterorden. Außer diesen Orden bestehen noch verschiedene Kreuze und Medaillen als Ehrenzeichen für Militärs. — Nach der Verfassung sind jedem Spanier Zulassung zu allen öffentlichen Ehren und Aemtern, Schutz der persönlichen Freiheit (unter Verbot der Verhaftung oder Haussuchung ohne richterlichen Befehl), völlige Gleichheit vor dem Gesetze sowie Preßfreiheit gesichert. Gleichwol scheidet man noch die Staatsbürger in vier Stände: Adeliche, Geistliche, Bürger und Bauern. Der Adel zerfällt in den hohen, der sich wieder in die Grandes und Titulados theilt, und den niedern oder die Hidalgos. Die «Grandeza» wird gegenwärtig von der Königin theils als persönliche Auszeichnung, theils erblich ertheilt und zerfällt in drei Klassen. Alle Granden haben das Prädicat «Excellenz». Die Titulados sind Familien, die von alters her den Herzogs-, Marquis-, Grafen-, Visconde- oder Barontitel führen. Doch vererben diese Titel nur auf den ältesten Sohn. Früher war ein solcher Titel stets mit dem Besitze eines Majorats verbunden, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Zu Ende 1856 zählte man 1358 Granden, darunter 75 Herzoge, 647 Marquise, 516 Grafen, 65 Viscondas und 55 Barone. Die Hidalgos sind außerordentlich zahlreich und großentheils sehr verarmt. Unter dem Vorsitze der Königin besteht in Madrid eine permanente Grandendeputation und eine Adelskammer. Außerdem gibt es in den Provinzen fünf königl. Adelskammern, zu Ronda (seit 1572), Sevilla (1670), Granada (1686), Valencia (1690) und Saragossa (1819). Früher hatten die Mitglieder des Adels (ursprünglich nur diejenigen des hohen) das Vorrecht, den Titel «Don» (dominus) ihrem Taufnamen vorzusetzen; jetzt wird die Betitelung Don jedem gebildeten Manne, welchem Stande er angehöre, auch officiell gegeben. Zum geistlichen Stande gehören die Weltgeistlichen, die sich in den hohen Klerus (Erzbischöfe, Bischöfe und Patriarch von Indien) und den niedern Klerus scheiden, die Ordensgeistlichen, Seminaristen, Nonnen und Barmherzigen Schwestern. Zum Bürgerstande rechnet man alle Verwaltungsbeamte (die höchsten ausgenommen), Professoren, Lehrer, Künstler, Advocaten, Notare, Schreiber, Aerzte, Kaufleute und Gewerbtreibende; zum Bauernstande, außer den eigentlichen Bauern (laboradores) und deren Gesinde, auch sämmtliche dienende Personen, alle Tagelöhner, Bergleute, Fabrikarbeiter, Hirten, Fischer, und Matrosen. Die Bauern sind persönlich frei und theils Eigenthümer ihres in der Regel kleinen Grundstückes theils Erbpächter. Die Theilung des Grundbesitzes, die früher vermißt wurde, ist in neuerer Zeit in bedeutendem Maße ins Leben getreten. Trotz der großen Verschiedenheit der Stände schließen sich diese in S. viel weniger gegeneinander ab als in andern Ländern Europas.

An der Spitze der Staatsverwaltung steht für die gesammte Monarchie der Ministerrath (consejo de ministros), dessen Mitglieder von der Königin ernannt werden und dieser wie den

Cortes verantwortlich sind. Dem Ministerrath steht als berathende Behörde de rath (consejo de estado) zur Seite. Derselbe hat viele Phasen durchgemacht, gegenwärtigen Organisation (Decret vom 1. Sept. 1860) aus den Ministern Präsidenten und 32 Räthen und zerfällt in sechs Sectionen. Den Ministerrath bi acht Minister oder Staatssecretäre: der erste Staatssecretär der auswärtigen (primer secretario de estado y del despacho), der Minister der Gnade und de gracia y justicia), der Finanzen (de la hacienda), des Innern (de guberna lichen Arbeiten, des Handels und Unterrichts (del fomento, d. h. der Aufmunte (de la guerra), des Seewesens (de la marina) und das Ministerium der Colo durch Decret vom 20. Mai 1863 errichtet worden, während es vorher als der überseeischen Besitzungen (de ultramar) mit dem Ministerium des Aeußer Das Ministerium del fomento trat 1851 ins Leben und zerfällt in drei Ge Ackerbau, Industrie, Handel und Bergwerke; öffentlichen Unterricht; öffentl einer Section für Eisenbahnen. Das Ministerium des Auswärtigen zerfällt in für Politisches und für Handel. Außerdem bilden in demselben eigene Sectio direction der auswärtigen Missionen oder das sog. Commissariat von Jerusale weise die Centralcommission der Statistik. Das Ministerium der Finanzen h für den Schatz, das Rechnungswesen, die Steuern, die Renten (Taback, S die Zölle und Mauthen (aduanas y aranceles), den Nationalgüterverkauf. A zu seinem Ressort die Depositenkasse, der königl. Rechnungshof und die Ba Generaldirectionen des Ministeriums des Innern sind: Verwaltung, Posten, Wohlthätigkeitsanstalten und öffentliche Gesundheitspflege, Telegraphen. — pflege besteht der 1834 errichtete Oberste Gerichtshof (Tribunal de justicia) nach dem Muster des franz. Cassationshofs eingerichtet, alle streitige Angelegen personen in letzter Instanz entscheidet. Unter demselben stehen gegenwärtig 1 Obergerichtshöfe (Audiencias territoriales), von welchen wieder 491 (mit Ein 498) Gerichtshöfe erster Instanz (Tribunales de primera instancia) ressortir lonien bestehen Appellationsgerichte zu Havana, Puerto-Principe, Portorico u Gerichtshöfe entscheiden ordentlicherweise in Criminal- und Civilsachen, währe von den Alcalden oder Gemeinderichtern untersucht und abgeurtheilt werden. der weltlichen Gerichtsbarkeit ist die geistliche, welche ihre höchste Instanz in Rota Romana zu Rom hat, in S. selbst aber durch die Erzbischöfe in zweiter missionen von Geistlichen niederer Grade in dritter Instanz ausgeübt wird. sich nicht allein auf den Klerus, sondern auch auf Civilpersonen, wenn es sich un eid, Blutschande, Bigamie und Ehesachen handelt. Auch besteht eine gemischte Gerichtsbarkeit, das Tribunal especial de las ordenes militares (Specialge orden). Die Rechtspflege ist auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gegründet. gados fiscales) sind die Führer der Parteien; von Staats wegen fungirt ein St motor fiscal). Die Grundlagen des span. Rechts bilden das röm. Recht, das i unter Alfons X. (1254—56) bearbeiteten Gesetzbuche der «Siete partidas» Gewohnheitsrecht (fuero juzgo) und die 1501 auf dem Reichstage zu Toro g de Toro» oder das span. Landrecht. In den baskischen Provinzen gelten noc vinzialrechte, Fueros (s. d.); doch sind diese Privilegien durch den Vertrag vo im wesentlichen gebrochen. — Die Gemeindeverfassung, in ihrer jetzigen Form a ist, wie auch die Provinzialverwaltung, im wesentlichen der französischen na Gemeinde von mindestens 60 Mitgliedern hat ihren eigenen Gemeinderath od der aus 4—28 Gemeinderäthen (Regidores oder Consejales) besteht. Dem A sidirt der Alcalde, dem in den größern Städten mehrere Stellvertreter (Alcalde gegeben sind. Die Alcaden werden von der Gemeinde aus der Zahl der Gemein neu gewählt, müssen aber von der Regierung bestätigt werden; sie sind zugleic Die Alcalden der Provinzialhauptstädte ernennt der König. In den Ortschaft meindegliedern gibt es einen vom Provinzialgouverneur ernannten Dorfrichter (A der dem Districtsalcalden untergeordnet ist. Die Ayuntamientos sind berechtigt und Verwendung der Gemeindebedürfnisse zu controliren, über die Höhe der G Beschlüsse zu fassen, für die öffentliche Ruhe, Wohlfahrt und Sicherheit so schönerungen und Vergnügungen zu sorgen. Die Alcalden haben die Beschl mientos zu vertreten und zur Ausführung zu bringen und sind dafür der R

wortlich. Sie stehen deshalb unter der unmittelbaren Aufsicht des Civilgouverneurs (Provinzial-Regierungspräsidenten). Ein Unterschied in der Gemeindeverfassung zwischen Stadt und Land besteht nicht. Sehr liberal ist die innere Verwaltung in den baskischen Provinzen gestaltet. Hier ruht schon seit dem 13. und 14. Jahrh. der Schwerpunkt der Verwaltung in den Provinzialdeputationen, welche zahlreich sind und große administrative, ja executive Macht haben. — Nach der alten, im gewöhnlichen Leben noch geläufigen histor. Eintheilung zerfiel S. in: 1) Länder der Krone Castilien, nämlich: die Königreiche Altcastilien, Neucastilien, Leon, Galicien und Murcia, das Fürstenthum Asturien, die Landschaft Estremadura und Andalusien (die ehemals maurischen Königreiche Cordova, Sevilla, Jaen und Granada); 2) Länder der Krone Aragonien, nämlich die Königreiche Aragonien, Valencia, Mallorca (Balearen) und das Fürstenthum Catalonien; 3) España foreal (das durch besondere Provinzialrechte bevorzugte S.), nämlich Königreich Navarra und die drei Baskischen Provinzen. Diese Eintheilung wurde 1822 durch die Cortes abgeschafft und dafür die in 51 Provinzen (ohne die Canarien) eingeführt. 1833 erfolgte jedoch eine abermalige Organisation, die 1856 wieder Modificationen unterlag. Hiernach zerfällt S. in 47, mit Einschluß der Balearen und der Canarien in 49 Provinzen, die den Namen ihrer Hauptstädte führen und in Bezirke (Partidos) getheilt sind. An der Spitze der Civilverwaltung (auch der Polizei) steht in jeder Provinz ein Civilgouverneur (Gobernador civil, früher Gefe politico genannt), welcher vom König erwählt wird. Diesem zur Seite stehen der aus einem Vicepräsidenten und drei Mitgliedern zusammengesetzte Provinzialrath (Consejo provincial) und die Provinzialvertretung (Deputacio provincial), deren Mitglieder von den Ayuntamientos erwählt werden. Beide Behörden bilden zusammen ein berathendes Collegium, welches sämmtliche Provinzialangelegenheiten und außerdem die Steuererhebung und das Militärersatzwesen überwacht.

Die finanzielle Lage des Staats bietet schon seit alter Zeit ein wenig erfreuliches Bild. Trotz der natürlichen Schätze des Landes und des 300jährigen Besitzes der Gold- und Silberländer Peru und Mexico befanden sich die Finanzen schon im vorigen Jahrhundert in zerrüttetem Zustande, und S. gehört noch heute zu den verschuldetsten Staaten Europas. Der Aufschwung des Handels und der Industrie sowie die Einziehung der geistlichen und Nationalgüter haben allerdings die finanzielle Kraft des Landes gestärkt. Auch hat die Königin Isabella zur Besserung der Finanzen 1865 auf einen großen Theil ihrer Einkünfte verzichtet, sodaß die Civilliste (34 Mill. Realen nebst 15 Mill. Apanagen) jetzt mäßiger als an irgendeinem europ. Hofe ist. Allein, so bedeutend die Einkünfte steigen, wächst doch in noch höherm Maße der Bedarf. Das Finanzjahr (1. Juli bis 30. Juni) 1864 ergab bei einer effectiven Einnahme von 2222 Mill. und einer Ausgabe von 2792 Mill. ein Deficit von 570 Mill. Realen. Die Etats werden indessen nie eingehalten, und die wirklichen Ausgaben überschreiten fortwährend weitaus die Voranschläge, z. B. in den J. 1854 und 1855 um nicht weniger als 174 und 200 Mill. Das Budget für 1866/67 stellte bei einer Einnahme von 2684,540000 und einer Ausgabe von 2636,929000 ein Deficit von 47,611000 Realen heraus, das Budget von 1867/68 bei einer Einnahme von 2570,817700 und einer Ausgabe von 2637,465590 ein «muthmaßliches» Deficit von 6,664789 Realen. Allein das 30. Jan. 1868 in der Deputirtenkammer vorgelegte Budget ergab eine Gesammteinnahme von 2580, eine Gesammtausgabe von 2630, also ein Deficit von 50 Mill. Realen.

Die Staatsschuld stammt hauptsächlich aus der Regierungszeit Karl's IV. sowie aus dem Befreiungs- und dem Bürgerkriege. Als Joseph Bonaparte 1808 den Thron bestieg, war eine Schuld von 7200 Mill. vorhanden. Bei der Restauration Ferdinand's VII. war dieselbe auf 11735 Mill. gestiegen; der Krieg gegen die Fremdherrschaft hatte also über 4500 Mill. gekostet. Die Cortes von 1820 fanden eine Schuldenlast von 14361 Mill. vor. Zwei Drittheile der Schuldurkunden gehörten indeß geistlichen Corporationen, deren Aufhebung beschlossen ward. Dadurch verminderte sich die Last auf 4833 oder nach anderer Berechnung auf 5273 Mill. Zur Tilgung waren Nationalgüter im Werthe von 8633 Mill. vorhanden. Nach Wiederherstellung des Absolutismus verweigerte König Ferdinand die Anerkennung der von ihm selbst genehmigten Cortesanlehen, die sich auf 2 Milliarden beliefen, wovon freilich kaum ein Viertel in die Staatskasse gelangten. Der König erklärte auch die Veräußerung der Klostergüter für nichtig, und man gab den Käufern nicht einmal die bezahlten Beträge zurück. Es waren für 1045 Mill. Güter verkauft und dafür bereits mehr als 352 Mill. eingezahlt worden. Trotz seiner Finanzlage mußte S. an Frankreich 278 Mill. Realen in dreiprocentiger Inscription auf das «große Buch» entrichten, und um Englands Entschädigungsansprüche zu befriedigen, nahm man zu Paris 100 Mill. Frs. auf, im Curse von 50 Proc. Im ganzen vergrößerte

Ferdinand VII. die Schuld um 2181 Mill. Der neue Erbfolgekrieg für Isabella kostete gegen 4 Milliarden. Nach der Revolution von 1836 mußte man, um Credit zu erlangen, sich zur Anerkennung der alten Schulden und zur Wiederaufnahme des Verkaufs der geistlichen Güter bequemen. Es erfolgten von 1836 bis zum Oct. 1839 Veräußerungen im Betrag von mehr als 1300 Mill. Doch alles reichte nicht aus. Ein Gesetz von 1851 reducirte die höhern Zinsen der Schuld auf 3 Proc. Zugleich wurden die lange rückständigen Zinsen u. s. w. als «differirte» Schuld consolidirt und zunächst mit $1^1/_4$ Proc. verzinst. 1854 gab man Schatzscheine mit Zwangscurs aus. Die Noth zwang zum Desamortisationsgesetz von 1855. Neuerdings verfügte der Staat Einziehung der Güter von Todter Hand, aber nicht blos jener der Geistlichkeit, sondern auch der der Gemeinden, Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten. Für das erlangte Kapital wurden Staatsrenten gegeben. Die vom 1. Mai 1855 bis 1. Mai 1856 veräußerten Güter lieferten den Ertrag einer Milliarde, und noch war fünfmal so viel von Gütern übrig, als die Veräußerung aufs neue suspendirt wurde. Doch die Noth war so dringend, daß endlich im Aug. 1859 ein Vertrag des Staats mit dem Papste zu Stande kam, wonach selbst letzterer die Veräußerung von Kirchengütern zuzulassen erklärte. Diese Güter wurden demgemäß sämmtlich zum Verkauf bestimmt, ausgenommen Kirchen und Pfarrhäuser. Der Klerus erhielt für den Erlös unübertragbare dreiprocentige Renteninscriptionen. Zur Veräußerung bestimmt wurden 160711 Güter und 257601 ablösbare Gülten der Ordens- und Weltgeistlichkeit, geschätzt auf 2560,538473 Realen. Vor dem Erlaß des Desamortisationsgesetzes waren im ganzen 3015,670724 Realen aus dieser Quelle in die Staatskasse geflossen, nämlich: 275,317381 von Staats-, 629,646300 von geistlichen, 1437,832316 von Gemeinde-, 3,099202 von Provinzialgütern, 537,242284 von solchen der Wohlthätigkeits-, 132,531066 der Unterrichtsanstalten u. s. w. Der Erlös aus den bis Ende 1861 verkauften Nationalgütern wird zu 6519 Mill. Realen (etwa 478 Mill. preuß. Thlr.), der von 1862 bis Ende 1865 weiter zu 679,442081 Realen berechnet. Es blieben noch für 3263 Mill. zu veräußern bestimmt. Selbst ein Drittheil der Staats- und Gemeindewaldungen ist zum Verkauf bestimmt. Auch hat man kein Bedenken getragen, sich während des marokk. Kriegs der Sparkassengelder zu bemächtigen. 1860 mußte Marokko den Frieden unter anderm mit dem Versprechen der Zahlung von 39 Mill. Piaster Kriegsentschädigung erkaufen. In den letzten Jahren hat S. einige alte Forderungen fremder Mächte befriedigt, namentlich 1860 an England 47 Mill. Realen abgetragen, welche dieses aus der Zeit des letzten Erbfolgekriegs (für Isabella) zu beanspruchen hatte. Mit Frankreich setzte es sich, wegen dessen Forderung von 1823, dahin auseinander, daß dasselbe 190,912561 Realen dreiprocentige Obligationen erhielt, die im Werth von 25 Mill. Frs. angenommen wurden. Außerdem schlug S. seine Gegenforderung von 16 Mill. Frs. für Confiscation der Prisen nieder. Nach dem den Cortes vorgelegten Berichte des Ausschusses für Ueberwachung der Staatsschuld belief sich dieselbe 30. Nov. 1866 auf 20412,134058 Realen, und nach der officiellen Madrider Zeitung betrug 1. Juli 1867 die schwebende Schuld 172 Mill., während dieselbe für 1. Aug. 1866 zu 1606 Mill. berechnet wurde. Versuche zu weitern Anleihen scheiterten, weil S. auch seine neuern Verpflichtungen gegen die Gläubiger nicht erfüllte. So sah man sich endlich zu einer Convertirung der sog. passiven Schuld genöthigt. Durch das Gesetz vom 11. Juli 1867 erhielten die Gläubiger das Recht zu gewissen Verschmelzungen. Hinsichtlich des Erfolgs dieser Operation sollen im ganzen 762 Mill. zur Convertirung angemeldet worden sein und das bezahlte Aufgeld 235 Mill. betragen haben, wovon dem Gesetze gemäß 15 Proc. zur Ansammlung eines besondern Fonds für die den Eisenbahngesellschaften zugesicherten Subventionen zurückzulegen sind. Zur Deckung der Zinsen der ausländischen Anleihen mußten übrigens im Oct. 1867 für 500 Mill. Realen Hypothekenbankscheine emittirt werden. Nach einer officiellen Angabe vom Sept. 1867 wurden die Interessen der span. Schuld, welche sich 1857 auf 319,576674 Realen beliefen, für das Verwaltungsjahr 1867/68 auf 676,318710 Realen veranschlagt. Es hat sich demnach die span. Schuld in zehn Jahren mehr als verdoppelt.

Die span. Kriegsmacht hat die allgemeine Militärpflicht zur Grundlage; bei der Conscription findet jedoch Stellvertretung statt. Die Dienstzeit beträgt bei der Infanterie acht Jahre (in der Linie fünf, in der Provinzialmiliz drei), bei der Cavalerie und den Specialwaffen sieben Jahre. Die Mannschaft bleibt den größten Theil der Dienstzeit präsent. Ende 1867 wurde das jährliche Rekrutencontingent auf 40000 Mann festgesetzt. Der Formationsstand der Armee 1866 war folgender: 1) Infanterie 136866 Mann (Linie 68557, Miliz 67309); 2) Cavalerie 13004 Mann; 3) Artillerie 12927 Mann; zusammen 167556 Mann. Hierzu kommen die

königl. Leibgarde 283 Mann, die Miliz auf den Canarien 7329, die Gendarmerie (guarda civil) 11930 Mann, die Carabinieros (Grenzwächter, Zollsoldaten). Gewöhnlich wird mit Einrechnung der letztgenannten Truppen ein Militärstand von 236300 Mann (wobei 9200 Offiziere) angegeben. Doch ist dies nur die Formationsstärke. Eine nicht unbeträchtliche Militärmacht befindet sich in den Colonien. Am 1. Jan. 1860 standen auf Cuba 23929 Mann, auf Portorico 3393 Mann, auf den Philippinen 10923 Mann, also in den Colonien 38245 Mann, ungerechnet 3600 Mann, die sich auf Cuba bei der Marine (32 Schiffe mit 362 Kanonen) befanden. Die span. Armee ist überreich an hohen und niedern Offizieren. Die Generalität zählte 1866 nicht weniger als 8 «Generalkapitäne der königl. Armee» oder Marschälle, 60 Generallieutenants, 118 Feldmarschälle (Generalmajors) und 271 Brigadiers. Das Heer verschlingt ungeheuere Summen, befindet sich aber in gutem Zustande. Behufs der Militärverwaltung zerfällt S. in zehn Generalkapitanate: Neucastilien (Madrid), Altcastilien (Valladolid), Burgos-Galicien (Coruña), Aragonien (Saragossa), Catalonien (Barcelona), Navarra und die baskischen Provinzen (Pamplona), Valencia, Granada, Balearen (Palma) und Canarien (Teneriffa). Dazu kommen die Generalkapitanate von Ceuta und im Lager vor Gibraltar sowie die vier in den Colonien: Havana, Portorico, Manila und Guineainseln. Die Chefs dieser Generalkapitanate sind Generale und heißen Generalkapitäne, dürfen aber nicht mit den Generalkapitänen der königl. Armee verwechselt werden, die den höchsten Rang in der Armee einnehmen. Festungen zählt S. 92, die in fünf Klassen zerfallen, großentheils aber nur aus vereinzelten Forts und Bollwerken bestehen. Die Kriegsflotte, welche in der Blütezeit S.s alle Meere beherrschte, ist sehr in Verfall gerathen, hat sich jedoch in den letzten Jahrzehnten wieder ansehnlich gehoben. 1867 zählte die Flotte 118 Kriegsschiffe (99 Dampfer, 17 Segel- und 2 Blockschiffe [Pontons]), zusammen mit 1071 Kanonen. Darunter befanden sich an Schiffen erster Klasse 6 Panzerfregatten mit 161 Kanonen, 11 Schraubendampfer mit 461, 3 Raddampfer mit 48 Kanonen. Im activen Dienste waren 512 Marineoffiziere aller Grade, darunter 1 Generalkapitän (Admiral), 5 Generallieutenants (Viceadmirale), 15 Geschwadercommandanten (Contreadmirale) u. s. w. Die active Bemannung bestand aus etwa 14700 Matrosen, 8000 Marinesoldaten und 539 Mann Arsenalwache. Für die Marineverwaltung sind die Küstenprovinzen mit den Balearen in zehn Schiffsdistricte (Tercios navales) eingetheilt, welche den drei Marinedepartements von Cadix, Cartagena und Ferrol untergeordnet. Diese drei Städte sind die drei Hauptkriegshäfen und Werfte. Zwei eigene Marinedepartements mit sieben Tercios sind die von Havana und Manila.

Die ausländischen Besitzungen S.s, welche vor 1808 größer als die irgendeines Staates waren (310718 Q.-M. mit 18—20 Mill. E.), bestehen jetzt, abgesehen von den administrativ zu S. selbst gerechneten Presidios (s. d.) in Afrika und den Canarischen Inseln (s. d.) nur noch aus folgendem Insularbesitz: 1) Generalkapitanat Havana oder die Insel Cuba (s. d.) mit den Adjacenten: 2158,13 Q.-M. mit 1,359238 E. (Dec. 1862); 2) Generalkapitanat Portorico (s. d.) mit den nächsten der Jungferninseln: 169,15 Q.-M. mit 615574 E. (1864); 3) Generalkapitanat Manila oder der Philippinen (s. d.): 6403,32 Q.-M. (nach anderer Berechnung nur 6266,80) mit 4,429631 E. (Dec. 1859), doch ungerechnet der dazugehörigen Marianen (18,03 Q.-M.) und Carolinen (43,14 Q.-M.); 4) die Guineainseln Fernando-Po, Annobon, Corisco, Mosquitos, Elobey und das Territorium des Cap-San-Juan, 40 Q.-M. mit 12235 E. (1854). Dies ergibt für die ausländischen Besitzungen 8831,67 Q.-M. mit 6,416676 E. Vgl. Miñano, «Diccionario geografico-estadistico de España y Portugal» (10 Bde., Madr. 1826—35); Madoz, «Diccionario geografico, estadistico, historico de España y sus provincias de ultramar» (16 Bde., Madr. 1846—50); Roon, «Die Iberische Halbinsel» (Berl. 1839); Minutoli, «S. und seine fortschreitende Entwickelung» (Berl. 1855); derselbe, «Altes und Neues aus S.» (2 Bde., Berl. 1854); Willkomm, «Die Halbinsel der Pyrenäen» (Lpz. 1855); derselbe, «Das Pyrenäische Halbinselland» (Lpz. 1862); Lestgarens, «La situation économique et industrielle de l'Espagne en 1860» (Brüss. 1860); Vidal, «L'Espagne en 1860» (Par. 1860); Block, «L'Espagne en 1850» (Par. 1851); derselbe, «Bevölkerung S.s und Portugals» (Gotha 1861); Carrasco, «Geografia general de España» (Madr. 1861); Garrido, «Das heutige S., seine geistige und äußere Entwickelung» (deutsch von A. Ruge, Lpz. 1863); derselbe, «La España contemporanea» (Barcelona 1865); Germond de Lavigne, «L'Espagne et le Portugal» (Par. 1867); Vizaino, «Atlas geografico español» (Madr. 1860); ferner die Reisebeschreibungen von Huber, Willkomm, Ziegler, Quandt, Hackländer, Roßmäßler, Wolzogen, Wachenhusen, die Reisehandbücher von Murray, O'Shea, Grandette u. s. w.

Geschichte. Die ältesten Einwohner S.s waren die Iberer (s. d.). Zu diesen kamen in vorhistor. Zeit als Einwanderer über die Pyrenäen her celt. Völker, die nach langen und blutigen Kriegen in einzelnen Gegenden, namentlich auf den Hochebenen Castiliens, sich mit jenen vermischten und zu dem Volke der Celtiberer verwuchsen. Diese großen Stämme zerfielen in eine Menge kleiner, theils monarchisch, theils republikanisch regierter Völkerschaften, die auf sehr verschiedenen Culturstufen standen. Zuerst wurde das Land durch die Phönizier bekannt, von denen dasselbe den Namen Spanija, woraus später die Römer Hispania machten, erhalten haben soll. Diese begründeten daselbst Colonien, von denen das heutige Cadix die berühmteste war. Später folgten die Griechen mit Pflanzstädten, unter denen Sagunt, eine Colonie der Insel Zakynthos, die bedeutendste. Wichtiger wurden die Niederlassungen der Karthager, welche sich nach dem ersten Punischen Kriege nach S. wendeten. Bald hatten sie unter Hamilkar's und Hasdrubal's Leitung eine Menge Völker auf der Süd- und Ostseite der Halbinsel unterworfen. Neukarthago, das heutige Cartagena, wurde 228 v. Chr. gegründet und gedieh bald zu einem wichtigen Waffen- und Handelsplatze. Die Fortschritte Karthagos erweckten die Eifersucht der Römer, die deshalb durch einen mit den Karthagern geschlossenen Vertrag den Ebro als von diesen nicht zu überschreitende Grenze festsetzten und ein Bündniß mit Sagunt schlossen. Doch begann Hannibal die Belagerung von Sagunt, die mit dessen Zerstörung endigte. Hiermit war die Veranlassung zum zweiten Punischen Kriege (s. d.) gegeben, währenddessen P. Cornelius Scipio Africanus bis 206 v. Chr. die Karthager aus der Halbinsel vertrieb. Seitdem galt S. als röm. Provinz; doch erst nach einem fast 200jährigen Kampfe, 19 v. Chr., ward die Eroberung der Pyrenäischen Halbinsel vollendet. Nur die Basken (s. d.), ein Ueberrest der iberischen Urbewohner, behaupteten ihre Unabhängigkeit in den unzugänglichen Gebirgen. Keine andere Eroberung hatte den Römern so viel gekostet, aber keine brachte ihnen auch eine so große Ausbeute. In dieser Zeit wurde S. nach und nach vollkommen romanisirt, sodaß es während der Kaiserzeit ein Hauptsitz röm. Bildung war, aus dem mehrere der angesehensten röm. Schriftsteller und Kaiser hervorgingen. Ueberhaupt gehörte es zu den blühendsten Ländern des Römischen Reichs. Das Christenthum gewann zeitig in S. viele Anhänger und breitete sich trotz einiger Verfolgungen immer mehr aus, bis es nach Konstantin's d. Gr. Uebertritt auch hier zur herrschenden Religion ward. Mit dem Verfalle des Römischen Reichs stellten sich auch in S. Zerrüttung und innere Kämpfe ein, die es den von Norden herströmenden german. Völkerschaften leicht machten, das Land zu überschwemmen und zu unterwerfen. Vandalen, Sueven u. s. w. eroberten im Anfange des 5. Jahrh. nach blutigen Gefechten die westl. Hälfte der Pyrenäischen Halbinsel, während im östl. Theile die röm. Herrschaft mit Hülfe der Westgothen (s. Gothen) eine Zeit lang sich noch aufrecht erhielt. Die Vandalen verließen 429 S. wieder, um sich in Afrika festzusetzen. Dagegen dehnten die Westgothen ihr Reich, das sie in Südwestfrankreich begründet, bis an den Ebro aus und bemächtigten sich nach und nach auch der übrigen Provinzen S.s, während sie das Gebiet nördlich von den Pyrenäen 507 größtentheils den Franken überlassen mußten. So wurde S. der Sitz des westgoth. Reichs, dessen Könige ihre Residenz in Toledo nahmen. Nur einige span. Küstenstädte am Mittelmeer kamen zeitweilig (550—620) unter die Herrschaft der Byzantiner; dagegen vernichtete der westgoth. König Leovigild 585 das Reich der Sueven in Galicien. Unter seinem Nachfolger Reccared wurde durch den Uebertritt der arianischen Gothen zum kath. Glauben 589 die Verschmelzung der herrschenden Gothen mit den beherrschten Römern angebahnt. Bald gaben die Gothen ihre eigene Sprache auf und nahmen die roman. Landessprache an. Innere Zerrüttung führte nach nicht 200jährigem Bestehen den Untergang dieses Reichs herbei. Unzufriedene westgoth. Große riefen die Araber (s. Mauren) aus Afrika herbei, und König Roderich fiel in der siebentägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera in Andalusien, welche 19. Juli 711 begann. Darauf ward der größte Theil S.s eine Provinz des Khalifats, und von S. aus drangen die Araber in raschem Siegeslauf über die Pyrenäen in Aquitanien ein, wurden aber von Karl Martell bei Tours 732 entscheidend geschlagen. Um 756 entriß Abd-ur-Rahman I., der Omajjade, S. den Abbassiden und stiftete ein eigenes Khalifat zu Cordova, das unter Abd-ur-Rahman III. und dessen Sohne Hakem II. (gest. 976) den Gipfel seiner Blüte und Macht erreichte, aber nach Hischam's III. Absetzung 1031 zerfiel, indem die einzelnen Statthalter sich unabhängig machten. (S. Omajjaden). So regierten arab. Fürsten zu Saragossa, Toledo, Valencia und Sevilla. Hier wurden fast allgemein maurische Sprache und Sitten herrschend. Doch behielten die christl. Unterthanen (s. Mozaraber) freie Religionsübung, auch ihre Sprache, Gesetze und Obrigkeiten; überhaupt wurden sie mild behandelt und nur der polit. Rechte beraubt. Zu gleicher Zeit breiteten sich die Juden in S. aus. In der arab. Periode

blühten Landbau, Handel, Künste und Wissenschaften; die Volksmenge war beträchtlich. Die Omajjaden standen mit den byzant. Kaisern in Verbindung. Die hohen Schulen und die Bibliotheken zu Cordova und anderwärts wurden von den Christen besucht, als Sitze der griech.-arab. Literatur und der Aristotelischen Philosophie. Das übrige Europa erhielt von hier aus die neuen Zahlzeichen, Kenntniß des Schießpulvers, das Lumpenpapier u. s. w. Unterdessen behauptete ein Theil der Westgothen unter dem Helden Pelayo seit 712 und unter dessen Nachkommen in den Gebirgen Asturiens ihre Freiheit. Die Hauptstadt war Gijon, dann seit 792 Oviedo, und von hier dehnten sie sich immer mehr nach Süden aus. Auch Karl d. Gr. drang 778 bis an den Ebro vor und begründete hier die sog. spanische Mark. Später gelang es den christl.-goth. Königen, ein Land nach dem andern den Arabern zu entreißen, sodaß schon im Anfange des 11. Jahrh. die christl. Reiche Leon (s. d.), Castilien (s. d.), Aragonien (s. d.) und Navarra (s. d.) fast die Hälfte der Halbinsel umfaßten. In steten Kämpfen mit den Arabern bildeten sich diese Reiche immer mehr aus, sowol nach außen wie nach innen, wobei im Adel Muth und Rittersinn sich lebendig erhielt, während der Bürgerstand eine Menge Rechte und Freiheiten erwarb und beide die regste Theilnahme am Staatsleben entwickelten. Der große Cid (s. d.) ward seit dem 11. Jahrh. der Held des Zeitalters wie der Ritterpoesie. Die Kämpfe zwischen Spaniern und Mauren erhielten eine religiös-romantische Färbung, gleich den Kreuzzügen, wie denn auch damals drei geistliche Ritterorden von Alcantara (s. d.), Santiago de Compostela (s. d.) und Calatrava (s. d.) in S. begründet wurden. Vergeblich riefen die span. Araber die Almoraviden aus Marokko zu Hülfe. Die unter ihrem Beistande errungenen Vortheile schwanden bald wieder, und selbst die ebendaher kommenden Almohaden vermochten nicht auf die Länge Widerstand mit Erfolg zu leisten. Seit dem großen Siege, den die vereinten christl. Fürsten unter Anführung des castil. Königs Alfons VIII. bei Tolosa in der Sierra-Morena 1212 über die Almohaden erfochten, blieben den Arabern nur die Reiche Cordova (s. d.) und Granada (s. d.), welche einige Jahrzehnte später sogar die Oberherrlichkeit Castiliens anerkennen mußten.

Unter den verschiedenen christl. Reichen S.s hatten sich im Laufe der Zeiten besonders zwei zu großem Ansehen herausgebildet: Aragonien und Castilien, die nach und nach alle übrigen christl. und arab. Herrschaften mit sich vereinigten. Nur Portugal (s. d.) erlangte und behauptete seine nationale Selbständigkeit. Aragonien vergrößerte sich vorzüglich durch Erwerbungen an der Ostküste (Catalonien, Valencia), wozu noch die Balearen (s. d.), Sardinien und Sicilien hinzukamen. Nach der aragon. Verfassung konnten die Könige nichts Bedeutendes ohne Zuziehung der Cortes (Stände) ausführen, welche aus den Vertretern des hohen und niedern Adels, der Geistlichkeit und der Städte, die bereits durch Handel und Gewerbfleiß zu Reichthum und hoher Blüte gelangt, waren bestanden. Damit keine Eingriffe in die Verfassung geschehen könnten, erhielt der Hofrichter (Justitia) eine erweiterte Amtsbefugniß, indem ihm das Recht verliehen wurde, alle Streitigkeiten der Cortes mit dem Könige in letzter Instanz zu entscheiden. Als das aragon. Königshaus erlosch, beriefen die Cortes 1412 den Infanten Ferdinand von Castilien als nächstberechtigten Thronerben zum Könige. Unter ihm und seinem Sohne Alfons V. (s. d.), 1416—58, der Neapel eroberte, erhielten die Rechte der Cortes abermals eine Erweiterung, wie denn von nun an der Justitia nur mit ihrer Zustimmung ernannt werden konnte. Alfons' Nachkomme, Ferdinand V. (s. d.), der Katholische, 1479—1516, vermählte sich 1469 mit Isabella von Castilien und bewirkte hierdurch die Vereinigung dieser beiden Königreiche. Castilien war von Ferdinand III. (s. d.), dem Heiligen, 1217—52, definitiv mit Leon vereinigt worden, und dieser dehnte durch glückliche Kriege gegen die Araber seine Macht über Murcia, Estremadura, Cordova, Sevilla und Cadiz aus. Sein Sohn Alfons X. (s. d.), der Weise, 1252—84, förderte zwar Wissenschaften und Künste und strebte nach der röm.-deutschen Kaiserkrone, ließ aber durch verkehrte Regierung sein Reich in Verfall gerathen, sodaß die Araber von neuem im Süden sich ausdehnen konnten. Nach seinem Tode entstanden Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege, die das Reich 40 J. lang zerrütteten und die Königsgewalt schwächten. Die Städte hatten hier weder eine so große Blüte noch so bedeutende Rechte erlangt wie in Aragonien. Aber Geistlichkeit und Adel, zu dem auch die mächtigen und einflußreichen Ritterorden von Calatrava, Santiago de Compostela und von Alcantara gehörten, besaßen große Privilegien. Erst Alfons XI., 1324—50, stellte die Ruhe im Innern wieder her und brach auf immer die Macht der Araber im südlichen S. Nach seinem Tode wurde Castilien abermals länger als ein Jahrhundert durch innere Kriege und Streitigkeiten zerrüttet. Peter der Grausame (s. d.), 1350—69, wüthete gegen Brüder und Verwandte, bis sein Halbbruder Heinrich von Trastamara ihn überwand, tödtete und dann seine Stelle einnahm. Unter seinen Nachfolgern entstand durch

minderjährige Fürsten und selbstsüchtige Vormünder große Verwirrung, während Adel und Klerus alle Gewalt an sich rissen und die königl. Güter und Einkünfte schmälerten, sodaß, als Isabella (s. d.), 1474—1504, den Thron bestieg, die Königswürde ohne Macht und Ansehen war. Die Vereinigung von Aragonien und Castilien durch die Heirath Ferdinand's V., des Katholischen, und Isabella's war zunächst nur eine nominelle, indem beide unabhängig voneinander herrschten. Aber beider Bestrebungen gingen auf dasselbe Ziel, und beide ließen sich durch den klugen Cardinal Ximenes (s. d.) leiten. Vor allem suchten sie die Macht der Krone zu stärken. Die Hauptmittel dazu waren Verstärkung und Organisirung der heil. Hermandad (s. d.), Verbesserung der Rechtspflege, Erwerbung der Großmeisterwürde der drei Ritterorden und des Rechts, die Bischöfe zu ernennen, vor allem aber die Inquisition (s. d.), die zugleich als polit. Institut diente, um nicht blos Ketzer und Ungläubige, sondern auch den widerspenstigen Adel und Klerus im Zaum zu halten. Seit dieser Zeit traten in S. Königthum und röm. Kirche in einen solidarischen Bund gegen alle polit. und geistige Freiheit. Außer diesen Umgestaltungen im Innern ist Ferdinand's und Isabella's Regierung besonders wichtig durch die Eroberung von Neapel und Navarra sowie auch durch die (1492) des letzten mohammed. Reichs der Halbinsel, Granadas (s. d.), und die gleichzeitige Entdeckung Amerikas (s. d.). So wurde zu gleicher Zeit der Grund zu S.s künftiger Größe und zu seinem Verfall gelegt. Sämmtliche Kinder Ferdinand's und Isabella's starben frühzeitig, bis auf ihre Tochter Johanna, die nach ihrer Mutter Tode, 1504, mit ihrem Gemahl, König Philipp I., des deutschen Kaisers Maximilian I. Sohn, in Castilien zur Regierung kam. Als dieser aber jung starb und Johanna in Wahnsinn verfiel, übertrugen die Stände von Castilien Ferdinand die Vormundschaft über seinen von ihm zum Universalerben eingesetzten Enkel Karl I., den spätern deutschen Kaiser Karl V. (s. d.) Nach Ferdinand's Tode 1516 übernahm Ximenes für den noch in den Niederlanden weilenden 16jährigen Karl die Regentschaft und wußte es dahin zu bringen, daß derselbe, ungeachtet seine Mutter Johanna noch am Leben war, als König von Castilien und Aragonien anerkannt wurde.

Als der junge unerfahrene König Karl 1517 bei seiner Ankunft in S. nur die Rathschläge seiner niederländ. Günstlinge befolgte und den Cardinal Ximenes entließ, erzeugte dies eine so allgemeine Unzufriedenheit, daß, während Karl in Deutschland sich die Kaiserkrone holte, in Castilien und Valencia ein Aufstand der städtischen Communen ausbrach, dessen Führer der kühne Juan de Padilla (s. d.) war. Der Sieg bei Villalar (1521) und die Hinrichtung Padilla's machten der Bewegung ein Ende. Adel und Geistlichkeit schlossen sich dem Throne eng an; die Städte verloren ihre polit. Freiheiten; die Cortesversammlungen wurden seitdem immer seltener. Desto mehr erhob sich S. nach außen. In den vier Kriegen, die Karl mit Franz I. von Frankreich führte, und durch die er das Herzogthum Mailand erwarb, erstarkte S. zur ersten militärischen und polit. Macht in Europa. Zu gleicher Zeit ward durch die Eroberungen in Amerika die Colonialmacht S.s begründet. Aber zugleich wurden durch die vielen Kriege Karl's die Kroneinkünfte erschöpft, sodaß die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Mit der Thronbesteigung seines Sohnes Philipp II. (s. d.), 1556—98, begann schon der Verfall der span. Monarchie, zu der damals außer S. die ganzen Niederlande, das Königreich beider Sicilien, Mailand, Sardinien, die Franche-Comté und der ungeheuere Colonialbesitz in Amerika und Asien gehörten. Drei Ziele verfolgte der finstere kalte Philipp II.: die Vergrößerung seiner Macht, die Vertilgung aller Ketzerei und die Vernichtung aller Volksrechte. Jedoch der Erfolg war nur ein theilweiser. Während er 1581 Portugal für seine Monarchie gewann, veranlaßte er den Abfall der Niederlande (s. d.). Ueberhaupt war er im ganzen nichts weniger als glücklich in seinen Kriegen mit den Türken, mit England, Frankreich und den Niederlanden. Ebenso wenig glückte es ihm überall mit der Ausrottung der Ketzerei. Zwar hinderte er in S. mittels der Inquisition jedes Auftauchen des Protestantismus und suchte die Reste des Mohammedanismus daselbst in den Moriscos auszurotten; aber in den Niederlanden vermochte er den theilweisen Sieg des Protestantismus nicht zu verhindern und selbst in seinen ital. Besitzungen die Einführung der span. Inquisition nicht durchzusetzen. Am besten gelang ihm die Unterdrückung der noch in S. bestehenden Freiheiten. Denn als die Aragonier für den verfolgten Minister Antonio Perez (s. d.) Partei nahmen und 1591 sich empörten, erstickte Philipp durch Militärgewalt den Aufstand und ließ den Justitia nebst mehrern Großen hinrichten. Die vielen Kriege und die verkehrte Wirthschaft Philipp's brachten das Land, trotz der aus Amerika fließenden ungeheuern Schätze, an den Rand eines finanziellen Abgrundes. Blos der äußere Glanz dauerte unverändert fort. Span. Kunst und Literatur feierten damals und noch eine kurze Zeit weiter ihr goldenes Zeitalter, und span. Sprache und Mode waren tonangebend in Europa.

Unter Philipp III., 1598—1621, machte der Verfall S.s Riesenschritte. Der allmächtige Günstling des Königs, Graf Lerma, suchte nur seinen und seiner Anhänger Vortheil. Die Staatseinkünfte wurden schmählich vergeudet, während Handel, Industrie und geistige Bildung immer mehr herunterkamen, besonders durch die Vertreibung der letzten Reste der Moriscos (1609). Unter Philipp IV., 1621—65, unter dem der Herzog von Olivarez (s. d.) lange Jahre als Günstling und Minister regierte, ward der Zustand des Landes noch trauriger. Kriege in Deutschland, Italien, den Niederlanden und mit Frankreich zehrten das Mark des Landes auf und führten zu den härtesten Bedrückungen, die einen zehnjährigen Bürgerkrieg in Catalonien und andere Aufstände in Andalusien, Neapel u. s. w. veranlaßten. Das Königreich Portugal schüttelte 1640 die span. Herrschaft wieder ab. Im Frieden zu Münster 1648 mußte endlich die Unabhängigkeit der niederländ. Republik förmlich anerkannt werden, und im Pyrenäischen Frieden (s. d.) 1659 wurden span. Gebiete an Frankreich abgetreten. Unter Philipp's IV. Sohn und Nachfolger, dem an Geist und Körper schwachen Karl II., 1665—1700, traten die Folgen des Systems unverhüllt hervor. Der Geldmangel war aufs höchste gestiegen, die Regierung im Innern und in den Colonien ohne Kraft und Ansehen und nach außen unglücklich in ihren Kriegen gegen Frankreich, an das in den Friedensschlüssen zu Aachen 1668, Nimwegen 1678 und Ryswijk 1697 die Franche-Comté und ein Theil der niederländ. Besitzungen verloren gingen.

Karl II., der letzte span. Habsburger, hatte in seinem Testamente einen Enkel seiner, mit König Ludwig XIV. von Frankreich vermählten ältern Schwester, Philipp von Anjou (s. Philipp V.), zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Holland und Frankreich in dem sog. Partagetractate beschlossene Theilung der span. Monarchie zu verhindern. Wirklich ward Philipp V., nach Karl's Tode, ohne Widerstand in der gesammten span. Monarchie als König anerkannt. Aber nun entbrannte der zwölfjährige Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), in welchem Philipp V., 1701—46, nach manchem Wechsel des Glücks, gegen seinen österr. Gegenkönig Karl (den nachmaligen Kaiser Karl VI.) auf dem span. Thron sich behauptete. Allein im Utrechter Frieden 1713 mußte er die span. Nebenländer Neapel, Sardinien, Mailand und die Niederlande an Oesterreich und Sicilien an Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorca. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzten Verfassungsrechte; denn Aragonien, Catalonien und Valencia wurden von Philipp V. als eroberte Länder behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Castilien gehalten und in Aragonien 1720. Nur die baskischen Provinzen und Navarra behielten ihre althergebrachten Landesprivilegien (Fueros). Sonst war Philipp V. unbedeutend und nahm an den Staatsgeschäften wenig Antheil; aber seine energische und geistvolle zweite Gemahlin, Elisabeth von Parma, mit ihren Rathgebern Alberoni (s. d.) und Ripperda (s. d.) übte eine gewisse erfrischende Wirkung aus. Es gelang, das Königreich beider Sicilien 1735 und das Herzogthum Parma 1748 für span. Secundogenituren wiederzugewinnen. Unter Philipp's gemüthskrankem Sohne und Nachfolger, Ferdinand VI., 1746—59, kehrte die alte Stille und Trägheit zurück. Erst unter Karl III., 1759—88, einem aufgeklärten Fürsten, brach für S. eine bessere Zeit an. Zwar verwickelte diesen der bourbonische Familienvertrag von 1761 zum Nachtheil des Landes in den franz.-engl. Krieg, und es mislangen die Unternehmungen gegen Algier 1775 und im Kriege von 1779—83 die Belagerung von Gibraltar, während dagegen die Insel Minorca wiedererobert wurde. Doch störte dies den Gang der innern Verwaltung nicht, an deren Verbesserung Männer wie Aranda (s. d.), Campomanes (s. d.) und Florida Blanca (s. d.) arbeiteten. Diese sorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels. Auch die Inquisition ward beschränkt und der Jesuitenorden durch die pragmatische Sanction vom 2. April 1767 aus allen span. Ländern verwiesen und seine Güter eingezogen. Uebrigens war der Fortschritt zum Bessern auch noch im Anfang der Regierung Karl's IV. (s. d.), 1788—1808, sichtbar. Endlich wurde Florida Blanca 1792 durch den Herzog von Alcudia (s. d.) verdrängt, mit welchem eine Günstlingsregierung eintrat, die ebenso verkehrt als nachtheilig für den Staat geführt wurde. Anfangs nahm S. mit großer Anstrengung an dem Kriege gegen die Republik Frankreich Antheil; aber in dem Frieden zu Basel 22. Juli 1795 mußte S. seine Hälfte San-Domingos abtreten. Dann schloß Alcudia, der bei dieser Gelegenheit den Titel «Friedensfürst» erhalten hatte, mit der franz. Republik den verhängnißvollen Schutz- und Trutzbund von San-Ildefonso 19. Aug. 1796 und erklärte den Krieg an England, infolge dessen S. durch den Frieden von Amiens 25. März 1802 Trinidad verlor. Zwar hatte Alcudia inzwischen sich von der Leitung der Geschäfte zurückgezogen, und sein Verwandter Cevallos (s. d.) ward 1800 erster Minister; aber nichtsdestoweniger behielt Alcudia thatsächlich den überwiegenden Einfluß. Er lehnte sich jetzt

an Napoleon's Politik an, zog 1801 gegen Portugal zu Felde und erkaufte die Erhebung des Herzogs von Parma zum König von Etrurien mit der Abtretung des span. Louisiana an Frankreich. Als beim Wiederausbruch des franz.-engl. Kriegs 1803 S. seine Neutralität durch einen monatlichen Tribut von einer Million Piaster an Napoleon erkaufte, griffen im Oct. 1804 die Engländer die span. Silbergallionen an. S. mußte deshalb den Krieg an England erklären. Die Niederlage bei Trafalgar (s. d.) 21. Oct. 1805 zerstörte seine Seemacht. Auch versetzte Napoleon ein span. Heer nach Dänemark und ein anderes nach Toscana. Zugleich nöthigte er Alcudia zu dem schmählichen Vertrag von Fontainebleau (27. Oct. 1807), worin eine Theilung Portugals stipulirt wurde.

Indeß war in S. die Opposition gegen den Herzog von Alcudia gewachsen. Als ihr Haupt galt der Thronfolger Prinz Ferdinand von Asturien, der sich zugleich um Napoleon's Protection bewarb und sich bei dem Könige zum Organ der Beschwerden gegen den Günstling machte. Deshalb verhaftet, mußte der Prinz durch tiefe Demüthigungen seine Freiheit wieder erkaufen. Während dieser Krisis waren franz. Truppen in S. eingerückt. Selbst der Günstling gerieth jetzt über die Folgen seiner Hingebung an Napoleon in Besorgniß und dachte daran, mit der königl. Familie nach Sevilla und von da weiter nach dem span. Amerika zu entfliehen. Das Gerücht davon beunruhigte das Volk. Eine Insurrection, der sich 18. März 1808 die königl. Garden in Aranjuez selbst anschlossen, stürzte den Friedensfürsten und bewog den König am folgenden Tage zu Gunsten des Prinzen von Asturien abzudanken. Während dieser als Ferdinand VII. (s. d.) unter allgemeinem Jubel zum König ausgerufen ward und 24. März in das bereits von den Franzosen besetzte Madrid seinen Einzug hielt, stellte Karl IV. in einem Schreiben an Napoleon seine Abdankung als erzwungen dar. Aber auch Ferdinand VII. bewarb sich zu gleicher Zeit um die Gunst des Kaisers Napoleon, der 14. April in Bayonne eintraf und nun die beiden span. Könige nach dieser franz. Grenzstadt entbot. Indem sich hier Napoleon zum Schiedsrichter aufwarf und Ferdinand mit Todesdrohungen einschüchterte, gelang es ihm, denselben erst zur Niederlegung der Krone, dann zum Verzicht auf alle seine Rechte an S. zu bewegen. Eine gleiche Erklärung stellten Ferdinand's beide Brüder, die Infanten Don Carlos und Don Francisco de Paula, aus. Schon vorher hatte Karl IV. zu Gunsten Napoleon's verzichtet. Karl IV., seine Gemahlin und der Friedensfürst begaben sich nach Compiègne und endlich nach Rom; Ferdinand und die Infanten wurden in Valençay bewacht. Jetzt berief Napoleon eine Junta von 150 span. und amerik. Abgeordneten nach Bayonne und ernannte 6. Juni 1808 seinen Bruder Joseph Bonaparte (s. d.), bisherigen König von Neapel, zum König von S. und Indien, indem er die Unabhängigkeit der span. Monarchie in ihren bisherigen Grenzen anerkannte. Am 15. Juni eröffnete die Junta, welche dem neuen König sofort gehuldigt hatte, ihre Sitzungen. Am 7. Juli ward die neue span. Verfassung, nach franz. Muster, sanctionirt und beschworen, worauf König Joseph 20. Juli in Madrid seinen Einzug hielt. Aber unter dieser unerhörten Schmach erwachte die bisher gebundene Kraft der span. Nation. Edle und unedle Elemente, Nationalstolz und wilder Fremdenhaß, kühner Freiheitssinn und mönchisch-feudaler Fanatismus, alles wirkte gleichmäßig zusammen, eine beispiellose Kraft des Widerstandes zu erwecken. Schon die Abführung des letzten Infanten rief 2. Mai einen furchtbaren Volksaufstand in Madrid hervor, den die Franzosen nur mit blutiger Strenge bewältigen konnten. Auf die Kunde von den Vorgängen in Bayonne bildeten sich in allen span. Provinzen Juntas, die im Namen des rechtmäßigen Königs Ferdinand VII. die Regierung ergriffen. Freischaren (Guerrillas) wurden organisirt, um die Franzosen zu bekämpfen, und auch die regulären span. Truppen erklärten sich meistentheils für die Nationalsache, welche bald in der Centraljunta von Sevilla eine Oberleitung erhielt. Die Umzingelung des franz. Generals Dupont und dessen Capitulation bei Baylen (s. d.), die Aufhebung der Belagerung von Saragossa und die Flucht König Joseph's aus Madrid 30. Juli entzündeten den Nationalgeist, und der Eindruck davon wirkte sogar ermuthigend auf ganz Europa. Zugleich erhob sich Portugal, wo Wellington (s. d.) mit einem engl. Corps landete und die Franzosen durch die Capitulation von Cintra (30. Aug.) das Land zu räumen zwang. Zwar waren in offener Feldschlacht die Franzosen noch überlegen. Napoleon, der im Nov. selbst mit neuen Truppen herankam, drang rasch vor, und 4. Dec. 1808 kehrte König Joseph wieder nach Madrid zurück. Allein die zweite Belagerung von Saragossa (s. d.) bewies, welche Kraft der Widerstand zu entfalten wußte. Der Krieg hatte den Charakter des furchtbarsten Volkskampfes angenommen, und die Regeln und Mittel der Napoleon'schen Kriegführung hatten hier keinen Erfolg. Inzwischen hatte sich Oesterreich zu dem Kriege von 1809 erhoben, der Napoleon und einen Theil seiner Heere nach Deutschland zog, sodaß er die

Leitung des Kriegs in S. seinen Marschällen überlassen mußte. König Joseph selbst, mit seinem Bruder uneinig, bei den Marschällen ohne Ansehen, war außer Stande, die Dinge zu beherrschen. Vergebens bemühten sich die Franzosen, Portugal wieder zu erobern und nach Cadix vorzudringen. Andererseits blieb Wellington's Sieg bei Talavera 27. und 28. Juli 1809 ohne Folgen, und die Engländer mußten sich gegen Portugal zurückziehen. Aber in Altcastilien, Catalonien, Aragonien, Navarra und Biscaya konnten die Guerrillas weder durch mobile Colonnen besiegt, noch durch feste Plätze im Zaum gehalten werden. Indeß gelang den Franzosen ihr Hauptplan gegen Andalusien, und König Joseph hielt 1. Febr. 1810 seinen Einzug in Sevilla, von wo die Centraljunta 25. Jan. nach Cadix entflohen war. Gleich darauf (29. Jan. 1810) legte die Centraljunta ihre Gewalt in die Hände einer Regentschaft (von fünf Mitgliedern) nieder. Die langwierige franz. Belagerung von Cadix (s. d.) hatte keinen Erfolg; ebenso wenig die Expedition des Marschalls Masséna gegen Portugal (1810—11). Unterdeß war eine von der Regentschaft berufene außerordentliche Versammlung der Cortes in Cadix im Sept. 1810 zusammengetreten, welche sofort daran ging, eine neue Constitution für die span. Monarchie auszuarbeiten, wobei man theilweise die erste franz. Verfassung von 1791 zu Grunde legte. In dieser Zeit errangen die Franzosen wesentliche Erfolge und nahmen im Jan. 1812 auch Valencia ein. Allein Wellington drang wieder in S. vor und schlug die Franzosen 22. Juli unter Marmont entscheidend bei Salamanca. Abermals mußte König Joseph aus Madrid 11. Aug. flüchten, und die franz. Belagerung von Cadix mußte aufgehoben werden. Erst im Herbst, als Wellington sich vergeblich bemüht hatte, Burgos einzunehmen, die Franzosen aber beträchtliche Verstärkungen erhielten, zogen die Engländer sich nach der Grenze Portugals zurück, und die Franzosen rückten wieder in Madrid ein. Aber die Katastrophe, der Napoleon in Rußland unterlag, veränderte auch in S. die ganze Situation. Die span. Regentschaft, von Großbritannien und Rußland anerkannt, hatte indeß das von den Cortes 18. März 1812 vollendete neue Verfassungsgesetz sanctionirt und verkündigt. Im Anfang des J. 1813 ward ein Theil der franz. Armee aus S. nach Frankreich abberufen. König Joseph verließ 18. März Madrid, wohin er nicht mehr zurückkehrte, und concentrirte seine gesammte Macht in der Gegend von Burgos. Hier erkämpfte Wellington 21. Juni den glänzenden Sieg bei Vittoria (s. d.), nach welchem das franz. Heer über die Pyrenäen sich zurückzog. Joseph verließ jetzt S. auf immer, während dafür Napoleon den Marschall Soult zu seinem Stellvertreter und Oberfeldherrn der franz. Heere in S. ernannte. Dieser vereinigte die geschlagenen Heerhaufen und stellte eine beträchtliche Macht dem andringenden Sieger entgegen. Am 24. Juli begann der Kampf in den Pyrenäen. Man schlug sich auf allen Punkten bis zum 1. Aug.; aber Wellington behauptete seine Stellung und nahm 31. Aug. San-Sebastian mit Sturm. Als auch Pampelona 31. Oct. gefallen war, stand, Barcelona und einige andere catalon. Plätze ausgenommen, kein Feind mehr auf span. Boden. Darauf drang Wellington im Nov. 1812 in Frankreich ein, wo mit der blutigen Schlacht bei Toulouse 10. April 1814 der span. Befreiungskrieg (Halbinselkrieg) ein Ende nahm.

Schon vorher hatte Kaiser Napoleon durch den Tractat von Valençay 11. Dec. 1813 dem König Ferdinand VII. S. zurückgegeben, und König Joseph mußte abdanken. Die Cortes, seit Jan. 1814 in Madrid versammelt, luden Ferdinand VII., als ihn Napoleon wirklich frei ließ, sofort dahin ein, um den Eid auf die Verfassung zu leisten. Ferdinand kam 24. März in Gerona an, begab sich aber nach Valencia und erklärte hier 4. Mai die Verfassung für nichtig. Die Masse des Volks, durch manchen Misgriff der Cortes, namentlich ihre Steuergesetze misvergnügt, war damit zufrieden, zumal Ferdinand zugleich erklärte, nicht den Despotismus wiederherstellen, sondern eine auf freisinnigen Grundlagen beruhende Verfassung einführen zu wollen. Beim Einzuge in Madrid, 14. Mai, ward Ferdinand mit dem Jubelruf: «Es lebe der absolute König!» begrüßt. Jenes Versprechen blieb unerfüllt; vielmehr begann eine grausame Verfolgung aller Anhänger sowol Joseph's wie der Cortes und der Regentschaft. Bald war das Ausland mit Tausenden von span. Flüchtlingen und Verbannten erfüllt, zum Theil solchen, die den größten Patriotismus in der Zeit des Befreiungskampfs bewährt hatten. Die Inquisition ward wiederhergestellt; Mönche, Klöster und Jesuiten lebten wieder auf; die Restauration ging bis über die Reformen Karl's III. zurück. Ein finsterer Despotismus, mit allen Mitteln rechtloser Gewaltthat durchgeführt, bezeichnete die neue Regierung, die ohne Fähigkeit und staatsmännischen Geist von den obscursten Hof- und Priestereinflüssen beherrscht war. Jede freie geistige Regung ward unterdrückt und bestraft, das materielle Wohl des Volks nicht gefördert. Nach außen war die Regierung nicht glücklicher als im Innern. Florida ward 1819 für 5 Mill.

Dollars an die Vereinigten Staaten verkauft; die abgefallenen amerik. Colonien wollte Ferdinand zurückerobern. Aber die Rüstungen gingen bei der ökonomischen Zerrüttung des Landes nur langsam von statten, und die Kriegsflotte befand sich in tiefstem Verfall. Natürlich machte sich die polit. Unzufriedenheit in weiten Kreisen geltend. Die oppositionellen Elemente sammelten sich in geheimen Verbindungen mit freimaurerischen Formen, die auf eine Revolution und Wiederherstellung der Constitution von 1812 hinarbeiteten. Auch unter der Armee gewann diese Richtung zahlreichen Anhang, namentlich bei den alten Offizieren des Befreiungskriegs, und die schlechtbesoldeten Soldaten ließen sich leicht zu Pronunciamentos hinreißen. Nachdem verschiedene Schilderhebungen von Mina (s. d.), Porlier u. s. w. mislungen, kam es endlich in dem Lager vor Cadix zu einem erfolgreichen Ausbruch. Am 1. Jan. 1820 proclamirte der Oberstlieutenant Riego (s. d.) an der Spitze von vier Bataillonen die Verfassung der Cortes. Mehrere Truppencorps folgten dem Beispiel, und Quiroga trat an die Spitze. Es bildete sich eine provisorische Regierungsjunta, und durch alle Provinzen verbreitete sich die Sache des Aufstandes; Madrid selbst gerieth in Bewegung. Der König suchte erst mit spärlichen Concessionen zu helfen, dann entschloß er sich, von wachsender Angst bedrängt, 7. März, die Wiederherstellung der Verfassung und die Berufung der Cortes von 1812 zu verkündigen. Eine Amnestie ward proclamirt, die Kerker der Inquisition wurden geöffnet, eine provisorische Junta gebildet, die mit dem König einstweilen die Geschäfte leiten sollte, und die Verfassung von Ferdinand beschworen. Binnen wenig Tagen war, mit geringen Ausnahmen ohne Widerstand, in ganz S. die neue Ordnung der Dinge anerkannt. Die Regierung begann nun, ohne daß der König sich widersetzte, zu reformiren. Aufhebung der Inquisition, der Patrimonialjustiz, der Zünfte, des Klosterzwangs, eine neue Eintheilung des Reichs, Errichtung von Nationalgarden waren die ersten Maßregeln. Als die Cortes 9. Juli 1820 zusammentraten, wurden, um der Finanznoth abzuhelfen, ein Theil der Klöster und die Majorate aufgehoben. Nicht alle diese Schritte waren bei der Masse des Volks populär, zumal sich der materielle Zustand zunächst nicht besserte. Schon bildeten sich Guerrillas, und an der portug. Grenze trat eine sog. apostolische Junta auf mit der ausgesprochenen Absicht, die absolute Königsgewalt, die mönchischen und feudalen Institutionen wiederherzustellen. Das Ministerium, in dem anfangs Arguelles (s. d.), später Martinez de la Rosa (s. d.) den Vorsitz führte, und die Cortes bemühten sich, die Ordnung gegen die extremen Factionen zu erhalten; einschränkende Gesetze gegen den Misbrauch der Presse und des Clubs wurden erlassen. Am 17. April 1821 wurden sogar alle Uebertreter und Gefährder der Verfassung mit Tod oder Verbannung bedroht, auch Kriegsgerichte gegen die Verschwörer eingesetzt. Aber trotzdem griffen die exaltirt demokratischen Fractionen, die sog. Comuneros und Descamisados (Ohnehemden, dem franz. Sansculotte entsprechend), im stillen immer weiter um sich, während andererseits die sog. Apostolische Partei mit Hülfe der Priester das Landvolk aufhetzte. Zwar wurden die einzelnen Banden ihrer sog. Glaubenssoldaten anfangs überwältigt und zerstreut, und auch ein Versuch derselben Partei, durch die Garden in Madrid eine Contrerevolution zu bewerkstelligen, 7. Juli 1822, schlug fehl. Aber in den nördl. Provinzen, namentlich in Catalonien, Navarra und Biscaya, gewann die Apostolische Partei zahlreichen Anhang und installirte 15. Aug. 1822 zu Seu de Urgel eine Regentschaft, die im Namen des «gefangenen» Königs alles wiederherzustellen befahl, wie es vor dem März 1820 bestanden hatte. Es gelang jedoch dem General Mina, die sog. Glaubensarmee auseinanderzusprengen, sodaß die Regentschaft 28. Nov. 1822 über die franz. Grenze flüchten mußte. Inzwischen hatte bei den Neuwahlen die exaltirte Partei (Exaltados) über die Gemäßigten (Moderados) gesiegt und die Majorität in den Cortes von 1822 erlangt; auch das Ministerium Martinez hatte einem Exaltado-Cabinet unter San-Miguel's Vorsitz weichen müssen. Dadurch ward der Conflict mit dem Ausland beschleunigt. Der Congreß zu Verona (s. d.) trat im Spätherbst 1822 hauptsächlich wegen der span. Verhältnisse zusammen, und Frankreich vereinigte sich dort mit den Höfen des Ostens zu einer Einmischung in die span. Angelegenheiten. Das Ansinnen einer Verfassungsveränderung und Herstellung der königl. Souveränetät wurde im Jan. 1823 von der span. Regierung und den Cortes in energischer Weise zurückgewiesen, während man zugleich über die Duldung und Begünstigung der geflüchteten Apostolischen in Frankreich und die Aufstellung eines franz. Beobachtungscorps an der span. Grenze Beschwerde erhob. Darauf reisten der österr., preuß., russ. und franz. Gesandte aus Madrid ab, und Frankreich schritt nach Verabredung zur militärischen Intervention. Am 2. April erließ der Herzog von Angoulême, als Oberanführer des franz. Interventionsheeres, von Bayonne aus einen Aufruf, worin er erklärte, nicht als Feind zu kommen, sondern nur um S. von der Revo-

lution zu befreien. Am 7. überschritt sein Heer die Bidassoa, und bald organisirte sich neben demselben eine neue span. Glaubensarmee. Eine provisorische «Regierungsjunta für S. und Indien» erklärte alle Beschlüsse der Cortes für nichtig und verkündete die Herstellung der vorrevolutionären Zustände. Das constitutionelle Ministerium hatte indeß den König nicht ohne Widerstreben dazu vermocht (20. März), die Regierung nach Sevilla zu verlegen. Aber zu einem nationalen Kampfe, wie er 1808—12 geführt worden, fehlten die Elemente. Die Masse des Volks war entweder ohne Verständniß für die Verfassung oder vom Klerus dagegen fanatisirt. Die gebildeten Klassen zeigten mehr Anhänglichkeit, aber nicht immer genug Opfermuth für den neuen Zustand der Dinge. Als die Franzosen einrückten, unter tüchtigen Führern, mit guter Mannszucht und vorsichtiger Schonung des Volksgeistes, standen gegen sie vier span. Armeecorps aufgestellt. Das erste unter Ballesteros (s. d.) hinter dem Ebro, das zweite unter Mina in Catalonien, das dritte unter O'Donnell (s. d.) bei Madrid, ein viertes unter Morillo (s. d.) in Galicien und Asturien. Beim Vorrücken der Franzosen zog sich Ballesteros nach Valencia zurück; O'Donnell knüpfte verrätherische Unterhandlungen an. So wurden die Provinzen Castilien, Aragonien und Obercatalonien fast ohne Kampf von den Franzosen besetzt und der Herzog von Angoulême zog 24. Mai in Madrid ein. Eine von ihm eingesetzte Regentschaft begann sogleich das Werk der Restauration. Auch Verfolgungen und Ausschweifungen der siegenden Apostolischen Partei blieben nicht aus, und die Franzosen mußten nicht selten mildernd und abwehrend dazwischen treten. Vom vordringenden Feinde bedroht, verlegten die Cortes ihren Sitz nach Cadix, wohin auch der König sie (13. Juni) begleiten mußte. In der span. Armee begann allenthalben Entmuthigung und Desertion. Morillo in Galicien schloß einen Waffenstillstand und unterwarf sich der Regentschaft. Ballesteros, von Stellung zu Stellung gedrängt, schloß zu Granada 4. Aug. eine Capitulation mit den Franzosen. Cadix war indeß zu Land und zur See blokirt worden. Angoulême erstürmte 31. Aug. den Trocadero, und die Stadt ward nun eng eingeschlossen und bombardirt. Noch vor dem drohenden Sturme beschlossen die Cortes (28. Sept.), sich aufzulösen und den König freizulassen, der darauf 1. Oct. sich in das franz. Lager begab. Vorher hatte er eine Proclamation erlassen, worin er vollständige Amnestie, Anerkennung der von der constitutionellen Regierung contrahirten Staatsschulden, Belassung aller Beamten in ihren Aemtern und Herstellung einer Verfassung zusagte. Mit der Einnahme von Cadix war der Krieg beendigt. Auch Mina, der in Catalonien einen geschickten Gebirgskrieg gegen die Franzosen geführt hatte, schloß jetzt eine Capitulation 1. Nov. und ging nach England. Mehrere andere constitutionelle Generale, viele Cortesmitglieder und hervorragende Personen, die sich compromittirt fühlten, entflohen ins Ausland. Die schon von der Regentschaft begonnene polit. Verfolgung nahm jetzt noch größern Umfang an. Vergebens hatte der Herzog von Angoulême persönlich und in officiellen Erklärungen zur Mäßigung gerathen. Ferdinand VII. hob alle Beschlüsse der constitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Oct. 1823 auf und bestätigte die der Regentschaft, deren Minister von ihm beibehalten wurden. Zugleich wurden die Gefängnisse gefüllt, Riego hingerichtet und die brutalsten Ausschweifungen gegen Misliebige begangen. Zwar mußte der König auf das Dringen der auswärtigen Diplomatie wenigstens die Wiederherstellung der Inquisition unterlassen und das Ministerium im gemäßigten Sinne (Ofalia, später Zea Bermudez) ändern; allein die Apostolische Partei behauptete mit Hülfe des Justizministers Calomarde (s. d.) ihren Einfluß. Der Credit war durch die Ungültigkeitserklärung der Cortesanleihen gänzlich erschüttert, die Staatskasse leer und drückende neue Steuern nothwendig. Ein Amnestiedecret vom 1. Mai 1824 verdiente wegen seiner zahlreichen Ausnahmen kaum diese Bezeichnung. Es war begreiflich, daß unter diesen Umständen die Lage S.s nichts weniger als beruhigt erschien, und die Regierung schloß einen Vertrag ab, wonach das Land von den Franzosen noch ferner besetzt bleiben sollte. Gleichwol galt Ferdinand VII. den Augen der fanatischen Priester und Absolutisten noch nicht für energisch genug, und es bildete sich in diesem Kreise eine Partei, die auf die Erhebung seines Bruders, Don Carlos (s. d.), hinarbeitete, den man als ein blindes Werkzeug der apostolischen Faction kannte. Von dieser Seite wurden nun mehrere Schilderhebungen angestellt, unter denen der Aufstand der sog. Agraviados (s. d.) in Catalonien 1827 am bedeutendsten war. Doch wurden dieselben blutig unterdrückt. Nicht minder misglückten einzelne kleine constitutionelle Pronunciamentos, welche zu neuen Verfolgungen gegen die Liberalen den Anlaß gaben. Endlich zu Anfang 1828 zogen die franz. Occupationstruppen wieder aus S. ab. Der Zustand der Monarchie war in jeder Hinsicht trostlos. Inzwischen hatten die span. Colonien in Amerika ihren Un-

abhängigkeitskampf durchgekämpft und waren von Großbritannien und den Vereinigten Staaten als selbständige Republiken anerkannt worden. Die letzten span. Waffenplätze auf dem amerik. Festlande, das Fort San-Juan de Ulloa (23. Nov. 1825) und Callao bei Lima (22. Jan. 1826), gingen verloren. Nur die westind. Inseln Cuba und Portorico und die Philippinen im ostasiat. Archipel blieben unter span. Herrschaft.

In die unglücklich gespannten Verhältnisse warf König Ferdinand VII. neuen Stoff der Zerrüttung, indem er, zum vierten mal vermählt (1829) mit der klugen und intriganten Maria Christina (s. d.) von Neapel, aus Liebe zu dieser und aus Abneigung gegen seinen Bruder Carlos durch eine pragmatische Sanction vom 29. März 1830 das 12. Mai 1713 erlassene Salische Gesetz (s. d.) des bourbon. Hauses aufhob, welches die Töchter von der Thronfolge ausschloß. Die 10. Oct. 1830 von Christina geborene Infantin Isabella ward infolge davon zur Thronfolgerin erklärt. Nichtsdestoweniger arbeiteten die Apostolischen (Karlisten) für die Erhebung des Don Carlos. Andererseits, als nach der franz. Revolution 1830 Ferdinand VII. anfangs die Anerkennung des Königs Ludwig Philipp verweigerte, glaubten die constitutionellen Emigranten ihre Zeit gekommen; allein ihre Hoffnungen auf franz. Hülfe wurden getäuscht, und sowol Mina's Versuch als eine Soldatenemeute in Cadix und die Landung des Obersten Torrijos endeten unglücklich (letztere mit dem tragischen Tode des Führers). Indessen verfiel Ferdinand im Sept. 1832 in eine lebensgefährliche Krankheit. In diesem Zustande gelang es der apostolischen Partei, mit Hülfe des Ministers Calomarde, von dem König einen Widerruf der pragmatischen Sanction von 1830 zu erschleichen. Aber die Intrigue ward vereitelt, die Partei gestürzt und der Einfluß Maria Christina's allmächtig. Auf die Dauer von des Königs Krankheit zur Regentin ernannt (4. Oct. 1832), mit einem moderirten Ministerium (Ofalia und Zea-Bermudez) umgeben, begann sie mit mildern Maßregeln gegen die politisch Verfolgten und wandte ihre Energie hauptsächlich gegen die Karlisten. Don Carlos selbst begab sich zu Dom Miguel nach Portugal und protestirte 29. April 1833 gegen seine Ausschließung vom Throne, welchem Proteste sich später die bourbon. Dynastien in Italien anschlossen. König Ferdinand ließ dagegen die alten Cortes 20. Juni 1833 nach Madrid berufen, um den Eid der Treue für die Thronfolgerin zu leisten. Am 29. Sept. 1833 starb Ferdinand VII., und nun succedirte seine älteste Tochter Isabella II. (s. d.), während, gemäß testamentarischer Vorschrift, für die Zeit von deren Minderjährigkeit die Königin-Witwe Maria Christina die Regentschaft übernahm. Der Tod des Königs ward das Signal für die seit lange vorbereitete Erhebung der Karlisten. Auf dem platten Lande, namentlich in den baskischen Provinzen, war die Stimmung des Volks für Don Carlos: man sah in ihm den Repräsentanten der alten monarchischen und kirchlichen Ordnung, den Schützer der hergebrachten provinziellen Vorrechte. (S. Fueros.) Bilbao und Vittoria wurden von den karlistischen Bauern im Oct. 1833 besetzt, die Landesbewaffnung angeordnet und Don Carlos unter dem Namen Karl V. als König ausgerufen. Zwar drangen die Generale der Regentin vor und besetzten jene Städte, worauf zur Strafe die baskischen Fueros 3. Dec. 1833 aufgehoben wurden. Aber nun entbrannte der Aufstand im Baskenlande und Navarra, der an Thomas Zumalacarreguy einen begabten und energischen Anführer fand, zu hellen Flammen und nahm einen ähnlichen Charakter an wie einst der Kampf gegen die Franzosen. Die Insurgenten hatten für sich das Landvolk, die Mönche, die Ortskenntniß und die Uebung im Gebirgskriege. An einem Orte überwunden, tauchten sie am andern wieder auf. Dieser weitaussehende Kampf rief in der polit. Gestaltung Spaniens einen Umschwung hervor. Die Regentin mußte sich der bisher verfolgten Liberalen, welche im Mittelstande, in den Städten und im Heer noch immer großen Anhang hatten, als Verbündeter zu versichern suchen und ihren Forderungen nachgeben. So wurde 15. Jan. 1834 Zea-Bermudez, der Vertreter des gemilderten Absolutismus, durch Martinez de la Rosa (s. d.) ersetzt und 10. April 1834 das Estatuto real erlassen, welches eine beschränkte constitutionelle Verfassung mit zwei Kammern einsetzte. Die neuen Cortes wurden einberufen, eine ausgedehnte Amnestie verkündigt. Zugleich verband sich S. mit England, Frankreich und Portugal zu der Quadrupelallianz vom 22. April 1834, deren nächster Zweck die Aufrechterhaltung der constitutionellen Ordnung gegen Dom Miguel und Don Carlos war. Inzwischen war Don Carlos im Juli 1834 in Navarra erschienen. Auch in Catalonien regte sich jetzt für ihn eine Partei, unter deren Anführern besonders Cabrera (s. d.) sich bald einen hervorragenden Namen machte. Dagegen erfolgte jetzt ein Beschluß beider Kammern der Cortes 3. Sept. und 8. Oct. 1834, welcher Don Carlos nebst seiner Nachkommenschaft auf immer von der span. Thronfolge ausschloß. Der Bürgerkrieg zwischen den Karlisten und den Christinos (Anhängern der Regentin) wurde

mit Grausamkeit und Erbitterung auf beiden Seiten geführt. Aber die Feldherren der Regentin waren nicht glücklich, Rodil und Mina so wenig wie ihr Nachfolger Valdes. Der letztere wurde in den viertägigen Gefechten vom 21. bis 24. April 1835 von Zumalacarreguy geschlagen und nach Logroño zurückgedrängt. Neue Niederlagen bei Guernica (1. Mai) und Hernani (12. Mai) nöthigten die Regentin, die bewaffnete Intervention der Verbündeten anzurufen. Es wurden span. Werbungen in England gestattet und auch den Franzosen erlaubt, in die Dienste der Königin Isabella zu treten, ebenso der franz. Fremdenlegion in Afrika. Auch stellten sich franz. und engl. Kreuzer an der span. Küste auf, wo die letztern thätigen Antheil an der Vertheidigung der Seeplätze nahmen, und ein portug. Hülfscorps rückte in S. ein. Am 10. Juni 1835 fand in Madrid ein völliger Ministerwechsel statt: an die Stelle des Premierministers trat Graf Toreño. Der infolge einer Verwundung erfolgte Tod Zumalacarreguy's (vor Bilbao 24. Juni 1835) gab zugleich der Sache der Karlisten, die in diesem ausgezeichneten Feldherrn ihre tüchtigste Stütze verloren, eine nachtheilige Wendung. Doch beschränkte sich der im Juli 1835 neuernannte Oberbefehlshaber der Christinos, General Cordova, vorläufig eine strenge militärische Blokade gegen die insurgirten baskisch-navarresischen Lande zu handhaben. Nunmehr landete das erste Bataillon der in England geworbenen Freiwilligen in San-Sebastian, wo nach und nach ein engl. Soldheer von 10000 Mann unter dem General Evans zu der span. Armee stieß. Der Liberalismus forderte jetzt laut die Aufhebung der Klöster, und der Pöbel fiel über die Mönche her. Ein Decret vom 29. Juli erschien, welches eine große Anzahl Klöster aufhob. Dennoch kamen 5. Aug. in Barcelona große Ausschweifungen vor, und eine provisorische Junta ward errichtet, welche an die Regierung drohende Vorstellungen erließ. Barcelonas Beispiel fand bald Nachahmungen; in den meisten Provinzen bildeten sich Junten, welche die Constitution von 1812 verlangten. Am 14. Sept. erfolgte der Sturz des Ministeriums Toreño, und Mendizabal (s. d.) trat an seine Stelle. Diesem gelang es für den Augenblick, den revolutionären Sturm zu beschwören, indem er unbeschränkte Preßfreiheit und allgemeine Volksbewaffnung bewilligte und auch eine Revision des Estatuto real versprach. Doch mußte er wegen der heftigen Opposition schon 27. Jan. 1836 zu einer Auflösung der Cortes schreiten. Auch Mendizabal's Bemühungen zur Wiederherstellung der Finanzen, zu welchem Zweck 9. März alle Güter der Klöster und der drei Ritterorden (wie schon früher die Güter der Inquisition) für den Staatsschatz eingezogen wurden, hatten keinen rechten Erfolg. Neue Unruhen brachen aus, besonders in Barcelona und Saragossa. Dazu kam der grausame Krieg in den insurgirten Nordprovinzen. Cordova verhinderte zwar die Ausbreitung des Aufstandes nach Castilien und Valencia; allein erst mit Espartero's (s. d.) Uebernahme des Oberbefehls begann sich die Stellung der Regierungstruppen zu bessern. Unterdeß bereitete sich in dem constitutionellen S. ein neuer Umsturz vor. Mendizabal mußte 15. Mai einem Ministerium Isturiz (s. d.) Platz machen, das infolge eines Mistrauensvotums 22. Mai die Cortes auflöste. In mehrern Städten brachen nun Empörungen aus, und es wurde die Constitution von 1812 proclamirt. Um die Hauptstadt Madrid in Ruhe zu halten, waren außerordentliche militärische Vorkehrungen getroffen. Aber in der Nacht vom 12. bis 13. Aug. zog das vierte Garderegiment unter Anführung des Sergeanten Garcia nach dem Lustschlosse La Granja (San-Ildefonso), wo sich der Hof aufhielt, und zwang die Regentin, sich für die Constitution von 1812 zu erklären. Zu gleicher Zeit brach in Madrid der offene Aufstand aus. Die Minister mußten flüchten; der Generalkapitän Quesada mit vielen Offizieren wurde ermordet. So war das Estatuto real umgestoßen, und ein königl. Decret vom 15. Aug. setzte die Constitution von 1812 wieder in Kraft, vorbehaltlich einer Revision durch die Cortes. Zugleich ward ein neues Cabinet unter Calatrava (s. d.) und Mendizabal gebildet. Die 24. Oct. eröffneten constituirenden Cortes bestätigten Maria Christina in der Regentschaft (19. Nov. 1836) und begannen darauf die Revision der Verfassung, wobei die franz. Charte von 1830 als Muster diente. Am 18. Juni 1837 ward dieselbe verkündigt und von der Regentin beschworen.

Zum Glück für die Sache Isabella's II. war auch im karlistischen Lager die Einigkeit nicht groß. Zwar war in Cabrera (s. d.) ein hervorragendes militärisches Talent an die Spitze getreten. Derselbe wußte sich 1836 im südl. Aragonien ein Heer zu gründen, mit welchem er die Christinos schlug, und sich völlig zum Herrn der Gebirgsgegend zu machen, wo die Gebiete von Aragonien, Catalonien, Valencia und Neucastilien aneinanderstoßen. Dagegen war die Kriegführung im Baskenlande und in Navarra mittelmäßig, das Hauptquartier des Don Carlos selbst von Intriguen und Zerwürfnissen beherrscht. So mislang denn auch die Expedition, welche Mai bis Sept. 1837 von der ganzen karlistischen Macht anfangs unter glücklichen Erfolgen

gegen Madrid unternommen ward. Espartero eilte zum Schutze der Hauptstadt herbei, schlug die Feinde in mehrern Gefechten und zwang sie, über den Ebro zurückzukehren. Demoralisation im karlistischen Lager waren die Nachwirkungen dieses Mislingens. Während Espartero im Baskenlande immermehr Terrain gewann und 1838 den Karlisten eine Reihe kleiner Niederlagen beibrachte, blieb doch Cabrera im Nordosten siegreich, befleckte aber seinen Ruhm durch Grausamkeit. Die europ. Mächte mußten sich sogar bei Don Carlos und der Regentin zugleich für eine menschlichere Kriegführung verwenden. Im Frühjahr 1839 war der größere Theil der nördl. Provinzen in Espartero's Gewalt, und es kam ihm dabei der Zustand im karlistischen Lager trefflich zu Hülfe. Hier hatte sich die Apostolische (Castilianische) Partei, deren Hauptstützen die Prinzessin von Beira, Don Carlos' zweite Gemahlin, und der Bischof von Leon waren, mit der eigentlichen Baskischen (fueristischen) Partei entzweit. In der Armee selbst sprach sich diese Zerrüttung der karlistischen Sache deutlich aus. Endlich ward im Aug. 1838 Rafael Maroto (s. d.) an die Stelle des unfähigen Guergue zum Oberbefehlshaber ernannt. Als gegen diesen die Apostolische Partei eine förmliche Verschwörung anzettelte, ließ er 19. und 20. Febr. 1839 die zwanzig Hauptverschworenen, darunter General Guergue, nach Kriegsrecht erschießen. Don Carlos, welcher diese Execution vergebens zu verhindern gesucht hatte, entsetzte 21. Febr. Maroto als Verräther des Commandos. Aber das Heer blieb dem Feldherrn treu, und als dieser nun gegen das Hauptquartier anrückte, mußte Don Carlos 24. Febr. nicht nur das Entsetzungsdecret widerrufen, sondern auch die Häupter der Apostolischen Camarilla verbannen. Doch die Intriguen dauerten fort, und so knüpfte Maroto Unterhandlungen mit Espartero an, der sein Kampfgenosse in Südamerika (s. Ayacucho) gewesen war. Am 31. Aug. 1839 wurde zu Bergara ein Vertrag zwischen Espartero, Maroto und 50 karlistischen Chefs unterzeichnet, wonach 18 Bataillone und fünf Schwadronen der Karlisten sofort die Waffen niederlegten und sich in ihre Heimat begaben. Don Carlos sah sich zum Rückzug ins Bastanthal und von da zur Flucht auf das franz. Gebiet genöthigt (15. Sept. 1839), wo man ihn in Bourges internirte. Damit waren Navarra und die baskischen Provinzen unterworfen. In Niederaragonien und Catalonien dauerte der Krieg fort. Cabrera vermochte sich hier jedoch auf die Länge nicht zu behaupten. Derselbe mußte im Mai 1840 über den Ebro nach Nordcatalonien ziehen und 6. Juli ebenfalls die franz. Grenze überschreiten. Auch die übrigen karlistischen Häuptlinge unterwarfen sich oder flüchteten nach Frankreich, sodaß im Spätsommer 1840 ganz S. als der Regierung der Königin Isabella II. unterworfen betrachtet werden konnte.

Während der letzten Jahre des Bürgerkriegs hatte das constitutionelle S. einen ununterbrochenen Parteikampf durchgemacht. Derselbe ward noch durch fremde Intriguen verschlimmert, indem Frankreich die Gemäßigten (Moderados), Großbritannien die liberale Fortschrittspartei (Progressisten oder Exaltados) begünstigte. Ein Ministerium folgte dem andern, und die Cortes wurden wiederholt aufgelöst. Gleichzeitig verscherzte die Regentin durch ihre Habsucht und ihren Liebeshandel mit Muñoz alle öffentliche Achtung. Endlich kam es zur Krisis. Der von der Regierung vorgelegte Entwurf einer Gemeindeordnung (s. Ayuntamiento) stieß bei den Cortes und außerhalb derselben auf den größten Widerstand, weil er ganz nach franz. Muster gemodelt war und die althergebrachte Freiheit der span. Gemeinden zu vernichten drohte. Die Cortes wurden deshalb Nov. 1839 aufgelöst und neue gewählt, in welchen die Moderados die Oberhand gewannen. Als nun von diesen das Ayuntamientogesetz angenommen ward und 15. Juli 1840 die königl. Bestätigung erhielt, brach, während die Regentin auf einer Reise nach Barcelona begriffen, die Bewegung in Madrid 1. und 12. Sept. aus und verbreitete sich schnell über ganz S. Maria Christina versuchte alle Mittel, den Sturm abzulenken; aber umsonst. Es blieb ihr nur übrig, Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen, mit der unbeschränkten Vollmacht, sich sein Ministerium zu bilden. Sie hielt es unter diesen Umständen gerathen, 12. Oct. 1840 in Valencia völlig abzudanken und sich nach Frankreich einzuschiffen, wohin sich auch die Häupter der geschlagenen Moderadospartei begaben. Vorläufig führte jetzt das Ministerium die Regentschaft. Dann erwählten die neuberufenen Cortes 8. Mai 1841 Espartero zum Regenten während der Minderjährigkeit der Königin und Arguelles zum königl. Vormund. Die Stellung Espartero's war trotz der Popularität, die er in diesem Augenblicke genoß, ungemein schwierig. Er hatte die fortgesetzte Thätigkeit Maria Christina's, welche von der franz. Politik eifrig unterstützt ward, gegen sich. Es haßten ihn die Moderados und die Karlisten; aber auch unter seiner eigenen Partei, den Progressisten, gab es Eifersüchtige und Mistrauische genug, welche die Schwierigkeiten vermehrten. Sein Plan, das Prohibitivsystem zu mildern, ward von den Fabrikanten als Hinneigung zu den Engländern und deren Interessen

gedeutet, was ihm und seinen Anhängern den Spitznamen der Anglo-Ayacuchos zuzog. Die unvermeidlich gewordene Veräußerung der geistlichen Güter weckte die Opposition Roms und rief die im Volk ungern gesehenen Strafmaßregeln gegen die widerspenstigen Geistlichen hervor. Die Zerrüttung der Finanzen, eine Erbschaft der Vorgänger, konnte nicht beseitigt werden. Sonst war die Verwaltung moralischer und der polit. Zustand, trotz mancher Misgriffe, freier als unter irgendeiner Regierung seit dem Ausbruche der span. Revolutionen. Aber die Factionen vermochten dies nicht zu würdigen, und die Regierung Espartero's wurde darum durch immer neue Aufstände gestört. Zuerst erhoben sich im Oct. 1841 Militäraufstände, die Maria Christina angestiftet. General Leopold O'Donnell (s. d.) bemächtigte sich der Citadelle von Pampelona und suchte Navarra und das Baskenland aufzuwiegeln, mußte aber nach wenigen Tagen über die franz. Grenze flüchten. General Diego Leon büßte seinen Versuch, die Königin in der Nacht vom 7. bis 8. Oct. aus dem Palast zu entführen, mit dem Leben. Dann folgten Unruhen in Barcelona, dem Mittelpunkt der republikanisirenden Fraction der Progressisten und zugleich dem Sammelplatze der unzufriedenen industriellen Bevölkerung; auch diese wurden 15. Nov. 1841 nochmals unterdrückt. In den Cortes begann eine ultraprogressistische Opposition, und die Anhänger der Maria Christina waren unermüdlich thätig, die Wirren für sich auszubeuten. Endlich brach 15. Nov. 1842 in Barcelona (s. d.) eine Empörung aus. Die Truppen wurden in die Forts zurückgedrängt, und eine ganz republikanische Junta hatte die Regierung in die Hand genommen. Espartero selbst begab sich nach Barcelona, und da die Stadt sich weigerte, ohne Bedingung zu capituliren, zwang er sie durch ein schonungsloses Bombardement 3. Dec. 1842 zur Uebergabe. Durch diese Schreckensmaßregel verlor der Regent vollends seine Popularität. Die Neuwahlen zu den Cortes ergaben eine entschiedene progressistische Mehrheit. Der Regent entschloß sich 10. Mai 1843 aus derselben ein Ministerium zu bilden und gewährte zugleich eine allgemeine Amnestie, wodurch das Land allen Intriguen der zurückkehrenden Moderados und Christinos preisgegeben ward. Aber schon neun Tage später trat dies Ministerium zurück, weil Espartero sich nicht hatte entschließen wollen, seine aus Ayacuchos bestehende Umgebung zu entlassen. Die Cortes schlossen sich einmüthig der Politik der abtretenden Minister an, und als sie vertagt wurden, verpflanzte sich die Agitation rasch über das ganze Land. Schon 23. Mai erhob sich Malaga, wenige Tage später Granada; zugleich machte Prim (s. d.) in seiner Vaterstadt Reus den Anfang der Erhebung Cataloniens. Ueberall erfolgten nun Pronunciamentos im Sinne des Aufstandes; die Agenten und das Geld Maria Christina's halfen die Bewegung schüren. Narvaez (s. d.) übernahm in Valencia die Leitung und rückte gegen Madrid vor. Der Abfall der Behörden, Generale und Truppen mehrte sich mit jedem Tage. Espartero selbst stand mit einer kleinen Macht in Albacete, durch Krankheit an rascher Thätigkeit gehemmt, während 1. Juli die provisorische Regierung zu Barcelona ihn seiner Würde verlustig erklärte. Der Fall des treugebliebenen Madrid, das den Truppen der Gegner 22. Juli die Thore öffnen mußte, nahm Espartero die Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand. Er zog sich nach dem Süden zurück und schiffte sich 30. Juli 1843 in Cadix nach England ein.

Die heterogenen Elemente der Coalition, welche Espartero gestürzt, stellten neue Erschütterungen in Aussicht. Vorerst bemächtigten sich die Führer der Moderados, Narvaez, O'Donnell und Concha, aller wichtigen militärischen Stellen, und wenn auch der Progressist Lopez wieder an die Spitze des Ministeriums trat und die progressistischen Juntas überall noch fortbestanden, sah man doch deutlich, daß der Sieg über den Regenten für die Moderados erfochten war. Dies weckte neuen revolutionären Widerstand in Catalonien und namentlich in Barcelona, wo die demokratische Partei erkannte, daß sie sich hatte misbrauchen lassen. Diese Aufstände, die sich bis ins folgende Jahr ausdehnten, wurden allmählich überwältigt. Die im Oct. 1843 neu zusammentretenden Cortes erklärten die Königin Isabella II. 8. Nov. vor der Zeit für mündig und halfen dem Schattenregiment, das die Progressisten dem Namen nach noch führten, rasch ein Ende machen. Erst trat Lopez zurück und erhielt noch 21. Nov. Olozaga zum Nachfolger; aber schon acht Tage nachher ward auch dieser gestürzt. Nun kam ein ehrgeiziger progressistischer Apostat Gonzales Bravo, 1. Dec. 1843, ans Ruder, welcher ganz zu den Moderados überging und nicht nur die verhaßte Gemeindeordnung vom 15. Juli 1840 unverändert wiederherstellte, sondern auch die Königin-Mutter Maria Christina nach S. zurückberief. Der Ausbruch neuer Unruhen gab den Anlaß, im Febr. 1844 den Belagerungszustand über ganz S. zu verhängen und die Nationalgarden zu entwaffnen. Narvaez ward factisch mit der Militärdictatur bekleidet und bildete nach der Entlassung Bravo's, Mai 1844, ein reines Moderado-Ministerium, in das namentlich auch Martinez de la Rosa eintrat. Es begann nun

offen ein streng militärisches Regiment. Die Neigung der Restauration gab sich zunächst in den Unterhandlungen mit Rom kund, um derentwillen der Verkauf der geistlichen Güter eingestellt ward. Mit Hülfe der gefügigen Cortes wurde die Verfassung von 1837 durchgreifend revidirt (23. Mai 1845), namentlich aus der Einleitung der Grundsatz der Volkssouveränetät gestrichen, das Wahlrecht und die Preßfreiheit beschränkt, die Nationalgarde abgeschafft. Dagegen begann jetzt eine bessere Fürsorge für die materiellen Interessen des Landes. Handel und Industrie hoben sich wieder; Heer und Flotte, Unterrichtswesen und Steuerwesen wurden reorganisirt; der Finanzminister Mon brachte den Staatshaushalt einigermaßen wieder in Ordnung. Die Nation, durch die Bürgerkriege erschöpft, ließ sich alles ruhig gefallen. Einige progressistische Schilderhebungen 1845 fanden wenig Zulauf und wurden schnell und blutig niedergeschlagen. Indessen hatte eine wichtige Angelegenheit die span. wie die auswärtige Politik zu beschäftigen begonnen: die Vermählung der Königin. Als Bewerber waren der Infant Franz d'Assis, Sohn des Infanten Don Francisco de Paula, der Graf von Trapani, Bruder Ferdinand's II. von Sicilien, genannt worden. Nun regte sich auch Don Carlos und verzichtete 18. Mai 1845 zu Gunsten seines Sohnes, des Grafen Montemolin, dessen Candidatur die nordischen Höfe unterstützten. Gleichzeitig spann Maria Christina mit Ludwig Philipp eine Intrigue, die einem Sohn desselben, dem Herzog von Montpensier, durch Vermählung mit der Infantin Maria Luisa, Schwester Isabella's, die Aussicht auf den span. Thron verschaffen sollte. Narvaez, der diesem Plan nicht geneigt war, ward durch Palastintriguen gestürzt und mußte April 1846 S. verlassen, um einem Cabinet Isturiz-Mon-Pidal Platz zu machen. Inzwischen war die Heirathsangelegenheit zur Reife gelangt. Zwar hatten sich Frankreich und England im Herbst 1845 verständigt, daß, wenn Isabella ihren Vetter Franz d'Assis heirathe, die Vermählung ihrer Schwester mit dem Herzog von Montpensier erst dann stattfinden dürfe, wenn Isabella Nachkommen habe. Um sich dieses Versprechens zu entledigen, benutzte die franz. Politik den Zwischenfall, daß der engl. Gesandte in Madrid, Bulwer, den Prinzen Leopold von Koburg wieder als Candidaten vorschob, wovon früher das brit. Ministerium Abstand genommen hatte. Plötzlich ward 8. Aug. die Doppelvermählung des Infanten Don Franz d'Assis mit der Königin und des Herzogs von Montpensier mit der Infantin Maria Luisa officiell erklärt und 10. Oct. 1846 vollzogen. In S. war diese Familienverbindung mit dem franz. Königshause und die eventuelle Aussicht auf eine franz. Thronfolge keiner Partei genehm. Im Auslande erschien dieselbe als ein Triumph der franz. Politik, der namentlich in England Erbitterung erregte; aber durch die Februarrevolution von 1848 verlor diese span. Heirath jede polit. Bedeutung.

Maria Christina sollte zunächst nicht die Früchte ihrer Intrigue ernten. Das Ministerium Isturiz konnte sich vor den neuen Cortes, die Ende 1846 zusammentraten, nicht behaupten; es folgte erst im Jan. 1847 ein Cabinet unter dem Herzoge von Sotomayor, dann im März unter Pacheco. Zugleich machte sich die progressistische Opposition wieder bemerkbar und griff Maria Christina und ihre Finanzkünste heftig an. Zwischen der Königin und ihrem Gemahl trat offene Entzweiung ein. Isabella suchte sich dem Einflusse ihrer Mutter und der Moderados zu entziehen und wandte ihre Gunst dem jungen General Serrano (s. d.) zu, der sich unter den vorgeschrittenen Progressisten gegen Espartero hervorgethan hatte. Die Minister suchten den Einfluß des Günstlings zu brechen, aber ohne Erfolg. Maria Christina selbst zog sich nach Frankreich zurück. Auf Grund der Quadruple-Allianz von 1834 wirkte ein span. Hülfsheer Juni 1847 zur Unterdrückung eines Aufstandes in Portugal mit. Inzwischen standen die Ministerien Pacheco und seit Sept. Salamanca unter der Herrschaft des Palastes und des Mannes, der dort gebot. Serrano setzte es durch, daß eine allgemeine Amnestie verkündet, auch mehrere Maßregeln in progressistischem Sinne erlassen wurden. Alles schien den vollen Sieg der Progressisten durch den neuen Palasteinfluß zu verkündigen, als plötzlich diese Erfolge verloren gingen, wie sie gewonnen waren. Am 3. Oct. 1847 wurde das Cabinet Salamanca plötzlich entlassen und durch ein Ministerium ersetzt, an dessen Spitze der inzwischen zurückgekehrte Narvaez trat. Unter seiner energischen Leitung wurde das zerrüttete Regiment der Moderados wiederhergestellt, die Versöhnung des königl. Ehepaares vorbereitet und Serrano als Generalkapitän nach Granada entfernt. Freilich kehrte auch Maria Christina nach Madrid zurück. Zugleich verfuhr Narvaez versöhnlich gegen die Progressisten, hielt die Amnestie aufrecht und ließ sogar Espartero zurückkehren, der sich jedoch ganz vom polit. Leben fern hielt. Wenige Monate nach diesem Wechsel brach Febr. 1848 die Revolution in Frankreich aus, welche den größten Theil von Europa erschütterte. Wenn S. zu den wenigen europ. Monarchien zählte, welche die Zeit der Zerrüttung fast ungestört überwanden, so lag davon die Ursache nicht allein in Narvaez' Geschick und Energie, sondern auch in

der bessern Zucht und Organisation des Heeres und in dem unverkennbaren materiellen Aufschwung des Landes, den die besitzenden Klassen nicht durch neue Revolutionen stören mochten. Auf die Nachricht vom Sturze Ludwig Philipp's ließ sich Narvaez von den Cortes ausgedehnte Vollmachten ertheilen und traf Maßregeln, um einem Schlage der Progressisten gerüstet entgegenzutreten. Am 26. März brach, zum Theil durch auswärtige Emissäre vorbereitet, ein republikanischer Aufruhr in Madrid aus. Narvaez unterdrückte ihn mit größter Energie und verhängte den Belagerungszustand. Als sich zu Madrid in der Nacht vom 6. bis 7. Mai und zu Sevilla gleichartige Ruhestörungen wiederholten, wurden auch diese rasch unterdrückt und blutig bestraft. Diese Vorgänge gaben aber den Anlaß für ein auswärtiges Zerwürfniß. Narvaez war von Anfang an eifrig bemüht, jeden auswärtigen Einfluß zurückzudrängen, hatte sich jedoch mit dem Auslande auf guten Fuß zu setzen gesucht. Es war ihm dies mit dem republikanischen Frankreich vollkommen gelungen. Der Umschwung in Oesterreich und Preußen machte es ihm sogar möglich, auch dort endlich die Anerkennung Isabella's zu bewirken und die lange abgebrochenen diplomatischen Beziehungen wieder anzuknüpfen. Nur England verbarg sein Misvergnügen über den Sieg der Moderados nicht, und Lord Palmerston gab nach Unterdrückung des Märzaufstandes dieser Abneigung einen lebhaften Ausdruck in einer Note, worin er die innere Politik des span. Ministeriums einer herben Kritik unterwarf. Dies führte schon zu gereizten Erörterungen. Dazu kam, daß der brit. Gesandte Bulwer an den Schilderhebungen gegen Narvaez betheiligt erschien. Bulwer erhielt Mitte Mai plötzlich seine Pässe mit der Weisung, binnen 48 Stunden S. zu verlassen. Natürlich erfolgte das Gleiche gegen den span. Gesandten in London; doch führte die Sache zu keinen weitern Folgen. Die röm. Revolution und die Vertreibung des Papstes gab der span. Regierung Anlaß, auf dessen Wiedereinsetzung zu dringen und sogar zu diesem Zwecke im Frühjahr 1849 ein span. Hülfscorps abzusenden. Nur ging die Hoffnung nicht in Erfüllung, daß sich der röm. Stuhl in der Kirchengüterfrage nachgiebiger zeigen würde. Während sich so nach außen die Verhältnisse günstiger stellten, war im Innern inmitten einer europ. Zerrüttung der Zustand fester als je. Zwar hatte in Catalonien neben einzelnen demokratischen Schilderhebungen, bei denen der Infant Don Heinrich, ein Bruder des Gemahls der Königin, compromittirt war, auch der Karlismus sich geregt. Cabrera hatte den kleinen Krieg im Sommer 1848 wieder begonnen, aber der Versuch, den Grafen Montemolin auf den Kriegsschauplatz zu bringen, scheiterte. Der Prätendent ward unterwegs von der franz. Polizei angehalten, und Cabrera sah sich genöthigt, auf franz. Gebiet zu flüchten (April 1849). Nunmehr that die Regierung den entscheidendsten Schritt zur Auflösung der karlistischen Partei, indem sie im Juni 1849 eine allgemeine, durchaus ausnahmslose Amnestie erließ und so vielen Karlisten den Anlaß gab, zurückzukehren und sich der Königin zu unterwerfen. Zugleich setzte das Ministerium eine Veränderung durch, an welcher Espartero gescheitert war: die Herabsetzung des Zolltarifs, die zwar den Industriellen sehr unerwünscht kam, aber zur Förderung der nationalen Wohlfahrt wesentlich beitrug. Ein so thätiges und verdienstvolles Wirken schien die Macht von Narvaez dauernd befestigen zu müssen. Plötzlich aber verlautete 19. Oct. 1849 die Nachricht, daß das Ministerium entlassen und ein Cabinet aus obscuren oder bedenklichen Personen an die Stelle getreten sei. Es waren pfäffische und vielleicht auch auswärtige Einflüsse, welche durch Vermittelung des König-Gemahls die Palastrevolution bewirkt hatten. Doch zwang die allgemeine Entrüstung das neue Ministerium zum Rücktritt, und Narvaez übernahm nach wenig Tagen wieder die Geschäfte. Ein anderer Versuch, das Ministerium zum Rücktritt zu bringen (Frühjahr 1850), wurde von Narvaez mit gewohnter Energie vereitelt, indem er durch Einschüchterung den König-Gemahl Franz d'Assis vermochte, vorerst von ähnlichen Versuchen abzustehen.

Indessen zogen sich neue Stürme über S. zusammen. Mit den europ. Mächten zwar war das Verhältniß freundlich, auch mit England wurden die diplomatischen Beziehungen im Mai 1850 wieder angeknüpft; aber eine ernste Gefahr bedrohte Cuba (s. d.), die letzte bedeutende span. Colonie. In den Vereinigten Staaten von Amerika zeigte sich eine immer größere Begierde nach diesem Besitz, die sich in Freischarenzügen kundgab und von oben theils geduldet, theils ermuthigt ward. Schon im Herbst 1849 sollte eine solche Flibustierexpedition unternommen werden, die aber damals von den nordamerik. Behörden verhindert wurde. Eine zweite Expedition unter General Lopez, die im Mai 1850 auf Cuba landete, schlug gänzlich fehl. Nachdem Gesinnungsgenossen Unruhen auf der Insel im Juli 1851 angezettelt, landete Lopez abermals mit einer Freischar, ward jedoch nach mehrern Gefechten gefangen und zu Havana 1. Sept. 1851 hingerichtet. Dies veranlaßte eine Spannung zwischen S. und den Vereinigten Staaten, welche durch verschiedene Zwischenfälle, namentlich auch durch das herausfordernde Benehmen des nord-

amerik. Gesandten Soulé in Madrid, verschlimmert und erst nach mehrern
wurde. Während diese Vorgänge die Colonie beunruhigten, war in S. ei
Umschwung erfolgt. Das Ministerium Narvaez hatte, als 5. Aug. 1850
Cortes erfolgt, auf die Neuwahlen mit allen Mitteln einzuwirken gesucht u
zusammentretenden Kammern sich auch die Mehrheit wirklich gesichert. Allei
bestand keine Eintracht mehr, und die höfischen Einflüsse, durch Maria Chri
nutzten dies, sich des unbequemen Narvaez zu entledigen (10. Jan. 1851).
unter Bravo Murillo (s. d.) trat an die Stelle. Diese neue Verwaltung zeic
durch Hingebung an die höfischen Einflüsse aus. Als dem Schuldentilgung
riums die Verwerfung in den Cortes drohte, wurden diese 7. April aufgelöst
wahlen durch Einschüchterung und Corruption eine ergebene Mehrheit zusa
welcher das Cabinet seinen Entwurf durchsetzte. Am 15. Oct. erfolgte der
cordats, der nur durch weitgehende Nachgiebigkeit an den röm. Stuhl und
reicht ward. Der Staatsstreich Napoleon's III. vom 2. Dec. 1851 veranlaß
in den Cortes zu erklären, daß die span. Verfassung aufrecht erhalten werden
seitdem Hof und Cabinet ihren Reactionsneigungen rückhaltsloser nach, zum
deres zu Hülfe kam. Am 20. Dec. 1851 war die Königin von einer Prinzess
den. Als sie 2. Febr. 1852 ihren ersten Kirchgang hielt, wurde sie von ei
wie es schien, geisteskranken Priester, Martin Merino, meuchlerisch überfal
wundet. Beide Ereignisse erregten in der Nation die lebhafteste Theilnahme
royalistischer Begeisterung. Das Ministerium benutzte dies zu Maßregeln ge
zu verfassungswidrigen Eigenmächtigkeiten. Absolutistisch-klerikal gesinnte P
sonders vormals karlistische Offiziere wurden bevorzugt und erhielten Comma
die verdientesten Generale zurücksetzte. Alles schien auf einen beabsichtigten S
deuten, und der Widerstand gegen diese Politik beschränkte sich nicht mehr au
allein, sondern reichte auch tief in die Reihen der Moderados hinein. Als z
die Cortes wieder einberufen wurden, fiel bei der Präsidentenwahl der Candi
gegen Martinez de la Rosa durch. Das Ministerium antwortete 2. Dec. i
und ließ tags darauf in der officiellen Zeitung den Entwurf zu einer Verfas
öffentlichen. Demnach sollte der Senat aus erblichen und lebenslänglichen P
Deputirtenkammer sollte an Zahl reducirt, der Census sehr erhöht, das Bud
bewilligt werden und nur durch Zustimmung aller drei Factoren der Gese
änderung desselben stattfinden können. Die Garantien der öffentlichen Frei
Entwurfe auf das geringste Maß zurückgeführt, dagegen die Ausnahmsmi
ungewöhnlich erweitert. Gegenüber diesen absolutistischen Tendenzen verbande
und Narvaez selbst trat an die Spitze des vereinigten Wahlcomités der M
gressisten. Die Regierung bot gegen die Opposition alle ihre Mittel auf. Di
der Entwürfe in der Presse ward gehindert, Wahlversammlungen verboten,
Vorwande einer Sendung nach Wien verbannt. Doch löste sich das Minist
rillo schon 11. Dec. 1852 wegen innern Zwiespalts auf. Das neue Cabin
Vorsitz huldigte zwar derselben Richtung, schlug aber im ganzen einen vor
Dennoch ward die nächstfolgende Sitzung der Cortes im März 1853 eine de
S.s parlamentarische Geschichte kennt. Die Verfassungsrevision, mit einig
nach dem Project Bravo Murillo's aufgenommen, ein neuer Schuldentilgu
fahren gegen Narvaez, die Gewaltstreiche und Wahlbeherrschungen bildeten
Anklagen, womit die vereinigte Opposition das vorige wie das neue Cabinet
kamen im Senat die Künste zur Erörterung, womit Maria Christina, ihr
Bankier Salamanca sich bereicherten. Diese Vorgänge bewogen das Mi
8. April die Cortes zu vertagen und seine Entlassung anzubieten. Diese w
genommen, aber das Cabinet löste sich nach wenig Tagen von selbst auf. Gene
ein neues, das auf den Bahnen seiner Vorgänger weiter ging und die Füh
maßregelte. Auch ein abermaliger Ministerwechsel im Sept. 1853, wodurch
von San-Louis) ans Staatsruder kam, brachte keine wesentliche Veränderung
hervor. In der nächsten Session, Nov. 1853, erneuerte sich der parlamenta
Cortes wurden abermals vertagt. Allgemein befürchtete und erwartete man e
In der That ließen die Jan. 1854 verhängten Maßregeln, die Verbannung
rale, wie O'Donnell's und Manuel la Concha's, die Absetzung José de Cor

Offiziere, die Schritte gegen die Presse und die freiwillige Abdankung hochgestellter Beamten das Aergste erwarten. Es wiederholten sich auch die bedenklichen Symptome früherer Zeiten. Ein Militäraufstand zu Saragossa im Febr. 1854 und eine im folgenden Monate zu Barcelona ausgebrochene Arbeiteremeute, deren Anstiftung man den Karlisten zuschrieb, wurden mit Waffengewalt niedergeschlagen. Die Regierung entfremdete sich vollends die besitzenden Klassen, als sie, in ihrer Finanznoth, von der Nationalbank wie von den großen Kapitalisten zurückgewiesen, 11. Mai 1854 dem Lande eine Zwangsanleihe von 180 Mill. Realen auferlegte. Nunmehr kam es endlich zu einer allgemeinen und erfolgreichen Revolution.

In Madrid ward von der vereinigten Opposition der Moderados und Progressisten (der sog. liberalen Union) ein militärisches Prounnciamento vorbereitet, an dessen Spitze sich der General Leopold O'Donnell (s. d.) stellte. Am 28. Juni 1854 verließ dieser mit einigen gewonnenen Regimentern die Hauptstadt und bestand unweit dieser, bei Vicalvaro, 30. Juni ein glückliches Gefecht gegen den Kriegsminister Blaser, der mit den treugebliebenen Besatzungstruppen zu seiner Verfolgung ausgerückt war. Dann erließ O'Donnell zu Manzanares eine Proclamation an das span. Volk, worin er die Absetzung des verfassungsfeindlichen Ministeriums Sartorius, die Entfernung der Königin-Mutter Maria Christina, die Wiederherstellung der Constitution von 1837 und die Wiederbewaffnung der Nationalmiliz forderte. Bald erklärten sich die wichtigsten Städte mit ihren Besatzungen, zuerst Barcelona, für die Bewegung. Auch in Madrid kam es 18. und 19. Juli zu einem erbitterten Barrikadenkampfe, bei dem der Palast Maria Christina's und die Ministerhotels vom Volke demolirt und verbrannt wurden; selbst das königl. Residenzschloß ward bedroht. Um den Sturm zu beschwören, berief Isabella II. Espartero zum Ministerpräsidenten, der gleichzeitig von der provisorischen Regierung in Saragossa zum Generalissimus der Nationaltruppen ernannt worden und daselbst 23. Juli im Triumph eingezogen war. Espartero erklärte sich hierauf sofort für die Einberufung einer constituirenden Versammlung. In verschiedenen Provinzen regten sich noch weitergehende, republikanische und communistisch-socialistische Tendenzen, die nur mit Mühe und nicht ohne Blutvergießen niedergehalten wurden. Am 29. Juli traf Espartero in Madrid ein und bildete ein Cabinet, in dem O'Donnell das Kriegsministerium erhielt. Maria Christina, die bisher gewaltsam zurückgehalten worden, und deren Leben von der Volkswuth bedroht war, ließ man 28. Aug. unter militärischer Escorte über die Grenze nach Portugal bringen, während man ihre Güter mit Beschlag belegte. Am 8. Nov. 1854 traten die constituirenden Cortes zusammen, in denen die Progressisten die Mehrheit hatten. Espartero war jetzt noch weniger als früher im Stande, eine erfolgreiche Reorganisation der span. Monarchie durchzuführen. Von allen Beschlüssen dieser Cortes hatten nur die volkswirthschaftlichen Maßregeln (Eisenbahnen, Telegraphen und Banken) und die Gesetze über Beseitigung der Todten Hand, welche grundsätzlich den Verkauf der Kirchen-, Kloster-, Stiftungs-, Gemeinde- und Staatsgüter anordneten, eine weitgreifende Bedeutung. Von diesen sog. Nationalgütern wurden bis Ende 1861 für 6519 Mill. Realen (478 Mill. Thaler) verkauft, großentheils in kleinern Parcellen. Dies trug nicht wenig zur Hebung und Verstärkung eines selbständigen Bauernstandes bei, der bis dahin in S. nur in sehr beschränktem Maße vorhanden war. Zugleich wurden damit die Mittel für große öffentliche Bauten u. s. w. und zur Hebung der zerrütteten Finanzen gewonnen. Dagegen zogen sich die Berathungen der Cortes über die Neuordnung der Verfassungszustände unter heftigen Parteikämpfen fast zwei Jahre lang hin, während dessen die revolutionäre Partei allmählich wieder ihre Umtriebe begann. In den Provinzen brachen Unruhen aus, und innerhalb des Ministeriums gab es Zwiespalt zwischen den entschiedenen progressistischen und den gemäßigtern Elementen, welche letztere die Oberhand behielten. Die Abdankung des Ministers des Innern, Escosura (s. d.), zog auch den Rücktritt Espartero's 14. Juli 1856 nach sich, worauf O'Donnell das Cabinet reorganisirte. Die durch diesen Ministerwechsel veranlaßten ultraprogressistischen Schilderhebungen in Madrid 15. bis 16. Juli, Barcelona 18. bis 20. Juli u. s. w. wurden nach blutigen Straßenkämpfen unterdrückt. Nun verhängte O'Donnell den Belagerungszustand, löste die Cortes auf und setzte 15. Sept. 1856 die Constitution von 1845 wieder in Kraft. Schon 12. Oct. 1856 mußte aber O'Donnell einem Ministerium Narvaez weichen, in welchem der Minister des Innern, Nocedal, eine hervorragende Rolle spielte. Damit kam die alte Moderadopartei wieder zur Herrschaft, die inzwischen eine weit mehr conservative und klerikale Färbung angenommen hatte (die sog. Neukatholiken) und den höfischen Einflüssen sich fast ganz hingab. Durch die sog. constitutionelle Reform vom 17. Juli 1857 ward der parlamentarische Einfluß beschränkt und der Senat umgestaltet. Ein überaus strenges Preßgesetz wurde erlassen u. dgl. m. Kurz, alle Errungenschaften der Revolution

von 1854 gingen vollständig wieder verloren. Doch war der Hof keineswegs ganz befriedigt und ließ Narvaez, als sich in den Cortes eine heftige Opposition erhob, schon nach Jahresfrist wieder fallen. Wenn auch die Moderadopartei am Staatsruder blieb, so ward doch eine versöhnlichere Richtung eingeschlagen. Nach einer langwierigen Ministerkrisis kam zunächst Oct. 1857 ein Cabinet Mon-Armero zu Stande, und als dies Jan. 1858 durch die Machinationen des König-Gemahls gestürzt ward, folgte eine Ministerium Isturiz (s. d.). Andererseits reconstruirte sich die sog. liberale Union, welche jetzt vollends die ehemaligen Progressisten und liberalen Moderados in sich vereinigte, unter der Führung O'Donnell's. Gegenüber dieser Opposition vermochte die alte Moderadopartei das Ministerium nicht genügend zu stützen, und so fand Isabella II. sich am Ende bewogen, 30. Juni 1858 O'Donnell mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen.

Das Ministerium O'Donnell, aus der liberalen Union hervorgegangen, behauptete sich beinahe fünf Jahre lang und gewährte S. eine verhältnißmäßige Ruhe und Erholung. Die Nation war des Parteihaders, aus dem am Ende doch nur einzelne Coterien persönlichen Vortheil zogen, ernstlich überdrüssig geworden. So fand die neue Regierung, welche in polit. Hinsicht die größte Versöhnlichkeit bewies und ihr Hauptaugenmerk auf die volkswirthschaftliche Entwickelung des Landes richtete, bei den Cortes und bei der ganzen Bevölkerung eine sehr günstige Aufnahme. In der Session von 1859 ward derselben ein Credit von 2 Milliarden bewilligt. Während man Eisenbahn- und Straßenbauten rüstig förderte, blühten Ackerbau, Industrie und Handel empor, und es traten eine Menge gemeinnütziger Unternehmungen ins Leben, die freilich zum Theil später sich als fruchtlos erwiesen. Auf dem eigentlich polit. Felde geschah dagegen eigentlich gar nichts; nicht einmal die reactionäre Verfassungsreform und das Preßgesetz von 1857 wurden beseitigt. Die Verwaltung war wohlwollend und milde, wenn auch zahlreiche Misgriffe und Mängel nicht ausblieben. Ein peinliches Aufsehen erregte es im Auslande, daß zu Granada und Malaga 1861—62 mehrere prot. Spanier wegen ihres Bekenntnisses und wegen Verbreitung der Bibel zu mehrjähriger Gefängniß- oder Galeerenstrafe verurtheilt wurden, was die Königin jedoch im Mai 1863 in Verbannung auf gleiche Dauer umwandelte. Weder die Cabalen des Hofs noch einzelne republikanisch-socialistische Pronunciamentos in Andalusien und Estremadura 1859 und 1860 und zu Loja im Juli 1861 vermochten den Bestand des Ministeriums zu erschüttern. Gestützt auf eine ansehnliche und wohlorganisirte Armee und Flotte, trat die span. Politik auch nach außen hin wieder kräftiger auf. Schon 1858 betheiligte sich S. bei der franz. Expedition gegen Annam (Cochinchina), wo man die Mishandlung kath. Missionäre rächen wollte. Nach langwierigen Händeln mit Marokko (s. d.) erklärte S. 22. Oct. 1859 den Krieg, und eine span. Streitmacht unter O'Donnell's Oberbefehl begann im Dec. den Kampf auf afrik. Boden. Nach der blutigen Schlacht bei Tetuan 4. Febr. 1860 fiel diese Stadt in die Hände der Spanier, und nach einer zweiten Niederlage bei Gualdas 23. März baten die Mauren um Waffenstillstand. Im Friedensvertrage vom 26. April mußte sich Marokko zu einer Kriegscontribution von 20 Mill. Piaster nebst einer Gebietsabtretung bei Ceuta verstehen. Während dieses Feldzugs hatte in S. die karlistische Partei sich wieder geregt. Der Generalkapitän der Balearischen Inseln, General Ortega, landete 3. April mit einer Truppenabtheilung bei Tortosa an der Ebromündung und erhob die Fahne des Aufstandes. Auch der Graf Montemolin (s. Don Carlos), begleitet von seinem Bruder Fernando, von Cabrera u. s. w., erschien daselbst und wurde als König Karl VI. proclamirt. Aber diese Schilderhebung endigte schnell und kläglich. Ortega ward gefangen und kriegsrechtlich erschossen. Die beiden Söhne des Don Carlos wurden gleichfalls ergriffen und erst, nachdem sie 23. April 1860 förmlich ihren Thronansprüchen entsagt, wieder in Freiheit gesetzt und über die span. Grenze gebracht. Als dann in Italien die Einheitsbewegung sich vollzog, befürworteten der span. Hof und Klerus auf das leidenschaftlichste eine Intervention zu Gunsten der verwandten Dynastie von Neapel und der weltlichen Macht des Papstes. Das Ministerium bewahrte jedoch klüglich die Neutralität und begnügte sich mit diplomatischen Protesten. 1861 unterwarf die Dominicanische Republik, auf der vormals span. Osthälfte der Insel Haïti (s. San-Domingo), freiwillig sich wieder der span. Herrschaft, was diplomatische Proteste der Republiken Peru und Haïti veranlaßte. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika verhehlten ihr Misfallen nicht. Doch konnten diese wegen des Bürgerkriegs im eigenen Lande hier ebenso wenig einschreiten wie gegen die Expedition nach Mexico (s. d.), an der neben Frankreich und England auch S. durch Convention vom 31. Oct. 1861 sich betheiligte. Der Hof von Madrid mochte hoffen, durch diese Unternehmung eine mexic. Krone für einen span. Prinzen zu gewinnen; aber

dem Ministerium lagen solche Plane fern. Bereits 8. Dec. erschien ein von Havana abgeschicktes span. Geschwader vor Veracruz und nahm diese Stadt nebst den Hafenforts 18. Dec. 1861 ohne Schwertstreich in Besitz. Dann folgte eine größere span. Streitmacht unter dem Oberbefehle des Generals Prim. Die Spanier und Engländer wollten jedoch den franz. Eroberungsplanen nicht dienen, und auf der Conferenz zu Orizaba 9. April 1862 entzweiten sich die alliirten Befehlshaber vollends. Prim entschloß sich, auf seine eigene Verantwortlichkeit Mexico zu verlassen, und schiffte seine Truppen 25. April in Veracruz wieder ein. Die span. Regierung billigte sofort Prim's Handlungsweise. In Paris ward dies sehr übel aufgenommen, und Napoleon III. bereitete 13. Aug. dem neuernannten span. Gesandten José de la Concha einen unfreundlichen Empfang. Noch größer ward die Spannung zwischen S. und Frankreich, als die mexic. Angelegenheit im Dec. 1862 in den Cortes zur Sprache kam. Nachdem Prim in einer dreitägigen Rede sich gerechtfertigt und auch die Minister für ihn gesprochen hatten, ward sein Verfahren sowol von dem Senat wie auch von der Deputirtenkammer 13. Jan. 1863 gutgeheißen. Einige scharfe Aeußerungen, welche der Minister des Auswärtigen, Calderon Collantes während dieser Debatte fallen ließ, veranlaßten Frankreich zu Reclamationen und wurden darauf förmlich zurückgenommen. Zu diesen auswärtigen Schwierigkeiten kam jetzt eine Spaltung innerhalb der liberalen Union, indem die sog. Dissidenten unter Rios Rosas und Pacheco sich absonderten und die Regierung auf das heftigste angriffen. Die Folge war, daß nach einer längern Krisis das Ministerium O'Donnell 2. März 1863 sich auflöste.

Seitdem begann in S. wieder eine unruhige Periode voll polit. Schwankungen und zügelloser Parteikämpfe, wozu noch manche äußere Verlegenheiten hinzukamen. Zunächst bildete der alte und wenig begabte Marquis Miraflores im März 1863 ein neues Cabinet aus den Reihen der liberalen Union, welches das bisherige System fortzuführen suchte. Aber der Minister des Innern, Vaamonde, neigte sich zu den Tendenzen der alten Moderados hin und wirkte in diesem Sinne ziemlich gewaltsam bei den Neuwahlen (Oct.), sodaß die demokratische Partei sich der Theilnahme an der Wahl enthielt. In der auswärtigen Politik schloß sich S. jetzt ganz an Frankreich, und die Kaiserin Eugenie besuchte 18. Oct. den Hof von Madrid. Das neuerworbene San-Domingo empörte sich im August wieder gegen die span. Herrschaft und konnte nicht gebändigt werden. Die Nov. 1863 eröffneten Cortes schienen anfangs eine gefügige Majorität zu ergeben; aber bald begann über constitutionelle Fragen eine heftige Opposition, sodaß das Ministerium Miraflores zurücktrat. Das folgende Cabinet unter Arrazola's Vorsitz, das sich zu den Principien der «historischen» Moderado-Partei bekannte, bestand nur wenige Wochen, vom 17. Jan. bis 1. März 1864. Nun kam wieder ein Ministerium aus der liberalen Union, in dem der alterprobte Finanzmann Alex. Mon die Präsidentschaft, Pacheco das Auswärtige u. s. w. übernahm. Im Einverständnisse mit den Cortes wurde 25. April die constitutionelle Reform von 1857 abgeschafft und somit die Verfassung von 1845 in ihrer Reinheit wiederhergestellt; auch ein milderes Preßgesetz ward vereinbart und andere Reformen versprochen. Aber das Ministerium Mon hatte (wie früher O'Donnell) einerseits die reactionären Cabalen des Hofs, andererseits die extremen Parteien gegen sich und wußte nicht seine Haltung zu bewahren. Eine zu Madrid 8. Aug. ausgebrochene, aber sofort unterdrückte Militärmeuterei ward den Progressisten schuld gegeben. Mehrere Führer derselben, darunter Prim, wurden verbannt, zwei liberale Zeitungen den Kriegsgerichten überwiesen, jedoch freigesprochen. Gerüchte von Verschwörungen und eine Arbeiterkrisis in Catalonien erschwerten noch die Lage. Gleichzeitig dauerte der Krieg auf San-Domingo fort. Dazu kam ein Zwiespalt mit Peru (s. d.), infolge dessen ein span. Geschwader die Chincha-Inseln (s. d.) occupirte. Nachdem das Ministerium Mon seine Entlassung eingereicht, bildete Narvaez 16. Sept. ein Moderado-Cabinet, das jedoch mit einem sehr liberalen Programm vor die Cortes trat. Die sofortige Zurückberufung der Königin-Mutter Maria Christina, die nach zehnjähriger Verbannung 30. Sept. wieder in Madrid eintraf, mußte allerdings ernstliche Bedenken erregen. Nichtsdestoweniger verstand Narvaez seine Selbständigkeit zu behaupten. Die nach Auflösung der Cortes vorgenommenen Neuwahlen im Nov. fielen für das Ministerium günstig aus, da die Progressisten auch diesmal sich der Theilnahme enthielten. Durch eine neue, in Paris bewerkstelligte Anleihe ward der drückenden Finanznoth abgeholfen, welche vorzugsweise durch den kostspieligen Krieg in San-Domingo herbeigeführt war. Narvaez befürwortete deshalb eine versöhnliche Politik in Bezug auf die beiden Conflicte in Amerika, und als der Hof sich dem widersetzte, reichte das Cabinet 14. Dec. seine Entlassung ein. Nachdem die Königin vergebens versucht, sich ein fügsameres Ministerium zu verschaffen, mußte sie 16. Dec. 1864 Narvaez zurückberufen und dessen Bedingungen an-

nehmen. Am 27. Jan. 1865 ward der Friede mit Peru abgeschlossen und in Madrid 23. April ratificirt. Die span. Oberhoheit über San-Domingo gab man mit Zustimmung der Cortes durch königl. Decret vom 5. Mai wieder auf. Dagegen stießen die Finanzmaßregeln des Ministeriums auf eine lebhafte parlamentarische Opposition. Die beabsichtigte Zwangsanleihe mußte in eine freiwillige umgewandelt und bedeutende Ersparungen im Budget vorgenommen werden. Auch verzichtete die Königin Isabella 20. Febr. auf einen großen Theil der Krongüter, welche zum Vortheil der Staatskasse verkauft werden sollten. Man hoffte daraus 800 Mill. Realen zu lösen, wovon jedoch ein Viertel als Entschädigungssumme an die Krone zurückfallen sollte. Trotz alledem blieb der Zustand der Finanzen sehr ungünstig. Noch bedenklicher war die polit. Lage. Wenn sich auch die progressistischen und demokratischen Parteien aus dem parlamentarischen Leben zurückgezogen, waren sie doch um so thätiger in geheimen Umtrieben und bekämpften die Regierung in der Presse mit größter Feindseligkeit. Narvaez griff zu Repressivmaßregeln. Ein neues Preßgesetz mit sehr strengen Strafbestimmungen ward den Cortes unterbreitet, und zugleich begannen persönliche Verfolgungen, namentlich gegen die oppositionellen Beamten. Die willkürliche Absetzung des demokratischen Professors Emilio Castelar sowie auch des Rectors Montalvan an der Centraluniversität zu Madrid rief mehrtägige Studententumulte hervor, mit denen auch die übrige Bevölkerung sympathisirte, sodaß die Regierung den Municipalrath (April) auflöste. Am 10. Juni ward sogar eine von dem Oberst Alernany angezettelte Militärverschwörung zu Valencia entdeckt und vereitelt, die auf den Sturz der span. Dynastie und Vereinigung S.s mit Portugal abzweckte. Diese sog. Unionspartei, welche die «Einheit Iberiens» unter der Dynastie Braganza anstrebte, hatte freilich in S. nur geringen Anhang und stieß in Portugal auf entschiedenen Widerwillen. Narvaez beantragte nunmehr noch weitere Zwangs- und Vorsichtsmaßregeln; doch die Cortes trugen Bedenken, dieselben zu bewilligen. Unter diesen Umständen gaben neue Cabalen der Hofcamarilla dem Cabinet die erwünschte Gelegenheit, 19. Juni 1865 zurückzutreten.

Isabella II. sah sich jetzt genöthigt, wiederum Männer der liberalen Union in ihren Rath zu berufen. Marschall O'Donnell wurde Ministerpräsident und Marschall Serrano Generalkapitän von Madrid. Damit begann ein Umschwung in liberaler Richtung. Der Universitätsrector und der Municipalrath von Madrid wurden wieder eingesetzt; die Presse erhielt eine Amnestie und größere Freiheit; ein neues Wahlgesetz ermäßigte den Census bis auf die Hälfte; der sistirte Verkauf der Kirchengüter ward wieder aufgenommen und energisch betrieben. Am 15. Juli 1865 erfolgte auch die zum Nachtheil der materiellen Interessen S.s lange verzögerte, bedingungslose Anerkennung des Königreichs Italien, nachdem Isabella mit Widerstreben ihre Einwilligung dazu gegeben. Die Proteste des Klerus gegen diese Maßregel blieben wirkungslos, und für den Augenblick gelang es sogar, die Camarilla zu sprengen. Der Beichtvater der Königin, Pater Claret, und die einflußreiche Nonne Patrocinio mußten den Hof verlassen, kehrten aber schon nach einigen Monaten zurück. Die Anerkennung Italiens veranlaßte einen gereizten Notenwechsel mit Oesterreich, während sich dagegen eine Annäherung zwischen S. und Frankreich vollzog. O'Donnell erschien 21. Aug. bei Napoleon III. im Lager von Chalons, und bald darauf wechselten die span. und franz. Herrscherfamilien freundschaftliche Besuche in San-Sebastian und Biarritz (9. und 11. Sept.). Gleichzeitig gab es neue Händel mit den südamerik. Republiken. Wegen angeblicher Verletzung der Neutralität während des span.-peruan. Zwiespalts hatte S. von Chile Genugthuung gefordert. Als diese verweigert ward, erklärte der span. Admiral Pareja 24. Sept. die Häfen Chiles in Blokadezustand, worauf diese Republik mit einer Kriegserklärung antwortete. Am 26. Nov. nahm die chilenische Corvette Esmeralda das span. Kanonenboot Virgen de Cavadonga. Wegen dieses Unfalls machte Pareja seinem Leben freiwillig ein Ende, und Nuñez übernahm darauf das Commando über das span. Geschwader. Am 5. Dec. 1865 verbündete Peru sich mit Chile, und in den nächsten Monaten traten Ecuador und Bolivia der Allianz gegen S. bei. Da in diesem weit entlegenen Seekriege weder Ehre noch Vortheil zu gewinnen war, verließ Nuñez die feindselige Küste, nachdem er zuvor 31. März 1866 Valparaiso und 2. Mai Callao bombardirt hatte. Auf diese Gewaltthaten antwortete Peru und Chile (im Juni) mit der Ausweisung sämmtlicher Spanier. Die verbündeten vier Republiken lehnten die brit.-franz. Vermittelung ab und beschlossen ihrerseits die Feindseligkeiten fortzusetzen, luden auch, jedoch ohne Erfolg, die La-Plata-Staaten und Neugranada ein, der Allianz gegen S. beizutreten. Obgleich S. von diesen Feinden sonst keine Gefahr zu besorgen hatte, fürchtete man doch mit Recht, daß dieselben Kaper gegen die span. Kauffahrtei ausrüsten möchten. Das Dampfschiff Tornado, das in England für die chilenische

Regierung angekauft war, wurde bei Madeira 22. Aug. von einem span. Kriegsschiffe nach Cadix aufgebracht und 18. Dec. 1866 von dem span. Prisengericht condemnirt.

Unterdeß hatte die Maßlosigkeit der extremen Parteien S. mit neuen revolutionären Unruhen erfüllt und einer rücksichtslosen Reaction den Weg gebahnt. Schon 2. und 3. Oct. 1865 fielen in Saragossa Ruhestörungen vor, die nur durch militärisches Einschreiten gedämpft werden konnten. Nach Auflösung der Cortes fand 29. Oct. zu Madrid eine große Progressistenversammlung unter Prim's Vorsitz statt, die sich sehr feindlich gegen das Ministerium O'Donnell aussprach. Die Demokraten forderten allgemeines Stimmrecht, Trennung des Staats von der Kirche u. dgl. Nicht minder rührig waren die Moderados und die eigentlich reactionären Parteien. Die Betheiligung bei den Neuwahlen 1. Dec. 1865 war nicht groß, da die Mehrzahl der Demokraten, Progressisten und auch viele Moderados sich enthielten. Aber die allseitige Agitation gegen die Regierung dauerte fort, und die geheimen Umtriebe griffen auch in der Armee um sich. Am 3. Jan. 1866 gab General Prim in Neucastilien das Signal zu einem progressistischen Pronunciamento. Es schlossen sich einige Regimenter in Aranjuez und Ocaña an; ein ähnlicher Versuch der Garnison von Alcala mislang. Auch in andern Provinzen fielen einzelne Ruhestörungen vor; doch die Empörung fand keine allgemeine Unterstützung, nicht einmal von seiten der progressistischen Partei. Die Unruhen in Barcelona 9. und 10. Jan. wurden mit Waffengewalt gedämpft, die Aufständischen in Catalonien und Valencia 22. Jan. bei La-Riva auseinandergesprengt. Prim selbst, von General Zabala verfolgt, mußte sich südwärts über die Guadiana zurückziehen und 20. Jan. bei Barrancos auf portug. Gebiet übertreten, wo seine kaum 700 Mann starke Schar entwaffnet ward. Bei dieser Gelegenheit erklärte sich die portug. Abgeordnetenkammer und Regierung (8. Jan.) auf das entschiedenste gegen die sog. Iberischen Einheitsplane. Um allen Differenzen vorzubeugen, ward Prim (17. Febr.) aus Portugal ausgewiesen; die übergetretenen Soldaten erhielten später Erlaubniß, nach S. heimzukehren. Noch im Dec. bewies ein Besuch, den Isabella II. mit Gemahl und Kindern dem Hofe von Lissabon abstattete, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Königshäusern. Desto trauriger gestalteten sich die innern Verhältnisse S.s. Am 22. Juni 1866 brach in Madrid ein neuer Militäraufstand aus, der erst nach einem zwölfstündigen Kampfe von den treugebliebenen Truppen unter O'Donnell und Narvaez überwältigt wurde. Auch in Salamanca, Gerona u. s. w. fielen Meutereien vor. Während die Kriegsgerichte eine energische und blutige Thätigkeit entfalteten, bewilligten die Cortes auf Antrag des Ministeriums die vollständige Suspendirung der constitutionellen Garantien. Die Camarilla war damit nicht befriedigt, sondern strebte zugleich, den Einfluß der sog. liberalen Union, den der Hof längst ungeduldig ertragen hatte, abzuschütteln. Am 11. Juli verabschiedete Königin Isabella das Ministerium O'Donnell, und Narvaez bildete ein Moderado-Cabinet, in dem Gonzalez Bravo das Innere übernahm. Diese neue Regierung war nicht nur bemüht, durch die strengsten militärischen und polizeilichen Maßregeln die Anarchie zu bändigen, sondern sie lenkte ganz in absolutistisch-klerikale Bahnen ein. Nachdem die Cortes geschlossen, erfolgte im Oct. eine Reihe von königl. Decreten. Das Unterrichtswesen ward dem Einflusse der Geistlichkeit überantwortet. Die verfassungsmäßigen Befugnisse der Gemeinderäthe und Provinzialdeputationen wurden beschränkt. Zugleich ward eine vollständige Erneuerung dieser Collegien angeordnet, die im Sinne der Regierung ausfiel, da die liberalen Parteien sich bei den Wahlen nicht betheiligten (Nov.). Aber als im Dec. die Cortes zusammentraten, erhob sich eine heftige Opposition, und 137 Abgeordnete unterzeichneten eine Adresse an die Königin, worin das Militär- und Polizeiregiment des Marschall Narvaez auf das schärfste getadelt wurde. Die Antwort war eine Art von Staatsstreich. In der Nacht vom 29. bis 30. Dec. ließ Narvaez eine Anzahl Deputirter, darunter den Präsidenten der Zweiten Kammer, Rios Rosas, verhaften. Dasselbe Schicksal traf den Präsidenten des Senats, Marschall Serrano, weil er in einer Audienz bei der Königin Vorstellungen erhoben. Die Verhafteten wurden nach den Canarischen Inseln und den Presidios an der nordafrik. Küste transportirt. Viele andere hervorragende Persönlichkeiten, darunter O'Donnell, entflohen ins Ausland, und die bisherige Herrschaft der sog. liberalen Union war damit vollends gebrochen. Ein königl. Decret vom 30. Dec. 1866 löste die Cortes auf und ordnete Neuwahlen zum März an. Auch die oppositionelle Presse mußte verstummen; dafür wurden jetzt heimlich Flugblätter und Zeitschriften gedruckt, die um so heftiger die Regierung angriffen. Eine drakonische Preßordonnanz des Generalkapitäns von Madrid, De la Pezuela, vom 15. März 1867 bedrohte alle, welche politisch verführerische Schriften redigiren, drucken und irgendwie fördern würden, mit Todesstrafe. Unter solchem Druck gelang es, die Wahlen nach Wunsch zu

leiten, und 12. April bewilligten die neuen Cortes dem Ministerium Narvaez die nachgesuchte Indemnität für alle angeordneten Maßregeln. Im Aug. 1867 brachen in Catalonien und Aragonien neue Unruhen aus; doch wurden dieselben schnell unterdrückt, ehe noch Prim, der die Oberleitung übernehmen sollte, wieder nach S. zurückkehren konnte. Obwol einzelne Erleichterungen eintraten, blieb doch das im Einverständniß mit der Hofcamarilla von Narvaez gehandhabte System unverändert. Innerhalb der königl. Familie kam es zum vollständigen Bruch mit dem mehr liberalen Tendenzen zugeneigten Bruder des König-Gemahls, dem Infanten Heinrich Herzog von Sevilla (geb. 17. April 1823), der sich nach Frankreich zurückzog und (wie schon früher 13. Mai 1848) jetzt wiederum durch königl. Decret vom 11. März 1867 aller seiner Würden, Decorationen und Competenzen beraubt wurde.

Von neuern Werken über die Geschichte S.s sind hervorzuheben: Masdeu, «Historia critica de España» (20 Bde., Madr. 1783—1809); Ortiz y Sanz, «Compendio cronologico de la historia de España» (2. Aufl., 9 Bde., Madr. 1841); Lafuente, «Historia general de España» (Bd. 1—30, Madr. 1850—67); Cavanilles, «Historia de España» (Bd. 1 und 2, Madr. 1861—65); Gebhardt, «Historia general de España» (7 Bde., Madr. 1864); Tapia, «Historia de la civilisazion d'España» (4 Bde., Madr. 1840); Montesa und Manrique, «Historia de la legislacion etc. de España» (7 Bde., Madr. 1861—64); Rico y Amat, «Historia politica y parlamentaria de España» (3 Bde., Madr. 1860—62); Lembke, «Geschichte von S.» (fortgesetzt von Schäfer, Bd. 1—3, Hamb. 1831—67); Havemann, «Darstellungen aus der innern Geschichte S.s» (Gött. 1850); Baumgarten, «Neuere Geschichte S.s» (2 Bde., Lpz. 1867—68); derselbe, «Geschichte S.s zur Zeit der Französischen Revolution» (Berl. 1861); über die Geschichte der maurischen Herrschaft in S. die Werke von Conde, Aschbach (s. d.) und Dozy (s. d.); über die Zeiten Ferdinand's und Isabella's sowie über die Philipp's II. die Werke von Prescott (s. d.); über den Halbinselkrieg die Schriften von Foy, Southey, Napier, Suchet, Muñoz, Maldonado, Canga Arguelles, Toreño u. s. w.; über den marokk. Krieg E. Schlagintweit's «Der span.-marokk. Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863).

Spanischer Erbfolgekrieg. Als das habsburgische Königshaus in Spanien mit dem bejahrten und kinderlosen Karl II. (1665—1700) auf dem Aussterben stand, wurde die Frage der span. Erbschaft ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit für die europ. Diplomatie. Von drei Seiten erhob man Erbansprüche in Gemäßheit des castil. Rechts, das auch weibliche Thronfolge zuließ. Sowol König Ludwig XIV. (s. d.) von Frankreich wie auch der deutsche Kaiser Leopold I. (s. d.) waren Söhne von span. Infantinnen, Töchtern Philipp's III., und zwar Ludwig von der ältern Schwester Anna von Oesterreich (s. d.), Leopold von der jüngern Schwester Maria Anna. Beide waren überdies mit zwei Schwestern Karl's II. vermählt gewesen, Ludwig mit der ältern, Maria Theresia, die ihm den Dauphin Ludwig (gest. 1711) gebar, Leopold mit der jüngern Schwester Margarethe Theresia, welcher Ehe nur eine einzige Tochter, Maria Antonia, entsproß, die den Kurfürsten Maximilian II. (s. d.) von Baiern geheirathet hatte. Nach dem Verwandtschaftsgrade stand also das franz. Königshaus näher. Die nach Frankreich vermählten Infantinnen hatten jedoch ausdrücklich allen span. Erbansprüchen entsagt, während der nach Oesterreich verheiratheten ihre Rechte gewahrt blieben. Ludwig XIV. hatte sogar diesen Verzicht seiner Gemahlin ausdrücklich genehmigt und beschworen; aber er hatte nichtsdestoweniger den sog. Devolutionskrieg 1667—68 geführt und machte jetzt geltend, daß die Entsagungsacte nicht von den span. Cortes sanctionirt und daher nicht rechtskräftig sei. Auf alle Fälle erschien es mit dem europ. Gleichgewicht durchaus unvereinbar, daß zwei so mächtige Herrscher noch die span. Monarchie, die außer dem Hauptlande und den Colonien die span. Niederlande (Belgien), Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien umfaßte, mit ihren Erbstaaten vereinigten. Deshalb zeigte Ludwig XIV. sich bereit, die franz. Ansprüche auf den zweiten Sohn des Dauphins, Herzog Philipp von Anjou, nachmals König Philipp V. (s. d.), zu übertragen, und Leopold I. bestimmte die span. Erbschaft seinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Karl, nachmals Kaiser Karl VI. (s. d.). Den auswärtigen Mächten erschien jedoch der dritte Bewerber noch besser geeignet, um jeder Eifersucht vorzubeugen und den allgemeinen Frieden zu bewahren. Das war der junge Sohn des Kurfürsten Maximilian II. von Baiern, Kurprinz Joseph Ferdinand, der durch seine Mutter Maria Antonia gleichfalls von dem span. Königshause abstammte. Besonders eifrig wirkte in diesem Sinn Wilhelm III., König von Großbritannien und Statthalter der Niederländischen Republik, und es gelang diesem auch, sich mit Ludwig XIV. über einen sog. Partagetractat, zu Loo 11. Oct. 1698, zu verständigen. Danach sollte Erzherzog Karl mit dem Herzogthum Mailand, der Dauphin mit Neapel, Sicilien und der baskischen Provinz Guipuzcoa

abgefunden werden, während die übrige span. Monarchie für den bair. Kurprinzen bestimmt ward. Das madrider Cabinet nahm die Nachricht von dieser Einmischung fremder Mächte sehr übel auf, und Karl II. setzte nun sofort den bair. Kurprinzen zu seinem alleinigen Erben ein, der aber plötzlich 6. Febr. 1699 starb. Nun schlossen Wilhelm III. und Ludwig XIV. einen zweiten Partagetractat, 2. März 1700, wonach der Erzherzog Karl die span. Krone, der Dauphin aber, außer den obgedachten Ländern, noch das Herzogthum Mailand erhalten sollte. Aber Kaiser Leopold verweigerte diesem Tractate seine Zustimmung, und so hielt auch Ludwig XIV. sich nicht ernstlich daran gebunden. Am Hofe zu Madrid bekämpften sich zwei Parteien unter Führung des kaiserl. Gesandten Graf Harrach und des franz. Gesandten Marquis Harcourt, welche beziehentlich für Erzherzog Karl und für Herzog Philipp von Anjou wirkten. Endlich trug die franz. Partei den Sieg davon, und Karl II. setzte durch Testament vom 2. Oct. 1700 den Herzog Philipp zum Erben aller seiner Reiche ein. Am 1. Nov. 1700 starb Karl II., und zwölf Tage darauf erklärte Ludwig XIV., daß er das Testament für seinen Enkel annehme. Ohne Widerstand zu finden, ergriff Philipp V. sofort Besitz von der gesammten span. Monarchie. Die europ. Mächte, selbst Großbritannien und die Niederländische Republik erkannten den neuen König an. Wenn auch Wilhelm III. über die Beiseitesetzung des Partagetractats sehr gereizt war, so zeigte sich doch die Volksstimmung in seinen Reichen einem neuen Kriege abgeneigt. Nur Kaiser Leopold protestirte und traf Anstalten, um zunächst das Herzogthum Mailand zu erobern. Als aber im nächsten Jahr franz. Truppen die span. Niederlande besetzten und Ludwig XIV. gar nach dem Tode des vertriebenen Königs Jakob II. dessen Sohn, den sog. Prätendenten, als König Jakob III. von Großbritannien anerkannte, entschlossen sich die Seemächte (Großbritannien und die Niederländische Republik), Oesterreich beizustehen. Am 7. Sept. 1701 ward eine Triplealliance im Haag abgeschlossen, zum Zweck der Erhebung des Erzherzogs Karl auf den span. Thron. Später (1702—3) traten Preußen, das Deutsche Reich und Portugal diesem Bunde bei. Dagegen gelang es Ludwig XIV., zwei wichtige deutsche Reichsfürsten auf seine Seite zu ziehen, nämlich den Kurfürsten Maximilian II. von Baiern, dem man Aussichten auf die span. Niederlande und die Rheinpfalz eröffnete, und dessen Bruder, den Kurfürsten Erzbischof Joseph Clemens von Köln. Außerdem gewann Ludwig XIV. in Italien für sich den Herzog Karl IV. Gonzaga von Mantua und den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen, welcher letztere jedoch 25. Oct. 1703 auf die österr. Seite übertrat und dafür eine Gebietsvergrößerung erhielt. Der baldige Tod des Königs Wilhelm III. (19. März 1702) änderte nichts an der Sachlage, da die neue Königin Anna von Großbritannien unter dem Einflusse des Herzogs von Marlborough und dessen Gemahlin, sowie auch der dirigirende Rathspensionär der niederländ. Republik, Heinsius, an der bisherigen Politik festhielten. Ebenso setzte, als Kaiser Leopold 5. Mai 1705 starb, dessen ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I. (s. d.), den Kampf zu Gunsten seines Bruders Karl eifrig fort. Im ganzen dauerte der Spanische Erbfolgekrieg über zwölf Jahre und breitete sich nicht nur über ganz Westeuropa, sondern auch über den Ocean und die Colonien aus. Gleichzeitig wüthete im nordöstl. Europa der große Nordische Krieg (s. d.), und nur das zwischen den Seemächten, Kaiser und Reich, Preußen, Hannover u. s. w. abgeschlossene sog. Haager Concert vom 31. März 1710, welches die Neutralität Norddeutschlands wenigstens zeitweilig sicherstellte, konnte verhindern, daß nicht die allgemeine Kriegsflamme auf deutschem Boden zusammenschlug.

Der Spanische Erbfolgekrieg begann in Italien, wo im Sommer 1701 der kaiserl. Feldherr, Prinz Eugen von Savoyen, unerwartet schnell und siegreich vordrang und die Herzogthümer Mailand und Mantua größtentheils eroberte. Aber 1702 erhielt er einen ebenbürtigen Gegner an dem franz. Marschall Vendôme, und dieser gewann vollends die Oberhand, als Eugen wegen des von Franz II. Rakoczi 1703 in Ungarn erregten Aufstandes aus Italien abberufen wurde. In Deutschland befehligte Markgraf Ludwig Wilhelm I. (s. d.) von Baden-Baden die kaiserl. und Reichsarmee, welcher Sept. 1702 die franz. Festung Landau zur Uebergabe zwang. Dagegen eroberte der Kurfürst von Baiern die Reichsstadt Ulm u. s. w., während der franz. Marschall Villars über den Rhein vordrang. Bei dem kläglichen Zustande der Reichsarmee konnte der Markgraf von Baden auf die Länge nicht verhindern, daß die Franzosen und Baiern sich vereinigten. Doch trennte sich der Kurfürst Juni 1703 wieder von Villars und drang in Tirol ein, um mit dem aus Oberitalien gegen Trient vorrückenden Marschall Vendôme Verbindung anzuknüpfen. Der tapfere Widerstand des tiroler Landvolks, unter Führung des Landrichters Martin Sterzinger, vereitelte diesen Plan und rettete Oesterreich aus der

drohendsten Gefahr. Aber in Süddeutschland behielten die Franzosen und Baiern die
Die Reichsfestung Breisach ward August 1703 genommen, der kaiserl. General S
Höchstädt 20. Sept. geschlagen, und auch Landau Nov. 1703 wieder von den Fra
obert. Unterdeß hatte das brit.-niederländ. Heer unter Marlborough die Franzosen
span. Niederlanden, Lüttich und Köln vertrieben und rückte nach Süddeutschland, wo
dem kaiserl. und Reichsheer vereinigte. Während Prinz Eugen die Vertheidigungsl
schen Schwarzwald und Rhein bei Stollhofen gegen den franz. Marschall Tallard
schlugen Marlborough und der Markgraf von Baden 2. Juli 1704 das bair.-franz
Schellenberge, unweit Donauwörth. Bald darauf gelang es Tallard, durch das Kinzi
zudringen und sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen, während Prinz Eugen zu M
und dem Markgrafen von Baden stieß. Nun erfolgte die entscheidende Schlacht bei
(die Engländer benennen dieselbe nach dem Dorf Blenheim, Blindheim) 13. Aug. 170
einer vollständigen Niederlage des bair.-franz. Heers endigte; Tallard fiel in Gefa
der Kurfürst entfloh nach den span. Niederlanden. Die Franzosen zogen sich über
zurück und verloren Nov. 1704 abermals die Festung Landau. Nun wurde ganz
obert und mit Ausnahme des Rentamts München, das der Kurfürstin als Revenu
unter kaiserl. Verwaltung gestellt. Aber die Oesterreicher bedrückten das Land so har
bair. Landvolk unter Führung von zwei ingolstädter Studenten, Meindl und Pling
empörte und nur mit Mühe unterjocht wurde. Kaiser Joseph sprach 1706, mit Zu
der übrigen Kurfürsten, die Reichsacht über die Kurfürsten von Baiern und Köln
Herzoge von Mantua und Mirandola wurden gleichfalls der Felonie schuldig erklär
und ihrer Länder beraubt. Allerdings stellte Villars am Rhein das Uebergewicht
Waffen wieder her, namentlich seit 1707 der Markgraf von Baden gestorben war; d
wannen die Alliirten in Italien und den span. Niederlanden immer größere Vorth
Abberufung Vendôme's rückte Prinz Eugen zum Entsatz der von den Franzosen
Stadt Turin herbei und erfocht hier 7. Sept. 1708 einen vollständigen Sieg, sodaß
sog. Generalcapitulation vom 13. März 1707 die Franzosen sich zur Räumung d
Oberitalien bequemten. Im Sommer 1707 ward auch Neapel von den Oesterre
Aug. 1708 Sardinien von den Engländern eingenommen; nur die Insel Sicilien b
Gewalt Philipp's V. Prinz Eugen drang sogar in Südfrankreich ein, vermochte jedo
nicht zu erobern (Juli bis Aug. 1707). Nicht minder glücklich ging es in den spa
landen. Marlborough gewann zuerst 23. Mai 1706 einen entscheidenden Sieg bei
südlich von Löwen, über den franz. Marschall Villeroi, worauf an dessen Stelle Ve
Commando erhielt und das Gleichgewicht wiederherstellte. Erst nachdem Prinz Eug
Marlborough vereinigt, ward auch Vendôme bei Oudenaarde 11. Juli 1708 besiegt
die von Marschall Boufflers tapfer vertheidigte franz. Grenzfestung Lille Dec. 170
Als ein neues franz. Heer unter Villars heranrückte, erfochten Marlborough und E
dritten großen Sieg bei Malplaquet 11. Sept. 1709, worauf die Festung Mons sich
gab, und griffen sodann die franz. Grenze an, die jedoch von Villars und Boufflers na
vertheidigt wurde. Die mit dem Prätendenten Jakob III. (s. d.) unternommene franz.
gegen Schottland im März 1708 mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Nu
nien war das Kriegsglück den Franzosen günstig. Nachdem Erzherzog Karl in W
1703 als König Karl III. von Spanien proclamirt worden war, ging er, begleitet
brit.-niederländ. Flotte und Armee, nach Portugal und versuchte von hier aus in Sp
zudringen. Gibraltar (s. d.) ward 4. Aug. 1704 von den Engländern erobert. Bal
Catalonien, Aragonien und Valencia sich für Karl III., der sich nun dahin begab u
1705 Barcelona einnahm. Im nächsten Sommer 1706 ward auch Madrid geno
Karl III. daselbst 2. Juli zum König ausgerufen. Aber die Castilianer hielten tre
lipp V., der schon 22. Sept. nach Madrid zurückkehrte. Der franz. Marschall Herzog
wick besiegte dann die Alliirten bei Almansa 25. April 1707 und unterwarf auch Va
Aragonien wieder, sodaß Karl auf Catalonien beschränkt ward. Dagegen besetzten die
Sept. 1708 die Insel Minorca.

Unter diesen Umständen bat Ludwig XIV., aufs äußerste erschöpft, um Frieden.
den Verhandlungen im Haag (März bis Juli 1709) als später zu Gertruidenberg
Juli 1710) erklärte er sich zur Verzichtleistung auf Spanien und zu andern groß
bereit. Als man aber die Forderungen immer höher spannte und sogar verlangte, er
Enkel mit seinen eigenen Truppen aus Spanien vertreiben helfen, brach er die Unterh

ab. An der franz. Nordgrenze standen sich noch immer Villars, Marlborough und Prinz Eugen gegenüber, und die Alliirten eroberten nach und nach mehrere kleine Grenzfestungen. Wichtiger waren die Ereignisse in Spanien. Der kaiserl. General Stahremberg und Lord Stanhope kämpften im Sommer 1710 so glücklich, daß Karl 28. Sept. in Madrid einziehen konnte. Aber mit Vendôme, der jetzt das Commando erhielt, kehrte das franz. Kriegsglück zurück. Lord Stanhope ward bei Brihuega 8. Dec. mit seinem Corps gefangen, Stahremberg bei Villa-Viciosa 9. Dec. 1710 zum Rückzug genöthigt, und bald sah Karl sich wieder auf Catalonien beschränkt. Inzwischen starb Kaiser Joseph kinderlos 17. April 1711, und alle seine Reiche fielen hiermit Karl anheim, der nun 27. Sept. 1711 Barcelona verließ, um nach Deutschland zurückzukehren. Doch leisteten Catalonien und besonders Barcelona als letzter österr. Waffenplatz in Spanien noch lange hartnäckigen Widerstand, selbst nachdem die Oesterreicher in Gemäßheit der Capitulation vom 14. März 1713 ganz aus Spanien abzogen. Auf den übrigen Kriegsschauplätzen hatte der Spanische Erbfolgekrieg schon früher aufgehört.

Ganz unerwartet gestalteten sich die Verhältnisse günstig für Ludwig XIV. In Großbritannien ward der Einfluß der Familie Marlborough gebrochen, und an die Stelle der Whigs trat Sept. 1710 ein Tory-Ministerium unter Bolingbroke, das sofort mit Frankreich über einen Separatfrieden insgeheim zu verhandeln begann. Als dann Karl VI. 1711 die österr. Krone und auch den deutschen Kaiserthron erhielt, konnte nicht mehr davon die Rede sein, ihm überdies noch die span. Gesammtmonarchie zu verschaffen, da Oesterreich sonst das unbedingte Uebergewicht in Europa gewonnen hätte. Bereits im Oct. 1711 kamen die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Großbritannien zu Stande, und im Jan. 1712 ward der Friedenscongreß zu Utrecht eröffnet, den nach und nach alle kriegführenden Mächte beschickten. Hier erfolgte nach längern Verhandlungen 1713—15 der Abschluß von neun verschiedenen Friedenstractaten zwischen Frankreich und Spanien einerseits, Großbritannien, der niederländ. Republik, Portugal, Preußen und Savoyen andererseits, die man unter dem Namen des Utrechter Friedens (s. d.) zusammenfaßt. Kaiser Karl VI. und das deutsche Reich setzten den Krieg noch eine Zeit lang auf eigene Hand fort, aber kamen dabei immer mehr in Nachtheil, indem Villars jetzt Landau 22. Aug. und Freiburg i. Br. 21. Nov. 1713 eroberte. So ward endlich auch der Friede zwischen Frankreich und dem Kaiser zu Rastadt (s. d.) 6. März 1714 und mit dem Deutschen Reiche zu Baden in der Schweiz 7. Sept. 1714 abgeschlossen. Nur zwischen Oesterreich und Spanien kam es zu keinem förmlichen Friedensschluß; doch endigte der Krieg hier thatsächlich mit der Eroberung Barcelonas 11. Sept. 1714 durch den Herzog von Berwick. Die wichtigsten Resultate des Spanischen Erbfolgekriegs waren demnach, daß das Königreich Spanien nebst den Colonien dem König Philipp V. verblieb. Dagegen erhielt Kaiser Karl VI. die span. Niederlande, Mailand, Neapel und die Insel Sardinien, während die Insel Sicilien mit dem Königstitel an den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen kam. Großbritannien behielt einige eroberte franz. Besitzungen in Amerika sowie auch Gibraltar und Minorca. Der niederländ. Republik ward zu ihrer bessern Sicherheit das Besatzungsrecht in mehrern Grenzfestungen der span., nunmehr österr. Niederlande eingeräumt. (S. Barrièretractat.) Zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche trat der vormalige Besitzstand in Gemäßheit des Friedens von Ryswijk (s. d.) wieder in Kraft. Die Kurfürsten von Baiern und Köln wurden in ihre Lande und Rechte wieder eingesetzt, während Oesterreich das inzwischen durch den Tod des Herzogs Karl IV. 1708 erledigte Herzogthum Mantua und der Herzog von Modena das 1710 vom Kaiser angekaufte Herzogthum Mirandola behielt. Außerdem ward durch den Utrechter Frieden bestimmt, daß die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf Einem Haupte vereinigt werden dürfen. Vgl. Mahon, «History of the war of succession in Spain» (Lond. 1832).

Spanische Fliege, s. Kanthariden.

Spanische Kunst. Die Geschichte der span. Kunst war bisher größtentheils nur unvollkommen aus zerstreuten und oft unkritischen Materialien bekannt. Es fehlt selbst an genügenden Abbildungen, die jenen Mangel zu ersetzen vermöchten, sodaß schon aus diesem Grunde weder eine genaue ästhetische Würdigung, noch eine geschichtliche Darstellung dieser Kunst möglich ist. Man hat sich daher nur auf gewisse allgemeine Angaben zu beschränken. In der Architektur mögen die röm. Bauten, zumeist aus der spätern Kaiserzeit, noch lange nachgewirkt haben; dagegen ist von den sehr beträchtlichen Bauwerken der westgoth. Könige so gut wie nichts erhalten. Aus den nachfolgenden Zeiten der Araber (711—1492) finden sich noch ansehnliche Bauüberreste. Diese arab. Bauwerke sind zwar minder phantastisch als die Monumente des

Islam in Syrien und Aegypten: es fehlen ihnen Kuppel und Minaret; allein der Stil des Ei zelnen ist um so bestimmter und kräftiger, wie von der klarern Besonnenheit des occident. Geis angehaucht. Das größte ältere Bauwerk dieser Art, zum Theil noch aus dem 8. Jahrh., ist große Moschee von Cordova mit ihren 19, auf unzähligen Säulen mit Hufeisenbogen ruhend Schiffen, welche seit 1236 als Kathedrale dient. Die Verzierung ist bei allem Reichthum d noch streng und einfach im Verhältniß zu den spätern Werken. In Gerona findet sich ein s zierliches maurisches Bild, Aehnliches in Barcelona und Valencia. Von dem um 950 erbaut herrlichen Palaste Azzahra unweit Cordova, mit 4312 Säulen, ist keine Spur mehr vorhande dagegen ist das berühmte Schloß der Könige von Granada, das Alhambra (s. d.), ein Werk letzten Hälfte der maurischen Zeit, noch theilweise wohl erhalten. In Sevilla sind der großarti Palast Alkazar und der untere Theil des Thurms Giralda maurisches Werk. Die allmähl mit den christl. Königreichen wieder südwärts rückende roman. Baukunst hat nur wenig Bede tendes aufzuweisen, wie die Kathedrale von Tarragona, bestehend in einer Basilika mit Gewöl einige Bauten in Barcelona u. s. w. Um so reicher ist Spanien an prächtigen goth. Bauwerk wenn auch dieselben meist aus der letzten Hälfte des 15. Jahrh., also erst aus einer Zeit des sunkenen goth. Geschmacks herrühren und von maurischer Einwirkung nicht frei sind. Zu ältesten und edelsten gehört der Dom von Toledo (begonnen 1227). Schon willkürlicher si die Dome von Burgos (1299) und von Segovia. Am erstern erbaute 1450 Meister Joha von Köln die beiden Thürme mit den durchbrochenen Spitzhelmen, den einzigen dieser Art Spanien. Ganz spät und vielfach überladen und verwildert, aber imposant und malerisch si die Dome von Barcelona und Sevilla und die prächtige Kirche de los Reyes zu Toledo (1494-98). Schöne goth. Klosterhöfe finden sich in Guadalupe und bei den Dominicanern in Val dolid, herrliche goth. Handelsbörsen in Valencia und in Palma auf Mallorca. In Portu ist vorzüglich rein und reich in den Formen die 1383 gegründete Kirche des Klosters Batal während die 1499 erbaute Klosterkirche von Belem zwar prachtvoll, aber schon sehr barbarisch scheint. Aus der guten antikisirenden Zeit des 16. Jahrh. ist in Spanien wenig erhalten. D 1563—84 durch Juan de Toledo und Juan de Herrera erbaute Escurial (s. d.) macht m den Eindruck düstern, gewaltigen Ernstes als heiterer Schönheit. Auch das von Herrera erbau Aranjuez (s. d.) läßt die Schönheit völlig vermissen. Von dieser Zeit an ist Spanien von ital. Baukunst abhängig, nur sind die span. Bauten meist noch um einen Grad schlechter ihre ital. Vorbilder. Einzelne tüchtige Talente, wie Filippo Ivara, 1685—1735, konnten Verderbniß nicht steuern. Auch die neuesten span. Bauten sind wenig bedeutend.

Der Sculptur gaben im 15. Jahrh. überwiegend flandr. Einflüsse die erste Anregung. Z gleich scheinen aber auch deutsche Bildhauer besonders die Holzschnitzerei gefördert zu haben, de Spanien ist unter den roman. Ländern das einzige, welches mit Vorliebe für die hochaufgethür ten, sorgfältig bemalten und vergoldeten Altäre die Schnitzarbeit zur Anwendung bringt. Prac werke dieser Art sind der Hochaltar des Doms von Sevilla, 1482—97 von Dancort und B nardo Ortega gearbeitet; der Hauptaltar des Doms von Toledo, um 1500 durch Diego Co und Peti Juan ausgeführt; ein Altar der Kathedrale von Burgos u. s. w. Außerdem wurd die meisten bedeutendern Kirchen des Landes an Portalen und Façaden, mehr aber noch im J nern an den Chorschränken, bei Wandnischen und Kapellen verschwenderischerweise mit plastisch Werken ausgestattet. So der Chor des Doms von Sevilla, welchen Nufro Sanchez mit Bi hauereien schmückte; so die Façade des Doms von Huesca, an welcher Juan de Olozaga kolossalen Standbilder ausführte; sodann der Chor der Kathedrale zu Burgos, dessen Nisc Darstellungen der Leidensgeschichte enthalten. Besonders glänzend entfaltet sich nun auch Ausschmückung der Grabmäler, zuerst noch nach den Gesetzen und Principien des goth. Sti der freilich in spielend-decorativer Weise, aber in üppiger Pracht behandelt wird, wie an d Grabmal des Archidiakonus Don Fernando Dies de Fuento-Pelayo (gest. 1490) in der Anne kapelle des Doms von Burgos. Um dieselbe Zeit (1486—93) arbeitete Gil de Siloë die n prachtvollern Denkmäler König Johann's II., dessen Gemahlin und des Infanten Don Alo in der Karthause von Miraflores. Auch das Monument des Alvaro de Luna und dessen G mahlin im Dome von Toledo und die vier Fürstengräber in der Erlöserkirche zu Ona am E gehören noch demselben Stil und der goth. Auffassung an. Dagegen bringt in den ersten Ja zehnten des 16. Jahrh. mit der Renaissance auch die neue plastische Behandlungsweise in Sp nien ein, zunächst durch ital. Meister, die sich dahin begaben, sodann durch den bedeutendsten un den einheimischen Künstlern, Alonso Berruguete (1480—1561), der sich in Florenz und R nach Michel Angelo und der Antike gebildet hatte und bei seiner Zurückkehr nach Spanien

Architekt, Bildhauer und Maler die ital. Auffassung in vielen bedeutenden Werken zur ausschließlichen Herrschaft brachte. Von seinen plastischen Arbeiten werden die Reliefs im Chore der Kathedrale von Toledo, der Altar in der Kirche San-Benito el-Real zu Valladolid, die Arbeiten im Collegio-Mayor zu Salamanca gerühmt. Während des 17. Jahrh. geht die Mehrzahl der span. Bildhauer in den Irrwegen Bernini's, die zu gänzlichem Verfall hinführen, und selbst in neuerer Zeit hat sich bei den Spaniern keine bedeutende, selbständige Plastik entwickelt.

Daß die Malerei auch im höhern Mittelalter von den Spaniern betrieben worden, darf man mit Sicherheit annehmen; man weiß aber nicht, in welcher Weise und in welchem Umfange. Die Gemälde des 15. Jahrh. werden vorzugsweise mit den gleichzeitigen Werken deutscher Malerkunst verglichen. Diese «gothische Art» hielt sich bei manchen span. Malern bis tief in das folgende Jahrhundert hinein, und zwar tritt das flandr. Element oft als das stärkere dabei hervor. Im Verlaufe des 16. Jahrh. gehen die span. Maler, ähnlich wie ihre Zeitgenossen in Deutschland und den Niederlanden, mit Eifer auf das Studium der ital. Kunst ein. Die namhaftesten Maler dieser Richtung sind: Luis de Vargas, Luis de Morales und Vicente Joarez, bei welchen noch Nachklänge der ältern span. Schule bemerklich sind, und die sich besonders an die röm. Kunstweise anschließen; Juan Fernandez Navarrete, welcher den Beinamen des span. Tizian führt und diesem Meister, als dessen Schüler er bezeichnet wird, zumal in seinen frühern Werken sehr nahe kommen soll. Am glänzendsten und bedeutsamsten entwickelte sich die span. Malerei im 17. Jahrh. Doch hat sie keineswegs einen so ursprünglichen Charakter als die italienische und niederländische, sondern erfuhr vielmehr von diesen beiden einen starken Einfluß. Vorzugsweise wurde das bei den Meistern der venet. und brabant. Schule mit so großem Erfolg cultivirte Colorit und die diesen ebenfalls eigene naturalistische Auffassung von den Spaniern ergriffen und auf eine eigenthümliche Weise zu bewundernswürdiger Meisterschaft ausgebildet. In Porträten und Genrestücken stehen sie daher keiner andern Schule nach. Bei ihren histor. Gemälden, zumal religiösen Inhalts, gesellte sich zu diesem Element eine schwärmerisch-phantastische Sinnesweise von bald mehr ernstem und derbem, bald mehr lieblichem und süßlichem Charakter. Zu den Meistern, welche, die neue Richtung der span. Schule begründend, um den Anfang und in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. wirkten, gehören vornehmlich die folgenden: Francisco Ribalta, der in Italien besonders die Werke des Sebastiano del Piombo studirte, und dessen eigene Bilder größerntheils, seinen Vorbildern analog, eine Richtung auf den Charakter florent. Zeichnung mit venet. Colorit zeigen; Juan de Las Roelas und Francisco de Herrera der Aeltere, beide ausgezeichnet durch Begründung eines kräftigen Colorits und durch Einführung eines kühnen Vortrags; Francisco Zurbaran, welcher, bei genauer Naturnachahmung, besonders eine große Energie des Colorits und der Schattenwirkung darlegte, die ihm den Beinamen des span. Caravaggio zuzog; Alonso Cano, Architekt, Bildhauer und Maler, dessen Stil sich besonders nach dem Muster der Antike gebildet, obgleich er nie in Italien war. Den Gipfelpunkt dieser Glanzperiode der span. Malerei repräsentiren Velasquez (s. d.) und Murillo (s. d.), die zwei größten und berühmtesten Namen der span. Kunstgeschichte, deren Blüte gegen Mitte und in die letzte Hälfte des 17. Jahrh. fällt. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts stellte sich in der span. Schule ein ähnlicher Verfall wie in der italienischen ein. Es blieben nur noch Schüler von den beiden obengenannten großen Meistern und einige tüchtige Maler, wie Claudio Coello, die vergeblich der einreißenden Geschmacksverwilderung Widerstand leisteten. Schnelligkeit, Handfertigkeit und technische Bravour wurden das Hauptziel des Strebens der span. Künstler dieser und der spätern Zeit, auf welche das Beispiel des ital. Hauptpraktikers Luca Giordano, der in den letzten Jahren des 17. Jahrh. nach Spanien kam, durch seine brillante und effectvolle Manier verderblich einwirkte. Es half nichts, daß König Karl III. Akademien stiftete und Rafael Mengs aus Deutschland berief. Die span. Kunst sank immer tiefer und hatte seitdem nur einen einzigen wahren Künstler, Francisco Goya (s. d.), dessen höchst originelles Talent ein wunderliches Gemisch von Velasquez, Rembrandt und Reynolds ist. Vgl. Graf A. Laborde, «Voyage pittoresque et historique de l'Espagne» (4 Bde., Par. 1817—20, mit 284 Kupfertafeln); Genaro Perez de Villa-Amil, «España artistica y monumental» (2 Bde., Par. 1842—44), ein lithogr. Prachtwerk; Caveda, «Geschichte der Baukunst in Spanien» (übersetzt von P. Heyse, herausg. von Kugler, Stuttg. 1858); Cean-Bermudez, «Diccionario historico de los mas illustres profesores de las bellas artes en España» (6 Bde., Madr. 1800); Stirling, «Annals of the artists of Spain» (3 Bde., Lond. 1848); Passavant, «Die christl. Kunst in Spanien» (Lpz. 1853); J. de Madrazo, «Coleccion lithographica de cuadros del Rey de España» (3 Bde., Madr. 1826—37); P. Madrazo, «El real Museo de Madrid» (Madr. 1855 fg.).

Spanischer Pfeffer, s. Capsicum.

Spanische Reiter oder Friesische Reiter bestehen aus einem vierkantig be
von etwa 12 F. Länge, durch welchen 9 F. lange, an den Enden zugespitzte
Federn, so durchgesteckt werden, daß ihre Richtungen sich senkrecht kreuzen.
Reiter dienen zum Verschluß der Kehle einzelner Feldwerke und haben den
Palissaden, daß sie leicht geöffnet werden können, wenn man das eine Ende des
Angel zum Drehen einrichtet und das andere Ende mit einem Rollrade versieht.
die Palissaden die feindlichen Schüsse weit vollständiger ab und können nicht so le
werden. Im 17. Jahrh. wurden die Spanischen Reiter auch im Feldkriege z
Infanterie gegen den Angriff der Reiterei gebraucht und mehrere, nebeneinander
Ketten und eiserne Haken verbunden. Doch hinderten sie die eigene Bewegung u
ab. Die weitläufige Anfertigung, der geringe Schutz und die Schwierigkeit des
schränken ihre Anwendung auf die besondern Fälle, wo Barrikaden (s. d.) gebrauc

Spanisches Rohr, s. Arundo und Calamus.

Spanische Sprache und Literatur. Die Ureinwohner Spaniens waren
derten celt. Stämmen die Iberier, als deren Reste im nördlichsten Theile des Lan
(s. d.) zu betrachten sind. Jedoch es finden sich verhältnißmäßig nur sehr wenig
oder celt. Abkunft in der Sprache, die man die spanische nennt. Diese hat sich, wie
Sprachen, zunächst aus der lingua Romana rustica entwickelt. Die Römer hat
Einwohner Spaniens so gänzlich unterjocht und romanisirt, daß sie sowol in Sit
unter allen Provinzialen sich am nächsten an die Römer anschlossen, ja mit ihn
Literatur wetteiferten. Neben der röm. Schriftsprache (sermo urbanus) hatte si
Spanien eine Umgangs- und Volkssprache mit eigenthümlichen Provinzialismen
als mit dem Verfall des Römischen Reichs und nach dem Einfall der german.
polit. und literarische Verbindung mit Rom sich lockerte, immer mehr die alle
allgemein verstandene wurde. Diese nahmen auch die Nachfolger der Römer in
über Spanien, die Westgothen, mit der röm. Sitte an, und machten sie, besond
Uebertritt vom Arianismus zum lat. Katholicismus, so sehr zu ihrer eigenen
Muttersprache darüber vergaßen, und davon nur jene Wörter beibehielten und dem
einbürgerten, die sie zur Bezeichnung der ihnen eigenthümlichen Staats- und Kri
nöthig hatten. Das auf diese Weise ganz aus röm. Elementen hervorgegangen
einem german. Wörtervorrath bereicherte span. Romanzo erhielt einen neuen Zu
Araber, mit denen die span. Gothen fast 800 J. um den Besitz des Landes kä
Aber auch diese trugen nur zur Bereicherung des Sprachstoffs, besonders in
dustrie, Wissenschaften, Handel u. s. w. bei, und modificirten höchstens einigerm
sprache. Die ältesten schriftlich aufgezeichneten Spuren des Spanischen finden si
«Origenes». Zur Schriftsprache ausgebildet erscheint am frühesten die castil.
grammatisch und lexikalisch behandelte das Spanische zuerst Ant. de Lebrija (1
gebend wurden für dasselbe die Grammatik und das Wörterbuch der span. A
1771 und dann in wiederholten Auflagen). Letzteres bereicherte mit vielen Zus
besserungen Salvá (s. d.), der auch die beste span. Grammatik für Einheimische
gegenwärtigen Sprachgebrauch schrieb. Dagegen mangelt es den Spaniern noch
Grammatik; die trefflichsten Beiträge dazu finden sich in Diez' «Grammatik der
chen». Für Deutsche sind die brauchbarsten Hülfsmittel die Grammatik von Fre
Aufl., Berl. 1842) und die neuern von Kotzenberg (Brem. 1855) und Wigger
die Wörterbücher von Seckendorff (3 Bde., Hamb. 1823) und von Booch-Arkossi
1858). Den Versuch eines etymolog. Wörterbuchs machten Covarrubias (Ma
Cabrera (Madr. 1837); die span. Synonymik bearbeiteten Huerta und March, di
die Akademie in einem besondern «Tratado» (die letzte zur Norm gewordene A
1815). Die span. Sprache, die mit dem Wohllaut und Vocalreichthum der
Würde, mit der Klarheit und Nettigkeit der franz. Elasticität und große Fähigkeit
Ausdruck verbindet und die Süßigkeit und Anmuth der portugiesischen ohne die
Nasenlaute und fetten Zischlaute besitzt, hat durch die Eroberung Südamerikas du
sich auch fast über die Hälfte des neuen Welttheils verbreitet. Neben dieser sog.
eigentlich castilischen Sprache gibt es in Spanien noch zwei Hauptmundarten: di
mit der portugiesischen nahe verwandt ist, und die catalonisch-valencianische, di
venzalischen Zweige anschließt; beide wurden auch literarisch cultivirt.

Die span. Nationalliteratur erscheint in ihrer ersten Periode, d. i. von den ersten künstlerischen Schöpfungen im castil. Romanzo bis auf die Zeiten Johann's II. von Castilien, auf volksthümlich-nationaler Basis mit vorherrschend epischen und didaktischen Richtungen. Denn wiewol das älteste auf uns gekommene Denkmal der span. Literatur, das aus der Mitte des 12. Jahrh. stammende «Poema del Cid», unbezweifelt der Kunstpoesie angehört, so sind doch seine volksthümlichen Elemente unverkennbar. Von der Volkspoesie haben sich natürlich weder die ursprünglichen Formen noch überhaupt sehr alte Denkmäler erhalten, denn sie lebte durch Jahrhunderte nur im Munde des Volks und wurde erst aufgezeichnet, als auch die Kunstpoesie diese Lieder des Volks ihrer Beachtung werth fand, d. i. zu Anfang des 16. Jahrh. Doch kann man auch aus diesen Spätlingen, den so berühmt gewordenen Romanzen (s. d.), auf den ursprünglich lyrisch-epischen Charakter der ältesten span. Volkspoesie schließen. Auf dieser volksthümlichen Basis entwickelten sich auch ihre Kunstpoesien, nur noch unter dem Einfluß der allgemeinen Zeitideen, also in der ersten Periode unter dem der kirchlich-ritterlichen. So sind, außer dem erwähnten halb sagenhaften, halb histor. Gedichte vom Cid, die ältesten Producte derselben das «Poema de los Reyes Magos» aus dem 11. Jahrh., das zugleich eins der ältesten dramatisch-liturgischen Spiele ist, die «Disputacion entre el Cuerpo y el alma», die Heiligen- und Marienlegenden des Geistlichen Gonzalo von Berceo, die Legende von der Maria Egipciaca (aus dem 13. Jahrh.), die Rittergedichte von Alexander d. Gr. des Juan Lorenzo de Segura, von den «Votos del pavon» von Apollonius von Tyrus (auch noch aus dem 13. Jahrh.) und das schon mehr chronikenartige Gedicht von Conde Fernan Gonzalez aus dem 14. Jahrh. In allen diesen Gedichten läßt sich in Stoff und Form der Einfluß der mittellat. Kirchenpoesie und der franz. Ritterpoesie zwar nicht verkennen, doch sind sie gänzlich frei von allem arab. Einfluß und mit durchaus nationaler Färbung. Diese Gedichte sind theils in den den französischen nachgebildeten einreimigen Alexandrinerstrophen, theils in den nationalen Grundrhythmen der Redondilien abgefaßt. Noch in das 14. Jahrh. dürfte auch die Abfassung der längern epenartigen Romanzen von Karl d. Gr. und seinen Paladinen zu setzen sein, deren stoffliche Grundlage und zum Theil auch formelle Bildung wol aus dem Verkehr der span. Joglares (Volkssänger) mit den südfranz. Jongleurs stammen dürften. Neben diesen mehr oder minder episch-volksthümlichen Gedichten begann vorzüglich durch den Einfluß Alfons' X. oder des Weisen von Castilien eine gelehrt-didaktische Kunstpoesie sich zu entwickeln. Auf seinen Befehl und unter seiner Mitwirkung wurden die Landesgesetze in der Landessprache abgefaßt und diese statt der bisherigen lateinischen zur Gerichtssprache erhoben. Die berühmteste dieser Gesetzsammlungen führt den Titel «Las siete partidas» (beste Ausgabe in «Los codices españoles, Madr. 1847); dann ist zu erwähnen das «Fuero real»; dieses sowie seine übrigen legistischen Werke hat die Akademie der Geschichte unter dem Titel «Opusculos legales del rey Alonso el Sabio» (Madr. 1837) herausgegeben. Auf Alfons' Veranlassung und unter seiner Leitung wurden eine Weltchronik in span. Sprache abgefaßt, die nur handschriftlich vorhanden ist, und eine Generalchronik von Spanien bis zum Tode seines Vaters, die so berühmt gewordene «Crónica general» (Zamora 1541; Valladolid 1604). Dadurch wurde Alfons eigentlich der Schöpfer der span. Prosa, in der früher nur vereinzelte schwache Versuche gemacht worden waren; zugleich gab er der span. Nationalliteratur überhaupt eine mehr didaktische Richtung. Durch die in seinem «Libro de las querellas», von dem sich nur Bruchstücke erhalten haben, und in seinen galicischen Liedern («Cántigas») angewendeten kürzern Versmaße hat er die span. Kunstlyrik vorbereitet; das früher ihm zugeschriebene didaktische Gedicht «Libro del tesoro» ist jedoch ein Machwerk des 15. Jahrh. Sein Beispiel wirkte auf seine Nachfolger. So schrieb sein Sohn Sancho IV. el-Bravo ein moral-philos. Werk, das Lebensregeln für seinen Sohn Ferdinand IV. enthält, so entstand unter seiner Regierung die Geschichte der Kreuzzüge in span. Sprache («La gran conquista de Ultramar»). Sancho's IV. Sohn, Alfons XI. el-Bueno, gebührt das Verdienst, die Abfassung mehrerer Werke in castil. Prosa veranlaßt zu haben, z. B. eines Adelsregisters (Becerro), eines Jagdbuchs (Libro de monteria) und mehrerer Chroniken. Vorzüglich ist des Infanten Don Juan Manuel (gest. 1347) Apologensammlung in Prosa mit angehängten Sprüchen in Versen unter dem Titel «El Conde Lucanor» merkwürdig, eine nach orient. Mustern und zum Theil aus orient. Quellen abgefaßte Rahmenerzählung (deutsch von Eichendorff, Berl. 1840). Dagegen ist des Infanten Liedersammlung («Libro de los cantares») verloren gegangen. Bei weitem der bedeutendste Dichter des 14. Jahrh. war aber Juan Ruiz, Erzpriester von Hita, gest. um 1351, der ebenfalls in eine Rahmenerzählung, die in Alexandrinerstrophen abgefaßt ist, seine lyrischen und didaktischen Gedichte, wie fromme und erotische Lieder,

Fabeln, Hirtenlieder u. s. w., eingereiht hat, die sowol durch innern poetischen Werth als auch dadurch, daß sie nach des Verfassers ausdrücklicher Absicht ein Musterbuch aller damals in Spanien bekannten metrischen Combinationen bilden sollten, für die Geschichte der span. Poesie von höchster Wichtigkeit sind. Diese und die meisten früher erwähnten Gedichte finden sich in der von Pidal und Janer veranstalteten neuen Ausgabe von Sanchez' «Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV.» (Madr. 1864). Ebenfalls ein didaktisches Gedicht mit eingewebten lyrischen Partien ist das Buch in Reimen über das Hofleben: «Rimado de palacio», des Lopez de Ayala. Die am Ende dieser Periode vorherrschend didaktische Richtung spricht sich noch aus in den Gedichten des Rabi Santob, eines Juden, der für den König Peter den Grausamen von Castilien Rathschläge und Lebensregeln in Versen schrieb, sowie in dem Gedicht vom Todtentanz: «Danza general de la muerte» u. s. w. Die Cultur der histor. Prosa bekunden die Chroniken Ayala's, Juan Nuñez de Villaizan's, die Prosachronik vom Cid, die Reisebeschreibung Ruy Gonzalez de Clavijo's u. a. Endlich gehört noch dem Schlusse dieser Periode die Abfassung des Amadis (s. d.) an.

In der zweiten Periode der span. Nationalliteratur, die von der Regierung Johann's II. von Castilien (1406—54) bis zur Bildung der span. Universalmonarchie unter den kath. Königen oder bis zum Schlusse des Mittelalters reicht, trat neben der fortbestehenden didaktischen Richtung die lyrische in den Vordergrund. Die Bildung einer höfischen Kunstlyrik nach dem Muster der Troubadourspoesie, die Alfons X. zwar vorbereitet hatte, aber nur in galic. Mundart üben konnte, die in lemosinischer längst an den Höfen der Grafen von Barcelona und der Könige von Aragonien blühte, war in castil. Mundart erst am Hofe Johann's II. möglich. Diese castil. Hoflyrik ist dem Inhalt und Tone nach der provenzalischen, besonders der spätern, sehr ähnlich; auch sie ist vorzugsweise eine Conversationspoesie, die sich in dem engen Kreise höfischer Galanterie bewegt und daher an Ideenarmuth und Monotonie leidet. Ja sie ist schon viel schwerfälliger und roher wie die echte Troubadourspoesie, weil damals die belebende Kraft der idealen Chevalerie und Galanterie schon von dem vorherrschenden Prosaismus und dem Uebergewicht der Verstandesthätigkeit über die Phantasie gelähmt war. Unter der Menge dieser Hofdichter, deren Werke so wenig Verschiedenheit und prägnante Individualität haben, daß sie in der That oft nur durch die Namensüberschriften zu unterscheiden sind, die sie in den «Cancioneros» tragen (s. Cancionero), zeichnen sich noch am meisten aus die beiden Marqueses von Villena und Santillana und Juan de Mena, die auch größere didaktisch-allegorische Dichtungen schrieben, in denen sich schon das Bestreben zeigt, altclassische und ital. Muster, besonders den Dante, nachzuahmen. Von den übrigen sind nennenswerth die drei Manrique (Rodrigo, Gomez und Jorge), Macias, Garcia Sanchez de Badajoz, Alonso de Cartagena, Diego de San-Pedro, der auch zwei halb prosaische, halb metrische Liebesromane schrieb, die berühmt geworden sind («Carcel de amor» und «Question de amor»), und Fernan Perez de Guzman, der auch als Geschichtschreiber einen berühmten Namen hat. In seinen Geschichtswerken sowie in denen von Hernando del Pulgar zeigt sich schon ein Fortschritt vom Chronikenstil zur pragmatischen Darstellung. Auch hat man von Pulgar eine Briefsammlung, die nebst der wahrscheinlich apokryphen von Cibdad-Real einen Begriff vom Epistolarstil der damaligen Zeit geben kann. Nicht minder für die Sittengeschichte als für die Geschichte der span. Prosa merkwürdig ist das Werk des Erzpriesters von Talavera, Alonso Martinez de Toledo, über die Sitten der Weiber von schlechtem Lebenswandel, bekannter unter dem Namen «Corbacho» (Toledo 1499 u. öfter). Endlich fallen noch die Anfänge des span. Dramas, das auch hier aus kirchlichen und ländlichen Festspielen hervorging, in diese Periode, wozu man mit Recht Juan de la Encina's Schäferspiele und den berühmten dramatischen Roman «Celestina» von Fernando de Rojas rechnet.

Die dritte Periode, von den ersten Jahrzehnten des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrh., umfaßt die allseitigste Entwickelung und höchste Blüte der span. Literatur, aber auch im goldenen Zeitalter der Philippe ihre Ausartung und ihre gänzliche Ermattung, so gleichen Schritt haltend mit der Entwickelung der polit. und socialen Zustände der span. Monarchie. Was in der vorigen Periode sich vorbereitete, wurde in dieser völlig entwickelt durch die nähere polit. Verbindung von Spanien und Italien: die formelle Ausbildung der span. Kunstpoesie nach altclassischen und ital. Mustern sogar bis zur Einführung ital. Versmaße, des elf- und siebensilbigen Verses, und der ital. Formen des Sonetts, der Ottave Rime, Terzinen, Canzonen u. s. w. Doch ward über dieser Nachahmung so wenig wie früher über der provenzalischen die nationale Eigenthümlichkeit aufgegeben, weil die span. Poesie eine durchaus volksthümliche Grundlage hatte; ja der ital. Schule, deren Koryphäen Boscan, Garcilaso de la Vega, Diego

Hurtado de Mendoza u. a. waren, trat unter Castillejo's Anführung eine strenge, an den alten Nationalformen haltende Partei entgegen, bis sich die schroffen Einseitigkeiten beider Parteien abgeschliffen hatten und in schöner Verschmelzung so vollständige Kunstwerke erzeugten wie die Poesien Hernando de Herrera's, Luis Ponce de Leon's, Hernando de Acuña's und Jorge de Montemayor's. Durch diesen letztern und seinen Landsmann, den Portugiesen Sá de Miranda, wurde der halb in Versen, halb in Prosa abgefaßte Schäferroman eingeführt. Montemayor's so berühmt gewordene «Diana» erhielt eine würdige Fortsetzung durch Gil Polo. Aus der Menge von Dichtern, die sich jenen zunächst anschlossen, sind zu nennen: Franc. de Rioja, Baltazar de Alcázar unter Philipp II., ein überaus witziger und anmuthiger Dichter, Vicente Espinel, die beiden Figueroa, Pedro Soto de Rojas, Cristóval de Mesa, Agustin de Tejada und Luis Barahona de Soto. Nach dieser Vermittelung trat noch einmal in dieser Periode der Gegensatz zwischen der classischen Nachahmung und der nationalen Eigenthümlichkeit mächtiger hervor, als erstere den Reiz der Neuheit verloren, letztere durch innigeres Anschließen der Kunstpoesie an die Volkspoesie an Stärke gewonnen hatte, und beiden Richtungen wurde nun bis zu den Extremen gefolgt, ja oft von einer und derselben Person. So waren die Brüder Argensola nicht zufrieden, die durch das moderne Element im Italienischen gemilderte Classicität nachzuahmen, sondern suchten unmittelbar dem Horaz nachzustreben; so dichtete Estévan de Villegas seine «Eróticas» nach dem Vorbilde Anakreon's und sogar in den altclassischen nachgebildeten Metren; so übersetzte Juan de Jáuregui nicht nur den «Aminta» des Tasso und den «Pastor fido» des Guarini, sondern auch Lucan's «Pharsalia». Andererseits suchten Góngora und Quevedo den Romanzenstil in die Kunstpoesie einzubürgern und zu cultiviren, während dieselben die Italiener noch zu überbieten strebten und einen sog. gebildeten und geistreichen Stil (Gongorismus) nach dem Muster der Marinisten einführten, der aber in Culteranismus ausartete. Daß aber damals mehr als je die Volks- von der Kunstpoesie berücksichtigt wurde, ist für letztere sehr folgenreich geworden. Zwar war die eigentliche Blüte der Volkspoesie in lyrisch-epischen Romanzen längst vorüber, aber mit dem neubelebten Nationalbewußtsein war bei den Gebildeten und den Kunstdichtern ein histor. und ästhetisches Interesse an den alten Volksromanzen erwacht, die neu aufgezeichnet, gesammelt und cultivirt wurden. So entstanden von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrh. die meisten Romanzensammlungen (s. Romancero), die freilich neben den echten alten epischen Volksromanzen eine Unzahl gemachter chronikenartiger oder rein lyrischer, von Gelehrten und Kunstdichtern herrührender enthalten. Durch diese konnten zwar noch weniger wie anfänglich die Spanier eine eigentlich epische Poesie bekommen, und unter der Unzahl gemachter Epopöen nach dem Leisten der altclassischen und italienischen erheben sich kaum einige über die Mittelmäßigkeit. Nur die «Araucana» des Ercilla hat, weil sie auf einer objectiv-epischen, lebendigen Basis entstanden, wahrhaft epischen Geist und epische Unmittelbarkeit. Der Contrast zwischen diesen Bestrebungen, ein Epos zu schaffen, und den dazu ganz ungünstigen Zeitverhältnissen erzeugte die ironisch-epischen Meisterwerke, die komischen Heldengedichte des Lope de Vega («Gatomaquia»), Villaviciosa («Mosquea») und Quevedo. Aber die epischen Elemente der alten Volksromanzen in Verbindung mit der kunstmäßig ausgebildeten Lyrik wirkten befruchtend auf die Entwickelung des nationalen Kunstdramas, der Comedia.

Die dramatische Poesie hatte gleich beim Beginn ihrer eigentlichen nationalen Entwickelung in Naharro, Gil Vicente und Lope de Rueda die Repräsentanten der Hauptrichtungen gefunden, die sie später einschlug, in dem erstern den der mehr idealisirenden, zu den phantasiereichen Schöpfungen der heroischen, Verwickelungs- und Intriguenstücke (Comedias de ruido, Comedias de capa y espada) führenden, in den beiden letztern aber die Vorläufer der die Wirklichkeit treu copirenden Charakterschilderer, denen sich die zahlreichen Verfasser der sog. Vor- und Zwischenstücke (Loas, Pasos, Farsas, Entremeses, Sainetes und Comedias de figuron) anschlossen. Neben diesen Gattungen bestanden die geistlichen Schauspiele, aus denen zunächst das span. Drama wie alle übrigen hervorgegangen ist, fort und bildeten sich in der Folge zu zwei verschiedenen Gattungen aus, den Autos sacramentales, d. i. Frohnleichnamsstücken, und Autos del nacimiento zur Weihnachtsfeier, nach Art der allegorischen Moralitäten des Mittelalters, und den Comedias divinas und de Santos, oder Darstellungen der heiligen Geschichte und Heiligenlegenden, gleich den Mysterien oder Mirakelspielen. Zwar hatten auch auf diesem Felde die Classicisten versucht, theils durch Uebersetzungen, theils durch Nachbildungen das span. Drama nach antiken Mustern zu gestalten, wie z. B. Boscan, Fernan Perez de Oliva, Juan de Malara, um die Mitte des 16. Jahrh., und mehrere Dichter der sevillaner Schule, wie Geronimo Bermudez, der zwei Tragödien mit Chören unter dem Namen

Antonio de Silva schrieb, die aber ebenso wenig wie später die kritischen Angriffe von Rey de Artieda, B. L. de Argensola u. a. die originelle, reiche und volle Entwickelung der nationellen Komödie aufzuhalten vermochten. Diese glänzendste Periode des span. Dramas reicht vom Ausgang des 16. bis gegen Ende des 17. Jahrh., und die zahlreichen Bühnendichter jener Zeit gestalten sich in zwei große Gruppen, als deren Mittelpunkte Lope de Vega (s. d.) und Calderon (s. d.) glänzen. So waren theils Vorläufer, theils Nachfolger des erstern die beiden Dichter Cueva und Virues; Cervantes, der aber in diesem Felde dem Lope die Palme nicht streitig machen konnte, um in einem andern unerreicht zu bleiben; Guillen de Castro, dessen «Cid» Corneille's Vorbild war; Luis Velez de Guevara, Juan Perez de Montalvan, Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina; Juan Ruiz de Alarcon, ein origineller Dichter und voll glühender Phantasie und plastischer Kraft. Alle diese Dichter und vor allen Lope de Vega zeichnen sich durch eine reiche Erfindungsgabe, geniale Conception und prägnante Naturähnlichkeit aus. Sie sind die eigentlichen Schöpfer des span. Dramas aus durchaus nationalen Elementen, volksthümlicher Begeisterung und einer frischen, glühenden Phantasie geworden, deren Werke nur manchmal durch ein Zuviel des Guten, durch allzu flüchtige Composition und durch Formlosigkeit entstellt wurden. In Calderon trat zu dieser Originalität und übersprudelnden Phantasie die mäßigende Reflexion und die sorgsamere Ausführung im einzelnen hinzu, und so erreichte in ihm das span. Drama seinen Culminationspunkt. Unter seinen Nachfolgern sind die namhaftesten Francisco de Rojas, Agustin Moreto, M. Fragoso, J. B. Diamante, Antonio Hurtado de Mendoza, Juan de la Hoz, Antonio de Solis, dessen eigentlicher Ruhm mehr in seinen Geschichtswerken gegründet ist, und Agustin de Salazar y Torres, der in seinen lyrischen wie dramatischen Werken sich schon zum «Estilo culto» hinneigt, in den phantastisch-märchenhaft gehaltenen Dramen aber eine blühende Phantasie zeigt. Ja selbst als die span. Poesie zu Ende dieser Periode von ihrer Ausartung durch die Culteranisten in fast gänzliche Ermattung gesunken war, trieb die dramatische noch eine Nachblüte in den wenigstens noch echt span. Geist athmenden Werken von Bances Cándamo, Cañizares und Antonio de Zamora, die vorzüglich die Comedia de figuron ausbildeten; des letztern «Don Juan» ist durch Mozart's Oper berühmt geworden. Unter den übrigen Dichtern, deren Menge eben ihre Mittelmäßigkeit und den Verfall der Kunst beweist, sind höchstens noch zu nennen die Romanzendichter Esquilache und Arteaga, Bernardin de Rebolledo und die mexic. Nonne Inez de la Cruz.

Ein ähnliches Schicksal mit der Dichtkunst in gebundener Rede hatte die in ungebundener und die künstlerische Prosa in dieser Periode. Auch hier sind zwei Hauptrichtungen erkennbar, das Streben nach Concision und Eleganz der Form nach den antiken Mustern und die Entwickelung des Nationalstils. Das erstere zeigt sich zuerst in den Historikern, die nun mit noch größerm Bewußtsein den alten Chronikenstil aufgaben und die histor. Kunst in pragmatischer Behandlung und schöner Form den Griechen und Römern abzulernen suchten. Diese Tendenz zeigt sich schon in den Werken der Hofhistoriographen Karl's V., Antonio de Guevara, Pedro Mejia und J. G. Sepulveda (s. d.), und noch mehr in der «Historia de la guerra contra los moriscos» von Mendoza. Auf dieser Bahn folgten die Verfasser allgemeiner Geschichte von Spanien, Fl. de Ocampo und Ambrosio de Morales, der Historiograph der Krone von Aragonien, Zurita, und sein Fortsetzer, der erwähnte Dichter B. L. de Argensola, der ebenfalls als Dichter bekannt gewordene, aber mehr durch seine Geschichte des Aufstandes in Catalonien berühmte Fr. M. de Melo, Franc. de Moncada und Ant. de Solis, während in Mariana's spanisch geschriebener Geschichte des Vaterlandes der Nationalstil, veredelt durch classische Muster, sich am schönsten und freiesten zeigt. Die Neigung zur Didaktik und Reflexion fand nun in der ausgebildetern Prosa einen geeignetern Ausdruck. Den Beweis davon liefern die moralisch-philos. Abhandlungen von Perez de Oliva und seinem Fortsetzer Fr. Cervantes de Salazar; der unter den Historikern genannten Prosaisten Guevara und Mejia, sowie die polit. Schriften des Saavedra y Fajardo; die mit diplomatischer Feinheit geführten Correspondenzen des so berühmt gewordenen Geheimschreibers Philipp's II., Antonio Perez; die strenger philosophisch gehaltene Untersuchung des Selbstdenkers Juan Huarte u. s. w. Aber mit viel mehr Wärme und Originalität sind geschrieben die dem Nationalgefühl so sehr zusagenden ascetischen und religiösen Erbauungsschriften von den «Dos Luises», dem Dichter Fray Luis de Leon und dem berühmten Kanzelredner Fray Luis de Granada; von der Schwester Santa-Teresa de Jesus, die einen würdigen, ebenfalls als ascetischen Schriftsteller ausgezeichneten Biographen in Fray Diego de Yepes fand; und von den durch ihre religiösen Poesien nicht minder ausgezeichneten Dichtern und Prosaisten San-Juan de la Cruz und Pedro Malon de Chaide. Mit dem Feuer humaner Be-

geisterung und der Eleganz humanistischer Bildung vertheidigte die unterdrückte Menschheit in Amerika der edle Las Casas (s. d.).

Noch eigenthümlicher entwickelte sich die Prosa in den Werken der Phantasie. So wurden die einer vorgeschrittenen Civilisation allein noch entsprechenden episch-prosaischen Formen des Romans und der Novelle auch in Spanien fleißig cultivirt. Zwar war der Ritterroman mit der ausgelebten Idee des Ritterthums und dem immer greller werdenden Contrast mit der Wirklichkeit in den zahllosen Nachahmungen des «Amadis», den Palmerinen, Primaleon u. s. w. längst zur hohlen Caricatur geworden; zwar war die Novelle eine den Spaniern aus Italien zugekommene neue Form, die anfangs mit wenig Geschick von Juan Timoneda und Nuñez de Reinoso u. a. nachgeahmt wurde; aber der Contrast im Ritterromane zwischen Idee und Wirklichkeit wurde von dem unsterblichen Cervantes (s. d.) mit der Universalität und Tiefe des Genies im «Don Quijote» ironisch parodirt, der zugleich als das unerreichte Muster span. Prosa gilt. Derselbe Cervantes wußte indessen in seinen «Novelas ejemplares» und in seinen «Trabajos de Persiles y Sigismunda» die Novelle und den Liebesroman so meisterhaft zu nationalisiren, daß diese Gattungen ganz volksthümlich wurden und er viele Nachahmer fand, von denen freilich keiner ihn erreichte. Auch der von Montemayor eingeführte Schäferroman blühte noch fort; einen der besten dieser Gattung, die «Galatea», schrieb Cervantes, während Lope de Vega, Montalvo und viele andere dieses Genre noch lange cultivirten. Die vorzüglichsten Köpfe unter den span. Prosaschriftstellern aber wendeten sich nun zur Schilderung der neuern Sitten und der gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart. Dies geschah theils in kleinern Novellen, in welcher Gattung Cervantes den Ton angegeben hatte, dem Montalvan, Mariana de Caravajal u. a. folgten; theils in jenen berühmten Schelmenromanen nach dem Muster des «Lazarillo de Tormes» von Mendoza, wie in Mateo Aleman's «Guzman de Alfarache», in Quevedo's «Gran Tacaño» und in Espinel's «Marcos Obregon». Eine dritte Reihe von Darstellungen des span. Lebens bilden die nachher in fast alle europ. Literaturen übergegangenen Erzählungen jenes burlesk-phantastischen Stils, der zuerst von Quevedo in seinen «Sueños» aufgebracht, dann von L. V. de Guevara im «Diablo cojuelo» mit ausgezeichnetem Erfolg aufgenommen und zuletzt von Saavedra y Faxardo in der «Republica literaria» zu großer Freiheit ausgebildet wurde. Auch die Anfänge des histor. Romans erhielten die Spanier noch in dieser Periode an der so berühmt gewordenen «Historia de las guerras civiles de Granada» von Gines Perez de Hita, und an der «Historia de los Incas del Peru» von Inca Garcilaso de la Vega. Aber auch die span. Prosa litt am Ende dieser Periode durch den Einfluß der Gongoristen und sank von ihrer Classicität zu den Bizarrerien des Estilo culto herab; unter den Schriftstellern dieser Schule ist einer der geistreichsten der Jesuit Baltasar Gracian.

Die vierte Periode, von der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die Gegenwart, charakterisirt sich durch das Eindringen der modernen, besonders franz. Bildung in Spanien, deren Kampf und zeitweisen Sieg über das freilich vielfach ausgelebte Altnationale und durch das endliche Bestreben, das, was von diesem noch haltbar ist, zeitgemäß zu regeneriren und mit den modern-europ. Elementen zu verschmelzen. Bei dem Tode des letzten und unfähigsten Habsburgers, Karl's II., trat auch in der span. Literatur eine todähnliche Stagnation ein. Zwar hatte sich nach Beendigung des Erbfolgekriegs und nach befestigter Herrschaft der Bourbons die zum literarischen Schaffen nöthige Ruhe wieder eingefunden, aber mit der neuen Dynastie war auch ein neuer Geist, der modern-französische, über die Pyrenäen gekommen und mußte bei der Ausartung und Erschöpfung des alten Nationalgeschmacks bald Einfluß gewinnen. Es bedurfte nur eines kühnern und taktvollern Neuerers, um ihm Eingang zu verschaffen, und dieser fand sich in Luzan, der anfangs mehr negativ gegen die Ausartung auftrat, dann aber die franz.-classischen Grundsätze einzuführen suchte. Und selbst jetzt noch wiederholte sich die Reaction des Nationalgeistes, als dessen Verfechter, freilich mehr theoretisch als praktisch, Garcia de la Huerta auftrat. Es bildete sich bald wieder eine Dichterschule, nach ihrem Hauptsitze Salamanca die salmantinische genannt, verständig genug, um gegen die Anforderungen des Zeitgeistes nicht blind zu sein und die Gebrechen des Veralteten einzusehen; aber auch patriotisch genug, um neben den modernen fremden auch die einheimischen Muster der goldenen Zeit zu berücksichtigen, besonders in Sprache und Form. Dabei fehlte es freilich nicht an Einseitigkeiten von seiten der franz. und der Nationalpartei, und bis auf den heutigen Tag ist noch kein völliges Gleichgewicht hergestellt. An die Spitze der gemäßigten Reformatoren stellten sich nach Luzan's Vorgang Nicolas Fernandez de Moratin, Cadalso, Tomas de Iriarte, Samaniego, ein talentvoller anmuthiger Fabeldichter, die jedoch alle von Melendez Valdes übertroffen wurden, der, ein wahrhaft be-

gabter Dichter, die Nation wieder zu enthusiasmiren wußte und das eigentliche Haupt der salmantinischen Schule wurde. Ihnen verbanden sich gleichgesinnte und nicht viel minder begabte Freunde, wie Iglesias, Noroña, Quintana, Cienfuegos, Arriaza und Gallego, die nicht nur die Franzosen, sondern auch die Italiener und Engländer zu Mustern nahmen und überhaupt nur den modernen Zeitgeist auf sich einwirken ließen, aber in Gesinnung und Färbung Spanier blieben. Neu belebend auf das Nationalgefühl wirkte auch der durch den Unabhängigkeitskrieg errungene Sieg über die franz. Usurpation in polit. und literarischer Hinsicht, und der polit. Antheil an der Regierung, den die Nation durch die innern Umwälzungen bekam, trug trotz den Parteikämpfen und Bürgerkriegen zu ihrer allseitigern und freiern Geistesentwickelung bei und gab der Literatur wieder eine mehr patriotische und selbständigere Haltung. So wurden die J. 1812, 1820 und 1834 die Anfangspunkte neuer Productionsepochen. Die Früchte davon zeigten sich in den poetischen Werken von Xérica, Lista, Martinez de la Rosa, José Joaquin de Mora, Angel de Saavedra, Breton de los Herreros. Die Zahl der neuesten span. Dichter ist schon wieder so groß, daß es genügen muß, nur beispielsweise einige der namhaftesten anzuführen, wie Espronceda, Serafin Calderon, Zorrilla, Hartzenbusch, R. de Campoamor, Santos Lopez Pelegrin, Villergas, den Satiriker José Gonzalez de Texada, die Lyriker Antonio de Trueba, Gaspar Bono Serrano, den Fabeldichter Miguel Agustin Principe, und unter den Frauen Gertrudis Gomez de Avellaneda. Was nun insbesondere die epische und lyrisch-epische Poesie betrifft, so konnte natürlich die neueste Zeit noch weniger eigentliche Epen hervorbringen als eine der vorhergehenden Perioden. Die gemachten Epopöen, woran es auch jetzt nicht fehlte, wie die Versuche von den beiden Moratin, Saavedra u. a., sind ebenso ohne wahren epischen Geist wie die meisten modernen Producte dieser Art. Aber bemerkenswerth ist es, daß die Spanier endlich einzusehen begannen, daß die einzige volks- und zeitgemäße Epik für sie in der Wiederbearbeitung der Romanzen- und Sagenpoesie zu suchen sei, wozu den ersten Impuls Saavedra gab, dem Mora, Zorrilla u. a. gefolgt sind.

Das span. Drama dieser Periode litt am meisten durch die Kämpfe der franz.-classischen Schule und der Nationalpartei. Die span. Bühne bot und bietet zum Theil noch gegenwärtig eine wahre Olla podrida von den extremsten Gegensätzen dar. So behaupteten sich noch lange die monströsesten Ausgeburten der kraftlos gewordenen alten Schule neben den unreifen Fehlgeburten der Galliciſten. Erst Leandro Fernandez Moratin gelang es durch seine im feinern franz. Geschmack mit vielem Talente geschriebenen Lustspiele, auch auf der Bühne durchzudringen und auf einige Zeit dem sog. classischen Geschmack Eingang zu verschaffen, ja ihn unter den Gebildeten so herrschend zu machen, daß sie sich des alten Nationalgeschmacks schämten. Selbst so begabte Dichter wie Cienfuegos, Quintana, Gorostiza, Martinez de la Rosa, Saavedra, Breton u. a. trugen einige Zeit diese classischen Fesseln, und nur in den drastisch-witzigen «Sainetes» des Ramon de la Cruz (beste Ausg., 2 Bde., Madr. 1846) lebte und wurde der echte alte Nationalgeist geduldet. Erst als die Franzosen selbst diese Fesseln brachen, fand ihr Beispiel auch in Spanien Nachahmer, von welchen die besonnenern zu den alten Nationalformen zurückkehrten und sie mit den Anforderungen des modernen Zeitgeistes zu vereinen suchten, die minder einsichtigen aber, und deren Zahl war die größere, von dem Taumel der sog. romantischen Schule in Frankreich sich fortreißen ließen und all den Greuel der Porte St.-Martin, sei es in Uebersetzungen, sei es in noch crassern Nachahmungen, auf die Bühne von Madrid verpflanzten. Dagegen erhoben sich allerdings einige begabtere Dichter, wie Breton, Martinez de la Rosa, Tapia und Saavedra, denen sich die jüngern Talente, wie Gil y Zárate, Hartzenbusch, Mariano José de Larra, Antonio Garcia Gutierrez, Patricio de la Escosura, Zorrilla Moral, der noch mehr unter den engl. als span. Lustspieldichtern berühmt gewordene Trueba, Ventura de la Vega, Campoamor, Rubi, Luis Martinez de Eguilaz, der rasch berühmt gewordene Abelardo Lopez de Ayala u. a., anschlossen. Die neuesten Stücke sind gesammelt in der «Galeria dramática. Teatro moderno», die schon über 80 Bände zählt.

Auch die Prosa war zu Anfang dieser Periode durch die culteraniſtische Manier und die allgemeine Geistesebbe sehr herabgekommen und bedurfte der Reform. Für diese arbeiteten zuerst der Benedictiner Feyjoó durch seine Rückkehr zur Einfachheit der classischen Muster seines Vaterlandes; der Jesuit Isla, der die triviale und bombastische Kanzelberedsamkeit seiner Zeit in dem satirischen Roman «Fray Campazas» lächerlich machte; die Historiker Ulloa, Muñoz, Capmany, Ferreras, Quintana, Navarrete, Clemencin, Torreno, Muñoz Maldonado; die Staatsmänner Campomanes, Clavijo und vor allen Spaniens Cicero, Jovellanos, und der berühmte Redner und Politiker Agustin Arguelles. Ueberhaupt gewann der prosaische Stil durch die polit. Redner-

bühne an Energie und dialektischer Schärfe. Auch die polit. Leidenschaften machten beredt, wie sich in den Schriften von Miñano, Marina, Larra (Fígaro), Alcalá-Galiano, Donoso Cortes, in den Reden Martinez de la Rosa's u. a. zeigt. Dazu trugen auch die philol.-kritischen Arbeiten von Gallardo, Salvá, Lista, Hermosilla, Marchena u. a. bei sowie die jetzt in Massen auftauchenden polit.-belletristischen Zeitschriften, wie die «Revista española», der «Artista», «Semanario pintoresco» u. s. w., die auch gelungene Sittenschilderungen und satirische Darstellungen aus dem Leben der Gegenwart enthielten, wie von Mesonero y Romanos, Larra u. s. w.

Nachdem die Spanier lange die Form des Romans vernachlässigt hatten, fingen sie in der letzten Zeit an, durch die Erfolge der Franzosen und Engländer in diesem Genre aufgemuntert, sich mit Vorliebe wieder darauf zu verlegen. Sie begannen mit Uebersetzungen und Nachahmungen franz. und engl. Originale, ja Trueba schrieb sogar mehrere Romane in engl. Sprache. Dann aber folgte eine solche Flut von Originalromanen, daß auch in Spanien dieses Epos der modernen Zeit zur Lieblingsform geworden und in verschiedenen Arten ausgebildet worden ist. So sind besonders im Fache des historischen und Sittenromans zu nennen die Romane von Escosura («El conde de Candespina» und «Ni rey ni roque»), Martinez de la Rosa («Isabel de Solis»), Larra («Macías»), Serafin Calderon («Moros y cristianos») und Gertrudis de Avellaneda («Dos mugeros»). Weitaus den größten Erfolg auch über Spanien hinaus errang auf diesem Gebiete die unter dem Namen Fernan Caballero schreibende Cecilia Arrom. (S. Böhl von Faber.) Endlich cultivirten sie auch wieder das Fach der Novelle und kehrten hierin zur Nachahmung ihrer Meisterwerke aus der goldenen Zeit zurück. Kurz es hat sich in der neuesten Zeit ein so reges und vielseitiges literarisches Leben mit der Richtung, das Modern-Europäische mit dem Spanisch-Nationalen zu verschmelzen, wieder entfaltet, daß man gegründete Hoffnung hat, die span. Literatur wieder einen der ersten Plätze unter denen Europas einnehmen zu sehen.

Die wissenschaftliche Literatur in Spanien hat sich nicht so glänzend entwickelt wie die Nationalliteratur. Denn in der Wissenschaft kann auch die begabteste Nation nur dann Bedeutendes leisten, wenn eine aufgeklärte Regierung nicht nur die freie Entwickelung des Geistes gestattet, sondern auch durch zweckmäßige Unterrichtsanstalten leitet, durch Herbeischaffung der materiellen Mittel und durch Würdigung der Gelehrsamkeit begünstigt, kurz für Nationalerziehung sorgt. So oft in Spanien diese Bedingnisse nur einigermaßen eintraten, sehen wir auch die Wissenschaften sich mächtig erheben, wie unter den kath. Königen, unter Karl III. und selbst seit 1834. Daß es den Spaniern nicht an Anlagen, auch hier Bedeutendes zu leisten, fehle, haben sie wiederholt bewiesen, selbst schon unter Roms Herrschaft, wo nicht nur unter den röm. Dichtern die Spanier Lucan, Martial, Silius Italicus u. a., sondern auch unter den Rednern, Philosophen und Geschichtschreibern die Spanier Seneca, Quinctilian, Columella, Florus, Pomponius Mela u. a. glänzten. So hatte Spanien bald, nachdem wieder einige Ruhe und Beständigkeit nach dessen Eroberung durch die Westgothen eingetreten war, einen Gelehrten wie Isidorus Hispalensis aufzuweisen. Von bedeutenderm Einflusse und bei weitem mehr auf die wissenschaftliche Entwickelung als auf die Poesie der Spanier war die lange Herrschaft der Araber über die Halbinsel, die dort viele Akademien und Schulen gründeten, so manche Uebersetzung der Griechen verbreiteten und besonders in den medic. und mathem. Wissenschaften die Lehrer der Spanier wurden. Daß diese davon Nutzen zogen, beweisen die unter Alfons dem Weisen geleisteten Arbeiten. Nach Spaniens näherer Verbindung mit Italien unter den kath. Königen und ihren ersten Nachfolgern blühten auch dort die philol. und humanistischen Disciplinen. Aber trotzdem daß Spanien 16 Universitäten zählte, darunter drei ersten Rangs (Salamanca, gestiftet von Alfons X., Valladolid und Alcala de Henares, vom Cardinal Ximenes 1499 errichtet), konnte sich in den philos. Wissenschaften nie ein freier selbständiger Geist entwickeln, weil geistlicher und weltlicher Despotismus höchstens eine scholastische Weisheit im Dienste der positiven Theologie und Jurisprudenz duldeten.

In den einzelnen Disciplinen stellt sich das Verhältniß bei weitem günstiger für die Erfahrungswissenschaften als für die eigentlich speculativen. Daher ist die Philosophie fast bis auf die neuesten Zeiten auf der scholastisch-empirischen Stufe stehen geblieben. Meist nur von Geistlichen gelehrt, blieb sie eine dienende Magd der Theologie. So galt des Isidorus Dialektik und Encyklopädie lange für eine Autorität; gleichfalls nur als Dialektiker zeichnete sich Raimundus Lullus aus. Vereinzelt und vergeblich blieben die Bestrebungen einiger Selbstdenker, die, wie Vives, Sepulveda und Osorio, es wagten, von der breitgetretenen Schulbahn etwas abzuweichen; vergeblich die timiden Reformversuche des scharfsinnigen Cisterciensers Caramuel, gest. 1682, zur Verbesserung der scholastischen Methode. Von den Jesuiten war ohnehin nichts anderes zu

erwarten als ein etwas raffinirter Empirismus. Mit der Verbreitung des franz. Geschmacks unter den höhern Klassen drangen zwar auch die Ansichten der Encyklopädisten nach Spanien, konnten aber höchstens bei dem hohen Adel und Klerus einen mit dem Supernaturalismus nahe verwandten Materialismus erzeugen und blieben für die wissenschaftliche Speculation unfruchtbar. Erst in neuester Zeit war ein Philosoph im wahren Sinne auch in Spanien aufgetreten, Jaime Balmes, gest. 1849, der mit einer schönen Darstellungsgabe wirklichen metaphysischen Tiefsinn verband, und auch dieser war Theolog. Neben ihm ist noch der als Rechtsgelehrter und Mathematiker bedeutende Sarmiento zu nennen. Die wissenschaftliche Theologie blieb starrer Dogmatismus im theoretischen, Casuistik und Ascese im praktischen Theile. Daher ist die span. theologische Literatur wol zu einer wahrhaft erschreckenden Masse angewachsen, aber der wissenschaftliche Gewinn daraus ist gering. Das ganze Mittelalter hindurch blieb auch auf diesem Gebiete die scholastische Weisheit des Isidorus Hispalensis die größte einheimische Autorität. Nicht für das Wissen, sondern nur für das Glauben eiferten der getaufte Jude Petrus Alfonsi im 12. und der Predigermönch Raym. Martini im 13. Jahrh. Im 15. und 16. Jahrh. thaten zwar die Cardinäle Torquemada, der Großinquisitor, und Ximenes (s. d.), der Regent, als wollten sie das Bibelstudium fördern, und sogar Philipp II. unterstützte die von einem Spanier, Arias Montanus, unternommene antwerpener Polyglotte; aber diese wie die auf Ximenes' Befehl herausgegebene complutenser Polyglotte waren mehr gelehrte Schaustücke, deren Unschädlichkeit schon ihre Kostbarkeit verbürgte. Hingegen wurde der Versuch, die Bibel wirklich dem Volke selbst zugänglich zu machen, sogar an einem so strenggläubigen Priester wie Luis de Leon durch die Kerker der Inquisition bestraft. Fruchtlos blieben auch die in diesem Sinne gemachten Bestrebungen des Frid. Furius. Nur in den Zweigen der rein praktischen Theologie, in der mystischen Ascese und in der Homiletik, hat die gläubige Begeisterung der Spanier Ausgezeichnetes geleistet, wie in den homiletischen Schriften des Antonio Guevara und Luis de Granada und in den mystisch-ascetischen des fromm begeisterten Karmelitermönchs Juan de la Cruz, und der heil. Teresa de Jesus. In der neuesten Zeit erst durften es endlich auch die span. Theologen wagen, die Bibel für das Volk zugänglich zu machen, und es erschienen die trefflichen Uebersetzungen von Torres Amat, von Felipe Scio de San-Miguel und Gonzalez Carvajal, ohne Nachtheil für ihre Verfasser; ja sie werden bereits zu den classischen Sprachmustern gezählt. Von mehrern, freilich meist aus der Verbannung zurückgekehrten Geistlichen sind sogar kirchenhistor. und kirchenrechtliche Untersuchungen und Abhandlungen erschienen, worin tolerantere Ansichten und die Unabhängigkeit der span. Kirche vertheidigt werden, wie in den Schriften von J. L. Villanueva, Blanco White (Leucado Doblado) u. a. Nun konnte es Adolfo de Castro sogar wagen, eine «Historia de los protestantes etc.» (Cadiz 1851) zu schreiben.

Auch die Rechtswissenschaften und die Politik mußten ohne speculative Grundlage und Freiheit der Discussion mehr oder minder nur positive Legistik und Routine bleiben. An Gesetzsammlungen und gesetzgeberischer Thätigkeit hat es den Spaniern nie gefehlt. Schon aus der Zeit der Gothenherrschaft datiren ihre ältesten Rechtsbücher, wie das «Fuero juzgo», wozu der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Villadiego im 17. Jahrh. einen Commentar lieferte (am besten von der Akademie der Geschichte herausgegeben, Madr. 1815); dann des Königs Alfons X. legistische Arbeiten, die oben erwähnt wurden; ferner die unter dem Namen «Recopilacion» und «Novísima recopilacion» bekannten Sammlungen einer Unmasse von den Königen und den Cortes erlassener Gesetze. Eine sehr gute Ausgabe aller span. Gesetzbücher mit Einleitungen und Commentaren von den berühmtesten Rechtsgelehrten erschien unter dem Titel «Los Codigos españoles concordados y anotados» (12 Bde., Madr. 1847). Eine Sammlung der Fueros (Municipalrechte) wurde begonnen von Muñoz (Madr. 1847). In neuerer Zeit, wo durch die Einführung der Cortesverfassung alle Blicke sich wieder mehr auf das ältere vaterländische Staatsrecht wendeten, wurde besonders die Rechtsgeschichte fleißig bearbeitet. So gab die Akademie der Geschichte eine «Coleccion de Cortes de Leon y Castilla» heraus, während neuerdings Montesa und Manrique die Geschichte des span. Rechts, Soler und Rico y Amat die Geschichte des öffentlichen Lebens in Spanien behandelten. Endlich wurden sogar Versuche über Rechtsphilosophie gemacht, wie von dem berühmten Deputirten und Redner Alcalá-Galiano und von Donoso Cortes. Im ironischen Gegensatze zu dem von jeher in Spanien herrschenden schlechten Staatshaushalt wurden die kameralistischen und polit. Wissenschaften besonders seit der Mitte des 18. Jahrh. mit besonderer Vorliebe theoretisch betrieben. So waren schon zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts die Schriften über Nationalökonomie so angewachsen, daß Sempere eine eigene «Biblioteca española económico-politica» (4 Bde., Madr. 1801—21) herausgeben

konnte. Ebenso sind, außer den im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des jetzigen darin berühmt gewordenen Schriftstellern, wie Campomanes, Jovellanos, Cabarrus, wovon die beiden letztern classisches Ansehen erhalten haben, in der neuesten Zeit darin ausgezeichnet und von europ. Rufe Canga-Arguelles und Florez Estrada.

In den medic. Wissenschaften waren vorzüglich die span. Araber und Juden berühmt und erfahren. Von den span. Christen waren diese Wissenschaften erst seit dem Ausgange des Mittelalters gepflegt. So sind von den verdienten Medicinern des 18. Jahrh. zu nennen: Piquer, Vives, Luzuriaga, Bonello y Lacaba, Hernandez, Ortiz und Miguel Lopez; unter denen der neuesten Zeit zeichnen sich aus: Villalba, Guillermo Sampedro, Franc. Llorca y Ferrandiz, Nic. de Alfaro, Eduardo Chao, und besonders empfehlenswerth ist Antonio Fernandez Morejon. Noch mehr leisteten die Spanier in den Naturwissenschaften und in der Mathematik. Die erstern wurden von Casal, Molina, den berühmten Botanikern Cavanilles und H. Ruiz, dem auch als Stilisten berühmt gewordenen Rojas Clemente, dem Reisenden Azara u. a. gepflegt, denen sich in neuester Zeit die Botaniker Lagasca und Ruiz y Pavon, die einen europ. Ruf haben, Manuel Blanco, Miguel Colmeiro, die besonders zahlreichen Mineralogen, wie Alvarado de la Peña, José Maria Paniagua, J. Lopez Novella, Ant. Maria de Cisneros y Lanuza, Alonso Carillo Laso u. a., anschlossen. In den mathem. Wissenschaften, in welchen Spanien schon in älterer Zeit namhafte Schriftsteller aufzuweisen hatte, sind in der neuern zu nennen Vallejo, Navarrete, Alberto Lista, Jayme Simo, José Reguero Arguelles, Juan Cortazar und Sarmiento.

Zu den am meisten von den Spaniern angebauten Gebieten gehören die Geographie und Statistik. Schon in früherer Zeit haben die Eroberungen in fremden Welttheilen und die Entdeckungsreisen sie dazu veranlaßt, wovon allein schon die trefflich geschriebene «Historia de los descubrimientos y viajes de los Españoles» von Navarrete den Beweis liefern kann. Daß sie auch in neuerer Zeit nicht zurückblieben, bekunden die geogr. und statist. Schriften von Miñano, Fuster und Madoz. Am reichsten aber ist das Fach der Geschichte und der histor. Wissenschaften von den Spaniern ausgestattet worden, besonders der vaterländischen Geschichte und jener der von ihnen eroberten Länder, wozu sie schon ihr lebendiges Nationalbewußtsein antrieb. Zuerst schrieben freilich auch sie ihre Geschichte in lat. Sprache, wie z. B. Isidorus Hispalensis, Rodericus Toletanus und Lucas Tudensis; seit der Zeit Alfons' X., dessen «Crónica general» hier Epoche macht, folgten sich aber eine Reihe von Chroniken in der Landessprache, worunter viele, wie erwähnt, sich über den gewöhnlichen Werth von Schriften derart erheben. Seit den kath. Königen und der humanistischen Cultur in Spanien kam, wie schon oben erwähnt, außer dem Streben nach stilistischer Vervollkommnung auch ein Sinn für pragmatische Auffassung und Darstellung in die Geschichtswerke der Spanier, wovon die meisten als auch der Geschichte der Nationalliteratur angehörig schon oben genannt sind. Fleißige Materialiensammler waren Estevan de Garibay y Zamalloa, gest. 1599, dessen «Crónica de España» viel benutzt wurde; Ambrosio Morales, Argote de Molina, Ortiz y Zuñiga, der Marques von Mondejar, Ferreras u. a. Im 18. Jahrh. zeichnete sich Henrique Florez, im 19. Jahrh. der Orientalist Conde, Ascargota u. a. aus. Besonders ist die Thätigkeit der königl. Akademie der Geschichte rühmend zu erwähnen, die aus ihren «Memorias» und einem «Memorial historico de España» mehrere Quellenschriften herausgab. Daran reihen sich wichtige Urkundensammlungen, wie die von Capmany, die «Coleccion de documentos inéditos para la historia de España» von Navarrete, Salva und Baranda (Madr. 1842), der «Indice de los documentos procedentes de los monasterios suprimidos» (Madr. 1861 fg.) u. s. w. Unter den neuern Bearbeitungen der vaterländischen Geschichte zeichnen sich Masdeu's «Historia critica», das genaue Handbuch von Ortiz y Sanz, vor allem aber die alle frühern Werke dieser Art überragende und auch schön geschriebene «Historia general de España» von Modesto Lafuente (s. d.) aus, welcher sich neuerdings das Geschichtswerk (1861 fg.) von Ant. Cavanilles würdig zur Seite gestellt hat. Die span. Culturgeschichte behandelten Tapia und Moron. Die Literatur der Provinzial-, Städte- und Localgeschichten ist sehr zahlreich. Von den vielen Werken über die Geschichte einzelner Perioden oder ausgezeichneter Persönlichkeiten sind die zum Theil musterhaften Arbeiten von Amador de los Rios, Ferrer del Rio, Evaristo de San-Miguel, Carvajal u. a. hervorzuheben. In jüngster Zeit ist auch die Geschichte der ehemaligen span. Colonien in Amerika und der aus diesen hervorgegangenen Republiken zum Theil trefflich bearbeitet worden.

Weniger Rühmliches läßt sich von der Bearbeitung der philol. Disciplinen in Spanien sagen. Denn diese setzen kritischen Scharfsinn und Freiheit vom Autoritätsglauben voraus, welche Eigenschaften die geistlichen und weltlichen Herrscher in Spanien möglichst zu unterdrücken

bemüht waren. Man begnügte sich großentheils, die Schriften des Alterthums oder des Orients in die Landessprache zu übersetzen, wie dies mit mehrern altclassischen und arab. Werken schon unter Alfons X. geschah. So zeichnete sich im 15. Jahrh. durch Kenntniß des Hebräischen und Griechischen Alonso Tostado (Alphonsus Tostatus), gest. 1455, aus, der so viel schrieb, daß sein Name für den eines Polyhistors in Spanien sprichwörtlich geworden ist. Seine Werke erschienen zu Venedig in 27 Foliobänden. Im Anfang des 16. Jahrh. fand zwar auch die humanistische Richtung in Spanien Anhänger und sogar von der gelehrt gebildeten Isabella Unterstützung. Da sich der Humanismus aber bald mit der Reformation verband, so wurde jedes freiere kritische Studium in Spanien mit argwöhnischen Augen überwacht. Daher beschränken sich die Arbeiten der span. Philologen meist nur auf Grammatik und Interpretation. So war Lebrija (Antonius Nebrissensis), gest. 1521, besonders für lat. und hebr. Grammatik thätig, Fernan Nuñez, genannt el Comendador (Nonnius Pincianus), gest. 1522, für die griechische. Umfassender waren die Studien des Luis Vives, gest. 1540, der ein encyklopädisches Werk «De disciplinis libri XX» lieferte. Diesen folgte der Archäolog Chacon aus Toledo (Ciacconius), der Grammatiker Manuel Alvarez aus Madeira und der gelehrte geistreiche Bischof von Tarragona, Antonio Agostino aus Saragossa. Vor allen aber glänzte Francisco Sanchez, genannt el Brocense, dessen lat. Grammatik «Minerva» europ. Ruf erhielt. Im 17. Jahrh. wurden noch als Herausgeber röm. Classiker bekannt der Jesuit de la Cerda, J. A. Gonzalez de Salas und L. Ramirez del Prado. Erst gegen das Ende des 18. Jahrh. erweckten die gelehrten Philologen und Archäologen Fr. Perez Bayer und Mayans, die Staatsmänner Campomanes, Azara, der Infant Don Gabriel eine regere Vorliebe für das Studium der alten Literatur, welchem der Numismatiker Velasquez, die Philologen Estala, B. Canga-Arguelles, Valbuena u. a. folgten. Auch die orient. Philologie erhielt wieder gelehrte Bearbeiter, wie Casiri und in neuerer Zeit Conde und Pascual de Gayangos. Neuerdings haben sich auch mehrere Gelehrte mit Eifer und Erfolg der philol.-kritischen Bearbeitung der vaterländischen Sprache und Literatur zugewandt, wie Clemencin, Hartzenbusch, de los Rios, Duran, der erwähnte Gayangos u. a.

Unter den Arbeiten der Spanier über die Geschichte ihrer eigenen Nationalliteratur nimmt de los Rios' «Historia critica de la literatura española» (Bd. 1—7, Madr. 1861—67) den ersten Rang ein. Sonst sind noch zu nennen Quintana's «Poesias selectas castellanas» und «Musa epica española» (6 Bde., Madr. 1830—33); Abelino de Orihuela, «Poetas españoles y americanos del siglo XIX» (Paris 1851) u. s. w. Das Bedeutendste haben auf diesem Gebiete die Ausländer, namentlich die Deutschen geleistet. Das eigentliche Hauptwerk über die Geschichte der span. Literatur ist des Amerikaners Ticknor «Geschichte der schönen Literatur in Spanien» (engl., 3 Bde., Bost. 1849; 3. Aufl. 1864; deutsch von Julius, mit den Zusätzen der span. Uebersetzung von Gayangos und Vedia sowie den Anmerkungen F. Wolf's, 2 Bde., Lpz. 1852; Supplement, die Zusätze der 3. Aufl. des Originals enthaltend, von A. Wolf, 1866). Demselben reihen sich die deutschen Arbeiten von Bouterwek (s. d.), Schack (s. d.) und F. Wolf (s. d.) an, sowie Böhl von Faber's «Floresta de rimas antiguas castellanas» (3 Bde., Hamb. 1821—25); Wolf's «Floresta de rimas modernas castellanas» (2 Bde., Par. 1837) und Lemcke's treffliches «Handbuch der span. Literatur» (3 Bde., Lpz. 1855—56). Die beste Sammlung span. Classiker ist die von Aribau geleitete «Biblioteca de autores españoles», (Bd. 1—58, Madr. 1846—68). Eine Sammlung meist neuerer belletrist. Werke bietet die «Coleccion de autores españoles» (Bd. 1—23, Lpz. 1860—67). Den ältern bibliogr. Werken von Antonio, de Castro, Latasa, Ximeno, Rodriguez, Mendez und Baena haben sich in neuerer Zeit die von Salvá, von Fuster («Biblioteca valenciana», 2 Bde., Valencia 1827—30), Torres Amat («Memorias para un diccionario critico de los escritores catalanes», Barcel. 1836), Ochoa («Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporáneos» (2 Bde., Par. 1840), Ferrer del Rio («Galeria de la literatura española», Madr. 1845), Ovilo y Otero («Manual de biografia y de bibliografia de los escritores españoles del s. XIX», 2 Bde., Par. 1859) und das sehr wichtige Werk von Gallardo, Zarco del Valle und Rayon («Ensayo de una Biblioteca española de libros raros», Madr. 1863 fg.) u. a. würdig angeschlossen.

Spanische Weine zeichnen sich fast sämmtlich durch Feuer und Süßigkeit aus, meist auch durch edles Aroma. Größtentheils werden sie aus ganz reifen Trauben bereitet oder mit eingekochtem Most versetzt, und manche haben eine sirupartige Dicke. Die sog. weißen Sorten sind nicht sowol gelb als gelbbraun oder rosinenfarbig, die rothen von blaß- bis zu schwarzroth nuancirt. Die geschätztesten Weine sind die Xeres- oder Sherryweine und die Malagaweine, von denen es eine außerordentliche Menge Sorten gibt (blanke, braune, rothe, herbe, süße und

Muscatweine), ferner der Malvasier von Sitjes und der Pioratwein von Tarragona aus Catalonien, der Benicarló und Alicante aus Valencia, der Caravaca (Rothwein) aus Murcia, der in ungeheuerer Menge aus einer Burgunderrebe producirte Valdepeñas (Rothwein) in der Mancha, welcher in vier bis fünf Jahren, selbst noch später, besser wird, der Garnacha (blanker und hellrother) von Cariñena und der Tinto-Aragones (schwerer schwarzrother Wein) aus Aragonien, der Peralta und Cascante aus Navarra. Der berühmte köstliche Pedro-Ximenes wurde von Madeira nach dem Rheine verpflanzt, von dort aber vor 200 J. nach Malaga gebracht. Gegenwärtig ist er über ganz Spanien verbreitet. Der aus seinen Trauben gewonnene Pajarete hat seinen Namen von einem kleinen Orte bei Xeres, wo er zuerst producirt wurde. Die besten Rothweine werden **Tinto** genannt. Diese sind schön dunkelroth, sehr feurig, angenehm-süß und werden zu den Liqueur- und Desertweinen gerechnet. Der Malvasier von Mallorca und Minorca gehört gleichfalls zu den besten Liqueurweinen. Im Gegensatze zu den süßen Malvasier- und Muscadelweinen wird der aus denselben Traubensorten, jedoch aus trockenen (gewelkten) Beeren gewonnene Wein **Vino-seco** genannt. Danach heißen im deutschen Weinhandel starke span. Weine überhaupt Sect (s. d.). Der Weinbau und die Weinkelterei werden in Spanien meist sehr nachlässig betrieben, und der gewöhnliche Landwein (ein- bis zweijähriger) ist in den meisten Gegenden des Landes nicht vorzüglich. Die baskischen Provinzen gewinnen sehr viel Wein, angeblich 1 Mill. Arrobas jährlich. Bedeutende Massen des in Biscaya gewonnenen, unter dem Namen Chacoli bekannten leichten Rothweins, der Rothwein von Navarra und Aragonien sowie der Riojawein sind seit dem Ausbruche der Traubenkrankheit in Frankreich alljährlich nach Bordeaux gegangen, um dort zu Bordeauxweinen umgearbeitet und als solche weiter verführt zu werden. Andererseits werden die span. Weine häufig nachgemacht, indem eine Abkochung von Rothweinen und Traubenzucker nebst Weingeist andern geringen Weinen zugesetzt wird.

Spanische Wicke, s. **Lathyrus**.

Spannung nennt man in der Physik den Zustand, in welchem sich Fäden, Darmsaiten, Metalldrähte u. s. w. befinden, wenn man Gewichte daran hängt und dadurch die gegenseitige Lage ihrer Theile verändert, ohne sie gleichwol zu zerreißen. (S. **Dehnbarkeit** und **Elasticität**.) Unter **elektrischer S.** versteht man den Zustand der Elektricität in einer geöffneten galvanischen Kette oder überhaupt jeden Leiter, auf dem sie sich in Ruhe befindet, im Gegensatz zu dem Zustande der Strömung oder Bewegung, in den sie bei Schließung der Säule, d. h. bei Verbindung ihrer Pole durch einen Leiter, oder bei Herstellung des Kreises zwischen beiden Belegen einer Leydener Flasche geräth. **S. der Dämpfe** ist das Ausdehnungsbestreben derselben, vermöge dessen sie einen Druck auf die umgebenden Körper ausüben.

Spargel, eine zur Gattung Asparagus (s. d.) gehörige Gemüsepflanze, deren junge, aus der Erde hervorsprossende Stengel eine beliebte, wohlschmeckende, leichtverdauliche und wegen ihres reichlichen Stickstoffgehalts auch nährende Speise abgeben. Früher war der Wurzelstock als harntreibendes Mittel auch officinell. Am geschätztesten ist der dicke und zarte S., besonders der weiße, dicke darmstädter und der weiße holländische S. Die schwarzen Samen dienten als Kaffeesurrogat und werden auch jetzt noch als solches empfohlen. Der Anbau des S. ist sehr lohnend, erfordert aber viel Sorgfalt, besonders bei Anlegung der Beete. Dieselben müssen 3 F. tief ausgegraben und etwa 4 F. breit gemacht werden. Man füllt hierauf die Gruben abwechselnd mit Schichten von Holzerde, Laub und Dünger und guter Erde. Als Dünger nimmt man am besten menschliche Excremente, welche den feinsten S. geben. In diesen Boden setzt man die Wurzelstöcke (am besten dreijährige) tief ein in Abständen von 3 F. und bedeckt die Stöcke noch ½ F. hoch mit guter Erde. Während des Winters müssen die Beete mit Dünger zugedeckt, während des Frühlings und Sommers fleißig gegätet werden. Erst die im dritten Jahre nach der Anlegung der Beete erscheinenden Schossen (Pfeifen) können gestochen werden. Auch von andern Asparagusarten werden die jungen Stengeltriebe gegessen.

Sparkassen sind gemeinnützige Anstalten, welche namentlich von der ärmern Bevölkerung kleine ersparte Summen annehmen, auch verzinsen und dieselben, sobald sie von den Eigenthümern gebraucht werden, diesen sofort oder nach Ablauf einer bestimmten kurzen Kündigungsfrist zurückzahlen. Die Veranlassung zur Gründung der S. liegt sehr nahe. Die ärmern Leute vermögen nur wenig zu ersparen, und bevor sie ein kleines Kapital, das zinstragend angelegt werden kann, zusammenbringen, verfließen oft viele Jahre, während welcher Zeit das Ersparte leicht verloren gehen, gestohlen, an unredliche Genossen verborgt oder zu nicht nothwendigen Ausgaben verbraucht werden kann. Die S., die auch die kleinste Summe annehmen, wenden nicht nur

diese Gefahren ab, sondern sie erhöhen auch die Ersparnisse nach und nach durch die Verzinsung derselben und reizen damit noch mehr zum Sparen an. Die Vermehrung der kleinern ersparten Kapitale der Arbeiter und anderer wenig Bemittelter ist sehr wichtig. Nicht nur haben ihre Eigenthümer an denselben einen Nothpfennig für schlechte Zeiten, bei Krankheitsfällen u. s. w., sondern sie werden auch durch diese Kapitale aus Besitzlosen zu Besitzenden, was für ihre Stellung in und zum Staate und zur Gesellschaft von großer Bedeutung ist. Vom Standpunkte der Volkswirthschaft empfehlen sich die S. ferner dadurch, daß sie viele kleine, schwer verwendbare Kapitale zu größern Kapitalen vereinigen und benutzbar machen. Die ersten, noch sehr unvollkommenen S. scheinen bereits im 17. Jahrh. in Holland entstanden zu sein. Später führte man sie in England und in Deutschland ein, wo die erste Sparkasse um 1770 begründet worden sein soll. Seitdem haben sie sich über alle Länder Europas verbreitet und vereinen in sich eine fast ungeheuere Summe, die noch immer anwächst, obschon andere gemeinnützige Anstalten einen Theil der Ersparnisse der Arbeiter von jenen Kassen ablenken und an sich ziehen, wie z. B. die Sterbe- und Krankenkassen, Genossenschaften u. s. w. In den J. von 1840 bis etwa 1850 galten in Deutschland die S. als das beste, ja fast das einzige Mittel, den ungünstigen Zustand der arbeitenden Klassen zu verbessern; später hat indeß eine richtigere Ansicht sich geltend gemacht. Allerdings erleichtern und fördern diese Anstalten das Sparen und schaffen namentlich dem Sparer einen Nothpfennig. Doch die so gewonnene Summe, die niemals beträchtlich werden kann, schützt nicht vor Noth bei länger dauernder Krankheit, Arbeitslosigkeit, Unglücksfällen und noch weniger im Alter. Besser und sicherer erreichen diesen Zweck jedenfalls die auf Gegenseitigkeit und Versicherung beruhenden Kranken-, Gesundheitspflege-, Altersversorgungs- und Sterbekassen. Die S. ermöglichen freilich auch die Ansammlung eines kleinen Kapitals zum Zweck des Beginns eines selbständigen Gewerbebetriebs und der Verheirathung, aber in vielen Fällen wird jedoch auch hier eine Gegenseitigkeits- und Aussteuerkasse vorzuziehen sein. Die S. müssen eine solche Einrichtung haben, daß sie so leicht und oft als möglich zugänglich, und daß sie auch die kleinsten Beträge annehmen. Der Zinsfuß darf nicht zu niedrig sein und muß sich auf eine möglichst gemeinverständliche Weise, z. B. in Pfennigen pro Thaler jährlich, ausdrücken lassen. Die Zinsen werden nach Ablauf des Jahres zum Kapital geschlagen und verzinst. Kleine Beträge müssen ohne Kündigung zurückgenommen werden können; bei größern läßt sich eine angemessene Kündigungsfrist nicht vermeiden, soll nicht die Kasse in Verlegenheiten gerathen, wenn viele Sparer auf einmal ihre Einlagen zurückfordern. Solche Zurückforderungen treten bei Arbeitsstockung, Epidemien und Kriegsgefahr häufig genug ein. Die Verwaltung der Kasse muß in möglichst weiten Kreisen Vertrauen erwecken, und sie liegt deshalb auch sehr häufig in den Händen der Gemeinden und Corporationen. Große Schwierigkeiten verursacht die zinsbare Anlegung der Sparkassengelder durch die Verwaltung. Dieselbe erfolgt meist durch Unterbringung auf Hypotheken oder durch Ankauf von Staatspapieren. Werden zu viele Hypotheken angeschafft, so kann gewöhnlich die Verwaltung die Gelder zur Rückzahlung der Einlagen nicht sofort flüssig machen. Bei Staatspapieren treten oft Cursverluste ein, und dieselben lassen sich namentlich nur mit Nachtheil verkaufen, wenn Landescalamitäten eingetreten sind oder drohen. Enthalten die Statuten die Bestimmung, daß die Einleger statt des baaren Geldes Staatspapiere bei Rückzahlungen annehmen müssen, so verlieren die Sparer am Curs oft mehr, als sie an Zinsen in Jahren gewonnen haben. In Frankreich ist dadurch mehr als einmal die öffentliche Ruhe bedroht worden. In großen Handelsstädten empfiehlt es sich, für einen Theil der Einlagen, der für alle Eventualitäten disponibel sein soll, bankmäßige Wechsel zu kaufen. **Sparvereine** pflegt man solche Vereine zu nennen, deren Mitglieder während der Sommermonate wöchentlich einen kleinen Betrag regelmäßig einlegen, um dafür im Herbst Winterbedürfnisse (Lebensmittel und Brennmaterial), im großen angekauft, zu billigem Preise zu erhalten. Sie tauchten um 1846 in Berlin auf, haben sich in den folgenden Jahren verbreitet und vielen Nutzen geschafft, wenn sie auch nicht das, was in der ersten Zeit viele von ihnen erwarteten, zu leisten vermochten. Aus der zahlreichen Literatur über S. sind hervorzuheben: Malchus, «Die S. in Europa» (Heidelb. 1838); Schmidt, «Das Sparkassenwesen» (Lpz. 1862); Herrmann, «Ueber S.» (Münch. 1835); Vidal, «Les caisses d'épargne» (Par. 1844).

Sparks (Jared), amerik. Geschichtschreiber, geb. 10. Mai 1789 in Willington in Connecticut, war in seiner Jugend Müllerknecht, Schreinergeselle und Bauer, bezog jedoch, von einflußreichen Freunden unterstützt, 1811 das Harvard-College in Cambridge, um Theologie zu studiren. Nachdem er 1815 graduirt worden, wurde er Lehrer, versah dann 1817—19 die Redaction der «North American Review» zu Boston und übernahm hierauf das Predigeramt

einer Unitariergemeinde in Baltimore. 1823 ging er nach Boston zurück und wandte sich von dem Gebiete der theol. Polemik, mit der er seine schriftstellerische Laufbahn eröffnet hatte, ganz den polit. und geschichtlichen Fächern zu. Bis 1830 redigirte er wieder die «North American Review», noch heute die beste amerik. Vierteljahrsschrift, und widmete sich dabei hauptsächlich biographischen und histor. Studien. 1828 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Europa, wo er die engl. und franz. Staatsarchive für seine Zwecke benutzte. Als Anerkennung seiner Leistungen ward er 1839 zum Professor der Geschichte an der Harvard-Universität zu Cambridge (Massachusetts) ernannt. Als solcher starb er 14. März 1866. Unter seinen zahlreichen Arbeiten sind zu erwähnen: «Life of John Ledyard» (deutsch von Michaelis, Lpz. 1829); «Diplomatic correspondence of the American revolution» (12 Bde., Boston 1829—31); «Life of Gouverneur Morris» (3 Bde., Boston 1832); «Life and writings of Washington» (12 Bde., Boston 1833—40; deutsch im Auszuge bearbeitet von F. von Raumer, 2 Bde., Lpz. 1839); «Correspondence of the American revolution» (4 Bde., Boston 1853) und «Library of American biography» (24 Bde., Neuyork 1834—50), bei deren Herausgabe er von vielen Gelehrten durch Beiträge unterstützt wurde. S. ist eine der Hauptautoritäten für die Geschichte der Revolution der Vereinigten Staaten, indem er durch seine vielfachen Verbindungen Zugang zu den besten Quellen erlangte und von der Regierung sogar Einsicht in die Staatsarchive erhielt. In der Sichtung, Wahl und Anordnung seines reichhaltigen Materials bewährte er überall einen unermüdlichen Fleiß und ein gesundes Urtheil. Indessen mußte er wegen der von ihm herausgegebenen Correspondenz Washington's harte Angriffe erleiden, da man ihm nicht mit Unrecht vorwarf, einzelne Stellen unterdrückt oder modificirt zu haben. Ein besonderes Verdienst erwarb sich S. durch eine Ausgabe von Franklin's Werken, in welcher er die angefangene Selbstbiographie des Verfassers bis zu dessen Tode vervollständigte und zugleich über manche zweifelhafte Punkte Aufschluß gab.

Sparta, die Hauptstadt der peloponnesischen Landschaft Lakedaimon oder Lakonien, lag im mittlern Eurotasthale, im nördlichsten Theile der fruchtbaren Ebene, welche sich zwischen diesem Flusse und dem Fuße des Gebirgs Taygeton hinzieht, auf einigen Hügeln am rechten Ufer des Flusses. Die jedenfalls von den Doriern unmittelbar nach ihrer Einwanderung in Lakonien gegründete Stadt bot einen von den sonstigen griech. Städten sehr verschiedenen Anblick dar. Denn bis zur Herrschaft des Tyrannen Nabis (seit 207 v. Chr.) besaß sie keine Ringmauer (daher die Spartiaten prahlten, daß S.s Männer seine Mauern seien), sondern bestand aus vier nebeneinander gelegenen offenen Weilern (Limnae, Kynosureis, Mesoa und Pitana), die durch ein religiöses Band (den Cultus der Artemis Orthia) verbunden waren und einen gemeinsamen Marktplatz (Agora) hatten, an welchem das Rathhaus, die Amtslocale verschiedener Beamten, einige Heiligthümer, die zu musikalischen Aufführungen und Volksversammlungen benutzte Skias und eine aus der Beute der Perserkriege erbaute, später erweiterte Halle (die sog. Persische Halle) lagen. Eine durch besondere Ummauerung geschützte Burg (Akropolis) hatte S. nicht. Der Hügel westlich über der Agora, den man mit diesem Namen bezeichnete, war ganz mit Tempeln (darunter der bedeutendste der Athene Poliuchos oder Chalkioikos) bedeckt. An seinen südwestl. Fuß lehnte sich das umfängliche Theater, dessen Ueberreste jetzt die bedeutendste Ruine auf dem Boden der alten Stadt bilden. Von sonstigen Anlagen sind zu erwähnen: die in der Niederung nahe dem Flußufer gelegene geräumige Rennbahn (Dromos) und der etwas weiter südlich befindliche, von einem Wassergraben, über den zwei Brücken führten, umschlossene «Platanenplatz» (Platanistas), auf welchem die spartan. Jünglinge, in zwei Parteien getheilt, zwar ohne Waffen, aber mit großer Erbitterung gegeneinander kämpften. Die Stadt, seit der byzant. Zeit Lakedämon genannt, erhielt sich trotz mehrfacher Verwüstungen durch die Gothen und die Slawen bis zur Mitte des 13. Jahrh., wo Guillaume Villehardouin 1 St. westlich davon auf einem Vorhügel des Taygeton eine neue Ortschaft, Misithra oder Misthra genannt, anlegte, deren Aufblühen die gänzliche Verödung S.s herbeiführte. Erst nach der Stiftung des Königreichs Hellas wurde ein neues S. auf einem Theile des von der alten Stadt eingenommenen Terrains gegründet, das aber nicht recht gediehen.

Die Landschaft, deren Hauptstadt S. ist, wird zum weitaus größten Theile von zwei mächtigen Gebirgen eingenommen, welche zwei Halbinseln bilden, die gegen Süden wie ein Paar gewaltige Arme weit ins Meer vorgestreckt sind. Das westl. Gebirge ist der Taygeton (jetzt Pentedaktylon), dessen Kamm die natürliche Grenze gegen Messenien bildet, das aber wenigstens in seinem südlichern Theile, vom Beginn der Halbinselgestaltung bis zum Cap Tänaron (jetzt

Matapan) hinab ganz zu Lakonien gehört. Im Osten liegt der Parnon (jetzt Malewo) mit seinen südl. Fortsetzungen, die im Cap Malea (jetzt auch Cap St.-Angelo genannt) endigen. Diese beiden Gebirge umschließen in ihrem nördlichern Theile das Thal eines bedeutenden Flusses, des Eurotas (jetzt Iri), der an den südl. Abhängen der Randgebirge des südöstl. Arkadien entspringt, anfangs in einem engen Thale, dann durch eine 5 St. lange und 2 St. breite Ebene fließt, aus welcher er durch eine enge Schlucht zwischen den östlichsten Vorbergen des Taygeton und den südwestl. Vorhöhen des Parnon in die breite, ganz aus Alluvialland bestehende Mündungsebene eintritt, durch welche er sich in den die beiden Halbinseln trennenden Lakonischen Meerbusen (auch Busen von Gytheion genannt nach der an seiner Nordwestseite gelegenen Hafenstadt dieses Namens) ergießt. Unter seinen Nebenflüssen ist der bedeutendste der Oinus (jetzt Kelephina), der am nordwestl. Abhange des Parnon entspringt und gerade an der Stelle, wo das Thal des Eurotas sich erweitert, von Nordosten her in diesen sich ergießt. Im Thale des Oinus lag die wohlbefestigte Stadt Sellasia, bei welcher 221 v. Chr. die für S.'s Selbständigkeit verhängnißvolle Schlacht zwischen dem König Antigonus Doson von Macedonien und König Kleomenes III. von S. geschlagen wurde.

Die ältesten Bewohner der Landschaft gehörten dem lelegischen Stamme an, daher die Tradition den Lelex als ersten Herrscher des Landes bezeichnet. Außerdem hatten sich an einzelnen Punkten der Küste Minyer und wahrscheinlich auch Phoiniker von der Insel Kythera (Cerigo) aus angesiedelt. Dann unterwarfen sich die Achäer, jedenfalls von Argolis aus, die ganze Landschaft, die nun eine Art Lehnsfürstenthum des argivischen Reichs der Atriden wurde. Diese achäische Herrschaft wurde gestürzt durch die Dorier, die jedenfalls vom südl. Arkadien her in Lakonien eindrangen und sich zuerst im mittlern Eurotasthale festsetzten, wo sie S. gründeten. Von hier aus eroberten sie, allmählich vordringend, die ganze Landschaft, zum Theil erst nach hartem Kampfe mit der achäischen Bevölkerung, die in einzelnen befestigten Ortschaften, wie in Aegys, Amyklä, Geronthrä, Helos, Las, hartnäckigen Widerstand leistete. Infolge dieser Kämpfe verfiel ein großer Theil der alten Bevölkerung als Heloten (s. d.) in den Stand der Hörigkeit oder Leibeigenschaft. Dieselben mußten die den dorischen Herren gehörigen Ländereien bearbeiten und das, was sie nicht zu ihrem nöthigen Unterhalt gebrauchten, an diese abliefern, auch sonst ihnen allerhand Dienste leisten, und waren überhaupt völlig rechtlos. Im Kriege dienten sie nur als Leichtbewaffnete oder als Matrosen auf der Flotte. Die übrigen nichtdorischen Bewohner des Landes hießen Periöken. Sie waren freie Leute, die eigenen Grundbesitz hatten und Handel, Gewerbe und Künste, welche den Spartiaten verboten waren, trieben. Eigentliche polit. Rechte besaßen auch sie nicht, sondern diese lagen ausschließlich in der Hand der Spartiaten, d. h. der Nachkommen der dorischen Eroberer, die also eine Art bevorrechtigte Adelsklasse bildeten. Wie alle Dorier, theilten sie sich in die drei Stämme (Phylen) der Hylleer, Dymanen und Pamphyler. Alle Spartiaten waren gleichmäßig zur Theilnahme am Staatsleben berechtigt; aber diese Berechtigung war an die Bedingungen geknüpft, daß einer eine echt spartiatische Erziehung genossen habe, der spartiatischen Zucht und Sitte gemäß lebe und seinen Beitrag zu den gemeinsamen Mahlzeiten der Männer (Syssitien oder Pheiditien) regelmäßig entrichte. Die Erziehung, deren Regelung ebenso wie die Festsetzung der wichtigsten Verfassungsbestimmungen dem Lykurgus (s. d.) zugeschrieben wird, war für die Knaben nur darauf gerichtet, daß sie am Körper abgehärtet, kräftig und gewandt und an unbedingten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten gewöhnt wurden. Mit sieben Jahren entzog man sie der häuslichen Erziehung, ordnete sie in Rotten (Ilen) und Compagnien (Agelen) ein, die unter der Leitung der Pädonomen gymnastische und kriegerische Uebungen trieben, und unterrichtete sie außerdem nur in gewissen Tänzen und im Singen von Chorliedern. Häufig wurden sie auch zu den Syssitien mitgenommen, damit sie durch Anhören der kurzen, verständigen Reden der Männer sich bilden und zugleich an Verschwiegenheit gewöhnen sollten. Auch die Mädchen wurden in Tänzen, im Singen von Chorliedern und in der Gymnastik unterrichtet, damit sie kräftig am Körper würden, um dem Staate tüchtige Kinder zu gebären. Daher waren die spartiatischen Frauen in ganz Griechenland durch ihre kräftige Schönheit und zugleich durch ihre männliche Gesinnung, die freilich bisweilen, namentlich in den Zeiten des Verfalls der alten spartiatischen Zucht, in Herrschsucht und Zügellosigkeit ausartete, bekannt. Die Jünglinge (Eirenes) wurden immer noch unter sehr strenger Zucht gehalten. Sie mußten sich der größten Sittsamkeit und Bescheidenheit befleißigen, namentlich den Alten hohe Ehre erweisen, und wurden fortwährend zu gymnastischen und kriegerischen Uebungen, zum Gensdarmeriedienst im Lande, vom 20. J. auch zum Kriegsdienst außerhalb der Landesgrenzen (wozu jeder Spartiat vom 20. bis 60. Altersjahre verpflichtet war) in

Anspruch genommen. Zwar durften sie sich bereits verheirathen, aber noch keinen eigenen Hausstand gründen, sondern ihre Frauen, die noch im älterlichen Hause blieben, nur verstohlen besuchen; jeden Abend mußten sie sich in den gemeinsamen Schlaflocalen einfinden. Mit dem 30. J. trat der Spartiat in die Klasse der Männer (Andres). Jetzt verlangte der Staat von ihm, daß er sich verheirathe (was unter der Form eines Raubes der Braut aus ihrem Aelternhause geschah), seinen eigenen Hausstand gründe und sein Geschlecht fortpflanze. Die Hagestolzen wurden mit gewissen entehrenden Strafen belegt. Die Kriegsmacht S.s, im wesentlichen aus schwerbewaffneter Infanterie (Hopliten) bestehend, während Reiterei und Leichtbewaffnete nur eine Nebenrolle spielten, war in sechs Moren getheilt, die in verschiedenen Fällen eine verschiedene Stärke (in runder Zahl etwa 2000 Mann) hatten. In der Regel bestand ein Viertel bis ein Drittel jeder Mora aus Spartiaten, mit denen auch alle bedeutendern Offizierstellen besetzt waren, der Rest aus Periöken. An der Spitze des Heeres sowie des ganzen Staats befanden sich seit den ältesten Zeiten zwei Könige aus den beiden Häusern der Agiaden und Eurypontiden, deren Macht in der ältern Zeit größer war, aber durch die Verstärkung der Macht der Ephoren mehr und mehr beschränkt wurde. Die Könige hatten die Heerführung im Kriege; aber während früher immer beide Könige zusammen ins Feld zogen, durfte später immer nur einer ausziehen, dem zwei Ephoren als eine Art Aufseher beigegeben wurden. Auch ernannten die Ephoren Heerführer unabhängig von den Königen. Ferner verwalteten die Könige gewisse Priesterämter und leiteten alle von Staats wegen den Göttern dargebrachten Opfer. Endlich lag ursprünglich in der Hand der Könige die Rechtspflege. Die wichtigsten Theile derselben wurden jedoch frühzeitig auf die von ihnen präsidirte Gerusia (Rath von 28 von der Volksversammlung erwählten Mitgliedern, die über 60 J. alt sein mußten) und auf die Ephoren übertragen. Nur die auf Familien- und Erbrecht bezüglichen Rechtssachen unterlagen allezeit der Entscheidung der Könige.

Der so organisirte spartan. Staat griff bald über die Grenzen der Landschaft Lakonien hinaus. Das Nachbarland Messenien (s. d.) wurde unterworfen und seine Bewohner größtentheils zu Heloten gemacht. Vom südl. Arkadien wurden einzelne Stücke, wie die Belminatis und die Aegytis, von Argolis ein größerer Landstrich, die Kynuria und Thyreatis, losgerissen und in Lakonien einverleibt. (S. Griechenland, geschichtlich.) Schon lange vor den Perserkriegen stand S. nicht nur an der Spitze der peloponnesischen Staaten, eine Stellung, die ihm Argos wiederholt, aber ohne Erfolg, streitig machte, sondern behauptete auch den ersten Rang unter den griech. Staaten überhaupt und die Führerschaft bei gemeinsamen Unternehmungen (Hegemonie). Diese Hegemonie ging ihm allerdings am Ende der Perserkriege infolge des unklugen Benehmens seines Feldherrn Pausanias (s. d.) und der Engherzigkeit der spartan. Politik überhaupt zum Theil verloren, indem Athen an die Spitze eines neuen Bundes von Seestaaten trat. Aber durch den Peloponnesischen Krieg gewann S. nicht nur das verlorene Uebergewicht über Athen wieder, sondern nahm nun, besonders durch Lysander (s. d.), mehr als je eine dominirende Stellung unter den hellenischen Staaten ein. Doch gerade diese Zeit der höchsten Steigerung der spartan. Macht nach außen ist der Beginn des innern Verfalls. Die Bande der alten Zucht und Sitte lösten sich, einzelne gewannen ungebührlichen Einfluß, namentlich mit Hülfe von Reichthümern, die sie sammelten, entgegen der Bestimmung der Lykurgischen Verfassung, welche den Spartiaten den Besitz von Gold und Silber verbot und eisernes Geld als Tauschmittel für den innern Verkehr eingeführt hatte. Der Uebermuth, womit S. die übrigen griech. Staaten behandelte, führte zu der Erhebung Thebens und damit zur völligen Demüthigung S.s, das sich die Constituirung des jahrhundertelang von ihm geknechteten Messenien als selbständigen Staats gefallen lassen mußte. Mit dem Verlust seines äußern Nimbus steigerte sich der innere Verfall, den die Könige Agis IV. (243—240) und Kleomenes III. (236—221) vergeblich durch radicale Reformen aufzuhalten suchten. Die Schlacht bei Sellasia bildet den Endpunkt der selbständigen polit. Existenz S.s, das nun von Tyrannen wie Lykurgus, Machanidas und Nabis beherrscht, zwischen Macedonien, dem Achäischen Bund und Rom hin und her schwankte. Nach der Unterwerfung Griechenlands durch die Römer blieb S. der Form nach ein Freistaat, aber mit sehr beschränktem Gebiet, indem die große Mehrzahl der übrigen Städte der Landschaft nun eine von ihm unabhängige Stellung einnahmen. Dieselben vereinigten sich zu einem Bunde unter dem Namen der «Freien Lakonen» (Eleutherolakones). Kaiser Augustus vergrößerte, wahrscheinlich durch Vermittelung seines Günstlings C. Julius Eurykles, der eine Zeit lang wie eine Art Tyrann in S. regierte, das Gebiet S.s durch Schenkung der messenischen Städte Thuria und Pharä, die aber durch Tiberius den Messeniern zurückgegeben wurden. Seitdem theilte S., das zur Zeit, als der Reisende Pausanias es besuchte, noch eine

bedeutende Stadt war, die Schicksale der übrigen Halbinsel, indem es erst unter byzant., dann unter fränk., dann wieder unter byzant., endlich unter türk. Herrschaft kam. Seit der Gründung des Königreichs Hellas bildet die Landschaft Lakonien einen besondern Nomos (Kreis), dessen Bevölkerung im J. 1861 112910 Seelen betrug. Derselbe ist in vier Eparchien (Bezirke) getheilt: Lacedämon mit der Hauptstadt S., die zugleich der Sitz des Nomarchen (Kreisdirectors) ist; Epidauros-Limera mit der Hauptstadt Monemvasia; Gythion mit der Hauptstadt Marathonisi; Oitylos mit dem Hauptort Tzimova (oder, wie es officiell heißt, Areupolis). Vgl. über die Geographie der Landschaft Curtius, «Peloponnesos» (Bd. 2, Gotha 1852); über ihre Geschichte und Verfassung: Manso, «Sparta» (3 Bde., Lpz. 1800—5); K. O. Müller, «Die Dorier» (2 Bde., 2. Aufl., Bresl. 1844); Lachmann, «Die spartan. Staatsverfassung» (Berl. 1836); Hermann, «Antiquitates Laconicae» (Marb. 1841).

Spartacus, ein Thrazier, der Anführer der empörten röm. Sklaven im Sklavenkrieg, entfloh mit etwa 70 Gladiatoren, Thraziern und Galliern 70 v. Chr. aus der Uebungsschule des Cnejus Lentulus Batiatus in Capua und setzte sich am Vesuv fest. Durch viele Flüchtlinge verstärkt, die ihn zum Oberanführer wählten, war er bald im Stande, den Prätor Publius Varinius Glaber und seine Legaten zu wiederholten malen zu schlagen, und gewann die Obergewalt in Campanien und einem Theil Lucaniens und Bruttiums. Im J. 72 trennte sich ein Theil seiner Scharen, die ungeheuer angewachsen waren, von ihm unter Crixus, einem Gallier, den am Berge Garganus in Apulien der Consul Lucius Gellius schlug und tödtete. S. aber, der über die Apenninen gegangen, schlug erst den andern Consul, Cnejus Lentulus Clodianus, dann den Gellius. Die Consuln vereint wurden dann in Picenum zum zweiten mal geschlagen. Schon stand S. im Begriff, sein Vorhaben auszuführen und die Sklaven über die Alpen in die Freiheit zu führen, als die Seinen, die nur Rache und Beute suchten, ihn nöthigten zurückzukehren. Bei Rom vorbei zog er wieder nach Lucanien. Im J. 71 wurde dem Prätor Marcus Licinius Crassus der Befehl über das durch sechs Legionen verstärkte Heer gegen S. gegeben. Er drängte S., nachdem dieser noch seinen Legaten Mummius im Gebiet der Picentiner geschlagen, in die südlichste Spitze Bruttiums zurück und schloß ihn eng ein. Kaum hatte sich S. durchgeschlagen, so verließ ihn wieder ein Theil der Seinen, Gallier und Germanen, die Crassus in zwei Schlachten, in denen 35000 Sklaven fielen, aufrieb. S. wurde von den Seinen genöthigt, die feste Stellung, die er bei Petelia im bruttischen Gebirge genommen hatte, zu verlassen. Auf dem Marsch traf er in Lucanien mit Crassus zusammen und fiel nach der tapfersten Gegenwehr mit dem größten Theil seines Heeres.

Spartianus (Aelius), der bedeutendste unter den Scriptores historiae augustae (s. d.), lebte am Ausgange des 3. Jahrh. n. Chr. wahrscheinlich am Hofe des Diocletian und verfaßte die Geschichte der röm. Kaiser von Cäsar bis auf seine Zeit in einzelnen Biographien, von denen sich aber nur die des Hadrianus, Verus, Julianus, Severus, Pescennius Niger und Geta erhalten haben, obgleich einige andere ihm noch zugeschrieben werden. Stil und Darstellungsweise verrathen den Verfall der Sprache und Mangel an Geschmack.

Spasmus, s. Krampf.

Spat ist eine Krankheit der Pferde, die sich in einer Geschwulst zeigt, welche sich an der obern und innern Seite der hintern Schienbeine bildet. Nicht immer ist es der Knochen selbst, in welchem der S. entsteht; öfter entwickelt er sich in den Gelenkbändern und zwischen diesen in Gestalt kleiner griesartiger Körner, die aus Knochenmaterie bestehen. Werden mit dem S. behaftete Pferde auch nicht immer ganz lahm, so hinken sie doch wenigstens. Nach und nach nimmt der S. an Umfang zu und macht endlich das ganze Gelenk steif. Vor dem dritten und nach dem siebenten Jahre entsteht die Krankheit selten. Es gibt Pferde, die dazu eine besondere Anlage haben. Indessen können auch andere Ursachen die Entwickelung derselben herbeiführen, wie z. B. schwere Arbeit, Erhitzungen, öfteres und lange dauerndes Zurückhalten mit einem bergangehenden Fuhrwerke, vorzugsweise aber schlechter Beschlag durch unwissende Schmiede. Soll noch Heilung möglich sein, so muß bei zeiten die Ursache gehoben werden. Glühen der kranken Stellen ist das einzige, aber zweifelhafte Mittel gegen den schon ausgebildeten S.

Spatencultur nennt man die Bearbeitung des Feldbodens mit der Hand und dem Spaten, anstatt mit Gespann und Pflug. Daß die S. viel sorgfältiger und gründlicher ausgeführt zu werden vermag als die mit dem Pfluge, bedarf keines Nachweises; dagegen nimmt sie weit mehr Zeit und Kräfte in Anspruch und ist deshalb in größern Gutswirthschaften nur ausnahmsweise, z. B. zum Möhrenbau, zweckmäßig. Der höhere Ertrag, welchen die S. gewährt, ist nur dann auch in dem Reingewinn erheblich, wenn die Arbeitskosten nicht gerechnet zu werden brauchen,

also wo ein Bauer mit den Kräften seiner Familie zur Bestellung ausreicht. Wie sehr auch im ganzen für den Kleinbesitz die S. zu empfehlen ist, so gewichtige nationalökonomische Bedenken erheben sich doch dagegen in Fällen, wo sich die Arbeit durch Industrie u. s. w. höher verwerthen läßt. Oefters versteht man unter S. nur die sorgfältige Vertiefung des Bodens durch Rajolen oder Ausgraben in der vorher freigelegten Pflugfurche.

Specht (Picus), eine Vögelfamilie aus der durch paarweise nach vorn und nach hinten gerichtete Zehen ausgezeichneten Abtheilung der Klettervögel (Scansores), unterscheidet sich durch den geraden, langen, vier- oder vielkantigen, keilförmigen Schnabel, die eigenthümlich gebildete, weit vorstreckbare Zunge und den steifen Schwanz, dessen vorn zu Spitzen abgenutzte Federn den Körper beim senkrechten Klettern unterstützen. Die S. sind über alle Zonen und alle Welttheile, mit Ausnahme Australiens, verbreitet, in größter Zahl jedoch in den feuchten Urwäldern Amerikas einheimisch. Sie leben nur selten von Pflanzenstoffen, sondern meistens und größtentheils von Insekten, welche sie durch geschicktes Aufhacken der Rinde und des Holzes der Bäume erlangen, indem sie in die gemachte Oeffnung schnell die Zunge senken, deren vorderer Theil hornig, spitz, an den Seiten mit Widerhaken besetzt und zum Anspießen geschickt, der hintere, wurmförmige Theil aber mit einem sehr klebrigen Speichel überzogen ist und als Leimruthe dient. Auf diese Weise vernichten sie viele baumzerstörende Insekten, sind aber keineswegs, wie man gemeiniglich glaubt, den Bäumen selbst schädlich, denn gesunde Bäume hacken sie niemals an, weil diese zu hartes Holz haben und weder Insekten noch deren Larven enthalten. Fast insgesammt sind sie nur mittelgroß, fliegen mittelmäßig schnell mit schnurrendem Geräusch und immer nur in kleinern Entfernungen, sind übrigens lebhaft und unruhig und entgehen durch Aufmerksamkeit und Klugheit leicht den Nachstellungen. Sie leben in Monogamie, brüten in gut ausgearbeiteten Löchern hohler Bäume und legen ihre rein weißen, porzellanglänzenden Eier auf losgearbeitete Sägespäne oder vorgefundenes Wurmmehl. Das Gefieder ist ziemlich lebhaft gefärbt, und bald herrscht Grün, bald Roth vor; man unterscheidet sie nach der Färbung in Schwarzspechte, Grünspechte und Buntspechte. Die europäischen sind theils Stand-, theils Strichvögel, welche die Wälder niemals freiwillig verlassen. In Deutschland finden sich sechs Arten: der Schwarzspecht (P. martius), der größte unter den europ. Arten, ist schwarz mit rothem Scheitel oder Genick; der Grünspecht (P. viridis), die am weitesten verbreitete Art, ist grün und am Hinterkopfe roth; der große Buntspecht (P. major) ist obenher schwarz und weiß gefleckt, am Hinterleib roth und hat schwarzen Unterrücken und Bürzel und vom Mundwinkel herab einen schwarzen Halsstrich, der Hinterkopf ist roth oder bei dem Weibchen nebst dem Scheitel schwarz; der mittlere Buntspecht (P. medius) unterscheidet sich von dem vorigen durch einen schwarzen, erst unterhalb des Ohres beginnenden Halsstreifen; der kleinere Buntspecht (P. minor) ist kaum mehr als 6 Zoll groß, unterseits ohne alles Roth, weißlich, am Scheitel roth oder beim Weibchen weißlich und am Unterrücken weiß und schwarz gebändert; der dreizehige Buntspecht (P. tridactylus) zeichnet sich durch nur drei Zehen aus. Den Gartenbesitzern und Landleuten Nordamerikas ist der rothköpfige Buntspecht (P. erythrocephalus) als kühner und gefräßiger Feind der Früchte sehr verhaßt. Er geht den jungen Früchten des Mais, den Pfirschen, Aepfeln, Stachelbeeren, Weinbeeren u. s. w. nach, raubt die Eier kleiner Vögel, holt aber auch aus den Baumstämmen die Insekten hervor.

Specialinquisition heißt im gemeinen deutschen Criminalprocesse das zweite, auf die General- oder Voruntersuchung folgende Stadium des Untersuchungsverfahrens, welches aus der eigentlichen, gegen ein bestimmtes Individuum nach erlangter Wahrscheinlichkeit des Thatbestandes eines Verbrechens und erhobenem bestimmten Verdacht über die Person des Thäters eröffneten Untersuchung besteht. Diese ist zunächst nur ein summarisches Verfahren ohne bestimmte Förmlichkeiten; diesem folgt aber in schwerern Straffällen die artikulirte oder feierliche S., auch artikulirtes Verhör genannt, in welchem der Inquisit über die in Artikelform gebrachten Ergebnisse der Untersuchung nochmals vernommen wird und dabei zur Feststellung des Thatbestandes vor besetzter Gerichtsbank mitwirkt. Diese letztere Art der S. infamirte, weil sie eine hinreichende Ueberführung des Inquisiten voraussetzte, und es war deshalb zu ihrer Abwendung besondere Vertheidigung zulässig. (S. Inquisitionsproceß.) Nachdem neuere Landesgesetze anstatt der S. meistens nur ein recapitulirendes Schlußverhör angeordnet hatten, sind gegenwärtig beide Acte nach der Aufnahme des Anklageverfahrens in Wegfall gekommen.

Specialwaffen heißen zusammengenommen die Artillerie und die Genietruppen, weil sie ihre besondere Technik und Wissenschaft haben. Zuweilen wird auch der Generalstab dazu gerechnet, aber mit Unrecht, da derselbe nicht eine Waffe genannt werden kann.

Species (lat.) oder Art (s. d.) ist die Unterabtheilung einer Gattung und dieser wie überhaupt das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet. Specificiren heißt daher entweder das Einzelne, was unter einen allgemeinen Begriff gehört, aufzählen, oder vom Allgemeinen zum Besondern fortgehen. Das specifisch Verschiedene, d. h. das, was verschiedene Merkmale hat, die seinen Artunterschied bezeichnen, ist nicht zu verwechseln mit dem, was dem Grade nach, d. h. nach Rücksichten des Mehr oder Weniger verschieden ist. In der Jurisprudenz bezeichnet Specification die Gestaltung und Bearbeitung irgendeines Stoffs oder Gegenstandes, weil dieser dadurch Merkmale erhält, die ihn zu einer Sache eigener Art machen. In der Arithmetik nennt man die vier Species die vier einfachen Rechnungsarten: Addition, Subtraction, Multiplication, Division.

Species oder Speciesthaler hieß bis auf neuere Zeit herab eine größere deutsche Silbermünze, welche nach dem Muster der früher üblichen Reichsthaler ausgemünzt wurde und ihren Namen nach dem aufgeprägten Kopf- oder Brustbilde (mittellat. species, Gesicht) führte. Am längsten (bis 1857) wurden S. in Oesterreich geschlagen, wo sie die Einheit für die Silbermünze bildeten und den Werth von 2 Conventionsgulden hatten. Nach der Münzconvention vom 21. Sept. 1753 gingen 10 österreichische S. auf eine köln. Mark fein Silber; das Stück hatte somit einen Werth von 1 Thlr. 12 Ngr. $1^1/_9$ Pf. preußisch. Seit 1852 wurden sie, wie alle österr. Silbermünzen, $^9/_{10}$ fein ausgemünzt, früher $^5/_6$ fein ($13^1/_3$ löthig). Denselben Werth hatte die S. in Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen, den sächs. Herzogthümern, Nassau, Frankfurt u. s. w. In den meisten dieser Staaten kamen sie aber nur bis etwa 1837 zur Ausmünzung. In Hessen wurden schon seit 1790, in Würtemberg seit 1818 keine S. mehr geprägt. Die kurhannoverschen S. (bis 1817) hatten einen Werth von 1 Thlr. 16 Sgr. (9 auf die feine Mark). In Preußen wurden Conventionsspecies seit 1764 für den levantin. Handel geschlagen, die den österr. Mariatheresiathalern entsprachen. Auch in Schweden und Dänemark führt die größte Silbermünze den Namen S. In ersterm Staate entspricht der S., den man in 48 Schillinge theilt, 4 Reichsthlr. Reichsmünze; es gehen 9,17 Stück auf die feine Mark, sodaß ein jedes den Werth von 1 Thlr. 15 Ngr. $10^3/_{12}$ Pf. besitzt. Von den 1777—1830 geprägten schwed. Reichsthalerspecies (à 48 Schilling) gingen 9,09 auf die feine Mark, und es hatte demnach das Stück einen Werth von 1 Thlr. 16 Ngr. $3^1/_2$ Pf. In Dänemark werden seit 1787 Speciesthaler als doppelte Reichsthaler, $9^1/_4$ Stück auf die feine Mark ausgeprägt; der Werth eines Stücks beträgt somit 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf. preußisch. Seit 1854 hat jedoch die Benennung S. für diese Stücke aufgehört, und dieselben tragen seitdem die Aufschrift: 2 Reichsthaler. In Norwegen ist der S. ganz der nämliche wie in Dänemark, nur daß er in 5 Ort oder Mark zu 14 Schilling zerlegt wird.

Specifisch bezeichnet in der Physik den Grad oder die Größe einer Eigenschaft (oder des als Maß für dieselbe Dienenden), wie sie einer bestimmten Materie oder einem bestimmten Volumen derselben zukommt. So spricht man von der specifischen Farbe des Kupfers, des Goldes u. s. w. und meint damit die diesen Metallen eigenthümlichen Farben; von dem specifischen Brechungsvermögen der verschiedenen Substanzen für die Lichtstrahlen; von der specifischen Durchsichtigkeit derselben; ferner von der specifischen Wärme (s. Wärme) und dem specifischen Gewicht (s. Gewicht) eines Körpers.

Specifische Mittel (Specifica) im allgemeinen sind solche Heilmittel, welche eine eigenthümliche, absonderliche Wirkungsweise haben. Dieses kann man aber fast von jedem Arzneimittel, von jedem diätetischen Einfluß, jeder Speise, jedem Getränk, jeder mechan. oder chem. Einwirkung auf den Organismus sagen. Dieser Begriff ist daher so allgemein, so weit und zugleich so schwankend, daß sich dadurch eine Menge unklarer Gedanken in der Medicin verstecken lassen. In der homöopath. Schule sind Specifica solche Mittel, welche eigenthümliche Symptome hervorrufen, und infolge dessen in Krankheitsfällen dann, wann sich jene Symptome zeigen, anzuwenden sind. Bei Rademacher sind Specifica (die Eigenmittel, wie er sie nennt) jene Arzneien, «unter deren Heilgewalt eine Krankheit (eines einzelnen Organs oder des Gesammtorganismus) steht», welche man eben daraus, daß dies Mittel hilft, erkennen kann, und die dann von demselben Mittel ihren Namen erhält (z. B. Schöllkrautkrankheit, Kupferkrankheit, Eisenpneumonie). In der wissenschaftlichen Medicin bezeichnet man als Specifica theils solche Mittel, welche empirisch, oft seit alten Zeiten, in gewissen Krankheitsformen heilsam befunden worden sind (wie z. B. das Quecksilber bei Syphilis, das Chinin in Wechselfiebern, die Jodmittel gegen Kröpfe), theils solche, welche erfahrungsgemäß immer vorzugsweise auf bestimmte einzelne Organe wirken (wie z. B. Belladonna auf die Pupille, Digitalis auf das Herz, Aloë

auf den Dick- und Mastdarm). Erstere nennt man Krankheitsspecifica (Specifica morborum), letztere Organspecifica, Organheilmittel, Electivmittel, Localspecifica. In den meisten Fällen ist die Wirkungsweise der specifischen Mittel noch völlig unklar.

Speckbacher (Jos.), eins der Häupter des tiroler Aufstandes von 1809, geb. 13. Juli 1767 auf einem Hofe der Gemeinde Terfens zwischen Innsbruck und Hall, von nicht unvermögenden Aeltern, brachte seine Jugend als Wildschütz zu und machte sich berühmt durch sein scharfes Auge, seine Stärke und Gewandtheit. Später bestellte er sein Gütchen und lieferte Holz zu den Salinen in Hall. Seit Jahren einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer (s. d.), nach der Losreißung Tirols von Oesterreich, gehörte er wie dieser zu den Häuptern der Misvergnügten. Am 12. April 1809, dem Tage des Ausbruchs der Insurrection, überfiel er die bair. Garnison der Stadt Hall und nahm mit dem haller Kronenwirthe Jos. Straub die von Innsbruck entkommene bair. Cavalerie gefangen. Besonders aber that er sich hervor in den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Innsbruck und ganz Tirol zum zweiten mal befreiten. Sein zehnjähriger Sohn blieb ihm von Stunde an zur Seite. Nicht geringern Muth und große Geschicklichkeit zeigte er bei der Blokade am Kufstein. Als infolge des Znaimer Waffenstillstandes die Oesterreicher Tirol räumten, dieses aber dennoch fortfuhr, verzweifelte Gegenwehr zu leisten, war auch S. unter den Vordersten in den Gefechten vom 4., 6. und 7. Aug. und in dem Treffen bei Innsbruck am 13., welches den Marschall Lefebvre zwang, gänzlich aus Tirol zu weichen. Nach der dritten Befreiung verband S. mit der tiroler Vertheidigung auch das salzburgische Gebirgsland. Am 16. Sept. erfocht er bei Lofer und Luftenstein entscheidende Vortheile, wurde aber 16. Oct. bei Mellek geschlagen und sein Sohn gefangen; er selbst entkam nur mit genauer Noth. Die Kundmachung des Wiener Friedens in Tirol ließ das oft getäuschte Volk in vielfältigem Zweifel. Auch S. ließ sich täuschen und glaubte an eine Wiedererneuerung des Kriegs. Er flüchtete von Alpe zu Alpe, verbarg sich geraume Zeit unter Schnee und Eis in einer unbekannten Höhle, war dann sieben Wochen lang in seinem eigenen Stalle verscharrt, bis er endlich im Mai 1810 über die Gebirge nach Wien flüchtete. Hier erhielt er Oberstenpension und Auftrag, die für die Tiroler im Temesvarer Banat neugestiftete Colonie einzurichten. Beim Ausbruche des Kriegs von 1813 schlich er sich wieder nach Tirol, und obgleich es zu keiner entscheidenden Waffenthat kam, leistete er doch gute Dienste. Er wurde zum Major ernannt und machte nach dem Frieden eine Reise nach London. S. starb nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1820 zu Hall.

Speckkäfer (Dermestes lardarius), ein äußerst schädlicher, zu den Keulenhörnern (Clavicornia) gehörender kleiner Käfer von etwa 3 Linien Länge, braun, mit heller Binde über den Vordertheil der Flügel, auf welcher einige Tupfen stehen. Der Kopf ist klein und unter dem kapuzenförmigen Halsschild verborgen. Die 7—8 Linien langen Larven sind lang behaart, oben braun, unten weiß. Käfer und Larven greifen alles getrocknete und geräucherte Fleisch, Speck, Häute, Sammlungen an und richten oft große Verwüstungen an. Eßwaaren schützt man durch Einschließen in luftdichte Kasten, Sammlungen durch Einreiben mit giftigen Stoffen, besonders Arsenik.

Speckstein, Seifenstein oder Steatit ist eine Varietät des Talk genannten Minerals, welche sich sehr fett anfühlt. Diese Varietät bildet nur ihr eigenthümliche Krystalle, sehr häufig dagegen sog. Afterkrystalle nach Feldspat, Quarz, Kalkspat, Braunspat und noch vielen andern Mineralien. Außerdem findet sie sich in derben Massen, Knollen oder Nieren und Nestern. Die Farbe des S. ist gewöhnlich weiß, gelblich oder gräulichweiß, variirt aber auch ins Rothe, Graue u. s. w. Sein Bruch ist matt, wird aber glänzend, wenn man ihn mit einem harten Körper schabt, oder mit dem Fingernagel ritzt. Seine Härte ist = 1,5, das specifische Gewicht = 2,8. Er besteht wesentlich aus Kiesel, Talk und Wasser. Man findet ihn besonders schön im Granitgebiet bei Göpfersgrün im Fichtelgebirge, überhaupt aber sehr häufig, z. B. auf Erz- und andern Gängen in Sachsen, Ungarn, Baiern, Piemont, England, Schottland u. s. w. Der S. wird benutzt, um Fettflecken aus Zeugen zu entfernen, radirtes Papier wieder beschreibbar zu machen, ferner zum Putzen der Tressen, zum Poliren des Gipses, Serpentins, Marmors und, mit Oel abgerieben, zur Politur der Spiegelgläser und Metallspiegel, auch als Polirmittel der Haut. Schwach gebrannt, macht er die Basis einiger Schminken aus. Auch bestreicht man mit ihm steinerne und metallene Schrauben, um sie luftdicht zu machen, und bedient sich seiner, um die Friction metallener Maschinentheile zu vermindern. Auf Glas haftet sein Strich sehr fest, sodaß, wenn man mit S. auf Glas geschrieben und die Schrift mit dem Tuche wieder weggewischt hat, dieselbe nach dem Anhauchen des Glases wieder deutlich zum Vorschein kommt und beim Trocknen wieder schwindet. Auch schneidet man ihn zum Zeichnen in längliche Stücke oder Stifte, welche spanische oder venetianische Kreide genannt werden. Auf der Drehbank

läßt er sich leicht verarbeiten, und man verfertigt aus ihm allerhand kleine Bildwerke, Spielwaaren, Pfeifenköpfe und Schreibzeuge, welche größtentheils hart gebrannt werden. Da der S. für sich sehr schwer schmelzbar ist, so gibt er treffliche Schmelztiegel, welche durch den Gebrauch immer besser werden. Auf frischgefärbtes Leder aufgepudert und nach dem Trocknen desselben oft mit Horn überstrichen, gibt er dem Leder einen ungemeinen Glanz.

Speckter (Erwin), deutscher Maler, geb. 18. Juli 1806 zu Hamburg, zeigte sich sehr begabt und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Seine ersten Uebungen im Zeichnen richtete er, nach Rumohr's Rath, auf die deutschen Denkmäler alter Kunst in Schleswig und Holstein. Die Werke Overbeck's erfüllten ihn daneben mit Begeisterung für die präraфaelitische Richtung dieses Meisters. Cornelius, zu dem er 1825 nach München ging, ließ ihn darin anfänglich gewähren, und sie findet sich, mit Anmuth und Hoheit gepaart, in dem Bilde: Christus und die Samariterin am Brunnen, das er nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt 1827 malte. Seine fernern Schöpfungen aber, namentlich Wandmalereien im Sieveking'schen Hause, zeigen die durch Cornelius und die Antike bewirkte allmähliche Lossagung von seiner frühern Weise und größere Freude an dem Reiz der Farbe. Als er endlich 1830 nach Italien gelangte, eiferte er in der Farbe den Venetianern nach. Seine Hauptschöpfung während seines Aufenthalts jenseit der Alpen ist Simson und Delila, ein Bild von tiefem geistigen Gehalt und meisterhafter Behandlung des Nackten und des landschaftlichen Hintergrundes. Im Herbst 1835 verließ er Rom, um in Hamburg einen Saal bei dem damaligen Senator Abendroth al fresco zu malen. Ueber dieser schönen Arbeit griechisch-allegorischer Natur starb er noch vor Beendigung des zweiten Bildes, 23. Nov. 1835. Doch ließ er Cartons und Entwürfe zu den übrigen zurück. Ein edles Denkmal seines Geistes ist in den «Briefen eines deutschen Künstlers aus Italien» aus seinen nachgelassenen Papieren (Lpz. 1846) erhalten. — Otto S., der Bruder des vorigen, wurde 1807 zu Hamburg geboren, und wandte sich, zuerst nach dem Vorbilde seines Bruders, dann auf eigenen Bahnen, der Kunst zu. Er entwickelte eine glückliche Gabe zur naiven Darstellung des Thierlebens, welches er von seiner gemüthlichen wie von der heiter-komischen Seite mit Geist und Geschick aufzufassen weiß. Außerdem ist er als tüchtiger Zeichner und Radirer auf den Gebieten der Thierfabel, der Arabeske, der Landschaft und des Porträts bekannt. Das von ihm illustrirte und nach ihm benannte, aber von W. Hey (s. d.) verfaßte Fabelbuch für Kinder (Gotha 1833 u. öfter) hat Ausgaben in fast allen europ. Sprachen erfahren. Ferner sind zu nennen seine Illustrationen zu Luther's geistlichen Liedern, zu Eberhard's «Hannchen und die Küchlein», zum «Gestiefelten Kater», sowie sehr ausgezeichnete zu Klaus Groth's «Quickborn», die als geistreiche Ergänzungen zu den Schilderungen des Dichters von Land und Leuten seiner Heimat gelten können.

Spectrum nennt man in der Optik den durch Zerlegung eines weißen, ungefärbten Lichtstrahls entstehenden farbigen Streifen, der sich zeigt, wenn man den zerlegten Strahl durch einen quer in seinen Weg gestellten weißen Schirm auffängt. Die Zerlegung eines Lichtstrahls kann entweder bewirkt werden durch die bei der Brechung des Lichts in einem Prisma eintretende Dispersion oder Zerstreuung des Lichts, oder auch durch die beim Durchgange des Lichts durch eine oder mehrere parallele, enge Spalten stattfindende Diffraction oder Beugung. Im erstern Falle erhält man ein Dispersions-, im zweiten ein Diffractionsspectrum. In beiden Fällen ist die Aufeinanderfolge der Farben und der sog. Fraunhofer'schen dunkeln Linien gleich; doch unterscheiden sie sich dadurch, daß im erstern S. die Räume, welche die einzelnen Farben einnehmen, vom Roth bis zum Violett hin wachsen, während sie, umgekehrt, im zweiten S. abnehmen. Nach Newton's Vorgange, der zuerst das S. genauer untersuchte, hat man bisher meist die einzelnen Farben, wie sie im S. von den weniger brechbaren zu den brechbarern Strahlen hin aufeinanderfolgen, Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Indigblau, Violett benannt. Es ist aber von Brücke auf die «braune» Farbe am äußersten rothen Ende des S. sowie auf das dem Braun complementäre «Lavendelgrau» am äußersten violetten Ende aufmerksam gemacht worden. Nennt man ferner, wie neuerdings gewöhnlich, das Hellblau Cyan, so erhält man für das S. folgende Farbenreihe: Braun, Roth, Orange, Gelb, Grün, Cyan, Indigo, Violett, Lavendel. Listing hat durch sorgfältige, auf Grund seiner eigenen und seiner Vorgänger Beobachtungen angestellte Berechnungen festgestellt, daß die Lichtstrahlen, welche die äußerste Grenze des Braun bilden, in der Secunde 364 Billionen Schwingungen vollbringen, die an der äußersten Grenze des Violett dagegen 800 Billionen, und daß immer von der Grenze einer Farbe bis zu der der nächstfolgenden, also z. B. von der Grenze des Braun bis zu der des Roth, von der des Roth bis zu der des Orange u. s. w. sich für jede Farbe eine Zunahme der Schwingungszahl um 48 Billionen ergibt.

Betrachtet man das von einem weißen Sonnenstrahl entweder durch Dispersion oder Diffraction erzeugte S., so findet man in ihm eine sehr große, fast unzählige Menge von dunkeln, bald feinern, bald stärkern Unterbrechungen, welche zuerst von Fraunhofer (1815) genauer untersucht wurden und nach ihm die «Fraunhoferschen Linien» genannt werden. In neuester Zeit hat Kirchhoff eine sehr genaue Darstellung aller im Sonnenspectrum wahrnehmbaren dunkeln Linien gegeben. Fraunhofer hat die hauptsächlichsten derselben vom rothen Ende des S. an mit den Buchstaben A bis H bezeichnet. Später hat man noch im ultravioletten Theile des S. die Bezeichnung derselben bis zum Buchstaben R fortgesetzt. Der große Werth der Fraunhofer'schen Linien besteht darin, daß sie in dem S. gewisse Stellen angeben, und somit bei der Untersuchung der Lichtbrechungsverhältnisse einer Substanz als Anhaltspunkte dienen. Der Entstehungsgrund dieser dunkeln Streifen ist eine theilweise Absorption des Lichts in der Erd-, meistens aber schon in der Sonnenatmosphäre, und zwar durch die äußern, abgekühltern Schichten derselben. Wie Kirchhoff gezeigt hat, wird z. B. das von einer glühenden Natriumverbindung ausgehende einfarbige, gelbe Licht verschluckt, d. h. kommt nicht ins Auge, wenn es durch eine Schicht weniger erhitzter Natriumdämpfe gehen muß. Wenn also ein S. an der Stelle, wo sonst das monochromatische gelbe Natriumlicht ist, einen dunkeln Streifen zeigt, so ist dies ein Zeichen, daß die die Lichtquelle (z. B. Sonne) umgebende Dampfhülle, also auch die Lichtquelle selbst Natrium enthält. Ebenso würde sich die Anwesenheit von Calcium, Kalium, Eisen, Mangan u. s. w. durch die Anwesenheit gewisser dunkler Streifen im S. nachweisen lassen. Es dient also die Untersuchung der dunkeln Streifen eines S., ganz analog wie die der charakteristischen hellen Streifen, welche sich bei der prismatischen Zerlegung des Lichts einer glühenden Substanz zeigen, zur Feststellung der chem. Zusammensetzung der Lichtquelle.

Nach dieser Methode sind durch die genialen Untersuchungen von Kirchhoff und Bunsen, Huggins und Miller auf der Sonne, desgleichen auf mehrern Fixsternen eine ziemliche Anzahl der auch auf unserer Erde sich vorfindenden Elemente nachgewiesen worden. Man hat diese Untersuchungsmethode Spectralanalyse (s. Analyse) genannt. Außer der angegebenen Unterbrechung durch dunkle Linien kann das S. auch noch auf andere Weise modificirt auftreten, nämlich bestehend aus einzelnen hellen (natürlich verschieden gefärbten) Streifen, welche durch dunkle Zwischenräume getrennt sind. Dies zeigt an, daß die Lichtquelle eine bis zum Glühen erhitzte Gasmasse ist. Dabei zeigen auch verschiedene Gasarten verschiedene Streifen, z. B. Wasserstoff andere als Stickstoff, u. s. w. Spectra dieser Art zeigen die ungefähr 6000 am Himmel befindlichen Nebelflecke, und zwar zeigen diese meist die Streifen des Wasserstoff- und Stickstoffspectrums. Die Nebelflecke sind also hiernach glühende Gasmassen.

Ein zusammenhängendes S., welches durch keine hellen oder dunkeln Streifen unterbrochen ist, zeigt an, daß das Licht keine Absorption auf seinem Wege zum Auge erlitten hat, und daß es von einem glühenden undurchsichtigen, gewöhnlich festen oder flüssigen Körper kommt. Solch ein S. gibt keinen Aufschluß über die chem. Natur der Lichtquelle, von der es erzeugt wurde Ein aus einem oder mehrern Prismen nebst den dazugehörigen Nebenapparaten bestehender Apparat, welcher dazu dient, die Natur und Zusammensetzung der Spectra verschiedener Lichtquellen besonders zu chemisch-analytischem Behufe zu beobachten und zu vergleichen, heißt ein Spectroskop. Außer dem bisjetzt besprochenen, direct sichtbaren Theile des S. zwischen Braun und Lavendel lassen sich auch noch auf beiden Seiten Partien nachweisen, welche durch schwächer als die braunen und stärker als die lavendelblauen brechbare Lichtstrahlen gebildet werden. Dieselben sind zwar direct für das Auge nicht wahrnehmbar, zeigen ihre Existenz aber durch verschiedene andere Aeußerungen. So wirken die stärker als Violett und Lavendel brechbaren vorzugsweise chemisch verändernd auf viele Stoffe ein (s. Photographie), während die schwächer als Roth und Braun brechbaren, unsichtbaren Theile des S. sich vorzugsweise als Wärmestrahlen (s. Wärme) manifestiren.

Speculation heißt wörtlich Erforschung oder Erspähung. Der philos. Sprachgebrauch, der auch in das gemeine Leben übergegangen ist, versteht aber darunter nicht sowol die Erforschung äußerer Gegenstände, als vielmehr die innere, geistige eines die unmittelbare Erfahrung überschreitenden Erkenntnißinhalts, sowie die geistige Thätigkeit, welche zu dieser Erkenntniß führt. Je nach den verschiedenen Ansichten über die Quelle einer solchen Erkenntniß und den Methoden, welche zu ihr führen, haben die Ausdrücke S. und speculatives Wissen in den verschiedenen philos. Systemen eine verschiedene Bedeutung, und man hat darunter bald überhaupt ein Erkennen durch strenges begriffsmäßiges Denken, bald ein nach gewissen durchgreifenden Denkmethoden im eigenthümlichen Sinne geschultes Denken, bald eine Feststellung der ersten Grund-

sätze oder Thatsachen alles Bewußtseins oder Erkennens verstanden. Hegel und seine Schule nennen speculativ oder positiv vernünftig dasjenige Denken, welches sich nach der Methode bewegt, alle Gegensätze und Widersprüche in den Begriffen in höhere Einheiten aufzuheben. Herbart setzt die speculative Methode darein, die in der Erfahrung versteckten Widersprüche aufzudecken und durch eine künstliche Bearbeitung der Begriffe daraus zu entfernen. Die einzig sichere Grundlage aller S. besteht in einer Untersuchung der Art und Weise, wie Erfahrungserkenntnisse in uns zu Stande kommen, und der Werth der einzelnen speculativen Methoden richtet sich nach dem Grade, in welchem diese einer wirklichen Einsicht in das Zustandekommen unserer Erkenntnisse ihren Ursprung verdanken. Außerdem wird das Wort S. auch auf die Entwerfung praktischer und eine gespannte Ueberlegung erfordernder Plane und Unternehmungen ausgedehnt, wie wenn von industriellen oder kaufmännischen S. die Rede ist.

Spedition ist die Bezeichnung für eine besondere Art von Handelsgeschäften, bei welchen die Versendung von Gütern und ihre Ablieferung an einen bestimmten Empfangsberechtigten (Destinatär) übernommen wird. Das Speditionswesen hat sich dadurch zu einem besondern Gewerbe herangebildet, daß die Versendungsgelegenheiten nicht von jedermann gleich ausgemittelt werden können, und daß die nächste Gelegenheit sich oft nicht bis an den eigentlichen Bestimmungsort benutzen läßt, weil z. B. der Fuhrmann nur auf einer kürzern Route fährt, oder weil die Eisenbahnverbindung nicht bis dahin reicht, oder weil der Landtransport von einem bestimmten Punkte an mit der Beförderung zu Wasser vertauscht werden soll. Außerdem ist bei der Verpackung, Verladung, der Ausfertigung von Frachtbriefen und Zolldeclarationen, dem Abschluß von Assecuranzverträgen u. s. w. vieles zu berücksichtigen, was sich entweder der allgemeinen Kenntnißnahme entzieht oder ohne Unterbrechung des anderweiten Geschäftsganges nicht abgethan werden kann. Die Spediteure kommen hier dem Bedürfniß entgegen und besorgen auf Verlangen sowol den Abgang als die Uebernahme der Güter auf Zwischenstationen durch andere Spediteure, welche die Beschaffenheit der anlangenden Frachtstücke prüfen, wahrgenommene Beschädigungen und verspätetes Eintreffen zur Sicherung des Regresses gegen den Frachtführer feststellen, sonst aber, wenn kein Anlaß zur Beanstandung vorliegt, nachdem sie bei der Zollbehörde Richtigkeit getroffen, die Güter gegen Erlegung der bisher aufgelaufenen Fracht und Unkosten abnehmen und weiter befördern. Selbst am Bestimmungsorte kann noch die Thätigkeit eines Spediteurs sowol durch jene Prüfung und die Abnahme der Sendung als auch für den Fall in Anspruch genommen sein, daß der Absender die Auslieferung von Erlangung des Kaufpreises und der auf dem Gute lastenden Verläge abhängig macht. Derartige Aufträge ermöglichen sogar die Einhebung des Kaufpreises am Orte der ersten Aufgabe, indem sich der Absender von dem Spediteur bis zu diesem Betrage, wie bei den Postanstalten, Vorschuß geben läßt oder seine Verkäufer auf fremden Handelsplätzen auf denselben anweist. Die Uebernahme eines Auftrags verpflichtet den Spediteur zu aller Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes sowie zum Ersatz der durch ihn oder seine Leute angerichteten Schadens. Ersatzklagen erlöschen nach deutschem Handelsrechte schon binnen Jahresfrist, dafern sie nicht durch Betrug oder Veruntreuung hervorgerufen werden. Als Entgelt gebührt dem Spediteur außer den Auslagen und Vorschüssen eine Provision, und er hat wegen dieser Forderungen ein auch gegen den Concurs wirksames Pfandrecht an den Gütern.

Spee (Friedr. von), ein trefflicher geistlicher Dichter, wurde aus alter adelicher Familie in oder bei Kaiserswerth am Rhein 1592 geboren. Er trat 1610 in den Jesuitenorden, lehrte eine Zeit lang die schönen Wissenschaften, Philosophie und Moraltheologie zu Köln und hielt sich dann in Angelegenheiten seines Ordens in Franken und Westfalen auf. Durch sein Ankämpfen gegen die Hexenprocesse in seiner «Cautio criminalis, sive liber de processu contra sagas» hat er sich um die ganze Menschheit verdient gemacht. Mit der ganzen Gewalt der Religion und der Wahrheit erhob er sich gegen den Glauben an Hexen und Hexenwerk, der durch ihn gebrochen wurde im kath. Deutschland, wie er später gestürzt wurde durch Thomasius in den übrigen Gauen Deutschlands. S. starb 7. Aug. 1635 zu Trier infolge der Anstrengungen, mit denen er sich während der Belagerung dieser Stadt durch die Kaiserlichen der Pflege der Kranken unterzogen hatte. Erst nach seinem Tode erschien seine «Trutz-Nachtigall, oder geistlich-poetisch Lustwäldlein» (Köln 1649; neue Ausg. von Brentano, Berl. 1817), eine Sammlung geistlicher Lieder, aus welchen eine tiefe, fromme Empfindung in einer Sprache spricht, wie sie damals in Deutschland nicht zu finden war. Minder bedeutend ist sein in Prosa geschriebenes, aber mit schönen Liedern durchwebtes «Guldenes Tugentbuch u. s. w.» (Köln 1647 u. öfter; erneuert und sprachlich überarbeitet, 2 Bde., Kobl. 1829). S. wendete, unabhängig von Opitz, richtigere metrische Gesetze

an als alle seine Vorgänger, sonst aber bildet er gegen die meisten seiner Zeitgenossen dadurch einen Gegensatz, daß er nur sein unmittelbares Gefühl dichterisch, oft im echten Volkston ausspricht. Seine Familie, die 1739 in den Grafenstand erhoben wurde, ist reich begütert, namentlich im Bergischen, wo ihr Ahnensitz, Heltrop, von dem Grafen Franz Joseph Anton von S. (gest. 20. Mai 1839) mit Aufwand und Geschmack erneuert wurde.

Speichel (saliva) ist das Secret der Speicheldrüsen (glandulae salivares), deren der Mensch drei Paare besitzt, die Ohrspeicheldrüse (glandula parotis) hinter dem Kieferwinkel am Ohre, die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris) in der Mitte des Unterkiefers und die Unterzungendrüse (glandula sublingualis) unter der Zunge. Die Speicheldrüsen besitzen, wie die Milchdrüse, einen traubenförmigen Bau, bestehen aus einer großen Anzahl kleiner Läppchen, deren Ausführungsgänge schließlich zu einem großen, in die Mundhöhle führenden zusammenstoßen. Sie sind reichlich mit Blutgefäßen und Nerven versehen, und ihre Thätigkeit ist abhängig von dem Einfluß der Nerven. In ruhendem Zustande sondern sie nicht ab, dagegen thun sie dies, wenn sie, unter natürlichen Verhältnissen, von der Mundhöhle aus (durch Reflex auf dem Wege der Geschmacksnerven) gereizt, zur Thätigkeit angeregt werden (so beim Kauen, beim Schmecken); auch die bloße Vorstellung eines schmeckenden Körpers bewirkt Speichelabsonderung. Die Absonderung tritt ferner ein bei Ekel und Uebelkeit und kann im physiol. Versuch durch Reizung der Drüsennerven hervorgebracht werden. Dem Secrete der Speicheldrüsen mischt sich in der Mundhöhle der Mundschleim bei, und dieses Gemeng kommt bei der Verdauung zur Wirkung. Dieser gemischte S. besitzt bei allen Thieren die Eigenschaft, das in Wasser völlig unlösliche Stärkemehl in den löslichen Zucker umzuwandeln und so für die Aufsaugung in das Blut fähig zu machen, was in sehr kurzer Zeit geschieht, schon während der Bissen noch im Munde verweilt. Im Magen setzt sich diese Wirkung noch fort, wenn der Magensaft nicht zu viel freie Säure enthält. Außerdem macht der S. den Bissen schlüpfrig, durchtränkt ihn mit Flüssigkeit und bereitet ihn so für die Einwirkung des Magensaftes vor. Endlich schließt der zähe S. noch etwas Luft ein, die mit verschluckt wird, für die Verdauung aber bedeutungslos zu sein scheint. In der verdauenden Einwirkung auf das Stärkemehl sind die Secrete der einzelnen Drüsen bei verschiedenen Thieren verschieden; beim Menschen besitzen alle Speichelsorten diese Eigenschaft, beim Hunde z. B. nicht alle. Auf die Eiweißkörper und Fette wirkt der Mundspeichel nicht verdauend ein, während der Bauchspeichel, die von der Bauchspeicheldrüse (pankreas) abgesonderte Flüssigkeit, auf alle drei Nahrungsbestandtheile verdauend einwirkt. Eine übermäßige Absonderung von S. nennt man Speichelfluß (salivatio, ptyalismus). Diese Krankheit beruht meist auf verhindertem Hinabschlucken des S., seltener auf vermehrter Absonderung desselben und ist oft ein Zeichen von Mundentzündung (besonders der durch Quecksilbermittel bedingten). Ferner erscheint der Speichelfluß während der Schwangerschaft, bei nervösen Unterleibsleiden (Hypochondrie, Hysterie), Skorbut, Lähmungen der Kauwerkzeuge, Wasserscheu. Verminderung der Speichelabsonderung erzeugt Durst und stellt sich z. B. ein, wenn der Körper auf andern Wegen viel Flüssigkeit verliert. Unter Speichelfistel versteht man einen widernatürlichen Kanal, der den S. aus einer Speicheldrüse oder aus dem Ausführungsgange derselben an einem unrichtigen Orte ausleert.

Speier, auch Speyer (lat. Spira), Hauptstadt der bair. Rheinpfalz, früher eine freie Reichsstadt im Gebiete des gleichnamigen Bisthums, liegt unweit des linken Rheinufers am Speyerbach und zählt 13699 E. (1864), darunter etwa zwei Fünftel Katholiken. Die breiten Haupt- und engen Nebenstraßen der Stadt laufen in unregelmäßiger Richtung, die Häuser selbst haben mit wenigen Ausnahmen nichts Alterthümliches. Das merkwürdigste Gebäude ist der Dom, dessen von Konrad II., dem Salier, 1027 beschlossener Bau 12. Juli 1030 mit der Grundsteinlegung begann und 1061 unter Heinrich IV. vollendet wurde. Dieser Kaiser baute 1064 auch noch die Afrakapelle, in welcher er, als in ungeweihter Erde, nach seinem Tode fünf Jahre hindurch unbeerdigt stehen blieb, bis die Lösung seines Bannes erfolgte. Der Dom hat 223 Schritte in der Länge und 80 in der Breite und ist im Rundbogenstil aufgeführt. Vom Schiffe gelangt man 12 Stufen hinauf zum Königschor, unter welchem die Kaiser Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. nebst seiner Gemahlin Bertha, Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich, ferner Beatrix, die zweite Gemahlin Friedrich's I., nebst ihrer Tochter Agnes begraben liegen. Von da führen abermals einige Stufen in den Bischofschor, der die Vierung, die beiden Querschiffe und den runden Chorschluß umfaßt, wo sich über der Vierung die hohe, mächtige Kuppel wölbt. Nach den theilweisen Bränden von 1159 und 1289 folgte 6. Mai 1540 ein bedeutenderer Brand, doch war bereits

nach 18 Monaten der Dom wieder völlig hergestellt. Noch vorher (1509) war vor der südl. Flanke ein goth. zierlicher Spitzthurm (der Oelberg) mit einer Darstellung des Leidens Christi am Oelberge errichtet worden. Bei der Zerstörung von S. 31. Mai 1689 hatte Montelar den Bürgern erlaubt, ihre Habe in den Dom zu flüchten. Als dies geschehen war, ließ er denselben anzünden. Der 28stündige Brand ließ nur den Stumpf und zwei Thürme übrig, deren Sprengung nur ein Befehl des Marschalls Duras verhütete. Der Dom wurde erst 1772—84 wieder aufgebaut, aber bereits 1794 von den Franzosen wieder demolirt und in ein Heumagazin verwandelt. Durch Maximilian Joseph I. hergestellt, konnte er 19. Mai 1822 wieder eingeweiht werden. König Ludwig ließ ihn endlich 1846—53 durch die Maler Schraudolph, Koch und Schwarzmann mit Fresken und Ornamenten ausschmücken. Darunter zeichnen sich besonders die Steinigung des Stephanus, die vier Großen Propheten und die vier Evangelisten aus. Dem Andenken Rudolf's von Habsburg und Adolf's von Nassau wurden in neuerer Zeit zwei Denkmäler im Königschor gewidmet, ersteres von Schwanthaler (1843), letzteres von Ohmacht (1824) gearbeitet. Für den Wiederaufbau der zwei vordern Thürme sowie eines zum Ganzen passenden Portals hat sich ein Verein gebildet. Nordöstlich des Doms befindet sich die Antikenhalle, mit einer Sammlung röm., in der Rheinpfalz aufgefundener Denkmäler. Außer dem Dome gibt es zu S. zwei kath. und zwei prot. Kirchen, eine Synagoge, ein Bürgerspital und ein Waisenhaus. Das ehemalige Jesuitencollegium dient als Kaserne. Die Stadt ist gegenwärtig der Sitz der Kreisregierung, eines kath. Bischofs und eines prot. Consistoriums. Es bestehen auch daselbst ein Lyceum, ein kath. Gymnasium und Priesterseminar, eine prot. Lateinische Schule, eine Gewerbs- und Handelsschule, ein Realgymnasium. Auch befindet sich zu S. eine kleine Sternwarte. Die industrielle Thätigkeit der Stadt ist von keiner besondern Bedeutung. Es bestehen Fabriken für Taback, Wachs, Buntpapier, Essig u. s. w. Eine nicht unwichtige Erwerbsquelle für die Bewohner bildet noch der Feld-, Wein- und Obstbau. Handel und Verkehr werden unter anderm gefördert durch einen Freihafen am Rhein, zwei achttägige Messen und die Zweigbahn nach Schifferstadt, durch welche S. mit der Pfälzischen Ludwigsbahn in unmittelbare Verbindung gesetzt ist. S. ist das alte Augusta Nemetum der Römer. Eine christl. Gemeinde scheint sich daselbst schon zwischen 150—200 gebildet zu haben; ziemlich gewiß ist die Entstehung eines Bisthums um 300. Die deutschen Kaiser hatten hier eine Pfalz, hielten sich häufig daselbst auf und machten S. zur Freien Reichsstadt. Stadt und Stift waren sehr reich, und 64 Ahnen gehörten dazu, um Mitglied des Stifts werden zu können. Von 1513 an, einige Unterbrechungen abgerechnet, war S. bis 1689 Sitz des Reichskammergerichts, das hierauf nach Wetzlar verlegt wurde. Auch wurden daselbst mehrere Reichstage gehalten, unter denen der von 1529 der wichtigste war. Bei der Verwüstung der Rheinpfalz durch die Franzosen wurde S. 31. Mai 1689 vom General Montelar in einen Aschenhaufen verwandelt und die Festungswerke bis auf einen Thurm (das Altpörtel) völlig zerstört. Erst nachdem die Stadt 10 J. wüste gelegen, wurde sie ärmlich wieder aufgebaut. Seitdem hat sie sich zu ihrem vorigen Wohlstand nicht wieder zu erheben vermocht. Von 1801—14 gehörte S. zum franz. Depart. Donnersberg. Vgl. Geißler, «Der Kaiserdom zu S.» (2 Bde., Mainz 1828); Zeuß, «Die Freie Reichsstadt S. vor ihrer Zerstörung» (Speier 1843); Remling, «Der speierer Dom» (Mainz 1861). — Das ehemalige Bisthum S., eins der ältesten in Deutschland, war reichsunmittelbar, lag im Oberrheinischen Kreise zwischen Kurpfalz, Baden, dem Elsaß und der Grafschaft Leiningen, zählte auf 28 Q.-M. gegen 55000 meist kath. E. und gewährte dem Fürstbischof ein Einkommen von 300000 Fl. Durch den Revolutionskrieg und den Frieden zu Luneville kam die kleinere Hälfte des Landes auf dem linken Rheinufer ($12\frac{1}{2}$ Q.-M.) an Frankreich; das übrige nebst der ehemaligen bischöfl. Haupt- und Residenzstadt Bruchsal (s. d.) wurde 1802 an Baden gegeben. Vgl. Remling, «Geschichte der Bischöfe zu S.» (2 Bde., Mainz 1852—54); dazu «Urkundenbuch» (2 Bde., Mainz 1852—54).

Speiseröhre (oesophagus) heißt derjenige Theil des Nahrungskanals, welcher zwischen dem Schlunde und dem Magen sich befindet und, als eine häutige Röhre von jenem im Halse hinter dem untern Theile des Kehlkopfs beginnend, anfangs hinter der Luftröhre und links von derselben, dann vor der Wirbelsäule rechts von der großen Brustschlagader und endlich vor dieser bis zum Zwerchfell herabsteigt, das sie, getrennt von der Schlagader, durchsetzt; sie mündet mit trichterförmig erweiterter Oeffnung in den Magen (oberer Magenmund, cardia). Die Länge der Speiseröhre beträgt 8—9, ihr Durchmesser ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll. Wenn sie leer ist, legen sich ihre Wände aneinander. Diese bestehen aus einer Muskelhaut, welche außen von einer Zellhaut, innen von einer Schleimhaut überzogen ist, und besitzen einen bedeutenden Grad von

Dehnbarkeit. Die Muskeln ihres obern Abschnitts sind willkürlich bewegliche, die des untern Abschnitts unwillkürlich bewegliche. Die Krankheiten der S. sind besonders Entzündungen mit den darauffolgenden Uebeln, als Geschwürbildung, Verengerung, krebsartige Entartung u. s. w. Dieselben gehören zu den gefährlichen Krankheiten, da sie der Lage des Organs wegen der ärztlichen Behandlung schwer erreichbar sind, im Anfang leicht verkannt (z. B. für leichte Schlingbeschwerden gehalten) werden und bei höherer Ausbildung einen sichern, meist langsamen Hungertod herbeiführen. Verletzungen der S., z. B. durch steckengebliebene Knochen, Fischgräten u. dgl. sind wegen der Nachbarschaft der Brustschlagader gefährlich. Die Empfindung, als ob etwas im Halse stecken geblieben, ist oft vorhanden, wenn die S. oberflächlich leicht verletzt worden ist, z. B. durch einen harten Bissen.

Speke (John Hanning), ausgezeichneter engl. Reisender, geb. 4. Mai 1827 in Orleigh-Court bei Bideford in der engl. Grafschaft Devon, zeigte in seiner Jugend viel Hang zur Jagd und körperlichen Uebungen und trat 1844 als Subalternoffizier in die indische Armee. 1849 wohnte er als Kapitän eines Seapoysregiments dem Feldzuge unter Gough im Pendschab bei und zeichnete sich mehrfach rühmlich aus. Nach dem Kriege bereiste er als eifriger Naturforscher und Jäger die weniger zugänglichen Gebiete des Himalaja, wobei er nach sorgfältigen astron. Ortsbestimmungen seine Reiserouten kartographisch entwarf und naturhistor. Sammlungen anlegte. 1854 traf er in Aden mit dem Afrikareisenden R. F. Burton (s. d.) zusammen, dem er sich zu einer Expedition nach dem Somalilande anschloß. Während der Vorbereitungen dazu sahen sie sich von Eingeborenen bei Nacht in ihrem Lager überfallen. S. erhielt hierbei viele Wunden, wurde gefesselt, wußte sich aber doch mit Burton nach Aden zu retten. Nach seiner Genesung ging er nach Konstantinopel, wo er sich als Freiwilliger den türk. Truppen zugesellte, die nach der Krim abgingen. Der bald erfolgende Friedensschluß hinderte indessen seine Absicht, die Fauna des Kaukasus zu erforschen. Auch ließ er seinen Plan, in Centralasien einzudringen, fallen, indem ihn Burton für die Idee gewann, von Zanzibar aus die großen äquatorialen Binnenseen Afrikas aufzusuchen. Während dieser Reise machte er, als Burton krank daniederlag, allein einen Ausflug an das Südende des Nyanza-Ukerewe im Juli 1858. Hier erfuhr er, daß ein großer Strom aus dem Norden des Sees abfließe. S. vermuthete richtig den Nil und unternahm in Begleitung des Kapitän Grant 1860 die zweite Reise zu den Seen. Er umwanderte das Westufer des genannten Sees und fand den Ausfluß des weiter unterhalb so genannten Weißen Nil. Ueber Chartum erreichte er 1863 flußabwärts das Mittelmeer und hatte somit vom Indischen Ocean bis zum Mittelmeer den Continent durchwandert. Außer ihm hatten in ähnlicher Weise von Meer zu Meer nur Livingstone und Rohlfs den afrik. Erdtheil durchschnitten. Die wichtigen Resultate seiner Reise veröffentlichte er in dem «Journal of the discovery of the source of the Nile» (2 Bde., Lond. 1863; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1864). S. fand plötzlich seinen Tod 15. Sept. 1864 auf der Jagd in der Nähe von Bath in England durch die zufällige Entladung seines Gewehrs.

Spelz, s. Dinkel.

Spencer (Georg John, Graf), bekannt als Bibliophile, geb. 1. Sept. 1758 als Sohn des Lords S. (der 1761 zum Viscount Althorp und 1765 zum Grafen S. erhoben wurde), erhielt seine Bildung zu Cambridge und wurde nach der Rückkehr von einer Reise durch Europa in das Parlament gewählt. Nach dem Tode seines Vaters gelangte er 1783 in das Oberhaus. Aus einer Whigfamilie stammend, gehörte er zur Opposition, bis er bei dem Ausbruche der Französischen Revolution auf die Seite der Minister trat. Er wurde 1794 erster Lord der Admiralität und zog sich 1801 mit Pitt zurück. Doch war er unter Fox' und Grenville's Ministerium wieder auf kurze Zeit Staatssecretär für das Innere. Seitdem lebte er zurückgezogen von Staatsgeschäften und starb 10. Nov. 1834. Er war der Stifter der größten und glänzendsten Privatbibliothek, die in Europa zu finden. Den Grund zu derselben legte er 1789 durch den Ankauf der Sammlung des Grafen von Rewiczki, die er in der Folge mit bedeutendem Aufwande vermehrte, indem er zu diesem Zwecke ganz Europa bereisen ließ. Der größte Theil dieser Bibliothek ist zu Althorp in der Grafschaft Northampton, dem Stammsitze der Familie, aufgestellt und beläuft sich auf 45000 Bände; ein anderer Theil steht zu London. Ihren Reichthum an den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst und ersten Ausgaben der Classiker zeigt Dibdin's, seines Bibliothekars, «Bibliotheca Spenceriana» (4 Bde., Lond. 1814). Dieses Werk enthält die genaue und mit einer Menge von Kupferstichen, Holzschnitten und Facsimiles erläuterte Beschreibung von 1004 Incunabeln und vielen andern bisher noch unbekannten Drucken. Auf den anderweitigen Gehalt der Bibliothek ist aus dem Kataloge der Rewiczki'schen Sammlung

(Berl. 1794) zu schließen. Auch gründete S. eine reiche Gemäldesammlung, welche Dibdin im ersten Bande seines Werks «Aedes Althorpianae» (2 Bde., Lond. 1822) beschrieb. Der zweite Band dieses Werks gibt als Nachtrag zu der «Bibliotheca Spenceriana» eine genaue Beschreibung der kostbarsten alten Druckwerke, welche S. in den J. 1815—22 noch erworben hatte.

Spencer (John Charles, Graf), der älteste Sohn des vorigen, als ausgezeichneter brit. Staatsmann unter dem Namen Lord Althorp bekannt, wurde 30. Mai 1782 geboren und machte seine Studien zu Cambridge. 1803 nahm er Sitz im Unterhause und war unter Fox' und Grenville's Verwaltung einer der Lords des Schatzes, während sein Vater das Staatssecretariat des Innern bekleidete. Als Whig vertheidigte er alle die großen Reformvorschläge, welche im Laufe der Zeit aus dieser Partei hervorgingen. Als die Whigs 1830 unter Grey ans Staatsruder gelangten, erhielt er das Kanzleramt der Schatzkammer. Wiewol kein großer Redner, gewann er doch das Vertrauen des Unterhauses durch eine auf umfassende Kenntnisse gestützte Entwickelung seiner Ansichten. Namentlich galt er in Sachen der Finanzen und der Staatsökonomie als Autorität. Während seiner vierjährigen Verwaltung verminderte er durch Ordnung und Einschränkung im Staatshaushalte die Steuern und Ausgaben bedeutend. 1833 legte er dem Unterhause die irische Kirchenreformbill vor, die der sog. Appropriationsclausel wegen selbst im Cabinet Spaltung verursachte. Nachdem sein Vater gestorben, mußte er das Schatzkanzleramt niederlegen, weil er ins Oberhaus trat und die Minister eines neuen Wortführers im Unterhause bedurften. Der König entließ hierbei das Whigcabinet und übertrug den Tories die Bildung der neuen Verwaltung. Seitdem betheiligte sich S. wenig mehr an der Politik, nahm auch nur selten im Oberhause das Wort. Obschon früher für den Kornschutzzoll, erklärte er sich doch 1843 offen für Handelsfreiheit, was von der Anti-Cornlaw-League als ein großer Gewinn begrüßt wurde. Doch erlebte S. nicht den Sieg des neuen Princips, da er schon 1. Oct. 1845 auf seinem Landsitze Wiseton-Hall in Yorkshire starb. — Titel und Güter erbte sein Bruder Frederick, vierter Graf S., geb. 14. April 1798 und seit 1822 Capitän in der königl. Marine. Derselbe war unter dem Ministerium Russell vom Juli 1846 bis zum Sept. 1848 Lord-Oberkammerherr und erhielt den Hosenbandorden. 1852 stieg er durch Anciennetät zum Contreadmiral und übernahm Anfang 1854 an Stelle des Herzogs von Norfolk das Amt eines Lord-Steward. Er starb 27. Dec. 1857. Ihm folgte als fünfter Graf John Poyntz S., geb. 27. Oct. 1835. — Ein jüngerer Bruder des Admirals, Georg S., geb. 21. Sept. 1799, früher Geistlicher der Anglikanischen Kirche, trat zum Katholicismus über und machte sich seitdem als Pater Ignatius durch Missionspredigten in England und Irland bekannt. Später lebte er als Superior eines Hauses der Passionisten in Highgate bei London. — Ein entfernter Verwandter der obigen, William Robert S., Sohn des Lord Charles S., geb. 1770, trat 1796 als Dichter mit einer Uebersetzung von Bürger's «Lenore» auf, der das Lustspiel «Urania or the illuminé» (1802), «The year of sorrow» (1804) und «Poems» (1811) folgten. Eins seiner besten Gedichte ist die Ballade «Gelert». Er starb zu Paris 23. Oct. 1834. Gesammelt erschienen seine Werke 1835.

Spener (Phil. Jak.), der Reformator des religiösen Lebens der prot. Kirche im 17. Jahrh., geb. 25. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler im Oberelsaß, wo sein Vater Rath des Grafen von Rappoltstein war, neigte sich bald zu den frommen Gesinnungen, welche die Gräfin, seine Gönnerin, bei ihm erweckte. Nach kurzem Verweilen im Gymnasium zu Kolmar begann er 1651 seine theol. Studien zu Strasburg, wurde hier 1654 Führer der Prinzen Christian und Ernst Johann Karl von der Pfalz und hielt zugleich philos. und histor. Vorlesungen. Von 1659—62 besuchte er die Universitäten zu Basel, Tübingen, Freiburg, Genf und Lyon. Hier erregte der Jesuit Menestrier auch S.'s Interesse für die Heraldik. Die Früchte dieser Lieblingsbeschäftigung waren das «Theatrum nobilitatis Europaeae» (1668), «Commentarius historicus in insignia domus Saxoniae» (1668), «Historia insignium illustrium» (1680) und «Insignium theoria» (1690). In der Schweiz und Frankreich kam S. mit namhaften reformirten Theologen in Beziehung und lernte die Vorzüge der bisher von den Lutheranern arg verunglimpften reform. Kirche aus eigener Anschauung schätzen, ohne übrigens dem luth. Bekenntnisse untreu zu werden. Nach seiner Rückkehr nach Strasburg setzte er die akademischen Vorlesungen fort, wurde 1663 Freiprediger und 1664 Doctor der Theologie, übernahm aber bereits 1666 das Amt eines Seniors der Geistlichkeit zu Frankfurt a. M. Seit jener Zeit begann seine energische Wirksamkeit für Neubelebung des christl. Sinns in der Kirche. Gegenüber einer todten Orthodoxie, die alles Gewicht auf die Correctheit der Lehre legte, betonte er die Nothwendigkeit persönlicher Bekehrung und Wiedergeburt, gegenüber der lediglich auf dogmatische Polemik

abzweckenden theol. Bildung seiner Zeit das für jeden Christen unentbehrliche Studium der Heiligen Schrift, und gegenüber dem einseitigen Lehrkirchenthum das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen. So wenig er die kirchliche Lehre angreifen wollte, brachte ihn doch eine gewisse Weitherzigkeit in der Beurtheilung dogmatischer Differenzen und die Geltendmachung des Rechts der religiösen Subjectivität bald bei den Orthodoxen in den Geruch der Ketzerei. Den Anfang mit seinen kirchlichen Reformversuchen machte er mit der Einrichtung kirchlicher Katechisationen und Katechismusprüfungen für die Jugend, denen seit 1670, da auch zahlreiche Erwachsene sich einfanden, die sog. Collegia pietatis sich anschlossen, gemeinsame Erbauungsstunden für alle religiös angeregten Gemeindeglieder, in welchen sich an die praktische Auslegung eines Bibelabschnitts religiöse Besprechungen mit den Anwesenden schlossen. Diese Bibelstunden fanden bald außerordentlichen Zulauf und wurden an vielen Orten nachgeahmt, erregten aber bald durch die Einmischung schwärmerischer Ueberspanntheiten den Widerstreit der orthodoxen Pastoren. Eine Schrift, in welcher er seine Wünsche für eine Reform des kirchlichen Wesens zusammenfaßte, die «Pia Desideria» (1675; neu herausg. von Feldner, Dresd. 1846), wurde anfangs auch von den Häuptern der Orthodoxie mit Beifall begrüßt; aber bald sah sich S., bei aller Mäßigung seines persönlichen Auftretens, von allen Seiten aufs heftigste angegriffen. Für die Theilnahme an jenen Collegia pietatis kam der Spottname «Pietisten» (s. Pietismus) auf, als deren Führer man S. betrachtete. Man machte ihn ungerechter Weise für alle Phantastereien seiner vermeintlichen Anhänger verantwortlich. Seit 1686 Oberhofprediger in Dresden, gerieth S. infolge des in Leipzig durch A. H. Francke (s. d.) veranlaßten Pietistenstreits in Mishelligkeiten mit der dortigen theol. Facultät und sah bald sein Ansehen untergraben. Eine schriftliche Vorhaltung, die er sich gegen den Kurfürsten Johann Georg III. erlaubte, um ihn auf seinen sittlichen Zustand aufmerksam zu machen, zog ihm die Ungnade dieses Fürsten zu, die seine Feinde eifrig benutzten, um ihm den Aufenthalt in Dresden zu verleiden. Daher ging er 1691 als Propst und Inspector der Kirche zu St.-Nikolai und Assessor des Consistoriums nach Berlin, wo er allgemeine Verehrung genoß. Hier hatte er an der Stiftung der Universität zu Halle großen Antheil. Er erlebte noch 1698 die Genugthuung, daß der kursächs. Hof ihn zurückberief, welche Ehre er jedoch ablehnte. Obgleich ihm die theol. Facultät zu Wittenberg 1695 in einer förmlichen Klagschrift nicht weniger als 264 Irrthümer vorgeworfen hatte, stieg doch die Menge seiner Anhänger mit jedem Jahre. In seinen theol. Bedenken, Gutachten und Briefen über religiöse Angelegenheiten, die seit 1700 erschienen, spricht überall ein echter christl. Sinn, eine sanfte Duldung, eine feine, geübte Menschenkenntniß und der redlichste Eifer für das Gute. Er starb zu Berlin 5. Febr. 1705. Vgl. Hoßbach, «Philipp Jakob S. und seine Zeit» (2 Bde., Berl. 1828; 3. Aufl. von Schweder, 1861); Thilo, «S. als Katechet» (Stuttg. 1841).

Spengel (Leonhard), deutscher Philolog und Kritiker, geb. 24. Sept. 1803 zu München, erhielt seine akademische Vorbildung auf dem Gymnasium und Lyceum daselbst und widmete sich aus Neigung philol. Studien. 1823 ging er nach Leipzig, um G. Hermann's Unterricht zu genießen, und dann 1825 nach Berlin, wo er Böckh, Bekker und Buttmann hörte. Schon während seines Aufenthalts in Berlin begründete er seinen Ruf als kenntnißreicher und scharfsinniger Philolog durch die Lösung einer Preisaufgabe der Universität über die griech. Rhetorik vor Aristoteles (später gedruckt, Berl. 1828) sowie durch eine Textrecension von Varro's Büchern «De lingua latina» (Berl. 1826). Nach seiner Rückkehr nach München erhielt S. im Herbst 1826 eine Anstellung am alten Gymnasium. Zugleich habilitirte er sich an der soeben erst nach München verlegten Hochschule und wurde seinem frühern Lehrer Thiersch zur Leitung des Philologischen Seminars beigegeben. Da er unter den Ministerien Wallerstein und Abel in Baiern eine Beförderung nicht erwarten konnte, übernahm er im Herbst 1841 eine Professur zu Heidelberg. Nach dem Sturze des Ministeriums Abel erfolgte jedoch sofort 1847 seine Berufung an die Universität München, wo er seitdem ununterbrochen wirkte. Schon frühzeitig hatte S. vorzugsweise das Studium der alten Rhetoren und Redner zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht. Seine bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind die Bearbeitung der «Ars rhetorica» des Anaximenes (Zür. 1844) und die Gesammtausgabe der «Oratores graeci» (3 Bde., Lpz. 1853—56). Die Ergebnisse seiner Studien hat S. vorzugsweise in den «Denkschriften» und «Gelehrten Anzeigen» der münchner Akademie niedergelegt, der er seit 1835 als Mitglied angehört. Besondere Erwähnung verdienen die Abhandlungen «Ueber das Studium der Rhetorik bei den Alten» (Münch. 1842), «Ueber die Rhetorik des Aristoteles» (Münch. 1851), «Demosthenes' Vertheidigung des Ktesiphon» (Münch. 1863), «Isokrates und Platon» (Münch.

1855), «Aristotelische Studien» (Thl. 1—4, Münch. 1864—67); ferner die Ausgabe der «Quaestiones» des Dexippos über die «Kategorien» des Aristoteles (Münch. 1859) sowie einer in den herculanensischen Rollen aufgefundenen Schrift des Philodemus (Münch. 1863), u. s. w. In einigen seiner akademischen Schriften hat er auch schätzbare Beiträge zur Kritik und Erklärung röm. Schriftsteller, wie des Varro, Tacitus, Florus, gegeben. Die Angriffe der Ultramontanen auf das Philologische Seminar in München wies S. in der Schrift «Das Philologische Seminarium in München» (Münch. 1854) mit Entschiedenheit zurück.

Spenser (Edmund), einer der Heroen der engl. Poesie, geb. zu London 1553, trat 1569 ins Pembroke-College zu Cambridge. Nachdem er hier 1576 die Magisterwürde erlangt, fand er in London an Sir Phil. Sidney (s. d.) einen einflußreichen Gönner. Diesem widmete S. 1579 seinen «Shepherd's calendar», ein Hirtengedicht in zwölf Eklogen, das trotz Anwendung einer veralteten Sprache und ungehöriger Polemik die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Auf Sidney's Empfehlung erhielt er die Stelle eines Geheimschreibers bei Lord Grey, dem Statthalter von Irland, mit welchem er zwei Jahre in Irland blieb. 1586 wurde ihm ein bedeutendes Besitzthum in der Grafschaft Cork verliehen, mit der Bedingung, daselbst seinen Aufenthalt zu nehmen. Er zog nach dem in reizender Gegend gelegenen Kilcolman-Castle bei Doneraile, wo er den größten Theil der «Fairy Queen» schrieb, den er 1589 bei einem Besuche Sir Walter Raleigh mittheilte. Im folgenden Jahre gab er die drei ersten Bücher zu London heraus und widmete sie der Königin, die ihm dafür einen Jahresgehalt von 50 Pfd. St. verlieh. S. kehrte nun nach Irland zurück und verheirathete sich 1591. Er dichtete hierauf sein «Epithalamium», die «Daphnoida» und die «Elegy of Astrophel», in welcher er seinem verstorbenen Freunde Sidney ein Denkmal setzte. Auch arbeitete er fleißig an seiner «Fairy Queen», deren 4. bis 6. Buch 1596 erschien. Von den übrigen sechs Büchern erschienen nur Bruchstücke, und es ist nicht gewiß, ob er sie je vollendete. Bei dem Aufstande der Iren 1598 richtete sich die Volkswuth auch gegen S., der als Sheriff von Cork wenig Milde bewiesen, ja sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen hatte zu Schulden kommen lassen. Auch eine 1596 geschriebene Schrift über Irland (Lond. 1633) legt Zeugniß von seinen Gesinnungen gegen Irland ab. Schloß Kilcolman wurde überfallen und S. und seine Familie entkamen mit Mühe bis auf ein Kind, das in den Flammen umkam. Tief gebeugt ging er nun nach London, wo er schon 16. Jan. 1599 starb. Er wurde in der Westminsterabtei begraben, wo ihm die Gräfin Dorset später ein Denkmal setzen ließ. Sein Ruhm gründet sich hauptsächlich auf die «Fairy Queen», ein auf zwölf Bücher, jedes zu zwölf Gesängen, angelegtes allegorisches Heldengedicht, zum Preise von zwölf Tugenden. In der Allegorie liegt der hauptsächliche Fehler dieses Gedichts. Hätte S. statt allegorischer Helden menschliche besungen, so würde sein herrliches Werk noch heute zahlreiche Leser finden. Er besaß eine fruchtbare und glänzende Einbildungskraft, große Kraft der Darstellung, Reinheit des Sinns und dazu einen Wohlklang der Sprache und eine Vollendung im Versbau, die Bewunderung verdient. Das Versmaß, in dem er schrieb, war die ital. Stanze, vermehrt durch einen Alexandriner (Spenserstanze). Ausgaben besorgten Hughes (6 Bde., Lond. 1715; 8 Bde., 1778), Todd (8 Bde., Lond. 1805 u. öfter), Aikin (5 Bde., Lond. 1843; in Einem Bande, 1845), Mitford (5 Bde., Lond. 1852), Routledge (Lond. 1853), Child (Bost. 1855) und Collier (5 Bde., Lond. 1862). Vgl. Warton, «Observations on the Fairy Queen» (Lond. 1782); Duff, «Critical observations» (Lond. 1770); Craik, «S. and his poetry» (3 Bde., Lond. 1846).

Speransky (Graf Michael), russ. Staatsmann, geb. 1771 im Gouvernement Wladimir, der Sohn eines Geistlichen, vollendete seine Bildung in der geistlichen Akademie zu Petersburg, wo er besonders den mathem. Wissenschaften oblag, sodaß er bereits 1797 als Professor der Mathematik und Physik bei jener Akademie angestellt wurde. Kaiser Alexander ernannte ihn 1801 zum Staatssecretär beim Reichsrathe, in welcher Eigenschaft er ein solches Talent entwickelte, daß er mit der Organisation des Ministeriums des Innern, der Gesetzcommission und später auch des Reichsraths beauftragt wurde. Schon 1808 wurde er College des Justizministers und Staatsrath und 1809 Wirkl. Geheimrath. Doch während sein Einfluß stieg, bereitete sich auch schon sein Sturz vor. Man klagte über Neuerungen, und ohne Stütze und Vermögen, mehr Sach- als Menschenkenntniß besitzend, stand er allein auf dem Kampfplatze. S. mußte endlich unterliegen und wurde 1812 nach Nishni-Nowgorod, dann nach Perm in die Verbannung geschickt. 1814 erlaubte man ihm, ein kleines Landgut 25 M. von Petersburg zu beziehen, wo er seine Zeit der Erziehung seiner Tochter, dem Landbau und den Wissenschaften widmete. Unerwartet in den Staatsdienst zurückberufen, ward er 1816 zum Gouverneur der Provinz Pensa

und 1819 zum Generalgouverneur von Sibirien ernannt. Hier wirkte er für das Schicksal der Verbannten und Angesiedelten zwei Jahre hindurch sehr segensreich, bis er im März 1821 mit allen Beweisen der Huld vom Kaiser Alexander am Hofe wieder aufgenommen und zum Mitgliede des Reichsraths ernannt wurde. Auch beim Kaiser Nikolaus stand S. in hoher Gunst, und seiner Sorgfalt wurde die Sammlung des russ. Gesetzbuchs, welche der Kaiser anbefahl, anvertraut. Während dieser Arbeit schrieb er das sehr gediegene Werk, dessen franz. Uebersetzung den Titel führt: «Précis des notions historiques sur la réformation du corps des lois russes, etc.» Die Persönlichkeit S.'s war sehr anziehend. Er starb in Petersburg 23. Febr. 1839, nachdem er kurz zuvor in den Grafenstand erhoben worden war. — Seine Tochter, Elisabeth von Bagrejew-Speransky, geb. zu Petersburg 17. Sept. 1799, eine Frau von Begabung und ausgezeichneter Bildung, folgte 1812 ihrem Vater in die Verbannung. Als derselbe 1819 als Generalgouverneur nach Sibirien ging, blieb sie in Petersburg und vermählte sich hier mit Herrn von Bagrejew. Sie lebte als Ehrendame der Kaiserin Elisabeth im Glanze des Hofs, und ihr Haus war der Sammelplatz von Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern. Nach dem Tode ihres Vater 1839 machte sie eine Reise durch Deutschland und zog sich dann auf ihr Gut in der Ukraine zurück. Einen harten Schlag erlitt sie, als 1844 ihr einziger Sohn, der als Offizier im Kaukasus diente, von einem betrunkenen Kameraden erstochen wurde. Sie unternahm nun eine Pilgerreise nach Jerusalem, während welcher auch ihr getrennt lebender Gatte starb. Nach ihrer Rückkehr aus dem Orient begann sie sich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. 1850 sah sie sich veranlaßt, Rußland zu verlassen und nach Wien zu gehen, wo sie sich niederließ und 4. April 1859 starb. Von ihren Schriften sind besonders zu nennen: «Méditations chrétiennes» (Wien 1853), «Les pèlerins russes à Jérusalem» (2 Bde., Brüss. und Lpz. 1854; 2. Aufl. 1857) und die kleine interessante Schrift «Les dernières heures de l'empereur Nicolaus» (Lpz. 1855). Hieran schließen sich eine Reihe geistvoller Romane, wie «La fille du Starower» (Brüss. und Lpz. 1856); «La vieille et son corbeau» (Brüss. und Lpz. 1857); «Xenia ou les deux rêves» (Lpz. 1856); «Une famille toungouse» (Brüss. und Lpz. 1857); «Vie de château en Ukraine» (Lpz. 1857); «Irène, ou les influences de l'éducation» (Brüss. und Lpz. 1858). Nach ihrem Tode erschien von Duret «Un portrait russe» (Lpz. 1867), welches Werk ihr bewegtes Leben schildert, Auszüge aus ihren ungedruckten Schriften enthält und unter dem Titel «Le livre d'une femme» ihre Aphorismen philos. und religiösen Inhalts mittheilt, die von ihrem edeln und reichen Geiste Zeugniß geben.

Sperber (Accipiter), eine Gattung der Tagraubvögel, bei welcher der Schnabel kurz und mit einem stumpfen Zahne in der Mitte des Oberkieferrandes versehen ist und die Nasenlöcher länglich-oval, die Läufe hoch, dünn, glatt geschildet und die Zehen sehr ungleich sind. Dem Habicht (s. d.) steht diese Gattung außerordentlich nahe und der Unterschied liegt hauptsächlich nur in den längern und dünnern Läufen. Der gemeine S. oder Finkenhabicht (A. nisus) ist ein kleiner, 12—13 Zoll langer, aber sehr muthiger und gieriger Raubvogel, welcher sich fast in allen Weltgegenden findet, in Deutschland überall als Stand-, Strich- und Zugvogel vorkommt und allen kleinern Vögeln, besonders aber den Sperlingen nachstellt. Das Männchen ist oberseits blaugrau, an der Kehle weiß, an den Wangen und Halsseiten rosenroth, an Brust und Bauch auf rein weißem Grunde schmal und wellenförmig gebändert, der aschgraue Schwanz mit fünf braunen Querbinden gezeichnet; Füße und Wachshaut sind gelb. Das Weibchen ist minder lebhaft gefärbt, und die Jungen haben ein so fremdartiges Ansehen, daß sie öfters für eine besondere Art gehalten worden sind. Das Nest befindet sich auf Waldbäumen und das Weibchen legt 3—6 weißlichgrüne, rostbraun gefleckte Eier. Sonst wurde der S. auch zur Beize auf Wachteln und Rebhühner abgerichtet, hatte jedoch niemals einen hohen Preis, da er leichter zu fangen ist als irgend ein anderer Falke. Durch lebende kleine Vögel wird er wegen seiner Gier sehr leicht in Fallen gelockt.

Sperenberg, ein Dorf im Teltower Kreise des Regierungsbezirks Potsdam in der preuß. Provinz Brandenburg, $5\frac{1}{2}$ M. südlich von Berlin und $1\frac{1}{4}$ M. südsüdwestlich von Zossen, am Krummen See, hat sehr bedeutende Gipssteinbrüche sowie auch Gipsmühlen. Der Gips wird nach dem nahe nordöstlich gelegenen Dorf Klausdorf am Mellensee gebracht, dann mit Kähnen auf dem See und der (1856—65 regulirten) Notte nach der Wendischen Spree u. s. w. bis nach Berlin gefördert. Im Oct. 1867 wurde bei S. auch ein sehr bedeutendes Steinsalzlager erbohrt. Das Bohrloch hatte bis 1. Febr. 1868 eine Tiefe von $564\frac{1}{2}$ F. erreicht und bis dahin das Steinsalz in einer ununterbrochenen Mächtigkeit von $281\frac{1}{2}$ F. nachgewiesen.

Spergel oder Spörk (Spergŭla L.) ist der Name einer zur 10. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Caryophylleen gehörenden Pflanzengattung, welche fünf Kelchblätter, fünf weiße Blumenblätter, fünf oder zehn Staubgefäße, fünf Griffel und eine fünfklappige Kapsel mit runden, ringsum geflügelten Samen besitzt. Die hierhergehörigen Pflanzen sind einjährige, zweigabelig- oder wirtelig-ästige Kräuter, die Blätter linealisch-fädlich, büschelig-wirtelig, mit trockenhäutigen Nebenblättern versehen, und die Blüten stehen in endständigen, ausgespreizten Doldentrauben. Ueberall auf den Feldern wächst der gemeine S. (S. vulgaris), dessen schwarze Samen mit anfangs weißlichen, später gelbbraunen, keuligen Papillen besetzt sind, und der gebaute S. (S. sativa Boeningh.), dessen Samen keine Papillen haben. Sie sind als Futterpflanzen sehr geschätzt, da sie ein rasches Wachsthum haben und namentlich auf sandigen Feldern gedeihen, wo Klee nicht gebaut werden kann. Deshalb werden sie besonders in Holland und Brabant häufig angebaut, wie es auch in den sandigen Gegenden Deutschlands geschieht; besonders empfiehlt sich eine Varietät des gemeinen S., der sog. große S. oder Ackerspergel von Gent, welcher weit größer ist und dreimal so große Samen bringt. Auch zur Gründüngung hat man diese Pflanzen ihres schnellen Wachsthums wegen empfohlen. Die Samen können als Vogelfutter benutzt werden.

Sperling oder Spatz (Passer) heißt eine Gruppe der Gattung Finke (s. d.) und ist durch einen starken, dicken, kegelförmigen Schnabel, einen auf der abgerundeten Firste schwach gebogenen Oberschnabel, kurze Füße mit schwachen Nägeln, abgerundete kurze Flügel und einen kurzen, abgestutzten oder wenig ausgeschnittenen Schwanz unterschieden. Zu ihr gehört der allgemein bekannte Haussperling (Fringilla domestica), welcher durch List, Keckheit, Zudringlichkeit und Dieberei lästig und daher nicht gern gesehen ist. Jetzt ist er von Portugal bis Sibirien, am Senegal, am Cap und auf Java zu Hause, obschon er früher auf Mitteleuropa beschränkt und zur Zeit der Römer vielleicht noch nicht in Deutschland heimisch war. Wenn er auch den Getreidefeldern, Erbsenfeldern, Kirschen und Weinbeeren manchen Schaden zufügt, so nützt er doch mehr noch durch äußerst große Vertilgung der schädlichen Insekten. Nach Bradley's Berechnung vertilgt ein Sperlingspaar, welches seine Jungen atzt, wöchentlich über 3300 Raupen. Das Ausrotten der S. hat sich immer durch außerordentliches Ueberhandnehmen schädlicher Insekten selbst bestraft. Das Fleisch des Haussperlings ist hart und schmacklos und wird daher selten gegessen. Der Feldsperling (F. montana) unterscheidet sich durch einen schwarzen Mondfleck auf den Wangen, rothgrauen Nacken und Scheitel und durch zwei weiße Querbänder auf den Flügeln. Die dritte, nur vereinzelt nach Deutschland kommende und im südl. Europa einheimische Art ist der Steinsperling oder Graufink (F. petronia), welcher oberseits graubraun ist und über den Augen einen gelblichweißen Streifen und einen gelblichen Gurgelfleck hat. Der in Nordamerika einheimische Singsperling (F. meloda) ist dort beliebt wegen seines angenehmen Gesangs, den er unermüdlich vom April bis Ende Oct. ertönen läßt.

Spermaceti, s. Walrath.

Spessart oder Speßhart (schon im Nibelungenliede als Spehteshart, d. h. Spechtswald vorkommend), ein Waldgebirge im Westen Deutschlands, liegt dem nordöstl. Theile des Odenwaldes (s. d.) gegenüber, innerhalb des Bogens, welchen der Main von der Mündung der Fränkischen Saale und der Sinn bei Gmünd in seinem Laufe über Wertheim, Miltenberg, Aschaffenburg bis zur Mündung der Kinzig bei Hanau macht, reicht im Norden zwischen der Kinzig, die ihn vom Vogelsgebirge scheidet, und der Sinn, die als Grenze gegen das Rhöngebirge (s. d.) angesehen werden kann, bis gegen Salmünster, Schlüchtern und Brückenau und gehört, von etwa 80000 Menschen bewohnt, dem bair. Kreise Unterfranken und Aschaffenburg sowie der Grafschaft Hanau an. Es ist ein schroff aufsteigendes Massengebirge mit abgerundeten, wenig über die Gesammthöhe emporragenden Kuppen. Der Hauptrücken beginnt im Süden, gegenüber Miltenberg, mit dem ziemlich steilen Engelsberge, der ein Kapuzinerkloster mit herrlicher Aussicht trägt, und zieht in nördl. Richtung zur Quelle der Aschaff bis in die Gegend von Schlüchtern, ist 10 M. lang und erreicht die Höhe von 14—1800 F. Der südl. Theil dieses Rückens heißt die Eselshöhe und trägt den höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs, den 1900 F. hohen Geiersberg, nördlich vom Rohrbrunner Paß, durch den die Straße von Aschaffenburg südostwärts nach Würzburg führt, während weiter nördlich die bair. Eisenbahn von Aschaffenburg ostwärts nach Gmünd das Gebirge überschreitet. Der S. gleicht zwar in seinen Bestandtheilen dem Odenwalde, indem die Hauptmasse des Gebirgs aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer mit aufgelagertem rothen und gefleckten Sandstein besteht; er ist aber nur in den Thälern bewohnt und auf den untern Gehängen beackert, während die Höhen mit finstern

Waldungen bedeckt sind, meistens von Eichen und Buchen, mit wenigen Birken und Nadelhölzern. Das ganze Waldareal beträgt 20⅖ Q.-M. Es finden sich hier die schönsten Eichen Deutschlands. Im Ganzen ist der östl. Theil höher, steiler, rauher und mit dichtern Forsten bedeckt als der westliche sanftere. Die Flußthäler sind steil, eng und tief eingeschnitten. Man unterscheidet den Vorspessart oder den äußern Saum längs des Main, namentlich im Westen, den Hochspessart oder das innere Waldgebirge, welches aus dicht aneinanderschließenden Bergen besteht, ohne breite Bergebenen, sodaß es von den höchsten Punkten wie eine ununterbrochene, wellenförmige Waldfläche erscheint, und den Hinterspessart, der sich plateauartig gegen die Kinzig und Kahl absenkt und den Orber Reisig, eine Masse rauher, mit Eichenreisig bedeckter Berge, bis zur Stadt Orb umfaßt. Der Hochspessart erzeugt bei der Rauheit seines Klimas neben schönen Hölzern nur Sommerfrüchte; im Vorspessart aber gedeiht neben den besten Getreide- und Gemüsearten besonders auch guter Wein. Viel Holz wird von den Gebirgsbewohnern selbst namentlich zu Faßdauben verarbeitet, meistens aber zum Schiffbau nach Holland verflößt. Außerdem wird Bergbau auf Kobalt, Kupfer und Eisen getrieben, namentlich bei dem Flecken Bieber. Glashütten gibt es zu Weibersbrunn, Einsiedelhof, Kahl und Emmerichsthal. Die höchsten Punkte des S. sind außer dem Geiersberge die Hockenhöhe bei Schollbrunn, 1800 F. hoch; der Sandthurm; der Gebrannte Berg und die Geishöhe, sämmtlich über 1600 F. hoch. Die vielen Bäche, welche den S. durchströmen, und von denen die Sinn, Lohr, Hafenlohr, Elsava, Aschaff, Bieber und Kahl die bedeutendern, werden zur Kurzholzflößung, der das Gebirge begrenzende Main zur Ausfuhr des Bauholzes benutzt. Der S. wird von einer armen Bevölkerung bewohnt, unter der die Noth selten aufhört. In früherer Zeit war er als Sitz des deutschen Räuberwesens berüchtigt. Vgl. Behlen, «Der S. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend» (3 Bde., Lpz. 1823—27).

Spezia (La), freundliche Stadt, Handels- und Kriegshafen der ital. Provinz Genua und Hauptort des Districts Levante (11,63 Q.-M. mit 78162 E.), liegt an der von hier über Massa nach Pisa führenden 10,26 M. langen Eisenbahn, im Hintergrunde des herrlichen, von dreifachem Gebirgskranze umschlossenen Golf von S. (Golfo della S.), welcher den größten, bequemsten und sichersten Naturhafen Italiens bildet, oder vielmehr eine ganze Menge von Häfen, von denen die fünf an der Westküste gelegenen (Panigaglia, delle Grazie, Varignano, dei Cossi, dell' Oliva oder Porto-Venere) eine Fläche bilden, welche die des Hafens von Genua 143mal übertrifft. Die Stadt wird durch zwei auf Felsenspitzen gelegene Forts gedeckt, zählt 4877 E. (als Gemeinde 11556), hat besuchte Seebäder, schöne Spaziergänge längs des Meeres und ist von Olivenhainen umgeben, welche das vorzüglichste Oel geben, während der westlich gelegene Ort Vernazza den berühmten Wein der Cinque-Terre liefert. Der Schiffahrts- und Handelsverkehr ist ziemlich lebhaft. 1865 liefen aus und ein 1519 Seeschiffe, 8487 Küstenfahrer, 256 Dampfer mit bezüglich 87006, 339197 und 89190 Tonnen Gehalt. Schon Napoleon I. beabsichtigte diese Hafenstadt zu einem Antwerpen des Mittelmeeres zu machen. 1861 wurde von den Kammern in Turin die Anlegung eines Marinearsenals zu S. genehmigt. In dem Fort Varignano sah sich Garibaldi 1862 nach seiner Gefangennahme bei Aspromonte und wiederum 1867 nach der verunglückten Expedition gegen Rom eine Zeit lang in Gewahrsam gehalten. Der Golfo della S. hieß bei den Römern Portus Lunae, von der Stadt Luna, nach welcher sie auch den in der Nachbarschaft gebrochenen berühmten Marmor (s. Carrara) Lunense marmor nannten. Es war dieses Luna eine früher zu Ligurien gehörige Stadt Etruriens, später röm. Colonie und strategisch wichtig als Stützpunkt der Operationen gegen Ligurien. Von der Stadt sind östlich von S., bei Sarzana, noch Ueberreste, namentlich die Arena eines Amphitheaters, die 1837 entdeckten Reste des Forums sowie unzählige marmorne und erzene Bildwerke, Münzen und Inschriften in der Umgegend vorhanden. Luna hieß später Luno oder Luni, bestand noch 1287 als Stadt und war Hauptort der ursprünglich vom Flusse Deiva bis nach Pietra-Santa reichenden Landschaft Lunigiana. Die jetzige Stadt Sarzana, an der Magra (Macra der Alten) gelegen, war, ehe Livorno bestand, ein bedeutender Handelsplatz. Dieselbe hat Mauern, eine sehenswerthe Kathedrale und 2524 E. (als Gemeinde 8771). Die über der Stadt gelegene kleine Festung und das entferntere größere Bergschloß Sarzanella sind jetzt halb verfallen. Oestlich vom Golf liegt auch das Städtchen Lerici mit einem Schlosse und 2640 E.; ihm westlich gegenüber, an der Südspitze der kleinen Halbinsel, welche nebst der vorliegenden Insel Palmaria den Golf vom offenen Meere trennt, das Städtchen Porto-Venere (bei den Römern Portus Veneris), welches Mauern und Thürme hat, 2000 E. (als Gemeinde 3565) zählt und bemerkenswerth ist wegen des hier gebrochenen schwarzen Marmors mit goldfarbenen Adern.

Spezzia, Spetsia oder Spetsa, auch Petsa genannt, vielleicht das Tiparenos der Alten, eine zur Nomarchie Argolis des Königreichs Griechenland gehörige felsige und unfruchtbare Insel, am Eingange zum Golf von Nauplia und durch einen ⅓ M. breiten Kanal von der Südwestspitze der argivischen Halbinsel getrennt, zählt auf 0,3 Q.-M. etwa 9400 E. Der Hauptort S. hat eine große Rhede, einen kleinen Hafen, Schiffswerfte, eine hellenische und eine Gemeindeschule, ein Friedensgericht, ein Lazareth und ein Zollamt und zählt 4000 E., die sich durch ihre Handelsthätigkeit und, wie ihre östl. Nachbarn, die Hydrioten (s. Hydra), besonders als tüchtige Seeleute auszeichnen. Als 1778 die als kühne Seeräuber bekannten Spezzioten sich, von den Russen ermuthigt, gegen die Türken erhoben, wurde ihre Insel von diesen durch ein furchtbares Blutbad fast entvölkert. Vor dem griech. Freiheitskriege betrug ihre Zahl 15000 Köpfe, und ihr Handel war sehr bedeutend. Damals lieferten sie, meist albanes. Stamms, mit den Hydrioten dem Aufstande die meisten Schiffe und Matrosen und machten sich mit diesen durch ihre Heldenthaten zur See berühmt. Gegen Südosten liegt das öde Eiland Spetzia Pulo oder Spetzapulo, bei den Alten Colonis, im Mittelalter Settepozzi genannt und denkwürdig durch einen Sieg, den hier die Venetianer 1263 über die Griechen davontrugen.

Sphagnum L., Name einer Gattung der Laubmoose, deren Arten Torf- oder Wassermoos genannt werden und eine eigenthümliche Gruppe von Moosen bilden, welche den Uebergang von den Laub- zu den Lebermoosen vermitteln. Sie unterscheiden sich von all den übrigen Laubmoosen durch den Bau ihrer Blätter, welche aus einer einzigen Schicht abgeplatteter, gestreckter, von einer Spiralfaser ausgekleideter und mit großen Löchern versehener Zellen bestehen, durch den zarten, bleichen Kapselstiel, den Mangel des Rings und der Mütze innerhalb der Kapsel. (S. Moose.) Da die Zellen der Blätter und Stengel kein oder sehr wenig Chlorophyll enthalten, so sind die Torfmoose meist bleich oder hellgrün, wol auch röthlich, selbst purpurroth, bläulich, schwärzlich. Der Bau ihrer Zellen befähigt sie in hohem Grade, Wasser aufzusaugen und festzuhalten, weshalb ein Sphagnumpolster nach einem Regen einem mit Wasser gefüllten Schwamm gleicht. Deshalb werden die Moose befähigt, die Torfbildung einzuleiten, welche bei reichlichem Zugang von Wasser, noch mehr in Mulden mit undurchlassendem Boden, wo die atmosphärischen Wasser nicht abfließen können, rasch vor sich geht, indem die Torfmoose die Verdunstung des Wassers verhindern. Je mehr Wasser vorhanden ist, desto üppiger und rascher wachsen auch die Moose (verlängern ihre Stengel), sodaß sie an feuchten Waldstellen oft mehrere Fuß hohe schwellende Polster bilden. Indem nun ihre dicht zusammenstehenden Stengel von unten her absterben und wegen der Verhinderung des Luftzutritts nicht verwesen, sondern langsam verkohlen, entsteht aus ihnen Torf- oder Moormasse, und da dieselben Stengel an der Spitze ununterbrochen weiter vegetiren, so muß allmählich die unter ihnen sich bildende Torfschicht dicker werden. Die Sphagna gehören daher zu den Haupttorfbildnern. Man findet sie häufiger auf Gebirgskämmen und überhaupt in Gebirgen als in Ebenen, auch kommen sie vorzugsweise in Nadelwäldern vor. Man kennt verschiedene Arten, welche sich ziemlich schwer unterscheiden lassen. Die gemeinsten sind S. cymbiforme Ehrh. mit breitrundlichen Blättern, S. cuspidatum Ehrh. mit länglichen Blättern, S. acutifolium Ehrh. mit aufrechten breit-eirunden Blättern, u. a. Beim Austrocknen verlieren die Torfmoose sehr an Masse und Gewicht, werden bleich und lassen sich zwischen den Fingern zu Staub zerreiben. Ausgetrocknetes Torfmoos kann man als Emballage sowie zum Ausstopfen von Matrazen, zum Ausfüttern der Winterfenster u. s. w. benutzen.

Sphäre, d. i. Kugel, bedeutet in der Astronomie theils das Himmelsgewölbe, welches uns zu umgeben scheint und sich als eine Kugel darstellt, in deren Mittelpunkt das Auge steht, deren untere Hälfte durch die Erdoberfläche verdeckt wird und die sich mit allen darin befindlichen Gestirnen in 24 St. um eine feststehende Achse zu drehen scheint; theils versteht man unter S. die Nachbildung des Weltgebäudes im kleinen. Figürlich nennt man auch S. die großen abgeschlossenen Gebiete des Universums, ferner im kleinen den Wirkungskreis jemandes. — Sphärengesang oder Sphärenmusik ist nach der Annahme des Pythagoras und seiner Schule das Tönen der sich im Himmelsraume bewegenden sieben Planeten, daß um so höher, je weiter, um so tiefer, je enger der Kreis des sich bewegenden Körpers. Sterbliche vermögen diese Musik nicht zu vernehmen. — Sphärisch nennt man eine Figur, wenn sie auf der Oberfläche einer Kugel durch Bogen größter Kreise gebildet ist. Mit den sphärischen Dreiecken beschäftigt sich die sphärische Trigonometrie.

Sphäroid heißt ein Körper, dessen Durchschnitt mit jeder durch eine von drei aufeinander senkrechten Achsen gelegten Ebene eine Ellipse ist. Sind zwei jener Achsen einander gleich, so sind alle Durchschnitte, welche mit der Ebene derselben parallel sind, Kreise und alle durch die

dritte Achse gelegten Durchschnitte gleiche Ellipsen. Ein solches S. wird erzeugt, wenn sich eine Ellipse um eine ihre Achsen dreht; es heißt daher ein Umdrehungssphäroid, gewöhnlicher ein elliptisches S. oder Ellipsoid. Da die Erde eine an den Polen abgeplattete Kugelgestalt hat, so kann man sie als ein S. und zwar der letztern Art betrachten, obwol die neuesten Untersuchungen anzudeuten scheinen, daß sie kein vollkommenes S. sei. Die Fernröhre zeigen Aehnliches in Betreff der meisten übrigen Planeten, vorzüglich am Jupiter und Saturn, und aus theoretischen Gründen sind wir berechtigt, allen Himmelskörpern, die sich um ihre Achse drehen, eine sphäroidische Gestalt beizulegen.

Sphärometer, d. i. Kugelmesser, ist ein Instrument, dessen man sich bedient, theils um die Gestalt der Linsengläser zu bestimmen, theils um die Dicke dünner Blättchen, z. B. solcher von Gips u. s. w. zu messen, welche im polarisirten Lichtstrahle die verschiedenen Farben geben. Das erste wurde 1763 verfertigt; der Erfinder ist unbekannt. Allgemeiner bekannt ist die Vorrichtung erst durch Biot geworden. Die beste Einrichtung wurde dem Instrument zuerst von Cauchoix gegeben. Der wesentlichste Theil des S. ist eine genau gearbeitete Mikrometerschraube mit einem in 100 oder mehr Theile getheilten Kopfe.

Sphinx. Das Bild der S., Löwenleib mit Menschenkopf, war in Aegypten ein Symbol des Königs und hieß hieroglyphisch neb, was im Koptischen noch in der Bedeutung «Herr» erhalten ist. Daher kommen auch in Aegypten nur männliche S. vor, mit sehr wenigen Ausnahmen, in welchen eine weibliche S. als Bild der regierenden Königin erscheint. Man pflegte Sphinxstatuen vor die Eingänge der Tempel zu stellen, und zuweilen bilden sie ganze Alleen, welche zu den Tempeln der dargestellten Könige führen. Am bekanntesten ist der Sphinxkoloß auf dem Pyramidenfelde von Memphis. Er liegt östlich von der zweiten Pyramide, und es scheint, daß der gerade Ausweg zu demselben, der vom Thale zu dem Pyramidentempel führte, den Koloß zur Linken ließ und ihm zur Rechten ein anderer entsprechen sollte, für welchen der rohe Fels noch unter dem Sande liegt. Es scheint nur zufällig zu sein, daß sich in den Inschriften des ersten ägypt. Reichs das Sphinxbild bisher noch nicht gefunden hat. Am wahrscheinlichsten wurde der Koloß gleichzeitig mit dem Bau der dahinterliegenden Pyramide hergestellt und stellte den König Chephren, hieroglyphisch Chafra, der sie erbaute, dar. Doch wurde der Koloß später als ein Bild des Sonnengottes Horus, des Vorbildes aller Könige, verehrt. Nachdem schon 1818 bedeutende Ausgrabungen von Caviglia die S. und deren Zugang freigelegt hatten, sind später Untersuchungen von Mariette angestellt worden. Der Name S. ist griechisch. Daß aber die griechische S. ursprünglich mit der ägypt. Sphinxgestalt eine Verbindung hatte, ist nicht anzunehmen. Die S. der griech. Mythologie war eine Tochter des Typhaon und der Schlange Echidna, und ihre Geschwister, die Hunde Orthros und Cerberus, der Nemeische Löwe und der Drache Ladon, endlich die Chimära und Hydra, bezeugen die dämonisch-ungeheuerliche Natur dieses ganzen Geschlechts, mit welcher das ägypt. Königssymbol nichts zu schaffen hat. Nur die äußerliche Formverbindung von Löwe und Mensch dürfte die Anwendung des griech. Worts auf die ägypt. Gestalt veranlaßt haben. Nach der griech. Sage erschien die S. in der Nähe von Theben und tödtete jeden, welcher das Räthsel: Was ist am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig? nicht lösen konnte. Oedipus (s. d.), nachdem er auf dem Wege nach Theben seinen Vater Laios getödtet hatte, rieth, daß der Mensch gemeint sei, der als Kind auf Händen und Füßen kriecht und der als Greis den Stock zu Hülfe nimmt. Darauf stürzte sich die S. vom Felsen und Oedipus erhielt die Herrschaft über Theben und seine eigene, von ihm unerkannte Mutter zur Gemahlin.

Sphragistik (Siegelkunde), s. Siegel.

Spiegel. Fallen auf irgendeinen Körper Lichtstrahlen von einem leuchtenden oder erleuchteten Gegenstande, so werden sie, insoweit sie nicht von dem erstern verschluckt oder, falls es ein durchsichtiger Körper ist, durchgelassen werden, nach bestimmten Gesetzen zurückgeworfen. Ist die Oberfläche jenes Körpers rauh und uneben, so werden auch die auffallenden Lichtstrahlen ganz unregelmäßig zurückgeworfen, nach allen Richtungen hin zerstreut, und blos der Körper selbst wird uns sichtbar. Ist aber die Oberfläche des Körpers sehr glatt oder polirt, so werden die auffallenden Lichtstrahlen in derselben Ordnung zurückgeworfen, in welcher sie auffielen, wodurch uns der strahlensendende Körper sichtbar wird. Solche Körper, deren Oberfläche behufs der vollkommenern Zurückstrahlung polirt ist, nennt man S., denen man nach Maßgabe ihrer Form verschiedene Namen beilegt. Ihre Oberfläche ist nämlich entweder vollkommen eben oder gekrümmt; die erstere Gattung S. nennt man dann ebene oder Planspiegel. Was diese betrifft, so ist ihr Bild immer dem Gegenstande vollkommen gleich und erscheint in derselben Ent-

fernung hinter dem S., in welcher sich der eigentliche Gegenstand vor demselben b
aus folgt unmittelbar, daß das, was im Gegenstande rechts ist, im Bilde zu li
umgekehrt. Die S. bestehen entweder aus durchsichtigen oder aus undurchsichtigen
oder aus festen Körpern. Die flüssigen, Wasser, Oel, Weingeist u. s. w., habe
nach von selbst eine glatte Oberfläche, welche die festen Körper in der Regel erst d
erhalten müssen. Die härtesten Körper liefern die vollkommensten S., weil sie di
annehmen; daher eignen sich Metalle am besten dazu. Weil aber die Metallspiegel i
sind, so zieht man zum gewöhnlichen Gebrauch die Glasspiegel vor, welche aus
Glasplatte bestehen, die auf der Hinterseite foliirt, d. h. mit einer Mischung aus
folie) und Quecksilber überzogen ist. Außer ihrem gewöhnlichen Gebrauche dienen
auch zu wissenschaftlichen Zwecken in der Astronomie und Physik. Dann wend
nicht die gewöhnlichen, mit Zinnfolie belegten Glasspiegel an, weil diese, da sie
spiegelnde Oberflächen haben, zwei oder auch noch mehr Bilder geben, sondern m
entweder der S. von Metall, namentlich aus einer Composition von Kupfer u
am., der Glasspiegel, aber mit geschwärzter Rückseite. Sehr unterhaltend ist di
welche zwei oder mehrere S. darbieten, die gegeneinander geneigt sind. Stellt ma
schen zwei gegeneinander geneigte S. einen Gegenstand, so sieht man denselben nic
einmal, sondern wegen der fortdauernden Zurückstrahlung des einen S. auf den e
facht. Schließt man diese S. in eine Röhre ein und legt mehrere bunte Gegens
sie, so bilden sich oft recht artige Zeichnungen. Diese Einrichtung bildet das Ka
(s. d.). Zu den S. mit gekrümmter Oberfläche gehören die Cylinder-, Kegel- u
oder Kugelspiegel, welche letztere wieder convexe S. oder Hohlspiegel sein könne
gestatten aber nur die Hohlspiegel eine nützliche Anwendung. Die Convexspieg
kleinerte aufrechte Bilder hinter dem S. Die **Hohlspiegel**, auch Brennspiegel (
haben einen Brennpunkt oder Focus, in welchem sich die parallel mit der Achs
Lichtstrahlen vereinigen; derselbe liegt in der Mitte zwischen dem Krümmungsm
S. und dem S. selbst. Der Gebrauch der S. ist sehr alt; die ältesten S. ware
doch brauchten die Alten auch harte dunkle Steine zu S., namentlich den Obsid
Mittelalter scheinen die Glasspiegel häufiger geworden zu sein. Die **Spiegelm**
begreift die Verfertigung der Planspiegel aus Glas, als der einzigen Art, weld
eines allgemeinen Gebrauchs ist. Sie zerfällt in die Herstellung der Glastafeln u
legen (Foliiren). Die Spiegelgläser werden wie Fensterglas in Cylinderform gebl
Tafelform gestreckt, oder, wenn sie dick und sehr groß sein müssen, auf einer Bronz
eisenplatte gegossen. Dann schleift man sie auf beiden Seiten mit scharfem Sa
Schmirgel und polirt sie mit Eisenoxyd (Kolkothar). Zum Belegen wird ein B
etwas größer als die Glastafel, auf einem völlig ebenen, horizontal gerichteten Tisch
mit Quecksilber begossen, das Glas darauf gelegt und mit Gewichten beschwert.
Tagen Ruhe neigt man allmählich den Tisch, um das überflüssige Quecksilber abla
Neuerlich hat man die Kunst erfunden, die Zinnbelegung durch eine auf nassem We
Versilberung zu ersetzen (**Silberspiegel**). Es ist aber zur Zeit noch nicht gel
große Glasflächen fehlerfrei zu versilbern, und daher hat die Erfindung nur erst w
keit in der Spiegelmanufactur erlangen können.

Spiegel (Friedrich), einer der verdientesten deutschen Orientalisten, geb. 11.
Kitzingen bei Würzburg, besuchte seit 1833 das Gymnasium zu Ansbach und vo
die Universitäten Erlangen, Leipzig und Bonn, wo er sich dem Studium der ori
widmete. Die J. 1842—47 brachte er größtentheils im Auslande, besonders a
theken zu Kopenhagen, London und Oxford zu, deren orient. Sammlungen er
Herbst 1849 ward er als Professor der orient. Sprachen an die Universität Erl
Seine literarische Thätigkeit ist vornehmlich auf die indischen und iranischen Spra
raturen gerichtet, insbesondere auf die buddhistischen und altpers. Religionsbücher
selbständigen Schriften haben die Ausgabe des «Kammavâkya» (Bonn 1841) u
dota Pâlica» (Lpz. 1845) das Studium der Pâliliteratur in Deutschland begründe
bares Hülfsmittel zur Kenntniß des Neupersischen bot er in der «Chrestomathia I
1846). Sein Hauptwerk bildet jedoch die Ausgabe und Uebersetzung der «Avesta»
Bücher der Parsen, von welcher der erste und zweite Band (Lpz. 1853—58) de
Vendidad, Yaçna und Visspered enthält, während die deutsche Uebertragung (3 Bde.,
63) gesondert erschien. Auf die Erklärung der «Avesta» beziehen sich, außer der

handlungen in den «Denkschriften» der bair. Akademie und vielen Beiträgen zu Zeitschriften, noch S.'s «Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen» (2 Bde., Lpz. 1856—60), deren erster Band den ersten Versuch einer grammatischen Behandlung der Pehlewi- oder Huzvareschsprache enthält, die «Grammatik der Pârsisprache» (Lpz. 1851), in der er zum ersten mal die unter dem Namen Pazend bekannte Sprache bearbeitete und Proben aus den noch in derselben erhaltenen Schriften mittheilte, und die «Grammatik der altbaktrischen Sprache» (Lpz. 1867). Eine vollständige Sammlung der bekannten altpers. Keilinschriften nebst Uebersetzung und Erklärung gab er in «Die altpers. Keilinschriften (Lpz. 1862). Geogr. und ethnogr. Fragen über das ältere und neuere Persien behandelte S. in einer Reihe von Aufsätzen für das «Ausland» und andere Zeitschriften, von denen er eine Anzahl in «Eran, das Land zwischen Indus und Tigris» (Berl. 1863) zusammenstellte.

Spieker (Christian Wilh.), prot. Theolog, geb. 7. April 1780 zu Brandenburg a. d. H., erlangte seine Bildung auf dem Gymnasium daselbst und auf der Universität zu Halle. Nachdem er 1804 Lehrer am Pädagogium zu Halle und 1805 Feldprediger bei einem dortigen Infanterieregimente geworden, nöthigten ihn die Folgen der Schlacht bei Jena, einige Jahre in Dessau zu privatisiren. Er benutzte seine Muße zur Abfassung guter Jugendschriften, darunter «Die glücklichen Kinder» (4 Bde., Lpz. 1808) und «Vater Hellwig unter seinen Kindern» (2 Bde., Nürnb. 1808—10). 1808 wandte er sich nach Berlin, und im folgenden Jahre erhielt er das Amt eines Diakonus und Professors der Theologie in Frankfurt a. d. O. 1813 und 1814 begleitete er die kurmärkische Landwehr als Geistlicher und wirkte als solcher mit patriotischem Eifer. 1818 wurde er Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O. Er starb daselbst 10. Mai 1858. In der Literatur hat sich S. theils durch eine Reihe kirchenhistor. Arbeiten, meist Beiträge zur Geschichte der Reformation, theils durch mehrere ungemein verbreitete ascetische Schriften einen geachteten Namen erworben. Zu den erstern gehören: «Geschichte Luther's und der durch ihn bewirkten Kirchenverbesserung in Deutschland» (Bd. 1, Berl. 1818); «Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg» (3 Bde., Berl. 1839); «Darstellungen aus dem Leben des Generalsuperintendenten Breccius» (Frankf. 1845); «Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden zu Augsburg» (Bd. 1, Lpz. 1847); «Geschichte des Augsburger Religionsfriedens vom J. 1555» (Schleiz 1854); «Lebensgeschichte des Andreas Musculus» (Frankf. 1858). Von seinen Erbauungsbüchern, die zu den besten in Deutschland gehören, sind hervorzuheben: «Morgenandachten» (6. Aufl., Berl. 1859), «Abendandachten» (4. Aufl., Berl. 1859), «Andachtsbuch für gebildete Christen» (10. Aufl., Lpz. 1867), «Des Herrn Abendmahl» (7. Aufl., Berl. 1858) und «Emiliens Stunden der Andacht» (7. Aufl., Lpz. 1855). Auch hat er «Gesammelte Predigten» (2. Aufl., Lpz. 1817), «Predigten und Reden im Felde gehalten» (Berl. 1815) und «Predigten und Reden bei besondern Gelegenheiten u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1841—44) herausgegeben. Geschätzt wird seine «Geschichte der Stadt Frankfurt» (Berl. 1853).

Spiel nennt man die freie Beschäftigung des Geistes oder des Körpers ohne ernsten Zweck. Der Zweck des S. ist vielmehr Erholung, Wechsel der Eindrücke und angenehme Unterhaltung. Körperliche S. finden besonders in der Kindheit und Jugend statt und tragen wesentlich zur Ausbildung des Körpers und zur Befestigung der Gesundheit bei. Dahin gehören, außer den gymnastischen Uebungen, das Ballspiel, Billardspiel, Kegelspiel u. s. w. S., bei denen vorzugsweise der Geist in Anspruch genommen wird, wie die sogenannten Verstandesspiele, vornehmlich das Schachspiel, bilden manche Fähigkeit desselben, wie die Beobachtungsgabe, den Scharfsinn, die Aufmerksamkeit und Erfindungsgabe, aus, unterhalten durch den leichten Kampf des Geistes mit dem Zufalle und belohnen im Falle des Gewinnens den Ehrtrieb, rauben aber leicht auch viel Zeit und führen von ernstern Lebensbeschäftigungen ab. Dasselbe gilt von den S., welche Verstandes- und Glücksspiele zugleich sind, wie manche Kartenspiele, L'Hombre, Tarok, Piquet, manche Würfelspiele, z. B. Toccategli. Schädlich müssen nothwendig auf Gemüth wie Körper die Hazardspiele (s. d.) wirken, deren einziger Zweck der Gewinn durch Zufall ist.

Spielart oder Varietät, s. Art.

Spielberg, s. Brünn.

Spielhagen (Friedrich), namhafter deutscher Romanschriftsteller der Gegenwart, geb. 24. Febr. 1829 zu Magdeburg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stralsund und widmete sich seit 1847 zu Berlin, Bonn und Greifswald philol. und philos. Studien. Später wandte er sich jedoch ausschließlich literarischen Bestrebungen zu. Schon seine beiden ersten novellistischen Arbeiten, «Clara Vere» (Hannov. 1857; 3. Aufl. 1867) und «Auf der Düne» (Hannov. 1858;

3. Aufl. 1867) wurden beifällig aufgenommen. Seinen eigentlichen Ruf begründete er mit «Problematische Naturen» (4 Bde., Berl. 1860; 3. Aufl. 1867) und deren Fortsetzung «Durch Nacht zum Licht» (4 Bde., Berl. 1861; 3. Aufl. 1867), einem ebenso fein angelegten als trefflich durchgeführten Roman, der den besten neuern deutschen Schöpfungen dieser Gattung würdig zur Seite tritt. Seitdem veröffentlichte S. noch: «In der zwölften Stunde» (Berl. 1862; 2. Aufl. 1867), «Die von Hohenstein» (Berl. 1863; 2. Aufl. 1867), «Röschen vom Hofe» (Berl. 1864; 3. illustrirte Aufl. 1866; 4. Aufl. 1867), «In Reih' und Glied» (5 Bde., Berl. 1866; 2. Aufl. 1867) und «Unter den Tannen» (Berl. 1867). Mit Ausnahme dieses letztern Romans und der «Vermischten Schriften» (Berl. 1866) sind S.'s Schriften auch als «Gesammelte Werke» (18 Bde., Berl. 1867) zu einer Volksausgabe vereinigt worden. Daneben hat sich S. auch mehrfach als Uebersetzer bekannt gemacht. So lieferte er Uebertragungen von Curtis' «Reiseskizzen eines Howadji» (Hannov. 1857), von Emerson's «Engl. Charakterzüge» (Hannov. 1858), «Amerikanische Gedichte» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1865); ferner von Roscoe's «Lorenzo von Medicis» (Lpz. 1859) und von Michelet's «Die Liebe» (Lpz. 1858; 2. Aufl. 1859), «Die Frau» (Lpz. 1860) und «Das Meer» (Lpz. 1861). Seit 1862 lebt S. zu Berlin.

Spielkarten sind ohne Zweifel eine chines. Erfindung, über deren erste Erscheinung, Gestaltung und Verbreitung in Europa aber noch manches unsicher und bloße Vermuthung ist. Besonders viel Verwirrung bei den bisher darüber angestellten Untersuchungen entsprang daraus, daß die angeblich ältesten Kartenspiele gar nicht in diese Kategorie hineingehören. Die berühmte «Piquetkarte Karl's VI.», im pariser Kupferstichcabinet, ist weder ein Piquetspiel, noch überhaupt eine Spielkarte, sondern eine unvollständige Folge von 17 nach Art der Miniaturen gemalten, mit Vergoldung versehenen und auf Cartons geklebten Quartblättern aus einem allegorischen Bilderbuche zu erbaulichem Zeitvertreib und von derselben Gattung als das sog. Giuco di Tarrocchi von Mantegna. Allen Kennern von Kupferstichen ist diese ebenerwähnte Folge von 50 Blättern in fünf Abtheilungen mit den Abbildungen der verschiedenen Stände, der Musen, der Künste und Wissenschaften, der Tugenden, der Planeten bekannt, und ihre Schönheit, ihr Alter, ihre Seltenheit und ihr vermeintlicher Gebrauch machen daraus eins der merkwürdigsten ikonographischen Denkmale. Von dem vielen, was über das Büchelchen geschrieben worden, läuft das meiste darauf hinaus, es als ein Tarokspiel zu bezeichnen, das von Maso Finiguerra oder von Andrea Mantegna oder von einem andern Paduaner gegen das Ende des 15. Jahrh. gestochen sei. Es ist dies jedoch eine völlig unhaltbare Ansicht. Abgesehen davon, daß die Blätter dieses Büchelchens keine charakteristischen Zeichen einer Reihefolge an sich tragen, und daß ihre Anzahl von 50 zu keiner von den Combinationen, die mit den 78 Karten des Tarokspiels möglich sind, paßt, hat noch niemand etwa dazugehörige Zählkarten mit Punkten nachgewiesen. Die vorhandenen Exemplare enthalten Stiche, die nicht auf einzelnen Bogen abgezogen, sondern als Bändchen zusammengebunden waren, und bisjetzt fand sich von diesen Blättern keins auf so starkem Papiere gedruckt, daß es die Handhabung der Spieler hätte vertragen können. Es ist eine zugleich philos., astrol. und moralische Sammlung von Kupferstichen, die bei ihrer Veröffentlichung ungemeinen Beifall gefunden zu haben scheint. Diesseit und jenseit der Alpen verfertigte man davon viele Nachstiche, und die Kartenfabrikanten gaben durch einige Figuren, die sie daraus entlehnten, die Veranlassung, daß nachher die Bilderkundigen irrigerweise ein Tarokspiel daraus machen wollten. Die eigentlichen Karten, welche den Urtypus unserer heutigen bilden, sollen nach der gewöhnlichen, aber keineswegs wahrscheinlichen Annahme von den Ostindiern zu den Arabern gekommen und von diesen im Abendlande eingeführt sein; es wird jedoch nicht angegeben, zu welcher Zeit dies geschehen. Die vielen Verordnungen, in denen schon früh gegen das Spiel und die Spielwuth, zum Theil selbst durch Synodal- und Concilienbeschlüsse, geeifert wird, liefern über das Aufkommen und die Verbreitung des Kartenspiels keine so sichern Aufschlüsse, als man davon erwarten sollte, da die Karten auch unter alea (Würfel), welches Wort alle Arten von Glücksspielen umfaßte, begriffen, also auch schon vorhanden gewesen sein können, ehe sie noch mit ihrem besondern Namen genannt werden. Ausdrückliche Erwähnung geschieht ihrer in Deutschland, und zwar in Nürnberg zuerst 1388, in Ulm 1397, in Frankreich 1400, in Italien 1419, in Spanien 1436; in England erging 1463 schon ein Einfuhrverbot. Das älteste Kartenspiel ist allem Anscheine nach das ital. Tarok, dessen etymologisch unklarer Name bisher noch keine genügende Erklärung gefunden hat und das bereits zu Anfang des 15. Jahrh. erwiesen zu Bologna gespielt wurde. Es bestand aus 78 Karten in zwei Abtheilungen: die erste, mit 21 Blättern, begriff die Atouts, welche sich durch die Darstellung von Figuren und verschiedenerlei Gegenständen mit Ordnungsnummern voneinander

unterschieden; die zweite, mit 56 Karten, 16 Bildern und 40 Zahlblättern in vier Reihefolgen, die jede unterscheidende Bezeichnungen, sog. «Farben» hatten. Wann die Deutschen der ital. Karte ihre veränderte Gestalt gegeben haben, ist ungewiß. Bei den Franzosen scheint dies, nach den Costümen der Bilder ihrer alten Piquetkarte und nach den diesen Bildern beigesetzten, jedoch sich nicht immer gleich bleibenden Namen zu urtheilen, unter Karl VII. (1422—1461) geschehen zu sein. Manche behaupten, es sei die Idee kämpfender Parteien, die, wie beim Schach, allen wirklichen morgenländ. und abendländ. Kartenspielen zu Grunde liege. Ursprünglich habe das Kartenspiel aus vier Compagnien gleichgekleideter Soldaten bestanden, deren jede aus acht Gemeinen (2—9 numerirt), einem Fußknecht, einem Ritter, einer Königin und einem König zusammengesetzt gewesen. Das As habe die Fahne vorgestellt, und nach ihm habe man die vier Compagnien, welche sie anführte, unterschieden; der Ritter sei später in einen Gemeinen verwandelt worden und habe die Nummer 10 erhalten. Andere sehen in unserm Kartenspiel eine bloße Umwandlung des Schachspiels, wobei die Offiziere zu Bildblättern, die Bauern zu Zahlblättern und die zwei Farben mit ihren Doppeloffizieren in jeder zu vier Farben mit einfachen Bildern nach Anleitung der Quadrillen in den Turnieren oder Carrousels geworden seien. Daß die uneigentlich so genannten Farben anfangs auch figürlich unterschieden wurden, woraus erst zuletzt die jetzt üblichen Schemata der franz. Piquetkarte hervorgegangen sind, lag in der emblematischen Neigung des Zeitalters. Die ältesten und Grundformen der Farben sind diejenigen der Tarokkarte: Cupi (Becher), Spadi (Degen), Denari (Münzen, Geld), Bastoni (Stäbe, Stöcke). Diese verwandelten sich in der deutschen und niederländ. Karte in Roth oder Herzen, Schellen, Eicheln oder Kreuz, und Grün oder Laub (auch Spaten oder Schüppen), in der französischen und englischen endlich in Coeur (heart, Herz), Pique (spade, Lanze), Carreau (diamond, Pfeilspitze, Bolzen), und Trefle (club, Klee). Die ital., auch wol noch gezwungener die franz. und deutschen vier Farben sind auf die vier Stände bezogen worden: Geistlichkeit (Kelche, Herzen, Roth), Adel (Degen, Schellen, Lanze), Bürger (Geld, Eicheln, Kreuz) und Bauern (Stöcke, Klee, Spaten). Andere haben diese Farben im Kartenspiel daraus abgeleitet, daß Spiel, Geld, Wein und Streit gewöhnlich Hand in Hand gehen. Sowol in der Zahl als in der Unterscheidung der Farben hat jedoch anfangs große Verschiedenheit obgewaltet, bis sie sich durch allgemeinen oder volksthümlichen Brauch auf vier von den erwähnten Formen gesetzt haben. Ebenso verschieden sind die Bilder. Der König und die Königin, aus dem König und der Königin im Schachspiel herübergenommen, wo letztere ursprünglich der Vezier oder Feldherr hieß, sind allen gemein. Die an die Stelle der Königin getretene Dame scheint in Frankreich aufgekommen zu sein. Daß der Bube häufig doppelt ist, als Reiter und Fußknecht, deutet noch näher auf die ursprüngliche Entstehung aus Springer und Läufer im Schachspiel hin. Der Roche mag in das As, welches in den meisten Kartenspielen von höherer Bedeutung als die übrigen Zählkarten ist, übergegangen sein. In Deutschland gestaltete sich das As zum Daus, die Königin zum Ober, der Bube zum Unter um. Der Eichelnober (in mehrern Spielen alle Ober, in einigen Gegenden die Unter) erhielt den Namen Wenzel (nach dem heil. Wenzeslaus), der Grünober den Namen Baste (nach dem heil. Sebastian). In Frankreich gab man den einzelnen Königen, Damen und Buben besondere Namen, den beiden erstern aus der alten und biblischen Geschichte, den letztern aus franz. Ritterromanen. So führten unter Karl VII. die Könige die Namen Karl, David, Alexander, Cäsar, die Damen Judith, Pallas, Rachel, Argine; die Buben hießen Hektor, Ogier, Lahire, Lancelot. Für diese alten Namen der Kartenbilder sind seitdem öfters neue aufgekommen, aber nie durchgedrungen.

Was die Fabrikation der S. anlangt, so wurden die ältesten mit Hülfe der Patronen aus freier Hand verfertigt. Die «Briefmaler» und «Illuminirer», welche Heiligenbilder und kurze Schrifttexte schrieben und colorirten, waren zugleich Kartenmaler und betrieben die Verfertigung von S. der gemeinsten und wohlfeilsten Art häufig als Hauptgeschäft. Von diesen Brief- und Kartenmalern sind die ersten Versuche der Druckkunst ausgegangen. In Deutschland und den Niederlanden hatte der Holzdruck vielleicht schon im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrh. bei ihnen seinen Anfang genommen; jedoch erst um 1440 war das Brief- und Kartendrucken ein bekanntes und in vielen großen deutschen Städten verbreitetes Gewerbe. In Frankreich ist von ihnen vor Einführung der Buchdruckerkunst keine Rede; erst im 16. Jahrh. geschieht ihrer gewerbliche Erwähnung unter dem Namen Tailleurs et Imprimeurs d'histoires et de figures. In Paris waren sie mit den Dominotiers, den Verfertigern von buntem oder marmorirtem Papier, verbunden, was ihren ursprünglichen Zusammenhang mit den Kartenmachern (Cartiers) verräth, die schon früh den Rückseiten der S., um sie undurchsichtig zu machen, eine bunte Färbung

(Musirung) zu geben pflegten, wie noch heutigentags bei den deutschen und franz. Karten geschieht. Ob von ihnen zuerst Heiligenbilder oder S. mit der Holzform gedruckt worden, ist nicht mit Gewißheit zu sagen. Da für die schnellere Verbreitung und massenhaftere Verfertigung aller Artikel, welche ihr Gewerbe umfaßte, ziemlich dasselbe Bedürfniß bestand, wurde das Drucken auch wol auf alle gleichzeitig angewendet, ohne es auf den einen oder den andern lange ausschließlich einzuschränken, und wenn irgendeiner auf ein Prioritätsrecht Anspruch machen kann, so mögen dies die S. gewesen sein, weil sie sich in ihrer Beschaffenheit am meisten gleichblieben, sich am leichtesten abnutzten und die häufigste Nachfrage veranlaßten. Solches ist jedoch aus noch vorhandenen Ueberresten und Belegstücken nicht nachzuweisen. Alte S. der gemeinern Art werden nicht aufgehoben, und daher kommt es, daß sich in den vorzüglichsten Sammlungen keine vorfinden, die erwiesen dem 15. Jahrh. angehören. Selbst die im pariser Kupferstichcabinet befindliche und angeblich aus dieser Zeit herstammende sehr rohe franz. Holzschnittkarte gehört trotz ihres ältern Aussehens doch wol in das 16. Jahrh. Nach der Erfindung des Holzdrucks blieb die Fabrikation der S. stehen, und selbst in unserer Zeit bildet sie keinen sehr vorgeschrittenen Industriezweig. Holzformen von Birnbaum werden noch jetzt vorzugsweise dabei angewendet, und erst unlängst hat man angefangen, sich der Holzstöcke von Buchsbaum, der Clichés und des Metallschnitts (Messing) sowie der Buchdruckerpresse zu bedienen. Nur selten, besonders für die figurenreichen Tarokkarten und die feinern Sorten der franz. und deutschen Karte, kommt der Stich in Kupfer, Zink und Stahl sowie die Lithographie zur Anwendung. In größern Fabriken druckt man die Musirung mit der Buchdruckerpresse auf. Die besten und elegantesten Karten werden in neuerer Zeit zu Paris, London und Wien verfertigt.

Die Arten der **Kartenspiele** haben sich überaus vermehrt. Sie sind theils Hazardspiele, wie Faro, Landsknecht, Boccarat, theils sog. Commerzspiele, bei welchen letztern entweder die Zahl der Stiche oder die Zahl der Augen, oder auch sog. Sequenzen entscheiden. Für das geistreichste aller Kartenspiele gilt das L'Hombre (span. Ursprungs). Sehr verbreitet sind das engl. Whist, das franz. Piquet, das Solo, der Skat (verstümmelt aus éscarté, écarté; altfranz. escarter, ital. scartare, bedeutet eine Karte aus dem Spiele herauslegen), Boston u. s. w. Abgesehen davon, daß die Mode auch auf diesem Gebiete ihre Herrschaft geltend macht, haben die verschiedenen Stände und die verschiedenen Gegenden ihre Lieblingsspiele. Nicht minder verbreitet wie die Kartenspiele sind auch die **Kartenkünste**, welche meist bei größter Gewandtheit besondere Kunstgriffe (z. B. Volteschlagen) erfordern. Der Gebrauch der Karten zum Wahrsagen ist fast so alt als die S. selbst, und der ursprüngliche arab. Name Naibi oder Naipes, welchen sie früher in Italien und Spanien führten, und der so viel als Wahrsagung bedeuten soll, scheint auf diesen Zusammenhang hinzuweisen. Noch gegenwärtig ist das **Kartenschlagen** oder **Kartenlegen**, die Kunst der **Kartomantie**, eins der beliebtesten Mittel, besonders der Frauen aus niedern Volksschichten, um das Dunkel der Zukunft zu lüften. Der erste, welcher das Kartenschlagen lehrte, war der Buchdrucker und Zeichner Francesco Marcolini aus Forli in seinen «Sorti» (Vened. 1540). In neuerer Zeit hat namentlich der Kupferstichhändler Aliette unter dem anagrammatischen Namen Etteila mehrere Bücher, z. B. «Cours théorique et pratique du livre de Thott» (Par. 1790) herausgegeben. Berüchtigt als Kartenschlägerin war die Lenormand (s. d.). Bei der großen Wichtigkeit, welche die ältesten S. nicht nur für die Geschichte der Holzschneidekunst, sondern auch für die Geschichte der daraus hervorgegangenen Typographie besitzen, ist die Entstehung derselben von mehrern Kunsthistorikern und Bibliographen bearbeitet worden. Die Hauptwerke sind: Leber, «Jeux des tarots et des cartes numérales» (Par. 1844, mit 100 Kupfern); Singer, «Researches into the history of playing cards» (Lond. 1838, mit Kupfern); Chatto, «Facts and speculations on the origin and history of playing cards» (Lond. 1848); «Die S. der Weigel'schen Sammlung» (Lpz. 1865). Vgl. noch Breitkopf, «Versuch über den Ursprung der S.» (Lpz. 1784); Taylor, «The history of playing cards» (Lond. 1865).

Spieluhren heißen Uhren, welchen ein **Spielwerk** beigegeben ist, um zu bestimmten Zeiten, z. B. wenn die Stunde voll wird, ein kürzeres oder längeres Musikstück vorzutragen. Sie sind sehr verschiedener Art, theils nach Größe und Beschaffenheit der Uhr an sich, theils nach der Natur des musikalischen Apparats. Die ältesten Spielwerke waren die Glockenspiele, welche ehemals nicht selten mit Thurmuhren verbunden wurden, wobei man gewöhnlich eine Folge von vier, sechs bis acht Tönen hatte. Kleine, durch eine Stift- oder Daumenwalze gehobene Hämmer schlagen hier in bestimmter Abwechselung taktmäßig auf die in einer Reihe aufgehangenen, gehörig abgestimmten Glocken. Die Erfindung dieser Glockenwerke ist sehr alt und wird den Gothen zugeschrieben. Eine andere Art bilden die Flötenwerke, bei welchen wie in einer Dreh-

orgel ein System von Pfeifen mittels eines Blasbalgs angeblasen wird, während die Stifte einer langsam umgedrehten Walze nach Erforderniß die Lufteinlaßventile öffnen; man verbindet sie wol mit Haus- und andern großen Pendeluhren. In Tischuhren, ja sogar in Taschenuhren, sind dagegen die sog. Carillons oder Stahlspielwerke ausschließlich gebräuchlich, weil sie am wenigsten Raum einnehmen und eine im Zimmer zulässige, nicht zu laute Musik hervorbringen. Ein solches Spielwerk besteht (übereinstimmend mit denen, welche in Dosen, Petschaften und Ringen vorkommen) aus einer Reihe gerader, an einem Ende befestigter Stahlfedern von stufenweise abnehmender Länge, welche durch die Stifte einer Walze geschnellt werden. Bei S. überhaupt ist das Spielwerk von dem Gang- und Schlagwerke der Uhr völlig unabhängig und wird selbständig durch ein Gewicht oder eine Feder getrieben. Nur besteht zwischen beiden eine Verbindung in der Art, daß das Uhrwerk in den vorausbestimmten Zeitpunkten das Spielwerk auslöst, d. h. seine Triebkraft in Freiheit setzt, worauf es sogleich zu spielen anfängt und so lange fortfährt, bis am Ende des Musikstücks eine Arretirung einfällt und das Spielwerk wieder zum Stillstehen bringt. Die Carillons werden hauptsächlich in der Schweiz verfertigt.

Spielwaaren sind der Gegenstand eines besondern Zweigs der Holzarbeiten und von größerer Wichtigkeit, als man auf den ersten Anblick hin denken sollte, wenn man den Preis der einzelnen Stücke betrachtet, der oft kaum einige Pfennige beträgt. Nürnberg war von jeher berühmt in diesem Industriezweige und verdankt einen großen Theil seines Reichthums diesem Handel. Außerdem werden aber auch auf dem Schwarzwalde, in dem sächs. Erzgebirge, in Berchtesgaden und in Thüringen (Sonneberg) dergleichen Artikel in großer Menge und von vorzüglicher Güte verfertigt. Ausgezeichnet sind die schwarzwälder und tiroler geschnitzten Thiere und menschlichen Figuren, die sehr oft, trotz ihres billigen Preises, in der That einen Kunstwerth haben. In neuerer Zeit sind die S. bedeutend vorgeschritten und mitunter, namentlich die in Wien und Nürnberg gefertigten, ebenso geschmackvoll als künstlich, da manche nach Art der Automaten zusammengesetzt sind. Bei der Anfertigung der S. wird oft ein sehr sinnreiches Verfahren angewendet, um dergleichen Sachen fabrikmäßig in Menge zu fertigen.

Spierstrauch, s. Spiraea.

Spieß (Christian Heinr.), einer der fruchtbarsten deutschen Romanschreiber, der Repräsentant des Rittergeschmacks des 18. Jahrh., geb. 1755 zu Freiberg in Sachsen, war eine Zeit lang Schauspieler und starb als Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Bezdiekau in Böhmen 17. Aug. 1799. Anfangs schrieb er Schauspiele, später mehr Romane. Das erste Glück, aber auch ein entscheidendes, machte er durch sein Schauspiel «Klara von Hoheneichen» (1790), in welchem die tugendhafte Heldin flucht und weint, rast und liebt, und ein Bösewicht fünf Acte lang seine eigene Ruchlosigkeit bewundert, bis er endlich von allen übrigen Personen die gehörige Strafe leidet. Seitdem lieferte er jede Messe mehrere Bände. An Mannichfaltigkeit der Vorgänge ließ er es in seinen vielgelesenen Producten nicht fehlen; aber nach und nach bemerkte man mehr und mehr die Oberflächlichkeit und poetische Dürftigkeit, je nachlässiger er das Publikum zu behandeln anfing. Ein bedeutendes Talent der Erfindung und eine schöpferische Phantasie sind ihm nicht abzusprechen, wie dies z. B. sein «Mäusefallen- und Hechelnkrämer», sein «Alter überall und nirgends», seine «Zwölf schlafenden Jungfrauen», das «Petermännchen», der «Löwenritter» beweisen; dieses Talent aber war ein durchaus unausgebildetes, daher die größte Unbehülflichkeit in der Anordnung seiner Stoffe und selbst in der sprachlichen Darstellung herrscht. Hierzu kam noch das unbedingte Hingeben an den Geschmack der großen Menge und die fast zur mechan. Fertigkeit herabsinkende Vielschreiberei. Doch findet S. in Leihbibliotheken immer noch Leser, und einzelne seiner Romane sind sogar neu gedruckt worden. Vgl. Appell, «Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik» (Lpz. 1859).

Spießglanz, s. Antimon.

Spießruthenlaufen, richtiger Spitzruthen- oder Gassenlaufen, ist eine angeblich von Gustav Adolf von Schweden eingeführte, seit mehrern Jahrzehnten aber in keiner Armee mehr vorkommende Militärstrafe, bei welcher der Verbrecher, bis auf den Gürtel entkleidet, durch eine Gasse von 100—300 Mann von einem vor ihm gehenden Unteroffizier sechs- bis zwölfmal auf- und abgeführt wurde und von jedem Soldaten einen Hieb mit einer weidenen Ruthe auf den Rücken erhielt. Die Strafe wurde für Desertion, Wachvergehen, Spiel, Trunkenheit u. s. w. verhängt, und war grausam, da sie nicht selten den Tod oder doch Zerstörung der Gesundheit zur Folge hatte. Sie wurde unmenschlich, wenn sie sich zwei, auch wol gar drei Tage hintereinander wiederholte und der Unglückliche, zum Gehen nicht mehr fähig, durch die Gasse getragen wurde. Der Commandeur der Executionsparade ritt außerhalb der Gasse auf und

ab, um das strenge Vollziehen der Strafe zu überwachen; der Adjutant zählte die gemachten Gänge, und die Tambours schlugen an beiden Enden der Gasse, um das Geschrei des Delinquenten zu übertönen.

Spike, s. Lavendel.

Spillgeld, s. Nadelgeld.

Spillmagen, s. Cognaten.

Spinat (Spinacia), eine zur 22. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Chenopodeen gehörende Pflanzengattung, welche zweihäusige Blüten trägt. Die männlichen Blüten bestehen aus einer vier- bis fünfblätterigen Blütenhülle und vier bis fünf Staubgefäßen, die weiblichen aus einer bauchig-röhrigen, in zwei bis vier Zipfel gespaltenen Hülle und einem Fruchtknoten mit vier Griffeln. Die kleine, einsamige Frucht (ein Nüßchen) ist hart und zum Theil mit der stehenbleibenden Blütenhülle verwachsen. Der S. stammt aus dem Orient und kam durch die Araber nach Spanien, von wo er sich weiter nach Europa verbreitete. Man cultivirt allgemein zwei Arten, den gemeinen S. (S. oleracea) und zwar in zwei Varietäten, nämlich mit ungehörnter Frucht und mit Früchten, welche zwei bis vier stachelartige Hörnchen tragen, und den holländischen S. (S. glabra Mill.), welcher bis 2 F. hohe, kahle, gefurchte Stengel treibt und große (bis 6 Zoll lange und bis 2 Zoll breite) länglich-eiförmige, am Grunde pfeilförmige Blätter hat. Beide Arten sind einjährige Pflanzen, können aber durch Herbstaussaat in zweijährige umgewandelt werden (Winterspinat). Der im Frühlinge und während des Sommers ausgesäete (Sommerspinat) schoßt bald in die Blüten und wird dann rasch hart und gelb. Der S. gibt ein beliebtes und gesundes Gemüse, welches zwar wenig nährt, aber auch nur schwache Verdauungskräfte erfordert und demnach sich besonders zur Krankenspeise eignet, zumal da er zugleich erweichend und den Stuhlgang befördernd wirkt. Das Mehl der Samen soll ein nahrhaftes Brot geben. In Ostindien wird auf gleiche Weise der viermännige S. (S. tetrandra Stev.) angebaut und sehr geschätzt. Der sog. neuseeländische S. (Tetragonia expansa Ait.) ist eine Pflanze aus der Familie der Ficoideen, welche aus Neuseeland stammt, woselbst das Kraut allgemein als Gemüse gegessen und auch als antiskorbutisches Mittel angewendet wird. Auch in Deutschland wird diese durch vielverzweigte, niedergebeugte, geflügelte Stengel und dicke, delta- oder rautenförmige, mit kleinen Bläschen bedeckte Blätter ausgezeichnete Pflanze öfters in Gärten gezogen und wie S. als Gemüse gegessen, ja von manchen dem gemeinen S. noch vorgezogen, weil ihr Geschmack etwas kräftiger ist. Was man als englischen S. bezeichnet, ist eine Art des Ampfer (s. d.).

Spindelbaum, s. Evonymus.

Spindler (Karl), beliebter deutscher Romanschriftsteller, geb. 16. Oct. 1796 zu Breslau, erhielt seine Erziehung zu Strasburg, wo sein Vater als Organist am Münster angestellt worden war. Nachdem er Strasburg, um dem franz. Militärdienste zu entgehen, verlassen, lebte er im Hause eines Oheims, eines Landpfarrers bei Augsburg, ging aber dann zum Theater über, bei dem er längere Zeit blieb. Inzwischen hatte er mit dem Roman «Eugen von Kronstein» (2 Bde., Konstanz 1824), einem zwar noch unreifen aber talentvollen Versuch, seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen, der er sich bald ausschließlich zuwandte. S. lebte in Hanau, Stuttgart und München, seit 1832 aber in Baden-Baden, wo er sich angekauft hatte. Er starb 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach. Seinen literarischen Ruf begründete S. mit den Romanen «Der Bastard» (3 Bde., Zür. 1826; 2. Aufl. 1829), einer Sittengeschichte aus dem Zeitalter Kaiser Rudolf's II., «Der Jude» (4 Bde., Stuttg. 1827), welcher die sittlichen Zustände aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh. schildert, und «Der Jesuit» (3 Bde., Stuttg. 1829), einem Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des 18. Jahrh. Diesen Hauptwerken, in denen er ein glänzendes Erzählertalent bekundet, ließ er noch eine große Anzahl anderer Romane und Erzählungen folgen, die jedoch, etwa mit Ausnahme von «Der Invalide» (5 Bde., Stuttg. 1831), einen dauernden Beifall nicht fanden. Viele seiner kleinern Novellen enthält das von ihm herausgegebene Taschenbuch «Vergißmeinnicht» (seit 1830). S.'s «Sämmtliche Werke» (Stuttg. 1831—54) umfassen nicht weniger als 102 Bände.

Spinell oder Ceylanit heißt ein Edelstein, welcher lebhaft glasglänzend, durchsichtig mit einfacher Strahlenbrechung bis undurchsichtig, auf dem Bruche flach-muschelig, sehr hart und schwer ist und aus Thon, Kiesel, Talk, Eisen- und Chromoxydul besteht. Er kommt in Krystallen, deren Grundform ein regelmäßiges Octaëder ist, und auch in abgerundeten Körnern vor, und seine Härte ist = 8,0, sein specifisches Gewicht = 3,5 bis 3,8. Man findet ihn in Ceylon, Pegu, am Vesuv, bei Montpellier, in Schweden, Mähren und Sibirien. Nach der

Färbung und Durchsichtigkeit werden mehrere Arten unterschieden: 1) **Rother S.** ist karmin- bis blut- und rosenroth, auch gelblichbraun, violett und indigblau und durchsichtig mit sehr lebhaftem Glasglanze. Diese Art ist sehr geschätzt und steht im Preise den farbigen Diamanten gleich. Der rothe wird Rubin (s. d.), der gelblichrothe **Rubicell** und der ins Blaue stechende **Alamandin** genannt. 2) **Schwarzer S.**, **Pleonast** oder **Ceylanit** ist sammtschwarz, selten ins Bräunlich- und Grünlichschwarze stechend, durchscheinend bis undurchsichtig. 3) **Blauer S.** ist blau, ins Graue, Weiße und Röthliche stechend, meist nur schwach durchscheinend. 4) **Chlorospinell** (bei Slatust gefunden) ist glasgrün, an den Kanten durchscheinend.

Spinello (Aretino), ein Maler aus Arezzo, zu den Nachfolgern Giotto's gehörend, wirkte im 14. und den ersten Jahren des 15. Jahrh. Seine Werke zeigen eine strenge, großartige, mitunter leidenschaftliche Auffassung; die Ausführung ist ungleich, öfters flüchtig. Zu seinen hauptsächlichen Arbeiten gehören die Scenen aus dem Leben des heil. Benedict in San-Miniato zu Florenz, die noch erhalten sind, geistvolle Compositionen von lebendigster Charakteristik und in diesem Betracht dem Besten aus der ganzen Schule Giotto's zuzurechnen. In dem berühmten Campo-santo zu Pisa sind von ihm die Geschichten des Ephesus und Potitus, und in dem Stadthause zu Siena malte er die Geschichten des Zwiespalts zwischen Kaiser Friedrich I. und Papst Alexander III., bis zu der Demüthigung des Kaisers. Der Sturz der bösen Engel, eine der schönsten Compositionen S.'s, die er zu Sta.-Maria degli Angioli in Arezzo malte, ging mit dieser Kirche zu Grunde; erhalten ist sie im Stich in Lasinio's Sammlung altflorent. Gemälde. Bald nach der Vollendung dieses Bildes starb S., nach der Sage geistesabwesend aus Entsetzen über die Erscheinung des Teufels, in welche er sich hineinphantasirt hatte.

Spinett (ital. spinetto, franz. épinette), auch **Virginal** genannt, ein veraltetes Klaviatur-Saiteninstrument, von kleiner vier- oder dreieckiger, dem Klavichord ähnlicher Gestalt und gleich diesem mit dünnen Messingsaiten bezogen, doch hinsichts der Klangerzeugungsart von ihm abweichend. Die Saiten wurden nämlich nicht durch Tangenten intonirt, sondern nach Art des alten Flügels oder Klavicembal durch Stückchen Rabenkiele geschnellt. Gemeinhin waren die Saiten des S. nur einchörig, von der rechten zur linken Seite hingespannt und eine Quinte oder Octave höher gestimmt als beim Klavier oder Flügel. Der Umfang des S. betrug selten mehr als drei Octaven; doch hatte man es auch größer. Den Namen Virginal führte es in England und auch in den Niederlanden.

Spinnen, eine Unterordnung in der Klasse der Spinnenthiere oder Arachniden (s. d.), haben einen ungegliederten, mehr oder minder eiförmigen Hinterleib, welcher durch einen kurzen Stiel an das Kopfbruststück befestigt ist, zweigliederige Oberkiefer, deren klauenförmiges Vorderglied eingeschlagen werden kann, acht siebengliederige, mit zwei oder drei Endkrallen bewehrte Füße und sechs bis acht einfache Augen. Die Gestalt ist im ganzen bei allen ziemlich dieselbe und die Haut gewöhnlich dünn und weich, nur bei einigen ausländischen hart, wie bei der Stachelspinne (Plectane). Die Größe wechselt von 5 Zoll bei den größten Vogelspinnen bis 2—3 Linien bei den kleinsten S. anderer Gattungen. An der Wurzel der Oberkiefer liegt ein Gift bereitendes Säckchen, dessen Ausgangskanal sich in das sehr harte und spitze Endglied des Oberkiefers fortsetzt; dieses Gift dient, die gefangenen Insekten durch den Biß sogleich zu lähmen oder zu betäuben. Die acht Füße der S. sind höchst eigenthümlich gebildet und mit, bei allen Arten verschiedenen Haken, Kämmen und Bürsten versehen, die zum Spinnen und Glätten des Fadens benutzt werden. Am Hinterleibe liegen die nur bei den Gewebespinnen vollständig ausgebildeten Spinnwarzen, vier bis sechs warzenförmige Vorsprünge, auf welchen die Spinndrüsen durch feine Oeffnungen münden. Dem Menschen können nur wenige ausländische Arten durch ihren Biß schaden, denn was von dem Bisse der südeurop. Tarantelspinnen erzählt wird, ist bloße Fabel; wol aber erregt der Biß der großen Vogelspinnen bedeutenden Schmerz und auch Fieber, ohne jedoch lebensgefährliche Folgen nach sich zu ziehen. Man theilt die S. in zwei Familien, die Vierlunger, mit vier äußerlichen Luftlöchern und vier Lungensäcken, und die Zweilunger, mit zwei äußerlichen Luftlöchern und zwei Lungensäcken. Zu den erstern, die nur vier Spinnwarzen haben, womit sie röhrenförmige Gehäuse, zum Theil in der Erde, spinnen, gehören die Vogelspinnen (Mygale), die Riesen der Ordnung, und die in dem südl. Europa lebenden Mauerspinnen (Cteniza); die letztern, welche sechs Spinnwarzen haben, zerfallen in die **Weberspinnen**, welche ein mehr oder minder bedeutendes Gewebe spinnen, und die **Jagdspinnen**, welche ihre Beute im Laufe oder Sprunge erhaschen. Die Gewebe der S. sind übrigens sehr verschieden, aus concentrischen, über ausgespannte Strahlen laufenden Kreisen gebildet bei der Kreuzspinne, seidenartigen Röhren ähnlich bei den Röhrenspinnen, kegel- oder glockenförmig bei

den Trichterspinnen, kleine enge Säckchen bildend, welche zur Wohnung dienen, bei den Zellenspinnen, das Innere von Erdlöchern und Felsenspalten auskleidend bei den Tapezierspinnen und aus langen, einzelnen, unverbundenen Fäden bestehend bei den Krabbenspinnen. Das Gewebe der S., besonders dasjenige, welches die Eier umgibt, hat man zwar zur Weberei zu benutzen versucht, jedoch ohne praktischen Nutzen. Man bedient sich jetzt der Spinnenfäden nur noch zu Mikrometern in astron. Fernröhren, da sie sehr fein sind, denn erst 14000 zusammengedreht würden die Dicke eines starken Zwirnfadens haben.

Spinnerei und Spinnmaschinen. Spinnen nennt man dasjenige Verfahren, mittels dessen faserige Stoffe durch Drehung zu einem fortlaufenden Faden verbunden werden; doch hat man den Ausdruck Spinnen auch uneigentlich auf das Ausziehen feiner Metall- und Glasfäden angewendet. Ursprünglich und seit den ersten Zeiten geschah das Spinnen mit der Hand, indem man den Flachs u. s. w. auf einen Wocken wickelte, mit der Hand einen Faden daraus zog, diesen mittels einer daran hängenden, zwischen den Fingern geschnellten Spindel zusammendrehte und schließlich auf dieselbe Spindel aufwickelte. Noch jetzt findet man dies Verfahren in einigen Ländern, z. B. in Italien, überhaupt im Süden von Europa. Um 1530 erfand der deutsche Steinmetz Jürgens in Nürnberg das Spinnrad, wie es, einige geringe Verbesserungen abgerechnet, noch jetzt bei uns gebräuchlich ist. Durch Jahrhunderte kannte man nur diese beiden Verfahrungsarten, und das Garn der Spindel wird zu manchen Zwecken noch gegenwärtig dem auf dem Rade erzeugten vorgezogen, weil der Faden weicher und geschmeidiger ist. Das Garn, welches die Hindu auf der Spindel erzeugen, hat bisjetzt noch weder durch auf dem Rade gesponnenes noch durch Maschinengespinst an Gleichmäßigkeit und Feinheit übertroffen werden können. Der ungeheuere Bedarf an Gespinst und die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Händen, welche sich diesem Geschäfte widmen können, machte im 18. Jahrh. den Wunsch rege, die Maschinenkraft auf den Spinnproceß anzuwenden. Die Baumwolle bot sich dazu am bequemsten dar, und erst später gelang es, auch Wolle und endlich Flachs auf Maschinen zu spinnen. Das Resultat dieser Bemühungen war die 1767 von Rich. Hargreaves erfundene Spinning jenny, welche anfangs auf 8, später aber auf 80 Spindeln spann, noch ziemlich roh war und von Menschenhand betrieben wurde. Erst Rich. Arkwright (s. d.) gelang es, in seinem Spinning frame (Spinnrahmen) eine Maschine darzustellen, welche, mittels Wasserkraft betrieben (daher der Name Water-, d. h. Wassermaschine), eine große Menge Baumwollfäden insoweit selbständig und von großer Feinheit und Gleichheit lieferte, daß die menschliche Handarbeit nur in Anlegung des Spinnstoffs und in der Wiederanknüpfung etwa zufällig abgerissener Fäden bestand. Arkwright's Spinnrahmen ist noch jetzt allgemein unter Gestalt der etwas veränderten Drosselmaschine in Anwendung. Die 1775 von Crompton erfundene Mule jenny liefert zwar weniger Gespinst in derselben Zeit, hat aber einen so leichten und gleichmäßigen Gang, daß man darauf das allerfeinste Garn spinnen kann. Ueberhaupt bestehen also, nach ihrer Grundeinrichtung unterschieden, drei Gattungen oder Systeme von Spinnmaschinen: die Jenny, neuerlich verbessert als Cylindermaschine, für gekrämpelte Wolle; die Mule für Baumwolle und gekämmte Wolle; die Water- oder Drosselmaschine für Baumwolle, gekämmte Wolle und Flachs. Außer der eigentlichen Spinnmaschine sind jedoch, um das Material vorzubereiten, noch eine Anzahl von Hülfsmaschinen nöthig. Dahin gehören die Reinigungsmaschinen, die Wattenmaschinen, welche das Material ordnen, die Kratzmaschinen, welche die Fasern der Länge nach legen und zu Bändern formen, die Doublirmaschinen, welche mehrere Bänder verbinden und mittels geringer Drehung zu dicken Fäden bilden, die Vorspinnmaschinen, welche die ersten Fäden langziehen und ihnen sehr wenig Drehung geben, und endlich erst die Feinspinnmaschinen, welche den vollendeten Faden liefern. (S. Garn.) Bei der Wolle kommen noch andere Maschinen in Gebrauch, welche das ursprünglich krause Haar glätten, je nach deren Anwendung man die Streichwolle und die Kammwolle unterscheidet, während beim Flachs die Faser erst gehechelt werden muß. Die Maschinenspinnerei im allgemeinen hat so unberechenbare Vortheile, daß sie sich sehr bald über die ganze civilisirte Welt verbreitete, und die Zahl der Spindeln, welche durch Elementarkraft betrieben werden, grenzt fast ans Unglaubliche. England und Nordamerika sind die Hauptpunkte dieses Betriebs. Doch sind auch Frankreich, die Schweiz und Deutschland nicht zurückgeblieben, und das deutsche Product gibt dem englischen in der Güte nichts nach, obschon es nur mit großer Mühe sich gegen die durch das ungeheuere Betriebskapital und die Wohlfeilheit des Rohstoffs ungemein begünstigte Concurrenz Englands aufrecht erhalten kann. In Frankreich wurde die Maschinenspinnerei durch den Minister Calonne 1787 eingeführt, und in Rouen, Paris, St.-Quentin, Lille, Amiens, Louviers, Mühlhausen, Lyon

und Montpellier sind die bedeutendsten Spinnereien. Die Schweiz liefert gutes Garn; doch bezieht man die feinsten Sorten zum Theil noch aus England. Unter den deutschen Staaten zeichnet sich Oesterreich durch seine Spinnereien namentlich in der Nähe von Wien aus, wo sich sehr bedeutende derartige Anlagen finden; auch Böhmen hat mehrere sehr umfangreiche Etablissements in diesem Industriezweige. In Preußen sind die Rheingegenden und das Herzogthum Sachsen die Hauptbezirke für die Baumwollspinnerei, obschon es auch in den übrigen Theilen des Reichs, namentlich in Schlesien, nicht daran fehlt. Im Königreiche Sachsen wurde die Maschinenspinnerei zuerst durch Bernard in Chemnitz eingeführt; doch dauerte es lange, ehe die Sache in Aufnahme kam. Vgl. K. H. Schmidt, «Lehrbuch der Spinnereimechanik» (Lpz. 1857).

Spinōla (Ambrosius, Marquis), einer der großen Feldherren, die unter Philipp's II. und Philipp's III. Regierung in dem Kriege mit den aufgestandenen Niederlanden und im Anfange des Dreißigjährigen Kriegs den Ruhm der span. Waffen aufrecht hielten, wurde zu Genua 1569 geboren. Sein Bruder, Friedrich S., war Befehlshaber der an der niederländ. Küste aufgestellten Flotte und bewog ihn, gegen Ende des 16. Jahrh., 9000 Mann alter ital. und span. Truppen nach den Niederlanden zu führen. Nach Art der alten ital. Condottieri (s. d.), die für eigene Rechnung Truppen zusammenbrachten, war S. unter der Bedingung bereit dazu, daß er die Besoldung seiner Schar selbst besorge und dann auf die span. Staatskassen anweise. Dieser Umstand sicherte ihm in einer Zeit, wo die Kriegszucht zunächst durch richtige Bezahlung der Truppen bedingt war, den Erfolg, der ihn in kurzer Zeit so berühmt machte. Wenn im ganzen span. Heere Meuterei und Aufruhr wütheten, so waren seine 9000 Wallonen Muster des Gehorsams und der Ordnung. Ostende, vor dem Erzherzog Albrecht länger als zwei Jahre gelegen, fiel vermittels dieser tüchtigen Scharen S. 1604 in die Hände, nachdem es sich drei Jahre und zwei Monate vertheidigt hatte. Als Steinhausen zwar nahm er es ein, allein sein Ruhm erscholl durch ganz Europa, das auf diese Belagerung unverwandten Blicks geschaut hatte. Gegen 100000 Mann waren vor den Wällen dieser Seestadt gefallen. S. eilte nach Madrid, dem Könige Philipp III. Bericht von dem Zustande des span. Heeres abzustatten, und brachte volle Gewalt mit, den Unordnungen desselben zu steuern. Er wurde zum Oberbefehlshaber aller span. und ital. Truppen ernannt, die in den Niederlanden standen. Er begann nun den Kampf mit seinem würdigen Gegner, dem Prinzen Moritz (s. d.) von Oranien, der ihn jedoch, als er ihn durchschaut, allerdings von fernern Fortschritten abhielt. Keiner vermochte einen entscheidenden Vortheil über den andern zu erlangen. Endlich bewirkte eine entscheidende Seeschlacht in Gibraltars Nähe, wo 1607 die ganze span. Flotte durch den holländ. Admiral Heemskerk zu Grunde ging, daß der madrider Hof zu einem Waffenstillstande die Hand bot, den S. 1609 mit Moritz auf zwölf Jahre im Haag abschloß. Als derselbe 1621 zu Ende ging, begann er aufs neue sich mit Moritz zu messen, nachdem er schon 1620 bei Mainz über den Rhein gegangen und den ganzen Strich Landes nach Holland zu für das Kaiserhaus erobert hatte. Moritz starb unter den Anstrengungen, seinen Gegner zur Aufhebung der Belagerung von Breda zu zwingen; aber auch S. war durch die sumpfige Luft bedenklich krank geworden. Endlich nach einer zehnmonatlichen Belagerung öffneten sich ihm im Mai 1625 die Thore. S. gewährte der tapfern Besatzung freien Abzug. Es war indessen seine letzte große Waffenthat. Seine Gesundheit nöthigte ihn, den Befehl niederzulegen. Zwar trat er noch einmal 1630 in Italien auf, wo er die Feste Casale erobern wollte. Die Hindernisse, die er von Madrid aus erfahren mußte, erweckten ihm aber so viel Verdruß, daß er noch im nämlichen Jahre starb.

Spinoza oder Spinosa (Baruch, lat. Benedict), Philosoph, geb. zu Amsterdam 24. Nov. 1632, stammte aus einer jüd. Familie, die sich aus Portugal nach Holland gewendet hatte. Er genoß den gewöhnlichen Unterricht der Rabbiner. Seine religiösen Ansichten entfernten sich aber frühzeitig von den jüd. Satzungen, und nachdem mehrere Versuche, ihn wieder an die Synagoge zu knüpfen, gescheitert, kam es dahin, daß er durch die strengste Form des Bannes, die der Synagoge zu Gebote stand, aus der Judengemeinde ausgestoßen wurde. Er nahm dies gleichmüthig auf und schloß sich später niemals als Mitglied einer bestimmten religiösen Gemeinde an. Bei einem holländ. Arzt, van den Ende, lernte er Griechisch und Lateinisch. Ein zärtliches Verhältniß zu dessen Tochter zerschlug sich wieder, und S., der dem Versuche eines von seinen frühern Glaubensgenossen angestifteten Meuchelmordes glücklich entging, widmete sich von nun an gänzlich der Philosophie, für deren Studium er hauptsächlich in den Schriften des Cartesius Nahrung fand. Um sich seine Subsistenz zu sichern, lernte er das Schleifen optischer Gläser. Das wissenschaftliche Studium der Optik, welches er mit dieser Beschäftigung verband, brachte

ihn mit mehrern Physikern und Naturforschern seiner Zeit in Verbindung. Sein Aufenthalt war, nachdem es den Juden gelungen, bei dem Magistrate von Amsterdam auf einige Monate seine Verbannung zu erlangen, ziemlich unstet. Er bezog erst das Landhaus eines Freundes, ging dann nach Rheinsburg bei Leyden, darauf nach Voorburg bei Haag, bis er endlich nach einigen Jahren auf Bitten seiner Freunde sich im Haag selbst niederließ. Selbst nach dem Zeugniß seiner Feinde war S. höchst nüchtern und mäßig, ordentlich und haushälterisch, im Umgange sanft und ruhig, stets gleichmüthig, unausgesetzt fleißig und gegen äußere Vergnügungen gleichgültig. Oft verließ er monatelang seine Wohnung nicht. Auch bewies er sich als uneigennütziger Charakter. Als sein Freund Simon de Vries ihm ein Geschenk von 2000 Fl. und ein bedeutendes Vermächtniß anbot, erinnerte er denselben an seinen Bruder und setzte einen Jahrgehalt von 500 Fl., welchen jener ihm aussetzte, auf 300 Fl. herab. Ebenso überließ er seiner Schwester die ihm gerichtlich zugesprochene väterliche Erbschaft bis auf ein Bett, welches er behielt, um wenigstens sein Recht zu behaupten. Als sein Name bekannter wurde, erhielt er unter Zusicherung voller Lehrfreiheit von dem Kurfürsten von der Pfalz einen Ruf als Lehrer der Philosophie an die Universität zu Heidelberg. Doch schlug er das Anerbieten aus, weil er nicht wisse, wie weit sich diese Lehrfreiheit erstrecken werde, und er auf keinen Fall andern einen Anstoß geben wolle. S. starb 21. Febr. 1677 an der Schwindsucht. Die Hauptquelle über sein Leben ist die sehr befangene Biographie von Colerus (holländ. 1698; franz. 1706; deutsch 1733); außerdem haben es Lucas (Amsterd. 1719), Diez (Deff. 1783) und Philipson (Braunschw. 1790) beschrieben. Von seinen Schriften hat S. selbst nur zwei herausgegeben: «Renati Cartesii principia philosophiae» (1663), wozu die «Cogitata metaphysica» den Anhang bilden, eine Darstellung der Cartesianischen Philosophie, und den «Tractatus theologico-politicus» (1670), in welchem er den Begriff der Offenbarung sowie den Ursprung und die Authentie der Bücher des Alten Testaments einer Kritik unterwirft und die Denkfreiheit gegenüber der positiven Religion vertheidigt, weil Philosophie und Religion zwei ganz heterogene Dinge seien. Viele Sätze, welche der Rationalismus des 18. Jahrh. geltend machte, finden sich hier schon bestimmt ausgesprochen. Nach seinem Tode gab der Arzt Ludw. Meyer seine «Opera posthuma» (1677) blos mit der Bezeichnung B. d. S. heraus. Sie enthalten außer einer hebr. Grammatik das Hauptwerk des S., die «Ethica ordine geometrico demonstrata», den «Tractatus politicus», die Abhandlung, «De intellectus emendatione», die beiden letztern unvollendet, und eine Anzahl sehr werthvoller Briefe. Vollständige Sammlungen seiner Schriften besorgten Paulus (2 Bde., Jena 1802—3), Gfrörer (Stuttg. 1830) und Bruder (3 Bde., Lpz. 1843—46).

Die Lehre des S. hat auf die Gestaltung der deutschen Philosophie nach Kant einen großen Einfluß geübt, und S. hat das Schicksal gehabt, in neuerer Zeit ebenso urtheilslos gepriesen und bewundert worden zu sein, als er früher verdammt und verketzert wurde. Sein System ist ein Pantheismus, der auf der Consequenz beruht, mit welcher S. den Cartesianischen Begriff der Substanz geltend macht, und dessen Gestaltung durch den Cartesianischen Dualismus zwischen Denken und Ausdehnung bedingt ist. Vgl. H. Ritter, «Ueber den Einfluß des Cartesius auf die Ausbildung des Spinozismus» (Lpz. 1816); Sigwart, «Ueber den Zusammenhang des Spinozismus mit der Cartesianischen Philosophie» (Tüb. 1816). Der Mittelpunkt des Systems ist der Satz: Es gibt nur eine unendliche Substanz (Gott) mit unendlichen Attributen, von denen der Mensch nur zwei, nämlich das Denken und die Ausdehnung, erkennen kann. Aus der Unendlichkeit der einen Substanz muß Unendliches auf unendliche Weise folgen, und zwar mit Nothwendigkeit, daher der Zweckbegriff vollkommen wegfällt und unter die Vorurtheile des menschlichen Verstandes gerechnet wird. Gott oder die eine, untheilbare Substanz ist die innere (immanente), nicht äußere (transiente) Ursache alles dessen, was ist und geschieht: frei, insofern sie nur nach den Gesetzen der eigenen Natur handelt; die Welt ist die Selbstdarstellung Gottes, die keine andere sein kann, als sie ist. Das Endliche ist eine beschränkte, begrenzte Modification der Attribute Gottes, die Körper des Attributs der Ausdehnung, die Geister des Attributs des Denkens. Die Frage, wie die Endlichkeit in das Unendliche komme, berührt S. gar nicht: die einzelnen endlichen Dinge werden einfach empirisch angenommen. Zwischen den Modificationen des Denkens und der Ausdehnung besteht kein ursachlicher Zusammenhang, sondern ein vollkommener Parallelismus, darin gegründet, daß beide Attribute Attribute einer und derselben Substanz sind. Jedes endliche Ding kann daher auf doppelte Weise angesehen werden, theils insofern es in andern endlichen Modificationen desselben Attributs gegründet ist, theils insofern es eine Modification der unendlichen Substanz ist. Die erstere Art der Erkenntniß ist unangemessen (inadäquat), die zweite, welche die Dinge unter dem Ge-

sichtspunkte ihrer Ewigkeit (sub specie aeternitatis) auffaßt, ist adäquat, die eigentlich philosophische, welche in allen den mannichfaltigen Gestalten des Unendlichen immer dieses selbst erkennt. Der Geist (mens) ist die Gesammtheit der Modificationen der denkenden Substanz, welche der Reihe der Veränderungen eines modus der ausgedehnten Substanz, nämlich dem menschlichen Leibe entsprechen; Begehrungen, Neigungen, Affecte und Leidenschaften sind Darstellungen der Natur des Geistes, der wie jedes andere Ding sich in seinem Sein und Wirken zu erhalten strebt. Was diesem Streben angemessen ist, ist gut, was ihm zuwiderläuft, ist übel und bös; die erste Tugend ist, sich in seinem Sein erhalten. Das, was dem Wesen des Geistes am angemessensten ist, ist das Erkennen; die höchste Tugend ist daher die Erkenntniß Gottes, d. h. der Einheit alles Unendlichen. Liebe ist die Freude über unser eigenes Wohl, insofern dieselbe von dem Gedanken an etwas außer uns als dessen Ursache begleitet wird. Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern diese selbst, und nicht deshalb sind wir selig, weil wir unsere Affecte bändigen, sondern dadurch, daß wir selig sind, wird es uns möglich, unsere Affecte zu bändigen. Die Liebe zu Gott ist der Ausdruck des Wohlgefühls, welches uns aus seiner Erkenntniß zuwächst. Eigentlich ist die Liebe des Menschen zu Gott die unendliche Selbstliebe, mit welcher Gott sich selbst liebt, nicht insofern er unendlich ist, sondern insofern er sich in der Form des menschlichen Geistes darstellt. Mit vollkommener Deutlichkeit tritt der Mangel jeder von der Begehrung unabhängigen Bestimmung über den sittlichen Werth oder Unwerth des Wollens in der Rechtslehre des S. hervor. Macht ist ihm Recht; jeder hat so viel Recht, als er Macht hat; was auch immer jeder nach den Gesetzen seiner Natur thut, thut er kraft seines Rechts, und Verträge und Versprechungen sind nur so lange gültig, als der, welcher sie brechen kann, es seinem Vortheile angemessen findet, sie nicht zu brechen. Der Staat ist daher dem S., wie dem Hobbes, nur der Nothbehelf gegen die Nachtheile, welche der uneingeschränkte Gebrauch seines natürlichen Rechts bei der Feindseligkeit der Menschen untereinander für jeden einzelnen, der allemal schwächer ist als die Gesammtheit der übrigen, herbeiführen würde; nur daß er nicht, wie Hobbes, eine unbedingte Unterwerfung unter die Macht im Staate verlangt, sondern die letztere warnt, den Gesammtvortheilen der ihr Unterworfenen nicht entgegenzutreten, weil in diesem Falle die letztern von ihrem natürlichen Rechte Gebrauch zu machen sich veranlaßt finden werden. Durch die leidenschaftslose Ruhe seiner Darstellung, durch die Freiheit von aller Rhetorik, durch die nüchterne Entschiedenheit, mit welcher er seine Sätze hinstellt, durch den scheinbar enggeschlossenen Zusammenhang seiner Beweise, endlich durch die großartige Resignation, mit welcher er die Dinge und Ereignisse nimmt, wie sie sind, und in allem, was ist und geschieht, eine Reihe von Naturerfolgen sieht, an denen sich nichts ändern läßt und über deren Werthunterschiede sich zu härmen für den denkenden Menschen sich nicht der Mühe lohne, hat S. auf sehr ausgezeichnete Geister bedeutenden Eindruck gemacht; er hat aber auch ebenso rücksichtlich seines sittlichen Standpunktes wie in Beziehung auf die Haltbarkeit seiner theoretischen Lehrmeinungen gründliche Kritiken erfahren. Vgl. F. H. Jacobi, «Ueber die Lehre des S. in Briefen an Mendelssohn» (Berl. 1785; und in Jacobi's «Schriften», Bd. 4); Herder, «Gott, einige Gespräche» (Gotha 1787), ein Versuch, die Lehre des S. der des Leibniz zu nähern; Sigwart, «Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert» (Tüb. 1839); van der Linde, «S., seine Lehre und deren erste Nachwirkungen in Holland» (Gött. 1862); van Vloten, «Baruch d'Espinoza, zyn leven en schriften» (Amsterd. 1862). Von besonderer Wichtigkeit für das Verständniß des S. und die nähere Einsicht in die Perioden seines Bildungsganges ist der neuaufgefundene «Tractatus de Deo et homine» geworden (herausg. von Vloten, Amsterd. 1862). Vgl. darüber Sigwart, «S.'s neuentdeckter Tractat» (Gotha 1866), und Trendelenburg, «Ueber die aufgefundenen Ergänzungen zu S.'s Werken» in den «Histor. Beiträgen zur Philosophie» (3. Bd., Berl. 1867). Eine deutsche Uebersetzung von S.'s «Sämmtlichen Werken» (5 Bde., Stuttg. 1841) besorgte Berthold Auerbach (s. d.), der das Leben S.'s auch zum Gegenstande zweier Romane wählte.

Spion heißt ein Kundschafter im Kriege, aus nichtmilitärischem Stande, der entweder für Geld gedungen oder aus eigenen Beweggründen, aus Volks- oder Parteihaß, Rache u. s. w. auf heimlichem Wege Nachrichten über den Feind, seine Verhältnisse, Stärke, Stellung, Absichten u. s. w. erspähen und bringen soll. Nicht blos Leute aus dem niedern Volk, sondern Personen aus den gebildeten Ständen, selbst vornehme Damen haben das Spioniren schon betrieben. An sich von der öffentlichen Meinung geächtet, von den Kriegsgesetzen im Betretungsfalle mit Erschießen oder einem ehrlosen Tode bedroht, sind S. in der Kriegführung doch unentbehr-

lich, und ein geschickt organisirtes, mit den reichsten Geldmitteln ausgestatte
wird immer große Vortheile bringen. Nur müssen die Nachrichten eines S.
genommen und geprüft werden, weil S. sich zuweilen beiden Parteien verdi
nutzt werden, den Gegner durch falsche Mittheilungen zu täuschen.

Spira (Johannes de) oder Johann von Speyer ist einer jener deut
welche nach der Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau 1462 ausw
Kunst in alle Länder Europas verpflanzten. Gewiß ist, daß er der erste war,
Venedig ausübte, wo sie eine so gedeihliche Pflege und Aufnahme fand, daß dor
200 Officinen sich gebildet hatten. Das erste Werk dieses geschickten Buchdru
samkeit in Venedig sich nur auf zwei Jahre beschränkt, sind die «Epistolae» des
ein Buch von höchster Seltenheit. Diesem folgte in demselben Jahre die n
«Historia naturalis» des Plinius, welche nur in 100 Exemplaren abgezogen
datirte Ausgabe des Tacitus, zugleich die Princeps dieses Schriftstellers, ist d
Blattziffern bezeichnete Buch. Ueber dem Druck der Schrift des Augustinus «
überraschte ihn der Tod. — Sein Bruder, Wendelin von S., führte sein
leistete, eine kurze Zeit in Geschäftsgemeinschaft mit Johann de Colonia, gl
liches. Zunächst vollendete er 1470 das Werk des Augustinus; in demselbe
den Virgil, 1471 die erste ital. Bibel nach der Uebersetzung von Niccolo M
Strabo u. s. w. Sein Name verschwindet nach dem J. 1477.

Spiraea, Spierstaude, Spierstrauch, eine artenreiche Pflanzengat
Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Rosacee
Doldentrauben oder Trugdolden gestellten Blüten sind regelmäßig und gew
sie bestehen aus einem röhrigen Kelch mit fünfspaltigem Saum, aus fünf kurzge
blättern und zahlreichen Staubgefäßen, welche auf dem Rande des Kelchschlun
und aus fünf Stempeln, aus denen mehrsamige Balgkapseln hervorgehen. Die
tung, der Mehrzahl nach Sträucher, sind über Nordamerika, Europa und Asi
haben einfache, aber selten ganze, meist hand- oder fiederförmig zertheilte Blä
Nebenblätter. Unter den einheimischen Arten ist namentlich S. Aruncus L.,
Spierstaude (Buttermilchblume), zu erwähnen, eine prächtige Staude mi
schnittigen, sehr großen Blättern und zahllosen kleinen, weißen, in eine gro
Rispe gestellten Blüten, welche bei dem einen Individuum weiblich, bei dem
sind. Diese Pflanze wächst an Bächen und Flüssen und in feuchten Thälern u
Gebirgsgegenden und wird auch oft als Zierpflanze cultivirt. Verbreiteter
Spierstaude (S. Ulmaria L.), welche sich überall an Ufern und auf nassen
auch Mädelsüß, Krampfkraut, Wurmkraut genannt wird. Sie hat bis 5 F. ho
brochene, fiedertheilige Blätter und weiße, in schirmförmige, unebene Trugdold
Ihr nahe verwandt ist die in Gärten häufig zur Zierde angepflanzte, durch
ausgezeichnete S. lobata Mass. aus Nordamerika. Unter den strauchigen
S. salicifolia L., der weidenblätterige Spierstrauch, die häufigste. D
Hecken verwendete und häufig verwildert vorkommende Art hat ruthenförm
beblätterte Aeste, keilig-lanzettförmige, gesägte Blätter und endständige,
Sträuße röthlichweißer oder hellrosenfarbener Blüten. Viele andere Spiersträ
ten stammen aus Nordamerika. Die am häufigsten angebaute dürfte der schne
Spierstrauch (S. opulifolia L.) mit dreilappigen, gestielten Blättern, ha
Doldentrauben und zuletzt rothen, glänzenden, aufgeblasenen Kapseln, welc
zwischen den Fingern ein knitterndes Geräusch erzeugen, sein, welcher oft ve
Eine sehr schöne, jetzt auch häufig cultivirte Art ist der filzblätterige
tomentosa L.) mit eilänglichen, gekerbten, oberseits schön dunkelgrünen, unt
gelbgeaderten Blättern und schön rosenrothen Blütensträußen. Sehr häufig
ten zu Hecken und Boskets benutzt der in Krain heimische ulmenblätteri
(S. ulmifolia Scop.), welcher eilanzettförmige, spitze, scharfgezähnte Blätter
Doldentrauben besitzt. Unter den asiat. Arten findet man den niedlichen har
Spierstrauch (S. hypericifolia Dec.) am häufigsten angebaut, seltener de
rigen Spierstrauch (S. sorbifolia L.). Beide Arten sind in Sibirien he

Spirale, Spirallinie oder Schneckenlinie nennt man eine krum
endlich viele Umläufe um einen bestimmten festen Punkt macht. Die einfa
vorkommende ist die Archimedische, welche Konon ersonnen und sein Zeitgenos

untersucht hat. Sie entsteht aus einem gegebenen Kreise dadurch, daß sich ein Halbmesser desselben dreht und auf demselben, oder einem Punkte seiner Verlängerung, sich so bewegt, daß sein Abstand vom Mittelpunkte immer dem vom Halbmesser beschriebenen Winkel proportional und zwar dem Halbmesser gleich ist, sobald der Halbmesser eine ganze Umdrehung vollendet hat. Der Halbmesser dreht sich aber auch nach derselben unaufhörlich herum, und nach zwei, drei, vier u. s. w. Umläufen ist der Abstand des beschreibenden Punktes vom Mittelpunkt der doppelten, dreifachen, vierfachen u. s. w. Länge des Halbmessers gleich. Verschieden von dieser S. sind die S. Fermat's, die logarithmische, hyperbolische oder reciproke (umgekehrte Archimedische) und parabolische S. Eine S. auf der Oberfläche eines Cylinders heißt eine cylindrische, wohin die Schraubenlinie gehört, auf einer Kegelfläche eine konische, auf einer Kugelfläche eine sphärische.

Spirdingsee, auch Schnardewiesee genannt, der größte See des preuß. Staats, auf der ostpreuß. Seenplatte, 400 par. F. über dem Meere, im Weichselgebiete gelegen und zu dem Kreise Johannisburg, geringerntheils zum Kreise Sensburg im Regierungsbezirk Gumbinnen gehörig, ist 1,86, mit seinen Seitenzweigen aber 2,14 Q.-M. groß, in seinem Hauptbecken von Nordosten gegen Südwesten 2¼ M. lang und von Norden nach Süden bis 1¼ M. breit und über 145 F. tief. Er umschließt drei Inseln oder Werder, darunter den bewohnten Spirdingswerder und den Teufelswerder, auf welchem das 1784 von Friedrich d. Gr. angelegte, später wieder abgetragene Fort Lyk stand. Die Nebenzweige des Sees sind im Nordosten der Eckersberger-, im Süden der Sexter-, im Südwesten der Warnold-, im Nordwesten der Lukneinensee, im Westen der zwischen Rhein und Wigrinnen gelegene, sehr lange Zweig, welcher im südl. Theile Beldahn-, im nördlichen (3 M. lang) das Rheinische oder Talterwasser heißt. Der S. erhält von Osten her den Abfluß des Arysees, von Westen durch den Beldahnsee den Kruttingfluß, der seinerseits die Wasser der sensburger Seegruppe sammelt und durch den Muckersee geht. Auch steht er im Norden mit dem Löwentin- und so mit dem 1,9 Q.-M. großen Angerburger- oder Mauersee in Verbindung, wie dieser wiederum mittels des Angerapp mit dem Pregel. Abflüsse hat der S. drei, alle nach Süden. Der eine, der 0,7 M. lange Johannisburger Kanal, führt durch den Biallolafker- und den Kesselsee zum Warschausee; der zweite geht aus dem Sextersee durch den Profolasker- und Pogobiensee zum Pischfluß; der dritte geht aus dem Beldahnsee in den Niedersee und vereinigt sich im Profolaskersee mit dem zweiten. Der genannte Pischfluß oder Pissek fließt gegen Süden, mündet bei Nowogrod in Polen in den Narew und stellt die Verbindung mit dem Bug und der Weichsel her. Allein bei der schon auf der Angerapp schwierigen Fahrt, den Untiefen der verbindenden Flußläufe und der Pissek selbst ist diese Verbindung zwischen Pregel und Narew von geringem Werth.

Spiritismus ist der moderne Ausdruck für den von Urzeiten her in der uncultivirten Menschheit festwurzelnden Glauben an die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Seelen Verstorbener durch Beschwörung und Zaubermittel. Je wilder und roher die Zustände der Menschheit sind, desto mehr pflegt dieser Glaube zu herrschen, welcher sich erst bei höhern Graden zunehmender Verstandesaufklärung mehr und mehr verliert. Am stärksten verbreitet ist er bei den wilden Völkern, aber auch das heidnische und jüd. Alterthum nebst dem Mittelalter sind seiner häufigen Spuren voll. Als man im vorigen Jahrhundert, als dem sog. Zeitalter der Aufklärung, diesen Glauben vollständig zu überwinden hoffte, erneuerte sich durch den vorgeblichen Geisterverkehr Swedenborg's (s. d.) sowie durch den thierischen Magnetismus, welchen Mesmer (s. d.) auf die Bahn brachte, der uralte Spuk mitten im Schose des aufgeklärten Europa ärger denn je. Insbesondere wurde während der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts durch magnetisirende Aerzte aus der Schule der Schelling'schen Naturphilosophie die öffentliche Aufmerksamkeit stark auf gewisse merkwürdige Erscheinungen des Dämonismus oder Besessenseins hingelenkt. Am meisten war es der weinsberger Arzt Justinus Kerner (s. d.), welcher sich aus der Beobachtung solcher Krankheitszustände eine hauptsächliche Lebensaufgabe machte und sowol in seiner Schrift «Die Seherin von Prevorst» eigene Beobachtungen beschrieb, als auch in seinem «Magikon» und andern Schriften die Beobachtungen anderer emsig sammelte. Zuletzt ist in der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts von Nordamerika aus zu all diesem Treiben das Tischrücken hinzugetreten, aus dem sich das Geisterklopfen (Klopfgeister) entwickelte. (S. Tischrücken und Geisterklopfen.) Daraus endlich entstand die Kunst der Psychographie, bei deren höchstem Grade das durch Geister inspirirte Medium einfach seinen Bleistift zur Hand nimmt, um blindlings niederzuschreiben, was ihm jene in die Finger dictiren. Es bildeten sich nun auch in Frankreich und Deutschland wißbegierige Gesellschaften zur Auskundschaftung des Jenseits. Lebensbeschreibungen längst verstorbener Personen, z. B. der berühmten Johanna

d'Arc, wurden nach deren eigenen Dictaten in den Druck gegeben, ihre Porträts aus Jenseits gezeichnet, dabei auch Gedichte und musikalische Compositionen seliger und unsel Geister dem Publikum zur Beurtheilung vorgelegt. Als literarische Ausgeburten dieser S sind bemerkenswerth: Cahagnet, «Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem W (aus dem Französischen von Neuberth, 2 Bde., Hildburgh. und Lpz. 1851); Hornung, «D Geheimnisse des Tages» (Lpz. 1857); M. Eliphas Levi, «La science des esprits» (1865); Epp, «Seelenkunde» (Manh. 1866). Obgleich die theoretische Unmöglichkeit e derartigen Geisterverkehrs keineswegs streng beweisbar ist, und deshalb unter den Denkern ge die gründlichsten, wie Kant und Lessing, sich immer am meisten vor einem dreisten Absprе in dieser Angelegenheit gehütet haben, so ist doch außer Zweifel, daß überall, wo sich ein sol Geisterspuk in geselligem Betriebe ans Licht der Oeffentlichkeit wagt, auf der Stelle alle schlimmen Folgen eintreten, welche theils lügenhafter Selbstbetrug, theils hinterlistiger Be anderer mit sich führen. Gewöhnlich fängt die Sache mit unbewußter Selbsttäuschung an endigt mit bewußter Mystification der leichtgläubigen Menge. Das hervorragendste Beispiel e ins Große getriebenen Betrugs dieser Art gab im vorigen Jahrhundert der berüchtigte Caglic (s. d.). Vgl. Schindler, «Das magische Geistesleben» (Bresl. 1857); «Das geistige Doppelle (Lpz. 1855); Perty, «Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur» (Lpz. 1861).

Spiritualen nannte sich die strengere Partei unter den Franciscanern (s. d.), die sich folge der Milderung der ursprünglich sehr strengen Ordensregel durch Papst Gregor IX. 1 und Innocenz IV. 1245 absonderte, apokalyptische Träume von einer vollkommenern Per des Heiligen Geistes hegte und 1294 von Papst Cölestin V. als besonderer Orden der Cölesti Eremiten bestätigt wurde. Als Bonifaz VIII. 1302 die Bestätigung wieder aufhob und S. gleich Ketzern behandelte, als nachmals Johann XXII. die Inquisition gegen sie auf ließen sie sich lieber aus der Kirche stoßen und mischten sich nun als Fratricellen unter ketzerischen Begharden.

Spiritualismus (vom lat. spiritus), bezeichnet die Lehre, daß die Seele als Princip geistigen Lebens von dem Körper verschieden sei, und ist dem Materialismus entgegenge welcher die Materialität aller Kräfte im Weltall und folglich auch der geistigen und psychis behauptet. Doch ist der S. bei dieser Entgegensetzung zweier verschiedener Formen fähig. Bl er bei der bloßen Behauptung der Geistigkeit der Seelenkräfte im Gegensatz zu den leibli stehen, so ist er Dualismus; geht er aber weiter bis zur Vergeistigung aller Kräfte im Wel sodaß auch die materiellen für geistige Thätigkeiten niedern Grades genommen werden, so er zum Idealismus (s. d.).

Spiritus (lat.), d. i. Hauch, Seele, Verstand, Geist, heißt vorzugsweise in der griech. Gr matik der starke oder scharfe und der gelinde oder schwache Hauch, lateinisch spiritus asper spiritus lenis, der über jeden Vocal und Diphthong zu Anfang eines Wortes gesetzt und im er Falle durch das Zeichen ʽ, im zweiten durch ʼ ausgedrückt wird. Diese Zeichen kamen als s jedoch erst zu Ende des 3. Jahrh. v. Chr. durch den alexandrin. Grammatiker Aristophanes Byzanz in Gebrauch, da der scharfe Hauch, der ganz dem lat. und deutschen H-Laute entspr in den ältesten griech. Schriftdenkmälern stets durch ein H bezeichnet wird, aus dessen Zer lung die beiden S. ursprünglich entstanden, während der gelinde Hauch früher äußerlich nicht dargestellt und, wie es scheint, zu keiner Zeit in der Aussprache gehört wurde.

Spiritus (Sprit), s. Alkohol.

Spithead (Rhede), s. Portsmouth.

Spitta (Karl Johann Philipp), bekannt als Dichter geistlicher Lieder, geb. 1. Aug. 1 zu Hannover, widmete sich 1821—24 auf der Universität Göttingen theol. Studien, war d einige Jahre Hauslehrer und Pfarrgehülfe, bis er 1830 die Stelle eines Garnisonpfarrers Seelsorgers an der Strafanstalt in Hameln erhielt, die er jedoch 1837 mit dem Pfarram Wechold bei Hoya vertauschte. Nachdem er seit 1847 als Superintendent zu Wittigen Lüneburgischen gelebt, siedelte er 1853 nach Peine im Fürstenthum Hildesheim über, wo er Amt eines Superintendenten und Oberpfarrers bekleidete. Er starb 26. Sept. 1859 zu Bu dorf bei Hannover. S. ist zwar als homiletischer Schriftsteller nicht ohne Verdienst, sein rarischer Ruf begründet sich jedoch auf seine geistlichen Lieder, deren er zwei Sammlungen u dem Titel «Psalter und Harfe» (erste Sammlung, Lpz. 1833; 30. Aufl. 1866; zweite Sam lung, Lpz. 1842; 17. Aufl. 1865) veröffentlichte. Nach seinem Tode kamen noch «Nach lassene geistliche Lieder» (3. Aufl., Lpz. 1866) hinzu. Dieselben bilden unstreitig die bed tendste Leistung auf diesem Gebiete der deutschen Dichtung seit Paul Gerhard. An Wohll

Vollendung der Form, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls werden sie ebenso wenig von den zahlreichen andern Dichtern, namentlich der neuesten Zeit erreicht, wie an echt christlichgläubigem Inhalt, der von jeder Härte und Einseitigkeit frei ist. Die Mehrzahl von S.'s Liedern dient der häuslichen Erbauung; nur der kleinere Theil ist zu kirchlichem Gebrauche bestimmt, aber dann auch in hohem Grade dazu geeignet. Viele derselben sind componirt worden. Vgl. die Biographie S.'s von Münkel (Lpz. 1861).

Spittler (Ludw. Timotheus, Freiherr von), berühmt als Geschichtschreiber und Publicist, geb. zu Stuttg. 10. Nov. 1752, studirte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann von 1771—75 zu Tübingen und Göttingen und wurde 1777 Repetent am theol. Seminar zu Tübingen. Nachdem er hier durch seine «Kritische Untersuchung des 60. laodicäischen Kanons» (Brem. 1777) und die «Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor» (Halle 1778) seinen tiefforschenden Geist bewährt, wurde er 1779 Professor der Philosophie in Göttingen. Hier zeichnete er sich bald als Lehrer der Geschichte aus und fand namentlich mit seinen Vorlesungen über die Welthändel der drei letzten Jahrhunderte großen Beifall. Gespannte Verhältnisse mit Heyne bewogen ihn, nach Würtemberg zurückzukehren. Seine Beförderung zum Minister, Präsidenten der Oberstudiendirection und Curator der Universität zu Tübingen 1806, wobei er zugleich zum Freiherrn erhoben wurde, entfernten ihn jedoch von der höhern polit. Thätigkeit, als dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche. Vielfach verkannt, in seinen Hoffnungen getäuscht, in seinen Bestrebungen gelähmt, erlag er frühzeitig und starb 14. März 1810. Seine Hauptwerke sind: «Grundriß der Geschichte der christl. Kirche» (Gött. 1806; 5. Aufl. von Planck, 1813); «Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzogen» (Gött. 1783); «Geschichte Würtembergs» (Gött. 1783), «Geschichte des Fürstenthums Hannover» (Gött. 1786); «Entwurf der Geschichte der europ. Staaten» (2 Bde., Berl. 1793; 3. Aufl. von Sartorius, 1823); «Geschichte der dän. Revolution 1660» (Berl. 1796). Daran schließen sich noch die «Geschichte des Kelchs im Abendmahl» (Lemgo 1780) und zahlreiche Abhandlungen im «Göttinger histor. Magazin». S. wußte den Ertrag ernster Quellenforschung mit philos. Geiste in sinnvoller Kürze lichtvoll darzustellen und die reiche Fülle seines Stoffs durch weise Beschränkung auf das wahrhaft Fruchtbare glücklich zu bewältigen. Seine Darstellungsweise, oft nur rhapsodisch und andeutend, manchmal rauh und nicht ohne Nachlässigkeit, regt dennoch mächtig an. Dabei bekunden alle seine Werke einen hellen polit. Blick und einen praktischen Geist. Vgl. Planck, «Ueber S. als Historiker» (Gött. 1811). Seine geistreich skizzirten «Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums» wurden mit Anmerkungen von Gurlitt (Hamb. 1824—28; vervollständigt von Paulus, Heidelb. 1826) und seine «Geschichte der Kreuzzüge» und die «Geschichte der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation» von K. Müller aus Gurlitt's literarischem Nachlaß (Hamb. 1827—28) herausgegeben. Eine Gesammtausgabe von S.'s «Werken» besorgte sein Schwiegersohn K. Wächter (15 Bde., Stuttg. 1827—37).

Spitzbergen, von den Grönlandsfahrern lange Zeit auch Ostgrönland genannt, eine aus drei größern und mehrern kleinern Inseln bestehende Inselgruppe mit einem Flächenraum von 1075 Q.-M., liegt zwischen 76½ und 80° 48′ nördl. Br. und 28° und 45° östl. L. im Nordosten von Grönland und ist nächst Grinnell-Land, das wenigstens bis 82° 30′ nördl. Br. reicht, das nördlichste Land der Erde. Sämmtliche Inseln sind von vielen Fjorden und Buchten durchschnitten, felsig und mit Gebirgen bedeckt, die sich im Horn-Sund-Pic bis zu 4279 F. erheben. Das Klima ist durchaus arktisch und selbst im Sommer, wo die Wärme bei den langen Tagen, in denen die Sonne gar nicht untergeht, sehr bedeutend, im Schatten doch so rauh, daß in demselben weder Eis noch Schnee schmilzt. Die Vegetation ist deshalb auf eine geringe Zahl von Pflanzen, besonders Moose und Flechten beschränkt, die Inseln sämmtlich unbewohnt, aber reich an See- und Pelzthieren, an Renthieren und im Sommer an Seevögeln. An einzelnen Punkten hat man neuerdings auch Steinkohlen gefunden. Nächst der Hauptinsel Westspitzbergen (mit den dazugehörigen Inseln, außer Prince-Charles'-Foreland, 718 Q.-M. groß) sind die Insel Nordostland, im Nordosten jener gelegen (190 Q.-M.), und Stans-Foreland oder Edjeland (115 Q.-M.) im Südosten die bedeutendsten. Entdeckt wurde S. keineswegs 1553 durch den Engländer Hugh Willoughby, sondern erst 1596 von den Holländern Jakob van Heemskerck, Jan Corneliszoon Ryp und Willem Barents, welche es jedoch für einen Theil von Grönland hielten und Nieuwland (Neues Land) nannten. Das Meer von S. wurde wegen seiner großen Menge von Walfischen, Walrossen und andern Seethieren alsbald der Schauplatz einer außerordentlichen Thätigkeit der Seeleute. Engländer, Franzosen, Dänen, Hamburger, Russen wetteiferten miteinander. Das Uebergewicht behielten jedoch die Niederländer, welche sogar eine

feste Station gründeten, Smeerenberg, wo der Thran ausgesotten wurde. Mit der Abnahme der Walfische hat jedoch der Verkehr aufgehört und Smeerenberg ist verschwunden. Näher bekannt wurde S. durch Scoresby (1817—18), Parry (1827), besonders aber seit 1861 durch schwed. Forscher. Vgl. Petermann, «S. und die arktische Centralregion» (Gotha 1865); Dunér, Malmgren, Nordenskiöld und Quennerstedt, «Svenska expeditioner till S.» (Stockh. 1868).

Spitzbogen, s. Bogen.

Spitzen nennt man zarte, aus seidenen, leinenen oder baumwollenen, am besten gezwirnten Fäden, zuweilen auch aus Gold- und Silberfäden verfertigte Gewebe, welche im allgemeinen aus einem durch offene, vieleckige Maschen gebildeten Grunde und einem darin angebrachten, theils nur durch Verzerrung, Zusammendrängung und besondere Combination der Maschen entstandenen, theils in den Grund genähten Muster bestehen. Sie bilden meist nur Streifen verschiedener Breite, welche zur Verzierung der Kleidung dienen; indessen erzeugt man auch breitere Stücke zu Schleiern, ganzen Kleidern u. s. w. Der neuern Zeit ist es gelungen, den sog. Spitzengrund, d. h. ein dem glatten Grunde der Spitzen gleiches, aus vieleckigen Maschen bestehendes Gewebe, auf sehr complicirten Maschinen engl. Erfindung zu erzeugen. Man nennt diesen Maschinenspitzengrund, welcher in breiten Stücken und schmalen Streifen beliebig geliefert, durch Nähen von den Frauen häufig zur Nachahmung der eigentlichen S. mit Mustern versehen und jetzt in großer Ausdehnung zu Damenputz verwendet wird, Bobbinet (s. d.). Vervollkommnung der Maschinen hat auch die Erzeugung gemusterten Spitzengrundes möglich gemacht, den man dann zur Unterscheidung vom glatten Fancynet nennt. Die Spitzengrundstreifen heißen Entoilages. Die sog. echten S., denen diese engl. Maschinenarbeit aus Baumwolle viel Schaden gethan hat, werden entweder geklöppelt (dentelles) oder genäht (points). (S. Klöppeln.) Letztere werden vorzüglich in Belgien und Frankreich verfertigt. Seidene S. nennt man Blonden. In Deutschland ist der Hauptsitz der Spitzenfabrikation das Erzgebirge. Man fertigt dort fast ausschließlich geklöppelte S., zum Theil von sehr hoher Vollendung, und die Klöppelschulen dienen zur Verbreitung von Fertigkeit und Geschmack.

Spitzgeschosse, s. Geschosse.

Spitzmaus (Sorex) heißt eine, in Europa durch sieben Arten vertretene und in mehrere Untergattungen zerfällte Gattung insektenfressender Säugethiere mit schlankem Körper, spitzem Kopf, langem Rüssel, kleinen Augen, rundlichen Ohren, schlanken, fünfzehigen, bekrallten Füßen und ziemlich mit Borsten besetztem Schwanze. Die Bezahnung ist sehr eigenthümlich; die oft zusammengewachsenen Backzähne scharfzackig, die Vorderzähne lang und scharf. Der bewegliche Rüssel ist mit langen Schnurren, die Füße mit straffen Haaren besetzt, der Pelz weich und sammtartig. An den Weichen befindet sich eine Drüse, die einen durchdringenden, moschusähnlichen Gestank verbreitet. Es sind unterirdische, nächtliche, sehr gefräßige Thiere, meist nützlich, da sie sich gewöhnlich von Würmern und Insekten nähren, doch auch junge Vögel und Mäuse angreifen. Schädlich ist die Wasserspitzmaus (Crossopus fodiens), von der Größe einer kleinen Maus, die sehr gut schwimmt und taucht und oft in Fischteichen vielen Schaden anrichtet. Die Waldspitzmaus (Sorex vulgaris) kommt vor in Wäldern, die Alpenspitzmaus (S. alpinus) nur in der Alpenkette und besonders an der Grenze der Waldregion, die Feldspitzmaus (Crocidura leucodon) in Feldern und Gärten, die Hausspitzmaus (C. araneus) in Häusern, Gebäuden, wo sie sich auch an Fett, Fleisch und Oel vergreift, und in Gärten. Außerdem gehören zu der Gattung die beiden kleinsten Säugethiere, die man überhaupt kennt, die nördlich von den Alpen vorkommende Zwergspitzmaus (Sorex pygmaeus), deren Körper von der Rüsselspitze zur Schwanzwurzel nur 2 Zoll mißt, und die kleinste S. (Crocidura etrusca) im Umkreise des Mittelmeeres, bei welcher dasselbe Maß nur 1½ Zoll erreicht.

Spitzpocken, s. Varicellen.

Splanchnologie, s. Eingeweide.

Spleen (engl., d. i. Milz; spr. Splihn) oder Milzsucht wird im gewöhnlichen Leben für eine gewisse geistige Krankheit gebraucht, welche Aehnlichkeit mit Hypochondrie und Melancholie hat, oft zum Selbstmord führt und gewöhnlich als engl. Nationalkrankheit bezeichnet wird. Von einem Menschen, der seine körperlichen, geistigen und pecuniären Kräfte auf eine der gewöhnlich als nützlich oder angenehm anerkannten zuwiderlaufende Art anwendet, dabei aber keine andern Spuren einer Geisteskrankheit als eine außergewöhnliche Gleichgültigkeit gegen das Leben zeigt, sagt man, er habe den S. Die Wissenschaft hat diesen abnormen Seelenzustand bisjetzt noch nicht allgemein unter die einzelnen Arten von Geisteskrankheiten aufgenommen. Esquirol identificirt den S. mit Lebenshaß oder Lebensüberdruß. Die Krankheit ist nicht so streng an das

Klima von England und den Engländer gebunden, als man gewöhnlich annimmt. Die Behandlung des S. muß theils die körperlichen Verhältnisse berücksichtigen (besonders Verdauungsstörungen zu beseitigen suchen), theils die geistige Verstimmung durch zweckmäßige psychische Behandlung, besonders durch geregelte Thätigkeit (Arbeit) zu heben suchen. Dieses ist indeß eine schwere Aufgabe, da solche Kranke gewöhnlich geistige Klarheit wie pecuniäre Unabhängigkeit besitzen, daher nicht zu arbeiten brauchen und den ärztlichen Vorstellungen allerlei Verstandesgründe entgegenzusetzen wissen.

Splint nennt man bei holzigen Gewächsen den äußern, zunächst unter der Rinde liegenden Theil des Holzes, welcher aus noch nicht vollständig verholzten Zellen besteht und daher weicher, lockerer, leichter und gewöhnlich auch blässer ist als der innerste Theil des Holzes oder das Kernholz. Manchmal ist zwar der Unterschied in der Färbung zwischen S. und Kernholz nicht gerade groß, in andern Fällen aber wieder sehr bedeutend, indem der S. mehr oder minder weiß oder gelblich erscheint, das Kernholz aber schwarz, braun oder roth gefärbt ist. Da der S. lockerer und weicher ist, so ist er auch von geringerer Dauer als das Kernholz.

Splügen, roman. Speluga, Dorf und Zollstätte im Bezirk Hinterrhein des schweiz. Cantons Graubündten, Hauptort des Kreises Rheinwald, liegt $10^3/_4$ St. (mit Post $7^3/_4$ St.) im Südwesten von Chur in 4464 F. Seehöhe am Hinterrhein, 2 St. nördlich von dem 6517 F. hohen Splügenpaß, der zwischen dem 10086 F. hohen Tambo- oder Schneehorn im Westen und dem 9312 F. hohen Surettahorn im Osten über die Graubündter Alpen in das von der Lira durchflossene Jakobsthal (Val Giacomo) der Lombardei führt und die Grenzscheide zwischen der westl. und mittlern Abtheilung des genannten Alpenzugs bildet. Da sich bei dem Dorfe die beiden Alpenstraßen über den Bernhardin- und den Splügenpaß trennen, so hat dasselbe sehr lebhaften Verkehr. Der Ort besteht aus wenigen großen, massiven Gebäuden und einer Gruppe brauner Gebirgshäuschen mit steinbeladenen Dächern und zählt 535 E. Die Passage über den S., als Saumpfad schon von den Römern und Longobarden benutzt, ist jetzt eins der kühnsten Straßenbauwerke der Alpen. Diese Splügenstraße wurde auf Kosten der österr. Regierung 1818—22 erbaut, als Sardinien und die Schweiz den Bernhardinpaß chaussirten. Sie ist allenthalben 16 F. breit und kann ohne Vorspann und im Trabe befahren werden. Bis Chiavenna hat sie eine Länge von $8^3/_4$ St. und wird von der Post in $5^3/_4$ St. zurückgelegt (täglich zweimal hin und zurück). Vom Dorfe S. führt die Straße in Zickzackwindungen im Oberhäuslibach-Tobel allmählich empor, passirt das erste Berghaus und die erste große Galerie noch auf schweiz. Boden und erreicht die 6517 F. hohe Scheideck, auf welcher die Grenze zwischen Schweiz und Italien bezeichnet ist. Wenige Minuten tiefer steht das erste ital. Zufluchtshaus (Casa cantoniera) mit einem Glockenthürmchen, wieder $^1/_4$ St. tiefer die Dogana (Zollstätte) mit dem Wirthshause Albergo del Monte-Speluga und einer Anzahl von steinernen Häusern. Die Straße zieht nun $^3/_4$ St. weit durch eine flache, baumlose, von den ersten Quellenadern der Lira durchirrte Hochebene (Pian della Stuffeta) bis zu den Trümmern ehemaliger Befestigungen. Unweit der dritten Cantoniera Teggiate beginnen die aufgemauerten Straßenetagen und die großen Schutzgalerien, mit fensterartigen Nischen, die einen Niederblick auf das in der Tiefe liegende Dorf Isola gestatten. Seitwärts an dem prachtvollen, 700 F. hohen Wasserfall des Madesimo vorüber, dann über die Stationen und Dörfer Campo-Dolcino und San-Giacomo gelangt man nach Chiavenna (s. d.). Bei keinem der andern Centralübergänge der Alpen tritt man so unvermittelt und rasch in das ital. Leben und die üppig wuchernde südl. Vegetation ein als bei diesem.

Spohr (Louis), der größte deutsche Violinspieler und einer der ausgezeichnetsten Tonsetzer unsers Jahrhunderts, geb. zu Braunschweig 5. April 1784 als der Sohn eines Arztes, entwickelte zeitig ein großes Talent für Musik und hatte im Violinspiel den Violinisten Maucourt zum Lehrer. Im übrigen half er sich selbst weiter, indem er namentlich gute Partituren studirte. Im Alter von 15 J. trat er als Kammermusikus in die Dienste des Herzogs von Braunschweig und begleitete dann den Violinspieler Eck mit herzogl. Unterstützung auf dessen Reise nach Rußland. Seit 1804 machte er Kunstreisen in Deutschland und begründete seinen Ruf sowol als Virtuos wie als Componist für die Violine. 1805 erhielt S. eine Anstellung als Hofconcertmeister zu Gotha. Hier verheirathete er sich 1806 mit der geschickten Harfen- und Klavierspielerin Dorette Scheidler, mit der er verschiedene Kunstreisen machte. Von seinen Compositionen aus dieser Zeit sind bereits zu nennen: die Opern «Alruna» und «Der Zweikampf der Geliebten», das bekannte Notturno für Harmoniemusik, Streichquartette, verschiedene Violinconcerte, Sonaten für Violine und Harfe, endlich auch seine erste Symphonie (Es-dur) und das Oratorium «Das jüngste Gericht». 1812 ging S. nach Wien, wo er beim Theater an der

Wien als zweiter Kapellmeister eintrat, welche Stelle er indeß schon Ende 1814 wieder niederlegte. Als Tonsetzer schuf er in der Zeit von 1813—15, neben Streichquartetten und Quintetten, Violinsachen u. s. w., sein Nonett und ein Octett, die Cantate «Das befreite Deutschland» (zur Feier der Schlacht von Leipzig) und die Oper «Faust». Als Virtuos erntete er besonders bei den Festlichkeiten des Congresses in Wien großen Beifall. S. verließ im Frühjahr 1815 die österr. Hauptstadt und unternahm zum Winter desselben Jahres mit seiner Familie eine größere Reise durch Baiern, Würtemberg und die Schweiz nach Italien, von der er erst im Frühjahr 1817 zurückkehrte. Er machte sodann mit seiner Gattin eine Kunstreise nach Holland und trat noch im Winter desselben Jahres das Amt eines Kapellmeisters am Theater zu Frankfurt a. M. an, von dem er sich aber schon im Sept. 1819 wieder zurückzog. Die Frucht seines Aufenthalts in Frankfurt war die im April 1819 aufgeführte reizende Oper «Zemire und Azor». 1820 ging S., von der Philharmonischen Gesellschaft berufen, nach London, wo er sowol als Virtuos wie als Componist große Anerkennung fand. Namentlich gefiel seine zweite Symphonie (D-moll), die er für London geschrieben. Nach viermonatlichem Aufenthalt kehrte er nach Deutschland zurück, von wo aus er im Winter 1820 Paris besuchte. Auch hier errang er als Violinist wie als Tonsetzer entschiedene Erfolge. Von seinen Compositionen aus dieser Zeit (1821) ist namentlich die zehnstimmige, durch die Schwierigkeit ihrer Ausführung bekannte Vocalmesse zu nennen. Mit Neujahr 1822 übernahm S. das Amt eines Hofkapellmeisters zu Kassel. Seine künstlerische Wirksamkeit fand hier einen sehr günstigen Boden. Vor allem reorganisirte er die Kapelle und brachte dieselbe auf eine bedeutende Höhe. Auch wirkte er im Publikum für Veredlung des musikalischen Geschmacks. Außerdem entwickelte er eine sehr einflußreiche Thätigkeit als Violinlehrer und schuf zugleich in Muße seine reifsten und umfassendsten Tonwerke. Dieser Zeit gehören an: die Opern «Jessonda» (1823), «Der Berggeist» (1825), «Pietro von Abano» (1827), «Der Alchemist» (1830), «Die Kreuzfahrer» (1845). Hieran reihen sich die Oratorien «Die letzten Dinge» (1825), «Des Heilands letzte Stunden» (1835), «Der Fall Babylons» (1840 oder 1841), das Vaterunser von Mahlmann (1829) und das von Klopstock (1838), die «Hymne an Gott» (1836), die dritte Symphonie (1828), die «Weihe der Töne» (1832), die Doppelquartetten, drei achtstimmige Psalmen (1831), die histor. Symphonie (1839), die Doppelsymphonie «Irdisches und Göttliches im Menschenleben» (1841), die Symphonie «Die Jahreszeiten». Hierzu kommen noch Quartette und Quintette, Klaviertrios, ein- und mehrstimmige Lieder, Violinsachen u. s. w. in reicher Zahl. Seine Wirksamkeit in Kassel unterbrachen nur kleinere Reisen zur Erholung, zur Betheiligung an Musikfesten, zur Aufführung seiner Werke. So reiste er namentlich seit 1839 fünf- oder sechsmal nach England, wo er sich eine große Popularität erworben hatte. Nachdem S. 1834 seine Gattin Dorette durch den Tod verloren, verheirathete er sich das Jahr darauf wieder mit Marianne Pfeiffer, der Tochter eines angesehenen Beamten in Kassel. Bei der Feier seines 25jährigen Jubiläums als Hofkapellmeister im Jan. 1847 erhielt er vom Kurfürsten den Titel eines Generalmusikdirectors. Später verlor er indeß die Gunst des Kurfürsten seines polit. Liberalismus wegen, und nach mancherlei Widerwärtigkeiten wurde er 1857 sogar in den Ruhestand versetzt. Gegen Ende desselben Jahres erlitt S. einen Armbruch, infolge dessen er mehr und mehr in geistige und körperliche Abspannung versank. Nur auf Momente vermochte er sich wieder zu erheben, so 1858 bei der Jubelfeier des Conservatoriums in Prag, wo er noch einmal seine «Jessonda» dirigirte, und 1859 bei einem ihm zu Ehren veranstalteten und auch von ihm dirigirten Concerte in Meiningen. Er starb 22. Oct. 1859. In allem, was S. geschaffen, macht sich durchaus eine edle Empfindungsweise geltend. Seine Werke, dem Inhalte nach romantisch, in der Form classisch, sind das Widerspiel eines hohen und ernsten Geistes. In der meisterhaften Technik, der Herrschaft über die Form, der Lauterkeit des Ausdrucks, steht ihm unter den Modernen nur Mendelssohn ebenbürtig zur Seite. Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehört, daß er sich selbst im Ausbruche der Leidenschaft eine gewisse Zurückhaltung bewahrt, die oft den Schein vornehmer Kälte annimmt, oft den Eindruck zu weit getriebener Empfindsamkeit macht. Gewisse äußere Eigenthümlichkeiten seines Stils hängen damit aufs engste zusammen: das Uebergewicht der formellen Entwickelung, das oft zu künstliche, meist auf Chromatik basirte Stimmengewebe, die überreiche, in den entlegensten Tongebieten umherschwankende harmonische Behandlung. Was S. für die kunstgemäße Ausgestaltung des deutschen Violinspiels gethan, sichert ihm ein unvergängliches Verdienst. Zahllose Kunstjünger wandten sich nach Kassel, um seiner Lehre theilhaftig zu werden. S.'s Violinspiel war von einem edeln, gediegenen und maßvollen Gepräge. Der «S.'sche Bogen» ist unter den Geigern im besten Sinne sprichwörtlich geworden. Die Grund-

sätze seiner Methodik des deutschen Violinspiels hat der Meister in seiner «Violinschule» (1831) niedergelegt. S.'s Selbstbiographie (2 Bde., Gött. 1862) erschien nach seinem Tode.

Spoleto, bis 1860 Hauptstadt der gleichnamigen Delegation des Kirchenstaats (55,21 Q.-M. mit 134939 E.), jetzt Hauptstadt des Districts S. (31,14 Q.-M. mit 68005 E. im J. 1861) der ital. Provinz Umbria oder Perugia, 12 M. im Nordnordosten von Rom, an der Mareggia und der Eisenbahn, ein sehr alter, reizend gelegener und ziemlich belebter Ort, ist mit steilen, engen und winkeligen, aber reinlichen und gutgepflasterten Gassen an einem Hügel hinauf gebaut, dessen Gipfel die alte Burg trägt und eine höchst malerische Aussicht bietet. Sie ist der Sitz eines Bischofs und zählt (1861) 9654 E. (als Gemeinde 19336), die zum Theil von Manufacturbetrieb leben, und hat merkwürdige Alterthümer. Die Burg oder Festung (Castello La Rocca), vom Ostgothen Theodorich d. Gr. erbaut, von Narses hergestellt, später mit vier Thürmen von dem Cardinal Albornoz verstärkt, 1155 von Friedrich Barbarossa, 30. März 1831 von den Insurgenten unter Sercognani eingenommen, 18. Sept. 1860, nach tapferer Gegenwehr durch den Irländer Major O'Reilly, von den Piemontesen erobert, dient jetzt als Gefängniß. Die Stadt hat mehrere ansehnliche Paläste, über 20 Kirchen, viele Klöster und andere geistliche Stiftungen. Die hochgelegene Kathedrale Sta.-Maria Assunta, 617 vom dritten Longobardenherzog Theodelapins erbaut, doch oft verändert und namentlich im Innern 1644 erneut, hat an der Vorderseite (aus dem 13. Jahrh.) fünf Bogen mit antiken Säulen, einen Fries mit Greifen und Arabesken, über dem Eingang ein großes Mosaik des Salfernus von 1207, im Chor Fresken aus dem 15. Jahrh., im Winterchor Schnitzwerk von Bramante und Gemälde von Lo Spagna, der hier 1469 an Gift starb. Die übrigen Kirchen sind unbedeutend und auch die Ueberreste antiker Tempel der Concordia, des Jupiter und des Mars, einer röm. Brücke über die Mareggia, eines röm. Theaters, des sog. Palastes Theodorich's u. s. w. Großartig dagegen ist die Wasserleitung delle Torri, die zugleich als Brücke von der Stadt über eine tiefe Schlucht nach dem Monte-Luco führt, angeblich ebenfalls von Herzog Theodelapins (604) erbaut. Der dichtbelaubte Monte-Luco hat eine Menge Einsiedeleien, die jetzt meist als Landhäuser benutzt werden. Im Alterthum hieß die Stadt Spoletium und war eine der beträchtlichsten Städte Umbriens. 240 v. Chr. wurde sie eine röm. Colonie mit den Rechten eines Municipiums, bekannt durch die standhafte Vertheidigung gegen Hannibal nach dessen Siege am Trasimenischen See 217, weshalb noch jetzt ein Bogen in der Stadt Porta d'Annibale heißt. Von den Gothen wurde die Stadt zerstört, durch Narses aber wieder aufgebaut. Während der longobardischen Herrschaft in Italien erhob sie sich zum Herzogthum, das am Ende des 9. Jahrh. einen Theil des alten Picenum, das Sabinerland mit dem Haupttheile Umbrien, den nördl. Theil des jetzigen Abruzzo und einen Theil des Kirchenstaats begriff. Wenn von einem zweiten Herzogthume S. die Rede ist, so ist darunter die den Griechen entrissene Mark Camerino zu verstehen, die dann Mark Fermo hieß. Die Herzoge nahmen später den Markgrafentitel an. Durch Kaiser Heinrich II. kam das Herzogthum an Toscana. Später bildete sich aus dem Herzogthum S. die Mark Ancona, deren Grafen zeitweise das ganze Herzogthum unter ihrer Botmäßigkeit hatten. Seit dem 13. Jahrh. gehörte es zu dem Kirchenstaate, nachdem die Päpste schon frühzeitig als Herren desselben sich betrachtet hatten.

Spolien (spolia) hießen bei den Römern die Waffen und die Rüstung, die der Soldat dem erschlagenen Feinde abnahm, und die er dann entweder in dem Tempel eines Gottes, dem er sie weihte, oder als ein werthes Zeugniß seiner Tapferkeit im eigenen Hause aufhing. Besonders berühmt sind die **spolia opima**, die Rüstung des getödteten feindlichen Feldherrn, und zwar nach der gewöhnlichen Meinung die vom röm. Feldherrn selbst erbeutete, wogegen Perizonius gezeigt hat, daß sie jeder Soldat erbeuten konnte, daß sie aber, nachdem das Heer in Schlachtordnung gestellt war, zuerst, bevor andere S. genommen waren, erkämpft sein mußten. Unter ihnen selbst schied ein altes Gesetz drei Klassen; die herrlichsten waren die der ersten Klasse, die in dem kleinen Tempel aufgehängt wurden, den Romulus auf dem Capitol zu dieser Bestimmung dem Jupiter Feretrius erbaute, nachdem er Akron, den König der Cäninenser, getödtet hatte. Nur noch zwei Römern glückte es nach ihm, solche S. zu weihen, dem Aulus Cornelius Cossus, als er 428 den Vejenterkönig Tolumnius, und dem Marcus Claudius Marcellus, als er 222 den König der gallischen Insubrer, Virdumar, bei Clastidium getödtet hatte.

Spondeus heißt ein aus zwei langen Silben (— —) bestehender Versfuß, der anfänglich bei den Spondä oder Libationen der Griechen, wobei man eine langsame und ernste Melodie liebte, dann aber namentlich mit dem Daktylus (s. d.) abwechselnd im Hexameter (s. d.) angewendet wurde. Gehäufte Spondeen im Hexameter finden aber nur dann ihre wahre Wirkung, wenn sie

durch ihren feierlichen Gang zugleich die Schwere und Würde des Gedankens malerisch ausdrücken sollen. Auch dürfen dann nicht die Wort- und Versfüße zusammenfallen, wie in dem bekannten Verse des Ennius: Sparsis hastis longis campus splendet et horret. Zuweilen geschieht es auch, daß an der fünften Stelle des Hexameters, die den letzten vollständigen Fuß bildet, den jede Versart möglichst rein zu erhalten suchte, statt des regelmäßigen Daktylus ein S. eintritt, und zwar aus demselben Grunde, um dem Ganzen einen ernsten und feierlichen Ton zu geben. Ein solcher Hexameter wird dann Spondiacus oder Spondaicus genannt.

Sponsalien (sponsalia) oder Verlöbniß heißt der Vertrag, durch welchen die künftige Abschließung einer Ehe zwischen zwei bestimmten Personen verabredet wird. Aus der Eigenschaft eines Uebereinkommens folgt, daß das Verlöbniß nur mit völlig freier Willensbestimmung, also nicht unter dem Einflusse eines wesentlichen Irrthums oder Betrugs, einer Gewalt oder Furcht, und blos von solchen geschlossen werden kann, welche sich überhaupt durch Verträge verpflichten dürfen, also jedenfalls von selbständigen Personen, von Bevormundeten dagegen und Hauskindern, wenn sie wenigstens die Mannbarkeit erreicht, nicht ohne Genehmigung des Vormundes oder Vaters. Wegen seines Zwecks ist das Verlöbniß zugleich nur zwischen Parteien denkbar, die sich auch heirathen dürfen. Blos aufschiebende Ehehindernisse, unter denen das kanonische Recht auch bei selbständigen Personen den Mangel der älterlichen Einwilligung mit aufzählt, lassen das Uebereinkommen wenigstens als bedingtes bestehen. Die Abschließung kann schon durch einfache Erklärung erfolgen, wiewol deutsche Particularrechte, wenn beiderseits keine einwilligungsberechtigten Aeltern vorhanden sind, die Ertheilung der gegenseitigen Zusage vor zwei Zeugen verlangen (sponsalia publica) und auf andere Weise zu Stande gekommenen Eheversprechen, selbst wenn sie durch Umschreiben oder Zeitungsanzeigen bekannt gemacht wurden, die volle Wirkung versagen (sponsalia clandestina). Die bei Verlöbnissen gewechselten Mahlschätze (s. Arrha) bestehen gewöhnlich in Ringen. Aus gültigen Verlöbnissen entspringt die Pflicht zu gegenseitiger Treue (fides sponsalitia), deren Bruch durch anderweite Eheberedungen vom röm. Recht mit Infamie, vom kanonischen mit Kirchenbuße bedroht ist, und die Befugniß, auf Abschließung der Ehe binnen einer billig zu bestimmenden Frist zu dringen. Das kanonische Recht verleiht hier sogar die Klage auf Consummation, bei Zusammentreffen von mehrern Verlöbnissen unter Bevorzugung des frühesten, was vordem zur Vollstreckung rechtskräftiger Verurtheilungen mittels Zwangstrauung führte. In der Erkenntniß, daß die zur Ehe erforderliche Zuneigung durch kein äußerliches Gebot ersetzt werden könne, sieht jedoch die neuere Praxis von jenem Extrem allgemein ab und beschränkt sich, wenn gelinde Zwangsmittel, wie Geldstrafen, ohne Wirkung bleiben, auf die Zubilligung einer Entschädigung und der für den Fall willkürlichen Rücktritts versprochenen (nicht nach allen Particularrechten zulässigen) Conventionalstrafe. Auch behält der ohne rechtmäßigen Grund verstoßene Theil die empfangenen Geschenke, während er die von ihm gewährten wiederfordern darf. Geht die Trennung infolge freiwilligen Uebereinkommens oder wenigstens so vor sich, daß keinem der Verlobten eine Schuld beizumessen ist, so erhält ein jedes das von ihm Gegebene zurück. Vom Bräutigam mit der Braut erzeugte Kinder gelten als eheliche, auch wenn eine Verheirathung nicht nachfolgt.

Spontaneität (neulat., vom altlat. sponte, freiwillig) bezeichnet die Selbstthätigkeit und wird einem Wesen dann beigelegt, wenn die Veränderungen und Thätigkeiten desselben nicht in äußerlichen oder mechanischen Ursachen, sondern in seinem eigenen Innern begründet sind. Man findet S. sowol in den Gebieten des organischen als des geistigen Lebens, und hat daher eine S. des niedern und des höhern Grades zu unterscheiden. Weil der höchste Grad der S. der freie Wille ist, dessen Ursachen ganz allein in dem Wollenden selbst liegen, so wird S. oft als gleichbedeutend mit Freiheit genommen. In den Seelenthätigkeiten steht der S. der höhern Grade die Receptivität entgegen als Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, wodurch das Empfinden als ein relativ leidender Zustand der Seele hervorgebracht wird im Gegensatze zu Verstand, Einbildungskraft und Willen als spontanen oder von innen heraus wirkenden Thätigkeiten im engern Sinne. Doch entsteht auch die Empfindung in der Seele nicht durch bloßes Leiden, sondern ist vielmehr ebenfalls eine von innen heraus thätige Reaction der Seele gegen Anwirkungen ihres Leibes von außen, und gehört, von dieser Seite genommen, selbst mit zu ihren spontanen Thätigkeiten niedern Grades.

Spontini (Luigi Gasparo Pacifico), berühmter Operncomponist, geb. 14. Nov. 1774 in dem Dorfe Majolati bei Jesi in der Mark Ancona, wurde bei zwei seiner Oheime (in Jesi und in Monte-San-Vito) erzogen und erhielt, nachdem seine geistliche Laufbahn aufgegeben worden, den ersten Musikunterricht bei einem gewissen Quintiliani. Seine spätern Lehrer waren der Sänger Ciafolatti und der Organist Menghini, dann die Kapellmeister Bartoli zu Jesi und

Bonanni zu Masaccio. 1791 kam er in das Conservatorium della Pietà de' Turchini zu Neapel, wo Sala und Tritto seine Hauptlehrer waren. 1796 schrieb S. seine erste Oper (für Rom): «I puntigli delle donne», die Glück machte. Ihr folgten bis gegen das J. 1800 vierzehn andere Opern, theils ernste, theils komische, die ihm in seinem Vaterlande einen guten Ruf verschafften. Dennoch verließ er 1803 Italien und ging nach Paris, wo er erst Gesangsunterricht gab, dann 1804 eine seiner frühern ital. Opern, «La finta filosofa», auf die Bühne brachte, welche auch hier gefiel. Noch in demselben Jahre brachte er die franz. Operette «Julie, ou le pot de fleurs» zur Aufführung, die keinen Erfolg hatte, sowie die kleine Oper «La petite maison» (Juli 1804), die nicht einmal zu Ende gespielt wurde. Ein besseres Schicksal erfuhr Ende 1804 die einactige Oper «Milton», in welcher er zuerst aus seiner ital. Manier heraustrat und diejenige Transformation seines Talents anbahnte, die nachgehends in der Oper «Vestale» so glänzend zum Durchbruch kam. Die «Vestalin», von Jouy gedichtet und von S. mit Sorgfalt gearbeitet, gelangte nur nach Besiegung großer Schwierigkeiten durch die Intervention der Kaiserin Josephine (deren Musikdirector er inzwischen geworden) 15. Dec. 1807 auf der Großen Oper zur Aufführung. S. feierte hiermit einen großartigen Triumph, der ihn sofort auf den Gipfel seines Ruhms erhob. Auch seine nächste Oper, «Ferdinand Cortez», die 1809 zur Aufführung gelangte, hatte einen glänzenden Erfolg. In demselben Jahre verheirathete er sich mit einer Nichte des berühmten Instrumentenmachers Sebastian Erard. 1810 wurde er Director der Italienischen Oper. Allerlei Widerwärtigkeiten verleideten ihm jedoch alsbald diese Stellung, sodaß er sie nach Verlauf von zwei Jahren aufgab. 1814 schrieb er die Gelegenheitsoper «Pélage, ou le roi et la paix» und 1816 in Gemeinschaft mit Persuis, Berton und Kreutzer die Balletoper «Les dieux rivaux», die beide unbeachtet blieben. Dagegen hatte er großen Erfolg durch die Nummern, welche er 1817 den von der Großen Oper wieder vorgenommenen «Danaïden» Salieri's hinzufügte, und von denen namentlich das Bacchanal hervorzuheben ist, welches er später in seiner eigenen Oper «Nurmahal» verwendete. Während dieser Zeit war S. eifrig mit Composition der Oper «Olympia» beschäftigt, die im Dec. 1819 zur Aufführung kam. Das ausgezeichnete Werk, nach denselben Grundsätzen wie die «Vestalin» und «Cortez» gearbeitet, fand nicht den verdienten Beifall, wozu einestheils die veränderten pariser Zustände, anderntheils auch das schwerfällige Libretto beitragen mochte. Inzwischen waren die Verhandlungen zum Abschluß gelangt, wonach S. 1820 Generalmusikdirector und erster Hofkapellmeister in Berlin wurde. Er bekleidete diese Stellung in Wirklichkeit bis 1839, dann nur dem Namen nach, bis er 1842 seinen Abschied nahm und wieder nach Paris ging. Sein Aufenthalt in Berlin wurde ihm sehr verbittert durch Anfeindungen, die er zum Theil durch Hochmuth und Egoismus hervorrief, die aber jedenfalls viel weiter gingen, als es Humanität und Unparteilichkeit gestatteten. Außer den Umarbeitungen der «Olympia» und des «Cortez» sind von seinen Tonschöpfungen aus dieser Zeit zu nennen: das Festspiel «Lalla Rookh» (Winter 1821), die Opern «Nurmahal» (1822, zum Theil aus jenem Festspiel hervorgegangen), «Alcidor» (1825), «Agnes von Hohenstaufen» (1829, aber 1837 umgearbeitet) und verschiedene Gelegenheitssachen. Auch in Paris vermochte S. keinen Boden mehr zu gewinnen, und die Erkenntniß, daß seine Zeit vorüber, verbitterte den reizbaren und alternden Künstler, zumal sich bei ihm auch Taubheit und Gedächtnißschwäche einstellte. 1850 reiste er nochmals nach Italien, wo er sich namentlich in seinem Geburtsorte Majolati längere Zeit aufhielt. Hier starb er infolge einer Erkältung 24. Jan. 1851, ein bedeutendes Vermögen hinterlassend. Noch in der letzten Zeit seines Lebens war er vom Papste zum Grafen von Sant'-Andrea ernannt worden. S. war dramatischer Componist, wenn auch kein Genius mit der Schöpfungskraft Mozart's und Beethoven's. Seine ital. Opern sind mehr flüchtige Productionen in der Weise Cimarosa's und Guglielmi's, ebenso auch die Werke aus der Zeit seines Wirkens in Berlin. In seinen Hauptschöpfungen aber («Vestalin», «Cortez» und «Olympia»), bei denen er Gluck im Auge hatte, strebte er nach Einheit des Stils und der dramatischen Wahrheit, und zwar in einer Weise, die dem Fortschritt der Musik überhaupt, namentlich der Instrumentalmusik seiner Zeit entsprach. In der That löste er diese Aufgaben mehr oder weniger; nur blieb er in der Zeichnung individueller Charaktere zurück. Mit Ausnahme der Statira in der «Olympia» sind alle seine Charaktere allgemein, die Personen nur Träger der Gattung. Trotz alles Aufwandes der Kunstmittel hat daher seine Musik eine gewisse Eintönigkeit. Seine Ideen, mit allem Gepräge von Adel und Hoheit, vollbringen einen nur beschränkten Kreislauf. Bedeutend ist S. in der Behandlung des Recitativs, der Chöre und des Orchesters. Die Heranziehung des Orchesters zur Gesammtwirkung steigerte er indeß auf eine Weise, die in seinen berliner Opern nicht ohne den Vorwurf des Unkünstlerischen geblieben ist.

Sporāden, d. i. die zerstreut liegenden, nämlich Inseln, werden im Gegensatze zu den Kykladen (s. d.) diejenigen Inseln des griech. Archipelagus genannt, welche an der Küste Kleinasiens liegen. Die alten Griechen bezeichneten im engern Sinne mit diesem Namen nur die in dem von ihnen das Ikarische Meer genannten Gewässer gelegenen Inseln von Rhodus bis Chios, nämlich Rhodus, Karpathos (jetzt Skarpanto), Kasos, Chalcia (jetzt Charki), Syme (jetzt Symi), Telos (jetzt Tilo oder Piscopia), Nisyros, Syrenä (jetzt Tzerni), Kos oder das jetzige Standjio, Kalymnos, Lebinthos (jetzt Levitha), Leros, Lepsia (jetzt Lipso), Pathmos oder Patmos, Ikaria (jetzt Nikaria), Samos und Chios; im weitern Sinne aber auch die nördlicher folgenden Inseln: Psyra oder das jetzige Ipsara, Lesbos und Tenedos, wogegen sie Samothrake, Lemnos und Imbros nie zu den S. rechneten. Alle diese Inseln sind im Besitze der Türkei und gehören nebst Cypern, Lesbos, Samothrake, Thasos u. s. w. zum Ejalet Dschesâir. Neuere Geographen nennen dieselben auch die Ostsporaden zum Unterschiede von den zum Königreiche Griechenland gehörigen Nordsporaden, d. i. den Inseln Skyro, Chelidromi, Skopelo, Skiatho u. a., die nordöstlich von Euböa in einer Gruppe beisammenliegen, und von den Westsporaden, den unmittelbar vor der Küste des griech. Festlandes zerstreut liegenden Eilanden Salamis oder Koluri, Aegina, Hydra, Spezzia und einigen andern.

Sporadisch (griech.), d. h. zerstreut, nennt man in der Medicin das Vorkommen von Krankheiten in einzelnen Fällen, im Gegensatze zur Epidemie (s. d.).

Sporck (Johann von), kaiserl. General und Kriegsrath, geb. um 1607 zu Westerloh bei Delbrück im Bisthum Paderborn (jetzige preuß. Provinz Westfalen), war der Sohn eines armen Edelmanns und nahm jung als gemeiner Soldat Dienste bei dem bair.-ligistischen Heere, in dem er fast den ganzen Dreißigjährigen Krieg mitmachte. Seit 1639 bair. Oberst der Reiterei, erwarb er sich besonders einen Namen bei Geislingen (Würtemberg), wo er im Nov. 1643 bei Nacht mit nur 500 Reitern eine Abtheilung des franz.-weimar. Heeres überfiel, viele Gefangene und reiche Beute davonführte. Für sein tapferes Verhalten in der unglücklichen Schlacht bei Jankow (Böhmen) im März 1645 avancirte S. zum bair. Generalmajor. Als nach dem ulmer Waffenstillstand (März 1647) Johann von Werth versuchte, das ganze bair. Heer nach Böhmen zum Kaiser Ferdinand III. hinüberzuführen, betheiligte auch S. sich bei diesem Vorhaben, das jedoch mislang, und wurde deshalb zusammen mit von Werth von dem bair. Kurfürsten Maximilian I. für einen Verräther erklärt. S. trat nunmehr als Generallieutenant in österr. Dienste und wurde bald darauf 12. Oct. 1647 vom Kaiser Ferdinand III. zum österr. Freiherrn ernannt und mit dem böhm. Indigenat beliehen. Auch erwarb er in Böhmen ausgedehnte Besitzungen. Später diente S. unter dem kaiserl. Feldmarschall Montecuculi (s. d.) gegen die Schweden in Polen wie auch bei dem alliirten Heere, das 1657—60 unter dem Oberbefehl des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Schweden aus Schleswig-Holstein und Dänemark vertrieb. Dann focht er mit Montecuculi in Ungarn gegen die Türken und hatte mit seinen Reiterregimentern den wesentlichsten Antheil an dem Siege bei St.-Gotthardt an der Raab (1. Aug. 1664). Zum Lohne dafür verlieh Kaiser Leopold I. ihm den Titel eines deutschen Reichsgrafen (23. Aug. 1664) und ernannte ihn zum General über die gesammte Cavalerie. Ueberhaupt galt S. als der beste Reitergeneral seiner Zeit, und er selbst war von der Ueberlegenheit seiner Waffengattung so enthusiastisch überzeugt, daß er nach einer Ueberlieferung dem Kaiser einmal vorgeschlagen haben soll, die Infanterie ganz abzuschaffen und nur Reiterei zu halten. Auch bei der sog. Wesselényi'schen Verschwörung in Ungarn 1670 kämpfte S. glücklich gegen die Aufständischen. 1671 machte er mit großem Gefolge eine Wallfahrt nach Loreto und Rom. Zuletzt diente S. mit Montecuculi 1674—75 gegen die Franzosen in den Niederlanden und am Rhein. Dann nahm er seinen Abschied und starb Aug. 1679 auf seinem Schloß Herman-Mestiz in Böhmen. Vgl. S.'s Biographie von Rosenkranz (2. Aufl., Paderb. 1854); Löher (s. d.) hat das Leben und die Thaten S.'s zum Gegenstand einer epischen Dichtung gewählt.

Sporen oder Keimkörner (Sporae) heißen bei den kryptogamischen oder blütenlosen Pflanzen diejenigen Fortpflanzungskörper, welche mit den Samen der Phanerogamen oder Blütenpflanzen verglichen werden können, indem sie nach dem Hervortreten aus der Mutterpflanze längere oder kürzere Zeit im Zustande der Ruhe verharren und sich dann beim Vorhandensein der nöthigen Bedingungen zu einer neuen Pflanze entwickeln. Von den Samen der Blütenpflanzen sind sie jedoch sehr verschieden, da sie niemals einen Keim, d. h. die Anlage zu einer künftigen Pflanze enthalten, ja gewöhnlich nur aus einer einzigen, bald doppelt-, bald einfachhäutigen Zelle bestehen, und da sie in ihrer Entstehung vielmehr mit der Bildung der Körnchen des Blütenstaubs in den Staubbeuteln der Blütenpflanzen übereinkommen. Trotzdem daß sie

sehr klein, meist staubförmig sind, bleiben sie doch oft lange, ja selbst viele Jahre hindurch keimfähig, wie bei den Farrnkräutern und zum Theil bei den Algen. Entweder befinden sie sich nicht zu mehrern in einer gemeinschaftlichen Hülle, oder sie sind in einer fruchtähnlichen Hülle, welche im allgemeinen als Sporenfrucht (Sporangium) bezeichnet wird, vereinigt. Die Keimung der S. geschieht meist so, daß die stets sehr zarte und dehnbare innere Membran sich durch Oeffnungen der äußern starren Hülle schlauchförmig ausstülpt, oder, bei einhäutigen S., diese unmittelbar in einen Schlauch ausdehnt. Aus mehrern Zellen zusammengesetzte (septirte) S., welche nur bei gewissen Pilzen vorkommen, pflegen aus jeder Zelle einen Keimschlauch zu entwickeln.

Sport, Spiel, Unterhaltung, heißt im Englischen namentlich eine solche Belustigung, die im Freien vor sich geht, als die Jagd, die Fischerei, das Wettrennen u. s. w. Die Vorliebe für dergleichen Vergnügungen ist ein eigenthümlicher Zug des engl. Nationalcharakters, der sich ebenso stark in den höchsten als in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft findet. Der S. hat daher seine ursprüngliche Bedeutung eines bloßen Zeitvertreibs erweitert und sich zu einer Art höherer Kunst gestaltet, die mit Eifer gepflegt wird, und deren Kenntniß zur Ausbildung eines vollendeten Gentleman als unentbehrlich angesehen wird.

Sporteln ist aus dem lat. Worte sportula entstanden, d. i. ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen sein konnten, ihren Antheil an Speise nach Hause schickte, welche Gabe nachher unter der nämlichen Benennung in Geld verwandelt wurde. Gegenwärtig begreift man unter dieser Bezeichnung die Gebühren, welche einer Behörde, besonders einer richterlichen, dafür zukommen, daß sie auf Anrufen oder durch die Schuld einer Partei in Thätigkeit getreten ist, ingleichen die Honorare der Anwälte. Um unverhältnißmäßige Kostenberechnungen und übertriebenes Sportuliren zu verhüten, werden die zulässigen Ansätze durch eigene Sporteltaxen bestimmt.

Spottdrossel, s. Drossel.

Sprache ist der lautliche Ausdruck des Gedankens. Jeder Ausdruck von Gedanken, der nicht durch Laute geschieht, sondern z. B. durch Geberden oder Zeichen, kann nur im uneigentlichen Sinne S. genannt werden (Fingersprache, Zeichensprache u. s. w.). S. kommt allein dem Menschen zu. Die von Thieren hervorgebrachten, oft sehr mannichfaltigen Laute sind alle der Ausdruck nicht von Gedanken, sondern von Empfindungen, unsern Ausrufen des Schmerzes, der Freude u. s. w. analog; von einer Thiersprache läßt sich daher nur bildlich reden. In jenem allgemeinsten Sinne ist S. gleichbedeutend mit Sprachvermögen. Die besondere Art aber, in welcher sich das Sprachvermögen bei einem Volke äußert, nennt man seine S. Dieselbe umfaßt den gesammten Vorrath von Worten und deren Formen, in denen das Volk seine Gedanken ausdrückt. Die Sprachwissenschaft (s. d.) hat festgestellt, daß die S. ein Organismus ist, der lebt, d. h. sich nicht nach der Willkür der Menschen, sondern nach unwandelbaren Gesetzen entwickelt und daher stetig verändert. Zugleich hat diese Wissenschaft die Verwandtschaft verschiedener S. entdeckt, d. h. nachgewiesen, daß eine gewisse Anzahl gewöhnlich auch geographisch benachbarter S. auf eine einst wirklich vorhandene und gesprochene Ur- oder Grundsprache zurückführen und aus ihr durch Trennung und Veränderung entstanden sind. Sämmtliche auf eine Grundsprache zurückgehenden Einzelsprachen bilden einen Sprachstamm. Innerhalb eines ganzen Sprachstammes gibt es wieder eine gewisse Anzahl von S., die untereinander näher verwandt sind als mit andern desselben Stammes, und ihrerseits wieder auf eine früher noch ungetheilte Gesammtsprache zurückgehen. Diese kleinern Abtheilungen heißen Sprachfamilien, z. B. indogermanischer Sprachstamm, german. Familie. Die Familie theilt sich in Einzelsprachen, z. B. die germanische in Gothisch, Nordisch, Deutsch, die Einzelsprachen in Dialekte (s. d.). Die einem und demselben Stamme, einer Familie angehörenden S. nennt man zuweilen Schwestersprachen, jede von einer ältern S. abstammende jüngere Form Tochtersprache; doch sind diese Bezeichnungen insofern unbestimmt, als sie nur die Abstammung und Verwandtschaft überhaupt, nicht aber den Grad derselben angeben. Bei dem Verkehr der Völker kommt es vor, daß ein Volk seine S. aufgibt und die eines andern, z. B. erobernden Volks annimmt. Ebenso entlehnt ein Volk von dem andern oft Worte, und diese Entlehnungen können so zahlreich sein, daß es den Anschein hat, als sei die S. einiger Völker eine Mischsprache aus zwei verschiedenen. Doch gibt es im eigentlichen Sinne keine Mischsprache, da die S., welche fremde Elemente in sich aufnimmt, dieselben immer nach den ihr innewohnenden Gesetzen behandelt. Die grammatischen Verhältnisse bleiben von den fremden Worten unberührt, wie z. B. das Englische eine ungemein große Anzahl roman. Worte aufgenommen hat, während seine Grammatik vollkommen germanisch geblieben ist. S., die nur in schriftlichen Denkmälern erhalten sind, von keinem Volke mehr

gesprochen werden, heißen todte S., selbst wenn sie, wie das Lateinische, von einzelnen Klassen zum schriftlichen Ausdruck auch heute noch benutzt werden; lebend nennt man S., die von einem Volke bis auf den heutigen Tag im Verkehr gesprochen werden. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche versteht man unter dem Worte S. vielfach auch die bestimmte Ausdrucksweise gewisser Kreise oder Klassen von Menschen, insofern sie sich von dem als allgemeine Norm Angesehenen unterscheidet; man spricht daher von dichterischer, kirchlicher, Kunst-, Schriftsprache u. s. f. Die Schriftsprache eines Volks, d. h. diejenige Ausdrucksweise, welcher sich die Schriftsteller bedienen, ist in der Regel der Dialekt desjenigen Stammes, dessen geistige Bildung zuerst das Bedürfniß einer Literatur erzeugte; im Laufe der Zeit streift dieselbe immer mehr von der localen dialektischen Färbung ab und wird zur allgemeinen Ausdrucksweise aller Gebildeten, die über allen Localdialekten steht. (S. Sprachwissenschaft.)

Sprachenkunde oder Linguistik, s. Sprachwissenschaft.

Sprachgebrauch ist der populäre Ausdruck für das, was die Wissenschaft Sprachregel oder besser Sprachgesetz nennt. Da die Bildung der Laute und Formen einer Sprache und deren Verwendung im Satze nicht von der Willkür eines einzelnen abhängt, sondern nach bestimmten, in einer größern Gemeinschaft oder einem ganzen Volke diesem selbst unbewußt wirkenden Gesetzen vor sich geht, so fällt, wo ohne Bewußtsein grammatischer Regeln gesprochen wird, z. B. bei Völkern, die keine oder nur eine sog. Volksliteratur besitzen, der S. mit den natürlichen Entwickelungsgesetzen zusammen. Wo aber mit Bewußtsein an der Sprache gearbeitet wird, können durch falsche Anwendung der in ihr vorhandenen Analogien Formen gebildet werden, die den natürlichen Gesetzen der Sprache zuwiderlaufen, doch aber, z. B. durch die Autorität eines vielgelesenen Schriftstellers, in den allgemeinen Gebrauch übergehen; oder es werden Formen und Aussprachsweisen, die in einem Dialekt richtig sind, in einen andern herübergenommen, dessen Gesetzen sie widersprechen, z. B. niederdeutsche Worte ins Hochdeutsche, und umgekehrt. Sagt man von solchen Fällen, der S. habe sie sanctionirt, so bezeichnet dies Wort nur eine Gewohnheit aller oder vieler im Sprechen.

Sprachlehre oder Grammatik, im weitesten Sinne gleichbedeutend mit Sprachwissenschaft (s. d.), ist die Darstellung des Organismus der Sprache, der Gesetze ihres Baues und ihres Lebens. Die frühere philos. oder allgemeine Grammatik suchte diese Gesetze zu construiren, ohne im Besitze eines hinlänglichen Materials von Beobachtungen der vorhandenen Sprachformen zu sein, verfiel daher in die Einseitigkeit, Gesetze, die nur einer Form angehören, auf principiell verschiedene anzuwenden. Eine ausreichende materielle Grundlage läßt sich nur dadurch gewinnen, daß die verschiedenen wirklich vorhandenen Sprachen, soweit sie erreichbar sind, in den Kreis der Untersuchung gezogen und nach ihrem gegenseitigen Verhältniß zueinander erforscht werden. So entsteht die vergleichende Grammatik. Da aber die Sprachen lebendige Organismen, da sie ein Gewordenes und zugleich ein Werdendes, also ein fortschreitend Veränderliches sind und nur im vollen Verlauf ihrer Entwickelung genügend begriffen werden können, ergibt sich als weiteres nothwendiges Glied die historische Grammatik. Diesen umfassendern Gestaltungen steht gegenüber die besondere Grammatik, welche die Gesetze einer einzelnen Sprache darstellt. Sie ist theoretisch, wenn sie wissenschaftliche Erkenntniß der Gesetze einer Sprache nach ihrer Begründung, ihrem Zusammenhange und ihrem Verhältnisse zur Sprachidee überhaupt erstrebt; praktisch, wenn sie die Gesetze der betreffenden Sprache und die Eigenheiten des Sprachgebrauchs in Gestalt von Regeln nach einer gewissen Ordnung aufzählt, in der Absicht, eine Anleitung zum richtigen Sprechen, Schreiben und Verstehen dieser Sprache zu geben. Der natürlichen Gliederung ihres Stoffs entsprechend, zerfällt die Grammatik in drei Hauptabschnitte: 1) in die Lautlehre, welche die Untersuchung der einzelnen Laute nach ihren verschiedenen Beziehungen, mit Einschluß der Accent- oder Betonungslehre, enthält; 2) in die Wort- oder Formenlehre, welche von der Wortbildung (Etymologie) und der Wortbiegung (Flexion) handelt, und 3) in die Satzlehre oder die Syntax, welche die Verhältnisse der Worte im Satze, den Satzbau untersucht.

Die Anfänge sprachlicher Untersuchung im Abendlande gingen aus von den griech. Philosophen, doch sind ihre Forschungen nicht eigentlich grammatisch, sondern beschäftigen sich wesentlich mit der Frage nach dem Verhältniß des Denkens zum Sprechen, auch wol nach der Entstehung der Sprache; so bei Plato, Aristoteles, den Stoikern. Dabei machte man allerdings Beobachtungen, und stellte Kategorien auf, die später in die eigentliche Grammatik, deren Anfang in Alexandrien ins 2. Jahrh. v. Chr. fällt, aufgenommen wurden. Vgl. Lersch, «Die Sprachphilosophie der Alten» (3 Bde., Bonn 1838—41); Steinthal, «Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern» (Berl. 1863). Bei den Alexandrinern trat die Grammatik

in den Dienst der Philologie (s. d.) und ward besonders nach der praktischen Seite mit Fleiß und Einsicht gefördert. Ihnen folgten die Römer, die sich darauf beschränkten, nur auf zwei Sprachen, die lateinische und die griechische, das überkommene Verfahren anzuwenden, ohne einen wesentlichen Fortschritt der Grammatik zu bewirken. Das Mittelalter begnügte sich mit den magern Elementarbüchern spätlat. Grammatiker. Selbst nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften ward die Grammatik nur zu praktischem Zwecke betrieben; doch erweiterte sich infolge der Reformation wenigstens äußerlich der Gesichtskreis, indem man für die Erklärung der Bibel nun auch Kenntniß der hebr. und eingehendere der griech. Sprache bedurfte. Im 17. Jahrh. endlich begann man mit einem zunächst mehr noch ahnungsvollen als bewußten Verfahren die Sprache um ihrer selbst willen zu betrachten, von der im Dienste der Philologie stehenden Grammatik der besondern Sprachen oder der S. im engern Sinne zur Linguistik überzugehen, und es zeigten sich jetzt die ersten Spuren der allgemeinen und sogar schon der vergleichenden Grammatik. Philos. Grammatiken erschienen ziemlich zahlreich seit der Mitte des 18. Jahrh., litten aber fast durchgehends und bis in die neueste Zeit an dem doppelten Gebrechen, daß sie einerseits das Verhältniß der Logik zur Grammatik theils übersahen, theils nicht hinreichend erkannten und herausstellten und andererseits sich fast nur auf das Gebiet der indogerman. oder gar der deutschen oder einer andern Landessprache beschränkten. Unter den ältern Werken dieser Art sind zu nennen die Schriften A. F. Bernhardi's (s. d.), K. F. Becker's (s. d.), Schmitthenner's (s. d.) u. a. Das einzig bedeutende Werk über die Philosophie der Sprache ist W. von Humboldt's epochemachendes Buch «Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues» als Einleitung zu seinem Werk über die Kawisprache (besonderer Abdruck, Berl. 1836). Seine Bestrebungen wurden fortgesetzt von Heyse in «System der Sprachwissenschaft» (Berl. 1856) und von Steinthal in «Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues» (2. Aufl., Berl. 1860). Ihre wissenschaftliche Begründung erhielt die vergleichende wie die histor. Grammatik in Deutschland, nachdem durch die Bemühungen der Engländer Wilkins, W. Jones, Colebrooke, Wilson u. a. die Sprache und Literatur des Sanskrit erschlossen und zugänglich gemacht worden war. Die durch Bopp (s. d.) geschaffene vergleichende Grammatik ist zu datiren von dessen kleiner Schrift «Das Conjugationssystem der Sanskritsprache, verglichen mit jenem der griech., lat., pers. und german. Sprachen» (Berl. 1816). Hier ist zuerst der leitende Grundsatz aufgestellt und durchgeführt, die Verwandtschaft der Sprachen aus ihrem Bau und nicht aus den Wurzeln ihrer Wörter zu erforschen. Die histor. Grammatik hebt an mit Jak. Grimm's (s. d.) durchaus auf selbständigen Forschungen beruhender «Deutscher Grammatik», deren erster Theil 1819 erschien. In gleichem Geiste behandelten Diez (s. d.) die roman. und Miklosich (s. d.) die slaw. Sprachen. An Bopp aber schloß sich, durch umfängliche Forschung ausgezeichnet, Pott (s. d.). Weiter ward die vergleichende Sprachforschung, gewöhnlich in Verbindung mit der historischen, gefördert durch Aufrecht, Benary, Benfey, Lassen, G. Curtius, Dieffenbach, Höfer, Kirchhoff, Kuhn, Max Müller, Schleicher, Schweizer u. a. Es dienen ihren Zwecken gegenwärtig in Deutschland folgende Zeitschriften: Kuhn's «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» (Berl. 1852 fg.); Kuhn und Schleicher, «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung» (Berl. 1858 fg.); Benfey, «Orient und Occident» (Gött. 1862 fg.). In diesen ist nur die Forschung über die indogerman. Sprachen vertreten; die vergleichende Grammatik der übrigen Sprachstämme liegt noch in den Anfängen. Vgl. Vater, «Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde» (2. Aufl. von Jülg, Berl. 1847).

Verzeichniß

der im dreizehnten Bande enthaltenen Artikel.

S.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Einbanddecken

zur

elften Auflage des Conversations-Lexikon.

Vielen Abnehmern des vorliegenden Werks wird die Mittheilung willkommen sein, dass die Verlagshandlung Einbanddecken, und zwar in zwei Arten: in Leinwand und in Halbfranz, hat anfertigen lassen.

Jeder Besitzer des Werks wird dadurch in den Stand gesetzt, dasselbe für einen billigen Preis in geschmackvoller Weise sich einbinden lassen zu können.

Der Preis der Decke eines Bandes ist
in Leinwand 6 Ngr.,
in Halbfranz 8 Ngr.

Jede Buchhandlung kann die Decken zu diesen Preisen besorgen.

Die Decken zu den folgenden Bänden des Werks werden von der Verlagshandlung genau in derselben Ausstattung wie die zu den bisher erschienenen Bänden geliefert werden.